Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

053
LIT
v.33

ROMANCE

Digitized by Google

The person charging this material is responsible for its return on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

University of Illinois Library

JUL 17 1972

FEB 24 1976

FEB 24 1976

FEB 24 1976

FEB 25 1976

MAY 14 1982

JAN 22 1982

L161—O-1096

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

LIT
V.33

053
LIT
v.33

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Der doppelte Bühnenrahmen

In seiner Inszenierung von Holteis „33 Minuten in Grüneberg" im Staatlichen Schauspielhaus schafft sich Jürgen Fehling für sein Bühnenbild den doppelten Bühnenrahmen. Das will besagen, daß dem Regisseur nicht unmittelbare Illusion erwünscht ist; er schiebt gleichsam doppelte Distanz zwischen den Zuschauer und die Vorgänge auf der Bühne; nicht als seinesgleichen soll der Zuschauer die handelnden Menschen betrachten, sondern als Marionetten einer verklungenen Zeit.

Man soll dem Regisseur nicht zum Vorwurf machen, daß er dasselbe Mittel schon früher angewandt hat. Vielmehr: man wird gegebenenfalls immer wieder dazu greifen müssen.

Das Bedeutsame an Jürgen Fehlings Holtei-Inszenierung, einer maßgebenden Leistung, ist, daß es gelungen ist, den doppelten Bühnenrahmen nicht nur als äußerliches Symbol zu spannen, sondern innerlich wirksam werden zu lassen. Mit Regiegesten, welcherart sie immer sein mögen, ist es nie getan. Hier aber steht jede Gestalt in dem Zwielicht von Gegenwartsironie und Heimweh nach einer nahen, doch verlorenen Vergangenheit. In der Sprechweise seiner Darsteller ist in jedem Wort der gleiche Doppelton. Das wird aber auch wiederum sichtbar zum Ausdruck gebracht, wenn die Liebenden marionettenhaft durch die Wäscheleinen zueinander streben und dennoch treuherzige, liebende Menschen sind.

Den letzten Aufschluß über diese seltene Regieleistung geben die Couplets. Sie werden durchaus travestierend gesungen und haben dennoch jene Innigkeit des seelischen Ausdrucks, die Heimweh heißt.

Doppelter Bühnenrahmen: man lacht, und in dem Lachen flammt die Empfindung unbehelligter auf.

E. H.

Piscator und die Wiederholung

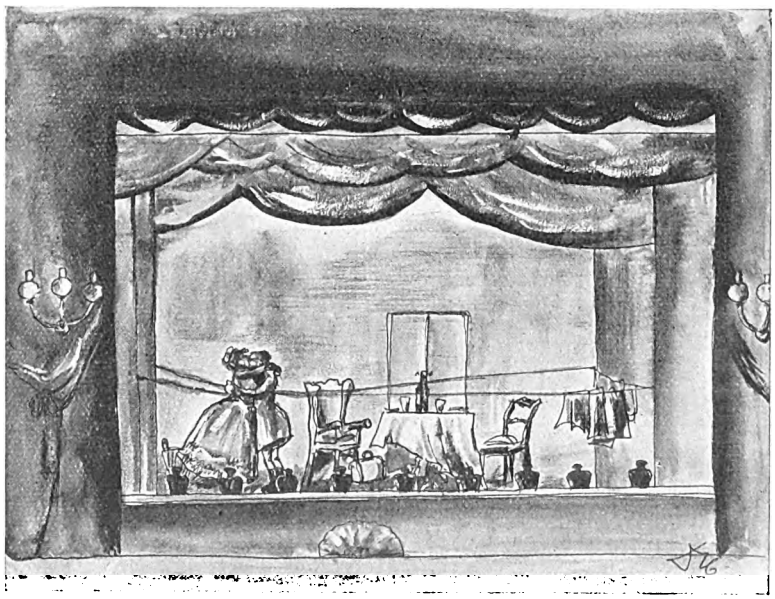
Erwin Piscators Inszenierung von Pliviers „Des Kaisers Kulis" im Lessing-Theater enttäuscht. Warum? Man kommt über die Empfindung nicht hinweg, das alles schon öfters von Piscator in gleicher Verwendung des Films, in ähnlicher Ausnutzung des Eisengerüsts auf der Bühne gesehen zu haben. Diese Empfindung vernichtet den Eindruck.

Das ist eine psychologische Wahrnehmung, die man als einigermaßen befremdend ins Kontrollbuch der Seele eintragen wird.

An sich ist Wiederholung in jeder Kunst. Man denke an die antiken Bildwerke oder an den Madonnentyp der Renaissance — man meint durch Kornfelder der Wiederholung zu wandern. Es gibt daneben noch eine andere Wiederholung, die jede Zeit aus sich heraus, aus ihren Willensäußerungen und Wunschregungen erzwingt und die derart kräftig ist, daß man jedem künstlerischen Werk ohne weiteres seine Entstehungszeit anzusehen vermag. Kein Vernünftiger wird an solcher Wiederholung Anstoß nehmen. Im Gegenteil, man weiß, daß diese Wiederholungen der Mutterboden für das Neuerstehende sind, daß sich zunächst fast immer in kleinen, beinahe unmerklichen Abweichungen von der Norm kundgibt.

Woraus also entsteht der Vorwurf der Wiederholung Piscator gegenüber? Man wird sich sagen müssen, jene anderen Wiederholungen bedeuten im Wesentlichen nichts anderes als sehr langsames, organisches Wachstum. Und das eben sollte bei Piscator nicht der Fall sein?

Wir fürchten, man wird die Frage bejahen müssen. Um bei dem einfach Greifbarsten: dieser Einbeziehung des Films in die dramatische Handlung stehen zu bleiben: es war das keine Neuschaffung aus zeitgenössischer Kunst heraus. Es war vielmehr die geschickte Ausnutzung eines Geschenks, das die Zeit gemacht hatte, aus ganz anderen Fundgruben heraus, nämlich denen der Technik. (Wobei sehr aufmerksam zu unterscheiden ist zwischen dem handlungsnotwendigen, vom Dichter bereits vorgesehenen Filmgeschehen und den vom Regisseur instruktiv oder lehrhaft oder tendenziös als Arabeske eingefügten Filmillustrationen.) Und nun tritt — in letzterem Fall — ein Doppeltes in Erscheinung: der Zeitwille geht auf politisiertes Theater, dessen Themen naturgemäß schon in sich begrenzt sind und die immer wieder irgendwie auf den Krieg zurückweisen. Zwangsweise hat demgemäß der illustrative Film auch immer wieder Kriegs-



Bühnenbild zu „33 Minuten in Grüneberg". Zeichnung von B. F. Dolbin

2-22-32 E B

Digitized by Google

bilder vorzuführen. Es werden also in jedem Einzelfall notgedrungen aus einer Wiederholung zwei.
Man muß vom künstlerischen Standpunkt aus diese Einbeziehung des Films als Arabeske bezeichnen. Und damit wird es klar: die führende künstlerische Linie verträgt die Wiederholung, die Arabeske verträgt sie nicht. E. H.

Künstlertragödie

Die Zeitungen melden, daß der Schauspieler Karl Daehn in Bad Ischl die 28jährige Schauspielerin Grete Maren durch fünf Revolverschüsse gefährlich verletzt hat. Eifersuchtsanfall. In unser Gespräch darüber tönt das Wort unseres Mitarbeiters B. F. Dolbin hinein: „Muß das ein schlechter Schauspieler gewesen sein!"
Das Wort klingt eigentümlich nach.
Daß allen Künstlern eigenste seelische Möglichkeiten zur Verfügung stehen, ihre Affekte abzureagieren, ist außer Zweifel. Hat aber zu keinen Zeiten verhindert, daß große Künstler — man denke an Verlaine — sich zu Gewalttaten haben hinreißen lassen. Beim großen Schauspieler aber liegt die Frage doch anders. Ihm ist es gegeben, den Eifersüchtigen in sich derart zu objektivieren, daß sein eigenes Ich, befremdet und beinah mit gebundenen Händen, neben diesem rasenden und schießenden Du steht.
Man sieht ganz deutlich zwei Schauspielertypen nebeneinander. Man kann sich vorstellen, daß der heute unmodern gewordene Typ den Revolver umständlich lädt und nicht ohne eine gewisse Feierlichkeit fünf Schüsse auf die Treulose oder sich Versagende abgibt. Er hat nur zuvor die Kugeln aus den Patronenhülsen entfernt. Der moderne Typ wird in einer gratis Separatvorstellung, die er sich selber gibt, den ganzen Vorgang mit höchstem Leidenschaftsausdruck zum Ausbruch kommen lassen. Allein in seinem Kämmerlein. Und wenn er dann am nächsten Morgen an der Ersehnten, Verlorenen vorübergeht, wird das mit hochgehobener rechter Schulter und spöttisch herabgezogenen Mundwinkeln geschehen können.
Es ist etwas dran: wirklich schießen tut nur der Dilettant.
E. H.

Deutschland und Frankreich im Tonfilm

Die berliner Tonfilmsaison hat fortissimo eingesetzt. An zwei aufeinanderfolgenden Tagen hatten Richard Oswalds „Dreyfus" und René Clairs „Unter den Dächern von Paris" ihren Start. Der deutsche Film — ein anspruchvolles Thema, dessen Ausführung lehrt, wie es nicht gemacht werden darf; der französische — anspruchsloses Thema, so vollkommen gestaltet, daß es schwer ist, die Gesetze zu erkennen, auf denen seine Vollkommenheit beruht. Der deutsche Film mit Stars, die oft blendende Leistungen bieten (George, Bassermann, Kortner), mit theatralischer Zurüstung des als sensationell erkannten Stoffs, dessen Allgemeingültigkeit ins Familiär-Rührselige mit märchenhaftem Ausgang abgebogen wird; der französische ohne Stars, mit dem köstlichen Albert Préjean und der reizenden, erst durch diesen Film entdeckten Pola Illery, Fortsetzung der Spitzenleistungen des französischen Films wie „Nana" und „Johanna von Orleans" und Ausbau der Möglichkeiten, die der letzte deutsche stumme Film „Menschen am Sonntag" wies; vermutlich unabhängig von dieser wesentlichen deutschen Filmleistung, aber eben doch Anschluß an filmisches Neuland, während der „Dreyfus", die Lehrjahre (Leerjahre!) des stummen Films ungenutzt lassend, Dramensurrogat, photographiertes Theater gibt. „Unter den Dächern von Paris" ist, worin des Filmspiels Wurzel und Wirkung beruht, ein Mimus des Lebens.
Die Unterschiede gehen weiter. Charakteristisch für die Situation ist das Verhältnis des Geistigen zum Technischen und zum Wirtschaftlichen: der deutsche Tonfilm von der Tonfilmkonfektion hergestellt, die schnell zu ihrem Geld kommen will: daß der armen Grete Mosheim akustische Unzulänglichkeit qualvoll und unerträglich ist, daß die Filmgewaltigen das beim Abhören gemerkt haben müssen, darf man ihnen wohl zutrauen. Aber Geschäftsprinzip: das Publikum wird's schon schlucken. Was höchst kurzsichtig gehandelt ist — da ein Ausland da ist, das es besser macht. Der französische Tonfilm ist außerhalb der Filmindustrie gedreht worden, von der Avantgarde. Ihr künstlerisches Gewissen hat nicht geruht, bis ein technisch einwandfreier Tonfilm entstanden ist. Und das Künstlerische wirkt sich wirtschaftlich aus. Man spricht französisch — und erobert den internationalen Markt. Man braucht die französische Sprache nicht zu verstehen — und weiß doch stets, wo die Handlung hält. Sprache nicht als Redeinhalt, sondern als Ausdruck, Handlungsmotor, Farbakzent, Lichtfleck.
Bezeichnend die Stellen, die ins Gebiet der „Geschicklichkeit" fallen. Der deutsche Regisseur kann sich nicht genug tun an Rede. Wie bringt man Zolas „J'accusé" ans Membran? Ganz einfach: der Redakteur Clemenceau muß Zolas Artikel etwas scharf finden — worauf ihn Zola noch einmal laut durchliest. (Eine an sich wirksame Szene, deren Rhetorik der Darsteller trefflich mildert — aber es geht hier um Prinzipielles, Irrwege Feststellendes.) Der französische Regisseur hat erkannt, daß das Geheimnis des Tonfilms im sparsamen Gebrauch des Wortes beruht. In der Replik, die den Vorgang weiterleitet. Weiß um Statik und Balance. Um den rhythmischen Wechsel von Bild und Ton. Bis in die Nuance hinein: daß gesprochen wird kann wichtiger sein als der Inhalt des Gesprochenen. Reizend die Situation, in der ein Liebhaber sein Mädchen bestürmt, ihr ins Ohr flüstert — und man hört nur ihr dreimaliges Non. Bravourös die Keilerei der Strizzis — zwei Außenseiter der Gesellschaft sind Rivalen um ein Mädel, ein dritter kriegt sie, das ist die ganze Handlung —: nicht auf die Zufallsgeräusche oder -worte kommt es an, die bei solcher Gelegenheit fallen, der Lärm der Großstadt rauscht heran und übertönt den Kampf. René Clair weiß, daß das Publikum schon des stummen Dialogs entwöhnt ist: er separiert die Sprechenden durch eine Glastür. Eine Konzession, die an platten Naturalismus grenzt. Aber, wie gekonnt!
Der deutsche Film bekommt seinen Auftrieb durch Szenenausschnitte, in denen gezeigt wird, wie der Fall Dreyfus sich ab ovo entwickelt. Solange das Geschehen immer weitere Kreise zieht, ist man gepackt. Lediglich durch den Stoff zwar, aber ohne ablenkende Nebenwirkung. Wenn die Affäre sich konsequent abwickelte, müßte die Person Dreyfus' immer mehr zurücktreten. Es wird ein Fall Zola, ein Fall Picquard, ein Fall Frankreich, ein Fall Justiz. Aber da Dreyfus von einem Star dargestellt wird, muß er immer wieder in die Handlung eingeschaltet werden, der dramatische Vorgang stockt, willkürlich schneidet man am Ende, fälscht die Historie, um schneller zum happy end zu kommen. Der französische Film bezieht seine ganze Dynamik aus dem Lied eines Straßensängers, das zum Schlager von Paris wird,

Digitized by Google

ein Leitmotiv ist Hintergrund, Chor und Movens. Und der Faden reißt nie ab.
Der deutsche Film: mit der Prätention großer Literatur. Der französische: betont unliterarisch. Aber „Unter den Dächern von Paris" ist eines Geistes mit den Schöpfungen eines Carco, eines Masereel. Und gemahnt an die fruchtbaren Versuche heutiger Epik: die Fülle modernen Lebens erst im Kleinen zu gestalten. L. W.

Mit Diskussion

Wir haben die Bühnenhandlung mit Diskussion (Piscator) erlebt, jetzt hört man aus Schweden vom Plan eines Funkromans, der in zwanzig Fortsetzungen zu je dreißig Minuten vorgelesen werden soll. Nach jedem Abschnitt sollen drei weitere Personen das Vorgelesene diskutieren.
Was will das besagen?
Zunächst offenbar, daß das stoffliche Interesse vorherrscht. Auf den Inhalt, nicht mehr auf die künstlerische Gestaltung kommt es an. Denn es ist doch selbstverständlich, daß die Diskussion eines Romanabschnitts nicht ästhetischer — sondern nur politischer oder sozialer Art sein kann. Der diskutierte Roman steht am Kurvenabsturz des künstlerischen Romans — und ist es mit dem diskutierten Schauspiel anders?
Und doch birgt sich hinter dieser neuen Mode, der beinahe eine Zeittendenz zugrunde zu liegen scheint, noch etwas anderes. Die Diskussion als solche ist Essayistik, die sich solcher Art frech-gemütlich in die Epik einschiebt. Man blicke auf den modernen Roman, zumal auf Thomas Mann und André Gide, und man erkennt unschwer, daß er ungemein viel essayistische Bestandteile in sich aufgenommen hat. Götterdämmerung des epischen Zeitalters: hereinbrechende Essayistik. E. H.

Zensur aus dem Kontokorrent

Aus den neuesten Zensurmaßnahmen lugen ein paar Erfahrungen freundlich hervor. Man sieht den finanziell Interessierten dem Zensor zur Seite stehen und ihm hilfreich die Hand führen.
Der Vorsitzende des Reichsverbandes der Kinobesitzer hat sich gegen die Verfilmung der „Drei-Groschen-Oper" geäußert. Die „entsittlichende Handlung" sagt man, und „Ich hab mein Herz in Heidelberg verloren" meint man. Die „Gruppe junger Schauspieler" hat mit der Leitung der Theater-Abonnements-Gemeinschaft „Reibaro" wegen des Berliner Theaters verhandelt. Die Verhandlungen sind zu keinem Abschluß gekommen, weil sich die Abonnementsleitung eine Vorzensur über die aufzuführenden Stücke vorbehalte wollte. Hat man gefürchtet, die revolutionären Inhalte könnten an ein Publikum gebracht werden, das den Ideen des Zeitstücks fremd gegenübersteht? Weit gefehlt! Man macht sich ja (siehe „1914" im Deutschen Theater) selbst zur Nutznießerin dieser Konjunktur.
In Amerika ist die Prohibitionzensur bekanntlich von den Whiskyfabrikanten durchgesetzt worden, die damit den tödlichen Schlag gegen die Bierbrauer führen wollten und geführt haben. Europa amerikanisiert sich offenbar. Wenn auch zunächst nur literatürlich-zensürlich. L. W.

Ende der Exotik?

Drei Ausstellungen mit Reizen des Exotischen, deren frappant Gemeinsames die Diktatur des Europäischen ist!

Bei dem Argentinier C. Bernaldo de Quirós ist es am deutlichsten. Keine Linie führt von Quirós zu der zwiefach revolutionierenden Kunst des Mexikaners Diego Rivera. Wenig trennt ihn von dem Maler des spanischen Volkslebens Zuloaga. Gemeinsam ist beiden, daß sie in Europa studiert haben. Aber der von einem Ingres-Schüler ausgebildete Mexikaner folgt Anregungen Cézannes, Picassos und Henri Rousseaus, studiert giotteske Kompositionen mit heißem Bemühn, sieht sich satt an Eindrücken italienischer Volksszenen — bis das Indioblut des Heimgekehrten revoltiert, die europäische Schulung nur noch am Handwerklichen erkennbar ist, Diego Rivera seine unverkennbare Bildsprache spricht. In dem Argentinier C. Bernaldo de Quirós dagegen spürt man allenthalben das Spanische Geblüt. Ein Straßenverkäufer — und welcher Betrachter hat nicht sogleich eine Murillo-Reminiszenz! Und das Spanische sitzt tief, ist nicht etwa äußerliche Entlehnung. Kann man den Gestalten des Velasquez das „Stolz will ich den Spanier!" ablesen, so braucht man das Wort angesichts der Volkstypen Quirós' nur abzuwandeln in: „Stolz will ich den Gaucho." Noch das eigenartigste Stück, das Bild „Siesta", ist ohne Kenntnis Goyas undenkbar. Man kann bei der dekorativen Anordnung dieses schönen Aktes an eine ruhende Renaissance-Danae mit Dienerin denken, nur daß es sich hier um eine moderne Dame handelt, die sich von ihrer dunkelhäutigen Kammerfrau die Fliegen fortwedeln läßt. Eine soziale Distanz ist zwischen beiden Frauen; aber es sind beides Frauen. Die Herrin, die in blühender, orangefarbener Nacktheit die weiße Bildmitte füllt, streckt sich mit Behagen in dem Geborgensein vor der Hitze, die Haut träumt Liebe, die Dienerin verrichtet mechanisch ihren Dienst, sie errät die geheimen Gedanken der Frau und der gehorchengewohnte Rücken drückt aus, daß sie sich das Erraten nicht merken läßt.
Wer geglaubt hatte, bei der Schau der Sowjetmaler eine Kunst kennenzulernen, die alle Merkmale der soziologischen Veränderung aufweisen würde, der ihr Schaffensprozeß unterliegt, wurde eines anderen belehrt. Man erlebte zum zweiten Mal die Überraschung, die uns überkam, als das neue Rußland seine ersten Sendboten der Bühne nach Deutschland entließ: den konservativen Stanislawski, den spielerischen Wachtangow, den bunten Tairoff. So spielen die Sowjetmaler alle Weisen der europäischen Ateliers, vom Impressionismus bis zur neuen Sachlichkeit, auf. Nur an den Stoffen erkennt man, daß die soziale Struktur des Landes sich geändert hat. Vielleicht auch an einer selbstverständlicheren Darstellung der Arbeit, einem unromantischen Erfassen der Wirklichkeit, einem Entdecken der zweckhaft-schönen Architektonik technischer Konstruktionen. Man muß sich die Ausstellung „Kunst und Technik" aus dem Vorjahr daneben halten, um zu sehen, worin der Fortschritt besteht: daß das Problem „Kunst und Technik" für die Russen kein Problem mehr ist. Es ist eine Neueroberung, die sich geräuschlos vollzogen hat. Am stärksten wirken die Stücke, die graphisch empfunden sind, ja — sich der Photographie nähern. Sollte am Ende die Photographie erst imstande sein, den Geist unserer Weltenwende ganz zu erfassen, sollte das Schwergewicht der technischen Aufnahme und Wiedergabe von der Möglichkeit der Vervielfältigung auf die Kunst des Ausdrucks unbemerkt übergegangen sein? Die sozialen Themen überwiegen durchaus. Wo man vergleichen kann — wie bei „Generallinie" und „Turksib" — ist die Filmfassung durchaus die unerreichte ideale Kunstform für diese neue Stoffzufuhr. Ein Bild hat als unmotivierten Hintergrund die Fassaden neuer Bauten. So hat man in der Renaissance zu Themen, die es

Digitized by Google

nicht bedingten, den nackten Menschenleib entdeckerfreudig gefügt! Einigen Bildern „Berlin" gemeinsam: die Lichtreklamen als Symbol — nicht einer neuen Wirklichkeit Berlins, sondern als Traum und Phantasmagorie. Hört jenseits der Grenzen die Überwindung des Romantischen auf?

Vierzehn Jahrhunderte georgischer Kunst endlich illustrierten den Weg der Antike, der nicht durch Rom und Renaissance gegangen ist. Zeitig hat sich die georgische Kunst vom byzantinischen Urgrund gelöst, ihren Sonderdialekt gesprochen, lange ihr mittelalterliches Gewand behalten. Plötzlich stößt man auf einen giotteskeu Christus. Aber der stammt aus dem — 18. Jahrhundert. Hier beginnt der Eklektizismus. Die georgische Kunstschau schließt mit dem 18. Jahrhundert. Die europäische Nivellierung hat begonnen.

Also stirbt das Exotische überall? Oder gilt von der Literatur nicht im gleichen Maße, was man an der bildenden Kunst beobachten konnte? Man übersetzt Negerromane, Lieder der Cowboys, der amerikanischen Arbeiter. Aber während auch diese Gebilde uns nicht sonderlich exotisch anmuten, ihre Exotik vielmehr nur von unserer Sehnsucht nach Exotik zu leben scheint, hat das Exotische in europäischer Reportage neuen Unterschlupf gefunden: Man denke an Kasimir Edschmids exotische Bücher, die die Kunst der Reportage an der Wende einer neuen Zeit zu neuer Novellistik führen. L. W.

Georg Fink meldet sich zum Wort

Auf unsere Glosse in Heft 11 der „Literatur" schickt uns Georg Fink nachstehendes Schreiben, das nicht nur seine leibhaftige Existenz dokumentiert, sondern auch ein so liebenswürdiges Bild seiner künstlerischen Selbsteinschätzung und seines künstlerischen Strebens gibt, daß wir es den Lesern der „Literatur" nicht vorenthalten mögen.

Sehr verehrter Herr Doktor,

Kurt Münzer schickte mir das Heft der „Literatur", in dem von mir die Rede ist. Ja, ich bin, ich existiere. Ich weiß, ich bin in meinem ersten Buch Kurt Münzer, noch nicht ich. „Der Ladenprinz" war das erste Buch, das ich mit 12 gelesen; Sie können sich denken, was das bedeutet. Dann habe ich alles verschlungen von K. M. Ich hatte ihn ja gebeten, dieses Buch unter seinem Namen erscheinen zu lassen. Ich weiß, ich bin vielmehr „Literat" als Proletarier. Wenn schon meine ganze Jugendgeschichte stimmt. Glauben Sie mir, das Buch ist ein Erlebnisbuch, und es ist so schade, daß mein Stil die Wahrheit zu beeinträchtigen scheint. Ich habe mich geweigert, zu lesen, was alles über mein Buch geschrieben wurde, ich bin nicht auf dem Laufenden. Ich wirke wie ein geriebener Schriftsteller und habe doch gar nichts mit Schriftstellerei zu tun; ich lebe ganz wo anders, draußen in der Welt und mit Leuten, die nie ein Buch lesen. Ich hatte mir so gewünscht, überhaupt anonym zu bleiben. Ich weiß nicht, was ich in einer Welt tun soll, zu der ich gar keine innere Beziehung habe. Jetzt bekomme ich Briefe aus aller Welt, ich kann doch nicht — Nein, was schreibe ich Ihnen da! Ich will Ihnen nur noch sagen, daß ich glaube, das neue Buch, soeben fertig geworden, das wird mich zeigen wie ich bin, nicht mehr nach dem Vorbild schreibend, weil ich damals dachte, so ist es doch schöner, als ich es von mir aus könnte. In dem neuen Buch habe ich gewagt so zu sein, wie ich bin, das hat nun wirklich Georg Fink geschrieben. Glaube ich. Vielleicht ist es ganz anders, vielleicht ist es jetzt ein Buch von Heinrich Mann oder André Gide oder Lawrence, die ich begeistert liebe. Aber dann würde ich niemals mehr eins schreiben. Dann höre ich auf.

Ich bin in großer Ergebenheit
Georg Fink.

Ich bin jetzt 27 Jahre. ‚Mich hungert' schrieb ich mit 24 Ich schrieb ein Jahr daran, aber es war um das Doppelte größer als in seiner Buchform. Das neue Buch ist klein, ich bin ein langsamer Schreiber, aber ich möchte auch nie ein Schriftsteller sein.

Erfüllung durch Übersetzung

Klabunds „Borgia" ist in dem deutschen Text gewiß eine der besten Schriften, die der zu früh Verstorbene uns schenkte. Diese „Borgia" sind von Mario Benzi ins Italienische übertragen und — die Übersetzung wurde schöner als das Original. Wer in der Ewigen Stadt lebt, das Buch in Rom liest, ohne den Verfassernamen zu wissen, zweifelt keinen Augenblick, ein Römer habe das Buch geschrieben.

Die italienischen „Borgia" Klabund-Benzis tragen in keiner Zeile ein noch so schwaches Anzeichen von Übersetzung. Die Sätze formen sich aus einem italienischen Munde, aus römischem Munde — denn mitunter streift die Sprache den kraftvollen Dialekt von Trastevere. Aber sie bleiben dennoch klabundisch, wirken hinreißend modern (wie noch kein Italiener wurde); nur da, wo Klabund mit einer gewissen Absichtlichkeit deutlich in der Sprache wird, hat Benzi eine volkstümliche Deutlichkeit an die Stelle gesetzt: aus einem — etwas intellektuellen — Mut zur Urwüchsigkeit wurde die Urwüchsigkeit selbst. Gewiß eine Veränderung, gewiß ein Verlust an Charakter dadurch in der Übersetzung. Aber es sind Römer, die in dem Buch sprechen. Und sie sprechen deutlich wie Römer 1500 gesprochen haben und wie sie es noch heute tun. Dadurch also wurde mehr erreicht als nur eine sprachliche Übertragung: dadurch schlossen sich die Figuren zu wirklich lebendigen Menschen, denen man noch — in einer Maskerade des 20. Jahrhunderts — in Piazza Navona und Banchi nuovi und Campo dei Fiori begegnen kann.

Klabunds Treue zum behandelten Milieu — den chinesischen, russischen, französischen und römischen Hintergründen und Kulturböden seiner Dichtungen — ist mitunter bezweifelt worden. In den „Borgia" baut der Crossener ein Rom auf, wie es Römer kaum mit gleicher Schärfe sehen, mit gleicher Zusammendrängung und Kondensierung, mit gleichem Herausgreifen des Typischen, keinem einzigen noch so kleinen, aber sofort dem Ortskundigen die Stimmung verderbenden Irrtum beschreiben könnte. Aber Deutsch gelesen war die Verführung dieses klabundischen Roms nicht so groß; erst jetzt in der Übertragung Benzis gewinnt es jene Sonne, die auf den roten Häusern der Stadt am Tiber brennt und sie wie heiße, braungebrannte Menschenhaut aufleuchten läßt. Es schien, die „Borgia" hätten darauf gewartet, in mystische Originalsprache übersetzt zu werden: vor beiden Ausgaben, der deutschen und der italienischen, stehend, glaubt man, dieses Buch sei durch einen Bannspruch in der Übersetzung gedichtet worden und erst der Übersetzer habe es befreit und dem Urlaut, dem inneren ursprünglichen Laut, zurückgegeben.

Gerhard Reinboth

Digitized by Google

Hinter dem Horizont

Von Ernst Wiechert (Berlin)

Der kritische Mensch, das ist der Mensch, der „sich Mühe gibt", sitzt am Strande des Gegenwartsmeeres und bewacht den Horizont. Denn am Horizont beginnt die „Erscheinung": Mastspitzen über dem Unbekannten der Fracht, des Kurses, des Zieles. So tauchen die Dichter auf und die Propheten, die Reformen und die Revolutionen, die Nebel und die Sterne über dem Kosmos des Geistigen. Treten in den Fassungskreis der „Zeitlupen", empfangen Berichterstattung, Urteil, Prognose, wecken Liebe und Haß, Begeisterung und Verachtung, und sind doch seltsamerweise gleichsam geburtslos da, wie Tiere, die aus dunklen Wäldern treten und „erscheinen". Und nur die Sprache fällt leise und zurückhaltend ein Urteil, indem sie „erscheinen" und „gedrucktwerden" gleichsetzt. Erst der gedruckte Mensch „erscheint".

Aber was ist hinter dem Horizont? Weshalb sind die dunklen Ströme uns gleichgültig, auf denen die Jugend ihre Schiffe besteigt, bevor sie „erscheint"? Die echolosen Wälder, durch die sie tastet? Die rötlichen Nebel ihrer Frühe und die schweigenden Dämmerungen ihrer Knabenabende? Die Hände, die in die wirren Karten ihrer Lebensfahrt die roten Linien der Ideale, der Hemmungen und der Gesetze einzeichnen? Weshalb geht in der Literatur die Schule uns nur soweit an, als sie Gegenstand einer Dichtung geworden ist? Weshalb geht der „Kampf der Tertia" uns an, aber keine der tausend Tertien unseres Volkes?

Wir wollen die Gründe hier nicht erörtern, aber wir wollen die Erscheinungen und ihre Folgen erörtern. Wir glauben, daß die Kunst der tiefste Ausdruck der Menschlichkeit eines Einzelnen wie eines Volkes ist. Wir glauben nicht, daß diese Menschlichkeit durch Intellekt und Handfertigkeit ersetzt werden kann. Wir glauben, daß hinter den Bildern Makarts und van Goghs, hinter den Symphonien Beethovens und denen von Richard Strauß, hinter den Plastiken des Naumburger Doms und denen der Siegesallee nicht verschiedene Namen, sondern verschiedene Menschlichkeiten stehen und daß diese Menschlichkeiten schon hinter dem Horizont entwickelt waren, bevor sie in die Erscheinung traten. Und wenn Kunsterziehung und Künstlererziehung noch heute Dinge sind, um die geredet wird, so scheint uns daraus zu folgen, daß die Erziehung zum Menschen etwas ist, worum sich nicht nur die Pädagogen zu kümmern hätten.

Was ist es denn, was in Wahrheit hinter dem Horizont geschieht? Nehmen wir die Tatsachen. Sie sind bekannt: In irgendeiner Straße ballen sich Menschen zusammen, durch nichts unterschieden als eine andere Farbigkeit ihrer Abzeichen, Mützen, Kleidung. Schüsse flammen auf, Messer blitzen. Rotes Blut fließt auf gefühllosen Stein. Oder: Auf irgendeinem Friedhof werden Kreuze gestürzt, Steine geschändet, vom üblich Heiligen durch nichts unterschieden als durch ein anderes in Namen und Schrift. Oder: Prima eines berliner Gymnasiums. Ringparabel. Diskussion, von Nathan zu den Brüdern Sklarek springend. „Alle Juden betrügen. Die Sklareks sind an die Wand zu stellen und zu erschießen!" „Würden Sie das selbst tun? Die Kugel in das Herz eines Menschen schicken?" „Jawohl! Sofort!" und so weiter.

Was folgt? Es folgt die Überlegung, daß jemand neun Jahre lang „erzogen" werden kann, Quadratwurzeln zu ziehen, Platon zu übersetzen, die Bergpredigt zu lernen, Goethes Gedichte zu kennen („Edel sei der Mensch, hilfreich und gut") und trotzdem imstande ist, Grabsteine zu stürzen und Menschenblut zu vergießen. Und wir können nicht glauben, daß dies gut sei.

Tatsachen einer anderen Reihe: Ein Jugenderzieher veröffentlicht in einer Zeitschrift Untersuchung und Meinung über das „Laster" der Onanie. Sturm, Haß, Verfolgung, bis das Ministerium ihn mühsam nach Berlin rettet. Oder: Ein Jugenderzieher schreibt einen wahrscheinlich schlechten aber ehrlichen Roman über Zustände der höheren Schule. Suspendierung vom Dienst. Strafversetzung in eine „kleine Garnison". Oder: Primaner bauen eine Abhörvorrichtung ins Kon-

Digitized by Google

ferenzzimmer. Consilium abeundi. Bis ein kluger und gütiger Ministerialrat eingreift.

Und auch hier können wir nicht glauben, daß dies gut sei.

Aber wen geht es an? Schulmänner, Geistliche, Parlamente? Ist es ihre Aufgabe allein, hinter dem Horizont zu wachen? Haben wir erst mit der „Erscheinung" zu beginnen? Ehemals schlugen sie die Erstgeburt, um Jesus zu schlagen. Wir aber glauben, daß unser Evangelium erst am Horizont beginnt. Und wenn beispielsweise der „Jahrgang 1902" erscheint, ist Ernst Glaeser für uns die Erscheinung, aber nicht der Jahrgang 1902. Wir fällen keine Urteile mehr über das Objekt. Wir urteilen nur über Wahrheit oder Irrtum in seiner Darstellung, und das ist schon eine Beurteilung des Subjekts. Wir ziehen aus dem Leben Folgerungen für die Kunst, aber wir ziehen keine Folgerungen aus der Kunst für das Leben. Wir erziehen zu Juristen, Ingenieuren und anderen Geistesfähigkeiten, und die Erziehung des Menschengeschlechts ist etwas, das man in Lessings gesammelten Werken nachschlagen kann.

Ist es denn wahr, daß die Politiker die Führer der heutigen Menschheit sind, oder die Fürsten der Wirtschaft, oder die Generäle, oder die Philosophen? Ist es denn wahr, daß die Dichter ihren Heroldsstab in nüchterne Hände abgegeben haben und aus bunten Steinen ein buntes Traumhaus bauen, fernab vom Leben und Leiden dieser Erde? Ehemals hatten die Propheten ihre Jünger, und sie gingen aus „in alle Welt" und verkündeten das Wort Gottes. Aber nun haben sie Verleger, Publikum, Auflagen, Vortragsreisen und Rundfunk. Es sitzt nun niemand mehr auf einem Berge und predigt. Es geht nun niemand mehr in die Schulen und liest, zu Weihnachten, oder zum Totensonntag, oder zum Trauertag des Volkes. Es sammelt nun niemand mehr den Jahrgang 1902, um ihnen zu sagen, daß eine neue Zeit für uns angebrochen sei, daß „nach soviel Angst und Grauen" der Mensch wieder nach seinem Bruder verlange, damit das Kainsmal ausgelöscht werde von seiner starren Stirn.

Denn alle diese, zu denen sie sprechen könnten, stehen hinter dem Horizont. Sind Lehrlinge des Lebens, sind der Obhut der Gesellen anvertraut, sind für die Meister nicht reif. Und die Dichter, die am kommenden Kleid der Menschheit weben, die von Leid wissen, von Unrecht, von den Kerkern der Seele und dem drohenden Schreiten klirrenden Schicksals, die mit glühendem Herzen danach verlangen, daß Gottes Erde anders werde, wollen einen zubereiteten Acker, wollen säen, ohne zu pflügen, wollen ernten, ohne zu jäten, wollen die Frucht, deren Keim den fremden Händen gehört.

Klage auf Klage über die Vereinsamung ihrer Wege, über das Leidensschicksal des Buchs, über die Verrohung der Sitten, die Verachtung des Geistigen.

Und in der Dämmerung ihrer Jugendwälder heben die wartenden Hände der Suchenden sich sehnsüchtig nach dem geahnten Licht. Aus der großen Opferbereitschaft ihrer glühenden Seelen, aus den dumpfen Plänen ihrer kommenden Reiche, aus dem Brennen ihrer Hingabe an eine Erlösung der Erde rufen sie die Opferfrage ihrer Labyrinthe: „Wo hinaus?" Aber da sind keine Götter, die ihre Opfer erhören. Da ist kein neues Brot statt der Steine des Herkömmlichen. Da ist Erziehung zur Fertigkeit statt zur Bereitschaft, zur gemessenen Leistung statt zum Opfer, zur Bewahrung statt zur Hingabe, zum Kärrner statt zu Gottes Kind.

Denn sie sind hinter dem Horizont, und die Dichter sitzen nicht mehr auf den Bergen, die über ihren Strömen sind. Nur die Aufseher sind bei ihnen, und die Wächter und die Schriftgelehrten, und die Propheten aus den Sümpfen der Ströme, die das dritte Reich predigen, damit sie das junge Opfer auf die leeren Altäre bekommen.

Wir haben eine Schulreform gehabt, und denken, nun sei es gut. Aber ich halte für möglich, daß bei einem Gericht der letzten Dinge die Dichter nicht nach ihren Werken gefragt werden, und nicht bei den Kränzen ihres Ruhmes, sondern daß sie danach gefragt werden, ob sie hinter dem Horizont gewesen seien, hinter dem die jungen Wetter leuchten, und wieviel Kinder zu ihren Füßen gesessen hätten, um die neue Bergpredigt zu hören.

Digitized by Google

Leben und Werk

Von Cécile Ines Loos (Basel)

Das Unpersönliche

Sind wir es, oder sind wir es nicht? — Durch die Arbeit erlösen wir uns aus uns selbst. Zuerst war alles nur Fluch. Fluch und Dorngebüsch, das uns umstand von jeher. Viele wachsen in die Dornen hinein und sind tot. Sie arbeiten wohl, sie arbeiten Tag und Nacht. Sie arbeiten, damit sie sich ewig fern bleiben. Aber andere arbeiten, damit sie sich kennen lernen. Sie arbeiten nicht nach außen und ertragen den Hohn und den Mißmut der Scheinenden, denn sie arbeiten nach innen. Und eines Tages sind sie den Dornen entwachsen und sterben nicht mehr. Eines Tages. Aber jetzt sterben wir noch.

Es gibt zweierlei Art der Arbeit. Die Arbeit, die noch in den Dornen ist und im Kummer und den Tod bedeutet. Und die Arbeit, die der Qual entwächst und Leben bedeutet. Aber zuerst müssen wir immer die Arbeit tun, die den Tod bedeutet. Erst wenn wir an der Nutzlosigkeit der Arbeit zugrunde gegangen sind, können wir uns sehnen nach Erlösung. Und dann holen wir uns langsam heraus aus uns selber. Heraus aus dem Kummer unseres Zugrundegegangenseins. Plötzlich arbeiten wir nicht mehr, weil wir etwas leisten wollen, sondern wir arbeiten, weil wir wachsen. Blatt um Blatt fügen wir an unsere Stengel. Grobe Blätter manchmal noch, grobe und rauhe, die halb noch mit den Wurzeln verwandt sind. Aber wir wachsen. Langsam wachsen wir und entfalten uns. Wir werden inne, daß sich etwas in uns bewegt, bewegt und eigenes Leben hat, das nicht mehr Kummer ist, sondern Darstellung sucht, wiewohl wir noch nicht über die Dornen hinaussehen. Und wenn uns im Sommer die goldenen Sonnenblumen grüßen über Gartenzäunen, so fühlen wir, daß auch wir unseren Blumen entgegenstreben, den Blumen, die schon in den Blattwinkeln schlafen — falls wir nicht zurückfallen und uns unter Dornen vergessen.

Aber auch die Arbeit, die nicht bloß ein Sichfernhalten bedeutet, sondern Wachstum, kann man wie Pflanzen nach verschiedenen Gesichtspunkten unterscheiden und vielleicht sogar nach dem geometrischen Grundriß der Beete berechnen. Denn die Beete sind ja gegraben. Wir können nach dem uralten Schema der Sterne greifen und den Zirkel aufsetzen: Wann und wo du geboren bist, das bedingt dein Schicksal und darum dein Werk. Christus trifft in seiner Zeit Kranke und Bekümmerte an und die Führer des geistigen Lebens: Mit denen muß er sich auseinandersetzen. Bei einem anderen Menschen

Phot. E. Schmid, Basel

steht der Schwerpunkt seiner Konstellation in den Häusern seiner Verwandten und Freundschaft; sein Lebensspiel wird sich dort austragen, wo seine Konjunkturen liegen. Wir alle müssen das Spiel spielen, zu dem wir gebeten sind. Und erst wenn der hohe Wegewender die weißen Lichtarme herumwirft wie Signale, können wir ein anderes Spiel antreten. Denn das ist unsere Bedingung, daß wir erfüllen müssen, was wir wollen ...

Digitized by Google

Wir haben aber auch jüngere und neuere Gesetze, nach denen wir unser Leben und unser Werk richten können. Ein Haus besteht nicht nur aus senkrechten Balken, es besteht auch aus Querbalken, ja sogar aus diagonalen Stützen, die ungesehen von uns sich hinter getäfelten Wänden kreuzen und ihnen den Halt geben, der sie vor unseren Augen aufrecht erhält. Auch hinter den zartesten, blumenseidenen Tapeten birgt sich das Gedritt und das Geviert unseres Lebens. Gebälk ist immer da, wie es auch der Zeit beliebt, es zu nennen. Hinter uns stehen die großen Diagonalen unseres Unbewußten. Wir alle haben unsere Dominanten in uns. Wir haben Konflikte mit Vätern und Müttern und Frauen, mit Kindern und Männern und Dämonen, die uns zerstören, und Lichtmächten, die uns helfen, wiewohl wir ihrer keine mit Augen zu sehen vermögen, mit Ohren zu hören oder gar mit Händen zu greifen. Unbewußt erfassen wir sie doch und lehnen uns mit dem ganzen Schmuck unseres Lebens an sie, die Unbegreiflichen. Und wir schreiten sogar über die Grenzen des Persönlichen hinaus ins Kosmische und erinnern uns der Blutläufe anderer Generationen. Wir sind es selbst, die wir in unserem Blut die Galerien der Ahnen und Vorahnen durchschreiten, bis wir endlich jenen erhöhten Platz in unserem Herzen finden, aus dem wir alle hervorgingen. Jene verborgene Stelle in der Hand des Schöpfers, der uns die Lebenslinien deutete und wies. Wir haben alle denselben Ursprung aber nicht dieselben Linien der Rückkehr. Und darum tragen wir den Kampf, den wir kämpfen, hinaus ins Unendliche und verdoppeln und verzehnfachen ihn ins Gigantische, denn siegen müssen wir doch. Das ist unser Ziel. Und jedes Werk, das wir tun, ist ein Stück Sieg über das Chaos in uns ...

So ist alles ineinander hineingestellt: Das Bedingte ins Unbedingte, das Faßbare ins Unfaßbare, aber dennoch Richtige. Anders als richtig handeln können wir letzten Endes doch nicht. Es hat alles nur ein Gefälle und nie zwei. Durch die Umwege, die wir gehen, stellen wir nur die Diagonalen größer und müssen noch weiter hinauswachsen, um die Konjunktur dennoch zu treffen. Aber rückwärtsgehen kann niemand. Höchstens kann er vergessen, daß er lebt. Und dann stirbt er. Im Vorwärtsgehen aber entwickelt sich aus der Bedingtheit die Möglichkeit und aus der Möglichkeit die Fähigkeit. Vielleicht war es Wilhelm Bölsche, der einmal sagte: „Nimm von einem Menschen zwei Haupteigenschaften und laß sie sich gegeneinander ausspielen, so ergibt sich alles übrige von selbst: Sein Leben und sein Schicksal." Je verschiedenartiger diese beiden Haupteigenschaften sind, je gewagter wird das Spiel. Und wenn es Eigenschaften sind von großer Intensität und krassem Widerspruch, so bedeuten sie unseren Sieg und unseren Untergang. Unser Verderben und unsere Heilung. Und beides ist beinahe dasselbe. Es haftet dem Sieg noch der Schatten des Untergangs an den Schultern und dem Untergang der Glanz des Sieges. Das sind die großen Wagnisse unseres Lebens.

Aber ob das Schicksal uns im Zenith des Tages geboren werden läßt oder um die Mitternachtsstunde des Lebens, ob es uns das Todeshaus füllt mit vielen Tränen, oder das Diesseits mit Freuden, ob die Dominanten unseres Lebens unsere eigenen und lieben Eltern sind oder Dämonen und Lichtgestalten — ob wir harmonisch veranlagt sind, so daß unsere Eigenschaften sich stützen und liebkosen, oder ob sich grausam die linke Hand der rechten widersetzt: Es kommt alles auf dasselbe heraus. Wir müssen trotzdem arbeiten an und in uns selber, wenn wir den Ursprung wiederfinden wollen. Und, wir dürfen uns auch bei der harmonischsten Veranlagung nicht erlauben, bloß etwas zu leisten, damit der Tag ein Ende finde und wir vor den Menschen bestehen als die Tüchtigen. Lieber noch leiden im Elend des Kampfes als glänzen wie eine Scheinfrucht unter dem Tode der Dornen ...

Rechtsfälle

V

Von Wilhelm von Scholz (Zürich)

Die heutige Betrachtung von Büchern, die mit dem Recht, mit der Rechtsprechung und mit Rechtsfällen zu tun haben, soll zunächst wieder einmal in alte Zeiten zurückgreifen; in noch ältere, als sie selbst der Pitaval behandelt, und zwar anläßlich eines ganz neuen Buches. Das sind die „Deutschen

Digitized by Google

Rechtsaltertümer in Sage und Brauchtum" von Anton Mailly (Wien 1929, Reinhold-Verlag). Das überall fesselnde, aufschluß- und lehrreiche Werk unterscheidet sich von den anderen Büchern dieses Zusammenhangs vornehmlich dadurch, daß es uns eine überreiche Fülle von Anschauungen, Einsichten, Erkenntnissen gibt, die nur mittelbar mit der „sich forterbenden ewigen Krankheit" zusammenhängen; die gewissermaßen in der meist durch lange Zeiten dauernden und die Menschengesamtheit beschäftigenden Institution des Rechts sich nur mit erhielten und bis zu uns bringen ließen.

In diesen „Rechtsaltertümern" lernen wir Sagen und Sitten, Aberglauben und Gebräuche, vor allem aber viele Eigentümlichkeiten, Wendungen und Bilder der Sprache näher kennen, die sich eben am Recht und der Rechtsprechung entwickelt haben. Altes Leben ist hier aufbewahrt. Wir müssen uns denken, daß die Menschen in den für die große Mehrheit schriftlosen Zeiten, in denen die Kirche und das Gericht die wichtigsten Mächte und Beeinflusser des Lebens waren, von selbst dazu geführt wurden, sich bei diesen Mächten immer wieder mit neuem Sprachstoff, neuer Sprachbildkraft zu versorgen. Davon gibt Maillys Buch ein sowohl übersichtliches wie durchaus fesselndes und vielseitiges Bild.

*

Der Zufall wird nicht leicht fünf oder sechs Bücher unseres Themas zusammenlegen, ohne daß wenigstens zwei bis drei davon Erzählungen sind, die sich der steten Spannungsmächte des Kriminellen bedienen, um ihre Leser mühelos zu fesseln. Es ist ja ohne weiteres klar, daß bei den Verbrechen, aus denen man Erzählungen macht, mehr als bei irgendwelchen anderen erzählerischen Aufgaben Spannung schon im Rohstoff liegt.

Nicht nur das Dunkel, mit dem sich seiner Natur gemäß das Verbrechen immer umgeben muß; in das der lichtscheue Rechtsbrecher hineinstrebt wie ein am Tage hinter dichtem Vorhang aufgescheuchter Nachtfalter; dies Dunkel, das von der Menschheit, vom Detektiv, der Polizei kunstvoll erhellt werden soll, erzeugt die unmittelbare Stoffspannung. Vielleicht wirkt mehr noch in derselben Richtung die Seeleneinstellung des Aufnehmenden, jedes von uns, mit der er unmittelbar, sobald nur begonnen wird, von einem Verbrechen zu erzählen, erregt zu hören beginnt. Sowohl Schauer und Angst wie alte Fehde- und Jagdlust, Urvätererbe im Blut — alles Grundkräfte der Spannung — erwachen sofort. Das Rätselraten, das bei erzählten Kriminalfällen, gleichviel ob wahren oder erfundenen, auch bald einsetzt, steigert die Anteilnahme.

Robert Neumann, der vor allem durch seinen Zeitroman „Sintflut" und durch seine geistreichen Parodien „Mit fremden Federn" (sozusagen eine heutige Erneuerung von Fritz Mauthners „Nach berühmten Mustern") bekannt geworden ist, hat (im Engelhorn-Verlag) eine „Hochstapler-Novelle" erscheinen lassen, die mancherlei Reize hat: den künstlerischen eines sich schließenden Ringes, fast mit einem Zurückkehren des Schlusses in den Beginn, den schriftstellerischen einer nicht üblen, wenn auch natürlich ein wenig absichtlich stilisierten Psychologie des leichten Volks der besseren Gauner und ihrer Umgebung, den Stimmungsreiz einer sehr erfühlten Landschaft. In diesem Buch ist etwas von dem heißen, fast tropisch fruchtbaren Atem der adriatischen Küste — er vielleicht der beste Gewinn für den Leser des Buchs.

John Henry Mackay, dessen Persönlichkeit heute sicher weniger gut erkannt werden kann als zu der Zeit, während deren seine Generation die literarische Führung hatte, und auch weniger gut, als wahrscheinlich einmal später, wenn man zu seinem umfassenden doch problematischen Werk einen neuen Abstand gewonnen haben wird, hat eine, mit seinen weltanschaulich-philosophischen Ideen (Stirner) nicht unmittelbar zusammenhängende Erzählung, die man fast als kleinen Roman bezeichnen könnte, erscheinen lassen: „Staatsanwalt Sierlin, die Geschichte einer Rache" (im Stirner-Verlag, Berlin).

Diese Erzählung beginnt spannend und hält die Spannung auch ungefähr bis zur Mitte des Buchs. Dann läßt die Teilnahme des Lesers nach, weil die Erzählung sich allzu konsequent und programmatisch abwickelt — gewiß kann man auch sagen: sich allzu programmatisch steigert; aber die Steigerung in gerader, ununterbrochener Linie, ohne neue Ablenkungen von dem voraus vermuteten, fast vorgewußten Wege verliert ihr Wesen und erweckt rasch den Eindruck des Sichgleichbleibens. Trotz mancher psychologisch kluger und feiner Züge, die Mackay ersinnt, werden die meisten Leser wohl

Digitized by Google

doch den Ring, den der Verfasser um seinen Staatsanwalt schmiedet, nicht als undurchbrechbar empfinden und an mehreren Stellen der Erzählung ein Sichbefreien des Staatsanwalts für viel wahrscheinlicher halten als sein unentrinnbares Weitererliegen der Suggestion des Gegners. Dieser, Adolf Braun geheißen, ist ein Mann, zu dessen unschuldiger Verurteilung der Staatsanwalt einmal beigetragen hat. Braun verfolgt den Staatsanwalt nun in einer Art monomaner Rachgier durch stetes Ihm-Begegnen, bis der Staatsanwalt schließlich wahnsinnig wird.

Dem Buch fehlt freilich irgendeine dichterische oder geistige Nachwirkung über den Schluß hinaus. Aber es ist andererseits unzweifelhaft eine ernste schriftstellerische Leistung und das Werk eines klugen bedeutenden Kopfes, in dem sich das Leben vor allem mit seinen Schatten spiegelt, und verdient Beachtung.

Dieses Lob kann ich dem seltsamen, noch viel mehr in der Idee stecken gebliebenen Buch „Attentat" von Friedrich Michael, das sich den Untertitel „Chronik einer fixen Idee" gibt (Paul List Verlag, Leipzig), nicht erteilen. Allzu unzusammenhängend, außer durch diese fixe Idee sind seine Kapitel, die kein menschliches Interesse wachrufen; höchstens das kurze Kapitel über die Abiturienten, die sich gegen Goethe und alle großen Toten verschwören, läßt sich davon ausnehmen. Die übrigen Attentate, von denen das Buch handelt, erscheinen lediglich als Schrullen, und das dem Buch vorausgesetzte Motto: „Eine Sache kann idiotisch sein und trotzdem notwendig" wird nicht dargetan. Das Buch Attentat ist weder das eine noch das andere.

*

Ich fürchte fast, im folgenden meine Kompetenzen zu überschreiten, indem ich Bücher bespreche, die nur bedingt unter „Rechtsfälle" zu begreifen sind, und daß ich also gewissermaßen hier selbst einen Rechtsfall darstelle. Es sind das zwei Bücher, die von Rechtsbrechern und Unrechttätern so großen Maßes oder so hoher Stellung handeln, daß man nicht im gewöhnlichen Sinne von Verbrechern oder Übeltätern sprechen kann, so Übles sie auch getan haben. Während in den sonst hier aufgeführten Büchern meist die kleinen Diebe behandelt sind, die man hängt, wofern man sie hat, geht es hier um die großen Diebe, die man nach demselben Sprichwort immer laufen läßt. Aber das Sprichwort ist falsch: denn diese großen Diebe, Räuber, Mörder usw. lassen im Gegenteil die anderen laufen, und zwar nach ihrem tyrannischen Willen hierhin, dorthin, miteinander, gegeneinander — ganz wie ihr Machtgelüste oder ihr Geschäft es verlangt. Was sie tun, sind also auch nicht Rechtsfälle, sondern Taten der Politik oder der Großwirtschaft. Nur das moralische oder besser: unmoralische Moment verbindet die großen Diebe mit den kleinen — und selbst da ist ein Fragezeichen zu setzen! Das Handeln derer, die man nicht hängt, geht trotz aller egoistischen Antriebe um so gewaltige Dinge, vollzieht sich auf so weiten Schauplätzen, hat oft Atem so starker Leidenschaft, daß vielleicht wirklich in ihrer Seele kein Raum war für moralische Erwägungen oder für ein Gefühl von Recht und Unrecht. Dies muß man aber doch bei den kleinen Dieben, Räubern, Mördern usw. immer als vorhanden annehmen und jedenfalls nicht als durch das Großmaß ihrer Taten von vornherein ausgeschlossen.

Sir Basil Zaharoff, der „Mysteriöse Europäer", dessen Lebensgeschichte Richard Lewinsohn (auch unter dem Namen „Morus" als Wirtschaftskritiker bekannt) unter dem Titel „Der Mann im Dunkel" (bei S. Fischer, Berlin) veröffentlicht hat, war einer der größten Rüstungsindustriellen der Welt und sicher einer der vielen Mitschuldigen an dem großen Kriege wie an vielen vorhergegangenen kleineren Kriegen und Krisen. Sein Leben ist wie das eines Abenteurers aus dem 18. Jahrhundert, das wieder neben dem Zaharoffs als läppisch und nichtig erscheint. Denn statt Liebesintrigen an kleinen Höfen, vorgespiegelter Goldmacherkunst und ähnlichem steht hier gewaltiger furchtbarer Einfluß auf Großmächte zum Völkervernichten, um mit der Rüstungsindustrie immer neue Millionen zu verdienen. Dabei ist dieser Zaharoff, der als ein armer Grieche in einem kleinen asiatischen Bergdorf geboren wurde und als Engländer, zugleich als einer der reichsten Männer Europas, starb, nicht durchaus unsympathisch; in demselben Sinne, in welchem Napoleon I. nicht durchaus unsympathisch ist.

Vielleicht ist es vor allem ein Verdienst des sachlich, ruhig, leidenschaftslos und besonnen schreibenden Verfassers, daß dieser Eindruck entsteht, entstehen muß. Denn so eingehende und kluge Darstellung

Digitized by Google

läßt sich nicht an einen durchaus unsympathischen Mann wenden. Wäre er es von Anfang an, so würde er dennoch bei solcher schriftstellerischen Darstellung mehr und mehr das Verstehen des Lesers finden und mit dem Verstehen auch eine wärmere Anteilnahme gewinnen. Immerhin ist die aus Lewinsohns Buch unzweideutig hervorgehende Tatsache, daß auch solch ein übermächtiges und zeitbeherrschendes Leben in ein leeres, trübes, graues Nichts mündet, in etwas ein Trost für uns und ein Entgelt für das Böse, das an ihm teil hat.

Während das eben besprochene Buch uns einen der entscheidenden Drahtzieher des Hintergrundes zeigt, deren unheimliche und für die breite Öffentlichkeit in ihrer verderblichen Wirkung zunächst nicht erkennbare Tätigkeit den Boden für die politischen Katastrophen, die großen vernichtenden Kriege, bereitet, werden in dem nächsten die Leute vor unser Auge gestellt, welche ohne Rücksicht auf Blut und Leben der Menschenmillionen die von den anderen wohl vorbereiteten Katastrophen unmittelbar auslösen: die Politiker. Zaharoff baut das Geschütz und lädt es auch noch; die Politiker feuern den Schuß ab. Verbrecher auch sie — aber auch sie vielleicht entschuldbar, weil sicherlich jeder von ihnen ebenso Getriebener ist, wie er selbst treibt.

Emil Ludwig hat in seiner bekannten, immer unterhaltenden, ja sogar fesselnden Art in seinem Buch „Juli 14" (Ernst Rowohlt Verlag, Berlin) die Männer und Vorgänge geschildert, die den Weltkrieg heraufbeschworen haben. Seine Darstellung erinnert an die beste Zeit von Maximilian Harden, den Emil Ludwig sich, wie ich glaube, bewußt und nicht zu seinem Schaden als Vorbild genommen hat. Sein Kunstgriff ist, daß er die vermuteten, erschlossenen, geschichtlichen Vorgänge mit derselben Sicherheit und Bestimmtheit, mit aller Gegenwarts- und Erlebnisfarbe erzählt, mit der der Dichter erfundene Gestalten vor uns hintreten läßt, erfundenes Geschehen aufrollt. Der Verfasser gewinnt dabei das unmittelbare gespannte Leserinteresse und, weil es sich um die in ihren großen Zügen allen bekannten Vorgänge handelt, auch Glauben und Überzeugung für seinen Bericht, als wäre er dabei gewesen. Denn eine so bestimmte, den einzelnen Moment oft mit allen guten schriftstellerischen Mitteln wie in einem Roman anschaulich machende Art des Vortrags läßt den Widerspruch des naiven Lesers nicht aufkommen.

Es mag der Geschichtsforscher das Ludwigsche Buch auf seinen Gehalt an historischer Wahrheit untersuchen.

Hier beschäftigt uns die Frage, inwieweit diese skrupellosen Politiker, die Berchtold, Graf Forgach, Iswolski und die anderen Verbrecher und Missetäter sind. Der Wirkung ihres Tuns nach sind sie's in höchstem Maße, ihrer moralischen Einstellung nach wahrscheinlich beträchtlich weniger als ein Zaharoff, der viel mehr übersieht, viel sicherer beurteilt, in Ruhe, durch Jahre hindurch, was er anrichtet, als die Politiker, die in erregten Wochen und Tagen das furchtbar Vorbereitete zur Entladung bringen.

Wenn wir an Stelle der Idee des Vaterlandes, die sicherlich nicht bei allen diesen Politikern, nicht einmal bei den meisten, Deckmantel anderer Absichten war, durch die größere einer göttlichen Mission ersetzen, so finden wir in der Geschichte der Jesuiten bedeutsame Entsprechungen zu diesen Katastrophenpolitikern. Nur in dieser Beziehung gehört das umfangreiche, große, geschichtliche Studien widerspiegelnde Werk von René Fülöp-Miller „Macht und Geheimnis der Jesuiten" (Grethlein & Co., Leipzig/Zürich), insbesondere der sehr ausführliche sechste Teil über „den Zweck und die Mittel", in diesen Zusammenhang. Der Verfasser, der schon durch seinen „Heiligen Teufel", das Rasputin-Buch, hervorgetreten ist, schildert fesselnd doch leidenschaftslos und kühl; ob sachlich richtig, mag auch hier der Historiker entscheiden. Aber wenn er darstellt, wie die Jesuiten Clément, den Mörder Heinrichs III., für eine „ewige Zierde Frankreichs" erklären, so fühlt man die amoralische politische Luft wehen, in der Königsmorde so gut gedeihen wie die kriegerischen Völkermorde. Die Frage nach Recht oder Rechtsbruch, nach Verbrechen und Rechtfertigung verstummt. Man findet sich innerhalb überpersönlicher, überrechtlicher, trotz aller Scharfsichtigkeit der Handelnden: blinder Gewalten!

Digitized by Google

Französische Erde

Normandie und Bas-Languedoc

Von André Gide

Andere Gegenden sind schöner; vielleicht hätte ich sie vorgezogen. Aber diesen entstamme ich. Ich hätte wohl in der Bretagne geboren sein mögen, in dem frommen Locmariaquer oder bei Brest, in Camaret oder Morgat, aber man wählt sich seine Eltern nicht aus; und selbst diesen Wunsch habe ich wahrscheinlich mit dem katholischen und normannischen Blut von Mutterseite, mit dem protestantischen südlichen Blut des Vaters geerbt. Zwischen der Normandie und dem Süden kann und will ich nicht wählen, und ich fühle mich um so mehr als Franzose, als ich nicht nur einem einzigen Stück Frankreichs zugehöre, als ich weder speziell normannisch oder südlich, katholisch oder protestantisch, sondern nur französisch fühlen kann. Geboren in Paris, verstehe ich zugleich das Oc und das Oil, die behäbige normannische Mundart und die singende Sprechweise des Südens. Ich liebe den Wein ebenso sehr wie den Apfelmost, die tiefen Wälder wie die Heide, das Weiß des Apfelbaums und das des Mandelstrauchs.

1.

Vom Rand der normannischen Wälder rufe ich das Bild eines glühenden Felsens auf — eine balsamische, in der Sonne tanzende Luft, in der der Duft von Thymian und Lavendel mit dem schrillen Zirpen der Grille zusammenklingt. Zu meinen Füßen, denn der Fels fällt steil ab, im enggewundenen Tal taucht die Mühle auf, Wäscherinnen, ein Wasser, das um so kühler ist je mehr es ersehnt wurde. Dann weiterhin wieder ein Fels, aber weniger steil, sanfter, Gehege und Gärten, dann Dächer, ein lachendes Städtchen: Uzes. Dort wurde mein Vater geboren, und dort bin ich schon als Kind hingekommen.

Man kam im Wagen von Nîmes; bei der Nikolausbrücke überquerte man den Gardon. Im Mai bedecken sich seine Ufer mit Asphodelen wie die Ufer des Anapo. Dort leben die Götter Griechenlands. Die Gardbrücke ist ganz in der Nähe ...

Später lernte ich Arles, Avignon, Vaucluse kennen. Es ist ein fast lateinisches Land mit ernstem Lachen, mit heller Poesie und schöner Strenge. Nichts von Weichlichkeit. Die Stadt wächst aus dem Felsen empor und bewahrt seine warmen Töne. In der Härte dieses Felsens bleibt die antike Seele eingeprägt; das lebendige harte Fleisch der Rasse trägt ihre Züge; sie macht die Schönheit der Frauen aus, den Klang ihres Lachens, die Würde ihres Ganges, die Strenge ihres Blicks; und sie macht den Stolz der Männer aus, jene leichtgewordene Sicherheit derer, die sich schon in der Vergangenheit ausgesprochen haben, sich darum nur mühelos zu wiederholen brauchen und nicht mehr viel neues zu suchen wissen; — ich vernehme diese Seele noch in dem glimmerartigen Schrei der Grillen; ich atme sie ein mit den Düften, ich schaue sie im spitzen Laubwerk der Steineichen, in den schlanken Ästen der Ölbäume ...

Vom Rand der glühenden Heide rufe ich das Bild eines dichten und immer feuchten Wiesenplanes auf, biegsames Gezweig, schattendunkle Hohlwege; das Bild eines Waldes, in dem sie sich verlieren ... Aber andere haben die grünende Erde des Calvados schon besungen. Dort zirpen keine Grillen; alles ist Weichheit und Luxus; der Fels tritt niemals offen zutage. Dort leben andere Götter, andere Menschen; die Götter sind schön, glaube ich; die Menschen häßlich. Die Rasse ist beschwert von Behagen, sinnt doch nur darauf, es zu vermehren und ist verbildet. Unfähig zum Gesang, zur Musik verbringt sie ihre schönsten Mußestunden nur mit Trinken. Hier triumphiert nur die Liebe zum Erwerb über die Trägheit; ein schlaffes Geschlecht läßt seinen Händen die köstlichsten, die seltensten Güter entrinnen ...

Aber vielleicht gewinnen die guten Eigenschaften der normannischen Rasse, die weniger ins Auge fallen als die der südländischen, doch bei denen, die sie bewahren, eine um so größere Kraft als eine schwere Leiblichkeit sie bedrängt; vielleicht gewinnen sie an Würde und Tiefe, was sie an Oberflächenglanz verlieren.

Mit dem Pays de Caux wandelt sich alles; große Felder treten an Stelle der Wiesen; die Männer sind arbeitsamer und nüchterner, die Frauen weni-

Digitized by Google

ger entstellt. Und niemals ist mir dieses Land so schön erschienen wie an diesem 15. Juli, bei Etretat, wo ich dies schreibe, bald im Sitzen, bald in der vollen Mittagssonne wandernd. Noch blüht der Flachs. Man schneidet den Raps; der Roggen ist schon gemäht. In wenigen Tagen haben sich die Weizenfelder blond getönt. Es wird eine wunderbare Ernte geben. Hier und dort verstreut, überall, breiten die großen Mohnblumen ein Rot über die Erde.

2.

Die wenigen Orte, die ich genannt habe, sind ebenso wenig die ganze Normandie und der ganze Süden, wie der Süden und die Normandie ganz Frankreich sind.

Es betrübt mich zu denken, daß wenn ein Zufall sie zusammenführte, der normannische Bauer, den ich kenne, und der Südländer, den ich kenne, sich nicht nur nicht lieben würden, sondern sich nicht einmal verstehen könnten. Dennoch sind sie alle beide Franzosen.

Was macht in den Augen eines Deutschen, eines Italieners, eines Russen eine „französische Stadt" aus? — Ich weiß es nicht. Ich habe nicht genug Abstand, um es zu verstehen. Ich sehe eine Bretagne, eine Normandie, ein Baskenland, ein Lothringen, und aus ihnen setze ich mein Frankreich zusammen. In Savoyen weiß ich, daß ich in Frankreich bin; und ich weiß auch, daß ich nicht mehr dort bin, wenn ich ein bißchen weiter gehe. Ich weiß es und will es fühlen. Damit sich in einem Lande ein Einheitsbewußtsein bilden und kräftigen kann, müssen die verschiedenen Elemente, die es zusammensetzen, sich mischen, sich kreuzen und verschmelzen. Die Theorie der Verwurzelung würde bei allzu strenger Anwendung die Verschiedenartigkeit der verschiedenen französischen Elemente beschützen und betonen und dadurch ihr gegenseitiges Verständnis gefährden; sie würde eher Bretonen, Normannen, Lothringer und Basken formen ... als Franzosen. Nichts ist verschiedenartiger gesondert als der Geist der Provinz; aber nichts widerstrebt so sehr der Besonderheit wie der Genius Frankreichs. Es ist gut, daß Franzosen wie Hugo geboren werden, „... aus bretonischem und lothringischem Blut zugleich", die in sich gegenseitig die äußersten Gegensätze Frankreichs beherbergen, sie zur Fülle gestalten und sie zur Einheit zwingen.

Noch dies muß gesagt werden: es gibt Heideländer, die herber sind als das der Bretagne; grünere Weideflächen als die der Normandie; heißere Felsen als die der Gegend von Arles; es gibt Meere von tieferem Grün als die Gewässer der Manche, von leuchtenderem Azur als die unseres Südens — aber Frankreich hat alles das zugleich. Und der französische Genius ist eben deswegen weder ganz Heide noch ganz Ackerland, noch ganz Wald, noch ganz Schatten, noch ganz Licht, sondern formt aus diesen verschiedenen Grundstoffen ein harmonisch geordnetes Gleichgewicht. Das macht die französische Erde zum klassischsten aller Länder; ebenso wie so verschiedene Elemente: das ionische, das dorische, das böotische, das attische die klassische Erde Griechenlands schufen.

(Deutsch von Ernst Robert Curtius.)

Frankreich

Zu Ernst Robert Curtius „Die Französische Kultur"[1]

Von Klaus Mann (Berlin)

Darf ich mit einer persönlichen Erinnerung anfangen, obwohl ich über ein so ausnehmend, so großartig sachliches Buch zu sprechen habe? — Ich war siebzehn Jahre alt, als ich in Heidelberg Ernst Robert Curtius kennenlernte, gleichzeitig ihn und seine Bücher; erst die „Wegbereiter" und den „Balzac"; dann den „Französischen Geist im neuen Europa". Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß er mir eine neue Welt öffnete. Es war eine Welt voll Reiz und Problematik, zugleich radikal und traditionsgebunden (und das gerade erschien mir so besonders europäisch an ihr): Die Welt des geistigen Frankreichs von heute. Inzwischen ist mir die intellektuelle und menschliche Verbindung mit dieser Sphäre lebensnotwendig geworden. Curtius war es, der mir durch Schriften und Gespräche den ersten Kontakt mit ihr vermittelte.

Das große Frankreich-Buch, das uns heute vor-

[1] E. R. Curtius-A. Bergsträsser, Frankreich, 2 Bände, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1930.

Digitized by Google

liegt, ist etwas wie die Krönung dieses Lebenswerks, dessen Thema Deutung und Analyse des französischen Geistes ist. Diesmal gilt die Untersuchung, über das Literarische hinaus, dem ganzen französischen Kulturbegriff, seiner Geschichte, allen seinen Ausdrucksformen. „Die französische Kultur. Eine Einführung." Dieser Titel klingt strenger, ich möchte sagen: belehrender als sonst die Titel der Curtius-Bücher. In den Essays, die sich mit einzelnen Individualitäten des modernen Frankreichs auseinandersetzten, bezauberte dieser Prosaist durch einen Stil, der nicht nur wohlerwogen und klug, sondern auch sehr anmutig war; ich denke zum Beispiel an den wundervollen Proust-Essay. Diesmal imponiert er durch stupendes Wissen, durch eine tiefe und überlegene Gründlichkeit, durch einen große Zusammenhänge erfassenden, geistig organisierenden Weitblick. Sein Verzicht auf alle feuilletonistischen Reizmittel ist nobel. Aber in einzelnen Kapiteln, etwa in den über das Unterrichtswesen, spüre ich die Gefahr, daß fachwissenschaftlich aufgezählte Daten und Zahlen für den laienhaften Leser eher verwirrend als fördernd wirken können.

Das Buch ist sehr klar komponiert, von einer klugen und wohltuenden Übersichtlichkeit. Das Einführungskapitel über den französischen Kulturbegriff gibt die Themen an, wie ein musikalisches Vorspiel. Es setzt sich vor allem mit dem Phänomen des französischen Nationalismus auseinander, einem gerade für Deutschland so brennend interessanten Phänomen. Der „hybride Mystizismus" dieses pathetisch überspannten Nationalgefühls wird gleichsam entschuldigt, indem er erklärt und gedeutet wird. „Gerade dadurch, daß es seine nationale Idee erfüllt, glaubt Frankreich einen universalen Wert zu verwirklichen. Dasselbe kann man vom deutschen Nationalismus schwerlich behaupten, und hier liegt der Unterschied." — Besonders interessant ist auch das, was über den Kult des „Zivilisations"-Begriffes in Frankreich gesagt ist, mit dem ja übrigens der Kult der nationalen Idee nahe zusammenhängt, da Frankreich den Primat aller Zivilisation zu besitzen glaubt.

Es folgt die Durchfigurierung der einzelnen Themen, ihre Ausführung. Erst die Darstellung der natürlichen und der geschichtlichen Grundlagen Frankreichs; dann das wichtige Kapitel über die Literatur und das geistige Leben — welche beiden Begriffe in diesem Lande eigentlich miteinander identisch sind, dann: „Die Literatur ist die Zivilisation". In dem umfänglichen Abschnitt über die Religion werden sehr schwierige psychologische und geistige Zusammenhänge erhellt, da Frankreich sich zugleich als Hochburg des Freigeistes und als bestgeliebte Tochter der katholischen Kirche stilisiert. Das Kapitel über Unterrichtswesen ist eine genaue Geschichte aller pädagogischen Organisationen in Frankreich, angefangen mit dem grauesten Mittelalter. Als Gipfel des Buchs empfinde ich das Paris-Kapitel, das zugleich preisendes Lied auf die unvergleichlichste aller Städte ist, auf ihr zauberhaftes „Ineinander von Vergangenheit und lebendigster Gegenwart" und gelehrte Darstellung ihrer Ursprünge, ihrer Geschichte.

Der Abschluß über die „Wesenszüge der französischen Kultur" berührt sich in einer schönen Harmonie mit dem Anfang, so daß ein Kreis der allgemeinen geistigen Betrachtung um die Spezial-Kapitel geschlossen scheint. In diesem letzten Kapitel finde ich vor allem die komplizierte Vermischung von Radikalismus und Traditionalismus im französischen Geiste so analysiert, wie dies nie vorher versucht worden.

Der Stil des Buchs ist gelassen, bei aller Gewissenhaftigkeit niemals weitschweifig; nicht gern Stellung nehmend, nur konstatierend. Das Wissen über Frankreich wird durch die Liebe zu Frankreich vertieft, die Liebe für „cet immense être humain appelé France"; die Liebe ihrerseits durch das Wissen. Sicher ist, daß kein Deutscher, der heute lebt, Frankreich so wie dieser gelehrte Schriftsteller kennt, Frankreich, „das uralte, reife, geheimnisvolle Land", über das soviel törichter Irrtum, soviel blödes Vorurteil im Umlauf bleibt.

Es ist also auch sicher, daß jeder, der Frankreich kennen will, dieses Buch lesen muß (und besonders empfehle ich das denen, die ihrerseits über französische Dinge lehren wollen). Wissen wir denn immer noch nicht, daß wir nicht weiterexistieren können, wenn wir es nicht wirklich kennenlernen, das viel gehaßte, viel geliebte, das schicksalsverbundene, brüderliche Frankreich?

Digitized by Google

Zu Arnold Bergsträssers „Staat und Wirtschaft Frankreichs"[1]

Von Fritz Schotthöfer (Frankfurt a. M.)

Das Einfühlungsvermögen, mit dem Arnold Bergsträsser das Bild von Frankreichs Staat und Wirtschaft entrollt, ist nicht weniger fein als jenes, das Ernst Robert Curtius in der Analyse der „Französischen Kultur" bewährt. Was die Völker heute trennt, sind Berge von Mißverständnissen. Sie mißverstehen sich über ihre Interessen, weil sie sich die abenteuerlichsten Vorstellungen über ihre Art und Sonderart machen. Sie sehen sich in der Perspektive einer Geschichte, die in der Regel einseitig aufgefaßt ist. Sie sehen sich durch die Prismen von raschen Verallgemeinerungen einzelner Züge in ihren geistigen und materiellen Physiognomien. Die große Krisis des Weltkriegs hat zu einer Revision der Begriffe geführt. Wir brauchen eine neue Bestandsaufnahme des Urmaterials. Wir müssen durch die überkommenen Ideen und Vorstellungen hindurch wieder hin zu den Menschen und den Dingen streben. Und wir merken dann, wie sehr eine bereits veraltete historisch-politische Ideologie unter dem Marschschritt der Bataillone versank.

Das heißt nun nicht die Vergangenheit ausschalten, sondern sie nur von dem Wust befreien, der sich aufgelagert hat. Das Geschichtliche ist in Frankreich gar nicht zu verwischen. Tradition und radikaler Rationalismus bewegen sich in wechselnden Stärken nebeneinander, durch die Jahrhunderte, und sie erfüllen die Kämpfe des Heute noch in ungebrochener Intensität. Sie bleiben in dem Strukturwandel, den die Gesellschaft, der Staat, die Wirtschaft erfahren, die bestimmenden Kräfte. Sie zerstören eine Gestaltung, eine Schichtung, eine Normierung, aber sie schaffen auch die neue Synthese. Es ist ganz besonders bemerkenswert wie Arnold Bergsträsser die Linien dieser Entwicklungen in ihren Verschlingungen zu einem klaren Bilde der unmittelbaren Gegenwart hinzuführen versteht. Er zeigt das Ewige in Frankreich, das sich auf den unveränderlichen Grundlagen erhebt, ohne je starr zu werden. Dieses Land und dieses Volk sind wie ein Schwimmer, der sich mit stets erneuertem Geschick durch die Strudel und Stürme hindurcharbeitet. Immer wieder bringt es die vereinfachten Voraussetzungen seiner Existenz in seiner Politik zur Geltung, und die ungeheuren Oszillationen seines Machtbedürfnisses unter Ludwig XIV., unter der Revolution und Napoleon pendeln doch immer wieder auf die Mittellinie zurück, auf der es sich behauptet. Hier wird die unbeugsame Logik seiner Geschichte wirksam, und wenn es heute mit seinem veralteten Sicherheitseigensinn sich einer wirklichen, friedlicheren, europäischen Neugestaltung entgegenstellt, indem es die Führung an sich nimmt, so bleibt es seiner persönlichsten Art treu: Es identifiziert das allgemeine mit seinen besonderen Interessen. Das braucht keine machiavellistische Diplomatie zu sein. In der französischen Politik stak immer sehr viel „savoir faire", bewußtes Manipulieren mit Ideen und Menschen, scharfer Sinn für das Schachspiel. Aber hier ist auch die Grenze, an der das Diplomatische in die wirklichen Überzeugungen sich verflicht. Nie ist das wichtiger gewesen als heute, in der Demokratie, in der die Politik der Staatsmänner sich nicht lösen läßt von dem volkstümlichen Begriffe der nationalen Interessen. Briand kann nur ein Europa wollen, das dem französischen Bürger und Kleinbürger kein Mißtrauen einflößt, das heißt ein Europa, das Frankreich seine Ruhe und die eigenen Garantien seiner Ruhe läßt.

In der Schilderung der wirtschaftlichen Strukturwandlung zeigt Bergsträsser die Einflüsse dieses Typus von Bürgergeist, der von Vorsicht und Sparsamkeit lebt und sich auf allen Lebensgebieten durchsetzt. Der Kapitalismus hat auch als Hochkapitalismus sich eine Mäßigung bewahrt, die er in anderen Ländern nicht kennt. Er hat nicht die letzten Möglichkeiten seiner inneren Dynamik erschöpft. Er begnügt sich, um es kurz zu sagen, mit dem kleineren aber um so sichereren Gewinn. Durch den Krieg ist Frankreich in ein rascheres Tempo der Industrialisierung geraten. Aber es scheint trotzdem nicht das Gleichgewicht zu verlieren, das es in seiner Landwirtschaft, in seiner Beschränkung der Bevölkerungszunahme stets so sorg-

[1] E. R. Curtius-A. Bergsträsser, Frankreich, 2 Bände, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1930.

Digitized by Google

fältig zu erhalten sich bemühte. Bergsträsser schreibt: „Es ist anzunehmen, daß auch nach der Industrialisierung die Kapitalbildung des Landes auf die Dauer größer sein wird als die innere Anlagemöglichkeit. Frankreich wird dann seine Stellung als Hauptgläubiger Europas wieder erwerben und damit einen neuen Machtzuwachs erhalten." Es wäre äußerst verlockend, Bergsträsser in der Darstellung der politischen Entwicklungen zu folgen. So verschieden alles von den deutschen Verhältnissen ist, so lebendig werden aber die Ähnlichkeiten in der allgemeinen Orientierung der Geister: Die langsame Konsolidierung der Republik durch die Herausbildung des „Staatsbürgers", die allerdings in Frankreich gerade durch den häufigeren Verfassungswechsel befördert wurde, da eben die Notwendigkeit des Stabilisierten sich deutlicher offenbarte. Im Staatsbürger haben sich schließlich Rechte und Linke zu einem Nebeneinander zusammengefunden, in dem die Staatsform nicht mehr in Frage gestellt wird.

Der große Vorzug von Bergsträssers Buch ist seine erstaunliche Beherrschung des einzelnen. Nichts ist leichter, als über Frankreich geistreiche Thesen aufzustellen. Je weniger man vom Leben des Volkes oder von seiner Geschichte weiß, desto leichter. Bergsträsser verläßt in keiner Zeile das Konkrete. Jedes Wort ruht auf einer Tatsache. Es gelingt ihm, vollkommen in der großen Freske eines Geschichtsbildes zu bleiben und doch die Wirklichkeit in allen Zügen vorbeiziehen zu lassen. Die Gegenwart erscheint da mit allen ihren großen und kleinen Aufgaben nach innen und außen. Sie sind im ganzen Aufgaben der Konservierung. Und noch immer wird die Frage Deutschland-Frankreich die wichtigste bleiben, an der sich viele andere ihre Lösung suchen müssen.

Ein Buch, aus dem man ein anderes Volk von innen heraus verstehen lernt. Solche Bücher sind selten. Sie allein aber können dazu beitragen, die Mauern niederzulegen, an denen die Köpfe blutig gestoßen werden.

Das Menschliche auf der Bühne

Von Arthur Kahane (Berlin)

Das Menschliche: nicht im Sinne einer humanistischen Weltanschauung; nicht als Tendenz einer postulierten Humanität; nicht als Menschliches-Allzumenschliches; und nicht als Mittel eines rührenden Appells an die Sentimentalität. Sondern als eines der Wesenselemente des Dramas, als das stärkste Element der dramatischen Wirkung.

Das Drama setzt sich aus bestimmten, konstitutiven, immer wiederkehrenden Elementen zusammen, die ebenso aus seiner spezifischen Natur unter den Kunstformen stammen, wie sie seine spezifischen Wirkungen bestimmen. Es hat seine bestimmte, eingeborene Weltanschauung: die heroisch-tragische; es hat seine bestimmte rhythmische Struktur: die dynamisch-dramatische; es hat sein bestimmtes Verhältnis zu Zeit und Geschichte, und zwar ein durch den Geist der Gegenwart bestimmtes; und es hat ein bestimmtes, ästhetisch-formales Verhältnis zum Wort, das im Drama die Rolle des Materials spielt, zum Wort als Sprachrohr des Dichters, als Mittel des Ausdrucks und der Charakteristik, als Instrument und Träger der Handlung. Aber neben Weltanschauung, Rhythmus, Zeit und Wort ist ein anderes, Ebenbürtiges da, als Stoff, als Mittelpunkt, als treibender Motor, als kreisendes Blut, als Seele des Ganzen und als ein letzter, heimlicher Zielpunkt: das Menschliche. Das starke, säftedurchblutete Erdreich der Dichtung, die Stelle, in der am meisten vom Dichter sitzt, die entscheidende für den Wert, die entscheidende für die Wirkung.

Die Bedeutung des Menschlichen greift tief und von allen Seiten ein in den großen Kompler des Tragischen.

Die Tragik des Dramas entwickelt sich aus dem Kampfe zwischen Ich und Welt. Zwei ungeheure Energien stehen einander schroff gegenüber, der Wille des heroischen Einzel-Ichs und die Welt, als Gesetz, als starre Idee des Ganzen, als starre Mauer der gegebenen ewigen Notwendigkeiten, an der die prätendierte Freiheit des einzelnen, erst im Untergange völlig frei gewordenen, zerbricht. Zwischen den beiden Welten wäre ein unüberbrück-

Digitized by Google

bares Vakuum, wenn es nicht ein vermittelndes Element gäbe, in dem beide einander begegnen: das Menschliche, Private. Es wäre ein Kampf zwischen Begriffen, zwischen Schemen: das Menschlich-Private ist es, in dem Ideen Wirklichkeiten werden, Energien Menschen. Erst aus ihrem Gegensatz zum Menschlichen wird aus dem Begriffe Welt eine Wirklichkeit Welt, erst aus dem Gegensatz zu seinem Privaten entwickelt sich im Helden das Heroische und in seinem Privaten trifft ihn der Stoß der feindlichen Welt am tiefsten. Was den tragischen Untergang des Helden zu einem harmonisch versöhnenden macht, ist das Menschliche, das letzte Zurückfinden in die große Gemeinschaft und Gemeinsamkeit der Gattung: denn das allen Menschen geheimnisvoll Gemeinsame ist zugleich das Tiefste am Menschen, und erst wenn der Held ganz menschlich geworden ist, wird er tief, wird er selber, wird er frei. So bedeutet letzten Endes das Drama eine Überwindung der Welt durch das Private und die Überwindung des Heroischen durch das Menschliche.

Als letzter Sieger, als Sieger über alles sitzt im Herzen jedes Dramas das Menschliche.

Was ist das Menschliche?

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nie erjagen." Aber das ist es, was die Dichter macht: daß sie's fühlen. Das Menschliche ist das Einfachste. Wo die sieben Schalen, eine nach der anderen, vom Menschen abfallen, beginnt das Menschliche: wo die Schallmasken der großen Ideologien, der Staatsbürger, der Parteimensch, das Streben nach Macht und Prestige, die gesellschaftliche Lüge, die Jagd nach Geld und hinter Zwecken, nach Namen und Befriedigung persönlicher Eitelkeiten von ihm abfallen, beginnt das Menschliche. Wo das Ich zum Du spricht, Haß und Liebe, in Freud oder Leid; wo der Mensch als Vater, Mutter, Kind oder aus Einsamkeit empfindet; wo Enttäuschung, gekränkte Scham, erlittenes Unrecht aufschreit: da spricht Menschliches. Man merkt es, wenn das Menschenherz ganz still wird oder ganz laut zu schlagen beginnt; und seltsamerweise wird es auch auf der Bühne nur dann ganz still oder ganz stark, wenn das Menschliche zu sprechen anfängt. Die einfachsten Dinge sitzen am tiefsten, und aus den einfachsten Dingen sprechen die tiefsten, wenn auch am einfachsten. In der großen Geste läßt sich lügen, in der Sprache der einfachen Menschlichkeiten nicht. Das Stillewerden, der Aufschrei lügt nicht. Und wenn sie lügen, merkt der Einfachste die Lüge.

Darum ist auch das Menschliche für das unheroische Publikum der einzige Weg zum Heroischen. Hier beginnt sein Ta-twam-asi. Nur wenn es im Helden das mit ihm Gemeinsame gefühlt hat, wird es ihm das Andersein glauben; nur wenn es seine menschliche Tragik gefühlt hat, kann es seine heroische begreifen. Und es hat recht: ein Heroismus ohne Menschlichkeit ist gleichgültig; ein Heroismus, der sich nicht einer Menschlichkeit entringt, abringt, ist unheroisch: heroischer als der Kampf mit einer Außenwelt ist der Kampf mit sich selbst.

Was wird aus Helden, wenn man das Private subtrahiert? Wesen ohne Fleisch und Blut, leere Abstraktionen, Automaten einer Zielsetzung, monomane Fanatiker einer Idee, langweilig und gleichgültig wie alles Monomane und jeder Fanatismus, selbst, wenn ihre Idee Menschlichkeit sein sollte; die Pedanten des Heroismus. Was ist Fanatismus denn anderes als Pedanterie, auf eine dominierende Idee übertragen? Nur Oberlehrer und Philister glauben an den Helden, der in jeder Sekunde seines Lebens den Helden mimt. Held sein heißt nicht: in jeder Sekunde seines Lebens mit dem Schwerte, beziehungsweise mit der Idee rasseln, sondern in jeder Sekunde ein ganzer Mensch und sich selbst treu sein: diesem wahren Heldentum verzeiht man auch den einen, den menschlichen Moment der Untreue, der dazugehört. Der so wunderbar private Götz ist ein wahrer Held. Der menschlichste Held, Egmont, ist der heroischeste. Der geistigste Held, Faust, wird, verwandelt sich, gestaltet sich am privaten Erlebnis und wird erlöst durch das ewige Weibliche, das auch das ewige Menschliche ist. Iphigenie bedeutet den Sieg der Menschlichkeit über das Dämonische. Der stolzeste Römer, Coriolan, erreicht seine stolzeste Höhe im Augenblick seiner privaten Schwäche. Hamlets geistiger Heroismus ist das Problem seiner Menschlichkeit, Othellos Stärke und Schwäche wurzeln in seiner vertrauenden Menschlichkeit, König Lears Tragik ist eine private und Macbeths Schicksal entringt sich privaten Quellen seines Wesens und läßt ihn in einer privat empfundenen Einsamkeit enden, als Sühne für unmenschliche Verschuldung am privaten Leben. Und selbst die unmögliche

Digitized by Google

Thekla wird einen Moment lang ganz groß und ganz heroriſch, alſo ganz menſchlich, wenn ſie in einer Anwandlung mädchenhafter Scham dem ſchwediſchen Hauptmann ſagt: „Sie haben mich in meinem Schmerz geſeh'n." Schiller iſt in keinem Augenblick ſeines Lebens der heroiſchen Größe und dem Weltgeiſt näher geſtanden als hier.

Erſt durch den Beiſatz von Menſchlichem wird eine Idee Schickſal und Erlebnis. Alſo bühnenreif, reif, Beſitz der Bühne zu werden. Die Idee an ſich bedeutet für die Bühne nichts: ſie muß ſich erſt am Menſchlichen, poſitiv oder negativ, erproben, durch die Feuerprobe des Menſchlichen durchgegangen ſein. Von allen ſeinen anderen Funktionen im Drama abgeſehen, führt das Menſchliche gewiſſermaßen den Gegenſtoß, die Gegenhandlung und ſetzt in dieſer Funktion (ſpäteſtens) dort ein, wo die dramatiſche Rhythmik des Geſchehens die Peripetie, den Umſchwung vorſieht. Wo die heroiſchen Kräfte und Entladungen erſchöpft zu ſein ſcheinen, tritt als eine neue, höhere (oder vielleicht auch tiefere) Weltmacht das Menſchliche ein. Mit jenem Atemholen des Stillewerdens, das einem letzten Sturm vorangeht. Dem durch das ſanfte Walten einer höheren, reineren, einer menſchlicheren Milde die Unerbittlichkeit ſeiner vernichtenden Schärfe genommen wird. Das Menſchliche verbürgt den harmoniſchen Ausklang in ein Jenſeits des Dramas. Es ſpielt gewiſſermaßen dieſelbe Rolle wie der deus ex machina in der Antike. Denn das Menſchliche iſt das eigentliche Göttliche.

Das Menſchliche im Drama iſt nicht das Übermenſchliche. Es iſt nicht das Ethiſche. Es begreift den Menſchen in ſeiner hautnächſten Wirklichkeit, in ſeiner ganzen Menſchlichkeit, in der Stärke und Schwäche ſeiner Gefühle, in ſeiner Paſſion, ob ſie Güte oder Sünde heißt. In der Sphäre des Menſchlichen iſt der ſündhafte Menſch nicht der ſchlechtere, wohl aber oft der dramatiſchere. Und der Schwache nicht der dramatiſch ſchwächere, ſondern der problematiſchere. Der wirklich Große verträgt es, im Augenblick ſeiner Schwäche geſehen zu werden, verträgt es nicht bloß ſondern braucht es, um wirklich zu werden. Der Held wird erſt Heros, wenn er problematiſch wird. Große Menſchen in ihrer Schwäche zu ſehen, macht ſie nicht kleiner, ſondern größer. Und nach einem Abend der heroiſchen Aktion, in der eiſigen Luft der einſamen Größe, entbindet das Menſchliche, ſelbſt im Kleide der Sünde, die weicheren Gefühle, ohne die kein Gebilde der Kunſt leben kann.

Das im Drama ſo wichtige Zeitproblem, das Hineinfließen eines unſichtbaren Heute in Auffaſſung und Auslegung, als vorbildliche Analogie oder als Anſchauungswandel, als Entwicklungsziel oder als Gegenſatz, wirkt ſich nirgends ſo ſtark aus wie im Bereich des Menſchlichen. In beiden Richtungen: das allgemein Menſchliche wirkt gleichzeitig als Repräſentant des ewig Zeitloſen und gleichzeitig als Sprachrohr des Gegenwärtigen, denn Gegenwart, als ein Lebendiges, rückt dem Menſchlichen, als einem Wirklichen, immer näher als der abſtrakten und fernen Größe einer Idee. Darum wird im Menſchlichen immer die Stelle zu ſuchen ſein, wo das Eigentliche des Dichters ſitzt, der alle Zeit und Geſchichte von ſeinem Heute aus mißt und meſſen muß. Und wie immer er zum Heroismus ſtehe: es iſt der heimliche Wunſch jedes Dichters, im Heroismus eine neue Menſchlichkeit zu entdecken, und ſein größter Stolz, der Bringer und Träger einer neuen Menſchlichkeit zu ſein.

So entwickelt ſich in jedem Drama hinter dem Kampfe: Ich und die Welt eine zweite Gegenſatzreihe: Heroismus und Menſchlichkeit. Aber es gibt auch eine andere Dramenart, Dramen, die unheroiſch ſein wollen oder vielmehr deren Heroismus die Menſchlichkeit iſt. Die Menſchlichkeit im Kampfe gegen die Welt, die Menſchlichkeit duldend oder anklägeriſch, der Menſch aufſchreiend gegen Unrecht, zerriſſen von Mitgefühl, aufſtöhnend in ſeiner Einſamkeit, in ſeinem Andersſein, in ſeinem Nichtverſtandenwerden; Güte, die ſich zur Ohnmacht verurteilt erkennt, Liebe in einer Welt des Haſſes und alle Tragik der ringenden Erkenntnis, von einer verſtändnisloſen Umwelt verkannt, verhöhnt, verraten; der Menſch im Kampfe für ſeine Familie, der Menſch im Kampfe gegen ſeine Familie, der Menſch im Kampfe nicht um den Begriff ſeiner Freiheit, ſondern um das letzte Bißchen lebensnotwendiger Menſchenfreiheit und Menſchenwürde und der Menſch im Kampfe mit ſich ſelbſt, in ſeiner letzten nackten Einfachheit. In dieſen Dramen eines ſtillen Heroismus von heute iſt die Menſchlichkeit nicht mehr Epiſode und nicht mehr Atmoſphäre und nicht mehr begleitender Unterton

Digitized by Google

oder versöhnender Ausklang, sie ist nicht mehr in die Peripetie und die Gegenhandlung gerückt, als Kontrast und Gegensatz zum Heroismus des Helden, sondern sie erfüllt das ganze Stück bis in seine versteckteſten Winkel mit der Tragik des Menschlichen, des Nichtsalsmenschlichen. Ist es Sentimentalität, wenn uns die Tragik des Untragischen am tiefsten erschüttert? Wenn wir im privaten Einzelfall das, was uns alle angeht, am stärksten spüren? Wichtiger als alle Großtaten der Geschichte und ihre zeitpolitische Ausdeutung ist das, was zwischen den Menschen ist. Wichtiger und ewiger und größer. Die menschliche Komödie ist das einzige Gleichnis der göttlichen. Und über allem dämonischen Zauber steht der dämonischeste: die Liebe.

Die große heroische Tragik wechselt von Periode zu Periode, von Nation zu Nation, und was die eine Zeit, die eine Nation auf das tiefste ergriffen hat, wird von einer anderen Zeit, einer anderen Nation als kaum mehr erträgliches Pathos empfunden. Aber wie die menschliche Saite erklingt, wechselt die Wirkung und was zu den Menschen einer Zeit und einer Nation sprach, wird zu allen Zeiten und überall verstanden. Für die Pantomime der Menschlichkeit hören Länder, Rassen- und Sprachgrenzen auf. Selbst wo die Menschen in ihren Menschlichkeiten verschieden sind, wo menschlicher Brauch, menschliche Sitte und Sittlichkeit anders gelten, anderen Formen und anderen Gesetzen folgen, findet das Menschliche in der künstlerischen Prägung des Einfachsten ein Volapük, das überall verstanden wird. Es ist freilich nur ganz großen Dichtern und ganz großen Herzen gegeben, diese allgemein verständliche Sprache des Einfachsten anzuschlagen. Wenn ein Stück wie Tolstojs „lebender Leichnam" auf fast jedes Publikum dieselbe einzigartige erschütternde Wirkung ausgeübt hat, so lag das nur an der einzigartig reinen und schlichten Menschlichkeit des Dichters, die aus jedem Worte des Werkes durchbricht.

Der Dramatiker Friedrich Wolf

Von Albert Zimmer (Berlin)

In Friedrich Wolf, dem Prototyp des produktiven Zeitgenossen, hat die moderne Literatur die Reihe der werktätigen Dichter fortgesetzt. Sich mit dem Autor von „Cyankali" auseinandersetzen, heißt, die soziale Frage, die Kardinalfrage unserer Zeit, in den Mittelpunkt der Betrachtung stellen. Wolf fordert unbedingte Entscheidung. Was jene mehr rhetorischen Fanatiker aus der seligen Zeit des Expressionismus in Versen und symbolischen Handlungen auf zu indirektem Wege einem von Extrem zu Extrem gezerrten Publikum zu injizieren sich bemühten, hat eine zweite Phalanx von Dichtern mit neuen Mitteln ins Wesentliche, Zeitgemäßere transponiert und, klar geworden in Wort und Form, durch die nicht zu unterschätzende sogenannte neue Sachlichkeit hindurchgegangen, unmittelbar und somit wirksamer auf die Bühne gebracht.

Friedrich Wolf, als praktizierender Arzt mitten im tätigen Leben stehend, ein unerbittlicher Ankläger und Soldat des Friedens, wie wenige wirklich vertraut mit der Materie, die Basis ist seinem fordernden Werk, hat nichts gemein mit jenen, die sich aus allerlei Zeitungs- und dokumentarischem Material ihr „Zeitstück" zusammenkomponieren und mit pseudosozialem Elan, fern vom Schuß quasi, Mißstände verdonnern, an deren Abschaffung ihnen oft weniger liegt als an der lukrativen Saldierung ihres wertbeständigeren Kontokorrents. Dichter sein heißt heute mehr denn je Ankläger sein. Denn nie war eine Zeit in solcher Totalität unmenschlicher, egoistischer und so dem Materialismus verfallen wie die unsere. Wo drei Millionen Arbeitslose, abgesehen von jenen statistisch nicht zu erfassenden sagen wir getrost nochmals zwei Millionen Losgerissenen, ewig Pendelnden, zersetzender Lethargie zutreibenden, wo weitere zehn Millionen, immer auf dem entnervenden Pulverfaß des Abbaus sitzend, für Löhne arbeiten müssen, die weit unterm Existenzminimum rangieren, wo immer klarer die Kapitalsumgruppierung zugunsten weniger Magnaten oder Trusts auf Kosten des Bürger- und Arbeitertums zutage tritt (um nur die Hauptübel unserer Zeit anzuführen), ist es erste Aufgabe der zeitverbundenen schreibenden Charaktere, mit

Digitized by Google

grellem Jupiterlicht auf diese lebenstötenden Negativen hinzuweisen und nicht eher die Feder beiseite zu legen, bis ihr Ruf, getragen von der endlich ihr Recht heischenden Masse, die alte Welt auch de facto umgestürzt und die ersehnte neue aufgebaut hat.

An diesem Punkt setzt unsere Gefolgschaft für den stuttgarter Arzt und Dichter ein, denn mehr oder weniger rammt er in jedem seiner Werke mit erstaunenswerter Wucht und Klarheit die morschen Pfeiler unserer verlogenen und einseitigen Gesell-

Friedrich Wolf
Zeichnung von B. F. Dolbin

schaftsordnung. „Cyankali", das Bühnenstück, das Wolfs Namen erst weithin bekannt gemacht hat, ist typisch für seines Autors ganze Haltung, die, thematisch variiert, jedem seiner mehr als ein Dutzend zählender Stücke eignet: gleiches Recht und gleiche Daseinsmöglichkeiten auch den Armen. Der Inhalt dieses gegen den haltlosen § 218 anrennenden Dramas (das zur Tragödie wird, weil es die tägliche Realität aufzeigt, die in Fällen wie dem hier geschilderten selten positiv-befreiendes Ende nimmt) darf als bekannt vorausgesetzt werden. Völlig unabhängig von den dramatischen Schürzungen und Handlungsvorgängen steht das kristallklare Thema vor uns: Der § 218 ist eine eklatante Ungerechtigkeit gegenüber den Minderbemittelten; er läßt den Wohlhabenderen Maschen offen zum durchschlüpfen; Zigtausende jährlich umgehen ihn kraft ihrer sozialen Stellung und ihrer Mittel; die im Schatten leben verbluten daran oder wandern ins Gefängnis. Die ganze Welt weiß das, die Justiz, die gesamte Ärzteschaft. Das bedarf dringend der Änderung, besonders heute, da Millionen Frauen einfach aus ökonomischen Gründen nicht gebären können, um die Not nicht noch maßloser anschwellen zu lassen. Das ist mit furchtbarer Eindringlichkeit mit dichterischer Kraft demonstriert. „Cyankali" stellt den Dichter der „Kolonne Hund", jenem Drama, das ersten größeren Widerhall brachte, in die Reihe der begabtesten kämpferischen Geister. Es ist kein weiter Weg von diesem zu jenem Stück. Bei beiden der Ruf nach Entfesselung, der Kampf gegen ein materialistisches Klassenprinzip. In „Kolonne Hund" geht es um die Verteidigung des mit großer Qual und persönlichem Einsatz erschaffenen Siedlungsgebietes, gegen ausbeuterische Handelsschurken und vom Mammon dirigierte Behörden. Bei „Cyankali" gegen die infernalische Ignorierung der Martern der gepeinigten armen Frauen und deren Bestrafung seitens einer ganz und gar fühllosen, kastenbetonenden Justiz. Als drittes, vielleicht bedeutendstes Werk Wolfs, gliedern sich die „Matrosen von Cattaro" an, dessen Uraufführung bevorsteht und seinen Schöpfer als einen der stärksten und zielbewußtesten Dramatiker unserer Zeit vollends legitimieren wird. Wie leidenschaftlich hier jene bekannte Revolte vom Februar 1918, die vier mutige Revolutionäre der k. u. k. Kriegsmarine mit dem Tode durch standrechtliches Erschießen bezahlen mußten, dramatisiert ist, alle billigen Theatereffekte verschmähend (symptomatisch bei Wolf), bezeugt wieder die echte Gesinnung dieses wahren Volksdichters, der mit ganzem Herzen zum überzeugten Anführer der unterdrückten entrechteten „Untertanen" mitleidend sich emporgelitten hat und dabei jenes tragische Moment nicht ausschaltet, das so oft, wie auch hier, empörerische große Taten, des persönlichen Wohlergehens und egoistischer Ambitionen wegen, zu leeren, fatale Finalen nach sich ziehenden Debatten verfließen läßt. Wolf zeigt hier mit unerbittlicher Strenge, daß der Weg zu einer neuen Welt konsequentes Durchkämpfen erfordert und Aufgabe aller persön-

Digitized by Google

lichen Wünsche, Einsatz aller mit allem für die große Idee. Auch hier wieder beweist sich der geborene Dramatiker, der nicht nur thematisches, sondern auch charaktermäßig bedingtes, logisches und bluterfülltes Gegeneinander auf die Bühne bringt und unabhängig von der von ihm durchfochtenen Idee beiden (!) Gegenspielern volle Glaubwürdigkeit verleiht, ein äußerst wichtiger Faktor, den die meisten unserer Halbdramatiker tendenziös befangen übergehen zu dürfen glauben, als hätten Schiller und Kleist nie gelebt. Daß Wolf unabläßig an sich arbeitet und nicht mühelos zu solch dramatisch-dichterischer Höhe gelangte (den Jungen sei es gesagt!), erhellt die kritische Auseinandersetzung mit seinen Arbeiten aus früheren Jahren, von denen einige markante und aktuelle verdienen, der Vergessenheit entrissen zu werden. Bereits 1921 entstand die Komödie „Die schwarze Sonne", eine symbolisch verkleidete heitere Satire, die gegen die Veräußerlichung, die Götzendienerei und Entmenschung, die Hohlheit falsch angewandter Zivilisation und die Mechanisierung ihre Pfeile abschießt. 1924 „Der Arme Konrad", eine Tragödie aus der Bauernrevolte 1514 (verwandt also mit dem Matrosendrama), eine gehämmerte Hymne auf die Mannestreue und den vollen Einsatz für die Idee. Auch auf Wolfs äußerst vitales Schauspiel „Koritke", ein wirklich gutes Volksstück, sowie auf seinen „Mohammed" (geschrieben im Flandernsommer 1917!) sei hingewiesen.

Neuerdings hat sich Wolf auch dem Funkdrama, zugewandt. Mit seinem Hörspiel „John D. erobert die Welt" hat er ein instruktives, auf knappste Formel gebrachtes Werk geschaffen von vorbildlicher Klarheit in Form und Diktion. Es behandelt ganz scharf umrissen in chronologisch aneinandergestellten Etappen den unerhört genialischen Aufstieg des Ölkönigs Rockefeller und seiner allmächtigen Standard Oil Co. Dieses Funkdrama ist auch soziologisch von großer Bedeutung, zeigt es doch mit prägnanter Deutlichkeit die große für unsere Epoche so typische Überleitung der Kleinhändler und Handwerker (Vernichtung der individualistischen Kleinbetriebe) in das rationalisierte hyperkapitalistische System der Trusts und Monopolgesellschaften, ein Faktum von unübersehbaren, für ihre Schöpfer äußerst gefährlichen Konsequenzen. Wolf endet sein Funkstück folgerichtig mit einem sehr aufschlußreichen Dialog zwischen dem Ölkönig und einem überzeugten Sozialisten, der seinen Gegner mit dessen eigenem Prinzip schlägt: nämlich dem Zusammenschluß des Arbeiterheeres, das heißt der Konzentrierung dieser lebendigeren Macht (Trust also in anderer, antipodischer Art). Ich wüßte kein wertvolleres Funkdrama, das sich der Techniken dieser neuen Kunstform so organisch bedient und ganz aus ihrem Geiste geformt ist wie diesen Lebensbericht. Nicht minderbedeutend scheint mir Wolfs „S. O. S. . . Rao Rao . . . Foyn", eine „Synthese von Bühne, Funk und Film, wohl das erste Heldenlied unserer Zeit, unserer Technik, unserer Solidarität". Wolf hat hier die Rettung der Italia-Schiffbrüchigen durch den russischen Eisbrecher Krassin, die nur ausführbar wurde durch das Radio (wie bekannt fing ein russischer Radiobastler den S.O.S.-Ruf auf), zu einem mitreißenden Drama gestaltet. In stark kondensierten kleinen Szenen aus verschiedenen Lagern läuft dieser dramatische Wirklichkeitsbericht, mit atemraubendem Tempo und einem bis aufs Minimum komprimierten Dialog ab, der die Technik als die Solidarität der Völker beflügelndes Mittel zeigt. Es gibt kaum eine fesselndere Bühnenkomposition dieser Art heute von solcher Aktualität und Intensität.

Mit Friedrich Wolf, einem der fanatischsten und dabei sachlichsten Dichter unserer an echten Bühnentalenten armen Zeit hat die deutsche Dramatik einen unschätzbaren Gewinn zu verbuchen und das Millionenheer der arbeitenden Klassen einen wahrhaftigen Führer und Mitkämpfer erhalten, dessen kraft- und glutvolle Stimme ein Aktivaposten ist im opferfordernden Kampf um eine neue Daseinsbasis. Wohlgemerkt, es handelt sich nicht um irgendein parteipolitisch verhaftetes Ziel, um Embleme, philosophische Theoreme, sondern einzig um die Befreiung des Menschen von den Fesseln, Qualen und Toden einer menschenunwürdigen Existenz.

Digitized by Google

Proben und Stücke

SOS ... RAO RAO ... FOYN „Krassin" rettet „Italia"

Hörspiel von Friedrich Wolf [1]

I.

Überfällig

26. Mai 1928/20 Uhr

Funkstation Rom Sao Paolo: Achtung, Achtung ... hier Welle 401, Roma-Sao Paolo ... Wir suchen Luftschiff „Italia", wir suchen Nobile ... wir erbitten für zehn Minuten Funkruhe für unsere Verbindung mit Nobile. Achtung, Achtung, hier Welle 401, Roma-Sao Paolo ... wo ist Nobile, wo ist „Italia" ... wir geben zehn Minuten unser Zeichen ... Antwortet mit genauer Position, geographischer Länge und Breite eures Standorts ... wir sind seit 32 Stunden ohne Nachricht ... seid ihr wohl ... auf Eis, auf Wasser, in der Luft ... seid ihr in Not, braucht ihr Hilfe ... Flugzeug, Schiff, Schlitten ... Achtung, Achtung, hier Roma-Sao Paolo Welle 401 ... wir warten.

Funkstation Christiania: Tanzplattenmusik, die nach kurzem abbricht. Dann Pausenzeichen ... Dann: Hallo, hier Welle 736 ... Station Christiania ... Wir nehmen den Ruf Roms auf ... Wir warten auf Verständigung mit „Italia", mit Nobile ... Funkruhe für alle Sender über dem 60. Breitengrad ... Wir rufen alle zwei Stunden fünf Minuten ... Hier Welle 736 ... wo steht „Italia"?

Funkstation Kopenhagen ruft: Achtung, Achtung, hier Welle 920 ... Station Kopenhagen ... soeben steigt Marineflieger Lützow Holm nach Kingsbay auf, um vom Mutterschiff „Hobby" Erkundungsflüge zu machen.

Funkstation der „Citta di Milano" auf Kingsbay: Hier Ausgangsstation, Expeditionsschiff „Citta di Milano" ... wir sind 36 Stunden ohne Nachricht von Nobile ... der Betriebsstoff der „Italia" reicht für 75 Stunden ... zu Besorgnis kein Anlaß ... unsere Regierung hat den Dampfer „Braganza" gechartert, der von Tromsöe aus im Fahrwasser nördlich Spitzbergen kreuzt.

Funkrufe verschiedener Stationen: Hier Rom-Sao Paolo ... Wo steht ihr ... wir sind 40 Stunden ohne Nachricht ... lebt der General ... ist die „Italia" gelandet? Achtung, Achtung ... hier Königswusterhausen ... in Mailand soeben ein Komitee gebildet zur Ausrüstung eines großen Wasserflugzeugs, das Kommandeur Maddalena führt ...

Achtung, hier Welle 720 Leningrad ... wo ist „Italia" ... Funkruhe für alle Sender an der Murmanküste ... alle Sender hören von 22.30 bis 23 Uhr voll auf kommende Zeichen der „Italia" ... SOS-Rufe möglich.

Hallo, hallo ... hier Welle 404 Neuyork ... Boston gibt an, Nachricht von „Italia" zu haben ... „Italia" wohlauf ...

Achtung, hier Expeditionsschiff „Citta di Milano" ... meldet uns sofort die Position der „Italia" ...

Achtung, Achtung ... hier Welle 401 Roma-Sao Paolo ... wir bitten Boston um genaue Angabe des Rufs der „Italia" ...

III.

Eisscholle treibend auf 80° 50′ nördlicher Breite, 27° 15′ östlicher Länge am 31. Mai 1928

(Die Restmannschaft der „Italia" liegt im „Roten Zelt" zusammengekauert; nur der Funker Biagi hockt draußen auf der Scholle und bastelt und stöpselt an seinem Funkgerät. Der frühere Zivilingenieur Trojani kommt zu ihm ...)

Trojani: Na, sputatore di mondo, bist du schon in Rom? Was sagt mama mia? Ist schon errichtet arco di triompho? Perbaco, maledetto, ma dia! Wenn sie uns statt der Dekorationen lieber ein paar Salami durch die Luft schmeißen könnten! Hörst du nicht, Biagi! Die Schokolade ist alle, das Büchsenfleisch ... was nun?

Biagi (am Funkgerät weiterschaltend): Ecco, ecco „Italia" ... Welle 926 ... Position 80° 50′ Nord, 27° 15′ Ost ... SOS SOS Nobile ... wir sind auf Eisscholle ... wir haben kein Wasser, kein Brot, kein Fleisch, keine Munition, keine Schlitten ... der General hat den Arm gebrochen, Ceccioni beide Beine ... wir sind nur zehn Mann ... die sechs anderen Kameraden sind abgetrieben mit der Ballonhülle.

Trojani: Gib noch mal genau unsere Position ... Südlich Insel Foyn ... hörst du!

Biagi (am Apparat): Ecco, ecco „Italia" ... Welle 926. Wir treiben auf Eisscholle südlich Insel Foyn ... SOS ... Rao Rao ... Foyn ... wir rufen alle Stunde zehn Minuten lang diesen Ruf ... SOS Rao Rao ... Foyn ... Antwortet!

Trojani: Perbaco, Funkenspucker, Nordost kommt wieder was auf ... gelbweiß wie Blei ... Nebel und Schnee ... wir treiben nach Westen ab ...

Biagi: Ich gebe uns noch drei Tage ... wenn dies Eistablett überhaupt solange hält und nicht abbröckelt (ruft wild in den Apparat) ecco ecco ... „Italia" ... Welle 926 ... Schneesturm ... hört ihr uns nicht ... SOS Rao Rao ... Foyn Rao Rao ... Foyn ...

(Die Hilferufe gehen über in Sturmgeräusche, Störungen, dazwischen wieder die Anrufe der großen Funkstationen Berlin, Rom, Kopenhagen, Leningrad ... dazwischen Pfeifen und Zischen der dauernd zurückschaltenden Amateurfunker.)

IV.

Russisches Dorf Voznesenskoje im Gouvernement Wjatka

(In einer ärmlichen Dorfhütte sitzt der russische Radiobastler Nikolai Reinhold Schmidt an seinem selbstzusammengebastelten Kurzwellenempfänger; es ist der 2. Juni 1928, 20 Uhr. Schmidt hat gerade auf ein Konzert in Daventry eingestellt ... in die Musik tönen jedoch immer wieder die gleichwelligen Anrufe der Schiffe auf dem Ozean ... zwischendurch wechselt er einmal um auf einen Vortrag ... man hört Sätze in den verschiedensten Sprachen. Seine Mutter kommt hinzu und kramt ärgerlich in dem Raum.)

---

[1] Aus „Hörspiele" von Friedrich Wolf. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1930.

Digitized by Google

Mutter: Nikolai, Söhnchen ... immer noch herumschnippeln ... was hast du nur an dem Teufelskästchen ... es ist spät, Söhnchen, schon ganz dunkel ...
Nikolai (am Apparat): Still, Mutter!
Mutter: Nicht still! Was hat mein Sohn mir zu sagen: still! Sag' still zu dem Satanswimmern in der Luft ... Huii, huii, wie das pfeift ... ich kann's nicht mehr hören ... (Packt ihn.) Das ist nicht gut, Söhnchen, was du machst; das ist Spuk dieser Stadtleute von Moskau! Du sollst abends Holz spalten deiner Mutter, Söhnchen, und dann schlafen ... (Hält sich Ohren zu.) Hi—gitt—i—gitt ...
Nikolai: Still, Mutter, das sind Schiffe, Zeichen, hörst du, das sind Namen ... (lachend) komische Namen: Sierra Nevada, hast du so was schon gehört ... Mauretania ... Invincible ... Bremen ... und alle haben ihre Zeichen ... (Es pfeift im Apparat.)
Mutter (erschrocken): Weg du, Nikolai ... das pfiff aus der Erde ... das ist von dem Bösen, die Leute aus der Stadt bringen nichts Gutes her, Nikolai, es bringt uns Unglück, Söhnchen ...
Nikolai: Huihuihui gitt-i-gitt ... Hörst du, Mütterchen, wie das singt ... das sind alles Menschen, die in der Welt rufen ... tausende Kilometer, zehntausende ... und wir hören uns alle ... bloß durch dieses Drahtröllchen ... bloß durch die Drahtspinne, verstehst du ...

(Die Nebengeräusche gehen wieder in Reden und dann in Tanzplattenmusik über. Danach wieder Positionsmeldungen von Schiffen.)

Nikolai: Ein neues Schiff ... Das ist nicht die „Mauretania" ... gib mal den Atlas, Mütterchen ...
Mutter (bringt den Atlas): Der Herr verzeih dir und uns ... geh schlafen, Söhnchen ...

(Während sie weggeht, kommt Fjodor, Nikolais Freund, ein junger Bauer ...)

Fjodor: Na, Nikolai, spinnst du immer noch Fäden in die Luft, (horchend) das Gewimmere kannst du dir schenken ... mach mal Musik, alte Rübe!
Nikolai (immer am Apparat): Ein neues Schiff, das ich nicht kenne ...
Fjodor: Wirst viele nicht kennen, Brüderchen ...
Nikolai: Es ist in Not ... SOS SOS ... 'ne Kurzwelle ... keine große Station ... es ruft, und keiner hört es ... ohne Namen das Schiff ...
Fjodor: Du mit deinen Schiffsnamen! Schalt mal um! Was sagen die Gewerkschaften in Moskau?
Nikolai (erregt): Immer wieder, immer noch SOS SOS ... Was sind das für Worte, (buchstabiert) ten—go ... ter—ra ... SOS SOS ... rao, rao ... Foyn ... also „Foyn" heißt das Schiff, (plötzlich) still, jetzt kommt ein Wort, ein Name, immer wieder der Name I-ta-lia ... I-ta-lia ... nein, es heißt „Italia" ... „Italia" ist in Not ... da ist wieder ein Name, immer wieder ein Name ... No-bi-le ... No-bi-le, (springt auf) Nobile ruft!! Fjodor, hörst du, Nobile lebt!! Nobile ruft vom Luftschiff „Italia" aus dem Eismeer ...
Fjodor: Von dem du mir erzählt hast?!
Nikolai: Für den unsere Station Leningrad jeden Abend Funkruhe befiehlt (außer sich) Das muß Leningrad wissen! Das muß Moskau wissen!! Nobile ist nicht tot ... das war Nobile ...
Fjodor: Und du hast ihn gehört?!
Nikolai (am Apparat): Still ... er ruft immer noch ... neun Mann leben ... sechs auf der Scholle ... drei unterwegs ... und jetzt sind Zahlen ... Papier, Fjodor, aufschreiben ... schreiben ... schreiben: Position 80° 50′ Nord, 27° 15′ Ost ... SOS rao rao Foyn ...
Mutter (aus der Kammer): Er ist verrückt, Fjodor, sprich du mit ihm, Fjodor ...
Nikolai: Mutter, Nobile lebt! Die „Italia" ruft! Sechs Mann im Eis rufen durch die Nacht vom Nordpol!!
Fjodor: Und wir hören sie!
Nikolai: Und wir werden sie retten!!
Mutter: Heilige Mutter Gottes steh ihm bei!
Nikolai: Fjodor, los, ans Telephon, ruf das Gouvernement an! Moskau muß es wissen! Moskau muß es wissen!!

VI.

Funkstation Rom Sao Paolo

Achtung, Achtung, hier Welle 401 ... Roma Sao Paolo ... wir bitten um Funkruhe für zehn Minuten ... Achtung, Achtung, hier Rom. Wir grüßen den General Nobile und seine tapfere Mannschaft ... wir senden sofort von den Nordepots und dem Expeditionsschiff ein Hilfsflugzeug ... haltet noch zwei Tage aus ... auch Schweden und England senden Flugzeuge ... Ihr werdet gerettet ... Italien sieht auf Euch, die ganze Welt sieht auf Euch ... Eure Namen werden in die Annalen der Geschichte eingehen!

VII.

Wissenschaftliche Abteilung beim Kommissariat des Äußeren in Moskau

(Der Kommissar des Kommissariats des Äußeren, sein Sekretär und Prof. Samoilowitsch beraten.)

Professor: Es ist eine unerhörte Chance für die Sowjet-Republik, durch die Entsendung des Eisbrechers „Malygin" und einen Akt der Menschlichkeit die Sympathien der ganzen Welt zu sammeln.
Kommissar (zum Sekretär): Ist der „Malygin" fahrbereit?
Sekretär: Er liegt an der Murmanküste, wird heute oder morgen Kohle, Öle und Proviant überholen und kann in vier Tagen fahren.
Kommissar: Und das Flugzeug?
Sekretär: Die Gleitbahn ist angelegt.
Kommissar: Räder auf Kufen?
Sekretär: Schlittenflugzeug: Junkersmaschine.
Kommissar: Die Flieger?
Sekretär: Babuschkin als Führer.
Kommissar: Geben Sie Funkbefehl durch: Der Eisbrecher „Malygin" mit Katapultflugzeug fährt in vier Tagen ins Polarmeer auf Punkt 80° 50′ Nord, 27° 15′ Ost und sucht mit Aufgebot aller Kräfte die Mannschaft der „Italia" zu retten. Der „Malygin" funkt täglich Moskau Tagesbericht!
Professor (begeistert): Ein russischer Bauer an der Küste hat als erster mit selbstgebasteltem Kurzwellenapparat den Hilferuf Nobiles aufgenommen; ein russischer Eisbrecher eilt als erster Nobile zu Hilfe. Mit diesem Akt der Menschlichkeit wird die Sowjet-Republik sich ein Stück der Welt erobern!
Kommissar: Herr Professor, Genosse Samoilowitsch ... die Sowjet-Republik wünscht mit der Entsendung des „Malygin" zu zeigen, daß sie existiert, daß sie lebt!
Professor: Herr Kommissar, als Polarforscher bitte ich, mich der Hilfsexpedition anschließen zu dürfen!
Kommissar (zum Sekretär): Beordern Sie sofort ein Flugzeug, startbereit für Professor Samoilowitsch!

Digitized by Google

X.

Arbeiterrat eines Eisenwalzwerkes bei Leningrad

Der Vorsitzende: Genossen, es ist für heute abend eine Diskussion gefordert über die Frage, ob unsere Regierung den Eisbrecher „Malygin" zur Rettung der italienischen Nobile-Expedition aussenden durfte. Genosse Meskin hat den Einwand erhoben, die Sowjet-Union habe keinen Anlaß, Schiffsmaterial und Menschen zu opfern für ein Land, das die sozialistische Arbeiterbewegung aufs heftigste bekämpft. Ich erteile dem Genossen Meskin das Wort.

Meskin: Genossen, ihr wißt, daß ich dafür eingetreten bin, wir sollten über unsere Gewerkschafts- und Parteiabgaben hinaus noch ein Zehntel unseres Wochenlohns für die Ausrüstung des Eisbrechers „Malygin" und für eine Polarflugstaffel stiften. Wir wußten, daß diese Schiffe zur Hilfeleistung für alle Fischer der Eismeere bereit sein sollten zur Freihaltung der Nordhäfen für Lebensmittel- und Materialtransport. Alle Kräfte für dieses Ziel! Ich frage euch aber, wenn ein Land, das ein völlig anderes System hat als das unsere, das unsere Bewegung, unsere Gedanken mit Gewalt unterdrückt ...

Stimme aus der Versammlung: Der „Malygin" soll ja für unsere Gedanken werben!

Meskin: Glaubst du, Genosse, daß diese Werbung von den Trägern des andern Systems gehört wird?!

Stimme: Auch dort sind Arbeiter!

2. Stimme: Alle Welt sieht jetzt auf Rußland, alle Welt sieht auf den „Malygin" ... Man sieht auf die Sowjet-Union und die Solidarität aller Schaffenden!

Meskin: Sicht hin, Achtung her ... notwendiger ist, daß unser Export an Fischen steigt, daß wir Getreide zu unseren Städten an der Murmanküste bringen und hier neue Stützpunkte schaffen für Menschen und für unser System!

Rufe: Bravo, Meskin! Meskin hat's erfaßt!!!

Petrow (aufspringend): Kirchturmspolitik, Genossen! Auch ich habe für den „Malygin" gezahlt! Und er soll zur „Italia" fahren!!

Stimme: Und wir verrecken!

Petrow: Wer das Wort noch einmal sagt, Genossen, gehört vor das Standgericht!! Kein Mensch wird in Rußland verrecken, außer im Maul von Miesmachern und Journalisten! Der Gegentrumpf hiergegen, Genossen: Der „Malygin" wird zur „Italia" fahren, wird unseren Flieger absenden, wird die „Italia" retten, nicht weil wir schwach sind, sondern weil wir stark sind, Genossen!!

Stimme: Das ist ein neuer Gedanke ...

2. Stimme: Aber kein schlechter!

3. Stimme: Wir brauchen Brot, Genossen!!

Petrow: Wir brauchen Brot, Genossen; aber wir brauchen auch eine Fahne!!

Rufe: Bravo, Petrow! Die Sowjet-Union soll ihre Fahne zeigen!!

Petrow: Und was ist unsere Fahne, Genossen? Nicht bloß ein rotes Tuch, nicht bloß unser Programm ... Der „Malygin" ist jetzt unsere Fahne! Unsere Fahne vor den Arbeitern der ganzen Welt! Ich beantrage folgende Resolution: Die Belegschaft der Putilow-Werke begrüßt die Entsendung des „Malygin" zur Rettung der „Italia"-Mannschaft! Sie begrüßt zugleich die „Italia"-Mannschaft mit dem Gruße der Solidarität der Arbeiter aller Länder!

Vorsitzender: Ich unterstütze den Antrag und stelle ihn zur Abstimmung.

Meskin: Auch ich unterstütze den Antrag und ergänze ihn dahin, daß wir eine Nachtschicht einlegen für die schnellste Ausrüstung des „Malygin"!

Vorsitzender: Wer ist für den Antrag?

Alle Stimmen: Wir sind für den Antrag! Es lebe der „Malygin", es lebe die „Italia"!!

XIV.

Das „Rote Zelt" auf der treibenden Eisscholle

(Vorn sitzt bei seinem Funkgerät der Funker Biagi mit dem Leutnant Viglieri, dem Befehlshabenden der Mannschaft. Biagi stöpselt und schaltet, springt aber immer wieder auf und horcht wie in Fieberphantasien, wird von dem Leutnant zum Funkgerät zurückgeführt ...)

Biagi (am Apparat): 35 Motoren, 35 Motoren ... 1200 Pferdekräfte und keine Rettung!

Viglieri: Still, Biagi, das ist schon 'ne Wahnidee!

Biagi (vor sich hin): 35 Motoren, 35 Motoren ... 1200 Pferdekräfte und keine Rettung! Sag selbst, Leutnant, was nützen all die schweren Kästen, die uns retten sollen ... da stecken sie 80 Meilen von uns und funken dicke Sprüche, daß wir aushalten ... die „Braganza", die „Hobby", die „Citta di Milano" ... alles Memmen! Was habe ich davon, Leutnant, wenn die „Savoya" mit 'nem Fallschirm mir neue Batterien runterläßt und Fressen und 'n paar Patronen, aber keiner mehr 'ne Landung riskiert! (Reißt den Apparat hoch.) Ich zerschmeiß den ganzen Zimt! Mag funken wer will!

Viglieri (hält ihn): Disziplin, Kamerad!!

Biagi (sich losreißend, tanzt wild herum): Disziplin ... evviva la disciplina ... a l'armi, cameradi! (singt die „Giovinezza").

Quando four de la trancea
S'abba il crido di bataglia ...
Giovinezza, giovinezza,
Primavera di belezza
Nella vita del ebbrezza
Il tu canto s'alcera ...

Viglieri (ihn zurückreißend): Funker! Die „Citta di Milano" ruft!!

Biagi (am Apparat): Ecco, ecco „Italia" ... rao, rao Foyn ...

Viglieri: Was ist? !

Biagi (lachend): Still, Leutnant ... Ecco, ecco „Italia" ... wir hören ... französisches Flugzeug „Latham" mit Amundsen unterwegs, Major Maddalena mit „Savoya" wieder aufgestiegen, Major Penzo mit „Dornier-Wal" ... weiter, weiter ... jawohl, ecco „Italia" ... wo unsere Skipatrouille Kapitän Zappi — Malmgreen ... wir wissen nicht ... weiter, weiter, wir hören ... der schwere Eisbrecher „Krassin" mit Junkers-Flugzeug unterwegs, Leutnant Schyberg mit Moth-Maschine unterwegs ... wir hören, wir verstehen, wir erwarten euch ... (Tanzt umher und singt immer wieder den Refrain der „Giovinezza".)

XV.

Große Eisscholle bei der Halbinsel Wrede am 10. Juli

(Das Junkers-Flugzeug des „Krassin" mit dem Führer Tschuchnowski, dem Mechaniker Schelagin, dem Beobachter Alekfejew, dem Kinooperateur Blumstein steckt in tiefem Schnee auf der Eisscholle. Das Fahrgestell des Flugzeugs ist vollkommen zerbrochen. Die vier Mann sitzen im Windschutz neben dem Flugzeugrumpf.)

Digitized by Google

Tschuchnowski: Ihr seid doch alle sicher?
Alekssejew: Unbedingt, Genosse!
Tschuchnowski: Drei Mann, klar?
Schelagin: So wahr ich 'ne Nase im Gesicht habe.
Alekssejew: Renommier nicht!
Tschuchnowski: Ganz klar: wir haben die Zappi-Malmgreen-Gruppe gefunden ... zwei lagen auf dem Eis, einer winkte. Gib's noch mal durch Schelagin!
Schelagin (am Funkgerät): Hier Flugzeug Tschuchnowski... 11 Uhr 05 von uns drei Menschen gesichtet ... gut abgelaufen ... (schaltet) verdammt!
Tschuchnowski: Was hast du?
Schelagin: Die Kiste friert an; Verbindung weg!
Tschuchnowski: Ausgeschlossen! Los! Los! Muß! Na, siehst du! — Was antwortet „Krassin"?
Schelagin: Er fragt, wo wir stehen.
Tschuchnowski: Hört er uns nicht?
Schelagin: Nein, nur wir hören; Sendung versagt. Still ... er ruft immer wieder, der „Krassin": Wo seid ihr? Warum kommt ihr nicht? Antwortet!
Alekssejew: Er weiß nicht, daß wir Kleinholz gemacht haben, daß unsere Kufen kaputt ...
Blumstein (zu Schelagin): Gib ihm unsere Position! Wir können doch hier nicht verrecken! Mensch, ich spucke in deinen Apparat, ernstlich, alle sollen wir reinspucken, bis er auftaut!
Tschuchnowski: Macht mal eure Pelze auf und legt euch alle drüber!
Alekssejew (öffnet seinen Pelz und legt sich mit den andern über den Apparat): Großartig, mit der Kollektivwärme kann man 'n Straußenei aufbrüten!
Schelagin: Weg!! Verbindung!! (Schaltet.) Ja, hier Flugzeug Tschuchnowski ... notgelandet ... Fahrgestell zerbrochen ... Position: 80° 42′ Nord, 25° 45′ Ost ... was tut ihr? (Schaltet.) Wunderbar!
Tschuchnowski: Was sagt „Krassin"?
Schelagin: Still! (Schaltet.) Verbindung!! Hallo, „Krassin", Hallo ... wir haben euch gehört ... alle fünf Minuten lassen wir Raketen steigen, auf dem Eis bei uns brennt Feuer, ihr findet uns leicht ...
Tschuchnowski: Was sagt „Krassin"?
Schelagin: Er kommt durch schweres Eis auf uns zu.
Tschuchnowski: Gib sofort zurück: „Wir haben noch Vorräte für zwei Wochen, sind alle gesund, unser Fahrgestell ist zwar kaputt, doch auf Schwimmkörpern hält sich der Apparat ... ich halte es für notwendig, daß der „Krassin" der Malmgreen-Zappi-Gruppe schnellstens zu Hilfe kommt, ehe er sich um uns bekümmert. Tschuchnowski." — Hast du's?
Schelagin: Jawohl.
Alekssejew: Also noch 'ne Woche auf blankem Eis!
Tschuchnowski: Wir sind ausgefahren, die Männer der „Italia" zu retten, und wir werden sie retten.
Schelagin (am Apparat): „Krassin" meldet: Er fährt nach Karte 303 sofort auf die Position der Malmgreen-Gruppe.

XVIII.

Eisscholle mit „Rotem Zelt" der „Italia"-Gruppe

(Der Funker Biagi sitzt am Funkgerät, Leutnant Viglieri und Professor Behounek, der wissenschaftliche Begleiter der „Italia", kommen hinzu.)

Behounek (zu Viglieri): Hören Sie nicht das Flugzeug?
Viglieri (gereizt): Natürlich höre ich Flugzeug, seit 36 Stunden höre ich Flugzeug. Tag und Nacht höre ich Flugzeug ...
Behounek: Sie müssen uns doch endlich finden!
Viglieri: Natürlich müssen Sie uns finden! 50 Tage hatten sie ja Zeit dazu! Noch 10 Tage und wir sind Eisklumpen, reif für die Museen!
Behounek: Terreur du Pac ... Eiskoller, Leutnant Viglieri!
Viglieri (sich zusammenreißend): Nur vor Ihnen, Professor, prego! Wenn man 24 Stunden am Tag vor der Mannschaft den starken Mann markieren muß ... (Zu Biagi.) Neue Meldung?
Biagi (am Apparat): „Citta di Milano" funkt, daß wieder so'n Kasten für uns unterwegs ... Eisbrecher „Krassin" ... ein Russe ...
Viglieri: Alte Sache ... Geschwätz ... die „Braganza" liegt zehn Meilen von uns fest, die „Hobby", die „Citta di Milano" ... alle funken ihr wärmstes Interesse ... aber, aber, aber ... perbaco maledetto ma dia, dem einen könnten die Wanten eingedrückt werden, der andere liegt fest, der dritte hat keine kräftigen Schrauben ... alles Mache ... 50 Tage, Professor, 50 Tage ...

(Ein Alpino kommt aus dem Zelt gerannt, ein zweiter hinter ihm her ...)

Erster (zu Viglieri): Leutnant! Battista ist mit dem Messer hinter mir!
Zweiter: Er stiehlt mir die Konserven ...
Erster: Das Schwein hat seine längst gefressen ...
Viglieri: Klappe!! Disziplin!! Wißt Ihr nicht, daß vier Schiffe hierher unterwegs?! Antwort!
Erster: Befehl, Leutnant! Aber seit 30 Tagen sind Schiffe unterwegs, sollen jeden Tag kommen ... jede Nacht kommen ... vor lauter „Braganza", „Citta di Milano", „Savoya", „Latham" und „Hobby" können wir schon nicht mehr schlafen!
Viglieri: Du mußt schlafen, Kamerad!
Erster: Schlafen Sie, Leutnant! Schlafen Sie bei dem weißen Licht, das uns Tag und Nacht unsere Augen frißt! 50 Tage nur Sonne und keine Nacht ... Leutnant, ich ziehe los mit noch drei Kameraden, wie Kapitän Zappi ... besser sterben als verrecken!
Viglieri (heftig): Erste Wache für dich, heute nacht!!!
Erster: Befehl, Leutnant! (Plötzlich.) Leutnant!! Schicken Sie uns den Weg des Kapitäns Zappi! Wir werden verrückt hier! Drei Tage noch, und wir stechen uns mit Gabeln und Schraubenziehern tot!
Viglieri: Weggetreten!! Hast du gehört? Diese Eisscholle ist Italien! Dies Zelt ist Italia!
Zweiter (zum ersten): Behalt deine Konserven; komm, Kamerad! (Mit ihm ab.)
Behounek (zu Viglieri): Eiskoller. — Wenn erst Nacht wäre zum Schlafen!
Biagi (am Apparat): Jawohl ... Ecco, ecco „Italia" ... rao rao Foyn ... wir hören, wir verstehen: Zappi-Gruppe durch „Krassin" gerettet ... evviva „Krassin"!
Viglieri (hinzu): Zappi gerettet??!
Biagi: Still, Leutnant ... jawohl, wir hören ... der Eisbrecher auf Kurs „Rotes Zelt" ... wir können nicht senden... funkt ihr unsere Position: 80° 35′ 30″ Nord, 27° 15′ Ost, Insel Foyn 60° ONO — wir warten, wir setzen Fahne an Mast, wir brennen Feuer ... wir hören, hören ...
Viglieri (ruft rückwärts): Letztes Holz und Segeltuch aufs Feuer! Teer darauf! Es muß rauchen wie der Vesuv!!
Behounek: Sagt ich nicht, der „Krassin" ist der stärkste Eisbrecher?

Digitized by Google

Viglieri (umarmt ihn): Sie kriegen einen Kuß, Professor! Evviva la humanita!

(Die zwei Alpini kommen aus dem Zelt.)

Erster: Leutnant! Ist's wahr?
Viglieri: Jawoll, Jungens!!
Zweiter: Schiff oder Flugzeug?
Viglieri: Schiff! Ein Eisbrecher!!
Behounek: Der „Krassin"! Der Russe!
Erster: Still, es pfeift ...

(Eine ferne Sirene heult ...)

Viglieri: Sirene!!!
Biagi: Der „Krassin"!!
Viglieri: Evviva Italia!

(Immer wieder Sirenensignale.)

Erster: Cameradi, ecco ... da steht er ja, klotzig, wie 'ne Kiste Spaghetti! Gerettet, Battista!!
Zweiter (umfaßt ihn): Heim, a la Vicenza! Ein Bett, trockenes Zeug, schlafen, schlafen ... Madonna! O bella Italia!
Biagi (beginnt plötzlich die „Giovinezza" zu singen; die beiden Alpini fallen ein):

Giovinezza, giovinezza,
Primavera di belezza,
Nella vita del ebbrezza ...
Il tu canto s'alcera!

(Lied, Sirenengeheul des „Krassin" und die Befehle des Leutnant Viglieri klingen durcheinander ...)

Viglieri: Disziplin! Ruhe!! Drei Mann nach vorn an die Scholle mit der Flagge! Sie kommen auf Schneeschuhen! Kameraden, Köpfe hoch, Nacken steif! (Ruft) Evviva Italia!! Evviva „Krassin"!!

(Es kommen über die Eisscholle der Expeditionsleiter des „Krassin" Samoilowitsch, der politische Kommissar Oras, der Arzt Dr. Srednjewski und drei Mann des „Krassin" ...)

Oras (geht auf Viglieri zu): Eisbrecher „Krassin" von der Union der Sowjet-Republiken Rußlands ist gekommen, die Mannschaft des Luftschiffs „Italia" an Bord zu nehmen.
Viglieri: Evviva „Krassin"!! Vier Mann der „Italia" Professor Behounek und Leutnant Viglieri grüßen den unvergleichlichen „Krassin" im Namen der Flagge Italiens!
Samoilowitsch: Seid Ihr alle gesund?
Viglieri: Alle; nur Ceccioni, Ziviltechniker, hat Bein kaputt ... (Umarmt ihn.) Alle Freund, Liebster ... ma dia, welch' Glück!! Nur jetzt: heraus aus dem Eis!! Heim nach Italia!!
Oras: Es ist 22.30 Uhr. Vorwärts, Genossen, bringt die Kameraden an Bord! Das Flugzeug abmontiert! (Zu den Alpini) Aufs Schiff, und Warmes in den Bauch; in die Betten!
Alpino (ihn umarmend): Carissimo! Kamerad „Krassin"... gut Freund! Es lebe Kamerad „Krassin"!
Oras (plötzlich): Es lebe die Solidarität aller Völker!

(Zwei Sirenensignale.)

Viglieri (zu Biagi): Na, Funker ... angefroren? Abbau!! Schluß mit der Wimmerkiste!
Biagi: Sofort, Leutnant ... nur noch letzte Meldung (funkt) Rao, rao „Italia" ... „Krassin" gekommen ... wir sind gerettet. (Schlägt den Funkkasten zu.)

Schiller-Literatur

Von Robert Petsch (Hamburg)

1. G. A. Alfero: Schiller. I drammi della giovinezza, Torino usw. 1929, G. B. Paravia & Co. 295 S.
2. Kathleen Cunningham: Schiller und die französische Klassik. Bonn 1930, Kurt Schröder. 135 S.
3. H. H. Borcherdt: Schiller („Wissenschaft und Bildung", Band 255). Leipzig 1929, Quelle & Meyer. 164 S.
4. S. von Schacht: Schillers Wallenstein auf den berliner Bühnen (— Forschungen zur Literatur-, Theater- und Zeitungswissenschaft, Band 6). Oldenburg 1929, Schultz.[1]

Die Schiller-Forschung bewegt sich zur Zeit weniger in der Richtung auf abschließende Gesamtdarstellungen. Im letzten Jahre sind auch die geistesgeschichtlichen Untersuchungen zurückgetreten, mehr und mehr wendet sich die Untersuchung der künstlerischen Gestaltung zu. Man wühlt eher das ganze, scheinbar so wohl bestellte und abgeerntete Gebiet von neuem auf und sucht eine der stärksten dramatischen Begabungen, welche die Welt gesehen hat, von den Wurzeln ihres Schaffens und von der endgültigen Form ihres Werkes her neu zu erfassen.

Den Italienern sucht freilich G. A. Alfero auch die menschliche Gestalt des jungen Schiller nahe zu bringen. Sein Werk, an dem die deutsche Forschung nicht vorübergehen sollte, beruht auf sehr gründlichen Studien, ist von einer schönen Begeisterung für den Gegenstand erfüllt und durch geistige Selbständigkeit ausgezeichnet. Die Grundanschauung des Verfassers geht dahin, daß Schiller bereits in seiner Jugend kein echter „Stürmer und Dränger" gewesen sei, sondern frühzeitig nach Zucht des Willens, nach Bändigung der eigenen Kraft und nach einer neuen, eigenen Form gestrebt habe, bis er im Umgange mit Körner zu jener Reife vordrang, die Goethe in Italien errang. In alledem sieht Alfero nur Positives; für die hohe Bedeutung, die den dramatischen Versuchen der „Stürmer", besonders Klingers zukommt, und auf die soeben R. May (in der „Germanisch-Romanischen Monatsschrift", Band 17, S. 260 ff.) nachdrücklich hingewiesen hat, legt der vorwiegend „klassisch" eingestellte Kritiker weniger Wert. Seine Analysen gehen vorzugsweise auf den Gehalt der Werke ein und befassen sich am liebsten mit den einzelnen Gestalten. Geistes- und dichtungsgeschichtliche Abschnitte gehen voraus, Sprache und Technik werden nicht mit der gleichen Ausführlichkeit behandelt.

Ebenso energisch wie Alfero vollzieht Borcherdt in seinen volkstümlichen Vorlesungen, die doch auch der Wissenschaft neue Anregungen geben, den Schnitt zwischen Schiller und

[1] Herr Professor Egli in Liverpool, dessen Schiller-Werk wir letzthin besprachen (L. E. XXX, S. 581 ff.) legt Wert auf die Tatsache, daß er Franzose und nicht Schweizer ist, wie wir irrtümlich annahmen.

Digitized by Google

dem Sturm und Drang. Mir scheint, daß die Widersprüche auf menschlich-weltanschaulichem Gebiete größer sind als auf dem der dichterischen Anschauung vom tragischen Menschen. Borcherdt wird jenem großartigen Pessimismus nicht gerecht, ohne den keine echte Tragödie auf der Welt zustande kommt und der sich mit einem „hintergründigen" Optimismus der „Weltordnung" und dergleichen ganz wohl verträgt. Im Grunde schrieb auch der junge Schiller, wie seine unruhigeren Zeitgenossen, besonders Klinger, das Drama des großen Menschen (des „erhabenen Verbrechers"), der aus Größe fällt und in seinem „Fall" die Grenzen der Menschheit offenbart. Der Welthintergrund leuchtet erst auf, wenn die innerweltliche Tragödie zu Ende ist. Innerhalb der Handlung wird die Verletzung äußerer Lebensformen, die bei aller Entstellung noch einen tiefen Sinn verraten, zum Symbol einer Verletzung höherer Ordnungen. Borcherdt aber versteht die Tragik der Luise Millerin fälschlich dahin, als vermöchte sie sich noch nicht „über ihre Sphäre zu erheben", hätte noch „nicht den völligen Glauben an die göttliche Gerechtigkeit" usw. (S. 59). Ich darf vielleicht für die weitere Erörterung des Problems auf die entsprechenden Abschnitte meines Buchs „Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen", München 1905, verweisen. Im übrigen ist Borcherdts Betrachtung der jugendlichen wie vor allem der späteren Dramen Schillers reich an feinen Beobachtungen über die künstlerische Form und die Technik, zum Beispiel über typische und individuelle Charakteristik, über den tragischen Doppelsinn der Lebensgestaltung, über das Symbolische des Kunstwerks usw.

Eine neue Betrachtung von Schillers Ringen um die dramatische Form ist ja, was wir in der Gegenwart vor allem brauchen. Auch die allgemeine Dramaturgie kann davon nur Nutzen ziehen. Als einen höchst erwünschten Zuwachs zur eigentlichen Schiller-Forschung begrüßen wir unter diesem Gesichtspunkt das Buch von K. Cunningham, das von J. G. Robertson in London angeregt und unter der Leitung, auch unter deutlichem Einflusse von Oskar Walzel entstanden ist. Die Verfasserin bemüht sich weniger um die Erkenntnis der tiefsten Wurzeln und des menschlichen Hintergrundes als um die Entwicklung von Schillers Drama, besonders nach der technischen Seite. Sie verwertet geschickt die Ergebnisse der bisherigen Forschung über Schillers Verhältnis zu den großen Franzosen und erweitert sie um eine Fülle bedeutender Gesichtspunkte, die auch jeder künftigen Untersuchung der dramatischen Form zugute kommen dürften. In verständiger Weise grenzt sie den Einfluß der Franzosen gegen denjenigen Shakespeares und der Griechen ab, ohne das Verhältnis dieser drei Stilformen zueinander am Schlusse ausgiebig zu erörtern. Zu neuen Beobachtungen über Schillers Technik bleibt auch jetzt noch Raum übrig, zum Beispiel über das „abgestufte Gegenspiel" (im Wallenstein: Kaiser — Octavio — Butler — die Hauptleute). Auch K. Sommers Untersuchungen über die Gruppierung in den Jugenddramen hätten nicht übersehen werden sollen (Zeitschrift für Ästhetik, Band 18). Im ganzen ist das Buch, das nicht leicht lesbar ist, eine durchaus förderliche Leistung.

Die Arbeit von Sven Schacht über die berliner Bühnengeschichte des Wallenstein erhebt sich über die Höhenlage vieler bühnengeschichtlicher Dissertationen mit ihrer Zettelkastenweisheit und Klebefertigkeit dadurch, daß sie mit Glück versucht, auf Grund der zeitgenössischen Berichte in die geistigen Grundlagen der jeweiligen Bühneneinrichtungen des Dramas einzudringen. Wenn wir sehen, wie sich Künstler wie Fleck, Iffland, Rott, Klein, Pategg, Mitterwurzer, Matkowsky, Bassermann, W. Krauß und Kayßler mit der Hauptrolle auseinandergesetzt haben, so zieht ein Stück deutscher Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts an uns vorüber, wie die Folge der Einrichtungen selber die Entwicklung des Theaters im gleichen Zeitraum widerspiegelt. Schade, daß in dem kärglichen Schlußwort des Verfassers der Stoff nach diesen Richtungen nicht ausgewertet wird. Wir erhalten da nur ein paar hübsche Bemerkungen über die „kulturpolitische Verbundenheit der Nation mit dem Wallenstein" in ihrer Entwicklung, soweit sie sich eben in den berliner Aufführungen zeigt. Gerade unter höheren Gesichtspunkten aber zeigt sich auch die Bedenklichkeit, zeigt sich das Bruchstückweise solcher lokalgeschichtlichen Betrachtungen. Immerhin hat der Verfasser für die recht notwendige Neugestaltung von Eugen Kilians Buch über „Schillers Wallenstein auf der Bühne" (München 1908) wertvolle Vorarbeit geleistet.

Das Zeichen des Alten Bundes[1]

Von Friedrich Wolf

Und Jahwe sprach: Das sei das Zeichen, das ich aufrichte
Zwischen mir und euch und allem Leben auf ewige Zeit:

Meinen Bogen stelle ich in die Wolke,
Er sei des Bundes Zeichen zwischen mir und der Erde!
Und wann wieder ich die Wolke türme über der Erde,
Und ihr meinen Bogen sehet im Gewölk,
So will ich meines Bunds gedenken
Zwischen mir und euch und allem Fleisch der Erde:

Nie wieder soll vertilgt sein jed' Fleisch durch die Wasserflut!

[1] Aus: Das Heldenepos des Alten Bundes. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1925.

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Hans Kaltneker

(Originalgröße)

Vorwort zur 1. Auflage

Ich fühle die erhabene Pflicht, meinen Lesern
Rechenschaft zu geben. Vielleicht wird man mir
Unbefugtheit vorwerfen, wenn ich selbständig, ungefragt,
Sammlungen über Freimaurer und Freimaurerei
veröffentliche; ich will es. Meine Freude über Komenius,
Erhabenes gepflanzt zu sehen, Ehrfurcht vor
Wissenschaft, Achtung vor Forschung,
Verehrung, Anerkennung, Liebe, Treue, Edles
schützen, ist Pflicht alles die vorliegenden Werke
Von die Getroffenen Buchstabenmale Menschen
Sein können, zu empfangen. Schwache Freunde
und Feinde. Ich erachte es nicht für recht
Alle die Stimmen einzusammeln, sondern
Einiges [illegible] Leben - Lorbeerne
Schwache Pflicht [illegible] Ich will zeigen,
wie [illegible] einsammeln [illegible] Liebe
in [illegible] Eigenschaften Begriff des [illegible]
Geist. 3) Zugrundeliegende Empfindung
Vorliegenden Schaffens, d. h. dem Verfasser selbst

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Goethe-Preis für Sigmund Freud

„Allein die monumentale, elfbändige Gesamtausgabe von Freuds Schriften ist als Leistung überwältigend. Hermann Hesse äußerte sich darüber und gab damit zugleich eine treffende Charakteristik von Freud: ‚In der deutschen Wissenschaft der letzten Jahrzehnte finden sich sehr wenige Gestalten, die sich an Umfang wie an Tiefe der Wirkung mit Freud vergleichen könnten. Sein Werk überzeugt auch außerhalb der Gilde durch ganz hohe menschliche sowohl wie literarische Qualitäten. Das Schöne und merkwürdig Reizvolle an den Schriften Freuds ist dies Hingezogensein eines ungewöhnlich starken Intellekts zu Fragen, die alle ins Überrationale führen, der immer erneute, geduldige, dabei kühne Versuch eines disziplinierten Geistes, mit dem doch stets zu groben Netz seiner Wissenschaftlichkeit das Leben selbst einzufangen. Der sorgfältige Forscher und klare Logiker Freud hat sich ein vorzügliches Instrument in seiner ganz intellektualistischen, aber prachtvoll scharfen, genau definierenden, gelegentlich auch kampf- und spottlustigen Sprache geschaffen.‘

Das, was der Psychoanalyse ihre ungeheure Verbreitung verschaffte, was sie so populär machte, war, von der Überbetonung des Sexuellen abgesehen, ein besonderer Umstand: sie sprengte den biologischen Rahmen, in den sie ursprünglich eingespannt war, und griff immer weiter hinüber auf alle Erscheinungen des Lebens. Sie zog die Künste und Wissenschaften in ihren Bann, setzte sich mit Theologie und Philosophie auseinander und ist auf dem Wege Weltanschauung zu werden. Jedenfalls weisen Freuds jüngste Schriften ‚Die Zukunft einer Illusion‘, sowie ‚Das Unbehagen in der Kultur‘ nach dieser Richtung. Und es hat schon seine Berechtigung, ‚Freud als Kulturkritiker‘ zu bezeichnen, wie es Reik in einer soeben erschienenen Schrift tut.

Im vorjährigen Psychoanalytischen Almanach schrieb Fritz Lehner vom Einbruch der Psychoanalyse in die französische Literatur; man könnte fragen, ob es denn überhaupt eine Literatur gibt, in welche die Psychoanalyse nicht eingebrochen ist. Freuds Schriften mit ihren fünfstelligen Auflageziffern sind in fast alle Kultursprachen übersetzt. Die Psychoanalytiker schufen eine Biographik, in der Gottfried Keller, Knut Hamsun, Dostojewski, Tolstoj, Stendhal, Baudelaire, C. F. Meyer, Strindberg, Rousseau, Flaubert, Schnitzler, Beer-Hofmann u. a. figurieren; ja die Psychoanalyse bemächtigte sich auch des ‚Struwwelpeters‘ und der ‚Frommen Helene‘. Und die Dichter selbst, allen voran Thomas Mann, Arnold und Stefan Zweig, nahmen Stellung zu dem Menschen Freud und seinem Werk; sehr skeptisch äußerte sich Unamuno.

Wenn jetzt Freud den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt erhält, so reiht sich der bedeutendste Psychologe würdig den bisherigen Preisträgern an: dem Dichter Stefan George, dem Theologen und Mediziner Albert Schweitzer, dem Philosophen Leopold Ziegler.“ G. Mamlock (B. T. 405).

„Daß Freud in jene naturmechanistisch-materialistische, gegengoethesche Linie gehört, tritt an nichts deutlicher zutage als an seinem sogenannten Unbewußtsein und seiner Stellung zur Hierarchie der lebendigen Werte. Sein Unbewußtes ist gerade das Gegenteil der schöpferischen Quellzone, als die Goethe die Seele begriffen hatte. Es ist ein geriebener Hochstapler, der aus schlüpfrigen Winkeln und Kellern die Ichtriebe, vorwiegend geile Sexualnattern, in das menschliche Bewußtsein schmuggelt, wo sie in den Masken von Kultur und Religion das sublimierte Gaukelspiel menschlicher Werte erzeugen. Götter und Dämonen werden vor dem einzig realen Gott, dem Logos der medizinischen Wissenschaft, als Wahnvorstellung und Ergebnis der ‚Mechanik des Unbewußten‘ entlarvt. Die Religion eine ‚Illusion‘ — das ist völlig die alte Formel eines Häckel oder Strauß, den ein gewisser Friedrich Nietzsche bereits vor zwei Menschenaltern einen Bildungsphilister nannte. Aber Deutschland hat das, wie die Stadt Frankfurt beweist, bis heute noch nicht begriffen. Wie der Erde die Ströme, so entspringen der Seele aller Zonen und Zeiten die Religionen und das Wissen um die Hierarchie der Werte. Freud ist der Erfinder einer Weltanschauung, die es erlaubt, diese Ströme als ‚Wahnvorstellungen‘ und pathologische Komplexe wegzuanalysieren. Nach dieser Weltanschauung gibt es den Sexus auf der einen und ‚Komplexe‘ auf der anderen Seite, hier Triebe, dort einen schwindelhaften ‚ideologischen‘ Überbau. Dazwischen klafft eine Lücke: Die Seele fehlt, die gerade Goethes Entdeckung war und deren Lebenswunder er gerade im Tiefengeheimnis des Eros schaute. Eine Weltanschauung ohne Seele gekrönt mit einem Goethe-Preis — ohne Goethe! Dies Taschenspielerkunststück blieb Frankfurt vorbehalten.“ Werner Deubel (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 197).

Digitized by Google

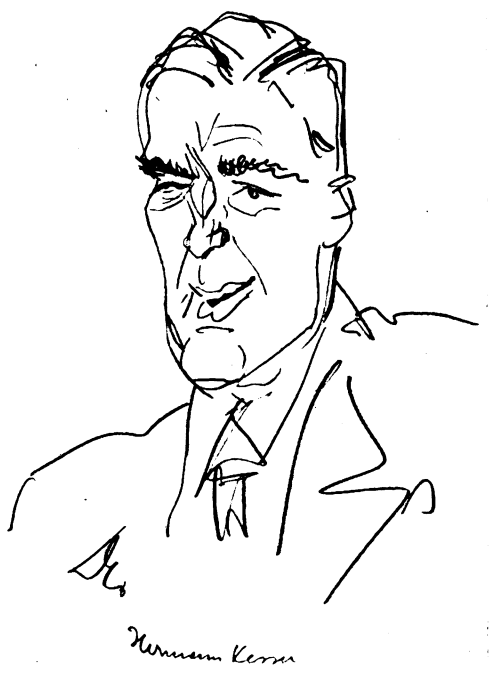
Vgl.: Oscar A. H. Schmitz (D. A. Z. 400); R. (Tag 206); Voss. Ztg. (405); Ludwig Marcuse (Berl. Börs.-Cour. 400); Wilhelm Schmidtbonn (B. T. 397); Alfons Paquet (B. T. 403); Heinrich Mühsam (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 200); Gustav Bally (Bund, Bern, 409).
Sigmund Freud: Meine Lebensarbeit (B. T. 405).

*

Hermann Kesser

(Zum 50. Geburtstag)

„Nicht der geniale künstlerische Wurf ist Kessers Stärke, vielmehr die unermüdliche Kraft, sein Talent zu bewahren und zu entwickeln. Er steht mit geschmeidiger Sicherheit an dem Platz, den Erkenntnis und Gefühl ihm zuweisen, ist als Künstler und Mensch ein gehär-



Hermann Kesser
Zeichnung von B. F. Dolbin

teter Charakter, der Widerstand zu leisten vermag. Und da ihn stets der Wille zu geformter Wahrheit geleitet hat, ist er ein politischer Dichter im wahren Sinne des Wortes. Kesser hat sich rückhaltlos dazu bekannt: ‚Dichter werden zu Kriegern gegen Dummheit und Dunkelheit, bereit, zu verbrennen — und an Selbstverbrennung zu sterben.' Ihm ist der Typus des unverbindlichen Ästheten stets zuwider gewesen, der sich als ‚Olympier' erhaben über Raum und Zeit stellt. Denn ihm ging es um die kardinale Frage einer zeitnahen Kunst, ‚wie der Wahrheit ein musikalisches Herz eingesetzt wird'. Er hat diese Frage vielfältig und eindeutig beantwortet." Gerhart Pohl (Berl. Börs.-Cour. 354).

„Literarische Moden hat Kesser nie mitgemacht. Er war nicht Expressionist mit den Expressionisten, noch schreibt er heute Reportagen. Wenn er Lehrer in der Dichtkunst gehabt hat, so müssen es Kleist und Flaubert gewesen sein, in einigem vielleicht noch C. F. Meyer. Kesser ist Süddeutscher, seine Art zu schreiben ist ganz norddeutsch streng, manchmal sogar ein wenig pedantisch. Er ist in keinem Buch etwa verspielt anzutreffen, sondern, bei aller Leidenschaft darzustellen, wirkt er so kritisch bedacht, so auf Selbstkritik erpicht, daß noch der Leser meinen muß, seinen Autor außer dem Buch vor sich zu sehen, wie er die Brauen hochzieht und seine Wirkung bemißt. Da steht Satz an Satz, Reihe an Reihe, ein ununterbrechlicher Fluß, der doch eher wie durch ein ebenes, gleichmäßiges Marmorbett geführt wirkt als etwa wie ein reißender Naturstrom. Ein kunstvolles Gefüge, nach den festen Gesetzen gebaut, aber vollkommen in seiner Art." Leo Hirsch (B. T. 355).

Vgl.: Ludwig Marcuse (N. Bad. Landesztg. 390); F. R. (Arb.-Ztg., Wien, 212); Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg. 358); er—er (D. A. Z. 358); Alexander Baldus (Deutsche Reichsztg., Bonn, 182); Heinz Neuberger (Konstanz. Ztg. 180).

*

Zur deutschen Literatur

„Johann Christian Günther, Legende und Wirklichkeit." Von Wilhelm Krämer (B. T. 382).

„Hamann". Zum 200. Todestag. Von Friedrich Burschel (Frankf. Ztg. 650 – 652).

„Letztes Gespräch zwischen Goethe und Wilhelm von Humboldt." Von Ernst Lissauer (Hannov. Kurier 400/1).

„Christiane und August Goethe in Mannheim." Von W. Eichenberg (N. Bad. Landesztg. 431).

„Goethe als politischer Erzieher der Deutschen." Von Hans Siegfried Weber (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 200).

„Vom unbekannten Goethe." Von Hans Hartmann (Bund, Bern, Kl. Bund 34).

„Der alte Knebel, Goethes ‚weimarer Urfreund'." Von —di (ebenda).

„Goethe und die Eroberung der Luft." Von George von Graevenitz (Deutsche Tagesztg. 402).

„Okkultes in Goethes Erleben." Von Th. Volbehr (Stuttg. N. Tagbl. 379).

„Goethe in Frankreich." Von René Lalou (B. T. 406).

„Goethe und wir." Von Hanns Martin Elster (Deutsche Tagesztg. 404).

„Auf Wielands Spuren." Von Ludwig Bäte (Tag, Unt. 183).

„Der Romantiker als Prophet" [Ludwig Tieck]. Von H. H. Houben (N. Zür. Ztg. 1556).

„Zwei Daten zur Lebensgeschichte Heinrich von Kleists." Von Paul Hoffmann (Voss. Ztg., Unt. 179).

Digitized by Google

„Bettine Brentano als Politikerin." Von Romain Rolland (B. T. 358).

„Am Grabe Hölderlins." Von Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg. 22. Aug.).

„Cäcilie Tychsen, ein Beitrag zur deutschen Romantik." Von Hellmut Draws-Tychsen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 178).

„Lenau und die Frauen." Von H. Bürger (Rhein.-Westf. Ztg. 193).

„Aus Heines pariser Matratzengruft." Von H. H. Houben (B. T. 387).

„Grillparzers Kampf." Von J. Bergenthal (Germania 379 B).

„König Maximilian an Hebbel." Unveröffentlichte Briefe, vorgelegt von Paul Bornstein (Münch. N. Nachr., Heimat 28).

„Gottfried Kellers Lebensraum." Von E. H. (N. Zür. Ztg. 1591).

„Bekenntnis für Wilhelm Raabe." Von Georg von Loefen (Deutsche Ztg. 188 a).

„Paul Heyse und wir." Von Wilhelm Meridies (Germ. 330).

„Die Lyrik Hermann Linggs." Von Ernst Lissauer (D. A. Z. 373).

„Richard Wagners dichterische Sprache." Von Franz Muncker † (Münch. N. Nachr., Einkehr 32).

„Das Land Ruppin und Fontane." Von Bernhard Guttmann (Frankf. Ztg. 608—610).

„Theodor Fontane, der Balladendichter." Von Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., Wiss. 34).

„Der Vater der Wilhelmine Buchholz" [Julius Stinde]. Von Paul Wittko (Altonaer Nachr. 181).

„Der Träumer an französischen Kaminen." [Zum 100. Geburtstage Richard von Volkmann-Leanders.] Von Hanns Martin Elster (Deutsche Tagesztg. 380, Köln. Ztg. 442 u. a. O.).

—, —. Von A. V. (Germ. 379 und Köln. Volksztg. 416).

—, —. Von S. (Leipz. N. Nachr. 228).

—, —. Von P. V. (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 190).

—, —. Von P. H. (D. A. Z. 379).

—, —. Von Will Scheller (Tag, Unt. 195).

„Friedrich Nietzsches Heimkehr. Zum 30. Todestag." Von Carl Albrecht Bernoulli (B. T. 394).

—, —. Von Georg Foerster (Tag, Unt. 201 und D. A. Z. 27. Aug.).

—, —. Von E. K. (Berl. Börs.-Cour. 388).

—, —. Von Alfred Emmel (Ostpreuß. Ztg. 225).

—, —. Von Carl Dietrich Carls (Schles. Ztg. 429).

—, —. Von Glinski (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 17).

—, —. Von Joachim Günther (Deutsche Tagesztg. 398).

—, —. Von W. E. (Rhein.-Westf. Ztg. 429).

—, —. Von Curt Hotzel (Königsb. Allg. Ztg. 390).

—, —. Von Arnold Gehlen (Leipz. N. Nachr. 235).

—, —. Von Paul Feldkeller (Köln. Ztg. 459).

—, —. Von Michael Gruemann (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 196).

—, —. Von Karl Leuthner (Arb.-Ztg., Wien, 233).

—, —. Von Otto Flake (N. Bad. Landesztg. 426):

„Der Fall Nietzsche ist noch nicht voll erfaßt. In den Jahren nach dem Zarathustra arbeitete es unheimlich in Nietzsche, drohend, düster, unerbittlich. Er, sein Stolz, sein Ranggefühl, fühlten sich verpflichtet, mehr zu tun, als Bücher zu schreiben, mochten sie noch so aufrüttelnd sein. Er wollte nicht weniger, als eine Entscheidung erzwingen. Mit anderen Worten, er wollte mit den geistigen Mitteln des Wortes etwas erreichen, was nur der Tat vorbehalten ist: eine Änderung der Grundlagen der menschlichen Kultur. Er mochte an die Wirkung der großen Religionsstifter denken, die auf dem Weg über die Seele der Menschen Staat und Gesellschaft von Grund aus verwandeln.

Dreißig Jahre vor dem Zusammenbruch der bürgerlichen Zivilisation zeichnete er — im ‚Willen zur Macht' — die geistige Katastrophe, die er Nihilismus nannte. Nach dieser destruktiven Darstellung bot er die positive Haltung, die Neuorientierung an. Ob sie, die Lehre vom Übermenschen, die richtige ist, bleibe dahingestellt; Zweifel grundsätzlicher Art sind erlaubt.

Genug, es kommt hier auf die Größe der Konzeption an und auf das tiefere Verständnis für den Sturz in den Wahnsinn, dem Nietzsche in dem Augenblick verfiel, als er mit dem Aufruf an Europa, sich dem von ihm verhängten Gericht zu stellen, Ernst machte, indem er den Fürsten Briefe schrieb und sie zu einem Kongreß nach Rom einlud.

Wahnsinn und Wahnsinn sind verschieden. Auch hier könnte man sagen, es hänge davon ab, wer wahnsinnig wird — ein Psychopath, der seine Visionen nicht formen kann, oder ein Diktator des Geistes, der ihre Unwirklichkeit nicht mehr erträgt. —"

—, —. Von M. (Bund, Bern, 393):

„Schon der lebende Nietzsche sah sich veranlaßt, gegen eine Auslegung seiner Lehre als Junkerphilosophie zu protestieren. Wie angenehm müßte ihm der heutige Versuch sein, den Namen des unerbittlichsten Denkers in Anspruch genommen zu sehen für ein politisches System, aus dem selbständiges Denken unerbittlich verwiesen ist! Wer Nietzsche auf dem Bücherbrett der Diktatoren sucht, vergesse doch sein Vernunftkompliment an die Demokratie nicht: ‚Die demokratischen Einrichtungen sind Quarantäne-Anstalten gegen die alte Pest tyrannenhafter Gelüste: als solche sehr nützlich und sehr langweilig.'

Wäre es nicht viel wichtiger, Nietzsches immer wieder zu gedenken als des prophetischen Sehers, der nicht nur den Krieg und seinen Ausgang für Deutschland vorausgesehen, sondern auch wie kein anderer Europa aus tiefster Seele zur Verwirklichung hat beschwören wollen? Welcher Denker hat mit glühenderem Ernst, mit verantwortungsklarer Leidenschaft den Begriff — nein: die Tatsache des Europäers gewollt und gewünscht? Sprach nicht er von einem europäischen Völkerbund, in dem jeder Staat den Platz und die Rechte eines Kantons haben sollten? Auch diese Geistessaat gehört zum Erbe Nietzsches; es wäre zu wünschen, daß ihr zum mindesten ebensolche Entfaltung beschieden wäre wie dem wuchernden Gestrüpp der Mißverständnisse um seine Werke. Diese sind von heute ab — frei. Hat ihre Wirkung noch gar nicht eingesetzt? Fast möchte man es glauben, wenn man den befremdlichen Hader um ihre Meinung beobachtet, der neuerdings wieder entbrannt ist. Dennoch: eine Klärung um Nietzsche wird man von einer billigen Verbreitung seiner Werke kaum erwarten dürfen. Viel eher ihre stille, unterirdische Wirkung fern von Katheder, Archiv und Fachdiskussion. Dieser Jasager des Lebens hat schon selber dafür gesorgt, mit der stärksten Kraft im Bunde zu bleiben. So wird sein Erbe leben — über allen Mißbrauch hinweg."

„Die Begründung des Nietzsche-Archivs." Von Elisabeth Förster-Nietzsche (D. A. Z. 390).

„Der Nietzsche-Nachlaß und das Nietzsche-Archiv." Von Richard Oehler (Münch.-Augsb. Abendztg. 226).

„Malvida von Meysenbug über Nietzsche." Aus ungedruckten Briefen, veröffentlicht von Berta Schleicher (Berl. Börs.-Cour. 391).

„Otfried Krzyzanowski." Von Eva Krzyzanowski (Prag. Pr. 211).

„Der reincarnierte Buddha" [Rudolf Steiner]. Von J. A. Poritzky (B. T. 393).

Digitized by Google

„Der Dichter der Nordsee. Zu Gorch Focks 50. Geburtstag." Von Otto Aug. Ehlers (Rhein.-Westf. Ztg. 427).

—, —. Von P. Thieme (Schles. Ztg., Unt. 423 u. a. O.).

„Erinnerung an einen Dichter [Klabund]." Von Erich Büttner (B. T. 363).

—, —. Von Herbert Eulenberg (Köln. Ztg. 445).

—, —. Von Fritz Droop (N. Bad. Landesztg. 407).

—, —. Von Johan Luzian (Kass. N. Nachr., Lit. 191).

—, —. Von Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 188).

—, —. Von Herbert Sandberg (Berl. am Morgen 188).

„Emil Claar." Von Rudolf Geck (Frankf. Ztg. 555/57).

„Paul Wriede." Von Paul Wittko (Altonaer Nachr. 192).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Alexander von Bernus." Von Franke (Neckar-Ztg. 177).

„Paul Ernst als Dichter der Sachlichkeit." Von Emil Ermatinger (Münch. N. Nachr. 214):

„In dem Durcheinanderspielen der gesellschaftlich-volkhaften Mächte und des Charakters des einzelnen, wie es die Jugenderinnerungen darstellen, steckt etwas Tragisches, das manches an Ernsts literarischem Schicksal zu erklären vermag: man gewahrt, wie ein hochbegabter Mensch von Anfang an abseits steht, immer wieder abseits gedrängt wird und in trotziger Selbstsicherheit diese Einsamkeit als die Mitgift des Schicksals auf sich nimmt. Und dieser selbe Mensch weiß sich doch im Innersten mit so glühender Liebe dem Ganzen des Volkes verbunden, daß er sich selber geradezu als den gestaltgewordenen Inbegriff der Volksgemeinschaft betrachtet. Die Zukunft muß lehren, wie weit diese ihrerseits sich mit ihm eins fühlt und wieviel sie ihm danken will."

„Eulenberg kontra Eulenberg." Von Herbert Eulenberg (Voss. Ztg., Unt. 201).

„Zur Ehrung Hermann Kriegers." Von Rud. Schmidt (Hamb. Fremdenbl. 225).

„Was ist uns Ernst Lissauer?" Von Wilhelm Horkel (Augsb. N. Nachr., Erzähler 58):

„Obwohl Jude von Herkunft, hat er die Sehnsucht, ganz deutscher Dichter zu sein. Mit unser aller Volkheit weiß er sich im Innersten eins. Wie hätte er sonst Männer deutscher Kunst (Bach, Beethoven, Bruckner) und deutscher Geschichte (Luther, Yorck) in endgültige Bilder prägen können? Durch seine Adern rauschen die Blutströme des Protestantismus, dessen Helden gerade sein jüngstes Schaffen gilt. Goethes Wort: ‚Der Mensch ist nur so lange produktiv in Kunst und Poesie, als er religiös ist', läßt auch vom Wunderbaume seiner Muse noch manche Frucht erwarten. Völlig unbeirrt um das modenfrohe Feilschen auf dem Kunstjahrmarkt ist Ernst Lissauer seinen Weg gegangen, einsam ringend."

„Wer ist Ernst Löhndorff?" Von Paul Friedrich (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 184).

„Benno Rüttenauer." Von Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg., Luginsland 185).

„Der Dichter" [Wilhelm Schmidtbonn]. Von Arthur Kahane (B. T. 383):

„Ein reinerer Dichter ist mir nie noch begegnet; ein schlichteres Herz; ein zarteres Gemüt. Einer, der singt, weil er singen muß; und einer, der noch singt. Ihn rührt alles an, all Ding und alle Kreatur; und alles wird ihm Gesang. Was er dichtet, und wenn es Prosa ist und wenn es Achill in Jamben sagt, hat Kraft und Süße und Einfachheit des Volkslieds und wie ein Volkslied ist er selbst. So sieht Eichendorffs Taugenichts aus und so der Michel Hellriegel. Einer, der es in Städten nicht aushält; einer, der noch wandert; einer, der noch über Landstraßen streicht, über seine geliebte Mutter Landstraße. Ein Waldmensch. Ein Windmensch. Ein Lichtmensch. Ohne Falsch. Angefüllt mit Güte und mit Liebe zu allem. Mit soviel Liebe. Aber dabei gar nicht so einfach. Voll Leidenschaft. Voll Sinnlichkeit. Voll heißer Triebe, zu denen er sich jauchzend bekennt. Einer, der auch in den Höllen Bescheid weiß. Wäre er sonst der Dichter, der er ist? Ein Dichter, so deutsch wie griechisch, zu dem Eichendorff und der große Pan gemeinsam Pate gestanden haben. Dabei kein zeitfremder Phantast: einer, der die Gegenwart liebt, der fest in seinen Schuhen steht und nur von Zeit zu Zeit seine Nasenspitze in die Wolken stecken muß."

„Nikolaus Schwarzkopf, der Träger des Büchner-Preises." Von Otto Doderer (Stuttg. N. Tagbl. 377 und Köln. Ztg., Lit. 461):

„Überall aus den Büchern Schwarzkopfs quillt eine verspielte, man muß schon sagen: poetische Fabulierseligkeit hervor. Dieser Vollblutromantiker hat nie Gedichte gereimt, nie die strenge formale Schulung der Verse durchgemacht, aber nun blühen die ungeschriebenen Gedichte in seiner Prosa auf. Er ist Lehrer gewesen und hat aus der Pädagogik und von Pestalozzi erfahren, daß Erziehen nichts anderes heißt, als die Menschen menschlicher machen. —
In der Literatur von heute ist Schwarzkopf ein Stück Kunst gewordene Natur. Ein einfacher Charakter, aber ein wesentliches Dasein. Eine kleine Welt wird von ihm groß gesehen. Er ist keine lohende Flamme, keine breite Front, aber ein munterer Mückentanz um das Ewige Licht. Mit beiden Beinen steht er auf dem Boden seiner Heimat, er ist harmonisch umschlossen von Gläubigkeit und Liebe und der Freude an der Kunst. Das anziehende warme Menschentum dieses Sinnierers steckt noch tief in den Urständen. Er wird einmal mehr sein, wenn er weniger sein will, wenn das Naive in ihm sich reiner entfalten und vom Meltau des Spekulativen befreit sein wird."

„Eduard Stucken." Von Heino Schwarz (Hamb. Fremdenblatt, Lit. Rundsch. 205).

„B. Traven, Goldgräber, Baumwollpflücker, Viehtreiber und Dichter." Von P. A. Otte (B. T. 355).

—, —. Von Erich Knauf (Arbeiter-Ztg., Wien, 230).

„Wer ist Johanna Wolff?" Von Clara Meßling (Altonaer Nachr. 104):

„Aus schlichten, starken, vertrauenden Worten spricht der Geist ihrer Heimat, der sie, obwohl in der Fremde lebend, eng verbunden geblieben ist. Die ungewöhnlichen Ehrungen, die der ostpreußischen Dichterin anläßlich ihrer Ernennung zur Ehrenbürgerin ihrer Vaterstadt Tilsit zuteil wurden, sollten die Aufmerksamkeit der deutschen Öffentlichkeit auf das Schaffen dieser außerhalb ihrer engeren Heimat immer noch nicht genügend gewürdigten, echt deutschen Dichterin lenken. Ihr eigentümlicher Werdegang, der dieses hochbegabte Kind des Volkes aus den ärmlichsten und unter den schwierigsten Verhältnissen hinauftrug auf die Höhen des dichterischen Schaffens, zu Ehren und Anerkennungen, ist an ihr selbst unvergänglich gezeichnet in ihrem Meisterwerk, dem ‚Hanneken', einem Buch der Arbeit und des Aufstiegs, einem Volksbuch im besten Sinne des Wortes. Wie auch der Weg des ‚Hanneken', der unermüdlich Schaffenden, noch weiter führen mag — eins ist gewiß, er kann nur aufwärts zum Gipfel führen."

*

„Johannes Dose, ein niederdeutscher Volksdichter." Zum 70. Geburtstag. Von Paul Wittko (Hamb. Nachr. 15. Aug.).

„Besuch bei Hans Grimm." Von Elsa Bernewitz (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 414).

*

„Aus Gerhart Hauptmanns Jugend" [‚Liebesfrühling' und ‚Germanen und Römer']. Von C. F. W. Behl (B. T. 382).

*

Digitized by Google

„Zwei neue Kriegsromane [Walter Bloem und Werner Beumelburg]." Von Rolf Vacha (Kreuz-Ztg., Unt. 227).

„Schicksale hinter Schreibmaschinen." [Ch. A. Brück.] Von L. Thoeren (Köln. Volksztg. 421).

„Die Michaelskinder" [Martin Beheim-Schwarzbach]. Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 200).

„Narziß und Goldmund" [Hermann Hesse]. Von Emmy Hennings (N. Bad. Landesztg. 429):

„Wie ein Klang von ferne her berührt uns dieses Buch. Wie viele mögen wohl heute für diese reine hohe Dichtung empfänglich sein? Schön wie eine Glocke. Nachdauern wird sie in späten Tagen und rühren vieler Menschen Ohr."

„China frißt Menschen" [Richard Huelsenbeck]. Von Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 365):

„Unbedingt schön und haftend in der Erinnerung sind die Schilderungen. Wie Huelsenbeck eine Meerlandschaft mit zartesten Farben hinsetzt, wie er einen Morgen in einem Garten, einen Abend auf der Straße, eine Nacht in der Spelunke schildert, wie er das Gesicht eines Kulis oder Generals oder sonst einer lebenden Kreatur umreißt — das erinnert an die hohen Meisterwerke, wie sie in den Reisewerken eines Flaubert oder André Gide unsterblich geworden sind."

„Ernst Penzoldt: ‚Etienne und Luise' — ‚Die Powenzbande'." Von Glinski (Kreuz-Ztg. 239):

„‚Etienne und Luise' bedeutet nicht nur Penzoldts beste bisherige Leistung, sondern darüber hinaus schlechthin eine der besten und vollendetsten Arbeiten, die aus den Bezirken der ‚Jüngsten' uns bis nun beschert wurden! — Die ‚Powenzbande' ist keine Lektüre für zimperliche Leute und allzu harmlose Gemüter; aber es ist gottlob auch kein Buch der zweideutigen Pointen und ästhetisch verbrämten Schlüpfrigkeiten. Es ist ein derbes, frechfrohes Buch für alle jene, die noch das volle hallende Lachen, gewissermaßen das ‚rabelaisische' Lachen lieben. Und: trotz seines winkligen und absonderlichen Humors ist der Roman durchaus zeitnah und weiß darum auch uns Menschen dieser Zeit unmittelbar anzusprechen."

„Josef Ponten: Wolga-Wolga." Von D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 447):

„Im ganzen: wir haben hier eine große Form, die — in Überschau einer typischen Geschlechterfolge — versprengtes Lebensgut deutscher Vollheit in straffer Handlung umspannt; ein Erzählertalent, das überliefertes mit eigner Fabulierkunst geschmeidig verschweißt; eine Sprache, die klar, durchsichtig, dichterisch geprägt und unverzerrt ist, wie wir sie heute nur allzu selten noch antreffen; ein starkes Verantwortungsbewußtsein gegenüber allem, was deutsch ist (und jenseits unsrer Grenzen lebt) und uns überzeugt, daß in jedem Deutschen, sei es in welchem Lande und unter welchen Sternen, ein Bluterbe ist von Gemeinsamkeit, das symbolhaft ist für Zeit und Ewigkeit."

—, —. Von Carl Rauch (Köln. Ztg., Stadt-Anz. 400).

—, —. Von Heino Schwarz (Wiener Ztg. 190).

*

„Die französische Kultur." Zu dem neuen Werke von Ernst Robert Curtius. Von Waldemar Gurian (Germ., Ufer 23 und 24):

„Nur einige Andeutungen über das hervorragende Werk konnten an dieser Stelle gegeben werden. Es kam darauf an, in die Grundhaltung einzuführen. Darum konnte nicht auf die Einzelheiten eingegangen werden, etwas aus den Kapiteln über die Religion oder das Unterrichtswesen. Braucht noch besonders gesagt zu werden, daß das Buch von Curtius eine glänzende Einführung in das Verständnis Frankreichs darstellt? Hoffentlich wird es zur Zerstörung zahlreicher Mißverständnisse — etwa jenes von der französischen Flachheit, die sich in Klarheit und Rhetorik erschöpft — beitragen, die gerade dadurch entstehen, daß man — wie Curtius hervorhebt — seine eigenen, von andersartigen Grundlagen bestimmten Wertungsweisen an ein nicht von ihnen durchformtes Tatsachenmaterial heranträgt. Trotz seiner Betonung der konkreten Eigenart löst es die geschichtlich-soziale Welt nicht in ein etwas billiges, schon zum Schlagwort gewordenes Nebeneinander von Gestalten auf, sondern regt immer wieder die Frage nach ihrer Einheit und den sich in ihrer Bewegung zeigenden Grundprinzipien an. Ein Werk, dessen Bedeutung gerade darin besteht, daß es keine direkten Entscheidungen geben will, sondern sich damit begnügt, zu beschreiben und zum Verständnis zu führen."

—, —. Von S. (Bund, Bern, 389).

—, —. Von Jh. (Hannov. Kur. 358/59).

„Ist Liebe noch Mittelpunkt?" [Diotimas ‚Schule der Liebe']. Von M. M. Gehrke (Voss. Ztg., Unt. 180).

„Otto Flake, der Philosoph des neuantiken Weltbildes." Von Hugo Mauerhofer (Bund, Bern, Kl. Bund 31).

„Gundolfs ‚Romantik'." Von Erich Jenisch (Königsb. Allg. Ztg., Lit. 368).

—, —. Von Alexander Baldus (Deutsche Reichsztg., Bonn 174).

„Die Gedankenwelt des Grafen Keyserling." Von Heinrich Getzeny (Germ., Ufer 22).

*

Zur ausländischen Literatur

„Ralph Waldo Emerson. II. Schluß." Von P. Sakmann (Staats-Anz., Württ., Bes. Beil. 7).

„Dickens." Von Rudolf Huch (Karlsr. Ztg., Wiss. 32).

„Shaw und Shakespeare. Wie beide zu Goethe stehen." Von G. K. Chesterton (Saarbr. Ztg., Gegenwart 222).

„Lunch-Unterhaltung mit Bernard Shaw." Schluß. Von George Popoff (Basl. Nachr. 208).

„Das Phantom eines neuen Weltkriegs: Wells, Die Diktatur des Mister Parham." Von Joachim Friedenthal (8-Uhr-Abendblatt 192).

„Was wird gelesen? Der Diktator des Herrn H. G. Wells." Von Karl Silex-London (Schles. Ztg. 427).

„Seelendeutung aus England. Zu John Cowper Powys Roman ‚Wolf Solent'." Von Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 401).

„Der Dichter der englischen Landstraße [Hilaire Belloc]." Von John West (Germ., Ufer 24).

„Hugh Walpole." Von Peter Mendelssohn (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 28).

„Englands ‚unerfreuliche' Schriftsteller." Von Paul Cohen-Portheim (B. T. 370).

„Frauen schreiben: Edna Ferber." Von Hanns Herrland (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 184).

„Amerika schlägt England [Ludwell Denny]." Von Karl Silex (D. A. Z. 358).

*

„Balzacs Welt." Zum 80. Todestag. Von Ludwig Marcuse (N. Bad. Landesztg., Kunst 413).

„Tragik Balzacs." Von Max Hochdorf (8-Uhr-Abendblatt 185).

„Balzac auf Besuch." Nach Aufzeichnungen seiner Schwester. Von Walter Meckauer (B. T. 370).

„Balzac als Erfinder und Entdecker". Von Walter Meckauer (Berl. Börs.-Cour. 381).

„Begegnung mit einem Genie." Von Johannes Burkhardt (Hamb. Nachr., Zeitschr. 15. Aug.).

Digitized by Google

„Victor Hugos Besuch bei Balzac." Von Léon Gozlan (Basl. Nachr. 33).

„Anatole France im Schlafrock." Von Wilhelm Weigand (Münch. N. Nachr. 215).

„Rodin besucht Anatole France." Aus meinen Erinnerungen. Von Sandor Kemeri (B. T. 374).

„André Gides Amoralismus." Von Waldemar Gurian (Köln. Volksztg., Schritt 430 u. a. O.).

„Aphorismen von Jean Cocteau." Von Hanns Gutman (Berl. Börs.-Cour. 387):

„Jean Cocteau hat nie daran gedacht, bei seinen Leisten zu bleiben. Sein universales Talent hat sich auf die Literatur, die doch seine eigentliche Domäne ist, nie beschränken lassen. Reflektierend, theoretisierend, aber auch mit ganz realen Beiträgen hat er irgendwann einmal in allen Künsten gastiert. Er hat über Picasso eine Studie veröffentlicht, wie das Zeichnerische und Malerische immer einen besonderen Reiz auf ihn geübt hat. Er hat auch selbst gezeichnet; ein paar lustige Skizzen, seine Freunde auf eine naiv-impertinente Weise darstellend, hat man gelegentlich zu sehen bekommen. Ob er auch komponiert hat, weiß ich nicht. Seine Rolle innerhalb der jungfranzösischen Musik wäre aber auch ohne das beachtlich genug.

Im Zusammenhang mit den Namen Strawinsky und Milhaud ist Jean Cocteau auch in Deutschland häufiger genannt worden; aber ich fürchte, außerhalb dieses Zusammenhanges weiß man hier, und zumal unter den Musikern, weniger von ihm, als er verdiente. Seine drei sehr abseitigen Romane dürften kaum stärkere Resonanz gefunden haben. Von seinen Dramen wurde in Berlin einmal der ‚Orpheus' gespielt, eine geistreiche Umwendung des antiken Mythos, die zwischen Ironie und Mystik viele Möglichkeiten offen läßt. Cocteaus letzter Beitrag zum Theater, das kürzlich verfaßte Monodram ‚La Voix humaine', wäre schon seiner formalen Eigenart halber — es ist nichts als ein Telephongespräch — einer Aufführung wert."

„Die ‚Choses Tues', Paul Valérys neues Werk." Von Anton Graf Spee (Germ. 370).

„Ein Franzose und ein Russe: Barbusse und Gladkoff." Von Ivan Briehl (Prag. Pr. 237).

*

„Bitte, weiter erzählen! (Zu einem Roman von Ludwig Hatvany)." Von Emil Faktor (Berl. Börs.-Cour. 378).

„Jaroslav Durychs Lyrik." Von P. E. (Prag. Pr. 225).

„Josef Svitil, zu seinem 60. Geburtstag." Von Jiri Horak (Prag. Pr. 224).

*

„Ugo Ojetti." Von Guido Piovene (N. Zür. Ztg. 1660).

*

„Literaturwissenschaft in Spanien." Von E. Gimenez Caballero (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 1511).

*

„Gunnar Gunnarsson." (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 16.)

*

„Besuch bei Felix Timmermans." Von Karl Jacobs (D. A. Z. 372).

*

„Tausend Jahre norwegische Lyrik." Von Carl David Marcus (B. T. 383).

„Ein Abend bei Jonas Lie." Von Erik Lie (B. T. 385).

*

„Südafrikanische Lyrik." Von Franz Fromme (D. A. Z., Unt.-Bl. 353).

*

„Omar Khayyam." Von Karl Zimmermann (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 452).

„Harun al Raschid." Von Rolf Vacha (Kreuz-Ztg. 235).

„Die Frau, die Gandhi vertritt: Sajorini Naidu — Indiens größte Dichterin." Von Dorothea Ziegel (Königsb. Allg. Ztg., Frau 352).

*

„Der Lügner Homer." Von Max J. Wolff (B. T. 381).

*

Allgemeines

„Untergang des Märchens." Von Hans Friedrich Blunck (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 182).

„Propyläen-Weltgeschichte." Von Edgar Bonjour (Bund, Bern, 371).

„Moderne Klassik im Drama." Von René Bovard (ebenda, Kl. Bund 32).

„Philosophie der Literaturwissenschaft." Von J. C. (N. Zür. Ztg. 1615).

„Ein gutes Buch für 2,85 Mark." Von Paul Joseph Cremers (Rhein.-Westf. Ztg. 412).

„Der Preisrichter zum Fall Lernet-Holenia." Von Bernhard Diebold (B. T. 406).

„Sendung im neuen deutschen Drama (Brust, Jahnn, Zuckmayer, Friedenthal)." Von Hellmut Draws-Tychsen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 195).

„Hoffnungen für den Theaterwinter? Die Spielzeit 1930/31." Von Heinrich XLV. Erbprinz Reuß (D. A. Z. 388).

„Wer ist der ‚echte' Faust?" Von Otto Heraeus (Tag 185).

„Das Justizdrama einst und jetzt." Von Jürgen Humbert (D. A. Z. 359).

„Wie sieht unsere Zeitliteratur aus? [Zarek, Begierde]." Von S. Kracauer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 33).

„Eine deutsche Kulturstätte in Italien. Die Bibliotheca Hertziana in Rom." Von Ilse von Kruse (Stett. Gen.-Anz., Buch 212).

„Der Kulturkampf um die Dichtung." Von Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg., Luginsland 34).

„Die Zeit im Drama." P. M. Lampel und Gerhard Menzel zu ihren neuen Stücken (B. T. 386).

„Die Auferstehung des Pathos." Von Wilhelm Meyer (D. A. Z. 371).

„Der Dichter und die Zeit." Von Rudolf Paulsen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 199).

„Skagerrak auf der Bühne": Plivier und Toller über ihre Matrosenstücke (Berl. Börs.-Cour. 401).

„Dank an den Verleger (Rowohlt)." Von Alfred Polgar (B. T. 390).

„Lob und Schilderung des Reisens in der Literatur. II." Von Friedrich Rosenthal (Köln. Volksztg. 399).

„Es lebe die Dummheit. Die Vernunft hindert am Dichten." Von Joseph Roth (Vorw., Abend 366).

„102 junge deutsche Dichter." Von Max Rychner (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 24).

„Ein Franzose über unsern schlesischen Dichter" [Paul Dubray über Hauptmanns ‚Buch der Leidenschaft']. Von C. v. R. (Breslauer „Zeit am Montag" 33).

„Der Staat und das Ich. Eine Schau von Schiller bis Toller." Von Wilhelm Schulte (Germ. 368).

„Revolution — ohne Jugend." Eingeständnisse von links. Von Thürink (Deutsche Ztg. 184b).

„Wirklichkeit oder Mythos?" Von Walther Tritsch (B. T. 358).

„Fehlt es an Theaterstücken?" Von Carl Werckshagen (Berl. Börs.-Cour. 389).

„Der ‚psychologische Roman'." Antwort in eigner Sache. Von Otto Zarek (Berl. Börs.-Cour. 377).

„Romantik oder Ewigkeit? Der protestantische Friedhof in Rom." (Berl. Börs.-Ztg. 374).

Digitized by Google

Echo der Zeitschriften

Neue Schweizer Rundschau. XXIII, 8. (Zürich.)
Aus einem Aufsatz von Marcel Proust „Über den Stil":

„Aber wir wollen keinen ‚Kanon', welcher immer es sei. Die Wahrheit ist, daß von Zeit zu Zeit ein neuer originaler Schriftsteller auftaucht. Dieser neue Schriftsteller ist im allgemeinen ziemlich ermüdend zu lesen und schwer zu verstehen, denn er stellt zwischen den Dingen neuartige Verbindungen her. Man folgt mühelos bis zur ersten Hälfte des Satzes, da aber hört es auf. Und man fühlt, daß es nur darum ist, weil der neue Schriftsteller gelenkigeren Geistes ist als wir. Nun aber ist es mit den neuschöpferischen Schriftstellern wie mit den neuschöpferischen Malern. Als Renoir zu malen anfing, erkannte man die Dinge nicht, die er auf seinen Tafeln zeigte. Heutigen Tages kann man leicht sagen, hier handle es sich um einen Maler aus dem 19. Jahrhundert. Damit räumt man ein, welche Rolle der Faktor Zeit spielt und daß es viel bedurft hat, selbst noch mitten im 19. Jahrhundert, ehe man in Renoir den großen Künstler erkannte. Demgegenüber macht sich der neuschöpferische Maler, der neuschöpferische Schriftsteller das Verfahren der Augenärzte zu eigen. Ihre Behandlung — durch ihre Malerei, ihre Schriftwerke — ist nicht immer eine angenehme. Wenn sie zu Ende ist, sagen sie zu uns: jetzt schaut! Und da mit einem Male scheint uns die Welt, die nicht einmalig geschaffen worden ist, sondern ebenso oft, wie ein neuer Künstler in Erscheinung tritt, so ganz verschieden von der altbekannten — vollkommen klar. Wir sind hingerissen von den Frauen Renoirs, Morands oder Giraudoux', in denen wir uns vor der Behandlung weigerten, Frauen zu sehen. Und es kommt uns die Lust an, uns in dem Walde zu ergehen, der uns am ersten Tag alles andere als ein Wald geschienen hatte, etwa ein Teppich mit tausend Motiven, in dem einzig das Motiv des Waldes fehlt. Solcherart ist das vergängliche und neue All, das der Künstler schafft und das solange Bestand haben wird, bis ein neuer ins Leben tritt."

Literarischer Handweiser. LXVI, 11. (Freiburg.)
Gustav Keckeis eröffnet die Diskussion zum Thema „Die katholische Kritik und die Zeitlage":

„Ich weise darauf hin, daß in der Hingebung an die soziologische Form der Kritik, das heißt im Sieg der Propagierung bestimmter Werke über die künstlerische Beurteilung bestimmter Werke eine Verschiebung nicht nur der Kunst- und Kritikauffassung, sondern auch der Lebensauffassung sich ausspricht, und daß wir katholiken Grund haben, uns hier volle innere Klarheit zu verschaffen.

Vorausschicken will ich, was durch diese zwangsläufige, aber von den meisten unserer Rezensenten erkenntnislos miterlebte Verwandlung an kritischen Fähigkeiten verloren ging.

Die ästhetische Grundlage ging verloren, ‚ästhetisch' in umfassenderem, tieferem Sinn begriffen als heute üblich ist. Ich kann mir vorstellen, daß es Rezensenten gibt, die sich noch nie eindringlich gefragt haben: warum denn eigentlich ein Dichter dichtet, was es also für eine Bewandtnis hat mit dem Urgrund des dichterischen Schaffens, des künstlerischen Schaffens überhaupt. Diese ästhetische Urfrage mag den Materialisten nicht sehr aufregen; ihn interessiert auch die größere und allgemeinere Frage nicht: warum er auf Erden ist, warum er lebt. Der Katholik jedoch, der mit dieser Fragestellung geradezu verwachsen ist, muß sie aufs Künstlerische ausdehnen, wenn er ganzer, das heißt umfassender Katholik ist. Die Überzeitlichkeit der Frage wird ihn nachdenklich machen. Er wird zum mindesten darauf kommen, daß die Gemeinschaftsnatur des Menschen mit ihren soziologischen Beziehungen und Pflichten das Wachstum der Persönlichkeit noch nicht erklärt und zur Deutung der Künstlerpersönlichkeit niemals ausreicht. Ist er dann einmal soweit, so wird die Erfassung des künstlerischen Ausdrucks ihn fragen lassen, ob die soziologische Fragestellung an das Kunstwerk dessen Wesen ganz oder überhaupt entspricht.

Wer tut das heute? Wieviele unter den katholischen Rezensenten? Wer tritt mit der spezifisch katholischen Frage an den Künstler: warum bist du Künstler? Warum schaffest du? Nicht der Künstler wird darauf antworten, es sei denn durchs Werk; aber der Kritiker, der diesen Namen verdient, wird diese Frage beantworten, und der katholische Kritiker katholisch beantworten müssen. Es gibt eine künstlerische Katechismusfrage!

Das Bewußtsein für die primäre Wichtigkeit dieser Frage ist unterem Druck der soziologischen Betrachtungsweise geschwunden."

Preußische Jahrbücher. CCXXI, 2. (Berlin.)
Gerhart von Mutius würdigt des Grafen Keyserling Philosophie des „Vital Understanding", die in seinem Amerika-Buch niedergelegt ist:

„Das Männlich-Schöpferische hat seinen Sitz im Unterbewußtsein. Daher darf der Mann nicht ganz der Wirkung nach außen, der Praxis, der Exekutive verfallen. — Der Amerikaner fürchtet die Muße.

Digitized by Google

Amerika wird ein matriarchales Land bleiben, wie Italien, Frankreich, Spanien. Das Heilmittel gegen die ausschließliche Frauenherrschaft heißt die Emanzipation des Mannes.

Soviel heute nur zur Illustrierung, wie sich Keyserlings ‚vitales Verständnis' Nordamerika gegenüber auswirkt. Alles sehr subjektiv und intuitiv! Daher natürlich nicht nur durchaus diskutierbar, sondern sicherlich vielfach einseitig und übertrieben! — Und doch ein lebendiger Wahrheitsgehalt, wie ihn irgendwelche Statistik oder eine ‚wissenschaftliche' Feststellung und Beschreibung nicht liefern könnte. Und woran liegt das? — Nur daran, daß dieses Verstehen eben vital ist, daß der Maßstab, der angelegt, oder in einem anderen Bilde, der Generalnenner, der für alle die verschiedenen betrachteten Erscheinungen gesucht wird, eben das Leben ist, wie es jeder nur aus sich selber kennen kann. Und doch bleibt Keyserling damit nicht im Biologischen oder Psychologischen stecken, denn er vertieft und erweitert den Begriff des Lebens zu demjenigen des Geistes.

Alles was wir für gewöhnlich unter biologischem oder psychologischem Gesichtspunkt ‚Leben' nennen, soll eine Festlegung, Beschreibung, Bestimmung von Tatsachen sein, die gleichwertig neben anderen Tatsachen stehen, die wir als anorganische oder materielle bezeichnen. Der Lebensbegriff, den Keyserling aber seinen ‚vital understanding' zugrunde legt, ist derjenige der Bedeutung. Tatsachen sind ihm immer nur Realitäten zweiter Ordnung, jede Tatsache kann nur Funktion einer Bedeutung sein, wie es Teile nur an einem Ganzen gibt. Geist aber nennt er den unsichtbaren, niemals zu objektivierenden Träger jenes immer wieder Bedeutung und neue Bedeutung schaffenden Prinzips, in dem irgendwie das Ganze präsent ist, wofür wir wohl auch die Ewigkeit sagen."

Daheim. LXVI, 46. (Berlin.) Thomas Mann kennzeichnet den Lyriker Storm:

„Ich muß von den Gedichten noch mehr sagen. Sie bestimmten zusammen mit ‚Immensee' das Bild des Dichters, das ich in mir trug, als ich jung war und sein unnachlässig-strenges Wachstum bis ins Alter, diese Überwindung des jugendlich Weichen, der Stimmung und die Entwicklung zum tragischen Charakternovellisten großen Stils noch nicht in mein Gesichtsfeld fiel. In dieser zehnmal gesichteten und gesichteten Lyrik steht Perle fast neben Perle, und es ist darin, auf Schritt und Tritt, eine bebende Konzentrationskraft der Lebens- und Empfindungsaussage, eine Kunst der Formung zum Einfachen, die in bestimmten Fällen unfehlbar immer wieder, so alt man wird und so oft man etwas davon wieder liest oder sich vorspricht, dies Sichzusammenziehen der Kehle, dies Angepacktwerden von unerbittlich süß und wehem Lebensgefühl bewirkt, um dessentwillen man mit sechzehn, siebzehn diesem Tonfall so anhing. Ein französischer Dichter bemerkt einmal, schon das Wort Kunst (art) sei seinem Klange nach fern von Gutmütigkeit und Sanftmut; es sei der Schrei eines niederstoßenden Raubvogels. Es ist wohl wahr, die Lyrik Storms lehrt es, daß Kunst noch in ihrer mildesten, gemüthaft-innigsten Form ein Griff an die Kehle ist ..."

Ostdeutsche Monatshefte. XI, 5. (Berlin.) Alfred Petrau rühmt die Märchendichtung der Johanna Wolff:

„Vielen von uns ward sie bisher schon zur Leiterin, zur Trösterin und zum weiblichen Ekkehard. Nun wird sie, die Kinderlose, die einst einen großen Teil ihres Lebens mit der Pflege von Kindern verbrachte, zur Mutter, zur Märchenmutter, die in der Findigkeit und Sicherheit schönster Elfengestalten Führerin wird ins Leben hinein, indem sie ihnen mit den Märchen den praktischen Alltag und mit ihm die Wahrheit des Märchens nahebringt. Praktischer Alltag, ein Wort, das kaum in eine Betrachtung über Märchen hineinpassen würde, wenn es sich just nicht um die der Johanna Wolff handelte. Denn bei ihr verliert dieser Gefürchtete alles Schwere und Graue und wird ihr, trotz oder gerade wegen ihres hohen Alters, zur immer wieder kraftvoll aufgegriffenen Gelegenheit, ihn zum Plaudern zu bringen; sie versteht es, ihn zu verlocken und zu zeigen, was denn unter dem grauen Rock verborgen sei. Was er so offenbart, sind ‚Sommervögel' und ‚Grüne Märchen'. Es wird oft, und nicht immer mit Unrecht, der Einwand erhoben, Märchen könnten Kindern leicht zur Gefahr werden. Die Gründe liegen ja nahe genug. Von diesen kann man es bedingungslos sagen: sie sind ein Segen! Denn in ihnen bekommt alle Lust zum Fabulieren den einzig berechtigten Sinn: gestaltungsfrohe Lebensbereitschaft! Und darin liegt ihre Eigenart, die besondere, von keinem nachzuahmende Eigenart der Johanna Wolff, der in harter Lebensschulung weiß, weise und daher gütig gewordenen ostpreußischen Dichterin."

*

„Etwas über Hamann." Von Fritz Ernst (Neue Schweizer Rundschau XXIII, 8. Zürich).

„Eine neue Erklärung der Prometheusdichtung Goethes." Von Kurt May (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVIII, 7/8. Heidelberg).

„Goethes Italienische Reise." Von Friedrich Rintelen (Der Kunstwart XLIII, 11. München).

„Goethe als Erzieher." Von Julius Schiff (Die Bergstadt XVIII, 11. Breslau).

„Die Weber von Goethe." Von Felix Stössinger (Die Weltbühne XXVI, 35. Berlin).

Digitized by Google

„Zelter und die Zeit seines akademischen Singkollegiums 1830-1832." Von Wilhelm Röntz (Deutsche Sängerbundeszeitung XXII, 30. Berlin).
„Karl Lebrecht Immermann." Von Eduard Castle (Radio VI, 47. Wien).
„Platens Wohnung in Würzburg." Von Josef Friedrich Abert (Fränkische Monatshefte IX, 8. Nürnberg).
„Jeremias Gotthelf." Von Walter Fischer (Radio VI, 48. Wien).
„Fritz Reuter." Von Oskar Bendiener (ebenda).
„Gustav Freytags Einstellung zu Masse und Persönlichkeit." Von Paul Ostwald (Reclams Universum LXVI, 48. Leipzig).
„Theodor Storm, der Mensch." Von Thomas Mann (Daheim LXVI, 47. Leipzig).
„Zwei unbekannte Briefe Scheffels an Paul Heyse." (Hochland XXVII, 11. München).
„Die Neuordnung des Deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm." Von Peter Diepers (Minerva-Zeitschrift VI, 7/8. Berlin).
„Der humoristische Stil in Raabes Erzählung ‚Die Gänse von Bützow'." Von Adolf Seebaß (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XX, 3. Wolfenbüttel).
„Die Gänse von Bützow in Wahrheit und Dichtung." Von Hans W. Barnewitz (ebenda).
„Nietzsche als Führer." Von Kurt Liebmann (Der Bücherwurm XV, 8. Berlin).
„Nietzsches Wirkungen." Von Max Oehler (ebenda).
„Die Nachfolge Nietzsches." Von Georg Foerster (ebenda).
„Das Ja und das Nein Friedrich Nietzsches." Von Herbert Cysarz (Radio VI, 47. Wien).
„Friedrich Nietzsche." Von Walther Krug (Die Musik XXII, 11. Berlin).
„Zwölf Briefe Nietzsches an einen Jugendfreund." Mitgeteilt von Walther Krug (Süddeutsche Monatshefte XXVII, 11. München).
„An Nietzsches Grab." Von Hans Leisegang (Reclams Universum XLVI, 48. Leipzig).
„Nietzsche in Gegenwart und Zukunft." Von J. M. Verweyen (Westermanns Monatshefte LXXV, 889. Braunschweig).
„Nietzsches Vater." Von Friedrich Wichner (Reclams Universum XLVI, 46. Leipzig).
„Gorch Fock — der Dichter der Nordsee." Von Paul Wittko (Der Deutsche Rundfunk VIII, 33).
„Aufzeichnungen aus dem Nachlaß von Franz Kafka." (Die Literarische Welt VI, 31. Berlin.)
„Rainer Maria Rilke und Tudor Arghezi als religiöse Dichter". Von Adolf Heltmann (Klingsor VII, 8. Kronstadt).
„Die Menschen Hofmannsthals." Von August Ewald (Die Horen VI, 7. Berlin).
„Das Nachleuchten Hofmannsthals." Von Heinrich Eduard Jacob (Die Neue Rundschau XXXXI, 8. Berlin).
„Der junge Hofmannsthal." Von Franz Schoenberner (Monatsblätter des deutschen Buch-Club III, 8. Hamburg).
„Hugo von Hofmannsthal und das deutsche Theater." Von Otto Heuschele (Das Nationaltheater II, 6. Berlin).
„Fedor Sommer zum Gedächtnis." Von G. W. (Der Wanderer im Riesengebirge L, 8. Breslau).
„Julius Hart." Von Julius Bab (Die Volksbühne V, 5. Berlin).
„Julius Hart zum Gedächtnis." Von Hanns Martin Elster (Reclams Universum XLVI, 44. Leipzig).
„Julius Hart in memoriam." Von Eduard von Winterstein (Der Neue Weg IXL, 15/16. Berlin).
„Die Darstellungen Friedrich Gundolfs im deutschen Unterricht." Von Hans Dahmen (Zeitschrift für deutsche Bildung VI, 7/8. Frankfurt a. M.).
„Kritische Forderung des Tages an Thomas Mann." Von Erich Brock (Der Kunstwart XLIII, 1. München).
„Über Rudolf Pannwitz." Von Ludwig Steinecke (Die Literarische Welt VI, 32. Berlin).
„Eduard Stucken." Von Curt Kohlmann (Die Lese V, 12. Köln).
„‚Schonungslose Lebenschronik'." Eine Erinnerung von Kurt Martens (Reclams Universum XLVI, 48. Leipzig).
„Ernst Bertram." Von Paul Winter (Die schöne Literatur XXXI, 8. Leipzig).
„Der Roman des Auslanddeutschtums" [Ponten „Wolga Wolga"]. Von Fritz Heinz Reimesch (Ostland V, 7/8. Hermannstadt).
„Hans Friedrich Blunck." Von Ernst Adolf Dreyer (Niedersachsen XXXV, 8. Bremen).
„Tim Klein ‚Im Kampf der Zeit'." Von Hans Brandenburg (Die schöne Literatur XXXI, 8. Leizpig).
„Heimat und Ahnen." Von Hans Grimm (Die schöne Literatur XXXI, 8. Leipzig).
„Eduard Reinacher." Von Pierre Berger (Elsässisches Literaturblatt I, 9. Straßburg).
„Siegfried von der Trenck und sein Werk." Von Berndt Götz (Ostdeutsche Monatshefte XI, 5. Berlin).
„Der Dichter Wilhelm Niemeyer." Von Agnes Holthusen (Die Horen VI, 7. Berlin).
„Helene Voigt-Diederichs." Von Paul Wittko (Deutsches Volkstum XII, 8. Hamburg).
„Die Frau, die uns fehlen würde [Erna Grautoff]." (Die schöne Frau 1930, 9. Bielefeld).

* * *

„Zurück zum Geschlecht [D. H. Lawrence]." Von Oskar Maurus Fontana (Das Tagebuch XI, 34. Berlin).
„Edgar Wallace wird entlarvt." Von Walther Schneider (Velhagen & Klasings Monatshefte XLV, 1. Bielefeld).
„Der 22. August [Schalom Asch]." Von Kurt Reinhold (Das Tagebuch XI, 31. Berlin).
„Spinoza redivivus: Benjamin de Casseres." Von O. L. (Das Tagebuch XI, 32. Berlin).
„Frank Allan der Indizierte." Eine Antikritik. Von Fiedler (Die Stimme der Freiheit II, 7. Berlin).
„Rund um Frank Allan." (Ebenda.)
„Virginia Woolfs neue Romane." (Englische Nachkriegsliteratur. II.) Von Ernst Heilbrunn (Der Kunstwart XLIII, 11. München).
„Romane aus Amerika." Von Hans A. Joachim (Die Neue Rundschau XXXXI, 9. Berlin).
„Hauteville House. Ein Besuch bei Victor Hugo." Von E. F. W. Behl (Deutsch-Französische Rundschau III, 8. Berlin).
„Über Charles Baudelaire." Von Paul Valéry (Die Neue Rundschau XXXXI, 8. Berlin).
„Roger Martin du Gard." Schluß. Von Rudolf Arnheim (Die Weltbühne XXVI, 32. Berlin).
„Frankreichs Ringen um seine Romantik." Von Hermann Platz (Hochland XXVII, 11. München).
„Die moderne Ästhetik und Dantes Göttliche Komödie." Von Theodor Ostermann (Preußische Jahrbücher CCXXI, 2. Berlin).
„Kierkegaards Ironie." Von Otto Piper (Die Christliche Welt XLIV, 15. Gotha).
„Vom Dichten und Leben der Sigrid Undset." Von Jakob Overmans S. J. (Stimmen der Zeit LX, 11. Freiburg i. B.).
„Zum Selbstmorde Wladimir Majakowskis." Von Leo Trotzki (Die Aktion XX, 1/2. Berlin).
„Die schöpferische Methode in der Sowjetliteratur." Von N. Nowitsch (Die Linkskurve II, 8. Berlin).

* * *

„Internationale der Theater?" Von Oskar Maurus Fontana (Die Volksbühne V, 5. Berlin).
„Der Autor als Spielleiter." Von E. G. Kolbenheyer (Das Nationaltheater II, 6. Berlin).
„Beitrag zur Phänomenologie des Dramas in Sturm und Drang." Von Kurt May (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVIII, 7/8. Heidelberg).

Digitized by Google

„Deutsches impressionistisches Drama.“ II. Schluß. Von Oskar Walzel (Das Nationaltheater II, 6. Berlin).

* * *

„Achtung! Fata Morgana!“ Von Henri Barbusse (Die Weltbühne XXVI, 31. Berlin).
„Führer für junge Wanderer durchs Labyrinth. II.“ Von Alfred Döblin (Das Tagebuch XI, 34. Berlin).
„Liebe, Ehe, Prostitution im Spiegel der Dichtung.“ Von Dora Fabian (Der Bücherkreis 1930, 3. Berlin).
„Über die Bedeutung des Publikums.“ Von André Gide [Deutsch von Olga Sigall] (Die Horen VI, 7. Berlin).
„Schriftsteller ziehen in den Krieg.“ Von Klaus Neukrantz (Die Linkskurve II, 8. Berlin).
„Katholizismus als Stoff- und Formwelt.“ Von Johannes Kirschweng (Literarischer Handweiser LXVI, 11. Freiburg).
„Das Ende der jungen Generation.“ Von Heinz Liepmann (Die Weltbühne XXVI, 31. Berlin).
„‚Neuromantik‘ in der Sprachwissenschaft.“ Von Leo Weisgerber (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVIII, 7/8. Heidelberg).
„Rheinisches Land und Volk in der Dichtung.“ Ein Grundriß. Von Richard Wenz (Rheinische Lehrerzeitung XXXV, 46. Iserlohn i. W.).
„Der Wiederaufstieg der Indianer und die deutsche Literatur.“ Von Albrecht Wirth (Der Türmer XXXII, 11. Stuttgart).

Echo der Bühnen

Berlin

1.

„Des Kaisers Kulis.“ Schauspiel von Theodor Plivier. (Uraufführung im Lessingtheater am 31. August 1930.)

„Feuer aus den Kesseln.“ Historisches Schauspiel von Ernst Toller. (Uraufführung im Theater am Schiffbauerdamm am 31. August 1930.)

Zwei Schauspiele, die den gleichen Stoff behandeln: die Matrosenrevolte in der deutschen Marine des Jahres 1918. Beide setzen mit der Schlacht am Skagerrak ein, dem Tage, an dem das Vertrauen der Mannschaft zu ihren Führern erschüttert wurde.
Das Dilemma des Dramatikers ist durch den Stoff als solchen bedingt. Schildert man die Revolte aus revolutionärem Geist heraus und als spontane Tat, so verliert das Todesurteil des Reichsgerichts, dem die Matrosen Köbis und Reichpietsch zum Opfer fielen, an Schwere (von Tragik gar nicht zu reden). Es liegt dann ein Kriminalfall vor, der seine gesetzmäßige Sühne findet, wie jeder andere. Wählt man den anderen Weg: sind die Matrosen durch böswillig-mangelhafte Beköstigung, durch Drangsalierung seitens ihrer Offiziere, durch Voreingenommenheit der Richter zu Revolte gedrängt, zu unverdienter Strafe gebracht worden, so sieht man sich dem Märtyrerdrama unseligen Andenkens gegenüber. Für die seelische Wirkung verschlägt es nichts, ob Polyeucte um seiner christlichen Glaubensüberzeugung, oder Reichpietsch um seiner kommunistischen Parteibegeisterung willen den Tod erleidet.
Beide Verfasser, Plivier wie Toller, haben letzteren Weg gewählt. Hier wie dort sind die Matrosen durchaus keine Revolutionäre. Ihr Kommunismus lahmt. Ihre Begeisterung für die Idee hinkt. Spießbürger sind sie, keineswegs proletarischen, sondern ausgesprochen bürgerlichen Anstehns, die der lange Krieg zermürbt hat, die nach der besseren Verpflegung der Offiziere gieren, die der Gamaschendienst auffässig macht. Sie kommen zur Revolte, wie der Bauer zum brennenden Haus. Der Kriegsgerichtsrat aber wird beiden Verfassern zur bête noire, ein Mann, der nicht nur Streber niedrigster Sorte ist, sondern darüber hinaus ein Feigling, der Protokolle und Aussagen fälscht. Märtyrerdrama innerlich Ausgebrannter.
Trifft das auf beide Schauspiele zu, so besteht zwischen beiden in künstlerischer Hinsicht doch denkbar größter Abstand. Theodor Pliviers „Des Kaisers Kulis“ sind eben nur für die Bühne zurechtgehauener Roman; guter Roman; aber das Schauspiel profitiert davon nicht. Ernst Toller steht über seinem Stoff, gestaltet ihn souverän, bekundet vielfach dichterischen Blick. Er erfaßt das Wesentliche und findet aus dem Wesen heraus das Wort.

2.

„1914.“ Ein Stück in fünf Aufzügen von Georg Wilhelm Müller (Pseudonym). (Uraufführung im Deutschen Theater am 1. September 1930.)

Szenen aus den Diplomaten- und Generäle-Zusammenkünften vor dem Kriege. Graf Berchtold die bête noire, Bethmann-Hollweg der Märtyrer. Aus Jaurès Ermordung wird eine Pikanterie.
Von einem, der unter keinen Umständen hätte dabei gewesen sein können.
Das Stück wurde im Deutschen Theater aufgeführt. Mit Literatur hat es nichts zu tun.

3.

„Marguerite: 3.“ Lustspiel in drei Akten von Fritz Schwiefert. (Uraufführung im Theater in der Stresemannstraße am 23. August 1930.)

Denkbar einfaches Spiel. Die reizende und abenteuerlustige Dame aus dem Visavis hat drei Junggesellen, die in gemeinsamem Heim hausen, seit langem beobachtet, ihre Liebhabereien und geheimen Wünsche ausge-

Digitized by Google

kundschaftet. Allen dreien verdreht sie zu gleicher Zeit den Kopf. Jedem von ihnen naht sie als die, die er sich träumt: das Hausfrauchen, die Emanzipierte, die Dirne.

Kampf um das gemeinsame Heim, Marguerite hat sich angesagt, einer behauptet das Feld, Marguerite bleibt aus. Und wiederum: In dem gemeinsamen Heim soupiert Marguerite mit allen dreien nacheinander, ohne daß einer vom anderen weiß, und wenn der Topf ins Kochen geraten will, wird er vom Feuer gehoben, das will besagen, Marguerite hat es so eingerichtet, daß der Liebhaber zur seelisch vorbestimmten, aber auch vom Nachfolger diktierten Stunde abberufen wird.

Denkbar einfaches Spiel. Daß die drei Akte trotzdem füllig bleiben, spricht für die Kunst des Verfassers. Er spielt. Die lustigen Einfälle flattern ihm zu, sein Dialog ist geistreich.

Fritz Schwiefert kommt vom ernsten Drama: „Hans von Huttens Buße", „Bakchos Dionysos". Für beide Dramen hieß der Generalnenner: Ästhetentum, gemildert durch Könnerschaft. Jetzt ist vom Ästhetentum nichts geblieben als eben das Können. Dazu die Freude am fein geschliffenen Wort. Ernst Heilborn

Dresden

„Sturm im Wasserglas." Komödie in drei Akten. Von Bruno Frank. (Uraufführung im Dresdener Staatstheater am 29. August 1930.)

Der Autor bezeichnet in einer Autobiographie sich als Typus des „humanen Gentleman" und seinen ethischen und literarischen Geschmack als „ziemlich altmodisch". Dieser Idealist und Romantiker erfaßt das Menschliche im äußeren Geschehen, das im menschlichen Ethos verwurzelte Motiv und gestaltet es theatermäßig und formstark auch schon in seiner „Perlenkomödie" und in seinem Volksstück „Zwölftausend". In der Komödie „Sturm im Wasserglas" gelingt es ihm aber, aus einem fast konventionellen und wirklichkeitsfremden Vorwurf Ironie und Gemüt zu schlagen und mit schürfender und sprudelnder Art, ohne jede Lehrhaftigkeit und Pose, dichterisch echte Volkstypen in ihrer inneren Spannung zur Handlung aus dem Geschehen wachsen zu lassen. Das Geheimnis dieses Erfolges: der Dichter sieht in dem Kleinen das Große und Tiefmenschliche und zeichnet in innerer Ergriffenheit und versöhnendem Lächeln Zusammenhänge und Verwirrungen. Der Sturm im Wasserglas wütet um den nicht versteuerten Hund Toni einer armen Blumenfrau, den der streberische Stadtrat einsperren läßt, um ihn vergiften zu lassen. Ein jugendlicher Journalist zückt die Feder um die verletzte soziale Gesinnung und beschwört einen Tanz der Verstiegenheiten und Eitelkeiten, des Streber- und Spießertums herauf. Geschickt und spannend das werbende Motiv echter Menschlichkeit. Ernst und Lächeln in einer Schale. Ein gütiger Humor, hinter dem versteckt die Träne glänzt. Die beiden ersten Akte sind selten spannend und geschlossen. Schade, daß der Dichter den dritten Akt auf Kosten echten Gefühls und lebendigen Humors zum derben Schwank gewandelt hat. Ein Stilbruch. Auch die Einheit des Orts ist im dritten Akte aufgegeben. Was bleibt, ist ein herzhaftes Lachen. Aber Gemüt, Formgefühl, Beschwingtheit und dichterischer Blick führten in den ersten Akten in die Bezirke seelischen Erlebens der Komödie. Ein Gewinn für die verarmte deutsche Bühne.

Johannes Reichelt

Echo des Auslands

Amerikanischer Brief

Kultur und Culture

Wiederholt habe ich in meinen Briefen darauf hingewiesen, daß sich in dem als materiell dekadent verschrienen Geldverleihinstitut Amerika so etwas wie — ich will nicht sagen Seele, aber doch — ein geistiges Gesicht entwickelt, wenn es nicht schon da ist und nur noch seine Züge glättet. Man sieht es nicht in Wallstreet, auch nicht an der Weizenbörse in Chikago, kaum in Hollywood, wenigstens nicht in dem Teil, der dem Touristen gezeigt wird. Es gehört auch eine noch viel schärfere Beobachtungsgabe dazu, es zu erkennen, als selbst die adleräugigen schriftstellernden Amerikafahrer aufwenden können, die doch anscheinend hinter alle Kulissen Amerikas geschaut haben. Man muß sich schon ein wenig mühen, es zu finden, man darf es nicht bei den Sensationspredigern oder Parteipolitikern oder in den Hallen der Parlamente suchen. Man muß sich beispielsweise einmal durch ein Buch hindurchlesen wie John Cowper Powys: „The Meaning of Culture." Es gehört in ein Fach abseits von der landläufigen Amerikaliteratur der Lewis, Lindsay, Dreiser, O'Neill u. a. Und dies Fach ist nicht überfüllt, denn diese Art Literatur wird auch in Amerika nicht allzu stark betrieben. Es ist eins jener Bücher, die der — darf man sagen — ge-

Digitized by Google

bildete Amerikaner sich bereit hält für die Stunden, wenn er wirklich feiern will. Es gibt nämlich tatsächlich arbeitende Amerikaner, die träumen mitten in der Hast des Berufs von jenen Stunden, da sie sich den bequemen Armsessel vor das offene Kaminfeuer rücken, um die Zeit über einem guten Buch zu verschwelgen. Dann ist sich ein solch Feiernder bewußt, daß er etwas tut „for his personal culture". Powys, der Verfasser, weiß, daß diese „culture" eine reale Existenz besitzt. Er weiß ferner, daß sie nicht mit der Kultur des Deutschen identisch ist. Sie hat andere Voraussetzungen, andere Grundlagen und andere Ziele. Sie ist im Grunde das Produkt des angelsächsischen Menschen, nimmt aber im amerikanischen Leben ihre eigenen Formen an. Dort wird nie Kultur im deutschen Sinn sich bilden, wohl aber wird der „man of culture" immer zur Geltung kommen. Sie zeigt sich im richtigen Genießen der bildenden Künste, der Musik, der Dichtkunst und der Natur; sie wirkt sich aus in der Literatur, in der Lebensphilosophie, in der Religion und im Erleben der Liebe; sie ist kein Gemeingut, sondern persönlich erworbenes Besitztum und beeinflußt den Verkehr mit dem Einzelnen und mit der Gesellschaft; sie bestimmt die Haltung in der Politik und das Gleichgewicht im Berufsleben. In skizzenhafter Andeutung sind das einige der leitenden Gedanken dieses Buchs. Der Geist Thakerays, Cowpers, Addisons und Shaftesburys geht in ihm um. Wer aber manches am amerikanischen Leben besser und tiefer verstehen will, der muß sich hindurcharbeiten.

Das gilt auch von einer Reihe anderer Schriften, die sich mit Teil- oder Randgebieten des Themas „Kultur oder Culture" befassen. Der Raum gestattet nicht mehr als nur die Angabe einer Reihe von Titeln, darunter die folgenden: „Art in America" von Suzanne La Follette (Harper), „Are We Civilized? Human Culture in Perspective" von Robert H. Lowie (Harcourt), „The Ascent of Humanity" von General Heard (Harcourt), „Aesthetic Judgment" von D. W. Prall (T. Y. Crowell Co.), ein hervorragend feinsinnig geschriebenes Buch, klar, tiefschürfend auf einem selten bearbeiteten Feld, „An Outline of Aesthetics", ein Sammelwerk fünf akademischer Führer, zusammengestellt von Philip N. Young (W. W. Norton) und „The Rediscovery of America" von Waldo Frank (Scribner's), der zwar Literatur, Ästhetik und Geistigkeit Amerikas auf seine Werte hin mit feinem Siebe durchsiebt und trotzdem seinen Lesern rät, Europas Lebensformen zu versuchen; um ihr Leben wiederzugewinnen, würden sie zu ihrem Amerika zurückkehren. Hierher gehört dann auch das neueste Sammelwerk von Charles A. Beard „Toward Civilization" (Langmans Green). Beard, einer unserer ehrlichsten und wissenschaftlich befähigsten Sucher nach der Wahrheit über das Problem Amerika, der in letzter Zeit manchen Aufsatz zu dem Thema „culture" beigetragen und eine eingehende Beurteilung von Powys Buch geschrieben hat, veröffentlichte vor etwa eineinhalb Jahren einen Sammelband „Wither Mankind", zu dem er die bedeutendsten philosophischen und sozialen Denker der Staaten eingeladen hatte. Im ganzen sahen sie den Gang der Menschheit im Maschinenzeitalter in recht trübem Lichte. Im vorgenannten Band läßt er nun Techniker, Physiker, Naturwissenschaftler, Wirtschaftler u. a. sich über dieselbe Frage aussprechen, mit dem Ergebnis, daß sich bei ihnen dieselbe Sorge geltend macht, aber mit viel positiveren Ausblicken auf eine Neugestaltung von Geist und Schönheit.

Allgemein gesprochen, zeigt sich in den Zeugnissen beider Gruppen ein bewußtes Sehnen nach einer Umwertung abgegriffener Wertmaße und das Verlangen nach einem neuen Standard für geistige und sittliche Werte. Dasselbe liest man auch aus einer ganzen Anzahl von Aufsätzen in Wochen- und Zeitschriften, z. B. Mary Colums Aufsatz „Self-Critical America" (Scribners Magazine) und G. S. Canbys „The Search for Standards" (The Saturday Review), ebenso aus Büchern wie George A. Coes „The Motives of Men", hier freilich in sehr zuversichtlichem Geist einer zu erwartenden Besserung. Unzufriedenheit mit den Weltanschauungsformen, wie sie der naturalistische Realismus eines Dreiser, Lewis, Cabell u. a. im Begriff war heraufzubeschwören, rief auch vor etwa zwei Jahren die Bewegung des „New Humanism" hervor. Der sonst sehr rührige, aber weltanschaulich konservative Norman Förster hat sich an ihre Spitze gestellt und seine und seiner Gefolgsmannen (Babbitt, More, Munson u. a.) Anschauungen in einem Band „Humanism and America. Essays on the Outlook of Modern Civilization" (Farrar & Rinehart) veröffentlicht. Man lehrt eine Rückkehr zum Humanismus der Renaissance; aber mit Berücksichtigung der heutigen Lebensformen. Diese verlangen eine reinliche Scheidung zwischen den Naturgesetzen und den Bedingtheiten des Menschen, wie sie sich aus der Geschichte der Menschheit ergeben; auf dieser Basis allein kann man der heutigen mechanistischen Lebensauffassung begegnen. So viel von ihrem Zentralgedanken. Försters Buch hat scharfen Widerspruch hervorgerufen bei zwei verschiedenen Gruppen. Die eine, aggressiver in ihren bisherigen Äußerungen, ist dabei, in einem Gegenband, betitelt „The New Generation" (Macauley) zu antworten und zählt zu dessen Beiträgern Havelock Ellis, Scott Nearing, H. E. Barnes und A. Kreymborg; die andere, zu der Lippmann, Lewis Mumford und Irwin

Digitized by Google

Edman gehören, läßt zunächst nur in Zeitschriften von sich hören. Daß der rein negativ kritische Nachkriegsrealismus in seiner Nur-Verneinung des heute Bestehenden auch die heutige Jugend nicht mehr befriedigt — und damit möchte ich meinen letzten Aufsatz ergänzen — beweist ein Preisbewerb, den „The Saturday Review" im Herbst 1929 ausschrieb. Beteiligen durften sich nur junge Leute von nicht mehr als dreißig Jahren und die Aufgabe war ein Aufsatz von bestimmter Länge über die Stellung ihrer Generation zu den Tagesproblemen und deren Beurteilung in der heutigen Literatur. Mehr als achtzig Arbeiten waren eingelaufen, und ihr allgemeiner Ton war nach dem Zeugnis des Schriftleiters, daß der Geist des Protestierens verschwunden und abgelöst sei von einem sehr klaren Verlangen nach Ordnung in geistigen Dingen, allerdings nicht einer Fertigware, bestellt von den Altvorderen, vielmehr einer Ordnung, die sich die Jugend selbst gestaltet.

So weit das Urteil der Leute von zwanzig bis dreißig. Sie sind für jeden, der intellektuelle Wechsel auf lange Sicht auszustellen hat, im höchsten Grade beachtenswert. Denn unter ihnen finden sich die Männer und Frauen, die in zehn oder zwanzig Jahren nicht nur den Ton angeben, sondern auch die Musik machen werden. Zum Schluß nur noch ein kurzer Hinweis auf einige andere Geschehnisse. Professor John Deweys siebzigster Geburtstag wurde im letzten Herbst gebührend gefeiert. Da er der eigentlich führende Exponent der pragmatischen Philosophie ist, gestaltete sich diese Feier fast zu einer nationalen Angelegenheit. Seinen unter dem Titel „Characters and Events, Popular Essays in Political and Social Philosophy" (Henry Holt) gesammelten Aufsätzen hat er in dem Band „The Quest for Certainty, a Study of Relation of Knowledge and Action" (Minton Balch & Co.) einen weiteren Beitrag zu seiner Weltanschauung folgen lassen. — Die große fünfzehnbändige Kulturgeschichte Amerikas, betitelt „The American Pageant" und besorgt von N. Gabriel, ist soeben vollendet, und schon zeigen Harper & Bros ein auf zwanzig Bände berechnetes Geschichtswerk „The Rise of Modern Europe" an, zu dem nur amerikanische Historiker als Mitarbeiter hinzugezogen werden. — Verleger und Sortimenter wollten dem Book-of-the-Month Club und ähnlichen Vereinigungen in den Gerichten beikommen, haben sich aber außergerichtlich verständigt. — Der in meinem letzten Brief geschilderte Niedergang der Zeitschriften war doch nur scheinbar. Folgende Neuerscheinungen sind zu verzeichnen. Die schon vor etwa drei Jahren eingegangene Wochenschrift „The Freeman" (Wirtschaft, Politik und Literatur), die sich so wacker für eine gerechte Behandlung Deutschlands eingesetzt hat, erscheint wieder als „The New Freeman". „Poetry Quarterly" erscheint seit dem Beginn des Jahres und widmet sich ausschließlich den Interessen der Dichtkunst, während „The New World Monthly" den verschwundenen Dial ersetzen will, aber auf breiterer Grundlage. Bibliophilen Angelegenheiten will „The Colophon" als Vierteljahresschrift dienen, und ebenso oft soll „The Critical Crown" in vornehmer Aufmachung und typographischer Schönheit die Zwecke der Columbia University Press vertreten. Als Unikum ist der Versuch einer dreieinigen Monatsschrift „The Thinker. Popular Biography. The American Short Story" anzusehen; Philosophie, Biographie und Kurzgeschichte, alle drei in einem Bande, oder auch gesondert, je nach Wunsch.

New York A. Busse

Chinesischer Brief

„Der wachsende Mond"

Das literarische Leben in China hat sich in den letzten Jahren stark gewandelt. Eine neue Entwicklung ist gerade von der pekinger National-Universität ausgegangen, an der ich vier Jahre tätig war, natürlich ohne daß meine Abteilung mit diesen Bestrebungen irgend etwas zu tun gehabt hätte; es sei denn, daß die Seele dieser Entwicklung, Prof. Hu Schi, zeitweise unser Dekan, und Prof. Tsai Yüan Pei, der mehr im Hintergrunde über dem Ganzen schwebt, unser ständiger Kanzler war. Man kann diese Literaturbewegung, die etwa 1916 begann und zu meiner Zeit (1920—24) schon siegreich emporkam, am besten als chinesische Renaissance bezeichnen, die sich auf die von Hu Schi geformte Volkssprache Pei Hua — im Gegensatz zur altklassischen Schriftsprache, die vom Volk überhaupt nicht mehr verstanden wurde, wie Latein nicht ohne weiteres vom Italiener — stützt und allmählich das Gesamtbild der chinesischen Literatur verändert. Das ist ja bekannt. Wenig aber weiß man in weiteren Kreisen von dem Organ, das im Mittelpunkt dieser vielseitigen Umgestaltung chinesischen Geisteslebens steht, dem „Wachsenden Mond".

Das ist zunächst der Name einer literarischen Gesellschaft, die in Schanghai — wo sonst in China wäre das auch möglich! — unter dem gleichen Namen einen Verlag, ein Sortiment und eine Monatsschrift trägt. Veröffentlicht werden Arbeiten der Mitglieder, Übersetzungen westlicher Autoren und in der Zeitschrift hauptsächlich neben literarischen und sprachlichen Beiträgen auch kulturpolitische aktueller Art, so daß die Gesellschaft, insbesondere ihr Führer Hu Schi, gelegentlich mit der Nanking-Regierung, wie man sich erinnert, in Konflikt gekommen ist. Das Schlagwort der Gesellschaft ist ein

Digitized by Google

deutsches, auch deutsch von ihr zitiertes, geworden: „Weltanschauung" — beiläufig das einzige, das im Auslande dem deutschen Wort „Kindergarten" den Rang streitig macht, wie jeder Leser fremdsprachiger Zeitschriften und Zeitungen weiß.

Es wäre falsch, die Gesellschaft als revolutionär im politischen Sinne zu bezeichnen. Künstlerisch überwiegt das bei uns nun schon so alte Motto: „Die Kunst für die Kunst!" Die Schönheit für sich! Und die Politik für sich! Und so die Wirtschaft und alles andere, ganz besonders die Philosophie! Deutlich ist politisch höchstens die entschieden feindliche Front gegen alles Sowjetrussische, so daß der gemäßigt demokratische Hu Schi mit seinem nationalchinesischen Gefolge von Professoren und Studenten dem linken Flügel der Kuomingtang-Partei geradezu als konservativ, ja reaktionär gilt. Man hat ja auch Artikel von ihm, die Theorie, Organisation und Methoden der Partei im „Wachsenden Mond" freimütig zerpflückten, im Buchhandel und auf der Post beschlagnahmt, was dann sehr zu ihrer Verbreitung beigetragen hat.

Nur ein richtiger Marxist im deutschen Sinne macht Hu Schi in der Gesellschaft die Führung streitig, sein früherer Amtsgenosse in Peking, Prof. Tschen Tu Hsin, der aber in der Förderung der Pei-Hua-Sprache naturgemäß mit ihm Hand in Hand geht. Was sie trennt, ist der Begriff des Bürgertums. Tschens Kreis ist indessen ein vorwiegend jugendlicher, dem noch keine gleichwertigen Leistungen nachgesagt werden können.

Dichterisch scheint Hsu Tse Mo, der ebenfalls noch sehr junge Herausgeber der Zeitschrift, vorläufig die Führung zu behalten. Man kann ihn als Lyriker des Herzens bezeichnen. Sein westlicher Bildungshorizont ist der angelsächsische. Bertrand Russel wurde ihm geistig viel. Um Schönheit und Liebe dreht sich ihm das Leben. Die Gruppe, die sich um ihn schart, denkt ebenso romantisch wie konservativ, individualistisch wie subjektivistisch — um unsere alten Begriffe, soweit sie für Chinesen anwendbar sind, zu verwerten. Etwas von dem Inder Rabindranath Tagore steckt in dieser neuen chinesischen Jugend, die aber zum Teil gar nicht mehr jugendlich wirkt. Nun, wir kennen ja die Entwicklung des europäischen „L'art pour l'art" hier und da bis zur weltmüden Blasiertheit. „Was ist ein Dichter, was sein Werk?" ist ihnen die Hauptfrage. Dem Sozialismus in der Kunst sind sie durchaus feindlich gesinnt. „Warum überhaupt, wozu?" ist die Frage ihrer Philosophie.

Eine eigentümliche Gesellschaft, wie man sieht, dieser „Wachsende Mond" in seinen so grundverschiedenen Erscheinungsformen! Eine gute Wirkung ist jedenfalls die Bekämpfung rein materialistischer Anschauungsweise. Und obwohl sich viele sehr modern gebärden, auch hinsichtlich der Ehe: die altchinesische Familienpietät scheint hier doch die Grundlage des Lebens zu bleiben. Sind auch die Führer noch nicht weit über vierzig Jahre hinaus, so zeigen sie doch die Besonnenheit des Alters, das in China ja mit fünfzig Jahren bereits beginnt. Wünschen wir also dem „Wachsenden Mond", daß er von Finsternis verschont bleibe.

Waldemar Oehlke

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die Michaelskinder. Roman. Von Martin Beheim-Schwarzbach. Leipzig 1930, Insel-Verlag. 342 S.

Eine Handvoll Kinder, über Nacht sämtlich zu Waisen geworden, ziehen aus einem Dorf im Lüneburgischen weg nach Süden, um an der normannischen Küste die sagenhafte Burg St. Michaels zu suchen und sich dem Erzengel zur Verfügung zu stellen, in seinem schweren Kampf gegen den Bösen. Der Haufe wächst, er wird ein Heer, vor der Stadt Hameln lagern schon einige hundert Kinder. Da ereilt sie ihr Schicksal. Ein paar Marschstunden hinter Hameln setzt unvermittelt der erste Frost ein, die Kinder, durch Wandern und Hungern erschöpft, werden vom Schneesturm eingedeckt, eingesargt. Ein Haufen kleiner Gebeine ist das Ende dieser einfältigen und erschütternden Kinderwallfahrt. Aber dieses Ende ist der Anfang des Gedenkens. Nichts geht verloren, nicht die schüchternste und nutzloseste Bemühung, wenn sie nur reinen Herzens geschah.

Das Buch ist wundervoll, es trägt in seinen Seiten überall den Hauch bewußten, doch unvergifteten Menschentums, eine mit dem Thema zusammenstimmende kindliche Sehnsucht, die wiederum männlich genug ist, um die Form nicht zu verlieren. Ein neuer deutscher Idealismus hebt hier an, der sich von dem historischen Idealismus dadurch unterscheidet, daß er weniger der Aufklärung verfallen ist. Keine Spur von Sachlichkeit im Sinne einer reportierten Dinglichkeit, wohl aber im Sinne der beherrschten, in das ruhig und zuchtvoll erzählende Wort gezwungenen Leidenschaft. Und würde dies alles noch nicht genügen, einen beginnenden (ich meine: noch nicht überall vollendeten) Dichter zu legitimieren, so täte es die kräftige, bauende Phantasie des Buchs, die sich besonders in der Verflechtung der Haupthandlung mit der Sage des Rattenfängers von Hameln prächtig beweist. Das ist nicht Konstruktion eines findigen Schriftstellers, sondern schöpferischer Einfall, und eben daher ohne weiteres organisch. Die Art dieses Buchs hat immer Zukunft. Weil sie auf sich selbst steht, nicht auf dem schwankenden Boden einer literarischen Mode; weil sie uneitel ist, auch auf den Spezialruhm des Außenseiters verzichtet. Und auf solche Dinge kommt es jetzt vielleicht mehr an als auf die einzelnen Vollendungen.

Frankfurt a. M. Herbert Scheffler

Digitized by Google

Frühling in Nervi. Roman. Von Rudolf Presber. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 465 S. M. 7.50.

Eine unverheiratete, der Welt gegenüber aber für verwitwet geltende Frau und Mutter sucht den auf Eheschluß ausgehenden Anfechtungen daheim zu entgehen und flüchtet mit ihrem kaum den Backfischjahren entwachsenen Töchterchen nach dem blauen Süden. Nicht allein der Wunsch, sich in ihrer zur Reife gehenden zweiten Jugend unter Verzicht auf eigenes Glück völlig ihrer kleinen Silvia zu widmen, bringt Frau Irmgard zu dieser Flucht in eine sonnige Ferne — auch ihre eigene Vorgeschichte läßt es ihrem etwas umständlichen Sittlichkeitsempfinden unmöglich erscheinen mit einem Ehrenmann eine Ehe einzugehen. Als Tochter eines berühmten Malers ist sie in einer undisziplinierten Stunde dem Ansturm eines proletarischen Meisterschülers Namens Ruhland erlegen. Der Gedanke, daß lediglich Berechnung auf eine gute Partie ihn geleitet haben könne, erfüllt sie mit so heftigem Ekel, daß sie von keiner Widergutmachung, am wenigsten durch eine Heirat, hören will. Materiell unabhängig und von dem eigenen Vater moralisch gestützt, hat sie ihr Kind zur Welt gebracht und läßt Silvia an den frühen Tod des angeblichen Gatten glauben. Aber der Frühling in Nervi zeitigt andere Früchte. Ruhland taucht auf, heruntergekommen, innerlich verwahrlost, und da ein Zufall ihn mit Silvia zusammenführt, spricht in Vater und Tochter das gleiche Blut, so daß er den Versuch wagen kann, sich von neuem dem Herzen Irmgards zu nähern. Doch sie kennt nun sein Leben und kennt seine Absichten — in der Ferne zeigt sich auch schon ein anderer, der Major a. D. Speratus von Sonneck, und wartet auf sie ... Also ein sogenannter versöhnlicher Abschluß.

Das Thema der Erzählung könnte die Leser eines Familienblatts etwas heikel anmuten, aber Presber gleitet in seiner behaglichen Darstellungsweise, das Allzutragische abschleifend und das Menschliche so nehmend, wie es ist, über das Uneheliche der Angelegenheit liebenswürdig verstehend hinweg, ohne mißbilligendes Kopfschütteln zu erregen. Das Zickzack von Gegenwart und Vergangenheit, anfänglich ein wenig bremsend wirkend, überwindet der Leser mühelos, man kommt rasch mitten in die Flut der Geschehnisse hinein und freut sich wieder an der, auch in der Breite und in Abschweifungen immer gemütvollen Schilderungsart und Stileigenheit des Verfassers, die sich mehr an Dickens und Raabe anlehnt als an unsere Modernsten. In seiner Liebe für das Kleine, Abseitige und Sonderliche spricht eine tiefe Herzensgüte mit, in seiner Neigung für Originale (wie Sonneck), Humor und bildnerische Laune. So wird ihm auch bei seinem italienischen Frühlingsroman der alte Freundeskreis treu bleiben, der nicht Bücher verschlingt, um dem Allerneuesten nachzujagen, sondern in stilleren Stunden nach Kunstwirkungen sucht, die vielleicht nicht „modisch" sind, aber über alle Schranken der Mode ihre Lebensechtheit bewahrt haben.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Von Heiligen und Kämpfern. Legenden von gestern und heute. Von Jeanne Berta Semmig. Dresden 1929, Oscar Laube. 166 S. Geb. M. 6.—

Dem vielen Belanglosen und Nachgeahmten, das die jüngste Legendenerzählung aufweist — in der erbaulichen Tendenz wirkungslos und als volksmäßige Überlieferung überstilisiert und künstlich holpricht gemacht — entwirrt sich hie und da eine formenschöne und melodische Stimme. Man nimmt sie ergriffen auf, den Klang der Seele, der aus innerstem Wesen emporsteigt, man lauscht dem uralten Lied, das von weher Schuld und reiner Menschlichkeit singt, von den großen wolkenschweren Panoramen geschichtlichen Geschehens und seinen in Schmerz und Tod vorübergezogenen Jahren. Legende ist der hohe farbenreiche Bogen, der Bogen des Friedens, der sich über Geschichte spannt. Geschichte ist erweiterte Lebenserfahrung. Also ist Legende ein noch Weiteres ... Und wieviel Licht und Sonne liegen über dieser Vergangenheitsdeutung, und mit welch starker Wärme erzählt der reine Mund! Ein solches Legendenbuch ist das von der Jeanne Berta Semmig. Das Werk eines Dichters, endlich wieder Legende mit eigenem Stil; die erbauliche Erzählung vom Menschen, der versöhnt ist mit dem Leben und mit dem Tode. Er steht hoch und schweigend gegen den hellen Himmel. Hier ist alles Frömmelnde abgestreift, alle kühle Kirchenformel weicht der Seligkeit des Menschen und seiner gottgewollten Erdverbundenheit. Menschenordnung und Gottesordnung hängen wunderbar zusammen. Wie lange haben wir seit den Meistern der neuen Legende (aber auch der altfranzösischen Novelle) keinem Erzähler zugehört, dem eine Geschichte auf die Lippen kommt wie die von der schönen Claribell: farbige Bilder, die aus altem, dunklem Rahmen sprechen, Bilder, novellistisch abgerundet und reich an Kenntnis des menschlichen Herzens. Alles ist wie von einem gewissenhaften Augenzeugen, einem inhaltsreichen, gesprochen, aber so eindringlich und mit aller Andacht, daß sein Wort an uns nicht vorübergeht.

Wien — Franz Strunz

Menschen unter Glas. Von Eckart von Naso. Berlin 1930, August Scherl G. m. b. H. M. 3,50. (5,50).

Dieser Roman ist der Typus des Unterhaltungsromans. Er geht nirgends über dessen Linie hinaus. Aber er gehört zum Besten seiner Art. Lebenswahr und anziehend sind seine Gestalten, fesselnd ohne die heute meist verstimmende Absicht des „Spannenden" seine Entwicklung, naturwahr und anschaulich sein Milieu, mag es sich auf dem Herrensitze der Lengheimbs, auf der Rennstrecke oder in dem Kurort der Schweiz abspielen. Ein guter Unterhaltungsroman darf nie Sensationsroman, darf nicht einmal lediglich auf Spannung gerichtete Handlung sein. Der gute Unterhaltungsroman soll das deutsche Volk nach einem Worte Julian Schmids in seiner Arbeit suchen. Zum mindesten aber auf dem Felde seiner Tätigkeit, in seinem Berufe, den damit verbundenen Freuden, Leiden, Sorgen. Liest man die heute so geliebten Detektiv- und Kriminalromane, die, jenseits von Psychologie und Wahrheit, ihre Handlung durch eine Anzahl aufregender Kapitel peitschen, denen nichts mehr heilig ist als die „Spannung" und sie zu erreichen jedes Mittelchen recht, dann freut man sich ohne literarische Prätension des guten, gesunden deutschen Unterhaltungsromans und stellt sich nicht auf erhabene Warte vornehm kühler Ablehnung. Ein Roman wie dieser darf den Anspruch erheben, literarisch gewertet zu werden. Nicht obwohl er Unterhaltungsroman ist, sondern *weil* er es ist. Denn es ist in den Irrungen und Verwirrungen unserer Tage ganz und gar nicht leicht, fern von Spannungskitzel und erotischen Reizmitteln den gesunden Unterhaltungsroman mit künstlerisch durchgeführten Charakteren, psychologisch durchdachten Motiven und fesselnder und wahrscheinlicher Handlung zu schreiben.

Ein Wort noch über den Titel, der oft das Schwierigste eines Buchs ist. „Menschen unter Glas". Gut. Menschen nämlich, die so korrekt sind, daß ihres Gewandes Saum kein Stäub-

Digitized by Google

chen, nicht einmal ein Luftzug streifen darf. Menschen, die ihre eigene Dekadenz lieben und pflegen.

Danzig — Artur Brausewetter

Lady Chatterley und ihr Liebhaber. Roman. Von D. H. Lawrence. Deutsch von Herbert E. Herlitschka. Subskriptionsausgabe. Wien-Leipzig 1930, E. P. Tal & Co. 453 S.

Hat Jules Romains in seinem Roman „Le Dieu des corps"[1] allerdings in einer langen und zähen philosophischen Brühe ungeschminkte erotische Szenen mit brutaler Deutlichkeit geschildert, so bestätigt ihm die maßgebende Kritik seines Vaterlandes die sittliche Absicht, und es fällt niemandem ein, etwa das Wort Pornograph auf ihn anzuwenden. Anders verfährt der Engländer mit seinem bedeutend genialeren Landsmann, dem leider jüngst in der Blüte seiner Jahre gestorbenen D. H. Lawrence, wenn dieser mit dem Roman „Lady Chatterley's Lover" am selben Altar wie Jules Romains, dem gleichen Phalluskult opfert. Er bekommt das Etikett: Pornograph, obgleich auch er nicht nur philosophische Schlüsse zieht, sondern auch soziale Probleme erörtert, ja löst.

Ist diese verschiedene Behandlung beider Werke durch ihre Volksgenossen nur auf den größeren Freimut der Franzosen und die größere Prüderie der Engländer zurückzuführen? Oder ist es sittlicher, die Geheimnisse der Brautnacht eines ehelich verbundenen Paares und ihre Flitterwochenfreuden zu enthüllen, als bei gesellschaftlich abgrundtief getrennten Liebenden den Wirbel zu nennen, „der zu Körper Körper mächtig reißt"? Das mag unerörtert bleiben. Gewiß ist, daß Lawrence keine Rücksicht auf die gesellschaftliche Konvention nimmt und in seiner Darstellung — im Original tritt das noch deutlicher hervor, als in der, übrigens auch durchaus nicht prüden, Übersetzung — sich nicht nur vor keiner Situation, sondern auch vor keinem Wort scheut, das sie eindeutig bezeichnet.

Dennoch ist für ihn das erotische Geschehen nicht der Zentralpunkt; ihm ist der soziale Roman die Hauptsache. Wenn noch vor ein paar Menschenaltern die soziale Frage in England gelöst war, als der edle Graf die arme Waise von Lowood in seine aristokratischen Arme schloß, so weiß Lawrence, daß die Hingabe einer englischen Aristokratin an einen, dem Bergarbeiterstand entstammenden Förster ihres Mannes ihm heut kein Mensch glauben würde, wenn er es nicht verstünde, diese Hingabe *darzustellen*. Und so entsteht aus der Absicht eines sozialen Romans der Roman der unbefriedigten, erotisch veranlagten Frau, der glühende Liebesroman, der Menschen menschlich zeigt. Wie die sinnliche Lust nach dem kräftigen Sohn des Volkes, den Lady Chatterley zuerst bei der primitiven Waschung seines Oberkörpers beobachtet, erwacht, wie dieser nach anfänglichem erstaunten Zweifel ihren Wunsch, genommen zu werden, in ihren Augen liest und sie wortlos nimmt, das ist einfach grandios. Auch vor dem prüdesten Kritiker müßte der Dichter hiermit Gnade finden. Aber daß Lawrence sich damit nicht begnügt und nun zeigt, wie die sinnliche Leidenschaft der Frau allmählich wächst, wie auch er, der zuerst nur gewissermaßen eine neue Dienstpflicht übernommen hat, immer mehr und mehr der Herr wird über das schwache Weib, wie aus Lady Chatterleys Liebhaber, Lady Chatterleys Geliebter wird, der, ohne jede Perversität und ohne van de Veldesche Anweisungen, alle Stadien einer verfeinerten oder, wenn man will, vergröberten Erotik von selbst zu durchlaufen und sogar die Wirkung der Koprolagie — womit Lawrence am meisten Anstoß erregt hat — zu benutzen weiß, kann man ihm nicht verzeihen. Ist dies auch der Hauptteil des Romans, so bleibt doch für Lawrence das Wesentliche, wie auch für Jules Romains, aus der „Vergottung des Fleisches" die Harmonie der Seelen, die geistige Gemeinschaft entstehen zu lassen. Während dies aber der Franzose, wenigstens für unser Empfinden, trotz aller theoretischen Auseinandersetzungen nicht erreicht, steht bei Lawrence am Schluß seines Buches Lady Chatterley, die ihren impotenten Mann verläßt, aus ihrem Schloß fortgeht und ihre soziale Stellung für nichts achtet, um dem Manne, der das Weib in ihr erweckt und sie zur Mutter gemacht hat, zu folgen in eine ungewisse, aber von Zufriedenheit und Liebe erfüllte Zukunft, da als eine große Liebende. So ist aus diesem obszönen, unsittlichen Roman ein tief moralisches Buch geworden. Und weiß man, daß der Verfasser selber ein Bergarbeitersohn aus Mittelengland ist, dem das Glück einer Ehe mit einer Aristokratin — allerdings deutschen Geblüts — beschieden war, so empfindet man das Buch schließlich als eine Huldigung, aber auch als eine Beichte. Wer aber würde da nicht sprechen: Absolvo te?

Berlin — Fritz Carsten

Jeremy. Roman einer Kindheit. Von Hugh Walpole. Stuttgart 1930, J. Engelhorns Nachf. 320 S. M. 7,50 (10,50).

Wunderbar, wie diese Engländer erzählen können. Freilich, sie lieben ein gemächliches Tempo, man muß sich erst dran gewöhnen. Jeden, der ungeduldig wird, verstehe ich wohl. Wenn immer wieder Tee und Erdbeergelee auf den Tisch kommt, Weihnachten gefeiert, ein schrulliger Onkel, eine altjüngferliche Erzieherin in all ihren drolligen Einzelheiten abkonterfeit wird: — wen erfaßte da nicht zuweilen eine gelinde Nervosität? Aber es spinnt ein; so wie uns ehemals das Schicksal des kleinen David Copperfield, des kleinen Oliver Twist einspann. Der Zauber einer großen epischen Tradition ist unwiderstehlich, wir spüren ihn ja noch bei denen, die eben diese Tradition zerbrochen haben (Virginia Woolf, Huxley). Aus hundert pedantisch zusammengetragenen Einzelheiten (ein Gartenfest, ein Einbruch, eine Ferienreise, erste kleine Verliebtheit, ein Jahrmarkt) wächst schließlich mit rührender Deutlichkeit das Bild einer Kindheit; das Bild von Jeremys eigenwilliger und verschlossener Kindheit. An seiner Seite wird sein Hund lebendig, Hamlet, mit den borstigen Haaren. In den letzten Zeilen dieses Buchs, beim Abschied Jeremys von daheim, offenbart sich dieser Hund in fast pathetischer Würde.

Man muß sich Zeit lassen, dem eiligen Leser wird ein solches Buch monoton scheinen. (Meistens bin ich auch eiliger Leser.) — Ich möchte sagen, daß es etwas für Regentage auf dem Lande ist; womit ich es übrigens in eine Klasse sehr wertvoller Bücher stelle. —

München — Klaus Mann

Narzissa. Roman. Von Susan Glaspell. Übertragen von Georg Schwarz. Leipzig und Wien 1929, E. P. Tal & Co. 265 S. M. 4,— (6,—).

In diesem Roman steckt dichterische Kraft: er umspannt zwei Generationen, das Leben von Mutter und Tochter,

[1] Deutsche Übertragung und Nachwort von Hans Feist unter dem Titel „Der Gott des Fleisches". Berlin, Rembrandt-Verlag.

Digitized by Google

und ist dabei so straff zusammengefaßt, daß nirgends auf der langen Strecke die Teilnahme erlahmt. Das rührt wesentlich daher, daß die Verfasserin ihre Naomi so mit Blut und Leidenschaft erfüllt, in ihr so sehr die Sehnsucht nach Leben und Liebe verkörpert hat, daß es eigentlich immer nur ihre Geschichte ist, die sich im Erleben der Tochter erst vollendet. Die Schlußszenen geben die sinnbildliche Zusammenfassung: dort, wo die Handlung begonnen hatte, im Landstädtchen von Illinois, geht am Grabe Naomis dem Enkel die Ahnung davon auf, wie aus dem Gegensatz puritanisch-sektiererischer Sittlichkeit zu dem Lebenswillen der Jugend das Schicksal von Großmutter und Mutter erwuchs. Noch einmal: es verlohnt sich, diesen Roman zu lesen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Der Weiße Kittel. Vom roten Stern zum Doppeladler. Ein Roman der Gegenwart. Von P. N. Krasnow. Einzig berechtigte Übersetzung von R. Freiherr von Campenhausen. Stuttgart-Berlin 1929, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft. 349 S. M. 4.— (6.50).

Die russischen Emigranten sollten nachdrücklich Einspruch dagegen erheben, daß der Kosakengeneral Krasnow ihren ehrlichen und berechtigten Kampf gegen den Bolschewismus durch läppische Romane diskreditiert. Diesem seinem neuesten Machwerk kann man nicht einmal die bescheidenen Vorzüge seiner früheren Werke zugestehen. Denn er schildert nicht mehr das idyllische Leben im alten Rußland, sondern entwirft Zukunftsbilder, wie ein patriotischer Geheimbund unter Führung des Wundermannes im weißen Kittel (Old Shatterhand ist ein Waisenknabe dagegen!) die Bolschewisten allesamt zum Teufel fahren läßt und die Herrlichkeit von einst wiederherstellt. Und worauf läuft diese Wiederherstellung hinaus? Platzmusik am Sonntag, Kasinobälle mit Damen, die keinen Bubikopf und keine kniefreien Röcke mehr tragen, eine „Zensur, die über Sittenreinheit und künstlerische Schönheit in Literatur und Kunst zu wachen hat", Rückkehr zur alten russischen Rechtschreibung, Ersatz des „kapitalistisch-demokratischen Autos" mit seinem Gesauche und Hupengetöse durch das „flutende Schellengeläut der russischen Troika". Was geht dieses kindische Geschwätz der russischen Exzellenz uns Deutsche an? Der Übersetzer hat noch immer nicht gelernt, die französischen Namen richtig zu schreiben: Gil-de-Rez, Monci, Galifee (daneben auch Galifé) usw. Ob die eigentümliche Deklination Satan, Satanis, Satani auf das Konto des Verfassers oder des Übersetzers kommt, mag dahingestellt bleiben.

Leipzig — Arthur Luther

Der Raub des Basch-namé. Ein Jugendroman. Von Gibré Ben Wali m. Langensalza, Berlin-Leipzig 1930, Julius Beltz. 234 S. Geb. M. 5.50.

Ein geschickter und geglückter Versuch jugendlich europäischer Empfindungsweise, die Ideen, Kräfte, Absichten und Schwierigkeiten der jungtürkischen Bewegung nahzubringen. Durch seine Erstmaligkeit besonders wertvoll und interessant. Künftige Diplomaten, die dieses neutürkische Gegenstück zu Freytags „Verlorener Handschrift" im Alter zwischen 14 und 19 Jahren gelesen haben, werden dankbar dieser spannend lehrreichen Vorbereitung gedenken. Im versöhnlichen Geist des Buchs werden sie die türkische Frage auch dort betrachten, wo sie am fragwürdigsten erscheint: in der Sphäre der armenischen Religionskämpfe. In dieser und mancher anderen Hinsicht wirkt diese moderne Historie (an deren Verfilmung und Übertragung in fremde Sprachen gedacht ist) als politischer Schachzug, dem man in Anbetracht der ihm innewohnenden anständigen Grundgesinnung seine Bewunderung nicht versagen kann. Auch das Deutsch, das der Autor mit dem türkischen Namen schreibt, ist anständig. Nur: eine Handglocke oder Handklingel heißt nicht „Handschelle" (S. 224), und ein Roman für die Jugend ist etwas anderes als ein „Jugendroman".

Berlin-Lichterfelde — Rudolf Frank

Literaturwissenschaftliches

Johann Ambrosius Barth Leipzig 1780 bis 1930. Zum 150jährigen Bestehen der Firma. Herausgegeben von Arthur und Wolfgang Meiner.

In die Geschichte des Buchhandels hat von jeher die Familiengeschichte hineingespielt. So auch in die Geschichte der Firma Johann Ambrosius Barth. Die einzelnen Barths bildeten mit ihrem Geschäft eine Einheit. Wie die eigenen Lebensverhältnisse abhängig waren vom Stand des Verlags, so war der Verlag ein Spiegel ihrer persönlichen Schicksale. Die Grundlage des wissenschaftlichen Verlags der Firma Barth bildete die 1780 begründete Buchhandlung Johann Philipp Haug, deren Tätigkeit anfänglich noch in die Zeit des Kampfes um das Vorrecht zwischen Leipzig und Frankfurt fiel. Haug starb schon 1784, Erbin war seine Witwe, die mit kluger Umsicht und erfolgreich das Geschäft weiterführte und sich 1789 in zweiter Ehe mit Johann Ambrosius Barth vermählte, der ein Jahr später dem Verlag seinen eigenen Namen gab. Unter ihm begann bereits das Geschäft einen streng wissenschaftlichen Charakter anzunehmen, und auf gleicher Grundlage arbeitete auch sein Sohn Wilhelm Ambrosius weiter, vor allem bemüht, das medizinische und literarische Gebiet, aber auch die kunstgeschichtliche Richtung zu pflegen — war er doch selbst ein kenntnisreicher Sammler, der eine wertvolle Gemäldegalerie hinterlassen hat. 1852 übernahm sein Sohn Adolf Ambrosius das Geschäft, mußte sich als Jurist erst in den Buchhandel einleben, doch kam ihm dabei andererseits wieder seine geistig-gelehrte Einstellung zu Hilfe, so daß bei dem Tode des unverheirateten 1869 die Firma in gesicherten Verhältnissen auf seinen Neffen Hans Barth übergehen konnte, einer vielseitigen, unternehmungslustigen Natur. Unter ihm feierte das Haus 1880 sein 100jähriges Bestehen, und bei diesem Anlaß entstand auch der erste vollständige Verlagskatalog der Firma (bearbeitet von dem Prokuristen Friedrich Strobel). Er wurde als sogenannte Prachtausgabe verausgabt, wie denn Hans Barth eine Vorliebe für schön ausgestattete aphoristisch-lyrische Werke hatte, die er neben den wissenschaftlichen erscheinen ließ. Als er 1887 kinderlos starb, verkaufte die Witwe das Geschäft an einen Fremden, vergessen wurden die einstigen Besitzer jedoch nicht, denn auch das Neue, bedingt durch andere Zeiten und Menschen, ruht auf vergangenem Alten.

Bis dahin ist die Jubiläums-Festschrift, deren erster Teil den Weg des Hauses Barth in ausgezeichneter Darstellung verfolgt, von Annemarie Meiner verfaßt, der Tochter des neuen Firmeninhabers, Dr. h. c. Arthur Meiner, der nunmehr das Wort nimmt zu einem Bericht über den Verlag seit 1890 und zu einer „Selbstschilderung", die um so reizvoller ist, als Meiner zu den bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten im Buchhandel der Gegenwart gehört — er ist auch Mitbegründer der Deutschen Bücherei und steht mir als eifriger Bibliophile besonders nahe. Das Denkmal,

Digitized by Google

das er seinen Vorgängern errichtet hat, ist würdig des Namens Johann Ambrosius Barth.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Eine unbekannte Droste-Novelle Levin Schückings: Gerwin und Ludmilla. Herausgegeben von Hulda Eggart. München 1929, Georg D. W. Callwey. 88 S. M. 2.50 (3.–).

Sehr schön und gut gedruckt. Auch interessant für jeden Freund der Droste und ihres Freundes Schücking. Mit einer guten Einführung, die die Beziehungen Schückings zu dieser Novelle und zur Droste und außerdem zu seiner weiteren Umgebung und auch zur Literatur seiner Zeit hervorhebt. Aber weder für Schückings noch für der Droste Persönlichkeit noch für die Literatur des 19. Jahrhunderts noch auch für die Bewegung der Ideen aus diesem Jahrhundert scheint mir die Novelle wirklich bedeutsam. Meiner Ansicht nach wäre es besser gewesen, wenn der Verleger Zeit und Geld in den Dienst aktuellerer, nötigerer Aufgaben gestellt hätte.

Berlin — Hans Roselieb

Studien zur Europäischen Literatur. Von Fritz Ernst. Zürich o. J., Verlag der Neuen Schweizer Rundschau. 221 S.

Die zehn Studien, die der vorliegende Band vereinigt, werden nur durch die weltbürgerliche Gesinnung zu einer Einheit gebunden, während sie stofflich und zeitlich so weit als möglich auseinandergehen. Sie alle verdanken mehr zufälligen Umständen ihre Entstehung, denn sie sind erweiterte Besprechungen, die in Zeitungen und Zeitschriften erschienen. Gewiß, der Verfasser ist von gesteigerter Empfindlichkeit für seelische Reize, und diese Gabe psychologischer Einfühlung macht das Buch ebenso liebens- wie lesenswert. Nicht mit Unrecht nennt daher Ernst die Sammlung eine „kleine Vorschule europäischer Sentimentalität". Das kommt namentlich in den Beiträgen zur deutschen Selbstbiographie zum Ausdruck, die zu einem dauernden Kampf um die geistige Freiheit wird. Feinsinnig sind die Bemerkungen zu den beiden Platter wie zu dem „Wunder Pestalozzi", dessen Titanismus vom Verfasser klar umrissen wird. Nicht völlig befriedigen die Studien über Manzoni und Azorin, wo manches zurechtzurücken wäre.

Dresden — Otto H. Brandt

Lessing und das Problem der Tragödie. Von Josef Clivio. Horgen-Zürich und Leipzig. Verlag der Münster-Presse. (Wege zur Dichtung, herausgegeben von E. Ermatinger, Bd. V.) 164 S.

Die kluge und gut geschriebene Darstellung sucht den untragischen Charakter von Lessings Theorie der Tragödie zu erweisen, und die Bestimmungen, die sie nach dieser negativen Seite vom Geist der Aufklärung her gibt, treffen ebenso wie die positive, nach der die Tragödie zur Theodizee wird, in ihrer Allgemeinheit das Richtige: wie denn schon insbesondere Ernst Cassirers Lessing-Kapitel (in „Freiheit und Form") gegenüber der früheren Verabsolutierung der Lessingschen Theoreme diese Maßstäbe zur Beurteilung eingeführt hat. Clivios Monographie hätte diese Anregungen kritisch prüfen und ernstlich weiter verfolgen sollen. Dazu wäre indessen erstens eine umsichtige und genauere Interpretation der Zeugnisse notwendig geworden, die eben nicht von allem Anfang zu einem auf den Durchschnitt zielenden Gesamtbild zu arrangieren gewesen wären, sondern nach entwicklungsgeschichtlichen Stufen wie nach den Anlässen und Sachbezügen zu sondern und zu verknüpfen. Zweitens aber wäre ernstlicher und dringlicher nach dem Verhältnis der Theorie zu Lessings dramatischer Dichtung zu fragen als dies hier geschieht. Zu welch sonderbaren Folgerungen dies Stehenbleiben auf halbem Weg und die unmethodische Ausrichtung auf ein „Gesamtbild" führt, dafür nur ein Beispiel: um eine „einheitliche Einstellung" in Lessings Theorie vom „Briefwechsel über das Trauerspiel" bis zur „Hamburgischen Dramaturgie" annehmen zu können, „beweist" Clivio, „daß Lessing den ‚Philotas' weder seiner Form noch seinem Inhalte nach ernst gemeint hat". (S. 119.) Ist dieser „Beweis" ernst gemeint?

Frankfurt a. M. — Martin Sommerfeld

Jahrbuch des Braunschweigischen Geschichtsvereins. Herausgegeben von P. Zimmermann und H. Voges. Zweite Folge, Band 2. Wolfenbüttel 1929, Georg Kallmeyer. 172 S. M. 4.–.

Im rhetorischen Modetrubel der Gedenkfeiern und Festschriften, der das zeitgenössische Deutschland durchlärmt, trat auch der Braunschweigische Geschichtsverein mit einem Lessing-Band auf. Inhalt: acht Aufsätze. Jedoch von den ersten vier Arbeiten, die sich immerhin noch mehr oder minder direkt mit Lessings Person und Werk befassen, ist nur der Leitaufsatz P. A. Merbachs von geistesgeschichtlich-selbständigem Wert. Er stellt — und zwar recht ausführlich — „Lessing im Urteil der Nachwelt" dar. Alle übrigen sieben Abhandlungen beschränken sich demgegenüber als subtil vorgetragene Versuche, einige lebens- und gesellschaftsgeschichtliche Einzeldaten aus Lessings Zeit aufzuhellen und als sehr bescheidene Mosaikstückchen zurechtzurücken im Bilde eines Mannes, vor dessen unsterblicher Wirkung sie belanglos erscheinen.

Braunschweig — Erich Sander

Abbé Prevost in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Empfindsamkeit. Von Hugo Friedrich. (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. Neue Folge, herausgegeben von Max Freiherrn von Waldberg, Heft XII.) Heidelberg 1929, Carl Winters Univ.-Buchh. V, 161 S. M. 10,–.

Die ungemein gründliche Arbeit Friedrichs orientiert allseitig über die Bedeutung Prevosts, die sich nicht mit einem Male für das deutsche Geistesleben erschöpft. Wenn Prevost diese tiefe Wirkung ausübte, so lag es daran, daß sich in ihm ein neuer Typ der Empfindsamkeit ausprägte. Noch nie war bisher in gleichem Maße absolute Liebesleidenschaft dargestellt worden, und so kommt ihm das Verdienst zu, zur ersten Auflockerung der deutschen Seele beigetragen und damit die Wege für Richardson und Rousseau geebnet zu haben. Selbst Goethe konnte sich der Wirkung der „Manon Lescaut" nicht entziehen, wie sich aus seinen Werken ergibt. In zwei umfänglichen Abschnitten stellt Friedrich seinen Stoff dar. In dem ersten untersucht er an der Hand der deutschen Übersetzungen Prevosts das fortschreitende lyrische Vermögen der Deutschen, während der zweite eingehend die Abhängigkeiten deutscher Schriftsteller von dem Franzosen nachweist. Zweimal zu verschiedenen Zeiten, durch einen Zwischenraum von 25 Jahren getrennt, ist Prevost übersetzt worden, und an der zweiten Übersetzungsperiode von 1790 ist deutlich zu erkennen, um wie viel unmittelbarer die deutsche Darstellung in der Zwischenzeit geworden ist. So wird unsere Kenntnis der Zeit der Empfindsamkeit durch diese Arbeit wesentlich vertieft.

Dresden — Otto H. Brandt

Digitized by Google

Die Frankfurter Romantik. Von Erna Callmann. Paderborn 1930, Ferdinand Schöningh. 106 S. Kart. M. 4,—.

Von einer frankfurter Romantik im Sinne einer jenaer oder heidelberger zu sprechen, ist abwegig, denn mehr Zufall als innere Notwendigkeit haben an diesem Ort Menschen romantischer Artung zusammengeführt. Aber damit nicht genug; der Titel selbst, den die Verfasserin gewählt hat, ist ungenau. Denn was sie gibt, ist ein sehr summarischer Überblick über das frankfurter Geistesleben in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Kaum je wird die Problematik selbst gesehen; das wesentliche Verdienst besteht allein darin, weit verstreutes Material bequem zugänglich gemacht zu haben. Leider wird dessen Verwertung dadurch erschwert, daß die Verfasserin nur selten die Quelle genau angibt. Nicht alle Teile sind zudem gleichmäßig durchgearbeitet, der letzte Abschnitt beispielsweise über die Parlamentszeit kommt nicht über das Skizzenhafte hinaus. Da nun weiterhin die Verfasserin kaum zu einer einheitlichen klaren Stellungnahme vordringt, so bleibt sie meist im herkömmlichen Urteil stecken, das in einem oft ebenso blumigen wie banalen Stil vorgetragen wird. Beachtlicher erscheint das, was sie über Passavant und Böhmer sagt.

Dresden Otto H. Brandt

Der Romantiker Otto Heinrich Graf von Loeben und die Antike. Von Herbert Kummer. Halle (Saale) 1929, Max Niemeyer. 122 S. M. 5,—.

Der Name des Grafen von Loeben, der sich als Dichter Isidorus Orientalis nannte, gehört heute der Literaturgeschichte ausschließlich an, denn keine Zeile ist von ihm mehr lebendig. Und doch ist an den kleineren epigonenhaften Begabungen die Eigenart eines Zeitalters oft besser zu erkennen als an den überragenden Persönlichkeiten. Kummer führt die Studien Pissins, die bei diesem vornehmlich biographisch gerichtet waren, auf ideengeschichtlichem Gebiet weiter fort. Den geistigen Ursprüngen Loebens nachgehen, heißt zudem noch einen Beitrag für die Bildung Eichendorffs liefern, denn es wird wohl heute ernstlich nicht bestritten, daß Loeben in Heidelberg stark auf Eichendorff eingewirkt hat. Kummer zeigt nun, wie Loebens Denken durchaus in der Aufklärung wurzelt, die sich in seiner anakreontischen Dichtung spiegelt. Andere Einflüsse dagegen drängen sich in seiner Idyllik hervor. Es ist nun interessant, zu verfolgen, wie sich Loebens Dichtung immer stärker mit neuem Ideengut füllt und wie er, ohne durch Sturm und Drang hindurchzugehen, in die Romantik hineinwächst. Die heidelberger Zeit und Creuzers Einfluß sind bei ihm entscheidend. Ein letzter Abschnitt versucht dann zusammenfassend Loebens Gesamtvorstellung von der Antike zu umreißen. Die Arbeit, die beachtliche Gesichtspunkte herausarbeitet, gewinnt vor allem durch die urbane Schreibweise des Verfassers.

Dresden Otto H. Brandt

Die Erzählungen Eduard von Keyserlings. Von Käte Knoop. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, herausgegeben von Ernst Elster, Nr. 37.) Marburg an der Lahn 1929, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. VII, 94 S. M. 4,—.

Mit ungemeiner Einfühlung umschreibt Käte Knoop Werk und Wesen des baltischen Dichters, immer dabei die Kenntnis der Werke voraussetzend. Von ihren sieben Abschnitten scheinen mir die beiden, die sie Gestalten und Probleme nennt und die den Kern ihrer Betrachtungen bilden, ungewöhnlich tief zu dringen, und es wäre vielleicht empfehlenswerter gewesen, sich mit diesen fruchtbaren Gedanken zu begnügen, statt um einer mehr äußerlichen Abrundung einige weitere Abschnitte hinzuzufügen, die den Gesamteindruck, da sie in der Skizze haften bleiben, nur mindern. Der Abschnitt, der sich mit den Formfragen beschäftigt, gelangt nicht zur vollen Auswertung des Materials, kann daher nur andeuten. Bedauerlich bleibt schließlich auch, daß die Verfasserin sich nicht alle Schöpfungen des Dichters verschaffen konnte, denn gerade für die Frühzeit Keyserlings hätte sich wohl dadurch manches aufhellen lassen. Uns ist heute Keyserling der Dichter der Relativität und der Resignation. Sehr fein macht Käte Knoop deutlich, daß diese Hoffnungslosigkeit mehr ist als bloße Melancholie, sondern Lebensangst, Mangel an Lebenskraft der der überzüchteten Kultur seiner adligen Kreise entspringt. Dem entspricht auch die Form, die Sachlichkeit der Haltung anstrebt. Aus alldem entsteht „das Bild einer vornehmen Künstlerpersönlichkeit, die scheinbar kühl, scharf und objektiv beobachtend, dennoch voll gütigen Mitleids für die Menschen dem Leben in resigniertem Pessimismus gegenübersteht und sich um das formale Ideal einer Haltung bemüht im Verzicht auf den Glauben an die Größe und Wichtigkeit des Lebens, in tiefer ‚Sympathie mit dem Leide', ‚dem Tode verpflichtet' als dem Erlöser aus Bedrängnis und Lebensangst und mit der Überzeugung von der Notwendigkeit des Stolzes und der scheuen Selbstbewahrung". So vertieft diese schöne und reife Erstlingsschrift an jeder Stelle unsere Erkenntnis vom Schaffen des Dichters, und niemand wird in Zukunft an ihr vorübergehen können, der sich ernsthaft mit Keyserling auseinandersetzen will.

Dresden Otto H. Brandt

Einfache Formen. Legende, Sage, Mythe, Rätsel, Spruch, Kasus, Memorabile, Märchen, Witz. Von André Jolles. Halle (Saale) 1930, Max Niemeyer. VI, 272 S. M. 12,—.

André Jolles' „Einfache Formen" sind leicht und bequem zu lesen und scheinbar ohne jede Systematik. Gerade dadurch vielleicht wird dem Buch eine um so stärkere Wirkung beschieden sein, denn das „Bild der schönen Welt" wird von ihm zerstört. Vieles, was bisher allgemeingültig war, erscheint fragwürdig. Es geht bei Jolles um nichts anderes als um eine neue Grundlegung des Verhältnisses von Dichtung und Sprache, um den Gegensatz von Naturpoesie und Kunstpoesie, der durch den Gegensatz Einfache Formen und Kunstformen ersetzt werden soll. Damit will Jolles einen neuen Weg wissenschaftlicher Betrachtung einschlagen; neben die ästhetische und historische Literaturbetrachtung tritt die morphologische, das heißt es soll die Dichtung in der Sprache gefaßt, der Weg von der Sprache zur Literatur festgestellt werden. Auf diese Weise gewinnen jene primitiven Formen, die bisher höchst stiefmütterlich behandelt wurden und mehr die Volkskunde und Altertumskunde als die Dichtungsgeschichte angingen, erhöhte Bedeutung: Sage, Legende, Mythe, Märchen, Witz, Rätsel. Diese Formen, deren Sein und Werden bisher wenig ergründet worden ist, sind, wie Jolles anschaulich zeigt, vielgestaltig, beweglich, wandelbar und nicht einheitlich. Erst die umordnende Arbeit, die die Sprache leistet, führt in dreifacher Abstufung zur Literatur: als Einfache Form, Vergegenwärtigte Form und Bezogene Form. Indem diese einfachen Formen bei ihrer Verendgültigung zu einer Kunstform streben, büßen sie ihre Beweglichkeit ein, erstarren und werden literarisch. Jolles' Verdienst

Digitized by Google

liegt darin, daß er sozusagen durch die überlieferte Form hindurchsieht und das sprachliche Urerlebnis faßt. Jedenfalls wird sich die Wissenschaft mit den neuen Gedanken, die Jolles in diesem Buche aufwirft, auseinanderzusetzen haben, mit denen die Ideen Walzels vom Wortkunstwerk erweitert und fruchtbar bereichert werden.

Dresden Otto H. Brandt

Klingers „Simsone Grisaldo". Von Luise Kolb. (Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur. Herausgegeben von Franz Saran, Band XXVI.) Halle (Saale) 1929, Max Niemeyer Verlag. IX, 115 S. Geh. M. 4,50.

In eingehender Analyse nach der Saranschen Methode untersucht Luise Kolb Klingers Drama „Simsone Grisaldo", über das bisher kein einheitliches Urteil vorlag. Sie zeigt, daß es sich hier nicht um ein „schnell hingeschleudertes Erzeugnis" handelt, sondern um ein Werk mit planvollem Aufbau, das unter dem starken Einfluß Shaftesburys und dem geringeren Rousseaus steht. Nur eben scheint mir der geisteswissenschaftliche Unterbau gegenüber der eingehenden Personenanalyse zu kurz gekommen zu sein, selbst wenn nunmehr eindeutig klargestellt wird, daß die Hauptgestalten eine Entwicklung durchmachen, von einer rein epischen Gestaltung, wie vielfach behauptet worden ist, länger nicht mehr geredet werden kann.

Dresden Otto H. Brandt

Deutsche Sonderrenaissance in deutscher Prosa. Von Hermann Gumbel. Frankfurt a. M. 1930, Moritz Diesterweg. XII, 268 S. M. 10.40.

Was in der vorliegenden Schrift geboten wird, ist in gewissem Sinne epochemachend. Völliges Neuland wird bestellt, allerdings kommen die Ergebnisse vorläufig nur für die begrenzten Kreise der Wissenschaft in Betracht. Doch wenn die Untersuchungen einmal weiter ausgedehnt werden, wird auch die Allgemeinheit daran teilhaben. Gumbel gibt eine ebenso eingehende wie tiefschürfende Stilanalyse der deutschen Prosa des 16. Jahrhunderts. Tief dringt er in die Wortarten und Formen des Satzbaus ein, und sein methodologischer Vorstoß wird zu einer Neubelebung und Vertiefung des Stilproblems führen und in diesem Sinne mithelfen, die deutsche Grammatik neu aufzubauen. In unglaublich mühsamer Kleinarbeit werden die Ergebnisse gewonnen, an denen die Forschung nicht wird vorübergehen können. Dabei fallen auch merkwürdige Erhellungen auf die Renaissance als „Aufleben primitiven Wesens", die ebenfalls Beachtung erheischen. So wertvoll auch die Ausbeute ist, die der Verfasser bietet, um so schmerzlicher kommt die schwerfällige Ausdrucksweise, die typische Gelehrtensprache zum Bewußtsein, die die Lektüre des Ganzen zur Qual macht.

Dresden Otto H. Brandt

Les „Études sur Shakespeare" d'Otto Ludwig exposées dans un ordre méthodique et précedées d'une introduction littéraire. Von Léon Mis. Nouvelle édition revue et corrigée. Paris 1929, Libraire universitaire J. Gamber. 180 S.

Les Œuvres dramatiques d'Otto Ludwig. Von Léon Mis. Première Partie (de 1840 à 1852). Nouvelle édition revue et corrigée. Paris 1929, Libraire universitaire J. Gamber. 442 S.

Daß man sich auch wieder in Frankreich für die deutsche Dichtung interessiert, dafür legen die vorliegenden beiden Bände beredtes Zeugnis ab, und besonders beachtlich bleibt, daß sich schon nach wenigen Jahren das Bedürfnis einer Neuauflage geltend gemacht hat. Der Verfasser hat nicht nur ungemein gründlich gearbeitet, sondern umfaßt seine Aufgabe mit einer geradezu rührenden Liebe. Er schöpft zudem nicht aus zweiter Hand, sondern hat die Handschriften, die heute in Weimar ruhen, sorgsam durchgesehen und verarbeitet. Schon darin liegt mühsame Arbeit, entsagender Fleiß und unendlich viel Kleinarbeit, die sich aber gelohnt haben. Nicht etwa deswegen, weil mannigfaches neues Material zutage gefördert, sondern vor allem deshalb, weil jede Frage der Forschung angegriffen wird. Wieder einmal hat der Fremde dem Deutschen den Weg geebnet und erfaßt gründlich die dramatische Dichtung wie deren Theorie bei Otto Ludwig. Neue Probleme werden aufgeworfen, neue Schwierigkeiten gesehen, über die sich die Fachwelt aussprechen muß. Nur gelegentlich stören einzelne Schärfen, so z. B. gegen Hebbel.

Das wichtigere von beiden Büchern scheint mir das über Ludwigs Shakespeare-Studien zu sein. Hier kommt Mis weiter als Stern in seiner Ausgabe, weil er eben neues Material heranziehen konnte. Wichtiger ist indessen, daß Mis als erster versucht, Ordnung in das Chaos der umfänglichen Notizen zu bringen. Nirgends war bisher das Material so umfassend und so übersichtlich ausgebreitet. Seine Gliederung gewinnt der Verfasser aus einem Aufsatz Otto Ludwigs über „Die dramaturgischen Aufgaben unserer Zeit". Dementsprechend scheidet er seinen Stoff in zwei Gruppen, über die Geschichte des deutschen Dramas und über Shakespeare. Aber daraus erwächst eine neue Schwierigkeit. Wohl ist die Übersicht gewonnen, aber die zeitliche Abfolge der Notizen kommt darüber zu kurz. Mis glaubt auf sie keine Rücksicht nehmen zu müssen, weil er überzeugt ist, daß Ludwigs Grundanschauungen über dramatische Probleme sich in diesem ganzen Zeitraum von 1851 bis 1865 nicht wesentlich geändert hätten. Das heißt nichts anderes, er nimmt als feststehende These an, was noch zu erhärten wäre. Hier wird manche Einzelheit des Verfassers zu berichtigen sein, während er in den Hauptzügen zweifellos im Recht ist. Deutlich wird, wie Otto Ludwig sich allmählich vom Sturm und Drang und vom Schicksalsdrama loslöst; damit wird eine vertiefte psychologische Auffassung des Dichters gewonnen. Von besonderem Gewinn ist die Einleitung, die nur die Fäden zwischen dem Dichter und seinen Vorgängern schärfer aufzeigen sollte, als sie es tut. Namentlich das Verhältnis zu Schiller wie auch zum jungen Deutschland war zu klären. Im allgemeinen schließt sich Mis mit mancherlei Modifikationen im einzelnen der Auffassung Adolf Sterns an und sieht die Shakespeare-Studien als ein Verhängnis für den Dramatiker Otto Ludwig an.

Das andere ungemein umfängliche Werk des gleichen Verfassers gibt eine eingehende Untersuchung des dramatischen Werks des Dichters von den Anfängen bis zu den Makkabäern, also bis zu dem Augenblick, da Shakespeare des Dichters Kraft zerbricht und er über Versuche nicht mehr hinausgelangt. Trotz feinsinniger Bemerkungen sind diese Analysen für unser Empfinden oft breit und ermüdend. Kluge Beobachtungen finden sich in dem Abschnitt über die Makkabäer. Das Bestreben des Verfassers bleibt vor allem darauf gerichtet, zu zeigen, daß Otto Ludwig die tragischen Konflikte ganz aus der Seele des Helden herauswachsen läßt. Daher sucht er beispielsweise den Erbförster gegen die üblichen Einwände zu verteidigen; trotz allem läßt sich nicht verkennen, daß dieses Drama mehr gedacht als gestaltet ist.

Digitized by Google

Auf jeden Fall und bei allen Einwänden im einzelnen bereichern diese beiden Werke die Otto Ludwig-Literatur, denn tiefer als bisher dringt der Verfasser in die künstlerischen Absichten des Dichters ein. Nur das eine bleibt zu beklagen, daß der Deutsche fürderhin manche Ansicht des Dichters aus der französischen Umschrift herauslesen muß, daß der originale Text nicht ohne weiteres vorliegt.

Dresden Otto H. Brandt

Mörike und sein Roman „Maler Nolten". Von Heinrich Reinhardt. (Wege zur Dichtung. Herausgegeben von Emil Ermatinger, Band IX.) Horgen-Zürich 1930, Verlag der Münster-Presse. 126 S.

Die Duplizität der Ereignisse hat diesem Buch den Stempel aufgedrückt. Der Verfasser saß wohl schon darüber, als die Arbeit von Ruth Bachert über den „Maler Nolten" herauskam. Damit nicht alle Mühe vergebens war, wurde der Titel wohl umgeändert. Jedenfalls ist auf diese Weise ein Moment der inneren Unsicherheit in die an sich klar, wenn auch ein wenig breit geschriebene Arbeit gekommen. Beispielsweise der einleitende Abschnitt über die romantischen Grundlagen ist wenig ertragreich, da er bei der gebotenen Kürze nur Fragment bleiben kann. Der Verfasser will dann die eigentümliche geistige Mittelstellung dieses Romans zeigen und ihn als persönlichen Erlebnisausdruck des Dichters hinstellen. Sehr fein wird dargetan, wie sich in Mörike die Lebensstimmung wandelt und wie die ihm eigentümliche, oft doppelte Motivierung aus diesem Zusammenhang heraus zu begreifen ist. Wie weit der Dichter sich von dem romantischen Gestaltungsprinzip entfernt hat, wird in der zweiten Fassung des Romans deutlich, deren Bedeutung von Reinhardt erkannt und herausgehoben wird. Gerade an diesem Punkt zeigt sich, wieviel tiefer der Verfasser als Ruth Bachert dringt. Damit ist dem Roman Mörikes wohl endgültig seine Stellung als „Ausdruck des Kampfes zwischen absterbender Romantik und vordringendem Realismus" angewiesen. Jede tiefere Betrachtung Mörikes wird an dieser Studie nicht vorübergehen können.

Dresden Otto H. Brandt

Der „Europamüde" in der deutschen Erzählungsliteratur. Von Walter Imhoof. (Wege zur Dichtung. Herausgegeben von Emil Ermatinger, Band VIII.) Horgen-Zürich 1930, Verlag der Münster-Presse. 144 S.

Man sollte denken, daß das Motiv des Europamüden eine recht dankbare Aufgabe sei. Wie sich indessen im Verlauf der Darstellung herausstellt, ist das Material mehr breit als tief und das Stoffgeschichtliche in diesem Fall beinah wichtiger als die weltanschauliche Deutung. Der Ausdruck „europamüde", der wohl von Heine geprägt ist, wird erst durch den 1838 erschienenen, heute ganz vergessenen Roman Ernst Willkomms zum Schlagwort, das sich je nach der Stimmung der Zeit größerer oder geringerer Beliebtheit erfreut, die ihren Ausdruck auch in der Dichtung findet. Der Gedanke des Kulturpessimismus wäre damit stärker durchzuführen, als es der Verfasser tut, der die treibenden Momente in der wirtschaftlichen Not, in dem Zug zum Abenteuerlichen, im Politischen, Religiösen oder im allgemein Kulturellen sieht. Nicht nur daß auf diese Weise Zusammengehöriges zerrissen wird, sondern der Verfasser muß am Schluß überhaupt die Möglichkeit einer einheitlichen Entwicklung in Frage stellen. Damit hängt wohl zusammen, daß der Begriff des Europamüden zu weit ausgedehnt wird, wie der Fall Storm erhärtet. Andrerseits werden wichtige Erscheinungen wie Heyses „Zwei Gefangene" ganz übersehen. Interessant ist das eine, daß seltsamerweise in der Gegenwart der Glaube an Europa wieder zu erstarken scheint, wenigstens nach dem an sich geringen Material zu schließen, das der Verfasser für seine Betrachtungen heranzieht.

Dresden Otto H. Brandt

Moralisch-satirische Gedichte Walters von Chatillon. Aus deutschen, englischen, französischen und italienischen Handschriften. Herausgegeben von Karl Strecker. Heidelberg, Carl Winter. XX, 179 S. M. 6,—.

Die Erforschung der mittellateinischen Poesie steckt in den Anfängen, so daß es noch viele Rätsel zu lösen gilt. Um so mehr, als auch die mittellateinische Dichtung in Deutschland nur ein Ausschnitt aus der internationalen ist. Lange hat man Walter, der im Ausgang des 12. Jahrhunderts lebte, mit dem sogenannten Archipoeta zusammengeworfen; erst jetzt ist zu erkennen, wie verschieden beide, vor allem in der politischen Gesinnung, sind. Was der Herausgeber hier bietet, ist mühsamste, entsagungsvollste Gelehrtenarbeit, die gleichwohl nicht jede Frage zu lösen vermag. Die 18 Lieder, die mit allen Varianten abgedruckt werden, sind aus 23 Handschriften, die weit verstreut in europäischen Bibliotheken liegen, zusammengetragen. Nur vier werden durch das Zeugnis der Handschriften, die übrigen allein aus inneren Gründen Walter zugeschrieben. Walters Lieder, bei den Zeitgenossen beliebt, wurden vielfach von Geringeren als Eigentum ausgegeben, so daß die Verfasserfrage dadurch erschwert wird. Sie sind Ausdruck eines tief empfindenden Menschen, der sich gegen den Verfall der Sittlichkeit bei den Laien wie auch gegen die Korruption des Klerus wendet. Für das äußere Gewand des Bandes wäre es vorteilhafter gewesen, wenn der gelehrte umfängliche Apparat von den Texten losgelöst und an das Ende verwiesen wäre.

Dresden Otto H. Brandt

Briefwechsel zwischen Jenny Droste-Hülshoff und Wilhelm Grimm. Herausgegeben von K. Schulte-Kemminghausen. (Veröffentlichungen der Annette von Droste-Gesellschaft. 1. Band.) Münster i. W. 1929, Aschendorffsche Buchh. Geb. M. 7,75.

Es ist für die neugegründete Annette von Droste-Gesellschaft keine günstige Einführung, daß sie als ersten Band ein Buch herausbringt, das zur großen Dichterin nur recht entfernte Beziehungen hat. Der vorliegende Briefwechsel ist gewiß nett zu lesen, aber eine unbedingte Pflicht der Herausgabe lag nicht vor. Dieser Beitrag zur Geschichte der germanischen Philologie liegt ziemlich abseits vom Leben. Und was die beiden Briefschreiber sich in den vorliegenden 45 Briefen mitzuteilen haben, ist nicht welterschütternd. Jenny, die praktische Schwester Annettens und spätere Freifrau von Laßberg, sammelt Märchen für Wilhelm Grimm und plaudert mit ihm über ihr ländlich einsames Leben. Von Wilhelm Grimm erfahren wir auch nicht mehr. Daß dabei ein paar unbekannte Tatsachen abfallen, ist gewiß richtig, aber begründet noch lange nicht die Notwendigkeit, den ganzen Briefwechsel zu drucken. Er erstreckt sich von 1813 bis 1833, wozu dann 1846 noch ein verspätetes Schreiben kommt. Einige Jahre ist er unterbrochen, bis ihn Jenny wieder aufnimmt. Der Grundton ist auf herzliche Anteilnahme des einen am Leben des anderen und auf schlichte Frömmigkeit

Digitized by Google

gestellt. Der Herausgeber hat durch eine Einleitung in die Zeitverhältnisse mehr breit als tief eingeführt und die Briefe selbst in der herkömmlichen Weise kommentiert.

Dresden Otto H. Brandt

Die Geschichte der deutschen Fabeltheorie. Von Max Staege. (Sprache und Dichtung. Herausgegeben von Harry Maync und S. Singer. Heft 44.) Bern 1929, Paul Haupt. X, 78 S. M. 2,80.

Die vorliegende Arbeit ist mit allen Vorzügen und Nachteilen einer Anfängerarbeit behaftet, und damit ist zugleich gesagt, daß sie zu keiner reinen Freude gelangen läßt. Schon der Titel, den der Verfasser seiner Dissertation gegeben hat, ist mindestens schief, denn im Grunde gibt er keine Geschichte der deutschen Fabeltheorie, sondern trägt nur sorgfältig allerhand Zeugnisse über die Fabel zusammen. Gewiß, man wird zugeben, daß damit schätzenswertes Material gewonnen wird, aber das allein genügt nicht, sondern es muß auch verarbeitet werden. Daran hindert eine unglückliche Anordnung, die den Stoff lediglich äußerlich nach Persönlichkeiten aneinanderreiht. Staege bleibt in einer stoffgeschichtlichen Darstellung stecken, wo es sich um eine geistesgeschichtliche handelt. Seine Zusammenfassung auf den beiden letzten Seiten mußte ihm den Weg weisen, den er zu gehn hatte. Wer heute die Fabeltheorie geben will, kann sie nicht loslösen aus dem weltanschaulichen Zusammenhang; indem Staege darauf verzichtet, isoliert er. Gerade die hervorragende Stellung der Fabel in der Zeit des Rationalismus mußte ihm ein wichtiger Fingerzeig sein. Nicht darauf konnte es ankommen, eine möglichst vollständige Sammlung aller Zeugnisse über die Fabel zu liefern, sondern auf eine eindeutige Herausarbeitung des Begriffs wie der Theorie über die Fabel. Von diesem Standpunkt sind die beiden ersten Kapitel belanglos, der Abschnitt über die literarische wie volkskundliche Forschung trotz der gegenteiligen Versicherung Staeges unnötig, da er doch nur Fragment bleiben kann. So bedeutet dieses Werk nur eine, wenn auch wertvolle Vorarbeit für die noch zu liefernde Geschichte der deutschen Fabeltheorie, die freilich die Kräfte eines Anfängers übersteigt.

Dresden Otto H. Brandt

Grundzüge der Deutschkunde. Herausgegeben von W. Hofstaetter und F. Schnabel, Bd. II. Leipzig 1929, B. G. Teubner. VIII u. 304 S. Geb. M. 10,—.

Der erste Band dieses großzügig angelegten Handbuchs der sich neu formenden deutschkundlichen Wissenschaft erschien bereits 1925. Er war der deutschen Sprache und Kunst gewidmet und ist L. E. XXIX, 50 besprochen. Dieser zweite Band untersucht in neun vortrefflichen Beiträgen die geschichtlichen Grundlagen des Deutschtums in weitestem Sinne, und zwar behandelt F. Gräntz das Land, F. Schnabel die politische Entwicklung, Freiherr von Freytag-Loringhoven das Kriegswesen, F. Giese Staat und Recht, R. Michels die Wirtschaft, A. Bigelmair die katholische Religion, H. W. Beyer die evangelische Religion, G. Neckel die Mythologie und A. Spamer die Volkskunde. Alle diese Arbeiten sind nicht etwa knapp zusammenfassende Sachdarstellungen, sondern außerordentlich geschickte Übersichten über die Probleme und ihre kultur- und geistesgeschichtliche Bedeutung. Sie verfolgen den Zweck, den Deutschkundler an das Wesentliche der Dinge, an die Grundlagen, heranzuführen, nicht aber, ihn mit neuen Stoffen zu überhäufen. Dieses Ziel wird ausgezeichnet erreicht, und manches Altbekannte erscheint hier, gleichsam von höherer Warte als von dem engeren sonderfachlichen Standpunkt aus betrachtet, in neuer Beleuchtung. Das Werk wird allen Vertretern der Deutschkunde, insbesondere Lehrern und Studierenden vorzügliche Dienste tun, aber es wäre dringend zu wünschen, daß es auch über den Lehrstand hinaus Beachtung fände. Gerade solche Dinge, eben die Grundlagen unserer Kultur, müßten in viel höherem Maße als bisher Gemeinbesitz unserer geistigen Oberschicht werden. Denn genauere Kenntnis hiervon ist zum rechten Verständnis unserer Zeit unentbehrlich.

Breslau H. Jantzen

Der schlesische Barockdichter Andreas Scultetus. Von Karl Schindler. (Germanistische Abhandlungen, herausgegeben von W. Steller, 62. Heft.) Breslau 1930, M. und H. Marcus. VIII u. 220 S. M. 12,—.

Ein rätselhaftes Dunkel lag bisher über dem Leben und den Werken des jung gestorbenen bunzlauer Dichters Andreas Scultetus. Rund hundert Jahre nach seinem Tode hat ihn Lessing, der mehrere seiner völlig verschollenen Dichtungen wiedergefunden und herausgegeben hatte, wieder bekannt gemacht. Jetzt, nach abermals hundertachtzig Jahren, lichtet Schindler jenes Dunkel. Er bringt eine neue, sehr eingehende Untersuchung seines Lebens und seiner Werke, mehrerer Gelegenheitsgedichte und zweier größerer Dichtungen, der „Österlichen Triumph-Posaune" und des „Blutt-schwitzend-Tods-ringenden Jesus". Er würdigt ihn nach geistesgeschichtlichen Gesichtspunkten und ordnet ihn neu ein in die Schar der Schlesier, etwa zwischen Opitz und Gryphius. Geschichtlich bedeutsam ist er als der erste, der hochbarocke Züge in Form und Stil in die deutsche Dichtung bringt. Auffallend ist seine rasche und frühe Entwicklung. Zwischen 16 und 21 Jahren schreibt er ungewöhnlich Vieles und Eigenartiges. Seit seinem Übertritt zum Katholizismus verstummt er, und auch die Erinnerung an seine Werke schwand bald, so daß er kaum eine Wirkung auf andere ausgeübt hat. Erst Schindler stellt jetzt auf Grund neuer urkundlicher Quellen fest, daß er von Breslau, wo er noch in den Jesuitenorden eintrat, nach Brünn ging und dann einige Zeit an deren Kolleg in Troppau als Lehrer wirkte. Dort starb er 1647.

Wenn man auch dem Verfasser nicht überall, namentlich in seinen Werturteilen beistimmen kann, so ist doch sein Buch als ein verdienstlicher und neue Tatsachen bietender Beitrag zur Geschichte der deutschen und insbesondere der schlesischen Literatur des 17. Jahrhunderts dankbar zu begrüßen.

Breslau H. Jantzen

Weckung der Jugend. Moderner Deutschunterricht. Von Walter Schönbrunn. Frankfurt a. M. 1930, Moritz Diesterweg. 247 S. Geb. M. 7,80.

Eine sachliche Würdigung dieses Buchs ist nur vom pädagogischen Standpunkt aus möglich, da es eine Methodik des neuzeitlichen deutschen Unterrichts an höheren Schulen sein will. Dazu ist hier nicht der Ort. Immerhin dürften manche Ansichten des Verfassers auch für den Literaturfreund ganz anziehend sein; z. B. Literarische Kunstwerke dürfen für die Schule nur nach dem Gesichtspunkt ausgesucht und gewertet werden, was sie heute dem Schüler, d. h. dem der Großstadt zu sagen haben. Wenn ältere Kunstwerke unserem Geschmack oder dem der Großstadtjugend nicht mehr entsprechen, kann man sie nach deren Kritik ruhig abändern; es wäre demnach viel richtiger, wenn Hamlet Selbstmord

Digitized by Google

beginge oder das Kätchen von Heilbronn „zertreten" würde. Um den verstaubten Tasso dieser Jugend schmackhaft zu machen, schlägt Verfasser Seite 173 eine köstliche Umwandlung vor; man braucht sich Tasso nur als achtzehnjährigen, ganz unreifen Filmdichter zu denken, der der Prinzessin nicht etwa einen Kuß gibt — „das wäre zu lächerlich" —, sondern sie mit Gewalt sich zu eigen macht usw. Auch Werther u. a. wird modernisiert. Hauptsache bei dieser Einführung in die „Literatur" ist die Einführung in das Sexualproblem. Diese Anschauung hat ihren Grund in der Meinung des Verfassers, daß der ††† „Historizismus" die Wurzel alles Übels sei und daß heute nur Expressionismus, Ekstase, Revolution und Chaos Lebensnähe und Lebenswerte besitzen.

Breslau H. Jantzen

Edda. Nachdichtung altgermanischen Götter- und Heldensanges. Von Hans Voß. Berlin 1929, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. 327 S.

Die Edda gehört zu den sprödesten Dichtungen der Weltliteratur, und die zahlreichen Versuche, sie zu übersetzen, sind meist verunglückt, weil unsere heutige Sprache von dem Geist, dem Rhythmus, dem Pulsschlag dieser herben altnordischen Verse allzusehr entfernt ist. Erst 1892 hat Gering und 1912 Genzmer mit seinen beiden Thulebänden einen wirklichen Erfolg gehabt. Genzmers Übertragung ist zweifellos die beste. Nun tritt Hans Voß auf den Plan. Aber er verzichtet bewußt auf die notwendige Genauigkeit und Treue des Übersetzers und arbeitet frei als Nachdichter. Und so ist ihm ein Werk gelungen, dem vielleicht größere Volkstümlichkeit beschieden sein wird als Gering und Genzmer. Denn er kann eine Menge von Einzelheiten vermeiden, die uns sonst Genuß und Verständnis erschweren, und er versteht es, die große Zahl der Einzelgedichte in zehn große, in sich geschlossene Gruppen zusammenzufassen, indem er geschickt Zusammengehöriges vereinigt, Lücken ausfüllt und neben den poetischen Quellen auch die Prosaüberlieferung heranzieht. Dabei meistert er gewandt und kraftvoll den markigen, kurzzeiligen Stabreimvers und weiß auch in Sprache und Stil dem Urtext nahezukommen. Das Ergebnis ist ein gut abgerundetes ästhetisches Kunstwerk, das im tiefsten Sinn doch die Treue gegenüber dem Vorbilde wahrt. Der Literaturfreund wird sich seiner erfreuen, während der Philologe nach wie vor zu Gering und Genzmer greifen wird.

Breslau H. Jantzen

Verschiedenes

Die Propyläen-Weltgeschichte. Herausgegeben von Professor Walter Goetz. Bd. V.: Das Zeitalter der religiösen Umwälzung. Berlin, Propyläen-Verlag. 633 S.

Der neue Band der Propyläen-Weltgeschichte, der fünfte des auf zehn Bände berechneten Werkes, hat seinem Vorgänger die innere Geschlossenheit voraus. Nur der letzte, von Hans Heinrich Schaeder instruktiv bearbeitete Abschnitt, Entstehung des osmanischen Staates und seine Geschichte bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, wirkt etwas angeklebt. Es ist ein Notbehelf, dieses Kapitel zum Epilog zu wählen. Etwas, was vorher stets als Schatten über den Ereignissen hing, bekommt durch diese Placierung einen Nachdruck, der seiner Bedeutung, im Rahmen des Ganzen, nicht zusteht.

Der geschichtliche Bewegungsvorgang von 1500 bis 1660 tritt lebendig hervor, unterstützt von einem vortrefflichen Bildmaterial, das darstellt, wie immer neue Partner in die Kämpfe von Reformation und Gegenreformation eingreifen. Gut akzentuiert das Kapitel „Das Zeitalter der Reformation", von Paul Joachimson durchaus als Vorspiel gehalten, in dem sich ankündigt, daß die religiöse Tat Luthers politische Folgen nach sich ziehen muß. Erich Marcks macht die Parallelität Calvin und Loyola kenntlich, man spürt den Ruck der Bewegung, die neue Aktivität, die beide Parteien durch diesen Sukkurs entfalten. Der Herausgeber gibt eine eindringliche Schilderung des Schlachtfelds Deutschland, auf dem sich das blutige Schachspiel abspielen muß, Wilhelm Mommsen in übersichtlicher Gliederung die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges.

In der Einleitung stellt Walter Goetz Troeltschs Theorie zur Debatte, nach der das Mittelalter erst mit dem Beginn der Aufklärung schlöße, und neigt dazu, sie zu verneinen. Geschichtsphilosophisch desavouieren ihn seine kenntnisreichen und bewegt schildernden Mitarbeiter. Aber These und Antithese vertiefen hier das Wissen um ein buntes Jahrhundert europäischer Geschichte.

Berlin Lutz Weltmann

Mayerling. Roman. Von Claude Anet. Deutsche Bearbeitung von Georg Schwarz. Wien 1930, E. P. Tal & Co. 238 S.

Aus den Geheimnissen der Fürstenhöfe — das ist heute die romantische Kost für ein republikanisches Lesepublikum. Es ist immer dasselbe: der Smokinggast sieht im Theater zur Abwechslung gern einmal proletarisches Milieu, und der Arbeiter ergötzt sich zuweilen ganz gern an Filmprinzessinnen. Ästhetik des Als ob. Soviel von den Aufnehmenden des neuen Buches von Claude Anet. Der Dichter der „Ariane" hat politische und historische Hintergründe für seine Liebesgeschichten von je geliebt. Sie paralysieren seine Neigung zur Sentimentalität. Die eigentliche Heldin dieser Variante von Kabale und Liebe ist Rudolfs Geliebte Mary Vetsera. Sympathisch ist Anets Verzicht, die Geschichte von Mayerling durch konventionelle Hofanekdötchen aufzuputzen. Es sind Menschen im Netz, die den Ausgang dieser Haupt- und Staatsaktion bestimmen. Und man wünscht Anet die tragische Kraft eines Hebbel, des Hebbel der „Agnes Bernauer", die Szene zwischen Franz Joseph und Rudolf zu durchdringen, die den Todesentschluß des Kronprinzen zur Folge hat. Daß dem Romancier Claude Anet solche Sphären nicht unzugänglich sind, beweisen die gutgesehenen Porträts der Eltern Rudolfs. Die Todesschatten über dem Erlebnis der Liebenden dagegen sind zu absichtsvoll betont und rückwärtig konstruiert.

Berlin Lutz Weltmann

Michael Bakunin, der Satan der Revolte. Von Fritz Brupbacher. Zürich 1929, Neuer deutscher Verlag. 111 S.

„Wenn der Appetit von uns Menschen größer ist als die vorhandenen Portionen, so ergreift uns Sehnsucht, die wir oft statt im Magen in der Seele fühlen, und aus dieser Sehnsucht heraus beginnen wir dann zumeist nicht etwa in erster Linie die schwankenden Produktionsverhältnisse zu reformieren, sondern wir bauen Religionen und Philosophien auf." Mit diesem geschichtsphilosophischen Satz beginnt die nach zahlreichen, gewissenhaft aufgezählten deutschen, russischen, französischen und englischen Quellen geschickt zusammenkompilierte Biographie des großen russischen Revolutionärs. Objektivität kann man von einer solchen Darstellung nicht verlangen, aber zur Einführung in die Ideen-

Digitized by Google

welt Bakunins und in sein phantastisches Leben eignet sich das flott, mitunter allzu flott geschriebene Büchlein gut, ohne daß man die Anschauungen des Verfassers zu teilen brauchte.

Leipzig Arthur Luther

Gustav Adolf. Von Georg Wittrock. Aus dem Schwedischen übersetzt von Toni Schmid. Stuttgart 1930, F. A. Perthes. 392 S.

Die Persönlichkeit Gustav Adolfs, von seinen Feinden im katholischen Lager geschwärzt, von einseitigen protestantischen Patrioten idealisiert, hat durch solche Einseitigkeit an Leben und Wahrheit eingebüßt. Wer sich Mühe gibt, ihr ohne Vorurteil, ohne nationalen oder konfessionellen Parteistandpunkt näher zu treten, wird den wirklichen Menschen in ihr finden, einen lebendigen, allen Eindrücken zugänglichen Mann, „mit warmem Fühlen, starkem Willen, einem manchmal aufbrausenden Temperament, der die Gabe zu befehlen, aber auch zu gewinnen und zu überzeugen besaß — einen Mann, keineswegs frei von den Fehlern des Königshauses Vasa, aber in seltenem Maße mit seinen besten Eigenschaften ausgerüstet".

Was das Werk Gustav Adolfs betrifft, so legt es uns das bevorstehende dreihundertjährige Andenken an die Kämpfe von Breitenfeld und Lützen heute näher als sonst. Der Verfasser hat sein Buch in der Absicht geschrieben, daß nicht nur Fachmänner, sondern breitere Kreise an der Regierung und den deutschen Feldzügen Gustav Adolfs Anteil nehmen sollen. Auf den reichlich gedruckten wissenschaftlichen Quellen, den Briefen, Reden, vor allem auch der Korrespondenz des Königs mit dem Reichskanzler Axel Oxestierna fußend, faßt es die gewonnenen Resultate der letzten Jahrzehnte kritisch zusammen und will damit die Ergebnisse der deutschen und der schwedischen Forschung in einheitliche Verbindung bringen. Dazu tut die vorzügliche Übersetzung Toni Schmids das Ihrige.

Ebenso wie seine Persönlichkeit ist auch das Werk Gustav Adolfs, vor allem sein Anteil an den Krisen des europäischen Staatensystems und seiner gemeinsamen kulturellen Entwicklung von den vorher erwähnten verschiedenen Gesichtspunkten einseitig und parteiisch beurteilt worden. Es darf nicht abgestritten werden, daß er als Retter und Helfer aus politischer Unterdrückung und geistiger Knechtung von den deutschen Fürsten und vom deutschen Volk viel gefordert hat. Dies ist der Anlaß, daß man in ihm nichts anderes sehen wollte als den gewalttätigen, ehr- und eigensüchtigen fremden Eroberer oder den politisch klugen Vorkämpfer der schwedischen Vorherrschaft über die Ostsee.

Das vorliegende, mit tiefem Wissen und psychologischem Einspüren geschriebene Werk weist beide Meinungen ab und stützt seine Ergebnisse ebenso geschickt durch maßgebende Quellen wie geschichtliche Gründe.

Auch an den deutschen Flüssen, vor den Mauern Nürnbergs und auf den sächsischen Ebenen kämpfte Gustav Adolf für sein eigenes Reich und Volk. Indem er dies aber tat, vereinte er in seinen Zielen die Geschicke der europäischen Völker miteinander und durfte mit Recht von sich behaupten, daß sein Kampf für Schwedens Vorherrschaft über die Ostsee, zugleich für seine nationale Selbständigkeit, in eben demselben Maße ein Kampf für die freie Entwicklung des nationalen Lebens, des freien Glaubens und inneren Aufbaus in allen Ländern sei.

Derselbe Mann, der ein Held auf dem Schlachtfelde, ein tapferer Vorkämpfer für den evangelischen Glauben und ein überzeugter und glühender Patriot war, zeigt sich in allen Phasen seiner Entwicklung gleichzeitig als ein klar sehender, praktisch und organisatorisch veranlagter Politiker von ruhig richtigem Urteil und energischer Konsequenz. Ebenso wie sich sein weiter Blick, sein nie ruhender Tatendurst, der aber stets von strengem Verantwortungsgefühl getragen war, mit einem freigeborenen Ehrgeiz verbindet, der sich und seinem Vaterland die höchsten Ziele steckte. „Aber mitten in weitreichenden Unternehmungen, ja, in der glänzenden Periode der größten Erfolge überrascht uns das klare, maßvolle Urteil, das die Begrenztheit der eigenen Kräfte und der äußeren Machtmittel unbeirrt erkennt. Er hat allzulange mit Hindernissen und Schwierigkeiten gekämpft, um jemals an ununterbrochene Erfolge zu glauben, er läßt sich aber auch nicht durch mangelndes Zutrauen zu sich und seinem Volk von seiner Bahn abbringen."

Danzig Artur Brausewetter

Das Leben des Protopopen Awwakum. Von ihm selbst niedergeschrieben. Übersetzung aus dem Altrussischen nebst Einleitung und Kommentar von Rudolf Jagoditsch. Berlin 1930, Osteuropa-Verlag. (Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte. Herausgegeben von Karl Stählin. Bd. 10.) VIII, 228 S., 4 Taf. Geh. M. 9,—.

Diesem Buch möchte man recht viel Leser wünschen, nicht nur unter Fachleuten, sondern unter allen jenen, die im Buch die Seele, die Persönlichkeit suchen. Die Selbstbiographie des „moskowitischen Savonarola", der von seinem alten Glauben nicht lassen will, von der herrschenden Kirche immer wieder gemaßregelt, in den Bann getan, nach Sibirien verschickt, in den Kerker geworfen, schließlich zum Tode verurteilt wird und am 14. April 1682 im festen Glauben an seinen Gott und sein Recht den Scheiterhaufen besteigt, ist eins der erschütterndsten menschlichen Dokumente der Weltliteratur. Man kommt von dem Buch nicht los, wenn man einmal zu lesen angefangen hat. Eine furchtbare, barbarische Zeit spricht aus diesen Schilderungen, neben denen die grausamsten Kapitel in Grimmelshausens Simplizissimus verblassen, aber über all dem Entsetzlichen erhebt sich die Gestalt des gläubigen Dulders und Kämpfers und der Seinen, die Not und Elend mit ihm teilen wie etwas ganz Selbstverständliches. Es ist vielleicht nur ein Wahn, für den Awwakum sich martern läßt, sein Schicksal erscheint vielleicht als „der Todeskampf einer sterbenden Kultur", aber kämpft nicht auch Don Quixote für einen Wahn und sah nicht Awwakums großer Landsmann Dostojewskij im Don Quixote die edelste menschliche Gestalt seit Christus?

Der Übersetzer hat sich bemüht, der eigenartigen, kraftvollen Sprache Awwakums nach Möglichkeit gerecht zu werden. Ganz ist es ihm nicht gelungen, ohne daß man ihm deswegen Vorwürfe machen könnte; die Aufgabe ist unlösbar. Dankbar aber muß man ihm für seine ausführliche Einleitung sein, die eine Brücke schlägt zwischen dem alten und dem neuen Rußland, unserer Welt und jener östlichen, uns so ganz fremden und doch so menschlichen.

Leipzig Arthur Luther

Wilhelm II. und Hermine. Geschichte und Kritik von Doorn. Dresden 1929, Carl Reißner. 224 S.

Der anonyme Verfasser (oder Verfasserin) des Buchs der „Gestalten rings um Hindenburg" schildert hier den früheren deutschen Kaiser und seine zweite Gemahlin, setzt sich vor allem mit den im Ausland veröffentlichten Memoiren der „Kaiserin Hermine" in scharfer Kritik auseinander und läßt

Digitized by Google

auch mancherlei mehr oder weniger interessante Streiflichter auf das Leben an den Höfen früherer Zeiten fallen. Das Ganze ist eine amüsante Plauderei, die zur Beurteilung der Persönlichkeit Wilhelms II. kaum wesentlich Neues beiträgt, wenn auch einige Einzelheiten für seine Beurteilung nicht ganz uncharakteristisch sind.

Marburg a. d. Lahn — Wilhelm Mommsen

Eine Jugend vor 100 Jahren. Briefe und Tagebuchblätter des Carl von Mutius, 1806–1819. Herausgegeben von Albert von Mutius. Berlin 1930, Georg Stilke. 448 S. M. 15,— (16,—).

Der Herausgeber Generalleutnant a. D. Albert von Mutius hat einen Teil der Aufzeichnungen seines Großvaters schon in den Preußischen Jahrbüchern (Mai und Juni 1928) veröffentlicht. Die Buchausgabe ist als eine reiche Sammlung von frischen kulturgeschichtlichen Zeugnissen freudig zu begrüßen. Briefe und Tagebücher des Jünglings und Mannes enthalten eine Fülle von lebendigen Momentaufnahmen, die uns aus Auge und Mund eines geistig regen Zeitgenossen weltgeschichtliche Erlebnisse übermitteln in einer Weise, die unseren vielleicht blassen Vorstellungen eine kräftige Farbe gibt. Dazu kommt, daß der Erzählende selbst ein lieber Mensch ist, ein feiner Beobachter, ehrlich, einfach, ungekünstelt, mit den liebenswürdigen Eigenschaften seines Lebensalters und seines Standes. Ein Schüler, dem es so wohl als Schüler in Halle ist, daß er gar nicht heraus möchte, ist er später in den Freiheitskriegen mit Leib und Seele Soldat und bald Offizier. Neben heroisch hochaufwallenden Schilderungen ziehen Bildchen von sanfter Lieblichkeit an uns vorüber. Eine Jugend vor 100 Jahren! Das Lyrische der tiefen, dunklen Wirklichkeiten, das unaussprechlich schöner ist als all unsere armen Zeichen und Begriffe ... Es ist ein Menschenleben, das uns durch die Anmut und heitere Leidenschaftlichkeit seines Ablaufs wie ein sonnenglitzerndes Gewässer anlacht. Großen Dank dürfte des Herausgebers Gabe verdienen.

Berlin — Hans Lindau

Die Briefe Barthold Georg Niebuhrs. Band 1 und 2. Herausgegeben von Dietrich Gerhard und William Norvin. Berlin 1926/29, Walter de Gruyter & Co. 542 und 691 S.

Die hier vorgelegte Veröffentlichung der Briefe Niebuhrs, die im Auftrag der Literatur-Archivgesellschaft in Berlin erfolgt, darf man ohne Zweifel als eins der wichtigsten deutschen Quellenwerke des Zeitalters Napoleons bezeichnen. In die Herausgabe teilen sich ein junger deutscher Historiker, Dietrich Gerhard, und der Professor der klassischen Philologie in Kopenhagen, William Norvin. Schon bei Erscheinen des ersten Bandes wurde an dieser Stelle die vorzügliche Art der Herausgabe erwähnt und auf die allgemeine Bedeutung des Werks hingewiesen. Wir beabsichtigten auf Grund der beiden Bände, die jetzt vorliegen — ein dritter Band soll noch folgen — und die Zeit bis 1816 umfassen, eine eingehende Würdigung zu versuchen, aber es ist fast unmöglich bei der Fülle des Wertvollen, das Niebuhrs Briefe von den verschiedensten Gesichtspunkten her enthalten, die Bedeutung der Veröffentlichung eingehend zu schildern, ohne den Rahmen einer Besprechung, ja fast eines Aufsatzes zu sprengen. Außerdem hat Gerhard in der Einleitung ein so vorzügliches Lebensbild Niebuhrs von mehr als 100 Seiten vorausgeschickt, daß es schwer fällt, darüber hinaus noch weiteres zu sagen.

Sowohl für die Geistesgeschichte wie im besonderen für die Geschichte der Geschichtswissenschaft sind die Briefe Niebuhrs überaus aufschlußreich und wichtig. Vor allem aber bilden sie einen der wertvollsten Beiträge zu dem Problem der Entwicklung des nationalen und staatlich-politischen Denkens in Deutschland. Zunächst ist ja Niebuhrs eigene Entwicklung überaus interessant, wie er, der in Kopenhagen geborene Däne, in die deutsche Nation hineinwächst und eine mit nationalem Denken verbundene preußische Staatsgesinnung ausbildet, die man für seine Zeit fast einzigartig nennen kann. Daneben sind seine Briefe nicht nur für ihn selbst, sondern auch für die Beurteilung der Zeit überaus bedeutsam. Niebuhr steht nicht nur in der Ausbildung der neuen historischen Methode an der Spitze der großen deutschen Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts, in ihm ist besonders charakteristisch ausgebildet, was dann die sogenannten politischen Historiker bezeichnet: die enge Verbindung praktisch politischen Handelns und unmittelbare Anschauung staatlich politischer Dinge mit dem lebendigen Erforschen vergangenen Lebens. Die Verbindung von Geschichte und Leben erscheint fast als eigentliche Wurzel seiner bedeutsamen Persönlichkeit und seines Wirkens. Und deshalb wird über die wissenschaftliche Bedeutung dieser Briefe hinaus auch ein breiter Kreis mit Freude zu ihnen greifen können, da aus ihnen eine bedeutende Persönlichkeit und die Erlebnisse einer bewegten und historisch entscheidenden Zeit zu uns sprechen.

Marburg a. d. Lahn — Wilhelm Mommsen

Unter drei Zaren. Die Memoiren der Hofmarschallin Elisabeth Narischkin-Kurakin. Herausgegeben von René Fülöp-Miller. Übersetzt von Baronesse Agnete von Behr. Mit 63 Abbildungen. Wien 1930, Amalthea-Verlag. 280 S. M. 6,— (10,—).

Der Amalthea-Verlag hat neuerdings eine Reihe höchst überflüssiger Russica veröffentlicht, das vorliegende Buch darf aber nicht dazu gerechnet werden. Die alte Dame, die noch die Februarrevolution in Paris erlebt hat und in demselben Paris vor kaum einem Jahr in einem russischen Emigrantenasyl gestorben ist, hat viel gesehen und viel erfahren und weiß davon sehr hübsch und lebendig zu erzählen. Memoiren von Hofleuten sind im allgemeinen keine erfreuliche Lektüre. Hier haben wir eine Ausnahme. Die Hofmarschallin zweier russischer Kaiserinnen zeigt sich als Mensch mit klarem Blick, warmem Herzen und gesundem Urteil. Sie erzählt keine pikanten Klatschgeschichten und klagt nicht über den Untergang ihrer Welt; sie versucht keine Mohrenwäsche an dem, was nicht reinzuwaschen ist, bewirft aber auch nicht mit Schmutz, was ihr ein langes Leben lang hindurch ehrwürdig und heilig schien.

Leider hat der Herausgeber es nicht für nötig erachtet, die sehr fragmentarischen Erinnerungen durch Ergänzungen und Erläuterungen lesbarer und verständlicher zu machen. Dinge, von denen der deutsche Leser wirklich nichts zu wissen braucht, werden als bekannt vorausgesetzt, große Zeiträume übersprungen. So erzählt die Verfasserin z. B. plötzlich von ihrem Mann und ihren Kindern, ohne daß wir erfahren hätten, wann und wen sie geheiratet. Falsche Angaben (z. B. daß Nikolaus II. als Thronfolger seine Japanreise in Begleitung seines Vaters, des Zaren Alexander III., gemacht habe) werden nicht richtig gestellt, die gleichen Personen mit verschiedenen Namen benannt. So heißt dieselbe Großfürstin einmal Katharina, ein andermal Ekaterina. Schlimmer noch als die inkonsequente Schreibung der

Digitized by Google

Namen ist der Umstand, daß der Leser über die Träger dieser Namen nicht unterrichtet wird. Man erfährt nichts über das verwandtschaftliche Verhältnis der unzähligen Großfürsten und Großfürstinnen zueinander und zum Zaren. Eine Stammtafel der Romanows von Katharina II. abwärts hätte dem Buch unbedingt beigegeben werden müssen.
Das Buch ist reich illustriert, man fragt sich aber vergeblich, nach welchen Grundsätzen das Abbildungsmaterial ausgewählt ist. Man sieht vornehme Damen und Herren, die im Text nur ganz flüchtig, mitunter auch gar nicht erwähnt werden und deren Bedeutung selbst für die Geschichte des russischen Hofes gleich Null ist; man sieht die sattsam bekannten Bildnisse Dostojewskijs und Turgenjews, ja auch des Dichters Alexej Tolstoj, obgleich in dem Buch nur von seiner Witwe die Rede ist. Die Beschriftung der Abbildungen ist oft ungenügend und nicht immer richtig. Die S. 136/37 abgebildete Kirche ist nicht die Erlöserkirche, deren Einweihung im Buch beschrieben wird, der S. 144/45 gezeigte Großfürst hieß nicht Sergej Antonowitsch, sondern Alexandrowitsch, Angaben über die Zeit, aus der die Bilder stammen, fehlen fast durchweg. Gewiß darf man an ein für weitere Kreise bestimmtes Buch nicht die gleichen Anforderungen stellen wie an eine wissenschaftliche Quellenpublikation, aber es gibt schließlich ein Mindestmaß an Sorgfalt, das in jedem Fall eingehalten werden muß.

Leipzig — Arthur Luther

Vom Wildpfad zur Motorstraße. Streifzüge durch die Geschichte des Verkehrs. Von Alfred Weise. Berlin 1929, Volksverband der Bücherfreunde Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 287 S.

Bruchstücke der Kulturgeschichte aller Völker. Ein buntes und wirres und verwirrendes Durcheinander von Ort und Zeit. Eben lesen wir von dem vom Tier getretenen Wildpfad, wenige Seiten weiter von den Drachenburgen der Wikinger. Dann ist man auf den Seidenstraßen und Schlauchflößen der Chinesen, auf den Verkehrswegen der Azteken, in den Förderkörben der Inkas, auf den ägyptischen Streitwagen, auf den Tempelstraßen der Griechen und dann wieder zurück auf den Straßen der Inkas und den Chausseen der Franzosen. Dann geht es im Rösselsprung von der Landstraßenplage im ohnmächtigen Deutschland zum Postkrieg und zur Postidylle vor hundert Jahren, hinüber zum Kamel auf den Karawanenstraßen und hin zum Tempo unserer Zeit mit seinem Motorverkehr. So immer hin und her, her und hin. Nicht ein Mal wird man warm, angepackt, kann man sich in einen Zeitabschnitt vertiefen, auch nur hineindenken. Unbefriedigt legt man das Buch — wenn man sich endlich hindurchgewunden hat — aus der Hand.

Hamburg-Fuhlsbüttel — Karl Peter

Ohne Amerika geht es nicht. Von E. Müller-Sturmheim. Wien 1930, Amalthea-Verlag. 151 S. M. 4,– (6,–).

Was viele, ja die allermeisten Verfasser deutscher Amerikaschriften nicht besitzen, das hat der Verfasser dieses neuen Amerikabuchs, nämlich einen wirklichen Sinn für Amerika. Insofern freut man sich vieler Wahrheiten, die gegen Europa und für Amerika gesagt werden. Einem gewissen europäischen Snobismus kann man tatsächlich nicht ernst genug zu Leibe gehen, da er einer vielfach gefährlichen Unterschätzung Amerikas Vorschub leistet. Was wird z. B. alles über „Amerikanismus" in Deutschland gefabelt! Leider aber ist dem Verfasser keine lebendige Amerikakenntnis, kein jahrelanges Vertrautsein, kein wirkliches Eindringen in die tiefsten Volkskräfte beschieden. So bleibt seine These fast gänzlich Theorie und übersteigert sich ständig. Wenn verständnislos kritisch abfällige Amerikabücher schaden, so nützen theoretisch begeisterte und unkritische Amerikabücher erst recht nichts.

Berlin — F. Schönemann

Amerika vom Auto aus. 20000 km U. S. A. Von Felix Moeschlin. Mit 154 Bildern nach Aufnahmen von Kurt Richter. Erlenbach-Zürich und Leipzig 1930, Eugen Rentsch Verlag. 189 S. Geb. M. 12,–.

Solch Amerikabuch mußte kommen; denn ein Autoland wie Amerika entdeckt sich am reizvollsten vom Auto aus. Und am besten lassen sich amerikanische Landschaften und Zivilisationsstufen durch Bilder veranschaulichen. In den vielen schönen und aufschlußreichen Bildern liegt mir der neue Wert dieses Buches, dessen Text mir erst in zweiter Linie kommt, wenn auch seine Beobachtungen manchmal treffender sind als in den meisten der vorhergegangenen deutschen Amerikaschriften und sein Stil glänzend zu nennen ist. Der Photograph bedarf keiner großen kulturkundlichen Vorbereitung, aber beim Reiseschriftsteller erkennt man nur zu leicht eine gewisse „Voraussetzungslosigkeit". Verallgemeinerungen und Urteile wirken deshalb öfter grotesk, wie in dem Fall von New Orleans, wo der Verfasser das Begrabenwerden besonders „ernst nehmen" läßt. Dabei erklärt sich das hier gebräuchliche oberirdische Steingrab einfach aus dem sumpfigen Charakter des Landes! Im ganzen aber wünscht man gerade diesem Amerikabuch viele schönheitsfreudige Leser und Beschauer!

Berlin — F. Schönemann

U.S.A. Glossen um das Sternenbanner. Tagebuchblätter einer Amerikareise. Von Beverley Nichols. Aus dem Englischen von Elisabeth von Schmidt-Pauli. Leipzig 1930, E. A. Seemann. 298 S.

Hollywood. Legende und Wirklichkeit. Von Ali Hubert. Eingeleitet von Emil Jannings. Mit 25 Abbildungen und Zeichnungen. (Ebenda.) 190 S.

Der junge Engländer Beverley Nichols, der in angelsächsischen Leserkreisen als furchtbar amüsantes enfant terrible der Literatur gilt, hat seine Beobachtungen über die Vereinigten Staaten von Amerika unter dem Titel „The star spangled Manner" herausgegeben. Die deutsche Ausgabe heißt „U. S. A." und ist bei Seemann in Leipzig erschienen.
Nichols hat viel gesehen, und er kann unterhaltend erzählen; für meinen Geschmack liebt er ein wenig zu sehr die flotten Allüren. Smartheit ist eine nutzbringende Eigenschaft, für den, der sie hat, aber der berühmte sarkastische junge Schriftsteller legt oft einen kindlichen Wert darauf, seinem Ruf als „oberflächliche und dekadente Persönlichkeit" auch ja Ehre zu machen. Wenn er ohne Wildesche Mätzchen erzählt, wird er lebendig und plastisch. Seine Besuche bei Coolidge und Henry Ford sind lesenswert; seine Huldigungen an Lindbergh und Chaplin von sympathischer Wärme. Das Netteste an ihm: daß er im Grunde und heimlich gar nicht so zynisch und gewissenlos ist, sondern sehr anständig und guten Herzens. Manchmal bricht sogar ein soziales Pathos durch, das mir echter scheint, als seine mondänen Blasiertheiten. (Ich denke an das Kapitel über die Hinrichtungszelle.) Seine Empörung über Schlechtes und Häßliches äußert sich an solchen Stellen stark und mutig, wie an anderen sein Entzücken über Schönes lebhaft, persönlich und ohne Pose. —
Ali Hubert hat aus seinen amerikanischen Erinnerungen auch ein Büchlein gemacht: „Hollywood" — gleichfalls bei

Digitized by Google

Seemann. Es ist so anspruchslos, daß man es mit keiner literarischen Kritik verunglimpfen möchte. In biederen kleinen Kapitelchen sind Beobachtungen über die Filmstadt zusammengefaßt, die manchem Spaß machen werden, der immer noch nicht genug über dieses sagenumwobene Fleckchen Erde weiß.

Das harmlose Werk ist von keinem Geringeren als Emil Jannings eingeleitet. Er rühmt Huberts warmes Herz. Das wollen wir auch tun: so kommen wir um die Beurteilung seiner literarischen Qualitäten herum. (Hubert ist von Beruf Maler.)

München — Klaus Mann

Mensch und Welt. Grundriß der Philosophie. Von Bertrand Russel. München 1930, Drei Masken Verlag A.-G. 343 S.

Ein Grundriß der Philosophie, der, ausgehend vom Standpunkt des Behaviorismus, allmählich durch die moderne Physik zur Gestaltung des neutralen Monismus führt, den der Verfasser schließlich in diesem Buch vertritt. Besonders der erste Teil, die Darlegung und Kritik des Behaviorismus, bringt sehr interessante Einblicke und Einsichten, stilistisch ist auch gerade dieser Teil sehr gut und leicht lesbar, wie es von einem Grundriß ja schließlich verlangt werden muß. Dann aber, wenn sich der Verfasser der modernen mathematischen Physik zuwendet, versagt auch seine Fähigkeit zur Popularisierung (im besten Sinne!) vor der Schwierigkeit und Verschlungenheit der Tatsachen. Mathematisch leicht Darstellbares wird eben in Worten, die faßlich sein wollen, eher verworren als klar. Der dritte, vorwiegend psychologische Teil des Buchs führt wieder von neuer Warte aus zu den Problemen des Anfangs zurück, und aufatmend wird der Leser sich nun wieder auf festem Boden fühlen, bis ihn der Schluß von neuem in die Höhen der Abstraktion reißt. Wer sich aber mit ernsthafter Kraft durch die Schwierigkeiten arbeitet, der wird reiche Anregung empfangen. Und schließlich ist dieses Werk gerade durch die kritische Stellungnahme eine ausgezeichnete Einführung in die Geisteswelt des Behaviorismus, der bei uns in Deutschland noch immer allzuvielen Mißverständnissen ausgesetzt ist (ein Los, das er mit dem Pragmatismus teilt).

Stettin — Hans-Joachim Flechtner

Geschichte der deutschen Musik. Von Hans Joachim Moser. 2. Band vom Beginn des 30jährigen Krieges bis zum Tode Josef Haydns; 5. neubearbeitete Auflage. Stuttgart-Berlin 1930, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 461 S. M. 16.— (19.—).

Das großangelegte Werk kam einem Bedürfnis entgegen, wie die verschiedenen Auflagen beweisen, die dem Verfasser willkommene Gelegenheit zu Berichtigungen, Ergänzungen und Verbesserungen bieten. Die Teilung in drei Bände, von denen der erste (von den Anfängen bis zum 30jährigen Krieg) und dritte (von Beethoven bis zur Gegenwart) bereits neubearbeitet vorliegen, gliedert den Stoff übersichtlicher und sinngemäßer als die ursprüngliche Zweiteilung (I und II, 1 und 2). Im 2. Band erfuhr das 4. Buch („Halbjahrhundert der Empfindsamkeit") eine verbesserte Anordnung: „Vom Sturm und Drang zur wiener Klassik"; das 2. Kapitel eine Teilung in Oratorium und Lied, Singspiel und Oper, woran das frühere 3. Kapitel (Haydn und Mozart) sich jetzt als 4. anschließt. „Auf dem knappen Raum von 1750—1800 drängen sich Empfindsamkeit mit Sturm und Drang, heroischer und galanter Stil mit junger wiener Klassik." Viele Neudrucke und Abhandlungen, die seit 1922 erschienen, sind berücksichtigt, die Geschichte des Orgelspiels um 1620 ist nach eigenen Forschungen wesentlich ergänzt. Die umfassende Kenntnis der ungeheuren Musikliteratur, die nur wenigen zugänglich ist, verleiht dem Buch seinen hohen Wert. Moser ist ein Führer, dem man sich gern anvertraut, auch wenn etwa das Urteil hie und da anders ausfallen möchte. Bei dem gewaltigen Stoff, der zu zusammenfassender Darstellung bemeistert werden mußte, bleibt es dem Kenner natürlich unbenommen, Nachträge und Berichtigungen im einzelnen beizusteuern, die den späteren Ausgaben zu gute kommen. Wir haben mit Dank den Wagemut des Verfassers anzuerkennen, der mit unermüdlicher, bewundernswerter Arbeitskraft seinem Ziel zustrebt und damit Bahnbrecher ist.

Rostock — Wolfgang Golther

Franz Liszt als Lehrer. Tagebuchblätter. Von Auguste Boissier. Deutsch herausgegeben von Daniela Thode von Bülow. Berlin-Wien 1930, Paul Zsolnay. 8°. 123 S.

Frau Boissier, deren Tochter Valérie, spätere Gräfin Gasparin, das Glück hatte, den zwanzigjährigen Liszt als Lehrer zu bekommen, wohnte dem Unterricht bei und berichtete in ihren Aufzeichnungen über den Verlauf von 28 Lehrstunden, aus denen Liszts ganze Persönlichkeit klar hervortritt. Nicht nur die durch unermüdlichen Fleiß erzielte Kunstfertigkeit, sondern vor allem die geistige Beseelung des Unterrichts wird aus diesem Tagebuch unmittelbar anschaulich, das jedem Klavierspieler, der ein innerliches Verhältnis zur Musik anstrebt, aufs wärmste zu empfehlen ist. Er wird auch viele wertvolle Winke über Übungen und Vortrag finden. Der junge Liszt als Lehrer ist kaum irgendwo anders so lebendig geschildert wie hier. Den Ausklang des Buchs bilden vier Briefe: im ersten schreibt die Gräfin ihrem Vater vom tiefen Eindruck, den sie aus dem Vortrag der Tannhäuserouvertüre durch eine deutsche Militärkapelle empfing, im zweiten dankt ihr Liszt für die Teilnahme an Wagners Musik mit Übersendung seiner Schriften über Lohengrin und Tannhäuser, im dritten erwidert Wagner auf einen nicht erhaltenen Brief nach dem pariser Tannhäuser (1861), im vierten sucht die Gräfin aus ihrer religiösen Überzeugung den Meister zu trösten: „die niedergebeugte Seele ist Gott näher als die triumphierende." Frau Thode beschließt das kleine inhaltreiche Büchlein mit den Worten: „wir verehren in dieser feurigen Seele eine der seltenen Frauengestalten, die berufen waren, wie Ewigkeitsblumen am Kreuzeswege des Genius zu blühen."

Rostock — Wolfgang Golther

Psychische Erziehung im frühen Kindesalter. Von John B. Watson. Mit einem Vorwort zur deutschen Ausgabe von O. Kroh und mit 16 Kinderbildern. Übersetzt von Therese Dürr. Leipzig 1930, Felix Meiner. 170 S. M. 3,60.

Der Behaviorismus als psychologische Forschungsrichtung findet auch bei uns in Deutschland in immer steigendem Maße Beachtung — dabei freilich auch schärfste Zurückweisung und Kritik. Er versucht gleichsam eine „Psychologie von außen", d. h. er will sich lediglich mit dem sichtbaren, wahrnehmbaren „Verhalten" beschäftigen, ein Eingehen auf das Bewußtsein, das er für einen metaphysischen Begriff erklärt, lehnt er ausdrücklich ab. Das vorliegende kleine Buch sucht

Digitized by Google

von diesem Standpunkt aus die erste Entwicklung des Kindes aufzuzeigen. Für den Behaviorismus gibt es nichts Angeborenes, alle Eigenschaften und Merkmale sind innerhalb des persönlichen Lebens erworben, sie sind nichts als umstandsbedingte Reaktionen. Betrachtet man das neugeborene Kind, so sind an ihm nur relativ wenige Verhaltensweisen bemerkbar. Aus diesen heraus entwickelt sich die Fülle der Erscheinungen. Besonders das emotionale Verhalten, in der behavioristischen Sprache die viszeralen Reaktionen, werden betrachtet: das Kind zeigt Angst nur vor lauten Geräuschen und vor einer Erschütterung seines Gleichgewichts; alle andere Angst ist umstandbedingt; Festhalten und Hemmen der Bewegung löst Wut aus, Streicheln „Liebe", womit sich der behavioristische Liebesbegriff dem psychoanalytischen nähert. Der Verfasser gibt dann eine Reihe von Ratschlägen für die Erziehung, er betont besonders Notwendigkeit und Wichtigkeit der sexuellen Erziehung. Bei aller Kritik, die gegen die theoretischen Grundlagen und zum Teil wohl auch gegen manche Ratschläge des Verfassers am Platze ist, kann und muß das Buch doch empfohlen werden; aus ihm spricht ein starkes Verantwortungsgefühl für das Kind und seine Erziehung, es leitet außerdem zu unvoreingenommener Beobachtung des Kindes an.

Gießen-Mainz — Erich Stern

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXXXIII

Zu Hans Kaltnekers letzten Werken

Von Friedrich Wilhelm Illing (Wien)

In der österreichischen Literaturgeschichte bedeutet der Name Gutenstein Tragik und erdentschwebende Schönheit. Hat doch hier in der niederösterreichischen Voralpenwelt Ferdinand Raimund sein Tuskulum gehabt und hier seinem Leben ein Ende gesetzt; hier hat auch Rudolf Tyrolt, der Gestalter österreichischer Menschen, seine alten Tage verbracht und ruht seit nicht allzu langer Zeit auf dem schönen Bergfriedhofe, der auch Raimunds letzte Ruhestätte ward. Ein dritter bedeutender Österreicher liegt auf diesem landschaftlich und aus literarischer Pietät so beachtenswerten Alpenfriedhof: Hans Kaltneker, der Dichter der „Schwester", der hier am 29. September 1919 in der Sommerfrische starb. Leider fehlt, und es scheint hier angemessen, für spätere Auflagen des sonst so ausgezeichneten Reisehandbuches von Bädeker darauf aufmerksam zu machen, jeder Hinweis auf die doch jeden gebildeten Österreicher teure Ruhestätte Raimunds, dessen Landschaft hier doch für den Besucher so eindringlich spricht.

Der Mariahilferberg war der letzte Ausflug Hans Kaltnekers. Eines Todgeweihten und dennoch Auserwählten, der im gutensteiner Tale in den drei Wochen zuvor seine letzten zwei Werke schrieb. Gleichsam in elfter Stunde vor dem Versinken in Todesnacht schuf er sich hier sein Anrecht zum Leben über den physischen Tod hinaus mit seinem berühmtesten Werk, dem Mysterium „Die Schwester", dessen kühnem, vor nichts Menschlichem zurückschreckenden Problem wie ein Fortklingen ihres reinen Abklangs das noch unveröffentlichte Märchenspiel „Schneewittchen" folgte, eine Gelegenheitsarbeit im besten Sinne — und sind es nicht in ihrer Unmittelbarkeit alle wahrhaft schöpferischen Taten des Künstlers? —, die Kaltnekers Schwanengesang wurde.

„Menschen, wie ich, müssen arbeiten, viel arbeiten", sagte er, gebeten, sich zu schonen, einmal zu seiner Mutter, einer echten Dichtermutter übrigens, mit der ihn innigstes Vertrauen verband und die an ihm als Sohn weit mehr verloren hat als die Nation und natürlich auch sie an dem starken Dichter. Das war Kaltneker, jener Kaltneker, den die große Welt nicht kennt: ein Sohn. Er, der geniale Junge, Zukunfterfüllte — gewöhnlich sind die Morgigen irgendwie erhaben über die Generation von heute und gestern — blieb seiner Mutter gegenüber der große gute Junge, den sie in allem verstand. Weniger als sonst ein Ringender scheint er an sich gezweifelt zu haben: „Wenn ich keine Anerkennung als Dichter finde, werde ich mich manuell betätigen," vertraute er seiner Mutter an.

„Mitte Juni dürfte ich fortgehen", schrieb Kaltneker am 11. Mai 1917 an Hermynia zur Mühlen, „wohin, weiß ich noch nicht, jedenfalls irgendwohin, wo's ganz ruhig ist und womöglich nicht einmal Zeitungen hinkommen —, und zu arbeiten versuchen. Es ist schließlich die einzige Form noch zu existieren." Fieberhafte Rastlosigkeit eines Menschen, dem, wie er ahnt, nur kurze Lebenszeit zugemessen ist, der aber dieses harte Schicksal männlich trägt, heiter, liebenswürdig, voll tiefinnerer Güte gegen seine Umwelt.

Nach seiner im Sommersemester 1917 abgelegten rechtshistorischen, der ersten der drei in Österreich vorgeschriebenen juristischen Staatsprüfungen, schrieb Kaltneker noch am selben Tage, an dem er die Prüfung mit vierfacher Auszeichnung bestanden hatte, das Mysterium für Musik „Die Heilige"[1] zum größten Teil nieder. Hier erweist sich die Leichtigkeit und Unmittelbarkeit seines Schaffens. Bald, August 1917, mußte er wegen Verschlimmerung seines Leidens in Davos Aufenthalt nehmen, wo er etwa ein Jahr verblieb. Nach Wien zurückgekehrt, lernte er im Hause seiner Eltern — sein Vater war der österreichische Feldmarschalleutnant Exzellenz Kaltneker von Walkampf — die Frau kennen, deren Verdienst es ist, das letzte Lebensjahr des Dichters durch eine reife geistige Freundschaft nicht nur verschönt, sondern auch zu seinen bedeutendsten Leistungen begeistert zu haben, wie er in seinem letzten Briefe ausdrücklich bezeugt: Frau Hedda Stern-Steger, die Tochter des bekannten wiener Verteidigers.

[1] Es ist das Vorbild zu Hans Müllers Libretto zum „Wunder der Heliane" von E. W. Korngold. Die Schlußszene des ersten Aktes erschien im Jahrbuch des Zsolnay-Verlages, Wien 1927, S. 137 ff.

Digitized by Google

So entstand im Dezember 1918, vor Weihnachten, binnen acht Tagen, „Die Opferung", im Januar oder Februar 1919, wieder in Davos, wo er diesmal drei Monate, vom Neujahr bis Ostern 1919, weilte, binnen vierzehn Tagen, „Das Bergwerk". Diese Werke sind im steten Gedenken an die geistige Kameradin geschrieben, die ihm im letzten Jahre seiner Krankheit, als er in Wien in einem Sanatorium in der Auerspergstraße darniederlag, und in seinen letzten Tagen 1919 in Gutenstein sehr viel Trost gespendet und es verstanden hat, ihn sein schweres Leiden vergessen zu machen. So stellt sich uns das Leben Kaltnekers als das einer herzlichen und geselligen Frohnatur dar, deren rasches Ende doppelt ergreifen mußte, um so mehr als die Todesnähe dauernd eigentlich nur ihm ganz bewußt war.

Gutenstein, wohin sich die Familie von Kaltneker im Juni 1919 begab, war auf Hans Kaltnekers besonderen Wunsch als Sommerfrische gewählt worden. Die Familie Stern-Steger, die dort eine Villa besitzt, sollte nachkommen. In der ersten Hälfte Juli 1919 schrieb Kaltneker in zehn Tagen „Die Schwester", deren Sujet er Beobachtungen in Davos entnahm. Die ganze staunende und stammelnde Freude über diesen seinen großen Wurf zeigt sein letzter Brief an Frau Stern-Steger vom 14. Juli 1919; er ist etwa sechs Wochen vor dem Tode Kaltnekers geschrieben.

„Die Schwester" war jedoch nicht das letzte Werk Kaltnekers, der in seinen letzten Lebenswochen noch einmal in die Gefilde der Kindlichkeit zurückkehrte, was gerade bei ihm verwundern mag. Aber Verständnis für Kindtum ist Güte. Und Güte ist Liebe, die Kaltneker so konsequent, so rückhaltlos mutig konsequent, in seinen Werken predigt. Daß Kaltneker, der sich in seiner Problemstellung nicht scheut, als Revolutionär letzte Pforten im Namen der Liebe aufzureißen, daß dieser Romantiker der Leidenschaft im Innersten ein Kind war, ein gutes, großes, wunderbares, der Ewigkeit nahes Kind, bezeugen wohl die Verse im Prolog seines noch ungedruckten Märchenspiels „Schneewittchen", die hier erstmalig veröffentlicht werden:

O Menschheitskind,
O tiefst geliebtes! Wieder Du zu sein,
O schmerzlich Sehnen der Entgötterten,
versperrt in den Betonturm „Wirklichkeit"!
Zurück zu dir! O Märchen, nimm mich auf!
Wo Güte ist, da ist das Märchen schon!
Wie sind wir alle wund und schlugen
noch Wunden — unablässig — liegen
verblutet, — weh! — Und sieh nur, wir starben nicht!
Wir regen uns, der Schwache reicht dem Schwäch'ren
die Hand, der Wunde labt den Wunderen.
O Hilfe, Hilfe bringen! Daß uns Hilfe werde aus
unserer Not!"

Einen reizenden Einblick in das kindlich frohe Gemüt des jungen Dichters so problematischer Werke, wie es „Die Schwester" ist, zeigt die Entstehungsgeschichte dieses Märchenspiels „Schneewittchen", mit dessen Abfassung Kaltneker dem Wunsche einer kleinen damals zehnjährigen Dame, des Töchterchens der Frau Stern-Steger, Harriet Stern, entsprach, das ihn in diesen Wochen mit dem stereotypen schmollend-schmeichelnd vorgebrachten Wunsch verfolgt haben soll: „Hans, ich möchte so gern Theater spielen." Wie bereitwillig er diesem Wunsche gerecht wurde, zeigt folgende drollige

„Widmung:

Liebe Harriet, die Biographen werden das ungefähr so sagen: „Aus den Abgründen menschlichen Leides emportauchend, in die den Dichter die Arbeit an seiner „Schwester" immer tiefer hinabgestoßen hatte, schuf er auf Wunsch Harriet Sterns, die gern einmal Theater spielen wollte (der Name ist uns aus den früheren Kapiteln schon geläufig!), sein Märchenspiel „Schneewittchen" an einem Tage. Das Werk selbst — usw. Mehr kann ich natürlich nicht zitieren. Was am wichtigsten ist, du bist damit für die Unsterblichkeit gerettet. Sic! Herzlichst dein uralter Freund

Hans."

Mit großer Hingebung inszenierte Kaltneker die Darstellung des Märchens durch Kinder und einige junge Mädchen und führte bei den drei Aufführungen[1], die am 17., 18. und 19. August 1919 zugunsten einer Kranken im Saale Zwierschütz in Gutenstein bei sehr gutem Besuch durch Einheimische und Sommergäste stattfanden, selber die Regie. Es war seine letzte künstlerische Tat.

Am 20. August machte er noch mit dem Ehepaar Stern einen Ausflug auf den Mariahilferberg, nach dem er sich nicht mehr wohl fühlte. Neun Tage darauf starb er.

Nachrichten

Todesnachrichten. André Rivoire ist am 20. August im Alter von 58 Jahren in Paris gestorben. Er begann als Lyriker in Verlaines und Rimbauds Art, bevorzugte aber später das leichte französische Lustspiel. In Deutschland ist er vor allem durch sein mit Lucienne Besnard verfaßtes Lustspiel „Mein Freund Teddy" bekannt geworden. Zu seinen letzten Arbeiten gehört die französische Übertragung der Operettentexte zu Lehars „Paganini" und „Friederike". In Madrid ist der spanische Dichter Gabriel Miró gestorben. Spanien hat in ihm eine der ausgeprägtesten, empfindsamsten und ausdrucksfähigsten Dichterpersönlichkeiten verloren, was um so mehr bedauert wird, als seine künstlerischen Fähigkeiten erst vor kurzem ihre volle Blüte entfaltet hatten und gerade jetzt noch bedeutende Leistungen von ihm erwartet werden konnten. In Mirós bekanntestem und reifstem Roman „El Obispo leproso" („Der aussätzige Bischof") ist der schon in seinen früheren Romandichtungen behandelte Konflikt zwischen Persönlichkeit und Familie, der nicht gelöst, sondern durch Resignation einer Partei und verspäteten Untergang der anderen in tragischer Weise erledigt wird, am klarsten dargestellt. Durch und durch Lyriker — von den mit viel Liebe von ihm gepflegten „Estampas" („Holzschnitte"), die man am besten als legendäre Gedichte in Prosa definiert, bis in die Romane hinein — kennzeichnet er die Höhepunkte seiner durch filmhaften Szenenwechsel und glänzenden Dialog dramatisierten Prosawerke nicht durch

[1] Einer größeren Öffentlichkeit wurde das Werkchen in der Radio-Ursendung durch den Wiener Rundfunk am 22. Januar 1930 bekannt, für die Rudolf Wallner eine untermalende Musik schrieb.

Digitized by Google

Geschehnis und Handlung, sondern durch das unausgesprochene, häufig unterbewußte Seelenerlebnis des Helden. Historisch gewertet, ist Miró ein später Realist, ästhetisch, ein Mystiker modernster Prägung. (F. W.)

S. F. Platonoff, der bekannte russische Historiker, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, ist nach einer Meldung vom 4. August im Alter von 70 Jahren in einem moskauer Gefängnis gestorben.

Der tschechische Schriftsteller Karl Kalal ist nach einer Meldung vom 6. August in Prag im Alter von 70 Jahren einer Gehirnlähmung erlegen.

Lothar Gosch, Feuilletonredakteur des „Tag", ist im Alter von 55 Jahren an einem Gallenleiden gestorben.

* * *

Anläßlich des zehnjährigen Jubiläums der salzburger Festspiele fand in Salzburg die Promotion Max Reinhardts zum Ehrendoktor der philosophischen Fakultät der Universität Frankfurt a. M. statt.

Martin Buber, der bisher an der frankfurter Universität einen Lehrauftrag für jüdische Religionslehre und jüdische Ethik inne hatte, ist zum Honorarprofessor der dortigen philosophischen Fakultät ernannt worden.

Wilhelm Böhm, Berlin, ist als Honorarprofessor für deutsche Sprache und Literatur an die Technische Hochschule in Hannover berufen worden.

Georg Witkowski, planmäßiger außerordentlicher Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Leipzig ist zum ordentlichen Professor ernannt worden.

Der diesjährige frankfurter Goethe-Preis ist Sigmund Freud zuerkannt worden. Den Preis, der am 28. August, jedes Jahres verliehen wird, erhielten bisher Stefan George, Albert Schweitzer und Leopold Ziegler.

Dem rheinhessischen Dichter Nikolaus Schwarzkopf ist der Georg Büchner-Preis des hessischen Staates zuerkannt worden.

Anläßlich des 50. Geburtstages des in der Schlacht am Skagerrak umgekommenen niederdeutschen Dichters Gorch Fock (Johann Kinau) hat der Senat der Stadt Hamburg am Elternhaus Focks in Finkenwärder eine Tafel mit der Inschrift anbringen lassen: „Gorch Focks Elternhaus. Hier verlebte der Dichter der Nordsee seine Jugendjahre."

Alexander Lernet-Holenia, über dessen Plagiataffäre wir L. E. XXXII, 679, berichtet haben, gibt den ihm seinerzeit verliehenen Kleist-Preis mit folgender Zuschrift zurück:

„Ich erfahre, daß, im Zusammenhang mit anderen, in letzter Zeit gegen mich geführten Angriffen Dr. Bernhard Diebold in der ‚Frankfurter Zeitung' mich attackiert hat. Dr. Diebold hat seit ein paar Jahren, wie es scheint, keine größere Sorge, als, wenn davon die Rede ist, daß er mir 1926 als Bevollmächtigter der Kleist-Stiftung den Kleist-Preis verliehen hat, seine eigene Haut zu salvieren. Es ist mir ausgesprochen unangenehm, jemanden einen Unsinn, den er, seiner und wohl auch meiner Meinung nach, begangen hat, nicht mit Anstand tragen, sondern fortwährend korrigieren zu sehen.

Ich habe zwar Dr. Diebolds letzten Angriff in der ‚Frankfurter Zeitung' nicht gelesen — das Blatt ist, hier auf dem Lande, nicht mehr aufzutreiben —, ich mache aber dem vorwurfsvollen Geschwätz über meinen Kleist-Preis einfach dadurch ein Ende, daß ich diesen Kleist-Preis zurückgebe. Ich wünsche, aus der Liste der Kleist-Preisträger gestrichen zu werden. Eine gleiche Summe wie die mir seinerzeit mit dem Preise zugestellte habe ich streng nichtliterarischen Zwecken gewidmet."

Marinetti, das Haupt des Futurismus, Mitglied der Akademie Italiens, ist mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet worden.

Die moskauer Akademie ist beauftragt worden, eine Majakowski-Sammlung, die später zu einem eigenen Museum ausgebaut werden soll, vorzubereiten. Der Staatsverlag bereitet eine Gesamtausgabe der Schriften Majakowskis vor. Der Familie des Dichters wird eine lebenslängliche Pension gezahlt.

Die philosophische Fakultät der Universität Berlin stellt für den Staatspreis eine philosophische Aufgabe: „Passivum, Medium und Reflexivum in den romanischen Sprachen."

Die amerikanische Blindenvereinigung hat einen Literaturpreis gestiftet, der in diesem Jahr zum erstenmal verteilt worden ist. Preisgekrönt wurde Helen Day, eine junge, taubstumme und blinde Dichterin, die einen Gedichtband „Die Maienkönigin" veröffentlicht hat.

* * *

Josef Wincklers „Doktor Eisenbart" ist für eine amerikanische Übersetzung vom Verlag Farrar und Rinehart in Neuyork erworben worden. Die altertümliche Sprache des Buchs bildet ein reizvolles Übersetzungsproblem, das man durch teilweise altenglische Ummodelung zu lösen sucht.

Ernst Tollers „Hinkemann" ist mit starkem Erfolg in Buenos Aires (Teatro Nuevo) aufgeführt worden; gleichzeitig erschien die spanische Buchausgabe von „Hinkemann" und „Die Maschinenstürmer" im Verlag Cenit.

Dimitri Oekonomides läßt im Verlag Sphendoni in Athen einen Band Gedichte erscheinen, der nicht nur Schilderungen deutscher Landschaften, sondern auch Übersetzungen moderner deutscher Lyrik enthält; u. a. sind Ricarda Huch, Rainer Maria Rilke und Hanns Johst vertreten.

Arthur Schnitzlers Novelle „Casanovas Heimkehr", die soeben in englischer Sprache erschienen ist, wurde auf eine einstweilig erwirkte Verfügung des Präsidenten der „Gesellschaft zur Unterdrückung des Lasters" in Neuyork beschlagnahmt. Drei Detektive ließen die Bücher im Lastauto zum Gericht transportieren.

Stefan Zweigs Studien über Balzac, Dickens und Dostojewski „Drei Meister" sind in der Übertragung von Eden und Cedar Paul bei Allen & Unwin erschienen.

Ernst Haeckels Briefwechsel mit Franziska von Altenhausen, herausgegeben von Johannes Werner, ist in englischer Übersetzung von Ida Zeitlin unter dem Titel „The Love Letters of Ernst Haeckel" bei Methuen & Co., London erschienen.

Durch Vermittlung des Chronos-Verlages, Berlin W 35, wurden die Aufführungsrechte nachstehender Bühnenwerke im Ausland vergeben: Nach Amerika: Friedrich Wolf, „Die Matrosen von Cattaro"; nach Rußland: Friedrich Wolf, „Die Matrosen von Cattaro" und „Cyankali"; Italien: Alfred Neumann, „Der Patriot" und „Haus Danieli"; Karl Lerbs, „Doris löst die Ehefrage"; Holland: Alfred Neumann, „Der Patriot"; Dänemark: Bernhard Blume, „Im Namen des Volkes!"; Friedrich Wolf, „Cyankali" und „Kolonne Hund"; Schweden, Norwegen, Finnland: Alfred Neumann, „Der Patriot"; Friedrich Wolf, „Cyankali"; Lettland: Karl Lerbs, „Doris löst die Ehefrage"; Felix Langer, „Die Verführung des Heiligen"; Tschechoslowakei/Jugoslawien: Karl Lerbs, „Doris löst die Ehefrage"; Türkei: Friedrich

Digitized by Google

Wolf, „Cyankali"; Polen: Friedrich Wolf, „Cyankali". Der romanische Kulturkreis, vertreten durch Frankreich, Italien und Spanien, hat im letzten Jahr 296 deutsche Werke in sein Schrifttum aufgenommen. Im Jahre 1928 wurden nur 68 Übersetzungen aus dem Deutschen gezählt.

Zur Beurteilung der geistigen Einstellung der Gegenwart liefert der soeben erschienene 16. Jahresbericht der Deutschen Bücherei in seinen Mitteilungen über die Benutzung der Bibliotheksbücher einen interessanten Beitrag. Dabei scheiden schöngeistige Schriften aus, da sie dort nur zu Forschungs- und Berufszwecken zur Verfügung gestellt werden. Am meisten verlangt wurde van de Veldes „Vollkommene Ehe", das 51mal verausgabt und wohl noch häufiger vergeblich bestellt wurde, danach Lindsey und Evans „Die Revolution der modernen Jugend", mit 37 und Bengt Berg, „Mit den Zugvögeln nach Afrika", mit 31 Verleihungen. An vierter und fünfter Stelle standen die Lehrbücher von Spann „Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre" und von Schäffer „Grundriß des Rechts", die je 23mal ausgegeben wurden; ihnen folgt Giese „Die Verfassung des Deutschen Reichs" mit der Zahl 22 unmittelbar auf dem Fuß, ein Zeichen für die wachsende Teilnahme an staatsbürgerlichen Dingen. Dann kommen das Handbuch für das kaufmännische Unterrichtswesen, Liefmanns Unternehmungsformen, ein zweites Werk van de Veldes „Erotik in der Ehe" und schließlich „Leben des Menschen" von Kahn, die 21- bis 17mal ausgegeben wurden. Die Statistik bestätigt also die Erfahrung, daß sich die heutige Zeit weniger für Historisches als für aktuelle und praktische Fragen interessiert.

Die Schauspielerin Blanche d'Antigny, die Emile Zolas Modell zu seinem Roman „Nana" gewesen ist, wird in den Mittelpunkt einer Dokumentensammlung zur Sittengeschichte des zweiten Kaiserreichs stehen, die der französische Biograph Guy Vausat vorbereitet.

In Paris ist eine neue Verlagsgesellschaft „Carrefour Editions" unter amerikanischer Beteiligung gegründet worden, die soeben ihr erstes Werk unter dem Titel „Anonym", herausgab. In einem Zirkular an die Presse wird mitgeteilt, daß der Verlag alle Werke seiner Autoren anonym herausbringen will. Damit hoffen sie, dem „infernalischen" Handel mit Namen ein Ende zu bereiten, der das heutige Verlagswesen degradiere.

Eine Dostojewski-Gesellschaft ist in Prag gegründet worden. Zum 50. Todestag Dostojewskis (Januar 1931) gibt die Gesellschaft ein Gedenkbuch heraus, in dem eine größere Anzahl neuer Arbeiten über den Dichter zum Abdruck gelangen sollen. Von deutschen Mitgliedern gehören der Gesellschaft als erster stellvertretender Vorsitzender Professor Gerhard Gesemann an; zum Vorstand gehören Max Brod und Professor Spina.

Vorlesungs-Chronik

Von den für das Wintersemester 1930/31 an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen angekündigten Vorlesungen zur neueren Literaturgeschichte sind die folgenden bisher zu unserer Kenntnis gelangt:

BASEL: Altwegg, Die deutsche Barocklyrik. Merian, Die großen Humoristen der Weltliteratur. Zinkernagel, Goethes Leben und Werke. Kleists Dramen. Viatte, Le Romantisme français. Mahlen, Leo Tolstojs Leben und Werk. — BERLIN: Herrmann, Der junge Goethe. Hebbel (Sem.). Petersen, Die deutsche Romantik. Geschichte des deutschen Theaters. Goethes Sprache und Stil (Sem.). Märchen und Novelle der Romantik (Sem.). Deutsche Barocklyrik (Sem.). Lyrik des jungen Goethe (Sem.). Brandl, Shakespeare, Leben, Werke und Theater. Dibelius, Englische Literatur im 18. Jahrhundert. Meißner, Englische Literaturgeschichte von 1830 bis 1880. Pender, The Rise of Individualism in English Literature. Schönemann, Amerikanische Literatur seit dem Bürgerkrieg. Wechßler, Französische Literatur des 19. Jahrhunderts. Van de Kerckhove, Holländische Erzähler und Dichter der neuesten Zeit. Marcus, Zur schwedischen Literatur. Zur neueren schwedischen Literatur (Sem.). Castro, Probleme der spanischen Literatur zur Zeit der Gegenreformation. von Farkas, Die Literatur des ungarländischen Deutschtums. Vasmer, Geschichte der russischen Literatur im 18. Jahrhundert. — BERN: Fränkel, Goethe II. Hälfte: die weimarer Jahrzehnte. Gottfried Kellers Gedichte. Von Greyerz, Jeremias Gotthelfs Werke. Strich, Die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts bis Goethe. Vom Naturalismus zur Gegenwart. Funke, Englische Romantik. I. De Reynold, Histoire de la littérature française: le XVIIe siècle. Actualités littéraires; poètes contemporains: Valéry, Farges, Derème, Max Jacob. Niggli, Lettura e interpretazione di prose di autori italiani viventi. — BONN: Schneider, Der deutsche Roman der Gegenwart. Walzel, Deutsche Dichtung nach dem Mittelalter. Goethes Faust. Von Wiese, Politische Dichtung, insbesondere der Gegenwart. Deutsche Dichtung des Sturm und Dranges und der Klassik. Hübener, Von Milton bis Tennyson. Curtius, Französische Geistesgeschichte im 19. Jahrhundert. II. Teil. Jourdan, Quelques poètes français: Verlaine, Rimbaud, Claudel. Bertoldi, Giovanni Pascoli. Ramondt, Die jüngste niederländische Literatur. — DANZIG (Technische Hochschule): Kindermann, Goethes Romane. Die Deutsche Lyrik der Gegenwart. Lyrik des 18. Jahrhunderts (Prosem.). Gerhart Hauptmann. Gottfried Keller (Prosem.). Goethes Dichtung und Wahrheit (Sem.). Haferkorn, Englische Volksballaden (Prosem.). Die victorianische Dichtung. Gmelin, Voltaires Leben und Werke (Sem.). — DRESDEN (Sächsische Technische Hochschule): Janentzky, Das Zeitalter des jungen Goethe. Dichter der Gegenwart. Dichtung und Ästhetik zur Zeit des deutschen Idealismus. Hittmair, Bernard Shaw. Klemperer, Einflüsse der romanischen Literaturen auf die deutsche Literatur. Teil I. Leonhardi, Russische Literaturgeschichte. Dschu, Einführung in die chinesische Kunst und Literatur. — ERLANGEN: Geißler, Goethes Faust als Kunstwerk. Saran, Goethes Tasso. Brotanek, Das englische Schauspiel. I. Pirson, Französische literargeschichtliche Übungen (Sem.). — FRANKFURT a. M.: Beutler, Goethes westöstlicher Divan. Schultz, George, Hofmannsthal, Rilke (Sem.). Mörike und Annette von Droste (Prosem.). Sommerfeld, Die deutsche Romantik. Schiller (Prosem.). Imelmann, Dickens, Thackeray und ihre Zeit. Koelbing, Modern English Novelists; II: From Thomas Hardy to the Present Day. Friedwagner, Einführung in die provenzalische Sprache und Literatur. Lommatzsch, Victor Hugo (Sem.). Anatole France (Sem.). Milléquant, Le vers français de la Renaissance à nos jours. Vernay, Le roman exotique au XIXe siècle. Gumbel, Der moderne skandinavische Roman. Fritzler, Das neue russische Schrifttum. — FREIBURG (Schweiz): Moreau, Maurice Barrès et sa génération. Les origines de l'esprit du XVIIIe siècle. Arcari, Prosatori ottocentisi. Max, Herzog zu

Digitized by Google

Sachsen, Russische Literaturgeschichte. — GIESSEN: Collin, Heinrich von Kleist. Vom Wesen des Genies. Viëtor, Das deutsche Drama der Gegenwart. Einführung in die Literaturwissenschaft (Sem.). Schiller (Sem.). Fischer, Englische Prosa von 1880 bis zur Gegenwart (Sem.). Heuer, Ausgewählte Dichtungen von Robert Browning (Sem.). Glaser, Die französische Literatur im Zeitalter der Romantik. Ruppert y Ujaravi, El romanticismo en España. — GRAZ: Polheim, Lessing, Wieland und Herder. Neue Novellen (Sem.). Eichler, Victorianische Literatur. Leben und Werke Tennysons. Schürr, Die Literatur der französischen Renaissance. — HAMBURG: Böckmann, Einführung in die deutsche Literatur der Aufklärungszeit. Borchling, Die niederdeutsche Literatur des 19. Jahrhunderts. Meyer-Benfey, Gerhart Hauptmann. Mönckeberg-Kollmar, Zeitgenössische Dichtungen. Petsch, Wesen und Formen des Dramas (zur Einführung in die deutsche dramatische Dichtung des 19. und 20. Jahrhunderts). Krüger, Epos und Romanze in Spanien. Küchler, Die spanische Comedia. Meriggi, Übungen über die italienische Literatur des 19. Jahrhunderts (Sem.). Oiticica, Erklärung neuerer portugiesischer und brasilianischer Schriftsteller. Jessen, August Strindberg och attiotalets litteratur. — HEIDELBERG: Boucke, Das Zeitalter des Realismus. Das Drama der Gegenwart. Gundolf, Deutsche Spätromantik. Klopstock. Mann, Deutsche Frühromantik. Rickert, Goethes Faust. Freiherr von Waldberg, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation (von Luther bis Gottsched). Geschichte des Romans in Deutschland. Pellegrini, Frühling in der italienischen Dichtung. — JENA: Brinckmann, Die geistigen und literarischen Strömungen des 19. Jahrhunderts seit Goethes Tod. Der deutsche Bildungsroman des 19. Jahrhunderts (Prosem.). Dinger, Goethes Faust. Emge, Nietzsche. Leitzmann, Deutsche Literatur- und Geistesgeschichte. Flasdieck, Shakespeares Jugenddramen. Fisher, Victorian Poetry. Gelzer, Molières Leben und Werke. Olivier, Der französische Roman der Gegenwart (ab etwa 1850). Gomez de Ortega, Das spanische Drama der Blütezeit. Koch, A litteratura portugueza nos siglos XVIIe XVIII. — MARBURG: Budde, Einführung in die Theaterwissenschaft. Vortrag aus Dichtungen des 18. und 19. Jahrhunderts. Anleitung zum Vortrag von Dichtungen, insbesondere goethischer Lyrik. Fahrner, Geschichte des Romans. Mayne, Geschichte des Sturmes und Dranges, besonders der junge Goethe und der junge Schiller. Heinrich von Kleist. Deutschbein, Übungen zur victorianischen Literatur (Sem.). Diffené, George Meredith and his Work. H. G. Wells, the Utopian and Arnold Bennett, the Realist. N. N., Vorlesungen über ein Thema aus der neueren französischen Literaturgeschichte. Perucho, La comedia española desde Moratín hasta nuestros dias. Johannisson, Die schwedische Literatur des 19. Jahrhunderts. — MÜNCHEN: Borcherdt, Die deutsche Klassik. Bayerns Anteil an der deutschen Literatur. Das Klassische Drama. Kutscher, Die deutsche Literatur des Naturalismus und die Neuromantik. Goethes Faust. Rehm, Geschichte der deutschen Lyrik bis Goethe. Übungen zum Roman des Impressionismus. Voßler, Französische Literatur im Zeitalter der Aufklärung. Die Dichtungsformen der Romanen. Förster, Shakespeares Leben und Werke. Raith, Interpretation neuenglischer Gedichte. Lerch, Übungen über Verlaine (Sem.). Jókay, Ungarische Literatur. Berneker, Geschichte der russischen Literatur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. — MÜNSTER: Müller, Literaturgeschichte der deutschen Aufklärung. Schulte-Kemminghausen, Annette von Droste-Hülshoff. Stefansky, Dichtung und Weltanschauung des deutschen Barock. Die deutsche Lyrik von Klopstock bis Stefan George. Die Dramen Franz Grillparzers. Mason, 18th Century Poetry. Decroos, La poésie lyrique française de 1850 à nos jours. Heinermann, Molière. Van Sint-Jan, Übersicht über die mittelniederländische Literatur. — ROSTOCK: Flemming, Deutsche Literatur- und Geistesgeschichte im Zeitalter des Barock. Barockdrama (Sem.). Teuchert, Geschichte der deutschen Dichtung im 19. Jahrhundert bis zum Naturalismus. Huscher, Englische Literatur der neuesten Zeit. Shakespeare (Sem.). Spehr, Littérature française: les grands courants du XIXe et du XXe siècle. Zenker, Molières kleinere Lustspiele (Sem.). Björkman, litterära porträtt av nyare svenska och norska författare. Geschichte der neueren schwedischen Literatur. — TÜBINGEN: Bebermeyer, Die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts (bis zum Sturm und Drang). Barnes, English Prose Composition. Rebensburg, Histoire de la littérature française contemporaine (de 1870 à nos jours). Rohlfs, Interpretation französischer Lyrik (16.—20. Jahrhundert). — WIEN: Arnold, Grundriß der Poetik (Drama). Einführung in die wissenschaftliche Literatur. Castle, Interpretationsübungen an Goethes „Westöstlichem Divan". Kluckhohn, Deutsche Klassik (Klopstock, Goethe, Schiller, Hölderlin). Deutsche Dichtung der Gegenwart. Kleist. Payer-Thurn, Der Orient in der Deutschen Literatur III. Einführung in die Goethe-Literatur. Thalmann, Das deutsche Lustspiel vom Sturm und Drang bis zur Romantik. Das moderne Lustspiel (Eulenberg, Sternheim, Kaiser). Wild, Literarische und stilistische Übungen an Werken von englichen Dichtern des späteren 19. und 20. Jahrhunderts. Wurzbach, Grundriß der französischen Literaturgeschichte. — WÜRZBURG: Von Wedel-Parlow, Geschichte der deutschen Novelle im 19. Jahrhundert. Übungen auf dem Gebiet der deutschen Erzählkunst (Untersem.). Woerner, Geschichte der deutschen Romantik. Dramatische Übungen (Kleists Penthesilea) Sem. Jiriczek, Seminarübungen an Dichtungen des 19. Jahrhunderts. Hämel, Französische Romantik. Chroust, Il teatro dell' Italia moderna. — ZÜRICH: Ermatinger, Goethe. Dramatiker des 19. Jahrhunderts. Faesi, Nietzsche. Dehmel, Hofmannsthal, Rilke, Werfel und die Lyrik ihrer Zeit. Fehr, English Literature 1810—1850, the Age of Byron and Early Victorianism. Besprechung von Problemen aus dem Gebiet der englischen Literatur und Kultur der Gegenwart. Spoerri, Littérature française: les grands réalistes. Baudelaire, le penseur et le poète. Wittmer, George Sand et sa conception du roman. Roedel, Lezioni: Giovanni Pascoli poeta. — ZÜRICH (Eidgenössische Technische Hochschule): Ermatinger, Deutsche Literatur von heute: Vom Expressionismus zur neuen Sachlichkeit. Beurteilung und Deutung von Dichtwerken. Die Weltanschauung der deutschen Klassiker. Schaer, Th. Storms Dichtungen. Lyrische Probleme. Deutsche Lyrik der neueren Zeit. Pfändler, John Galsworthy: novel and dramatic work. Kohler, Ecrivains d'hier: A. France, P. Loti, M. Barrès. Chiesa, Francesco de Sanctis, Ippolito Nievo, Emilio Demarchi, Antonio Fogazzaro, Giovanni Verga, G. d'Annunzio ed altri scrittori moderni.

Redaktionsschluß: 5. September 1930.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2.-

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Berufsethik

Um den Internationalen Kritikerkongreß, der in diesem Jahr in Prag abgehalten wurde, hat sich die deutsche Delegation unter Führung von Emil Faktor, Fritz Engel, Karl Holl besondere Verdienste erworben. Schon in einem Vortrag, der nunmehr gedruckt vorliegt (Frankf. Ztg. 727 — 1 M), hatte Karl Holl die berufsethische Idee als das Wesentliche gekennzeichnet. Für ihn stammen die Gefahren, die ehrlicher und unabhängiger Kritikerarbeit drohen, aus drei Sphären, die an sich nichts miteinander zu tun haben. Sie heißen: Konkurrenz minderwertiger Kräfte in den eigenen Reihen der Kritik; die Künstlerorganisationen und ihr Klüngel; finanzielle Verlegerinteressen. Holls Forderung solchen Gefahren gegenüber ist in das eine Wort Qualitätsauslese unter den Kritikern zusammenzufassen. Sie kann sich natürlich nur zunächst auf lokaler, dann auf nationaler Basis vollziehen. Es ist aber sehr wohl denkbar, daß sie durch internationalen Zusammenschluß weitere Stärkung erfahren könnte.

Über solche allgemeine Gesichtspunkte hinaus ist der Verband berliner Theaterkritiker in jahrelangem Mühen und unter Niederringung nicht unbeträchtlicher Widerstände zu einer eigenen Forderung gelangt, die nicht weniger wichtig erscheint, ohne die in streng ethischem Sinne die Unabhängigkeit der Kritik undenkbar ist. Der Kritiker ist selbst vielfach Bühnenautor, niemand denkt daran, ihm das zu verwehren. Gefahr entsteht daraus nur dann, wenn er sich mit Theatern in seinem kritischen Wirkungskreis zwecks Annahme anderswo noch nicht aufgeführter oder ohne Erfolg gebliebener Stücke in Verbindung setzt. Es leuchtet ohne weiteres ein, er büßt von seiner Unabhängigkeit ein, gleichviel, ob das Stück angenommen oder abgewiesen wird. In beiden Fällen steht er der betreffenden Theaterleitung nicht mehr objektiv gegenüber, ein persönliches Gefühl, gleichviel ob der Sympathie oder Antipathie, drängt sich ein, wird seine Kritiken dem betreffenden Theater gegenüber, vielleicht gegen seinen Willen und ohne sein Wissen, färben.

Für diese Forderung, deren Bedeutung sie aus eigenem Wirken erfahren hatten, sind die beiden Vorsitzenden des Verbandes berliner Theaterkritiker Emil Faktor und Fritz Engel (vgl. Berl. Börs.-Cour. 447 und Berl. Tagbl. 452) auf dem Internationalen Kritikerkongreß mit letzter Energie eingetreten. Ihre Aufgabe war eine um so schwerere, als es uns allen schon vorher bekannt war, daß sich in Wien und in Paris, namentlich aber in Paris, die Theaterkritiker aus den Reihen der Bühnenautoren rekrutieren. Von Paris ging denn auch der Hauptwiderstand gegen die berliner Forderung aus. Dieser Widerstand ist überwunden worden, die berliner Forderung ist zur Annahme, wenn auch in etwas abgeschwächter Form, gelangt.

Man wird die Bedeutung dieses Erfolges nicht überschätzen und nicht unterschätzen dürfen. Es hieße, den Erfolg zu hoch einschätzen, wollte man sich eine Änderung der Zustände im Ausland davon erhoffen. Gegen eine altüberkommene Tradition kann man nicht mit dem Kehrbesen an. Wohl aber hat hier eine ethische Forderung Kraft gewonnen und wird damit leben. Sie wird immer wieder neu auftauchen, neu bekämpft werden und gerade dadurch einmal zum Sieg gelangen.

Man könnte sagen, daß der Internationale Kritikerkongreß als solcher in gewisser Weise verfrüht ins Leben getreten ist. Noch fehlen die nationalen Verbände, und Karl Holl hat mit Recht darauf hingewiesen, daß ohne sie ein tatkräftiges internationales Wirken undenkbar ist. Es ist aber anzunehmen, daß sich der nationale Zusammenschluß unter der internationalen Anregung früher und leichter vollziehen wird, als es sonst der Fall gewesen wäre. Und letzten Endes wird die Bedeutung der internationalen Kongresse nie so sehr auf organisatorischem Gebiete zu suchen sein, als vielmehr auf dem der Verständigung. Mit Recht hat man gesagt, falsche Beurteilung des Fremden beruhe meist auf Unkenntnis. Man lernt sich am besten kennen, indem man Forderung gegen Forderung stellt.

E. H.

Beruf der Reaktion?

Der Bühnenvolksbund begann als eine reaktionäre Vereinigung, der jeder freiheitliche Wind auf den weltbedeutenden Brettern zuwider war. Theaterpolitisch beschränkt er sich jetzt, in Berlin wenigstens, darauf, den Dis minoribus unter den Bühnenleitern der Reichshauptstadt Abonnenten zuzuführen. Sic transit?... Gemach! Jetzt legt der Bühnenvolksbund ein Theaterbuch „Thespis" (in Verbindung mit Kurt Karl Eberlein und Oskar Fischel, herausgegeben von Rudolf Rößler) vor, das eine Überraschung und eine Betrübnis zugleich ist. Eine Überraschung, weil hier über das Theater auf einem Niveau diskutiert wird, das man anderorts lange vergeblich gesucht hat. Ein ästhetisches Vokabular, ein künstlerisches Verantwortungsgefühl, eine Höhe des Standpunkts spricht aus den meisten Aufsätzen, daß man seine helle Freude daran haben könnte, wenn nicht... ja, es muß einmal ausgesprochen werden, wenn nicht aus der Erkenntnis Betrübnis wüchse, warum man gerade in dieser Veröffentlichung findet, was man in ihr am allerwenigsten gesucht hat: die Reaktion hat zugelernt, hat sich, zum mindesten auf kunstpolitischem Gebiete in einen geistigen Konservativismus gewandelt, der tolerant genug ist, einen Mann wie Oskar Fischel zu Worte kommen zu lassen, der mit der früher (oder auch jetzt noch?) vom Bühnenvolksbund propagierten Phrase „Theaterkunst im christlich-deutschen Volksgeist" nicht das geringste zu tun hat und an der Inszenierungskunst des moskowitischen Revolutionsmannes Meyerhold hervorheben darf, was er anderen zeitgenössischen Regisseuren voraushat, den Sinn für den Ewigkeitszug aller Bühnenkunst. Wenn Werner Deubel ein den Bühnenvolksbundleuten politisch unbequemes Stück wie Bruckners „Verbrecher" ablehnt, so geschieht es nicht aus einer Blickrichtung heraus, welche die Dinge politisch-flächig sieht, sondern

Digitized by Google

er betrachtet es von dem Standort, von dem aus es sich wegen seiner Beziehungslosigkeit zum Tragischen richtet.
Nun läßt sich nicht übersehen, daß die politische Linke auf dramatischem Gebiet eher Werke hervorgebracht hat, die Ansätze zu etwas Dramatisch-Neuem bieten, als die Rechte. Aber die im Bühnenvolksbund zu Worte kommende Rechte, die kein keimträchtiges Drama hervorgebracht hat, wahrt jene Kulturgüter, die jenseits der politischen Kunstbetrachtung liegen, sie führt uns weiter. Während die literarische Linke einen Wert nach dem anderen dem politischen Gegner überlassen hat. Die Liberalen haben sich nicht genug tun können, die Kunstbetrachtung ihrer Kreise zu radikalisieren. Sie werden, wenn die Konsuln nicht auf der Hut sind, kulturpolitisch bald ebenso isoliert dastehen wie parteipolitisch nach den letzten Wahlen. Sie haben, in ihrer Förderung des Radikalismus um seiner selbst willen auch die Wirkungen jener radikalen Wahrheiten beeinträchtigt, die sich anzueignen der liberale Mensch von Zeit zu Zeit verpflichtet, wenn anders seine Spannkraft nicht erschlaffen soll. Seltsame Gedanken zu einem Theaterbuch? Gewiß — manch ein Beitrag wäre noch zu rühmen, das Bildmaterial hoch zu preisen, die durchaus nicht einseitige Bibliographie des Theaterschrifttums der letzten fünf Jahre gebührend hervorzuheben, aber wichtiger scheint mir, da die dem Bühnenvolksbund nahestehenden Kreise das Werk ohnehin lesen werden, die literarische Linke darauf hinzuweisen, daß sie kulturpolitisch aus „Thespis 1930" lernen kann. Noch ist es Zeit. Eine Minute vor Zwölf. L. W.

Vierzig Jahre

Im März 1890 erschien im „Berliner Volksblatt" folgender von Bruno Wille (Berlin NO, Landsberger Platz 5) verfaßter Aufruf zur Gründung einer freien Volksbühne. „Das Theater soll eine Quelle hohen Kunstgenusses, sittlicher Erhebung und kräftiger Anregung zum Nachdenken über die großen Zeitfragen sein. Es ist aber größtenteils erniedrigt auf den Standpunkt der faden Salongeisterei und Unterhaltungsliteratur, des Kolportageromans, des Zirkus, des Witzblättchens. Die Bühne ist eben dem Kapitalismus unterworfen, und der Geschmack der Masse ist in allen Gesellschaftsklassen vorwiegend durch gewisse wirtschaftliche Zustände korrumpiert worden. Indessen hat sich unter dem Einflusse redlich strebender Dichter, Journalisten und Redner ein Teil unseres Volkes von dieser Korruption befreit. Haben doch Dichter wie Tolstoj und Dostojewskij, Zola, Ibsen und Kielland sowie mehrere deutsche ‚Realisten' in dem arbeitenden Volke Berlins einen Resonanzboden gefunden. Für diesen zu gutem Geschmack bekehrten Teil des Volkes ist es ein Bedürfnis, Theaterstücke seiner Wahl nicht bloß zu lesen, sondern auch aufgeführt zu sehen. Öffentliche Aufführungen von Stücken, in denen ein revolutionärer Geist lebt, scheitern aber gewöhnlich am Kapitalismus, dem sie sich nicht als Kassenfüller erweisen, oder an der polizeilichen Zensur. Diese Hindernisse bestehen nicht für eine geschlossene Gesellschaft. So ist es dem Verein ‚Freie Bühne' gelungen, Dramen der angedeuteten Richtung zur Aufführung zu bringen. Da nun aber die Mitgliedschaft der ‚Freien Bühne' aus wirtschaftlichen Gründen dem Proletariat versagt ist, so scheint mir die Begründung einer ‚Freien Volksbühne' wohl angebracht zu sein."
Es gelangten am 19. Oktober 1890, nachmittags $2^1/_2$ Uhr im Ostend-Theater Ibsens „Die Stützen der Gesellschaft" gegen ein Entgelt von 50 Pfennigen zur Aufführung.

Freie Volksbühne.

Sonntag, den 19. October 1890
Nachmittags 2½ Uhr:

Die Stützen der Gesellschaft.

Schauspiel in 4 Aufzügen von Henrik Ibsen.
Deutsch von E. Klingenfeld.

Personen:

Gustav Bernick, Consul . . . . . Hr. Dir. Zanft.
Frau Bernick, seine Gattin . . . . . Frau Wiese.
Oskar, dessen Sohn, 13 Jahre alt . . . Erna Zimmermann.
Fräulein Bernick, des Consuls Schwester Frl. v. Schabelsky.
Johann Tönnsen, Frau Bernick's jüngerer Bruder . . . . . Hr. Paris.
Fräulein Hessel, ihre ältere Halbschwester Fr. Ecker-Feldorf.
Hilmar Tönnsen, Frau Bernick's Vetter Hr. Will.
Oberlehrer Lundt . . . . . Hr. Schwan.
Großhändler Rummel . . . . . Hr. Hummel.
Kaufmann Wigland . . . . . Hr. v. Kurnatowsky.
Kaufmann Sandstädt . . . . . Hr. Kalten.
Dina Torp, ein junges Mädchen im Hause des Consuls . . . . . Frl. Hoppe.
Prokurist Krupp . . . . . Hr. Schäfer.
Schiffsbaumeister Aaner . . . . . Hr. Hauk.
Frau Rummel . . . . . Frl. Krehn.
Frau Holt, die Postmeisterin . . . . . Frl. Grisp.
Frau Lange, die Doctorin . . . . . Frau Herrl.
Fräulein Rummel, Fräulein Holt, Bürger der Stadt, Seeleute, Dampfschiffspassagiere 2c.

Ort der Handlung: Consul Bernick's Haus in einer kleinen norwegischen Seestadt.

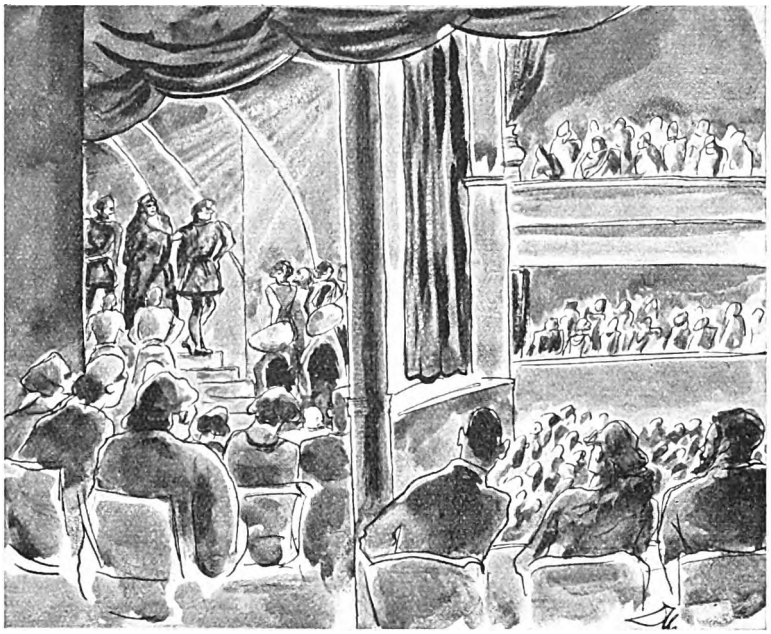
Regie: Herr Cord Hachmann.

Otto Erich (Hartleben) würdigte die Aufführung unter besonderer Hervorhebung des Verdienstes des Regisseurs Cord Hachmann im „Vorwärts" und schrieb:
„Die erste Theatervorstellung, welche der Verein ‚Freie Volksbühne' am letzten Sonntagnachmittag im Ostend-Theater veranstaltete, gestaltete sich zu einem großen und, wie nicht zu bezweifeln ist, nachhaltigen, für die Zukunft fruchtbaren Erfolge.
Zu einem Erfolge nicht nur des aufgeführten Stückes, sondern mehr noch der Sache selbst, welcher der Verein dienen will. Wer der Vorstellung beigewohnt und den andächtigen Ernst, die gespannte, verständnisvolle Aufmerksamkeit beobachtet hat, welche in dem bis auf den letzten Platz gefüllten Theater herrschten, der wird nun nicht mehr daran zweifeln, daß dieses Publikum in der Tat ein Bedürfnis nach der großen modernen Kunst fühlt, welche die Probleme unserer Zeit zu gestalten ringt.
Ibsen und die berliner Arbeiter! Ich muß sagen, daß ich von Akt zu Akt — ich will nicht sagen erstaunter, aber frappierter wurde von der Wahrnehmung, in welchem Maße dieses Publikum und dieser Dichter zusammenpassen."
So vor vierzig Jahren. Begeht die Berliner Volksbühne jetzt die Wiederkehr des Tages mit einer Aufführung von Hauptmanns „Webern", so wird in der bühnengemäßen Wiedergabe der Eindruck unabweisbar, daß gegen die ausgezeichnete Wiedergabe der bürgerlichen Szenen der Schrei des Weberelends abflaut. Ist das Zufall, oder ist auch darin ein Stück Entwicklungsgeschichte der sozialdemokratischen Arbeiterschaft?

E. H.

Digitized by Google

Ex oriente – Theater



„Die Braut von Messina" im Rose-Theater
(Zeichnung von B. F. Dolbin)

Über fünfzigmal ist im Rose-Theater, Berlin O, Schillers „Braut von Messina" in Szene gegangen. Die Aufführungsziffer dieser sensationslosen Aufführung ist schon eine Sensation, die zu denken gibt.

Nicht wegen der Mitwirkung von Irene Triesch, die als Isabella eine ihrer ausgeglichensten, reifsten Schöpfungen gibt. Nicht wegen der Regie, die anständiges Stadttheaterniveau hält. Nicht wegen der Bearbeitung, die keineswegs unklug, aber doch anfechtbar ist. Geschweige denn wegen der übrigen Mitwirkenden, bei denen — ja, damit kommen wir zum Problem — es gar nicht darauf ankommt, ob sie ein wenig besser oder ein wenig schlechter sind.

Sondern ... weil über dem ganzen ein guter Geist schwebt. Mit gesunder Preispolitik fängt es an. Mit solidem Geschäftsgebaren hört es keineswegs auf. Dieses beneidenswerte Theater hat ein bildungshungriges und darum unverbildetes Publikum. Es geht so mit, daß seine mühsam verhaltene Heiterkeit an der Gefahrenzone des Stückes nur von seinem innerlichen Mitgehen, von seiner tragischen Höchstspannung zeugte. Der Begriff „tragische Ironie" ward höchst kompakt lebendig.

Exempla docent. Dem strebsamen Brüderpaar, das jetzt das alte Ostend-Theater leitet, erwächst eine schöne Aufgabe: Ausbau von Ensemble und Repertoire kann angesichts der zeitgenössischen Dramatik, die heute in der Provinz starten muß, angesichts der guten Darsteller, die statt Stargagen Stempelgelder beziehen, nicht schwer sein.

Und es ist nicht einzusehen, warum die Berliner nicht aus allen Himmelsrichtungen nach dem Osten zusammenkommen sollen, wenn es sich herumspricht, daß es anstatt eines neuen Clowns wie Erich Carow nur eine gute Klassikeraufführung zu sehen oder gar einen neuen Dramatiker zu entdecken gibt.

L. W.

Bühnenbild aus dem „Japanischen Theater"
(Zeichnung von B. F. Dolbin)

Sichtbarmachung der Seele

Der erste Eindruck dieses klassischen japanischen Theaters: der ganze Körper spielt mit. Tänze und Schwertkämpfe werden zu Exaltationen und Ekstasen, bei denen jedes Glied in die Bewegung hineingerissen wird, in der Augenblickspause aber auch erstarren kann. Zwischen Bewegung und Pose ist ein Wogengang, man könnte die Pose als den Kamm auf der Welle bezeichnen. Auffällig dabei die Rolle, die den Beinen und Füßen zufällt. Sie geben nicht nur den Akzent im Rhythmus, sie sind in gewisser Weise auch Pathosträger.

Wird der Körper äußerlich in die Handlung hineingerissen, so ist nicht minder auffällig, daß er in der Gesamthaltung fähig ist, eine Seelenregung durchleuchten zu lassen. Das kleine Mädchen (Momoyo Chigusa) erfährt unvorhergesehen das Liebeswunder, sie wird zu etwas wie durchsichtiger Pflanze, und Liebe scheint wie ein farbiger Saft durch das transparente Geäder ihres Leibes hindurchzugleiten, und ihn im Gleiten zu bewegen.

Darstellerisch entspricht dem eine doppelte Fähigkeit, die denn auch auf dieser japanischen Bühne in der Vollendung in Erscheinung tritt. Der Sohn (Kiyoshi Mimasu) hat den Leichnam seines Vaters gefunden, und es hebt Spiel im höchsten Sinne des Wortes an. Dies Spiel ist gerade da am aus-

Digitized by Google

drucksvollsten, wo das erste Wort des Schmerzes noch nicht gefunden ist. Zuerst ist es nur das Zucken eines Stirnmuskels oberhalb des Auges; aber dies Zucken des einen Muskels bannt. Es ist nicht nur weithin sichtbar, es ist auch gefühlszwingend. Und aus diesem Zucken des einen Muskels geht das Spiel durch den gesamten Körper, der in sich zusammenbricht, wieder aufschnellt und zu bewegtem Schmerzträger wird. Die andere Fähigkeit: in der äußeren Haltung mit dem zwingenden ersten Eindruck eine Idee zu verkörpern (Tokujiru Tsutsui), ein Wesen zu schaffen, das durch das Leben zu schweben scheint und ganz aus sich heraus in den Mittelpunkt einer seelischen Handlung tritt.

Der Sohn hat die Leiche seines Vaters gefunden, der Herr der Provinz ließ ihn töten, weil er, dem gebotenen Zeremoniell zuwider, ihm eine Bittschrift überreichte. Der Waffenmeister war Freund des Vaters, ist Freund des Sohnes. Beide aber sind Bauern, eine Rache würde nur möglich, wenn der Sohn Ritter würde. Der Sohn wird Ritter kraft seiner Gefechtstüchtigkeit und seiner Herzensmilde. Und nun der Aktschluß: der Sohn muß vor dem Waffenmeister die Schwertklinge entblößen, damit der sie prüfe. Eine ethische Prüfung. Das Entblößen der Klinge aber wird von der gesamten Körperhaltung aufgenommen, die mit dem prüfenden Waffenmeister Gruppe bildet, über der der Vorhang fällt.

Man sieht ganz deutlich: ein symbolischer Vorgang, der körperhaft illustriert wird, indem die Körperhaltung den seelischen Vorgang statuarisch festhält. Und damit begreift man etwas von dem Geheimnis dieses japanischen Theaters, und das heißt: Sichtbarmachung der Seele. E. H.

Was geht auf dem Büchermarkt vor?

Was geht auf dem Büchermarkt vor? Die Antwort lautet: — Massenfabrikation, Serienherstellung, Überschwemmung des Marktes mit einer Reihe erfolgreicher Bücher, die in Hunderttausenden von Exemplaren gedruckt und — verkauft werden! Was vor Jahren, als das Prinzip des billigen Buches sich zum erstenmal mit dem M. 2,85-Preis bahnbrechend durchsetzte, als eine Wohltat empfunden wurde, was jeden Bücherfreund mit lebhafter Freude erfüllte, bereitet demjenigen, der die Entwicklung der Dinge mit wachen Augen verfolgt, heute die größte Sorge.

Was ist es eigentlich mit den M. 2,85-Bänden? Aus der Not wollte der Verleger in einer Zeit wirtschaftlicher Depression und immer empfindlicherer Umsatzrückgänge eine Tugend machen. Er wollte dem trägen Geschäft einen neuen starken Impuls geben, indem er ganz andere, ganz neue Käuferschichten für das Buch interessierte. Er wollte, daß das Buch wieder ein Gebrauchsartikel würde, der einzelne Autor neue Abnehmerkreise fände, wirtschaftlich gesehen, daß der Leerlauf des buchhändlerischen Apparates verringert, der Umsatz erhöht, die Geldmittel flüssig gemacht wurden. Aus dieser Tugend ist heute allerdings schon bald eine Not, zum mindesten eine große Gefahr geworden. Der Verleger hat das Sortiment mit billigen Ausgaben überschwemmt; das Sortiment seinerseits hat — nolens volens — trotz Protest, trotz mannigfacher Beschlüsse, die Schauläden mit billigen Bänden vollgestopft. Darin liegt die große Gefahr! Noch werden die billigen Ausgaben als Sonderaktionen, als Ausnahme empfunden, noch betrachtet man die Anschaffung billiger Ausgaben guter deutscher Literatur als günstige Gelegenheit. Wie lange noch? Wann wird alles das zu einer Selbstverständlichkeit geworden sein, wann wird man einfach fordern? Heute schon hat die massenhafte Herausgabe billiger Bände ihren Sinn, neue Abnehmerkreise zu gewinnen, den Literaturfreund häufiger in den Laden zu führen, verloren, indem zu viel Gelegenheit zur Anschaffung billiger und guter Bücher gegeben ist, wodurch wiederum die regulären Ausgaben, damit also das ganze deutsche Schrifttum und das ganze buchhändlerische Geschäft, schwer geschädigt werden.

Das Buch ist kein Massenartikel im Sinne der fabrikmäßigen Herstellung, war es noch nie und wird es nie werden. Das Buch ist immer etwas ganz und gar Individuelles, ist immer Ausdruck der Vielfältigkeit und Eigenart des geistigen Lebens, ein Teilchen des Kosmos. Die schlimmste Folge des hemmungslosen Sieges der M. 2,85-Bände wäre also die Gefährdung des vielgestaltigen Reichtums des geistigen Lebens, das in der Literatur seinen schönsten Ausdruck findet. Vor allem ist es aber auch die Sinnlosigkeit einseitiger Wahl, geistiger Normierung, die Hypnose der Zahl, die durch die M. 2,85-Bände heraufbeschworen wurde. Wir glauben einfach nicht, daß der Großteil der Hunderttausende, die sich die „Buddenbrooks" kauften, auf die M. 2,85-Ausgabe gewartet und schon vor deren Erscheinen den dringenden Wunsch der Anschaffung gehabt hat. Sondern wir glauben an die Hypnose der Zahl, die jeden erfaßt, und wir vermuten, daß man in der Anschaffung dieses Werkes die Gelegenheit sah, ein billiges, aber vornehmes und präsentables Geschenk zu machen.

Das aber widerspricht dem eigentlichen letzten Sinn der M. 2,85-Ausgaben: Die Förderung des deutschen Schrifttums in seiner Gesamtheit. Eines Tages, so glauben wir, wird freilich auch der Absatz der M. 2,85-Bände ganz von selbst stagnieren, wie derjenige der regulären Ausgaben. Denn auch der Absatz der billigen Bücher richtet sich nach Angebot und Nachfrage.

Vor allem aber muß immer wieder klar erkannt und festgestellt werden, daß die reguläre Buchkalkulation heute auf einer Auflagenhöhe von 3000 bis 5000 Exemplaren, ja auf noch kleineren Auflagen basiert, und daß nur die allerwenigsten Bücher, ganz unabhängig von ihrem Wert, mit 50 000, 100 000 oder 500 000 Exemplaren kalkuliert werden können. Wäre das anders, dann gäbe es keine Literatur mehr, sondern nur einige 15 oder 20 erwählte Bücher, die die Lektüre des Normalmenschen des 20. Jahrhunderts bilden würden. Niemals können solche phantastischen Auflagen die Grundlage der normalen Buchkalkulation bilden. An dieser Tatsache wird auch das „verlegerische Kampfprinzip" des billigen M. 2,85-Preises niemals etwas ändern können.

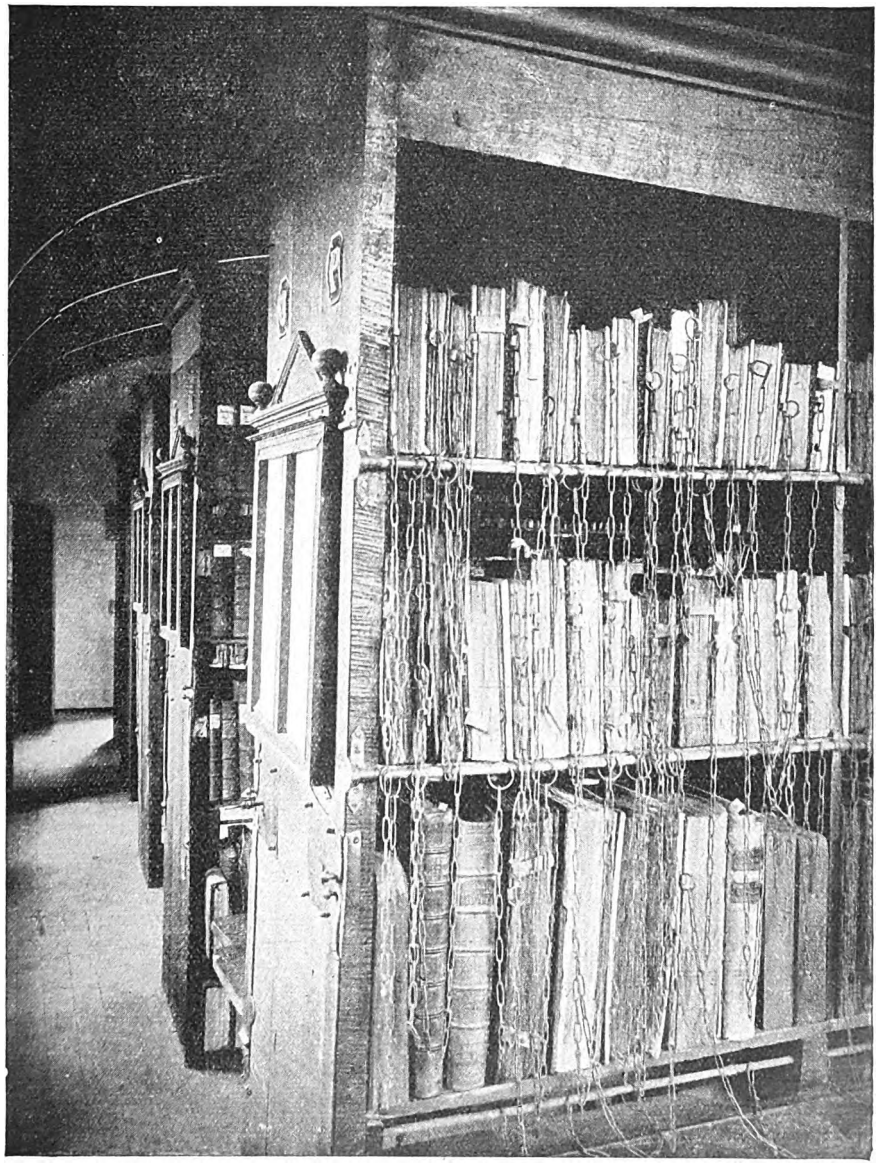
Im übrigen haben Werke, die aus der Seele des Volkes geschrieben wurden, ihren Weg auch ohne den M. 2,85-Preis gemacht. Denken wir an Remarque, an Löns' „Werwolf", an Roseggers „Waldschulmeister" und viele andere Werke. Damit soll nichts gegen die verdienstlichen Momente des billigen Buches an sich gesagt sein, aber es soll der Widersinn aufgezeigt werden, daß das zur Förderung der Literatur bestimmte billige Buch in seinem sinnlosen Ausmaß das Schrifttum als solches schwer schädigen und gefährden kann, indem der Absatz der nach Hunderten und Tausenden zählenden übrigen Neuerscheinungen brutal abgedrosselt und ihr Erscheinen damit unter Umständen zu einem großen Teil überhaupt in Frage gestellt wird. Presse und Sortiment sollten überhaupt einmal ganz energisch und deutlich an die Öffentlichkeit die Frage richten, inwiefern sich dieser Preisboykott ganz allein und ausschließlich gerade gegen das Buch, also das Produkt eines Berufsstandes richtet, bei dem das Verdienen nie groß geschrieben wurde. Immer wieder sollte

Digitized by Google

vor allem nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß das Buch, gemessen am Vorkriegspreis und gemessen an allen anderen Objekten, nicht zu teuer, sondern zu billig ist. Warum zahlt man für einen guten Theaterplatz M. 6,— bis M. 8,—, warum für ein Paar Handschuhe oder einen Schlips? Sonderbare Welt! Für den Verlag aber ist es höchste Zeit, der Sintflut der billigen Bände Einhalt zu gebieten. Videant consules! E. Starkloff.

Vom angeketteten zum auszuleihenden Buch

Zu einer Wanderung durch „Bibliotheksräume aus fünf Jahrhunderten" lädt Walter Schürmeyers Festschrift ein, die aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens der Kunstgewerbe-Bibliothek mit überaus reichem Bildmaterial im Verlag Englert & Schlosser, Frankfurt a. M. erschienen ist. Man denkt der antiken Rollenbibliothek, von der man aus einem im 17. Jahrhundert in der Nähe von Trier aufgefundenen Bruchstück eines antiken Reliefs aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. Kenntnis erhält; man vergegenwärtigt sich die Verdienste, die Dominikaner und Franziskaner im 13. Jahrhundert um das Bibliothekswesen erworben haben; man erlebt Michelangelos Baumeisternöte wieder, als es die Medicäer-Bibliothek in Florenz zu errichten galt. Die uns interessierende Entwicklung des Bibliothekswesens setzt naturgemäß mit der Erfindung der Buchdruckerkunst ein. Die Pultbibliothek ist die nächste Etappe nach der Rollenbibliothek. Noch



Hereford. Cathedral Library. Aus: „Bibliotheksräume aus fünf Jahrhunderten." Verlag Englert und Schlosser (Frankfurt a. M.)

Digitized by Google

Bibliotheksſaal des Escorial
Aus: „Bibliotheksräume aus fünf Jahrhunderten." Verlag Englert und Schloſſer (Frankfurt a. M.)

am Ende des 16. Jahrhunderts half man ſich damit, daß man die zum großen Teil noch angeketteten Bücher unterhalb und oberhalb der Leſepulte aufſtellte; in England entwickelte ſich dann aus den Pultregalen ein Syſtem gleichmäßig aufgeſtellter, freiſtehender Regale. Den erſten modernen Bibliotheksraum der Barockbaukunſt ſchafft Herera für Philipp II. im Escorial: einen Saal, in dem die Bücher nur an den Wänden in üppigen, ſchweren, offenen Schränken ſtehen, während die niedrigen Schaupulte die Weite des Raums für den Blick freigeben. In der Bibliotheca Ambroſiana zu Mailand wird dann der Gedanke, die ganzen Wandflächen mit Regalen zu bedecken, konſequent durchgeführt. Es tauchen zugleich die Laufgalerien auf. Charakteriſtiſch für die franzöſiſche Baukunſt am Ende des 17. Jahrhunderts wird die Ausbildung der Fenſterniſchen, in denen Bücher kleineren Formats Aufſtellung finden mögen, die aber doch vor allem einer gelehrten Unterhaltung der Bücherliebhaber Raum geben wollen. Wieder ſpäter werden die Bücherwände zu einem Kuliſſenmaterial, das dazu dienen ſoll, die Grenzen des Raums zu verwiſchen. Erſt das anbrechende 19. Jahrhundert beraubt die Bibliothek ihres repräſentativen Charakters, um die Nützlichkeitsrückſichten planmäßig durchzuführen.

Inſtruktiver noch als Walter Schürmeyers intereſſante Darſtellung wird das reichhaltige Bildermaterial, aus dem man auch erkennen mag, wie die Übergänge vom angeketteten zum auszuleihenden Buch, von der Präſenz- zur Ausleihbibliothek, ſich bautechniſch geltend machen. E. H.

Literatur im Rundfunk

Zu den neuen, periodiſch wiederkehrenden Veranſtaltungen des berliner Rundfunks gehört die „Literariſche Umſchau" des Leiters der literariſchen Abteilung.

Nach einigen taſtenden Verſuchen weiß er jetzt dieſes Inſtrument zu handhaben, die Vorankündigung einer Premiere zumal war vorbildlich in der Art, wie ſie keine Kritik vorwegnahm, keine äußerliche Senſation nach Art einer immer mehr verboulevardiſierenden Tagespreſſe herausſtrich; Edlef Köppen machte, ſo ſchlicht und ernſt, wie er ſein Kriegsbuch geſchrieben hatte, die Hörer auf das Weſentliche eines bevorſtehenden literariſchen Ereigniſſes aufmerkſam.

Die Perſönlichkeit des Vortragenden bürgt für ſachliche Durchführung des neuen Programms. Aber ſchon in der Inſtitution der periodiſchen Wiederkehr liegt der kulturelle Fortſchritt. Dem Volk wird zum Bewußtſein gebracht, daß Theater und Dichtung nicht minder lebenswichtige Dinge ſind als Politik, Wirtſchaft, Sport. L. W.

Digitized by Google

Der journalistische Geist

Von Emil Lucka (Wien)

Nicht von einem Berufe soll hier gesprochen werden (in dem sich ja erfahrungsgemäß Menschen verschiedenster Art begegnen), vielmehr von einer ganz klar erfaßbaren Gesinnung und Geisteshaltung, die sich manchmal in nahezu reiner Ausprägung bei Angehörigen des Standes und auch sonst findet, die jedoch, von sozialen Bezügen abgesehen, interessant genug ist, um einmal für sich betrachtet zu werden.

Es ist dem Menschen nötig, Dinge, Gedanken, Ereignisse, die an ihn herankommen, nach irgendwelchen Gesichtspunkten zu gliedern und zu bewerten, jeder hat, bewußt oder unbewußt, seine Grundeinstellung und seine Mittel, sich das Chaos der Welt begreiflich zu machen, das Fremdartige und Schädliche fernzuhalten, womöglich gar nicht zu bemerken, das Nützliche und Nährende aufzunehmen und sich nach seiner Weise einzuverleiben. Ein Mensch, der solches Tun nicht beständig üben wollte, könnte gar nicht bestehen, die persönlichen Kategorien, mit denen er dem Sein gegenübertritt, sind sozusagen seine Schutzmaßnahmen gegen die verwirrende Überfülle, und in diesen Ordnungen liegt zugleich seine Art zu werten. Sie sind Ausstrahlungen einer seelischen Grundfunktion, sie nehmen den Stoff der Welt gesiebt auf und assimilieren ihn in verdaulichen Mengen.

Jede Menschenart, jeder Beruf hat eine eigentümliche seelische Grundhaltung, und die journalistische, die den vollkommenen Journalisten bedingt und angenähert bei jedem, der den Beruf übt, zu finden sein muß, scheidet den Weltstoff nach heutig und nicht-heutig. Den journalistisch eingestellten Geist charakterisiert das ungeheuere und manchmal ausschließliche Interesse für das eben Vorgefallene, was immer es sei, wie immer es sei. Nicht auf dessen Inhalt und Sinn kommt es ihm an, sondern nur darauf, daß es von heute ist, nicht leicht kann etwas bedeutungslos genug sein (hier irgendeinen sachlichen Ordnungsgedanken vorausgesetzt!), das nicht wert wäre, aufgenommen und mitgeteilt zu werden. Proportional der verflossenen Zeit tritt das Interesse zurück, und findet Gestriges und Vorgestriges noch einige Teilnahme, so sinkt alles Ältere in Gleichgültigkeit und Vergessen. Jedoch vermögen Personen oder Ereignisse der Vergangenheit jähes Interesse zu wecken, wenn sie irgendwie mit Heutigem verknüpft sind; ein neu entdecktes Pharao-

Emil Lucka

Grab macht altägyptische Geschichte aktuell und interessant.

Man erkennt den engen Zusammenhang dieser Einstellung mit der, die sich „modern" nennt. Auch hier die Gliederung aller Weltinhalte nach dem bloßen Zeitablauf und die scharfe Überbetonung dessen, was sich zuletzt begeben hat. Weil der ge-

Digitized by Google

sellschaftliche Verkehr nicht ohne weiteres eine andere gemeinsame Basis finden kann als die Ereignisse des Tages, das was von der Zeitung gemeldet wird, teilt der Geist, der diese Kreise beherrscht, die journalistische Haltung. Man darf auch an die Athener der nachperikleischen Zeit denken, die nur darnach fragten, was es denn „Neueres" gäbe. Wahrscheinlich ist eine Gesinnung, der allein das Neueste beachtenswert scheint, nicht ganz häufig zu finden; fast jeder Mensch interessiert sich ja, abgesehen von heute und gestern, noch für anderes, sei es nun ein Wissenszweig, eine Liebhaberei oder sonst was. Aber es gibt auch Menschen, die die eigene Vergangenheit wesenlos dünkt.

Der absolute Gegensatz solch einer Wertungsweise wäre eine nur nach sachlichen Gesichtspunkten orientierte. Man kann etwa alle Dinge ästhetisch ansehen, nach schön und häßlich beurteilen, sie seien von heute oder uralt. Man kann sich für Menschen interessieren, nicht weil man sie persönlich kennt, oder weil sie heute einiges Aufsehen machen, sondern nach ihrem inneren (echten oder eingebildeten) Wert, ganz gleichgültig, wann sie gelebt haben mögen. Diese Art, Dinge und Menschen zu schauen, und zu schätzen, der journalistischen völlig entgegengesetzt, ist die philosophische — wiederum nicht im Sinne wissenschaftlicher Tätigkeit, sondern einer Geisteshaltung. Was gelten und Teilnahme wecken will, muß sich irgendwie als sachlich wertvoll legitimieren, wobei die Gesichtspunkte der Sachlichkeit ganz verschieden sein können. Der Sammler ist etwa philosophisch eingestellt, der Dinge nur nach ihrer Qualität zusammenbringt, aus welcher Zeit immer sie stammen mögen — auch von heute.

Wer aber Renaissance-Plaketten oder deutsche Klassiker-Ausgaben sammelt, der gehört dem historischen Geiste an. Der historische Geist verkörpert ein Mittleres zwischen philosophischer und journalistischer Haltung und kann mehr dahin oder mehr dorthin neigen. Philosophisch urteilt der historisch Orientierte, insofern er das sachlich Wichtige vom Unwesentlichen zu sondern und das Wertvolle aus dem Strome der Zeiten herauszuheben trachtet. Mit dem journalistischen Geiste ist ihm wiederum gemein, daß er durchaus in den Zeitablauf gebannt bleibt, zwar nicht ins Heute mit seinen brennenden Konflikten und vielfach verflochtenen Interessen, aber in eine umschriebene Epoche, die ihn im Bann hält. Was in diesem Zeitabschnitt geschieht, was immer im Leben seines Helden eintritt, das scheint ihm höchster Aufmerksamkeit würdig, wie dem journalistischen Geist die Ereignisse von heute. Beide sind vom Datum abhängig, und man könnte sagen, daß es keinen großen Unterschied ausmacht, ob ein politischer Journalist (das ist ja nur eine Sonderart) die von Stunde zu Stunde einlaufenden Depeschen begierig öffnet, wobei die zuletzt eingetroffene die früheren in den Schatten stellt; oder ob ein historischer Forscher alles zusammenträgt, war für ein bestimmtes Jahrzehnt der Vergangenheit noch erreichbar sein mag. Und doch ist es nicht dasselbe. Der journalistisch Fühlende, er sei was immer, wird von der Aktualität, von dem, was sich eben begibt, fasziniert, die Divination des Morgen aus dem Heute kann ihn groß machen. Der Historiker bleibt immer, so weit er wirklicher Historiker ist, sachlichen Werten verhaftet, seine Aufgabe heißt: die großen Linien herauszuspüren und die Verknüpfungen zu finden, denen die Entwicklung folgt. So schwankt er zwischen der Liebe zu allem, was in seine Zeit gehört und sei es noch so belanglos, und der Begierde nach dem Sinn des Geschehens, zwischen journalistischer und philosophischer Einstellung.

Mancher Historiker, der in seinen Stoff verliebt ist, wird zum Berichterstatter einer vergangenen Zeit, der Chronist ist der Zeitungsschreiber von ehedem. Wie aus der Zeitung von heute, so empfängt man aus einer anekdotenreichen Chronik oft unmittelbarere und echtere Eindrücke als aus gelehrten Werken: und wer die Geschichte jüngster Vergangenheit schreiben will, liest Tageszeitungen wie Chroniken. Eigentümlich ist dem historisch eingestellten Menschen oft ein Mißtrauen gegen das Heute, das noch ungesichtet und scheinbar richtungslos vor seinen Augen hinrollt, und dieses Mißtrauen steigert sich leicht zur Abneigung gegen den Tag, seine Ereignisse und seine Diener.

Wenn man aber von der dargelegten fundamentalen Geisteshaltung des journalistischen und des philosophischen Menschen weitergeht und auf die Männer blickt, die dahin und dorthin zählen, so wird man ein Merkmal finden, daß dem echten, dem von seinem Beruf erfüllten Journalisten und dem echten philosophischen Geiste gemeinsam ist:

Digitized by Google

das universelle Interesse nämlich. Dem durchaus historisch Eingestellten geht es ab. Der Philosoph, der nach umfassender systematischer Einsicht in die Welt begehrt, wird auch das Geringe nicht mißachten, es kann ja Wesenhaftes und Großes bergen; und der Journalist, der sich nicht ganz auf ein Gebiet spezialisiert hat, greift nach allen Ereignissen, die der Tag bringt; so wird dieses universelle Interesse wiederum sachlich oder zeitlich geleitet. Man erkennt, daß viele Menschen, die weder als Journalisten noch als Philosophen bezeichnet werden können, von einem der beiden Extreme ihr Teil empfangen haben. Und es scheiden sich auch, ganz offenkundig, Dichter und Schriftsteller in philosophische (Goethe), historische (Schiller) und in journalistische Naturen.

Georg von der Vring

Von W. E. Süskind (München)

Zum erstenmal ist mir Georg von der Vrings Name im Feuilleton des „Berliner Tageblattes" begegnet, vor einigen Jahren. Da war eine Nummer einer Reihe von jungen Talenten gewidmet und als deren erstes erschien Vring. Sein Beitrag handelte, wenn ich nicht irre, von einem Gendarmen in der Kleinstadt — jedenfalls von etwas Bärtigem, Gestiefeltem und Furchteinflößendem, wie man es als Kind erlebt. Was in Brings Skizze im einzelnen geschah, weiß ich nicht mehr; vermutlich nicht viel, sonst hätte ich nicht so ausdrücklich den Eindruck der „Skizze". Geblieben ist mir vor allem dies: es war groteske Prosa, und sie hatte ein wenig den Zauber einer Kinderzeichnung — sie wirkte auf mich weniger geschrieben als gezeichnet. — Ein Jahr später brachte der so unglücklich um die Existenz gekommene Verlag Späth Brings Kriegsbuch „Soldat Suhren" heraus und nach dem für die damaligen, vor-remarqueschen Verhältnisse außerordentlichen Erfolg dieses Romans schien Bring ein bekannter und gekannter Autor zu sein. Ich sage „schien": sein Name ist freilich bekannt geblieben, er steht auf zwei inzwischen erschienenen Romanen (Adrian Dehls 1928, Camp Lafayette 1929),[1] aber gekannt ist dieser Autor bestimmt nicht nach Verdienst. In doppelter Hinsicht ist er ein Opfer seines gewissermaßen unzeitigen Erfolgs: die Konjunktur der Kriegsbücher hat seines, das früher gekommen ist, in eine ehrenvolle Abseitsstellung geschwemmt; dabei war sein Erfolg groß genug, um den Leser undankbar und träg zu stimmen: den kenne ich, dachte der Leser, ohne zu ahnen, daß Bring nicht der Autor eines Kriegsbuchs ist, sondern ein Dichter von zartester, in unserem poetischen Garten sonst fehlender Eigenart. Erst die Lektüre seiner drei Romane erlaubt dieses Urteil, und einen Dichter gegen seinen ersten Erfolg sozusagen in Schutz zu nehmen, ist der Zweck dieser Betrachtung über ihn.

Georg von der Vring
(Selbstbildnis)

Sowieso erlahmt mehr und mehr die literarische Kritik als eine Betrachtung der Persönlichkeiten und der dichterischen Natur — als ob das Opus wichtiger wäre als das Werk.
Nicht ohne Grund habe ich eingangs erzählt, daß mir Bring bei der ersten Begegnung einen so stark

[1] Bei Carl Schünemann, Bremen.

Digitized by Google

„malerischen" Eindruck machte; wohlverstanden zu einer Zeit, da es mir unbekannt war, daß er damals als Zeichenlehrer in einer norddeutschen Kleinstadt lebte. Sein „Soldat Suhren", den ich bei seinem Erscheinen mit großem Anteil las, hat diesen Eindruck zunächst nicht verstärkt. Was mir an ihm, ein wenig störend, auffiel, war der Umstand, daß er sich fälschlich als „Roman" affichierte; das war er nicht, er war eine Chronik, eine Blütenlese von „Scènes de la Vie" im Sinne der Vigny und Murger. Wie er das Kriegserlebnis zu einer Skizzenreihe auflockerte und aufheiterte („aufheitern" als Terminus technicus!), konnte er an Substanz und Dauerwirkung mit den späteren, oft schlechteren, aber eben romanhafteren Kriegsbüchern nicht wetteifern. In der Tat muß ich für meine Person gestehen, daß mir vom „Suhren" ganz überraschend wenig „geblieben" ist.

„Adrian Dehls" und „Camp Lafayette" habe ich kürzlich in einem Zug gelesen, und obwohl ich keinem von beiden Büchern ganz zustimmend gegenüberstehe, verdanke ich dieser Lektüre etwas, woran mir bedeutend mehr gelegen ist: die Bekanntschaft des Dichters von der Vring, eines in sich geschlossenen und besonderen Lebewesens. Er ist nun für mich nicht mehr der Autor des „Suhren", sondern einer von denen, die sich entschlossen haben. Das ist ein großes Wort, das ich sonst kaum einem von unseren jüngeren Autoren nachsagen möchte. Denn wir sind allzumal noch „freibleibend", es ist unser Jammer, freilich auch unser Prospekt.

Ich komme zurück auf das „Zeichnerische" bei von der Vring, denn merkwürdig: dieser Eindruck ist es, der mir aus seinen beiden letzten Romanen wieder ganz stark entgegentritt und diese Prosa geradezu charakterisiert. Dem Inhalt und dem zeitlichen Milieu nach sind diese Bücher denkbar verschieden: Adrian Dehls ist ein Jüngling aus der Zeit der Griechenschwärmerei und des deutschen Bundes — „Camp Lafayette" hingegen, als Geschichte eines Offiziersgefangenenlagers in Frankreich 1919, gehört stofflich mehr zum „Suhren". Doch viel stärker ist das beiden Gemeinsame: die Hand und Methode des Meisters Vring. Die ist vergleichbar der Klebekunst des Leutnants Adam in Camp Lafayette: Gesichter, Formen, Farben schneidet er aus, und aus ihrem Nebeneinander ergibt sich ein Fluß der Illustration, ein Fortgang des Bilderstreifs, nicht aber eigentlich eine Bewegung im Epischen (am ehesten im „Camp Lafayette").

So ausgedrückt mag das Urteil abweisend klingen. Es ist anders gemeint: als ein Versuch, die Eigenart dieses Dichters zu fassen. Statt sie „zeichnerisch" zu nennen, könnte man auch sagen, daß man bei von der Vring sehr oft, ja fast stets in einer Atmosphäre des Traums ist. Schon die Figuren sieht er mit der Traumoptik, die sich einen Bart, einen Hinkefuß usw. einprägt, und ebenso haben seine Dialoge, seine Metaphern, seine Phrasierungen in sich die merkwürdig schiefe und dabei überzeugende Logik des Traums. Im Ausdruck geht das zuweilen bis ins Manirierte, als Gehalt jedoch ist es mehr als Mittel bei Vring, es ist nicht „verwendet", sondern es ist sein Stil, so klarermaßen, daß man es nicht beurteilen, sondern nur feststellen darf: ein solcher ist er!

Wie nun fährt Vring, der Schriftsteller, mit dieser seiner Natur — und wie fährt der Leser mit ihr? Die Antwort wird sich danach richten, ob man sich vom Dichter „Sophia" oder „Charis" wünscht, eine geistig-kritische oder eine hellsichtig-fühlsame Optik, und wie gemischt die einzelne dichterische Unternehmung beides verlangt. Alles, was irgend von einer träumenden, fiebernden, morbiden oder trunkenen Atmosphäre erreicht wird, ist bei Vring ersten Ranges: die Kinderwelt des Dehls, die Lazarett- und Dekadenzstimmung im „Lafayette" und zwar nicht etwa nur als Zutat, sondern als Ganzes, als Architektur, mit Haut und Haaren. So sehr ersten Ranges, daß man den Übergriff in die Literaturgeschichte riskieren möchte und sagen: von der Vring sei der bisher ausgebliebene Spätling des Expressionismus, der legitime Prosaist dieser in ihrer lyrisch-dramatischen Äußerung kupierten Periode.

Desselben Ursprungs sind die Eigenschaften von Brings Prosa, die für meinen Begriff ihre Kraft zuzeiten lähmen und dem Leser einen etwas eintönigen und bleiernen Eindruck mitteilen: das etwas Verzierte daran, das nur-Poetische, als befände man sich in einem aus dem verschlungensten Orient übersetzten Roman, einem chinesischen aus einer ritterlichen Dynastie. So wunderbar das Jugenderlebnis, die Komplexbildung in der Kindheit (der Freund, der Vater) Vring gelingt, der Roman, die Bildung des Mannes ist ihm noch nicht

Digitized by Google

gelungen. Als einziger vielleicht von denen, die heute schreiben (nachdem Ungar tot ist), erinnert er an den großen Franz Kafka. Aber er erinnert doch nur; seine Bücher sind voll einer Kafkaschen Atmosphäre, doch fehlt ihnen das Traumgeschehen, nein das ganz großartige geistige Geschehen, das Kafkas Bücher dem Religiösen naherückt.

Mit einem Wort zum Schluß: noch hat von der Bring nicht seinen Stoff gefunden (einen sehr großen historischen, mystischen oder aber — les extrèmes se touchent — einen inbrünstig-lyrischen, liebenden Stoff, denn er ist ein Lyriker von Kraft!) — ein Dichter aber, ein ganzer und besonderer Kerl ist er, einfach seinem Wesen nach, und das ist genug.

Die Geste im Roman

Von Herbert Scheffler (Frankfurt a. M.)

Jeder diskutable Roman hat eine Gesamthaltung, er spricht mit einer besonderen Geste in die Welt. Je gleichförmiger der Dichter ist, je gradliniger seine Persönlichkeit einem klaren künstlerischen Ziel zuläuft (— oder er fängt so spät an, daß er die großen Umwälzungen schon hinter sich hat —), um so gleichartiger wird seine Geste sein. Ich denke etwa an André Gide. „Die Verließe des Vatikan" oder „Isabelle" oder „Die Falschmünzer": das sinnliche Temperament ist überall ins Geistige hinübergezogen, nur der Grad, in dem dies gelingt, ist noch verschieden. Gides Romane haben die zuchtvolle, geistesaristokratische Gebärde, in deren Nähe das Pretiöse lauert. Selbst das Romantische in diesen Romanen (mir schwebt die meisterliche Figur des jungen Lafcadio in „Die Verließe des Vatikan" vor, der im D-Zug einen qualligen Spießer nicht aus persönlichem Ekel, sondern aus der Lust an der Konsequenz des Verbrechens zur Türe hinausstößt) — selbst das Romantische ist hier mehr Zwielicht des Geistes als des Herzens. Das Seelische fehlt nicht, aber es hat sich zu fügen. Ganz anders als etwa in Goethes „Werther", wo alles sich der seelischen Dominante zu fügen hat. Wo noch die fernsten Reflexionen beben, weil sie mit in dem vulkanischen Boden des aufgeregten Herzens wurzeln.

Der „Werther" und „Die Wahlverwandtschaften" sind zwei völlig verschiedene Gesten. Die Leiden des jungen Werther (1774) sind gesungen und geweint, die Leiden — wenn man so will — des alten Werther (1809) sind in verdeckter Bewegtheit gesprochen. Dort die offene Geste an und in die Welt, flatternd und flackernd, impetuos, hier die geschlossene Geste, die selbstsichere, formhaltende. Das geht, da die Gesamthaltung des Werkes sich auch in der Einzelhaltung der Personen wiederfinden lassen muß, bis in die Details. „Er warf sich vor Lotten nieder in der vollsten Verzweiflung, faßte ihre Hände, drückte sie in seine Augen, wider seine Stirn, und ihr schien eine Ahnung seines schrecklichen Vorhabens durch die Seele zu fliegen. Ihre Sinne verwirrten sich; sie drückte seine Hände, drückte sie wider ihre Brust, neigte sich mit einer wehmütigen Bewegung zu ihm, und ihre glühenden Wangen berührten sich. Die Welt verging ihnen. Er schlang seine Arme um sie her, preßte sie an seine Brust, und deckte ihre zitternden, stammelnden Lippen mit wütenden Küssen. Werther! rief sie, mit erstickter Stimme, sich abwendend, Werther! und drückte mit schwacher Hand seine Brust von der ihrigen . . ." Wieviel Sehnsucht noch in dieser Ablehnung! Und wie entwertet ist das Er, wie mächtig drängt es zum direkten Bericht, zum Ich, hinüber! Ganz anders in den „Wahlverwandtschaften". Der Gehilfe schreibt: „Ich habe nie gesehen, daß Ottilie etwas verlangt, oder gar um etwas dringend gebeten hätte. Dagegen kommen Fälle . . ., daß sie etwas abzulehnen sucht, was man von ihr fordert. Sie tut das mit einer Gebärde, die für den, der den Sinn davon gefaßt hat, unwiderstehlich ist. Sie drückt die flachen Hände, die sie in die Höhe hebt, zusammen und führt sie gegen die Brust, indem sie sich nur wenig vorwärts neigt und den dringend Fordernden mit einem solchen Blick ansieht, daß er gern von allem absteht, was er verlangen oder wünschen möchte." Späterhin bekommt diese Geste als das Zeichen der endgültigen Absage Ottiliens an Eduard ihre schwere Bedeutsamkeit, aber an Ruhe

Digitized by Google

und Würde verliert sie nichts. Auch wenn sie nicht von fern berichtet wird, sondern sich unmittelbar vor unseren Augen abspielt, behält sie ihre epische Distanz. Behält sie doppelt, weil sie schon vorher erwähnt und gedeutet wurde, sie somit ihre charakterisierende Bedeutung jetzt nicht mehr völlig unter der Affektbedeutung einbüßen kann.

Daß ein längst bekannter Dichter mit einem neuen Werk so vollständig überraschen kann, hängt viel weniger damit zusammen, daß er einen neuen Stoff erschließt, als daß er eine einzigartige und überdies bei ihm noch unvorhergesehene Gebärde bringt. Ich sage absichtlich nicht Stil, sondern Gebärde. Stil wäre hier das Äußere, die Schreibweise, das also, was erst durch die Gebärde erzeugt wird. Es handelt sich um eine neue Haltung, ein neues Sich-zur-Welt-Bewegen. Jeder Mensch, und ganz besonders der künstlerisch Schaffende, erlahmt von Zeit zu Zeit an der Welt, er trennt sich von ihr, er kehrt ihr den Rücken; aber schon hat er die Welt wieder vor sich, eine neue Ansicht von ihr, und er versucht diese Ansicht im Werk zu ergründen. Seine Geste des Entzückens, der Überraschung oder der neuerlichen Abwehr wird das Werk. Der Stil aber ist nichts als das Medium, er hat möglichst diaphan zu sein, damit die Grundgebärde sichtbar bleibt. Daher kann man Stil nicht lernen. Man kann vielleicht lernen, stark und deutlich zu sehen, sehr aufmerksam und sehr ichvergessen; aber dann kann man nur noch üben, nicht lernen. Das Sehen bildet sich seinen Stil nach seiner Intensität.

Hamsun gibt den Beweis. Der Stil ist ihm stets sekundär gewesen, noch nicht einmal sekundär: er hat überhaupt nicht an ihn gedacht. Dabei wird niemand bestreiten können, daß „Viktoria", „Gedämpftes Saitenspiel" und „Das letzte Kapitel" stilistisch ganz getrennt liegen. Die neue Weltschau ergab jedesmal eine neue Bewegung (zu ihr hin oder von ihr weg, das ist hier gleichgültig), die neue Bewegung aber brachte den Stil mit, der ihr entsprach, der sie möglichst präzis verwirklichte. Für den, der so scharf sah wie Hamsun, war der Stil keine Frage mehr. Er war in der neuen Gebärde mit einbegriffen. Der Stil war der Mensch. Wir aber sind heute fast daran gewöhnt, daß der Mensch zu Stil wird (wie etwa Giraudoux in der „Eglantine" seinen Stil vorschiebt, währenddessen der Mensch sich ausruht).

Die Verfolgung der Geste des Romans bis zur Geste im Roman bringt die Entdeckung der organischen Bezüglichkeit zwischen dem Ganzen und seinen Teilen. Hamsun beschreibt eine charakterisierende Geste: „Sie traten auf eine Veranda. Dort waren schon einige, darunter die Dame, die immer etwas zwischen den Händen drehte. Sie drehte ihr Taschentuch und ihre Handschuhe, und alles, was sie in die Hand nahm, zwirnte sie zu einem Strick zusammen. Es war Nervosität mit Methode. Sie dachte vielleicht gar nicht daran, wie lächerlich und unnütz ihre Mühe war, aber fleißig war sie, als gälte es eine wichtige Arbeit. Bekam sie nichts anderes zu fassen, so drehte sie ihre Finger, daß sie knackten." Thomas Mann beschreibt die typische Gebärde seines Mynheer Peeperkorn: „. . . ferner waren seine Hände ziemlich breit, aber mit langen, spitz zulaufenden Nägeln versehen, und er bediente sich ihrer beim Sprechen . . . zu auserlesenen, die Aufmerksamkeit spannenden Gebärden, den delikat nuancierenden, gepflegten, genauen und reinlichen Kulturgebärden eines Dirigenten, den Zeigefinger mit dem Daumen zum Kreise gekrümmt oder die flache Hand — breit, aber nagelspitz — behütend, abdämpfend, Achtsamkeit fordernd ausgebreitet . . ." Eine Charaktergeste bei Hamsun wie bei Mann. Aber bei Hamsun, dem Dichter, gewinnt auch das Charakterisierende das Leben des Moments, das Beschriebene findet gleichzeitig statt. Bei Mann, dem Schriftsteller, wird noch das momentan Stattfindende beschrieben, es findet genau genommen überhaupt nicht statt, weil die immer wieder aufgenommene, nach allen Seiten hin ausgebreitete, mit neuen Metaphern scheinbar anschaulicher gemachte Beschreibung den Vorgang aus der Gegenwart fast ganz entrückt. Mynheer Peeperkorns „Exaktheitsring" ist immer wieder da — und nicht da. Die Geste gewinnt nicht letzte Leibhaftigkeit. Auch Hamsun läßt die nervöse Frau noch oft etwas zwischen den Händen drehen; doch auf neue, ausgebreitete, verästelte Beschreibung verzichtet er. Er sieht in die Geste nichts hinein, er ästhetisiert sie nicht, er umhüllt sie nicht mit seiner Darstellung, er läßt ihr die nackte Unsinnigkeit, die den Leser bis zum Wegschauen verzweifelt macht. Thomas Mann zwingt uns nicht entsprechend zum Hinsehen, sondern immer wieder zum Hinhören. Er ist der Beschreiber, der Erläuterer der Geste, Hamsun ihr Darsteller.

Digitized by Google

Auf dem Weg über die Geste ist auch der Kitsch sehr einfach zu enthüllen. Er beweist sich in der theaterhaften Übertreibung der Affektgeste, in der Schablonisierung der charakteristischen Geste. Die Marlitt läßt ihr „Heideprinzeßchen" von ihrem geliebten Dierkhof Abschied nehmen, Abschied aber ist ohne Winken nicht denkbar, also: „Früh vor vier Uhr lief ich schon durch die tautriefende Heide. Ich winkte mit ausgebreiteten Armen über die Millionen blütenbeschwerter Erikastengel hin und nach dem qualmenden Torfsumpf hinüber ..." Oder im „Geheimnis der alten Mamsell" wird die Haltung eines Professors beschrieben: „Der Professor legte die linke Hand auf den Rücken, ließ die rechte unablässig über den Bart gleiten und ging schweigend im Zimmer auf und ab." Es gibt Professoren, die einen Bart haben, es gibt auch solche, die ihn unablässig streichen, es mag auch noch solche geben, die dazu im Zimmer auf und ab gehen und die linke Hand auf den Rücken legen. Aber weiter? Nichts weiter. Das Klischee reicht nicht weiter, und gesehen wurde nicht der Mensch, sondern das Klischee.

Selbst bessere Schriftsteller rutschen bei der Darstellung der Geste hoffnungslos ab. Sudermann beschreibt in „Es war" die Geste des Zorns: „Schäumend, mit geballten Fäusten, ging er an den Ställen entlang ..." Die Geste ist hundertprozentig und man soll mit dem Äußersten sparsam sein. Schlechthin unverantwortlich aber ist eine Beschreibung der Wut, die lautet: „Die Hände in der Luft gekrallt — mit geblähten Nüstern und blutunterlaufenen Augen — raste er durch das Zimmer." Superlativismus der Geste! Die Wirkung aber macht sich selbständig und läuft konträr: man lächelt wie vor schlechtem Theater.

Der Sudermannsche Roman als Ganzes hat eine übertrieben stampfende, doch immerhin temperamentvolle Gebärde. Sogar in einigen Romanen der Marlitt kann man noch ein Gebärdenrestchen aufspüren, wenn es auch schwächlich ist und sich überall gleich bleibt. Bei Frau Courths-Mahler ist auch das noch verschwunden. Und weil keine Gebärde am Anfang stand, so steht auch keine am Ende. Abwechselnd werden die Lehnen von Sesseln umkrampft und die Hände aufs Herz gedrückt. Es geht nach Registern. (Aber dieser Plural ist nicht allzu hoch zu veranschlagen.)

Um noch einmal zur Kunst zu kommen: wir erwähnten bei Hamsun die Leibhaftigkeit der Geste, die ganz ohne Korruption der epischen Distanz nur durch die Güte der Augen sichergestellt wird. Dazu kommt jetzt noch die Sparsamkeit der Geste. Man kann im „Segen der Erde", diesem Wunderwerk epischer Enthaltsamkeit, kapitellang lesen, ohne einer einzigen Geste zu begegnen. Und wenn sie kommt, ist sie in einem Satz erledigt: „Isak hob langsam die Hand an seinen Kopf, es war, als hebe ein Bär die Tatze auf." Hamsun ist als ein dunkel leidenschaftlicher Mensch vorstellbar, nicht aber als Sanguiniker. Gerade umgekehrt etwa René Schickele. Weitgriffigere und temperamentvollere Gesten als in der „Maria Capponi" kann man kaum irgendwo lesen. Die Seele strömt hier unmittelbar in die Hände. Je reicher also die dargestellte Seele, desto vielfältiger und stärker sprechen die Hände. Und weil Schickele, der Dichter, reich genug ist, auch die Seelen seiner Menschen reich auszustatten, so entsteht eine Fülle und Vielfalt der Gesten, die man im Lesen geradezu als eine eigene Auslösung, als eine körperliche Erfrischung empfindet. Ein Maler wird beschrieben, der im Freien an der Arbeit ist: „Zwischendurch beschrieb sein Arm beschwörende Bewegungen in der Richtung der hocherblühten Stadt, als wollte er sie durch Zauberei auf seine Leinwand bannen." Wie ist das gesehen und wie ist das Gesehene in den Worten untergebracht! Oder ein Kind erzählt von einer Feuersbrunst: „‚Madame ist gerettet, man hat sie dort in das Nebengebäude geschafft. Aber niemand weiß, ob sie noch richtig lebt.' Vor Aufregung steckte sie den Daumen in den Mund und biß darauf." Das ist keine Literatur mehr. Nicht ein Wort betrügt uns hier. Die Geste lebt, also ist sie wahr. Und wenn sie Schickele nie gerade so an einem Kind wahrgenommen hätte — sie wäre dennoch wahr. Was ein Dichter sagt, kann täglich geschehen. Denn er ist ein Seher, ein Voraus-Seher, ein Hinter-die-Dinge-Seher, und kein gehobener Statistiker.

Damit sind wir wieder bei dem Menschen, aus dem das Werk sich herausarbeitete als seine Geste. Und zu dem es, wie die Geste in den Körper, irgendwann zurückkehrt. Diese Rückkehr des Werks aber, das Gegenüberstehen des Schaffenden seiner eigenen, zurückliegenden Gebärde und ihre Einverleibung, ist wieder ein neues Kapitel.

Digitized by Google

Julien Green

Von Klaus Mann (München)

Gleichzeitig mit einem schauerlichen Niedergang des Theaters erleben wir ein Aufblühen des Romans; merkwürdigerweise wird vom ersteren Phänomen ungleich mehr als vom letzteren gesprochen. Während die Schaubühne sich zur Amüsieranstalt entwürdigt (bestenfalls zum politischen Agitationsplatz), werden auf der ganzen Welt Erzählungen geschrieben, die das geheimnisvollste und intimste Zentrum unseres Lebens berühren. Theater, die einst anspruchsvoll waren, begnügen sich jetzt mit Fabrikware, und scheinen sich nicht einmal viel draus zu machen. Das Publikum amüsiert sich noch über die abgestandensten Schwänke; in weiteren Kreisen ziemlich unbekannt bleiben die, die wahrhaft von dem Leben wissen, das wir führen; weniger populär als die schalsten Possen sind die Hurley, Lawrence, Virginia Woolff; die Döblin, René Schickele, Monthérlant und Cocteau; Hemingway, Julien Green.

* * *

Julien Green, französischer Schriftsteller von amerikanischer Abstammung, gehört zur Familie der großen Epiker. Es scheint, daß er Kraft und Atem genug haben müßte, um das ganze Leben in seiner unendlichen Gemischtheit einzufangen und darzustellen. Mit einer Art von unbarmherziger Einseitigkeit beschränkt er sich auf ein Thema. Es ist das Thema des Schmerzes. Die Trauer wird das Grundgefühl alles Lebendigen. Nicht die Wehmut oder die Melancholie, wie etwa bei Bang; die schwere, große, letztlich hoffnungslose Trauer der unerlösten Kreatur, in die all unser Gefühl mündet als in die Heimat; und alles Gefühl ist nur ihr Vorspiel, ihre Einleitung, so daß es von einer Frau, die vorübergehend aufgebracht oder rachsüchtig oder verliebt war, mit einer majestätischen Selbstverständlichkeit heißt: „Und die Trauer strömte wieder in ihr Herz, wie das Meer wieder den Strand bedeckt."

Es ist merkwürdig, mit welch unmittelbarer Eindringlichkeit mich diese zum Leid verdammten Menschen Julien Greens an die starren Figuren des italienischen Malers Chirico erinnern. Die mächtig ruhevoll gruppierten Traumgestalten des surrealistischen Klassizisten tragen, statt des Hauptes, ein pathetisch leeres Ei; die realistischen Geschöpfe Greens sind bis zu minutiösen Einzelheiten ausgeführt. Ich empfinde sie trotzdem als typisiert. Der Naturalismus ist Maske. In Wahrheit sitzen sie in ebenso pathetischer Vereinsamung wie die Wesen Chiricos; rufen sich über weite Zwischenräume Formeln zu, die keiner so meint, wie sie der andere versteht. In Wahrheit haben alle diese nur eine Eigenschaft: den Schmerz.

Ich sehe mir noch einmal die Figuren an, die die primitive und blutige Handlung des Romans „Leviathan"[1] tragen. Ich erkenne ihre Mienen nur, wie man Larven erkennt, deutlich zwar, beinah grob gezeichnet, mit einprägsamen Details, die man nicht mehr vergißt; dahinter aber sind sie die ohnmächtigen und gesichtslosen Puppen eines launischen und gnadenlosen Schicksals. „Sie war das Spielzeug des Willens, der die Welt beherrscht, und ihre Freiheit nur Hohn", heißt es von einer Frau. Und von Guéret, dem mehr leidenden als handelnden Helden der Tragödie: „Das Schicksal würde ihn schlagen, ohne ihn etwas zu lehren, nicht einmal sich selbst zu beherrschen und das Gesicht eines Mannes zu zeigen, der seiner selbst sicher war." Das Schicksal schlägt ihn, trifft ihn mitten ins Gesicht, wie er das Mädchen ins Gesicht trifft, das er vergöttert, Angèle. Das Mädchen verliert seine Schönheit, ihr Gesicht bleibt von Narben entstellt. Er selbst geht mit gebeugtem Rücken weiter; gebeugt von dem „ungleichen Kampfe, der sich abspielt zwischen ihm und einer geheimnisvollen, unbestimmten Macht".

Ich empfinde diese Personen, die sich gegenseitig so unversöhnlich verabscheuen oder so inbrünstig begehren, nicht als einen Zug, der wandert, vielmehr als eine Gruppe, die in starrer Haltung beieinander steht. In ihrer Mitte: Guéret, der schüchterne Grausame; bei ihm die schöne und lügenhafte Angèle, die plötzlich das reizende Gesicht abwendet, es im schwarzen Schal zu verbergen, denn

[1] Deutsch bei Kiepenheuer, Berlin.

Digitized by Google

sie schämt sich der Wunden. Neben Angèle auf der einen, neben Guéret auf der anderen Seite: die beiden fürchterlichen Alten, die kupplerische und neugierige Madame Londe, der das kleine Restaurant gehört, und die reiche Madame Grosgeorge, deren versteintes und vereinsamtes Herz sich nach dem Abenteuer als nach der Erlösung aus der Hoffnungslosigkeit des Alltags sehnt. Weiter entfernt: der lasterhafte, blöde und schwammige Monsieur Grosgeorge; die kleine, gewitzte und schon mißbrauchte Fernande; noch weiter hinten, eine gemeine Statisterie, die geilen und bornierten Stammgäste des Restaurant Londe, die Apotheker und die Getreidehändler.

Auch den Ablauf der Handlung sehe ich nicht kontinuierlich, nicht als Bewegung, die zu einem Ziel führen könnte, sondern wie in einzelnen, gestellten Gruppen, die in langsamer Reihenfolge einander ablösen, ohne daß sich viel veränderte (nur sinkt das Schwergewicht des Leides vorübergehend von der Schulter des einen auf die des andern hinüber). Guéret auf der finsteren Landstraße, gierig zu Angèle geneigt, der er den wertlosen Ring ansteckt; Madame Grosgeorge, zugleich eiskalt und leidenschaftlich, die Hand gegen ihren kleinen Sohn zum Schlage hebend; Madame Londe, verzehrt von Neugierde, in starrer Herrschsucht hinter der Kasse ihres Restaurants; Guéret, an Angèles Fenster hängend, sich die Hände an der Mauer blutig schürfend; Guéret, im Wäldchen am Fluß auf Angèle einschlagend; nachher, nachts, in dem Kohlenhof, dessen Landschaft sich so phantastisch steigert und verwandelt (es ist die großartigste Vision des Buchs; gerade sie war es übrigens, die mich zuerst an Chirico denken ließ).

„Wie kann man so leiden und doch nicht sterben?" An den Höhepunkten des Buchs, die immer gleichzeitig Höhepunkte des Schmerzes für die handelnd-leidenden Figuren sind, scheinen diese Menschen oft bis an jene äußerste Grenze der Traurigkeit gelangt zu sein, hinter der nichts mehr kommt; nur noch der Tod.

Der kommt aber nicht; oder wenn, dann gleichsam zufällig, als ein anderer Zustand der Trauer, nicht als Erlösung. Madame Grosgeorge macht selbst ein Ende, ebenso Angèle; aber ihre Bestimmung zum Leiden scheint zu definitiv, als daß sie sie durch die immerhin autonome Geste des Selbstmords auslöschen könnten. Der grauenhafte Eindruck bleibt, daß sie weiterleiden werden, ebenso wie Guéret, der ins Gefängnis wandert, wie Madame Londe, die ihr verödetes Restaurant nicht verlassen darf.

Es ist sehr typisch für Green ein schmutziges kleines Provinzrestaurant und eine geschmacklose Protzenvilla als Symbol für die Hölle zu nehmen (ebenso, wie er in „Adrienne Mesurat" ein kleinbürgerliches Heim genommen hat). Das Mesquine wird in die Sphäre des Tragischen miteinbezogen; das bloß

Julien Green
(Phot. Rieß-Berlin)

Erbärmliche wird tragisch gemacht. Ich weiß nicht, ob vor ihm ein Epiker die Langeweile als pathetisches Moment benützt hat; sicher nicht mit dieser Intensität. Daß Stunden so öde und ereignislos verrinnen; daß Tage, voll von schäbigen und sinnlosen Verrichtungen, so häßlich einander gleichen: das unterhöhlt das Herz und versteint es zugleich. Das bringt die Verzweiflung, nicht die Katastrophen bringen sie. Die Katastrophen kommen aus dieser abgründigen Ödigkeit, dieser unentrinnbaren Langeweile. Deshalb können Greens Tragödien nicht in Paris spielen, wo das Tempo der

Digitized by Google

großen Stadt alles erträglicher macht; sie sind an die abgestorbenste Provinz gebunden.

Man hat Green mit Balzac verglichen, an den er zuweilen in seiner epischen Technik erinnert (bei der Schilderung des Restaurant Londe fällt einem die Pension der Madame Vauquer ein, aus der die Schicksale des Père Goriot sich entwickeln). Aber bei Balzac streiten in ständiger Bewegung Energien gegeneinander, deren tiefster Instinkt der Wille zum Kampf ist. Bei Green beugen sich unter der Geißel des Schicksals solche, die das Zeichen der Verdammnis auf der Stirne tragen. Die dynamische Welt des Balzac kennt Aufruhr, Auseinandersetzung, stürmisches Schreiten zu einem Ziel; die statische Greens hält trostlos still, die Augen ohne Bewegung auf einen Punkt gerichtet, der in Finsternis liegt. Das Element des Balzacschen Menschen ist die Aktion, die verbrecherische oder die edle; der Held des „Leviathan" weiß, „daß seine Pläne nicht zählen. Wichtig ist nur die Zeit, und die Zeit liegt nicht in der Hand der Menschen". Die Aktion entsteht wie ein Krampf, aus der Starrheit heraus.

Muß ich zum Schluß betonen, daß diese Menschen lebendig sind, atmendes Fleisch und Blut, wenngleich alle ihre Eigenschaften zu einer einzigen konzentriert scheinen, zu der: leiden zu können? Dieser Julien Green, junger Amerikaner, der die gewaltige Tradition des französischen Romans bewahrt, indem er sie mit neuen Inhalten füllt, wäre kein großer Epiker, wenn seine Kreaturen wirklich Puppen blieben, aus lauter Schicksalsgebundenheit. Sie sind nicht mehr Puppen als wir. Aber ein genialer und gnadenloser Blick entkleidet sie vielen Flitters, mit dem wir uns voreinander verbergen.

Sähen wir uns gegenseitig so auf den Grund der Seele, wie dieser Dichter seinen armen Geschöpfen: wir wagten es kaum noch ins Auge zu schauen einer dem andern; wir wendeten uns, gingen davon, mit verhüllten Gesichtern.

Dramatisches Finale

Von Friedrich Rosenthal (Wien)

Das Happy-End als eine der marktgängigsten Terminologien des marktbeherrschenden Films, die Sucht nach Heiterkeit und befriedigender Illusion um jeden Preis, die aller heutigen Theaterkunst — der unmittelbaren wie der mittelbaren, der räumlichen, flächigen wie gefunkten — anhaftet, läßt eine Untersuchung auf knappster Grundlage, wie es die folgende sein will, vielleicht begreiflich und wünschenswert erscheinen. Freilich darf sich der Unbefangene — Schreiber wie Leser — nicht der Einsicht verschließen, daß die Entwicklung eines solchen Themas nichts geringeres bedeutet als den Entwurf einer ganzen dramatischen Formlehre. Ein starkes und kühnes Unterfangen, das bange machen könnte!

In der klassischen Ästhetik, deren höchste Zielsetzung „Reinigung der Leidenschaften" war, erscheinen wie die Gattungsbegriffe auch ihre künstlerischen Formulierungen streng festgeprägt. Wie ja alle dramatische Kunst in Konstruktion und Charakteristik durchaus dem Typenwesen entstammt. Noch bei Shakespeare und bei der um ihn gelagerten spanischen wie französischen Theaterdichtung ist nirgends ein Abweichen von diesem ehernen, starren Gesetz zu erkennen. Wenn auch der Tiefsinn seiner höheren Komödien stets an Tragik, ja an Tod rührt (Wie es Euch gefällt, Was Ihr wollt, Sommernachtstraum, Viel Lärm um Nichts); wenn auch die Unerbittlichkeit der Tragödien oft aus dem heitersten Nichts, aus ahnungsloser Unscheinbarkeit erwächst und erblüht. (Wintermärchen, Othello, Romeo und Julia, Kaufmann von Venedig, König Lear.)

Geschmäcklerisch bevorzugte die alte Zeit (die in diesem Sinne bis an den Beginn des 19. Jahrhunderts heranreicht), dem feierlich-heroischen, religionsnahen Wesen des Theaters entsprechend, den tragischen Ausgang. Zumal bei allen Kreisen, die der Bühne gefühlsmäßig verbunden waren. Komödienwirkung lief in die äußersten Extreme, in die Spitze nach oben oder in die Verbreiterung nach unten. Snobistischer Kitzel und derbe Volksinstinkte fanden hier gleicherweise ihre reizsame Befriedigung.

Digitized by Google

Art und Wirkung des Endes strahlten in verklungener Zeit verschiedentlich aus. Vor allem schon in die Untertitel der Werke, was auch noch bis vor kurzem eine unbedingt notwendige Information des Publikums bedeutete. Bei Schiller, dem gültigen deutschen Maßstab für alles dramatische Wesen, läßt sich das bis in die letzten Feinheiten und Unterschiedlichkeiten verfolgen. Er selbst unterlag hierin dem Zwange seiner Bühne in schmerzlichster, ihn tief aufwühlender Weise. In den „Räubern" (im Original „Schauspiel", in der Theaterbearbeitung „Trauerspiel" genannt) fand er noch den beglückenden, Unsterblichkeit sichernden Ausgleich. In „Fiesko", dessen Bearbeitungsergebnis vor kurzem neuerlich zur Diskussion gestellt wurde, führte die innere Revolte zu organischem Sprung und verwirrendem Bruch für Werk und Wirkung.

Trauerspiel bedeutete früher einmal Tod des Helden, seltener Tod seiner Widersacher. Hier müßte freilich — wenn Raum wäre — die Form dieser Austragung näher untersucht werden. Mord oder Selbstmord oder gar der Theatertod des gebrochenen Herzens, dem noch Zuckmayers alter Seiltänzer Knie erlag und dem nur noch jene Musikbegleitung fehlte, unter der Anzengrubers unschuldig deklassierter Jakob melodramatisch effektvoll dahinstirbt. Das besorgten früher — wenn schon nicht die Dichter — so die Regisseure. Keine Dingelstedtsche Königsdrameninszenierung, die sich solchen rührend stimmungsvollen Lebensausklang hätte rauben lassen.

Darum vielleicht auch — weil aller Theatertod allzu süßlich geworden — suchte modernes Drama, der Naturalismus und seine Stammväter, die gehobenere Freiheit einer geistigen Endform. Dabei ergaben sich allerlei seltsame problematische Möglichkeiten: der klare Schluß, der fragende, der verschwebende. Die frühere Ästhetik läßt nach vorbeigerauschtem, noch so heftigem Unwetter die alte Welt weitergehen wie etwa in den „Räubern"; die jüngste des Expressionismus', bekannte sich in bewußtem Gegensatz am liebsten zu dem grauenhaft trostlosen Prinzip der Zerstörung. Was dazwischen lag, was die Schicksals- und Schuldbegriffe nicht mehr übermäßig wichtig nahm oder sie zumindest nicht gern vom Milieu loslöste, entschied weniger deutlich und kategorisch. Daher bleiben hier immer mancherlei Straßen gangbar und viele Türen offen. Der Scheideweg zweier Schlüsse, den schon Goethes „Stella" betrat, der Ibsens „Nora" vielumstritten gemacht hatte, ist hierbei allenthalben symptomatisch.

Und damit nähern wir uns eigentlich der freien Bahn, der wachsenden Neigung zum glücklichen Ausgang. Oder sollte man nicht lieber gleich — trotz aller ästhetischen Scheuklappen — mit dem zeitverständlicheren Ausdruck „Happy-End" operieren? Das richtige Happy-End hat jedes wahrhafte Lustspiel, obwohl die echte Komödie immer hart ans Tragische streift und jederzeit umkippen könnte. Die erlauchten Beispiele des „Nathan", „Homburg", „Weh dem der lügt" beweisen dies zur Genüge. Den befreiend glücklichen Ausgang, den organisch berechtigten, haben auch alle Traum- und Märchenstücke, in deren moralischer Absicht solcher Verlauf ja gesetzmäßig tief beschlossen ist. Daneben ergibt sich an allen heiteren Lösungen ein gewisser „provisorischer" Beiklang, der bei enormen Theatererfolgen oft auf Fortsetzungen neugierig machte. „Lumpaci Vagabundus" und das „Weiße Rößl" mögen hierfür als äußerlich dokumentarisch gelten, was ja auch die reale Existenz ihrer zweiten — nicht eben glücklichen Teile — beweist. Lessings „Minna" böte dazu die tiefere, verheißungsvollere Möglichkeit, die freilich nie genützt und erfüllt wurde.

Dann kam — in der jüngsten Gegenwart, vom Film angestachelt — das lügenhafte Happy-End. Mehr als alle ästhetischen Spitzfindigkeiten sagt hier eine berliner Theateranekdote aus, wonach eine entzückte Zuschauerin des „Garten Eden" nach dem letzten Fallen des Vorhangs ihrem Begleiter versicherte, „das sei nun endlich einmal ein befriedigender Schluß". Woraus eine ganze Dramaturgie unseres gegenwärtigen Theaters und seiner Wirkungen abzuleiten wäre. Zwei deutsche Meisterwerke wie „Agnes Bernauer" und „Die Jüdin von Toledo" haben unter der mangelnden Entschlußfähigkeit ihrer Verfasser für ein „glückliches Ende" seit jeher erheblich gelitten.

Ebenso merkwürdig und wichtig wie die Lösung selbst ist auch ihr Verlauf, das heißt die Verwendung der inneren oder äußeren, tief ins Stück greifenden Mittel, wodurch sie herbeigeführt wird. Geschieht sie aus den daran beteiligten Menschen selbst,

Digitized by Google

aus der Verstrickung von Schuld und Freiheit, oder geschieht sie durch ein von außen eingreifendes, bewährtes Element, durch den Deus ex machina, es sei der durch Jahrhunderte unantastbare Gott aller Herrschergüte, Würde und Autorität oder durch Seine Majestät, das Kind, wenn es sich um Verwirrungen und Verwicklungen einer Ehekrise handelt? Hier wirkt ja auch die Zeit mit ihrer jeweiligen Beurteilung menschlicher Grundgesetze und die geltende Literaturmode beherrschend ein. Ein aphoristischer Schluß wie etwa der von Ibsens „Volksfeind" ist durchaus Produkt und Resultat der Individualitätsparadoxie des sinkenden 19. Jahrhunderts. Damals kam auch die synthetische Mischform der Tragikomödie auf. Und es erinnert beinahe an Polonius' Ruhmrede auf die dänischen Schauspieler und ihre Vielverwendbarkeit für alle Abarten zeitgenössischer Dramaturgie, wenn man die Modulationen theatralischer Schlüsse auch von unterschiedlichen Gattungsbegriffen abhängig machen muß, sie heißen: heroisch, bürgerlich, volkstümlich, sozial-proletarisch oder mondän-gesellschaftlich.

Und damit rundet und beschließt sich der Stoffkreis des Finales, wenn er nun noch Politik, Zensur und das Walten der Schauspielereitelkeit oder Empfindlichkeit einbegreift. In Wien duldete man durch Jahrzehnte nicht, daß der mißhandelte König Lear auch wirklich sterbe. Der große Schauspieler Novelli schloß den „Kaufmann von Venedig" mit Shylocks Niederbruch, und Hedwig Niemann-Raabe wehrte sich gegen das unbefriedigende Ende der „Nora". „Politik" aber in höherem, ästhetischem Sinne ist in allen durch ihre Epoche bedingten Lösungen verfolgbar. Der Adel war längst nicht mehr die Blüte der Nationen, aber die heroische Theatergebärde, die er diktierte, führte unweigerlich zu dramatischen Untergangskatastrophen. Das Bürgertum, das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dominierte, beschwichtigte alle dramatischen Krisen gern durch spießerhafte Resignation. Und im Drama der Masse stand als oberste, revoltierende Bedingung die Macht der Idee, gleichviel, welche Opfer an Menschenleben und Gut sie auch immer fordere.

Die Buntheit dieser vielfachen Akkorde variiert noch weiter in den unterschiedlichen Stimmungen, über die sich der letzte Vorhang senkt. Sie mögen nun kräftig, fanfarenhaft, gleichsam mit jenem betonten Endreim sein, wie ihn Shakespeare für seine Abschlüsse liebte oder lyrisch verklingend, ja verhauchend, ganz still wie der angehaltene Herzschlag der Welt. Durch mannigfaltige Beispiele aus dem Wesen der Dichter wie ihrer Zeit könnte hier noch manches deutlicher offenbar werden, und so mag diese gedrängte Untersuchung mit dem Wunsche schließen, daß ihr eine Fortsetzung solcher Art beschieden sei. Fehlt ihr doch nicht zuletzt die wichtige Gelegenheit und Möglichkeit, die Resonanz dieser schicksalhaften Ausklänge bei den beschauenden Geschlechtern zu verfolgen und zu verzeichnen. Etwa so, daß die mörderische Tragik aller ernsten Oper doch mit einer geruhsamen, gesättigten Befriedigung zu entlassen vermag und daß der Spötter Wilde — übrigens nicht unähnlich seinem erregteren Zeitgenossen Strindberg — über das Schwankende, Irrationelle aller Theaterwirkung mit dem paradoxen Ausspruch hinwegkam: „Die Welt hat stets über ihre eigenen Tragödien gelacht, da das die einzige Art ist, wie sie sie ertragen kann. So daß alles, was die Welt je ernsthaft behandelt hat, zur Komödienseite der Dinge gehört."

Graf Keyserlings Amerika-Buch[1]

Von Paul Feldkeller (Schönwalde)

In einer Zeit, da wohlmeinende Idealisten über geschäftliche und geschlechtliche Unsitten in dem Volk, das unser aller Gläubiger ist, zetern und mit erhobenem, jeweils dozierendem oder drohendem Zeigefinger Gebote aufstellen dessen, was geschehen sollte, tut es wohl, eine sozusagen ganz aufs Seiende gestellte Betrachtung eben jener amerikanischen Kultur zu lesen. Aber Keyserling ist nun kein Naturalist früherer Jahrhunderte, der die Tatsachen anbetete. Er stellt den Geist zu oberst, aber auf realer Grundlage. Er sucht einen Standpunkt jenseits der bisherigen Ebene der bloßen Ideen und der ideallosen Wirklichkeit, damit sowohl dem Geist wie der Biologie genügt werden kann. Dieser Geistesrealismus

[1] Graf Hermann Keyserling, Amerika — Der Aufgang einer neuen Welt. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin 1930. 478 S.

Digitized by Google

ist unserer Zeit nicht fremd. Der Psychologe Erich Jaensch in Marburg arbeitet in gleicher Richtung. Freilich fällt Keyserling doch wieder in den Idealismus zurück, wenn er unter dem Einfluß der Phänomenologie (dem einseitigsten Idealismus und Platonismus, der je existierte!) und des von ihm überschätzten Max Scheler von „ewigen Werten" spricht, also doch wieder Ideen und Idealen — Schimären, von denen niemand weiß, wo sie hausen und wer sie verantwortet. Anderseits ist Keyserling nicht gewillt, die naturalistische, ja zoologische Basis, von der aus er den Menschen betrachtet, zu verlassen. Der Geist gehört ihm nicht minder zur Biologie wie der Körper. Ist der Mensch aber nur das geistige Tier, sind die Moral, das Böse, das Gute nur „Realitäten" (statt ideeller Wertungen weltüberlegener Geistesprodukte), so haben wir einen neuen Tatsachenaberglauben. Das Ganze aber als Kreuzung von biologischem Relativismus und Idealismus ist ein Bastard. Die von Keyserling richtig angestrebte höhere Sphäre des „Sinnes" kommt zu keinem angemessenen philosophischen Ausdruck. Und darum ist auch von philosophischem „Verstehen" keine Rede.

Aber dafür ist anderes „Verstehen" da: geschichtliches und biologisches. Was Keyserling „Sinn" nennt, ist physische Harmonie, ist Moralität im weitesten Verstande, ist Vitalität, ja Vegetieren in jenem höheren Sinne des klassischen Chinesentums (einen „Sinn" jenseits der Tatsachen erkennt Keyserling ja nicht an, sondern nur in den und durch die Tatsachen). Von dieser Moralität kann man sehr wohl mit ihm sagen, daß ihr Gegenteil „widernatürlich" ist, aber mit Ethik hat sie nichts zu tun, so wenig wie diese großen biologischen Harmoniezusammenhänge mit Philosophie überhaupt.

Der Leser dieses Buchs braucht also keine Furcht zu haben, daß ungewöhnliche philosophische Anforderungen an ihn gestellt werden. Er bedarf nur gesunden Menschenverstandes und — allerdings Goethescher Weltoffenheit: seine vorgefaßten Lieblingstheorien, die jeder hat, muß er aufgeben. Wir alle haben den echt menschlichen Fehler, die Tatsachen sogleich in Wertzusammenhänge einzuordnen, das heißt zu fragen: was bedeuten sie für mich? Wer dies tut, wird kein fremdes Leben verstehen lernen. Auch die Methode Keyserlings ist durchaus nicht philosophisch, es ist die empirische Analogie, die er mit Meisterschaft handhabt. Aus der Vergangenheit schließt sein reiches Wissen auf die Zukunft, aus tierischen Verhältnissen auf menschliche, aus künstlerischen auf wissenschaftliche. Das auffallendste Beispiel dieses Buchs ist der Begriff des „Zeitalters des Menschen" nach Analogie der früheren Zeitalter des Reptils oder des Säugetiers oder der Begriff der „nordamerikanischen Geschichtsperiode", in der wir leben, wie unsere Vorfahren in der römischen oder hellenistischen.

Keyserling hat die Naturgeschichte der amerikanischen Seele und Kultur geschrieben. Er hat es können, weil er frei von wissenschaftlichen, philosophischen, nationalen, rassenmäßigen Vorurteilen und mit unbefangenem Blick nach Amerika ging. Der Ertrag ist dementsprechend reich. Er sieht nicht bloß, was ist, sondern woher es kommt und wohin es geht: scheinbar Minderwertiges wie der Technizismus, der Chauffeurtypus, die Christian Science, selbst die sexuelle Barbarei erhält von hier aus gesehen, eine „verstehende" Bedeutung, die auch diese Primitivismen irgendwie adelt. Diese merkwürdige Art, zu sehen, ist nicht eigentlich Erkenntnis. Sie ist praktisch oder pragmatisch. Denn sie gibt dem Verfasser die Möglichkeit, daß seine Reaktionen auf die Welt positiv sein können wie die keines Idealisten und keines Phänomenologen. Keyserling ist weder Schulmeister noch Dozent, eher etwa Arzt: die psychoanalytische Einstellung ist die ihm gemäße. Das schließt die naturalistische Haltung nicht aus, sondern ein. Auch der Arzt ist (gewöhnlich) ein Naturalist, der das Seiende gelten läßt, es zugleich aber auch im Sinne des Sollens verändern, also heilen will. Er hat also „Ideale", nur sind sie dem Leben immanent. Und so will auch Keyserling der amerikanischen Welt nicht tatenlos zusehen, sondern sie im Sinne des Heils verändern: dies nun kann geschehen, wenn nicht nur wir, sondern der Amerikaner selber den „Sinn" seines jetzigen Zustandes begreift, also wenn er „versteht". Wir haben also die Thesen: positiver Wert einer gleichwohl primitiven Kultur, dennoch Notwendigkeit von deren Änderung in der Zukunft, Mittel und Wege: weder transzendente Gebote und Ideale noch neue Einrichtungen und Zustände, sondern besseres Verstehen der alten.

Nun wird die Sachlage dadurch kompliziert, daß unser Denker kein „Erzieher" sein will — ein solcher entwickelt immer nur schon vorhandene Keime —, sondern Impulserteiler, der ganz neue Keime streut. Damit nämlich wird der biologische Rahmen wieder gesprengt. Kein Gärtner kann anderes, als schon vorhandene Keime und Pflanzen ihrer Vollendung zuführen oder Varietäten züchten. Was aber Keyserling will, läuft auf gänzliche Neuschöpfung vorher nicht vorhandenen „Sinnes" hinaus. Gleichwohl ist das Neue ansatzweise schon gegeben. Im Fall Amerika kündet sich ja im dortigen Sozialismus, im Materialismus, in der Maschinenanbetung die neue Hochkultur an, wenn auch zunächst in der Karikatur. Normalmenschentum und banaler Durchschnittsgeist sind rückwärts gesehen auf jeden Fall, vorwärts gesehen nur im Fall des Versackens der Entwicklung geistlos. Wer aber bestimmt die Perspektive, aus der wir bald das eine, bald das andere sehen „sollen"? Wer hat jetzt schon den Impuls gegeben, Samen gestreut, so daß man sagen darf, der Chauffeurtypus „führe" zum kommenden Zeitalter aufgeklärten Verstehens? Davon kann doch erst dann die Rede sein, nachdem die Impulserteiler, allen voran Keyserling selber, ihr Werk schon getan haben!

Und so ist es wohl auch gemeint. Keyserling verfährt mit Vergangenheit und Gegenwärtigem wie der Chinese, der nachträglich seine längst verstorbenen Ahnen adelt: sie werden davon nicht edler, und kein business-man klüger und reiner, wenn der wirkliche Weise zu dessen sehr unphilosophischen Handlungen philosophische Musik macht. Macht jener selber aber, ohne sich im geringsten zu ändern, diese Musik, lügt er mit dem impulserteilenden Weisen dessen Deutung, die schon, rückschauend, Lüge war, in seine vergangenen Handlungen hinein, so bedeuten sie (wenn auch nur als erinnerte) und alle seine künftigen Handlungen jetzt vorschauend anderes, und aus Lüge wird tatsächlich Wahrheit.

Der Impulserteiler muß also vieles vorwegnehmen, was noch nicht ist, vielleicht nie sein wird. Er muß übertreiben und selbst lügen. Denn er will nicht bloß Erkenntnisse vermitteln, sondern neue Wirklichkeiten schaffen, will die Menschheit und sich selber umschaffen. Er kann es nur, indem er das noch nicht Wirkliche als wirklich ausgibt. Seine Methode geht hierin also über die Analogie sowohl wie über die (Vergangenes) verstehende Psychoanalyse hinaus, indem sie durch Suggestion neue Zustände in der Zukunft schafft. Diese dem Hypnotiseur wohlbekannte Methode sollte man nicht mehr „verstehende" nennen, sondern die einbildendwerbende, insofern seelisch begründete Einbildung Wirklichkeit schafft.

Es ist also ein praktisch eingestelltes Buch wie alle Nach-

Digitized by Google

kriegsbücher des Verfassers. Es ist kein wissenschaftliches und kann nie „ausgelesen" werden. Darum ist es auch sinnwidrig, Einzelnes herauszugreifen, weil Keyserling zu keinen Einzelheiten steht. Denn fast jeder Charakterzug des Amerikaners ist viel minderwertiger, aber zugleich auch viel geistiger, als er selber es weiß. Das gilt vom weißen wie vom ebenso echten und bodenständigen schwarzen Amerikaner. Letztlich gilt nur die „Seele". Sie ist dynamisch und weder von der Psychologie noch sonst einer Wissenschaft restlos erfaßbar. Mensch und Seele sind die eigensten Gegenstände der Philosophie. Unsere Philosophie ist aber lange noch nicht so weit, das Wesen der Seele zu erfassen. Doch gesunder Verstand, Weltoffenheit und Instinkt der Witterung können praktisch einen Ersatz bieten, der ähnliches leistet. Freilich ist das keine Erkenntnis, so wenig mein linkes Bein ein Philosoph ist, weil sein Rheumatismus mir die kommende Witterung kündet. So leistet der spirituelle Rheumatismus des Grafen Keyserling für den bevorstehenden historischen Klimawechsel mehr als eine annoch notgedrungen magere Philosophie es könnte, obwohl diese vom Standpunkt des erkennenden Logos höher steht als jede inhaltsschwere göttliche Offenbarung oder Prophetie. Keyserlings „praktisches" Buch will „betrachtet", nicht studiert werden. Keyserling ist dem Range nach der erste Psychurge der Gegenwart. Wird die von ihm geforderte praktische Haltung der Seele angenommen, dann erst wachsen dem Leser die Organe des Verstehens, dann kann er diese nach Belieben herstellen und verschwinden machen wie die Amöbe ihre Pseudopodien.

So was von Krieg

Von Guido K. Brand (Berlin)

Grundsätzliches. Sechzehn Jahre nach Kriegsbeginn und zwölf Jahre nach seiner Beendigung wissen wir nachgerade aus eigenen Erlebnissen, Büchern, Dramen, Dokumenten, daß wir uns sehr tapfer verhalten, Angste ausgestanden haben; daß es gemeine, prachtvolle, herrliche, zynische Menschen und Vorgesetzte gegeben hat; daß die Preußen auf die Bayern schimpften und die Kompanien überhaupt wetterten, wenn sie den Dreck im Graben und in den Unterständen vorgefunden haben; daß Flieger Bomben auf Lazarette, Kirchen und Stabsquartiere warfen, daß die Offiziere besser gegessen haben als die Mannschaften; daß die Frauen und Kinder zu Hause nächtelang weinten, während die Männer und Väter draußen reihenweise fielen oder in der Etappe Bordelle besuchten. Das wissen wir alles zur Genüge. Das wird uns eingehämmert seit Jahr und Tag in primitiver und geschliffenster Grammatik. Das wird uns in Einzelschicksalen und Regimentsgeschichten bis zum Überdruß erzählt. Weder Gott noch die Verleger noch das Publikum haben sich zusammen getan, um einmal diesem ganzen grauenhaften Spuk ein Ende zu machen. Im Gegenteil: die Millionenauflage von ein paar Büchern hat die ältesten Schmöker aus der Schublade gelockt, mit dem Schimmer des Elends umgeben. Und so was spekuliert nun auf die dunkelsten Winkel unseres weichen Herzens, in dem noch die Erinnerungen an Flandern, Galizien, Rußland, Isonzo, Dardanellen schlummern, reißt alle Schmerzen hoch mit der fanatischen Wut eines Glücklosen, mit dem Fanfarengeschrei eines stahlgebadeten Deutschlandbefreiers, mit der hohlen Geste eines „ Zur Erinnerung an meine Kameraden vom xten Regiment" geschriebenen Tagebuches. Mit Geduld lese ich Jahr um Jahr diese Produktion, die sich zu Bergen anhäuft und aus der nur einige Wenige hervorragen, weil sie über das Persönliche hinaus den Sinn des Erlebnisses gestaltet hatten. Und immer wieder frage ich mich: Ist es notwendig? Muß denn wirklich soviel Papier verschwendet, soviel Arbeit, Zeit vertan werden? Glaubt man denn wirklich, daß die einen zu neuen „Heldentaten" angestachelt, die anderen zu Pazifisten gemacht werden? Haben wir denn keine anderen Sorgen, als immer und immer wieder zu lesen, daß der Gefreite Meyer I von Seiner Königlichen Hoheit ausgezeichnet worden ist, daß der Gemeine Müller ein rotbäckiges Gesicht gehabt hat, gesund war wie kein zweiter der Batterie und schließlich doch krepierte? Müssen wir denn immer wieder hören, daß der Feind gurgelnde Laute von sich stieß, wenn ihm der andere sein Bajonett in den Bauch rannte, daß die Soldaten zum Zeitvertreib Läuse knackten oder Nietzsche lasen? Ja, mein Gott, natürlich haben wir das alles getan, sonst wäre ja der Krieg nicht gewesen; aber das haben wir doch schon tausendmal gehört und gelesen und ich möchte endlich einmal ein ganz großes Werk, eine unerhörte Dichtung vom Krieg haben oder mit furchtbarer Stimme Hemingways Titel tausendfach, durch Radio Tag für Tag verkünden lassen: „Schluß damit! Adieu Krieg!"

Nein, so geht es nicht weiter, ihr Literaten, Schriftsteller und Dichter, Leser und Leserinnen. Es ist ja entsetzlich anzusehen, wie wir uns geistig verbluten an dieser Massenhaftigkeit der Kriegsliteratur. Es ist ja ein Unsinn, zu behaupten, daß man der Jugend immer wieder die Greuel, Not und Sorge der vier Jahre vor Augen führen müsse. Es ist ja verlogen, daß Pazifismus aus dem Geschmus der Best-seller entsteht.

Nach diesem Grundsätzlichen kann ich mich auf Einzelheiten beschränken.

Frauen im Krieg.[1] In allen Büchern vom Krieg kommt auch etwas von den Frauen vor. Die Sexualnot ist ein Thema für Daheimgebliebene und Frontkämpfer, die zur eigentlichen Qual erst bei den Gefangenen wird. Auch das ist seit langem bekannt: es gab treue und untreue Männer und Frauen, bis die Dauer des Krieges eine Wandlung schuf in den Begriffen. Es war entsetzlich, und die Oberkommandos suchten Abhilfe zu schaffen. Es ist in Familien furchtbares Unglück hereingebrochen und es gab Reue bis zur Verzweiflung. Wenn der Verlag Klotz schreibt, daß sein Kriegsbuch noch gefehlt hat, so kann man ihm leicht, inhaltlich und stilistisch, seinen Irrtum nachweisen. Denn so was steht, wenn auch nicht ausführlich, aber dann um so prägnanter und charakteristischer in hundert Büchern. — Von den Heldentaten der Pflegerinnen wissen wir auch genug. Sie waren herrlich, prachtvoll diese Menschen, die sich da der qualvollen Leiden der Verwundeten annahmen, sie waren tapfer und mild, von einer Güte und Aufopferung, die ans Übermenschliche oft grenzte. Und so hätte ich diesem Buch eine andere Form gewünscht, eine andere Voraussetzung für den heroischen Schluß. — Wie diese beiden hat auch Wendlers Soldaten-Marieen stellenweise etwas Larmoyantes und Klägliches. Es ist nur von einem Schicksal

[1] Frauen im Krieg von Meta Scheele (Verlag Leopold Klotz, Gotha). — Schwester der vierten Armee von Henriette Riemann (Karl Vögels Verlag, Berlin). — Mrs. Bieß pfeift von Helen Zenna Smith (S. Fischer Verlag, Berlin). — Soldaten-Marieen von Otto Bernhard Wendler (E. P. Tal & Co., Wien).

Digitized by Google

die Rede, von einer Frau, die sich verführen läßt und von ihrem Mann schließlich erschlagen wird; es ist ein typisches Bild von den Fährnissen der Heimat, den Qualen der einsamen Nächte, aber es geht nicht darüber hinaus. — Da ist das Buch der Smith „Mrs. Biest pfeift" grandios zu nennen, denn hinter der Forschheit dieser englischen Mädchen, die da in Frankreich eine Autolazarettkolonne fahren, die Nacht um Nacht in die vorderen Linien ihren Wagen steuern, um schreiende stöhnende Verwundete abzuholen, die sich gegen eine ekelhafte, verbissene, kriegerische Vorgesetzte empören, denen der Krieg über wird, als sie die Verlogenheit und die Zwecklosigkeit des entsetzlichen Mordens erkennen, hinter dieser scheinbar kühlen Sachlichkeit brennt ein wundervolles Herz, ein Mut um der Sache willen, eine Kühnheit, die das Leben für Nichts achtet und doch alle frauenhafte Psyche bewahrt. Es ist eine frische, „seetüchtige" Tonart, lebendig von Anfang bis zu Ende, erschütternd in Einzelheiten, erquickend in den fröhlichen Derbheiten und voll Gefühl in den seelischen Angelegenheiten. Da wird nicht gejammert wie in so vielen deutschen Frauenbüchern (natürlich war der Jammer entsetzlich), da ist Krieg, der etwas Ganzes fordert, einen Menschen, dem Pflicht alles ist, der aber in der Erkenntnis seiner Sinnlosigkeit nicht verlogen wird.

Tagebücher.[1] Immer noch entsinne ich mich Rudolf G. Bindings Kriegstagebuchs als einer der aufrüttelndsten Entäußerungen eines Menschen, der frühzeitig erkannte. Zwei gegensätzliche Bücher können nicht besser die Forderung illustrieren, daß nicht alles gedruckt werden muß, auch wenn es noch so fürchterlich war. Das Tagebuch Mussolinis ist bezeichnend dafür, wie ein grauenvolles Erlebnis belanglos, kümmerlich, wie ein miserables Feuilleton aufgemacht wird. Nicht der Gemeine Mussolini, sondern der Chefredakteur des Popolo d'Italia, das „Sonntagskind" Benito zieht in den Krieg, in einer nicht bestrittenen Begeisterung für sein Vaterland. Aber jedem Satz sieht man die Sensation und die Popularität an, die ihn für den General, den Kommandanten zu einem Genossen machen. Er ist trotz Korporal kein Untergebener, er ist der tapfere, vorwärtsdrängende Held, der im Tagebuch einen Spiegel sieht: wie habe ich mich benommen? In dem Vorschlag zum Korporal steht: „Stets der erste bei jeder Arbeit oder bei jedem Wagnis." Mussolini schreibt feurig, emphatisch, enthusiastisch, aber schlecht wie ein Schüler. Seine Faschisten werden begeistert sein, aber diese Bescheidenheit der Darstellung halte ich für einen ganz schlechten Stil. — Dagegen ist Kischs Tagebuch, des rasenden Reporters Aufzeichnungen von der österreichisch-serbischen Front, das Buch eines wirklichen Journalisten. Mussolini, der Chefredakteur, bläht sich auf. Kisch ist von einer grauenhaften Sachlichkeit. Er schreibt, wo er kann, in Feuerstellungen, im Unterstand, auf der Fahrt: „vor allem den gewöhnlichen Tag des gewöhnlichen Soldaten". Da sind keine späteren Erkenntnisse hineinpraktiziert, da ist keine Perspektive rückwärts von 1930. Da ist nur das Elend, das Grauen, das Furchtbare der Märsche und Rückzüge, der Heimat und Fronten in nüchtern-klaren Worten gesagt, und Kisch ließ alles stehen, wie es geschrieben stand. Es ist wie Bindings Buch: ein Dokument eines geistigen Menschen, der mitten im Feuer, in all den Strapazen den Mut fand, zu sagen was war. Mit all den Gerüchten, die da schwirrten, mit all den Beobachtungen, deren er fähig war. — Georg Bonne hat wohl reichlich Grund, seinen Zeitgenossen böse zu sein, weil sie nicht auf ihn gehört haben. Er hat schon 1910 gewußt, daß der Krieg kommen muß, zetert gegen die Regierung, gegen den Kaiser, die das alles nicht sahen. Es ist zweifellos interessant, ein Tagebuch zu lesen, das mit einer ungewöhnlichen Schärfe, individuell-polternd, die politischen und wirtschaftlichen Situationen sieht und mit allen Waffen kämpft, die ihm zu Gebote stehen. Man möchte, zwanzig Jahre später, wünschen, es hätte mehr solche Stimmen gegeben, die das Volk gewarnt hätten. Was vom Krieg darin steht, ist nicht neu, daß er Rathenau nicht kennt, spricht gegen ihn, daß ihm Erzberger nicht recht war, entspricht seiner politischen Einstellung, daß er gegen den Alkoholismus zu Felde zog und den pommerschen Gutsbesitzern eins auswischt, entstammt seinen Guttempleransichten: im großen und ganzen ein Buch, mit kritischer Einstellung zu lesen, aber lesenswert. Trotz seiner knorrigen Poltrigkeit.

Rußland.[2] Julius Meier-Graefes Buch ist menschlich um seiner Geistigkeit willen interessant. Nichts Aufregendes

Edlef Köppen

Erschütterndes im Sinne der Erlebnisse; so wenig wie Markovits Aufenthalt in der sibirischen Garnison. Seitdem Dwingers grausame „Armee hinter Stacheldraht" unsere Herzen aufriß, ist keiner fähig gewesen, uns das Elend, die Not und Furchtbarkeit der Gefangenschaft noch einmal zu sagen. Meier-Graefe ist zu geistig, zu überlegen, die Erlebnisse sind kaum von anderen verschieden und nur um des Verfassers und seiner Beziehungen willen lesbar. Markovits Buch hat den fremden Akzent des Ungarischen auch in der Übersetzung. Vielfach zerfällt es in zu viele Einzelheiten, als daß es uns erschüttern könnte. Es sind zwar Dinge gesagt, einfach, primitiv und sehr nah ans Herz, Dinge, die man in vielen anderen nicht findet, weil sie ihren Verfassern zu nebensächlich erschienen, die aber gerade wegen ihrer schmalen Einordnung in das tägliche Sein voll brennender Wirklichkeit sind.

[1] Mein Kriegstagebuch von Benito Mussolini (Amalthea Verlag, Zürich, Leipzig). — Schreib das auf Kisch, das Kriegstagebuch von Egon Erwin Kisch. (Erich Reiß Verlag). — Im Kampf um den Weltfrieden von Georg Bonne (Verlag von Ernst Reinhardt, München).

[2] Die weiße Straße von Julius Meier-Graefe (Klinkhardt & Biermann, Berlin). — Sibirische Garnison von Rodian Markovits (Propyläen Verlag, Berlin).

Digitized by Google

Begeisterung und Heeresbericht.[1] Die Begeisterung war es, die alles übertönte. Da alles nach einem Vierteljahr zu Ende sein sollte, wollte jeder dabei sein, mit Heissa und Hurra den Feind schlagen und in Paris einziehen. Die schmerzliche Erkenntnis dieses Irrsinns zeigt sich in allen Büchern in der Niedergeschlagenheit der Verfasser so um Weihnachten bis Ostern. Dann haben sie es überwunden. So ging es mit Hurra zum Sinai, in die Höhle von Beauregard, auf den Winterberg, nach Lens. Wenn Freiherr von Grote sein Buch einem Geschlecht widmet, „das um der Gesamtheit des deutschen Volkes willen seine Jugend begrub, noch ehe sie beginnen konnte und darum ewig jung geblieben ist", so ist diese Rhetorik, obwohl er ihr Feind ist, doch größer, als er ahnt. In seinem Buch, das die Erlebnisse von Mai bis November 1917 an einem französischen Frontabschnitt beschreibt, steht manches Phrasenhafte, das zum Heldentum nicht recht paßt: „Uns peinigt der holde Duft, der aus den Wäldern aufsteigt wie ein betörender Zauber, und unser gebändigtes Blut toll macht, daß es wild gegen die Ketten begehrt und aufschreit in unendlicher Sehnsucht." Wenn das nicht Courths-Mahler ist! —
Das Gegenstück hierzu ist Buchers Westfront (1914—1918), ein Buch den Toten Deutschlands gewidmet. Das klingt ein wenig großspurig und der Inhalt füllt nicht ganz den Sinn dieser Worte. Denn letzten Endes müßte unendliches Schweigen, namenloses Stillesein das tiefste Gedenken an die Millionen Toten aller Völker sein. In diesem Buch kommt ein Wort vor, das uns alle trifft: „gehetztes Menschentier". Von der Heimat in die trommelnden Nächte, von Graben zu Graben, vom stinkenden Schlamm in die Lazarette, in die Gefangenenlager: wer einmal nur aus den Feuerschlünden in das wildfremde Alleinsein eines Lazarettbettes kam, hat ermessen können, wie grauenhaft das Tier in uns aufgepeitscht und der Mensch zerstört war. Eine solche Figur das Spatenungeheuer Riedel, so genannt, weil er bei Angriffen kein Bajonett nahm, sondern nur das Messer und den Spaten, reißt alle Wunden wieder auf. Auch diesen Menschen fraß der Krieg und Georg Bucher holte seine Westfront hervor, „um unserer Kameraden willen". Leider — ich kann es nicht anders sagen — ist ihm sein Bemühen nur zum Teil geglückt, aber um dieser wenigen Stellen willen bleibt das Buch ergreifend. — Die Bonne und Steiger haben da viel einfacher von ihrer Hurrasehnsucht geschrieben, wenn auch Simplizität nicht gerade die höchste Eigenschaft der Erzählkunst ist. Vielleicht läßt es sich entschuldigen, daß es nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war und daß die Herausgabe erst „auf Veranlassung einiger Kameraden" geschah. Einige Schreibmaschinendurchschläge hätten daher genügt.
Von einem Buch aber kann gesagt werden, daß es uns mit Inhalt, Form, Gestaltung tief-innerlich berührt, schmerzhaft aufwühlt. Köppens Heeresbericht. Da ist ein Einzelschicksal ungeheuerlich mit dem Weltgeschehen verknüpft, da steht ein Mensch vom Tod umlauert mit Millionen und zwischendurch geistern die nüchternen Worte der Heeresberichte, die von der Tapferkeit des Heeres berichten, als handle es sich um Brotbacken; Zeitungsnotizen, „Worte aus der Zeit" illustrieren die Feuernächte und brennenden Unterstände. Das waren herrliche Zeiten, nur daß der Tod an allen Ecken und Enden der Welt Millionen fraß. Diese Abschnitte, Zitate aus Zeitungen, Berichte, Verordnungen lesen sich heute so unsagbar niederschmetternd, daß man wirklich immer und immer wieder sich fragt: wie war das möglich? Köppens Buch, formal turmhoch über dem Wust der Kriegsbücher, ist eine Anklage, ein wilder Protest, der gerade durch das Unpersönliche und Sachliche der eingestreuten Bemerkungen zum Dokument des deutschen Volkes wird. Es ist von einer Gewalt und grandiosen Wucht, nicht weil wir zwölf Jahre später alles besser wissen, sondern weil die ungeheure Kluft unbarmherzig aufgerissen wird, die damals durch einen Heeresbericht befehlsgemäß überbrückt wurde.

Proben und Stücke

Aus: Edlef Köppens „Heeresbericht"

(Berlin-Grunewald, Horen-Verlag)

3.

Reisiger spürte einen Stich in seinem Arm. Davon wachte er auf. Es war hell. Er lag. Vor ihm standen zwei Menschen. Der eine lächelte und sagte „na also". Dann drehte er sich von Reisiger weg zum Nachbar, einem Mann mit großem, schwarzem Schnurrbart und sagte zu dem: „Die Sache ist also harmloser, als wir dachten. Geben Sie ihm am Mittag und am Abend noch je zehn Tropfen. Und morgen früh werden wir mit ihm reden."
Dann gingen beide von Reisiger weg. Er schloß die Augen wieder.
Nach einer Weile erwachte er abermals. Er fand sich in seiner Umgebung nicht zurecht. Schließlich merkte er, daß er im Bett liegt.
Im Bett? Er hob erschrocken etwas den Kopf. Da bauscht sich eine blaukarierte Federdecke. Er warf den Körper etwas hoch und ließ ihn fallen. Ja es stimmt, er liegt im Bett. Er sah zur linken Seite. Das Bett steht an der Wand eines Zimmers. Sah zur rechten Seite. Das Zimmer ist groß und hat helle Fenster. Zwischen den Fenstern stehen noch viel Betten. Darin liegen auch Menschen.
Schließlich richtete sich Reisiger auf und setzte sich hin, trotz einem zerrenden Schmerz in der Brust. Er räusperte sich. Damit wollte er sich bemerkbar machen, weil er nicht wußte, was er sagen sollte.
Das Räuspern wirkte. Aus den Betten hoben sich vier Menschen. Sie sahen ihn an. Dann sagte der eine: „Du wunderst dich wohl, daß du lebst, Kamerad?"
Da mußte Reisiger lachen. „Wir sind hier im Lazarett?" fragte er.
„Du kannst fabelhaft raten", grunzte es.
„Aber ich weiß ja gar nicht, was mir fehlt."
„Aber wir wissen es genau."
Mit medizinischer Gründlichkeit wurde ihm auseinandergesetzt, was mit ihm los ist. Er habe einen Sprengschuß vor die Brust bekommen. Der Splitter müsse abgeprallt sein, denn die Brust sei nicht zerschlagen. Statt dessen hätte sich eine Lähmung der linken Seite eingestellt. Sie wird in wenigen Tagen behoben.
Lähmung? Reisiger war erschrocken. Er versuchte, das linke Bein zu heben. Nein, es gelang nicht. Dann versuchte er, sich

[1] Die Höhle von Beauregard von Hans Hennig Frh. v. Grote (E. S. Mittler & Sohn, Berlin). — Westfront 1914—1918 von Georg Bucher (Verlag Carl Konegen, Wien-Leipzig). — Mit Hurra zum Sinai von Willy Steiger (E. Reißner, Dresden). — Das Fronttämpferbuch von Heinrich Bonne (Hesse & Becker, Leipzig). — Heeresbericht von Edlef Köppen (Horen-Verlag Berlin).

Digitized by Google

mit der linken Hand über die Haare zu streichen; auch das ging schief. Er konnte die Hand im Gelenk nicht heben.
„Wieso wißt ihr besser Bescheid als ich?" fragte er.
Der ihn zuerst begrüßt hatte, anscheinend der Wortführer hier im Zimmer, klärte auf: „Ich liege schon sechs Wochen in dieser Lausebude. Ich kenne den Rummel. Und wenn der kleine Arzt morgens mit dem Feldwebel seine Visite macht, kramt er immer mächtig aus. Der will uns zeigen, was er alles weiß. Dabei ist das Ergebnis immer dasselbe: ‚Feldwebel, Sie müssen mit Jod pinseln.' Neulich kam einer ohne Kopf, den hat er so lange mit Jod pinseln lassen, bis er wieder laufen konnte." Er brüllte vor Lachen über seinen Witz.
Reisiger war der bayerische Dialekt aufgefallen, in dem man mit ihm sprach. Er fragte: „Ihr seid wohl Bayern, Kameraden?"
Der Wortführer stemmte seine Hände nach hinten: „Und ob wir Bayern sind! Dieses Lazarett ist unser bayerisches Eigentum, und da hat kein Aas sonst was drin zu suchen. Oder bist du etwa kein Bayer?"
Reisiger war auf die Frage nicht gefaßt. Was soll denn das hier im Krieg und unter deutschen Soldaten und im Lazarett und einigermaßen nahe an der Front? Er verstand es nicht recht. Er antwortete mit selbstverständlicher Gleichgültigkeit: „Ich bin ein Preuße."
War das falsch? dachte er. Darf man so etwas nicht sagen? Seine Antwort hatte eine merkwürdige Wirkung. Die Insassen der vier Betten schmissen sich wie auf Kommando in die Matratzen zurück. Reisiger existierte nicht mehr für sie. Er fragte: „Habt ihr was dagegen?" Niemand antwortete. Er versuchte es mit einer langen Erläuterung, daß er nicht verstünde, warum man etwas dagegen haben könnte, und sie seien doch schließlich alles Kameraden. Auch darauf reagierte niemand.
Endlich gab er die Bemühungen auf.
Ein preußisches Bett gegen vier bayerische — da kann man nur die Waffen strecken.
Im Zimmer erschien ein Mann im Drillichanzug. Er trug vier emaillierte Blechnäpfe, die er an die vier bayerischen Betten verteilte. „Heut gibt's Bohnensuppe", sagte er. Die vier stürzten sich mit lautem Schlürfen hinein. Der Sanitäter wollte abgehen. Dann besann er sich und drehte sich zu Reisiger. Wo er sein Kochgeschirr habe?
Reisiger zuckte die Achseln. „Ich habe keins." Er erklärte, wie er ohne jedes Gepäck damals von der Höhe herabgelaufen war, die Protzen zu holen. Das machte keinen Eindruck. Der Sanitäter hatte kein Verständnis dafür, daß man das Kochgeschirr vergißt. Und als der Wortführer der bayerischen Betten noch eine Bemerkung einwarf, wieso denn Saupreußen hier überhaupt durchgefüttert würden, hatte er wohl Lust, Reisiger ohne Essen zu lassen. Aber dann sah er ihn prüfend von oben bis unten an, murmelte ein paar unverständliche, im Ton nicht ganz unfreundliche Worte und ging. Und als er wiederkam, brachte er eine verrostete, schief abgeschnittene Konservenbüchse und einen am Stil abgeknabberten Blechlöffel. „Da friß."
Das Essen war anstrengend. Reisiger klemmte die Büchse mit dem linken Arm gegen die Brust. Das bereitete große Schmerzen.
Er fühlte sich bedrückt.
Es ist so unfreundlich, hier zu liegen, zwecklos, vom Körper verraten. Und diese widerwärtige Stimmung im Zimmer.
Am Abend war auch der Sanitäter übergelaufen. Er nahm jetzt eindeutig für die bayerischen Landsleute Partei. Das ging so weit, daß er auf die Bitten Reisigers, sich waschen zu dürfen, antwortete, die Preußen könnten so dreckig rumlaufen wie sie wollten. Den Krieg müßten doch die Bayern gewinnen, und deswegen kämen erst die bayrischen Verwundeten an die Reihe und dann die preußischen auch noch lange nicht.
In der Nacht lag Reisiger wach. Es war sehr still im Haus.
Und draußen? — Seltsam, wie weit die Geräusche der letzten Tage von hier abgerückt sind. Ganz in der Ferne ist ein Brummen in der Luft, zuweilen zittern die Fensterscheiben. Sonst große Ruhe.
Die Ruhe wirkt erdrückend. Aus ihr steht plötzlich die Erinnerung an den Kampf auf. Sie quält. Er kann keine Einzelheiten zusammenbringen, kann seine Gedanken nicht ordnen, weil überall aus der Dunkelheit Bilder kommen, so schnell, so gehetzt, so verwirrend. Er sieht Geschützrohre, deren Feuer durcheinanderschlägt. Dann spritzen Einschläge auf. Dann erscheinen Gesichter. Eines lacht mit weißen Zähnen. Wer ist denn das? — Wer ist denn —? Wie war das doch? — Ja! Es war schwarz um ihn gewesen, und als es hell wurde, lag neben ihm der Unteroffizier Gellhorn mit abgerissenem Kopf. Und ein Bein lag da, das hatte einen von Hohnerts neuen Stiefeln an. Und Hohnert? Und das Geschütz hatte ein abgeschlagenes Rohr und ein zersplittertes Rad.
Reisiger bemühte sich, einzuschlafen. Er warf sich hin und her. Als es ihm nicht glückte, stieg ein Zorn in ihm auf, daß ihm die Zunge bitter schmeckte.
Das Gesicht zur Wand: Wozu dieser verfluchte Dreck!
Das Gesicht zum Fenster: Diese schöne Nacht so zu schänden!
Zur Decke gestiert: Warum — hast — Du — uns verlassen!
Und hin und her mit Anklagen und Zweifeln. Tränen in den Augen, Säure im Hals.
Bis es endlich ein wenig heller wurde.
Da wechselten die Gefühle. Mit einer weichen Hand kam das Bewußtsein: ich, Adolf Reisiger, bin im Lazarett und bin geborgen.
Aber „geborgen" war ein Wort, das neue Unruhe schaffte.
Reisiger rechnete aus, daß von seiner Batterie außer den beiden Offizieren und außer der Bedienung des Dritten Geschützes sicherlich noch mehr Leute gefallen waren. Jetzt steht also, dachte er, diese Batterie irgendwo herum. Das Dritte Geschütz fehlt, zwei Offiziere fehlen, sechs oder acht Mann fehlen, und die Batterie ist nicht mehr feuerbereit und braucht so nötig jeden Menschen! Geborgen sein heißt also, der Batterie, die in Not ist, einen Mann entziehen! —
Er faßte mit seiner rechten Hand die linke. Es war schwer, sie zu bewegen. Ist das ein Grund, um hier geborgen zu sein? Er tastete seine Brust ab. Sie schmerzte sehr. Aber auch das entschuldigt nicht!
Und dann schoß mit schnellerem Herzschlag der Entschluß in ihm hoch: ich muß sofort zu meiner Batterie.
Zuerst kämpfte ein Zweifel dagegen: Was ist schon ein Mann mehr oder weniger? Aber der Zweifel unterlag, der Wunsch wurde stärker: ich muß zu meiner Batterie!
Reisiger richtete sich auf. Wo ist meine Uniform? Er sah sich überall im Zimmer um, aber vor ihm auf einer Kiste lag nichts anderes als ein blauweiß gestreifter Krankenkittel.
Doch das entmutigte ihn nicht: Wenn ich das Gelumpe anziehe und mich heimlich aus dem Zimmer stehle, finde ich bestimmt irgendwo eine Uniform. Es braucht nicht meine zu sein, ich nehme, was ich kriege: Ich muß zu meiner Batterie!

Digitized by Google

Er schlug die Bettdecke zurück, hatte das rechte Bein schon auf der Erde. Aber wie er mit der Hand das linke nachzog und sich aufrichten wollte, knickte er zusammen und sackte zurück. Er versuchte es ein zweites Mal. Dann gab er es auf. Der Versuch hatte ihn so schwach gemacht, daß er die Beine kaum wieder unter die Decke brachte. Ich muß zu meiner Batterie! Ich muß zu meiner Batterie!
Er legte sich auf den Bauch und heulte.

4.

Der Kampf von einem preußischen Bett gegen vier bayrische wurde immer aussichtsloser. Die zahlenmäßige Übermacht bekam von allen Seiten Verstärkung. Bereits vierundzwanzig Stunden nach seiner Einlieferung galt Reisiger im ganzen Haus, das aus fünfzig belegten Betten bestand, als räudiger Hund.
Nicht, daß man auf ihn schimpfte; es geschah viel Schlimmeres: man negierte ihn restlos.
Das ging bis zum Arzt, der bei der Morgenvisite nie etwas anderes sagte als: „Na unser Preuße wird ja wohl von selber gesund werden."
Und nicht einmal Jod wurde verordnet.
Endlich kam eine Rettung.
Eines Nachmittags ging langsam die Zimmertür auf, und es trat ein sehr wohlgenährter, glattrasierter Herr ein. Er trug einen langen grauen Rock mit lila Aufschlägen und um den Hals eine silberne Kette mit einem Kruzifix: „Gott zum Gruß, liebe Kameraden."
Reisiger sah auf: Der Divisionspfarrer. Wieder ein Bayer.
Der Pfarrer ging von Bett zu Bett. Er zog aus der Innentasche seines Rockes eine Druckschrift, die er den Verwundeten in die Hand drückte. Dazu sagte er mit Gleichmäßigkeit denselben Satz: „Nicht wahr, Kamerad, es geht schon viel besser, man muß nur Geduld haben, in ganz kurzer Zeit dürfen Sie wieder an der Front sein."
Endlich hatte er Reisiger gesehen. Mit gemessenen Schritten kam er auf ihn los. Er setzte sich auf den Bettrand und begann ein Verhör.
„Wo seid Ihr denn geboren, mein Sohn?"
Reisiger gab seine Geburtsstadt an. „Herr Pfarrer werden den Ort nicht kennen. Er hat nur ein paar tausend Einwohner. Liegt in der Provinz Sachsen."
Was nun? Die Insassen der bayrischen Betten richteten sich unvermittelt auf und schmunzelten. Reisiger sah es verwundert.
„Ihr seid also Sachse?" fragte der Pfarrer.
Ich muß zu meiner Batterie, schoß es Reisiger durch den Kopf. Ich komme nur zu meiner Batterie, wenn sich der Arzt um mich kümmert. Der Arzt kümmert sich nur um mich, wenn ich nicht Preuße bin. Vielleicht sind die Sachsen bessere Menschen und finden sogar bei den Bayern Anklang.
Er zwang sich ein Lächeln auf das Gesicht und sagte sehr laut: „Zu Befehl, Herr Pfarrer. Ich bin Sachse."
Der Pfarrer wurde noch milder im Ton als vorher. Er strich Reisiger mit der Hand über den Kopf. Dann zog er aus seinem Rock die Druckschrift heraus, legte sie auf die Bettdecke und sagte: „Erholen Sie sich gut; bald werden wir alle wieder vor dem Feind stehen, und seien Sie versichert, über ein kurzes haben wir den Sieg errungen."
Er winkte mehrmals mit der Hand und verschwand.
Von da ab war zwischen den vier bayrischen und dem preußisch-sächsischen Bett eine innige Freundschaft. Der Wortführer der Bayern sprang auf, ging zu Reisiger: „Kamerad, das hättest du doch gleich sagen können. Wir Bayern und ihr Sachsen sind doch immer gut befreundet gewesen." Er schüttelte ihm die Hand. Auch die anderen begrüßten den neuentdeckten Waffenbruder.
Der Essenträger kam. Der bayrische Wortführer sagte mit kalter Selbstverständlichkeit: „Der da drüben ist ja gar kein Saupreuße." Was zur Folge hatte, daß die schief abgerissene Konservenbüchse sogleich gegen einen weißemaillierten Napf ausgetauscht wurde.
Die Freundschaft wurde noch inniger. Die vier Bayern opferten für Reisiger im Laufe des Tages mit bayrischer Ausführlichkeit ihre Lebensgeschichte samt den Schicksalen sämtlicher Frauen und Kinder, bestachen am Abend den Sanitäter, daß er aus einer Kantine Bier holte, und soffen, bis ihnen der Mund troff, auf Reisigers Wohl.
Das Wunder bayrisch-preußisch-sächsischer Verbrüderung trieb üppigste Blüten. Erstens: Infolge des ungewohnten Biergenusses schlief Reisiger die Nacht hindurch, ohne von Gedanken gequält zu werden. Zweitens: Der Arzt kümmerte sich am nächsten Tag um ihn, indem er heiße Umschläge um Arm und Bein verordnete. Drittens: Der bayrische Wortführer setzte dem neuen Bündnis die Krone auf, nämlich: heute sei Sonnabend, Sonnabend söffen die Ärzte im Kasino, also stiegen alle Verwundeten nachts über die Mauer des Lazarettgartens und gingen zu den Damen des Ortes. Reisiger sei herzlich eingeladen, sich an diesem Ausflug zu beteiligen. Er brauchte nichts dafür zu zahlen.
Reisiger lehnte die Einladung ab.

5

Protest gegen das würdelose Verhalten deutscher Frauen:
Protest im Namen von Millionen deutscher Frauen wird erhoben gegen das abscheuliche Betragen deutscher Frauen (oder Weiber), welche sich an die gefangenen Feinde auf den Bahnhöfen herandrängen und ihnen Schokolade, Rosen und andere „Liebesgaben" überreicht haben. Das ist nichts Geringeres als Vaterlandsverrat. Verrat an unserem guten deutschen Ruf und Namen. Da sollten die deutschen Behörden mit der allergrößten Strenge vorgehen.
Ich habe als Mädchen von 19 Jahren den Krieg von 1864 erlebt und hatte während der Kriege von 1866 und 1870 Mann und Brüder im Felde. Schon 1870 mußten wir das abscheuliche Schauspiel von Frauen erleben, die den gefangenen Franzosen und Turkos gegenüber ihre Würde nicht zu wahren wußten. Deshalb bitten alle anständigen Frauen jetzt um rücksichtslosestes Vorgehen gegen Frauen, die ein derartiges würdeloses Gebaren zeigen.

Johanna Freifrau von Grabow
Witwe des Obersten von Grabow
(Berliner Tageblatt, 18. 8. 1914.)

6

Nach zwei Tagen wurde Reisiger auf seine inständigen Bitten vom Feldunterarzt gesundgeschrieben und zur Truppe entlassen.
Niemand von den Bayern begriff, warum er sich danach drängte, so schnell wieder an die Front zu kommen. Er hatte bis heute nicht begreifen können, warum sie, die neulich mit Eleganz und Leichtigkeit über die hohe Gartenmauer geklettert waren, überhaupt noch in den Betten lagen.
Immerhin war sein Verhältnis zu ihnen so freundlich geworden, daß er sich herzlich von ihnen verabschiedete.

Digitized by Google

Er bekam seine Uniform. Auf dem Rücken war ein großer Blutfleck. Er versuchte erst, ihn auszuwaschen, aber dann ließ er es. Ihm fiel ein, daß dieses Blut von einem der Kameraden stammte, die mit ihren Körpern das Dach gebildet hatten, unter dem er leben bleiben durfte.
Er wurde in Marsch gesetzt mit dem Befehl, nach Douai zu gehen und sich dort bei der Etappenkommandantur zu melden. Der Standort seines Regiments sei unbekannt, würde dort aber ausfindig gemacht.
Warum laufen? Douai ist zwei Tagemärsche von hier entfernt. Gibt es keine Bahnverbindung?
Aber man darf nicht fragen. Alles beim Militär hat seine wohlerwogenen Gründe.
Reisiger marschierte ab.
Das Dorf lag bald hinter ihm. Es war schönes Maiwetter. Der Himmel war blau. Rechts und links der Straße stand handhoch das Korn.
Er war so glücklich wie selten vorher in seinem Leben. Er hatte sich niemals so unbelastet gefühlt.
Was kann mir geschehen? Es gibt keinerlei Sorgen. Alle Menschen müssen gut sein, denn alle Menschen sind deutsche Soldaten und Kameraden. Man kann sich hinlegen und schlafen: man weiß, man wird aufwachen wie im sichersten Zuhause, nicht bestohlen, nicht überfallen, wie es im Frieden auf Landstraßen geschah. Es gibt keine Not mit dem Essen. Denn in jedem Ort sind Kantinen, billig Verpflegung zu kaufen, oder Feldküchen, zu denen man eingeladen wird. Für manche Strecken des Weges schlossen sich Kameraden an.
Wie unverpflichtend sind derartige Begegnungen. Man stellt sich nicht vor, macht keine Komplimente. Man redet, wie einem der Schnabel gewachsen ist, erzählt seine Gedanken, seine Wünsche. Und man trennt sich — nie wird man sich wiedersehen — immer mit dem Gefühl: wir gehören zusammen, wir sind ja Soldaten.
Ein paarmal kam Feldgendarmerie, Reiter in Prachtuniformen mit silbernen Schildchen auf der Brust. Sie suchten Drückeberger. Aber Reisiger hatte seinen Ausweis. Damit ließ sich sicher wandern.
Am ersten Abend fand er auf dem Feld eine zerfallene Holzhütte. In ihr lag etwas Stroh. Er schlief, bis die Sonne aufging.
Als sie wieder verschwand, war er in Douai.

7.

Am Dienstag mittag hat nun auch der italienische Botschafter in Berlin, Bollati, der bisher von Rom aus ohne Instruktionen gelassen war, vom Auswärtigen Amt seine Pässe zu fordern die telegraphische Anweisung erhalten. Er hat diesen Auftrag sogleich ausgeführt und im Laufe des Nachmittags sind ihm die Pässe zugestellt worden. Damit sind nun auch von Italien die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland abgebrochen. (Leipziger Neueste Nachrichten, 26. 5. 15.)

Aus: Erich Kästners „Ein Mann gibt Auskunft"

(Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt)

Ein Mann gibt Auskunft

Das Jahr war schön und wird nie wiederkehren.
Du wußtest, was ich wollte, stets und gehst.

Ich wünschte zwar, ich könnte dir's erklären,
und wünsche doch, daß du mich nicht verstehst.

Ich riet dir manchmal, dich von mir zu trennen,
und danke dir, daß du bis heute bliebst.
Du kanntest mich und lerntest mich nicht kennen.
Ich hatte Angst vor dir, weil du mich liebst.

Du denkst vielleicht, ich hätte dich betrogen.
Du denkst bestimmt, ich wäre nicht wie einst.
Und dabei habe ich dich nie belogen!
Wenn du auch weinst.

Du zürntest manchmal über meine Kühle.
Ich muß dir sagen: Damals warst du klug.
Ich hatte stets die nämlichen Gefühle.
Sie waren aber niemals stark genug.

Du denkst, das klingt, als wollte ich mich loben
und stünde stolz auf einer Art Podest.
Ich stand nur fern von dir. Ich stand nicht oben.
Du bist mir böse, weil du mich verläßt.

Es gibt auch andre, die wie ich empfinden.
Wir sind um soviel ärmer, als ihr seid.
Wir suchen nicht. Wir lassen uns bloß finden.
Wenn wir euch leiden sehn, packt uns der Neid.

Ihr habt es gut. Denn ihr dürft alles fühlen.
Und wenn ihr trauert, drückt uns nur der Schuh.
Ach, unsre Seelen sitzen wie auf Stühlen,
und sehn der Liebe zu.

Ich hatte Furcht vor dir. Du stelltest Fragen.
Ich brauchte dich und tat dir doch nur weh.
Du wolltest Antwort. Sollte ich denn sagen:
Geh ...

Es ist bequem, mit Worten zu erklären.
Ich tu es nur, weil du es so verlangst.
Das Jahr war schön und wird nie wiederkehren.
Und wer kommt nun? Leb wohl! Ich habe Angst.

Er weiß nicht, ob er sie liebt

Soll man sein Herz bestürmen: „Herz, sprich lauter!"
da es auf einmal leise mit uns spricht?
Einst sprach es laut zu uns. Das klang vertrauter.
Nun flüstert's nur. Und man versteht es nicht.

Was will das Herz? Man denkt: wenn es das wüßte,
dann wär es laut, damit man es versteht.
Dann riefe es, bis man ihm folgen müßte!
Was will das Herz, daß es so leise geht?

Das Allerschönste, was sich Kinder wünschen,
das wagt sich kaum aus ihrem Mund hervor.
Das Allerschönste, was sich Kinder wünschen,
das flüstern sie der Mutter bloß ins Ohr ...

Ist so das Herz, daß es sich schämt zu rufen?
Will es das Schönste haben? Ruft es Nein?
Man soll den Mächten, die das Herz erschufen,
nicht dankbar sein.

Digitized by Google

Patriotisches Bettgespräch

Hast du, was in der Zeitung stand, gelesen?
Der Landtag ist mal wieder sehr empört
von wegen dem Geburtenschwund gewesen.
Auch ein Minister fand es unerhört.

Auf tausend Deutsche kämen wohl pro Jahr
gerade 19 Komma 04 Kinder.
04! Und sowas hält der Mann für wahr!
Daß das nicht stimmen kann, sieht doch ein Blinder.

Die Kinder hinterm Komma können bloß
von ihm und anderen Ministern stammen.
Und solcher Dezimalbruch wird mal groß!
Und tritt zu Ministerien zusammen.

Nun frag ich dich: Was kümmert das den Mann?
Er tut, als käm er für uns auf und nieder.
Es geht ihn einen feuchten Kehricht an!
Mir schläft der Arm ein. So. Nun geht es wieder.

Geburtenrückgang, hat er noch gesagt,
sei, die Geschichte lehrt es, Deutschlands Ende,
und deine Fehlgeburt hat er beklagt.
Und daß er, daß man abtreibt, gräßlich fände.

Jawohl, wir sollen Kinder fabrizieren.
Fürs Militär. Und für die Industrie.
Zum Löhnesenken. Und zum Kriegverlieren!
Sieh dich doch vor. Ach so, das war dein Knie.

Na, komm mein Schatz. Wir wollen ihm Eins husten.
Dein Busen ist doch wirklich noch famos.
Ob unsere Eltern, was wir wissen, wußten ...
Wer nicht zur Welt kommt, wird nicht arbeitslos.

Der Kinderreichtum ist kein Kindersegen.
Deck uns schön zu. Ich bild mir ein, es zieht.
Komm, laß uns den Geburtenrückgang pflegen!
Und lösch die Lampe aus. Des Landtags wegen.
Damit er es nicht sieht.

Nächtliches Rezept für Städter

Man nehme irgendeinen Autobus.
Es kann nicht schaden, einmal umzusteigen.
Wohin, ist gleich. Das wird sich dann schon zeigen.
Doch man beachte, daß es Nacht sein muß.

In einer Gegend, die man niemals sah
(das ist entscheidend für dergleichen Fälle),
verlasse man den Autobus und stelle
sich in die Finsternis. Und warte da.

Man nehme allem, was zu sehn ist, Maß.
Den Toren, Giebeln, Bäumen und Balkonen,
den Häusern und den Menschen, die drin wohnen.
Und glaube nicht, man täte es zum Spaß.

Dann gehe man durch Straßen. Kreuz und quer.
Und folge keinem vorgefaßten Ziele.
Es gibt so viele Straßen, ach so viele!
Und hinter jeder Biegung sind es mehr.

Man nehme sich bei dem Spaziergang Zeit.
Er dient gewissermaßen höhern Zwecken.
Er soll das, was vergessen wurde, wecken.
Nach zirka einer Stunde ist's soweit.

Dann wird es sein, als liefe man ein Jahr
durch diese Straßen, die kein Ende nehmen.
Und man beginnt, sich seiner selbst zu schämen
und seines Herzens, das verfettet war.

Nun weiß man wieder, was man wissen muß,
statt daß man in Zufriedenheit erblindet:
daß man sich in der Minderheit befindet!
Dann nehme man den letzten Autobus,
bevor er in der Dunkelheit verschwindet ...

Gewisse Ehepaare

Ob sie nun gehen, sitzen oder liegen,
sie sind zu zweit.
Man sprach sich aus. Man hat sich ausgeschwiegen.
Es ist soweit.

Das Haar wird dünner, und die Haut wird gelber,
von Jahr zu Jahr.
Man kennt den andern besser als sich selber.
Der Fall liegt klar.

Man spricht durch Schweigen. Und man schweigt mit Worten.
Der Mund läuft leer.
Die Schweigsamkeit besteht aus neunzehn Sorten
(wenn nicht aus mehr).

Vom Anblick ihrer Seelen und Krawatten
wurden sie bös.
Sie sind wie Grammophone mit drei Platten.
Das macht nervös.

Wie oft sah man einander beim Betrügen
voll ins Gesicht!
Man kann zur Not das eigne Herz belügen,
das andre nicht.

Sie lebten feig und wurden unansehnlich.
Jetzt sind sie echt.
Sie sind einander zum Erschrecken ähnlich.
Und das mit Recht.

Sie wurden stumpf wie Tiere hinterm Gitter.
Sie flohen nie.
Und manchmal steht vorm Käfige ein Dritter.
Der ärgert sie.

Nachts liegen sie gefangen in den Betten
und stöhnen sacht,
während ihr Traum aus Bett und Kissen Ketten
und Särge macht.

Sie mögen gehen, sitzen oder liegen,
sie sind zu zweit.
Man sprach sich aus. Man hat sich ausgeschwiegen.
Nun ist es Zeit ...

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Paul Fechter

(Zum 50. Geburtstag)

„Der Geist Fechters, der aus Westpreußen stammt, ist der nüchterne, scheinbar unlyrische Geist der Norddeutschen. Mit der starken Sachlichkeit aber, die alles Verschwärmte von sich weist, ist ein anderes verbunden: die Fähigkeit der Ironie, der Humor des klaren Lebensblickes. Zu den Gestalten, denen er viel von seinem besten Gefühl gibt, gehören Lawrence Sterne, Theodor Fontane und Bernard Shaw. Es war eine Überraschung, als Fechter vor fünf Jahren als Romanschriftsteller an die Öffentlichkeit trat. Hinter dem Ästhetiker, dem Kritiker, hätte niemand den Gestalter vermutet. Sein erster Roman ‚Die Kletterstange' aber zeigte gleich die persönliche Handschrift eines Autors, der ein sicheres, schauendes Verhältnis zu den Lebensdingen hat. Die beiden Eigenschaften, die den Roman kennzeichnen, sind die unbeirrbare Sachlichkeit des Blickes und der Humor, die ironisch lächelnde Betrachtungsweise, die alles auf das große Maß zurückführt. Der Humor ist hier Begütung; aber er ist auch erzieherisches Mittel, auf Klarheit der Stellungnahme gegenüber dem Leben dringend.

Drei Romane hat Paul Fechter bisher geschrieben. Sie greifen in die Bewegung der Zeit hinein und holen daraus typische Gestalten hervor. Ihr Raum ist die Welt der Inflation und der nachfolgenden Jahre, in denen das Leben wieder zu einem Festen, Verläßlichen zurückzukehren sucht. Zwei Gruppen von Menschen stellt Fechter gegeneinander: diejenigen, die mit der Zeit nicht fertig werden und die in Jammern und Wehklagen ausbrechen, und die anderen, die Jungen, die ohne langes Besinnen zupacken und die Verhältnisse zu ihren eigenen Gunsten zu wenden versuchen. Sein Mitgefühl gehört den Alten, die kaum einer Abwehr noch fähig sind und das Verfließende mit schwachen Händen festhalten wollen; seine Liebe jedoch gehört den Jungen, die, ohne Zagen und ohne Vorurteil, das Leben rüstig und kampfbereit anfassen. Sein Lächeln aber sagt: was da geschieht, sind doch nur Vordergründigkeiten, überschätzt und übertrieben, und morgen ist alles schöne Sage. Über Inflation und Nachinflation und das ganze Tohuwabohu kehrt das Leben zu sich selber und seinem unveränderlichen Sinn zurück und bringt alles wieder in Ordnung. Auch die Alten, Lebensunfähigen finden irgendwo ihr Plätzchen." —er —er (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 215); vgl. auch: Saarbr. Ztg. (215); Köln. Volksztg. (469); Berl. Börs.-Cour. (428); Ostpreuß. Ztg. (245); Peter Hamecher (Münch. N. Nachr. 248); Erwin H. Rainalter (N. Wien. Ab.-Bl. 253).

*

Marie von Ebner-Eschenbach

(Zum 100. Geburtstag)

„Um die Mitte der fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts beginnen bei uns russische Erzähler gelesen und umstritten zu werden, vor allem Gogol durch seine Kosakengeschichte ‚Taras Bulba' und Turgenjew durch seine ‚Memoiren eines Jägers'. Anfangs der Sechziger ist die Saat bereits aufgegangen, zunächst in Österreichs Randländern gegen Rußland: weder Leopold von Sacher-Masoch, dessen Rettung erst noch zu schreiben ist, noch Karl Emil Franzos sind ohne den großen Russen denkbar. Er löst beiden die Zunge. Er weist ihnen Galizien und die Bukowina als die eigentümlichen Felder ihrer Begabung. Er gibt ihnen den Mut, den Bezirk der Dorfgeschichte zu verlassen und ein bisher unangebautes Land tief zu pflügen.

Dieser erste Vorstoß eines slawischen Erzählers begegnet geteilter Aufnahme. Der geistvolle ‚Unbekannte', Alexander von Villers, schreibt seinem Freunde, Grafen Hoyos: ‚Ich brauche keinen Turgenjew dazu, um zu erfahren, daß es auf einer Landstraße staubt — eben wegen des Staubes bleib' ich zu Hause.' Villers ahnte nicht, daß sich in demselben Wien, aus dem er seine entzückenden Briefe schrieb, gar nicht weit von seiner Junggesellenwohnung zwei Adelige in aller Stille mit Turgenjews neuer Welt, der Welt der uninteressanten Menschen und Sonderlinge, ernstlich auseinandersetzten: Ferdinand von Saar und Marie von Ebner-Eschenbach; beider Namen kommen in seinem Briefwechsel nicht vor. Und doch haben gerade diese beiden, hat vor allem die Ebner die mächtige, von Turgenjew ausströmende Anregung selbständig verarbeitet. Was Turgenjew schrieb, waren Dorf- und Schloßgeschichten; Geschichten um einen adeligen Gutshof herum, mit allem, was an Bewohnern, Beamten, Personal, Pächtern, Bauern, Landstreichern dazu gehört. Das ist die Welt, die durch ihn die Ebner entdeckt. Denn in dieser Welt ist sie aufgewachsen." Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 250).

„Als Marie von Ebner ihren 70. Geburtstag feierte, überreichte ihr die Hochschule der Stadt Wien als einziger Frau die Würde eines Doktor der Philosophie

Digitized by Google

honoris causa. Sie wurde als die erste lebende Schriftstellerin in Österreich und Deutschland gepriesen. Das Dokument dieser Ehrung sprach die Anschauung der wissenschaftlichen und gebildeten Welt von dem Schaffen der Ebner aus.

Und sie selbst? Wie beurteilte sie sich selbst? Vor mir liegt ein Brief in ihrer festen zierlichen Damenhandschrift, in dem sie ausspricht: ‚Hätte ich die Tiefe der Psychologie von X —, die Farbigkeit in der Darstellung von Y —, die Größe der Konzeption von Z — ja, dann dürfte man mich eine große Schriftstellerin nennen.'

Sie hatte recht: jede der erwähnten Kolleginnen stand in der Kraft der angeführten einzelnen Eigenschaften über ihr. Aber sie besaß etwas, was diesen allen fehlte: Ihre Begabung und ihr Charakter hatten die ganze Skala dichterischer Eigenschaften, deren jede nicht in hervorragender Höhe ihr gegeben waren, zu dem Kunstwerk vollendeter Harmonie gestaltet. Ihr Lebenswerk kündet vom ersten bis zum letzten Buchstaben, den Marie Ebner niederschrieb, das Lob menschlicher Güte; kündet es nicht als Produkt der Sehnsucht oder als eine schöne Theorie, sondern als ein Ausfluß der eigensten Wesenheit dieser Frau." Gabriele Reuter (Münch. N. Nachr., Frauenztg. 250 u. a. O.).

„Die kinderlose Freifrau übertrug ihre mütterlichen Instinkte, die ganze, ungebrauchte Fülle schönster Frauengaben auf die vor ihren Standesgenossen Unmündigen, auf die bis zum Jahre 1848 leibeigenen Bauern, auf die ‚dienende Klasse', auf die Armen und Geringen. So erwuchs notwendig in ihrer Dichtung auch die kritische Beobachtung der behaglichen und selbstgefälligen oder auch rücksichtslosen und tyrannischen ‚Väter' dieses Volkes, die ironische Charakteristik des Adels und des angereicherten Bürgertums, so schoß das, was man mit Fug und Recht den ‚sozialen Gehalt' ihrer Schriften nennt, wie von selbst kristallisch zusammen, und so gewann ‚die Kinderlose die meisten Kinder'." Otto Koenig (Arb.-Ztg., Wien 253).

Vgl. auch: Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 213); H. M. Elster (Köln. Ztg., Frau 510 u. a. O.); Karl Kreisler (Tagesbote, Brünn 426); Karl Meißner (Deutsche Tageszig. 429, u. a. O); Franz Langheinrich (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 98); Erwin H. Rainalter (N. Bad.-Landesztg. 459 u. a. O.); Urban Reedl (Königsb Allg. Ztg. 426); Wilhelm Schulte (Germ. 425); Otto Schmidt (Vorw. 429); Adolph Donath (B. T. 432); Beda Prilipp (Tag 219); P. Bergenholt (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 18); Johann Frerking (Hannov. Kur., Frau 421); Hella Praetorius (Deutsche Ztg., Frau 216); Kl. M. Faßbinder (Saarbr. Ztg. 250); Ruth Bachert (Stuttg. N. Tagbl. 427); Oskar Walzel (Bund, Buch 429, 431); ebenda, Frau 427); Wilhelm Weigand (Münch. N. N., Einkehr 39); Adalbert Schmidt (Sudetendeutsche Tages-Ztg. 213 u. a. O.).

*

Zur deutschen Literatur

„Brockes." Von Paul Wittko (Niederdeutsche Ztg. 203).

„Ratsherr und Dichter (Brockes)." Von Hans Sturm (Tag 227).

*

„Eine vergessene Freundin Wielands" (Julie Bondeli). Von Erwin Stranik (Köln. Ztg., Frau 510).

„Lessings Kampfgenossin" (Elise Reimarus). Von Bertha Badt-Strauß (Bund, Bern 407).

„Goethe und die Sängerin Mara." Von E. Seraphim (Königsb. Allg. Ztg., Musik 428).

„Unbekannte Goethe-Bilder." Von Friedrich W. Herzog (Bund, Bern 419).

„Goethe und die Ortellis." Von Kurt Karl Eberlein (D. A. Z. Unt.-Bl. 413).

„Goethes Malerinnen." Von Heinrich Kempenich (Köln. Ztg., Frau 478).

„Konnte Goethe schwimmen?" Von Ludwig Volkmann (Leipz. N. Nachr. 250).

„Zum ‚Fragment über die Natur' 1781/82". Von Max Rychner (Frankf. Ztg. 650—652).

„In der Widmungsurkunde der Stadt Frankfurt an den Goethe-Preisträger Sigmund Freud wird erwähnt, daß ‚die frühesten Anfänge der Freudschen Seelenforschung auf einen Vortrag von Goethes Aufsatz ‚Die Natur' zurückgehen'. Es handelt sich wohl um den etwa vier Seiten umfassenden grandiosen Prosahymnus, der unter dem Titel ‚Fragment' 1782 im Journal von Tiefurt erschienen ist, einer kleinen, handschriftlich in wenigen Exemplaren hergestellten Zeitung des Kreises um die Herzogin Amalie. Die Autorschaft Goethes war immer zweifelhaft, denn er selber leugnete sie (an Knebel, 3. März 1783). Auch Frau von Stein schrieb damals an Knebel: ‚Goethe ist nicht der Verfasser, wie Sie es glauben, von dem tausendfältig ansichtigen Bilde der Natur; es ist vom Tobler; mitunter war mir's nicht wohltätig, aber es ist reich.'

Also vom Tobler ist es. Man hat das bestritten, denn Tobler war kein Genie. Das Fragment bezeugt eine geniale Blickweite und Blicktiefe, ein schwungvolles Vermögen, Geahntes auszusprechen und Höheres ahnen zu machen. Man argumentierte so: niemand außer Goethe konnte damals etwas Derartiges schreiben, also hat er's geschrieben.

Fünfzig Jahre später, 1828, kam das verschollene ‚Fragment' Goethe wieder vor Augen. Er schrieb an Kanzler von Müller: ‚Daß ich diese Betrachtungen verfaßt, kann ich mich faktisch zwar nicht erinnern, allein sie stimmen mit den Vorstellungen wohl überein, zu denen sich mein Geist damals ausgebildet hatte' usw. Der Aufsatz wurde 1833, im 10. Band der Nachgelassenen Werke, erstmals veröffentlicht.

Vor etwa zwölf Jahren hat Prof. Paul Wernle, der Historiker des Protestantismus, nachgewiesen, daß das ‚Fragment' eben doch ‚vom Tobler' ist. Georg Christoph Tobler, Sohn des Johannes, Archidiakon am Großmünster Zürich, lebte von 1757 bis 1812; er war Pfarrer in verschiedenen Landgemeinden des Kantons Zürich und übersetzte Sophokles wie sein Vater englische Klassiker. 1779 war er in Weimar, wo er bei Goethe und namentlich Herder verkehrte.

Wie kommt es, daß dieser Jüngling, dem nach Goethe ‚große Gedanken ganz fremd waren', dieses Fragment niederschrieb? Das Rätsel genialer Übertragung ist hier wohl im Spiel: der

Digitized by Google

feine, empfängliche Tobler ist von den ausstrahlenden Kräften der goetheischen Genialität ergriffen, geladen und für eine Zeit verwandelt worden, wie ein magnetisches Feld unter der Einwirkung eines Stärkeren."

„Am Grabe Hölderlins." Von Wilhelm Kunze (Bund, Bern 401).

*

„Der Dornenweg des Genies" (Schopenhauer). Von Peter Hamecher (Karlsr. Ztg., Wissensch. 38).

„Ein liberaler Professor" (Rudolf Haym). Von Bernhard Guttmann (Frankf. Ztg. 683—2 M).

„Gottfried Kinkel und ein Schicksalstag aus seinem Leben." Von Richard Sander (Frankf. Ztg. 634—636).

*

„Wer darf Nietzsche lesen?" Von Oskar Baumgartner (Köln. Ztg. 484).

„Gottfried Keller." Von Richard von Schaukal (Karlsr. Ztg., Wissensch. 36).

„In der Heimat des Waldschulmeisters" (Rosegger). Von H. B. (Bund, Bern 419).

„Deutschlands fahrender Spielmann" (Baumbach). Von Heinrich Taschner (Münch.-Augsb. Abendztg. 254).

„Im schönsten Wiesengrunde" (Wilhelm Ganzhorn). Von Friedrich Stroheker (Schwäb. Merk. 208).

*

„Henry von Heiseler." Von Franz Dülberg (Köln. Ztg. 517).

„Loris" (Hofmannsthal). Von Rudolf Kaßner (Frankf. Ztg., Lit.-Bl. 38).

„Eduard von Keyserling". Von Korfiz Holm (Voß. Ztg., Unt.-Bl. 215).

„Vom jungen Rilke." Von J. E. Poritzky (B. T. 415).

„Rainer Maria Rilke." Von L. von Schlözer (Prag. Pr., Dicht. 38).

„Klabund." Von Alfred Kleinberg (Vorw., Bücherwelt 10).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Zur Problematik der jungen Dichtung: Martin Beheim-Schwarzbach." Von Paul Winter (Tagesbote, Brünn, 14. Sept.):

„Der ‚Die Michaelskinder' schrieb, ist ein Dichter. Er beherrscht das Element der Sprache wie wenige heute, er ist reich genug an Aufnahmefähigkeit für die sinnliche Fülle der Welt, um der Problematik des Daseins und ihrer Wiedergabe im Dichterwerk keineswegs ausweichen zu müssen. Doch droht Gefahr des Abweges den Aufbruchbereiten und Ergriffenen mehr als den satten Zufriedenen: Beheim-Schwarzbach droht Gefahr, dem pseudoreligiösen Bedürfnis nach ausschweifender Symbolik entgegenzukommen. Es ist eine Gefahr des Selbstverlustes. Wehe, wenn wie die Michaelskinder auch ihr Dichter in die Irre ginge, — einer der Ernstesten, an der Zeit am tiefsten Leidenden, mit ahnungsvollem Wissen Begabtesten unter den jungen Dichtern unserer Gegenwart!"

„Nikolaus Schwarzkopf." Von Alexander Baldus (Germ. 412):

„Der Philosoph eines gütigen Herzens! — So hat Hans Heinrich Bormann einmal Nikolaus Schwarzkopf genannt. Und mir will scheinen, als ob er damit das Wesen dieses echten Rheinländers getroffen habe, der aus des Werdens Leid und Not sich zu der stillen Heiterkeit reifen Seins emporgerungen und damit das Schönste, das Tiefste erkannt hat: Sich selbst verschenkende Güte als das Herz der Welt!"

*

„Gerhart Hauptmann auf Hiddensee. Gespräche über Politik, Dichtung und Weltanschauung." Von H. Fries. (N. Bad. Ldsztg. 461.)

„Begegnung mit Hans Carossa." Von Paul Appel (Gießen. Anz., Familienbl. 72).

„Walter Scheffler." Zu des ostpreuß. Dichters 50. Geburtstag. (Königsb. Allg. Ztg. 428.)

„Ein großer Vermittler und Menschenfreund. Gruß an Karl Nötzel." Von Otto Stössl (Münch. N. N. 235).

„Die russische Literatur als die eines ursprünglichen, durch die allgemeine europäische Zivilisation noch nicht in seinem eigentlichen verwischten und verwässerten Volksgeistes dringt durchaus auf praktische Sittlichkeit, auf ‚richtige' Lebensgestaltung, und dieser hohe ethisch-religiöse Zug wirkt auf Nötzels eigene Gesinnung und Tätigkeit ein. Ein arbeitsreiches, geist- und liebevolles Wirken verknüpft das Beste zweier Völker im Sinne der Einheit, Weite und Duldsamkeit echter Humanität, und man darf Nötzel nur eine fruchtbare Fortsetzung seiner gerechten Lebensleistung wünschen."

„Eine Dichterin der Frauen: Jassy Torrund zum 70. Geburtstage." Von Martha Grosse (Dt. Ztg., Frau und Heim 222).

—, —. Von Anton Wolf (Köln. Volksztg. 479).

*

„Die geistlichen Gedichte Rudolf Alexander Schröders." Von Karl Hans Bühner. (DAZ., Unt. 425):

„Den Gipfel lyrischen Könnens beweisen Stücke wie ‚Gute Nacht', ‚Vor Morgen', ‚Durch einen Spiegel', ‚Siccis oculis'. Ihr Ton ist etwas gedämpft, der Atem im Anblick des großen hellen Wesens Gottes manchmal angehalten. Da steht z. B.:

‚Wär es wirklich Dir verborgen,
Wie ich hier in Flammen brenne,
Wie ich Abend nicht, nicht Morgen,
Mitternacht noch Mittag kenne?

Ich verschmacht in solchen Gluten,
Daß ich fast mir selbst entwerde —'

Da ist mit Rhythmus, Verschlingung und Periode das Wunder geworden, daß man die züngelnde, rückschlagende Flamme zu sehen glaubt, und dann betrachte man sich das Wort ‚entwerde' — solch ein Wort finden heißt: aus lyrischem Urquell schöpfend die Sprache bereichern.
Einer Zeit, die sich als ‚entgöttert' zu erkennen gibt, muß man sagen: hier bietet ein Dichter geistliche Verse, Verse schrankenloser Hingabefähigkeit an das Göttliche, voll einer Frömmigkeit, die nicht literarisch erborgt, sondern wahrhaft und tief empfunden und erlebt ist."

„Die Spiegel-Verse von Franz Schauwecker." Von Peter Hamecher (DAZ., Unt. 24. Sept.).

*

„Ein neues Werk Waldemar Bonsels': Mario und Gisela." Von Gisela von Berger (N. Fr. Pr., Wien 23 674):

„Die hinreißende Unwirklichkeit ist es, die den Zauber der Bücher Waldemar Bonsels' überhaupt und ganz besonders den Zauber dieses Buches ausmacht. Unwirklich und doch ganz nahe am Möglichen, wie es das Gedicht, wie es der Traum der Schönheit, wie es das Märchen ist. Ein Märchen, wie es Dichteraugen als die feine, schimmernde Struktur des Lebens erblicken oder als ein unerfülltes Traumbild hinter dem Leben sehen. Das Märchen, das immer da ist, das in jeder Jugend und Schönheit, in jedem erwachenden Frühling liegt und das sich nie ereignet."

—, —. Von Helene Tuschak. (N. Wiener Tagbl. 177):

„Man badet in der Sonne und im Fluß, man reitet in den Wald, dorthin, wo es feucht und kühl weht aus den Gründen

Digitized by Google

des Unterholzes, wo Farnwälder wuchern, Erlen, Birkengehölz, wo der geheimnisvolle Türkenbund steht und wo es streng und wohltuend von Verfall und Erstehen raunt und webt."

„Das hoffnungslose Geschlecht" [Rudolf Borchardt]. Von O. Skalberg (Köln. Volksztg., Frauenwelt 465):

„Wieder eins der heute gezählten Bücher — Borchardt dringt damit sowieso um einiges aus der Spanne des ‚Kreises' heraus —, das man später ein zweites Mal liest, solcher Meisterarbeit froh. Und noch einmal."

„Roman einer Provinz: Lion Feuchtwangers ‚Erfolg'." Von Arnold Zweig (B. T. 430):

„Im 19. Jahrhundert, einem Zeitalter der Malerei und der Musik, war der Roman malerisch und musikalisch bestimmt, in der Komposition, der Farbigkeit, der Linienführung. Heute, da die Architektur wieder beherrschend das Wesen der Epoche ausdrückt, verschwistert er sich auf geheimnisvolle Weise mit ihr. In diesem Sinne, aber nicht nur in diesem, ist Feuchtwangers Roman ‚Erfolg' nach Grundriß gestaltender Leidenschaft und Mächtigkeit der Masse ebenso entscheidend für unseren Willen zum Ausdruck unseres Daseins wie irgendein Bauwerk des begabtesten Architekten der Gegenwart. Niemand kann daran vorbeigehen, ohne in Ja und Nein auf seine Erscheinung antworten zu müssen. Und was will ein Künstler mehr? Ich für mein Teil rufe dreimal ja!"

„Orangen in Nonco" [Max Krell]. Von Felix Hollaender (8-Uhr-Abendbl. 218).

„Leerlauf Mensch, ein neuer ‚Jahrgang 1902'". [Karl Nils Nicolaus]. Von Fechter (DAZ., Unt. 433):

„Gegen das Literarische, die Gestaltung, das Erfassen der handelnden Menschen läßt sich so manches einwenden: Den Verfasser hat viel mehr das Sichaussprechen interessiert als das Herausstellen von Menschen aus seinem Innern. Das ist kein Unglück; gute Dinge müssen erst wachsen, und es ist jedenfalls viel besser, als wenn umgekehrt das literarische Können vorhanden wäre und dahinter wie zumeist kein Mensch stünde. Dies Buch ist ein Anfang und ein Versprechen. Man wird auf diesen Autor achtgeben müssen, und der Jahrgang 1902 ebenfalls: denn der hat hier einen neuen Stempel aufgedrückt bekommen, dessen er sich nicht mehr zu schämen braucht. Wenn die Angehörigen dieser neuen Jugend alle von der Art des Mannes sind, der dieses Buch schrieb, wird sich die Frontgeneration es gern gefallen lassen, wenn man ihr derart gegenübertritt; mit Leuten von solcher Art kann sie mit bestem Gewissen eine gemeinsame Front bilden."

„Ein dichterischer Roman. Zu Karl Heinrich Waggerls ‚Brot'." Von Herm. W. Anders (Mannheim. Tagebl. 253).

*

„Ein Jakobiner von heute: Zu Werner Hegemanns ‚Das steinerne Berlin'." Von Walter Benjamin (Frankf. Ztg., Lit. 37).

„Zum Thema Literaturgeschichte" [Paul Wiegler]. Von Georg Hermann (Voss. Ztg., Unt. 203):

„Hier ist keine Divergenz zwischen Text und Zitat. Denn es wird nicht eine Zeile zitiert. Eigentlich wird nur das Leben der Dichter erzählt. Aber aus diesem Leben blüht die Dichtung heraus; und man sieht, sie konnte gar nicht anders sein als gerade so. Kein Urteil wird gefällt ... ganz sine ira aber mit viel studio — wie in den einzelnen Tupfen der Neoimpressionisten — werden einzelne zeitgenössische Urteile über das Werk oder den Mann aneinandergereiht; aber jede der Quellen dient dem Ziel einer untrüglichen Charakteristik. Nicht das Moralische, das Ästhetische versteht sich hier von selbst. Es wäre ein Leichtes gewesen, eine doppelte Zahl von Namen und eine vierfache von Werken auftreten zu lassen. Aber man fühlt von Anfang an: nur beste Gesellschaft ist hier zugelassen. Wer hier Zutritt hat, der hat den großen und oftmals gotisch abstrusen Bau der deutschen Literatur weiter und höher hinaufgebaut."

—, —. Von Ernst Heimeran (Münch. N. N. 193):

„Nach meiner Überzeugung wird es jedem, der erst nur herumlesen wollte, auch so gehen, daß er alsbald in vollen Zügen zu lesen beginnt. Seine Liebe gehört der lebendigen Person; er stellt sie nicht als Anmerkung, sondern ganz vor uns hin. Alles ist lebendige Figur in dieser Geschichte und doch ist sie keine Persönlichkeitsgeschichte im Sinne einer bestimmten Auffassung, sondern eine Geschichte des Menschlichen schlechthin, seiner Erlebnisse wie seiner Erdenknisse.
Trotz Wieglers Urteilsenthaltung merkt man nämlich, wie es bei jeder ursprünglichen Schöpfung in Ordnung ist, die persönlichen Neigungen des Schöpfers heraus. Bei aller Liebe für das Original und das Originelle weiß Wiegler aber auch die ehernen Gestalten, an die sich niemand so recht mehr wagt, neu zu bilden. Wer sich einmal überlegt, was es heißt, zum xten Male eine Goethe-Biographie zu schreiben, in der alles Sachliche enthalten und dennoch alles Geheime offenbar sein soll, der wird gerade auch bewundern müssen, wie hier auf 127 Seiten aus den Anfangsworten: ‚Raschen Schrittes eilt Goethe seiner Generation voran' sein überlebensgroßes Bild deutlich entwickelt wird.
Ich fürchte, all das, was wir hier als Vorzüge rühmen, werden die Zünftler zu rügen haben. Wir Publikum, wir Leser aber wollen einem Manne danken, der uns unsere deutsche Literatur aus den Klauen der tiefgründigen Langeweile errettet hat."

„Königin, das Leben ist doch schön! Gustav Rickelt erzählt." (Kass. N. N., Lit. 221.)

*

Zur ausländischen Literatur

„Der moderne englische Roman." Von Virginia Woolf (Stuttg. N. Tagbl. 403).

„Houston Stewart Chamberlain." Von Eduard Scharrer (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 18).

„Zweierlei Wallace." Von Eugen Schmitz (Dt. Ztg. 209b).

*

„Frederi Mistral und die provencalische Renaissance." Von Manuel Gasser (N. Zür. Ztg. 1735, 1742; Bund, Bern, Kl. Bd. 36):

„Die Ansicht, daß Mistral seine Verse lateinisch gedacht, ist so gesucht nicht, und zeugt jedenfalls von größerer Einsicht als das gemeinhin verbreitete Bild von dem unter seinem Micocoulier zu Maillane singenden und dichtenden Bauernpoeten. Er schöpfte wohl aus der ‚Seele des Volkes', aber zu seinen ertragreichsten Quellen zählen vor allem die Archive zwischen Avignon und Toulouse in der ganzen Langue d'Oc und seine Meister und Lehrer waren Vergil und Homer. Er sagte auch: ‚car cante que per vautre, o pastre e gens de mas!' (denn ich singe für euch nur, Hirten und Bauern der Höfe!), und vermochte sich nichts, wenn diese ihm wenig Dank wußten; aber vor allem war es ihm doch um die Erneuerung einer Sprache zu tun, die als erste unter den lateinischen Töchtern eine eigene Literatur besaß, ja ernstlich mit dem Französischen rivalisierte und unter etlichen römischen Kaisern deutscher Nation im Range einer Hofsprache stand. Er hätte dieses Werk auch für ein noch kleineres Publikum, als es ihm tatsächlich zu erhoffen war, unternommen, hätte, auf das Verstehen der Zeitgenossen überhaupt verzichtend, getragen von seinem übergroßen Idealismus, vertrauend einzig für die Zukunft geschafft."

Digitized by Google

—, —. Von Hengesbach (Köln. Ztg., Unt. 488).
—, —. Von Hans Sturm (Kass. N. Nachr., Lit. 209).
—, —. Von F. Wippermann (Germ. 416).
—, —. Von Hans Sturm-Gundal (Voss. Ztg., Unt. 208).
—, —. Von Anna Maria Curtius (Leipz. N. N. 251).
—, —. Von Schiller Marmorek (Arb.-Ztg., Wien 247).
—, —. Von Siegmund Feldmann (B. T. 414).
—, —. Von Michael Gruſemann (Berl. Börſ.-Ztg., Kunſt 208).
„Rouſſeau auf der Petersinſel." (Bund, Bern, 427.)
„Der Leidensweg eines Dichters" [Baudelaire]. Von Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wiſſ. 35).
„Proſper Mérimée und die Unbekannte." Von Peter Hamecher (Berl. Börſ.-Ztg., Kunſt 223).
„Georges de Porto-Riche." (N. Zür. Ztg. 1728.)
—, —. (Köln. Ztg. 492.)
—, —. Von Clotilde Beck (Berl. Börſ.-Cour. 416).
„Meine literariſche Laufbahn." Von Georges de Porto-Riche (B. T. 421).
„André Gides Pitaval." Von E. B. (Berl. Börſ.-Cour. 426).

*

„Bei Sigrid Undſet." Von Juliana von Stockhauſen (Saarbr. Ztg. 251).
„Ein Buch über Georg Brandes [Henri Nathanſen]." Von A. F. C. (Voſſ. Ztg., Lit. 37).
„Herman Bang macht ſein Teſtament." Von Edvard H. S. Laper (N. Bad. Ldsztg. 447).
„Miguel de Unamuno." Von Otto Forſt-Bataglia (Stuttg. N. Tagbl. 413).
„Richtungen in der ſpaniſch-amerikaniſchen Literatur." Von Joſef Froberger (Köln. Volksztg., Lit. 69).
„Über Raskolnikow." Von Wjatſcheslaw Iwanow (N. Zür. Ztg. 1719 und 1734).
„Litaipo." Von Albert Ehrenſtein (B. T. 409).

*

Allgemeines

„Die faſciſtiſche Mobilmachung [Kriegsroman]." Von Bernard Brentano (Frankf. Ztg. 306—308).
„Nadler und die Dichtkunſt." Von F. E. (B. T. 424).
„Theater in Berlin und in der Provinz." Von Friedrich Ege (Stettiner Generalanz., Buch 240).
„Reformiert die Dichterpreiſe!" Von Hanns Martin Elſter (Leipz. N. Nachr. 262 u. a. O.).
„Lebenswirkungen der Dichtkunſt." Von Hans-Joachim Flechtner (Stettiner Generalanz., Buch 247).
„Die Pfarrergeſtalten bei Gerhart Hauptmann." Von H. Haack (Dt. Ztg., Kultur 204).
„Ausländerei im Drama!" Von Kurt Heynicke (Münchner N. Nachr. 237).
„Verbotene Bücher." Ein Stück Welt- und auch münchener Geſchichte. Von Fr. Hopfenbeck (ebenda 259).
„Lernet-Holenias Kleiſtpreis." Von Friedrich-Carl Kobbe (Hamb. Nachr. 408). — „Kleiſtpreis hin — Kleiſtpreis her." Komödie um ein Plagiat. Von Alexander Lernet-Holenia (N. Bad. Landes-Ztg. 460).
„Die ſchwäbiſchen Rätſeldichter." Von Rudolf Krauß (Staats-Anz. f. Württ., Beſ. Beil. 8).
„Jugend vor dem Theater." Von Hans Lorenz Lenzen (Köln. Ztg. 485).
„Die Pſychologie des Beifalls." Von Rudolf Lothar (Bund, Bern 425).
„Der Schriftſteller in unſerer Zeit." [Rede.] Von Thomas Mann (Prag. Pr. 255).
„Tägliche Zuſchriften und Einſendungen." Von Walter von Molo (N. Bad. Landesztg. 464).
„Poetiſche Taufe." Von Ernſt Penzoldt (Münch. N. Nachr. 246).
„Und was ſagt der Preisträger?" Der Büchner-Preis. Von Nikolaus Schwarzkopf (B. T. 410).
„Der Kleiſt-Preis." Von Gerhard Menzel (ebenda).
„Literaturpropheten." Von Frank Thieß (Saarbr. Ztg., Gegenwart 259).
„Eine Frau kommt zu Toller." Von Walther Victor (Arb.-Ztg., Wien, 258).
„Abbau der deutſchen Dichterakademie?" (Bund, Bern, 428).
„Victor Barnowſky." Zum Bühnenjubiläum. Von Arthur Eloeſſer (Voſſ. Ztg., Unt.-Bl. 214) und Max Adalbert (ebenda); von Fritz Engel (B. T. 433); von Paul Kerſten (Tag 220); von F. (D. A. Z. 428).
„Joſef Kainz." Zu ſeinem 20. Todestag. Von Willi Katz (D. A. Z. 439).
„Briefe von Joſef Kainz." Mitgeteilt von Heinrich Glücksmann (B. T. 446).
„Eugen Diederichs †." Von Siegfried Jacoby (B. T. 428); von Hugo Kubſch (Dt. Tagesztg. 427); von N. (Tag 217); von Chriſtian Rodegg (Gießener Anz. 212); von E. K. (N. Zür. Ztg. 1754); von Mgr. (Prag. Pr. 251); „Der Menſch Eugen Diederichs." Von Joſef Winckler (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 516 u. a. O.); „Abſchied von Eugen Diederichs." Von Hans Friedrich Blunck (Saarbr. Ztg. 260).

Echo der Zeitſchriften

Corona. I, 2. (München-Zürich.) Benedetto Croce ſchreibt („Gnade und Willensfreiheit"):

„Ich blicke auf mich ſelber, auf mein bisheriges Leben, auf mein Werk, als wäre es ein Schauſpiel. Was von dieſem Leben und von dieſem Werk iſt mein? Was davon kann ich mit gutem Gewiſſen mein eigen nennen? Wenn ein Gedanke, der in mir aufſtieg, mir und den andern eine neu gewonnene Wahrheit ſchien, ſo kam er mir wie eine Erleuchtung; und jetzt, da ich ſeine Eigenart und ſeine Bezüge beſſer einſehe und ſein Entſtehen zurückverfolge, ſtellt er ſich mir dar als logiſche und notwendige Folge des vorausgegangenen Ringens anderer Geiſter in Jahrhunderten und der Erörterungen, an denen auch die Gegner nicht weniger fruchtbaren Anteil genommen haben; mir iſt, als ſei er in mir wie von ſelbſt entſtanden und mein Geiſt ſei nur die Bühne geweſen, auf der er in Erſcheinung trat. Denke ich zurück an eine Handlung, mit der ich zufrieden bin, ſo fühle ich, daß es Eitelkeit wäre, mir das Verdienſt daran zugutzuſchreiben, denn als ich ſie vollbrachte, war eine

Digitized by Google

Kraft in mir, die mich beseelte und mich trieb, ohne Widerspruch oder über jeden Widerspruch hinweg; und wenn in einem solchen Fall (wie es mir in anderen Fällen widerfahren ist) jene Kraft, die mich aufrichtete und trug, gefehlt hätte, so hätte ich selbst sie nicht zu erzeugen vermocht. Also ist auch jene Handlung in mir entstanden, und nicht ich habe sie vollbracht; und sie mußte so entstehen, denn die Wirklichkeit, oder wenn man will: der Geist, bedurfte ihrer innerhalb der Logik seiner Entwicklung. Wenn jemand mich dafür rühmte, so kann ich mich dieses Lobes nicht ohne Verlegenheit und Verwirrung freuen, gleichsam als beruhe es auf einem Mißverständnis und als nehme ich etwas entgegen, das mir nicht gebührt. Hingegen werden andere meine Irrtümer und meine unrichtigen Handlungen tadeln, und ich selbst werde manche meiner Behauptungen als irrtümlich, manche meiner Handlungen als unrichtig anerkennen. Doch wenn ich auch deren Entstehung und besonderer Art nachforsche und sie keineswegs mit der Lage entschuldige, in der ich mich damals befand (welche jene Irrtümer und Handlungen in keinem Fall zu entschuldigen vermag, weil sie sie nicht mechanisch determinieren konnte), so muß ich doch zugestehen, daß ohne jene irrtümlichen Behauptungen, ohne jene unrichtigen Handlungen auch meine wertvollste Wahrheit, die Wahrheit, welche die Erfahrung jener Irrtümer in sich aufgenommen hat, ebensowenig möglich gewesen wäre wie mein bestes Tun, welches durch jenes Bereuen und Einsehen an Richtigkeit und Kraft gewonnen hat. Somit waren auch jene Irrtümer, auch jenes Unrecht notwendig und darum in einem gewissen Sinn gut und gehören nicht mir an, sondern dem Urheber des Bösen und des Guten, dem Geist, der in solcher Weise sich entfaltet und wächst, der Vorsehung, die so bestimmt, und die darin wiederum ihrer Logik folgt, jener Logik der Gegensätze, die man eben Dialektik nennt. Die Gnade ist in gewissen Augenblicken über mich gekommen, in anderen Augenblicken hingegen hat die Vorsehung gewollt, daß ich irre und fehle und so Stoff und Möglichkeiten bereite für mein, d. h. ihr ferneres Wirken."

Hochland. XXVII, 12. (München und Kempten.) Herbert Rüssel („Max Scheler und die Probleme der deutschen Politik") zeichnet die Alternative, die Max Scheler für die deutsche Zukunft sah:

„Scheler sah für den deutschen Staat nur eine Alternative: entweder die Kluft zwischen Geist auf der einen Seite, Macht und Vitalität auf der anderen schließt sich, und es entsteht aus der Demokratie eine neue Elite, die in sich das geistige Erbe der Vergangenheit birgt mit dem aufgeschlossenen Sinn für die neue Zeit, die aber auch gleichzeitig getragen ist von dem neuen Lebensgefühl, wie es sich in der Jugendbewegung, im Sport, Tanz usw. äußert; oder aber das deutsche Volk verpaßt endgültig die Stunde seiner Reife und kehrt auf dem Umweg über eine Diktatur, die in Deutschland wahrscheinlich nicht so genial ausfallen würde wie die Mussolinis in Italien oder die der Bolschewisten in Rußland, zum alten Obrigkeitsstaat, d. h. zum Beamtenstaat zurück. Eine der schwersten politischen Häresien sah er darin, daß man glaube, Demokratie und Elite seien unvereinbar. Diese falsche Einstellung sei nur der Ausdruck des moralischen Ressentiments der Bourgeoisie, die an Feigheit und Angst vor der politischen Verantwortung leide."

Die schöne Literatur. XXXI, 9. (Leipzig.) Aus Alfons Paquet „Ahnen und Heimat":

„Wiesbaden ist meine Vaterstadt. Ich habe als Knabe den Aufstieg dieser einst schönen und feinen Kurstadt zum Weltbad, zur Luxusgroßstadt miterlebt. Von den Gottesdiensten der kleinen christlichen Gemeinschaft, der meine Eltern angehörten, bis zu den geschäftigen und glänzenden Tagen, da der Kaiser im goldenen Kürassierhelm die Burgstraße hinauf zum Schlosse ritt, war nur ein Schritt.

Meine Eltern gingen den schmalen Weg der kleinbürgerlichen Geschäftsleute, hinter denen noch ein Handwerk steht. Ich brauchte nichts, als ihnen zu folgen. Aber das war in Wiesbaden nicht möglich. Diese Stadt ist ein eigentümlich auseinandergezogenes Gewächs über den versteckten Vulkanen des mittelrheinischen Bodens, wie eingefüllt in einen Becher vor den Höhen des Taunus, die sie umziehen. Ihre Winter sind lau, ihre Sommer dumpf und glühend. In der Mitte kocht jene starke und heilende heiße Quelle, die den Einwohnern kaum noch etwas anderes ist als der Motor ihrer bürgerlichen Beschäftigungen. Überall sind Gasthäuser, Ärzte, Pensionen. Die ewige Dampfwolke des Brühborns wehte einst aus Sümpfen und Wäldern empor, aber sie schlägt sich längst an die Glaswand der Kochbrunnenhallen nieder, in der unablässig die Prozession der Kranken und der Fremden wandelt. Es ist leicht, in der angenehmen Landschaft um Wiesbaden, die in viele Täler ausläuft und sich zum hellen offenen Rheingau hin verbreitert, ein Kind zu sein. Aber dem Menschen, der hier wachsen will, fehlt zu sehr der Werktag. Es sind viele Besucher hier — junge Leute in Tenniskleidern, alte in Peieslocken und langen Kaftanen, und die Stadt gehört ihnen zu sehr. Ich mußte viele Städte gesehen haben, bis ich endlich in Peking oder Athen glücklich war. Wohl ist schon von den Vorfahren her die Stadt meine Heimat, die Straße, die

Digitized by Google

Hauptstraße, die bescheidene Wohnung im Mietshaus. Ich liebe nichts so sehr wie Städte mit ihren Turmspitzen und Glocken darüber und jenen Abstand zur Erde, der zuweilen notwendig ist, um zu sehen, daß sie nur ein paar Fetzen Land in riesigen Meeren ist, ein nur wenig gerunzelter Boden in Luft, Höhe und Geist. Ich fühlte mich immer wieder zu Städten hingezogen, um diese schicksalvollen, dichten, oft rätselhaften Gestaltungen zu übersehen. Mir sind Städte bleibender, wichtiger als Staaten. Ich selbst komme mir manchmal vor wie eine Stadt. Wenn ich heute von Heimat spreche, meine ich Frankfurt und den Rhein."

Der Querschnitt. X, 9. (Berlin.) Seinen Aufsatz „Genie und Gesundheit" leitet Gottfried Benn mit der Betrachtung ein:

„Genie — sonderbar als Wort, Vorstellung und Tatsache in einer Zeit, die mit allen ihr gegebenen Talenten und Machtmitteln den Begriff des Durchschnitts, der Norm und des Allgemeinen schützend umgibt. Nicht nur die Rohstoffe, die Nahrungsmittel, das Kapital und die Vergnügungen sollen allen gemeinsam und zugängig sein, nein, neuerdings auch die Begabung. Nach der Lehre der Individualpsychologie gibt es eine Einheitsbegabung, ein intellektuelles Unisono, das mit der Erbmasse mitgeboren wird, und aus dem dann mit Hilfe des sogenannten Mut- und Trainingskomplexes der Staat und seine Pädagogen den nutzbringenden Normaltyp herauspolieren können. Hochgespanntes Glücksgefühl des Forschers, der sich rühmt, bereits eine Dreiviertelübereinstimmung seiner Intelligenzprüfungen mit der Schulrangordnung feststellen zu dürfen! Perspektive voll Kühnheit und eines — sozial gestatteten — Triumphes, daß die Methode vielleicht bald so weit gesichert ist, daß man einem Anwärter die enorme Prädestination für einen Rechtsanwalt oder einen Farbenphotographen voraussagen könnte!

Genie — und neben dem Pädagogen der Samariter. In seiner Hand, als des Biologen, ruhen die Werte der Zucht. Dort holt er mit der Malariakur den Paralytiker auf den Kontorschemel, mit Hilfe der Analyse den Neurotiker zur Geschlechtsfreudigkeit zurück: Wäre Schopenhauer nicht der neurotisch schwer gefesselte Mann gewesen, schreibt ein namhafter Analytiker, hätte er sich einer Analyse unterzogen, seine Metaphysik trüge ein anderes Gesicht — nämlich ein behaglicheres, gemütlicheres, hausväterchenhaftes, angenehmes Gesicht, so wünschte er. Oben spendet er Drüsen und unten Hormone: mit dem Hinterlappen nivelliert er die Exzentrik, mit dem Vorderlappen führt er den Debilen zum Gesangbuch empor — mit einem Wort: es gibt kein Schicksal mehr, die Parzen sind als Direktricen bei einer Lebensversicherung untergekommen, im Acheron legt man eine Aalzucht an, die antike Vorstellung von dem Furchtbaren des Menschen wird bei der Eröffnung der Hygieneausstellung stehend und unter allgemeiner Teilnahme, während die deutschen Ströme in verschiedenfarbigen Gewändern vorüberziehen, in tiefer Ergriffenheit auf ihren Normalgehalt zurückgeführt."

Eckart. VI, 9. (Berlin.) In seinem Aufsatz „Der Wille zum Unpersönlichen" gelangt Walther Harich zu einer sehr bemerkenswerten Charakteristik von Armin T. Wegners Erfahrungen in Sowjet-Rußland, die dann in dem Buch „Fünf Finger über dir" verdichtet wurden:

„Diese beiden Pole in unserer Seele: Deutschtum und Preußentum, ordnen den inneren Kampf Armin T. Wegners um seine Stellung zum Sowjetstaat. ‚Fünf Finger über dir' sind das ernsteste und ehrlichste Bekenntnis des deutschen Menschen über seine Stellung zum kommunistischen Staat. Es ist daneben keineswegs belanglos, daß dieses Werk die vorzüglichste Reportage über Rußland enthält, die bisher geschrieben wurde. Ein deutscher Dichter wird von der Idee des Kommunismus ergriffen. Nicht irgendeiner, sondern eben Armin T. Wegner, seit fünfzehn Jahren mit allen geistpolitischen Bewegungen dieses Erdteils vertraut, persönlich mit Revolutionären und Bewahrern befreundet, nicht nur Mitkämpfer des Weltkrieges, sondern selber ein Schlachtfeld geistiger Kämpfe. Und nun geht er nach Rußland, um die letzte große Entscheidung zu vollziehen. Ihn reißt der Rhythmus der Massen vor dem Kreml am Jahrestag der Revolution fort. Ihn hebt das von der Idee durchglühte Volk in den großen Weltzusammenhang hinein. Und hier faßt er den Entschluß, in die Schlachtreihe der europäischen Revolution einzuschwenken. Er wird Kommunist werden!

Wird er es oder wird er es nicht? Denn jetzt erhebt sich die andere Seite des russischen Lebens hinter den potemkinschen Gebilden. Er sieht und sieht: die Lustlosigkeit, die Angst, die Schablonisierung und Schematisierung. Bis nach Persien und Armenien führt ihn sein Weg und wieder zurück. Er durchmißt das ganze gewaltige Reich. Er sieht die großen Talsperren entstehen und den Hunger und die Verelendung, über denen die monströsen Gebilde einer aus dem Boden gestampften Industrialisierung errichtet werden. Er sieht die verwahrlosten Herden syphilitischer Kinder, die um sich beißen, das Erstarren der Geistigen im Parteidogma. Den Schmerz der wenigen selbständigen Menschen und ihren aussichtslosen Kampf um geistige Freiheit. Viele vor ihm haben die Kehrseite des Bolschewismus scho-

Digitized by Google

nungslos aufgedeckt, niemand schonungsloser als dieser deutsche Dichter, der dennoch fasziniert ‚die Idee' anstarrt, die hinter allen Erscheinungen und Verwesungen west. Schonungslos wird das Material vor uns hingelegt, und dennoch tut er den Schritt: er wird Kommunist! Der Pazifist ergreift die Partei des blutigen Kampfes für das Proletariat der Zukunft!"

Süddeutsche Monatshefte. XXVII, 12. (München.) Josef Hofmiller führt den Nachweis, daß Shakespeares altbekannter Dialog zwischen Lorenzo und Jessica im „Kaufmann von Venedig" („In solcher Nacht . . .") auf Kenntnis der Hagadah beruht haben muß:

„Der Hagadah entspricht ein großer Teil der Karsamstags-Liturgie. Das jüngste Kind beginnt zu fragen: Was zeichnet diese Nacht vor allen anderen Nächten aus?' Der Hausvater antwortet. Darauf geht nicht nur das Haec beata nox der Karsamstagsliturgie zurück, sondern, entsprechend dem ‚In dieser Nacht' der Hagadah, auch eine der schönsten Stellen des ‚Kaufmanns von Venedig', das Duett zwischen Lorenzo und Jessica zu Beginn des fünften Akts, mit den siebenmaligen (!) In such a night.

Shakespeare muß, als er den ‚Kaufmann' schrieb, die Hagadah kennen gelernt haben; die Ähnlichkeit ist zu auffällig. Das Echad mi jodea (‚Wer weiß das Einzige?') 1 = Gott, 2 = Tafeln des Gesetzes, 3 = Stammväter, 4 = Stammesmütter, 5 = Bücher Moses, 6 = Ordnungen der Mischna, 7 = Tage der Woche, ist ins deutsche Volkslied übergegangen: ‚Sag mir, was ist Eins?' Das Schlußlied vom Zicklein (Chad gadja, vgl. die gleichnamige Ghettonovelle von Zangwill) ist der Stammvater der sogenannten Kumulativlieder vom Schlage unseres ‚Der Bauer schickt den Jockel aus', welche sich im volkstümlichen Liederschatze vieler Völker finden. Wie dieses mindestens 3000jährige Ding in die Hagadah gekommen ist, weiß kein Mensch. Was es bedeutet, darüber gibt es eine Reihe Vermutungen. Aber der Typus ‚Der Ochs, der säuft das Wasser nicht, das Wasser löscht das Feuer nicht, das Feuer frißt den Prügel nicht, der Prügel schlägt den Pudel nicht, der Pudel beißt den Jockel nicht', bis dann zuletzt der Metzger kommt (in der Hagadah der Todesengel), dieser internationale Typus geht bestimmt auf die Hagadah zurück."

Monatsblätter des Deutschen Buch-Clubs Hamburg. III, Sept. Zum Buch des Monats, Alfred Neumanns Roman „Der Held", schreibt Ernst Sander:

„Sofern es noch eines Beweises für die These bedürfte, daß gute Romane nicht mit Notwendigkeit langweilig zu sein brauchen — Alfred Neumann, der Autor des ‚König Haber', des preisgekrönten ‚Teufel' und des ‚Patrioten', hätte ihn erbracht. Sein neuer Roman ist ‚spannend' in einem sehr guten Sinne, und er ist in gleicher Weise geistig und menschlich. Der Mensch der Gegenwart ist sich selber zum großen Teil ein Rätsel, und vielleicht läßt eben diese Tatsache ihn so inbrünstig sich an das Leben klammern, um der Selbstvergessenheit willen. Neumanns Buch hält ihm den Spiegel vor; es vermittelt Erkenntnisse, deren Gültigkeit über den Tag hinausreicht, und das ist viel."

*

„Ein Czepko-Fund." Von Werner Milch (Schlesische Monatshefte VII, 9. Breslau).

„Daniel von Czepko, ein Schlesier, der vergessen wurde." Von Gerda Eichbaum (Der Wanderer im Riesengebirge L, 9. Breslau).

„Vater und Sohn." Zur Lebensgeschichte Johann Christian Günthers. Von Wilhelm Krämer (ebenda).

„Goethe und der Orient." Von Hans Heinrich Schaeder (Neue Schweizer Rundschau XXIII, 9. Zürich).

„Goethe und ‚sein' Lehmann." Von H. Schreiber (Zeitschrift für Bücherfreunde XXII, 4/5. Leipzig).

„Die philosophischen Grundlagen von Goethes Weltanschauung." Von Kurt Kowalewski (Zeitschrift für Deutschkunde XLIV, 9. Leipzig).

„Die politischen und sozialen Anschauungen Goethes und Schillers." Von Jakob Baxa (Der Wächter XII, 7/8. Berlin).

„Adalbert Stifter als Maler." Von Robert Braun (ebenda 51).

„Der Pensionär des Königs. Neues über Freiligrath." Von H. H. Houben (Preußische Jahrbücher CCXXI, 3. Berlin).

„Johanna Kinkel." Von Paul Kaufmann (Preußische Jahrbücher CCXXI, 3. Berlin).

„Rede auf Gottfried Keller." Von Adolf Frey (Corona I, 2. München).

„Zum hundertsten Geburtstag von Marie von Ebner-Eschenbach." Von Anton Bettelheim † (Deutsche Rundschau LVI, 12. Berlin).

„Marie von Ebner-Eschenbach." Von Christian Boeck (Deutsches Volkstum XII, 9. Hamburg).

„Marie von Ebner-Eschenbach." Von Clara Körber (Deutscher Lyceum-Club XXV, 10. Berlin).

„Marie von Ebner-Eschenbach." Von Alfred Wurmb (Radio VI, 49. Wien).

„Marie von Ebner-Eschenbach." Zum 100. Geburtstag. Von Fedor von Zobeltitz (Daheim LXVI, 50. Leipzig).

„Ferdinand von Saar als Novellist." Von Alois Maria Nagler (Der Wächter XII, 7/8. Berlin).

„Palaver über Karl May." Von Carl Zuckmayer (Ja und Nein II, 1/2 und I, 11/12. Berlin).

„Adam Karrillon." Von Curt Kohlmann (Die Lese VI, 1. Köln).

„Briefe an Josef Kainz." Veröffentlicht von Arthur Eloesser (Der neue Weg LIX, 18. Berlin).

„Der Klassiker der wiener Boheme [Peter Altenberg]." Von Rudolf Huppert (Reclams Universum XLVI, 50. Leipzig).

„Eugen Diederichs." Von Celsus (Die Weltbühne XXVI, 38. Berlin).

„Ernst Barlach. Dramatiker, Plastiker und Graphiker." Von Carl Dietrich Carls (Niedersachsen XXXV, 9. Bremen).

„Der Epiker Hermann Stehr." Von Wilhelm Meridies (Der Türmer XXXII, 12. Stuttgart).

Digitized by Google

„Friedrich Panzer." Zum 60. Geburtstag. Von Julius Petersen (Zeitschrift für Deutsche Bildung VI, 9. Frankfurt a. M.).
„Martin Buber oder Das mächtige Dasein." Von Joseph Wittig (Die Christliche Welt XLIV, 18. Gotha).
„Rudolf G. Bindings ‚Unsterblichkeit', ein Kriegs- und Menschheitsmythus." Von Johann Georg Sprengel (Zeitschrift für Deutsche Bildung VI, 9. Frankfurt a. M.).
„Ludwig Bäte." Von Johannes Schlaf (Ostdeutsche Monatshefte XI, 6. Berlin).
„Wege des Eros." Zu neuen Dichtungen Siegfried von der Trencks. Von Konrat Weymann (Eckart VI, 9. Berlin).
„Max Mell." Von Adolf von Grolman (Die schöne Literatur XXXI, 9. Leipzig).
„Hans Watzlik, ein sudetendeutsches Dichterleben." Von Hans Krey (Ostdeutsche Monatshefte XI, 6. Berlin).
„‚Erziehung zur Freiheit' von Frank Thieß." Von Hanns Johst (Ja und Nein II, 1/2 und I, 11/12. Berlin).
„Geist gibt dem Blute Recht." Antwort an Hanns Johst. Von Frank Thieß (ebenda).
„Remarque, Renn, Schauwecker." Von Eugen Kühnemann (ebenda).
„Leonhard Frank." Von Erna Schiefenbusch (Masken XXIV, 2. Düsseldorf).
„Joachim Freiherr von der Goltz." Von Friedrich Hielscher (Ja und Nein II, 1/2 und I, 11/12. Berlin).
„Kleine Autobiographie." Von Bruno Frank (Masken XXIV, 1. Düsseldorf).
„Der Romancier als Kritiker." Von Otto Zarek (Die Weltbühne XXVI, 34. Berlin).
„Clique oder Claque [Zarek]." Von Heinz Liepmann (ebenda 36).
„Friedrich Sacher." Von Wilhelm Szabo (Radio VI, 49. Wien).
„Heinz Steguweit." Von Richard Euringer (Ja und Nein II, 1/2 und I, 11/12. Berlin).
„Manfred Kyber." Über ihn von Herbert Günther und von ihm selbst (Eckart VI, 9. Berlin).
„Über mein Leben und mein Werk." Von Cécile Ines Loos (Der Lesezirkel XVII, 10. Zürich).
„Südtiroler Künstlerschicksale." Zu Maria Veronica Rubatschers Roman „Der Lusenberger". Von Anton Dörrer (Das Neue Reich XII, 49. Wien).

* * *

„Der Urhamlet." Von Essad-Bey (Die Literarische Welt VI, 37. Berlin).
„Englische Historiker. II. Gibbon." Von Lytton Strachey (Corona I, 2. München).
„Neue anglikanische Literatur. I. England. D. H. Lawrence, Galsworthy, Wells." Von Hans E. Friedrich (Die Christliche Welt XLIV, 18. Gotha).
„Der enttäuschte Shaw." Von O. L. (Das Tagebuch XI, 35. Berlin).
„Aldous Huxley." Von Ernst Heilbrunn (Der Kunstwart XLIII, 12. München).
„Der Sträfling Verlaine." Von Nico Rost (Der Querschnitt X, 8. Berlin).
„Frédéri Mistral." Von Manuel Gasser (Die Literarische Welt VI, 36. Berlin).
„Erinnerung an Mistral." Von Léon Daudet (Der Lesezirkel XVII, 11. Zürich).
„Léon Paul Fargue." Von Frantz Clément (Neue Schweizer Rundschau XXIII, 9. Zürich).
„Prosper Mérimée." Von Fritz Lehner (Radio VI, 50. Wien).
„Bildnis des Francis Jammes." Von Gerhart Göhler (Literarischer Handweiser LXVI, 12. Freiburg i. B.).
„Unveröffentlichte Gedanken des 20jährigen Stendhal." (Die Literarische Welt VI, 37. Berlin.)
„Adam Öhlenschlägers Spaziergang." Von Dietrich (Reclams Universum XLVI, 52. Leipzig).
„Die Neuschöpfung der Welt durch Knut Hamsun." Von Michael Hochgesang (Der Kunstwart XLIII, 12. München).
„Die älteste deutsche Ibsen-Übersetzung." Von Just Bing (Nordische Rundschau III, 3. Braunschweig).
„Der 42. Breitegrad [John dos Passos]." Von Stephan Ehrenzweig (Das Tagebuch XI, 38. Berlin).
„Eça de Queiroz." Von Gerhart Pohl (Die Weltbühne XXVI, 36. Berlin).
„F. E. Sillanpää." Von Hans Grellmann (Nordische Rundschau III, 3. Braunschweig).
„Vergil und wir." Von Heinrich Eduard Jacob (Die Literarische Welt VI, 38. Berlin).

* * *

„Farbe und Ton im Theater." Von Georg Anschütz (Die Musik XX, 12. Berlin).
„Griechische Schattenspiele." Von Walter Hege (Atlantis 1930, 9. Berlin).

* * *

„Die Syntheſe der Sinne in der Kunst." Von Georg Anschütz (Der Kunstwart XLIII, 12. München).
„Über Tiere und Tierdichtung." Von Emmi Luzi Bähler (Die Besinnung IV, 4. Aarau).
„Führer für junge Wanderer durchs Labyrinth. III." Von Alfred Döblin (Das Tagebuch XI, 36).
„Das deutsche Bücherjahr." Von Hanns Martin Elster (Die Christliche Welt XLIV, 17. Gotha).
„Vom Ewigen in der Dichtung von Frauen." Von R. J. Humm (Der Lesezirkel XVII, 10. Zürich).
„Dichtung und Energie." Von Georg Kaiser (Blätter der Städtischen Bühnen 1930, 27/28. Frankfurt a. M.).
„Für und wider Anthologien." Von Heinrich Leis (Der Türmer XXXII, 12. Stuttgart).
„Volkstümliche Dichtung, Unterhaltungslektüre, Kitsch." Von Emil Lucka (Deutsche Rundschau LVI, 12. Berlin).
„Anthologienblüte." Von Carl Meißner (Der Türmer XXXII, 12. Stuttgart).
„Fünfundzwanzig Jahre ‚Weltbühne'." Von Kurt Tucholsky (Die Weltbühne XXVI 37. Berlin).
„Tausend Worte Deutsch." Von der Kunst des Übersetzens. Von W. E. Süskind (Das Tagebuch XI, 35. Berlin).

Echo der Bühnen

Frankfurt a. M.

„Mississippi." Schauspiel von Georg Kaiser. (Uraufführung im Schauspielhaus am 20. September 1930.)

Eine Zeitungsnotiz, die bei der letzten Überschwemmung des Mississippi herüberkam, hat, wenn man so sagen darf, im Kopf unseres exaktesten Bühnenmathematikers gezündet. Die Umformung, Verbreiterung und Erhöhung ergibt: Der Mississippi, „der fließende Arm Gottes" bedroht Neuorleans. Eine Sekte, fanatische Urchristen, könnte das Sündenbabel mit einem Dammdurchstich retten, aber sie will nicht. Sie opfert

Digitized by Google

sogar ein Menschenleben, den Damm zu stärken. Die Regierung schreitet ein, um die Starrköpfe zu bewegen, ihr längst unfruchtbar gewordenes Land den Fluten hinzugeben, sie verspricht Goldeswert dafür. Die Gemeinde lehnt ab, der Wille Gottes soll sich erfüllen. Letztes Mittel: Abtransport der heiligen Rebellen. Aber einige der Fanatiker entweichen, um die Ablenkung der Wassermassen von Neuorleans zu verhindern. Ihr Führer, im Begriff, den Mann zu töten, der den rettenden Mechanismus auslösen soll, fällt selbst. Den Sterbenden segnet die Liebe einer Frau, die ihn vor zwölf Jahren verließ. So der Umriß.

Kaiser konfrontiert den Gottgeist mit dem Weltgeist, das Christentum mit dem Geschäft, religiösen Kommunismus mit dem kapitalistischen System. Gruppenchefs mit Kaiserscher Dialektik geladen, vertreten ihre These; der Regierungskommissar spricht für die irdischen Güter, für die Genüsse der zauberhaften Stadt und, nach gewonnener Einsicht, daß es noch Höheres geben kann als Kinos und Orgien, für „ein mittleres Christentum". Der Hallelujamann, arm, abgezehrt und verbohrt, spricht für Gott und die Reinheit. In der großen Auseinandersetzung des 2. Aktes zwischen diesen beiden hat das Stück seinen theatralischen Höhepunkt. Seinen theatralischen, denn wir vergessen nie, daß wir Gäste Georg Kaisers sind, dem Mathematiker und Strategen, der Gruppenchefs vorschickt, Weltanschauungen zu erhärten.

Nach diesem Duell zweier Mächte gleitet Kaiser, ausweglos geworden, ins Private ab und verstimmt. Die abtrünnige, längst zum Weltkind gewordene Frau, die im 1. Akt kam, den Sohn zu fordern und mit Verwünschungen fortstürmte, als sie vernahm, der Junge sei geopfert, die gleiche Frau, die der Regierung den Sabotageplan verriet, erwacht zu neuer Liebe über dem Toten, der ein finsterer und unheimlicher Romantiker der Bibel gewesen. Diese Wendung, an den Haaren herbeigezogen und durch keine frühere Szene motiviert, ist eine Gehirnmache. Das Haus ließ das Stück fallen, nachdem es sich an den Dialogen des 2. Aktes kalt erhitzt. Man hatte Zwiespalt im Reich der Gotteskinder erwartet, Stimmen, die Gott die Rache lassen und die von ihrem Wahn Berauschten zur Umkehr rufen, nicht aber dieses unmögliche Heimgefunden. Und ungerührt sahen wir den Untergang der pathologisch gewordenen reinen Narren.

R. Geck

Hamburg

„Hufnägel." Drei Akte von Leonhard Frank. (Uraufführung im Thalia-Theater am 27. September 1930.)

Weil der dörfliche Autoschlosser in ehrlicher Arbeit zu wenig für sich und seine Frau verdient, streut er nachts Hufnägel über die Landstraße. Wenn die Autos Reifenschaden haben, ist er zur Stelle und hilft ihnen und seinem Portemonnaie. Aber einmal überschlägt sich ein Auto, ein darin sitzendes Kind kommt ums Leben, seine Mutter wird wahnsinnig. Den Schlosser packt die Reue, er will sühnen. Er überschreibt sein Besitztum seiner Frau und ist im Begriff, sich dem Gericht zu stellen, da ertappt er seine Frau in den Armen des Chauffeurs. Nun hat die Sühne keinen Zweck mehr, nun will er sich retten. Und die Frau soll ihm dazu Mittel sein. Damit er dem Gefängnis entfliehen kann, soll sie sich dem Beamten hingeben. Wird sie es tun? — —

Eine tragische Anekdote, eine spannende Geschichte, mit der man ein handfestes, knallendes Theaterstück machen könnte. Leonhard Franks Ehrgeiz ging höher, zielte auf ein Stück erotischer Psychologie hin. Und so läßt er die eben skizzierte Handlung sich sozusagen auf dem vorderen Plan abrollen, willkommenes Futter für die, denen das Theater prickelnde Spannung bringen muß. Dahinter aber entwickelt er die seelische Handlung, um derentwillen er die drei Akte geschrieben hat: den Liebesweg der Frau. Sie liebt ihren Mann, aber sie glaubt ihn verachten zu müssen, weil er zu gut, zu weich für sie ist, weil er sich ihr in allem fügt. Um lieben zu können, braucht sie den Herrn über sich. Und weil ihr Mann in ihren Augen ein Waschlappen, ein „Latsch" ist, hat sie an ihm nicht Genüge, wirft sich jedem in die Arme, der sie will. Sucht immer den, der ihr seinen Willen aufzwingt. Und findet diesen einen endlich doch in ihrem Mann, als er den Chauffeur erwürgt und sie zwingen will, sich dem Beamten hinzugeben. Jetzt ist der „Latsch" ihr Herr und Held, jetzt liebt sie ihn, wo er, „am Herzen operiert", sie fortwirft. Jetzt stammelt sie in den Armen des andern seinen Namen. Er aber hört's, begreift, vergißt den jäh gegen sie aufgeloderten Haß, fühlt sich ganz eins mit ihr und beschließt mit ihr nach Amerika auszuwandern.

Leonhard Frank hat hier wieder den naturalistischen Stil gewählt, mit Kraftworten und Kraßheiten nicht gespart und ein höchst wirksames Bühnenstück von straffer Geschlossenheit zusammengebracht. Aber freilich steht in diesem Stück die Psychologie verdeckt im Hintergrund, so verdeckt, daß für den oberflächlichen Beschauer zwischen dem zweiten und dritten Akt eine Kluft ist, in der sich eben der Wandel in der Seele und den Sinnen der Frau vollzieht. Man muß streckenweise ahnen, was der Dichter will. In einer Novelle hätte gerade das breiten Raum eingenommen, was hier den Forderungen der Bühne geopfert wurde. Trotzdem ein wertvolles Stück, ein Stück, das nicht nur Spannung hat, sondern auch Gehalt.

Carl Müller-Rastatt

Digitized by Google

Dresden

1.

„Pest." Drama in vier Akten. Von Herbert Schnabel. (Uraufführung im Dresdener Volkswohltheater am 24. September 1930.)

„Revolte", „Mord", „Cyankali", „Pest". Man fühlt faustdick die Sucht nach Sensation und Tendenz in grobschlächtiger Plakatierung. Das Gerede in dem Tendenzstück „Pest" über Syphilis, Vererbung, Trunksucht, Perversität, Verrohung, Sadismus, Hauslehrerunwesen, Prunksucht ist in der oberflächlichen Art widerlich. Abstoßend die aufdringliche Schwarz-Weiß-Kunst dilettantischer Charakterisierungsversuche. Ein Panoptikum erstarrter Scheusale und weißer Lämmchen. Psychologie und Ethik auf Kriegsfuß. Wir lehnen nicht die Tendenz ab, wenn sie sich über fruchtlose Polemik hebt und in künstlerischer Spannung zum Allgemein-Menschlichen vordringt. Hier könnte jedes der wahllos aneinandergereihten Motive der Handlung ein Drama für sich ergeben. Diese oberflächliche, subjektive, krampfhafte Tendenz in ihrer dilettantischen Auswertung wird übelste Kolportage. Vernichtend, wie die Motive durcheinander gewirbelt sind. Kein Aufbau, keine Steigerung. Erschreckend die dramatische Unbeholfenheit. Psychologie, Biologie und Ethik in verwirrendem Gefasel. Nicht der leiseste Versuch, auch nur bei einem der gewaltigen Probleme in der Tiefe zu schürfen. An vielen Stellen sprach ein unfreiwilliger Humor das erlösende Wort. Man staunt über den Mut, ein solches Machwerk auf die Bühne zu bringen. Eine bedenkliche Unbedenklichkeit, die sich rächt.

2.

„Tempo über hundert." Lustspiel in drei Akten. Von Franz Cammerlohr. (Uraufführung im Dresdener Staatstheater am 25. September 1930.)

Eine liebenswürdige Niete. Mit ein paar netten Einfällen und ein paar Bonmots verbrämt. Im Mittelpunkt des Stücks der Hochstapler, der in einer Nacht, wie das dialogisierte Referat auf der Bühne kündet, die Liebe der großen Sängerin sich erringt, die Popularität einer erlesenen Gesellschaft erwirbt und die Anerkennung seiner naiven Geschäftspraxis durch einen gerissenen Multimillionär erzwingt. Aber der Autor läßt uns durch seine dürftige Charakteristik den romantischen Abenteurer weder als energiegeladenen Tatmenschen, noch als bezwingenden Flaneur oder gleißendes Raubtier erleben. Das Lustspiel ist ohne inneren Gehalt, ohne Humor, ohne Spannung und ohne prickelnden Reiz. Der Dialog versandet. Einige Szenen stehen zusammenhanglos. Es fehlt dem Stück die motorische Kraft, die Klischeegestalten lebendig zu machen. Üble Theaterei, die Filmtempo geben möchte und Zeitgehalt vorspiegelt. Es fehlt seinem Helden wie seinem Stück spielerische Anmut und überzeugender Intellekt, der der romantischen Fabel Lebensnähe geben könnte. So entpuppt sich das lockere szenische Gefüge als dialogisierter, aufgeputzter Hochstaplerbericht in liebenswürdiger Verbrämung, aber ohne Sinn und dramatischen Schwung. Johannes Reichelt

Echo des Auslands

Französischer Brief

Frankreich geht es gut. Weil das Land in behaglichem Ausgleich dahinlebt, kann das Verlagsgeschäft blühen. Aber wie Wohlstand nicht unbedingt Vorbedingung für hohes künstlerisches Niveau ist, so kann Emsigkeit des Verlagsbetriebes nicht Meisterwerke erzeugen. Der Romanmarkt geht immer mehr in die Breite, so daß die Produktion kaum noch zu übersehen ist. Da Erzählergabe ein französisches Nationaltalent ist, so ist das Niveau der Epik relativ hoch. Aber was nennt sich nicht alles Roman! Eine Debütantin Blanche Jacob schildert mit dünner romanhafter Fabel die Tätigkeit eines „Schadchen" (Flammarion). Das nennt sich Roman. Léon Deutsch stellt in einigen filmartigen Bildern „Bas bleu" und „Jambes nues" (Editions des Portiques) gegenüber. — Roman! — Ein armer Kerl, der über den hinlänglich bekannten Weg über den Film in die große Welt gelangt: Charles Toquet, „Le camelot de Zizi" (Editions des Portiques), oder irgendein romantisches Abenteuer wird von Gustav Chérau in „La volupté du mal" in Romanform gekleidet (J. Ferenczi & Fils). Jean Paul Hippeau greift den nicht besonders beliebten „Freudisme" auf und stellt ihm die Tugendmoral von Corneille in „Dorziana" (Editions S. E. T.) gegenüber. Léopold Chaureau, „Monsieur Lyonnet" (Au sans pareil) skizziert in minutiöser Kleinmalerei das bürgerliche Milieu unserer Zeit, sauber und nett, aber belanglose Stilübungen, die nicht gedruckt zu werden verdienen. Von dieser Art könnte man Hunderte von Büchern aufzählen, die allzu anspruchsvoll sich den Titel Roman zulegen.

Wenn man in Handbüchern Deutschlands und Frankreichs die Definition des Romans vergleicht, so versteht

Digitized by Google

man die national verschiedenen Ansprüche, die Deutsche und Franzosen an den Roman stellen. In Frankreich bezeichnet man einen Wirklichkeits- oder Schicksalsausschnitt, kurz jede Erzählung eines Abenteuers noch als Roman; die Deutschen dagegen verlangen nicht nur die Entwicklung der Handlung, sondern auch die des Helden, kurzum mehr Knochen.

Das bietet Jacques Chardonne in „L'épithalame" (Grasset), einem Entwicklungsroman in deutschem Sinn, der daher auch für französische Verhältnisse einen ungewöhnlichen Umfang hat. Das Elternhaus wird breit geschildert, Großeltern, Vater und Mutter in ihren Charakteren und ihrer Wirkung auf die Tochter. Die Entfaltung des jungen Mädchens mit allem Vor und Zurück wird breit und ausführlich erzählt. Das erste Liebeserlebnis taucht auf. Der Mann verschwindet wieder, ein anderer tritt auf. Endlich heiratet das Mädchen den ersten Mann. Nach kurzem Glück treten Mißklänge auf. Sie ringt um den Mann. Versuchungen treten an sie heran. Sie widersteht, und in einer gewissen Resignation kehrt sie zu dem Gatten zurück und lebt mit ihm in der Gemeinsamkeit, die er ihr bietet. Das Buch ist klar und durchsichtig komponiert und in einem gepflegten Stil geschrieben. Als guter Frauenkenner erweist sich Chardonne. Deshalb gelang ihm auch sein Tagebuch einer Frau: „Eva" (Grasset) und sein drittes Buch: „Les varais" (Grasset), beide zusammengedrängter, knapper und reifer im Stil.

Philippe Soupault, eine der Hoffnungen der jungen Literatur, dessen letztes Buch: „Les dernières nuits de Paris" hier besonders hervorgehoben wurde, veröffentlichte bei Kra einen neuen Roman: „Le grand homme", dessen Held Gavare den Kapitalismus unserer Zeit repräsentiert, während sein Gegenspieler, der amerikanische Neger Putnam, das freie Künstlertum, den ungebundenen Individualismus versinnbildlicht; aber, und hier setzt der Bruch ein, dieser Sänger ist auch eine Art von Industrieller. Frau Gavare verliebt sich in den Neger — jedoch dann zerfließt der Roman, und es bleibt unklar, wer von den beiden Helden eigentlich die große Persönlichkeit sein soll. Abgesehen davon wollte Soupault sicher ein Schreckbild unserer industrialisierten Zivilisation entwerfen, es ist aber im Entwurf stecken geblieben.

Dagegen hat Jean Prévost, der durch den leichten lockeren Merlin vor zwei Jahren enttäuschte und vor anderthalb Jahren mit dem auch hier gewürdigten Buch „Dix-huitième année" internationale Aufmerksamkeit auf sich zog, mit seinem neuesten Roman „Les Frères Bouquinquant" (Gallimard) Meisterschaft erreicht. Lebensnah ist das Buch. Schlicht und wahrhaftig erzählt. Gut und einfach geschrieben. Prévost will keine abstrakten Sinnbilder irgendwelcher Typen der Gegenwart schaffen, sondern er entrollt mit magischer Spannung das elementare Lebensschicksal durchschnittlicher Menschen aus dem Volk. Léon, ein roher Bursche, heiratet ein einfaches Mädchen, trinkt, betrügt und schlägt sie. Sein Bruder Pierre, ein arbeitsamer, sparsamer Mechaniker, tröstet die Schwägerin, wird ihr Beschützer und verliebt sich in sie. Das Kind, das Julie erwartet, ist von ihm. Er pflegt es, kämpft aber seine Eifersucht gegen den brutalen Bruder nieder, bis er ihn wieder in einer brutalen Szene gegen Julie überrascht. Die beiden platzen aufeinander. Wütender Kampf am nächtlichen Ufer der Seine. Pierre stürzt seinen Bruder in den Fluß. Julie schlägt vor, daß sie die Schuld auf sich nimmt des Kindes wegen und weil sie als Frau größere Aussicht hat, freigesprochen zu werden. Nach der Begnadigung gehen beide den ersehnten Ehebund ein. Die Fabel erscheint banal. Der Wert des Buchs liegt in strenger, unpathetischer Darstellung, in der rundplastischen Herausarbeitung der Charaktere, in der rührend geschilderten Vaterliebe Pierres, in der zarten und zugleich heroischen Primitivität der Mutter. Vor allem aber wird in diesem schönen Buch Wollen und Handeln der Kreise erfaßt und dargestellt, die wir als die niederen Schichten des Volks zu bezeichnen pflegen. Wenn nur alle höheren Menschen so gerade, so echt und natürlich wären wie diese drei! . . .

Während Jean Prévost in seinem neuen Roman die Darstellung des Tragischen durch die Aufreihung kleinster Tatsachen aus dem Leben einfacher Menschen gelang, kann Jacques de Lacretelle nicht über den Kreis der Intellektuellen, dem er entstammt, hinaus und verengt diesen Kreis noch dadurch, daß er von sich und seiner unmittelbaren Umwelt ausgeht. Allerdings beweist er in all seinen Büchern einen rücksichtslosen Bekennermut, kühle Sachlichkeit und subtile Einfühlungsgabe. Seine bedeutende Begabung tritt schon in dem hier früher gewürdigten „Silbermann" in Erscheinung, dem er jetzt einen zweiten Band „Le retour de Silbermann" (Gallimard) folgen ließ: Eine Darstellung des ahasverischen Juden, die so ins Allgemeine gehoben wurde, daß sie gleichzeitig zum Sinnbild der heutigen französischen „inquiétude" wurde. Noch bedeutender ist sein neuester Roman „Amour nuptial", in dem er in der Form einer Selbstdarstellung mit letzter Aufrichtigkeit das Eheschicksal eines modernen Schriftstellers erzählt. Letzten Endes handelt es sich um eine Vernunftehe, der eine schwache Erotik folgt. Und so gelangt der Held zu kurzen, vorübergehenden Ausschweifungen. Die Frau erfährt nichts davon, aber sie spürt, daß sich in ihrer Ehe eine Kluft aufgetan hat, als der Mann ihr sagt, jetzt, da sexuelle Bindungen

Digitized by Google

zwischen ihnen nicht mehr bestehen, liebe er sie am stärksten, und, um die Kluft zu überbrücken, sie tröstend mit einer hohlen Phrase beruhigen will: „Pour certains êtres qui aiment, l'union des senses du cœur est impossible, tant ils mettent haut leurs raisons d'aimer." Schaudernd erlebt man die allmähliche Vereinsamung der Frau, die immer noch hofft, einmal wieder eine Ganzheit der Liebe zu erleben. Ein tiefes und schönes Buch. Ein ähnliches Thema, das heißt die physische und seelische Disharmonie zweier Menschen mit ihrem tragischen Ausklingen behandelt Francis de Miomandre in „Jeux de glaces" (J. Ferenczi & Fils) durch fein entwickelte Charakterzeichnungen.

Ganz anders André Lamandé, der aktive Herausgeber des „Européen". Sein Roman „Francesca" (Editions des Portiques) ist keine Charakterentfaltung, sondern die Erzählung eines von Blut und Glut erfüllten Abenteuers. Eine schöne Spanierin treibt den Helden, in den sie sich sinnlich verliebte, dazu, seinen Vater zu ermorden. Erst dann will sie ihm gehören. Nach der Tat erklärt sie, das habe sie nicht gewollt, ruft um Hilfe und läßt ihn verprügeln. Diese Geschichte ist mit gleicher Verve spannend erzählt wie das breiter angelegte Buch Lamandés: „Les leviers de commande" (Grasset), das auch für die Fabulierkunst des Autors ein gutes Beispiel ist.

Mehr bietet François Mauriac in allen seinen Romanen: Immer wieder stellt er unter neue Beleuchtung in außergewöhnlichen Gestalten das Dämonische im Menschen der höchsten Weltkraft des christlichen Gottes gegenüber. Während seine Gestalten niederen Leidenschaften unterliegen und kämpfend sich mühen, werden sie endlich durch das Allerheiligste erlöst. Daraus ergeben sich dramatische Seelenkämpfe zwischen Laster und Tugend, die sich zuweilen bis zum Tragödienstil erheben. Das trifft auch auf sein neuestes Buch „Ce qui était perdu" (Grasset), in dem zwei Ehetragödien, wie immer bei ihm gedrängt, ineinander geflochten sind. Verloren ist der Glaube und die christliche Einfalt; darum entrollt Mauriac aus tiefem Pessimismus unmoralische Charaktere von niederer Gemeinheit. Sie verharren in ihrer Sündhaftigkeit, weil in ihnen — wie oft bei Mauriac — zwei unversöhnbare Welten sich kreuzen: die starr konservative Provinz und das hauptstädtische Sündenbabel. Das Heil, die Erlösung aus der Unruhe der Zeit, sieht er allein im Katholizismus, nur er könne alle Gegensätze ausgleichen. Henri de Blénange heiratet die Tochter eines reichen Branntweinbrenners. Er haßt sie und läßt sie einsam sterben. Ihre Mutter rettet ihre Seele, während er — der Rationalist — sich durch ihren Tod befreit fühlt. In der anderen Ehe sind beide gedankenlose Lebensgenießer, nur der Bruder der Frau, der lebensfremd christliche Tradition in sich trägt, ist der reine Tor dieses Kreises, der das Seelenheil des Ehepaars zu retten berufen ist.

Alle Bücher des Verlages Rieder tragen einen besonderen Charakter. Sie gliedern sich nicht in die im Augenblick in Mode stehenden pariser Schulen ein, sondern halten sich, unabhängig ausgewählt, frei von jeder Doktrin und sind von freiheitlichem Geist erfüllt. Rieder entdeckte den französischen Kanadier Maurice Constantin-Weyer, der unter dem Titel „P. C. de Compagnie" packend das Offiziersleben im Kriege schildert. Er glaubt damit eine Lücke auszufüllen, da in der gesamten Kriegsliteratur immer nur das Mannschaftsleben dargestellt sei. Rieder entdeckte in Marie le Franc eine Französin, die ebenfalls zwanzig Jahre in Kanada zubrachte. Schon ihr erster Roman erregte Aufsehn. In „Helier, fils des Bois" schildert sie die unermeßlichen Wälder Kanadas. Sie sind Held dieses neuen Romans, in dem wundervolle Landschaftsschilderungen den Hauptreiz bilden. Panaït Istrati, ebenfalls eine Entdeckung Rieders, bietet seinen zahlreichen Verehrern einen Band farbiger Erzählungen seiner Heimat: „Le pêcheur d'éponges". Victor Serge, der jetzt in Rußland lebende Franzose, ein fanatischer Revolutionär, schildert in „Les hommes dans la prison" das harte und schwere Leben in französischen Gefängnissen. In André Baillon führte Rieder einen Belgier ein, der flämischen Humor in die französische Literatur trägt. Bei der Lektüre von „Le retour de Mlle. Autorité" wird man mehrfach an das gesunde Lachen Breughels erinnert. Auch Jean Toussel in „Le Retour" strebt Dickensscher Fabulierkunst nach und entwickelt darin eine hoffnungsvolle Begabung. Guillaume Gaulène bietet in „Le Destin" eine derbe Erzählung aus dem besetzten Rheinland, in der das Schiebertum französischer Soldaten angeprangert wird, und Chérence entrollt in apokalyptischen Bildern das deutsch-französische Problem — voll guten Willens, aber auch mit pessimistischem Unterton. Er sieht die Schwierigkeiten in Deutschland, das sich wieder imperialistisch zu erheben drohe. Otto Grautoff

Spanischer Brief

Der Nachlaß des hervorragenden Naturalisten Vicente Blasco Ibáñez, dessen Sichtung von berufener Hand besorgt wird, gelangt nun mählich ans Tageslicht. Vor kurzem erschien „El caballero de la Virgen", ein Werk, das jener Roman-Serie zugehört, welche die Entdeckung und Kolonisation Amerikas durch die Spanier darstellen sollte. Es war dies eine Lieblingsidee des Dichters, die ihn während seiner letzten Lebensjahre vollauf beschäftigte, deren Durchführung jedoch ein jäher

Digitized by Google

Tod vereiteln sollte. Auch hier begegnet man, wie schon in „En busca del Gran Khan", der Persönlichkeit eines Kolumbus. Der Entdecker, nun zum Gouverneur geworden, führt in diesem jungfräulichen Lande jenseits des Ozeans ein hartes, ja, tyrannisches Regiment. Seine Gefährten wieder sind aus auf Abenteuer oder sinnen der räuberischen Erbeutung blinkenden Goldes nach. Kolumbus fällt schließlich in Ungnade und wird eingekerkert. — Eigentlicher Held des Romans ist aber der Söldnerführer Alonso de Ojeda, ein verwegener Konquistador, der die mit Giftpfeilen bewehrten, todesmutigen Indianer hartnäckig bekriegt, Schrecken ihnen einflößt, schließlich sich sogar deren Bewunderung erringt. Eine reizvolle Gestalt gelang dem Dichter in der schönen indianischen Königin Anacaona, die unter dem Verdacht, die Ihrigen zur Erhebung aufgewiegelt zu haben, ihr Leben lassen muß. Blasco Ibáñez verstand auch sonst in diesem Werk, gleich seinem Lehrmeister Zola, reich bewegte, realistisch erschaute Massenszenen sowie eindrucksvolle, farbenprächtige Landschaftsbilder zu gestalten. — Pio Barojas neuer Roman „El nocturno del hermano Beltrán" ist dagegen ziemlich handlungsarm geraten, auch in technischer Hinsicht viel primitiver. Eduardo Zamacois' „Los vivos muertos" bringt in Romanform erschütternde Szenen aus dem Sträflingsleben im Bagno. Conch Espina veröffentlicht in „Siete rayos de sol" eine Anzahl kurzer Erzählungen, die in vollendeter Fassung der Oraldichtung verschiedener spanischer Gebiete, wie auch solcher Mexikos nacherzählt werden. Auch Azorin gab eine Sammlung Erzählungen unter dem Titel „Blanco en azul" heraus. Von dem viel gelesenen Romancier José Maria Carretero („Caballero Audaz") wäre als neues Werk der spannende Roman „El angel de la traición" zu verzeichnen, von Francisco Camba ein temperamentvoller Roman „Una morena y una rubio". Antonio Espina hat sich in „Luis Candelas" das reichlich romantische, von Mythen umwobene Dasein eines spanischen Rinaldo Rinaldini zum Vorwurf erkoren. Anderseits wieder stellt er in den Mittelpunkt seines Romans „Luna de copas" einen weiblichen Freibeuter: ein hypermodernes Wesen, das gleißend und faszinierend am mondänen Badestrand auftaucht, von allen Teufeln besessen ist, alle Männerherzen berückt. Alberto Insúas neuer Roman „El barco embrujado" zeigt gleichfalls stark erotischen Einschlag, wohingegen sich José Maria de Acosta in „El morbo" in einer mehr psychoanalytischen Art versucht. Joaquin Belda veröffentlichte einen heiteren Roman „Se ha perdido una cabeza", von José Más erschien „Luna y sol de marisma", von Pedro Mata „Corazones sin rumbo", von Luis León der Roman „Mujercita loca". J. Diaz Fernández' Roman aus den marokkanischen Kämpfen „El blocao" erzielte in kurzer Frist mehrere Auflagen. Preisgekrönt wurde „El centro de las almas" von Antonio Porras, ein in Andalusien spielender Roman.

Benjamin Jarnés' neuer ultraistischer Roman „Locura y muerte de nadie" bedeutet einen endlichen Schritt aus dem chaotischen Gestammel des „Dada" zu vernünftiger Formgebung, zur Respektierung des Hergebrachten, Bewährten und Gemeinverständlichen. Denn seine vorhergehenden Werke „El profesor inútil", „El convidado de papel" und „Paula y Paulito" waren noch recht ungebärdige Kumpane. Ramón Gómez de la Serna schrieb einen neuen ultraistischen Roman „El caballero del hongo gris". „La venus mecánica" von José Diaz Fernández ist gleichfalls ein in ultraistischer Art nur lose komponierter „Roman", richtiger wohl eine geschriebene „Revue" (im Sinne der Bühne). Als Held ein fixer Publizist, in dessen Reportagen sich das Madrid der Gegenwart mit seinen mannigfachen Problemen und Vorkommnissen, mit all seinen seltsamen Existenzen und Erscheinungen eindrucksvoll widerspiegelt. Auch „Clara" von Francisco de Cossio ist ein handlungsreicher Roman modernistischer Färbung. Hierher rechnet überdies Wenceslao Fernández Flórez' Buch „El ladrón de glándulas".

Die äußerst produktiven Dramatiker stellten sich auch im jüngsten Spieljahr vollzählig ein. Freilich, trotz oft rauschenden Beifalls meist recht ephemere Ergebnisse, wie dies bei dem Massenkonsum an Bühnenwerken nicht anders zu erwarten ist. Zu bemerken wäre überdies, daß auch in Spanien in letzter Zeit der Unfug der dramatischen Konfektionsfirmen erschrecklich überhand genommen hat. Man kennt Autoren, die mit einem Dutzend und mehr Partnern arbeiten. Denn man produziert heute nach amerikanischem Teilungsprinzip, obendrein in einem fast amerikanisch anmutenden Tempo. Andere Dramatiker wieder, wie etwa Becerra, Paso, Monis, Dicenta usw., schütteln höchstpersönlich (so weit dies eben kontrollierbar ist) ihre „eigenen" Geistesprodukte gleich Prestidigitateuren nur so aus dem Armel. Da ist gleich Pedro Muñoz Seca, der eine Unzahl größerer oder kleinerer Bühnenwerke schon geschaffen hat. Diesmal zeichnete er verantwortlich als „Allein"-Verfasser für die Komödien „Pegame, Luciano!" und „El alfiler". Gemeinsam mit Pedro Pérez Fernández schrieb er hingegen die Komödien „Qué tienes en la mirada?" und „El sofá, la radio, la hija de Palomeque", den Schwank „Pedro Ponce", endlich „Los ilustres gañanes". — Ein oft aufgeführter Stückeschreiber ist auch

Digitized by Google

Carlos Arniches. Er schuf „allein" das Volksstück „Para ti es el mundo", mit Joaquin Abati den Schwank „La cárcel modelo" und setzte überdies Ferriers Komödie „La Santa" in Verse. Abati seinerseits schrieb wieder mit Carlos Jaquotot die Komödie „La generalita". Man merkt, eine ganz niedliche Betriebsamkeit.

Auch verschiedene Dichter von Rang traten mit Bühnenwerken hervor, doch reißt auch unter ihnen schon — wie man alsbald gewahren wird — das Sozius-Verhältnis ein. Jacinto Benavente versuchte es in „Vidas cruzadas", seine eigenartigen Ideen von einem „modernen Filmdrama" zu realisieren. Eduardo Marquina dichtete ein Versdrama „Sin horca ni cuchillo", sodann ein ländliches Schauspiel „Salvadora". Mit Gregorio Martinez Sierra gemeinsam aber schrieb er: „Camino de la felicidad". Martinez Sierra wieder beschenkte seinerseits das Publikum mit dem Bühnenwerk „Seamos felices". Antonio und Manuel Machado, die beiden bedeutenden Lyriker, verfaßten eine viel gespielte Komödie „La Lola se va a los puertos", ein Stück übrigens voll Poesie und andalusischer Grazie. Serafin und Joaquin Alvarez Quintero dankt man die erfolgreichen Komödien „Los duendes de Sevilla", „Cien comedias y un drama" und „Rondalla". Von Manuel Linares Rivas wäre zu nennen das Schauspiel „Hilos de araña", von Luis Fernández Ardevin „Cuento de aldea", eine poetische Komödie, von Juan Ignacio Luca de Tena das Drama „Las hogueras de San Juan", von Luis de Vargas das Volksstück „Seis pesetas". „Tarari", das Erstlingswerk des jungen Asturiers Valentin Andrés Alvarez, eine äußerst amüsante Komödie, erzielte nachhaltigen Beifall. Als häufig gegebene Gesellschaftskomödien erwähnen wir „Los marqueses de Matute" von Luis Fernández de Sevilla und Anselmo C. Carreño und „De la noche a la mañana" von López Rubio und Ugarte, welch letztere überdies preisgekrönt wurde. Von Antonio Guzmán rührt eine ländliche Komödie „Los Gonzalones"; ein Drama ähnlichen Milieus „La loba" hat Avecilla und Merino zu Verfassern. An neuen Komödien wären noch zu nennen: „Los pollos cañón" von José Fernández del Villar, „La copla andaluza" von Antonio Quintero und Pascual Gillén, „La casa de Luján" von Vela und Santander, „El hombre que vendió la vergüenza" von Rodriguez de la Peña, endlich „Chinelón", die ausgezeichnete Komödie des jungen Dichters Julio Bravo. G. Rivas Cherif dramatisierte Juan Valeras „Pepita Jiménez", Ceferino Palencia in „El fantasma de Canterville" eine Erzählung von Oscar Wilde. — Ein gewagtes Experiment „ultraistischer" Marke versuchte Ramón Gómez de la Serna mit der Komödie „Los medios seres".

Von dem unlängst verstorbenen Literaturkritiker Eduardo Gómez de Baquero („Andrenio") erschien als zweiter Band seiner gesammelten Werke „Pen Club", ein wertvolles Essaibuch. Betrachtung darin finden zeitgenössische und klassische spanische Dichter, außerdem einige Südamerikaner. Unter den Spaniern insbesondere Antonio und Manuel Machado, Unamuno, Enrique de Mesa, Jorge Guillén, Rafael Alberti, sowie der Katalonier Angel Guimerá, von Südamerikanern Xavier Villaurrutia, Alfonso Reyes, Francesco de Icaza, Gabriela Mistral. Alfonso Hernández-Catá, der in Spanien lebende geistvolle Kubaner, widmete sein Studienwerk „Mitologia de Marti" dem Leben und Schaffen seines großen Landsmanns José Marti. Aurora Cáceres veröffentlichte in „Mi vida con Enrique Gómez Carrillo" intime Erinnerungen an den verstorbenen genialen Schriftsteller. Rufino Blanco Fombona versucht in „El modernismo y los poetas modernistas" Wesen und Ziel der zeitgenössischen dichterischen Bestrebungen klarzustellen. In einem anderen Werk „La novela de dos años (Diario de mi vida)" gibt er in ziemlich unverhüllter Weise Erinnerungen aus der eigenen temperament- und fehdefrohen jugendlichen literarischen Kampfperiode. Emilio Gutiérrez Gamero, der bekannte Akademiker, charakterisiert in „La España que fué" u. a. die literarischen Bestrebungen im letzten Drittel des verflossenen Jahrhunderts. Auch Juan López Núñez betrachtet in „Románticos y bohemios" Schaffende und Ideen einer vergangenen Kulturepoche. Von dem greisen Romancier Armando Palacio Valdés erschienen gesammelte Essais unter dem Titel „Testamento literario". Victoriano Garcia Marti behandelt in seinem Essaibuch „La emoción del momento" verschiedenste Zeitfragen, darunter auch das Problem der heutigen Jugend mit ihren Ambitionen und Möglichkeiten. Zum Beschluß einige Studienwerke von modernistischer Seite. Ramón Gómez de la Serna veröffentlichte in „Efigies" biographische Skizzen à la Eulenberg. Benjamin Jarnés gibt in „Sor Patrocinio, la monja de las llagas" einen biographischen Versuch in ultraistischer Manier. José Maria Hinojosa, einer der „Jungen", verfaßte eine Sammlung „surrealistischer" Essais „La flor de California". Ernesto Giménez Caballero weiß in seinem Essaibuch „Hércules jugando a los dados" eine Menge Reflexionen aus der Perspektive des Ultraisten anzustellen. Sein Reisebuch durch Europa betitelte er „Circuito imperial"; in „Julepe de menta" bietet er Essais zur neuen Dichtung.

Martin Brussot

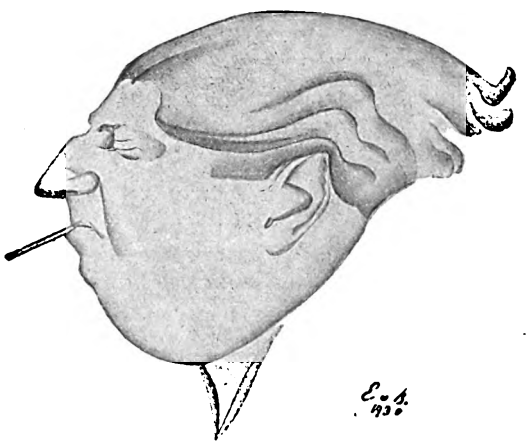
Digitized by Google

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Der Held. Roman eines politischen Mordes. Von Alfred Neumann. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 397 S. Geb. M. 7.50.

Mit diesem Roman ist es Alfred Neumann gelungen, den ungeheuren Erfolg seines „Teufel" um ein Bedeutendes zu überholen. Die gleiche Leidenschaft des Gestaltens — aber mit welchem Zuwachs an Reife! Die gleiche Einfühlungskraft in geheime und absonderliche Tiefen der menschlichen Seele — aber mit welch hellsichtiger Präzision! Die gleiche dumpfe Getriebenheit einer umdüsterten Atmosphäre — aber mit welch überlegener Einsicht in die magischen Bindungen eines so alltäglichen Lebens! Dieser Roman, historisch wie der „Teufel", aber die Gegenwart historisch erfassend, spielt im Gegensatz zu einer gerade jetzt eifrig propagierten politischen Reportage (die hinter politischen Ereignissen und deren Gewalt den Menschen kaum andeutet, geschweige ihn



Alfred Neumann
Karikatur von E. von Baeyer

gestaltet) ganz klar und eindeutig von der menschlichen Psyche her. Sie entscheidet das künstlerische Format dieses Romans. Sie trägt, geformt aus den politischen Ereignissen des Tages, das Bild einer unheilbar zerrissenen Gegenwart ans Licht. Dieser Roman wirkt wie ein Blitz: blendend in der Faszination seiner erschreckenden Umrisse, schneidend brutal in der Konsequenz seiner unaufhaltsamen Logik. Er umspannt nur drei Tage. Er zeigt vier, fünf Menschen. Er spielt in ein paar Zimmern, einer Bar, in den Straßen der Stadt. Aber zuletzt immer und immer wieder in der Seele dieses Helden, dieses Täters aus politischer Notwendigkeit, dieses — Mörders! Ich bewunderte stets an Alfred Neumann die regiemäßig klare, überhelle Bewegung seiner Figuren. Hier, in diesem Roman, erreicht solche Technik ihre Höhepunkte: sei es die Schilderung des Mordmorgens und des Mordes. Seien es die verschwebenden Gespräche mit David Hertz, seltsam verdeutlicht durch die stille Anwesenheit zweier Hunde (wie überhaupt die Anwesenheit von Tieren — ich denke an den Kater Josef und die rote Katze in der Garage — eine ganz Neumann eigene Verlebendigung seelischer Vorgänge der Menschen dieses Romans erreichen) — sei es der wie eine Lawine niederschmetternd heranrollende Abschluß dieses grotesken Heldenlebens: Im Ganzen: ein Roman der völligen Beherrschung aller schriftstellerischen Mittel. Ein Roman der absoluten und seltenen Reinheit des sprachlichen Stils. Ein Roman, der endlich einmal wieder! vom Kern der Dinge her gestaltet ist und nur dies auch will: den Kern verdeutlichen. Innere Gesichte überwältigend klären. Sachlich und objektiv nicht aus Armut an Phantasie und bedenklich intellektuellem Vorwitz, sondern sachlich und objektiv aus der Fülle einer ganz unsachlichen Phantasie und völlig subjektiver Erlebniskraft. Ein Meisterwerk.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Der Buschhahn. Ein Roman aus Deutsch-Samoa. Von Willy Seidel. München 1930, Georg Müller Verlag. 257 S.

Der Verlag Georg Müller hat seit diesem Frühjahr in erstaunlich, aber erfreulich schneller Folge drei neue Bücher von Willy Seidel herausgebracht: dem Novellenband „Die magische Laterne des Herrn Zinkeisen" und den Reisebildern „Die Himmel der Farbigen" schließt sich dieser „Buschhahn" an, und schon folgt ein viertes Werk, ein schwabinger Gegenwartsroman „Jossa und die Junggesellen". „Der Buschhahn" ist nun allerdings nicht ein ganz neues Buch, er ist die Neubearbeitung einer ersten Ausgabe, die 1921 im Insel-Verlag erschien, aber wohl viele teilnehmende Leser abschreckte, das „Tun, Treiben und schamvolle Ende eines gewissen Gustav F. Grothusen, weiland Tenoristen, Schulmeisters und Inselbesitzers auf Deutsch-Samoa" mitzuerleben, weil sie sich, wie der Autor selbst findet, „früher durch ein allzudichtes, ethnographisches Gestrüpp schlagen mußten". Dieses Gestrüpp ist jetzt entfernt, und wenn man meines Erachtens von einer Neubearbeitung nichts Besseres sagen kann, als daß sie sich wie eine erste Fassung lese, so sei es hier gesagt.

Und es ist dem Verlag zu danken, daß er diese Neuherausgabe ermöglicht hat. Der „Buschhahn" ist wertvoll und wichtig. Er ist ein Denkmal, ein Schandmal der europäischen Anmaßung, des europäischen Verbrechens der Kolonial-„Eroberung", durch die das Urgut jener natürlichen, pflanzlich-blühenden Völker zerstört wurde: ihre Kindlichkeit, Unberührtheit und Gläubigkeit. Dieser Gustav F. Grothusen, der ihr stilles, harmlos-zeremonielles Inseldasein kennt und doch mißachtet, der sie anders haben will als sie sind und sein können, dieser weiße Mann (bei dem nichts weiß ist als seine Haut) ist ihre Furcht und ihr Schrecken. Er hat, abenteuernd in die Südsee verschlagen, eine Eingeborene geheiratet, „eine hochgeborene Jungfrau von Häuptlingsrang Tai-Afi-Afi, zu deutsch ‚Ebbe am Nachmittag'", aber seine Frau ist für ihn seine farbige Magd und seine Kinder sind für ihn Bastarde, gut genug für die bösesten Erziehungsmethoden. Getreten, trat er wieder, sobald er durfte, und hier meinte er, nach Herzenswollust treten zu dürfen. Auch mit Füßen. Sein Knabe Ferdinand (!) flieht, seine Tochter geht ins Kloster, seiner Frau „moorbraune Augen wandern mit der gleitenden Entlegenheit, die höheren Affen eigentümlich ist, auf der Matte umher" — sie ist schwermütig geworden. Grothusen selbst geben Suff und schlechtes Gewissen den Rest. Er verendet elend, als im Spätsommer 1914 englische Marine das widerstandslos-friedliche Eiland in Besitz nimmt.

Digitized by Google

Seidel erzählt dies alles mit seltener Eindringlichkeit. Seine Schilderung macht noch das gehäufte Unheil wahrscheinlich. Sie wird lange haften bleiben, und Scham wird weiterbrennen über diese großmäulige, überhebliche, gewissenlose Sorte von Vorkriegsmenschen wie Grothusen, von der auch heute noch eine Anzahl Exemplare zu finden sein sollen.
Der Schluß des Vorworts aber lautet: „Und das Allwissende Wesen erbarme Sich Seiner braunen Kinder, die Es noch vor Kurzem gänzlich zu verlassen schien. Denn seit der ersten Fassung dieses Buchs, mithin also seit der ‚Eroberung' Samoas durch britische Kolonialsöldner, sind ihrer zehnmal Tausend vernichtet mit Hilfe dreier Segnungen der Zivilisation: Grippe, Alkohol und Syphilis. Requiescant in pace."

Berlin-Lankwitz — Herbert Günther

Orangen in Ronco. Roman. Von Max Krell. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 243 S. M. 4.— (6.50).

In einem der schönen Nester am Lago maggiore, Kanton Tessin, verbringt Lucas, berliner Journalist, Grandseigneur mit unbeschränkten Mitteln — gibt es bei uns wirklich solche Journalisten? —, zwei Monate Herbsturlaub und erobert sich daselbst ungeachtet seiner grauen Haare, seiner repräsentablen Ehefrau und erwachsenen Kinder, ein vorurteilsloses Girl aus Amerika. An jugendlichem Elan läßt er es nicht fehlen, zeigt sich mit Tempo- und Auto-Besessenheit auf der gleichen Höhe der Zeit wie seine Geliebte, muß aber schließlich die Erfahrung machen, daß er im Tempo der mädchenhaften Erotik von heute doch nur eine flüchtige Episode war. Viele Galans waren seine Vorgänger, und ihm auf dem Fuße folgt eine energische Lady. — Max Krell berichtet von diesem Erlebnis zweier ausgekochter Zivilisations-Menschen ohne Satire, ganz sachlich und unpathetisch als Chronist von vorbildlicher Objektivität. Die junge Dame — „ihre Lippen glänzten lackrot vom frischen Stift, die Augen blickten aus gemalter Schwermut" — belehrt den älteren Herrn in einem der Schäferstündchen: „Vieles ist anders geworden, Lucas. Die sklavisch ergebene Frau verschwindet, eure königliche Rolle ist ausgespielt. Die Frau denkt endlich an sich, an ihr Inneres, das durchaus anständig ist." Lucas findet sich mit seiner Chargen-Rolle achselzuckend ab. — Der Reiz des Buchs liegt, wie immer bei Max Krell, in der sicheren künstlerischen Haltung, der ein am Expressionismus geschulter Ausdruck von treffender Knappheit, ein leuchtendes Kolorit der Landschaft wie der Dialoge entspricht. Mögen die Menschen und die Vorgänge, die der Verfasser mit seinem Geist beschenkt, an sich noch so ephemer und belanglos sein, er erhebt sie zum Range von Typen, die wir, wenn sie uns über den Weg laufen, nun verständnisinniger belächeln werden. Ein weiser Orientale freilich würde sie nach wie vor nicht minder verabscheuen als ein Proletarier. Aber für diese schreibt Krell auch nicht, obgleich er selbst beiden innerlich vielleicht näher steht als seinen mondänen Romanfiguren.

Dresden — Kurt Martens

Das abenteuerliche Dasein. Ein biographischer Musterroman. Von A. M. Frey. Berlin 1930, Gustav Kiepenheuer. 304 S.

Gottverdammich, wenn ich begriffen habe, wo der treffliche A. M. Frey mit diesem Buche hinaus will. Humor? Nein — denn dann müßte man gelegentlich lachen können. Satire? (Im Besonderen: Satire auf das Unwesen der Memoirenliteratur?) Nein — denn derlei erledigt ein Könner der kleinen Form wie Frey in zwei bis fünf Seiten. Oder trotz allem eine keusch verschachtelte, symbolisch umgewertete Autobiographie? Nein — denn der famose Autor der „Pflasterkästen" ist kein keuscher Verschachtler. Also was denn, zum Teufel? Letzte Möglichkeit, daß all das mystisch-magisch-freimaurerisch oder so ähnlich gemeint und sehr tief ist, ohne daß ich etwas davon kapiert habe. Genug, ich weigere mich. Und kann, milde gestimmt, allenfalls noch verstehen, daß man dergleichen schreibt. Aber daß man dergleichen liest —?

Wien — Robert Neumann

Die Powenzbande. Von Ernst Penzoldt. Berlin 1930, Propyläen-Verlag. 227 S. M. 3.50.

Dem trefflichen Propyläen-Verlag sei nichts in den Weg gelegt, wenn er anläßlich dieser „Powenzbande" aus dem sympathischen und sehr begabten Ernst Penzoldt so etwas zu machen versucht wie einen Remarque des Humors. Habeant. Aber unter uns Leuten vom Bau wollen wir mit gebührlich leiser Stimme konstatieren, daß diese Geschichte von der pantagruelischen Familie Powenz, die die Spießer schreckt, zwar originell und vielversprechend einsetzt, dann aber ein wenig einfallslos sich hinzieht — als wäre der Verfasser gezwungen worden, die vorgeschriebene Seitenzahl deutschen Humors um jeden Preis zu liefern und abzuliefern. Der Humor ist da, sogar ein guter, saftiger Humor — allein im Laufe der Ereignisse kriegt er die Schwindsucht. Daß er sie trotz allem übersteht, daß die Substanz trotz der Verdünnung mit Brunnenwasser auch am Ende noch greifbar, schmeckbar und genießbar bleibt, ist ein Verdienst des Autors, der uns bestimmt bei nächstem Anlaß wieder Wesentlicheres zu sagen haben wird.

Wien — Robert Neumann

Der Hauptmann von Köpenick. Roman von Wilhelm Schäfer. Einmalige Volksausgabe. München 1930, Georg Müller. 311 S. Geb. M. 3,80.

Es war für Wilhelm Schäfer von jeher eigentümlich, sich an gegebene Stoffe zu halten. Er bedient sich dieses Verfahrens, um das Schwergewicht des Schaffens in das Unstoffliche zu verlegen und sich ganz der künstlerischen Freude an dem Wie überlassen zu können. So brauchten sich der Hauptmann von Köpenick, eine Persönlichkeit, in der das Spiel von Zufall und Weltgeschichte sich beispielhaft verkörperte, und ein Geist von dem kulturellen Berufe Schäfers nur zu finden, damit die kultursymbolische Bedeutsamkeit jenes Stoffkomplexes künstlerisches Ereignis würde. Hier war fast nichts hinzuzutun; es bedurfte nur der Kunst adäquaten Erzählens. Seine Meisterschaft in der konzentriertesten Erzählungsform, der Anekdote, und seine mehr apperzeptive, am Gegenständlichen sich entwickelnde als aus dem Ungeborenen gestaltende Phantasie verhalfen Schäfer dabei zu einer Spitzenleistung künstlerischer Sachlichkeit, die mit modernen Schlagworten nichts gemein hat. Wir erfahren wieder, daß Sprache — Dichtung ist. Denn es entstand nicht nur wortkünstlerisch ein Werk von höchster Zucht und Stilreinheit, das gegenüber der babylonischen Stilverwirrung und -verwilderung unserer Tage wieder ein Gesetz aufrichtet, sondern darüber hinaus eine jener endgültigen Gestaltungen, die geringes Metall durch reifste Kunst zu Goldrang erhebt. Was geht uns schließlich der Lebenslauf eines Zuchthäuslers an, auch wenn ein Schelmenstreich von ihm die Welt einmal durcheinanderwirbelte? Aber Schäfer hat dank dem sicheren Kompaß seines unangekränkelten Ethos den gemeinsamen Schnittpunkt zwischen unserem eigenen Schicksal und dem des Schusters Voigt gefunden, der trotz aller Irrwege und Nackenschläge schließlich Frieden macht mit der Welt, einer

Digitized by Google

Welt, in der Richter und Gerichteter sich als Menschenbrüder die Hand reichen. Wüßte man nicht, daß hier eine Biographie zum Roman geworden ist, so würde man glauben, daß ein Roman zur Biographie geworden sei. So eng haben sich die Objektivität des Chronisten und das innere Gesicht des Dichters verbunden, um den ewigen Wahrheitsgehalt eines volkstümlichen Stoffes vor uns auszubreiten. Niemals war die Volksausgabe eines Buches berechtigter.

Rüdesheim a. Rh. Leo Sternberg

Menschen in Flammen. Zwanzig Kurzgeschichten. Von Robert Michel. Karlsbad-Drahowitz, Adam Kraft. 106 S. M. 2,50.

Ein edles, leises Buch. Das Ernste ist mitunter etwas schwerfällig, das Heitere etwas plötzlich, das Düstere etwas gewollt, und das meiste ein wenig dünn. Die zwanzig Erzählungen sind auch nicht alle Kurzgeschichten, es sind Skizzen, Noveletten, Fabeln darunter. Und die Sprache ist ungleich: neben Kostbarkeiten steht Plattes (S. 78: „Hat sie beim Schwimmen ihre Kräfte überspannt oder ist diese Mattigkeit eine Folge der seelischen Erschütterung?"). Aber es ist so wenig ein mißlungenes Buch wie ein gelungenes — es hält sich in der Mitte, ohne mittelmäßig zu sein. Denn trotz seiner Schwächen und Mängel bleibt ein Duft, wie ihn nur ein Werk atmen kann, das zumindest an die Grenze der Kunst rührt, wenn es auch vielleicht nicht selbst vollendete Kunst ist. Es gibt kleine Dichtungen dabei, zu denen man noch öfter zurückkehren wird, weil sie von innen her glühen, schön und rein: „Erste Liebe" etwa, in der sich ein zwölfjähriger Knabe auf dem Schulwege, ohne zu wissen, was er tut, in einem Hügel von Laub vor die Kutsche der Fürstin wirft und glücklich den Druck der Räder verspürt, trotzdem sie vor dem Parktor stillstehen, und die hohe, fremde Frau dem Wagen entsteigt.

Berlin-Lankwitz Herbert Günther

Die Frist. Von Hans Heinrich Ehrler. München 1931, Georg Müller. 200 S. Geb. M. 4.80.

Dem Schriftsteller Martin Pilger eröffnet sein (übrigens nicht allzu verständiger) Arzt, daß er nur noch zwei bis drei Monate zu leben habe. Damit ist das Problem gestellt: Wie wird sich ein Todgeweihter dem ihm zugemessenen kargen Lebensrest gegenüber verhalten? Ehrler läßt ihn selbst sprechen — keine Willkür, vielmehr tief darin begründet, daß er, dessen Sache strenges Objektivieren noch nie gewesen ist, sich restlos mit dem fingierten Martin Pilger identifiziert und sein mutmaßliches eigenes Verhalten in gleicher Lage schildert, wie auch jeder halbwegs Eingeweihte sofort alle Äußerlichkeiten als die Ehrlersche Umwelt erkennt. Als ein Frommer (fromm nicht im kirchlichen Sinn) ringt er sich nach anfänglichen Schwankungen immer mehr zu der Auffassung durch, daß das Wissen vom Tod ein Geschenk sei. Er fühlt die obere Schicht von sich abfallen und die feinere, tiefere darunter hervorkommen. Dankbar für die genossenen Wunder der Welt, verzichtet er auch jetzt nicht auf des Lebens kleine und große Freuden. Seine Stube aber wird „ein Gemach der Betrachtung und des frommen Gedankendienstes"; er tilgt alte Schuld und findet Gewissensfrieden. — Ehrler benützt dieses gar nicht romanhaft aufgeputzte Buch als Gefäß für seine sprachlich wundervoll durchleuchteten, fast in priesterlichem Gewande einherschreitenden Weisheiten über menschliche und göttliche Dinge, die er an eigene oder fremde Erlebnisse, persönliche Erinnerungen oder historische Anekdoten anknüpft: nach seiner gewohnten Art in Form von Aphorismen, von Tagebuchblättern Pilgers, bestimmt für dessen „mütterliche" Frau Marianne, mit der er in innigster Gemeinschaft lebt, und der er schonend nicht zu gestehen wagt, was seiner wartet. Und der Augenblick seiner geistigen Vollendung ist zugleich der seiner leiblichen Auflösung. Dann das Seltsame: der Leichenbefund ergibt, daß der Arzt einen Fehlspruch getan hat. Ein anderer hätte dem wahrscheinlich eine satirische Wendung gegeben: Ehrler faßt es tief innerlich, ins Mystische gesteigert. Martin Pilger ist durch den Glauben an seinen nahen Tod zu einer seinem Wesen entsprechenden, also gesetzmäßigen Erfüllung seiner selbst gelangt, die kein längeres Verweilen auf Erden duldete.

Rohr b. Stuttgart R. Krauß

Studienrat Hancke. Roman. Von Karl Blitz. Hamburg 1930, Gebr. Enoch. 236 S.

Es riecht ein wenig „nach Unrat", aber weder ist Hancke der Mann „mit dem Maurerhut", noch ist sein Verfasser ein zweiter Heinrich Mann.

Kleinstadt-Gymnasium. Diebstahl ausgeschriebener Weihnachtszeugnisse. Klamauk. Der Philologe als Detektiv, der Prügel bekommt und dafür Tintenfässer gegen Kollegen schleudert (rote Tinte!). Vorträge über Schulreform. Musterlektionen. Jugendliche Liebesabenteuer. Sieg der Vernunft. (Aber seit wann entscheiden Klassenkonferenzen über das Konsilium?) Das Ganze nicht schwarz-weiß, sondern Gerechtigkeit, wenn auch zugespitzte.

Das Buch hat nur einen Fehler: daß es ein Roman ist. Daß es um Zustände herumkomponiert ist, statt aus Schicksalen heraus. Die Zustände sind da, kein Zweifel, und sie können nicht leidenschaftlich genug bekämpft werden. Aber die Ebene des Kampfes ist falsch, und nur ein großer Künstler könnte auf ihr siegen. Blitz ist ein anständiger, tapferer, gerechter Mensch, aber er ist kein Künstler. Es ist alles brav und ordentlich: Erfindung, Darstellung, Beschreibung, Pathos, Tendenz. Es ist sogar witzig, wenn der Direktor Ohser bei den Schülern die „Hose" und der Hausmeister deshalb die „Unterhose" heißt. Aber es ist nicht mehr. Und das ist schade, weil es auf den Schild der Jugend zurückfallen könnte, wenn ihr Schildträger schwach ist. Die in der Sache Getroffenen könnten sich hinter der mangelhaften Form verstecken. Ein starker Herold kann die schlechteste Sache adeln und ein schwacher kann die beste weniger gut machen.

Und der Verlag tut nicht gut daran, auf dem Umschlagstreifen zu verkünden, daß der Verfasser wegen dieses Buches suspendiert und dann versetzt worden sei. Tapferkeit ist gut, aber der Preis sollte verschwiegen werden. Sonst wird sie ein Marktartikel.

Berlin Ernst Wiechert

Geld regiert die Welt oder Die Abenteuer des Gewissens. Roman. Von Hans Natonek. Wien-Berlin 1930, Paul Zsolnay. 367 S.

Der reiche Jüngling mit dem schlechten Gewissen seines Besitzes ist als dichterischer Vorwurf ebenso alt und ergiebig wie der des Kampfes zwischen Macht und Geist; ein psychologisches und ein soziales Thema, höchst zeitgemäß geworden durch die Krise des Kapitalismus. Jenes rollte zuletzt Wassermann in seinem „Christian Wahnschaffe" auf, dieses Heinrich Mann im „Untertan". Hans Natonek verschlingt eins mit dem anderen und gewinnt dadurch weitesten menschlichen Überblick. Ihm ist das Kapital die böse, geist-

Digitized by Google

tötende Macht an sich. Wenn Fülle des Geldes und des Geistes in einer Person zusammentreffen, ist ein Konflikt gegeben, der bei Männern von großem Format, wie etwa bei Walther Rathenau, tragisch enden kann, bei dem unproduktiven, selbstquälerischen Adalbert Weichhardt sich mehr im Komödienstil bewegt. Dieser Weichhardt, dunkler Herkunft, der durch einen Glücksfall der naturgemäß rebellischen Boheme entrissen, unter die millionenreichen Bürger versetzt wird und sich überdies mit einer geborenen von Scholtz, einer vollendeten, daher ihm zuinnerst wesensfremden Dame, verheiratet hat, fühlt sich sehr unbehaglich in seiner Kapitalistenhaut, will sagen unter den Aufsichtsräten und Dividenden des „Chemie-Blocks", den ein Wirtschaftsführer von der Art eines Hugenberg kontrolliert. Nach mancherlei Eskapaden in die Gebiete der noch immer zur Machtlosigkeit verurteilten revolutionären Propaganda findet er endlich doch noch ein bescheidenes Arbeitsgebiet als Begründer eines proletarischen Erziehungsheims.

Natonek bedient sich zur Schilderung des Weichhardtschen Lebenslaufs und seiner psychologischen Analyse eines besonderen epischen Mittels: Berichterstatter ist der Arzt und Freund des Helden, der mit objektiv kritischem Anteil Diagnose und Prognose des merkwürdigen Falls stellt; und über ihm wieder schwebt unsichtbar, doch fühlbar die Intuition des Dichters, die allein den Blick des Lesers lenkt. — „Geld regiert die Welt" ist ein „Intelligenz-Roman", voll Sachkenntnis, Weltbildung und klarer, treffender Urteile, fesselnd vor allem durch die überzeugende Lebendigkeit der Gestalten und durch bezaubernde Formulierungen, kein mit Handlung geladenes, aber ein überaus gescheidtes, geistreiches und eindringliches Buch, in seinen besten Abschnitten ein Leuchtfeuer erlösender Vernunft und Menschlichkeit.

Dresden-Loschwitz — Kurt Martens

Das hoffnungslose Geschlecht. Vier zeitgenössische Erzählungen. Von Rudolf Borchardt. Berlin 1930, Horen-Verlag. 376 S. Geb. M. 8.—.

Ein Buch wie dieses hebt sich wohltuend aus der Masse der auch in der erzählenden Literatur immer mehr sich ausbreitenden Momentproduktion. Es betont das „Zeitgenössische" im Untertitel, aber nicht die Meinungsäußerung zu Zeitfragen ist das Entscheidende an ihm, sondern der Gestaltungswert. Anspruchslos und gediegen, lebendig und prägnant entfaltet sich nicht nur eine meisterlich einfache Prosa, sondern eine erzählerische Sorgfalt, die eben dadurch entzückt, daß sie den Lesern alle Kunst verbirgt, zur Selbstverständlichkeit macht. Inhaltlich sind die letzten beiden Geschichten etwas dürftig. Der Hauptnachdruck liegt auf der umfangreichsten ersten Erzählung „Der unwürdige Liebhaber". Das Grundthema ist im Gesamttitel nicht ganz eindeutig gekennzeichnet. Die Unentrinnbarkeit des Geschlechtlichen wird hoffnungslos, wenn das natürliche Verhältnis der Geschlechter gestört ist. Damit ist das „Zeitgemäße" des Themas etwa umschrieben. Die ersten beiden, tragischen Fälle sind eigenartige, konsequent durchgeführte Beispiele zum Eheproblem, beide unter sich kontrastierend: zuerst die mit einem sympathischen, zuverlässigen Mann verheiratete, aber in ihrer sinnlichen Abenteuerlust nicht befriedigte Frau, die wissend dem unwürdigen Liebhaber anheimfällt, dann die geläufigere Umkehrung im „Hausbesuch", die Frau, die vom würdigen Liebhaber aus der unwürdigen Ehe gelöst wird. Beide Male ist diese Grundformel auf moderne Charaktere angewandt, das heißt auf Frauen, die als Persönlichkeiten eigenwillig genug sind, auch ihr erotisches Schicksal selbst zu bestimmen. Ins Groteske gewandt ist das Motiv in den letzten beiden Stücken, in denen einmal eine nicht mehr ganz jugendliche Malerin, das zweitemal ein neugieriger Backfisch die gewünschte erotische Situation mit Listen herbeiführen, ohne daß es sich dabei um schicksalsmäßige Bindungen handelt. Die kühle Intensität der Kunst Borchardts hinterläßt auch im Widerstrebenden unheimlich zwingenden Eindruck.

Mannheim — Erich Dürr

Ich geh aus und Du bleibst da. Von Wilhelm Speyer. Berlin 1930, Ullstein. 307 S. M. 4,— (6,—).

Man tut solchen Büchern leicht unrecht, wenn man sie zu fest anpackt. Sie wollen nur unterhalten und sie unterhalten auch. Aber Speyer kann mehr: er hätte einen der sehr seltenen und sehr notwendigen guten Unterhaltungsromane schreiben können. Er hat nur einen höchst mittelmäßigen geschrieben. Ein Buch wie dieses kann nicht die höhere Wahrheit der Dichtung haben. Doch es könnte die mindere Wahrheit der Wirklichkeit haben. Es hat die Unwahrheit des typischen Romans. Speyer ist ein geschickter, spannender Erzähler, und es gibt auch in diesem „Roman eines Mannequins" Stellen, die von echter Lebensklugheit zeugen. Schade ist, daß er sich seine Aufgabe so leicht gemacht hat: in der Mitte wird aus der Erzählung „Fall" und am Ende sogar Zufall.

Das Schlimmere jedoch ist: „Die elegante berliner Gesellschaft, in der Barone und Amerikaner, kleine Jungen und reiche Junggesellen nichts anderes zu tun haben, als hübschen Mädchen den Kopf zu verdrehen, Geld auszugeben und Schulden zu machen" (wie der Waschzettel das Milieu sehr treffend charakterisiert) ist ja nichts als Phantom. Und ich weiß nicht, warum sich Autoren wie Speyer nichts anderes zu tun machen, als allen den (hübschen und unhübschen) Mädchen den Kopf zu verdrehen, die da von 32000-Mark-Nerzen lesen und von einem fünfzehnjährigen Knaben etwa, der ununterbrochen Dinge sagt wie: „Wie ich nämlich aus Detroit und Neuyork kam, machten wir zuerst eine Autotur durch Südfrankreich. Wir machen immer Autotouren durch irgendein Land, das mit Süd anfängt, Südkalifornien, Südhonolulu, Südamerika" oder der es im Esplanade in Berlin ablehnt, sich von seinem Onkel („Baron Maximilian Werkmeister!") in sein Zimmer geleiten zu lassen: „Wenn es eine richtige Wohnung wäre, dann wäre ich ratlos. Bei Schiffen, Flugzeugen, Eisenbahnen und Hotels komme ich aber immer durch."

Denn das Schlimmste ist: hier werden diese Romane unsozial. Sie machen unzufrieden. Speyer hat uns wenigstens das Mannequin Gaby (Gaby!) als Braut des aus ungeklärten Gründen märchenhaft reichen Rittergutsbesitzers Konstantin von Haller (!) erspart, der Ausflug in die Welt des Romanschablonenluxus bekommt ihr sogar schlecht, aber dieser Ausflug wird doch in den verlockendsten Farben gemalt, verlockender als die Rückkehr zu ihrem Georg, dem Fahrschullehrer, der für das unvermeidliche happy end zu sorgen hat. Alle die hunderttausend Angestellten, die diesen Roman gelesen haben und lesen, werden in Versuchung gebracht, neidisch zu sein auf Gaby und ihr Abenteuer, trotzdem es in Wirklichkeit weder solche Gaby gibt noch die Möglichkeit, Gabys Abenteuer zu erleben. Sie werden ihr hartes Los noch härter empfinden. Und diese unsoziale Auswirkung macht derartige Bücher gefährlicher als sie es in ihrer Gutmütigkeit und Aufgeräumtheit sein möchten.

Berlin-Lankwitz — Herbert Günther

Digitized by Google

Die sieben Jungen aus Österreich. Hrsg. von Leopold Steiner. Leipzig 1930, L. Staackmann. 229 S.

Der Verlag L. Staackmann hat in diesem Buch sieben junge Schriftsteller aus Österreich zu Wort kommen lassen, die fast sämtlich zu den wenig bekannten Namen des zeitgenössischen Schrifttums gehören.

Wenn auch diese Talentproben keine Prognose für die Zukunft ermöglichen, so zeigt sich doch in diesen Erzählungen das unbeirrbare Streben um Geltung, Wahrhaftigkeit und Wirklichkeit.

Zwei Erzählungen möchte ich hervorheben, die mir dank ihrer eindringlichen Kraft und Klarheit einen besonderen Eindruck gemacht haben. Da ist vor allem Carl Julius Haidvogels: „Knut Knute", eine amüsante Geschichte, die von dem Abenteuer eines Elbschiffers berichtet.

Der Stoff ist ganz naturalistisch gesehen, aber was bei der humorlosen oder pathetischen Behandlung kleinlich oder peinlich gewesen wäre, das wird hier unleugbar amüsant. Hier ist viel Liebe für alles Lebendige; der Autor nimmt Dinge und Schicksale nicht wichtiger, als sie im Durchschnitt von den Angehörigen der Volksschichten genommen zu werden pflegen. Er arbeitet nicht mit Ausnahmenaturen, er sucht keine Tiefen, wo keine Tiefen sind, aber man wird nicht leugnen können, daß der Lebensausschnitt, den er gibt, mit verblüffender Treue gezeichnet ist. Ein kecker und freier Humor waltet darüber und löst die Dissonanzen, die sonst vielleicht recht schrill klingen könnten, behaglich auf.

Da ist Nummer II Maria Mühlgrabner mit „Christa Trögers Feuer".

Diese arme Frau, die für das erhoffte Kind Heim und Herd opfert, wird in einer wunderbaren, leidenschaftlich ergriffenen Darstellung vor uns hingestellt, die es bewirkt, daß man nicht mehr liest, sondern sieht und erlebt. Die seltene Gabe, gleichzeitig zu glühen und die Gluten zu messen und zu regeln, mit leidenschaftlicher Teilnahme in den Gestalten zu leben und doch über ihnen zu stehen, diese Gabe, die ja in jedem Poeten mehr oder minder mächtig ist, sie ist dieser jungen Erzählerin in ganz besonderem Grade eigen.

St. Andrä-Wördern — Albert Leitich

Utopolis. Roman. Von Werner Illing. Berlin 1930. Der Bücherkreis, G. m. b. H. 248 S. M. 4.80.

Ein kommunistisches Zukunftsgemälde einer freien Arbeitergemeinschaft Utopien mit der Hauptstadt Utopolis. Von erfinderischer Phantasie mit allen technisch-mechanischen Fortschrittsmöglichkeiten ausgestattet, wie Fernsehen und Fernprojektion von Ereignissen, selbststeuernden Autos, elektrisch geladenen Türmen, tödlicher atmosphärischer Fernstrahlung zwecks Vernichtung von Gegnern, mechanischem Lernen im Denkschlaf usw., ist diese Stadt nur einem Feind ausgesetzt, mit dem sie zuletzt den großen Entscheidungskampf besteht: den Privaten, Überresten der kapitalistischen Oberschicht der Vergangenheit, die in einem abgetrennten Stadtteil U-Privat wohnen. Dieser letzte Kampf, an dem auch der Erzähler und sein Freund, die als Matrosen eines gescheiterten Schiffes an die Küste von Utopien geworfen wurden, aktiv teilnehmen, ist nicht ohne Großartigkeit in der Schilderung. Die kameradschaftlich Arbeitsfreudigen besiegen in ihm endgültig die egoistisch Geldhäufenden, machen U-Privat dem Erdboden gleich. In vielem ist das Buch Gegenwartssatire am Stoff einer imaginär erschauten Zukunft. Und da ist es gut und echt. Illing hat Phantasie, einen einfachen, bildhaft genauen, unprätentiösen Stil und als Bestes eine gute, tatwillige Gesinnung, die einer gequälten und geldversklavten Menschheit Zukunftsaspekte besserer Lebensbedingungen, eines einigen Lebens- und Arbeitswillens aller aufreißen möchte.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Die ewige Liebe der Frau Lilly Schwarz. Ein kleiner Roman. Von Karl Kreisler. Reichenberg 1930, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus. 68 S.

Ein Jüngling mit Vorkriegsseele verliebt sich in die schöne Frau Lilly, findet dann, daß die „ewige Liebe" der Angebeteten sich sozusagen periodisch wiederholt. Kurz, sie ist eine triebhaft immer wieder neu Verliebte, er ein sentimental Liebender. Enttäuschung treibt ihn zum Selbstmordversuch, die Schwester, die seine Wunde heilt, heiratet er dann. Sentimentalität von anno Tobak, in Personen und Handlung. Das geht uns heute nichts mehr an. Ein weichliches, selbstverliebtes Gemächt, „literarische" Courths-Mahler.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Fluchtversuche. Roman. Von Franz Herwig. München 1930, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 347 S. Geb. M. 8,—.

Das neue Werk des bekannten Autors ist ebenso wie seine vorhergehende Schöpfung „Hoffnung auf Licht" weniger ein Zeugnis des Dichters als ein Bekenntnis des Menschen. Und zwar möchte dieser Mensch apostolisch den ganzen Gnadenreichtum des Christentums der Seelenarmut der Großstadtnaturen zugute kommen lassen. Er führt zu diesem Zweck demonstrierend eine Reihe Schicksale vor, die leider alle — und das ist die künstlerische Schwäche des Buchs! — konstruktive, von außen her bewegte Marionetten bleiben. Die Predigt wird somit nimmer zur Poesie und die erzieherische Nützlichkeit nimmer zur dichterischen Notwendigkeit. Für den Menschen an sich ist solcher Zwiespalt gewiß kein Fehler; für den Dichter ist er entscheidend. Da wir aber neben dem liebenswerten Menschen Herwig auch einen Dichter schätzen, so sehen wir in diesem Werk trotz des unbedingt anerkennenswerten Willens immerhin — Fluchtversuche!

Koblenz — Alexander Baldus

Deutschland ohne Deutsche. Ein Roman von übermorgen. Von Hans Heyck. Leipzig 1929, L. Staackmann. 312 S. M. 4,— (6,—).

Einen „Roman von übermorgen" nennt der Verfasser sein Werk. Eine Utopie aus dem Jahre 2050, ganz lustig zu lesen, manchmal auch ernsthaft, aber das Groteske überwiegt, wie es bei einer rechtschaffenen Utopie ja auch sein soll. In ihrer Mitte steht das Projekt des „diatellurischen Tunnels" oder des „Teltu", wie man ihn abgekürzt nennt. Linus Koppelhuber will diesen Tunnel quer durch die Erde bauen, als Dreistundenverbindung im Raketenwagen durch den Erdmittelpunkt. Der Zweck: Deutschland in 150 Jahren im Lichte der Phantasie und der Satire zu zeigen. Der zweite und der dritte Weltkrieg sind geführt. Ihre politische Folge ist die Gründung der „Vereinigten Staaten von Europa". Linus Koppelhuber, der mit seinen Erfindungen und Plänen, insbesondere durch seinen „Teltu" die Welt beherrscht, kommt als guter Deutscher zu der Erkenntnis, daß es, obwohl er die Mittel und die Macht dazu in den starken Händen hält, nicht mehr lohnt, Deutschland umzustürzen und neu aufzubauen. Dagegen beschäftigt ihn der Plan, diejenigen Deutschen, die noch Deutsche sind, zu sammeln, aus Deutschland herauszu-

Digitized by Google

ziehen und geschlossen in einer Landschaft anzusiedeln, die ihrem Ursprung und ihrem Wesen entspricht. Denn „Heimat ist überall dort, wo keine fremde Welt mich hindern kann, mit den Geistern meiner Art Zwiesprache zu halten". Aber die Elemente rächen sich am Übermut der Menschen und ihrer himmelstürmenden, erddurchbohrenden Größe, zeigen ihnen, wie ein Nichts sie sind, die so sicher leben! Der Tellu wird durch die Erdgluten in einen Vulkan verwandelt. In seinen Lavaströmen geht Linus Koppelhuber und sein Stab von Verbündeten und Mitarbeitern zugrunde.

Der Verfasser hat eine schöpferische Phantasie, weiß grotesk zu gestalten und beherrscht seinen Stoff. So ist ein amüsantes Unterhaltungsbuch entstanden. Aber warum es mit Fanfarentönen der Reklame zu einem Werke machen, das „Swiftsche Größe" atmet, ein „Menschenbild ganz großen Formats" das „Dokument einer Weltanschauung" darstellt? Dazu fehlt ihm viel, vor allem die Schöpfung von Menschen von Fleisch und Blut. Die Figuren, die der Verfasser zeichnet, heißen sie Linus oder Manfred Koppelhuber, dessen liebliche Braut und spätere Gattin Lisbeth, oder Lilian, die romanhafte Verführerin, heißen sie Frankenstein oder Hansen, sind blutlose Schemen, Papiergebilde. Der Bestgelungene der Beauftragte Koppelhubers: Rinke.

Ebenso schablonenhaft und in Romanen mittlerer Gattung stärker und reizvoller gestaltet sind die Kabarettszenen im Dar-Fur oder die Verführungsszene im Hause Frankensteins. Also seien wir anspruchslos und zufrieden: ein gutes Unterhaltungsbuch!

Danzig — Artur Brausewetter

Jean Barois. Roman. Von Roger Martin Du Gard. Deutsch von Eva Mertens. Wien 1930, Paul Zsolnay. 504 S.

Jean Barois: ein historischer Roman der Dreyfusaffäre. Erschienen 1909, also in einer ausreichenden Zeitentfernung von diesem für Frankreich so wichtigen, innerpolitischen Ereignis, um es schon ganz in die dichterische Sphäre zu heben. Damit verknüpft ist ein psychologisches Erlebnis: der Held des Romans ist Katholik und wird durch die Scheidung der Geister, die sich im Lauf der Affäre vollzog, in das Lager der Freidenker getrieben, aus dem er kurz vor seinem Tod erst reuig zurückkehrt. Aus diesem Hin und Zurück ergibt sich eine spannende Wanderung. Dazu noch ein Liebesmotiv: die Frau des Helden bleibt nämlich immer religiös, so daß er aus Idealismus sie, die Geliebte, verliert.

Diese drei Schichten des Romans (die politische, religiöse und erotische) sind auf gleich zarte und reine Weise durchgeführt. Das Schicksal, das geschildert wird, ist dasjenige von Péguy. Du Gard gehörte wie Romain Rolland zu seinem Kreis. Aber der Jean-Christoph-Roman mit dem Rheinland als Hintergrund und der großen deutsch-französischen Musikergestalt kann auf ein dauerndes Interesse in Deutschland rechnen, während die Dreyfusaffäre wohl als zugespitztes Theaterstück, aber kaum als genau detaillierter Roman uns noch zu fesseln vermag. — In Frankreich selbst hatte er wechselnde Geschicke: 1909 wurde Du Gard durch ihn mit einem Schlag zum Führer der jungen Generation, die in dieser Rückkehr zum Katholizismus als dem Hort der Autorität und der Ordnung ihre eigene Wandlung und den sich oft mühsam abgerungenen Entschluß wiedererkannte. Während des Krieges war der Roman verschollen. Später erhielt er eine zweite Popularität, als besonders die Linksparteien sich bemühten, die französische Vorkriegsproblematik des Kampfes gegen die Kirche wieder wachzurufen. Nun erkannten sich die Freidenker in diesem heroisch ringenden Helden. Aber das Land im ganzen, auf große Außen- und auf Wirtschaftspolitik gestellt, hat für solche Seelen- und Geisteskämpfe nicht mehr das frühere dauernde, leidenschaftliche Interesse. Übrigens Du Gard selbst hat sich gewandelt: in seinen Thibaults spielten diese Fragen nur noch eine Hintergrundsrolle. Er hat sich von Rolland zu Gide gewendet und gehört also wie dieser halb den vitalistischen, halb artistischen, allgemeineren und nicht mehr an Historie gebundenen Problemen.

Arosa — Ferdinand Lion

Porgy. Ein Neger-Roman. Von du Bose-Heyward. Berlin 1930, Th. Knaur Nachf. 239 S. Geb. M. 2.85.

Das Negerstück „Porgy" habe ich vor beinah drei Jahren in Neuyork gesehen und damals verschiedentlich darüber berichtet: es war mit weitem Abstand der stärkste Theatereindruck, den die Vereinigten Staaten von Amerika zu bieten hatten. Literarisch betrachtet ist der Roman wahrscheinlich wertvoller, als das Schauspiel, das nach ihm gemacht ist. Trotzdem wirkte die Tragödie der Neger noch erschütternder, von ihnen selbst dargestellt, gesungen, getanzt und gesprochen, als in der objektivierten Form des gedruckten Wortes. Ich konstatiere das, ohne es als Einwand gegen den Roman zu meinen. Ich mache dem Roman das höchste Kompliment, wenn ich sage, daß er fast so lebendig wird, wie das von den schwarzen Menschen aufgeführte Stück. Er rührt fast ebensosehr, das ist schon viel. Über der menschlichen Inbrunst, die von ihm ausgeht, vergißt man die wilde Rührseligkeit der Handlung; oder vielmehr: die Primitivität der Vorgänge wird durch das menschliche Pathos der Erzählung geadelt, verwandelt und erhöht. Er scheint mir in diesem Moment, da ich ihn zu Ende gelesen habe, der eindringlichste von allen Neger-Romanen, die ich kenne; es scheint mir, als habe ich das Gesicht des Niggers noch nie aus einem Buch heraus so deutlich mich anschauen gefühlt. Damit gebe ich ihm einen sehr hohen Platz. Denn alles, was wahrhaft von unseren schwarzen Brüdern erzählt — nicht sensationell oder sentimental entstellt —, geht uns im alleräußersten Grade an; uns, von denen ein junger Philosoph sagen konnte, daß der Neger uns heute inständiger interessiere, als der Hellene.

München — Klaus Mann

College-Girls. Ein Roman unter amerikanischen Studentinnen. Von Warner Fabian. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Hans Reisiger. Berlin, Ullstein Verlag. 223 S. M. 3.50.

Dieser Roman unter College-Girls — Studentinnen in unserem Sinne, die ein Berufsstudium ergreifen, sind es nicht, sondern Lycealschülerinnen, die in einem Internat Vorlesungen hören über Literatur, Kunst, Geschichte, Mathematik, Sprachen usw., um ihre Bildung zu vervollständigen — ist das weibliche Gegenstück zu Robert S. Carrs (s. L. E. XXXI, 196) „Wildblühender Jugend", dem Roman unter amerikanischen Primanern. Wie dieser gibt er eine Reihe Episoden aus dem Schulleben, in dem neben oder vor dem Studium das Trinken, Rauchen, Autofahren, Tanzen und Flirten die größte Rolle spielen. Das Milieu und die Gestalten sind nur oberflächlich skizziert. Schließlich heben sich vier junge Mädchen schärfer heraus, deren teils nur erotische, teils schon sexuelle Erlebnisse einen mehr oder weniger romanhaften Verlauf nehmen. Besonders originell sind diese Abenteuer nicht, es fehlt nicht einmal das traditionelle Verhältnis des allgemein vergötterten Lehrers zu

Digitized by Google

seiner reizenden Schülerin. Trotzdem kommt es nicht zu ernsthaften äußeren Katastrophen oder zu innerer Tragik, da das happy end auch hier obligatorisch ist. Alles in allem: über die weibliche Psyche im allgemeinen und die der Amerikanerin im besonderen hat der Verfasser nichts Neues zu sagen.

Berlin — Fritz Carsten

Mereyntje Geysens Kindheit. Von A. M. d. Jong. Aus dem Holländischen übertragen von Fr. u. M. Grünberg. 4 Bände: Verrat, Der seltsame Küster, Einfältige Kinder, Im Strudel. — Berlin 1929/30, Der Bücherkreis.

Diese Kindheitsgeschichte, die literarhistorisch gesehen eine Fortsetzung und Steigerung des „Kleinen Johannes" von Frederik van Eeden mit anderen, mehr realistischen Mitteln ist, hat in ihrem holländischen Ursprungslande nachweisbar den ziffernmäßig stärksten Erfolg der letzten fünf Jahre davongetragen. Ohne Übertreibung kann man feststellen, daß jeder siebzigste Holländer Käufer, also wohl jeder siebente Holländer Leser des Buchs geworden ist. Auch ein — nicht allzu kunstvoll gemachtes — Theaterstück hat man aus dem im Wurf am besten gelungenen ersten Band geschaffen und damit, dank dem intuitiven Verständnis einer jungen, für die Rolle des achtjährigen Knaben wie geborenen Schauspielerin, eine Zeitlang volle Häuser geerntet.

Es ist ein neuer Beweis für die schwererklärliche Haltungsverschiedenheit der deutschen Verleger gegenüber holländischen und beispielsweise skandinavischen Erscheinungen, daß dieses Buch immerhin Jahre brauchte, um zu uns zu kommen, und daß dies, als es dann endlich geschah, durch die Vermittlung einer dem Autor, der verdienstlich als Feuilletonredakteur an der amsterdamer sozialistischen Zeitung „Het Volk" tätig ist, parteimäßig nahestehenden Bücherzentrale erfolgte. Fast möchte man sagen: Wenn ein kopenhagener Literat im Cafehaus ein Aquavitglas umgießt, so spürt man den Spiritusdunst am selben Tage in drei münchener Verlagshäusern, wogegen ein holländischer Poet ruhig in Arnheim mehrere Stühle umwerfen kann, ohne damit auch nur in Köln oder Frankfurt eine Erschütterung zu erregen!

Einmal in deutscher Sprache vorhanden und durch die geschickt anschmiegende Übersetzung, die freilich die nordbrabantischen und rotterdamer Dialektreize abstreifen mußte, auch in dem bewegten Tonfall des Originals erhalten, werden die vier gut ausgestatteten Bände aber nun wohl ihren Weg machen. Die Mittel, mit denen die große Wirkung erreicht wurde, sind für das kritische Auge kein Geheimnis. Aber sie müssen als durchaus sauber, ehrlich und erarbeitet bezeichnet werden. Das, was das Buch trägt und auch über Stellen, wo der Intellekt die Führung an sich riß, hinweghilft, ist das alte Zaubermittel, das bereits Homer und die Gebrüder van Eyck anwenden konnten und das so leicht auch durch kein allerneuestes Kunstrezept dauernd verdrängt werden dürfte: Die sorgliche Beobachtung, die durchfühlte Niederschrift von etwas, das man irgendwann gesehen und erlebt hat. Ganz abgesehen von der Frage, ob die breit ausgesponnene Schilderung eines Schweineschlachtens da, wo sie steht, am Platze ist und ob sie jedem Leser Freude machen wird, muß man einfach bei der Lektüre den Hut ziehen und sich sagen: so möchte ich selber gern auch dichterisch ein Schwein vom Leben zum Tode bringen!

Nur vier Kinderjahre sind es, die das Söhnchen einer allzu zahlreichen und mit Glücksgütern wenig gesegneten Familie von der Zartheit des nachdenklichen Meßnerknaben bis zur fast burschenhaften Entschlossenheit des angehenden Fabrikarbeiters führen. Aber in diese Jahre sind eine Reihe aufwühlendster Erlebnisse eingepflanzt, die in ihrer Spannungsweite zwar gewiß nicht den Namen von typischen oder gar gewöhnlichen Geschehnissen verdienen, aber doch mit starker literarischer Bindekunst in den Rahmen der Wahrscheinlichkeit gepreßt sind. Die seltsame Freundschaft Mereyntjes, dessen Name übrigens eine Dialektform des allbekannten Martinus darstellt, mit einem gutmütig rauhen Wilderer, der dann das Opfer seiner eigenen raschen Eifersuchtshandlung wird, die Begegnung mit einem Halbidioten, dem gleichfalls die erwachende Sinnlichkeit zum Verhängnis wird, die in echt holländischer Weise zum Angelpunkt genommenen religiösen Seelenkämpfe, das wirtschaftlich verhängnisvolle, aber den Verstand zur Reife bringende Ringen mit der Großstadt und die befreiende Auseinandersetzung des Katholikenkindes mit dem Judentum. — Ganz besonderes Geschick hat bei der selbstverständlich vorgenommenen Steigerung und Vergrößerung der gedanklichen Empfindungskräfte des Knaben gewaltet, so daß das Buch im wohl noch immer nicht abgelaufenen „Jahrhundert des Kindes" noch vielfach und lange als Erörterungsbeispiel herangezogen werden dürfte.

Berlin — Franz Dülberg

Der Eindringling. Roman. Von Vicente Blasco Ibáñez. Aus dem Spanischen von E. und O. A. van Bebber. Berlin 1930, Büchergilde Gutenberg. 211 S.

Blasco Ibáñez ist tot, wir gedachten hier seines Hinscheidens vor nicht zu langer Zeit; längst überlebt hat sich aber auch die Kunstrichtung, der er zugehörte: der konsequente Naturalismus. Dieser „spanische Zola", der sein großes Vorbild niemals erreichte, begründete dereinst in der spanischen Literatur eine analoge Epoche, deren Hauptgröße und letzter Verfechter er selbst war. Seine vormals so viel gelesenen, weil anrüchigen Tendenzromane und politischen Schriften, derentwegen dieser grimmige Sozialist, Kirchenfeind und Republikaner Anfeindung, Verfolgung und Einkerkerung hatte erdulden müssen, sie regen heute gewiß niemand mehr sonderlich auf. Der Zusammenbruch einer ganzen Welt ist mittlerweile über sie hinweggebraust.

Der hier verdeutscht vorliegende Roman „El Intruso" ist 1904 als Ibáñez' achtes Werk erschienen, zehn Jahre nach seinem Erstlingsroman „Arroz y tartana". Wie man sieht, produzierte er äußerst leicht, so daß in seiner ersten Schaffensperiode fast alljährlich neben novellistischen, essayistischen und politischen Arbeiten, ein neuer Roman unter seiner Feder entstand. — Auch in „El Intruso" läßt Ibáñez, der selbst sich dereinst aus engen Verhältnissen emporrang, seinem ihm angeborenen Haß gegen Kapitalismus, Autorität, Monarchie und Klerus die Zügel schießen. Sein Doktor Aresti, der Held des Buchs, ist gleichfalls armer Leute Kind und dankt all das, was aus ihm geworden seinem Oheim, der seinerseits sich aus kleinen Anfängen emporgearbeitet. Dessen Sohn aber, Arestis Vetter Morueta, hat sich sogar, dank genialer Voraussicht und Tatkraft, durch Erwerbung neuerschlossener Erzlager bei Bilbao zum Millionär aufgeschwungen. Allein dieser Herrenmensch Morueta gelangt, infolge seiner Heirat aus alter, bigotter Familie, immer mehr unter Einfluß der Jesuiten. Statt der notleidenden, sich zu Tode rackernden Arbeiterbevölkerung beizuspringen, läßt er sein Vermögen den habgierigen Volksbetörern zufließen, bis schließlich er selber — zermürbt und wehrlos — mit Haut und Haar ihnen verfällt.

Digitized by Google

Anders Doktor Aresti. Er trennt sich von seiner hochnäsigen Gattin, die nur auf die Weisungen ihrer Beichtväter hört. Er begibt sich hinaus, der Proletariersohn, unter die Arbeiter im Bergwerkdistrikt, teilt mit ihnen Jammer, Sorge und Elend, trägt in die verwahrlosten Baracken und Massenquartiere Hilfe und Tröstung und lebt nur einem Kampf, einem Ideal: der Besserung des Loses all der Entrechteten.
Gewiß, dieser Tendenzroman verficht manch löbliche Ideen, birgt gut gezeichnete Charaktere, zeugt von tiefer Kenntnis der menschlichen Seele, von Wissen um den Ablauf der Dinge dieser Welt. Überlebt hat sich aber die langatmige Darstellungsweise, veraltet, weil gelöst ist ein gut Teil der hier umkämpften Probleme. Das Dokument einer Zeit eben, die längst nicht mehr die unsere ist.

Wien — Martin Brussot

Ein Mann zuviel. Von Peter Tutein. Deutsch von Niels Hoyer. Köln 1930, H. Schaffstein. 228 S. M. 4,— (6,—).

Ein Männerbuch, kaum Roman zu nennen, drei Pelzjäger hausen im Polareis, einer rettet sich in die Gemeinschaft anderer, von den beiden Zurückbleibenden tötet der Junge den Alten, um dann sich selbst den Tod zu geben. Also: Gemeinschaft tötet! Gemeinschaft zweier, die allein mit sich sind; Liebe, die nichts als sich, Freundschaft, die keine Pause hat, zeugt Haß! Vielleicht läßt sich diese Geschichte hier so verallgemeinern, sie liest sich manchmal wie symbolisch gemeint; wäre ihr Untergrund wirklich nur ganz privates Schicksal dieser beiden Männer, könnte sie vielleicht nicht so ergreifen. Denn sehr fern ist uns diese Welt des Eises, der Hunde und Füchse, Bären und Walrosse, der tödlichen Kälte und ewigen Nacht. — Aber dann auch: es erzählt einer von ihr, der sie kennt. Tutein hat selbst als Pelzjäger und Robbenfänger in Grönland gelebt. Es heißt, daß man ihn in Dänemark den dänischen Jack London nennt. Tatsächlich ist dieses Buch nicht weniger lebensvoll, männlich primitiv und rein, unmittelbar und echt als die besten Bücher Londons. Und da Tutein kaum Londonsche Aufträge auf Lieferung einer Serie Romane in Quartalsfrist erhalten wird, ist zu hoffen, daß seine Bücher Niveau halten werden. Dieses jedenfalls ist schön, markig, voll guter reiner Luft, und die drei Männer in ihm hat der beseelende Funke getroffen.

Berlin — Kurt Münzer

Die Tochter. Roman. Von Harry Söiberg. Deutsch von Niels Hoyer. Köln 1930, Hermann Schaffstein. 288 S. M. 4,40 (6,50).

Ein Buch wie dieses wäre leicht zu erledigen, wenn die großen Einseitigen recht hätten mit ihrer Forderung an die Leistung: Zeitgemäßheit, gar Aktualität, Überpersönlichkeit, Menschheitsangelegenheit, soziales Bewußtsein. Es gibt natürlich hinter allen und jenseits aller Systeme und Gesetze Werke, die der sogenannten „Zeit" spotten, aber dafür in jeder Zeit ihren Lebensboden finden. Nun ist dieser dänische Roman weit entfernt, ein „Werk" zu sein, aber trotzdem er nichts mit uns hier Umgetriebenen und Schmerzhaften, nichts mit unseren Erlebnissen, Ereignissen, Hoffnungen zu tun hat, ist er existenzberechtigt, sogar notwendig. Denn er hat das, was wir in den Stunden des Ruhenwollens nötig haben, was wir uns wünschen zur Erlösung vom Tag: er ist bestrickend erzählt. Wir haben die große Epik bei uns heimisch, die Dichtung, aber die reinen Erzähler werden selten, während gerade aus Dänemark so viel gutes Erzählungswerk kommt. Hier, der Roman einer vatertreuen Tochter, enthält nur die sehr magere Liebesgeschichte eines entsagenden Paares, die Schilderung eines Fischerdorfes, die Charakterstudie eines Fischerkönigs und selbstherrlichen Vaters; aber das ist alles so rein und klar, ruhig umrissen, gelassen und schlicht erzählt, daß einem das Herz doch warm, der Kopf frei, das Gemüt leicht wird. Man hört auf, nach tieferer Bedeutung zu fragen, man ist freudig damit einverstanden, daß für ein schönes Buch genug ist, sauber geschrieben, ernsthaft vorgetragen, mit echtem Gefühl erfüllt zu sein.

Berlin — Kurt Münzer

Das Leben des Klim Samgin. Roman. Von Maxim Gorki. Übersetzung von Rudolf Selke. Berlin 1930, Sieben-Stäbe-Verlag. 615 S.

Ausgewählte Erzählungen von Maxim Gorki. Übersetzt von A. von Kruseństjerna, F. Bertuch u. a. Neu durchgesehen von Erich Boehme. Sieben Bändchen. Leipzig, Ph. Reclam jun. (Reclams Universalbibliothek.)

Gorkis neuer Roman bedeutet eine große Enttäuschung. In endloser Breite wird das Leben eines russischen Intelligenten der Vorkriegszeit geschildert, ein Leben, dessen Hauptinhalt aus uferlosen Diskussionen über alle möglichen Gegenstände besteht. In wie vielen russischen Romanen und Theaterstücken haben wir ähnliches Geschwätz schon über uns ergehen lassen! Vielleicht wollte Gorki damit sein letztes, endgültiges Verdammungsurteil über die alte Generation fällen, die immer nur reden und nie handeln konnte? Aber ist dieses Urteil nicht schon oft genug von ihm und anderen — vor allem aber vom Leben selbst gesprochen worden? Wozu also immer wieder den alten Quark aufwärmen? Unter Gorkis Leitung erscheint in Rußland bekanntlich eine Zeitschrift, die sich „Unsere Errungenschaften" betitelt und die den Zweck hat, zu zeigen, wie herrlich weit Rußland es unter der Räteregierung gebracht hat. Was dem Journalisten Gorki recht ist, sollte dem Dichter billig sein. Warum schreibt er nicht auch den Roman der neuen Zeit? Oder wenn er nur die Vergangenheit wahrhaft zu schildern weiß, dann soll er wenigstens die Keime des Neuen im Alten zeigen, denn sonst fangen wir unwillkürlich an, auch an den Errungenschaften zu zweifeln, die der Journalist preist. Wie kann ein Geschlecht von Schwätzern und Schwächlingen Männer der schöpferischen Tat erzeugen?
Wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein! So möchte man ausrufen, wenn man die Neuausgabe der frühen Gorki-Erzählungen in den sieben Reclam-Bändchen durchblättert. So stark wie vor dreißig Jahren wirken auch diese Geschichten natürlich nicht mehr. Deutlicher als damals merkt man heute die falsche Romantik so mancher einst ob ihres unerbittlichen Naturalismus gepriesenen Erzählung, erkennt man, daß die Lumpengewänder der Barfüßer und Landstreicher oft nur Theaterkostüme sind, daß ihre individualistisch-anarchistische Weltanschauung nicht auf der Landstraße gewonnen ist, sondern von der Lektüre schlechter russischer Nietzsche-Übersetzungen kommt. Aber es ist doch auch wieder viel lebendige Anschauung und scharfe Beobachtung drin, es ist Kraft und Schwung drin und ehrliche revolutionäre Begeisterung. Erich Boehme hat die alten unzulänglichen Übersetzungen einer sehr gründlichen Revision unterzogen, sie nicht nur lesbarer gemacht, sondern auch in vollen Einklang mit den Originalen gebracht. Daß die neuen Reclam-Bände nichts mehr mit jenen schlecht broschierten Heftchen zu tun haben, an denen wir uns in jungen Jahren

Digitized by Google

die Augen verdarben, braucht hier nicht erst gesagt zu werden. Es ist ein Vergnügen, diese gut gedruckten, hübsch gebundenen Büchlein in die Hand zu nehmen.

Leipzig — Arthur Luther

Lyrisches

Ein Mann gibt Auskunft. Von Erich Kästner. Umschlagzeichnung und Vignetten von Erich Ohser. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 110 S. M. 4.— (6.50).

Lyrisch dichten kann 1930 kaum etwas anderes heißen als Auskunft geben über die Vorgänge in dem Hirn, dem Herz und den Augen des Menschen. Man fühlt sich nicht berechtigt, nicht objektiv und fest genug zum „Gerichtstag halten", vor allem nicht „über sich selbst"; aber man traut sich zu, als eine Art Sozialrichter oder Untersuchungsbeamter in den Affären und Lappalien eigenen und fremden Daseins, in

Erich Kästner
(Zeichnung von Erich Ohser)

Triebe und Umtriebe jeder Art hineinzuleuchten und von den zweifelhaften Ergebnissen Bericht zu geben.

„Ein Mann gibt Auskunft", der Titel, den Erich Kästner dem neuen Band Kästner-Lyrik gab, ist die exakteste, jedes Mißverständnis ausschließende Bezeichnung für das, was man bis dahin Gedichte nannte und — nicht las. Die Kästner-Verse liest man (Band 1, „Herz auf Taille" ist im zehnten, Band 2, „Lärm im Spiegel" im sechsten Tausend erschienen), man liest sie dort, wo sie aufgegangen sind: im Lärm, auf der Straße, in der Bahn, man hört sie an den Tischen der Kabaretts, man gebraucht sie als Fernglas, Lupe oder Zeitraffer, um besser, tiefer, rascher zu sehen, man genießt die Strophen, Zeilen, Reime wie beim Vorkampf Schlag, Stoß und Finte. Diese aktuelle Gebrauchslyrik, die auf lyrische Vorkriegs-Begriffe und -Vorstellungen pfeift, überläßt das sentimentale und poetische Genre den Lesebüchern und den Verfertigern der Tanzschlager. Sie kann und will damit nichts anfangen. Sie gibt leidenschaftlich-kühle Wort-Photographie. Sie verabreicht Wort-Medizin, die leicht eingeht und von allen Illusionen kuriert.

Da stehen Vorstadtstraßen in böser Trostlosigkeit, ein Hof ist wie alle andern ein trübes, schmutziges Gefängnis. In einer Seitenstraße versuchen zwei sich zu küssen wie im Wald, aber es sind zuviel Gedanken da, zuviel Krach. Gewisse Ehepaare „sind wie Grammophone mit drei Platten" — damit ist alles gesagt, und hundert Ehepaare an hundert Kabarett-Tischen hören es und sehen voneinander weg und fühlen einen Schmerz. Frei sind diese Menschen nur von Schönheit, von Glück, von Poesie; sie sind ans Straßenpflaster geklebt mit dem Pech, das sie immer haben. Über ihnen ist nicht der weite Himmel sondern die Wirtschaftskrise. Und ein Mann gibt mit bitterm Lächeln Auskunft über alles, was unter ihr leidet: die Menschen, den Staat, sich selbst. Die Auskunft ist nicht ermutigend, aber wahr. Selbst die Träume, die Kästner registriert, zeigen keine bessere Welt, nur unausgesprochne Angst vorm Erwachen.

„Ich will nicht schwindeln. Ich werde nicht schwindeln.
Die Zeit ist schwarz, ich mach' euch nichts weiß."

Unbedingte Ehrlichkeit bis ins letzte Wort. Keine Metaphern, keine „gewählten Worte", keine Sprachbereicherung und Neubildung; das geht nicht mehr. Nur die Werktagssprache spricht Kästner, und zwar so fließend, daß sie sich komischerweise reimt. Er fühlt die Werktagsnot und die Sonntagsenttäuschung, aber er macht kein Wesens draus, er läßt sich nicht anmerken, daß er sie fühlt. Sagt höchstens: „Es gibt noch andre, die wie ich empfinden . . ."

Berlin-Lichterfelde — Rudolf Frank

Behaal meech lew. Gedichte in saar-muselfränkischer Mondoart. Von Ernst Thrasolt. Saarlouis 1930, Hausen Verlagsgesellschaft. M. 1,80 und 2,60.

Diese Gedichte von der Saar sind der erste geformte Ausdruck einer Mundart, die bisher in der deutschen Nationalliteratur nicht vertreten war. Die Mundart des Thrasoltschen Werkchens wird an der mittleren und unteren Saar bis nach Luxemburg, zur Eifel und zum Hunsrück hin gesprochen. Thrasolt stammt aus Beurig bei Saarburg und ist durch einige hochdeutsche Gedichtbücher von ausgeprägt persönlicher Eigenart bekannt geworden; in „Behaal meech lew" aber will er nichts sein, als der einfache Sohn seiner bäuerischen Heimat. Von „Bauern-Härz un Bauern-Läwen" kündet sein Mund. „Behaal meech lew" ist aus der unverfälschten Volkskraft gewachsen, es zeigt einen urdeutschen und in seiner religiösen Vorstellungswelt dem katholischen Glauben hingegebenen Bauernschlag. Wir gehen durch dieses Buch wie durch die Furchen eines frisch aufgebrochenen Ackers. Erdsprache dringt an unser Ohr. Das Wort hat hier noch die Unschuld und Demut der Frühzeit, da der Mensch Gott und der Natur nahe war.

Saarbrücken — Arthur Friedrich Binz

Aquarelle. Gedichte. Von L. Spielmann. Strasbourg 1930, Edité par La Maison de Socrate. 49 S.

Die Rhythmen dieser Gedichte wirken oft schwerfällig, als seien sie aus einer inneren Prosa erst in die Versform übertragen, aber Spielmann weiß Farben überzeugend zu setzen, was vor allem seinen Landschaftsgedichten zugute kommt. Wenn er Landschaften in Prosa darstellte, in einer minutiö-

Digitized by Google

fest farbigen Prosa, welcher seine lyrische Anlage lediglich dient, so könnte er vielleicht Vortreffliches schaffen.

z. Z. Starnberg — Ernst Lissauer

Literaturwissenschaftliches

Herders dresdener Reise. Zehn Briefe J. G. Herders aus dem Jahre 1803. Eingeleitet und herausgegeben von Hans Schauer. Dresden 1929, Wolfgang Jeß. 41 S. M. 6.—.

Herders Reise nach Eger-Franzensbad und Dresden im Sommer 1803, der letzte Lichtblick seines bald darauf vorzeitig verlöschenden Lebens, war uns bisher bekannt nur aus einigen Mitteilungen und Briefauszügen in den „Erinnerungen" seiner Gattin und aus dem Bericht, den sein Biograph Haym aus den ungedruckten Reisebriefen gegeben hat. Dieses handschriftliche Briefmaterial, neun Briefe Herders an Karoline und einen nachträglichen an seine Reisebegleiterin Frau von Berg, legt jetzt Hans Schauer, der Herausgeber und kundige Erläuterer des Briefwechsels Herders mit Karoline Flachsland (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band 39 und 41) in einer Bibliophilengabe der Vereinigung der Bücherfreunde in Dresden vor. Anton Graffs damals entstandene lebensvolle Kreidezeichnung Herders schmückt das festlich gewandete Heftchen.

Herder, der große Schriftsteller und von Caroline Schlegel gerühmte geistreich-anmutige Plauderer, war durchaus kein Briefkünstler; besonders nicht in seinen müden Spätjahren. So liegt denn auch der Reiz der vorliegenden Briefe, eigentlich mehr schnell hingeworfener, tagebuchartiger Reiseberichte für die Seinen, wesentlich im Inhaltlichen: in der charakteristischen Spiegelung Herders als des von der vornehmen dresdner Gesellschaft gefeierten und sich dabei, nicht ohne scheelen Seitenblick auf das „verwünschte" Weimar, behaglich wohlfühlenden Grandseigneurs des Geistes. Es heißt gewiß viel zu scharf und einseitig urteilen, wenn Schiller auf Körners Schilderung hiervon herb erwidert: „Er ist zu einem vornehmen katholischen Prälaten geboren, genialisch flach und oratorisch geschmeidig, wo er gefallen will." Aber ein Körnchen Wahrheit steckt immerhin in diesem schneidenden Wort: nur daß eben auch der alte Herder neben diesem Esprit des empfindsam-schöngeistigen Abbés und „vescovo di Weimar", wie man einst in Rom den mit Vorliebe unter Kardinälen und Diplomaten Verkehrenden nannte, noch manche andere Geister, auch genialisch tiefe und echte in sich hatte, die freilich in diesen Briefen, neben all dem Behagen an den Huldigungen der großen Welt und anderseits der zärtlichen Sehnsucht heim zu Frau und Kindern, nur ganz gelegentlich und sozusagen unterirdisch einmal aufleuchten.

Göttingen — Rudolf Unger

Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Achter Band 1930. Mit neun Tafeln. Leipzig, Insel-Verlag.

Dies Jahrbuch bildet eine fortlaufende Ergänzung des dreibändigen Riesenkatalogs der unvergleichlich herrlichen Kippenbergschen Goethe-Sammlung. Auch diesmal wieder bringt es viel Neues und Interessantes. Zum Thema Faust setzt Kippenberg seine „Splitter"-Ausbeute in Funden aus dem 18. Jahrhundert fort, und zum gleichen Thema gibt Georg Witkowski einige „notwendige Emendationen" und nimmt sich in einem zweiten Beitrag den Roman Kajetan Arnolds „Die schöne Pachterin" vor, den Merkel 1803 in seiner Zeitschrift „Ernst und Scherz" als einen „Goethe-Roman" charakterisiert, der aber nichts ist als ein elender Schmarren, obschon der obskure Verfasser die Unverschämtheit hatte, ihn Goethe zu widmen, weil „dein großer Geist mir vorschwebte". Kurt Gerstenberg teilt zehn noch unveröffentlichte Briefe Winckelmanns an seinen Verleger und Freund Kommerzienrat Walther in Dresden mit, in der Hauptsache Erörterungen über die „Geschichte der Kunst des Altertums" während der Drucklegung des Werks. Einen Brief Fritz Schlossers an Friedrich Perthes gibt Oswald Dammann bekannt, ein Schreiben über den literarischen Nachlaß Zacharias Werners, für den Perthes indes kein Interesse zeigte, weil er meinte, im protestantischen Deutschland verarge man es Werner, daß er katholisch geworden war, und im katholischen Deutschland lese man überhaupt nur wenig. Damit scheiterte auch der letzte Versuch, die Hinterlassenschaft Werners zu retten, denn für ihre Wiederauffindung besteht heut kaum noch Hoffnung. Mit einer „Topographie der Goethe-Handschriften" beschäftigt sich ein instruktiver Aufsatz von Wilhelm Frels, ein Nachweis der bedeutendsten Sammlungen dieser Art in öffentlichen Anstalten und in Privatbesitz. Über Zelter und seine zahlreichen Verleger veröffentlicht Ilse Goslich eine ausführliche biographisch-bibliographische Studie, über Zelters Beziehungen zu den Komponisten seiner Zeit bringt J. W. Schottländer mancherlei wenig Bekanntes. Beethovens Goethe-Kompositionen stellt Otto Erich Deutsch nach der Erscheinungszeit zusammen. Über die letzten Tage der männlichen Enkel Goethes, Wolfgang und Walther, die beide in Leipzig starben, berichtet Bernhard Lange, rührender noch sind die Briefe der Tochter Auguste und Ottilies aus Almas Brieftasche, die Heinz Kroeger der Güte des Sanitätsrats Vulpius in Weimar verdankt. Zwei andere Artikel beleben alte Erinnerungen: der eine von R. Nußbaum baut Herzog Ernst Augusts verfallenes Jagdschloß „Hirschruf" wieder auf, der zweite von Lothar Frede gräbt numismatische Augenblicksproduktionen eines vergessenen weimarischen Zinngießers mit dem schon damals klassisch gewordenen Namen Schiller (Gottlieb) aus, Huldigungsmedaillen für den Großherzog. Ein Bündel Miszellen (u. a. mit höchst pläsierlichen „Romanmotiven" von Riemers Hand, doch sicher Goethisches Gedankengut) schließt das mit neun Bildtafeln geschmückte Jahrbuch ab.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Das heilige Reich. Texte zur mittelalterlichen Geistesgeschichte. Herausgegeben von Alois Dempf. München und Berlin 1929, Oldenbourg. 168 und VII, 122 S.

Hildegard von Bingen. Der Weg der Welt. In Auswahl übersetzt von Maria-Louise Lascar (ebenda).

Die symbolische Franziskuslegende. Die schönsten Stücke des Franziskuskanons. Übersetzt von Heinrich Lützeler (ebenda).

Unter dem Titel Das heilige Reich führt sich eine neue Sammlung ein, die Texte zur mittelalterlichen Geistesgeschichte in flüssigen Übersetzungen leicht zugänglich machen will. Es ist vor allem die Blütezeit von Karl dem Großen bis auf Dante ins Auge gefaßt. Die konkrete abendländische Geschichtsphilosophie, die Symbolik einer transzendenten Weltanschauung von mythischer Weite soll zur Anschauung gebracht werden. Es liegen bisher zwei Hefte vor, die sich mit Hildegard von Bingen und Franziskus von Assisi beschäftigen. Von der heiligen

Digitized by Google

Hildegard, deren 750jähriger Todestag diese so einzigartige Frauengestalt wieder weiteren Kreisen in die Erinnerung gebracht hat, bietet Maria-Louise Lascar eine geschickt ausgewählte und stilistisch geschmackvolle Übersetzung der gigantischen Gesichte, bekannt unter dem Titel Sci vias „Wisse die Wege". Auch neben dem größeren Werk, das das Jubiläumsjahr gezeitigt hat, der schönen, namentlich auch durch die Wiedergabe der Miniaturen im wiesbadener kleinen Hildegardiskodex wertvollen Ausgabe von D. Maura Böckeler O. S. B. wird die kürzere Fassung, der der Herausgeber der Sammlung eine knapp orientierende Einführung beigegeben hat, ihre Leser finden. So verschiedene Wege Hildegard und später Dante gehen: die symbolische Weltanschauung des 12. Jahrhunderts hat im Werk der Hildegard einen Ausdruck gefunden, dessen Großartigkeit, schon dem Entwurf nach, den Vergleich mit der Divina comedia rechtfertigen dürfte.—
Auch dem zweiten Bändchen, einer von H. Lützeler besorgten Übersetzung wichtiger Stücke aus der reichen Literatur der Franziskuslegende, hat der Herausgeber der Sammlung eine kurze Einleitung vorausgeschickt, die besonders die Spiritualität im mystischen Leben des Poverello von Assisi, seine durch die buchstäbliche Nachfolge Christi geschaffene und im Geiste des Joachitismus weiter ausgebildete welthistorische Gestalt betont. Auch hier wäre ohne die Erneuerung der joachitischen Franzlegende das apokalyptische Pathos Dantes in der Divina comedia nicht denkbar. Die Übersetzung bringt u. a. das Testament des heiligen Franziskus sowie ausgewählte Kapitel aus der Legende der drei Gefährten, aus dem Spiegel der Vollkommenheit; mit Recht aber blieb der breiteste Raum Bonaventuras mit Liebe und in Verehrung gezeichnetem geistlichen Lebensbild vorbehalten.

Halle — Ph. Strauch

Mich ruft dein Bild. Briefe an seine Frau. Von Max Dauthendey. München 1930, Albert Langen. 447 S. M. 6,50 (9,—).

Wenn man zugibt, daß in jedem Kunstwerk die Seele des Künstlers sich auf eine edle Weise prostituiere, so ist gegen die Veröffentlichung von Tagebuchblättern und Briefen nichts zu sagen. Man muß nur gewillt sein, das Schmerzliche dieses Anblicks auf sich zu nehmen, ein tieferes Schmerzliches zumeist als das der Kunst, so wie Fleisch und Blut leidensfähiger sind als die nachgeschaffenen Bilder der Kunst.
Aber es ist noch etwas anderes, ob Rilkes Briefe an einen jungen Dichter oder ob Dauthendeys Briefe an seine Frau veröffentlicht werden (1896—1917). Sein Bild als Künstler steht fest, im Licht und im Schatten, aber ich weiß nicht, ob es nötig war, sein menschliches Bild aus der verklärten Erinnerung an die sanfte Traurigkeit exotischer Verbannung in das grelle Licht des Marktes zu stellen.
Es ist viel Sanftes, Gütiges und Zartes in diesen Blättern, und es ist viel an Schwäche, an Selbstsucht, an kindlich sich wiederholenden Klagen, an Unfertigkeit und Unterliegen in ihnen. Es gab bitterere Gefängnisse als das seine in Java, der Geld und Bücher und Luxus und fast die Freiheit besaß. Es gab schwereres Heimweh, heißere Tränen. Es gab Stacheldraht und Läuse, Hunger und Höllenqual, Brutalität und die schmale Grenze zum Wahnsinn. Nicht alle bestanden die Probe, die Dichter vielleicht weniger als der „Mann aus dem Volke".
Und vielleicht liegt hierin das Wertvollste des Buchs: daß, ohne Absicht, der Typus des rein künstlerischen Menschen sich offenbart: das Kindliche der Lebensfremdheit, der Wünsche, der Klagen, das Unsoziale egozentrischer Betrachtung, das Aufgehenkönnen in Pflanze und Tier, aber nicht im Leid der anderen, des Volkes, der Menschheit, das völlig Naive in Fragen des Geldes und des Ruhmes (die Überzeugung, daß ihm der Nobelpreis gebühre), die Ansicht, daß jedermann verpflichtet sei, ihm zu helfen, zum Leben, zur Sorglosigkeit, zur Freiheit.
Gewiß, die kleine Gemeinde der „Wissenden" wird auch diese Enthüllung eines Menschen ohne Lächeln oder Tadel in ihre stille Kammer nehmen. Aber dem Markt sollte es nicht zugehören. Die Toten sind wehrlos, und ihrer Wehrlosigkeit gebührt die Gebärde des Schweigens.
Nur zweierlei muß noch gesagt werden: daß zwölf Jahre nach seinem Tode dieses Leben uns schon fremd anmutet, vergangenen Geschlechtern angehörig, und daß die Erschütterungen dieser Jahre unendlich gewesen sein müssen, wenn das Schicksal des einzelnen uns so verschollen berührt, die wir das Schicksal von Ständen, von Völkern und Abendländern dunkel über uns kreisen fühlen.
Und das andere: daß der Kranz dieses Buches nicht ihm gebührt, sondern der Frau, deren Schicksal gewesen zu sein scheint, mit wunden Füßen durch die ganze Welt zu gehen, um für ihn mit reinen Händen zu erbetteln, was er brauchte: Geld und Trost, Hilfe und Mütterlichkeit, und die Liebe, die nimmer aufhört.

Berlin — Ernst Wiechert

Theater. Aus dem Tagebuch des Theatermannes. Von Arthur Kahane. Berlin 1930, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. 272 S.

25 Jahre Berliner Theater und Victor Barnowsky. Herausgegeben von Julius Bertl. Berlin 1930, Gustav Kiepenheuer. 104 S.

Spanische Rede vom deutschen Drama oder das Theater der Hoffnung. Von Alfred Kerr. Aus dem Französischen rückübersetzt. Berlin 1930, S. Fischer. 37 S.

Eine ästhetische Idylle ist Arthur Kahanes Theaterbuch. Als eine Probe daraus möge der Leser Kahanes Aufsatz aus unserem Oktoberheft „Das Menschliche auf der Bühne" noch einmal schmecken. Insgesamt stellen diese klugen, geistreich formulierten Aufsätze eine Ästhetik des Theaters dar, die die soziologische Erde und den magischen Himmel des Gewächses Theater zum Erlebnis macht.
Zum fünfundzwanzigjährigen Direktionsjubiläum Victor Barnowskys, des heute schon mythisch gewordenen Typus des guten Privattheaterdirektors, haben sich Theaterleute und Kritiker gemeinsam als Gratulanten eingestellt. Gerade weil Barnowskys Verdienste nicht auf dem Propagieren einer Bewegung beruhen, sondern auf dem Niveau und der Besessenheit seiner Arbeit, macht dieses Büchlein hübsch greifbar, was das Wort Theaterkultur bedeutet.
Alfred Kerrs „Rede vom deutschen Drama" wertet in einer reizvollen Mischung von abgeklärter Weisheit im allgemeinen und jugendlicher Ungerechtigkeit im einzelnen Drama und Theater der deutschen Übergangszeit.

Berlin — Lutz Weltmann

Verschiedenes

Denkwürdigkeiten von Bernhard Fürst von Bülow. Erster Band: Vom Staatssekretär bis zur Marokko-Krise. Herausgegeben von Franz von Stockhammern. Berlin, Ullstein. 634 S.

Digitized by Google

Die Art des Erscheinens macht eine politische Würdigung der Denkwürdigkeiten heute noch unmöglich; denn der erste Band bricht fast episodenhaft ab. Man wird also noch den zweiten und dritten Band abwarten müssen, in denen Bülow die Amtstätigkeit bis zu seinem Abschied, die Beurteilung von „Weltkrieg und Zusammenbruch" geben wird, um das politische Bild zu bewerten, das er von seinem Wirken in der deutschen Geschichte entwirft. Die Einreihung des gesamten Werks in die deutsche Memoirenliteratur wird freilich erst dann erlaubt sein, wenn auch der Schlußband vorliegt, der „Jugend- und Diplomatenjahre" behandelt. Solche zusammenfassende Betrachtung muß also einem späteren Zeitpunkt vorbehalten bleiben. Hoffentlich wird der Schlußband den Eindruck korrigieren, den der erste erweckt und den die folgenden vermutlich nicht mildern werden: daß es sich bei diesem großen Werk um zweierlei handelt, den Kampf um das geschichtliche Alibi und um einen Rachefeldzug. Der erstere ist verständlich und interessant, auch reich an historischen Dokumenten — so die Briefe und Aufzeichnungen von Paul Hatzfeld und Wolff-Metternich über die deutsch-englischen Verhandlungen um die Jahrhundertwende, so der Bericht des Kardinals Kopp über das Konklave von 1903 und ähnliches. Der Rachefeldzug ist weniger schön und weniger verständlich. Er gilt vor allem Wilhelm II., in einer fast peinlichen Mischung von Huldigungen und schlimmsten Bloßstellungen; hier wirkt das Buch noch ärger als die Niederschriften von Philipp Eulenburg. Dessen Briefe, die zum Teil glänzend geschrieben sind, bilden den Kern dieser Aufgabe — Bülow, indem er mit solchen Schriftstücken an die Öffentlichkeit geht, trifft posthum immer zwei. Darüber hinaus der monomane Haß auf Bethmann Hollweg: alle paar Seiten kommt der unglückliche Mann an die Reihe, mit Worten des Hohns, der Verachtung; nicht er allein, sondern man kann sagen, Bülow macht sich einen Tarif der Menschenbeurteilung zurecht, der davon bestimmt wird, wie die einzelnen zu Bethmann standen. Darum die kleinlichen Exkurse gegen Hans Delbrück, Harnack, Naumann usf.

Daß er für die Politiker nach 1918 nur das Niveau der Gassenurteile wählt, scheint mir zur Entrüstung weniger Anlaß zu geben; er ist hier der Gebundene einer Vergangenheit, ein Mann über siebzig Jahre, dem tragischen Ringen eines entmachteten Staates und Volkes fern, da er glaubt, Tragik zu beschwören sei ein Problem bloßer Technik. Bülow war zeit eines Lebens ein eifriger Sammler von Geschichten und anderen Anekdoten; er konnte entzückend erzählen. Von diesen Historien und Hístörchen hat er in dem Buch viele untergebracht, zum Teil sehr reizende, und das ist, aus allerhand Klatsch und Tratsch herausgefischt, der amüsante Teil des Buchs — freilich, manchmal als chronique scandaleuse in etwas zu enger Nachbarschaft zu der großen Politik und ein bißchen überraschend in dem Rechenschaftsbericht eines deutschen Kanzlers. Merkwürdig oft wird der liebe Gott bemüht — das steht diesem Mann, der aller religiösen Leidenschaft bar ist, eigentlich nicht gut. Aber er hat offenbar Wert darauf gelegt, daß diese Nuance dem Bild nicht fehle. Im übrigen kann der beglückte oder erschrockene Leser auf jeder dritten Seite ein Zitat finden, das er nicht kennt — wollte Bülow sich damit selber ironisieren oder kann er nicht anders? Sollte in ihm, dem Weltmann mit kühlem Zynismus, ein heimlicher Bildungsphilister gesteckt haben? Harden wäre blaß geworden ob so viel Konkurrenz.

Berlin-Lichterfelde Theodor Heuß

Auf falscher Bahn. 16 Monate in Rußland. Von Panaït Istrati. München 1930, R. Piper & Co. 264 S. M. 2,80 (4,80).

So geht es nicht! Die Sowjets von heute. Von demselben. Deutsch von Lilly Nevinny. (Ebenda.) 214 S. M. 2,80 (4,80).

Rußland nackt. Von demselben. Deutsch von Rud. Stephan Hoffmann. (Ebenda.) 388 S. M. 3,80 (5,80).

Oktober 1927 kam Istrati, von der Sowjetregierung zu der Zehnjahresfeier der Revolution eingeladen, nach Rußland. Er machte den großen Rummel mit den eingeladenen Gästen mit, begeisterte sich und wollte sein Leben in den Dienst des russischen Kommunismus stellen. Die Regierung, erfreut über einen solchen Proselyten, gab ihm Anweisungen „für freie Fahrt zu Lande und zu Wasser durch die U. d. S. S. R. in ihrer ganzen Ausdehnung". Die Fahrt glich einem Triumphzug ...

Aber Istrati gab sich mit dem Gezeigten nicht zufrieden. Er wollte selbst sehen, er suchte das Volk, die Arbeiter, die Bauern. Er unterhielt sich mit ihnen, sah, wie sie lebten. Und als ehrlicher Mensch kam er Ende Dezember 1928 nach Moskau zu den Machthabern und ersuchte sie „um die Erlaubnis, alles sagen zu dürfen". Andernfalls wäre er genötigt, Rußland zu verlassen. „Einmal im Ausland muß ich sprechen." — In Rußland darf nichts gesagt werden.

Ironisch lächelnd gestattet ihm der französische Botschafter die Rückreise nach Paris, und von dort schleudert Istrati seine furchtbare Anklage gegen das Sowjetregime, die jetzt ins Deutsche übersetzt in drei Bänden erschienen ist. (Der Verlag hat sich den Spaß geleistet, die Bücher von drei verschiedenen Übersetzern übertragen zu lassen und hat damit erreicht, daß sie sich wie von drei verschiedenen Verfassern ausnehmen. Zwar sagt Istrati selbst, daß er diesmal mit seinem Namen auch die Arbeiten seiner Freunde decke, aber eine einheitliche Übersetzung hätte wenigstens den stilistischen Zusammenhang des Werkes gewahrt ... Ferner kosten diese aufklärenden Bücher, die der Verfasser als einen Appell an alle Proletarier betrachtet haben will, 15 Mark und 40 Pfennig. Wieviele von denen, auf die es in diesem Fall gerade ankommt, sind imstande den Preis zu bezahlen?)

Diese Bücher haben nichts mit Literatur zu tun. In ihrem stärksten Teil sind sie statistisch belegtes Material darüber, was auf einem Sechstel der Erde geschieht, wie 130 Millionen Menschen vegetieren. Das Werk ist das Zeugnis einer Katastrophe, die über hundert Millionen Menschen verelendet hat.

Aber außerdem ist es das Zeugnis von der Gesinnung eines einzelnen: nämlich Panaït Istratis. Und da muß ihm mit derselben rücksichtslosen Ehrlichkeit, die er für sich anderen gegenüber in Anspruch nimmt, von der Kritik zugerufen werden: inkonsequenter Schwätzer!

Wenn man ernst genommen werden will, darf man nicht in einem Atemzug rufen: „Mörder!" — „Hände weg von den Mördern!" Man darf nicht zugleich mit zwei Maßen messen: bei den Auswüchsen der bürgerlichen Ordnung die Ausmerzung des ganzen Systems verlangen und bei der Aufzählung der Ungeheuerlichkeiten in Rußland, von denen Istrati selbst gesteht, daß sie so schlimm sind, wie man sie sich in Europa gar nicht vorstellen kann, zu erklären: das System ist gut, nur die Leute, die an der Macht sitzen, sind daran schuld.

Was für Beweise hat er, daß, wenn Personen an den einflußreichen Stellen wechseln, der kleine Beamte des Kommunis-

Digitized by Google

mus weniger korrumpiert sein wird? — Diese Leute sind doch alle aus dem gleichen Volke, aus den gleichen unterdrückten Verhältnissen gekommen! Soll wirklich ein einziger Mann, ein einziger Stalin, dem dieser Haß Istratis gilt, das ganze gewaltige und großartige System des Kommunismus in sein Gegenteil verwandelt und sämtliche große Männer des wahren Kommunismus abgedrosselt haben? Solches Übermenschentum wird selbst Istrati ihm nicht zuschreiben wollen.

Nein, Herr Istrati, Ehrlichkeit und Mut sind sehr lobenswerte Eigenschaften, aber zu einem großen Bekenner gehört auch das Durchdenken eines Gedankens bis zu Ende! Mit mindestens demselben Recht kann man auch sagen, die Mißstände der bürgerlichen Länder sind die Folge falscher Gesetze, die ein paar schlechte Männer verursacht haben, während die großen bürgerlichen Ideen, die die französische Revolution gemacht haben, das wahre Menschheitsideal sind. Wenn man mit Utopien arbeiten will, kann man alles behaupten. Seinen Mitmenschen dient man aber nicht, indem man ihnen etwas vorspiegelt, sondern indem man ihnen ehrlich sagt: so sieht eine Idee in Praxis umgesetzt aus! Was ist aber an der Idee falsch, daß sie, von Menschen verwirklicht, solche katastrophalen Wirkungen haben kann?!...

Um diese Antwort drückt sich Istrati.

Berlin M. Charol

Wege der Kulturgeschichte. Von J. Huizinga. Mit zwei Porträts. München 1930, Drei Masken Verlag. 405 S.

Wer in diesem Buch des bedeutenden leidener Kulturhistorikers nur eine Aneinanderreihung einzelner Studien erblicken wollte, würde den Tatbestand recht äußerlich betrachten. In Wahrheit legt der gefeierte Verfasser des „Herbstes des Mittelalters" und des „Erasmus" hier die Grundsätze dar, die sein Erkennen, Wägen, Richten und Darstellen bestimmen, und bietet farbige Beispiele seiner Arbeit aus verschiedenen Epochen. Der Grundsatz „Geschichte ist die geistige Form, in der sich eine Kultur über ihre Vergangenheit Rechenschaft gibt" leitet den Autor, wenn er, ganz im Sinne der von ihm geschätzten und doch leise humoristisch aufgefaßten heimischen Doktoratsthesen die der Kulturgeschichte gestellten Aufgaben durchdenkend und formulierend umschreibt. Aber auch, wenn er dem in den letzten Jahrzehnten gefährlich erweiterten Begriff der „Renaissance" ernstlich zu Leibe geht und die Beschränkung des Namens auf die italienische Kunst- und Kulturbewegung des 15. und beginnenden 16. Jahrhunderts empfiehlt. Mit dringend notwendig gewordener sittlicher Entschlossenheit zieht Huizinga gegen die neuerdings in Mode gekommene sensationelle und romanhafte Ausputzung biographischer Darstellungen und künstlerischer Gestaltungen von geschichtlichen Persönlichkeiten zu Felde. In seiner Auseinandersetzung mißt er sich nicht nur mit Tagesberühmtheiten und kleineren Geistern, er tritt auch, mit dem Rüstzeug jahrzehntelanger Studien und tiefer menschlicher Seelenerkenntnis gewappnet, gegen das Hauptwerk eines Bernard Shaw auf, wobei es ihm gelingt, zu dem Anachronismus der Sprache, den der jetzt meistgespielte Dramatiker unverhüllt zugibt, auch noch den inneren Anachronismus des gutgebauten Schauspiels von der Heiligen Johanna zu erweisen.

Für jeden, der sich mit dem lebenden und drängenden Problem der Auseinandersetzung zwischen germanischem und romanisch-französischem Wesen befaßt, bieten die beiden Untersuchungen über die „Vorgeschichte des niederländischen Nationalbewußtseins" und den „Einfluß Deutschlands auf die niederländische Kultur" eine Fülle von Anregungen. Die Schlüsse über die Möglichkeiten, die den einstmals burgundischen Ländern und Völkern im Sinne einer Brückenbildung zwischen deutschem und französisch-englischem Volkstum trotz mancher verpaßter Gelegenheiten offenstehen, werden von Huizinga nicht ausgesprochen, ergeben sich aber bei tieferem Nachdenken von selber und wollen nur mit ähnlichem zarten Takt behandelt werden, wie der Verfasser ihn vorbildlich das ganze Buch hindurch bewahrt. — Scharf, vielleicht etwas mitleidlos, aber im notwendigen Zurechtsetzen von Geistesdingen, die in Gefahr standen, heillos auf die Dauer verschoben zu werden, wirklich „das rechte Wort zur rechten Zeit", bildet die Abrechnung mit dem „amerikanischen Geist" wohl den dramatischen Gipfelpunkt des ganzen Buchs. Es galt hier, vielleicht in letzter Stunde, einer Gesinnung ein Halt entgegenzurufen, die in ihrer Hetze nach dem Tausendjährigen Reich auf dem besten Wege ist, den ernährenden und heilenden Wert der Vergangenheit und ihrer Hinterlassenschaft zu verneinen und hierdurch in letzter Konsequenz zu zerstören.

Getreu dem von Huizinga für die deutschen Ausgaben seiner Werke aufgestellten Grundsatz, den Tonfall der Originalsprache selbst um den Preis einer Fremdartigkeitswirkung beizubehalten, hat Werner Kaegi das wertvolle und tiefgehende Buch mit nachfühlender Hervorhebung der Stellen, in denen die Leidenschaft des Verfassers zu Worte kommt, übersetzt; ausgesprochene Batavismen hätten hierbei aber doch wohl vermieden werden können.

Berlin Franz Dülberg

Das Gespenst der Freiheit. Von Bô Yin Râ. Basel-Leipzig 1930, Koberssche Verlagshandlung. 196 S. Geb. M. 6.—.

Aphorismenartige Aussprüche über die wahre Freiheit und gegen das Gespenst der falschen Freiheit werden aneinandergereiht. Um die Übersicht und das Nachdenken zu erleichtern, wird das große Thema in zwölf Unterabteilungen gegliedert: Fata Morgana, Notwendigkeit, Gemeinsamkeit, Autorität, Parteisucht, Fehlwirtschaft, Konkurrenz, Schlagwortwahn, Selbstdarstellung, Religion, Wissenschaft und Wirklichkeitsbewußtsein. Man sieht, dieser Deutsche mit dem indisch klingenden Namen ist bemüht, jedem etwas zu bringen. Achtundzwanzig Bände hat er bisher herausgebracht. Viele unter einem Titel, der jedermann angeht, und andere unter einem solchen, der ganz bestimmt weite Kreise der Gegenwart sowieso anzieht. Darauf versteht er sich ausgezeichnet, was seiner Menschenkenntnis und dem Sinn für Gegenwartsbedürfnisse, soweit sie wieder ins allgemein Menschliche gehen, nur Ehre macht.

Der Verfasser hat dem Leser als Autorität zu gelten. „Ich weiß hier Bescheid und weiß zu raten und zu helfen, denen, die sich noch raten und helfen lassen wollen ... Wem meine Worte etwas ‚überheblich' klingen mögen, der kennt mich noch nicht! ... Ihm bin ich zu sagen gezwungen, daß ich aus Ländern der Seele komme, in denen keiner der daselbst bewußt Lebendigen, gesonderter Erkenntnis sich vor anderen rühmen könnte." Wem solche Sprache zusagt, wird gewiß mit Eifer weiterlesen. Wagnerianer wieder wird sicher der Aphorismus anheimeln: „Weltwende wirkt das Wort, wo es wachen Willens erworben wird, aber wenig vermag es der Seele zu vermitteln, wo Widerstand weisen Erwerb verwirkt!"

Man liest weiter und hört: „Will er das Kemmal wirklicher

Digitized by Google

Freiheit erfahren, dann wird es ihm aufleuchten in ungeahnter Helle, sieht er die Menschen der Vorzeit ihre Götter — die Freiesten der Freien — unterordnen der Notwendigkeit." Oder: „Es ist noch keiner wirklich frei geworden, den die Notwendigkeit nicht ‚freigesprochen' hätte!" Oder: „Notwendigkeit ist die gesetzte Ordnung des Allgefüges, dem der Einzelne einbezogen ist." Wem hier zumute wird, als führe er mit einer Stange im Nebel herum, den orientiert schon wenige Seiten weiter eine so angenehm hausbackene Wahrheit, die jedem Redlichen einleuchtet, daß er beruhigt weiterliest, bis ihm auf Seite 195 endlich alles klar wird: „Verlangt wird nichts von dir, als daß du deinen ganzen Körper von den Füßen bis zum Scheitel in dein Selbstbewußtsein aufzunehmen suchst! ... Es ist ein anderes, ob deine Körperzellen dir gehirnbewußt sind, oder ob dein ganzer Erdenleib durchströmt von deinem Selbstbewußtsein ist!"
Nicht jeden Tag wird ein Schopenhauer geboren, der unentwegt vor sich hinknurrt, die Wahrheit sei kein Fiaker, den man beliebig halten lassen könne, auch nicht hinter dreihundert Aphorismen.

Berlin — Kurt Aram

Neuer Adel. Von Bruno Goetz. Darmstadt 1930, Otto Reichl. 154 S. M. 6,—.

In dieser Schrift mengt sich politische Publizistik mit Religionssoziologie, Polemik mit einer Art von Lyrik; die sprachliche Führung ist ganz ungleich und stellt platte Trivialität des Ausdrucks neben kräftige sinnliche und bewegte Satzform. Die politische These ist: Adel als Führertum muß sein, denn in ihm stellt ein Volk sich als geist-leibliche Einheit und Idee erst dar; aber der Adel als Institution, wie ihn dies Europa der letzten Jahrhunderte kennt, hat nichts mehr mit solcher Aufgabe zu tun, er ist ihr untreu geworden, oder sie ist von ihm gewichen. Die sozusagen historische Fundamentierung des Adels-Begriffes ruht auf einer freien Verwendung und wohl zu selbstsicheren Interpretation der Forschungen von Bachofen und Frobenius, der Theorien von Dacqué — eine wahre Dämonologie der Volksgeburt und eine Theologie des Adels, sehr eindringlich und beschwingt in der Gedankenführung, bis zu dem Bruch, da die prähistorische oder frühhistorische These in der Luft des faßbaren geschichtlichen Geschehens weilt, und alles anders zu werden beginnt. Alle Entfaltung ist schließlich die Stufung eines Verfalls — aber das Warum wird als Frage nicht gestellt, die Verschiebung des Standpunkts, der im Beginn nur das Absolute und im Fortgang nur das Relative nimmt, vollzieht sich in einer fast begeisterten Naivität, hinter der dann ein freier Glaube an die Wende aufsteht, an den neuen europäischen Adel, der dem alten Wort einen neuen Inhalt leiht oder vielmehr ihm seinen unverwischten frühen Sinn zurückgibt. Wenn man es ganz banal ausdrücken will, führt der weite Umweg, der anregende Durchblicke und Aussichten schenkte, zu der Erkenntnis, daß werdende Gemeinschaften einer Aristokratie bedürfen, die nicht durch Tradition oder Amt legitimiert ist, sondern durch geistige Berufung.

Berlin — Theodor Heuß

Erdachte Gespräche. Von Paul Ernst. München, 1930, Georg Müller. 430 S.

Der vielgebildete Humanist aus dem Harz, der in der Steiermark lebt, wird in der theologischen Doktordissertation von Walter Rathenaus Nichte Ursula von Mangoldt-Reiboldt (München): Das religiöse Problem des Schicksals im Atheismus der Gegenwart (1928) mit seinem Zeugnis aus zehn seiner Dichtungen grundsätzlich berufen. Der Dramatiker der problematischen Seele begann als Theologe, ging durch den Sozialismus hindurch und ist gewiß kein Atheist. Das Leben ist keine zusammenhanglose Zufallsreihe, keine planmäßige Gottesführung, auch kein unbeirrbarer Trieb im Einzelnen, es ist die selbstbewußte eigene Gestaltung des menschlichen Willens, mit Fragezeichen in Kopf und Gemüt. Freiheit, Verantwortung und Schuld verflechten sich; jeder sucht seinen Weg allein. Das Glück ist nur für gemeine Seelen; der edle Mensch zerbricht an der Welt, das Schöne vergeht. Die schicksalhafte Nötigung erfüllt der tragische Mensch, er bejaht sie als seine eigene Tat. Über dem Menschenwillen steht das Göttliche, über dem Ethos die Religion. Ernst formt das gläubige Bekenntnis: „Gottes sind wir, und wir suchen Gott. Gott ist still in unserm tiefsten Wesen, und in unserem Tiefsten sucht uns Gott. Uns zu finden braucht er Leid und Schuld. Darum müssen leiden, die er liebt. Schuldig werden müssen, die er sucht. Denn er sucht sich selber, sucht er uns; und wenn Schuldige ihr Gott nicht findet, selber würde sich nicht finden Gott." Diese höchste menschliche Kraft ist anmutig die ganze Persönlichkeit. Der neue Sinn des Lebens läßt uns Gott ahnen — die Welt Durchgangsstufe im göttlichen Lebensprozeß.
Seinen Erdichteten Gesprächen von 1920 läßt Paul Ernst 52 Erdachte Gespräche folgen, die sich zum Teil mit jenen literarischen Feinprodukten decken. Ihr Schwungrad ist der grübelnde Tastsinn der Gottessehnsucht; die dünne Höhenluft der Bildungsreife atmen wir, Nietzschenähe beim Blitz. Der Verfasser führt die kurzen und langen Gespräche zwischen erfundenen Personen und Typen, wie Mauthner die Lukianischen Totengespräche liebte, wie von Platon bis Hiob, bis Wieland und Schleiermacher Dialoge laufen. Beispiele: Cäsar und Antonius reden vom Glück; der König und der Präsident des Volksstaats verhandeln mit durchscheinender Deutlichkeit „im Gefängnis des Herrschers" a. D.; Hebbel und zwei Jünglinge in Wien beplaudern den Ruhm; je ein Vertreter der vier Fakultäten erwägen die Mechanisierung des Geistes. Man ist ergriffen von der enthüllenden Einfalt der Unterhaltung zwischen Kant und der jungen, erdhaft liebenden Mutter, die den Philosophen an seinem kategorischen Imperativ zweifeln macht. Dazu der sterbende Tolstoj, der scheidende Schiller, Abbe-Jena in der Todesstunde!

Charlottenburg — Theodor Kappstein

Die Deutsche Wandlung. Das Bild eines Volkes. Von Eugen Diesel. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. VIII u. 374 S. M. 6.— (8.—).

Der in Paris geborene, in Potsdam lebende Philosoph und Essayist im Schwabenalter schrieb nach etlichen Erzählungen und einem dramatischen Versuch vor drei Jahren als Erlebnis unserer Zeit „Der Weg durch das Wirrsal", mit dem der Scharfäugige und Hellhörige auf sich aufmerksam machte. Das neue Buch ist reif und schwer, rüttelnd, rettend. Ich habe es erst von vorn bis hinten gelesen, dann aus Vergnügen vom letzten Abschnitt zurück bis zur Einleitung, um den Reiz der Komposition voll auszukosten. Die Dichte der Darstellung ist erstaunlich, man kann der schlagenden Beweisführung nicht ausweichen. Die kunstreine Sprache zürnt wie schweres Unwetter, sie kann auch lachen, und sie liebt die Ironie. Den Hauch der deutschen Dinge, den farbigen Abglanz und geistigen Firnis, der über Land und Volk liegt, will Diesel zur Rede zwingen. Da diese deutschen Zustände beständig „fließen", wird die Charakteristik

Digitized by Google

Deutschlands eine Kritik der ewigen Wandlung — nicht politisch und nicht wissenschaftlich, sondern kulturphilosophisch angefaßt, bodenkundlich unterbaut. Die ersten fünf Kapitel werden auch dem Kenner Überraschung bringen: der fließende Hintergrund, das Volk ohne Schema, das Gefüge des Landes, Luft und Natur, Landschaftswandel. In das zweite Buch der Städte sind knappe Bilder von Nürnberg, München, Hamburg, Stuttgart, Frankfurt, Köln u. a. eingehängt; die breitere Studie über Berlin ist ebenso freimütig. Die Stämme werden gegliedert, Lebensstil und seelische Artung erscheinen. „Bildung und Bindung" betreffen die Arbeit, den Geist, den Zusammenhalt, die religiösen Bekenntnisse. Das letzte Buch handelt vom Kriege, von neuer Zeit, deutscher Not, Übergangsgestaltungen, von den ersten Anzeichen zur gesundenden Zukunft.

Mächtig braust das Hochlied der Maschine im technischen Zeitalter, man möchte viele Seiten sofort einer Hörerschaft vortragen. Man hält den Atem an beim Lesen und schüttelt sich. Ist der Mensch in allem eine Maschine?! Um Volk zu werden aus seinem Chaos heraus, muß Deutschland sich nicht nur den Gesetzen der neuen Welt fügen, es soll diese Gesetze in seinem Sinne umformen. Wir sind Erben, nicht Ahnen! Werden wir Kräftespiel, Arbeit, Geist, übernational empfindende Nationalität . . . Das fruchtbare Einleben in ein neues soziales und staatliches Klima lehrt dies tapfere, persönliche Buch. Es ist ein Motor, Verzeihung: ein Dieselmotor.

Charlottenburg — Theodor Kappstein

Paris. Von Paul Cohen-Portheim. Leipzig 1930, Klinkhardt & Biermann. 224 S.

Die gesamte Literatur über Paris vereinigt, würde ein Preislied, eine Hymne ergeben von überwältigender Macht und Zärtlichkeit. Dieser Stadt des unsterblichen Zaubers huldigt seit Jahrhunderten in allen Sprachen alles, was schreiben kann. Man erklärt ihr die Liebe, nicht anders als einer Frau; man umschmeichelt, umwirbt sie wie eine Geliebte. Wer hätte Rom, Moskau, Berlin jemals als seine Geliebte angeredet? Aber vor Paris treten die Dichter hin, wie unlängst Maurice Chevalier, der unter dem Beifalljubel der ganzen Welt auf einen Balkon treten und der vielgeliebten Stadt zusingen konnte: „Paris, je t'aime — je t'aime, je t'aime — avec ivresse — comme une maîtresse —"

Das kleine Buch des klugen, scharmanten und bewanderten Cohen-Portheim ist eine Stimme in dem Liebes-Chorus, auf die wir lobend aufmerksam machen müssen. Der Autor ist nicht nur sehr verliebt in sein großes und reizendes Thema, er weiß auch ausgezeichnet in ihm Bescheid. Sein „Paris" ist etwas wie ein ungemein nützlicher, übersichtlicher und genauer Führer, aber nicht in trockener Bädeker-Sprache, vielmehr in einer beschwingten und lockeren Prosa abgefaßt. Jeder wird etwas über Paris erfahren, was er vorher noch nicht wußte — und wer alles über Paris weiß, wird die ganze bunte Mannigfaltigkeit dieses komplexen Gegenstandes in einer zugleich anmutigen und gründlichen Form zusammengefaßt finden.

München — Klaus Mann

John Bull zu Hause. Von Karl Silex. Leipzig 1930, E. A. Seemann. 319 S.

Jedem sehr zu empfehlen, der sich sachlich über möglichst viel äußere Eigenheiten des englischen Lebens unterrichten will. Jedem sehr abzuraten, der von einem Buch über England kulturkritisch neue Perspektiven oder persönlich neu Geschautes erwartet. Unzählige Einzelheiten über Gesellschaftliches und Sportliches; über Flanellhosen, Bootrennen, Orden und Nachtklubs. Alles sehr anständig und übersichtlich zusammengefaßt, oft mit einer gewissen biederen Ironie vorgetragen. Peinliche Übertreibungen fehlen. Das Ganze so wenig unsympathisch wie überraschend.

München — Klaus Mann

Johann Sebastian Bach. Von Julius Levin. Mit Noten, Handschriftenproben und 14 Illustrationen. Berlin 1930, Volksverband der Bücherfreunde. 243 S.

Das Buch will weiteren Kreisen die Kunst und Persönlichkeit Bachs nahebringen. Der Verfasser schildert im ersten Abschnitt Bachs Leben. Voran steht der älteste Nachruf aus dem Jahre 1754 in Mizlers Musikalischer Bibliothek IV, der nach dem Stand der späteren Forschung sachgemäß ergänzt wird. Der zweite Abschnitt ist den kirchlichen und weltlichen Werken Bachs gewidmet. Im dritten Abschnitt ist Bachs Einfluß auf Zeitgenossen und Nachwelt dargestellt. Seine beiden Söhne Karl Philipp Emanuel und Wilhelm Friedemann vermittelten das musikalische Erbe ihres Vaters vornehmlich an die klassischen Meister. Die romantische Schule entdeckte den Altmeister wieder: das unvergängliche Verdienst Mendelssohns ist die Aufführung der Matthäuspassion in der berliner Singakademie am 11. März 1829. Das Verhältnis Wagners zu Bach, das vornehmlich in den Meistersingern Gestalt gewinnt, findet volle Würdigung: Er ist der eigentliche Fortsetzer Bachs, indem sein Geist „in ganz persönlicher Art und Weise erneuert und als fortzeugendes Prinzip aufgenommen worden ist". „Wagner gehört zu Bach mindestens so sehr, wie er selbst sich als zu Beethoven gehörig betrachtet. Die wunderbare Beziehung zwischen den beiden voneinander so verschiedenen Heroen lehrt eindringlich, wie wenig die Äußerlichkeit zählt, wie entscheidend im Grunde aber das innere Gesicht, der Widerschein aller Gaben, der kulturellen und charakteristischen, sich behauptet." Wagner hält die Musik für den rettenden guten Genius des deutschen Volkes und glaubt dies an der Neubelebung des deutschen Geistes seit Bach zu Beethoven erweisen zu können: „will man die wunderbare Eigentümlichkeit, Kraft und Bedeutung des deutschen Geistes in einem unvergleichlich beredten Bilde erfassen, so blicke man scharf und sinnvoll auf die sonst fast unerklärlich rätselhafte Erscheinung des musikalischen Wundermannes Sebastian Bach. Er ist die Geschichte des innerlichsten Lebens des deutschen Geistes während des grauenvollen Jahrhunderts der gänzlichen Erloschenheit des deutschen Volkes." In diesem Zusammenhang ist bemerkenswert, daß Bach als Orgelspieler und Klavierkünstler, als Lernender und Lehrer ganz Nord- und Mitteldeutschland bereiste und mit seinem Ruhm erfüllte, aber im Süden wenig bekannt wurde. Italien, das gelobte Land der Tonkunst, hat er nie besucht, sicherlich zum Vorteil seiner rein deutschen Künstlerschaft. Hans Sachsens Hinweis auf die heilige deutsche Kunst gilt mehr Bach als den biederen Handwerkern der Meisterzünfte. Wie fein und tief verbindet sich Sachsens „Wach auf" mit dem Choral des 16. Jahrhunderts und mit der Weissagung deutscher Meisterschaft in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts! Zuletzt wirft Levin noch einen Blick auf die jüngste Zeit (Reger) und aufs Ausland. „Ein Ende der Wirkung Bachs ist nicht abzusehen. Solange, wenigstens in Europa und den von ihm geistig beeinflußten Ländern, Musik getrieben wird, wird auch Bach dabei sein und seinen Fluch austeilen oder seinen Segen geben." Zur Erkenntnis der kunstgeschichtlichen Bedeutung Bachs ist das Buch Levins ein guter und zuverlässiger Führer!

Rostock — Wolfgang Golther

Digitized by Google

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXXXIV

C. F. Meyers Heiliger und die Sage von der schönen Rosamunde

Von Max Nußberger (Riga)

Es zeichnet sich heute in der Literaturwissenschaft eine Abkehr von der Erlebnistheorie oder wenigstens eine merkliche Skepsis ihr gegenüber, gleichzeitig eine Tendenz zu stärkerer Berücksichtigung des stofflichen Elements für die Erklärung der Dichtungen ab, ganz gleichgültig, ob dieses aus der sinnlich wahrgenommenen Umgebung oder aus der Überlieferung der Vergangenheit stamme. Wenn sich dieses Verfahren beim geschichtlichen Dichter ganz allgemein empfiehlt, so zog die Deutung C. F. Meyers davon besonderen Nutzen. Die Aufdeckung neuer Quellen, wie sie die Beiträge des wiener Literarhistorikers Robert F. Arnold in dieser Zeitschrift (vgl. XXIV, 435 und XXXI, 677) namhaft machten, ist der Erklärung von Meyers Gedichten zugute gekommen. Aber auch die Betrachtung seiner Novellen dürfte durch den Vergleich mit den entsprechenden geschichtlichen oder sagenhaften Vorgängen nur gewinnen, ihr Verständnis noch gefördert werden.

Nun ist in dieser Richtung Erkleckliches schon geschehen, doch eine Überraschung da oder dort auch heute noch keineswegs ausgeschlossen. So zeigt die Gegenüberstellung des Heiligen mit Hermann Reuters „Geschichte Alexanders III. und der Kirche seiner Zeit" (2. Aufl. Leipzig 1860—64, 3 Bde.), daß nicht nur neben Thierry's „Histoire de la Conquête de l'Angleterre par les Normands", die lange für Meyers einzige Quelle galt, noch andere wichtige Gewährsmänner in Frage kommen; vielmehr wird Thierry's Werk von dem genannten deutschen an Bedeutung für die Novelle erheblich übertroffen. Reuters Geschichtswerk über den mittelalterlichen Papst ist also Meyers Hauptquelle gewesen, und es gebührt Fritz List (C. F. Meyer, Xenien-Verlag, Leipzig 1924) der Dank dafür, durch den Hinweis darauf die Kenntnis der Meyerschen Dichtung wesentlich gefördert zu haben.

Aus Reuters Darstellung erhellt die ganze Tiefe des weltgeschichtlichen Konflikts, der Meyers Novelle zugrunde liegt, und die Vielgestaltigkeit und Unergründlichkeit der Hauptcharaktere, die sich darin gegenüberstehen, ist beim Historiker schon vorgezeichnet. Der psychologische Tiefblick Reuters erhebt seine Darstellung weit über die rein pragmatische Erzählung Thierry's und steht der Dichtung Meyers ungleich näher. Auch manches Einzelne wird nun deutlicher. So wächst die Figur des Armbrusters, der in der Novelle als Augenzeuge der blutigen Vorgänge in Canterbury bei der Ermordung Becket's auftritt, aus der historischen Gestalt eines Bogenschützen Randulf hervor, der die Vasallen des Königs dorthin begleitete, und Trustan Grimm, der Kleriker, der sich bei Meyer, das Kreuz in der Hand, vor den Heiligen stellt, um ihn mit seinem Leibe vor den Eindringlingen zu schützen, ist eine Umgestaltung aus dem jungen Kaplan Edward Grimm, der seinen Meister im französischen Kloster auf dessen Geheiß geißeln mußte und ihn beim Tode schützend umfing, dabei aber durch den Schwertstreich eines der Ritter einen Arm einbüßte. Wie Pauli's „Geschichte von England" (Hamburg 1834) der prächtige Aufmarsch des Kanzlers Becket zu Pferde an der Spitze des königlichen Gefolges entnommen und vom französischen Boden, wo er einer Brautwerbung Beckets für Heinrichs III. Sohn angehörte, die im Jahre 1158 stattfand und in einem glänzenden Einzuge in Paris endigte, nach London übertragen wurde; wie ferner Georg von Wyß' „Geschichte der Abtei Zürich" (Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft Zürich 1851) einzelne Züge für die Zeichnung des kulturhistorischen Hintergrundes und des schweizerischen Milieus beisteuerte, kann hier nur gestreift werden. Dagegen soll im folgenden endlich der Schleier, der seit dem Erscheinen der Novelle das Rätselbild ihres novellistischen Motivs umhüllt, ein wenig gelüftet werden.

Als Robert F. Arnold in seinen Ausführungen zu Meyers Balladen (L. E. XXXI, 677) beiläufig die berühmte englische Rosamunde erwähnte, ahnte er wohl kaum, welche Bedeutung diese Geliebte Heinrichs II. für Meyers Novelle aus dem mittelalterlichen England hatte. Und doch ist sie das Urbild der jugendlichen Gnade in Meyers Dichtung und ihre Geschichte nachweislich die Fabel, die Meyer als erotisches Motiv in die geschichtlichen Ereignisse seiner Erzählung hineinverwob. Die schöne Rosamunde war die Tochter Lord Walter Cliffords und wurde die Geliebte König Heinrichs II. von England. Sie starb zu Woodstock im Jahre 1177, wie man vermutet an Gift, das ihr Heinrichs Gattin, die Königin Eleonore, gab. Heinrich hatte für Rosamunde ein prächtiges Schloß bauen lassen, und zwar dergestalt, daß niemand den Zugang zu ihm fand außer dem König und seinen Getreuen. Man nannte dieses Haus das Labyrinth, weil es in einer Art Irrgarten stand, durch den niemand den Durchgang finden konnte. Aber allgemein hieß es, daß die eifersüchtige Königin vermittels eines seidenen Bindfadens sich schließlich doch Eingang in das verborgene Schloß zu verschaffen gewußt habe und dort mit der erschrockenen Rosamunde so arg verfahren sei, daß diese bald hernach starb.

So die Sage, die, wie man leicht einsieht, antike Mythenelemente mit den wirklichen Geschehnissen verwebt. Sie wird von einer altenglischen Ballade überliefert, die sich in Percys „Reliquies of ancient english Poetry", im zweiten Bande, vorfindet. Und zwar erzählt diese die Ereignisse in der Weise, daß nach dem Autor der Ballade die Königin sich den Schlüssel des Schlosses durch Überraschung eines Wächters verschafft hätte, der dort zur Bewachung zurückgelassen worden war. Daß diese Ballade die Quelle für die Schilderung von Heinrichs verschwiegenem Liebesglück in Meyers Novelle abgab, erhellt nicht bloß aus den zahlreichen Entsprechungen beider Berichte in der Zeichnung der Örtlichkeiten sowie in der Herbeiführung des tragischen Ausgangs. Es ergibt sich überdies auch mit Sicherheit aus der Namensform Ellenor, die Meyer in Übereinstimmung mit dem englischen Volksliede für die eifersüchtige Königin gebraucht, während diese in allen andern historischen Quellen Meyers davon verschieden, meist französisch Eleonore (von Poitou) genannt wird.

Aus Thierry's „Conquête de l'Angleterre" ist nun aber weiterhin bekannt und von Gritta Baerlocher (Die Geschichtsauffassung C. F. Meyers. Heidelberg 1922, S. 53) auch schon als bedeutungsvoll für Meyers Novelle hervorgehoben worden, daß Heinrich II. die unmündige Verlobte seines Sohnes Richard, die französische Prinzessin Alix, die Tochter König

Digitized by Google

Ludwigs VII., auf einem seiner englischen Schlösser länger, als ihm von Rechts wegen zukam, zurückbehielt, wie man sagte, weniger aus politischen als aus persönlichen Gründen. Ja, nach der Vermutung vieler hätte den König eine leidenschaftliche Liebe zu Alix befallen und er dieselbe nach dem Tode seiner früheren Geliebten, der schönen Rosamunde, sogar befriedigt. Hiernach ist also die dichterische Gestalt und der Charakter der Gnade in Meyers Novelle aus einer Verschmelzung von Zügen der Rosamunde und der französischen Alix hervorgegangen, wie ihre tragische Geschichte sich aus den Schicksalen dieser beiden zusammenfügte. Der frevlerische Ehebruch des Königs mit Rosamunde spiegelt sich nun in der Novelle in seinem Liebesverhältnis zu Gnade, während der sagenhafte Einbruch Heinrichs II. in die Rechte seines Sohnes in der Dichtung das tragische Verhängnis ergab, in das Thomas Becket durch das Verhalten des Königs als Vater seines unglücklichen Kindes gestürzt wird. Der Konflikt zwischen Vater und Sohn, den die Geschichte kennt, ist in der Novelle zu dem Konflikt des Vaters und der Tochter sowie des Vaters und des Königs geworden.

Die englische Ballade von der schönen Rosamunde bringt aber auch durch manche Einzelheiten helleres Licht in die Entstehungsgeschichte von Meyers Novelle. Wenn es im Volkslied heißt, der Glanz von Rosamundes Augen sei dem orientalischer Perlen ähnlich gewesen, so mag das ihrer verwandtschaftlichen Verbindung mit dem Heiligen Vorschub geleistet haben, dessen Vita von seiner orientalischen Abstammung berichtet. Interessant ist ferner, daß der Knecht, dem König Heinrich vor seiner Abreise nach Frankreich, wohin ihn eine Fehde mit seinen Söhnen ruft, Rosamunde übergibt, in der Ballade den Namen Thomas führt. Sie hat also das Treueverhältnis des Kanzlers zum Könige in guter Erinnerung behalten. Endlich aber bietet der Umstand, daß Meyer für seine Novelle den Aufbruch des Königs nach Frankreich als Trennungsmotiv, das den tragischen Ausgang veranlaßt, so wie es ihm die Ballade überlieferte, beibehielt, eine Handhabe, den Zeitpunkt der Novelle genau zu bestimmen. Nach Meyer fällt der Tod Gnades vor die Entzweiung des Königs und Kanzlers, da sie ja dessen Ursache wird, also jedenfalls vor die Ernennung Beckets zum Erzbischof von Canterbury. Diese fand nun 1162 statt. Nun brach, wie die Geschichte überliefert, Heinrich II. nach dem Johannitag 1161, also gegen ein Jahr vor der Wahl Thomas Beckets zum Erzbischof, in kriegerischer Absicht von England aus nach Aquitanien auf (vgl. Reuter, Geschichte Alexanders III. Bd. I, 263). In den Hochsommer 1161 also fallen die entscheidenden Ereignisse der Novelle. Daß Meyer nun aber so rechnete und sich den Ablauf seiner Geschichte auch genau so klar vor Augen hielt, ergibt sich unter anderem daraus, daß er die Jahreszeit, in der nach Gnades Tod der Armbruster im Auftrag seines Königs nach England zurückkehrt und dessen Botschaft Becket in das verwaiste Schloß bringt, als Frühherbst schildert: „Der klarste Himmel schimmerte über den gelben Baumkronen und zwischen den hier und dort schon entlaubten Zweigen."

LXXXV

Die Liebesbriefe von Thomas Carlyle

Von Bernhard Diebold (Berlin)

Auf rund 700 Seiten stehen nun in guter deutscher Übersetzung die 176 Briefe, die Thomas Carlyle an seine Braut Jane Welsh vom 4. Juni 1821 bis zum 9. Oktober 1826 geschrieben hat. Die letzten Worte dieses „vorehelichen Briefwechsels" (wie die Herausgeberin ihn nennt) lauten: „Gute Nacht also, zum letzten Male haben wir uns zu trennen! In einer Woche werde ich Dich sehen, in einer Woche bist Du mein Eigen! Adieu Meine Eigene! In Eile; ich bin auf immer der Deine, T. Carlyle." In diesen letzten Sätzen ist einige Symbolik enthalten. „Meine Eigene" ist im englischen Original von Carlyle deutsch geschrieben und wirft ein Licht auf seine große Liebe zu deutscher Sprache und Literatur, die denn im Briefwechsel mit der Braut einen bedeutenden Diskussionsgegenstand darstellt und namentlich in der Begeisterung der beiden für Schillers Genius gipfelt. Diese Liebesbriefe sind bei aller Zartheit und romantischen Stilistik des Empfindens, bei aller persönlichen Interessiertheit und freundschaftlichen Hingabe doch eher Briefe der Bildung und einer feinen Gefühlskonvention als Briefe der Liebe. Und wenn aus der Einleitung hervorgeht, daß die nun folgende vierzigjährige Ehe zwar in den schönsten Formen, aber ohne die letzte Befriedigung für beide Teile verlaufen sei, so gibt der zitierte Satz des letzten Verlobungsbriefes: „In Eile, ich bin auf immer der Deine . . ." die typische Erklärung dafür. Denn Carlyle war zeitlebens ein ungeheurer Arbeiter und hatte für seine ehrgeizige, kluge und (wie mir entgegen der Versicherung der Herausgeberin scheint) gar nicht sehr weibliche Frau fast gar keine Zeit! Dazu kam der Gegensatz der Naturen: einer physisch feinen und geistig übersensibeln Frau zu einem schottischen Bauern mit schwerem wenn auch leicht irritierbarem Temperament. Diese Frau hatte einen Salon-Ehrgeiz; aber dieser Carlyle war ein Genie, das nie nach außen, nur nach innen strebte. Er schätzte den hochbegabten Geist der Jane und hielt sie sein Leben lang in allen Fragen der Kritik für maßgebend; aber er stützte offenbar nicht ihr eigenschöpferisches Geltungsbedürfnis. Die Briefe aus der späteren Zeit wären hier aufschlußreicher als diese Verlobungsbriefe, die uns — man muß es sagen — sehr wenig angehen.

Vielleicht ist dem englischen Publikum die Person des großen Mannes so mythisch gegenwärtig wie uns Deutschen ein Goethe, in dessen Leben kraft der Sonnenstrahlung seines Wirkens auch kleine Dinge liebenswert und hell werden. Bei Carlyle fehlt uns diese Voraussetzung; und wo eine kleine Auswahl des Besten mit Müh' und Not noch das Interesse einiger Anglophilen erregen könnte, wird dieser ungekürzte Dialog über private und oft pedantische Angelegenheiten in breitester Breite vorgelegt, so daß man Carlyles eigenes strikkes Verbot der Veröffentlichung schon aus der ideellen Belanglosigkeit dieser Aussprache verstehen könnte. Unverständlich bleibt nur der Optimismus des Verlages, für einen solchen schweren Zweibänder, wenn auch in edelster Ausstattung, ein deutsches Publikum zu erhoffen.

[1] „Die Liebesbriefe von Thomas Carlyle und Jane Welsh." In zwei Bänden herausgegeben von Alexander Carlyle. Übertragen und mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Lucy Hoesch-Ernst. 1. Band: XL u. 307 S., 8 Bilder. 2. Band: 386 S., 9 Bilder. Verlag Orell Füßli, Zürich und Leipzig.

Digitized by Google

Nachrichten

Todesnachrichten. Theodor Etzel (eigentlich Schulze) ist nach einer Meldung vom 22. September in Bad Aibling (Oberbayern) im Alter von 57 Jahren gestorben. Er war 1873 in Gelnhausen geboren, hatte sich nach kurzer Beamtenlaufbahn in München der Schriftstellerei zugewandt, von dort aus und später aus Stuttgart „Die Lese" herausgegeben, die als volkstümliches Literaturblatt durchaus Eigenart bekundet hat. Von 1919 bis 1925 war er literarischer Leiter des Walter Seifert-Verlages in Heilbronn und hat in solcher Tätigkeit nicht wenige literarische Begabungen gefördert. Er ist als Übersetzer von Poe und Lafontaine hervorgetreten, hat sich auch in eigener Fabel- und Parabeldichtung versucht. Die bekannte Legenden-Anthologie „Der Wunderkelch" rührt von ihm her. Von seinen Romanen ist „Das nächste Leben" besonders beachtet worden.

Rudolf John Gorsleben ist nach einer Meldung vom 2. September im Alter von 47 Jahren in Bad Homburg einem Herzleiden erlegen. Er hat sich in jungen Jahren erfolgreich als Dramatiker betätigt, ist später durch seine Neudichtung der „Edda" bekannt geworden.

Franz Freiherr von Lobkowitz ist nach einer Meldung vom 19. September im Alter von 69 Jahren vereinsamt und blind in Bad Tölz gestorben. Er war ein einziggearteter Kenner der tölzer Heimatgeschichte und hat in seinen Märchenbüchern „Der geheimnisvolle Schneider" und „Die Augen der Prinzessin" Selbständiges geboten.

Eduard Sachau ist am 19. September im 85. Lebensjahr gestorben. Er stammte aus Neumünster in Schleswig-Holstein, hat in Kiel, Leipzig und Berlin studiert, wurde 1869 Professor für orientalische Sprachen an der wiener Universität, Ostern 1876 ordentlicher Professor an der berliner Universität, später Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Im Jahre 1887 gründete er das Seminar für orientalische Sprachen in Berlin, das er 33 Jahre lang bis zum Jahre 1920 geleitet hat. Von Eduard Sachau rührt die Ausgabe des größten der ältesten Geschichtswerke der arabischen Literatur her.

Marc Rosenberg ist nach einer Meldung vom 19. September im Alter von 80 Jahren in Baden-Baden verschieden. Er war in Rußland geboren, studierte in Deutschland, promovierte 1877 in Heidelberg und wirkte lange Jahre hindurch als Professor der Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Er war ein unvergleichbarer Kenner (und Sammler) der Goldschmiedekunst und hat von seinem Wissen in zwei großen Werken „Der Goldschmiede Werkzeichen" und „Geschichte der Goldschmiedekunst" Zeugnis abgelegt.

Eugen Diederichs, der führenden Verleger einer, ist am 10. September im Alter von 63 Jahren gestorben. Er war am 22. Juni 1867 auf dem Rittergut Löbitz bei Naumburg geboren, hat sich zunächst der Landwirtschaft zugewandt, ging aber bereits mit 21 Jahren zum Buchhandel über. Seine Verlagstätigkeit begann er 1897 in Leipzig, siedelte mit seinem Verlag 1904 nach Jena über. Die Ausgabe Eckeharts durch Büttner 1903 wurde für seine Verlagstätigkeit entscheidend. Was ihm späterhin in seinem gesamten verlegerischen Wirken am Herzen lag, war die Neuentdeckung der deutschen Form religiösen Erlebens. All seine großen Sammlungen von den „Religiösen Stimmen der Völker" bis zu „Thule" und „Deutsche Volkheit" legen von diesem Streben Zeugnis ab. Er war Ehrendoktor der Universität Köln, Ehrenbürger der Stadt Jena.

Georges de Porto-Riche ist am 5. September im Alter von 81 Jahren in seinem pariser Heim gestorben. Er galt für einen Klassiker des französischen Lustspiels, dem er feine Züge, zumal der weiblichen Psyche, zu verleihen wußte. Sein wenig umfangreiches Werk „Amoureuse", „Le Passé", „Le vieil homme" ist — zumal „Amoureuse" — immer wieder auf deutschen Bühnen gespielt worden.

Pawel Nikititsch Ssakulin, einer der führenden russischen Literarhistoriker, ist am 7. September im Alter von 62 Jahren einem Herzschlag erlegen. Der Verschiedene hat im Lauf eines Vierteljahrhunderts an der moskauer Universität als Professor der russischen Literaturgeschichte gewirkt, stand seit Jahren an der Spitze der „Gesellschaft der Freunde russischen Schrifttums" und wurde 1929 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Leningrad sowie zum Leiter des Puschkinhauses ernannt. Unter den Schriften Ssakulins sind besonders seine auch ins Deutsche übertragene „Geschichte der russischen Literatur" sowie „Die russische Literatur und der Sozialismus" von Bedeutung. In den letzten Jahren arbeitete er an einem größeren Werk über allgemeine Literaturwissenschaft. (P. E.)

* * *

Selma Lagerlöf ist das Kreuz der Ehrenlegion durch den französischen Gesandten in Stockholm überreicht worden.

Die „International Mark Twain Society", deren Ehrenpräsident Mussolini ist, hat Frank Thieß die Ehren-Vizepräsidentschaft angeboten.

Walter von Molo hat den Vorsitz in der Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste niedergelegt.

Der zum erstenmal zur Verteilung gelangte Jahrespreis des Bühnenvolksbundes ist in Höhe von je 1000 Mark Ernst Baumeister für seine Tragödie „Maheli wider Moses", Julius Maria Becker für sein Spiel vom Tode „Der Brükkengeist" und Marim Ziese für sein Schauspiel „Der Tag J." zuerkannt worden. Es hatten sich 335 Autoren mit insgesamt 349 dramatischen Arbeiten um den Preis beworben.

Die Moses Mendelssohn-Stiftung zur „Förderung der Geisteswissenschaften" erläßt unter Aussetzung eines Preises von 5000 Mark und weiteren 1000 Mark für Anerkennungszwecke das Preisausschreiben „Die Aufklärungsphilosophie im geistigen Leben Berlins". Preisrichter: Arthur Eloesser sowie die Professoren Hensel und Spranger. Bewerbungsschreiben unter Kennwort bis 4. Januar 1932 an Oberbürgermeister Hesse in Dessau.

Paul Frank meldet sich als der „anonyme" Mitarbeiter Lernet-Holenias in der Plagiataffäre. Vom Marton-Verlag sei er zur Mitarbeit mit Lernet-Holenia aufgefordert worden; am dramatischen Aufbau und der Durchgestaltung der „Attraktion" habe er völlig gleichen Anteil wie Lernet-Holenia selbst. Ein angenehmes Verfahren, das sich da zur Schau stellt!

Jakob Wassermanns Roman „Das Gänsemännchen" ist in ungekürzter Sonderausgabe (558 S. Geb. M. 2,85) im S. Fischer Verlag, Berlin, erschienen.

Alfred Neumanns Roman eines politischen Mordes „Der Held" erscheint in Amerika im Verlag von Alfred A. Knopf und in England im Verlag von Martin Secker.

Gabriele Reuters Roman „Töchter" ist in englischer Übersetzung bei Macmillan & Co., Neuyork, erschienen, ihre Novelle „Eines Toten Wiederkehr" ist zum Schulgebrauch für den deutschen Unterricht bei Koop & Co., Neuyork, erschienen.

Digitized by Google

Von Edlef Köppens „Heeresbericht" ist das Übersetzungsrecht nach England und Amerika, von Eduard Stuckens Roman „Im Schatten Shakespeares" nach der Tschechoslowakei verkauft worden. Von Pliviers Roman „Des Kaisers Kulis" sind Übersetzungen in Amerika, Dänemark, England, Frankreich, Holland, Norwegen, Rußland, Schweden und Spanien erschienen.

Professor Ervino Pocar teilte uns ein Verzeichnis der von ihm bisher ins Italienische übersetzten Werke mit: 1. Kleist, Robert Guiskard, 2. Hugo von Hofmannsthal, Kleine Dramen, 3. Heinrich Heine, Die Nordsee, 4. Heinrich von Kleists Erzählungen, 6. Heinrich Eduard Jacob, Jacqueline und die Japaner, 7. O. Külpe, Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland, 8. Gottfried Keller, Sieben Legenden. In Vorbereitung: Eduard Zeller, Die Philosophie der Griechen, O. Wertheimer, Kleopatra.

Auf der Liste der 60 bedeutendsten Romane der Weltliteratur, die Professor Lamont für amerikanische Bibliotheken aufgestellt hat, finden sich an deutschen Werken „Wilhelm Meisters Lehrjahre", Freytag, „Soll und Haben", Sudermann, „Frau Sorge", Thomas Mann, „Die Buddenbrooks", Wassermann, „Wendekreis" und Arnold Zweig, „Sergeant Grischa".

Josef Breitbachs „Rot gegen Rot" ist in spanischer Übersetzung im Zenit-Verlag, Madrid, erschienen.

„Die Verbrecher" von Ferdinand Bruckner sind soeben in Portugal am lissaboner Theater Polytema unter dem Titel „Os Crimonosos" mit ungewöhnlichem Erfolg aufgeführt worden.

Dem Aufsatz „Deutsche Bücher in fremdem Gewande" (Rußland) von August von Löwis of Menar (Börsenblatt f. d. deutschen Buchhandel 167) ist zu entnehmen, daß es der russische Verlag verstanden hat, eine ansehnliche Bibliothek von rund 1250 übersetzten deutschen Büchern zu schaffen. Davon fallen 255 auf schöne Literatur, 5 auf Literaturwissenschaft. Unter den jüngsten deutschen Autoren, die zur Übersetzung gelangten, nennen wir: Lion Feuchtwanger, Ernst Glaeser, Karl Grünberg, Walter Hasenclever, Arthur Heye, Hans Lorbeer, Ernst Preczang, E. M. Remarque, Ludwig Renn, Joseph Roth, Anna Seghers, Hans Sochaczewer, B. Traven und Georg von der Vring.

Die evangelische Jungmänner-Zeitschrift „Der Ruf" hat 1929 ein Preisausschreiben für Kurzgeschichten aus dem Lebensgebiet des jungen Mannes erlassen, die fünf besten Erzählungen gelangen in der Zeitschrift „Der Ruf" zum Abdruck und erscheinen unter dem Titel „Die Brüder vom neuen Leben" im Eichenkreuz-Verlag, Wuppertal-Barmen, in Buchform. Unter den Einsendungen interessiert die Gruppierung nach Interessengebieten: es stehen die sexuelle Frage und die rein religiöse Problematik mit je 18 % an der Spitze, auf Sport, Sportethik und Berufsproblem kommen je 11 %, auf technische Probleme 8 %, auf politische Fragen nur 6 %, auf Kriegsproblem und Jugendbewegung je 3 %; 4 % beschäftigen sich mit der Frage des „Vergnügens".

* * *

Eine Wilhelm Busch-Gesellschaft ist in Wiedensahl, der Geburtsstätte des Meisters, die heute auch das Wilhelm Busch-Museum besitzt, am 24. Juni mit dem Sitz Hannover gegründet worden. Die Gesellschaft macht sich vor allem Sammlung und Unterhaltung des gesamten Nachlasses Wilhelm Buschs und den Ausbau des Wilhelm Busch-Museums zur Aufgabe und bittet alle Busch-Freunde, sie durch Beitritt zu unterstützen. Vorsitzender: Landeshauptmann Dr. von Campe.

Der Sebaldus-Verlag Nürnberg wird in nächster Zeit eine katholische Haus- und Frauenwochenschrift herausgeben, für die er Mitarbeiter, möglichst katholischen Bekenntnisses, sucht.

Heinrich Simon plant eine Biographie von Leopold Sonnemann und erbittet alle Briefe oder Niederschriften, die für Leopold Sonnemanns Person oder Wirken Bedeutung haben, leihweise an den Frankfurter Societäts-Druckerei-Verlag, Frankfurt a. M., zu senden.

Die literarische Produktion der Schweiz stieg von 1332 Bänden im Jahre 1921 auf 2009 Bände im Vorjahr, darunter deutsch 1306, schöne Literatur 294.

Emil Droonberg (Sacramento, Cal. 2740, 6 th ave) schreibt uns: „Im März wurde mir mitgeteilt, daß die Neuyorker Staatszeitung meinen Roman „Eine Rekordfahrt um die Welt" abgedruckt hatte. Die kleine Formalität, sich das Abdrucksrecht von mir oder meinem Verleger zu erwerben, hatte sie unbeachtet gelassen. Ich fragte an, von wem sie das Abdrucksrecht erworben habe und erhielt darauf, ohne daß sie auf diese Frage einging, einen Scheck über 25 Dollar. Ich sandte diesen zurück mit einem derben Briefe, in dem ich erklärte, daß sie sich in einem gewaltigen Irrtum befände, wenn sie glaubte, die Sache mit einem solchen Trinkgeld aus der Welt schaffen zu können. Gleichzeitig verlangte ich 500 Dollar. Sie bot mir darauf 50 Dollar an, die ich ablehnte; ich ermäßigte aber meine Forderung auf 300 Dollar. Darauf erhielt ich keine Antwort mehr. Ich leite jetzt Klage auf Schadenersatz über einen viel höheren Betrag ein."

* * *

Ernst Lissauer schreibt uns anläßlich eines leichtfertigen Angriffs auf seinen Aufsatz „Die Liebesgedichte der Alma Johanna Koenig" (L. E. XXXII, 686): In einem breslauer Blatt behauptet ein gewisser Rilla, daß Lissauer „beispielsweise für Mathias Claudius, einen der größten und reinsten deutschen Lyriker, natürlich nur ein mitleidiges Achselzucken hat". Zur Berichtigung mittels § 11 gezwungen, druckt jener die Richtigstellung, die am 30. September von Starnberg abging, erst am 8. Oktober und bemerkt dazu: „Wir geben dieser Berichtigung gern Raum" — gern, daher mit sechstägiger Verspätung —; ferner bemerkt er, daß „wir jenen Satz mehr hypothetisch als konstatierend gemeint hatten. Wir wußten gar nicht, was Lissauer über Claudius denkt oder meint". Ich sage darauf, daß Rilla beispielsweise für publizistische Wahrhaftigkeit, einen der größten und reinsten internationalen Werte, nur ein mitleidiges Achselzucken hat; ich meine es minder hypothetisch als konstatierend.

Ernst Lissauer

Redaktionsschluß: 6. Oktober 1930.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.

Erscheinungsweise: monatlich einmal — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2.—

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Kleist-Preis 1930

Eine Rundfunkunterhaltung zwischen Ernst Heilborn und Lutz Weltmann

W. Lieber Doktor Heilborn, ich komme ja nicht ganz ahnungslos hierher, aber ich frage Sie jetzt offiziell: Wem geben Sie den Kleist-Preis für 1930?

H. Auf die Gefahr hin, daß es schon einige Neugierige aus den Abendblättern erfahren haben: den Kleistpreis in Höhe von 1500 Mark erhält dies Jahr ungeteilt Reinhard Goering für sein Drama „Die Südpolexpedition des Kapitän Scott". Das Stück ist, wie Sie wissen, bereits im vorigen Winter mit sehr gutem Erfolg auf der Bühne des Staatstheaters zur Aufführung gelangt, wobei es immer noch zweifelhaft bleiben konnte, ob der äußere Erfolg der inneren Wirkung voll entsprach.

W. Darüber also scheinen Sie sich nach der Lektüre des Buchs schlüssig geworden zu sein.

H. Mehr als das. Das Wiederlesen des Dramas gab mir vielleicht noch tieferen Genuß.

W. Das wäre eigentlich schon Beweis, daß die „Südpolexpedition des Kapitän Scott" sich von den meisten heutigen Stücken vorteilhaft unterscheidet, oder sagen wir, eine nicht gerade hoch gewachsene Gesellschaft um Kopfeslänge überragt.

H. Lassen Sie mich auf Ihre scherzhafte Frage im tiefen Ernst antworten. In wenigen Worten: dies Drama ist aus der von unserer Zeit geforderten, der religiösen Idee heraus geboren. Es vermittelt Gottnähe. Es begreift das Schicksal auch da, wo es schlägt, als Gnade. Es schafft aus der Eiswüste der Polarregion seelische Landschaft. Es weist den Weg, der aus sportlicher Ertüchtigung heraus zu einem zeitgemäßen auf letzte Ehrlichkeit gestellten Heldentum führt. Es betont die vaterländische Bindung, um sie zu übervölkischem Willensansporn zu erheben. Verzeihen Sie, ich habe Ihnen da mit einiger Pedanterie wörtlich gesagt, was ich zur Begründung meines Urteils niedergeschrieben habe.

W. Sie wissen, daß an Preisverteilungen nachträglich immer genörgelt wird. Ich tue es in diesem Fall nicht, ich möchte vielmehr jedes Ihrer Worte durch den Lautsprecher verstärken. Die Mischung von Zeitgeist und Ewigkeitswert bestimmt hier wirklich den Rang. Aber ich muß doch nörgeln, haben Sie nichts Unaufgeführtes gefunden?

H. Glauben Sie mir, lieber Dr. Weltmann, ich habe mich wie Diogenes mit angezündeter Laterne auf den Weg durch die Dramenwirrnis gemacht. Die Laterne ist darüber ausgegangen, der Diogenes ist geblieben; er könnte sich heut' in eine aus Manuskriptdeckeln hergestellte Tonne zurückziehn.

W. Und den Menschen suchen Sie noch immer?

H. Nicht nur den Menschen, auch den Dramatiker. Mir kam es bald genug bei meinem Suchen nicht mehr so sehr auf Ewigkeitswerte an. Ich dachte, es könnte sehr wohl lohnend sein, den Bühnen in ihrer heutigen Not aus meinen ungehobenen Manuskriptschätzen —

W. Ich verstehe immer Schätzen.

H. Inflationsschätze! Also bescheidener. Aus meiner Manuskriptfülle, diesen Blanko-Wechseln auf Unsterblichkeit, den Bühnen ein paar Repertoiremöglichkeiten zu sichern. Ich habe deshalb die hergebrachte ehrenvolle Erwähnung etwas anders begriffen, als es sonst üblich war. Einmal aus dem Gefühl heraus, persönlich nicht in der Lage zu sein, irgend jemand sonderlich ehren zu können, vor allem aus dem Bedürfnis: zu helfen. Die Autoren und die Stücke, denen ich ehrenvolle Erwähnung zuteil werden lasse, sollen den Bühnen angelegentlich empfohlen sein. Nicht als ob es sich hier überall um fertige Kunstwerke handelte, aber: hier liegen künstlerische Werte. Sie sind in Zusammenarbeit der Dichter mit den Dramaturgen und Regisseuren zu heben.

W. Also doch Schätze — Wen haben Sie da ausgegraben?

H. Es liegt eine ganze Reihe von Dramen vor, in denen die Frage nach dem Schicksal, das über uns liegt, und dessen Begriff sich vielleicht gerade in unserer Zeit wandelt, eigenartig gefaßt wird. Ich rechne dazu „Die portugalesische Schlacht" von Ernst Penzoldt, „Das Vergessen Gottes" von Waldemar Jollos, „Die Pest" von Arno Nadel, „Richter Feuerbach" von Walter Erich Schäfer, „Anonyme Briefe" von Rudolf Leonhard. Dazu kommen drei Stücke, die mir in anderer Hinsicht wertvoll erscheinen. In seinem Drama „Die Matrosen von Cattaro" — es handelt sich um die Revolte österreichischer Matrosen im Jahre 1918 — bietet Friedrich Wolf das, was man heute politisiertes Theater nennt. Er tut es aber nicht in dem meist üblichen Sinn, berechtigte Forderungen an berechtigtem Widerstand scheitern zu lassen, er zeigt vielmehr, wie ein kraftvoll begonnenes Unternehmen an innerer Schwäche zusammenbricht. Eleonore Kalkowskas Schauspiel „Wer hat Recht?" fesselt durch eigenartige Gestaltung eines Typs moderner Jugend, Fritz Schwieferts bereits mit Erfolg aufgeführtes Lustspiel „Marguerite durch drei" gewinnt aus Alltäglichkeit heraus die Möglichkeit überlegenen Spiels.

W. Da wären Sie ja imstande, einer Bühne für ein ganzes Jahr zu einem Repertoire zu verhelfen.

H. Nicht ganz so. Nicht jedes dieser Stücke eignet sich für jede Bühne. Vor allem aber: ich bin leider nicht imstande, Fertigware zu liefern, bei mehr als einem dieser Stücke muß noch der Dramaturg zu Hilfe kommen. Nicht der gefürchtete Mann mit dem Rotstift — man streicht heute übrigens gar nicht mehr mit dem Rotstift, wie mir erfahrene Theaterpraktiker verraten haben, sondern mit dem Bleistift — vielmehr ein im guten Sinn moderner Dramaturg, der sich mit dem Dichter hinsetzt und mit ihm beratend umarbeitet. Letzten Endes rufen wir auch noch den Regisseur zu Hilfe —

W. Um Gottes Willen! Wir haben doch erst in der vorigen Woche erlebt — ich denke an die Aufführung von Kornfelds „Jud Süß" — daß ein prominenter Regisseur durch seine Änderung so ziemlich das Gegenteil von der Dichtung gegeben hat. Sie gebrauchten vorhin das Wort Fertigware — ach man erlebt es, daß Fertigware durch den Regisseur wieder zu Rohstoff wird.

H. Der Regisseur ist immer Schicksalsfrage. Wir haben hier schon soviel von Schicksal in metaphysischem Sinn gesprochen, daß wir das ganz eigenartige, sehr verhängnisvolle Rampenschicksal sich selber überlassen können.

W. Das um so mehr, als die meisten der von Ihnen hier emp-

Digitized by Google

fohlenen Stücke bereits in Hinblick auf die Bühne geschrieben sind. Gesetzt den Fall, unter den eingereichten Manuskripten wären Werke gewesen wie die Dramen Hermann Essigs, wie Sorges „Bettler" oder Jahnns „Pastor Ephraim Magnus", die früher den Kleist-Preis erhalten haben, dichterisch hochwertig, aber nicht bühnengemäß gewesen sind, hätten Sie solche Stücke bei Ihrer Wahl berücksichtigt?

H. Das Schicksal, um es nochmals anzurufen, hat mich vor diesem Dilemma bewahrt. Ich habe ungemein viel Stücke gefunden, die eine gewisse Bühnenroutine bekundeten, — durch einen Regen von Dichtung bin ich nicht gegangen. Ich sage Ihnen das sehr betrübten Herzens. Es ist aber offenbar Fügung der Zeit, in der wir leben, daß handwerkliches Geschick blüht, Dichtung im argen liegt.

W. Sagen Sie das im allgemeinen oder nur in Hinblick auf das Drama?

H. Ich spreche nur und einzig allein vom Drama. Auf dem Gebiet der Epik und vielleicht auf dem der Lyrik liegen die Dinge anders. Meine Vorgänger haben deshalb vielfach, die dichterische Potenz zu stärken, Romane und Erzählungen mit dem Preis oder mit ehrenvoller Erwähnung bedacht. Ich hielt es diesmal für notwendig, von aller Epik abzusehen. Einmal, weil die Theaterfrage, wie man so schön sagt, brennend geworden ist. Sodann, weil man sich sonst auf Ebenen begibt, die in unserer Zeit nicht auf gleichem Niveau liegen. Unsere Zeit drängt in jeder Weise zur Epik. Hier haben wir Leistungen, mit denen das zeitgenössische Drama nicht mit kann. Epik und Drama in Hinblick auf den Kleist-Preis gleichmäßig in Betracht ziehen, hieße meiner Meinung nach dem Drama den Todesstoß versetzen. Wenn ich aber meine Aufgabe unter bestimmtem Gesichtspunkt übernommem habe, so war es der, das Drama zu fördern. Es läßt sich auch beim angehenden Epiker sehr viel leichter das, was man gläubigen Herzens Talent nennt, erkennen, als beim Dramatiker.

W. Halt, wie jung sind denn eigentlich Ihre jungen Dramatiker? Arno Nadel ist 52, bei Leonore Kalkowska will ich nicht ungalant sein. Aber auch Reinhard Goering ist ein Vierziger, das sind sie alle, alle Vierziger —

H. Bis auf einen! Walter Erich Schäfer. Der ist mit 29 Jahren mein Renommierjüngling. Ich weiß freilich nicht, ob man bei den Anforderungen, die man heute an Jugendlichkeit stellt, damit Staat machen kann.

W. Und wenn das kein Zufall wäre? Lassen Sie mich einen Augenblick nachdenken. Auch mein Enthusiasmus für die Jugend schwindet einigermaßen. Ein lyrisches Gedicht kann einem Zwölfjährigen geschenkt werden, mit ein bißchen Schreibtalent und einem Schuß Beobachtungsgabe kann ein Zwanzigjähriger, wenn er seine eigenen Eindrücke und Stimmungen schildert, ein Romanwerk schaffen — anders beim Drama. Gewiß kann ein begabter junger Mensch auch einmal einen Stoff finden, der dramatisch ist, wird ihn bis zu einem gewissen Grade vielleicht auch bühnengemäß meistern, aber es ist ein Unterschied zwischen einem dramatischen Stoff, der einem Autor zufliegt, und einer Diéposition zum dramatischen Schaffen, die Ausdruck einer dichterischen Wesensart ist. Zur Gestaltung eines Dramas, das sich über den Tag hinaus behaupten soll, gehört soviel Objektivierung und Souveränität der Schicksalserkenntnis gegenüber, daß der echte Dramatiker mit 40 Jahren wirklich fast noch ein Lehrling ist. Alles schön und gut, aber haben Sie auch bedacht, daß der Kleist-Preis jungen, ringenden Talenten zuerkannt werden soll? Und haben Sie auch daran gedacht, daß das in einer Zeit der wirtschaftlichen Krise besondere Berücksichtigung verlangt?

H. Nicht nur daran gedacht, ich habe darunter gelitten. Mir ist mancher Brief zugegangen, der nichts anderes war, als ein Schrei der Not. Solch Brief wirkt dann nach, wenn man die dramatische Zugabe liest. Man möchte gut finden, man möchte sich sogar begeistern. Man kann nicht. Traurigste Erfahrung: wo die Not am größten, ist meist die Leistung am schwächsten. Man denkt an Schillers Wort von dem Glück, das den Talenten die göttlichen Kinder gebiert, und wird nicht sonderlich froh darüber. Und schließlich, wollte man Mitleid walten lassen und den Preis zerstückeln — was bleibt vom Preis?

W. Was bleibt überhaupt vom Preis? Auch wenn er unzerstückelt ist. Ich frage mich, wie lange jemand davon leben kann, um sich ein freies Schaffen leisten zu können. Vielleicht ein halbes Jahr, kaum länger. Und ist es wünschenswert, daß sich irgend jemand, das Geld in der Tasche, gleich hinsetzt und frisch drauf los an das nächste Werk geht? Besonders wenn Erstlingswerke gekrönt werden, besteht da die allergrößte Gefahr.

H. Sie sagen da etwas, was mich schon längst beschäftigt hat. Alle Literaturpreise sind mindestens ebenso gefährlich wie fördernd. Ganz wie in der Kritik überhaupt. Man kann mit Lob viel mehr Unheil anrichten als mit Tadel. Ich kenne keinen einzigen Fall — Sudermanns „Verrohung der Kritik" in Ehren — in dem ein lebenskräftiges Talent durch Kritikerbisse gefährlich verwundet worden wäre. Aber ich kenne sehr viele Fälle, in denen schwache Talente, von der Kritik allzu sehr bewundert, sich fortan verpflichtet fühlten, auf Stelzen zu spazieren und schließlich samt ihren Stelzen zusammengebrochen sind.

W. Mir fällt da die hübsche Geschichte ein, in der es heißt, nach bestandenem Assessorexamen könne man bestenfalls Richter oder Rechtsanwalt werden, sei man aber durchgefallen, so stehe einem die ganze Welt offen. Ist es mit Literaturpreisen viel anders? Das preisgekrönte Werk kann das einmalige dichterische Erlebnis eines Arztes, eines Juristen, meinetwegen eines Oberlehrers sein. Ist er gekrönt, wird er geneigt sein, seinen Beruf aufzugeben und, schon um zu verdienen, jedes Jahr ein neues Opus zu produzieren. Ein Preis kann also wirklich so ein ästhetisches Assessorexamen sein. All das macht die Verantwortung eines Preisrichters besonders schwer.

H. Was Sie gesagt haben, zeigt ja nur zu deutlich, daß man das soziale Mitleid bei Preisverteilungen gewaltsam in sich ersticken muß. Man hat den Nöten unserer Zeit zum Trotz die Verpflichtung, den Preis nicht auf seinen Geldwert, sondern auf seine ästhetische und ethische Bedeutung hin anzusehen. Was man von Mitleid bedrängt gelesen hat, hat man kühlen Sinnes wieder zu lesen. Und immer wieder sagt man sich, daß nur der innere Wert entscheiden darf. Ich habe geradezu ein Dankgefühl Goering gegenüber, daß er mir die Möglichkeit gegeben hat, in unserer konfusen und widerspruchsvollen Zeit, auf innere, und das will wohl immer besagen, zeitlose Werte hinzuweisen.

W. Ich habe Sie da in Verdacht, auch etwas Bühnenpädagogik getrieben zu haben.

H. Du lieber Gott, Bühnenpädagogik! Der große Pädagoge der Bühnen ist der Kassierer, und auch der nur scheinbar, in Wirklichkeit das Publikum. Aber ein bißchen Vernunft und ästhetische Forderung in das Repertoire einzuschmuggeln zu versuchen, scheint mir doch lohnend zu sein.

W. Dieser Schmuggel kommt, wenn er glückt, einer Erhöhung des Preises gleich. Wahrscheinlich haben Sie gar nicht daran gedacht, daß Sie außer den 1500 Mark noch über ein imaginäres Guthaben verfügten, das bei der Tantiemenbank auf-

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Reinhard Goering

Aus: „Die Südpolexpedition des Kapitän Scott"

(Originalgröße)

Pol III Teil

Teil des Hafens von Hobart auf Tasmanien
am Tag der Landung Amundsens.

Chor

Geister des Nordlands
von Menschen geehrt
und ihr grollenden auch
Eilt und versammelt euch
hier in Hobart der Hafenstadt auf Tasmanien
und schaut die Ankunft des Mannes
der sich neu bewährt hat
und seinem Land neue Ehren
und Ruhm bringt im Frieden.

Auf jubelt alle ihm zu
Noch ist das frohe Rufen wie damals nicht
verklungen
Als er mit der Gjöa auszog
den magnetischen Nordpol zu erforschen
und die nordwestliche Durchfahrt zu erzwingen.
Immer hat er das Ziel erreicht das er sich
gesteckt hat
der den Weg fand

Digitized by Google

gespeichert ist. Auf den Kredit des Kleist-Preises hin sind sogar spätere schwache Werke, mit denen die Autoren ihr Versprechen nicht eingelöst haben, immer wieder zur Aufführung angenommen worden.

H. Sollten Sie dabei an Lernet-Holenia gedacht haben?

W. Allerdings! Er hat, als man ihm sein unmögliches Benehmen in der Plagiataffäre vorwarf, mit großer Geste den Kleist-Preis zurückgegeben. Das Geld übrigens nicht![1] Den Kredit, den ihm der Kleist-Preis eingebracht hat, hat er hübsch in der Tasche behalten. Man kann das auch Geldverkehr mit ungedeckten Schecks nennen. Da Sie aber mit den acht ehrenvollen Erwähnungen den Bühnen zu Hilfe kommen wollten, haben Sie denn den Eindruck, daß die Theater in ihrer Repertoirebildung wesentliche künstlerische Werte vernachlässigen?

H. Die Frage ist seit Jahrzehnten so oft und so wiederholt mit schreiendem Ja beantwortet worden, daß ich wohl den Mut finden muß, ihr endlich mein Nein entgegen zu setzen.

W. Da werden sich die Direktoren aber freuen!

H. Mir sehr schmerzlich diese Freude, aber meine Ansicht kann ich trotzdem nicht ändern. Ich halte es für sehr möglich, daß man in früheren Jahresläuften davon reden konnte, daß starke dramatische Talente den Zugang zur Bühne nicht gefunden haben. Blicke ich auf meine eigenen Erfahrungen in diesem Jahr, so trifft das nicht mehr zu. Geradezu mit Schaudern hab' ich es erlebt, daß Stücke, denen ich eine ehrenvolle Erwähnung zugedacht hatte, bevor ich noch mein Sprüchlein auf den Lippen hatte, mir von den Bühnen weggeschnappt worden sind.

W. Also —:

H. Ich habe auch über die lobenden Erwähnungen hinaus Stücke gefunden, bei denen ein Bühnenversuch lohnen würde und in gewisser Weise berechtigt wäre. Aber — seien wir ehrlich, das ist es ja nicht, worauf es ankommt. Und nun mein Bekenntnis: ich habe kein Stück gefunden, bei dem man sagen dürfte, es müßte aufgeführt werden. Wobei ich das Muß ganz allgemein fasse. In Hinblick auf das Talent, das darin zutage tritt, in Hinsicht auf die Wichtigkeit und Aktualität des Stoffs, oder auf seine ethischen und ästhetischen Werte.

W. Das ist mir sehr interessant, was Sie mir da sagen. Sie erinnern mich an meine Sturm- und Drangjahre, als ich noch Dramaturg war. Wenn ich im jugendlichen Eifer Stücke empfahl, pflegte Freund Barnowsky immer zu sagen, es käme nicht darauf an, Stücke zu geben, die man spielen könnte, vielmehr nur solche, die man geben müßte. Um bei diesen Zeiten zu verweilen: damals pflegten Autoren und Bühnenverleger vorwiegend Stücke einzureichen, deren Gattung gerade einen Erfolg zu verzeichnen hatte. Daneben aber gab es noch alles andere. Römer-Dramen in Jamben und Trochäen nicht ausgeschlossen. Hat sich das inzwischen geändert?

H. Ich kann Sie beruhigen, es ist alles geblieben, wie es war. Von den Ostgoten-Dramen, die ich durchackert habe, zu schweigen, auch das alte Römer-Drama lebt noch. Ich habe mich gleich mit drei Hannibalen befreunden dürfen. Einem Brutus drückte ich die immer noch blutige Hand. Der einzige Unterschied ist der, die Jamben und Trochäen sind rar geworden. Man gönnt auch dem alten Römer heute seine Prosa, aber man sieht ihn sich höllisch scharf darauf hin an, ob er nicht den Beruf in sich trüge, bei einer heutigen kommunistischen Revolution mitzutun. Ich darf Sie versichern, man findet da manchen brauchbaren Parteigänger im alten Rom.

W. Danach müßten Sie besagte Römer-Dramen auch zu den sogenannten Zeitstücken zählen?

H. Könnte ich die Zeitstücke überhaupt noch zählen, — ich zählte sie dazu. Ich bin nicht nur durch alle früheren Revolutionen gewandert, ich habe bereits auch alle zukünftigen Revolutionen miterlebt. Was auch die Zukunft bringen mag, Überraschungen auf diesem Gebiet sind für mich fürderhin — ich weiß nicht, ob ich sagen soll, glücklicherweise oder leider — ausgeschlossen.

W. Setzen Sie denn das Zeitstück lediglich dem Revolutionsstück gleich?

H. Keineswegs. Aber die soziale Not, die sich vielfach gebieterisch aufdrängt, führt dem Wesen des Dramas nach fast immer zu Revolte und Revolution. Ich besinne mich, daß es mir nur ein einziges Mal vergönnt war, die Wohnungsnot mythisch und mystisch und gereimt verklärt zu finden. Interessanter wird das Zeitstück da, wo es in eine Frage nach der heutigen Jugend übergeht. Die Erotik ist, aus der Perspektive des Dramas gesehen, doch sehr viel ausgiebiger als die Politik.

W. Wenn ich das Fazit aus Ihrer Preisrichtertätigkeit ziehe, gewinne ich doch den Eindruck, daß die Bereicherung an Erkenntnissen die Last der Arbeit überwiegt? Habe ich mit dieser Annahme recht?

H. Man lernt bei dieser Tätigkeit das kennen, was ich die unterirdische Literatur nennen möchte. Sie gleicht vollkommen den unterirdischen Gewässern. Hie und da tritt sie als lebendiger Quell an die Oberfläche, mancherorten bildet sie das, was man einen Hungerbrunnen nennt, meist aber fließt sie doch ungesehen und ungehört unter dem Boden. Aber sie feuchtet die Wurzeln der großen Bäume, und das scheint mir das Wichtige an dieser ungeheuren, vielfach nie ans Rampenlicht, auch nie an den Setztertisch gelangenden dramatischen Produktion, daß sie — ob zeitgebunden oder nicht — ob ästhetisch-wertvoll oder dilettantisch — ein geistiges Interesse wachhält, das so oder anders letzten Endes doch immer den Theatern zugute kommt. Nach Bewältigung dieser unterirdischen dramatischen Literatur kann ich die Notlage der Theater nur für imaginär oder vorübergehend halten. Das innere Interesse des deutschen Volks ist — das ersieht man daraus mit zwingender Notwendigkeit — so stark, daß ich heut' — an Heinrich von Kleists 153. Geburtstag — meinen Eindruck dahin zusammenfasse: Drama und Bühne bleiben in unserm Dasein lebendige Kraft. Eine wahrhaft gefährliche Theaterkrise könnte es nur dann geben, wenn eine Produktionskrise bestünde. Sie besteht nicht.

Das Porträt im Rundfunk

Drei Versuche. Vermutlich unabhängig voneinander. Darf ich mit dem zeitlich ersten, dem meinen, beginnen?

Zum 90. Geburtstag Immermanns sprach ich in der berliner Funkstunde. Nach einer Einleitung, eigens für die Zuspätkommenden eingerichtet, die es natürlich auch bei der unsichtbaren Hörerschaft gibt, begann ich mit dem Selbstporträt, das der Dichter im letzten Buch seines „Münchhausen" zeichnet. Projizierte gleichsam etwas aus dem Optischen ins Akustische — Bildtelegraphie ins innere

[1] Alexander Lernet-Holenia wurde wegen unwürdigen Verhaltens gegenüber der Kleist-Stiftung durch deren Vorstand der Ehrenmitgliedschaft, die ihm mit dem Preis satzungsgemäß zuerkannt worden war, für verlustig erklärt.

Digitized by Google

Gesicht. Dann ging ich auf den Ton ein, in dem Immermann an der zitierten Stelle von sich spricht. Darauf erst wurde das Leben dargestellt, an dessen Ende Immermann seine Selbstbetrachtung anstellt. Im Anschluß daran der äußere Niederschlag dieser Biographie in Immermanns Lebenswerk.

Mit Bildmontage kann man einen Versuch bezeichnen, mit dem Hermann Kasack und Maria Czamska eine Reihe „Funkporträts" im berliner Sender eröffneten. Der Literat begnügte sich mit einem Lebensabriß Bert Brechts, Jahr und Ort der Geburt, Beruf der Eltern, endlich der Mitteilung, daß er sehr jung ein Stück geschrieben hätte. Darauf gab die Schauspielerin Wesen und Wirkung von „Trommeln in der Nacht" wieder — im Kreuzfeuer des Für und Wider der Kritik. Las darauf, zu knappen Überleitungen Kasacks, aus den Balladen des Dichters und das Bild, das Feuchtwanger in seinem Roman „Erfolg" von „Kaspar Prechtl" gibt. Als ein Beispiel von Brechts unbürgerlicher Frechheit nennt der Vortragende Brechts laxe Auffassung vom Plagiieren. Maria Czamskas Rezitation von zeitgenössischen Äußerungen zu dieser Einstellung macht den Beschluß.

In der vor kurzem eingelegten „Theaterwoche" gab Alfred Braun unter Mitwirkung des Modells das Schauspielerporträt von Werner Krauß. Schilderte als Hintergrund die Garderobe des Künstlers, beschrieb seine Gestalt, die Fähigkeit dieser Gestalt, groß und klein, schlank und beleibt auszusehen und dann folgte nicht der übliche Essay, er versuchte vielmehr den Schauspieler zum Sprechen zu bringen, wobei denn freilich der Klang von Krauß' Stimme fast mehr aussagte als die Bekenntnisse und Anekdoten, die er zum besten gab.

Schreiber dieses hält keinen der drei Versuche für restlos geglückt. Aber sie sind wertvoll als Bemühungen, aus der Kunst des gesprochenen Worts die geschriebene Essayistik zu verbannen, für den Funkvortrag eigene Gesetze zu finden. Nach dem literarischen Vorbild, das Robert Neumann mit den Porträts seines letzten Werkes („Passion, sechs Dichter-Ehen") aufstellen dürfte — Farbe seines Materials sind lediglich Briefstellen und Zitate aus Dichtungen, Bindemittel ist lediglich seine psychologische Konzentration — muß das Funkporträt ins Zwielicht von Epik und Dramatik gehängt werden. L. W.

Geistiges Bürgertum

Das Leidwesen ist: der Bürger ist eine feige Bestie. Nicht einmal dazu hat er den Mut gefunden, sich zu sich selbst zu bekennen. Der Schreckensruf „Bourgeois" tauchte auf — in der Furcht nur ja nicht für einen Bourgeois zu gelten, verleugnete der Bürger auch sein Bürgertum.

Zur rechten Zeit tritt Thomas Mann auf den Plan. Man könnte sagen in letzter halber Stunde vor Toresschluß. Er bekennt sich zu Bürgertum. Er ist wieder stolz darauf, Bürger zu heißen und zu sein. Damit gewinnt aber auch das Bürgertum zugleich neues Gesicht. Es wird durch ihn erneut zu vergeistigtem Bürgertum, d. h. zu dem, was es ursprünglich war und was es nur eine Zeitlang zu sein vergaß.

Wir hören und lesen „Deutsche Ansprache" von Thomas Mann, Rede gehalten am 17. Oktober 1930 im Beethovensaal zu Berlin (Berlin 1930, S. Fischer Verlag).

Indem das Bürgertum sich erneut vergeistigt, erweitert es auch äußerlich seinen Kreis. In schwerer Stunde weist Thomas Mann auf das Zusammengehen mit der Sozialdemokratie, die, wie er mit Recht betont, längst keine verbissen marxistische Partei mehr ist und die aus ihrer Theorie heraus längst den Weg zu einer praktischen Politik gefunden hat, die auch eine geistig bürgerliche ist. Geistig-bürgerliche, wofern man den Nachdruck auf geistig legt. In das Bürgertum sind längst Massen aus dem gehobenen Arbeiterstand einbezogen. — Es ist nur Fortsetzung des gleichen Gedankens, wenn Thomas Mann von dem katholischen Bürger spricht, der sich im Zentrum geborgen weiß; wiederum geistig; denn aus bürgerlichen Kreisen wählen heute sehr zahlreiche Protestanten und Juden Zentrum.

Es ist Thomas Mann durchaus beizupflichten: wofern sich das Bürgertum auf seine Geistigkeit besinnt, geht es aus sich heraus den Weg in eine neue Politik, die in dem Maße deutsch sein muß, in dem sie bürgerlich ist. E. H.

Kapitalismus und schöne Literatur

Es ist allgemein üblich, sich bei literarischen Untersuchungen auf zwei Standpunkte zu beschränken: auf einen ästhetischen und auf einen sehr vagen allgemeinmenschlichen. Der soziologische Standpunkt erfreut sich keiner generellen Beliebtheit. Man wirbt bisweilen um seine Anerkennung. Dann und wann wird die bescheidene Ansicht vertreten, daß die soziologische Betrachtungsweise ein Recht des literarischen Kritikers sei, das man ihm zugestehen muß. Nur ganz selten wird für unsere Kritikerkategorie die konkrete gesellschaftswissenschaftliche Analyse als unumgängliche Verpflichtung gefordert. Der kritischen Konvention entspricht die Haltung der meisten Autoren der schönen Literatur. Diese Autoren stehen mit ihren Kunstprodukten im luftleeren Raum. Die Menschen und Dinge in ihren Werken sind aus allen Zusammenhängen der gesellschaftlichen Wirklichkeit herausgerissen. Um ihnen eine Ewigkeitsgeltung zu verschaffen, stellt man sie in eine scheinwirkliche Zwischenwelt, in der sie nicht den bestimmenden materiellen Kräften der kapitalistischen Realität unterworfen sind. Infolgedessen sind sie alle nur halbwahr oder unwahr. Ein Schriftsteller, der sich nicht jene Unterhaltungsfunktionen von dem heutigen Kapitalismus aufzwingen lassen will, die die herrschenden gesellschaftlichen Kräfte gegenwärtig den meisten aufbürden, muß wie Bernard von Brentano in seiner soeben erschienenen Broschüre sehr richtig sagt, „wissen, was gespielt wird". Diese Voraussetzung muß man auch von den Kritikern fordern. Brentano besitzt sie. Das bekunden seine schon an anderen Orten publizierten Untersuchungen, die er gesammelt und in redigierter Form jetzt unter dem Titel „Kapitalismus und schöne Literatur" bei Ernst Rowohlt, Berlin, herausgibt. Diese Aufsätze gehen in ihrer Feststellung von Grundsätzlichem weit über ihren publizistischen Anlaß hinaus. Sie präsentieren zwar keine systematische Darstellung der Rolle der schönen Literatur in der kapitalistischen Klassenrealität. Aber sie sind organisch miteinander verbunden durch die dialektisch-materialistische Untersuchungsmethode des Verfassers. Das vorliegende Buch enthält manche antithetische Überspitzung, die durch eine kategorische Formulierung nicht an Überzeugungskraft gewinnt. Jedoch: Brentano weiß, was gespielt wird. Und das ist viel für einen Schriftsteller einer Zeit, in der sich das Spiel entscheidender Kräfte schwer aufspürbar unter der Epidermis unserer kapitalistischen Gesellschaft vollzieht. Und da Brentano das wünschenswerte Wissen und die schürfende Schärfe und Klarheit des kritischen Blicks besitzt, ist seine Broschüre belangvoll, wichtig und anregend. Werner Türk.

Digitized by Google

Erotische Privatstationen

Zu: Otto Zareks Roman „Begierde".

Ich habe mich lange gesträubt, über diesen Roman[1] zu schreiben, denn mir will ein Drama nicht aus dem Kopf, das eben dieser Otto Zarek vor rund zehn Jahren geschrieben hat: „Karl V." Ich weiß heute nicht mehr, ob es gut war oder nur gut aus jener Zeit des revolutionären Expressionismus gesehen — wie dem auch sei: ich habe noch heute eine Vielfalt der Bewegung, eine Härte, eigentümliche Dumpfheit und sprachliche Zucht in der Erinnerung, die es mir schwer machen, an diesen Roman „Begierde" als Beurteilender heranzugehen.

Dieser Roman stilistisch und gesehen unter dem Gesichtspunkt: Roman einer Weltstadtjugend — da sträubt sich alles in mir!

So geht es nicht!

Es ist niemandem und erst recht nicht Otto Zarek ein Gefallen erwiesen, wenn man ihn wegen eines typisch literarischen Produkts als einen Schriftsteller von Format lobt. Es lassen sich bestimmt, um Zarek nicht „wehe zu tun" (wie man in der Sprache derer sagt, die es der Beziehungen halber mit niemandem verderben wollen), es lassen sich also Gründe finden, auch berechtigte, die dem Roman Positives zuzubilligen vermöchten. Aber nur in Einzelheiten! Nur in diesen oder jenen Partien!

Aber in seiner Gesamtheit?! — Diese Weltstadtjugend eben gibt es nicht! Diese Familien und diese Beziehungen eben gibt es nicht! Und selbst wenn tausendmal bewiesen würde, daß tatsächliche Vorbilder und Vorgänge den Ereignissen dieses Romans zugrunde liegen — dann sage ich: alle diese Vorbilder und Vorgänge gehen uns nichts an. Das alles sind nicht wir. Das sind Fiktionen, auch Überreste aus der Vergangenheit, die über kurz oder lang in sich und an sich selbst zugrunde gehen. Die keine Bedeutung hatten und nie eine haben werden. Die sich in der gespenstischen Leere ihres Daseins als Mittelpunkt einer Welt dünken, welche in ganz anderem Schritt und Maß verläuft.

Zarek baut seine Welt auf einer literarischen Fiktion auf. Läßt sie umständlich halten an erotischen Privatstationen. Bläst sie künstlich über 700 Seiten hinaus auf. Und hat es nur seinem schriftstellerischen Geschick zu verdanken, wenn diese Seifenblase der Fiktionen nicht zerplatzt.

Zeit wird es, immer und immer wieder deutlich zu sagen, wohin uns der „Kunstwille der Zeit" führt: zum plattesten Naturalismus, wie ihn mit mehr Verstand und Herz auch der geschmähte Sudermann verübt hat. Zu einem Alltagsjargon, dessen zynische Überlegenheit unerträglich wird. Zu einer kaufmännischen Behendigkeit, die alles Künstlerische erschlägt unter dem Druck privater Beziehungen. Wo immer ein Begriff oder eine Vision auftauchen, die künstlerisch auszuwerten wären — gleich wird alles mit intellektueller Beweglichkeit auseinandergerissen, in der Retorte eines literarischen Zynismus zersetzt und schließlich nicht künstlerisch, sondern geschäftlich ausgewertet.

Die Weltstadtjugend — das ist jedenfalls sicher — hat keine Zeit, mit nacktem Leib am Fenster zu stehen, um (wie Zarek sich ausdrückt!) die Winde, die vom Fehrbelliner Platz her wehen, über eben diesen nackten Leib streichen zu lassen. Die Weltstadtjugend hat für erotische Dinge eben soviel Zeit, als sie für die Gesundheit ihrer körperlichen Funktionen aufwenden muß. Und hat dann anderes zu tun! Wenn diese Jugend ein Anrecht hat, überhaupt in einem Roman gestaltet zu werden, so packe ein verantwortungsvoller Schriftsteller sie da, wo Ansätze zu ihrer Gesundung sind. Hier gebe er Richtlinien, Ansporn und Beispiel. Aber es ist ein Verbrechen an der einfachen biologischen Wahrheit, wenn zerredete, aus allen Winkeln zusammengesuchte literarische Thesen als Wirklichkeit verkauft werden.

Begierde ist ein wesentliches Element jedes energiegeladenen Menschen. Gegen diese „Begierde" aber: Gezüchtet von Leere und Trägheit, in Szene gesetzt mit allem literarischen Z uber — gibt es für uns eine einzige unmißverständliche Haltung.

Noch ein paar solcher Werke und man wird ein Buch schreiben können: die Selbstentlarvung der Literatur oder Gründe, weshalb im Deutschland der Gegenwart wesentliche künstlerische Dinge im Keim ersticken müssen!

Heinz Dietrich Kenter.

25 Jahre Ludwig Hardt

Mit Ludwig Hardts Namen steigt eine ganze Welt von Dichtung vor uns auf, die dieser außerordentliche kleine Mann durch Kunst und Inbrunst seines gesprochenen Wortes noch einmal, und neu, und gesteigert für uns lebendig machte. Wenn er auf dem Podium stand, war es jedesmal ein Fest des Geistes. Jedesmal diente er dem Geiste, der sich im dichterischen Wort offenbart, mit aller Ekstase, mit Hingabe seiner ganzen Person; so führte er viele in Gegenden eines höheren Lebens ein, die sonst dorthin vielleicht nie gekommen wären. 25 Jahre lang hat er wie in religiöser Besessenheit für den Geist geworben; welch noble, undankbare Arbeit in unserer Zeit. Sie ist, trotz allem, nicht ganz umsonst geleistet worden. Bei seinem Jubiläum zeigte sich: er ist berühmt und hat viele Freunde.

Wie viele hätten ohne ihn nie etwas von der schwierigen und strengen Hoheit Franz Kafkas erfahren? Wie viele lernten den weisen und manierierten Zauber Peter Altenbergs erst durch Hardts Künste eigentlich kennen? Sogar den berühmtesten Dichtern machte er Freunde, die sie vorher vielleicht nicht hatten: manch einer hat den Rhythmus eines Rilke-Gedichtes erst durch Hardt kennengelernt, oder durch ihn erst erkannt, wie hinreißend lebendig Heinrich Heine für uns geblieben ist. Manche, die für „Klassiker" gehalten wurden, rufen uns durch Hardts Mund an wie Stimmen aus unserer Mitte: wer „Die Liebe auf dem Lande" von Lenz oder Claudius' wunderschöne Minna-von-Barnhelm-Besprechung von diesem Vortragsmeister gehört hat: der fühlte sich so unmittelbar, so innig gerührt, als ginge es um Gegenstände, die unser intimstes Leben ausmachten. —

Die Dichter haben keinen treueren Freund als ihn. Schauspieler dienen immer mehr ihrer Eitelkeit, als dem Wort. Alle — alle — haben sie das verloren, was dieser noch besitzt: die Entflammtheit, um der Sache willen. Klaus Mann.

Upton Sinclair Lewis

Eine Provinzzeitung zum Nobelpreis:

„Daß die Schwedische Akademie, die den letzten Nobelpreis für Literatur Thomas Mann verlieh, jetzt einem ausgesprochenen Tendenzschriftsteller, denn dies ist Sinclair Lewis, den Preis überwies, ist nicht recht verständlich. Man wird die nähere Begründung der Akademie abwarten müssen." L. W.

[1] Wien 1930, Paul Zsolnay Verlag.

Digitized by Google

Zur Problematik der französischen Seele

Von Ernst Robert Curtius (Bonn)

Da haben wir zunächst einen Roman von Roger Martin du Gard, betitelt „Jean Barois", erschienen bei Zsolnay in Berlin. Roger Martin du Gard ist dem deutschen Lesepublikum kein Unbekannter mehr. Sein großes, noch nicht abgeschlossenes Romanwerk „Die Thibaults" hat bei uns eine warme, ja begeisterte Aufnahme gefunden. Besonders die Jugend hat ihm lebhafte Sympathie entgegengebracht. Ich habe den Eindruck, daß die Thibaults für viele junge Menschen der deutschen Gegenwart etwas Ähnliches bedeuten, wie Romain Rollands „Johann Christoph" es seinerzeit für die Vorkriegsjugend bedeutet hat, nämlich den großen Zeit- und Bildungsroman, in dem sie ihre Fragestellungen, ihre Erlebnisse, ihre Seelenlage wiederfindet. Die Verehrer Roger Martin du Gards werden mit Spannung zu „Jean Barois" greifen.

Das Buch ist zuerst 1913 erschienen, es ist also ein Jugendwerk des heute fast fünfzigjährigen Dichters, ein Jugendwerk in dem Sinne, daß es die Auseinandersetzung mit dem Kämpfen und Ringen einer ganzen Jugend ist, aber nicht etwa das Werk eines Anfängers. Denn schon in „Jean Barois" zeigen Aufbau und dramatische Spannung die reife Kunst sicherer Gestaltung. Das besondere Interesse dieses Buchs liegt darin, daß es die Problematik einer ganzen Generation darstellt. Es ist erwachsen aus der Lebenssituation der französischen Jugend, deren seelisches und geistiges Erwachen mit dem Dreyfus-Prozeß zusammenfiel. Was dieses ganz einzig dastehende Justizdrama für das Frankreich der Jahrhundertwende bedeutet hat, ist uns Deutschen ja gerade in letzter Zeit durch neue geschichtliche und dramatische Gestaltungen des Gegenstandes wieder zum Bewußtsein gebracht worden. Der Dreyfus-Prozeß war nicht mehr und nicht weniger als eine staatliche und weltanschauliche Krise, die Frankreich in seinen Grundfesten erschütterte und deren Bedeutung über das bloß Zeitgeschichtliche weit hinausgeht. Wie diese Krise von dem jungen Frankreich erlebt wurde, dafür bietet „Jean Barois" ein ganz eigenartiges Zeugnis. Wir werden mit hineingerissen in die leidenschaftliche Erregung der Zeit und folgen der Darstellung des Dichters mit atemloser Spannung.

Sein Held Jean Barois ist streng katholisch erzogen, wird aber durch naturwissenschaftliche Studien an seinem Glauben irre und stellt sich schließlich ganz in den Dienst einer großen Aufklärungsbewegung, der er und das kleine Häuflein seiner Freunde mit heroischem Idealismus ihre ganze Kraft leihen. Da bricht der Dreyfus-Prozeß aus und spaltet sofort ganz Frankreich in zwei Lager, die sich mit leidenschaftlichem Eifer und mit dem Einsatz der glühendsten religiösen Überzeugung bekämpfen. Auf der einen Seite steht das Frankreich der Tradition und der Kirche, auf der anderen Seite das Frankreich der großen Revolution und der Vernunft. Beiden Lagern läßt Martin du Gard die volle Gerechtigkeit widerfahren, und das kommt in der Handlung des Romans dadurch zum Ausdruck, daß Jean Barois am Ende seines Kämpferlebens eine tiefgehende seelische Wandlung durchmacht. Seine Ideale von früher scheinen ihm überholt; zuerst leise, dann immer mächtiger erwacht wieder in ihm das religiöse Bedürfnis, dem ein reiner Vernunftglaube niemals zu genügen vermag. Er kehrt zum Glauben seiner Jugend zurück und stirbt als gläubiger Christ.

Das ist natürlich nur das äußere Gerippe des Buchs, aber es genügt schon, um zu zeigen, daß „Jean Barois" mehr und anderes als ein packender Roman ist. Er ist eine Einführung in die Kultursoziologie des modernen Frankreich, deren anschaulicher Kraft ich nichts zur Seite zu stellen wüßte. Der letzte Teil des Buchs bringt eine Begegnung des alternden Freidenkers mit zwei Vertretern der jungen Generation von 1910. Für diese jungen Menschen hat sich die geistige Situation von Grund auf gewandelt, die Ideale der Aufklärung und der naturwissenschaftlichen Weltanschauung scheinen ihnen erledigt. Das, was die ältere Generation in einen Gewissenskampf gegen das Dogma hineintrieb, nämlich die Ergebnisse der geschichtlichen

Digitized by Google

Kritik und der modernen Wissenschaft, bereitet ihnen keinerlei Schwierigkeiten mehr. Die Jugend kann wieder glauben und will wieder glauben, weil sie in der katholischen Kirche die einzige bewahrende, ordnende und aufbauende Kraft in der modernen Welt sieht. Außerhalb des Credos dagegen sieht sie nichts als Anarchie und Zersetzung.

Diese junge Generation ist es, die sich dann im Weltkrieg für Frankreich eingesetzt hat, und wenn auch durch die verschmelzende Kraft des gemeinsamen Kriegserlebnisses der Gegensatz zwischen dem religiösen und dem freigeistigen Frankreich viel von seiner Schärfe verloren hat, überwunden ist er deswegen doch keineswegs, und wenn man Frankreich in der Tiefe verstehen will, muß man diesen Kampf zweier Weltanschauungen als geschichtliche Gegebenheit sehen. Man erlebt ihn von innen heraus in „Jean Barois".

Als Gegenstück zu „Jean Barois" mag man die Erzählung „Ludovik" von Ernest Hello lesen, die in der Inselbücherei erschienen und mit einem Nachwort von Hermann Bahr versehen ist. In diesem kleinen Buch spricht die ewige Seele des katholischen Frankreich. Ernest Hello, der 1885 gestorben ist, war zeit seines Lebens ein Außenseiter der französischen Literatur und wurde von den Zeitgenossen kaum beachtet. Aber von der tiefgehenden Wandlung der geistigen Strömungen, die wir im Lebenslauf von „Jean Barois" verfolgen können, ist Hello in den letzten Jahren und Jahrzehnten wieder emporgetragen worden. Für die geistige Wiedergeburt des französischen Katholizismus der Gegenwart bedeutet er einen der großen Ahnherren und Wegweiser.

Sein Katholizismus ist zeitlos und metaphysisch wie etwa der Claudels. Wenn ich zeitlos sage, so meine ich damit einen Katholizismus von ganz ungebrochener und unerbittlicher Wucht. Und wenn ich metaphysisch sage, so meine ich damit, daß es Hello nicht auf die Erweckung religiöser Stimmungen oder auf die Erörterung religiöser Probleme ankommt. Probleme gibt es für ihn überhaupt nicht. Er stellt das katholische Weltbild als die eine absolute Wahrheit mit unerhörter künstlerischer Eindringlichkeit hin und mißt an ihm Zeiten und Menschen.

Das Thema von „Ludovik" ist nichts anderes als der Geiz, also ein uraltes und scheinbar verbrauchtes Thema. Gerade in der französischen Literatur ist dieses Thema ja vielfach behandelt worden, und sie verdankt ihm einige ihrer klassischen Meisterwerke. Ich erinnere nur an den „Geizigen" von Molière oder an die grandiose Gestalt des alten Grandet bei Balzac. Aber Molière und Balzac schildern das Laster des Geizes in seiner sozialen und psychologischen Auswirkung. Bei Molière wird es zu einem dankbaren Thema der Charakterkomödie, und bei Balzac erscheint es als Passion, die den Menschen verzehrt und ihn und seine Umwelt zerstört.

Ganz anders bei Hello. Hier erscheint der Geiz nicht als Charaktereigenschaft oder Laster, sondern als Sünde, als Abkehr von Gott, als Blasphemie. Der Geiz bedeutet hier die Verleugnung Gottes, die stufenweise fortschreitende Zerstörung einer metaphysischen Wertordnung, die Anbetung des Götzen Gold. Daher geht von der Person Ludoviks ein unerklärliches Grauen aus, und seine Gegenwart verbreitet Entsetzen. Seine perverse Willensrichtung ist eine physische Liebe zum Golde. Er verletzt die Ordnung der Natur, indem er alle natürlichen Dinge in Gold zu verwandeln strebt. Dann tritt in seinem Götzendienst der Geldschrank an Stelle des Goldes, endlich das Schlüsselwort an Stelle des Geldschranks, und er geht zugrunde an dem furchtbaren Geheimnis dieses Wortes, in dem sein Frevel verkörpert ist. Hello hat es verstanden, im Leser ein Gefühl des stufenweisen Versinkens im Abgrund zu erzeugen, entsprechend der fortschreitenden Steigerung des Grauens bis zur Katastrophe.

Wenn nach einem bekannten Goethe-Wort der Kampf des Glaubens mit dem Unglauben das große Thema der Weltgeschichte ist, so haben wir in „Jean Barois" und in „Ludovik" die künstlerische Gestaltung dieses fundamentalen Gegensatzes vor uns. Wie spiegelt er sich aber im Bewußtsein der jüngeren Generation und in den Werken der französischen Nachkriegsliteratur wider? Gewiß finden die beiden Grundpositionen auch heute noch namhafte Vertreter, aber das, was bei der heutigen Situation am meisten in die Augen fällt, ist doch dies, daß das unbedingte Entweder-Oder zurücktritt hinter einer Problematik der modernen Seele, die sich weder auf das Ja noch auf das Nein festzulegen weiß. Diese moderne Seele ist verwirrt und chaotisch, sie berauscht sich an allen Reizen des

Digitized by Google

Lebens, aber sie erliegt auch ausweglosser Verzweiflung. An Stelle klarer weltanschaulicher Position finden wir Bekenntnisse aufgewühlter junger Dichter, von denen jeder auf seine Art mit dem Sinn des Lebens ringt oder diesen Sinn verneint.

Eine eigentümliche Zwischenstellung zwischen ältestem und modernstem Menschentum, zwischen religiöser Tradition und wilder Exaltation des Lebens nimmt Henry de Montherlant ein, dessen Roman „Die Tiermenschen" im Inselverlag erschienen ist. Montherlant gehört der Generation an, die den Weltkrieg noch mitgemacht hat. Literarisch ist er zum erstenmal 1920 hervorgetreten und erwies sich sofort als eine der stärksten Kräfte der französischen Nachkriegsliteratur. Montherlant besitzt etwas, was ungeheuer selten ist, nämlich eine ursprüngliche Eigenart und Wucht des Temperaments. „Die Tiermenschen" sind von der Kritik übereinstimmend als sein bisher bestes Werk anerkannt worden.

Montherlant ist ganz Triebmensch und Sinnenmensch. Er denkt mit seinem Blut, nicht mit seinem Gehirn, und in seinem Blut lebt das Erbe vieler Jahrtausende, leben die Instinkte seiner Ahnen und seiner Erde. Montherlant ist ein reiner Mittelmeermensch. Seine Heimat ist der französische Süden und darüber hinaus die antike Lebenseinheit des römischen Imperiums und der von Rom besiedelten Mittelmeerküsten. Die Provence, in der er heimisch ist, hat stärkere und ältere Verbindungen mit Italien und Spanien als mit Paris. „Die Tiermenschen" sind unter leichter Verhüllung ein autobiographischer Roman, sie zeigen uns, daß Montherlants bestimmendes Urerlebnis seine Bindung an Rom ist. Er fühlt sich als Römer in einem unbedingten bluthaften Sinne, der alle Zeiten und Weltanschauungen überspringt. Er bejaht das Rom der Päpste, aber ebenso und vielleicht noch stärker das Rom der Cäsaren. Er ist römischer Christ und zugleich römische Heide.

„Die Tiermenschen", auf französisch „Les Bestiaires", das sind die bestiarii der römischen Zirkusspiele, die Tierkämpfer. Und diese blutigen und grausamen Spiele des kaiserlichen Rom leben in der heutigen Welt noch fort in der Form der Stierkämpfe, wie sie in Spanien, aber ebenso im französischen Süden abgehalten werden. „Die Tiermenschen" sind ein einziger Hymnus auf den Stierkampf und führen uns in die seelischen Untergründe hinein, aus denen diese Volksbelustigung ihre tiefsten und geheimsten Antriebe schöpft. Die Tierkämpfer sind zugleich Tiermenschen in dem Sinne, daß sie an das Tier gebunden sind, wie Montherlant an seine Erde gebunden ist. In dieser Bindung verschlingen und kreuzen sich die elementarsten Triebe des Menschen, Wollust und Grausamkeit, und verbinden sich mit einem ursprünglichen Ahnen von der Einheit alles Lebendigen. Damit aber erhalten diese Triebe eine religiöse Weihe und Wucht, und wir erinnern uns daran, daß die Bindung von Mensch und Tier zu den religiösen Urphänomenen der Menschheit gehört. Die alten Religionen Asiens und des Mittelmeerbeckens kannten diese Bindung und heiligten sie durch Mysterien und feierliche Begehungen. In diese älteste Schicht führt uns Montherlant hinein, oder besser gesagt, er hebt sie wieder empor aus dem Gedächtnis seiner Rasse und aus den ekstatischen Höhepunkten seines Lebensrausches. Er vermag Heidentum und Christentum zu bejahen, weil beide das Mysterium kennen oder doch gekannt haben. Seine Religion ist von der Art des spätantiken Synkretismus. In den Stierkämpfen findet er ein religiöses Fortleben des Mithraskultes. Mithras, ursprünglich eine altpersische Gottheit, war ja in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zum Heiland einer großen Erlösungsreligion geworden, die wie andere orientalische Kulte aus Asien nach Rom verpflanzt und von den Legionen in alle Provinzen des Reiches getragen wurde. Bald schlossen sich die Imperatoren diesem Glauben an und ließen sich in seine Mysterien einweihen. Er hat tiefe Spuren im romanisierten Abendlande hinterlassen, wovon u. a. die neuesten Ausgrabungen in dem trierer Tempelbezirk Zeugnis ablegen.

Der Mithraskult war der größte und gefährlichste Konkurrent des Christentums, und diese Konkurrenz ist im Lebensgefühl Montherlants wieder aktuell geworden. Sie konnte es, denn Mithras ist ja die göttliche Gestalt, die im Bunde mit dem Sonnengott und auf sein Geheiß den kosmischen Stier tötet und dadurch zum Weltschöpfer wird. Denn dem Mythus zufolge ist alles irdische Leben dem sterbenden Leib des Stiers entsprossen. Religionsgeschichtlich bedeutet dieser Mythus wahrscheinlich einen Vegetationskult, eine Religion des Lebens und der Fruchtbarkeit. Der Held von Montherlants Roman

Digitized by Google

erlebt es als sein Schicksal und seine Berufung, diese uralten Mysterien im Stierkampf zu erneuern, und dadurch die Tradition und die Fühlweise der Mittelmeervölker zu erneuern. Der Roman spielt in Spanien, und Spanien ist natürlich für Montherlant die große geschichtliche Legitimation seines Glaubens, denn dort hat sich zäher und kraftvoller als irgendwo anders die Verbindung zwischen katholischem Fühlen und Blutrausch der Stierkämpfe erhalten, dort feiern Kirche und Volk gemeinsam die Feste des Stiers.
Diese seltsame Religionsmischung hat gewiß etwas sehr Subjektives, aber es ist eben die starke Subjektivität eines Montherlant, und sie vermag den Leser in ihren Bann zu ziehen. Mit dem Bereich weltanschaulicher Problematik hat dieses Buch nichts zu tun. Hier ist kein Konflikt zwischen Geist und Leben, hier spricht rein und jäh das alogische Leben selbst. Der große psychologische Reiz des Buchs liegt darin, wie sich die Macht elementarer Triebe mit der kompleren Bewußtseinslage des Spätlings kreuzt. Montherlant weiß uns begreiflich zu machen, daß der Stierkampf in seinem dunklen Grunde eins ist mit der Liebe zum Tier, daß die kunstgerechte Tötung des Opfers nur dem gelingt, der sich primär mit ihm eins weiß und seinem Lebensrhythmus folgt. So führt uns die Beschwörung uralter Mysterienreligiosität zugleich in die Wirrnisse der modernen Seele ein.
Noch tiefer führt uns in dies Gebiet ein neues Buch von Jean Cocteau, Altersgenossen von Montherlant, hinein. Das Buch heißt „Enfants terribles" (G. Kiepenheuer, Berlin). Aber dies Wort hat hier nicht den üblichen harmlosen Sinn, in dem auch wir es gebrauchen. Es bedeutet hier nicht den amüsierten und zugleich leicht schokierten Blick der Erwachsenen auf die Kinderwelt, welche die Regeln des sozialen Anstandes durchbricht. Nein, die enfants terribles von Cocteau sind im tiefsten Sinne schreckliche Kinder, furchtbare Kinder. Cocteaus Absicht war, uns einen Blick zu eröffnen in das unheimliche, unzugängliche Getriebe der kindlichen Seele, oder, genauer gesagt, in die Seele der Halbwüchsigen. Denn seine Helden, der 14jährige Paul und die 16jährige Elisabeth, seine Schwester, stehen in den gefährdeten Jahren, da der heranwachsende Mensch sich in die wirkliche Welt einordnen oder an ihr zerschellen muß. Aber freilich, was wir wirklich nennen, ist es für diese Kinder eben nicht. Wirklich ist für sie etwas ganz anderes, es ist das dumpfe Spiel ihrer Phantasie und ihrer Triebe, es ist ein Zustand des Halbbewußtseins, in den sie sich nach Belieben durch Suggestionstechnik hineinversetzen können und der sie mit einer Art Ekstase erfüllt. Diese Technik nennen sie „das Spiel".
Dieses Spiel spielen, das ist der eigentliche Lebensinhalt der beiden Kinder. In dieses Spiel werden sie immer tiefer verstrickt, sie werden sozusagen vom Schicksal oder von ihrem Dämon hineingezwungen. Durch den Tod der Eltern wird ihre häusliche Umwelt zerrüttet, aber eine falsch angebrachte Fürsorge, die sich nur um die Sicherung ihrer äußeren Existenz kümmert und sie im übrigen sich selbst überläßt, gestattet ihnen ungestörte Fortsetzung ihrer entwurzelten Existenz. Pauls Krankheit vollendet den Abschluß von Außenwelt und Wirklichkeit. Das Zimmer, das er mit Elisabeth teilt, bildet eine gemeinsame Schale, in der sie leben wie zwei Glieder eines Körpers. Dieses Zimmer wird immer mehr Symbol und Mittelpunkt ihres Lebens, ja es gewinnt ein phantastisches Eigenleben. Es ist wie ein schlingerndes Boot, in dem sie allein auf sturmgepeitschten Wogen tanzen. Immer dichter, immer unzerreißbarer wird das Gespinst ihrer Symbiose. Sie lieben sich und hassen sich, sie quälen sich und können doch nicht ohne einander sein. Sie leben eigentlich nur noch für die Nacht, denn in den Nachtstunden verdichtet sich die gespenstische Atmosphäre, die sie mit einer raffinierten Mischung von Wollust und Grausamkeit erzeugen. Das ist ihr Genuß, das ist ihr Lebensziel, sie brauchen dieses unheimliche Schwindelgefühl, in dem Raum und Zeit, Wirklichkeit und Überwirklichkeit verschwimmen. Von der Wirklichkeit sind sie nun schon ganz gelöst. Sie haben die Fahrt in das Reich des Wahns und der Vernichtung angetreten. Immer schneller rollt ihr Schicksal der unvermeidlichen Katastrophe zu, immer enger zieht sich die Schlinge um ihren Hals zusammen.

Es gehörten sehr kranke Nerven dazu, um dieses Buch zu schreiben, und um es zu lesen, braucht man gesunde und starke Nerven. Man kann es subjektiv ablehnen: objektiv wird man die halluzinatorische Kraft des Dichters bewundern. Schließlich steht man vor der Frage: was bedeutet es, daß solche Bücher überhaupt geschrieben werden können? Ihr Sinn kann nur der sein, daß sie von der Zerrissenheit, ja

Digitized by Google

von der Gefährdung unserer Epoche Zeugnis geben. Es ist auch ein Amt der Dichtung, den Abgrund sichtbar zu machen. Vielleicht liegt darin eine Katharsis wie in der antiken Tragödie.

Was die unglücklichen Kinder Cocteaus ersehnen, ist weniger die Selbstvernichtung als das künstliche Paradies eines Traumes, der die Grenzen des Seins und des Lebens schimärisch sprengen möchte. Es sind irrende, verirrte Geschöpfe mit verzerrten Idealen. Sie haben sich verstiegen wie Wanderer auf einer Felswand und stehen schon fast außerhalb unserer Welt.

Dadurch grenzen sie sich von den Gestalten des letzten Buchs ab, von dem ich berichten möchte. Es ist „Der schwierige Tod" von René Crevel (bei S. Fischer, Berlin). Auch hier freilich das lähmende Grauen einer aufgelösten zuckenden Epoche und einer Generation, die keine Hoffnung mehr zu kennen scheint. Aber doch ist die Atmosphäre eine ganz andere. Hier spielen sich die Dinge nicht in der phosphoreszierenden Beleuchtung des Traumes ab. Hier wird die nackte Wirklichkeit des Lebens nicht durch Bewußtseinsverschiebungen aufgelöst. Zwar gehört René Crevel jener jüngsten literarischen Schule Frankreichs an, die ebenfalls eine Überwindung der Wirklichkeit durch somnambule Zustände auf ihr Programm gesetzt hatte, ich meine die Surrealisten, aber „der schwierige Tod" ist nicht das Produkt einer Theorie und soll nichts beweisen. Es ist ein Lebensausschnitt aus dem pariser Bohèmedasein der Nachkriegsjahre, und seine Atmosphäre ist die des Literaten- und Künstlerviertels vom Montparnasse. In diesem Milieu lebt Crevels junger Held, nachdem er mit dem boshaften und theatralischen Spießertum seiner Mutter und ihres Lebenskreises gebrochen hat. In der Schilderung dieser Gegenwelt zeigt Crevel seine besondere Begabung zu grotesker und beißender Satire. Aber dieser Empörer, dieser mißratene und verlorene Sohn ist auch ein großer Sehnsüchtiger und ein großer Liebender. Und als seine Liebe tödlich verletzt wird, da weiß er in seiner hilflosen, kindlichen Verzweiflung keinen anderen Ausweg als den Tod. Es ist der schwierige Tod eines jungen Menschen unserer Zeit, der viel gelitten hat und sich nicht mehr zurechtzufinden wußte. Es ist ein Buch der Zeugenschaft und des Bekennertums, Zeugnis einer Jugend, die, um eins der schönen Bilder von Crevel zu wählen, „sich abmüht ohne Hoffnung auf einen einfachen Stern".

Rechtsfälle

VI

Von Wilhelm von Scholz (Zürich)

Der vorige Aufsatz dieser Reihe schloß mit den Verbrechern, die schuld am Kriege waren. So ist es billig, daß der heutige mit den Verbrechern beginne, an denen der Krieg die Schuld trägt, deren Verbrechertum nicht oder nicht so geworden wäre ohne den Krieg.

Aus der Schule erinnere ich mich, einen wie großen Eindruck es mir gemacht hat — und wie es mir doch nie ganz nachfühlbar geworden war — wenn erzählt wurde, daß die Nachwirkungen des Dreißigjährigen Krieges auf die Rührseligkeit der Menschen noch an hundert Jahre spürbar gewesen seien. Wie lange werden die des Weltkrieges erkennbar, mit Händen zu greifen sein?! Das Gemüt der Menschheit wird noch Jahrzehnte wie das eines Einzelnen nach einer schweren Krankheit, nach einem Schock, belastet, in der Freude verkümmert, sorgenvoll, ohne Vertrauen bleiben; und es ist nicht ausgeschlossen, daß eine dauernde Veränderung der Menschenseele durch ein Ereignis wie diesen Krieg hervorgerufen wird.

In der Reihe der „Veröffentlichungen der Carnegie-Stiftung für Internationalen Frieden", im besonderen der von James T. Shotwell herausgegebenen „Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges" hat der verstorbene Professor an der hamburger Universität und Richter dort, Moritz Liepmann, den Band „Krieg und Kriminalität in Deutschland" geschrieben (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1930).

Ein außerordentlich weites Gebiet umspannend, untersucht Liepmann die Einwirkung des Krieges, der Heimatzustände während des Krieges und der

Digitized by Google

anderen mittelbaren Einflüsse auf die Verbrechen aller Art wie auf alle Arten von Verbrechern, auch dem Alter und dem Geschlecht nach. Die sofort erkennbare Schwierigkeit der Aufgabe wird noch erhöht, wenn man sich an der Hand der Ausführungen Liepmanns klarmacht, wie lückenhaft für eine psychologisch-erklärende Untersuchung das zur Verfügung stehende statistische Material naturnotwendig sein muß, wie alle von Militärgerichten abgeurteilten Verbrechen darin fehlen, und wie durch das Entschlüpfen vieler kleinerer Übeltäter in den ordnungsloseren Zeiten des Krieges das statistische Vergleichen mit den Friedenszeiten erschwert wird — wie andererseits auch die zahllosen Kriegsgesetze und -verordnungen Übertretungen und Vergehen erzeugen, denen im Frieden nichts ähnliches entsprach, auch sie zerstörend für die vergleichende Statistik, aus der doch allein zuletzt die Wirkung des Krieges auf die Kriminalität in ihrer Größe zu fassen und darzustellen ist.

Es zeugt für die fleißigste Arbeit des Verfassers und seiner Helfer, wie für ihre Schätzungsfähigkeit, daß trotz so gewichtiger Hemmnisse ein Werk entstanden ist, das höchstwahrscheinlich sehr richtig, auch in seinen Zahlen, den Einfluß des Krieges auf das Verbrechertum gibt und das sicher den psychologischen und sachlichen Tatbestand dieser Fragengruppe überzeugend darstellt.

Es ist fesselnd, diese Ausführungen zu lesen, selbst da, wo sie nur in trockenen Angaben oder in Kurven bestehen; zu verfolgen, wie die besonderen Kriegsverbrechen, Hochverrat, Landesverrat usw. neu zu den üblichen Verfehlungen im Frieden hinzutreten; wie diese hier weniger, dort mehr werden, wie die Altersklassen in anderem Verhältnis beteiligt sind, ebenso die Geschlechter; wie sich durch die Blutzeit des Krieges die Seele neu, leichter zu Mord und Totschlag einstellt, weil das Menschenleben ungeheuer an Wert verloren hat.

Freilich begleiten nicht gerade die angenehmsten Erinnerungen den Leser: wenn die Schwindeleien und Betrügereien der Inflationszeit am Auge vorüberziehen, wenn die Kinderverwahrlosung der Kriegs- und Nachkriegszeit, die Gesetzesübertretungen aus Hunger und seine gesundheitlichen und moralischen Folgen, all die Dinge untersucht werden, die uns, ehe der Krieg begann, nur Worte aus alten Jahrhunderten und aus der Geschichtsstunde waren. Aber das Buch ist eine ernste, für den Politiker, den Gesetzgeber, den Volksfürsorger und den Richter notwendige Lektüre.

Fast finde ich nicht den Übergang von diesem wichtigen wissenschaftlichen Werk zu einigen Verbrechens- und Fahnderromanen, die der Zufall daneben gelegt hat. Aber einer dieser Romane erleichtert es mir, indem er den Krieg als Hintergrund nimmt, und wenn auch nicht das Verbrechen ein Kriegsverbrechen sein läßt, so doch den Unschuldshelden, der in einem richtigen Kriminalroman nun einmal nicht fehlen darf, durch ein im Kriege erworbenes Nervenleiden in Verdacht und vorübergehende Verurteilung bringt. Das Buch gehört in die Kriminalreihe des Georg-Müller-Verlages in München und heißt „Die schreiende Grube" von A. J. Rees, einem Engländer. Nachfolge von Conan Doyle, geschickt ersonnen und geschickt aufgebaut, sonst bedeutungslos — kaum dadurch interessanter, daß man so nebenbei etwas von der Stimmung erfährt, die damals im Kriege von einem Zeppelin über der Küste ausging; von der anderen Seite gesehen.

Diese Bucherscheinungen drängen aber stets von neuem zu grundsätzlichen Überlegungen. Ist es gutzuheißen, daß immer wieder solche Bücher übersetzt, gedruckt, verbreitet werden? Man bezahlt die Spannung, die sie unleugbar haben — auch für den kultivierten Leser, wenn er sich ein wenig hineingelesen hat — mit einer Leere und Enttäuschung am Schluß der Lektüre, die elend macht. Aber man ist über eine schlaflose Nacht, über eine Verstimmung, ein Unwohlsein mühelos hinweggekommen; man hat seinen Packen Sorgen ein paar Stunden vergessen. Dichtung und gute Schriftstellerei führen den Menschen immer in sich selbst hinein; er schwingt mit in dem Erzählten, so sehr er sich auch zunächst dabei einmal vergessen mag — denn alles, was Kunst oder Dichtung ist, steigert, aufgenommen, die aufnehmende Persönlichkeit. Diese andere Klasse von Romanen bleibt außerhalb des Lesers und überträgt nur ihre Spannung auf ihn. Sie beschäftigt ihn umfänglicher, länger und intensiver — aber der Art nach nicht viel anders als ein Kreuzwort-, ein Silbenrätsel, über dem er sich eine Viertelstunde vergessen kann, während ihn der Kriminalroman zwei, drei Stunden von sich befreit. Ein Narkotikum, ein Betäubungsmittel, das seinen Zweck erfüllt,

Digitized by Google

auch wenn nachher leichte Übelkeit eintritt. Sie muß eben mit in Kauf genommen werden, wenn man das Spürchen Lethe des Buchs gebraucht hat.

Mehr erstrebt und etwas mehr gibt der in derselben Reihe aus dem Russischen des Leonid Borissow übersetzte Roman „Schnellzug Leningrad—Sewastopol". Zunächst einfach als russische Arbeit; ein russischer Autor kann die alte hohe Erzählungskultur seiner Nation nicht so schnell verleugnen, kann nicht so ohne weiteres in den anglo-amerikanischen Detektivromanstil übergehn. Er hat die gedankliche Geschicklichkeit dazu gar nicht und muß zum Besseren geradezu als zum Surrogat des Schlechteren greifen. Er sucht nicht so sehr eine spannende Enthüllungshandlung zu bauen als durch Schilderung lebendiger Menschen zu fesseln. Vielleicht werden die Leser der Serie enttäuscht sein — für die anderen ist hier eher Gewinn, so daß der Roman eigentlich gar nicht in die Kriminalromane einzureihen ist, trotzdem es sich darin um die Aufklärung eines Mordes handelt. Ein weiterer Gewinn des Buchs ist, daß es nicht westlich ist, sondern im heutigen russischen Kleinleben bleibt. Statt eines überklugen Detektivs walten nur zwei biedere Sowjetpolizeibeamte, die schließlich den ehemaligen Spitzel der Ochrana auch als Mörder entlarven, und das wie alle guten Polizeibeamten ohne unnütze Aufregung und Spannung des Publikums erreichen. Es hat dafür die Möglichkeit, sich an der Schilderung der verwahrlosten Kinder trotz alles Grausens und Schreckens darin zu freuen, weil Menschliches im guten Sinne aus all diesen verlaufenen Revolutionskindern zu spüren ist — durchaus nicht etwa tendenziös und für Sowjet einnehmend, sondern künstlerisch, wie es der Verfasser fühlt und erlebt. Man sieht auch sonst noch in Zeitverhältnisse des Nachbarreichs hinein. Und wenn der Roman, begegnete er dem Leser in der Reihe wichtiger heutiger europäischer Romane von Rang, auch vielleicht abfiele und zurücktreten müßte, hat er hier unter den Kriminalromanen plötzlich Qualität und ersteigt eine höhere Stufe.

Noch ein drittes Stück der Georg-Müller-Reihe liegt mir vor, von einem deutschen, offenbar rheinischen Verfasser: H. L. Rumpff. Die Handlung dieses Romans, der sich „Die Fürstin Volescu" betitelt, springt zwischen Sizilien, Deutschland, Holland, Amerika hin und her, ist mondän, führt in die große Verbrecherwelt, besitzt einen erstrangigen Detektiv und würde jedem englischen oder amerikanischen Verfasser alle Ehre machen. Es ist beruhigend zu sehen, daß wir Deutschen jetzt diese Fabrikate in gleicher Güte herstellen und nicht durchaus aus dem Ausland beziehen müssen. Aber außerdem ist in dem Buch als erfreulich ein gewisser rheinischer Humor hervorzuheben, der mir die Gewähr gibt, daß der Verfasser Rheinländer sein muß. Da ist Dialekt und Dialekthochdeutsch überzeugend richtig geschrieben, daß man die Leute sprechen hört und sich gern mit der Romanhandlung immer wieder einmal nach Köln versetzen läßt, wo der Haupthehler, ein Gemüsehändler, sitzt, für den durchaus mehr Sympathie erweckt wird als für den klugen Detektiv oder die überragende Fürstin Volescu, die sowohl in der Verbrecherwelt und im Artistentum als in der großen internationalen Welt der europäischen Diplomatie zu Hause ist. Natürlich, dieser Blumenjupp auf dem Heumarkt zu Köln, der gerade ausruft: „Wat mitnemme, Madamm? — Jett Schafu? — Schneeweißer Bloomekohl?" hat ein klein wenig von dem, was den anderen fehlt: Leben. Seine Partner muten an, als ob sie schon in der Schreckenskammer eines Panoptikums stünden und aus Wachs wären.

Übrigens muß ich, wenn ich mich einen Augenblick auf den Standpunkt des Detektivromans stellen will, hier auch noch bemängeln, daß der Verfasser seine Handlung ein wenig zu sehr verwirrt und unübersichtlich macht. Ich hatte, als ich diesen Roman las, gerade das Bedürfnis nach Überwindung schlafloser Nachtstunden mit scharfen Mitteln, die nicht gerade Schlafmittel sein sollten, und habe sehr genau gelesen; aber selbst dabei sind mir nicht alle Bezüge dieser Tresoreinbrüche, plötzlichen Schüsse, erkletterten Fassaden, von der Rutschbahn heruntergeschossenen Menschen, Doppelgänger usw. restlos klar geworden. Die Fülle der Verwicklungen, die ein Detektivroman braucht, um die Spannung lange genug durchzuhalten, ist hier um ein wenig übersteigert — freilich nicht um soviel, daß sie den Leser losließe. Man sagt sich immer wieder, wenn einmal etwas unklar bleibt, nun, es kommt ja wahrlich nicht darauf an!

Doch zurück nach Rußland! Da ist noch ein Buch zu nennen, das wenigstens mit einem Teil seines Inhalts hierher gehört: „Der Roman meines

Digitized by Google

Lebens" von Maria Rasputin (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft). Diese Lebensgeschichte ist von einer klugen, sympathischen Frau geschrieben, die in Schicksalen rasch gereift ist und sich über ihre ursprüngliche Bildung erhoben, Einsichten in größere Zusammenhänge und in die Welt der Politik gewonnen hat, die ihr nach ihrer Abstammung sich nicht ohne weiteres erschließen konnten. Die, wie sich wohl kaum bezweifeln läßt, bedeutende Gestalt ihres Vaters, durch den auch die Tochter an den Hof und in die Kreise des kaiserlichen Petersburg kam, der Verkehr in der Hauptstadt, haben ihr die Einblicke eröffnet, die bei der Tochter eines sibirischen Bauern, wenn er auch ein Staretz war, zunächst wundernehmen.

Was an dem Buch der Maria Rasputin im Zusammenhang dieser Aufsätze wichtig ist, das sind die Seiten, die von der Ermordung Rasputins handeln, die das Bild völlig und, wie ich glaube, überzeugend verändern, das man bisher von dieser Bluttat hatte. Der Fürst Jussupoff hat sich ja selber über seinen Mord an Rasputin ausführlich genug geäußert. In Fülöp-Millers „Heiligem Teufel" haben wir die seltsame und phantastische Schilderung gelesen — mit Staunen über diese angebliche ungeheuerliche Giftfestigkeit des außerordentlichen Mannes. Dem setzt nun die Tochter des Ermordeten eine sehr viel wahrscheinlichere andere Schilderung entgegen, die freilich für die Mörder des Staretz noch weniger sympathisch ist als ihre eigene, die aber den Vorzug hat, natürlich zu sein, mit den festgestellten Tatsachen und auch mit unseren Kenntnissen der Gifte und ihrer Wirkungen besser im Einklang zu stehen. Die Kapitel, in denen die Tochter den Mord an ihrem Vater schildert, wie sie ihn in Ängsten und Nachrichten erlebte und nachher sich Schritt für Schritt klarmachte, sind besonders lebendig und spannend geschrieben.

Der neue Kasimir Edschmid

Von Kurt Martens (Dresden)

Das Schaffen einer dichterischen Persönlichkeit in Perioden einzuteilen hat einen Beigeschmack von Pedanterie und erweist sich in den meisten Fällen als unfruchtbar. Nur die eine Beobachtung drängt sich von selber auf, daß oft beim Übergang vom Jünglings- zum Mannesalter Anhängerschaft an eine Doktrin aufgegeben wird, und die Selbständigkeit des Berufenen im Ideellen und Künstlerischen zum Durchbruch gelangt.

So hat auch Kasimir Edschmid, mit 35 Jahren noch Wortführer und Werberedner des Expressionismus, die Fesseln einengender Richtung, als sie brüchig wurden, gesprengt und dann überraschend schnell den Weg zu achtunggebietender Reife gewonnen. Das massige und verwirrende Barock seines Romans „Die achatenen Kugeln" und der frühen Novellenbände löste sich auf in den übersichtlichen Formenreichtum eines klaren, einmaligen Weltbildes; die abenteuerlich getürmten Gebilde seiner in ungefüge Satzgebäude eingefangenen Vorstellungen wichen organischem Wachstum aus der Schlichtheit der Natur; der Kern seines Wesens ward mühelos, in harmonischen Verhältnissen erkennbar.

Geblieben ist der Charakter des nach allen Seiten hin unabhängigen Willensmenschen, das kraftvolle, sinnenfreudige Temperament, der durchaus unbürgerliche Herren-Instinkt, dessen Aristokratismus — ein in Deutschland seltener Fall — sich mit durchdringendem, regsamem Intellekt vereint. Die Abkehr vom schulmäßig Literarischen hat Edschmids aktiven Geist in Gebieten heimisch gemacht, wo die querelles allemandes jede Bedeutung für ihn verlieren mußten. Die letzten Eierschalen bürgerlicher Seßhaftigkeit streifte er als gewandter Globetrotter ab, erweiterte und vertiefte damit seinen Blick für Menschentypen und hochwertige Exemplare aufs glücklichste, stellte in seinen Romanen wie in seinen Reisebüchern Normen internationaler Herkunft auf, über deren letzte Gültigkeit man streiten kann, die aber seinen deutschen Zeitgenossen jedenfalls zu denken geben sollten.

Seine Moral — ein Begriff, den er in stolzer Selbstverständlichkeit stabilisiert — zeigt verwandte Züge mit der von Nietzsche wie der von Wedekind. Sie ergibt sich naturnotwendig aus strahlender, blutvoller Körperlichkeit und stößt vor bis zu den sub-

Digitized by Google

tilsten Geboten des Takts in fairness und noblesse. Ein brisantes Lebensgefühl, das dem Körper wie dem Geiste die gleichen unantastbaren Rechte anweist, bewährt sich in allen Lebenslagen mit dem Mute des Todesverächters, der Kühnheit des Eroberers. Die virtus der alten Römer, die Tugend gleichsetzt mit edelster Mannesart, kommt in Edschmids Gestalten wieder zu Ehren, gesäubert von allen Schlacken dumpfer Barbarei, hochgezüchtet, dem Stil des 20. Jahrhunderts angepaßt, verfeinert durch gesellschaftlichen Schliff.

Die Romane (im Verlag Paul Zsolnay, Berlin-Wien) wandeln das Thema von der Kühnheit und Sieghaftigkeit des geborenen Adelsmenschen ganz unpathetisch, in lässig chevalereskem Tone ab. In den „Gespenstigen Abenteuern des Hofrat Brüstlein" (1927), einer phantastisch aufgezogenen Rahmenerzählung, wirft der zum Krüppel gewordene Graf Pourtalès den verhaßten Körper von sich, um endlich wieder einmal zu leben, in menschenwürdiger Gestalt, in männlichem Taten- und Erkenntnisdrang. Als chinesischer Mandarin, als Midshipman und späterer Admiral an Bord eines britischen Kriegsschiffes, als Südpolfahrer, endlich als einer seiner eigenen Vorfahren aus dem Rokoko durchstürmt er die Ekstasen und Enttäuschungen eines verhinderten und letzten Endes erfolglosen Heroismus. Die Resignation und schmerzliche Selbstkritik des Helden, der hier zugleich ein Weiser ist, löst sich lächelnd auf in ein Idyll; denn „der Preis für außerordentliche Leistungen besteht gewöhnlich in der letzten Einfachheit". Pourtalès und sein Dichter denken nicht daran, sich der Problematik alles Heldentums seiner Lockungen ungeachtet zu verschließen.

Der öffentliche Wirkungskreis des Heldentums ist in Friedenszeiten ein gesellschaftlich bedingter. Heutzutage pflückt er seine Lorbeeren notgedrungen beim Sport, in der Arena vor der Menge oder in den exklusiven Kreisen der oberen Zehntausend. Nur mit den letzteren beschäftigt sich Edschmid in dem Roman „Sport um Gagaly" (1928). Bei Rennfahrern und Tennisspielern tritt die Romantik abenteuerlichen Wagemuts zurück hinter gewissenhaftem Training und berechnender Vernunft. Nicht auf den Rekord kommt es an, sondern auf den echten Sporting-Geist, der identisch sein soll mit Vornehmheit der Gesinnung. Sportlich und geistig muß der Gentleman vollendet sein. Ein vorbildliches Exemplar solch eines Gentleman der internationalen Gesellschaft führt Edschmid in dem italienischen Rennfahrer Passari vor. Indem er ihn als Liebhaber zwischen die beiden ungarischen Gräfinnen Gagaly und Pista stellt, läßt er Zusammenhänge und Vergleiche aufblitzen zwischen der seelischen Struktur und Lebensform des Matadors im Sport und in der werbenden Leidenschaft. Dieses Werk steht in der deutschen Gegenwartsliteratur einzig da als der Roman eines Dichters von Geist und Elan, der, gesättigt mit der besten europäischen Kultur, das

Kasimir Edschmid
Zeichnung von Erna Pinner

Wesen des europäischen Adels in neuen, typischen Erscheinungen von Grund aus erfaßt hat und sie eindrucksvoll, wenn auch nur unter einer bestimmten, vorteilhaften Beleuchtung darstellt.

„Lord Byron, Roman einer Leidenschaft" (1929) entwickelt einen Charakter von Überlebensgröße, einen historisch beglaubigten Heroen, aus dem einen Zuge unerschrocken trotzigen Widerstandes heraus, eines Widerstandes der herrischen Persönlichkeit gegen die gesellschaftliche Konvention. Lord Byron ist bei Edschmid nur nebenbei der berühmte Name aus der Literaturgeschichte, Genie mehr der Lebensführung als der Leistung. In die persönlich gesehene und episch verdichtete Biographie wird die Leidenschaft Byrons zu seiner Halbschwester als Gärungs-

Digitized by Google

stoff gesetzt. Beide erweisen daran ihre schönsten, adeligen Tugenden; der cant der Gesellschaft gleitet von ihnen ab. Von den verschiedenen Autoren, die in letzter Zeit Byron dichterisch behandelten, ist Edschmid der einzige, der ein inneres Recht dazu besaß; er ist dem frondierenden, schweifenden Briten geistig blutsverwandt und faßt ihn mit richtigem Instinkt nicht als Romantiker auf, sondern als zeitlosen Repräsentanten eines Herrentums vom Stamme der Pourtalès und Passari. Seiner Umwelt läßt er die nationale Gebundenheit: in London und auf den Schlössern geht alles unvermeidlich englisch zu, sowie im „Hofrat Brüstlein" französisch, in „Gagaly" ungarisch und italienisch. Vortrag und Dialoge haben die Färbung ihres Schauplatzes bis in die zierlichsten Schnörkel hinein. —

Es gibt noch immer Kritiker und Leser, die Edschmid vom Expressionismus seiner Frühwerke nicht zu trennen wissen, ihn am liebsten noch immer auf „Schwulst", „Kraftmeierei" und „Snobismus" festnageln möchten. Sie sollten ohne Voreingenommenheit an den gewandelten Edschmid herantreten. Die Klärung zeigte sich zuerst in den Reisewerken („Das große Reisebuch", „Basken, Stiere, Araber", „Afrika nackt und angezogen" und „Hallo Welt!", das ich in L. E. XXXII, 654, würdigen durfte). Sie schritt fort von Roman zu Roman und hat in „Lord Byron" bereits klassische Prägung erlangt.

Der Roman der Mutter

Von Julius Bab (Berlin)

Aus dem Dickicht der aktuellen Dichtung, wo das harte Holz der Zeitinteressen steil und spröde eng beieinander steht und die wuchernden Schlingpflanzen des Tages Aussicht und Aufblick nehmen, tritt man in eine Lichtung. Weite und freie Wiese ist plötzlich da, der Himmel mit allen Sternen wird sichtbar und die Erde blüht mit Duft und Frucht zu uns empor. — Das ist der Eindruck, den man empfängt, wenn man Ina Seidels neues Buch gelesen hat, den großen, zweibändigen Roman „Das Wunschkind" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin). Ein zeitloses Buch, ein Buch, das von den ewigen Dingen spricht, von denen, die in Geburt und Tod den Kreislauf des Lebens umfassen. Ein Buch, das von einer Frau handelt, und das nur eine Frau geschrieben haben kann: Das Buch der Mutter.

Das ewige Schicksal aller Mütter wird hier in eine sinnbildliche Höhe gehoben, weil Cornelie von Tracht dies Kind, diesen Sohn nicht empfängt im Dunkel des unwissenden Rauschs — weil sie mit dem Instinkt der Frau, der mächtiger ist als der Tod, dies Kind will, weil sie es unmittelbar aus dem Rachen des Todes an sich reißt — das Wunschkind! — Eben ist ihr einjähriger Knabe gestorben und nebenan ist ihr Mann aufs Lager gesunken, der morgen in den Krieg und den Tod ziehen wird, und sie geht zu ihm, sie bezwingen das Schicksal, sie empfängt den Sohn, der acht Monate nach dem Tode des Vaters geboren wird: Hans Christof Echter von Mespelbrunn.

Mespelbrunn ist ein sehr altes Schloß im Spessart und die Echters (von denen ein berühmter Erzbischof von Würzburg stammte) sind sehr alter fränkischer Adel. Cornelie aber stammt von dem Gut Hölkewiese in der Priegnitz, die Trachts sind vom alten märkischen Geschlecht und Cornelies Vater, der General, hat dem Alten Fritz gedient. Dies Kind der Preußin und des jungen Franken ist „im Schnittpunkt einer heiligen Diagonale entstanden, gleich weit entfernt von der weichen Lässigkeit von Südwest, gleich weit vom kantigen Spartanertum von Norden". So wird Christof, der wahrhaft vollkommene Deutsche; „Weingeist und Öl" mischen sich in ihm. Er „hat Glück" in jenem tieferen Sinn des Wortes, der nicht die Zufälle meint, die einem Menschen begegnen können, sondern eine innere Eigenschaft, die ein Mensch ausstrahlt: „Weil er Gnade bei Gott und den Menschen hatte." Cornelie aber war die Mutter dieses Kindes, die Welt, in der er wächst. Sie war „schützende Höhlung im All, Himmel blau und gestirnt, Erde grün und geblümt, Zugang der Kinder zur Schöpfung".

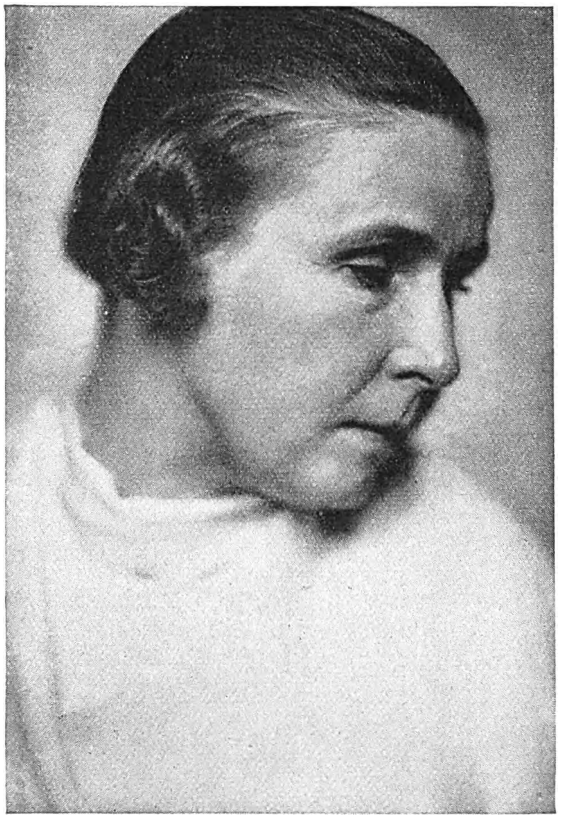
Christof ist 1792 in Mainz geboren, in dieser sehr alten, sehr deutschen Stadt, die als einzige die

Digitized by Google

französische Revolution im vollen Ausmaß mitgemacht hat. (Von Georg Forster, der als Konventsdeputierter der Stadt Mainz in Paris starb, handelt Ina Seidels früherer Roman „Das Labyrinth".) Und so wiederholt sich hier noch einmal in gesteigertem Maße Verhältnis und Spannung von Osten gegen Westen, Deutschland und Frankreich. Der alte Tracht hatte in zweiter Ehe eine französische Schauspielerin geheiratet, die bald starb. Aber sie hinterließ eine Tochter Charlotte; die ging mit der Stiefschwester Cornelie und ihrem Mann nach Mainz in den Feldzug, den Koalitionskrieg gegen die Revolutionäre, den sich die preußischen Militärs so lächerlich einfach dachten und der bei Valmy ein so übles Ende nahm. Als die Franzosen das erstemal in Mainz einrücken und die Adligen flüchten, bleibt die kleine, launische Charlotte zurück. Und sie wird eines französischen Leutnants Frau und stirbt eben, als die Verbündeten in Mainz wieder einrücken, an der Geburt eines Kindes. Dieses Kind ist die kleine Delphine, die Cornelie zu sich nimmt und mit Christof zusammen aufzieht. Und Delphine wird der Inbegriff alles schönen Lebens für ihn, wird der ewige Gegenstand seiner Sehnsucht. Denn sie ist nun — beinahe schon als Säugling — das weibliche Elementarwesen, die ewig spielende, lockende Natur, die Nixe ohne Seele, und sie wird schließlich Schauspielerin. Sie ist die andere Möglichkeit des Weibes, der Gegensatz zu Cornelie, die „ganz eine Tochter und ganz eine Mutter, die Heimat ist".

Aber Christof, der Glückliche, erlebt nicht mehr, daß Delphine mit einem jungen Schauspieler zum Theater davon geht. Der Junge, der im Napoleonrausch der Epoche schwärmte, der, noch ein Knabe und im Bann seiner Familientradition preußischer Kadett, bei Jena verwundet wird, er wendet sich zwar vom Militärberuf ab, für den seiner südwestlicheren Art „die eingeborene Subordination" fehlt; aber er wird im romantischen Zuge der deutschen Jugend der freie Kämpfer für das deutsche Vaterland — er fällt in der ersten Schlacht der Freiheitskriege bei Groß-Görschen. — Die Mutter, deren Leben er war und die der heimliche Urgrund seines Lebens war, die Mutter bleibt. „Aber der Tag wird kommen — und er muß kommen — da die Tränen der Frauen stark genug sein werden, um gleich einer Flut das Feuer des Krieges für ewig zu löschen."

Wir standen auf einer Lichtung im Walde der Zeit und blickten zu den ewigen Sternen empor und zum fruchtbaren Boden unten. Hier war ein Buch, das Gestalten vergangener Generationen beschwört, um von den zeitlosen Dingen zu berichten. Ein Buch der Mutter, das von jenen tiefen Verbundenheiten erzählt, die nur die Frauen kennen; das Buch zugleich einer ganz starken Künstlerin,



Phot. Erna Lendvai-Dircksen, Charlottenburg

Ina Seidel

die uns den unendlichen Humor wie das furchtbare Pathos der Dinge, im Klang ihrer Worte erleben läßt. (Alles ist hier angeschaut und zu voller, fesselnder Sinnlichkeit gestaltet — nur im letzten Buch gibt es ein paar sehr geistreiche Gespräche, die doch wohl episch unstatthafte „Romaneinlage" sind.) Man erlebt das Schicksal dieser Menschen, die seit mehr als einem Jahrhundert tot sind, erlebt es in seiner Zeitlosigkeit. — Und dann spürt man plötzlich, daß es im Grunde gar nichts Aktuelleres, nichts Augenblickswichtigeres gibt als dieses

Digitized by Google

Buch, das von der gesuchten Einheit des deutschen Wesens handelt, von der schicksalvollen Haßliebe zwischen Ost und West, und von dem furchtbaren Dämon Krieg, gegen den die Mutterschaft der Menschheit sich anklagend erhebt. Am Ende sind es nur die Bücher zeitloser Dichterschaft, die die Nöte der Zeit in der Tiefe erkennen und gestaltend überwinden können.

Hans Brandenburg

Von Ludwig Gorm (München)

Entfernt man sich von seinem Werk und überschaut es von weither, so tritt die Entwicklung in klaren und einfachen Zügen deutlich hervor. Im Anfang in heiße Kämpfe um das eigene Ich verwickelt, wurde ihm die Welt erst allmählich sichtbar, in wachsender Durchdringung steigerte sich seine Form,

Hans Brandenburg
Zeichnung von Peter Trumm

bis auf der Höhe dann in völliger Vermählung auch die unvergänglichen Mächte gestaltet hervortraten.
Über viele Stufen führte der Weg, nicht ohne Rückschläge, nicht ohne Abgleiten. Die frühen Gedichte zeigten Brandenburg noch in Abhängigkeit von Liliencron, dessen Auffassung dem in die rheinische Industriestadt und in die Schule eingeengten, noch egozentrischen Revolutionär gemäß war. Neben den bis zur Prosa zerschlagenen freien Rhythmen stehen einfache, volksliedartige Stücke. Gemeinsam war schon hier ein Bedürfnis, frohe Kraft und Sonne über alles Sein auszugießen. Zum Teil aus denselben Motiven wurde der erste Roman gespeist, der, in der Form den damaligen psychologischen Entwicklungsromanen verpflichtet, auf derselben solipsistischen Stufe verharrte, und, ebensowenig wie seine Hauptgestalt selbst, die Verbindung zum Volk, zur Arbeit, zur Gemeinschaft fand. Sobald dies in der neuen münchner Umgebung bewußt wurde, erschien das Ich im zweiten Gedichtband in seinem Alleinsein, aus dem fruchtbaren Leid wurde die Persönlichkeit in Zweifel und Verzweiflung aufgerollt. Auch hier war noch nichts objektiviert, aber die Motive wurden konzentrierter, auf kürzeren Ausdruck gebracht.
Welche inneren Vorgänge die nächsten Jahre erfüllt haben, wissen wir nicht. Jedenfalls bewies der Roman „Chloë" ein außerordentliches Reifen. Denn hier war das Subjekt bereits stellvertretend geworden. Es bleibt einsam und abgelöst, aber durch die nur anscheinend tiefste Vereinigung mit einem anderen Ich leidvoll erhoben. Die Form entsteht aus dem vollen Gegeneinanderwirken zweier gleichberechtigt dargestellter Faktoren, die von Fremdheit über Berührung zur Verschmelzung gebracht werden, und die dann wieder über Abwendung, Entfremdung, hassenden Kampf zur Gleichgültigkeit auseinanderfluten. Sehr im Gegensatz zu früher ist alles Umgebende rund und farbig gesehen, und auch der sprachliche Stil ist präzis, gefüllt, melodisch geworden.
Damit war die subjektive Epoche abgeschlossen. In den folgenden Jahren bis zum Kriege strömte die Welt breit in Brandenburgs Werk ein. Reichtum an neuen Motiven kennzeichnete den Gedichtband „Gesang über den Saaten", wenn auch noch nicht die gesamte Erlebnismasse völlig Gestalt gewonnen hatte. Durchaus von innenher Ausgeformtes steht neben manchem, was nur anscheinend gestaltet ist. Aus bester lyrischer Tradition erwuchs, namentlich

Digitized by Google

in den landschaftlichen Stücken, eigene Bewältigung; der Wanderer, in dem Weltfreude und Daseinsbejahung mit allem Geschauten mitschwingen, errang beherrschende Geltung; wo noch einmal das frühere Ich auftaucht, wird es zu höherer Einverleibung des Fremden geführt. Noch aber wurde die Welt der mechanischen Arbeit nicht aus ihren eigenen Bedingungen heraus bezwungen, sondern organisch umgedeutet. Darin brachten erst die „Italischen Elegien" die Wandlung. Dies feste durchgehende Maß der Verse war gleichzeitig Mitursache dafür und Zeichen. Das ganze moderne, zivilisatorische Rom mit seinem antiken Unterbau und mit seiner Gegenwartsverkettung wurde aufgenommen und in seiner Realität belassen, dennoch aber in das strahlende Erlebnis des Wanderers umgegossen, das von der Südlandserwartung in die Heimatbestätigung zurückkehrt, wie die Fahrt von den Alpen herunter den Zyklus beginnt, die Fahrt zu den Alpen hinauf ihn beschließt.

Auf dieser Stufe setzte für Brandenburg das Erlebnis des Körpers und des Tanzes ein. Daß seine kritische Tätigkeit für Jahre in der Bewegung mitbestimmend war, sei nur erwähnt. Aber für ihn selbst bedeutete die leidenschaftliche Anteilnahme daran die Wendung zum Tragischen. Jetzt konzipierte er die beiden Dramen „Sieg des Opfers" und „Graf Gleichen", in denen Verstrickung und Lösung durch die Bewegung über die Bühne hin mit dem Worte selbst geschehen, und den dritten, partienweise allzu breit ausgesponnenen, in der Sprache schwerflüssigen Roman „Das Zimmer der Jugend". Aus einer typischen Gruppe rheinischer Familien, in denen sich die Welt konventionell gebundener Tätigkeit und die schweifenden Suchens als zwei Generationen gegenüberstehen, lösen sich die jungen Einzelnen, streben in besessener Sucht nach individueller Übermächtigung des Lebens auf ein leidfernes Ziel zu, scheitern daran und werden so reif zu dem großen Opfer, das der ausbrechende Krieg von ihnen verlangt. Wie sich allmählich, den Schauplatz vom Rhein nach München verlegend, aus der Gruppenmasse der entscheidende Einzelne zwischen zwei Frauen (dieses Motiv geht bis auf die Frühzeit zurück und wird hier wohl endgültig abgetan) erhebt, wie sich aus einem umfassenden Fest die langher angelegte Katastrophe rapid entwickelt, wie das alles noch einmal vom bekränzten Narrentum südlicher Berglandschaft übergipfelt wird, bevor das große prüfende Dunkel hereinbricht, das ist von einer vorher nicht erreichten Schönheit.

Im Schützengraben entstanden die Gedichte „Die ewigen Stimmen". Keine Kriegsdichtungen, sondern eine Feier dessen, was auch jenseits der äußersten Vernichtung bestehen bleibt. Über die Stufe der „Italischen Elegien" hinaus tritt hier das Ich auch als Erlebnisträger zurück, die Welt, das Andere, das Ich leben aus der Gewalt ihres ewigen Gehaltes. Um ihm gerecht zu werden, reihen sich die Motive zuweilen zum Zyklus und wandeln sich die Versmaße.

In gewaltiger Arbeit strömte Brandenburg nach dem Kriege das erworbene Können aus. Es entstanden zwei gänzlich voneinander verschiedene Dichterbiographien, Eichendorff und Hölderlin, die eine geschichtlich, erzählend, die ganze Zeit hinbreitend, die andere eine tiefgrabende, aufhellende Darstellung des Werkes. Es entstand der kurze „Traumroman", eine Spiegelung der Nachkriegswirklichkeit aus der Quelle unbewußter Süchte, in welcher die tatsächliche Form der Träume zur Form eines Kunstwerks geworden ist. Es entstanden die „Rochuslegende" und die Idylle „Pankraz", mit denen sich Brandenburg endlich breite Wirkung ins Volk eroberte. Im „Pankraz" ist die oberbayerische Landschaft selbst zur Dichtung geworden, mit ihren Bergen und Wäldern, ihren Menschen, Tieren, Bäumen und Blumen. Hier lebt alles aus der tiefen Notwendigkeit unbewußter Natur. Dabei ist die Form der Idylle ganz neu geworden, kein gleichmäßiger Strom, sondern aus Konfliktspunkten heraus entstehen Bewegung und Gegenbewegung um den Knaben her, verfließen in die Landschaft, tauchen wieder daraus hervor, und heben ihn schließlich wie den Geist dieser Landschaft in eine nahe Entrückung. Es entstand schließlich der Gedichtband „Sommer-Sonette", der in reifer Meisterschaft alle Motive in die Kürze dieses strengen Baues zieht und sie dabei mit einem menschlichen Reichtum füllt, der größer ist als der der früheren, weiter gezogenen Stoffkreise. Trotz der Bindung durch die Sonettenform ist hier eine reine Musik gewonnen, die der äußeren Freiheit nicht mehr bedarf, weil sich in ihr das Erlebnis zur Einheit von aufgenommenem Objekt und gestaltendem Sub-

Digitized by Google

jekt gelöst hat. Es sind keine einzelnen Zyklen mehr, sondern es ist ein einziger Zyklus, in dem nicht bloß der Gegenstand und die Erlebnisform, wie bei den „Italischen Elegien", vielmehr die Bedeutung des Seins Anfang, Mitte und Ende bindet.

Dann hat Brandenburg noch einmal alles zusammengefaßt, was sein Leben bewegte, und in seiner ganzen Verwurzelung mit der deutschen Gesamtkultur aufgezeigt in dem „Neuen Theater". Von der Antike über das Barock und die Klassik führt er die Linie in die Gegenwart hinein und einer Zukunft entgegen, in der die Tragödie als hohes Bewegungsspiel das Volk zum kultischen Fest vereinigen soll. Wenn man dieses Buch liest, wird man sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß da einer spricht, dem es noch nicht vergönnt war, seine Stunde zu erleben.

Bibliographie

In Jugend und Sonne, Gedichte 1904 (H. Haessel, Leipzig); Erich Westenkott, Roman einer Jugend 1906 (vergriffen); Einsamkeiten, Gedichte 1906 (H. Haessel); Chloë oder die Liebenden, Roman 1909 (ebenda); Gesang über den Saaten, Gedichte 1902 (ebenda); Der moderne Tanz 1913, 2. Aufl. 1921 (G. Müller, München); Italische Elegien 1914 (Haessel); Das Theater und das neue Deutschland 1919; Das Zimmer der Jugend, Roman 1920 (Deutsche Buchgemeinschaft, Berlin); Die ewigen Stimmen, Gedichte 1929 (Haessel); Der Sieg des Opfers, tragisches Wort- und Tanzspiel 1921 (ebenda); Joseph von Eichendorff, sein Leben und sein Werk 1922 (C. H. Beck, München); Graf Gleichen, Tragödie 1923 (Haessel); Friedrich Hölderlin, sein Leben und sein Werk 1924 (Haessel); Legende des heiligen Rochus 1924 (ebenda); Pankraz der Hirtenbub, Idyll 1924 (ebenda); Vom schaffenden Leben, gesammelte Aufsätze 1925 (ebenda); Sommer-Sonette 1926 (ebenda); Traumroman 1926 (ebenda); Das neue Theater 1926 (ebenda); Das Blumenmädchen, Roman 1927 (unveröffentlicht); Festliches Land, durch München zum Hochgebirge 1930 (Knorr & Hirth, München).

Gesetze des Bodens

Von Wolfgang Goetz (Berlin)

Vor elf Jahren erschien ein Buch „Das deutsche Land und die deutsche Geschichte" von Albert von Hofmann (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart). Wir horchten auf. Nun liegt es uns erneut vor. Aus einem Band sind drei geworden. Und obschon wir um die Methode Hofmanns wissen, so geschieht das Ungewöhnliche: wir greifen zu diesem völlig umgestalteten Werk und lesen es aufs neue von der ersten bis zur letzten Zeile. Gewiß, bisweilen verzagen wir und es will uns scheinen, als sei noch manche Strecke nicht voll gerundet, nicht ganz erschöpft, als seien noch einzelne Landschaften mehr der Vollständigkeit halber aufgeführt, aber noch nicht so durchgeführt, wie die anderen Partien. Allein diese bescheidenen Einwendungen wollen nichts besagen gegenüber der großen und herzlichen Dankbarkeit, die wir den Gedanken dieses großen und eigenartigen Forschers bewundernd zollen. Denn nichts weniger will er, als die Geschichte des deutschen Landes aus dem Boden erkennen, die furchtbare Gebundenheit aufzeigen, die aus den Flüssen nebelt, mit der die Berge den Siedler umtrotzen. Und damit gewinnt die Geschichte ein neues Leben.

Aus der Vergangenheit zu lernen, wer vermag es? Kann doch keiner zum zweiten Male in den gleichen Fluß steigen. Uns bleibt doch immer der letzte Grund des Geschehens auf dieser Erde im schrecklich Ungewissen, nie wird uns ein Grund, auf dem wir fest fußen könnten. Hier dämmern leise Gesetze auf. Nicht Gesetze, die uns vorschreiben, was geschehen muß, doch Gesetze, gegen die wir nicht verstoßen dürfen, deren Verletzung sich böse rächt. Es ist wenig, aber etwas, fast mehr, als wir je zu finden hoffen durften. Noch liegt ein weiter Weg vor uns, allein schon sammeln sich Wegebereiter — es sei hier auf die leider viel zu wenig bekannten Stadtbilder verwiesen, die der gleiche Verfasser im gleichen Verlage herausgegeben hat. Sind aber diese Wege alle einmal in jähem Schweiß durchschritten und schrumpfen ihre Ziele zu immer weniger Zielen, dann wird die Vergangenheit Lehrmeisterin der Zukunft sein können, was sie bisher doch nur auf dem Umweg über Gemüt und Romantik gewesen ist — was keinerlei Mißbilligung ausdrücken soll. Aber der Mensch hat schon Unendliches gewonnen, der weiß, was er nicht tun darf. Wir sind nun einmal arm.

Wen aber solches nicht schiert, wer aus fachmännischen oder laienhaften Gründen glaubt, Hofmann nicht folgen zu brauchen, der findet, wo er auch in

Digitized by Google

diesem Werke blättern mag, eine Fülle von historischen Bemerkungen, die freilich den nicht erstaunen werden, der Hofmanns Politische Geschichte der Deutschen in ihrer Eigenwilligkeit, in ihrer sehr besonnenen und kühnen, in ihrer schwunghaften und doch tiefgründlichen Eigenwilligkeit liebt. Diese beiden Bücher hängen naturgemäß eng zusammen, und es würde reizen, diese Verbundenheit einmal des längeren aufzuzeigen. Es ist uns kein Historiker bewußt, der so kühn das böse Wörtlein Wenn in der Geschichte anwendet, wie eben Hofmann. Wo aber Gesetze sich auftun, da ist es erlaubt, Bedingungen zu formen. Wir begehren wohl auf, wenn Hofmann von Königgrätz (es wäre wohl besser — will sagen: schmerzlicher — Nikolsburg zu sagen) über den Dreibundvertrag von 1879 die Linie haarscharf bis zum Niederbruch des Jahres 1918 führt. Wir wehren uns, wir kauen daran herum, aber wir hören den Sang des Bodens und können ihn nie mehr überhören. Und nicht nur jenes eintönig eindringliche Lied lernen wir hören, Hofmann lehrt auch sehen. Da ist die erschreckende Vision des aufgetanen Reichs der heidnischen Göttin Venus im Hörselberg. Wer viel hat, dem wird viel gegeben: Hofmann hat wirklich einmal den alten Zauberberg aufgetan sehen dürfen, wie es die Sage raunt. Und bei solchem Schauspiel, das sich nur besonders Begnadeten in seltener Stunde zeigt, da wird dieser emsige Forscher, großer Sohn eines großen Vaters, zum richtiggehenden Poeten, obschon er trocken und sachlich eine Situation beschreibt, wie sie Jahreszeit und Stunde erzeugt.

Möchte er aber auch ein Seher sein, dem nicht das Schicksal des Teiresias beschieden ist. Er sieht ein künftiges Deutschland, das so klar und einfach den ewigen Gesetzen seines Bodens gehorcht, daß uns vor Freude schwindlig wird, ein Deutschland, frei gestaltet aus eigenem Willen ohne jene blödsinnigen Grenzen im Inneren, auf die Michel so schrecklich stolz ist, weil er glaubt, sie sich selbst gezogen zu haben, obwohl fremde Willkür sie ihm zuwies. Darum gehört das Buch vor allem in die Hand des Politikers. Aber wir warnen, zu glauben, daß hier etwa politische Geographie getrieben wird. Über dem Werke Hofmanns steht unsichtbar der alte Schlachtruf des jungen Goethe: Und ich rufe Natur!

Weltanschauung und Okkultismus

Von Kurt Aram (Berlin)

„Alle wirklich neuen Ideen haben einen gewissen Aspekt von Verrücktheit, wenn sie zum erstenmal vorgetragen werden."
(Prof. A. N. Whitehead: Science and the modern world, Cambridge 1929.)

Die Vorstellungen, die man aus eigenen Wahrnehmungen gewinnt und aus Wahrnehmungen solcher Personen, die einer Zeit als Autoritäten gelten — seit drei Jahrhunderten werden das immer ausschließlicher Naturwissenschaftler — ergeben als Denkresultat das, was man Weltanschauung nennt. Exakte Naturwissenschaftler haben sich zwar von jeher auch gegen Weltanschauungen gewehrt, die sich auf ihre Forschungsergebnisse gründen, weil nach ihrer Ansicht Weltanschauungen überhaupt jenseits ihrer wissenschaftlichen Kompetenzen liegen, aber sie haben es nicht verhindern können, daß andere Naturwissenschaftler trotzdem aus ihren Forschungen weltanschauliche Konsequenzen zogen. Das wurde ihnen um so leichter, weil auch die Geisteswissenschaften sich immer ausschließlicher im Schatten der Naturwissenschaften ansiedelten, und weil die Liebe zur Weisheit (Philosophie) immer mehr zu einem bloßen Begriffsspiel wurde. Diese mechanistische Betrachtungsweise als geistige Gipfelleistung des 19. Jahrhunderts bröckelt schon im 20. langsam, aber sicher wieder ab. Es ist weltanschaulich ein Neues im Werden, wenn vielleicht auch noch eine Generation darüber vergeht, bis dies Neue schulreif wird, damit zur Bildung gehört und dann von der Allgemeinheit Besitz ergreift.

Jüngeren Hochschulpsychologen fällt es wieder auf, daß zwar das rein konstruktive Denken Wunder der Technik zustande bringt, aber keine neuen Gedanken, daß man beim Nachdenken nicht etwas tut, sondern sich etwas einfallen lassen muß und wenn einem nichts einfällt, wenn sich also in der Psyche nicht eine Stimme meldet, die außerhalb der formalen Logik spricht, außerhalb des erkennenden Bewußtseins im engsten Wortverstand, nur längst vorgedachte Gedanken noch einmal wiedergedacht werden. Diese den antiken Gelehrten selbstverständliche Einsicht war schon deshalb sehr schwer wieder zu gewinnen, weil die heutigen Gelehrten im Unterschied zu den antiken weder laut lesen noch laut denken, sondern beim Lesen, Denken und Nachdenken stumm bleiben wie die Fische. Der antike Gelehrte las für gewöhnlich laut und verstummte, wenn er plötzlich intensiv nachdachte. Das fiel ihm bald auf und ließ ihn auch über das Nachdenken nachdenken. Diese Kontrolle des Ohrs fehlt heute und machte lange Zeit taub gegen die Frage, was es mit dem Nachdenken (Meditieren) eigentlich auf sich habe. So wurden mehr oder weniger sprechfertige Papageien gezüchtet, die in der Schule, auf der Universität und im Leben ausgezeichnet nachplappern lernten, was Lehrer, Professoren, Parteiführer und Vorgesetzte ihnen vorplapperten. Sowie es darum ging, über die formale Logik hinauszukommen, versagten die sonst so gelehrigen Schüler leicht, die ihrerseits wieder Lehrer, Professoren, Führer und Vorgesetzte wurden. Gar bald „fiel ihnen nichts mehr ein". Es „ging ihnen kein Licht mehr auf". Das ändert sich allmählich wieder.

Digitized by Google

Ganz übel ergeht es neuerdings infolge der Atomtheorie und durch Plancks Quantenlehre dem Begriff der Materie, der auf der Höhe des 19. Jahrhunderts gar nicht massiv genug sein konnte. Den heutigen Wahrnehmungen in der Physik entspricht das nicht mehr. Die Vorstellungen über die Materie ändern sich und damit auch der Begriff von ihr. „Wenn wir all den von Materie freien Raum in dem Körper eines Menschen ausscheiden und die übrigbleibenden Protonen und Elektronen in eine Masse zusammenfassen würden, so bliebe von dem ganzen Menschen nicht mehr übrig als ein Punkt, den man gerade noch mit dem Vergrößerungsglas sehen könnte" (Prof. Eddington). Alles andere gehörte dann anderen als rein materiellen Bezirken an. „Das Elektron in einem lebendigen Körper ist verschieden von einem solchen außerhalb desselben, und zwar wegen der Gesamtorganisation des Körpers. Das Elektron bewegt sich zwar blind, sowohl innerhalb wie außerhalb des Körpers, aber es bewegt sich innerhalb des Organismus in Anpassung an die speziellen Eigenschaften dieses Körpers, d. h. in Anpassung an seinen Gesamtorganisationsplan, und in diesen Organisationsplan ist auch das geistig-seelische Wesen mit einbegriffen" (Prof. Whitehead). Sogar der alte Kausalitätsbegriff wandelt sich. Physiker wie Prof. Schrödinger erwägen sehr ernsthaft die Frage, wie weit man überhaupt noch von Kausalität im gewöhnlichen Wortverstand reden könne, und ob man nicht auch in die Wissenschaft den Begriff der Überkausalität und der Akausalität einführen müsse.

Und schließlich gibt es einige, noch recht junge Wissenschaften, deren Forschungsmaterial seit einem halben Jahrhundert durch Spitzhacke und Schaufel in immer größeren Mengen aus dem Schoß der Erde an das Licht des Tages gebracht wird und einfach durch sein Dasein alte Theorien über den Haufen wirft und zu neuen Hypothesen zwingt, nämlich Geologie und Paläontologie, um nur die beiden wichtigsten zu nennen, die namentlich in Archäologie, Kulturgeschichte und Biologie zum Umlernen zwingen, soweit es die pinguis Minerva zuläßt. Leicht trennt sich ja niemand von Theorien, die, weil ihnen ein Menschenalter hindurch kein Gelehrter ernsthaft widersprach oder sie gar zu widerlegen suchte, dem menschlichen Intellekt schon fast als ewige Wahrheiten gelten. An Hand immer neuer Funde in Babylonien, Ägypten, auf Kreta, in Altamerika und in Alteuropa, sowie durch die immer gründlichere Erforschung aller geologischen Erdschichten und dessen, was sich durch Jahrhunderttausende an Spuren des Lebens erhalten hat, wird trotz den Widerständen überalteter Forschungsergebnisse der vorigen Generation eine Weltbetrachtung lebendig, der auch alle Phänomene dessen, was man „okkult" zu nennen gewohnt war und geringschätzig beiseite schob, zwanglos eingereiht werden können.

Wer sich mit all diesen Forschungen seit Jahren eingehender beschäftigt und ihre Bedeutung für die Weltanschauung der nächsten Zukunft erkannt hat, mußte sehr bedauern, daß es bisher kein leicht verständliches, all diese neuen Aspekte übersichtlich darstellendes und zusammenfassendes Werk gab, auf das man verweisen konnte, ohne einem Leser dabei mehr an Zeit und Anstrengung zuzumuten, als der heutige, von Arbeit aller Art sowieso überlastete Mensch noch auf sich nehmen kann. Dieses Werk liegt jetzt vor: Eugen Georg: „Verschollene Kulturen. Das Menschheitserlebnis, Ablauf und Deutungsversuch." (330 S., R. Voigtländers Verlag, Leipzig 1930.) Ein ausführliches Literaturverzeichnis fundiert das Vorzutragende, ein Sach- und Namensregister erleichtert die Orientierung.

Der erste Teil, der die Hälfte des Buchs einnimmt, befaßt sich mit der „anthropozentrischen Deutung des Menschheitserlebnisses". In seinem Mittelpunkt stehen die verschollenen Kulturen, von denen wir immerhin heute sehr viel mehr wissen als noch vor dreißig Jahren. Daß Eugen Georg dabei alle neuen Hypothesen heranzieht, die seine Gesamtauffassung stützen können, ist sein gutes Recht. Auch der „exakte" Gelehrte nimmt es für sich in Anspruch, sowie er sich nach Stützen für die eigene Theorie umsieht und nicht von vornherein darauf verzichtet, auch nur im geringsten über das Aneinanderreihen von experimentell erprobten Tatsachen und ihre Beschreibung hinauszugehen. Daß unter den Hypothesen Georgs manche sehr umstritten sind und andere überhaupt nicht ernst genommen werden, könnte nur den von der Lektüre des Buchs abschrecken, der nicht weiß, daß sich in der Geschichte der Wissenschaften oft genug derselbe Fall zuträgt, ja an ihren Wendepunkten sich mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit wiederholt. „Jedes Problem durchläuft drei Stufen, in der ersten erscheint es lächerlich, in der zweiten wird es bekämpft, und in der dritten gilt es als selbstverständlich" (Schopenhauer). Zur Vorsicht exakter Naturwissenschaftler muß sich der Mut intuitiver Begabung gesellen, soll eine neue Weltbetrachtung zum Durchbruch kommen. Die reine Wissenschaft im Sinne der Aufklärung ist dazu nicht fähig. Selbst in den Hörsälen der Hochschulen wendet sich schon ein gut Teil der Jugend von ihr ab, die zur Not den Intellekt zufriedenstellen mag, nie aber den ganzen Menschen. Lieber einmal über alle Grenzen des bloßen Verstandes im Flug der Intuition hinwegspringen, wie es die großen Philosophen der Vergangenheit taten, als schon vor dem nächsten Grenzpfahl beidrehen und sich an einem Gehirnquietismus genügen lassen, der nie über das ermüdende Gleichmaß alltäglichen Geschehens hinausgreift.

Der zweite Teil des Buchs gilt der „kosmozentrischen Deutung des Menschheitserlebnisses". Auch hier lassen sich mancherlei Einwendungen gegen Einzelheiten machen. Aber wenn es gilt, alles menschliche, tellurische und kosmische Erleben in Zusammenhang und Einklang zu bringen und daraus ein allumfassendes neues Weltbild zu gewinnen, so kommt es weniger auf Einwendungen wissenschaftlicher Spezialisten gegen dies oder jenes an, als darauf, ob sich die Fähigkeit zeigt, eine neuartige Weltbetrachtung trotz der ungeheuren Weiten, die sie umspannt, in den Hauptlinien klar, sicher und einleuchtend darzustellen. Das ist bei Eugen Georg der Fall, und deshalb verdient sein Werk allgemeine Beachtung. Ein zeitnotwendiges Buch, an dem ich nur ein Wesentliches auszusetzen habe, daß es nämlich dem erkennenden Bewußtsein letzten Endes doch auch in Fragen der Sittlichkeit mehr zutraut, als ich es vermag.

In beiden Teilen des wertvollen Buchs leuchtet immer wieder die Bedeutung okkulter Phänomene auf und beleuchtet weite Strecken des menschlichen Erlebens, das sie von seinen Anfängen an begleiten, und die immer nur für kurze Wegstrecken von der Hypertrophie des Vorderhirns überblendet werden, ohne je ganz zu verschwinden. „Die Lücken zwischen den Zahlen, die Zwischenräume zwischen den Atomen, die Intervalle zwischen den Ereignissen füllt die unendlich kleine Differenz aus. Diese infinitesimale Differenz entstammt einer transzendenten Welt und ist die unfaßbare Qualität, die in der alltäglichen Quantität steckt, die magische Komponente allen phänomenalen Geschehens, das Imponderabile, mit dem das Irrationale und Metalogische in das Rationale und Logische hereingreift ... Auf den unteren Sprossen (wissenschaftlicher Erkenntnis) liegen die exakten Naturwissenschaften. Auf den höheren die okkulten Wissenschaften, Paraphysik und Parapsychologie. Sie werden überhöht und gekrönt von Magie ... Wo die Psyche substanzändernd und substanzbildend auftritt, kommt ein rätselvoller Kausalnexus zwischen Sinneseindruck und organischer Welt zum Vorschein. Das Reich der phänomenalen Wissenschaft ist zu Ende — das Reich okkulter und magischer Physik und Biologie beginnt." Diese Zitate wollen dem okkultistisch irgendwie Interessierten eine Vorstellung von der Art Georgs geben, solche Probleme anzufassen. Es ist erfreulich, sie endlich einmal wieder aus den Händen der sich allzu leicht in Einzelheiten und auf Nebenwege verirrenden Spezialisten in die großen menschlichen und kosmischen Zusammenhänge gerückt zu sehen.

Das Weltbild, wie es Eugen Georg an Hand der neuen Forschungen der letzten Jahrzehnte populärwissenschaftlich darstellt und dadurch dem Verstand zugänglich zu machen sucht,

Digitized by Google

findet ungefähr gleichzeitig in einem Roman von Theodor Heinrich Mayer: „Tod über der Welt" (320 S., L. Staackmann Verlag, Leipzig 1930) eine ausgesprochen dichterische Gestaltung von aufwühlender und hinreißender Kraft. Ein Vates, ein Seher ist da erstanden, der in keine der uns geläufigen Schriftstellereischablonen paßt. Seine dichterische Schau ist ganz und gar in okkulte Phänomene eingetaucht. Aber ohne die moderne Wellentheorie (Schwingungslehre), ohne die Welteislehre, die viel verspottete, ohne die Kenntnis uralter babylonischer und altmexikanischer Kulte und ihrer Dämonenlehren wäre sie unmöglich. Es ist erstaunlich, wie neueste naturwissenschaftliche Theorien und prähistorische Wahrnehmungen in diesem Roman in eins verschmelzen zu einem visionären Totentanzgemälde von grausiger Eindringlichkeit. Dabei ist die Romanform so zeitgemäß wie nur denkbar, denn diese Weltuntergangsvision wird mit den Mitteln modernster Zeitungstechnik durch Telegramme, Berichte, Interviews, Ausschnitte, Tagebuchnotizen gegeben, wie sie dem Zeitungsleser durch die Berichterstattung bei alle Welt interessierenden, sensationellen Ereignissen geläufig sind.

Riesige Naturkatastrophen. Expedition nach den schneebedeckten Anden. Unter den größten Strapazen dringt sie vor in das Gebiet, wo sich der „Verschlossene" verbirgt, wie die Indios sagen. Man gelangt zu der schwarzen, Eiseskälte atmenden Urweltbehausung des Tihukan. Man kennt diesen Namen von einer der Tafeln auf der Osterinsel, hat ihn aber noch nicht deuten können. Tihukan tritt seinen Siegeszug über die Welt an, der von immer neuen kosmischen und seelischen Katastrophen begleitet wird. Es ist der Tod einer wieder nahenden Eiszeit. Der Luftpelz, der die Erde vor der Weltraumkälte schützt, zerreißt und läßt die Todesstrahlen ein. Alles wäre verloren und zu Ende, wenn nicht zwei Männer fest blieben gegen Tihukan und seine Mächte, der alle Dämonen und alle Toten, die noch erdverhaftet sind, für sich aufruft, zwei Techniker, die sich mit den Maschinen gegen Tihukan verbünden, deren Kräfte sie beseelen. Alle maschinellen Energien Europas werden auf einen Riesensender konzentriert, ihnen wird die inbrünstige Gebetsformel von Millionen als Beschwörung aufgeladen und diese riesige beseelte Energie in den Weltenraum ausgestrahlt. Die Lücken im Luftschutz der Erde schließen sich wieder. Tihukan ist besiegt. Ein grandioses Bild. In einer Vorbemerkung zu dem Roman heißt es: „Immer mehr vermischen sich für unsere fortschreitende Erkenntnis die Grenzen zwischen Wirklichkeit und Unwirklichkeit. Mutmaßungen, die noch vor einem Menschenalter den Spott aller ‚Gebildeten' herausgefordert hätten, sind heute unbestrittenes Gut der Wissenschaft geworden. Darum müssen wir auch auf die neue Phantastik von heute achten — sie wird die Wahrheit von übermorgen, vielleicht schon von morgen sein."

Kann man diesen Roman eine Apotheose der beseelten Technik nennen, so wäre der Roman von Fritz Reck-Malleczewen: „Des Tieres Fall" (Georg Müller Verlag, München 1930) eine Apokalypse der seelenlosen Technik. Seitdem die Maschine sich so vervollkommnet hat, daß sie weit mehr produziert als konsumiert werden kann und doch nicht stillstehen darf, soll sie sich amortisieren, werden Arbeitnehmer wie Arbeitgeber immer rettungsloser ihre Sklaven, deren letzte Lebenskraft sie verzehrt. Das gibt die apokalyptische Stimmung, die Voraussetzung für die Formgebung dieses Romans. Der ehemalige amerikanische Grubenarbeiter Elihu Grant wird durch die neuen Dampfturbinen seines Chefkonstrukteurs Lawson, die dem Erdinnern die Wärme stehlen, Herr über die Erde. Diesem Giganten des Kapitals werden alle Völker untertan und die Arbeiter aller Farben seinen Maschinen versklavt. Er wächst sich zum Gog und Magog der Apokalypse aus und seine obersten technischen Helfer zu einer „Synagoge des Satans". Sie alle sind der wilden Dämonie der Maschine verfallen. Die Vollkommenheit der Technik erreicht ihre höchste Höhe, der äußerste Triumph eines Maschinenzeitalters, der auch dem letzten farbigen Mann das letzte beseelte Atom aus dem Leibe zieht das den Weißen schon längst abhanden gekommen ist. Dar, über wird nicht moralisiert, sondern alles vollzieht sich mit schicksalhafter Notwendigkeit, bis das letzte Restchen beseelter Natur in der jungen Farbigen Biskra dem fleischernen Koloß Elihu Grant, dem Gog und Magog, den für das Ende der Tage Ezechiel geweissagt hat, den Dolch in den Leib stößt. „Es ist gut, wenn ein Mann zusammenbricht auf seinem Schild und hat getan, was er tun sollte ... ich höre das Brausen von vielen Stimmen, die schreien ihn nun heraus, ihren Haß und ihr Elend ... Ich sehe einen, der hing am Kreuze ... nun will seine Stimme verklingen, nun hört sie niemand mehr ... Ich sehe einen, der kommt und schlummert noch in eines Weibes Schoß, und ihn zu bilden, ist meine Hand zu schwach. Und keiner kann ihn bilden, der heute atmet." Man sieht, wie „Wissenschaft und Okkultismus" auch schon in der Literatur ab und zu Tiefen aufreißen und visionäre Fähigkeiten ans Licht bringen, die sich seit den Tagen der Romantik ängstlich verstecken mußten. Es ist ein weiter Weg von Kellermanns „Tunnel" bis zu den beiden hier angeführten Romanen, und doch liegen nur rund anderthalb Jahrzehnte dazwischen, Weltkriegsjahre.

Die sehr verdienstvolle Reihe der „Bücher der Werdenden", die wissenschaftliche und kulturelle Erkenntnisse, ehe sie zur herrschenden Lehre werden, unter den „Werdenden" verbreiten will, bringt einen neuen Band: „Wille oder Bestimmung" von René Allendy, verdeutscht von E. Teplansky (Hippokrates-Verlag, Stuttgart und Leipzig, 1930). Hier sieht man besonders klar, wie die Wissenschaft, durch neue Hypothesen, auch psychoanalytische und parapsychologische, ihren Erkenntnis- und Erlebnisraum immer mehr zu weiten beginnt. Diesen Arzt beschäftigen plötzlich wieder die sogenannten „Universalia", die man früher achselzuckend der Philosophie überließ, wenn man ihnen nicht einfach jede Ernsthaftigkeit aberkannte. Wie Allendy sich mit dem Problem, das der Titel des Buchs deutlich genug angibt, von der Psychoanalyse und auch von der Astrologie her befaßt, ist aller Beachtung wert, zumal er als Arzt und Naturwissenschaftler von möglichst gesichertem Boden ausgeht. Seine Stellung zur Astrologie ist besonders erwägenswert. Ihre Anhängerschar wächst ja ebenso rapid wie erstaunlich. Er verläßt sich dabei glücklicherweise nicht auf Intuitionen, denn die Anlage dazu ist in einer in Europa gehirnhypertrophierten Menschheit zu selten, um irgendwelche Sicherheit zu bieten. Er verläßt sich auf die Statistik, die z. B. ausweist, daß das „medium coeli" (Schnittpunkt des Meridians mit dem Tierkreis) in der Geburtsstunde berühmter Menschen viel häufiger auf Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, erste Hälfte des Schützen und Wassermann fällt als bei Durchschnittsmenschen. Am Geburtshimmel philosophisch Begabter findet sich in 100 Fällen 77mal ein Aspekt (Winkeldistanz, welche die Hälfte oder ein Vielfaches von 90 oder 120 Grad ist) zwischen Merkur und Mond, bei Durchschnittsmenschen nur 50mal. Bei 100 Berühmtheiten stand der Mond nicht 1mal im Zeichen des Skorpion (bei der Geburt). Ihr Aspekt fand sich 64mal zwischen Sonne und Mond, beim Durchschnitt nur 50mal. Bei Musikern findet sich der Aspekt zwischen Uranus und Venus 71mal, bei anderen Berufen nur 50mal. Das bleibt sich bei Serien von je 100 Fällen stets gleich! In einem Militärspital hat Allendy an Hand der Geburtsdaten und Sterbeprotokolle der Soldaten die Feststellung als richtig befunden, daß im Augenblick des Todes der Mars an jenem Punkt des Tierkreises steht, an dem sich die Sonne in der Geburtsstunde derselben Person befand. Und zwar trifft das dreimal so oft zu als jede andere Sternkonstellation. An solchem Material kann sich auch der Gegner der Astrologie mit Leichtigkeit orientieren und daraus Schlüsse ziehen. „Die kosmischen Einflüsse (mit den Triebanlagen der Psychoanalyse) schaffen eine Art psychischer Bereitschaft und eine Reihe virtueller Möglichkeiten ... Die Reifung der Anlagen geschieht durch das Leben und die Erfahrungen."

Digitized by Google

Auch der Intellekt kann hier folgen, wenn er will; und eine ausgezeichnete Einführung in die astrologische Betrachtungsweise, ergänzt noch durch die physiognomische, wenn auch in Einzelheiten wohl zu weitgehend, findet der interessierte Leser in dem Buch von Hans Stein: „Charaktertypen" mit 23 Bildtafeln, 3 Übersichtstabellen und einer Textabbildung, bevorwortet von Prof. Verweyen in Bonn (Carl Marbold Verlag, Halle a. S. 1930).

Den Beschluß dieser Übersicht bilde der eindringliche Roman über einen Bahnbrecher auf damals noch völlig „okkultem" Gebiet, das sich inzwischen namentlich durch die Forschungen und Experimente zweier Franzosen wesentlich erhellt hat: über den Freiherrn von Reichenbach (1788—1869), Industrieller und Naturforscher in einer Person, der in Österreich die ersten Holzverkohlungsöfen baute, das Kreosot und Paraffin entdeckte und so ein berühmter Gelehrter seiner Zeit wurde. Bis er es sich einfallen ließ, das „Od" zu entdecken, einen zunächst nur Sensitiven sichtbaren Feinstoff, den die Wissenschaft schon deshalb nicht anerkannte, weil sie von unsichtbaren Strahlen noch nichts wußte. Um deswillen erklärte sie Reichenbach für einen phantastischen Narren und gab ihn dem allgemeinen Gelächter preis. Eine tief tragische Figur. Karl Hans Strobl hat uns seinen Roman geschenkt: „Od. Die Entdeckung des magischen Menschen" (374 S., L. Staackmann, Leipzig 1930). Im Mittelpunkt der dämonische, von seiner neuen Entdeckung besessene Freiherr, der er alles zum Opfer bringt: Behagen, Ruhm, Familie, Freunde, Medien. Ihre Schicksale umranken das seine. Auch Semmelweis gespenstert durch das Buch, dem die Gelehrten der Zeit nicht weniger übel mitspielten, weil er die Ursachen des Kindbettfiebers entdeckt haben wollte — und ja auch entdeckt hat. Alle Ingredienzien eines tüchtigen Romans sind vorhanden. Spannende Handlung, interessante Menschen, Zeit- und Lokalkolorit und vieles andere, was hoffen läßt, daß auch dem Romanliebhaber von diesem Roman aus Probleme nahe gebracht werden, für die sich immer weitere Kreise interessieren, und die ein neues Weltbid grundieren.

Das Kinderbuch 1930[1]

Von Rudolf Frank (Berlin)

„Das gute Jugendbuch geht neue Wege!" fordert die Werbeschrift des Verlags A. Anton. Die Forderung ist übertrieben. Wege, die heut noch gut zu gehen sind, schlug das Jugendbuch vor einem Menschenalter ein, als die beiden Dehmels mit Kreidolf im Verlag Schaffstein die Forderungen moderner Kunstpädagogik verwirklichten. Die müßten heut Selbstverständlichkeit sein, sind es aber noch immer nicht. Nicht einmal für den Verlag mit dem kühnen Wahlspruch. A. Antons „Märchenwald", in dem Grimm und Bechstein zum tausendstenmal nacherzählt und illustriert sind, wirkt noch erfreulich gegen die übrigen Bände,[2] deren vereinzelte, sympathische Wort- und Bildeinfälle gegen eine kompakte Majorität aus Banalität und Kitsch nicht aufkommen. Zwerglein im Auto oder Zeppelin machen noch kein modernes Kinderbuch. Das sucht andere Wege, auch andere als Schaffstein, der seine Taten von anno Fitzebutze vergessen hat und sich mit Übersetzungen aus dem Amerikanischen und Dänischen[3] begnügt, die ebenso wie seine dritte Neuerscheinung[4] den Typ des schwach veredelten Abenteuer-Schmökers repräsentieren: seefahrende Knaben, Skalp, Tomahawk, „und seine Hände triefen von Blut, immer wieder verlangt es ihn nach einer Schüssel roten Bluts ..." Geschenkt! Aber nicht unseren Kindern.

Verlag Stalling, Oldenburg, läßt heuer die Zügel schleifen. Else Wenz-Viëtor[5] malt ihm noch immer entzückende Dinge, aber die Verse von Herta v. d. Knesebeck, Sophie Reinheimer,

Am Kaninchenstall (Knabe, 11 Jahre). Aus: Kinder und Tiere. Geordnet von Karl Vaupel (Otto Maier, Ravensburg)

[1] Ein zweiter Bericht folgt.

[2] „Das große Buch für kleine Leute", Herausgeberin Ilse Prüfer; „Konrads Ferientage" von Ernst Eimer; „Hansis Reise ins Spielzeugland" von Sixtus und Heinrich; „Häschenspaziergang", „Hundezirkus" von Sixtus.

[3] Const. L. Skinner „Der weiße Häuptling"; A. Chr. Westergaard „Per von der Düne".

[4] Walter Grieg „Die letzte Fahrt der Gunborg".

[5] „Das arme Mariechen"; „Vom Himmel der Tiere", Verse: Hertha v. d. Knesebeck, S. Reinheimer.

Digitized by Google

Mit der Ziege im Wald (Knabe, 14 Jahre). Aus: Kinder und Tiere (ebenda)

Arthur Platz[1] gehen ins Dilettantische; „Die neue Märchentruhe" von Wilma Mönckeberg ist mit alten Märchen und Bildschablonen aufgefüllt. Mit harmlosen, sprachlich einwandfreien Versen rettet Frida Schanz[2], die Urahne der deutschen Kinderbücher, die Ehre der Stallingschen Bilderbücherei von 1930. Karl Hobrecker, früher bei Stalling[3], und Gerda Thelen vom Jugendheim, Charlottenburg,[4] bereichern die Produktion des Pestalozzi-Verlags durch Texte von Niveau. Die Art, mit der Hedwig Collin[5] Volkmann-Leander illustriert, ist ein wenig zu süß. Der „Kalender der deutschen Jugend" im gleichen Verlag und der Kosmos-Taschenkalender der Franckh'schen Verlagshandlung erfüllen alle Anforderungen. Am „Kalender katholischer Jugend"[6] ist das Wort des Kardinals Faulhaber, man müsse die Jugend die Wahrheit über den Weltkrieg wissen lassen, spurlos vorübergegangen. Verlag und Herausgeber schwelgen in gefährlich falscher Heldenverehrung. Mit Sorgfalt wahren die Verlage von Franckh in Stuttgart[7] und Scholz in Mainz die selbstgeschaffene Tradition und kommen aus sich selbst auf immer bessere Wege. In Beatrice Braun-Fock[8] hat Scholz eine hervorragende Bilderbuchbegabung entdeckt, jeder Strich, jede Farbe sitzt. Die Verse von Hans Probst[9] gehen im natürlichen Rhythmus, aber das Zwerglein fährt schon wieder Auto. Schad, daß Scholz neben den, von M. Greng und E. Oßwald liebevoll illustrierten Märchen[10] und den typographisch musterhaften Kleinkindbüchern[11] jene Serie einschlafen ließ, in der er den Stil des Kinderbuchs aus dem Schaffen des Kindes entwickelte: zum Spiel, zur Tätigkeit. Der Waldorfschul-Verlag, Stuttgart, setzt mit verführerischen Ziehbilderbüchern[12] Hand und Phantasie der Kleinsten in Bewegung, die Herausgebergemeinschaft Buch und Volk[13] bringt in der unerhört suggestiven Sammlung „Die Kinder und ihre Tiere, Bilder und Erzählungen von Kindern einer Dorfschule" Herrlichkeiten von Zehnjährigen. Auch in Dorothee Canfields „Bestellte Geschichten"[14] ist das Kind schöpferisch. Es bestellt

[1] „Knabbermäuschen", Bilder von Johanna Bemmann.
[2] „Die empörten Spielsachen u. a. Gedichte", Bilder von Lia Doering.
[3] „Das Reisegepäck" (für Kinder-Sprechchor), Bilder von Rotraut Kutscher.
[4] „Das Holzdorf", Bilder von Fritz Kükenthal.
[5] „Goldtöchterchen".
[6] Verlag Herder & Co. Freiburg i. B.
[7] Bes. mit den Zeitschriften: „Unser Schiff" und „Basteln und Bauen" und dem Jahrbuch „Durch die weite Welt".
[8] „Hänsel und Gretel; „Rotkäppchen"; „Die Puppenfee".
[9] „Die Puppenfee" u. a.
[10] „Die schönsten Märchen der Brüder Grimm", 2 Bde.; „Das Lumpengesindel".
[11] „Durch die goldene Brücke", Bilder von Mela Koehler-Broman und viele andere.
[12] „Sommerrätsel" und „Dornröschen".
[13] Verlag Otto Maier, Ravensburg.
[14] Williams & Co. Verlag, Berlin-Grunewald.

Digitized by Google

z. B. bei der Kameradin-Mutter eine Geschichte, in der „ein kleiner Junge, ein Anker, eine Bibliothek, ein Murmeltier, eine Spinne und ein Bett und eine Türklinke" vorkommen. Und die Mutter schaffts. Als habe die Geschichte, wie einst das Kind, in ihr geschlummert und kommt nun 'raus und hat Hand und Fuß.

Kinderliteratur aus der Mütterlichkeit: Alma de l'Aigle[1] erzählt ihrem Klaus aus ihrem Erleben mit Zwergrehen, Hasen und Tauben; Alma Auswald-Heller[2] träumt mit ihrem Will von Flüssen, Wasserpflanzen, Muscheln und Fischen. Wunderschön. Felicia de Witt[3] bringt nur Uneigenes zustand, und die Bilder im Text sind genau so. Margarete von Renesse[4] verwechselt naiv und diminutiv, macht ein Getu mit Hexchen, Holdchen, Waldinchen. Mit den Tiergeschichten von M. Schedler[5] und den Märchen von Godin (gekonnter alter Märchenstil!) zeigt sich Weises Verlag in besserem Licht, im besten mit André Maurois „Das Land der 36000 Wünsche", das schon zur Gattung der Kinderromane gehört, die nach Erich Kästners Vorbild „Emil und die Detektive" stark in Mode gekommen ist. „Nickelmann erlebt Berlin" von Tami Oelfken[6] und „Wie macht man das nur?" von Katrin Holland[7] stehen dem Vorbild inhaltlich am nächsten, doch die Spannkraft, die Liebe, die Persönlichkeit Kästners fehlt. „Das Wunderauto" von Gabrielli, Striem und Walter Trier[8] ist ein Treffer: ein modern-phantastischer Wirbel aus Technik und Tollheit, Humor und Menschenliebe. — Unerbittlich schildert Béla Szenes[9] die gefühllose Grausamkeit im Kind. Kindern wäre dieser Kinderroman nur als Medizin zu verabreichen. Umgekehrt steht es um Jon Svenssons Nonni-Erzählungen.[10] Nonni, der Musterknabe, von Traktätchengeist umweht, liefert Bravheit und Frömmigkeit en gros. Aber Svenssons Erzählertalent ist enorm und rechtfertigt die enorme Verbreitung der sechs Bände „Nonni". Aber die zwei Bände „Bibi" von Karin Michaelis[11] sind mehr. Die dänische Dichterin schenkt den Kindern ihre Kindheit und Heimat. Sie hat nie Schöneres geschrieben.

Auch ein neuer Doolittle-Band ist da. Loftings großes Epos[12] umfaßt nun sechs Bände in musterhafter Übersetzung E. L. Schiffers. Scherzend, fabulierend hat er seine kleinen Leser zu echten Bürgern einer künftigen Erdgemeinschaft gemacht. Die Herrn vom Nobelkomitee beraten über den würdigsten Träger des Friedens-Nobelpreises. — Wüßten die Kinder aller Zonen vom Nobelpreis soviel wie von Doolittle, sie würden ungestüm und mit Recht für ihn den Friedenspreis verlangen.

Proben und Stücke

Aus: „Der Held" von Alfred Neumann[13]

(Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt)

Hertz blieb vor ihm stehen und sah ihn an, unfreundlich. — Jetzt sagt er mir etwas Böses, dachte Hoff; vielleicht hat er sich nur vor den Tieren geschämt.

Hertz, mit der sparsamen Bewegung seiner Lippen: „Mein Lieber, Sie sind recht sicher für so kurze Zeit. Es sind doch erst vierundzwanzig Stunden her. Sie zeigen sich ja beinahe vergnügt. Sie sind überlegt und überlegen. Sie scheinen die Konflikte vorher erledigt zu haben. Da kann man es sich leicht unbequem machen, schon um nicht aus der Heldenfassson zu kommen."

Hertz ging an ihm vorbei und setzte sich wieder an seinen Schreibtisch. Hoff blieb auf seinem Fleck stehen und wollte sich beruhigen. Nur keine Empörung, nur kein Gezeter über Ungerechtigkeit und Verkennung! Schließlich war er selber zu sich noch gröber gewesen. Und Hertz war viel mehr aus Angst für die eigene Gewissenskonstruktion auffässig als aus Überzeugung von des anderen Gewissenlosigkeit.

„Ich möchte Sie etwas fragen", begann Hoff bescheiden und ging an den Schreibtisch heran. „Ich habe jeden politischen Zusammenhang mit der Tat verloren. Wie erklären Sie sich das?"

„Sie werden ihn wohl niemals gehabt haben", antwortete Hertz sofort.

„Das scheint mir nicht ganz richtig", wandte Hoff ein; „ich war Organisator und Leiter des Aktionskomitees und arbeitete folglich mit politischen Begriffen und Zuständen. Das ist sogar ganz falsch, mein Lieber", setzte er lauter hinzu, „denn ich habe die Tat aus politischen Motiven begangen. — Ich bin ja schließlich kein Raubmörder."

Hertz streifte ihn mit einem Blick: „Sie sprachen neulich vom Gehorsam des Soldaten. Bleiben Sie doch dabei."

„Ich bin dabei geblieben. Deshalb habe ich die Tat getan. Aber der Gehorsam reichte nur bis zu den Schüssen, genau gesagt, bis ich das Auto in die Garage zurückgebracht hatte. Ich hatte schon vorher nicht erwartet, daß der Gehorsam weiter reichte oder mir gar helfen könnte, mit der Tat fertig zu werden wie mit dem Minister. Das habe ich nie erwartet, David. Aber daß ich auch — bei immer stärkerer

---

[1] „Häsi", K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.
[2] „Wills Reise unter Wasser", Gerhard Stalling Verlag.
[3] „Die Hochzeit in der verlassenen Windmühle u. a.", Meidingers Jugendschriften Verlag.
[4] „Der singende Quell und andere Märchen", Gustav Weise Verlag, Stuttgart.
[5] „Quak — Quak und andere Tiergeschichten."
[6] Verlag Müller u. J. Kiepenheuer.
[7] Verlag Stalling.
[8] Verlag Stalling.
[9] Verlag Williams & Co.
[10] Bei Herder & Co.
[11] Herbert Stuffer Verlag, Berlin.
[12] Verlag Williams & Co.
[13] Vgl. L. E. XXXIII, 102.

Digitized by Google

Beschäftigung mit der Tat selber, also mit dem Mord, David! . . ."
Er sprach nicht weiter und drehte sich um, in plötzlicher Erbitterung über das ewig unberührte Gesicht Hertzens. Er riß die Zeitschriften mit den Ministerbildern aus der Tasche und warf sie auf den Schreibtisch.
Hertz nahm sie und sah sie sich an.
„Auch das mit den Bildern haben Sie von mir", sagte er dabei.
„Unsinn!" rief Hoff böse, „ich dachte gar nicht daran! Und das ist doch gerade umgekehrt! Wenn Sie jetzt Ihre Frau ansehen, dann wärmen Sie nur Ihre alte Liebe auf! Wenn ich seit zwölf Stunden dieses Gesicht ansehe, dann will ich eine neue Liebe eingehen!"
Er pflanzte sich vor dem Schreibtisch auf, legte seine Hände auf das große Ministerbild und sagte brutal: „Der Mann ist mir schon jetzt viel näher und viel wichtiger als Sie, David — damit Sie es wissen."
Hertz senkte den Kopf noch etwas mehr und kniff die Augen auf eine kurzsichtige Art zusammen, als sähe er noch nicht genug. „Ich bin ja nicht eifersüchtig", meinte er leise.
Hoff schüttelte den Kopf. „Sie reizen mich, Hertz. Stecken Sie doch nicht den Kopf in den Sack. Bei uns geht es um die Schuld. Bei uns geht es also um den Kopf."
Hertz richtete sich langsam auf und wich mit dem Oberkörper zurück, bis er an die hohe Rückenlehne stieß. Er war sehr blaß und hatte winzige Schweißtropfen auf den Nasenflügeln. Er fragte: „Was geht Sie meine Schuld an?" Er öffnete dabei kaum die Lippen; aber er sah nicht hochmütig aus, sondern verzweifelt.
Hoff entgegnete kalt: „Soll ich Sie das gleiche fragen, David, oder soll ich auch ohne Frage fortgehen?"
Hertz sah von ihm fort durch das Fenster. Dann gab er nach. Er suchte nach einem Anschluß, der das Gespräch neutralisieren konnte. Seine Stärke lag im geistigen Abstand von den Dingen. Im Nahkampf war ihm der muskulöse Hoff überlegen; das hatte er jetzt erfahren. „Sie fragten mich vorhin nach dem Grund Ihrer politischen Indolenz", versuchte er zurückzugreifen.
Aber Hoff wollte nicht mehr kehrtmachen; vielleicht war seine erste Frage auch nur der Schlüssel, um die zugefallene Tür wieder zu öffnen. Jetzt unterbrach er entschlossen: „Bemühen Sie sich nicht, Hertz. Ich weiß inzwischen die Antwort selber. Ich bin kein Gleichgültiger, sondern ein Überläufer. Ich gehöre innerlich schon ganz und gar auf die Seite des Toten."
War das Hohn oder eine Wahrheit, die erschüttern konnte, oder setzte jetzt die Verwirrung des Geistes ein, die Hertz schon hinter ein paar früheren Worten des anderen zu spüren vermeinte? Er sah Hoff prüfend an; doch der blieb in seinem Schwung: „Jetzt zweifeln Sie an meinem Verstand, David, und einige Male, heute und gestern, fragte ich mich selber: aber der Kopf, aber der Kopf? — Aber der Kopf, mein Lieber, macht schon mit, und wenn auch nur noch so ausgeklügelt lange, wie in anderer Funktion der besagte Soldatengehorsam."
Hertz trommelte mit den Fingern auf die Tischplatte. Jetzt griff er an: „Wie lange? — Los, los, Hoff, wir sind soweit: wie lange macht der Kopf Ihre Sprünge mit und wo werden Sie schließlich hingelangen? — Ich darf die bisherige Summe ziehen: aus dem politischen Mord ist ein gemeiner Mord geworden . . ."
„Bravo", unterbrach Hoff und beugte sich über den Tisch, „Mord ist Mord. Aber diese Formel stammt nicht von mir, sondern von meiner Partnerin Ly, der ich heute nacht den Fall unterbreitete."
Hertz sprang auf. „Hoff, Sie sind krank!"
Hoff beugte sich, die Lippen wie in körperlichen Schmerzen von den Zähnen ziehend, immer weiter über den Tisch. Dann legte er den Kopf auf die Platte, es schüttelte seine Schultern, und er hatte eine enge Stimme: „Warum denn krank, mein Lieber? — Du weißt doch, das ist eine Heilung — nein, das weißt du nicht: das ist eine Lust, zu gestehen! Ich gestände am liebsten jedem anständigen Menschen! Schade genug, daß ich dir nichts mehr zu gestehen habe!"
Hertz tat etwas Gutes: er strich ihm über das Haar, immer wieder. Hoff ließ sich es gefallen und beruhigte sich dabei. Er richtete sich auf, schüttelte den Kopf, ging vom Schreibtisch fort und ließ sich in seinen Sessel fallen. Er sah sehr müde aus.
Hertz sagte sich, daß der Augenblick günstig sei, um wieder die Führung in die Hand zu bekommen. Er habe ihm vorhin natürlich unrecht getan, begann er behutsam, es sei schon an und für sich eine Anmaßung, das Gleichgewicht eines Menschen zu stören, wie es auch erreicht worden sei.
Hertz schwieg, weil schon sein letzter Satz wieder mißverstanden werden konnte. Hoff ließ auch gar keine Behutsamkeit zu. Er sagte abgespannt: „Ihnen glückt heute keine Sentenz, Hertz. Mit dem hübschen Satz von der Gleichgewichtsstörung drücken Sie ja Ihren ganzen Widerstand gegen mich aus. Aber vielleicht haben Sie es zu sagen beabsichtigt. Bei Ihnen weiß man das nie."
„Also was wollen Sie jetzt tun?" fragte Hertz kurz und umklammerte einen Brieföffner.
„Ich bin noch nicht so weit, um es eindeutig zu sagen, David."
„Wollen Sie sich das Leben nehmen?"
Hoff lächelte ein wenig und schüttelte den Kopf.
„Warum lachen Sie?" fragte Hertz und kniff die Augen zusammen.
„Weil Ihnen trotz aller Bewunderung für das Leben der Selbstmord doch näher liegt als die Selbststellung, David."
Hertz legte den Brieföffner fort und bewegte die Finger, als seien sie eingeschlafen. Er schwieg eine Weile, biß die Zähne zusammen und bekam kantige Backen. Dann fragte er es doch: „Wessen Selbstmord und wessen Selbststellung meinen Sie eigentlich?"
„Wir sprachen von mir", wich Hoff aus.
„Ja", sagte Hertz sehr erregt, „aber warum schleppen Sie mich an der Kette hinter sich her?"
„Tu ich das?" fuhr Hoff auf, „fühlen Sie das? — Dann bleiben Sie doch, wo Sie sind und lassen Sie mich allein gehen! Aber Sie hängen sich ja an meine Rockschöße und bremsen!" — Hertz trommelte auf den Tisch. — „Sie bremsen!" rief Hoff lauter, „und dabei bin ich zu Ihnen gekommen — wahrhaftig, beinahe vergnügt und schon gut im Schwung — um angetrieben zu werden und endlich in dieser Geschichte Bescheid zu wissen! Wer hält das denn noch länger aus!"
Er stand schon wieder auf und ging im Zimmer auf und ab.
„Selbstmord ist schon Bequemlichkeit — was?" fragte Hertz rauh.
„Ihre Logik wächst mir aus dem Hals heraus!" schimpfte Hoff. Er kam an dem Schreibtisch vorbei. Hertz hielt ihn am Ärmel fest.
„Sie wollen sich stellen?" fragte er und sah ihm ins Gesicht.
„Ich bin noch nicht soweit!" schrie Hoff verzweifelt.

Digitized by Google

„Sehen Sie", sagte Hertz und ließ ihn los, „ich auch nicht. — Ehrlich gesagt: ich komme nicht soweit."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Hoff setzte sich und hielt die Hand vor die Augen. Er wollte David nicht mehr sehen. Er wollte sich, ohne Hoffnung wie nur je, die Existenz dieses Menschen in Frage stellen.

Gibt es überhaupt den David Hertz oder habe ich ihn erfunden, um für die Auseinandersetzungen einen Partner zu haben? Vielleicht gar nur einen guten Geist, der beruhigt? Und gibt es ihn oder gibt es ihn nicht: wir sind dieselben! Wir sind dieselben! Wir haben höchstens umgekehrte Vorzeichen! Wir machen der Bequemlichkeit halber zwei aus einem, um aus unseren Zweifeln und Verzweiflungen einen Dialog machen zu können! Wir sind die Dramatisierung des einen Gewissens! Aber wir sind weder Freunde noch Gegner! Wir können uns im Grunde nichts geben! Es ist eine furchtbare Resultatlosigkeit! Es ist eine höllische Spiegelfechterei! Ich rede immer nur mit mir selber!

Was wird das mit meinem armen Kopf? Was wäre das für ein Schicksal, schuldig zu sein und von der eigenen Schuld abgewiesen zu werden wie von einer geliebten und harten Frau? — Um Gottes willen, was sind das für Vergleiche, Hoff? Du mußt, du mußt dir den Kopf noch heil erhalten!

„Herr Hertz", fragte er, ohne aufzuschauen, „um Gottes willen sagen Sie mir — gebrauchen Sie ganz klare, ganz einfache Worte: warum interessieren wir uns für uns?"

„Weil wir das gleiche Schicksal haben."

„Das gibt es nicht, Hertz, das gibt es nicht! Das ist eine Phrase!"

„Weil wir sehr ähnliche Menschen sind."

„Was soll das heißen!" rief Hoff. „Sind sehr ähnliche Menschen schon gleiche Menschen? Meinen Sie das? Wagen Sie das zu sagen und dabei Ihre Angst vor mir zu haben?"

„Ich habe vor Ihnen keine Angst, Herr Hoff."

„Sagen Sie mir doch — aber ehrlich, Hertz, aber ehrlich! — warum haben Sie mich vorgestern kommen lassen?"

Hertz schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Ich wollte mich erleichtern. Und Sie sollten sich beruhigen."

„Also konnten Sie nicht mehr weiter?"

„Ich konnte nur mit großer Mühe weiter."

„Und jetzt?" fragte Hoff und sah auf.

Hertz antwortete nicht.

„Und jetzt?" fragte Hoff lauter.

„Wir beide können nicht mehr weiter", antwortete Hertz.

„Falsch!" rief Hoff. „Sie sind von uns beiden der größere Feigling."

„Wollen Sie sich stellen?" fragte Hertz und sah aus dem Fenster.

Er ist ja gefährlich, dachte Hoff, ich muß doch an meine Schuld heran — und er macht mich nur flüchtig. Er kennt die faulen Stellen in mir. Ich muß mich von ihm trennen — es hilft nichts.

„Herr Hoff", fragte Hertz wie zufrieden über das Schweigen des anderen, „können Sie mir eigentlich sagen, welches Resultat Sie von diesem Gespräch erwarteten, als Sie so — so vergnügt herkamen?"

„Natürlich kann ich Ihnen das sagen", entgegnete Hoff sofort, „ich wundere mich nur, daß Sie es nicht schon selber wissen. Ich kam, um mir völlig klar zu werden, was ich zu tun habe. Ich war schon auf dem richtigen Weg; das heißt: ich erkannte den Umfang meiner Schuld . . ."

„Kann man das?" unterbrach Hertz.

„Natürlich kann man das", gab Hoff sehr erstaunt zurück.

„Sind Sie denn", fragte Hertz sehr gequält, „sind Sie denn wirklich schuldig?"

Hoff hob sich im Sessel hoch. „Mein Gott, mein Gott", stöhnte er, „ich rede immer nur mit mir selber . . ."

„Nein", sagte Hertz, „Sie reden schon mit mir. Also weiter: was erwarteten Sie von mir?"

„Ich habe es ja jetzt schon beinahe vergessen", klagte Hoff erschüttert. „Ich erwartete von Ihrer Klugheit, daß sie mir hülfe und meine Einsicht zur Schuld hin förderte und meinen Mut stärke und mich zum Entschluß brächte und meinen Entschluß lobte . . ."

„Den Entschluß, sich zu stellen?" fragte Hertz.

„Ich muß mich von Ihnen trennen", stöhnte Hoff.

„Den Entschluß, sich zu stellen?" fragte Hertz.

Hoff schrie dreimal: „Ja! Ja! Ja!"

Hertz faßte zusammen: „Sie hofften also, von mir entschlossen wegzugehen, geradenwegs zur Polizei, mit dem Willen, die Verantwortung für die Tat zu ertragen, und mit dem guten Gefühl, auf diese Weise mit sich in Ordnung zu kommen — nicht wahr?"

Hoff sah ihn gehässig an: „Wir können uns nichts geben, Herr Hertz", sprach er.

„Lieber Hoff", sagte Hertz und sah zur Decke, als lese er von dort den Text ab, „wenn ich Sie zu einem solchen Entschluß bringen soll, so muß ich ehrlich sein, nicht wahr? Sonst lade ich ja eine neue Schuld auf mich — eine noch größere. Sehen Sie es bitte ein. Ehrlichkeit für Ihren Fall bedeutet die Konsequenz für meinen Fall. Ich kann Ihnen nicht raten, sich zu stellen, und selber . . ." Er setzte ab und rief dann mit ganz anderer, mit geschüttelter Stimme: „— — weiterleben!"

Wir stellen der dichterischen Gestaltung des Rathenaumordes durch Alfred Neumann ein Kapitel

aus: „Die Geächteten" von Ernst von Salomon

(Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1930)

gegenüber, eine Reportage, die für die Seelenbeschaffenheit der staatsfeindlichen Jugend aufschlußreich ist.

„Primitive Naturen", sagte Kern, der es manchmal liebte, mit erhobenem Zeigefinger zu dozieren, „haben das Bedürfnis, den unbekannten Mächten, denen sie sich unterworfen fühlen, einen Teil ihres Schreckens zu nehmen, indem sie ihnen einen Namen geben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Verwandlung der Religiösität in Religion auf dieses menschliche Bedürfnis zurückzuführen ist. Das Wort bannt. Der Gott, den ich mit Namen anrufe, dem ich Altäre baue, dessen Bild ich mir schnitzen kann, um es anzubeten, verliert den besten Teil seiner Dämonie, wird aus einem Gott der Rache ein Gott des Gesetzes. Der Teufel, in sein Reich, die Hölle, verwiesen, ausgestattet mit Pferdefuß, Schwefelgestank und Großmutter, wird ein Dämon zum Hausgebrauch. Der Blitz ist lange nicht mehr so entsetzlich, seitdem man weiß, er ist nichts weiter als ein elektrischer Funke, den in verkleinertem Maßstabe jedermann erzeugen kann. Seit-

Digitized by Google

dem man schlicht und tapfer sagen kann: Wilhelm von Hohenzollern, statt Seine Majestät, hat der Kaiser den erhebenden Nimbus des Gottesgnadentumes, das zu begreifen freilich nicht jedermanns Sache war und das darum bis zuletzt seine gewaltige Kraft erhielt, gar sichtbarlich verloren. Das Unbegreifliche, das jetzt und heute geschieht, wird bekömmlich und wohlanständig, wenn man es nur richtig einzuordnen weiß. Da sind die Weisen von Zion zum Beispiel, die Weltverschwörung des Judentumes, der Freimaurerei, der Jesuiten, kurz, die überstaatlichen Mächte — wie einfach ist die Welt, die man begreift! Und so scheint mir auch, wenn der Begriff der O. E. nicht schon da wäre, müßte er erfunden werden. Man bedenke: Ein Geheimbund von Männern, die bereit sind, mit allen Mitteln um die Macht zu kämpfen, unverbrüchlich untereinander und nach oben verbunden durch Schweigepflicht und unbedingten Gehorsam, mit Todesandrohung für die Verräter, ein Bund mit solch rätselhaften Statuten, eine Verschwörung mit Ortsgruppen, Vorsitzendem und Kassenwart — und immerzu geheim: vorzüglich! Ist nicht die Gefahr, da man sie kennt, schon halb gewendet?"

Kern sagte: „Es ist wohl so, daß das Leben selbst sich zum Durchbruch anschickt, eindringt in den legitimen Raum. Die braven Leute, die das Walten urgezeugter Energien spüren, glauben ihnen zu dienen, wenn sie diese zu materialisieren gedenken. Sie stehen im Banne neuer Bilder, die sie erschreckt als ewig erkennen müssen. Das Anonyme spüren sie und wollen es berechnen, wollen drum herum. Aber man muß eben hindurch. Im Grunde verteidigen die braven Leute nur die Ordnung, keine sittlichen Prinzipien. Wie denn auch, wo sind die absoluten Werte, die verteidigt werden müßten? Das schlechte Gewissen sucht die Kraft zu bannen, die es bedroht. Es schafft sich einen Popanz, den es anstinken kann und glaubt, so sei die Sicherheit gewahrt. Und die auf der anderen Seite, die für die O. E. optieren, was tun sie anders, als eine Rückversicherung suchen? Wenn ich einem begegne, der sagt, er sei O. E., dann weiß ich, er ist entweder Narr oder Hochstapler oder Kriminalbeamter. Es ist nützlich, dies zu wissen. Es ist nützlich, wenn der Gegner dem Schein der Dinge verfällt und so deren Wesen verkennt. Es ist nützlich, durch kühle Skepsis zu verhüten, daß man selber das Leben mit einer seiner Formen verwechselt. Die Suggestion ist groß. Sie schafft den Schleier, hinter dem gut arbeiten ist für unsereins. Wir müssen jenes Dokument begrüßen, jenes barbarische Dokument, das nun durch die gütige Mitwirkung unserer tüchtigen, aber in bezug auf ihre intellektuellen Fähigkeiten leider etwas vernachlässigten Polizei der Anlaß wurde, die Verschwörerpsychose ins Ungemessene zu steigern. Der Mann übrigens, der dies interessante Schriftstück entwarf und der Polizei in die Hände spielte, ist sehr nah verwandt und verschwägert mit mir. Böse Zungen behaupten, er habe eine Schwäche für praktische Philosophie."

Dies sagte Kern behaglich, auf einem kleinen Geldschrank in meiner Wechselstube sitzend, mehr zu Heinz, der an die niedere Tür gelehnt stand, als zu mir, der ich am Schalter einen Pack schmutziger Geldscheine zählte. Denn seit ich aus Oberschlesien zurückgekehrt war, saß ich in einem kleinen hölzernen Kiosk mitten in der Bahnhofshalle und schlug für eine Berliner Bankfirma Vorteil aus der beginnenden Inflation. Außer einem schmalen Tisch, einem Stuhl, dem Telephon, der Devisenmappe und dem Geldschrank war nichts in dem Raume, und es hätte auch nichts mehr in ihn hineingepaßt. Als Kern seine dunkle Rede beendet hatte, bat ich ihn, er möchte doch, wenn ich wegen eines Kunden telephonieren müßte, unauffällig mit einem Finger die Taste des Apparates niederdrücken. Und schon kam ein Kunde und wollte Dollars gewechselt haben. Eilfertig versprach ich ihm, den neuesten Kurs einzuholen, und hob den Hörer ab. In den tauben Apparat hinein verlangte ich die Devisenabteilung und bat um den letzten Kurs. Geld oder Brief? fragte ich, zwoundachtzig, danke, sagte ich, hängte ein und zahlte dem Beglückten weit unter Kurs.

„Aber das ist ja Betrug!" staunte Kern fassungslos, und Heinz grinste. In der Tat, das sei Betrug, versicherte ich ihm, alles, was ich in diesem famosen Kiosk triebe, sei Betrug, ein Betrug nach Anweisung, ein right honourable Betrug, ein Betrug, der die Seele dieses Geschäftes ist. Und ich erzählte ihm von den erbaulichen kleinen Kniffen, von dem System kleiner Schweinereien, als da sind, größere Geschäfte in die Bücher als eine Anzahl kleinere einzutragen, weil ein Umsatz über dreitausend Mark versteuert werden muß, nichtsdestotrotz aber den Kunden die Steuer zahlen zu lassen und sie dann für die Firma einzusäckeln; ein Ring der Wechselstuben zur offiziellen Niederhaltung der Kurse bei Käufen und zu intensivem Hochschrauben bei Verkäufen; und was der gleichen Dinge mehr sind.

„Man muß", sagte ich zu Kern, „auch das können. Wir haben noch viel zu lernen, bevor wir reif sind, den Kampf mit den verheerenden Gewalten der Zivilisation aufzunehmen. Du hast", sagte ich unvermittelt, „mir vorhin erzählt, die Mainzer klagten, sie seien in ihrer Aktionsfreiheit behindert durch den Mangel an Geld", und schob ihm ein Bündel Scheine zu. Er fuhr zurück und sagte scharf: „Wenn andere Leute Lumpen sind, dünkt mich, sollte dies für dich keine Veranlassung sein, auch einer zu werden."

„Es steht zu vermuten", sagte ich und zahlte einem Polen mit schwarzen Fingernägeln die Summe aus, „daß du von bürgerlichen Sentiments noch immer angekränkelt bist. Es steht zu vermuten", und kassierte von einem vornehm schweigenden Engländer die weiße, wie Puderpapier anzufühlende 10 Pfundnote, „daß selbst, wenn hier alles sauber wäre, die Tatsache der Aktionsunfähigkeit der Mainzer wegen Geldmangels Veranlassung genug für mich ist" — und prallte etwas zurück vor der Parfümwolke einer nicht mehr jungen Französin, die gierig die Scheine zählte, „sowohl auf den Profit meiner hochangesehenen Bankfirma", und beschummelte einen mißtrauischen Dänen doch um mindestens 10 Prozent, „als auch auf die Reinheit der sittlichen Prinzipien meiner unbehüteten neunzehn Jahre keine Rücksicht zu nehmen", und zahlte einer kleinen Dame von der nächtlichen Kaiserstraße für ihren holländischen Gulden den einzigen anständigen Kurs des Tages aus.

„Es steht zu vermuten", sagte Heinz, „daß man bestimmte Dinge nur in geschraubtem Deutsch sagen kann."

„Ich kann das Geld nicht nehmen," blieb Kern störrisch.

„Wenn ich dies Geld nicht durch Spekulation, sondern durch Betrug gewonnen hätte", sagte ich beleidigt, „dann sei versichert, hätte ich keinerlei Andeutungen gemacht, die dich zu beängstigenden Schlüssen zu veranlassen geeignet wären."

„Die Verwirrung der Gefühle", sagte Heinz, „scheint mir das erfolgreichste Kampfmittel der O. E. zu sein."

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Tagung des Bundes rheinischer Dichter

„Wir haben heute schon die sichtbaren, erkennbaren Anfänge einer ursprünglich rheinischen Dichtung und Problemstellung europäischen Maßes. Einer der Unseren, Schickele, hat das Problem des Elsaß, dieses typisch rheinische und typisch europäische Problem, ergreifend gestaltet. Wenn das Elsaß schon ein Klein-Europa ist, das unter der Qual der staatlichen Verkettungen unablässig danach ringt, sein eigenes Leben zu führen und es mit den großen Angelegenheiten des Menschentums in freier Verbindung zu halten, wieviel mehr das Rheinland als ein Ganzes. Das Industrieland des Niederrheins endet ja auch nicht an der Grenze der Regierungsbezirke, es setzt sich über der Kohle mit der gleichen Dichtigkeit der Städte, mit denselben Fragen des Zusammenlebens der Menschen, mit der Weltbeziehung der hier geleisteten Arbeit, der hier geschaffenen Kapitalsformen über die Grenzen Hollands und Belgiens fort. Wie drüben in Belgien der Bildhauer Meunier zum Gestalter des arbeitenden Volkes geworden ist, so ist das rheinisch-westfälische Industrierevier das Geburtsland der Industriedichtung geworden, die sich an die Namen Winckler, Kneip, Vershofen und Lersch knüpft. Mannigfach sind die Beziehungen dieser Gruppe, die sich einmal ‚Werkleute auf Haus Nyland' nannte, zur sozialen Dichtung und zur Arbeiterdichtung, sofern diese nicht gereimtes Parteiprogramm, sondern eben wirkliche Dichtung ist. Die Seele des Rheinlandes unserer Zeit offenbart sich nicht in den weinseligen, tausendmal gefeierten Versen des Kommersbuches. Die Lindenwirtin ist schließlich nur die Suleika einer stark verdünnten hafidischen Nachromantik. Die Seele des heutigen Rheinlandes lebt in der Nüchternheit von Leid und Arbeit, die in den ungeheuern Arbeitsstätten des Rheinlandes, in den Lebensfragen seiner Städte, in seinen Nachbarschaften, in seinen Kämpfen, in seinen eigensten Fernbeziehungen zur großen Welt vorhanden ist.

Die Bühne fehlt noch, wo Dichtung ihre eigene Form des rheinischen Erlebnisses bildet, mit allem Gegensätzlichen an Frohsinn und Schwermut, Ironie und Ingrimm, von kleinen Tagesfreuden und großer Unternehmung wie sie hier zu Hause sind. Das kölner Hännesche mit dem Bestevader oder Tünnes und Schäl sind Figuren eines künftigen Shakespeares. Ihre derben und witzigen Dialoge verhalten sich zu der möglichen, ganz großen Form des rheinischen Dialogs wie die Figuren des alten straßburger Puppenspiels zu den Versen des Goetheschen Faust.

Noch fehlt der rheinischen Dichtung und ihrer Bühne, wie ihr Freund und Entdecker unter den Theaterleitern des Rheinlands, die eigne Tribüne des großen Verlags, der den geistigen Fragen des Westens geöffneten Zeitschrift, die sich für diese Dinge nicht nebenher, sondern primär interessiert. Und dies im Rheinland, in einer Bevölkerung von Millionen! In diesem Land, wo der Buchdruck erfunden wurde! Wo die hohen Schulen sich reihen! Wo einst von der frankfurter Büchermesse Wagenladungen der im Rheinland gedruckten Bücher nach allen Seiten der Welt verfrachtet wurden! Dies im Mutterland des Genossenschaftsgedankens, der im Rheinischen Städtebund, in der Hansa, in den Klöstern und Orden der Kirche lebte und heute in den modernen Zweckgenossenschaften des Rhein-Ruhr-Gebiets ebenso lebendig ist wie in den zahlreichen Genossenschaftsformen der Konsumvereinsbewegung. Sollte es ganz unmöglich sein, auf genossenschaftlichem Boden auch den Buchdruck in diesem Land wieder möglich zu machen, der hier heute im privatwirtschaftlichen Verlag offenbar nicht lebensfähig ist?" Alfons Paquet (Köln. Ztg. 560). Vgl.: D. H. Sarnetzki (ebenda 564); Otto Brües (Stadt-Anzeiger f. Köln 519); Heinz Steguweit (Köln. Volksztg. 529); Paul Joseph Cremers (Rhein-Westf. Ztg. 526); Adolf von Hatzfeld (Köln. Volksztg. 547); Josef Winckler (ebenda).

*

Sinclair Lewis

Sinclair Lewis über Sinclair Lewis

„Lewis hatte eine ungemein leichte Jugend. Keine malerische Chronik kann von mutigen Kämpfen gegen Armut und Nichtbeachtung vermelden. Sein Vater schickte ihn auf die Yale-Universität, später wurde er Zeitungsberichterstatter, Herausgeber eines Magazins und literarischer Ratgeber für Verleger. Zwischendurch gab es ein paar Abenteuer und ein paar magere Jahre, aber sie waren nur amüsante Zwischenfälle seiner Jugend. Er ging als Portier zu einer radikalen Genossenschaft und erwies sich als gänzlich untauglich für diese Stellung. Er ging nach Panama, als dort der große Kanal gegraben wurde, und hoffte, in diesem malerischen Dschungel eine Arbeit zu finden. Er fuhr nach Panama im Zwischendeck und zurück als blinder Passagier, ohne eine Arbeit gefunden zu haben! Anderthalb

Digitized by Google

Jahre lebte er in Kalifornien; teilweise in einem Häuschen in der Nähe der Küste des Stillen Ozeans, lebte von geborgtem Geld und versuchte gemeinsam mit dem amerikanischen Dichter Williams Rose Benét kurze Geschichtchen zu schreiben; verrichtete (und das sehr schlecht) Zeitungsarbeiten in San Franzisco.

Aber von 1910 bis Dezember 1915 war er ein sehr prosaischer und nicht unternehmungslustiger Herausgeber in Neuyork, gewann seine Frau und die Überzeugung, daß er niemals etwas Phantasiereicheres als Ankündigungen für schlechte Romane werde zustande bringen können — obwohl in Amerika solche Ankündigungen tatsächlich überaus phantasiereich sein können. Es gelang ihm mit Schwierigkeiten, zwei Romane zu schreiben: ‚Our Mr. Wrenn' und ‚The Trail of the Hawk', und zwar an Abenden nach seiner Tagesarbeit als Herausgeber; aber die Romane erwiesen sich als finanzielle Fiaskos und wurden von der Kritik erst nicht beachtet.

Eine humoristische Geschichte, die er zum Scherz schrieb, und ohne zu erwarten, daß sie je veröffentlicht werden würde, öffnete ihm die Türen der ‚Saturday Evening Post', und in ein paar Monaten hatte er genug Geld gespart, konnte seine Stellung aufgeben und mit der Schriftstellerei beginnen.

Das war im Dezember 1915, und seither ist er immer herumgewandert, per Eisenbahn, Auto, Dampfer oder zu Fuß. Natürlich wird er stets beglückwünscht, daß er so die Welt nach Informationen durchjagen kann, und natürlich reist er aus keiner so schätzenswerten Ursache, sondern nur, weil er von der Wanderlust befallen ist, die eins der zehrendsten Leiden ist. In diesen elfeinhalb Jahren war die längste Zeit, die er an einem Orte zubrachte, neun Monate in London. Er ist mit dem Auto durch fast jeden Staat in Amerika gefahren. Er hat Europa gesehen, von Berlin bis hinunter nach Sevilla und Athen. Er hat Wochen in Nordkanada verbracht, zweihundert Meilen von jeder Bahnstrecke oder fahrbaren Landstraße entfernt. Er zog durch Westindien nach Venezuela und Kolumbien. Aber inzwischen hat er elf Bücher geschrieben und einige Dutzend kurze Geschichten und Aufsätze, denn es ist ihm möglich, sich in einem fremden Zimmer und in einer fremden Stadt niederzulassen und innerhalb dreier Stunden ernstlich an der Arbeit zu sein. Während er schreibt, ist es ihm ganz gleichgültig, ob seine Schreibmaschine neben einem Fenster steht, das auf die Fifth Avenue, einen londoner Nebel oder auf einen stummen Berg Ausblick gewährt.

Er denkt jetzt vag an den Orient — an Indien, Java, Japan — woraus zu ersehen ist, daß seine Wanderlust unheilbar ist.

Ein öder Bursche, und wahrscheinlich phantasielos. Sonst würde er daheim bleiben und sich von seinen eigenen Visionen inspirieren lassen, statt sich durch neue Straßen, neue Berge, neue Gesichter aufrütteln zu lassen.

Ein öder Bursche, dessen Wert — wenn er welchen hat — nur in seinen Büchern zu finden ist." (Einzig berechtigte Übertragung von Carl Ehrenstein — B. T. 524.)

Vgl.: M. J. (Voss. Ztg., Unt. 260); O. H. (Tag 265); Georg Schäfer (Germ. 518a); M. (Bund, Bern 519); Ca (Königsb. Allg. Ztg. 522).

*

Vergil

Zum 2000. Geburtstag

„Das letzte und zarteste Geheimnis seiner Unvergleichlichkeit ist dies, daß dieser Dichter in einem bestimmten, sehr wesentlichen Punkt allen nach ihm heraufgekommenen abendländischen Dichtern und Denkern verwandt und vergleichlich ist. Es genügt, daran zu erinnern, in wie hohem Maße es Aufgabe aller abendländischen Dichter und Leser, Lehrer und Lernenden sei, den christlich nationalen Gehalt ihrer Vorstellungswelten mit dem von der Antike überkommenen zu durchdringen und umgekehrt. Vergil, der Heide, hat an der Grenze der christlichen Ära ein Vorbild solches geistigen Verhaltens aufgestellt, indem er Gräzität und Romanität einer solchen Angleichung unterwarf. Keiner hat den immer wieder neu zu gewinnenden und zu verteidigenden Errungenschaften des Amalgamierungsprozesses einen solchen Glanz und eine solche Verklärung beizulegen gewußt, keiner zeigt so eindrucksvoll die verführerische Doppelgesichtigkeit, die eigentümliche Transparenz und Transzendenz dieser ganz besonderen Nötigung des europäischen Geistes, keiner zeigt uns Neueren ein so merkwürdig ‚christliches' Gesicht wie der Dichter der Georgiae und der Aeneis. Um bei uns selber zu bleiben: was Goethe für den Deutschen mit der Iphigenie und dem Helena-Akt getan, hat Vergil für seine Römer getan, nicht mehr und nicht minder. Das große, unvollendete Gedicht ist genau wie unsere eigenen klassischen Expeditionen in griechisches Gebiet ein faustisches, ja ein Euphorions-Wagnis. Darin beruht sein heimlichster und tiefster Seelenzauber. Und wenn wir Landsleute Goethes und Hölderlins uns dieses uns so nahe angehenden Zaubers der vergilischen Dichtung von nun an immer besser bewußt werden, wird wohl nach und nach der Mißverstand schwinden, der die Deutsch-Griechen Müller und Schulze geraume Zeit lang sich bessere Griechen dünken ließ als den Römer-Griechen Vergil." Rudolf Alexander Schröder (Münch. N. N. 281/282).

Digitized by Google

„Man hat auf die Charakterähnlichkeit von Aeneas und Augustus hingewiesen. Es ist durchaus denkbar, daß Vergil seinem epischen Helden Züge seines großen Zeitgenossen verlieh. Gemeinsam haben sie die vier Kardinaltugenden der Römer: Mannhaftigkeit, Gerechtigkeit, Milde, Frömmigkeit. Beide Führer stehen an großen Zeitwenden: Aeneas führt sein Volk als Retter aus dem Untergang in die alte Heimat und begründet sein Gedeihen, Augustus vollendet die Weltherrschaft, beschwichtet die inneren Wirren, unter ihm soll das verheißene goldene Zeitalter anbrechen. Die ganze römische Geschichte wird unter das Sinngesetz dieser Entwicklung geordnet. Vor den gottgewollten Schicksalen eines Volks verlieren subjektive Einzelzüge und Einzelstrebungen an Gewicht; so hat Vergil auch seinen Aeneas nicht bis ins Persönliche, Individuelle hinein charakterisiert, er bleibt im Generellen, typisch Römischen. Die Individualisierung grenzt den Dargestellten gegen das Allgemeine ab; eine dermaßen gemeinschaftbildende Kraft wie Aeneas muß die großen Grundeigenschaften seines Volks verkörpern als dessen Inbegriff. Das bloß Individuelle verliert seine Bedeutung in diesem Sinnzusammenhang. Die Antriebe zu seinem Wirken kommen Aeneas aus überpersönlicher Sphäre — der göttlichen —, sein Wirken selber zielt auf Überpersönliches: das Volk und die Staatsgründung. So unterstellt Vergil die ästhetisch-psychologischen Prinzipien der Schilderung seiner Hauptgestalt der moralischen Idee." Max Rychner (Frankf. Ztg. 761—1 M.).

Vgl.: Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wiss. 42); Fritz Flechtner (Königsb. Allg. Ztg. 476); Karl Leuthner (Arb.-Ztg., Wien 285); W. L—r (Germ. 484); H. Schwamboern (Köln. Volksztg., Schritt d. Zeit 534); Adolf Trendelenburg (D. A. Z., Unt. 477); Johannes Werra (Köln. Ztg. 565).

*

Zur deutschen Literatur

„Walther von der Vogelweide." Von Kofink (Bes. Beil. d. Staatsanz. f. Württbg. 9).

„Goethe und der Osten." Von Carl Lange (Kreuz-Ztg. 283).

„Goethe in Danzig." Von Willibald Omankowski (B. T. 485).

„Joh. Heinrich Wilh. Tischbein, der Maler Goethes." Von Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wiss. 41).

„Die Frauen um Schiller in Mannheim." Von Hermann Schnellbach (N. Bad. Ldsztg. 496).

„Die Tat Wilhelm von Humboldts." Von Hans Rempel (D. A. Z., Unt. 452).

„Jean Pauls Wiederkehr." Von Franz Alfons Gayda (Karlsr. Ztg., Wiss. 39).

„Adalbert Stifter." Von Ludwig Gorm (D. A. Z., 495).

„Friedrich Nietzsche." Von F. X. Salda (Prag. Pr., Dichtg. 41).

„Von wahrer Volkstümlichkeit." [Wilhelm Holzamer.] Von Adalbert Schmidt (Sudetendeutsche Tageszg. 21. 9. 30; Teplitz-Schönauer Anz. 19. 8. 30).

„Cäsar Flaischlen." Zum 10. Todestag. Von Martin Lang (Stuttg. N. Tagbl. 483):

„Aus Cäsar Flaischlens Handschrift mußte der ganze Mensch und Künstler, der er war, zu lesen sein. Diese Hand schreibt nur Zettel, Briefe, Gedichte, Tagebuchblätter — sie schreibt ins reine Leben und Gedicht. Eine Handschrift für groß empfundene Kleinform: eigenwillig und edel, zärtlich, hochgestimmt — schmuckhaft und zuchtvoll, soldatisch, Parademarsch der Buchstaben in Regimentskolonne, mit klingendem Spiel! Er ruft sich selbst die Osterbotschaft zu: ‚Du, Dichter, stehe auf und gürte dein Gewand und ziehe durch die Länder und sei ein erster früher Bote dieser Zeit.' Man sieht einen Soldaten auftreten: ein Meldegänger tut seinen Dienst, gehorsam und gläubig. Gehorsam und Glaube — war sein Wohin."

—, —. Von Helmut Wocke (Tag 247).

—, —. Von Paul Wittko (Schwarzwäld. Bote, Oberndorf 230).

„Max Dauthendey." Von Richard Sexau (Allg. Ztg., Chemnitz 238).

„Max Dauthendeys Briefe an seine Frau." Von Hellmut Draws-Tychsen (Dt. Ztg. 249).

„Erinnerungen an M. D." Von Annie Dauthendey (Berl. Börs.-Cour. 483).

„Wie D. zum Schreiben kam." Von Reißmann (Tag 250).

„M. D.s letzter Gruß." Von Heino Schwarz (Wiener Ztg. 213).

„Wedekind und der Simplicissimus." Von Korfiz Holm (Münchn. N. N., Einkehr 41).

„Rainer Maria Rilke. Erinnerungen und Briefe von L. von Schlözer." (Prag. Pr., Dichtg. 40).

„Aus Briefen Rilkes." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1992).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„O. W. Eisek, ein deutscher Dichter auf Vorposten." Von Willy Seidel (Königsb. Allg. Ztg. 452):

„Selten noch wurde die Atmosphäre von Leuten so gründlich durchsiebt und ausgeschöpft mit einer solchen Überfülle von kleinstem Detail — zu echt, um je ermüdend zu sein, in der heimlichen Spannung, die diese Epik immer elastisch erhält; sie ruht auf den soliden Sprungfedern gesunder Psychologie, besonders in der Erotik."

„Max Halbe, der Dichter der Jugend." Von Hellmut Draws-Tychsen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 235).

„Dorett Hanhart." (Neues Winterthurer Tagbl. 190):

„Bedeutender als der Reichtum an Bewegungen der bürgerlichen Handlung, entscheidender als die wechselnde Buntheit der Stimmung ist die gewaltige Formung des Lebensbildes. Nichts weiblich Weiches im Ausdruck kann verraten, daß es eine Frau ist, die den Roman eines kühl rechnenden Mannes in Ichform erzählt. Dorett Hanhart führt eine stahlharte, trefffichere Feder mit klarem dichterischen Duktus."

„E. G. Kolbenheyer als Dramatiker." Von Ferdinand Junghans (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 21).

„Heinrich Lersch und der Rheinische Dichterbund." Von Josef Winckler (Köln. Volksztg. 534):

„Lersch ist kein Anarchist, kein Verkünder der Gewalt, aber in tief aufgewühlter Stunde entlädt sich die Notliebe zum Volk, daraus er stammt, unversehens wie eine Posaune, die alles in ihm betäubt, wie's Gedichte von ihm gibt, von ihm allein, die wie Selbstverzauberung klingen jenseits aller Vernunft und die durch künftige Zeiten rollen werden! Auch hier ist es nicht der Mensch Lersch, auch hier singt in ihm das ganze Volk!"

Digitized by Google

„Der Erzähler Balder Olden." Von Fred Hildenbrandt (B. T. 454):

„Es sieht so aus, als ob mit einemmal der niedergeschlagene Mensch in einer niedergeschlagenen Zeit es bis in die Zähne satt habe, mit umständlichen Problemen und verschlungenen Komplexen behelligt zu werden. Als ob auf einmal dieser Leser eine ungeheure Sehnsucht habe nach den einfachen und geraden Dingen des Lebens, nach Wäldern und Tieren, nach schöngewachsenen Menschen, nach Liebe und Abenteuern, nach Jugend, Unbekümmertheit, Romantik. Was sind das für Geschichten? Es sind Geschichten aus der weiten Welt, von Jack London, Stevenson, Kipling, Melville, Brand, Zane Grey, Curwood, Traven, Conrad, Hergesheimer, Freuchen usw. Es wird nicht mehr lange dauern, so wird Balder Olden genau wissen, woran er ist und wohin sein literarischer Weg fortan führen wird, nämlich genau dorthin und zwischen jene."

„Max Reuschle." Von Otto Heuschele (Württbg. Ztg., Schwabensp. 36).

„Die Dichtung Karl Röttgers." Von Konrad Niermann (Köln. Ztg. 560).

„Wilhelm Schäfers Werk." Von Eduard Reinacher (Münch. N. Nachr. 265):

„Menschliches Format, ein erzählerischer Atem, der in seinem Ansatz vollendet sicher ist, und das Schicksal Deutscher zu sein: das ist der Epiker Wilhelm Schäfer, von dem wir in der Dankbarkeit des Genossenen noch so vieles und endlos Neues erwarten."

„Emil Strauß." Von Ernst Lemke (Dt. Ztg., Kult. 231 a).

„Maria Waser." Von Freddy Ammann-Meuring. (Nachrichten vom Zürichsee, 20. 9. 30):

„So erschienen uns Maria Wasers Frauengestalten: feinhörig und weich, von einer grenzenlosen Fähigkeit des Feinfühlens, im edelsten Sinne Weib. Daneben aber groß und wahr, hineinleuchtend in die dunklen Winkel der eigenen Seele wie in die der andern; neben großer Zartheit voll von einem unversiegbaren Mute, von jener Kraft, die aus den ewigen Quellen schöpft. Ein weitgespannter Geist, eine tiefe, reine Seele und eine meisterlich gestaltende Künstlerhand einen sich in Maria Waser zu klarer, harmonischer Größe."

„Johanna Wolff." Von Erich Bockemühl (Weseler Ztg., 15. 9. 30):

„Durch ihre Bücher geht immer eine Güte — nicht aber eine humanistische oder sozialistische, nicht also eine Güte des Verstandes, diese Güte ist hart und manchmal kalt wie Winterschnee und wiederum warm und sonnig wie ein seliger Frühlingstag. Und was die Dichterin erzählt oder singt, ist aus einfachem Herzen einfach in der Form und Sprache . . . ist, nicht gewollt und nicht erzwungen, sondern aus natürlichem Wesen volkstümlich. Auf Grund dieser Eigenschaften wird ihr Werk noch lange in uns und unter uns leben, und sie selbst mit ihm."

*

„Interview mit mir selbst." Von Franz Theodor Csokor (N. Bad. Landesztg. 515).

„Mein Roman." Von Heinrich Mann (Voss. Ztg., Unt. 241).

„Hans Reinhart zum 50. Geburtstag." Von Hans Müller-Bertelmann (N. Winterthurer Tagbl. 17).

„Begegnung mit Karl Schönherr." Von Carl Marilaun (Münch. N. Nachr. 277).

„Heinrich Vierordt — ein badischer Dichter." Von Hanns Martin Elster (N. Bad. Landesztg. 498).

—, —. Von Paul Wittko (Freiburg. Ztg. 268).

*

„Neues von Hermann Burte" [Gedichtband „Ursula"]. Von Hans Knudsen (Rhein.-Westfäl. Ztg., Kunst 514 u. Dt. Tageszg. 481).

„Ein Mann gibt Auskunft" [Erich Kästner]. Von Otto Ernst Hesse (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 41):

„Aus dem Typus, aus den Typen der Stadtmenschen holt er das Schicksalhafte balladesk heraus — ob es sich um die Tragödie der Durchschnittsehe, ob um Buchhalter, ob um die erotische Zufallsbegegnung, ob um die Verkehrsnot, ob um die unverstandene Frau handelt. Und da wird dann manchmal, aus den vielen Brechungen des Blicks, das Auge ganz zu reinem Licht gesammelt, da blüht die Stunde, daß ein ganz großer Dichter ein ganz großes Gedicht schreibt. Doch die kann man nicht analysieren, die kann man nur lesen."

„Neue schwäbische Lyrik" [Max Reuschle]. Von hw. (Schwäb. Merkur 11).

„Josef Winckler: Eiserne Welt." (Köln. Ztg., 12. Okt.):

„Nichts mehr ist natürlich geblieben vom lyrischen Gesang der alten Romantik, aber es scheint, es hebt eine neue an, und diese Romantik ist durchflutet von neuen Visionen, Gestalten, Bildern, die ihren Ursprung im Unmaß des Stoffes haben, der sich hier chaotisch türmt und schichtet. So hat sich auch der Rhein gefallen lassen müssen, nicht mehr der weinlaubbekränzte schwerleibige Wassergott überlieferter Vorstellung zu sein, sondern ein Werkmann, ein Riese der Arbeit. In vier großen Gedichtkreisen hat Winckler in Wahrheit das erste große lyrisch-epische Lied dieser Eisenzeit gesungen."

*

„Begleitmusik" [Arnolt Bronnen: Roßbach — Ernst von Salomon: Die Geächteten]. Von Rudolf Olden (B. T. 492):

„Wie weit hier wirklich Geschichte, wie weit nationale Romantik gegeben sein soll, ist nicht klar. Zum Beispiel in der Erzählung des Bürgerbräu-Putsches, die mit Einzelheiten ausgestattet ist, fehlt das gebrochene Ehrenwort Hitlers, von dem wir erst in diesen Tagen wieder vor dem Reichsgericht hörten. Es kann dem Verfasser also auf historische Präzision nicht ankommen. Auch da nicht beispielsweise, wo er ausführt: ‚Im Westen hatte es das Reich immerhin mit national gesättigten, zum Teil national uninteressierten Gegnern zu tun. Im Osten aber regte sich jenes Völkergemisch, das da zusammengebraut ist aus allen Stämmen zwischen Sarmatien und Palästina, und das die Idee der Nation mißachtete, weil es im Widerspruch zu ihr entstanden war.' Völlig unwahrscheinlich, daß ein Historiker von den Polen sagen könnte, sie mißachteten die Idee der Nation. Oder: der Young-Plan verlange eine Zahlung von jährlich zweieinhalb Milliarden. Wer so überlegen mit den Tatsachen umgeht, will einen Roman schreiben.
Der Roman ist sehr flüssig, sehr schmissig geschrieben, aus demselben schnellen Handgelenk, aus dem ‚O. S.' hingeworfen war, das allerdings, scheint mir, noch mehr flackerndes Feuer in sich hatte. Manchmal im Lederstrumpf-Stil. Es ist Farbe in dem Bild, Leben, Bewegung; da es vieles falsch, noch mehreres schief sieht, wird es gewiß nicht wenig Schaden anrichten. Den größten durch die Freude an roher Gewalt, die deutlich am Tag liegt."

„Von Erfolg zu ‚Erfolg'. 1000 neue Seiten Feuchtwanger." Von Emanuel bin Gorion (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 41).

„Ein Buch des Hasses. Lion Feuchtwangers ‚Erfolg'." Von Tim Klein (Münch. N. Nachr. 273).

„‚Die neue Majestät'" [Bernhard Guttmanns preisgekrönter Roman aus Preußens Anfang]. Von Josef Melnik (Berl. Börs.-Cour. 477):

„Man spürt im Roman eine heimliche Liebe des Autors zu der märkischen Landschaft, auch zu den sie bevölkernden Menschen. Es geht durch den Roman eine stille Melancholie,

Digitized by Google

die an die Stimmung der märkischen Seen im Spätherbst erinnert. Ich kann mir vorstellen, wie begeistert Theodor Fontane über diesen Roman geschrieben haben würde, wenn er ihn noch erlebt hätte."

„Ein Preisroman: Carl Haensels ‚Zwiemann'." Von Fechter (D. A. Z. 457):

„Es ist schön, innerhalb all der törichten Literatur von heute solch einer Arbeit zu begegnen, in der unsere Welt ist und unser Dasein, ohne Literatur und ohne falsche Romantik, hingestellt von einem Mann, der diesen Namen verdient, und zugleich durchleuchtet von einem Menschen, der trotz seiner schönen Vorliebe für die Welt des tätigen Daseins im Innersten ein dichterischer Mensch ist, einer, der die Welt transparent machen kann und in sich selbst den heute schwersten Kampf der Zeit, den Kampf zwischen Wirtschaft und Geist nicht nur ausgefochten hat, sondern, wie dieses Buch beweist, immer von neuem und immer weiter ausfechten wird."

„Hermann Hesses ‚Narziß und Goldmund'." Von Emmy Hennings (Stuttg. N. Tagbl. 457).

„Ein Roman von der Krise der Musik" [Robert Hohlbaum: „Das klingende Gift"]. Von Arthur Fischer-Colbrie (Hamb. Fremdenbl. 282):

„Robert Hohlbaum gibt seinem neuen Roman, der ein reiches Wachstum seiner dichterischen Kräfte sichtbar macht, den inneren Glanz der Gläubigkeit. Und dessen bedürfen wir heute!"

—, —. Von D. (Bohemia, Prag, 5. Okt.).

—, —. Von Karl Hans Strobl (Münch. N. Nachr., 13. Okt.).

„‚Perrudja' von Hans Henny Jahnn." Von Klaus Mann (N. Zür. Ztg. 1865):

„Dies uferlose, entgleitende Fabulieren ist nicht der einzige orientalische Zug des Werks. Passivität als Tragik, Passion durch Untätigkeit: das ist östliches Pathos. Östlich die Erkenntnis, ‚wie wenig schuldbeladen unsere Existenz ist, wenn auch verflucht'. In die abseitig zerklüftete Welt bricht die Problematik unserer Zeit, die soziale Problematik überhaupt, mit einer katastrophalen Vehemenz ein. Die letztliche Bösheit des Menschen, insbesondere des weißen Mannes, steht greuelhaft auf, Untat über Untat wird aufgezählt. Der Krieg, die Vergewaltigung der fremden Rassen, die lügenhafte Justiz; Imperialismus, Kapitalismus."

„Geld regiert die Welt" [Hans Natoneks neuer Roman]. Von Max Brod (N. Leipz. Ztg., 12. Okt.):

„Der Leser ist ganz im Bann wahrhaft epischer Plastik, wie er auch von dem ehrlichen Willen Natoneks, eine Antwort auf die qualvollen Fragen der Zeit zu geben, und von einer bei solch heftigem Willen ganz seltenen Feinheit der Halbtöne, von der Synthese aus Willensimpuls und blühend dichterischem Verweilen gefesselt wird. Sehr selten ist diese Vereinigung, denn die Bücher der Weltverbesserer sind meist kahl und zynisch, die Dichtungen seelenhaft genießender Autoren wieder fast immer reaktionär, gemeinschaftsfeindlich."

„‚Der Held' von Alfred Neumann." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg., Lit. 1865):

„Eine unwahrscheinliche, abgründige Geschichte, durch die düstere Larven unheimlich gespenstern. Das Doppelgänger-Motiv wird neu gewendet. Früher hätte man gesagt, der Autor schreibe mit den Nerven. Neumann bohrt tiefer in dem rasenden Ablauf seiner Historie. Wie einst Kleist auf die ‚Verwirrung des Gefühls' zielen mußte, erschwert er, wie man sagen würde, den Fall, denn war dieser Täter ein Besessener, als er die Tat ersann und vollzog, oder verrückte sich sein Geist nach der Tat, als er die Schuld unter übermenschlicher Qual des Gehirns an sich reißen wollte? Oder? Es sind die Oder, die Neumann wie Signale überall blitzen läßt. Reale Dokumente sind Schattenrisse neben diesem Roman, für den manche Leser den Schlummer einer Nacht hergeben werden. Seine rasenden Geschwindigkeiten, seine kalte Dämonie, sein metallisches Wort — gehören der Ausdrucksweise und Potenz einer neuen Generation an, die nicht verspricht, sondern zahlt!"

„Josef Pontens Roman vom Auslandsdeutschtum." Von Hans Knudsen (Rhein.-Westf. Ztg. 193):

„Nur wer sich so umgetan hat im Lande, konnte mit soviel (unaufdringlicher) Genauigkeit eine Welt zeichnen, die uns gerade in letzter Zeit durch die Rückwanderer aus Rußland (nach Kanada hin) nahe gekommen ist."

„Ludwig Renns Nachkriegsroman." Von Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 473):

„Renn ist die treueste Erscheinung, der treueste Charakter, den wir in der deutschen Literatur seit dem Simplizius Simplizissimus kennen ... Nie ist, seit Tolstojs Bekenntnissen, so tief die Verzweiflung einer glaubenslosen Zeit ausgesprochen worden, nie hat seit Menschengedenken jemand so verhalten und so bezwingend das Sinnlose des Daseins darzustellen vermocht."

„Die Geächteten" [Ernst von Salomon]. Von Ernst Jünger (Münch. N. Nachr. 283):

„Der Geruch der Verwesung, der die alten Ordnungen umwittert und die Keime eines neuen Gesetzes, das im Kampfe mit diesen Ordnungen und in der Auflehnung gegen sie seine erste Gültigkeit erprobt — beides spürt man in diesem Buch, einem der ersten Dokumente einer neuen nationalen Entschlossenheit, dessen Lektüre keinen Zweifel darüber hinterläßt, wo heute in Deutschland der Wille am angriffslustigsten, am gefährlichsten ist."

„Ein neuer Roman von Jakob Schaffner: ‚Die Jünglingszeit des Johannes Schattenhold.'" Von K. (Basl. Nachr., Lit. 39).

*

„Friedrich Gundolfs neue Werke." Von K. H. Ruppel (Köln. Ztg., Lit. 545).

„Emil Ludwig und die geschichtliche Wahrheit." Von Paul Merker (Schles. Ztg. 521).

*

Zur ausländischen Literatur

„Der alte Lamartine." Von Charles Fournet (Bund, Bern, Kl. Bd. 41).

„Charles Baudelaire." Von Georg Schaffner (ebenda).

„Pierre Loti im Trappistenkloster." Persönliche Aufzeichnungen und Briefe (Köln. Ztg., Unt. 572).

*

„Die englische Literatur der Gegenwart" [Bernhard Fehr]. Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1956).

„Formwandel des Romans? Zu John Dos Passos' ‚Der 42. Breitengrad'." Von Fritz Walter (Berl. Börs.-Cour. 487):

„Vor rund 130 Jahren schrieb der junge Friedrich Schlegel von dem ‚Sinn für das Universum, jene Vorempfindung der ganzen Welt' und von der ‚erhabenen Allgemeinheit aller menschlichen Kräfte und Künste', welche das Ziel des romantischen Romans zu sein hätten. Hier findet man also, unter anderen Vorzeichen, schon genau dieselbe Tendenz zur Erweiterung des Romans über die Grenzen der ihm eingeborenen Form hinaus, zur Darstellung einer Totalität auf Kosten der Form. Der Unterschied besteht darin, daß die Romantiker glaubten, alle Gebiete des Lebens der Kunst subsumieren zu können, während man heute geneigt ist, die Kunst der Wirklichkeit zu unterwerfen. Die Triebkraft ist die

Digitized by Google

gleiche geblieben: der Versuch, aus der Isolierung herauszukommen, in die das 19. Jahrhundert den Künstler gebracht und aus der ihn das 20. noch nicht befreit hat."

*

„Das Werk der Sigrid Undset." Von Adolf Knoblauch (Germ., Ufer 25).

„Helge Rode. Zum 60. Geburtstag des dänischen Dichters." Von A. F. C. (Voss. Ztg., Unt. 243).

*

„Der serbische Walter Scott" [Milovan Vidakovic]. Von Hermann Wendel (Prag. Pr. 277).

*

Allgemeines

„Neue deutsche Lyrik." Von Julius Bab (Hannov. Kur. 472/73).

„Applaus und Panik. Soziologie des Theaters." Von Julius Bab (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 242).

„Was ist Physiognomik?" (Aus einer Rede.) Von Rudolf Kaßner (Frankf. Ztg. 765 — 1 M.).

„Moderne Literatur an Universitäten." I. Was lehrbar ist. Von Walter von Molo. Was nicht lehrbar ist. Von Ernst Robert Curtius (B. T. 482).

„Gedanken über die Kunst." Von R. K. (N. Zür. Ztg. 1900).

„Der Existenzkampf des Theaters." Von P. H. Keulers (Germ. 468).

„Der Kulturkampf um die Dichtung." II. Von Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg., Luginsland 39).

„Romantik und Gegenwart." Von Werner Lenz (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 231).

„Das Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft." Von H. Reinhardt (N. Zür. Ztg. 1980).

„Junge Dichtkunst in Österreich." Von Chr. Fried. Schleichert (Magdeb. Tagesztg., Unt.-Beil. 205).

„Fränkische Dichter als Romangestalten." Von Heinrich Seufert (Nürnb. Ztg., Luginsland 40).

„Apologie des Happy-End." Von Grete Ujhely (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 243).

„Achtundvierziger Revolutionslyrik. Fast jeder Dichter damals eine ‚eiserne Lerche'." Von Hermann Wendel (Vorw., Abend 462).

Echo der Zeitschriften

Das Nationaltheater. III, 1 (Berlin). Bruno Goetz trifft ein Wesentliches des religiösen Problems unserer Zeit, wenn er schreibt:

„Wer vom heimlichen Keimen und Sprießen im religiösen Leben der Gegenwart etwas weiß, dem dürfte es klar sein, worum es sich bei Albert Talhoffs ‚Totenmal' handelt. Einer der Wissenden, Pater Friedrich Muckermann, hat es denn auch unzweideutig ausgesprochen, daß wir heute eine Wiedergeburt uraltheiliger Erdmutterkulte aus dem Geiste eines mystischen Christentums erleben. Das ‚Totenmal' ist mit ein Anzeichen dafür, daß sich im religiösen Bewußtsein der europäischen Völker eine tiefe Wandlung vollzieht — und zwar eine in ihren Folgen noch unabsehbare Schwerpunktsverlagerung vom solaren, taghaften, väterlichen Pol des kosmischen Kräftespiels auf den hylischen, nächtlichen, mütterlichen Pol.

Wohl umschließt jede große Religion, ihrer wesentlichen Intention nach, beide Pole, denn sie ist immer der Ausdruck der Gesamtheit aller dämonisch-göttlichen Lebensmächte. Von der angebrochenen Weltenstunde dagegen hängt es ab, welche dieser Mächte in den Menschen jeweilig aktuell werden und ihren Bewußtseinsraum ausfüllen — und welche, obwohl insgeheim immer mitschwingend und mitklingend, im Zustand der Latenz verharren, um im Untergründigen ihrer späteren Aktualisierung entgegenzureifen. Aus der Art des Verhältnisses zwischen den aktuellen und den latenten Urmächten gebiert sich das heilige Menschenbild einer Epoche, auf dessen Verwirklichung sich alle inneren Kräfte der Menschen richten. Es gibt Epochen, in denen die Seelen, ihrer derzeitigen Selbstverwirklichungsstufe gemäß, mehr der Durchbildung von seiten des väterlichen, des geistigen, Elements bedürftig sind. Es gibt andere Epochen, in denen sie mehr der Durchbildung von seiten des mütterlichen, des seelischen Elements bedürftig sind. Es gibt auch seltene Epochen der Erfüllung, des erhabenen Ausgleichs, des Ruhens der Waage in gleichen Schalen, da beide Pole aktuell werden, da die Seelen bedürftig geworden sind, den ganzen Umkreis der intentionalen Gestaltungsmöglichkeiten ihrer Religion bewußt darzuleben.

Mit dieser Wandlung der seelischen Bedürftigkeit wandelt sich das heilige Menschenbild, das göttliche Leitvorbild einer Epoche, das, nachdem es lange Gezeiten hindurch vorwaltend bald nur das väterliche, bald nur das mütterliche Element der Religion zu verbleiben schien, in den Epochen des erfüllenden Ausgleichs zur urbildlichen Offenbarung der Vermählung von Licht und Dunkel, von Geist und Seele, von Vater Himmel und Mutter Erde wird, so daß die Menschen, reif geworden, diese Vermählung in sich selber vollziehn und nun erst an der vollen Gewalt der im Urgrunde der Religion beschlossenen Totalität der göttlichen Kräfte teilhaben."

Europäische Revue. VI, 10. (Berlin.) Rudolf Kaßner bietet eine Studie „Über das Tiefe und Flache". Darin heißt es:

„Heute ist die Situation die, daß das Tiefe und das Flache oder auch: das Schwierige und das Leichte jedes

Digitized by Google

für sich ist. Schon darum erscheint uns nichts so fremd wie das Romantische oder wie der Trost durch dasselbe. Mich hat unlängst ein Franzose gefragt, was wir denn eigentlich heute, ob wir nicht im Grunde wiederum — ich zitiere — l'étrange, das Merkwürdige, Abseitige, Rare wollten. Ich antwortete: nur unter der einen Bedingung, daß das, was Sie l'étrange nennen, aus der Mitte herauszuholen oder daß es zugleich Mitte oder richtig sei, alles andere ginge uns nichts an oder sei Romantik oder habe einmal Edgar Allan Poe geheißen usw. Zur Romantik hat nämlich auch das eine gehört, daß die sogenannten Oberflächlichen eine besondere Vorliebe für das Tiefe hatten oder gern darauf hereinfielen. Das hat sich geändert. Die meisten Menschen heute oder sehr viele wenigstens und auch merkwürdige unter ihnen, zum mindesten solche, mit denen gerechnet werden muß und die keineswegs nur Hanswürste sind, wollen nämlich das Tiefe oder die Tiefendimension nicht. Sie weichen ihr aus, als wäre Tiefe soviel wie Untiefe, wie Fallen, sie wollen die Zweidimensionalität und verbergen es vor niemandem, sie wollen, heißt das, den Augenblick, den unmittelbaren Erfolg, die Rekordleistung, die Spekulation, den Tanz, das Kino, die Detektiv- und Geistergeschichte, die sogenannte vierte Dimension, die ja nichts anderes ist als zweite in einer tieferen oder höheren Schichte. Dieses Leichte nun muß unbedingt mit dem ‚Schwierigen' eines Paul Valéry zusammengedacht werden, welches seinerseits wiederum das Leichte gar nicht für sich gewinnen will. Es würde sich eines solchen Verlangens sogar schämen, und es ist gut so, ja man müßte es ein Glück nennen, daß es so und nicht anders sei, wenn es hier überhaupt um Glück und nicht um das ginge, was Goethe einmal die ‚wahre Beschaffenheit' der Dinge genannt hat.

Es verhält sich mit Tief und Nicht-tief genau so wie mit Frei und Nicht-frei. Ich behaupte nämlich, daß heute nur darum, weil die Menschen oder einige von ihnen, Seltene, Kostbare aus der Mitte, ein ganz unbändiges, mit keinen Errungenschaften innerhalb des Politischen zu befriedigendes Verlangen nach Freiheit haben, oder weil es in unserer Zeit Menschen von viel größerer innerer Freiheit gibt als je zuvor: auch solche Seltene, Kostbare aus der Mitte, also keinesfalls Exzentrische, ich behaupte also, daß nur darum und aus keinem anderen Grunde sich die zwei aus unserer Zeit geborenen, gewissermaßen originalen politischen Richtungen wie der Fascismus und der Bolschewismus darauf zu gründen imstande waren, daß sie den Grundsatz vertreten, es gebe diese genannte Freiheit nicht oder, wenn es sie gebe, so sei sie überflüssig oder nur ein Anlaß mehr, sich mit sich selber und dem Nächsten nicht zu einigen und überhaupt nur Ideologie, und zwar die eines Standes, der sich selbst zu überleben suche usw.

In Wirklichkeit verhält es sich mit der Freiheit genau so wie mit der Tiefe. Wir sind nicht anders frei als wir tief sind. Wir brauchen, heißt das, die Freiheit genau so zum Handeln, wie wir des Sinnes bedürfen, um zu deuten und zu sehen. Hier liegt eine ewige Wechselbeziehung vor, die in diesem bestimmten Sinn erkannt zu haben keineswegs eine Errungenschaft des Pragmatismus, sondern die des physiognomischen Weltbildes ist. Darum ist auch heute (genau so wie neben dem Tiefen das Flache) unvermittelt und schroff neben dem Freien das Unfreie."

Der Nachen. I, 4. (Wien.) Aus einem Aufsatz von Richard Zeltner über André Gides „Uns nährt die Erde":

„Alle Gedanken Gides kreisen um Gott. Gott ist heute ein Popanz geworden. Die Philosophen haben Gott abgeschafft, denn das, was in ihren Systemen von ihm übriggeblieben ist, das ist nicht Gott. Was soll mir denn die mathematische Eins, was soll mir der „erste Beweger", was auch der Urgrund des Seins, Hirngespinste ohne jeglichen Hauch des Lebendigen. Die Theologen haben den Philosophen geholfen; das Seziermesser der Dogmatik tötet nicht minder als die kritische Sonde des abstrakten Verstandes.

Nur die Künstler haben immer an Gott geglaubt, auch wenn sie ‚Atheisten' waren, wie Shelley."

*

„Besitz ist Verzicht auf alles, was man nicht besitzt. Besitz ist Verzicht auf Gott. Darum kommt eher ein Schiffstau durch ein Nadelöhr als ein Reicher ins Himmelreich. Besitz verhärtet das Herz.

Alles, was wir besitzen, wird zu einer Fessel. Selbst aus dem geistigen Besitz quillt der Nebel des Hochmuts, das erbärmliche Gefühl des Pharisäers.

Vielleicht ist nichts verführerischer, als der Besitz guter Taten, das Bewußtsein, gerecht zu sein, die sittliche Überlegenheit gegenüber Sündern und Zöllnern. Was weißt du, Moralist, mit der Miene des strengen Richters, von den Sünden des andern!"

Neue Schweizer Rundschau. XXIII, 10. (Zürich.) Aus „Zweitausend Jahre Vergil" von Ernst Robert Curtius:

„Vergils Gedenktag ist unpopulär und darum doppelt bedeutsam. Richtig verstanden könnte er, muß er ein Markstein sein in dem großen geheimnisvollen Prozeß der Selbstbesinnung des Abendlandes, in dem dämmernden Werden eines Vorganges, der selbst dann denk-

Digitized by Google

würdig sein müßte, wenn er nur als Traum unserer höchsten Geister, als unaussprechbares Wort unserer Besten zum Leben drängte — einer Integration, einer Restauration, einer Instauratio magna des Okzidents, wie sie dem tiefahnenden, langfristig sinnenden Geist eines Hofmannsthals vorschwebte.

Daß die Feier Vergils in solche Zusammenhänge eingreift, daß sie solche Klangresonanzen hervorruft oder hervorrufen kann, muß allein schon die Einzigkeit des Namens bekunden, dem sie gilt. Und wie unerschöpflich ist sie! Wir werden nie ergründen, was die vierte Ekloge für ihren Dichter besagte: sie hat das mystische Privileg der Unaussagbarkeit des Gehaltes wie jenes erotisch-mystische Buch des Ostens, das als Hohes Lied in unsere heiligen Schriften eingegangen ist. Und dennoch dürfen wir die mittelalterliche Legende in unserem Sinn bekräften; dürfen glauben, daß in der Synchronie der gottmenschlichen Offenbarung und des römischen Reichsdichters ein Mysterium Europas (‚Europa oder die Christenheit', sagt Novalis) verborgen und wiederzufinden ist. Wir besitzen dafür die geheiligte Gewähr Dantes. Und es gehört zu den glückhaften Augurien unserer Geschichte, daß Vergil und Dante, der große römische Heide, der paganus, der Sänger der Triften und Hirten, mit dem großen römischen Christen, dem Jenseitswanderer und Diesseitsordner, in unauflöslichem Bunde vereint ist."

*

„In dem lauteren Element Vergils scheinen die großen geistigen und geschichtlichen Antithesen unserer Vergangenheit sich auszugleichen. Er enthält den reinen Nektar der Antike, aber er übergreift sie doch wie außer ihm nur Plato. Asiatische Ursprünge reichen in die Aeneis, orientalische Prophetien in die vierte Ekloge hinein. Mit der plastischen Form Roms verbindet sich auf unfaßliche Weise ein ahnungsvolles, aus Jenseitswelten stammendes Leuchten, eine sibyllinische Frömmigkeit, die der Offenbarung entgegenzuharren schien. Römische virtus und griechische Schönheitsliebe, reifer Kunstverstand und sittliche Läuterung bezeugen sich in derselben Materie. Vergils Werk ist der Triumph des Klassizismus und zugleich (man denke an die zehnte Ekloge) der Urquell aller Romantik. Alle diese Kräfte, die sich isoliert widerstreiten würden, gelangen zur beruhigten Harmonie und zu symbolschwerer Fülle. Die ganze menschliche Existenz spiegelt sich in den Fahrten des Aeneas: dem mühevollen Weg zu einer verheißenen zweiten Heimat, die fern von der ersten ist."

Zeitschrift für Deutschkunde. XXXXIV, 10. (Berlin.) Das Wesensmerkmal der katholischen Literatur sucht Günther Müller zu erfassen:

„Es ist das Gemeinsame der verschiedenartigen und unmittelbar zum Teil kaum vereinbarenden Dichtungen, die hier zu betrachten waren, daß sie von der Glaubensordnung der katholischen Kirche bestimmt sind, mag sie nun unausgesprochen walten, sich im Geschehen oder im Bewußtsein enthüllen oder sichtbar das Ganze tragen, mag das Glauben an sie gestaltend umrungen oder gestaltend entfaltet werden. Nicht also Flucht vor der Welt ist ein Grundgesetz katholischer Dichtung, sondern Sicht der Schöpfung an der Stelle, die ihr in der Glaubensordnung zukommt. Und das ist wieder nicht die Natur als das Reich des Bösen, sondern als die Wirklichkeit, die auf die Übernatur hin geordnet ist und von der ein Glied, die Menschen, sich ins Reich der Gnade oder der Gerechtigkeit stellen kann, wie der hl. Augustin es ausdrückt. In einem Bilde ließe sich sagen, es macht die betrachteten Dichtungen zu katholischen Dichtungen, daß ihre Erde unter dem Himmel kreist, daß ihre Menschen, ob fromm, ob sündig, nicht aus der Macht des dreieinigen, in Christus und seiner Kirche geoffenbarten Gottes fallen können. Wirklich wird in all jenen Werken gleichsam das Dach durchsichtig zu dem Schöpfer, Erlöser und Erhalter, zu dem Rex tremendae majestatis. Diese Ordnung der Wirklichkeit mit ihrem unerschütterlichen Oben und Unten und ihrer unerschöpflich reichen Stufung des Seins drängt sich unterscheidend auf, wenn der Blick zwischen katholischer und nichtkatholischer Gegenwartsdichtung hin- und hergeht."

Hochland. XXVIII, 1. (München und Kempten.) Georg Schäfer charakterisiert den Erzähler Ernst Wiechert:

„Im Forsthause Kleinort (Masuren), im äußersten Osten unseres Vaterlandes, ist dieser Dichter am 18. Mai 1887 geboren. Er schreibt einmal von seiner Heimat: ‚Es ist ein dunkles Land, und die Menschen sind sehr still, und die Vögel singen traurigere Lieder als anderswo. Die Wälder schlagen uns tot da unten.' Er ist niemals von diesem Lande losgekommen. Die schwermütige Melodie rauschender Wälder schwingt in seinem Blute und die Verlassenheit und Einsamkeit stiller Moore. Und wenn er heute auch in der Großstadt wohnt, unverlierbar hat er die Erlebnisse seiner Jugend in sich gesammelt und das Erlebnis seiner reifen Mannesjahre: den Krieg und die nachfolgende Zeit der Verwirrung."

*

„Wiechert ist durch den Krieg gegangen. Er ist sein Schicksal geworden. Das Chaos verwirrte ihn. Es ist schwer für Menschen seines Schlages, sich in einer Welt zurechtzufinden, die alle Bindungen zerstört hat. Viel leichter haben es die, welche sich gleich auf den

Digitized by Google

Boden der Tatsachen stellen können. Sie sehen keine Probleme. Wiechert aber hat lange und schwer gerungen. Zeugnis davon geben seine Bücher. Darin ist noch viel Ungelöstes und Problematisches, Zerrissenheit und Aufgewühltheit."

*

„Die fürchterliche Öde bourgeoiser Denkträgheit sowohl wie die rein diesseitige Einstellung vieler Arbeiter — die geistig immer noch in der Atmosphäre der achtziger Jahre leben — bekämpft er mit der ganzen Strenge einer schwer errungenen Weltanschauung. Er steht hier als Repräsentant einer Welt, die wir schon für verschollen erachteten, die sich aber langsam und gegen den Klüngel großstädtischer Literaten schwer ankämpfend durchsetzt. Vom ‚deutschen Idealismus' zu reden, bedeutete lange Zeit nichts anderes, als eine Phrase gebrauchen. Wiechert ist Idealist, denn er hat eine Idee. Und da er ein großer Künstler ist, so braucht ihn das, was die Immer-Modernen sagen, wenig zu kümmern. Er wird sie mit der Kraft seines Dichtertums überwinden."

*

„Probleme und Ergebnisse der Günther-Forschung." I. Von Wilhelm Krämer (Germanisch-Romanische Monatschrift XVIII, 9/10. Heidelberg).
„Neues zu Justus Mösers Briefwechsel." Von Werner Pleister (Niedersachsen XXXV, 10. Bremen).
„Das Bildungsideal bei Herder und Stifter." Von Elisabeth Poll (Volkstum und Volksbildung II, 5. Köln).
„Lenz, Klinger und der Sturm und Drang." Von Arthur Sakheim (Blätter der Städtischen Bühnen 1930, 29/30. Frankfurt a. M.).
„Goethe und Ostpreußen." Von Ludwig Goldstein (Ostdeutsche Monatshefte XI, 7. Berlin).
„Goethe und die Dainos." Von Erich Jenisch (ebenda).
„Goethe und das baltische Grenzland." Von O. von Petersen (ebenda).
„Goethe in Schlesien." Von Eugen Kühnemann (ebenda).
„Die Goethe-Literatur in Polen." Von Sigmund von Lempicki (ebenda).
„Goethes theologische Bibliothek." Von Hermann Priebe (Die Christliche Welt XLIV, 20. Gotha).
„Ernst Moritz Arndt, der ewige Deutsche." Von Hans Kern (Der Diederichs Löwe IV, 3. Jena).
„Kleists ‚Michael Kohlhaas'." Von Eduard Castle (Radio VII, 3. Wien).
„Kleist und Gundolf." Von Ernst Heinrich (Deutsches Volkstum XII, 10. Hamburg).
„Penthesilea." Von G. (ebenda).
„Schopenhauer in Weimar." Von Hans Zint (Ostdeutsche Monatshefte XI, 7. Berlin).
„Landschaft des Kindes." Zu Adalbert Stifters 125. Geburtstag. Von Franz Hessel (Die Literarische Welt VI, 42. Berlin).
„Adalbert Stifter." Von Paul Wiegler (ebenda).
„Der Philosoph Max Stirner." Von Maximilian Reizenstein (Fränkische Monatshefte IX, 9. Nürnberg).
„Johanna Kinkel." [Schluß.] Von Paul Kaufmann (Preußische Jahrbücher CCXXII, 1. Berlin).
„Ferdinand von Saar als Novellist. V. Die Motive der Novellen." Von Alois Maria Nagler (Der Wächter XII, 9. Berlin).
„Spitteler und wir Deutsche." Von Friedrich Schmidt (Zeitschrift für Deutsche Bildung VI, 10. Frankfurt a. M.).
„Moritz Heimann." Von Emanuel bin Gorion (Das Tagebuch XI, 39. Berlin).
„Hofmannsthals Lehrjahre." Von Rudolf Borchardt (Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 1. München).
„Marie Luise Weißmann." Von Paul Alverdes (Der Kunstwart XLIV, 1. München).
„Gerhart Hauptmanns ‚Buch der Leidenschaft'." Von Elise Dosenheimer (Zeitschrift für Deutsche Bildung VI, 10. Frankfurt a. M.).
„Ernst Zahn." Von Ernst Zahn (Der Beamte und das Buch 1930, 17. Berlin).
„Selbstdarstellungen deutscher Dichter. I: Bruno Frank." (Die Literarische Welt VI, 40. Berlin.)
—, —. II. Paul Ernst (ebenda 41).
„Wie ich arbeite." Von Leonhard Frank (Nationaltheater Mannheim, Bühnenblätter 1930/31. 4.).
„Georg von der Vring." Von Curt Kohlmann (Die Lese VI, 2. Köln).
„Ernst Lothar." Von Erwin H. Rainalter (Radio VII, 2. Wien).
„Gustav Leutelt: Das Werk." Von Werner Milch (Der Wanderer I, 10. Breslau).
„Gustav Leutelt: Die Persönlichkeit." Von Julius Streit (ebenda).
„Gustav Renners Dramen. IV: Der jüngste Tag." Von Marie Springer (Der Wächter XII, 9. Berlin).
„Emil Strauß: Der Schleier." Von Otto Stoessl (Die Literarische Welt VI, 42. Berlin).
„Norbert Jacques." Von Curt Kohlmann (Die Lese VI, 2. Köln).
„Ein Dichter tiefer Weisheit: Hans Sterneder." Von Franz Lüdtke (Ostland-Kultur XI, 14. Berlin).
„Ernst Leibl, ein sudetendeutscher Dichter." Von Heinrich Micko (Ostland V, 10. Hermannstadt).
„Die Dichterin Elsa von Bonin." Von A. G. (Reclams Universum XLVII, 1. Leipzig).

* * *

„Vergil in zwei Jahrtausenden." Von Walther Bombe (Reclams Universum XLVII, 3. Leipzig).
„Grundzüge der Dichtung Vergils." Von Walter Wili (ebenda).
„Die Welt der vergilischen Dichtung." Von Concetto Marchesi (ebenda).
„Vergilius." Zu seinem 2000. Geburtstag. Von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (Deutsche Rundschau LVII, 1. Berlin).
„Voltaire." Von Josef Hofmiller (Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 1. München).
„André Gide." Von Franz Blei (Die Weltbühne XXVI, 42. Berlin).
„Der neue Hemingway [In einem anderen Land]." Von Alfred Polgar (Das Tagebuch XI, 41. Berlin).
„Jules Supervielle oder ‚Vom Fassen des Unfaßbaren'." Von Christian Sénéchal (Deutsch-Französische Rundschau III, 10. Berlin).
„Die Einstellung der jung-französischen Schriftsteller zur deutsch-französischen Annäherung." Von Edouard Dujardin (Deutsche Rundschau LVII, 1. Berlin).
„Shakespeare-Mythus! Shakespeare-Kritik." Von Gert Buchheit (Zeitschrift für Deutsche Bildung VI, 10. Frankfurt a. M.).
„Shakespeare VII." Von Walther Heynen (Masken XXIV, 3. Düsseldorf).
„Neue anglikanische Literatur. 2. Amerika [Dreiser, Lewis, Sinclair, Asch]." Von Hans E. Friedrich (Die Christliche Welt XLIV, 20. Gotha).
„Knut Hamsuns Liebe zum Leben." Von Richard Kik (Das Werdende Zeitalter IX, 8. Dresden).
„Knut Hamsun: August Weltumsegler." Von Ernst Sander (Monatsblätter des Deutschen Buch-Clubs-Hamburg III, 10).

Digitized by Google

„Johan Bojer.“ Von Hertha Federmann (Die schöne Literatur XXXI, 10. Leipzig).
„Der Politiker Dostojewskij.“ Von Georg Rheinberg (Der Nachen 1930, 4. Wien).
„Die Situation des Dichters in der Sowjet-Union.“ Von Leo Trotzki (Die Literarische Welt VI, 39. Berlin).

* * *

„40 Jahre Volksbühne.“ (Die Volksbühne V, 7. Berlin.)
„Wesen und Entwicklung der Volksbühne.“ Von Curt Baake (ebenda).
„‚Ich glaube an die Volksbühne‘.“ Von Karl Heinz Martin (ebenda).
„Staat und Kunst.“ Von Adolf Grimme (ebenda).
„Das historische Drama und die Gegenwart.“ Von Otto Forst de Battaglia (Das Nationaltheater III, 1. Berlin).
„Das Problem der Zuschauerschaft.“ Von Albert Klöckner (Das Nationaltheater III, 1. Berlin).
„Aktuelles Drama.“ Pon Adolf Peter Paul (Zeitschrift für Deutsche Bildung VI, 10. Frankfurt a. M.).
„Die dramatische Gebärde.“ Von Robert Petsch (Stadt-Anzeiger XXIX, 7. Mannheim).
„Die beiden Estherdramen im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern.“ Von Spieß (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVIII, 9/10. Heidelberg).
„Das moskauer Kammertheater.“ Von Fedor Stepun (Das Nationaltheater III, 1. Berlin).

* * *

„Führer für junge Wanderer durchs Labyrinth.“ IV. Von Alfred Döblin (Das Tagebuch XI, 41. Berlin).
„Das Werturteil im Literaturunterricht.“ Von Emil Ermatinger (Zeitschrift für Deutschkunde XLIV, 10. Leipzig).
„Deutsche Literatur.“ Von Hermann Hesse (Reclams Universum XLVII, 4. Leipzig).
„Zur geistigen Situation der Jugend.“ Von Heinz Horn (Die Kolonne I, 7/8. Dresden).
„Für den Geist wider den ‚Geist‘.“ Von Erwin Guido Kolbenheyer (Eckart VI, 10. Berlin).
„Neue Linie, neue Romantik.“ Von Madrei (Die Weltbühne XXVI, 43. Berlin).
„Tod der Lyrik.“ Von Otto Merz (Die Kolonne I, 7/8. Dresden).
„Die Don-Juan-Gestalt.“ Von Wilhelm Michel (Theaterwelt VI, 2. Düsseldorf).
„Junge Dichter.“ Von Johannes Mumbauer (Literarischer Handweiser LXVII, 1. Freiburg i. B.).
„Vom künstlerischen Erleben und vom Erleben des Kunstwerks.“ Von Schaefer (Volksbildung LX, 9. Berlin).
„Der Dichter und seine Zeit.“ Von Wilhelm Schäfer (Die Neue Rundschau XXXXI, 10. Berlin).
„Welt und Heimat.“ Von Jakob Schaffner (Der Lesezirkel XVII, 12. Zürich).
„Umgang mit Büchern.“ Von Herbert Scheffler (Die schöne Literatur XXXI, 10. Leipzig).
„Heimat und Vorväter.“ Von Friedrich Schnack (Die schöne Literatur XXXI, 10. Leipzig).
„Florian Geyer in der Dichtung.“ Von Heinrich Seufert (Fränkische Monatshefte IX, 9. Nürnberg).
„Über das Wesen des Plagiats.“ Von Erwin Stranik (Zeitschrift für Deutsche Bildung VI, 10. Frankfurt a. M.).
„‚Gesagtes‘ und ‚Gestaltetes‘ in der Sprache.“ Von Leo Weismantel (Das Werdende Zeitalter IX, 9. Dresden).
„Schulerinnerungen in der Literatur.“ Von Else Wentscher (Neue Frauenkleidung und Frauenkultur XXVII, 1. Karlsruhe).

Echo der Almanache

„Von der Lebenshaltung der neuen Generation.“ Von Frank Matzke (Reclams deutscher Almanach für das Jahr 1931):

„Das 18. und 19. Jahrhundert verachteten das Mittelalter und seine Bindungen. Wir schätzen es und wünschten es manchmal gern herbei. Aber eine Rückkehr zu ihm ist uns so unmöglich wie den beiden Jahrhunderten vor uns.
Das eine allerdings kommt jenen Verbändebildungen bei uns entgegen: daß wir den Bezirk seelischen Erlebens, das heißt also den Bezirk der individuellen Besonderheit, von außen nach innen verlegt haben. Deshalb ist es uns leichter möglich, im Äußern Zusammenschlüsse zu bilden, uns im Äußern unterzuordnen, weil wir dieses Äußere befreit haben von jener seelischen Überlast, die den Menschen vor uns auch nach außen hin zum Individualisten machte.“

„Die Liebe im Leben Nietzsches.“ Von A. Baeumler (ebenda).
„Stammväter der Seelenkunde.“ Von Ludwig Klages (ebenda).
„Briefe von Malwida von Meysenbug.“ (Ebenda.)
„Der Philosoph in unserer Zeit.“ Ein Briefwechsel mit Leopold Ziegler (ebenda).
„Suggestion und Analyse.“ Von Alfred Brauchle (ebenda).
„Nietzsches Vater.“ Von Friedrich Wichner (ebenda).
„Autobiographie.“ Von Walter von Molo (Isolnay-Jahrbuch für 1931):

„Ich habe es mir nicht leicht gemacht. Noch einmal prüfte ich, um ganz festen und gewissen Stand zu haben, ehe ich weitergriff. Die bisher schwerste Wendung um die unveränderliche Lebensachse ist vollzogen. Neuerlich und inniger als vorher, unerschütterlich in meiner Ansicht, hatten sich Ewigkeit und Vergänglichkeit, Früheres mit Gegenwärtigem zusammengeschlossen. Ich will schaffen. Jetzt am Friedrich List, der die Einheit von Geist und Materie, von Menschheit und Nation, von Freiheit und Beschränkung, von öffentlichem und privatem Leben als das wahre Menschentum besaß, der Handlung in das Geschwätz seiner Zeitgenossen trug und lebte aus Energie der kosmischen Gesetzmäßigkeit. Er hat nie für sich und für sein Heute bauen wollen, immer für das Morgen, darum hat er für uns gebaut. Für ihn gab es keine Realität ohne Ideal, ihm gewann das Ideal immer nur Leben in der Realität. Es wird so weiter gehen. Immer wieder ein neues Werk, das mir die vorhergegangenen versinken läßt und doch ohne sie nicht möglich wäre, auch hier immer Einheit aller Bereiche und alles Erreichens. Das Ziel der Dichtung ist der Mensch, die Dichtung ist der Weg dazu. Nur im Menschlichen kann man die Unendlichkeit und die Ewigkeit begreifen.“

„Rückblick.“ Von Schalom Asch (ebenda).
„W. H. Hudson.“ Von John Galsworthy (ebenda).
„Jean Richard Bloch.“ Von Romain Rolland (ebenda).
„Brief an Galsworthy.“ Von Felix Salten (ebenda).
„Mit Peter Altenberg.“ Von Stefan Großmann (S. Fischer Almanach 1931).
„Carducci.“ Von Benedetto Croce (Amalthea-Almanach 1931).
„Spinoza und de Wit.“ Von Askanasy (ebenda).
„Salomon von Geßner als Verlagsbuchhändler.“ Von L. Weisz (Orell Füßli-Almanach 1931).
„Gottfried Kellers Lebensraum.“ Von Eduard Korrodi (ebenda).
„Emil Ertl.“ Von Joseph Papesch (Staackmanns Almanach 1931).

Digitized by Google

„Talent und Charakter." Von Friedrich Schreyvogl (ebenda).
„Bei Anton Wildgans." Von Joseph Soyka (ebenda).
„Meine Beziehungen zu Peter Rosegger." Von Amédée Vulliod (ebenda).
„Mechanische und lebendige Kunst." Von Heinrich XLV., Erbprinz Reuß (Elf Jahre „Volksverband der Bücherfreunde").
„Josef Winckler." Von Wolfgang Schumann (Gesundbrunnen, Dürer-Kalender 1931).
„Wilhelm Raabe." Von Heinrich Spiero (ebenda).
„Goethes Mutter." (Ebenda.)
„Alfred Mombert." Von Friedrich Kurt Benndorf (Ekkhart Jahrbuch für das Badner Land 1931).
„Benno Rüttenauer." Von Raimund von Fugger (ebenda).
„Gespräch über Thomas Mann." Von Otto Hoerth (ebenda).
„Briefe aus dem Cotta'schen Archiv" (K. M. von Weber, Hegel, Georg v. C.) (Greif-Almanach 1931).
„Achim von Armin und die Baukunst." Von Hermann Michel (Der große Brockhaus, Almanach 1931).
„Der Pestalozzi Indiens" (Dondho Keschao Karwé). Von C. Z. Klötzel (ebenda).
„Cornelias Tochter." Unbekannte Briefe von Lulu Schlosser. Mitgeteilt von Ernst Bautler (Goethe-Kalender 1931).
„Von der Nachfolge Goethes." Von Ernst Lissauer (ebenda).
„Tischbein skizziert Goethe." Von Marie Luise Tischbein (ebenda).
„Frau Rat als erste Fremdenführerin im Goethehaus." (Ebenda.)
„Mitteilungen über Goethe aus dem Tagebuch der Rosette Städel." (Ebenda.)
„Dämonen." Carus, 1832, nach Erscheinen des Werkes von J. Falk über Goethe (ebenda).

Fritz Müllers Kalender. Zweite Folge des Hansa-Kalenders. Mit 53 Kurzgeschichten von Fritz Müller-Partenkirchen (Paul Müller, München).
Blodigs Alpenkalender (ebenda).
Dürer-Kalender 1931 (Wilhelm Limpert-Verlag, Dresden).
Deutscher Schulkalender 1931 (Knorr u. Hirth, München).
Hunde- und Katzen-Kalender 1931 (ebenda).
Beyer-Kalender: Frauenschaffen 1931 (Otto Beyer, Leipzig).
Kunst und Leben 1931 (Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf).

Echo der Bühnen

Berlin

1.

„Jud Süß." Von Paul Kornfeld. (Uraufführung am Theater am Schiffbauerdamm am 7. Oktober 1930.)

Paul Kornfeld hat seinen Stoff anekdotisch behandelt. Es ist Anekdote und Trick, wie dieser Jud Süß sich bei den Großwürdenträgern des württembergischen Hofes, nachher bei dem Herzog selbst einführt. Anekdotisch die Art, wie er seine Finanzpläne begründet, wie er Fortune macht. Auch weiterhin nimmt die Handlung durchaus anekdotischen Verlauf. Es ist wiederum Anekdote, wie der Herzog dem Gift zum Opfer fällt, das die Widersacher dem verhaßten Günstling beibringen wollten, Anekdote, wie der Nachfolger des Herzogs über Jud Süß den Richtspruch fällt.

Kein Zweifel, Kornfeld hat versucht, der Anekdote ethische Vertiefung zu geben. Als ein sehr Treuloser erscheint dieser Jud Süß, treulos dem Frauenbild gegenüber, das zu seinen reinen Instinkten gesprochen hat, und, was schwerer wiegt, treulos seinen Verwandten und Stammesgenossen gegenüber.

Was spräche gegen solche anekdotische Behandlung? Zunächst: ein Mann der vielen Anekdoten, hier sind's ihrer so viele, als das Drama Bilder zeigt, gewinnt schwer seelische Einheit. Er bleibt Besucher; Kostgänger der Gelegenheiten; zu sich selber zu kommen, hat er selten Veranlassung, niemals Zeit. Durch das Anekdotenkleid schimmert der Charakter nicht recht durch. Held der Anekdote — und das ist kein Zufall — ist fast immer der Preller oder der Geprellte. So auch hier.

Paul Kornfeld
Zeichnung von M. Nehemias

Es wird in dem Drama durchaus nicht ersichtlich, daß dieser Ghettojude ein starker und ungezügelter Geist ist, imstande, die Zügel einer Regierung an sich zu

Digitized by Google

reißen. Jud Süß bleibt bei Kornfeld etwas wie ein Spieltischabenteurer.
Schlimmer als das: Tragischer Abschluß war hier im Stoff bedingt. Von dem anekdotischen Charakter fließt die Tragik, wie Wasser von imprägniertem seidenen Karnevalsmantel ab. End aller Enden erschien dieser Jud Süß bei Kornfeld doch eben als ein Harmloser, Liebenswürdiger, Preller und Geprellter zugleich. Man hat bei dem letalen Ausgang die Empfindung, als stürzte ein tändelnder Spaziergänger unversehens in eine Grube mit ungelöschtem Kalk. Fataler Unfall.
Bleibt von Kornfelds Drama als Wesentliches nur ein interessanter kulturhistorischer Einblick. Doch waren wir von Kornfeld mehr gewöhnt.

2.

„Brest-Litowsk." Das Drama des europäischen Friedens in vier Akten. Von Hans J. Rehfisch. (Uraufführung im Theater des Westens am 10. Oktober 1930.)

Hans J. Rehfischs „Brest-Litowsk" ist Zeitstück jener Art, die mit der Dokumentenschere zusammengeschneidert wird. Wie sah der Wirklichkeitsvorgang aus? Man greift nach dessen Zeitungs- und Memoirenkleid, packt einen Fetzen und schwenkt ihn fröhlich im Zugwind, der von der Bühne in den Zuschauerraum weht.
Solcherart bringt Hans J. Rehfisch sehr geschickt sein Stück zustande. Es ist ein großer Fetzen, den er erhascht hat, und der flattert. Die Bilder aus der russischen Delegation werden mit einiger Objektivität gegeben. Die große Verhandlung im Theater in Brest-Litowsk ist bereits politisch eingefärbt. Das Bild, das Kaiser Wilhelm II. auf die Bühne bemüht, ist nur noch Satire, und Satire eines, der sich klüger wähnt, als Apoll und Minerva ihn aus ihrem Ehebett hervorgehn ließen.
Wir alle wissen: jener Friedensschluß von Brest-Litowsk war Schicksalsstunde. Diese Stunde wird hier in interessante, amüsierliche, langweilige Viertelstunden zerlegt. Irgendwelcher Glockenschlag bleibt aus.
Zeitstück für den Zeitungsleser. Gerade der aber kannte die vergilbten Dokumente bereits.

3.

„Voruntersuchung." Schauspiel in fünf Akten. Von Max Alsberg und Otto Ernst Hesse. (Uraufführung im Renaissancetheater am 14. Oktober 1930.)

Die „rote Robe" wird zu einer schwarzen. In Rampenbeleuchtung — das ist leider festzustellen — nahm sich die rote sehr viel effektvoller aus.
Im ersten Akt macht der Sohn des Untersuchungsrichters dem Vater Vorwürfe über seine Art, die in Verdacht Geratenen für den endgültigen Strafprozeß höchst grausamlich zu „präparieren". Das ist Druck auf den Knopf. Die weiteren vier Akte hindurch klingelt's. Denn nun ist der heimlich Verlobte der Tochter ebenjenes Untersuchungsrichters in Mordverdacht geraten. Pflicht- und gewohnheitsgemäß zieht der Untersuchungsrichter sein Skalpel aus der Tasche, die Präparationsprozedur vorzunehmen und die Nerven seines Opfers bloßzulegen.
Erstaunlich ist bei diesem Schauspiel, das einen sehr bekannten Verteidiger und einen sehr gewandten Journalisten zu Verfassern hat, die geradezu transzendentale Unwahrscheinlichkeit der Vorgänge. Schon wie das Opfer solcher Voruntersuchung in Verdacht gerät, wird jedem, der nicht freiwillige Einbuße auf seinen Verstand leistet, recht bedenklich scheinen. Dann aber muß das Verdachtsei mit erstaunlicher Behutsamkeit gehütet werden, um sich vier Akte hindurch zu konservieren. Es bedurfte nur eines Wortes des Sohns des Untersuchungsrichters, und der Verdacht zerstob ins Nichts. Dies Wort war das denkbar selbstverständliche. Geduldig wartet man auf dies Wort vier Akte hindurch, und siehe da, zum Schluß erübrigt es sich. Pollack, wo ist dein linkes Ohr?

Ernst Heilborn

Frankfurt a. M.

1.

„Panama-Skandal." Von Eberhard Wolfgang Möller. (Uraufführung im Neuen Theater am 25. Oktober 1930.)

Zum drittenmal schon erscheint der jetzt 24jährige Dichter auf der Bühne. Mit „Panama-Skandal" hat er einen Vorsprung vor Herzog, der den gleichen Stoff behandelt. Herzog wird vielleicht den scharfen und unanfechtbaren Aufriß und alles Dokumentarische geben. Nicht so Möller, der Dichter, dem die Fakten nur Wolle sind für die Ornamente seines Teppichs. Es kam ihm nicht darauf an, die historischen Reportagen um eine zu vermehren, als er an die Panama-Prozesse von 1889 geriet. Sein Thema heißt: Korruption und Gläubigkeit. Korruption als legitim gewordener Zustand, die bedenkenlos ausgebreiteten Hände von Ministern, Deputierten, Journalisten, die vertrauende Gläubigkeit von 800000 Kleinsparern und 15000 Frauen, die Anteilseigner eines Werks, das unter dem Namen Lesseps firmiert und den Ruhm Frankreichs verbreiten soll. Im Vordergrund des geschickt angekurbelten Stücks der 80jährige Ferdinand von Lesseps, der Erbauer des Suezkanals, dem Victor Hugo zugerufen hatte: „Setzen Sie die Welt in Erstaunen durch große Taten, die keine Kriege

Digitized by Google

sind. Im Namen Frankreichs und der Zivilisation! Auf ans Werk!" Wie Möller ihn hinstellt, von Ruhm beglänzt, als Mann, der an seine Aufgabe glaubt, phantasievoll, Herr der fortreißenden Phrase, als das Genie, das kein Kaufmann ist, inmitten einer morschen, geldhungrigen Gesellschaft, als Menschen, der unschuldig schuldig wird und daran zerbricht, das zeugt von Theaterinstinkt und dichterischer Kraft. Der hochgemute Lesseps weiß nicht, was Korruption ist und wird doch von ihr umstrickt. Der Prozeß spielt in den krisenreichen Jahren einer noch jungen Republik mit all ihren Skandalen und Explosionen und ihrer Bedrohung durch Boulanger. Möller tut keinen Warnungspfiff und doch denkt man an Deutschland in der Nacht. Aber man sagt sich: Gottlob: hier Einzelfälle, die vom Richter abgetan werden, dort allgemeiner Zustand, landesübliche, tolerierte Durchsetzung des öffentlichen Lebens. Zynisch und harmlos gehen Käufer und Gekaufte über die Bühne und verhandeln, als ob es um die erlaubtesten Sachen ginge. Man erschrickt, wenn man die Ratten am Werk sieht, man begreift, was kommen mußte und staunt nur, daß die Gesundheit der Republik solche Krisen so leicht überstand. An den „Ratten" hat Möller nicht gespart und auch an der tragischen Ironie nicht, die den großen Führer zum Geführten macht. Sonderbarerweise aber hat er versäumt, das Gegengewicht ausschwingen zu lassen, die Masse, die 800000 Kleinrentner, die Verlustträger bei der Katastrophe, das vertrauende Frankreich des Kleinbürgertums. Zwei Auftritte sind ihnen eingeräumt, zwei Stimmen aus der anonymen Masse sprechen als ihre Vertreter. Der Run der Panama-Aktionäre auf einer Bank, den Möller noch beigefügt hat, ist verfehlt und wirkt nur als Krawall. In einem vollen Akt hätte er darstellen müssen, was der Verlust von 100 Millionen an Verheerung und Vertrauenseinbruch bedeutet. Man redet auf der Bühne unaufhörlich von Millionen (was immer gefährlich ist, weil das Gold auf der Bühne unwirklich bleibt), aber man erlebt nicht, was dem armen Mann der Franken ist. Über der Seuche Korruption vergaß Möller das Volk, dem sie das Leben ausdörrt. Aber er ist ja so herrlich jung. Er wird eines Tages wissen, daß es nicht wohlgetan war, einen Klischee-Amerikaner in das Drama zu setzen, daß es nicht wohlgetan war, die schöne Frau von Lesseps zu quälen, ihre Frauenehre als Preis für die Rückgabe einer Liste der Bestochenen in Bereitschaft zu halten. Möller wird das eines Tages wissen. Und wir werden auf den Dichter zu achten haben. Er hat da zum Beispiel in einem Akt eine glänzende Varietészene eingebaut, in der Lesseps von seiner Loge aus einem Kabarettisten zuhört, der auf die Panama-Kompagnie stichelt. Beifall brach los. Man hatte eine Kralle gespürt. Man rief ihn hervor, ihn und die eifervollen Interpreten des Neuen Theaters.

2.

„Gott, König und Vaterland." Schauspiel von Leo Lania. (Uraufführung im Neuen Theater am 4. Oktober 1930.)

Vorab: Lania hätte einen besseren Titel finden sollen als den hier ironisch klingenden der Umschrift der alten preußischen Taler. Vor allem hätte der liebe Gott aus dem Spiel bleiben können, da er ja auch im Schauspiel nicht vertreten ist. Von König und Vaterland dagegen ist viel die Rede, und zwar von serbischen Königen und dem Vaterland von 1903—1917. Also ein zeitnaher Stoff, also wieder einmal historisches Theater. Lania stellt in seinen Abriß als Helden Dragutin Dimitrijewitsch, genannt Apis, und damit eine Figur, die reiches stoffliches Material und Möglichkeiten zur dichterischen Erfassung hergibt. Denn: Apis organisierte den Mord an Alexander und Draga Maschin (1903), er gründete die „Schwarze Hand", er wollte den bulgarischen König ermorden lassen, er instruierte Prizep, den Mörder von Franz Ferdinand und seiner Frau, er arrangierte also das Attentat, das (1914) den Weltkrieg entfachte, er plante noch weitere Erledigungen fürstlicher Häupter, wurde (1917) standrechtlich erschossen und starb mit dem Zweifel, was denn nun eigentlich Freiheit, nationale Gesinnung und Hingabe für das Vaterland sei. Apis starb, ohne den Sieg Serbiens geahnt zu haben, er verblutete für eine Idee, die Andere auf andere Weise zum Siege führten, und das läßt ihn tragisch erscheinen. Apis fällt gegen die Diplomatie, die Politik, die Zauberer, gegen den Staatsmann Paschitsch, der andere Karten spielte. Den Auseinandersetzungen beider Männer hört man als Zeitgenosse interessiert zu, und läßt sich wohl auch durch das jammervolle Ende des Apis einen Augenblick bewegen. Damit genug: nach dem Dichterischen, nach der Erhöhung des materiell Gegebenen ins Symbolische ist nicht zu suchen. Wir haben wieder einmal einen historischen Bilderbogen gesehen, mit sehr vielen Figuren, mit sehr vielen Mätzchen, vollgestopft mit Requisiten, Dokumenten in der Stiefelsohle, Verschwörersitzungen u. dgl., mit Dingen, die „ziehen". Eigentlich hat man schon genug, wenn man König Peter, der heute schon in Serbien zu einer von der Sage umschwebten Gestalt geworden ist, als Operettenkönig sieht. Das stoffliche Interesse an der wirksam, doch grob geladenen Reportage sicherte ihr, dank einer farbigen Regie, einen leicht verwehenden billigen Erfolg. Ein Zeit- und Kriegsstück

Digitized by Google

mehr und morgen eines weniger. Mein Mißtrauen gegen bedichtete Geschichte der jüngsten Vergangenheit ist durch „Gott, König und Vaterland" nicht geringer geworden. R. Geck

Hamburg

1.

„Sektion Rahnstetten." Ein Gegenwartsstück in sechs Bildern von Curt Corrinth. (Uraufführung in den Kammerspielen am 16. Oktober 1930.)

Das erste Bild führt in einen Fechtklub in Berlin. Nach wenigen Minuten merkt der Zuschauer, daß das Fechten für diesen Klub nur der Vorhang ist, hinter dem der eigentliche Zweck verborgen wird; radikale Politik, Fememordpläne. Also ein politisches Stück? Wer so schließen würde, der übersähe, daß gleichfalls im ersten Bild sofort das Motiv der Freundschaft angeschlagen und stark betont wird, der Freundschaft zwischen einem älteren und einem sehr jungen Klubmitglied. Platonischer Eros, nur zart angedeutet, aber doch angedeutet. Der „kleine Kamerad" fühlt sich selbständig, will sich von dem Freunde, dem er sich früher bedingungslos in die Arme warf, nicht mehr gängeln lassen. Der Ältere aber verspricht, ihm immer und trotz allem die Freundestreue wahren zu wollen. Also kein politisches Stück, sondern ein Freundschaftsstück, hineingestellt in die Brandung politischen Lebens. Wie weit der ältere Freund sein Versprechen hält, das wird erprobt an der politischen Verstrickung der Beiden. Der Jüngere drängt sich dazu, die „Tat", den Mord des führenden Ministers zu begehen. Als er dem Minister gegenübersteht, versagt er und läßt den Revolver fallen. Dafür hat er selbst nach den Gesetzen des Geheimbundes das Leben verwirkt. Der ältere Freund nimmt es für sich in Anspruch, das Urteil zu vollstrecken, denn nur so kann er den Jungen retten. Er schafft ihn über die Grenze und erschießt sich dann selbst, damit der Bund sein Opfer habe.

Corrinth führt in diesem Stück also die Arbeit weiter, die er in den „Trojanern" begonnen hat, die dramatische Behandlung der heutigen Jugend. Was in dem Gymnasiastenstück ein Spiel mit glücklichem Ausgang werden konnte, das Rebellieren gegen Bestehendes, das fanatische Eintreten für das, was die Jugend für Recht erkennt, das wird hier, wo die jungen Helden ins große Leben eingreifen wollen, Tragödie mit düsterem Ausgang. Würde es genau so werden, wenn der Autor sein Stück statt im rechtsradikalen, im linksradikalen Milieu hätte spielen lassen. Ausgezeichnet konturiert Corrinth die einzelnen Typen der fanatisierten Jugend. Und mit dem ihm eigenen Geschick baut er die Handlung, an der keine einzige Frauengestalt beteiligt ist, zu stärkster Spannung auf, um erst ganz am Schluß die Lösung zu bringen. Es ist nicht zu verkennen, daß er an wichtigen Stellen die Lebensmöglichkeit hinter theatralischen Forderungen zurückstellt, vor allem in der großen Szene des Mordversuchs. Aber er hält andererseits immer respektables geistiges Niveau und bereichert den Spielplan des Theaters um ein ernstes und gehaltvolles Theaterstück.

2.

„Mirabeau." Drama in einem Vorspiel und sieben Bildern. Von Hartmann Freiherrn von Richthofen. (Uraufführung im Deutschen Schauspielhaus am 13. Oktober 1930.)

Die dämonische Erscheinung Mirabeaus hat deutsche Dramatiker und Novellisten immer wieder angezogen. Wirkung auf längere Dauer hat keins dieser Werke gehabt. Jetzt nun wird ein neuer Versuch von Hartmann Freiherrn von Richthofen gemacht, der kein Literat ist, sondern Politiker und als solcher seit zwei Jahrzehnten einen Namen hat. Der Politiker betrachtet Mirabeau natürlich unter dem politischen Aspekt: ihn interessiert nicht der Mensch, nicht der Charakter, in dem Sauberes und Schmutziges, Hohes und Niedriges seltsam durcheinander gemischt und verwoben sind, ihn fasziniert der monarchische Rebell und diesen allein behandelt er in seinem Stück, das er ein Drama nennt, das aber weder Drama noch überhaupt Dichtung ist, sondern schlecht und recht eine Bilderfolge, die acht wichtige Momente aus Mirabeaus Leben so zur Darstellung bringt, wie das unter der Hand eines kultivierten und belesenen Politikers geschehen kann. Der Autor hat im Dialog möglichst die geschichtliche Treue zu wahren sich bemüht: er hat die Hauptstellen dieser Dialoge aus Mirabeaus Reden und Schriften, auch wohl aus Werken über die Französische Revolution entnommen und diese Zitate durch einen in seiner eigenen, sehr gepflegten Sprache geschriebenen Text verbunden. Man kann wohl sagen, daß noch nie in einem Revolutionsstück die Menschen so urban gesprochen und so dezent sich benommen haben, wie in dem Stück Richthofens. Was die Bilderfolge betrifft, hat der Autor es mit der historischen Treue freilich nicht genau genommen. Dem Vorspiel, das eine Episode aus Mirabeaus Aufenthalt in Preußen 1785/86 schildert, folgt im ersten Bild die Entführung Sophie Monniers, die schon 1776 stattfand. Die Entlassung Mirabeaus aus Vincennes ist im Stück die Folge seiner Wahl in die Generalstände, während diese Wahl in Wirklichkeit neun Jahre später stattfand. Die stärkste Verschiebung aber erlaubt sich Richthofen, indem er in seinem vorletzten Bild aus zwei Sitzungen des Nationalkonvents aus dem Juni 1789 und dem Mai 1790 eine macht, in dieser

Digitized by Google

Mirabeau ohnmächtig zusammenbrechen und im letzten Bild alsbald sterben läßt, während dieser Tod tatsächlich erst im März 1791 erfolgte. Gerade über die Zeit, in der Mirabeau politisch am geschäftigsten war und ein hohes Spiel spielte, setzt Richthofen mit einem kühnen Satz hinweg, gerade das, was — wenn kein Drama — so doch ein brillantes Intrigenstück abgegeben hätte, läßt er beiseite. Und ebenso läßt er beiseite die höchst selbstsüchtigen Geldgeschäfte seines Helden. Für ihn ist Mirabeau ganz unproblematisch der Mann, der sein Vaterland über alles liebt und nur nebenbei selbst Premierminister werden möchte. Indem er Mirabeau in jedem Bild von seiner Liebe zu Frankreich sprechen läßt, wird ihm der große „Orateur" unter den Händen zum eitlen Phraseur. Das ganze Stück ist klingende Schelle, es fehlt ihm die drängende Leidenschaft und das heiße Blut, ohne die ein Revolutionsstück nun einmal nicht bestehen kann.

Carl Müller-Rastatt

Leipzig

„Wunder um Verdun." Dreizehn Bilder von Hans Chlumberg. (Uraufführung im Leipziger Schauspielhaus am 18. Oktober 1930.)

Der frühere österreichische Offizier Hans Chlumberg ist an den Folgen eines Falls auf der Probe zu diesem Stück gestorben. Ein wahrhaft tragisches Ende. Er hatte mit seinem „Eines Tages" den Grillparzer-Preis errungen und das Werk war durch Albert Bassermanns Gastspiele auf viele Bühnen gelangt; ein zweites, „Das Blaue vom Himmel", brachte dem Dichter internationalen Erfolg, und durch „Wunder um Verdun" erwies er sich als einer der wenigen, die in der Form des Zeitstücks, aller Tendenz fern, Wirklichkeitsbilder ins Bereich der großen Kunst zu erheben vermochten.

Visionär erblickte er die Toten des Weltkriegs, auferstehend aus dem Massengrab und leibhaft hineintretend in die Menschheit von heute. Die einstigen Gegner sind versöhnt, wandern der Heimat zu und erhoffen frohe Aufnahme in eine dank ihrem Opfer befriedete, glückliche Gemeinschaft. Aber überall werden sie von streitenden Menschen zurückgewiesen, und die schlimmste Enttäuschung wird ihnen, als sie schweigend einem großen Kongreß in Paris beiwohnen, auf dem das Wunder ihrer Auferstehung von den Vertretern aller Länder und Religionen rücksichtslos bekämpft wird. Schweigend kehren sie dorthin zurück, von wo sie gekommen sind, ins Massengrab.

Die große, erschütternde Wirkung des Werks entspringt nicht nur der grandiosen Erfindung des Stoffes, mehr noch der formenden und sprachmeisternden Kraft. Wo haben sich solche Fähigkeiten in einem deutschen Bühnenwerk der jüngsten Zeit geeint? Wo war solche, kaum an einzelnen Stellen durch äußere Einflüsse getrübte künstlerische Haltung zu finden? Freilich mangelt es dem Drama Chlumbergs an der agitatorischen Stoßkraft der nervenpeitschenden Zeitstücke Bronnens, Brechts, Lampels und ihrer kleineren Genossen. Aber an diesem Werk kann es sich zeigen, ob unsere Bühnenleiter und ihr Publikum noch der inneren Kraft einer großen, echten Zeitdichtung gewachsen seien. Dadurch würde auch dem so früh dahingegangenen Schöpfer die würdige Totenfeier bereitet.

Georg Witkowski

Dresden

„Marfa." Drama in vier Aufzügen von Otto Erler. (Uraufführung im Dresdener Staatstheater am 16. Oktober 1930.)

Mit Otto Erlers Dramen „Zar Peter" und „Struensee" und seiner köstlichen Dichtung „Galgenstrick" war sein Ruf als starkes Talent begründet. Seine Tragödie „Marfa" bringt kein dramatisches Neuland, obwohl sie den vielumworbenen Demetriusstoff in freier Phantasie gestaltet. Der Verfasser lehnt sich nicht stofflich an den Schillerschen Entwurf, und doch bedrückt das klassische Vorbild. Erler läßt die historischen Ereignisse in der Seele der Marfa, der siebenten Frau Iwans des Schrecklichen, der Mutter des ermordeten Demetrius, sich widerspiegeln. Die Gestalt des Demetrius sinkt zu undramatischer Passivität hinab. Äußerlich wurzelt die Tragik des Dramas darin, daß die Polen, die Demetrij zum Zarenthron verhelfen, als Retter erscheinen und doch den Untergang bringen, innerlich wurzelt sie in dem tiefmenschlichen Ringen und Sehnen des geschändeten Frauentums der betrogenen Zarin-Mutter Marfa.

In enger Problematik stehen die geschichtlichen Ereignisse in ihrer urtümlichen Erlebniskraft nur im Gesichtswinkel eines Einzelschicksals. Die grausam zermürbte Zaren-Mutter erwacht über ihrem betrogenen Leben. Aber das Menschenschicksal wird nicht echtes Historienbild, sondern ein in logischem Geschehen gestalteter Passionsweg auf der Bühne, dem scheinbar die substantiellen geschichtlichen Begebenheiten hinderlich sind. Viel zu breit die Exposition. Ein umkleideter Geschichtsstoff ohne die Blutwärme echten Zeitgeschehens. Ohne die düstere Mystik und Dämonie der russischen Volksseele, die den Zeitgeschehnissen zwischen kindlichem, visionär gesteigertem Glauben und bodenloser Grausamkeit dauernde Zeitnähe gäbe. Ein starker künstlerischer Wille spricht unbedingt, sympathisch in seiner sich verlierenden Nachdenklichkeit. Gut im Aufbau und in

Digitized by Google

der Szenenführung. Die einzelnen Akte sind in sich geschlossen und gesteigert, einzelne Szenen sind von poetischem Reiz, aber breit, schleppend, reflektierend, in analytischer Übergründlichkeit, die den dramatischen Fluß hemmt. Es fehlt die große dramatische, hinreißende und bezwingende Spannung und Steigerung, die geniale Intuition. Ein Seelengemälde, das im Epischen verkantet ist. Eine Tragödie in Jambenversen, die nicht die letzte seherische rückschauende Kraft besitzt, die nicht das historische Geschehen mit den Mitteln moderner psychologischer Gestaltung zu zeitloser Menschlichkeit führt.

Von dichterischer Kraft und szenischer Prägnanz der Schluß. „Das Leiden heiligt, nicht das Glück", läßt Erler zu der um ihr Glück betrogenen, irrenden Zaren-Nonne sagen, die im Sohne den Erlöser ihres geknechteten Frauentums erblickt. Ein Schimmer vom Martyrium der Gottesmutter leuchtet auf. Zu spät. Die Tragödie in ihrer epischen Breite und unplastischen Art dialogischer Überanschaulichkeit ist nicht mehr zu retten.

Johannes Reichelt

Wien

„Die Weltreise." Komödie in 3 Akten von Gisela Baronin Berger. (Uraufführung in der „Komödie" am 11. Oktober 1930.)

Dieses ernsthafte Lustspiel heißt offenbar darum Weltreise, weil ohne diese (ein wiener Lebemann hat sie, offenbar zu sportlichen Zwecken, unternommen und ist gleich mehrere Jahre fortgeblieben) — weil ohne diese Reise alles ganz anders gekommen wäre. Weder hätte sich sonst das typische Dreieck zwischen dem Weltreisenden (dem heimkehrenden natürlich), der von ihm Verlassenen und ihrem Gatten gebildet, noch wäre eine neue Variation des Themas zustande gekommen, als dessen Grenzfälle, Grenzfälle im Sinne des Stils, Cyprienne und die Frau vom Meere gelten mögen. Eine Weltreise ist es also gerade nicht, weder gehaltlich noch gestaltlich, wozu uns die Dichterin (beiläufig bemerkt, Alfred von Bergers Nichte) einlädt, sondern sie führt uns auf oft betretenen Boden, aber mit so viel Geschmack, mit so hoher Kultur übt sie ihr Führeramt, daß man das Stillestehen beinahe für eine Reise, wenn schon nicht für eine Weltreise halten könnte.

Robert F. Arnold

Mannheim

„Besetztes Gebiet." Historisches Stück aus der Gegenwart in einem Vorspiel und 4 Akten von Franz Theodor Csokor. (Uraufführung im Nationaltheater am 11. Oktober 1930.)

Historisches Gegenwartsstück: das kann Absage ans aktuelle, ans bloße Zeittheater bedeuten und soll wohl auch eine bewußte Verschiebung der Handlungsebene aus dem zeitlich umgrenzten ins Überzeitliche, aus dem Subjektiven ins Objektive, aus dem Bekenntnis in die Überschau anzeigen. Csokor sucht zu objektivieren und jeder der Parteien ihr Recht zu geben. Aber in diesem Bemühen verwischt er die Konturen, schafft er Unklarheiten und sehr künstliche Konstruktionen. Er irrt gewissermaßen selber zwischen den von ihm beschworenen Schatten umher, statt sie unsichtbar und von der Warte des Schöpfers aus zu lenken.

Rhein-Ruhrbesetzung, passiver Widerstand und Abwehrkampf in der Form der Sabotage bilden die Grundlage einer „freierfundenen" Handlung, d. h. sie erfahren ihre Illustrierung in der Konstruktion eines Falls, der als typisch gelten soll. Von vornherein verzichtet Csokor also auf die Möglichkeit, mehr als Ideen gegeneinander loszulassen. Er abstrahiert solange vom Leben auf den reinen Zweck, bis von den Menschen nichts mehr als ihr Spruchband übrig ist. Hier ergreift kein Schicksal mehr, hier wird nicht Zeugnis abgelegt für ein verzweifeltes, in seinen Tiefen aufgewühltes Volk, hier werden nur Einzelfälle demonstriert, die freilich nicht die einmalige Persönlichkeit, sondern Kollektiva betreffen, Parteien, Gruppen, Generationen, Programme. Der Einzelne, wo er auftritt, als jüdischer Fabrikant oder weltfremder Musiker, ist der Außenseiter, der winzige und notwendige Funke, der, in das Pulverfaß der Parteien geratend, die Explosion hervorruft und den Kollektiven Anlaß zur Betätigung gibt. Endet das Ganze schließlich wie ein Duell zwischen zwei Exponenten, einer aufs Humanitäre disziplinierten Vernunft und dem Empörerinstinkt des hemmungslos Handelnden, mit der Vernichtung beider, so ist weder der Idee noch der Tat Genüge geschehen. Sie führen sich gegenseitig ad absurdum. Damit bleibt das Werk in der Zeit, der es entwachsen wollte, in den Problemen, um deren klärende Bewältigung es sich bemühen sollte, stecken. Obwohl Csokor mit den alten expressionistischen Mitteln arbeitet, gelingen ihm wirkungsvolle theatralische Kombinationen. Er hat ein überhitztes, aber kein glühendes, ein aufgeregtes, aber kein leidenschaftliches, ein klug ersonnenes, aber kein lebensträchtiges Werk geschaffen, keins, das aus dem allzu Nahen und Wirren hinausweist und in der Deutung eines erfüllten Schicksals aufgeht.

Paula Scheidweiler

Kiel

„Scheinwerfer auf Kythera." Ein Spiel um Liebe in Jahrtausenden. In zwei Teilen von Konrad Wangemann. (Uraufführung im Kieler Schauspielhaus am 3. Oktober 1930.)

Der Dichter meint in einer Anmerkung zur Uraufführung: „Die Wissenschaft sagt, eine größere Schnellig-

Digitized by Google

keit als die Lichtgeschwindigkeit gibt es nicht, fügt aber gelegentlich spekulativ hinzu, wenn sie möglich wäre, dann wäre es auch denkbar, die Strahlungen, die alle Ereignisse auf dieser Erde einmal ausgesandt haben, im Weltenraum wieder einzuholen. Wir könnten also noch einmal sehen, was vor Tausenden von Jahren sich ereignet hat. Ich nehme mir nun die Freiheit zu sagen, nicht nur das ist möglich, sondern wir holen auch die Schallwellen wieder ein und machen sie hörbar." Und so stellt er in das fröhliche, geistreiche Rahmenspiel, das vier geschichtliche Einakter umgibt, als Hauptfigur einen Professor, dem es gelungen ist, einen Scheinwerfer zu bauen, der vergangene Tatsachen und Dinge in lebendiger Wahrheit in die Jetztzeit hineinstellt. Mit seiner Assistentin ist er der Auffassung, daß die Liebe überflüssige Kraftverschwendung sei und das Weib als Trägerin dieser schädlichen Gefühlsäußerungen überwunden werden müsse. Ein von all diesen blassen Theorien noch nicht angekränkelter junger Mann soll von dem Professor zu dieser Lehre bekehrt werden, indem ihm durch den Scheinwerfer geschichtliche Episoden lebenswahr vor die Augen gestellt werden und er also erkennt, daß das Weib in der Geschichte stets als Zerstörerin aufgetreten ist. Den Stoff zu den vier eingestreuten Liebestragödien bietet die schöne Helena, die Hektor in den Tod treibt, George Sand, die den liebestollen Alfred de Musset völlig ins Verderben bringt, die teuflische Antonina, die den Feldherrn Belisar zum Spielzeug ihrer Launen herabwürdigt, und eine polnische Spionin, die den Bolschewikenführer Moltschalin vor den Toren von Warschau zum Selbstmord bringt. — Daß es dem Professor nicht gelingt, trotz aller geistvollen Ausführungen den jungen Menschen zu bekehren, ist selbstverständlich, wie auch, daß die viel geschmähte Liebe die beiden Theoretiker am Schlusse doch zusammenführt.

Dieses ganze frohe Spiel ist außerordentlich geschickt aufgebaut, von geistvollen Bemerkungen freundlich durchsetzt und läßt so darüber hinwegsehen, daß die Zwischenspiele eben nur Episoden und keine Entwicklungsreihen sind, nur blitzartig einen beweiskräftigen Augenblick aus dem Leben der betreffenden Person, nicht aber die Wege dahin zeigen. Die Dichtung will ja auch nicht ein Drama sein, sondern nur ein frohes Spiel und als solches ist es durchaus gelungen und wird immer des Beifalls gewiß sein. Wilhelm Lobsien

Stuttgart

„Irgendwie geht alles." Gesellschaftsspiel in 3 Akten. Von Wilhelm Speyer. (Uraufführung im Württ. Landestheater am 27. September 1930.)

Der Verfasser des „Kampfs der Tertia" hat diesmal keinen guten Kampf gekämpft. Niemand wird ihm eine Krone beilegen. Nicht die Freunde des Tennis-, Wochenend- und Autosports, denen je ein Bühnenbild und eine Reihe angeblich sportzeitnaher Witzchen und Situationchen gewidmet ist: es wird hier nämlich von zwei um einen Herrn herumhüpfenden Damen der Versuch gemacht, die Regeln des „fairen" Matches auf die Arithmetik einer erotischen Dreiecksbeziehung zu übertragen, indem die eine ihn heiratet und die andere pro Tag eine Viertelstunde Anteil zugestanden bekommt. Und auch die Anhänger unmodernerer Anschauung werden nicht glücklich sein, wenn ihnen die Weisheit, daß die gute, alte, kompromißlose Einehe immer noch vorzuziehen sei, in solcher Form serviert wird: nach mehrfachen Irrungen, Wirrungen, Schwankungen, Scheidungen wird nämlich zum guten Ende das andere Mädchen endgültig ausgebootet.

Nein: Irgendwie geht eben nicht alles. Es geht z. B. nicht, daß man aus verschwommenen Konflikten, aus lahmen, künstlich modern gemachten Scherzen, aus langweilig durcheinanderfließenden Dialogen ein Stück zusammenflickt und glaubt, die Leute müssen sich darüber freuen. Hermann Strenger

Bad Kudowa

„Andreas Faulhabers Tod." Von Anna Bernard. (Uraufführung am 7. September 1930.)

Die „Literatur" berichtete schon einmal über die — im Jahre 1925 erfolgte — Uraufführung eines Dramas der gleichen Verfasserin an der gleichen Bühne. Im Vergleich zu „Im Zeichen des Saturn" spricht dieses früher entstandene, ebenfalls historische Trauerspiel mehr an; es reicht weiter in den Bereich des Volksstücks hinein und ist eher als solches denn als Kunstdrama zu werten. In dem Stoff selbst freilich schlummern echt tragische Keime: ein Maria Theresia treuer, ertappter preußischer Deserteur aus der Grafschaft Glatz beruft sich, aus Furcht vor dem Galgen, auf einen erfundenen Beichtstuhlausspruch eines Priesters, danach der Bruch des Fahneneides vor Gott keine Sünde sei; dem Priester schließt das Beichtgeheimnis den Mund, er endet am Galgen. Der Zusammenstoß von angestammtem Volkstum mit politischer Eroberungsgier, von religiöser Treue mit einer skrupellosen Staatsraison eröffnet Ausblicke auf wahrhaft dramatische Konflikte. Anna Bernard bevorzugt lyrische und vor allem epische Wirkungen; in der sprachlichen Form wechselt realistische Prosa mit nicht immer glücklichen Knittelversen. Der Priester wird zum passiven Dulderhelden und ist niedrigen Kreaturen ausgeliefert. Die Tragik liegt lediglich in einem „Zu spät!" des reumütigen Anklägers. Ein Musterbeispiel für Struktur und Wirkung des Volksstücks!

Karl Schindler

Digitized by Google

Echo des Auslands

Palästinensischer Brief

Viele Fremde, die nach Palästina kommen, sind erstaunt über die große Zahl von Buchhandlungen in den Städten Jerusalem und Tel Aviv. In einem Lande, dessen Bevölkerung zum größten Teil aus Analphabeten besteht, muß es wundernehmen, wenn man bei einem Gang durch die Hauptstraße von Jerusalem, das 150000 Einwohner hat, von denen wahrscheinlich nicht mehr als die Hälfte lesen und schreiben kann, fast ein Dutzend Buchläden zählt, abgesehen von einigen „fliegenden Händlern". Dabei erinnern einige der Schaufenster lebhaft an die Auslagen guter Buchhandlungen in irgendeiner europäischen Hauptstadt, obwohl man bei Betrachtung der ausgelegten Bücher schwerlich sagen könnte, in welches Land und zu welchem Volk man sich durch den Anblick versetzt fühlt. Die Eigenart dieser Auslagen besteht nämlich darin, daß sie, neben einer Fülle von Büchern in zweien von den drei Landessprachen — Hebräisch und Englisch — Bücher in den verschiedensten anderen Sprachen: Deutsch, Russisch, Französisch, Ungarisch, Polnisch enthalten.

Einer gewissen Vorzugsstellung in diesem Gemisch europäischer Literaturwerke erfreut sich das deutsche Buch. Man gewinnt den Eindruck, daß in Palästina für deutsche Bücher ein Markt besteht, wie er sicherlich im Orient, aber auch in anderen überseeischen Ländern schwerlich in gleicher Reichhaltigkeit und Ausdehnung existiert. Die verschiedensten Wissensgebiete sind mit ihrer Literatur hier vertreten: Eine wichtige Rolle spielen, wie dies in dem von historischen und biblischen Erinnerungen übervollen Lande erklärlich ist, bibelkritische, geschichtliche und archäologische Werke, und zwar hauptsächlich in deutscher und englischer Sprache. Über die Geschichte und Archäologie des eignen Landes hinaus interessiert man sich für die des gesamten Orients. Daneben besteht lebhaftes Interesse für politische und ethnographische Werke, unter den letzteren vor allem soweit sie Aufschluß über die benachbarten und ferneren Orientländer geben. Unter den am meisten gelesenen Orientautoren sind Lawrence und Gertrude Bell.

Unter den politischen Werken nehmen solche über das britische Weltreich, seine Kolonien und Dominions sowie die Memoiren von Staatsmännern, Orientforschern und Orientalen eine besonders bevorzugte Stellung ein, besonders nachgefragt sind Werke über Indien und Gandhi. Daneben spielen Bücher, die Aufschluß über Rußland geben, wie Trotzkis und Kerenskis Memoiren eine Rolle. Auch die Nachfrage nach Mussolinis Roman hat wohl als Hauptquelle das politische Interesse am Verfasser. Alle diese Werke werden nicht nur im Original, sondern auch — soweit solche vorhanden sind — in deutschen Übersetzungen gelesen.

Neben dieser Literatur, die offenbar aus Hunger nach Verständnis der Weltlage gewählt wird, gibt es populärwissenschaftliche Werke, die den Neuansässigen im orientalischen Lande bei der äußeren und inneren Gestaltung ihres Lebens helfen sollen. So gibt es eine Reihe von — fast durchweg deutschen — Büchern über modernen Wohnhausbau, Hauseinrichtung und Gartenanlage, die bei den Tausenden von europäischen Häusern, die im letzten Jahrzehnt in Jerusalem, Haifa und Tel Aviv entstanden sind, oft genug konsultiert wurden. Eine ganze — ebenfalls vorwiegend deutsche — Sammlung von Büchern beschäftigt sich mit Gesundheits- und Säuglingspflege, speziell mit Tropenhygiene und sachgemäßer Ernährung. Viel gekauft wurde in der letzten Zeit Max Gersons Buch über seine neue Diät.

Von besonderem Interesse für das palästinensische Publikum, das nach neuen Lebens- und Gemeinschaftsformen ringt, sind moderne Bücher über Sexualfragen und pädagogische Fragen — Forel, Lindsay, Freud, Adler sind Autoren von besonderer Popularität.

Unter den Philosophen unserer Zeit erfreuen sich Keyserling und Coudenhove-Kalergi hier großen Ansehns.

Neben der populärwissenschaftlichen hat die belletristische Literatur einen großen Markt in Palästina. Ist schon in der westlichen Welt die schöne Literatur durch Übersetzungen in die verschiedensten Sprachen, in denen jedes wichtige Buch sofort erscheint, international geworden, so ist diese Internationalität in Palästina noch viel augenfälliger; hier werden die besten Bücher der Weltliteratur vorwiegend in den Originalsprachen gelesen. Hier gibt es auch gewisse Moden, die mit gelegentlichen Palästinareisen der Autoren in Verbindung stehen. So wurden nach ihrem Aufenthalt im Lande Thomas Mann, Franz Werfel, Emil Ludwig, Alfred Kerr, Max Brod, Lion Feuchtwanger besonders bevorzugt. Auch andere Autoren wie Hermann Hesse, Jakob Wassermann und Alfred Neumann kennt man in Palästina so gut wie in Deutschland. Daneben sind die großen Erzähler des nichtdeutschen Auslandes mit ihren Prominenten vertreten: Shaw, Galsworthy, Upton Sinclair, Sinclair Lewis, Ilja Ehrenburg, Romain Rolland, Paul Margueritte, Madeleine Marr, Panaït Istrati, Sigrid Undset — zum großen Teil in deutschen Übersetzungen.

Eine Weile lang waren die Kriegsbücher von Re-

Digitized by Google

marque, Zweig und Renn in aller Leute Händen — heute werden nur noch einige englische Kriegsbücher verlangt, aber fast nur von Engländern.

Daneben werden Zeitschriften gelesen: Berliner Illustrierte Zeitung, Uhu, Tagebuch, Querschnitt, Deutsche Rundschau und Neue Rundschau, Literatur, Atlantis; ferner die englische und die amerikanische „Nation", Fortnightly Review, Revue des Deux Mondes.

Es fragt sich nun, aus welchen Kreisen und Ständen sich die Leser dieser Literatur, die ja eine gewisse Bildung, Weite des Blicks und dabei Weltläufigkeit voraussetzt, rekrutieren. Die Antwort lautet: zum überwiegenden Teil aus der jüdischen Bevölkerung Palästinas. Araber kommen als Leser europäischer Literatur so gut wie überhaupt nicht in Betracht. Auch unter den christlichen Geistlichen in den Klöstern, Stiften und Missionshäusern sind nur die wenigen, die wissenschaftliche Forschung treiben, Bücherkäufer. Die englischen Beamten und Offiziere kaufen nach Angabe der Bücherhändler fast nur Kriminalromane und Magazine, mit Ausnahme einiger wenigen Oberbeamten von ungemein gründlicher und vielseitiger Bildung, die von ihren heimischen Bibliotheken regelmäßig mit neuen belletristischen und wissenschaftlichen Werken versorgt werden. Das jüdische Publikum aber, das dem europäischen und besonders dem deutschen Buch eine so hohe Verbreitung in Palästina gegeben hat, setzt sich aus den verschiedensten Kreisen zusammen; großer Bedarf an europäischen Büchern besteht natürlich unter den Lehrern und Studenten der hebräischen Universität auf dem Ölberg, rege Nachfrage besteht auch in den Kolonien der jüdischen Landarbeiter, wo deutsche und russische Bücher bevorzugt werden. Der große Kreis der orientalischen Juden dagegen hat im Lauf der letzten Jahre nicht nur Englisch erlernt, sondern hat sich auch an eifriges Lesen englischer und französischer Bücher gewöhnt.

Die jetzt im Lande aufwachsende Generation wird allerdings wenig Interesse für das deutsche Buch haben, da bei ihr die deutsche Sprache, die bisher den Juden aller Länder geläufig war und charakteristischerweise als Sprache aller internationalen jüdischen Kongresse Geltung hatte, durch die englische Sprache verdrängt wird.

Außer dem Buch in einer europäischen Sprache aber gibt es noch ein anderes Instrument, durch das europäischer Geist in das Bewußtsein der palästinensischen Bevölkerung — wenigstens der jüdischen — eindringt. Dieses Instrument ist die moderne hebräische Literatur. Sie, in der eigentlichen Sprache der neuen Generation Palästinas, die für viele die einzige Sprache ist, geschrieben, ist außerordentlich reichhaltig. Da die Schöpferkraft hebräischer Autoren mit dem Lesebedürfnis des Volks nicht Schritt halten kann, werden fortwährend Übersetzungen europäischer Meisterwerke geschaffen. Angefangen von Homer und Anakreon über Shakespeare, Schiller, Heine, über Balzac, Zola und Ibsen, über Gorkij, Lermontow, Dostojewskij und Longfellow, über Wilde, Jacobsen, Lagerlöf und Maeterlinck dringt die hebräische Literatur vor zu Hamsun, Anatole France, Stifter, Reymont, bis sie bei den Zeitgenossen, z. B. Rolland, Shaw, Tagore, Thomas Mann, Kellermann und bei den modernsten Romanciers Europas und Amerikas landet. Daneben entsteht eine umfangreiche wissenschaftliche Literatur, in der die deutschen Autoren überwiegen: Kant, Pestalozzi, Nietzsche, F. Lange, Fischer, Windelband, Lassalle, Sombart und Freud sind unter den vielen ins Hebräische übersetzten Autoren.

So verbindet sich in Palästina europäisches Denken mit orientalischem Ausdruck zu einer eigenartigen Synthese, die sich zweifellos im Geistesleben des vorderen Orients geltend machen wird.

Jerusalem — Helene Hanna Thon

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Land unter Sternen. Der Roman eines Dorfes. Von Maria Waser. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 294 S. Geb. M. 7,50.

Maria Waser sagt einmal von einer Frau: „Wenn sie einen alten Regenschirm in die Erde steckt, steht er in ein paar Tagen in voller Blüte."

Ich glaube es, denn was Maria Waser irgend anrührt, kommt zu Leben. Und sie zieht den Himmel mit hinein in ihren Schöpfungstag; den Himmel mitsamt der alten Sternenkarte da im väterlichen Hause, die ihr Wegweiser ist zum unmeßbaren Fluge in die Sternenwelt.

Da stehen sie, Vater und Tochter, dicht aneinander gedrängt auf dem schmalen Hausboden, einer Art Terräßchen, zwischen First und Kamin, gerade groß genug, um Raum zu geben für die schmale Lücke, durch die man auf der weitsprossigen Leiter aufs Dach hinüberturnt. In dem mit drohenden Dunkelheiten gefüllten Estrich stehen sie hoch über dem Gedränge der Häuser mitten zwischen den Sternen und schauen. Und das Firmament wird zum Bildersaal mit Namen und Legenden und heiligen Schauern.

Das kleine Mädchen hat sie nie vergessen, diese Stunden, in denen sich dem Kind eine fremde Welt auftat; jene Welt, aus der die geheimnisvollen Quellen murmeln, die unser Dasein begleiten.

Maria Waser hat nicht immer nur in die Sterne geschaut. Im wohl gegründeten Haus, neben der freudigen und klugen

Digitized by Google

Mutter, zwischen gütigen und warmen Menschen und von einem ideal gerichteten Vater betreut, der sie liebte, fand sie festen Grund bei den Ihrigen, von dem aus sie nach und nach ihre ganze Umwelt eroberte.

„Land unter Sternen" ist die Geschichte eines ganzen Dorfes, wie sie es noch heute im Herzen trägt mit all seinen seltsamen, verschrullten, eigenbrötlerischen Menschen, die in ihrer Eigenart unwiederholbar und doch typisch sind. Und von deren anscheinend so gleichmäßigem Dasein die Dichterin Stunde um Stunde die merkwürdigsten Dinge zu berichten weiß; Dinge, die den Menschen formen und ihn angehn. Dabei erzählt sie so schlicht, daß ihre Kunst fast kunstlos scheint: von Tieren, Blumen und Menschen ist die Rede und von dem ewig flutenden Lebensstrom, der an die Ufer pocht.

Es ist Maria Waser gelungen, in diesem Buch, das ihr die Menschen ihrer Kindheit wieder neu malt, eine unglaubliche Fülle von Gestalten und Schicksalen anzurühren. Immer wieder lernen wir an ihr — ich möchte sagen — naive Weisheit, bekommen Einblicke in die Vielfältigkeit ihres Werdens und Schaffens und merken kaum, welche kräftigen und kunstvollen Bilder so unter ihrer Hand entstehen. Bis wir am Ende entdecken, daß all dieses krause, vermeintlich unruhige Geschehen, das wir fast als zufällig aneinander Gereihtes, oft monologisch lautes Denken empfinden, nichts ist, als der erlesene Stil alter Chroniken, der in wundervoll gepflegtem Rhythmus an unser Ohr klopft.

Immerwährend fühlbar aber wissen wir, daß Maria Waser uns einen Roman geschenkt hat, unerschöpflich und von tiefer Wahrhaftigkeit.

† Anselma Heine

Reineke der Fuchs. Nach der niederdeutschen Ausgabe des „Reinke de vos" von 1498 erzählt von Wilhelm Fronemann. Mit 1 Farbdruckbild, 6 Voll- und 32 Textbildern von Heinrich Kley. Stuttgart, Carl Ferdinand Loewe.

Man hat Instinkt oder man hat keinen — und Fronemann hat welchen! Dieses schon in vierter Auflage vorliegende Werk der „Jugendklassikerserie" müßte, wenn es zum erstenmal erschiene, wie ein literarisches Ereignis wirken, vor dem der halbe Weihnachtsmarkt wie Spreu zerflöge, denn der Reineke wird noch weiter leben, er wird noch vielmals neu entdeckt und bebildert herauskommen, wenn die großen Literaturkanonen unserer Zeit wie Spatzenflinten in der Ecke verstauben! Für unsere Generation freilich wollen wir mit dieser entzückenden und billigen Ausgabe, darin Fronemann die alte Volkssubstanz dieser rassigsten aller deutschen Tierfabeln mit leichter psychologischer Nuance dem heutigen Kind näher gebracht und die jedes Schulkind sich auch für wenige Groschen leisten kann, uns höchlichst und vollauf zufrieden geben! Der münchener Tiermaler Heinrich Kley, dessen groteske spukhafte Phantastik sich hier zum köstlichsten Humor verklärte, war der echte Kumpan Fronemanns — schon in den immer wechselnden Szenen dieser Tiergestalten erscheint augenfällig der unvergleichliche Reichtum der verschiedenen Begebenheiten; wenn aber z. B. die jungen Füchslein Reinhart und Rossel ungeduldig um den Tisch krabbeln, der alte Herr mit genießerischer Schlemmergeste ungerührt schon seinen Knochen pudelt, wie im bürgerlichen Leben auch so ein Familienpascha sich öfters gebärdet, dem der beste Bissen für seinen Ranzen gerade gut genug ist, während Frau Ermelein, die Mama Fuchs, mit großem Messer erst die Hasenkeule für sich und die Kinder tranchiert, oder wenn in exaltierten Haufen die Sportfreunde Reinekes in den Kampfring einbrechen, Dachs, Affe, Otter, Biber, Marder, Wiesel, Eichhorn und den stolz geblähten Sieger, der seine Schwanzquaste mit Pose über den Arm wippt, begrüßen: so ist hier schon mehr als bloße Illustration, lebt Gleichnis des ewig Menschlichen im Tierbild auf. Und das Unvergängliche an diesem echten Volksbuch: es ist urgesund einfach, so abenteuerlich wie naiv, so derb wie zart, so wild wie traulich und schon fast fünfhundert Jahre alt, und damit basta! Setz dich also hin, geneigter Leser, und beginne Kapitel I.: „Wie der Löwe, König aller Tiere, den Landfrieden ausrufen und alle Tiere bitten läßt, an seinen Hof zu kommen ..." so bist du schon mitten in unmittelbarster Gegenwart, noch auf der letzten Friedenskonferenz stellte sich mancher moderne Dachs taub und mancher Reineke zögerte mit schlechtem Gewissen; leider fehlt uns heute ein König Nobel, Gerechtigkeit und Ehre, Schutz und Schuld zu prüfen unter dem Tierreich, dem anzugehören wir alle den wenig schmeichelhaften Vorzug haben!

Honnef a. Rh. Josef Winckler

Blick in die Tiefe. Erzählung. Von Julius Kiener. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 198 S. Geb. M. 5,50.

Der Tiroler Julius Kiener, schon durch Zeitungsarbeiten vorteilhaft aufgefallen, gewinnt in diesem seinem Erstlingsbuch dem Thema Bergbesteigung neue Seiten ab. Als Ich-Erzähler, der „nur" ein Erlebnis aus den Bergen und doch

Julius Kiener
Zeichnung von B. F. Dolbin

viel mehr in einer erfreulich einfachen, doch kunstgefügten, unterirdisch feinhörigen Art berichtet, belauscht er ein paar Menschen, die der Zufall zu einer Bergbesteigung an der tirolerisch-italienischen Grenze unter seiner Ägide zusammenführt, in ihrem Wesen, das sich gleichsam mit größerer Steig-

Digitized by Google

höhe unterm Anhauch der Gletscher- und Firnenwelt immer klarer zeigt, so wenig sie auch sprechen. Auf dem Gipfel des Weißhorn wird dem Erzähler ein Liebeserlebnis geschenkt, zugleich mit der Erkenntnis einiger menschlicher Feindschaften, Halbheiten und sonstiger Seelengehalte. Dann kommt der Abstieg, ein Schneesturm bedroht die Gesellschaft mit Verderbnis, des Erzählers Beherrschtheit hilft und führt alle in Talsicherheit zurück. Und am Ende gehen sie alle auseinander, als hätten sie nicht einen erfüllten Tag lang Berggluck, Bergnot geteilt. Kiener hat einen männlichen Ton, eine verschlossene Herbheit im Bericht. Zu verschlossen noch, er sollte sich weiter öffnen seinem Stoff, sich nicht so zurückhalten, er hat das Zeug zum Erzähler, er ahnt die Menschen, er weiß, daß sie sich verbergen wollen und doch seinem Blick so viel verraten. Ein Buch aus den Bergen, ein Buch eindringlicher Beobachtung. Eine gute Erzählung.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Grock, ich lebe gern! Von Grock. München 1930, Knorr & Hirth G. m. b. H. 190 S.

Unendlich viel und fein und tief ist über den Clown Grock geschrieben worden. Aber nichts gibt ihn so völlig wie dieses Buch, das er selbst geschrieben hat, in der Garderobe, auf der Bahn und im Garten seiner italienischen Besitzung, auf die er sich jetzt nach phantastischen Wanderfahrten und Triumphen zurückzieht. Ein seltener Tatbestand: vom Dasein eines Gauklers und Harlekin bleibt mehr als nur Erinnerung, Name, Legende, bleibt ein Schriftwerk von Eigenwert, das hoch über allem steht, was müde Publikumslieblinge, gealterte Histrionen, ausgetanzte Tänzerinnen als „Lebenserinnerungen" hinterlassen. Ein echter Mensch, ein ehrlicher Großer, der bis ins Letzte sich selbst gelebt, gefühlt und ungezählte Menschenmengen mit überirdischer Fröhlichkeit vom Gram befreit hat, bekennt sich hier mit einfachen, frischen Worten, reif, klar und glücklich. Grocks große, breit ummalte Clownsfresse, auf den Brettern zu komischen Interjektionen geöffnet, spricht hier zum Abschied ein Deutsch von wundervoll ursprünglicher Wucht, entwickelt eine Sprache, die in Bau und Gleichnissen homerische Naivität und Anschaulichkeit besitzt. Grocks komisch verschminkte Schweinsäuglein können schauen, schauen! Sein glattrasierter Schädel, auf dem wir eben noch ein lächerliches Hütchen balancieren sahen, birgt eine plastische Welt von Menschen, Tieren, Situationen, Landschaften, Pflanzen, Völkern, und er macht sie uns lebendig, ohne Umstände, mit zwei, drei knappen Sätzen. Er kann erzählen wie seine alten schweizer Landsleute, wie der arme Mann im Toggenburg, der Pfarrer Bitzius-Gotthelf, der Stadtschreiber Keller von Zürich. Ein reiches, tolles Dasein rollt ab, ein Einzelner vervielfältigt sich, lebt in vielen, konträren und grotesken Berufen, und jeder spiegelt ein anderes Stück Welt, jeder bereichert des Wesens Kern, der schließlich die Clownschale sprengt. Es ist wie bei Shakespeare: Unter allen, die über ihn lachen, ist der Narr der einzige Weise.

Dieser Weise sitzt nach beendeter Lebensbeichte in der alten Heimat. „Die walliser Schneeberge werden rot, die Täler dunkeln ein. Der Gletscher zieht sich zusammen und stöhnt." Und der scheidende Clown, der ein heimlicher Dichter ist, ruft in die verlassene Zeit hinein die Worte: „Ich bin ein Schweizer. Drei Vaterländer sind mein Vaterland. Ich bin zu Haus, wo man deutsch fühlt und spricht. Ich bin zu Haus, wo man wälsch fühlt und spricht. Ich bin zu Haus, wo man italienisch fühlt und spricht. Ich verstehe von Haus aus nicht, daß ein Volk dem andern auffässig sein kann und daß ein Volk auf das andere eine Pike haben kann. Der Teufel soll euch holen, ihr Brunnenvergifter alle!"

Ein Clown beschämt die Welt.

Berlin-Lichterfelde — Rudolf Frank

Pietro, der Schmuggler. Roman. Von Ernst Zahn. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 337 S.

Opus 40 von Zahn stellt für sein fruchtbares Gesamtschaffen seit 1893 eine Summe von Fünfviertelmillionen Bänden dar, die den besonderen Schweizern und Deutschen in aller Welt zugeeignet sind; es lohnt sich, vom Gastwirt zu Göschenen zum Ehrendoktor der Universität Genf aufzusteigen als lebenslänglicher Poet mit weiter und tiefer Wirkung.

Pietro, der Schmuggler, hieß Angelina. Ihr Roman ist eine Studie vom Geheimnis des Bluts. Aus Scham vor der Verwandtschaft, in die noch ein eifernder Priester hineinschnüffelt, flieht die eheverlassene Lamberta aus ihrem schweizer Dorf; in der Fremde wird das Mädel geboren, das des Grenzpaschers trotziges Blut trägt. Peter, der zarte eheliche Junge, starb. Die Mutter kehrt nach Jahren heim — mit zäher Schamhaftigkeit gibt sie Angelina für den Pietro aus, in Namen und Erziehung das Geheimnis ihrer sündigen zweiten Liebe hütend. Also der Junge wächst, unter allerhand wachem Argwohn der Spürnasen im Nest, im gewahrten Inkognito auf. Beim zottigen Hirten-Schmuggler Bullo auf den Berghöhen blüht er in Freiheit und herber Luft. Da kommt Calixt, der wirkliche Jüngling; das Geheimnis sinkt mit den Kleidern am Bache. Diese ahnungsschweren Geschlechtszuckungen zwischen den jungen Wesen vor der Erkenntnis sind ebenso schön geraten wie die nächtliche Beichte der Mutter vor ihrem Kinde, das sie fragen kommt. Das illegitime Liebesglück des Paares endet der Schuß der bewaffneten Macht, der den Pascher in den Abgrund wirft. Der Scheinjunge hat der Lamberta im Tode den letzten Dienst getan; Angelina läßt sich nicht ins Kloster stecken vom Moralzuchtmeister in der Soutane (der Pfaff hätte sie arglos den Priestern und Mönchen verschrieben!); sie läuft spurlos den Spähern mehrfach durchs Garn. Der kurz abbrechende Schluß der Erzählung bemerkt nur noch, daß „Pietro", in einer Art Blutrache, die Grenzpolizei mit der Flinte blutig verfolgt habe. Mehrere Bergstimmungen atmen Naturwürze; seelisch Feines blitzt durch das romantische Gewirk der Handlung.

Charlottenburg — Theodor Kappstein

Das ganze Dorf war in Aufruhr. Novellen. Von Oskar Jellinek. Wien 1930, Paul Zsolnay. 263 S.

Es gibt Augenblicke, in denen man bereut, die Überproduktion des Mittelmäßigen nicht viel konsequenter verrissen zu haben. Man hat doch auch, mit Nachsicht der Taxe, mitunter gelobt. Und hätte besser getan, sich dieses Lob für jene seltenen, seltensten Gelegenheiten aufzusparen, bei denen es auch bei Anlegung des Maßstabes 1 : 1 (natürliche Größe) am Platz ist.

Zum Beispiel für dieses neue Buch Jellineks. Er ist schon seit geraumer Zeit der Typ der Eingeweihten. Und es ist — das sei gleich gesagt — ein wenig bedenklich, wenn einer so geraume Zeit der Typ nur der Eingeweihten ist. In diesem Fall ist das „Esoterische" erstens begründet in der außerordentlichen Langsamkeit von Jellineks Produktionsakt (er hat vor den drei Novellen, die er in dem neuen Band vorlegt,

Digitized by Google

nur zwei kurze Arbeiten veröffentlicht), und zweitens in der Vortragsart und Themenwahl: In einer extrem schlichten, klaren, mätzchenlosen, unmodischen Diktion werden elementare, mätzchenlose, herz-verwurzelte und wuchtige Geschehnisse dargestellt. Episierte Dramatik ohne Umschweif und Getue. Episiertes „Volksstück" im besten Sinn.

Aber damit sind — um den angedeuteten Einwand auszubauen — auch schon gewisse Einschränkungen gegeben. Mehr noch: eine gewisse Eingeschränktheit schon rein im Thematischen. Damit bestreitet man den Aufwand einer Novelle und wieder einer Novelle. Schon nicht den eines Romans. Das Herzhafte ist da — das Welthafte fehlt. So fürchte ich. Und werde mich ehrlich freuen, wenn Jellinek mich durch die Tat widerlegt.

Er widerlegt mich übrigens schon in diesem Buch. Denn hat der Einwand jener gewissen Eingeschränktheit statt für die erste und dritte Novelle — die zweite, die von Valnocha, dem Koch, hat schon jenes Gültige, jenes Absolute, das ich meine. Es gibt keinen Meister unserer Literatur, der sich dieser Arbeit schämen müßte. Mehr noch: der sich, trotz jenem Einwand, nicht mit Stolz zu dem ganzen Buch bekennen könnte. Das ist bestes Erzählergut.

Seinem Autor aber, diesem abseits, langsam und in Stille Schaffenden, wünsche ich, daß er endlich an die Stelle gestellt werde, an die er gehört: daß er gereiht werde unter die besten Prosaschriftsteller unserer Zeit.

Wien — Robert Neumann

Malenski auf der Tour. Roman. Von Otto Roeld. Berlin 1930, Erich Reiß. 206 S.

Die Sachlichkeit, die aus dem Stückwerk des täglichen Lebens Architektur der inneren Linie und ihre Deutung empfängt, ist hier anders als bei jungen Autoren jetzt Brauch ist, mit Gefühlswert belastet und mit empfindsamen Medikamenten angerichtet. Die Hingebung, mit der eine frühere Generation Wandlung und Wegziel des Herzens aus dem Umbau der Geschehnisse hob, ist zwar durch Technik verstellt, die knapp und verschämt an Paradiesen und Fegefeuern vorüberleitet, aber in absichtsvoll geöffneten Lücken wird eine verständnisbereite Liebe sichtbar, die der Welt und dem hellhörig erlauschten Pathos ihrer Erscheinung gehört. Das macht das Buch des neuen Dichters Otto Roeld so sympathisch, läßt uns die kleingemünzte Weisheit eines anspruchslosen Schicksals mit Anteilnahme betrachten. Der Roman eines Handlungsreisenden, der mit dem Musterkoffer die Kundenliste abklappert, tagaus und tagein auf der Fahrt, zwischen Firma und Abnehmern der Provinz ein unermüdlicher Mittler. Wir erfahren da allerhand von den Berufsgeheimnissen der Gilde, Ausgewitztes und Knifflliches, Belangloses und Amüsantes. Die Perspektive der Branche wird uns gegenwärtig, der Kleinstaat der Kolonialwarenhandlung und der Nimbus der Konfektion. Prozente, Umsatz und Verkaufskapazität sind gewichtige Vokabeln, in der „Handelskammer", dem Eisenbahnabteil der Geschäftsreisenden, wird Zinkbulka gespielt und anekdotisches Garn gesponnen. Es ist viel Sicheres, verblüffend Geschautes, findig Verkapptes in dieser Erzählung, die eilfertig aus hundert Momenten und Bruchteilen festgefügte Kapitel hämmert, intensiv im Stil der Bewegung, präzis im Konzepte abläuft. Die Promptheit, mit der hier die Kollektion wohlfeiler Artikel an den Mann gebracht, preiswertes Detail mit Kenntnis serviert wird, hat manches von Reportage an sich. Das Buch als Ganzes ist Dichtung.

Prag — Paul Leppin

Maria. Roman. Von Emil Krischke. Wien-Leipzig, Anzengruber-Verlag Brüder Suschitzky. 364 S.

Hier versucht ein Mann ohne literarische Vergangenheit zwei fortschrittlich gesinnte Menschen in die Zeit um 1800 zu stellen und sie im Kampf gegen ihre Zeit zu schildern. Die Gutsherrin Maria kämpft gemeinsam mit einem Pestalozzi-Jünger gegen die Geistlichkeit um die neue Schule. Zu diesem Ringen um den Geist tritt auch das Bekenntnis zur Persönlichkeit in geschlechtlicher Hinsicht. So treten uns in dem Manne, der in seinen vielerlei Bindungen oder vielmehr in seiner Ungebundenheit gezeigt wird, und in drei Frauen, die jede anders, aber jede konsequent, um Liebe kämpfen, modern leidenschaftliche — oder vielleicht nur modern gesehene damalige? — Menschen entgegen. Dieses Erstlingswerk hat die Vor- und die Nachteile so manches Erstlings: Zeichnen in Weiß gegen Schwarz, Manier statt Charakteristik im Stil und Draufgängertum bis zur Tendenz. Befähigung zu Humor, der noch die Schlacken von Seichtheit sowie tendenziöser und nicht überzeugender Übertreibung abstreifen muß, ist Krischke entschieden zuzusprechen. Der Roman ist ein mit Fleiß erarbeitetes, aber leider weniger eindringlich gestaltetes, als altertümlich schnörkelig beschriebenes Kulturbild. Diese Zwiespältigkeit haftet nicht nur der Technik, sondern auch der Menschenauffassung an. Man fragt sich: Sind es einstige Menschen modern gesehen oder moderne Menschen im damaligen Kostüm? Die radebrechende männersüchtige Italienerin zumal ist eine Schablone, und das sonst recht gut gezeichnete Zigeunermädchen, das durch seinen Lehrer Mutter werden möchte, wirkt in mancher Äußerung kitschig, die sich peinlich unwahrscheinlich liest. Trotz allen Einwänden gegen die Darstellung ist das Werk dennoch eine positive Talentprobe, denn das Ganze hat den Anhauch eines Feuergeistes, der nur erst sich selbst, der erst die Grenze zwischen Überzeugendem und in heiliger Erbitterung Verfehltem finden muß. Gewiß, er schreibt mit seinem Blut, aber auch noch mit viel Tinte. Der Gewinn dieses Erstlings ist eine Voraussetzungslosigkeit, aus der unter einem Gestrüpp von Tendenz und Sentimentalität die pochende Kraft des Echten verheißend hervorbricht.

Wien — Friedrich Wilhelm Illing

Feuer unter der Asche. Geschichten dreier Leben. Von Rudolf Heubner. Leipzig 1930, L. Staackmann. 469 S. 5,50 (7,80) M.

Rudolf Heubner hat einige Jahre geschwiegen, aber wie das vorliegende Werk beweist, liegt keine Ruhepause hinter ihm, sondern ein Zeitraum stärkster innerer Konzentration und intensivster Arbeit. Es ist heute gewiß ein Wagnis, einen so umfangreichen Roman zu schreiben und auf den Markt zu bringen. Rudolf Heubner durfte es wagen; denn, um es gleich vorweg zu sagen, in seinem neuen Roman hat er eine Dichtung geschaffen, die von der ersten bis zur letzten Seite fesselt. In breitem, ruhigem Fluß gleitet der Strom der Erzählung durch drei Generationen hindurch, deren Hauptgestalten alle von demselben Blut durchrauscht, denselben Leidenschaften geschüttelt werden, demselben Fluch unterworfen sind. Es kommt in der ersten Generation zu erbitterten Kämpfen zwischen zwei starken, innerlich aber grundverschiedenen, in freudloser Ehe lebenden Menschen. Die schweren Schatten dieses Kampfes ragen in die folgende Generation hinein und verdüstern hier das Verhältnis zwischen einer engherzigen Mutter und ihrer lebensfrohen Tochter, bis endlich in der dritten Generation durch die Macht einer in sich geläuterten, geistig und sittlich starken

Digitized by Google

Persönlichkeit der Sieg über die dunklen Mächte kommt und Frieden bringt. Eine Fülle von Gestalten kreuzt segnend oder störend den Weg dieser drei Generationen, aber keine ist oberflächlich hingeworfen, sondern jede, auch die kleinste Nebenfigur, plastisch herausgemeißelt und verlebendigt. Der Stil ist geschliffen, an alten Meistern geschult und dennoch von eigenem Gepräge und zeigt besonders in den prächtigen Schilderungen der Landschaften an den Ufern der Adria, wo der Roman spielt, eine verblüffende Klangwirkung. Alles in allem ein Buch, das auf jeder Seite die Meisterhand verrät und daher von Dauer sein wird.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Der Zwischenfall. Ein Roman aus dem tiefsten Bayern. Von Joseph Maria Lutz. München 1930, R. Piper & Co. 204 S. Geb. M. 5,—.

Der erste Roman des Verfassers, der sich durch seine Gedichte bereits einen guten Namen erworben hat. Er zeichnet sich durch eine ungewöhnlich scharfe Beobachtung und eine mitleidlose Kenntnis und Kennzeichnung des kleinstädtischen Milieus aus, bleibt aber nicht darin befangen, sondern belichtet es mit einem überlegenen Humor, der die Menschlichkeiten auch hinter diesen „Selbstgezüchteten" und ihrem verhockten Dasein hervorzuholen vermag. Besonders wertvoll an einem Erstling ist die straffe Komposition, die im Grunde mit zwei Elementen und ihrer Durchschneidung hauszuhalten und das Ganze aufzubauen weiß. In die Kleinwelt ist als Störung und Anstoß, an der sie sich erst richtig offenbart, der „zugereiste" Dichter Willmanns hineingestellt, der nichts will, als ein Kriegsleiden hier auskurieren; um den aber sofort die Abneigungen, schmierigen Vermutungen und Ausstoßbemühungen kreisen: denn er ist anders als die Kleindlfinger, und sie wittern an ihm Kultur und Welt.

Eine Reihe sehr gut gesehener Nebenfiguren gruppieren sich um die Hauptpersonen, so daß das Ganze zu einem zutreffenden Bilde menschlich zurückgebliebener, verkäster Zustände zusammenwächst, in deren Schilderung die besondere bayerische Note immer gewahrt wird. Freilich ist die Kleinstadt ausschließlich von ihrer unsympathischen Seite her gesehen, während doch die großen menschlichen Erschütterungen, Geburt und Tod, Auf- und Untergang, dort genau so gefühlt werden wie anderswo. Das hindert aber nicht, daß die künstlerische Einheit, die der Verfasser seiner Darstellung zu geben gewußt hat, den Leser fesselt, und daß er sich an den komischen kleinen Lebewesen mit ihren unterirdischen Regungen lächelnd ergötzt. Die Kunst des Dichters steht in einer guten realistischen Tradition, die sorgfältige Durchbildung der Einzelheiten und der packende, geschlossene Griff um das Ganze erweckt die besten Erwartungen für seine weitere Entwicklung.

München — Ludwig Gorm

Das klingende Gift. Roman. Von Robert Hohlbaum. Leipzig 1930, L. Staackmann. 294 S. M. 4,— (6,—).

Wenn nur nicht diese Prätensionen wären: der mörderisch-geheimnisvolle Titel und die dem Umschlag aufgedruckte Behauptung: der Held dieses Romans sei die (die!) Musik; in ihrem Bild gestalte „der Dichter den Kampf der gegensätzlichen Welten unserer Zeit"! Und dann kommt das gerade Gegenteil: alter Stil der Sprache und Musikschwärmerei für den „Meister von Bayreuth", den Schubertfranzel und den Hugo Wolf und selbstverständlich Beethoven und Bruckner! Kostet ja nichts. Sie sind tot und ungefährlich und müssen es sich gefallen lassen, daß aus ihrem Opus mittels sentimental angerührten Phrasenmörtels eine Mauer gegen die lebende und gefährliche Musik der Zeit gebaut wird. Diese moderne Musik wird aber nicht etwa in ihren besseren Vertretern, etwa in Strawinsky oder Schönberg, in Hindemith oder Berg vorgeführt, sondern nur in dem abschreckenden Beispiel einer erstunkenen Maschinenoper meuchlings beschwätzt. Nein, das ist wirklich kein „Kampf gegensätzlicher Welten", das ist nichts weiter als die alte Leier von der guten alten Zeit in der guten alten wiener Hofoper.

Berlin — Rudolf Frank

Der Bonze. Roman. Von Felix Riemkasten. Berlin 1930, Brunnenverlag, Karl Winckler. 323 S. M. 4,50 (6,80).

Das Buch ist, was Titel und Gegenstand angeht, ein „Griff". Es besitzt Werte, weil es in vielem auf wirklicher Beobachtung beruht und zum erstenmal die internen, persönlichen, allzupersönlichen Kämpfe enthüllt, die sich innerhalb einer politischen Partei abspielen, und weil es gut und richtig ist, diese zu enthüllen und hinter die Fassade offizieller Verlautbarungen, Aktionen und Reaktionen zu leuchten. Aber diese Werte werden stark gemindert durch eine unkluge Einseitigkeit, hinter der man Gehässigkeit fühlt, schlimmer noch: Strebertum. Der Autor schildert nicht — wie der Titel verspricht — den Bonzen, sondern nur die besondere Spielart des mehrheitssozialistischen. Riemkasten, der von den Mehrheitssozialisten scharf nach rechts geschwenkt ist, tut nun auf einmal, als gäbe es Bonzen, Diätenjäger, Kompromißler, Geschäftemacher nur bei der SPD., als habe diese Partei das Bonzentum erfunden, das doch in Wahrheit überall wuchert, wo Gott ein Amt gibt ohne Verstand und menschliche Wärme, ohne Überzeugungstreue und Zivilcourage. In Konsequenz seiner neuen Einstellung dichtet der Autor seinem sozialistischen Funktionär bürgerlich-sentimentale Sehnsucht nach der alten Kultur verarmter Aristokraten an und macht aus einer Sklarek-Type einen mauschelnden Juden.

Politische Renegaten verraten nicht nur ihre alte Partei, im Eifer des Gefechts verraten sie auch oft sich selbst und schießen daneben. Genosse a. D. Riemkasten, der nun in einer Verlagsfront mit den reaktionären „Humoristen" Rumpelstilzchen und Peter Purzelbaum (Kanonier Kaczmarek I—IV) und einem ebenso pseudonymen Remarque-Parodierer steht, zeigt im Verlauf seines, mit ursprünglicher Begabung begonnenen Romans nur allzuviel von den Eigenschaften und Wesenszügen, die nach seiner eigenen Auffassung das Wesen eines „Bonzen" ausmachen.

Berlin — Rudolf Frank

Der Dämon. Eine Erzählung aus dem Leben Hugo Wolfs. Von Josef Marschall. Leipzig 1930, L. Staackmann. 246 S. M. 3,30 (5,20).

Das Thema eines großen tragischen Geschehens wird ganz sacht, spielerisch-allzuspielerisch angeschlagen und wächst plötzlich ins Riesengroße. Ein Schaffender bangt und wartet, daß seine Schöpfung Wirklichkeit werde. Es ist ein Musiker, der fiebernd die Annahme seiner Oper erwartet: des Werks, in dem sein ganzes Selbst beschlossen liegt. Die Spannung des Wartens wird zur Qual, zur Krankheit, die alle Kräfte lähmt. Er kann nicht mehr arbeiten, und der unterbundene Schaffenstrieb heckt böse, wilde Halluzinationen. Es gibt keine Wirklichkeit mehr, als die eine: die Entscheidung über sein Werk. Die trifft ihn in dem dürren Wort des Operngewaltigen: „Nichts zu machen . . ." Sie vernichtet ihn. Der Wahnsinn schlägt über ihm zusammen. Eingesperrt im Irrenhaus schreibt er noch immer Gesuche um Annahme, Auf-

Digitized by Google

führung und Besetzung des abgelehnten Werks. Dies ist das unglückliche Ende des Tondichters Hugo Wolf, des Komponisten der Mörike-Lieder, nach Ablehnung des „Corregidor" durch Gustav Mahler. Josef Marschall führt es aus weanerischer Talmi-Atmosphäre zu großer, visionärer Form empor, besser gesagt: es führt ihn, reißt, stößt und jagt ihn in den besessenen Wirbel innerer Gesichte und überflutet seine Erzählung mit dem Genie des Dargestellten. Aus den Stürmen der Erzählungsmitte, von der Schlichtheit des Schlusses her müßte der Anfang nochmals geschrieben und zur Bescheidenheit geführt werden. Solche Passagen wie z. B.: „Das Herz hat mir g'lacht, wie die Sonn über die grünen Kupferdacheln g'huscht ist und die paar Septemberwolkerln wie weiße, duftige Maderln . . .", das geht nicht einmal mehr in den kitschgewohntesten Wean-Filmerln. Der Autor dieser, um Letztes ringenden Erzählung hätte es bestimmt nicht nötig, so schlechtes Beispiel zu übertrumpfen.

Berlin — Rudolf Frank

Die Liebe der Zehnjährigen. Roman. Von H. S. Milde, Wien, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 235 S.

Eine Art „Tagebuch eines halbwüchsigen Mädchens" in Romanform. Als literarischer Ableger eines Werkes aus der ersten Zeit der Psychoanalyse erscheint dieses Buch reichlich verspätet, und es hat zudem den Kreis verengt, nicht im Sinne einer fortgeschrittenen Erkenntnis erweitert. Nun scheint mir kein Bedürfnis vorzuliegen, die reichhaltige pädagogische und medizinische Literatur mit ihren sachlichen Berichten zur sexuellen Entwicklung durch belletristische Werke zu ergänzen, und der vorgelegte Roman bestätigt dieses Mißtrauen.

Gewiß, er ist vorsichtig geschrieben und mit dem Wunsch, die Entwicklung, die sich mit dem Bewußtwerden sexueller Wünsche anbahnt, deutlich zu machen. Doch Vorsicht und Deutlichkeit passen in diesem Fall schlecht zusammen. Zehnjährige Kinder drücken sich unbefangener und weniger literarisch aus als die Susi des Romans; es ergibt sich also, daß literarische Rücksichten den dokumentarischen Wert beeinträchtigen, ohne aber einen an sich unliterarischen Stoff in einen literarischen zu verwandeln.

Dabei spielt eine entscheidende Rolle, daß alles, was außerhalb der sexuellen Sphäre liegt — also Familie und Schule vor allem —, nicht die Wichtigkeit erhält, die es im Leben des Kindes hat. Und von dieser stofflichen Unausgeglichenheit aus, die gegen Ende immer stärker spürbar wird, wird auch klar, warum das Buch als Ganzes einen zuspätgekommenen und sogar rückschauenden Eindruck macht: es handelt sich offensichtlich um österreichische Vorkriegsverhältnisse, in denen es die Erziehungs- und Schulgemeinschaftsprobleme, die uns jetzt beschäftigen, nicht gibt.

Ich kann deshalb, bei aller Achtung vor der sauberen Arbeit und dem guten Willen, diesem Kinderroman weder einen aktuellen noch einen ernsthaften künstlerischen Wert zusprechen. Er trifft ebensowenig das Richtige wie die „schelmischen" Kindergeschichten, über die man früher in Entzücken geriet.

Berlin — Lili Lorsch

Die Verließe des Vatikans. Von André Gide. Deutsch von Ferdinand Hardekopf. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 442 S. Geb. M. 8,—.

Nicht in jedem, aber in einigen seiner Bücher wird André Gides Bedürfnis sichtbar: derbste Kolportage und subtilste Gedanklichkeit zu vereinigen. Es reizt ihn in außerordentlichem Maße, die Sensation zu vergeistigen und die Psychologie zu inkarnieren. Die „leidenschaftliche, antiopportunistische Neugier seiner Seele" begnügt sich nicht mit der materialistischen Motivierung von Untaten. Gides Verbrecher sind „die Inkonsequenz selber". Sie leiden am „Hang zum Indirekten". Er erfindet außergewöhnliche Hintergründe, vor denen sich wiederbelebte Lokalnotizen abspielen. In den „Verließen des Vatikans" stößt Lafcadio Herrn Fleurissoire aus Pau zur Zugtür hinaus; er tut es aus unberechenbaren Trieben. Im selben Buch inszeniert Protos eine Sammlung zur Rettung des von den Freimaurern eingesperrten Papstes; nicht weil der Papst tatsächlich eingesperrt wäre, denn das ist gar nicht der Fall; eher und vermutlich, um die Dummheit der Menschen, auf Grund wissenschaftlicher Experimentiersucht, auf die Probe zu stellen. Im „Immoralisten" und in

Zeichnung von B. F. Dolbin

den „Falschmünzern" geschieht Verwandtes. André Gide liebt die Verbrechen, die keinen Sinn haben; denn es reizt ihn, Sinn zu verleihen.

So kommt es, daß manche seiner Bücher Kriminalromane sein könnten, wenn sie nicht mehr wären. Die „Verließe des Vatikans" sind, unter anderem, ein Kriminalroman hohen Ranges. Aber: nur unter anderem! Neben der kriminalistischen Handlung laufen zwei weitere Geschichten. Die eine befaßt sich mit der Auseinandersetzung zwischen dem Atheismus und kirchlicher Gläubigkeit, und das ist eine äußerst intellektuelle Angelegenheit. Die andere enthält die Tragikomödie eines Spießers, der, aus Dummheit und auf groteske Weise, den Papst befreien will, und das ist eine Provinzlersatire.

Sämtliche drei Handlungen münden, obwohl sie auf grundverschiedenen Ebenen verlaufen, im selben Punkt. Und sämtliche Personen der drei getrennten Schauspiele sind, dieser Distanz zum Trotz, miteinander verwandt und bekannt. Reißer, Groteske und Weltanschauung sind mit einer Eleganz und Virtuosität verknüpft und trotzdem getrennt, daß dem Leser literarische Vergleichsmöglichkeiten nicht beifallen. Einzig die Musik gewährt kommensurable Fälle: André Gides Roman ähnelt einer kontrapunktisch faszinierend durchgeführten Fuge. Jedes Register ist beherrscht. Und der Zusammenklang zeitigt Effekte, die nahezu ohnegleichen sind.

Berlin — Erich Kästner

Digitized by Google

Moskau. Roman. Von Schalom Asch. Deutsch von Siegfried Schmitz. Wien 1930, Paul Zsolnay. 525 S.

Als wir jung waren, als wir unsere ersten literarischen Gehversuche machten und für sie kein Publikum und keine Verleger fanden, wurde eben der Staat Albanien gegründet und mit einem Fürstenhause, einer nationalen Idee und weiß Gott was allem ausgestattet. Damals sagte einer der Freunde: „Ich habe den Ausweg! Ich lerne Albanisch und werde albanischer Nationaldichter! Dann bin ich in einem Jahr berühmt!" (Er hat nicht Albanisch gelernt, und es hat fast zwei Jahrzehnte gedauert, bis er kürzlich sein erstes schönes und vorläufig noch zu wenig bemerktes Novellenbuch veröffentlichen konnte — Georg Reik: „Die Zarten," bei Cotta.) Dieses Ausspruchs des jungen Georg Reik muß ich immer gedenken, wenn ich etwas von Schalom Asch zu lesen bekomme. Ein Mann von literarischem Weltruf. Und ich frage mich: wäre er das auch, wenn er nicht jiddisch schriebe, sondern englisch oder deutsch? Bestimmt nicht. Er hätte den Rang, der ihm gebührt, einen gar nicht geringen Rang, wie gleich hinzugefügt sei — etwa den des Theodore Dreyser. Also beste, solideste, „gültigste" epische Tradition auf einer gewissen mittleren Linie.

Hat man diese Einschränkung einmal gemacht, so darf man fast bedingungslos anerkennen. Was in diesem neuen Buch aus der Zeit der bolschewikischen Revolution geleistet wird, erkennt man erst, wenn man diese mutig vorurteilsfreie, durch ein Dutzend Gestalten lose, doch immerhin romanhaft gebundene Geschichtsdarstellung mit dem sowjet-frommen, pseudo-bekennerischen Radikalismus etwa eines Tarassow-Rodionow vergleicht, der die gleiche Materie behandelt, ohne daß ihm die romanhafte Bindung auch nur im entferntesten gelänge.

Nun — gelungen ist sie auch dem ausgezeichneten Romancier Schalom Asch nur relativ und nicht absolut. Große Blöcke historischer Substanz sind, vornehmlich in der ersten Hälfte des Buchs, amorph in den Bericht gebettet — nicht umgeschmolzen, nicht kristallisiert. Soll ein Roman primär nicht Menschen darstellen, sondern eine Zeit, wie das hier offenbar der Fall ist, so muß diese „Heldenlosigkeit" kompensiert werden durch eine Hypertrophie des intensiv Handlungsmäßigen, durch ein restloses Auflösen des Berichts in plastische Szenen. Wo Asch sich das bewußt gemacht hat und wo er danach handelt, dort ist das Buch ganz ausgezeichnet. (Aber er handelt nicht allzu oft danach.)

Und noch etwas: In der Trilogie „Die Sintflut", deren letzter Band dieses Buch „Moskau" ist, hat Asch rein thematisch aus dem Ghetto in die Welt gefunden. Zum erstenmal (soweit ich sein Oeuvre kenne) ist hier der Horizont nicht mit Mauern verstellt. Das ist wichtig, das ist viel — schon als Versprechen neuer und wichtiger Leistung. Denn mit jenem Jugendplan hatte ja damals der gute Georg Reik trotz alledem unrecht. Die Welt findet nun einmal nicht nach Albanien. Also finde Albanien in die Welt.

Wien — Robert Neumann

Der rote Napoleon. Von Floyd Gibbons. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 348 S. M. 6,50.

Das hier vorgelegte Buch, von Franz Fein aus dem Amerikanischen ins Deutsche übertragen, schildert mit großem Aufwand von Phantasie den „Zukunftskrieg" Sowjetrußlands gegen die übrige Welt. Ein roter Napoleon, Abkömmling der gelben Rasse, eint zunächst ganz Asien unter der roten Diktatur, unterwirft dann Europa und Afrika und überzieht mit der gesamten Macht dieser Erdteile das ebenfalls vereinigte Amerika. Der Verfasser selbst — er war im Weltkrieg amerikanischer Kriegskorrespondent — betätigt sich dabei als amerikanischer Korrespondent, der mit dem roten Napoleon befreundet ist. Er schildert einen Zukunftskrieg von gigantischen Ausmaßen, der schließlich durch eine große Seeschlacht gegen den roten Napoleon entschieden wird, der, wiederum von dem Verfasser begleitet, dann auf den Bermudainseln — ein neues Elba — sein Leben beschließt. Bei aller Phantasie wird die verheerende Wirkung der modernen Kriegstechnik realistisch geschildert, auf der anderen Seite freilich auch eine sehr sentimentale Liebesgeschichte eingeflochten. Am meisten von dem ganzen Buch scheint uns das Motto beherzigenswert zu sein: „In der Hoffnung, daß es nicht geschehen wird".

Marburg/Lahn — Wilhelm Mommsen

Verschiedenes

Die Brautbriefe der Fürstin Johanna von Bismarck. Herausgegeben von der Fürstin Herbert von Bismarck. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 233 S. Geb. M. 7,—.

Wer die bisher erschienenen Briefe der Johanna Bismarck kennt, wird mit Freude von einer neuen Sammlung hören. Nicht nur weil die Briefe von Bismarcks Braut uns den Großen menschlich nahe bringen, nicht nur weil schon die junge Johanna die wenig verbreitete Begabung einer fließenden, „sprechenden" Schreibweise besaß, sondern ebenfalls, weil sie eine ausgesprochene Persönlichkeit war.

Diese lernen wir nun in ihren innerlich bewegtesten Jugendjahren kennen. Immer wiederholtes, plattes, allgemeingültiges Lob hat aus dem Bild der Fürstin Bismarck alles Bezeichnende verwischt. Tausende von Frauen hätten, ebenso wie sie, mit Leib und Seele ihrem Mann und ihren Kindern angehangen, sie jedoch hatte außerdem noch einen merkwürdigen, verwickelt reizvollen Charakter. So gleichgültig ihr die meisten Menschen, das spricht sie schon in diesen Briefen aus, so hingebend liebte sie den nahen Kreis. Sie vermochte diesen zu fesseln, neu ist den meisten von uns, wie allgemein den Verwandten und Freunden das junge Mädchen als Ausnahmemensch erschien. Man nannte sie witzig, unterhaltend, begabt, ja, geistvoll, und sie hatte ein loderndes Temperament. Bereits in jener Zeit fällt ihre inbrünstige Liebesfähigkeit in die Augen, dazu kam eine sie erfüllende Freude an beweglicher Dichtung, an Lenau, Moore, Heine und Jean Paul, dazu kam viel Verständnis für Musik und jauchzende Beglückung durch die Natur. In schöner Gegend „will ihr das Herz vor Freude zerspringen", es war so bezaubernd, „daß man ganz zerfließt". Auch hatte sie eine „maßlose Reitlust".

Der unschönen, schwermütigen, „zigeunerhaft wirkenden" jungen Norddeutschen war keineswegs eine harmonische Natur beschieden. Sie beurteilte sich und ihre Schwächen unerbittlich, klagte dem Geliebten über ihr „eigensinniges, dunkles, ewig verstimmtes Trauerherz". Ebenso wie bekanntlich diese pommersche Umwelt, war auch sie pietistisch fromm, und ihr tiefes Vertrauen in den Geliebten wurzelte im Gleichklang dieser innersten Gefühle.

Auch hierin Bismarck ähnlich, war sie durchaus natürlich und echt, ansprechend berührt in den Hochzeitsreise-Briefen an die Eltern, die Freude der jungen Frau an den „unzähligen Bekanntschaften", die sie auf dem Donau-Dampfer, in den Gasthöfen anknüpften.

Ein Biedermeier Hintergrund: auf dem Esel bestieg sie die

Digitized by Google

Roßtrappe, an ihrem Schreibtisch hatte sie eine Efeuwand, dem geliebten Vater, dem „Engel", schickte sie nicht Umarmungen, sondern gehorsamen Handkuß.
Den Briefen ihrer Schwiegermutter hat die Herausgeberin, die Fürstin Herbert Bismarck, noch einige Bismarckerinnerungen hinzugefügt; und Bismarck gehört zu den wenigen Menschen, von denen wir neue Einzelheiten, neue Einblicke immer wieder dankbarst begrüßen.

Berlin — Marie von Bunsen

Das physiognomische Weltbild. Von Rudolf Kaßner. München 1930, Delphin-Verlag. 261 S.

Im Vorwort sagt Kaßner, daß die drei Teile des Buchs — ein dichterisch-charakterologischer, ein philosophischer und ein ästhetisch-kritischer — aus einem Einzigen entstanden sind: „Gesicht, Idee bilden ein Ganzes und können nur als solches verstanden und aufgenommen werden." Der gegenwärtige Mensch verlangt gar nicht nach Handlung, sondern gleich, und zwar aus einer großen Seligkeit und ebenso großen Unseligkeit heraus, nach der Mitte oder dem Maß. Er ist in einer bewegten Welt ohne Vorbilder, Typen und Ziele, und er muß trotzdem das Maß oder die Mitte finden. „Darum ist auch die Mitte wie ein Bogen über dem Abgrund. Vorbilder, Götter, Typen und Ideen sind da, um das Abgründige zu bannen."
Damit ist der Grundakkord angeschlagen, das Leitmotiv, das sich in einer Fülle prunkvoller Variationen entfaltet. Wer strenge Wissenschaft sucht, wird enttäuscht. Aber es sind viel Wissen und Weisheit in diesen Ausführungen eingebettet, die ein Dichter schrieb, der tief geschaut hat und nun in Gleichnissen, Gesprächen und Essays hiervon Kunde gibt. Der Klang dieser Melodie wäre noch ungetrübter, störten nicht feindselige Mißtöne in Gestalt der Bekämpfung wissenschaftlicher Forschung. Kaßners Weg verläuft so ganz anders, daß die Grenzen ohnehin scharf sich einkerben.

Halle — Emil Utitz

Das steinerne Berlin. Von Werner Hegemann. Berlin 1930, Gustav Kiepenheuer. 505 S.

Dieses ebenso aufschlußreiche wie hinreißende Buch ist eine Kulturgeschichte Berlins von den Anfängen bis zur Gegenwart. Der Legendenzerstörer von Profession gibt hier auf seinem Spezialgebiet, der Städtebaukunst, eine konsequente Zerstörung der Hohenzollernlegende, illustriert Wilhelms II. Satz: „Die Geschichte keiner Stadt der Welt läßt den Einfluß der Fürsten auf die Entwicklung und Förderung einer Stadt in so interessanter Weise erkennen wie die Berlins." Diese „Geschichte der größten Mietskasernenstadt der Welt" offenbart die Danaergeschenke der Hohenzollern und ihrer rechtmäßigen Nachfolger, der nachrevolutionären Bürokratie. Im Gegensatz zu den Schullesebüchern kommen Friedrich I. und der zweite und dritte Friedrich Wilhelm als die am wenigsten schädlichen Hohenzollern verhältnismäßig gut weg. Das ist sub specie Berlins betrachtet. Aber daß diese Betrachtungsweise unerhört beweiskräftig ist, zeigt das Beispiel des großen Friedrich: vor dem Begründer des Bodenwuchers, dem Inaugurator der Hypothekenordnung, der aus juristischer Unbildung Baugeld- und Bodenschulden zusammenwarf, schrumpfen die Verdienste zusammen, die ihm von der Historie zuerkannt werden. Neben der Städteordnung, die die Menschen in die Stadt trieb und die Ausdehnung in die Weite verhinderte, neben dem hohenzollernschen Erbe, das dem Staat entscheidendere Rechte zuerkennt als der Stadt, kranken wir vornehmlich an friderizianischen Taten, wenn „in die Luft, statt in die Ebene" gebaut worden ist. Berlin, wie wenige Städte für eine Siedlungsstadt prädestiniert, hat von allen Städten der Welt die überfülltesten Mietskasernen. Kein Brand, kein Erdbeben kann dem in sozialer wie in ästhetischer Hinsicht gleich beschämenden Mangel abhelfen. Jahrhunderte werden damit zu schaffen haben. Für den Augenblick kann fast nur eine vernünftige Verkehrspolitik mancherlei lindern. Das reichillustrierte Werk zeigt auch, wie man aus der Vergangenheit für die Gegenwart lernen kann: wenn Pilaster eines Bauwerks von Schlüter, der nebenbei für Gartenvorstädte und Dezentralisierung war, moderne Betonrahmen vorwegnehmen; wenn manche romantische Verstiegenheit Schinkels durch wirtschaftliche Beschränkung in ihr Gegenteil verkehrt wird. Die beigefügten eigenen Entwürfe legitimieren den Verfasser zu seiner Kritik. Da er von allen Städtebaukünstlern am wenigsten Spezialist ist, wird sein Werk zum Lehrbuch für Architektur, Plastik, Städtebau.

Berlin — Lutz Weltmann

Literarische Betrachtungen. Beiträge zur Praxis der Anschauung von Künstlerschicksal und Kunstform. Von Adolf von Grolman. Heft 6 von „Neue Forschung", Arbeiten zur Geistesgeschichte der Germanischen und Romanischen Völker. Berlin 1930, Junker u. Dünnhaupt. 138 S. M. 8,— (10,—).

Die Liebe Adolf von Grolmans gilt denjenigen Geistern, die er mit einem sehr schönen, nicht mehr vergeßbaren Wort „Leidträger" nennt: Sebastian Franck, Lenz, Kleist, Stifter, Bachofen und immer und immer wieder: Hölderlin. Denn diese großen Herzen hatten das gemeinsame Schicksal der Mißhandlung durch eine an ihnen versagende Mitwelt. Als postumer Anwalt der Verkannten tritt der Liebende für sie ein; er kennt sie tief; ihm sind sie wie Brüder; ihr Leid ist das seine; und so vollkommen, daß er vielleicht da und dort selbst in die Gefahr geraten mag, zum Verkennenden zu werden (wie im Fall der sehr harten Beurteilung Schillers). Es hat etwas Ergreifendes, in dem bedeutenden, schwerwiegenden Aufsatz über Sebastian Franck und in dem über die gegenwärtige Hölderlin-Forschung solchen ritterlichen Liebesdienst zu gewahren; am allerschönsten vielleicht in der kleinen Abhandlung über die Briefe an Hölderlin, darin der Gelehrte unversehens zum Dichter wird. Vollends verrät sich ein heimliches Dichtertum in dem überaus schönen Vortrag: „Des Künstlers Werke und die Umwelt", wo in einem alten morschen Gartenhäuschen oder einer von der Decke niederhängenden kunstgefertigten Lampe, wie sie Mörike gefeiert, das Innerste des Dichtertums herrlich erahnt wird. Empfohlen sei das Studium der wichtigen Betrachtung über „Das Wesen des historischen Romans" und der damit zusammenhängenden Ideen über die Form der Novelle (darunter der meisterhafte Aufsatz über Goethes „Novelle"). Allein, was wäre nicht wesenhaft im Werk eines wesenhaften Geistes?
Das ganze Buch ist geistesschön und zeitwichtig, und es wird dauern, wenn viel Hochberühmtes lange vergangen sein wird. Hier ist ein Mensch unserer Welt, der genug Ehrfurcht besitzt, um sich von Ehrfurcht den Blick nicht trüben zu lassen; der unterscheiden kann, was noch zu unserem Leben gehört und was nicht; und der so durch und durch redlich ist, fühlt und denkt, daß für den Leser nichts leichter sein kann, als gern und willig der Schüler eines solchen Führers zu werden.

Wien — Felix Braun

Digitized by Google

Zeitgeist und Literaturpädagogik. Herausgegeben von Wilhelm Schuster. Stettin 1930, Verlag „Bücherei und Bildungspflege". 88 S. (= 10. Beiheft zur „Bücherei und Bildungspflege").

Von der Praxis der modernen Volksbücherei in Stadt und Land aus werden in diesem trotz seines bescheidenen Umfanges sehr inhaltsreichen Heft einige der wichtigsten Vorfragen für jede literaturpädagogische Wirksamkeit eindringlich und anregend erörtert. Zunächst gibt der berliner Stadtbüchereirat Wilhelm Schuster, der auch als Herausgeber zeichnet und von den sechs Aufsätzen des Heftes drei selbst geschrieben hat, einen Überblick über die besondere Problematik, die heute bezüglich der literaturpädagogischen Auswertung der Gegenwartsliteratur (im Sinne einer positiven Auseinandersetzung mit dem „Zeitgeist") besteht und über die Bestrebungen der Volksbibliothekare, ihr durch eine auf leserkundliche Einsichten aufgebaute Erziehung zum richtigen Lesen gerecht zu werden. Es folgen die Aufsätze „Das Ringen um ein neues Leitbild des Menschen in der Literatur der Gegenwart" von Schuster und „Dichtung und Dichter im gegenwärtigen Zeitwandel" von Franz Schriewer, dem flensburger Stadtbüchereidirektor. In beiden wird auf Grund einer beherrschenden Kenntnis neuen und alten Schrifttums versucht, die für unsere Zeit besonders bezeichnenden und in der Literatur sich spiegelnden Züge in eine Profilskizze zusammenzufassen. Dabei ist es beiden Verfassern trotz aller Entschiedenheit, mit der sie für eine „Vergegenwärtigung der Bildung" auch im Rahmen der Literaturpädagogik eintreten, keineswegs um eine „Alleinherrschaft des Zeitbuchs" zu tun, sondern um die Eroberung auch „des Wertvollen aus einer großen Überlieferung" für unser heutiges Leben. So schließt sich Schusters auf eine großzügige literaturgeschichtliche Rückschau gründender Aufsatz „Der Dichter als Führer und Bürger der Gesellschaft" organisch an, und zu ihm bietet wieder in gewissem Sinn eine monographische Parallele der besonders beachtenswerte Aufsatz Schriewers „Bauerntum als Gegenstand der Dichtung". Den Abschluß bildet ein Aufsatz über „Die Raabesche Welt und die Lebensfragen unserer Zeit", dem sein Verfasser, der flensburger Bibliothekar Karl Kossow, den bezeichnenden Untertitel „Eine kritische Gegenüberstellung" gegeben hat. Ich könnte mir denken, daß er zum Ausgangspunkt für eine fruchtbare Revision des Falles Raabe werden könnte, bei der man nicht zu befürchten brauchte, daß Raabe nun „überwunden" würde. Das Heft wird jedem Literaturfreund, der sich ernstlich mit der weltanschaulichen Bedeutung des Lesens auseinandersetzen will, viel bedeuten können. Es sei namentlich auch den Deutschlehrern an höheren Schulen und Lehrerakademien aufs beste empfohlen.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Li Gi. Das Buch des älteren und jungen Dai. Aufzeichnungen über Kultur und Religion des alten China. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm. Jena 1930, Eugen Diederichs. Gr.-8° XVIII u. 449 S. Geh. M. 14,—, Lwd. M. 17,50.

Weder der Verleger noch der Übersetzer dieses Werks ist noch am Leben. Es wird also das Letzte bleiben, was sie uns geschenkt haben. Die ursprünglich auf zehn Bände angelegte Sammlung zur „Religion und Philosophie Chinas" muß damit als abgeschlossen gelten. An dem anfänglichen Programm waren bereits mit den letzten Veröffentlichungen Änderungen vorgenommen worden. Es war schon danach zu erwarten, daß es nicht völlig nach der ersten Absicht durchgeführt werden würde. Der ursprüngliche Teil III „Taoismus und Sekten" kann als abgeschlossen gelten. Allerdings ist nach dem Taoteking Laotses, dem Liädsi und Dschuangdsi der an sich sehr interessante Huainandsi und Hanfeidsi ausgeblieben, ebenso weiteres Apokryphes. Das ist aber durch das ursprünglich nicht vorgesehene „Frühling und Herbst des Lübuwei" reichlich ersetzt. Vom Teil I „Klassische Philosophie" ist im Grunde ebenfalls alles erschienen, zuerst das Lunyü, die Gespräche Kungfutses, dann der Mongdsi, kürzlich das Iging, das Buch der Wandlungen und zuletzt nun das Ligi. Moti, Hsünkuang und Yanghsiung sind zwar gestrichen worden; ebenso fällt nun der ganze Teil II aus, der den späteren Konfuzianismus bringen sollte bis zum Beginn der Neuzeit. Das wird man verschmerzen müssen, aber auch können, da ja schon das Vorliegende ein überaus reicher Schatz und fast unerschöpflicher Born ist. Vom Ligi sollten ursprünglich nur zwei Abschnitte, die Große Lehre, Dahsüe, und Maß und Mitte, Dschungyung, erscheinen. Das war sogar bereits für 1912 vorgesehen. Wilhelm hat eine Übersetzung dieser beiden Teile schon vor etwa 25 Jahren einmal veröffentlicht. Es ist interessant zu vergleichen, wie sich die jetzige Fassung zur damaligen verhält. Sie ist unstreitig reifer geworden. Es ist deshalb aber auch doppelt zu begrüßen, daß er nun zur Krönung seines ganzen Übersetzungswerks nicht nur diese zwei Abschnitte, sondern fast das ganze Ligi vorgelegt hat. Nachdem u. a. die Engländer von Legge und die Franzosen von Couvreur seit langem vollständige Übersetzungen besitzen, können also auch wir Deutschen uns jetzt einer solchen freuen. Die Textgeschichte und das Wesen des Werks hat Wilhelm selbst in der Einleitung ausführlich behandelt und beleuchtet. Es erübrigt sich daher, hier darauf einzugehen. Das Werk ist nicht dazu bestimmt, in einem Hinsetzen verschlungen zu werden. Aber man wird immer wieder danach greifen können. Es ist eine Sammlung von Einzelbelegstücken verschiedensten Charakters und bald größeren, bald geringeren Umfangs für die Weltanschauung und Weisheit des alten China, die beide durchaus noch lebendig sind, sovielsich auch in der Heimat Kungfutses in den letzten Jahren geändert haben mag. Es handelt sich zum größten Teil um den Niederschlag tiefster allgemein menschlicher Erfahrung von überzeitlichem Wert und unbeschränkter Geltung. Und man darf vor allem eins nicht vergessen: Das Ligi gehört zu den klassischen Schriften, die durch die Jahrhunderte bis zur Revolution der Erziehung des gebildeten China zugrunde lagen. Für die großen Staatsprüfungen, in denen die Anwartschaft für die Beamtenlaufbahn in China zu erwerben war, wurden immer wieder Themen gerade aus dem Ligi gestellt, war völlige Vertrautheit mit seinem Inhalt mit die erste Voraussetzung. Kein Wunder also, daß gerade der Geist dieses Werks das Chinesentum aufs intensivste durchdrungen hat. Wenn der Vergleich gestattet ist, so könnte man etwa sagen, daß das Ligi für China eine ähnliche Rolle gespielt hat wie die Bibel für das abendländische Europa. Man wird infolgedessen auch den Chinesen in seiner von uns so weit abweichenden Eigenart wohl am besten verstehen lernen, wenn man sich in die Lektüre dieser seiner Bibel versenkt. Nicht alle Stücke darin sind von gleichem Wert. Aber an mancher Perle darunter wird auch der Europäer einen Glanz entdecken, der ihn zu bezaubern vermag. Insbesondere ist die Kunst der Menschenbehandlung und der Menschenleitung das immerwiederkehrende Thema. Daß wir Europäer gerade darin von den Ostasiaten mancherlei lernen können, zumal im Hin-

Digitized by Google

blick auf die Aufgeregtheit unserer Tage, steht seit langem fest.

Leipzig — Gerhard Menz

Hermann Oeser. Eine Darstellung. Von Ernst Jenny. Heilbronn 1930, Eugen Salzer. 208 S. M. 2.50 (4.—).

Keine Biographie im landläufigen Sinne des Worts. Noch weniger eine literarische oder geschichtliche Einreihung. Eine psychologische Deutung eines eigenartigen Daseins, ein Wegweiser zu einem Manne, dem es gegeben war, Suchenden und Zagenden ein Führer zu werden, sie aus der Zerstreuung in die Sammlung, aus der inneren Armut in den Reichtum, aus der Schwäche in die Kraft zu leiten.

Es liegt auf der Hand, daß solch eine Darstellung ihren Nachdruck nicht im Literaturwissenschaftlichen und Ideengeschichtlichen, sondern mehr im Seelengeschichtlichen suchen wird, daß sie nur auf diese Art gelesen und gewertet werden kann.

Dann aber muß man sagen, daß ihr Zweck und Ziel erreicht worden ist. Mit intuitivem Nachspüren werden die Wurzeln eines inneren Seins freigelegt, der Born eines schöpferischen Werdens, die treibenden Kräfte eines Schaffens in ruhig forschender Arbeit dem Lesenden zum haftenden Bewußtsein gebracht. Wir lernen den Menschen Hermann Oeser verstehen und lieben mit jener angeborenen schwermütigen Schüchternheit, die ihn bereits als jungen Lehrer von dreißig Jahren die Äußerung tun ließ: wenn ihm einmal gelänge, ein Buch zu schreiben, so könnte es nur ein Buch über die Befangenheit sein, die große kräftige Männer immer hölzern und unsicher mache, die die Menschen bis zuletzt in lösende oder bindende (quälende) einteile. Lindheim, seine Heimat, Vater, vor allen aber die Mutter und schließlich die Welt, das waren die lösenden Mächte seines Lebens. Er war Oberhesse, gehörte damit jenem Menschenschlag an, der, ernst und in sich gekehrt, sein Bestes in sich verschließt, religiös einen starken Zug zur Mystik und bei keusch verhaltenem Gemütsleben eine mehr still beschauliche als nach außen tätig frohe Art zeigt. Für sein Schaffen wurden zwei Männer Schicksal: der große Erneuerer des Christentums Söre Kierkegaard, der ihn im Religiösen unterrichtet, ohne ihn im Historischen und Dogmatischen zu ängstigen, dessen Entweder-Oder ihm Musik war — dem „tiefsinnigen, lodernden, wahrhaftigen, schmerzensreichen" Dänen ist er treu geblieben sein Leben lang. Ebenso dem andern: Carlyle. Über allen aber stand der Eine: Christus, in dem er das Ostern seiner Seele erlebte.

Verdienstvoll ist diese Darstellung des Seins und Schaffens eines Mannes, der jahrzehntelang sein Leben als ein verdorbenes und verlorenes beweint hat, durch dies sein Leben aber vielen zum Segen geworden ist, den man gestern gelesen hat und morgen wieder lesen wird.

Danzig — Artur Brausewetter

Ein Mensch dieser Zeit. Von Max Schulze-Sölde. Flarchheim i. Thür. 1930, Urquell-Verlag Erich Röth. 226 S.

Eins der vielen Erinnerungs- und Bekenntnisbücher, die jetzt wie Pilze aus dem Chaos der Kriegs- und Nachkriegsjahre sprießen. Mit der Revolution von 1918 ging auch das Leben des Malers Schulze-Sölde in die Brüche, nach vierjähriger Zivilgefangenschaft in Frankreich verläßt er das eben wiedergewonnene rheinische Vaterhaus (der Vater ist Oberstaatsanwalt), wird in Düsseldorf unter der Ägide Flechtheims, der „Genies" braucht für die kaufenden Schieber, ein bekannter expressionistischer Maler, wirft dann Geld und Gut hin für den Kommunismus in Gestalt eines zweifelhaften weltanschaulichen Desperados, wird Siedler und Arbeiter ohne Lohn unter Bauern, dann Zechenarbeiter, schließlich Christlich-Revolutionärer im Sinne Louis Häußers. Ein dreißigtägiges Fasten folgt einer Wanderzeit als „Predigerprophet" und gibt ihm die Erleuchtung: er muß aus der verstiegenen Ichbefangenheit zu den Menschen zurück, seiner Frau, seinem Kind, mit denen er von nun an einfach und zufrieden als Arbeiter leben wird. Ein Erlebnisbuch, in dem ein flackerndes Herz lodert, eine irrende Seele auf ewiger Suche ist. Ein Mensch öffnet sein Ich: es ist nicht schlecht, aber sehr wirr und ohne viel Halt und Disziplin, wodurch auch sein Gehalt immer wieder in Experimenten zu zerfließen droht. Die Lösung scheint für diesen Menschen viel zu einfach und endgültig, sie scheint aus Ermattung oder Kompromißbedürfnis zu kommen. Ein wirres Bekenntnis, wirr wie das Leben, das es darstellt. Immerhin ein recht lebendig hingeschriebenes Buch, auf keiner Seite starr und dogmatisch, obwohl die Versuchung dazu vorliegt. Von bedeutenden Menschen, die dem Verfasser fruchtbar wurden durch ihr Wesen, seien noch Heinrich Vogeler-Worpswede und Ernst Fuhrmann genannt.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Spanische Köpfe. Bilder aus Kastilien, Aragonien und Andalusien. Von José Ortiz Echagüe. Berlin 1929, Ernst Wasmuth A.-G. 31 und 80 S. Geb. M. 9,60.

Rassenkundlich genau genommen, gibt es keine „Spanier". Vielmehr auch heute noch Stämme verschiedenster Herkunft, Artung und Rasse, die am unvermischtesten in den nach ihnen benannten Landstrichen siedeln, als da sind: Galizien, Baskenland, Katalonien usw. Selbst die Kernprovinz Kastilien schließt, nach Darstellung Urabayens, durchaus nichts Eindeutiges und Ausgeglichenes ein. Vielmehr sogar hier noch ein Konglomerat verschiedenster Rassen und Rassenkreuzungen, von oft widerspruchsvollsten Sitten und Bräuchen, kurz, allen Anzeichen einer wenig homogenen Bevölkerung, trotzdem gerade Kastilien ein Tummelplatz fremder Eroberer war. Da ist gleich das alte Avila, wo man noch heute die Abkömmlinge der einstmals aus Afrika mitgezogenen Berber nachweisen kann. Talavera wieder blüht von alters her durch merkantilen Fleiß; man erkennt an der Zartheit der Haut vieler Frauen und Männer immer noch ihre jüdische Abkunft. Toledo hat eine Mischung von Mauren- und Judenblut mit kastilischem. In gewissen Gebieten trifft man auf germanische Blondheit, anderswo auf griechische oder römische Züge. Charakteristisch die kantigen baskischen Köpfe, offenbar auf keltischen Ursprung zurückzuführen. Dann gibt es wieder Gegenden, wo stolze Arabergestalten vorwalten, ja, man erkennt mitunter sogar negroiden Einschlag.

Studiert man die in diesem prächtigen Bilderatlas dargebotenen Physiognomien, so kann man seltsame Betrachtungen anstellen. Köstliche, echt kastilische Typen zeigen insbesondere das Blatt „Die Bürgermeister von Turegano", „Die Dorfschöne" und „Leute aus Segovia". Dagegen gemahnt die „Alte Frau aus Guisando" sicherlich an eine germanische Matrone. Und wer wird nicht bei „Mutterglück" an eine junge Bäuerin aus dem Schwarzwald denken, bei „Altes Paar aus Lagartera" an deutsche Bauern? Typisch baskische Züge weisen „Pachi, der Fischer", „Baskischer Ruderer"; an Andalusiens maurische Vergangenheit erinnert u. a. „Junge Mädchen mit Umschlagtuch"; ein rassiges

Digitized by Google

andalusisches Kreuzungsprodukt ist „Eine Schöne im Mantón". Unverkennbar jüdische Typen überraschen auf dem Blatt „Mutters Liebling" (Weib aus dem Volke, mit Kind im Arm), „Alter Mann aus der Vorstadt", „Hirten mit dem Garachón"; ein edles griechisches Profil zeigt die linke Frauengestalt im Bild „Mantilla de madroños". — Zwar haben sich all diese Rassen, Völker und Stämme, die ja seit Jahrhunderten, mehrfach sogar seit Jahrtausenden untereinander leben, schließlich vermengt, vermischt und gekreuzt, gleichwohl kommen die alten Rassenmerkmale da und dort immer noch in verblüffender Weise zum Vorschein.

Wien — Martin Brussot

Der Jugendführer im deutschen Volksstaat. Von Carl Kindermann. Leipzig 1930, Otto Hillmann. 247 S.

„Zur Freiheit in der Gemeinschaft" steht unter dieses Buches Titel geschrieben. Die Gemeinschaft verlangt, daß die Erziehungsfragen Vertiefung und Hochschätzung erfahren. Denn der Gemeinsinn und die Charakterbildung bedürfen anderer Pflege als unter der freiheitlichen Gesamtrichtung. Zur Freiheit in der Gemeinschaft will das vorliegende Buch führen. Auf einer von Dogmatik wenig berührten christlichen Weltanschauung, auf Gemütswerten religiöser, sittlicher, künstlerischer Art, vor allem aber auf der Rudolf Euckenschen Philosophie sich aufbauend, behandelt es die heutige Jugend, ihre Bestrebungen, ihr Wollen und ihr Irren. Dann wendet es sich an die Jugendbildner, die „frohwüchsige" Persönlichkeiten sein müssen, wohl geeignet, der Entwicklung der Jugend die Richtung zu geben, das Fahrtziel zu zeigen. Auch ihr Wissen und Können muß durchsetzt sein von einigenden Gemütswerten religiöser, sittlicher, künstlerischer Art.

Im enggefaßten Rahmen des Buchs ist natürlich nur ein kurzes Umreißen der einzelnen Gruppen und Persönlichkeiten der neuzeitlichen Jugendbildnerei möglich. Der Verfasser hat es mit tunlicher Sorgfalt gegeben. Überall spürt man die gute Absicht, die ernste Weltanschauung und den aufrichtigen Wunsch, der heutigen in vielen Wirrnissen befangenen Jugend den Weg zu weisen. Wenn oft Gesagtes vielfach wiederholt und von Neuem wenig hinzugefügt wird, so mag das an dem Stoff liegen. Wie das Ganze mehr ethischen als literarischen Wert beanspruchen darf.

Danzig — Artur Brausewetter

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XXXII

Beiseite

Von Herbert Günther (Berlin-Lankwitz)

„Unsere Zeit"

Wir sprechen immer von „unserer Zeit". Und fragen: was ist unsere Zeit? Keine Zeit hatte so sehr Sorge, sich selbst zu mißdeuten wie unsere. Und nun deutet und deutelt sie, angstgetrieben, irgendeine Definition ungeboren zu lassen. Unsere Zeit hat kaum noch Zeit, sich auf sich selbst zu besinnen, so eifrig kommentiert sie sich. Sie liegt vor sich selbst auf der Lauer. Es gab schon öfter Zeiten, die dahin neigten, aber wohl keine bisher erreichte diesen Grad lähmenden „Bewußtseins". Nach der unbedachten Sorglosigkeit der Vorkriegsjahre ist das Pendel ins andere Extrem geschlagen. Aufwachen tat not. Wachheit ist gut. Aber Überwachheit ist nicht besser als Schläfrigkeit. Nicht Diagnose heilt, sondern Medizin. Unsere Zeit, die sich so gern ihrer besonderen Gesundheit rühmt, ist krank. Sie schleppt sich an der Krankheit, die sie am meisten verabscheut: an der Hypochondrie. Welche ist die beste Medizin? Anfangen. Denn die Geschichte seiner Tage lebt man; schreiben wird sie schon die Nachwelt.

„Der Rekord"

Doch sie hat Merkmale, unsere Zeit, und sie drängen sich auf. Da sind etwa, selbst das Schlagwort weiß es schon, Technik und Verkehr. Und Rekord und Rekordsucht sind ihre Produkte. Aber ein Hauptmerkmal unserer Zeit, ein sehr gefährliches, wird wenig beachtet: Rekord und Rekordsucht des Nicht-Technischen. Des Buches zum Beispiel. Und damit ist es etwas anderes, weil es als dasselbe gilt. Die Auflagenziffer eines Buchs wird ausgeschrien als sein Wertmesser. Dieses Buch muß jeder lesen, weil 5 Millionen es gelesen haben! Das heißt: dieses Buch ist besser als alle anderen, weil man errechnen kann, daß es in einigen Monaten 10 Millionen gelesen haben werden. Das heißt: diese „Buddenbrooks" springen 2,40 Meter, dieser „Remarque" läuft 600 Meter in der Sekunde.

Was würde „unsere Zeit" dazu sagen, wenn man einmal danach fragte: wie viele sind durch Remarque so erschüttert worden, daß sie nie an einem Kriege teilnehmen werden, wie viele haben bei den Buddenbrooks etwas vom Wachsen einer Sammlung, Güte, Schicksalgläubigkeit in sich verspürt? Wer hat ihretwegen eine Nacht nicht geschlafen? Oder wer hätte ihretwegen eine Nacht nicht geschlafen, wenn er sie nicht nur gekauft, sondern auch gelesen hätte? Wer schlägt den Rekord der Empfänglichkeit, Aufnahmebereitschaft, Verarbeitung?

„Kriegsliteratur"

Es ist schwer in Deutschland, sich erschüttern zu lassen. Der Deutsche ist sentimental, aber erbittert und rücksichtslos, wenn er eine Gelegenheit vermutet, seinem Laster zu frönen: zu registrieren. 1914—1918 hat sich die fürchterlichste Katastrophe der Weltgeschichte abgespielt, und seit dem Ende der Umwälzung und der Inflation war zu erwarten, daß dieses Ereignis einmal zu seinem Niederschlag kommen würde. Genau ein Jahrzehnt nach dem Waffenstillstand war der Zeitpunkt gekommen, das Erleben hatte sich gesetzt, gesammelt und wollte geformt sein: die Welle von Kriegsbüchern setzte ein. Nun schlage ich heute, zwei Jahre später, eine literarische Zeitschrift auf und was finde ich? Finde ich eine Bewertung und Einreihung der Kriegsbücher nach ihrem künstlerischen, menschlichen, kulturellen Gehalt? Mitunter. Und was finde ich noch?

Es gab und gibt Gattungen: Lyrik, Epik, Drama, Philosophie, Bildende Kunst usw. — jetzt gibt es eine neue: „Kriegsliteratur!" „Kriegsliteratur" neben „Völker, Länder, Reisen", „Kriegsliteratur" neben „Unterhaltendes"! Ge-

Digitized by Google

wiß, die Kriegsliteratur ist eine Gattung für sich. Die Gattung mit dem blutigsten und unmenschlichsten aller Stoffe, und diese Gattung könnte bestimmt sein, eine brennende Scham immer heißer zu schüren, durch Gestaltung oder durch Darstellung oder durch Belehrung, — durch Erweckung. Was aber tut man? Man isoliert sie, man etikettiert sie, man rubriziert sie. Man macht ihr den Garaus. Man wird ihr nicht den Garaus machen können. Aber fast ist mir, als walte ein mephistophelischer Humor in diesem Geschehen: der Deutsche, heimgekehrt aus einem Weltuntergang, schöpft Atem und beginnt zu schreiben. Dann schöpft er noch einmal, tiefer, Atem und macht sich an die Kartothek.

„Der Ernst des Lebens"

„Unsere Zeit" brauchte sehr Güte, Sammlung, Schicksalsgläubigkeit. Man hört immer wieder: „Die junge Generation lernt doch heute schon so früh den Ernst des Lebens kennen". Wann eigentlich? Wenn sie reift, wenn sie in den Nöten der Entwicklung steht oder den Kämpfen um Gott? Nein. Gewiß nicht. Hört man ihre Eltern und Erzieher, so beginnt der Ernst des Lebens, wenn die jungen Menschen beginnen, selber ihr Geld zu verdienen, und damit beginnen sie heute früh. Und Sammlung, Güte, Schicksalsgläubigkeit brauchten sie, nicht, um ihren Beruf auszufüllen, sondern um sich nicht von ihm ausfüllen zu lassen.

„Die junge Generation"

Was ist denn das: die junge Generation? Ein Phantom. Was hat ein 50jähriger Metalldreher mit einem 50jährigen Studienrat gemeinsam? Sehr wenig. Und ein 18jähriger Metalldreherlehrling und ein 18jähriger Abiturient sollten sich besser verstehen? Man weiß nicht, warum sich zwei Menschen verstehen und zwei andere nicht. Und wenn sich Studienrat und Metalldreher oder Lehrling und Abiturient verstehen sollten, so wird es vielleicht nicht gerade trotz ihres gleichen Alters sein, aber nicht immer auch deswegen. Man hat den Generationsbegriff aus der Kunst- und Literaturwissenschaft übertragen ins allgemeine, tägliche Leben. Nur, wenn auch Lenz, Klinger, Wagner und der junge Goethe eines Geistes waren oder Geibel, Heyse, Schack und Bodenstedt, so verstehen sich doch unbestreitbar der alte Herr eines Feudalkorps und dessen jüngster Fuchs oder ein hessischer Jungbauer und sein 90jähriger Großvater leichter als ein Literat und ein Straßenbahnschaffner der gleichen „Generation".

Was aber die literarische Generation betrifft, so ist es sicher kein Zufall, daß sich nicht Wenige dagegen verwahren, zu der „Jungen Generation" gezählt zu werden, wie sie seit Jahren fast ausschließlich nach außen hin in Erscheinung tritt. Auch die Generation wird erst nach ihrem Tode erkennbar, ebenso wie das Wesen der Zeit.

Nachrichten

Todesnachrichten. Maria Eichhorn (Dolorosa), einst sehr bekannt als Romanschriftstellerin und Dichterin („Da sang die Fraue Troubadour", „Confirmo te chrysmate" usw.) ist in London, wo sie in den letzten Jahren lebte, plötzlich am 3. Oktober nach einer schweren Operation gestorben.

William Pett Ridge ist nach einer Meldung vom 30. September nach längerer Krankheit auf seinem Landgut bei London im Alter von 71 Jahren gestorben. Er hat eine große Reihe von Romanen, die im kleinen Bürgertum spielen, geschrieben. Er führte in England den Beinamen der „Dickens des 20. Jahrhunderts".

Wlodzimierz Perzynski ist am 21. Oktober im Alter von 52 Jahren in Warschau gestorben. Mit dem krakauer Kreise der jungpolnischen Dichterbewegung der 90er Jahre eng verbunden, hat er seine literarische Laufbahn als stimmungsvoller, nicht selten von Weltschmerz heimgesuchter Lyriker begonnen, sich aber dann der dramatischen bzw. der Lustspieldichtung zugewandt. Seine Lustspiele, die auf allen polnischen Bühnen großer Beliebtheit sich erfreuten, gewinnen und bezaubern den Zuschauer durch Situationskomik, leichten Witz, lebhaften Dialog und keineswegs harmlose Satire. Zu den bedeutendsten und meistgespielten gehören: „Lekkomyslna siostra" („Die leichtsinnige Schwester"), „Aszantka" (Die Aschantin"), „Wesele Frania" („Franios Hochzeit"), „Dzieje Józefa" („Die Geschichte Josefs"). (H. St.)

Augustin Alois Vrzal O. S. B., der unter dem Decknamen A. G. Stin vielfach die Kenntnis des russischen Schrifttums bei den Tschechen sowohl als Literarhistoriker wie auch als Übersetzer gefördert hat, ist am 28. Oktober in dem Benediktinerstift Raigern bei Brünn 66jährig gestorben.

* * *

Der diesjährige Vertrauensmann der Kleist-Stiftung, Dr. Ernst Heilborn, hat den Kleist-Preis in Höhe von 1500 Mark ungeteilt Reinhard Goering für sein Drama „Die Südpolexpedition des Kapitän Scott" zuerkannt. Ehrenvolle Erwähnung, die hier einem Appell an die Bühnen gleichkommt, für: Ernst Penzoldt „Die Portugalesische Schlacht", Waldemar Jollos „Das Vergessen Gottes", Arno Nadel „Die Pest", Walter Erich Schäfer „Richter Feuerbach", Rudolf Leonhard „Anonyme Briefe", Friedrich Wolf „Die Matrosen von Cattaro", Eleonore Kalkowska „Wer hat Recht?", Fritz Schwiefert „Marguerite durch drei".

In der Begründung des Preisrichters heißt es: „Goerings ‚Südpolexpedition des Kapitän Scott' ist aus der zeitgeforderten, der religiösen Idee heraus geboren. Es vermittelt Gottnähe. Es begreift das Schicksal, auch da, wo es schlägt, als Gnade. Es schafft aus der Eiswüste der Polarregion seelische Landschaft. Es weist den Weg, der aus sportlicher Ertüchtigung zu einem zeitgemäßen, auf letzte Ehrlichkeit gestellten Heldentum führt. Es betont die vaterländische Bindung, um sie zu übervölkischem Willensansporn zu erheben.

Die wesentliche Frage des Dramas nach dem, was uns Schicksal zu bedeuten hat, ist auch in Ernst Penzoldts ‚Die Portugalesische Schlacht' in Waldemar Jollos' ‚Das Vergessen Gottes', in Arno Nadels ‚Die Pest', in Walter Erich Schäfers ‚Richter Feuerbach', in Rudolf Leonhards ‚Anonyme Briefe'. Die Vielfältigkeit der besonderen Fragestellungen zeugt für ein gemeinsames Empfinden. In Friedrich Wolfs ‚Die Matrosen von Cattaro' wird der Zusammenbruch einer Revolte innerlich gestaltet, in Eleonore Kalkowskas ‚Wer hat Recht' tritt eigenartige Auffassung eines Typs moderner Jugend zutage, Fritz Schwieferts ‚Marguerite durch drei' gewinnt aus Alltäglichkeit heraus die Möglichkeit überlegenen Spiels."

Der diesjährige Vertrauensmann des Carl Schünemann-Preises, Dr. Hans Friedrich Blunck, hat den Dichter Hermann Eris Busse für seine Romantrilogie „Schlafendes Feuer, Markus und Sixta, Der letzte Bauer" den Preis in

Digitized by Google

Höhe von 2000 Mark verliehen. Begründung: „Busse hat in diesen Arbeiten nichts von schwächlicher Heimattümelei seines Anfangs an sich. Er hat die Kraft gehabt, in einer großen Dichtung das Geschick einer alemannischen Bauernfamilie durch drei Geschlechter in einer für die Landschaft einmaligen Weise darzustellen; er bereicherte damit zugleich unser Schrifttum um eine der schönsten und, überschaut man das ganze Werk, gewaltigsten Darstellungen deutschen Bauerntums. Busse zeigt, wie man eine Landschaft lebendig machen und von ihr als Dichter der Welt predigen kann."

Der diesjährige Nobelpreis für Literatur wurde von der schwedischen Akademie dem amerikanischen Schriftsteller Sinclair Lewis zugesprochen.

Die Literaturpreise der Tschechoslowakischen Republik wurden in diesem Jahr folgendermaßen verteilt: an Viktor Dyk für seine Gedichte „Devátá vlna" (Neunte Welle), an Jar. Durych für seinen historischen Roman „Bloudëni" (Irrsal), an Karel Scheinpflug für seinen Roman „Motyl ve svítilnë" (Schmetterling in der Laterne), an Karel Capek für seine „Povídky z druhé kapsy" (Erzählungen aus der anderen Tasche) und an Otokar Fischer für sein Essaybuch „Duse a slovo" (Seele und Wort). Von den slowakischen Schriftstellern wurde Milan Mitrovsky für sein Skizzenbuch „Pani Helén" (Frau Helène) preisgekrönt, von den deutschböhmischen Schriftstellern erhielt den Preis Max Brod für den unlängst auch in der Tschechoslowakei herausgegebenen Roman „Rëubeni". Zugleich kamen auch Staatspreise für Theaterleistungen zur Verteilung: F. X. Svoboda für sein Lebenswerk und Jaroslav Hilbert für seine Komödie „Irene". (A. N.)

* * *

Joseph von Lauff ist anläßlich der 700-Jahrfeier der Stadt Calcar das Ehrenbürgerrecht dieser niederrheinischen Stadt, in der er den größten Teil seiner Jugend verlebt hat, verliehen worden.

In Düsseldorf ist einer Straße der Name Clara Viebig-Straße gegeben worden.

Die Platen-Plakette ist auf der fünften Jahresversammlung der Platen-Gesellschaft in Ansbach Thomas Mann verliehen worden.

An der Dorfschule in Ovčar bei Kolin, die Jaroslav Vrchlicky besucht hat, ist im Oktober eine Gedenktafel enthüllt worden; ebenfalls ist am 28. Oktober das Todeshaus von Otokar Brezina in Jarmeritz in Mähren gekennzeichnet worden.

Der Preis des neuyorker Verlagshauses Longuans, Oreon & Cie. in Höhe von 75000 Dollar für einen Roman ist dem bisher unbekannten Schriftsteller Irving Fineman für seinen Roman „Ein unschuldiger junger Mann" zuerkannt worden.

Die Vereinigung italienischer Autoren und Verleger hat einen Kritikerpreis in Höhe von 5000 Lire ins Leben gerufen, der ungeteilt verliehen werden soll und in diesem Jahr für die beste Kritik der internationalen Kunstausstellung in Venedig vorgesehen ist.

Der deutsche Schriftsteller-Verband hat auf seiner 51. Jahrestagung seinen ersten Vorsitzenden Professor Paul Lindenberg und den geschäftsführenden Direktor R. von Lossow einstimmig wiedergewählt. Die Mitgliederzahl des Verbandes hat sich gegen das Vorjahr verdoppelt und beträgt jetzt 1000; neue Gruppen werden in einer Reihe großer Städte gebildet.

Armin T. Wegners „Moni oder die Welt von unten" ist für die holländische Übersetzung von der Firma De Koloniale Bock-Centrale, Amsterdam, erworben worden.

W. E. Süskinds Roman „Jugend" ist für Spanien an den Verlag Ibero Americana, Madrid, verkauft worden.

Arnold Höllriegels Roman „Das Urwaldschiff" ist im Verlag G. P. Putnams Sons, London, englisch erschienen.

* * *

Die Buchauktionen der letzten Zeit haben eine bemerkenswerte Steigerung der Preise für Erstausgaben moderner Schriftsteller gebracht. Für seltene Erstdrucke von Wells und Galsworthy sind in England die Preise bis zu 6000 Mark gestiegen, in Deutschland für Stefan George-Erstausgaben und Seltenheiten aus der frühnaturalistischen Zeit auf 300 bis 800 Mark.

* * *

Die verflossene Spielzeit hat 402 Uraufführungen gebracht, darunter auf dem Gebiet des Dramas (Tragödie, Schauspiel, Legende) 110 Neuheiten. An erster Stelle steht die Zahl der zur Uraufführung gelangten Komödien.

* * *

R. Piper & Co. Verlag, München, schreibt uns: Im November-Heft, auf Seite 113, ist bei Besprechung der Bücher von Panait Istrati „Auf falscher Bahn", „So geht es nicht", „Rußland nackt" getadelt, daß die drei Bücher zusammen 15,40 Mark kosten und daß gerade diejenigen, auf die es in diesem Fall ankommt, wohl nicht imstande sein würden, den Preis zu bezahlen. Der Preis von 15,40 Mark bezieht sich jedoch auf die drei in Ganzleinen gebundenen Bände. Die beiden ersten Bände kosten einzeln kartoniert je 2,80 Mark, der Band „Rußland nackt" bei einem Umfang von 388 Seiten 3,80 Mark, zusammen also 9,40 Mark. Außerdem hat der Verlag noch eine Gewerkschaftsausgabe veranstaltet, in der alle drei Bände zusammen nur 6,70 Mark kosten. — Der Verlag hat die Übersetzung der drei Bücher drei verschiedenen Übersetzern übertragen, um diese aktuellen Werke so schnell als möglich erscheinen lassen zu können, nicht, wie der Kritiker meint, um sich einen „Spaß zu leisten".

* * *

Wien. „Die große Lüge." Fünf Bilder von Berthold Sprung (1. November 1930. Komödie). — „Die Schwalbe ohne Nest." Lustspiel von Alfred Normann (4. November 1930. Renaissancebühne).

* * *

Nachtrag zur Vorlesungs-Chronik:

HANNOVER (Techn. Hochschule): Böhm, Deutsche Dichtung der Gegenwart.

Redaktionsschluß 6. November 1930.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.

Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Das Preußische Kultusministerium erwägt die Einrichtung einer Pädagogischen Akademie in Berlin. Wir haben aus diesem Anlaß den Dramatiker Herbert Kranz, der jetzt an der Pädagogischen Akademie in Halle Professor für Deutschkunde ist, gebeten, sich über den

Literaturunterricht auf pädagogischen Akademien

zu äußern:

Über die Problematik des heutigen Literaturunterrichts auf den höheren Schulen und den Universitäten wird viel gesprochen; wie steht es nun damit auf unseren jüngsten Hochschulen, den Pädagogischen Akademien? Diese naheliegende Frage kann aber so allgemein nicht beantwortet werden, denn es gibt keinen Lehrplan, der für alle Akademien verbindlich wäre: das gleiche Ziel, die Ausbildung von Abiturienten und Abiturientinnen in einem viersemestrigen Studiengang zu Volksschullehrern und Volksschullehrerinnen, kann jede Akademie auf ihre eigene Weise zu erreichen suchen. So ist das Folgende nur ein Bericht darüber, von welchem Standpunkt aus an der Pädagogischen Akademie Halle auf diesem Gebiet gearbeitet wird; es geschieht mit den Studierenden in Vorlesungen und Übungen, mit Lehrern in freiwilligen Arbeitsgemeinschaften.

Die Volksschule behält die Kinder nur bis zum vierzehnten Jahre, also bis in den Beginn der Pubertät; ihre Kinder sind daher im allergrößten Teil ihrer Schulzeit wirklich noch Kinder. Für den Lehrer, der in den Oberklassen unterrichtet, fallen all die Jahrgänge aus, in denen an der höheren Schule der Literaturunterricht von entscheidender Bedeutung wird, weil in ihm die Auseinandersetzung des Jugendlichen mit der eigenen Zeit beginnt. Der Volksschüler hat es schwerer — für ihn beginnt dieser Konflikt, wenn er die Schule verlassen hat und er dem Wirtschaftsleben als Lehrling oder Ungelernter ausgeliefert ist. Damit steht nun der Lehrer vor der schwierigen Frage, wie er die Kräfte des Jugendlichen für diese Auseinandersetzung stähle: überläßt er sie dem späteren Leben, so kann es sein, daß unter dessen unmittelbarer Gewalt von dem, was die Schule gab, nichts mehr Bestand hat; nimmt er die Auseinandersetzung vorweg, so kann es geschehen, daß er den Kindern, gerade weil es noch Kinder sind, zu viel zumutet und daß sie diese verfrühte Begegnung zermürbt. Diese Überlegung ist in einer Zeit wichtig, der aus dem Drang nach einem „lebensnahen Unterricht" aktuelle Vordergrundswahrheiten zeitgenössischer Schriftstellerei zuweilen wichtiger scheinen als die zeitlose Wirklichkeit echter Dichtung.

Um aus deren Geist aber wirken zu können, muß der Studierende auf der Akademie ein sicheres Maß für literarische Qualität bekommen, und das ist nur aus einem Ganzen möglich: er kann sich weder mit einem philologischen Teilergebnis begnügen noch mit einem ästhetischen, noch mit einem literarhistorischen, es wird ihm dabei zu zeigen sein, was jeder dieser Methoden zu verdanken ist und wie man sie mit Gewinn benutzen kann — aber der zukünftige Lehrer des Deutschen wird wissen, daß eine Beschäftigung mit der Dichtung nur dann lohnt, wenn sie in unser Leben wirklich eingreift. Von da aus muß nun auch eine Revision des Lesegutes einsetzen, das die Volksschule mit sich führt (oder schleppt). Verschwinden muß daraus alles, was nicht ursprünglich ist, sondern in Vers und Prosa aus zweiter Hand lebt: in den Lehrplänen der Schulen kennt man noch Namen von „Dichtern", die es überhaupt nicht mehr gibt. Dabei kommt es freilich auf Namen nicht an; Schillers „Glocke" zum Beispiel gehört auch nicht in die Volksschule, und an Stelle von „Hermann und Dorothea" lesen die Mädchen des letzten Schuljahres besser das „Gemeindekind" von der Ebner-Eschenbach. Jedoch keine Aktualität um jeden Preis — was von dem „ewigen Vorrat deutscher Poesie" einfach, natürlich, in seiner Art vollkommen ist und im Menschlichen bündig, das gehört in die Volksschule, gleichgültig aus welcher Zeit es stammt.

Dafür muß freilich dem zukünftigen Lehrer noch eins deutlich gemacht werden. Wer für die gültige Literatur der Vergangenheit gewinnen will, muß wissen, daß ihm die Jungen der Gegenwart nur dann folgen, wenn er sich in ihren Augen bewährt hat. Den Jungen von heute, die wie die Jungen aller Zeiten auf Wagnis, Abenteuer, Treue zum Kameraden, auch auf Leistung gestellt sind, kann er auch mit Siegfried und Dietrich von Bern kommen — aber erst, nachdem er ihnen gezeigt hat, daß er einen Steyr vom Mercedes-Benz unterscheiden kann, daß er weiß, warum der Bugatti an Stelle des Schwungrades eine verdickte Kurbelwelle hat und was ein Brems-PS ist und was ein Steuer-PS. Von den Helden des Jungen, dem Chauffeur, dem Flieger, dem gewandten, raschen Rechtsaußen, dem besonnenen Mittelstürmer führt heute der Weg zur Heldensage, soll das Schulgut nicht neben dem wirklichen Leben der Jugend hergehen. Der Lehrer, der unseren Volksschulkindern ein Verhältnis zur Dichtung vermitteln will, muß sich, von ihnen aus gesehen, erst einmal als „dufte" zeigen; erweist er sich darüber hinaus als „knorke", so wird es ausgezeichnet gehen. Damit er mit den Kindern reden kann, müssen die Kinder mit ihm reden können.

Herbert Kranz

Die getarnte Reaktion

Zu Herbert Jherings Broschüre.

Es ist gut, daß ein Kritiker die geistigen Zusammenhänge seiner in Zeitungen verstreuten Werturteile in einem Gesamtbild aufzeigt. Er gibt einen Beleg dafür, daß seine Urteile nicht zufällig, sondern von einem persönlich bestimmten kritischen Standpunkt aus gefällt sind. Es ist vor allem gut, daß ein Kritiker wie Jhering das tut.

Jhering nimmt mich für seinen kritischen Standpunkt immer dann wieder ein, wenn er sein kritisches Bild in Broschüren zusammenfaßt. Er wirkt in ihnen stärker, überzeugender als in der Tagespresse. Man fühlt, wie er geistige Zusammenhänge, unabhängig von unmittelbaren Eindrücken und persönlicher Fühlungnahme, freier formuliert: wie wenn er in seiner tageskritischen Tätigkeit in die Vielfalt der Vordergrundsmeinungen untertauchen gezwungen wäre, aber

Digitized by Google

eben darum in seinen Broschüren[1] sein Innerstes, sein Wunschbild und geistiges Ziel ungehemmter ausströmen läßt.
Jherings Begabung ist sein geistiges Temperament und die Kraft seiner Formulierungen. Sein Temperament formuliert mit einer vehementen Schlagkraft, die sich aber — und hier ist die Gefahr — leicht und immer wieder überspitzt.
Jherings überspitzter Formulierungs- und Einordnungstrieb propagiert mit Leidenschaft eine Theorie — aber das wechselfaltige menschliche Material, das solche Theorien künstlerisch produktiv zu machen sucht (auf naturgemäß anderem Wege als eine kritisch-geistige Begabung, wenn auch mit dem gleichen Ziel), verkennt er oder — was noch gefährlicher ist — erkennt er nicht in seinen Grenzen und in seinen Ausmaßen. Aber er wittert mit einem untrüglichen Instinkt geistige Gefahren. In ihrem Wetterleuchten entfaltet er seine Polemik. Dann zerrt er hervor, dreht das Innen nach Außen, lüftet aus: hier ist es Werfel, dort Bruckner, dann wieder die Notters, Unruh oder endlich die Reaktion überhaupt, die er schüttelt und schleift.
Bravo!
Wer, der Augen, Ohren, ein künstlerisches Gewissen, geistige Energien hat, merkt nicht, wie es stinkt? Überall! Wie es kracht, schwankt, sich dreht. Wie alles, was lebt, mit aufgerissenen Augen der Parole entgegenstarrt, die man als ein Wunder vom Himmel erwartet: selbst die großmäuligsten Intellektuellen erleben ihre mystische Stunde!
Zehn Jahre war Jhering heftig bemüht, eine geistige Front aufzurichten. Zehn Jahre war er heftig bemüht, Schauspieler, Dichter, Regisseure, Filmmenschen kritisch mit allen Mitteln zu unterstützen oder auch zu vernichten. Und heute, nach zehn Jahren schreibt er mit einer seltenen Offenheit eine fulminante Polemik über die Reaktion.
Nochmals: bravo!
Aber wo ist jetzt Jherings Front? Wie ist es möglich, daß trotz so heftiger Bemühungen nicht der revolutionäre Geist, sondern eben die Reaktion triumphiert? Sind ihm seine Freunde davongelaufen? Oder schwach geworden? Oder hat sich Jhering verrechnet? In eben seinen Freunden!
Jherings Neigung und großartige Fähigkeit, zu formulieren, hat ihn immer wieder zu Parolen und Schlagworten (in allerbestem Sinne!) getrieben. Er hat die Richtungen gepeitscht. Und Theater, Dichter, Regisseure, Schauspieler zu Hekatomben verbraucht. Erst: das revolutionäre Theater und Jeßner. Dann: Fehling und das künstlerische Theater. Dann Brecht — Engel und das epische Theater. Dann das Zeittheater und P. M. Lampel. Jede Richtung hatte von Jhering ihre Formulierung. Er gab dem literarischen Publikum das Schlagwort. Er gab dem Schauspieler, dem Regisseur das Etikett. Er protegierte seine Dichter.
Welche Lebendigkeit! —
Und trotzdem muß es offen gesagt werden: Jhering, der geistige Formulierungen in Umlauf setzte, hat zu diesen Formulierungen und vor allem zu denen, welche seinen Formulierungen nachspürten und wiederum ihrerseits propagierten, die kritische Distanz verloren. Wer seine Formulierungen annahm, den identifizierte er schon mit seiner eigenen geistigen Haltung. Wer schrieb wie er, den hielt er auch schon für die Richtung wirksam. Wer zustimmte, den glaubte er auch schon als Einsatz gewonnen.
Jhering zählt mit Namen wie Werfel, O'Neill, Rotter die Reaktion nicht vollständig auf: anderes Unfaßbares hängt wie Gasschleier über der Atmosphäre des künstlerischen Deutschland.
Und wo atmet noch die revolutionäre Front? In welchen Namen, die Jhering propagierte? Bronnen ist längst hinüber. Und P. M. Lampel führt mit seinen „Wir sind Kameraden" in die dramatische Produktion als neu ein, was als O-Mensch Lyrik schon vor Jahren der Literatur angealtert entlaufen war. Und Bert Brecht? Was ist mit ihm? Von den Linksradikalen nicht zu den Ihren gezählt, den Bürgerlichen wegen vieler Hand- und Fehlgriffe verdächtig, ist er ein marxistisch sich betonender Außenseiter, auf dessen geistige Führung und künstlerische Produktion man wartet.
Jhering prüfe seine Bestände. Es sind der Richtungen genug. Geistige Führung und künstlerische Produktion — das ist es! Darum Einsicht. Umsicht. Vorsicht. Horchen. Spüren. Schweigen. Was künstlerisch wächst, kann auf den ersten Blick nicht erkannt werden. Darum nochmals: Horchen und Schweigen! Deutschlands künstlerische Produktion geht unter dem Kafferngeschrei betriebsamer Literaten zugrunde. Wir sind soweit. Eben jetzt. Man sehe sich zum Beispiel nur einige Bilder in einem russischen Film oder in einem französischen Experimentierfilm an: welche Fähigkeiten, zu sehen. Welche künstlerischen Möglichkeiten auf einen Blick.
Und Deutschland??
Das weiß auch Jhering. Er sammle neu. Und nicht für eine Richtung. Sondern für ein geistig künstlerisches Weltbild, das nicht gepeitscht werden, aber wachsen, wachsen, wachsen will.

Heinz Dietrich Kenter

Noch einmal: Rechte Kulturpolitik

Unsere Zeitlupen-Glosse „Beruf der Reaktion?" (L. E. XXXIII, 61) hat uns eine Reihe zustimmender Zuschriften gebracht.
Wir belegen unsere Behauptung mit neuen Beispielen. Kürzlich waren Gedenktage von Adalbert Stifter und von Goethes Sohn. Nur Rechtsblätter haben davon Notiz genommen.
Keineswegs reden wir jener Gedenkartikel-Industrie das Wort, die einen Joseph Lauff nicht ausläßt, die jetzt schon Dreißig- und Vierzigjährige belobt, die eiserner Bestandteil der Zeitungskorrespondenzen ist. Aber die Mitarbeit der Borchardt, Schröder, Schaeffer kampflos der Rechten zu überlassen — das ist ein Verrat der Liberalen und Linksgerichteten an der Kultur.
Sind doch Gedenkartikel nicht nur Anlaß, im Sinne der Konservativen, Brücken zur Vergangenheit zu schlagen. Sie werben bei der Jugend um Werte, die ihnen in der Hetzjagd der Tagesaktualitäten vielleicht unbekannt blieben, geben der kritischen Jugend Maßstäbe, dank denen sie bei der Literatur der Gegenwart das Echte vom Unechten zu sondern vermag.

L. W.

Das Ideenbühnenbild

Zeichen dafür, daß wir Bühnenkultur besitzen: das Ideendrama „Elisabeth von England", von Ferdinand Bruckner in vorher kaum gekannter Einseitigkeit ins Leben gerufen, findet bei erster Aufführung im Deutschen Theater durch Ernst Schütte sofort das ihm und seinem inneren Wesen entsprechende Bühnenkleid. Im vollen Schmuck der Waffen

[1] Bei Ernst Rowohlt: „Klassikertod", „Die vereinsamte Theaterkritik", „Die getarnte Reaktion".

Digitized by Google

Bühnenbild zu „Elisabeth von England" von Ernst Schütte
Zeichnung von B. F. Dolbin

und der Rüstung entsteigt Minerva dem Kopf ihres Vaters... Zur einen Seite der gotische Dom, in dem Elisabeth von England sich Sieg erfleht, zur anderen die Barock-Kathedrale, in der die Messe zelebriert wird. Beide Bilder zusammengeklammert, zugleich in Widerspruch gesetzt (das ist Wesen der „Idee") durch das überragende Kreuz. Es diktiert aus sich heraus die zwingende Bildstimmung —: nicht nur ein Zeichen, dem widersprochen wird, hier auch ein Zeichen des Widerspruchs in sich, und seine beiden Arme deuten, Wegweisern gleich, in zwei Welten, die des Nordens und des Südens, der Dauer und der Erneuerung, der Ekstase und der Geistigkeit. E. H.

Zum Preis der schlechten Bücher

Der selbständig Arbeitende macht auf geschichtlichem, kulturwie literarhistorischem Gebiet aber auch unserer vielberufenen Reportage gegenüber immer wieder die Erfahrung, daß er mit guten Büchern herzlich wenig anzufangen weiß, ihm die schlechten aber unendlich nützlich werden. Das hat seine Gründe.

Was ist ein gutes Buch? Eins, in dem der Stoff individuell und künstlerisch verarbeitet ist. Im schlechten bleibt das Material Rohstoff. Und das eben macht das schlechte Buch so wertvoll. Man findet alles Stoffliche gewissermaßen wie aus erster Hand. Es ist nicht unter dominierendem Gesichtspunkt ausgewählt, denn dazu ist der Verfasser schlechter Bücher nicht imstande. Er häuft wahllos. Es ist auch nicht bis auf seinen Goldkern eingeschmolzen. Es wird mit vielen „unnützen" Detailschlacken mitgeteilt. Und die eben können dem neue Gesichtspunkte Suchenden ergiebig werden.

Beim guten Buch sind Auswahl und Formgebung so einmalig, daß man nur Ja und Nein dazu sagen, kaum aber daraus schöpfen kann.

Die Bibliothek des Liebhabers wird aller Zeiten von der des Forschers grundverschieden sein. Der Liebhaber umgibt sich mit den Büchern, die Kunstwerke sind. Der Forscher bläst den Staub von den Schwarten, ehe er sie in die Hand nimmt, und liest die Seiten in der Diagonale.

Der Kluge liebt die dummen Bücher. E. H.

Das illustrierte Buch

Das illustrierte Buch besteht diesmal nur aus Illustrationen, denn George Grosz hat das Wort, und er bedarf des Wortes nicht.

Unter dem Titel „Über alles die Liebe" werden 60 neue Zeichnungen geboten, die bei Bruno Cassirer, Berlin, in stattlichem Bande zusammengefaßt erscheinen. Der Realist George Grosz umkreist den Liebesgarten, und da bleibt von Liebe nichts zurück als der geile Trieb; der aber wird unendlich differenziert. Man könnte von dessen Soziologie bei Grosz reden. Der Trieb spielt die große Rolle des Fanfarenstoßes „Masken ab!"

Wieder tritt Grosz' Kompositionsgeschick mit all seinen Vorzügen zutage. Es sind aber nicht die Ensemblebilder, die uns besonders sprechen, vielmehr zeichnerische Einzelaufnahmen, die in wenigen Strichen nicht nur viel- sondern allsagend werden. Nicht zu verkennen, daß der Charakteristiker Grosz dem männlichen Typus mehr abzugewinnen weiß, als dem weiblichen. Die Frauen werden aus den Mundlinien heraus gekennzeichnet. Vom Mündchen mit Lippenstift bis zur

Digitized by Google

breiten Fresse. In den Männerbildnissen wird die Nackenlinie überaus aufschlußreich. Man hat Gelegenheit das bis in alle Einzelheiten zu studieren. Stiernacken immer, es werden aber die Falten beredt und manchmal noch darüber hinaus die Faltenlosigkeit.

Die Zeichnung, die wir wiedergeben, Kennwort „ein Kind der Liebe". Nach Groszscher Terminologie will das besagen, Kind aus der einmaligen Zufallsbegegnung einer Nutte mit einem Herrn. So weit geht Grosz' Deutungskunst, daß man dem Sprößling, der doch nun schon etwa ein Dreißigjähriger ist, ansieht, daß der Vater ein Beamter gewesen sein muß.

Ein Kind der Liebe
Zeichnung von George Grosz
(Mit Genehmigung des Verlags Bruno Cassirer, Berlin)

Vielleicht hat auch das Kind der Liebe zunächst die untere Beamtenlaufbahn eingeschlagen. Seine Fähigkeiten (siehe Hinterkopf und Stirn) reichten aber auch dazu nicht aus. Es kam der Tag der Defraudation. In den Augen hat der seine Spur zurückgelassen. Er hat sich dann aber im Gefängnis gut geführt (siehe Nase), und es bleibt zweifelhaft, ob er sich einer bescheidenen Zuhälterei zuwenden oder von einer sozialgesinnten Kommerzienrätin als Diener eingestellt werden wird. Er ist sauber und geruchlos, trotzdem konnte es (siehe Ohr) ohne Verbrechertum nicht abgehn.

Das alles vermag eine Zeichnung von Grosz auszusagen, sie erzählt nicht nur einen Lebenslauf, sondern weist bis in die Geheimnisse der Empfängnis. Grosz lauter zu preisen, als es durch Aufdeckung all dieser Hintergründigkeiten geschieht, ist nicht angängig. In einzelnen seiner Zeichnungen bemüht sich Grosz selbst, ein episches Geschehen zeichnerisch darzustellen. Er ist aber am größten hier, wo die Epik hinter der scheinbar nur realistischen Wiedergabe einer Physiognomie stumm zurücktritt.

E. H.

Das Geld schreibt ...

Upton Sinclair ist nicht nur in seinen Romanen Sozialkritiker, er ist es auch als Literarhistoriker. Seinem ersten Versuch einer soziologischen Literaturgeschichtsschreibung „Die goldene Kette" schickte er eine nicht minder wesentliche Literaturgeschichte nach, die Studien über Vertreter der amerikanischen Literatur enthält. („Das Geld schreibt" — Malik-Verlag, Berlin.)

Frucht des Nachdenkens über den ihm häufig gemachten Vorwurf der Propagandaschriftstellerei, kommt Upton Sinclairs Buch gerade zu dem wichtigen Zeitpunkt deutsch heraus, da die Bedeutung Amerikas für die Weltliteratur durch die Verleihung des Nobelpreises an Sinclair Lewis, Upton Sinclairs Schüler, ins hellste Licht gerückt wird.

Sinclairs Essays offenbaren die unverbrauchte Kraft, den ungebrochenen Impetus, dessen die junge amerikanische Literatur fähig ist. Ebenso klar wird aber auch, daß so viel Erfolge, so viel Tragödien in dem Leben der von ihm beschriebenen Dichterleben enthalten sind. In Gottes liebstem Land führt das Kapital besonders sichtbar die Feder. Upton Sinclairs Beitrag zum Thema Kapitalismus und Dichtung redet eine eindringliche, warnende Sprache. Eine Hölle tut sich hinter glatten Wänden auf. Seine eigenen Bücher muß Upton Sinclair im Selbstverlag herausbringen, damit er sich nicht der einzigen Möglichkeit begebe, die Wahrheit sagen zu können.

Gewohnt, alle Dinge zu Ende zu denken, mit mancher Einseitigkeit einer neuen Betrachtungsweise, aber dafür auch mit allen tiefen Erkenntnissen, zu denen ein Mensch kommt, der an die Probleme so herangeht, als hätte sie nie jemand vor ihm gelöst, hat Upton Sinclair seinen Sozialismus von allen tendenziösen Fesseln freigemacht. Sein Sozialismus ist ein religiöser Sozialismus, dem Lessingschen Suchen nach Wahrheit verwandt. Darum sein Vorwurf gegen Freund Lewis, der die Wahrheit wisse und weniger sage, als er wisse — auch nachdem er von den Fesseln des Kapitals unabhängig geworden sei. Die Wirklichkeitsschilderung wird zur Selbstdarstellung der Wahrheit. Der Dichter wird zum Gewissen der Welt.

Upton Sinclair überbrückt den Zwiespalt zwischen dem werktätigen und dem geistigen Menschen. Wenn der Arbeiter erkennt, daß die Welt geschildert wird, wie sie ist, geht er mit dem Dichter. Upton Sinclair, der „Schmutzaufwirbler", glaubt an die heilige Mission der Kunst: alle große Kunst sei optimistisch, das heißt bei ihm — zukunftsgläubig.

L. W.

Digitized by Google

Improvisation über Sinclair Lewis

Von Arnold Zweig (Berlin)

Meine Damen und Herren! Ich habe die angenehme Pflicht, zu Ihnen über einen Dichter zu sprechen, einen Kollegen, wenn ich das Wort wagen darf, der soeben den Nobelpreis erhalten hat — jene Auszeichnung, die einzigartig ist und nur für sichtbare Leistungen vergeben wird; und es macht mir um so größere Freude, von ihm zu sprechen, weil er diese Auszeichnung noch verhältnismäßig jung errungen hat, ein Fünfundvierziger, während früher doch, mit der einzigen Ausnahme von Rudyard Kipling, so junge Männer kaum Aussicht hatten, die beträchtliche Summe des Nobelpreises in Händen zu haben, in Händen, die noch etwas damit anfangen können, ihren Erlebniskreis und damit den Umkreis ihrer Arbeit bereichern, befruchten, erweitern. Dazu aber kommt nun noch, daß Sinclair Lewis ausgezeichnet wird nicht wegen eines feierlichen Werks von erdrückendem Ernst, sondern wegen einer literarischen Bemühung, die sich ganz den Anschein frei übermütigen, ja leichten Spielens gibt, auf Grund von Romanen, von einer Kunstgattung, die den Ästhetikern Verlegenheit bedeutet, und die sich erst die Menschen, die Scharen von Lesern gewinnt, um hinterher von der Kritik und der Literaturgeschichte sanktioniert und gewissermaßen heilig gesprochen zu werden. Dieser Dichter Sinclair Lewis, der nächstens in Stockholm auftreten wird, ist Ihnen bekannt nicht seines Stils, sondern seiner Gestalten wegen. Sie kennen eben Mr. Babbitt, den Dr. Arrowsmith, Herrn Schmaltz, der den Präsidenten Coolidge kannte, den ehrwürdigen Elmer Gantry, Herrn Samuel Dodsworth oder die jungen Leute, die einen Ausflug in die Wildnis machen, ohne dabei zu Trappern zu werden — Sie kennen sie aus den Büchern, die Sie lasen, weil sie lebendig und amüsant sind, realistisch, komisch zu gleicher Zeit, ernsthaft schließlich. Der Dichter hat eine gewisse Zeit gebraucht, um bei uns gesehen zu werden, so gesehen wie drüben, als mächtiger Schilderer amerikanischen Lebens und Wesens. Mit ihm, aber nicht nur mit ihm, hatte sich die amerikanische Literatur von Europa endgültig emanzipiert. Wie wenige Jahre ist es her, daß bei der Bewertung der irdischen Kulturen man den Amerikanern zwar ihre technische und architektonische Genialität zugab (und erinnern Sie sich noch: Anfang 1918 hielt man alles Amerikanische in Deutschland für Humbug), sie aber doch als ernsthafte Kulturschöpfer, die einen eigenen neuen Ton ins geistige Konzert der führen-

Sinclair Lewis
Zeichnung von B. F. Dolbin

den Völker mitbrächten, nicht gelten lassen wollte, um sie vielmehr als Nutznießer, also Parvenus der europäischen Künste und Literaturen abzustempeln? Und heute gewinnt und bereichert uns die amerikanische Literatur nicht mehr nur durch den herrlichen Edgar Poe, den Vater Walt Whitman, sondern durch eine ganze Schar schöpferischer Dichter, die voneinander so verschieden sind wie der prachtvolle Ankläger Upton Sinclair von dem leidenschaftlichen Revolutionär aus Herzensgerechtigkeit Jack

Digitized by Google

London, oder Ernest Hemingway von Thornton Wilder, Eugene O'Neill von John dos Passos. Manche ihrer großen Erzähler wie Theodore Dreiser schätzen wir nicht so hoch ein wie die Amerikaner selber, wir finden ihren Standard überzeugend, ja überwältigend, glauben aber, daß wir Europäer ihn, dank Emile Zola, schon hinter uns haben; nicht so steht uns Sinclair Lewis gegenüber, der die Kunst des Erzählens vorwärts ins Ungeformte getragen hat wie nur irgendein Mitlebender; sein Realismus wird aufgelockert und sprühend gemacht durch die tief belustigten Spiele seiner Vitalität, einer echten Vitalität, nicht jener nachgemachten, die bei uns heute von manchen Stellen aus bramarbasierend vorgetäuscht wird, und die den Whisky nur besingt, den Sinclair Lewis, dieser Vagabund mit Komfort, gelegentlich gern hinunterschluckt. Zog er nicht wie ein moderner Zigeuner durch England jüngst mit einem Wohnauto mit Anhänger, er und seine Gattin, die eine Kollegin ist? Seine Kunst ist unterkellert von der Kritik der Gegenwart, die uns alle einigt. Europa und Amerika stellen ihm gleicherweise Aufgaben, denen er sich nicht entzieht und auch durch einen Nobelpreis nicht bewogen werden wird, sich zu entziehen.

Der Roman ist, wenn ich so sagen darf, ohne mich in diesem Bilde zu verheddern, das Schlachtfeld geworden, auf dem der Geist seine Kämpfe gegen die Verwilderung der Wirklichkeit ficht; nicht mehr das Drama wie zu Zeiten Gerhart Hauptmanns, sondern der Roman, der zu dem einsamen Einzelnen wie zu den Massen der Leserschaft gleichmäßig spricht. Sinclair Lewis macht sich tausend Späße, während er gestaltet, aber unterhalb ihrer hält er den grimmigen Ernst fest, die Welt so auszusagen, wie er sie erlebt hat, nicht verschönert, nicht angehaßt, genau so, wie er seine Aussage verantworten kann. Das tut er im Kampf gegen den bestehenden Gesellschaftsunsinn in Amerika und anderswo, mit leichter, zeichnender Hand, als Künstler, der weiß, daß Gelächter und Spaß wundervolle Waffen sind.

Dieser wirklich lebende Mann hat nun sich hinzustellen und in Stockholm die Ehren der stockholmer Akademie zu empfangen, höchste Krönung eines lebenden Schriftstellers, dafür, daß er ausdrückte, was ihn mit Grimm, Lachen, Ärger, Besserwissen bewegte, und das paradore Schicksal des Dichters zu erfüllen, der niemals irgend etwas anderes hätte werden können als eben der Verfasser von Büchern, unabhängig vom Ja und Nein der Mitwelt. Zu Sinclair Lewis hat sie Ja gesagt, diese Mitwelt, und damit zu einem Schöpfer, zwischen dessen Gestalten Sie umhergehen können wie zwischen Ihren eigenen Bekannten, nur daß Sie die Geschöpfe des Dichters besser kennen als die Herrschaften, die bei Ihnen verkehren, weil der Dichter sie Ihnen durchsichtig gemacht hat. Man darf die Literatur nicht ernster nehmen, als sie sich selber nimmt; aber Sie tauchen nicht unter ins Reich der Verantwortungslosigkeit, wenn Sie zu Büchern greifen, die die Lebenszeit wert sind, die der Verfasser daran gewandt hat. In einer Zeit allgemeiner schauerlicher Krisen wünschen wir, daß Sie die Maßstäbe, mit denen Sie die Erzeugnisse der Dichtung messen, nicht einem Fluchtbedürfnis entnehmen, sondern dem Gefühl, der Dichter könne das filtrieren, Ihnen klar machen, was an der Gegenwart Sie durch seine verzweiflungsvollen Wirrnisse wegscheuchen und lieber zu sanften Trostbüchern greifen machen möchte. Diese Wirklichkeit finden Sie in den Büchern des Sinclair Lewis und anderer unserer Altersgenossen, nicht als Rohmaterial mit der schrillen Vieltönigkeit des zufälligen Auffangens, sondern durchtränkt vom Wissen, gedeutet von der Einsicht, erleichtert vom Humor, bewertet und ernst gemacht durch Verantwortungsgefühl. Der Gestalter steht hinter seinen Büchern; je besser sie sind, desto mehr verschwindet er hinter ihnen, aber gerade dadurch wird deutlicher, was er mit ihnen eigentlich will. In der Welt des Sinclair Lewis umhergehend und entzückt vom Genuß, den seine Gestalten Ihnen bereiten, huldigen Sie seinen großen Gaben und seiner Kunst um so mehr, je mehr Sie vergessen, daß ein Mensch geschrieben hat, was Sie da erleben; je plastischer Ihnen die Lebensläufe und Äußerungen seiner Gestalten vor die inneren Sinne treten, um so durchsichtiger hat er Ihnen diese Welt gemacht, und Sie wissen oft nicht einmal, daß Sie es selber sind, den Sie so wundervoll komisch finden.

Digitized by Google

Junge Schriftsteller des Ruhrgebiets

Von Georg Schwarz (Berlin)

Es stellt sich heraus, daß, ohne jede Vergewaltigung der Literaturgeschichte, von den jungen Schriftstellern aus dem Ruhrgebiet nur solche genannt zu werden brauchen, deren Schaffen zeitverbunden, gesellschaftskritisch, kämpferisch ist. Die jungen Schriftsteller aus dem größten Industriegebiet Europas, deren Arbeiten wert sind, bemerkt zu werden, sind keine entrückten Schönheitssucher und Nur-Ästheten, keine Barden der sinnfälligen Impressionen von lohenden Essen, glühenden Eisenströmen, fettschwarzer Kohle. Sogar ihre Lyrik ist hart und kantig und voll gebundener Glut wie die Kohlenbrocken, die unten im Stollen losgehackt werden.

Viele der Dichter an der Ruhr kommen aus dem Proletariat, sind die Sprecher ihrer Klasse. Mancher wurde nur deshalb Dichter, weil er vor ein paar Jahren mit dem Beginn der Rationalisierung aus dem Betrieb entlassen wurde. Franz Krey ist für diesen Werdegang ein Beispiel. Er nennt sich selbst: „Dichter aus Arbeitslosigkeit". Dieser Krey hat die seltene Gabe, in seinen Versen mit dem Wortmaterial aufs geizigste umzugehn und doch größte Anschaulichkeit zu erreichen. Krey ist vornehmlich ein Lyriker des Gedanklichen, er sinnt über die letzten Dinge dieser Welt. So formt er ein Bergarbeitergebet aus der unterirdischen Welt, die dem „Kumpel" als Hölle erscheint, nach der kein gerechter Gott den Menschen in eine noch quälendere Hölle schicken kann. Krey gelingt die Gestaltung brennender Empörung, die eindringliche Schilderung der gemarterten Kreatur, ohne daß er dabei in aufdringliche Tendenz verfiele. In modernen Balladen wird der Namenlose zum Helden, die Masse zum Subjekt. Warum die Verse dieses Dichters nur verstreut in Zeitungen und Zeitschriften der Arbeiterbewegung zu lesen sind, ist nicht recht verständlich, wenn man an die vielen schwachen Buchpublikationen sogenannter „Arbeiter-Dichter" denkt. Die Kurzgeschichten Kreys sind in der Gestaltung zwingend, ihre Form ist erarbeitet; sie verzichten auf jegliche krampfhafte Proleten-Schablone. Kreys veristische Technik wird den Ruhrproblemen gerecht. Man kann auf den Roman Kreys gespannt sein, der das Abtreibungsproblem behandelt und demnächst im Vorabdruck einer großen proletarischen Bildzeitschrift erscheinen wird.

Unter denen, die in der proletarisch-revolutionären Schriftstellerfront arbeiten, darf der Ruhrkumpel Hans Marchwitza nicht vergessen werden. Er hat Jahrzehnte als Bergmann vor Kohle unter Tag zugebracht und war längst ein reifer Mann geworden, als es ihn drängte, das niederzuschreiben, was bei der Arbeit sein Herz bewegt hat. In seinen Gedichten lebt der Stollen, der Modergeruch der Tiefe, der alte Grubengaul, aber auch Not und Kampf und Lebenswille der Bergleute. Es ist erstaunlich, daß ein Arbeiter oberschlesischer Zunge, mit dürftigster Schulbildung, dem die Worte schwer vom Munde gehen, einwandfrei saubere Verse feilt, daß er sprachlich wie dramatisch wirkungsvolle Kurzszenen baut, die außerordentlich bühnenwirksam sind und auch viel von Arbeiter-Laien-Spielern (Agitproptrupps im Parteijargon) aufgeführt werden. Marchwitza berichtet, wie er zu schreiben begann: „Im Gerassel der Bohrhämmer, im Gedonner der Sprengschüsse, im Lärm der sausenden Rutschen, beim Flackern des nachtmüden Lampenlichts, beim Herunterwürgen des hitzegetrockneten Brotes, das oft von kleinen, langgeschwänzten Mitbewohnern der Kohlenschächte angenagt war, fühlte ich wie Tausende andere die Verlassenheit, das Entsetzliche unseres Seins ... Man hat ... das Bedürfnis, seine Qual hinauszuschreien, sich jemand mitzuteilen, Freunde und Kameraden zu suchen, die Verständnis auch für den Menschen in uns haben. Aber alle, die um mich waren, trugen schwer, waren wenig zugänglich, verschlossen und verbittert. Ein kleines Tagebuch ersetzte mir den gesuchten Kameraden. Darin schrieb ich meine ersten ungelenken Wünsche ..." Diese Tagebuchseiten lieferten den Stoff für Erzählungen und Skizzen. Ein Roman aus dem Kapp-Putsch „Sturm auf Essen" erschien im Internationalen Arbeiter-Verlag in Berlin. Setzt man Werdegang und Schaffen Marchwitzas in Relation, so ergibt sich ein den härtesten Tagesnöten abgetrotztes und darum doppelt fruchtbares schriftstellerisches Oeuvre.

Digitized by Google

Der Dortmunder Erich Grisar hat längst die höheren Weihen des „Arbeiter-Dichters" empfangen. Seine Gedichte gehören zum eisernen Bestand des Feuilletons sozialdemokratischer Zeitungen und Zeitschriften; die einschlägigen Anthologien führen ihn auf; für jeden Feiertag gibt es schon einen Grisar. Dennoch strömt aus diesem ehemaligen Fabrikproletarier ein unausschöpfbarer Born von Vitalität, alles an ihm und seiner Dichtung ist Kraftgefühl und Lebensinbrunst. Er opponiert aus dieser überschäumenden Daseinsbejahung sogar gegen das bekannteste Lied der Arbeiterbewegung von den Verdammten dieser Erde, wenn er in dem Gedicht „Wir schreiten stolz" singt: „Ich glaube nicht, daß wir Verdammte sind,/ Wenn wir auch hungern und im Elend schrein,/ Und um uns steile Wände sind:/ Im Elend sind wir nicht allein." Grisars Gedichtbücher „Das atmende All" (Roter Türmer-Verlag, Leipzig) und „Gesänge des Lebens" (Thüringer Verlagsanstalt, Jena) gestalten die Sehnsucht des Industriearbeiters nach Freude und Schönheit, nach Licht und Welterlösung. Der Dichter hat sich dabei eine Form erobert, die den überkommenen Rahmen sprengt und nur dadurch den überströmenden Inhalten gerecht werden kann. Das Gebiet seiner Brotarbeit ist die Reportage. Hier trifft Grisar oft in fünfzig oder siebzig Zeilen bildhaft und plastisch die Atmosphäre des Reviers. In „Regen über dem Ruhrgebiet" oder „Rangierbahnhof bei Nacht" ist mit ganz wenigen Mitteln Land, Menschen und Sprache springlebendig eingefangen.

Soweit die wichtigsten Vertreter der proletarischen, in der Ideenwelt des Sozialismus verwurzelten Gruppe. Ihre Stellung und Stellungnahme ist verhältnismäßig leicht zu determinieren, weil sie sich mit dem beschäftigt, dem sie entstammt: Proletariat und Betrieb.

Im Ruhrgebiet schaffen aber noch andere junge schriftstellerische Kräfte, deren Wirkungskreis nicht so scharf abgegrenzt ist. Trotzdem sind auch diese Köpfe aktivistisch und müssen aktivistisch sein, da sie Bedingungen und Notwendigkeiten des Reviers erkennen.

Unter ihnen ist an erster Stelle Erik Reger zu nennen, dessen kritischer Geist gepaart mit wachen Sinnen und einem abgerundeten sicheren Formgefühl, das Ruhrgebiet anders auszudeuten vermag als die landläufigen Reporter, die es von einem vierzehntägigen Autotrip her kennen und beschreiben. Reger ist unzweifelhaft ein Talent von großer Gestaltungskraft. Man lese in dem von Ernst Glaeser herausgegebenen Sammelwerk „Fazit" (Verlag Gebr. Enoch, Hamburg) Regers Bericht über die Werkszeitungen; so sauber und gründlich arbeitet Reger und durchleuchtet scharf und klar auch die Hintergründe seines Themas. Allerdings verführt ihn manchmal seine Vorliebe für Schlüsse aus dem Besonderen ins Allgemeine; so kommt es leicht zu Trugschlüssen. Regers präziser Intellekt hat die Gefahr zu bestehen, ins nur Negative, Destruktive umzuschlagen, eine doppelt große Gefahr bei einem Schriftsteller großen Formats, der ein Formgesetz des Schreibens proklamiert, nach dem jede künstlerische Arbeit dem exakt gebauten Werkstück eines Maschineningenieurs nicht nachstehen darf. Bernhard Diebold hat diese Kunstforderung einmal bei einem Vortrag in Essen als Präzisions-Ästhetik bezeichnet. Reger ist unter den Schriftstellern des Ruhrgebiets eine einmalige Erscheinung. Es ist bezeichnend, daß kürzlich die „Monde" — die pariser Zeitschrift Henry Barbusses, nicht einen politisch gesinnungsverwandten Schriftsteller über das Ruhrgebiet hat referieren lassen, sondern Erik Reger mit seinem Bericht „Zwanzig Kilometer Schornsteine".

Aus dem Ruhrgebiet stammt auch Willi Schäferdiek, Dichter und Erzähler, dessen Novelle „Ende der Kreatur" (Wolfgang Jeß Verlag, Dresden) ihre Fabel aus einer Gußstahlfabrik im Ruhrbezirk bezieht. Angeregt von einer Zeitungsnotiz, stellt Schäferdiek die Not der unehelichen Mutterschaft echt und überzeugend dar. Auch sonst sucht das Verantwortungsgefühl Schäferdieks den Zeitstoff, wie seine Dramatisierung des Attentats von Leiferde, „Mörder für uns", zeigt.

Walter Kordt nennt seine Balladen „Ruhrstädte" (Verlag „Der Aufbruch", Berlin). Ein verteufeltes Temperament dieser Dichter: wie er in balladeskem Rhythmus ein wenig resigniert und doch scharf wie Peitschenhiebe den phantastischen Städtekompler an der Ruhr anspricht; sich dabei über sich selbst und jedes andere arme Wesen, das hier geboren wird, lustig macht, und doch schwimmt in nichtgeweinten Tränen. Echt, miterlebt und mitreißend

Digitized by Google

ist dieser Abschiedsgesang an die Zeit um die Jahrhundertwende, die unwiederbringlich dahin ist. Denn: „Die Dörfer schwanden, verschluckt von den wachsenden Städten,/ Und die Romantik der Wälder und Wiesen zerfiel und ward taub;/ Kanalisationen, Fahrdämme und Schienenketten, / Bröckelten unsere Heimat zu Chaos und Staub." Darum singt Walter Kordt „Die Kantate der Gelassenheit": „Gut so! denn was nützt es, wenn man im Verkehr mit Damen / Oder im Gewühl der tausend Lichtreklamen / Über Tote spricht, die keiner kennt?" Ein erarbeiteter Verstakt und eine anarchische Resignation!

Sicherlich gibt es noch eine Anzahl anderer junger schreibender Kräfte, die im Ruhrgebiet leben und schaffen; die Genannten aber sind eine Avantgarde auf vorgeschobenem Posten. Aus ihnen wächst die Gestaltung des Wortes, von dem gewaltigen Strom des industriellen Schaffensprozesses bespült, von Gesinnung und kämpferischem Geist getragen, im Rhythmus des Ruhrgebiets geboren und für unsere ganze heutige Welt gültig.

Der Jahrmarkt der Gerechtigkeit

Von Heinz Dietrich Kenter (Berlin)

Zu Lion Feuchtwangers Roman „Erfolg". Drei Jahre Geschichte einer Provinz. Zwei Bände. Berlin 1930, Gustav Kiepenheuer Verlag.

Dies also ist die literarische Situation?!

Tausend Seiten widmet ein kluger Mensch, ein großer Stilist und international bekannter Schriftsteller der Provinz Bayern, den geschichtlichen Ereignissen ihrer Jahre 1921—1924. Und unter diesen tausend Seiten stehen einige wenige Zeilen, die lauten so: „Karl Marx meinte: die Philosophen haben die Welt erklärt, es kommt darauf an, sie zu ändern. Ich für meine Person glaube, das einzige Mittel, sie zu ändern, ist, sie zu erklären!"

Wie?! Statt einer klaren, rechten und nüchternen Antwort auf Kapitel, die von Blut triefen, Kapitel, wie Feuchtwanger sie in einem Bravourstil des sachlichen Chronisten erregend und distanziert zugleich niederschrieb — ein Wortspiel?! Ein geistreiches Wortspiel als geistige Quintessenz eines politischen Zeitromans?! Und nichts anderes erreicht als eine verwirrende These mehr, die den Interpretationstaumel jedes Literaten herausfordert und den uneingeschränkten Triumph eines individualistischen Intellektualismus von neuem präsentiert?!

Warum nur, fragt man, wird alles Zeitgeschichtliche so emsig zusammengerafft und in Kapiteln wie „Bayrische Lebensläufe" — „Aus der Geschichte der Stadt München" — „Caliban" (der Fememord an Amalia Sandhuber) — „Der Fluß Ruhr" von Feuchtwanger ausgezeichnet geschildert, wenn am Ende doch nichts anderes verkündet wird als „ein gutgeschriebenes Buch bewirke Besserung"? Warum soll gerade ein Buch Besserung bewirken, nachdem auf tausend Seiten die hoffnungslose Verbohrtheit bayrischer Schädel geradezu beispielhaft beschrieben wurde?

Warum diese ganze vag optimistische Tendenz, an die niemand mehr glaubt, es sei denn ein kapitalkräftiges Publikum, das eine Weltanschauung zwecks Beruhigung der Verhältnisse ohne jede Beunruhigung seines Kapitals sucht.

Wer sich so auf die zentrale Orientierung wirft, dem fällt dieses Buch mit folgerichtiger Notwendigkeit in zwei sehr verschiedene Teile auseinander. Der eine Teil heißt „Erfolg", ein Titel von Lion Feuchtwanger, der andere „Jahrmarkt der Gerechtigkeit", ein Untertitel von Jacques Tüverlin, alias Feuchtwanger. Und es ist so, daß diesen „Jahrmarkt der Gerechtigkeit" dem Manne Tüverlin-Feuchtwanger alle Romanleser übelnehmen werden: denn die wollen ihren Roman und weder Politik noch Gerechtigkeit. Den „Erfolg" des Mannes Feuchtwanger aber werden ihm alle ernsthaften politischen Kämpfer übelnehmen, denn sie müssen es sich verbitten, politische Kämpfe so romanhaft durchsetzt zu sehen. Sie müssen es sich erst recht verbitten, wenn ein revidierter Karl Marx als deus ex machina dem Buch eine Orientierung antut, die nichts anderes ist als ein höchst geschickter Salto mortale des klugen Schriftstellers Lion Feuchtwanger zum geistigen happy end um jeden Preis.

Daß Feuchtwanger ein ausgezeichneter Stilist ist, braucht ihm niemand mehr zu sagen. Daß auch dieser „Erfolg" seinen Erfolg haben wird, glaube

Digitized by Google

ich bei der beispiellos geschickten Mischung des Stoffes.

Sieht man aber von diesem Roman hinüber auf die literarische Bewegung der Gegenwart, so scheint das größere und wichtigere Resultat dieses: endlich entscheide man sich in geistig künstlerischen Dingen. Entweder man schreibe Romane mit jener artistischen Überlegenheit und international wirksamen Durchschlagskraft, wie Feuchtwanger es kann — und lasse die Politik zu Hause. Oder man treibe Politik — radikal, je nach Mut, Willen und Eigenheit des Schreibenden — aber man treibe dann diese Politik aus dem unbeirrbaren, selbst halsstarrigen Verteidigen und Propagieren der politischen Idee — und lasse den Roman zu Hause.

Die eine Haltung bringt Geld und Erfolg. Die andere nichts als Debatten, auch Anrempelungen und Beschwerlichkeiten, aber auch Erklärungen und Klärungen, wie sie dieser klärungslosen Zeit not tun. Nur — und darum ist das wichtigste Resultat dieses Romans die Forderung nach Entscheidung! — nur vermische man nicht Politik und Literatur derart, daß man in politisch klärungsreifen Fragen zwar so weit geht, die Neugierde eines snobistischen Lesepublikums zu reizen, aber wegen eben dieses Publikums nicht weit genug geht, um folgerichtig für sich selbst und für das öffentliche Leben die Konsequenzen zu ziehen. Jacques Tüverlin mit seiner Erklärung „das einzige Mittel, die Welt zu ändern, sei, sie zu erklären" — rettet mit dieser Erklärung zwar die Dollars für seine Tantiemenkasse, aber nicht das Land Bayern vor neuen Übergriffen einer eigenwilligen Gerechtigkeit.

Wenn der lebende Schriftsteller Lion Feuchtwanger sich entschlossen hätte, das „Buch Bayern oder Jahrmarkt der Gerechtigkeit" selbst zu schreiben und dem erdichteten Schriftsteller Jacques Tüverlin das Buch „Erfolg" zu schreiben überlassen hätte, dann hätte er heute die Bewunderung eines zwar dollararmen, aber geistig hungrigen Publikums, das durch alles wirre und verwirrende Schlagworttheater vom Zeitdokumentarischen hindurch den ordnenden Willen der Zeit zu übergeordneten Zielen sucht.

Alle Zeitliteratur — hier sei es deutlich gesagt! — mag zum Teufel gehen, wenn sie weder neue künstlerische Methoden anstrebt und aufdeckt, noch das Zeitgeschichtliche in die erschreckend nackte Konsequenz der Tatsachen treibt. Was wir brauchen sind entweder klare schriftstellerische Argumente zu einer radikalen Politik als geistige Stützen eben solcher Politik oder aber Dichtung, Dichtung, Dichtung!

Dichtung als Folge einer Begnadung kann nicht gefordert werden, aber fordern kann man als Folge eines zähen geistigen Trainings eine Haltung, die nicht alle Konsequenzen romanhaft abbiegt, sondern durchtreibt zu reinlicher Scheidung und Entscheidung.

Das Buch „Erfolg" ist geschrieben. Noch nicht das Buch „Jahrmarkt der Gerechtigkeit" (welch ein großartiger Titel!). Ansätze sind in Feuchtwangers Buch: erregend, aufrüttelnd. Aber diese Ansätze ordnen sich unter einem Roman, der „Erfolg" heißt und Erfolg verspricht.

Bücher, die den Frieden schildern

Von Hans Sochaczewer (Berlin)

Ludwig Renn: „Nachkrieg." Agis Verlag, Wien und Berlin. 335 Seiten.

Ernst Glaeser: „Frieden." Gustav Kiepenheuer, Berlin. 389 Seiten.

Heinz Liepmann: „Der Frieden brach aus." Roman. Phaidon-Verlag, Wien. 334 Seiten.

Die drei Bücher, die hier angezeigt werden sollen, schildern die ersten Nachkriegsjahre. Nur eins der Werke nennt sich Roman; Glaeser und Renn geben bloß einen Titel. Das Buch von Glaeser betont in der Hauptsache den politischen Zustand; die militärisch-bürgerkriegerischen Unternehmungen gehören dazu. Zentral für das Wert von Renn „Nachkrieg" ist das Militärische, wie denn diese Erzählung gut „Auflösung" heißen könnte; das Politische ist hier noch untergeordnet; das Hin und Her, das Bemühen endet mit dem Eintritt in die kommunistische Partei. Doch damit endet auch das Buch. „Der Frieden brach aus" von Heinz Liepmann schließlich stellt die wirtschaftliche Situation in den Mittelpunkt; die Inflationszeit; die lockeren Liebesbeziehungen jugendlicher Geldgewinner jener Jahre; den flegelhaften Rausch und den kleinen Machtdünkel.

Gemeinsam ist den drei Arbeiten ein völliger Mangel an Humor, wobei ich unter Humor nicht allein ein künstlerisches Mittel, sondern eine betrachtende Haltung verstehe. Es fehlt an Güte. Eben darum aber fehlt den Autoren auch die Überlegenheit, die ihre Werke erst dichterisch machen würde. Die Überlegung versucht die Überlegenheit vergeblich zu ersetzen.

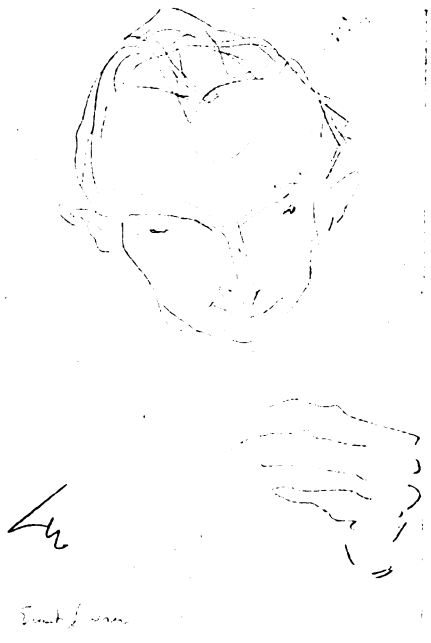
Renn, der älteste dieser drei Schriftsteller, ist der männlichste und in diesem „Nachkrieg" fern von lehrhafter Absicht. Seine Sprache ist klar und kühl; nirgends erschütternd und ganz

Digitized by Google

undichterisch; aber immer anständig und ganz frei von den Ungezogenheiten und Denk-Verkürzungen vieler junger Dichter. Ich stelle Ludwig Renns Buch von den drei Erzählungen am höchsten, denn es ist ehrlich. Die Auseinandersetzungen heimkehrender Krieger mit politischen Begebenheiten sind Gespräche von Soldaten; Soldaten einer Armee, der das Schimpfen erlaubt war, die politische Befähigung mangelte und politische Betätigung fernlag. Also sind es auch die Gedanken von Soldaten. Die innere Auflösung der Truppe ist zwar auf den politischen Umsturz zurückzuführen, aber wer drängte nach weiterer Auflösung? Man drängte, sofern man nicht heim will, nach Befriedung der Unruhen. Man haßt die Offiziere; oder man mißtraut ihnen. Aber liebt die Mannschaft die Soldatenräte? Man mißtraut ihnen ebenfalls. Mißtrauen gegen jedermann und Hunger: so der Zustand im Dezember 1918. Die Offiziere nisten sich bald wieder ein; sie verstehen das gut. Noch haben die Soldaten Mitbestimmungsrechte. Man braucht die Leute, aber schon weiß man: die Leute brauchen auch die Truppe. Und die Truppe, das ist in erweitertem Sinn: die Regierung. Und die Regierung, fraglos, ist mit den Offizieren; sie hat keine Wahl, sofern sie nicht eine wahre Revolution wünscht. Nein, die wünschte sie nicht. Das ist uns bekannt. In „Nachkrieg" kämpft Renn als Feldwebel Renn bei der Sicherheitswehr; er wird später Wachtmeister bei der Polizei. Als er den Dienst verläßt oder verlassen muß, befindet er sich, trotz vielen politischen Aussprachen mit Marxisten, noch in großer Unsicherheit. „Nun begann für mich ein unruhiges Leben." Es wird in diesem Buch nicht geschildert. „Sieben Jahre habe ich dieses Leben geführt, bis ich endlich den Weg zum Kommunismus fand."

Man kann Renns Erzählung nicht als Kunstwerk betrachten, doch besitzt eine so ernsthafte und bescheiden vorgetragene Darstellung wie diese ihren Wert und ihre Berechtigung. Fast wird man sogar zu einer Überschätzung verleitet, wenn man Renns sympathisches Buch mit dem neuen, zweiten Werk von Ernst Glaeser vergleicht, dessen „Jahrgang 1902" einen so großen Erfolg davongetragen hat. Man konnte „Jahrgang 1902" ein paar Unanständigkeiten zugute halten, wenn man in Betracht zog, daß der Verfasser so jung war. Er ist inzwischen zwar erst zwei Jahre älter geworden, aber man ist nicht im geringsten mehr geneigt, ihm gewisse Szenen zu verzeihen. Mochten sie im Erstlingswerk eruptiven Charakter haben; konnte man zumindest glauben, es verhielte sich so, woran ich jetzt zweifle: in seinem neuen Buch „Frieden" jedenfalls sind diese mehrfach eingeflochtenen, höchst unappetitlichen Schilderungen von zu offenbarer Bewußtheit; ein arrogantes Spiel mit dem Leser: lies du meine Auffassung der Weltlage um 1918/19; zur Belohnung biete ich dir eine sadistische Einlage, ein paar saftige Ausdrücke, ein paar unnötig aufgebauschte Schmuddeleien. Viel Glück, Ernst Glaeser!

Ob Glaeser begabt ist? Was für eine Frage! Natürlich ist er begabt; versteht sich: er kann erzählen. Nur: Begabung ist Voraussetzung; nichts mehr. Die Haltung muß da sein; sie fehlt; der Glaube muß da sein — ob er bei Glaeser fehlt, ist nicht nachweisbar; wohl aber glaube ich dem Erzähler nicht; man muß aber dem Erzählten glauben. Die Sprache ist bei Glaeser so undichterisch wie bei Renn, doch weit farbloser noch und unpersönlicher. Ich spreche ungern davon (weil dieser Einwand so naheliegend ist), daß Glaesers Buch einen Kompositionsfehler besitzt, der ihm bereits viel Wahrheit raubt, weil er ihm die Wahrscheinlichkeit nimmt: ein junger Mann erzählt die Ereignisse von 1918/19, als sei er überall, aber auch überall als ein reifer Mensch zugegen gewesen. Er zählte indes damals sechzehn Jahre. Dieser Fehler, und darum mußte er eben erwähnt werden, beruht offenbar auf Glaesers Unfähigkeit, sich in der Erzählung vom „Ich" zu lösen. Die Reportage, einen Roman nennt ja Glaeser seine Arbeit nicht, täuscht auf die Art einen Überblick vor, der weder vorhanden ist noch vorhanden sein kann, will Glaeser im Einklang mit dem Aufbau des Buchs bleiben. Alles ist überspannt, alles überanstrengt. Dabei sei gern zugegeben, daß Glaeser niemals langweilt; mag man auch über viele Dialoge lächeln, weil sie nicht Dialog geblieben sind, sondern Parteiprogramm wurden. Auch Glaeser, gleich Renn, zeigt, wie die Revolution von 1918 aufgehalten und, um das Wort der Kommunisten zu wählen, abgewürgt worden ist. Renn zeigt die Abwürgenden: Militär und Polizei. Glaeser meint:



Ernst Glaeser
Zeichnung von B. F. Dolbin

der Begriff „Frieden" habe Schuld gehabt. Man war müde, wollte heim; wollte Weihnachten zu Hause sein und zumindest zwei Feiertage nicht Schüsse hören. Von der Unfähigkeit, zumal in psychologischer Hinsicht, der damaligen kommunistischen Führer ist in beiden Büchern nichts zu lesen.

Die neue Erzählung von Ernst Glaeser besitzt alle Eigenschaften, um von einer kritiklosen Menge mit Begierde gelesen zu werden. Sie hat jene Mischung, die man liebt. Wenn wir die Arbeit an den rechten Platz stellen; jenseits von Dichtung also und jenseits freilich auch von wahrer schriftstellerischer Leistung; wenn wir sie als die recht geschickte Ausbeute und Widerspiegelung einer jämmerlichen Zeit nehmen; so und nicht anders das zweite Buch von Ernst Glaeser einreihen, dann wollen wir mit Vergnügen zugeben, daß er ein unterhaltender Autor ist. Vor zwei Jahren hatte ich gehofft, mehr von ihm erwarten zu dürfen.

Der junge Heinz Liepmann nennt sein Werk: „Der Frieden brach aus" einen Roman. Nun, es ist auch ein Roman. Allerdings kein guter. Vorangestellt wird ihm ein Personenver-

Digitized by Google

zeichnis. Soll das die Revolution des Romans sein? „Hier irrt Liepmann." Auch die „Berliner Illustrierte Zeitung" gibt ihren Unterhaltungsromanen seit ein paar Jahren solches Personenverzeichnis mit. Und richtig: in der „Illustrierten" hätte Heinz Liepmann seinen Roman veröffentlichen sollen, ein Werk von „höchstem dokumentarischen und künstlerischen Rang", wie der Verlag es nennt. Nun, das ist das mindeste, nicht wahr? Lobt nicht das Werk den Meister, so lobt der Verleger ihn. Man muß noch zufrieden sein, daß der Verlag davon absah, Liepmann mit Balzac, Tolstoj, Shakespeare zu vergleichen und wird im übrigen nicht den Autor für die heute übliche Reklame verantwortlich machen wollen.

Die Sprache ist bei Liepmann nicht weniger undichterisch als bei Renn und Glaeser. Zwei Beispiele mögen belegen, wie niedrig im Kurs — ich wähle den Jargon dieser Schriftsteller — die deutsche Sprache bei den jungen Autoren steht. Da heißt es: „das junge Mädchen — sah Erich — war einfach unmöglich." Ist das die gleiche Sprache, in der Hans Carossa dichtet, in der Joseph Roth seinen „Hiob" schrieb? „Da, vor ihr, fängt er an zu zittern, erst wenig, und dann immer mehr; vergeblich versucht er, sich zu beherrschen, da stürzt er an ihr nieder, seine Knie stoßen auf, er weint an ihre Hände. Sie streicht ihm über den Kopf."

Es ist schwer, über einen Roman zu sprechen, der so geschrieben ist, und dessen Hauptperson, ein jugendlicher „Schieber", der zwischen Roheit und Edelmut einherpendelt und also ganz falsch gesehen und sentimental gestaltet ist, offenbar, weil Liepmann glaubte, auf diese kindliche Art der Schwarz-Weiß-Malerei zu entgehen; dessen Hauptperson, um es kurz zu sagen, eine Konstruktion ist, würdig, in den überschätzten Erzeugnissen eines Georg Fink zu stehen. Daß es dem Roman von Heinz Liepmann an Spannung nicht fehlt, wenigstens nicht in der ersten Hälfte, kann dem Verfasser leider nicht besonders hoch angerechnet werden; wir sind allesamt zu sehr dieser Inflationszeit noch nahe und waren zu sehr mit ihr verstrickt, als daß uns nicht die Schilderung einer solchen Epoche mitrisse. Es handelt sich also um eine Erregung, die nur vom Stoff ausgeht. Die Erzählung tut alles, um das Interesse abgleiten zu lassen. In der zweiten Hälfte ist es Liepmann gelungen; sie langweilt. Die armseligen Untaten des kleinen Inflationsgewinners lassen nicht lange aufhorchen; und die Liebesbeziehung zwischen dem Milchhändler zu einer Frau Krumm, die unglücklich ist, weil ihr Ehemann, etwas verwirrt aus dem Kriege gekommen, jetzt bei der Heilsarmee singt, wobei er wenig verdient: diese Liebesbeziehung und noch ein paar andere Erlebnisse zwischen jüngeren Mädchen und Männern und eine, versteht sich, lungenkranke Russin, die, wie sollte es anders sein, Maria Myschkin (hah: Dostojewski!) heißt; mein Gott, wie ist das alles herzlich unwichtig, weil es oberflächlich bleibt.

Wie erlangen solche Autoren Preise? Weil die Jugend (Liepmann ist 1905 geboren) das Rennen machen soll? Sie macht es, aber auf wie lange? Man muß doch eines Tages merken, daß diese überspannten und unwahren Erzeugnisse, gelobt von gefälligem Mund, gelobt von immer bereiten Größen, wenn es gilt, das Mittelmäßige zu preisen, gelobt von jenen, die nie Zeit für ein kritisches, stets Zeit für ein exaltiertes Wort finden; daß diese Romane jämmerlich mager sind.

Zeitdokumente? Ausgezeichnet, bitte. Und um so erwünschter, wenn der Autor nicht „Stellung nimmt". „Links oder das Leben!" „Rechts oder das Leben!" Die Skepsis ist verboten. Also gut, wenn einer einen Roman der Zeit schreibt, ohne durch Parteizugehörigkeit getrübt zu sein. Aber nun zu denken, daß eine Zeit bereits dargestellt, gestaltet oder erschöpft sei, wenn man ein paar Daten oder ein paar Börsenpapiere oder ein paar Äußerlichkeiten nennt; die Milch teurer werden läßt, die Frauen erregter, die Männer viehischer zeigt, das Leben weniger begehrenswert: das, finde ich, ist ein gefährlicher Irrtum. Gefährlich, weil er zu sinnloser Überschätzung führt. Das, was da geboten wird, ist nicht einmal Marionettentheater; das ist Affentheater. Man malt, aber man malt Schminke, und man verzeichnet mehr, als daß man zeichnet. Vielleicht gibt es viele Leute, die sich so benehmen, und die so sind wie die Figuren in Heinz Liepmanns Roman. Was besagt das? Noch nicht einmal, daß Liepmanns Erzählung „richtig" ist, und wie wenig wäre das. Die Wirklichkeit ist weniger aufgeputzt und die Dichtung wahrhafter als die Bücher von Glaeser und Liepmann.

André Maurois

Von Klaus Mann (Berlin)

Die Adjektive, die Persönlichkeit und Charakter des höchstgefeierten Schriftstellers André Maurois am prägnantesten für mich kennzeichnen, sind „gescheit" und „würdig". Er ist gescheit im bedeutendsten und umfassendsten Sinn des Wortes; er ist skeptisch, tolerant und, bei leiser Melancholie, optimistisch; während er die Vergangenheit durchforscht und sie belehrend — unterhaltend darstellt, bleibt sein Blick nicht nur der Gegenwart offen, sondern mit einer vernünftig-mutvollen Neugierde in die Zukunft gerichtet; Anfälle von apokalyptischer Zerknirschtheit sind ihm fremd, ebenso ekstatische Seligkeitszustände.

Er ist Weltmann, das ist der erste Eindruck, den man von ihm hat. Sein Haus draußen in Neuilly, gleicht, reich und offiziell, einer Ministerwohnung. Der Geschmack ist englisch; Prunk oder Extravaganz fehlen.

Die Konversation wird nicht bedeutungsvoller, als sie bei einem solchen ersten Zusammentreffen zu sein pflegt. Er erzählt von seinem berliner und münchener Besuch; von seinem Aufenthalt in Amerika. Wir finden eine gemeinsame Liebe, es ist die Universität Princeton, in der er sich nächsten Winter, lehrend und beobachtend, mehrere Monate aufhalten will. Es amüsierte mich zu hören,

Digitized by Google

daß er einen Roman über die amerikanische Jugend plant; die Faszination, die dieser kraftstrotzende und selbstzufriedene Menschenschlag, den eben die ersten Probleme wie Kinderkrankheiten jucken, gerade für einen so europäisch ausgepichten Geist hat, ist mir nur zu verständlich.

Befriedigend ist zu erfahren, daß der Autor des „Disraëli" sich nicht nur mit Literatur, sondern auch mit Film, selbstverständlich mit Tonfilm, zu beschäftigen gedenkt (nebenbei beschäftigt er sich, soviel ich weiß, mit der Leitung einiger Fabriken). — Daß Intellektuelle vom höchsten Rang mit dieser zweifelhaften, aber möglichkeitenreichen Kunstform (dem Tonfilm), an der schon so viel verdorben worden ist, sich ernsthaft auseinandersetzen, ist nicht nur begrüßenswert, es ist notwendig. Maurois, Gide, Morand, Giraudoux bilden ein Komitee. Man wird experimentieren. Es ist klar, daß der „Film sonore" seine Wirkungen aus den Geräuschen, nicht aus den Dialogen zu holen hat. Es ist fraglich, ob der sprechende Film überhaupt Entwicklungsmöglichkeiten bietet. Bis heute hat er fast ausschließlich Monstrositäten hervorgebracht. — Maurois schwärmt von einer Symphonie der Geräusche. Er nennt als Ansatz zu der Filmart, die er meint, die „Mélodie du monde" von Ruttmann, die in Paris großes Aufsehen macht.

Das kleine Buch, das er mir zum Abschied schenkt, heißt „Relativisme"; es ist ein Essaybändchen, eine Nebenarbeit des historischen Schriftstellers und Romanciers, dessen „Disraëli", „Byron", „Climats" in allen zivilisierten Ländern Bestsellers sind. — Aber diese Nebenarbeit ist aufschlußreich wie ein Tagebuch, ich lese sie mit gespanntem Interesse.

Die Grundeigenschaften seines Geistes sind Skepsis und Toleranz; weniger modisch kann man nicht gut sein. „Que la vérité soit relative, c'est une vérité absolue." Es ist seine einzige absolute Wahrheit. Im übrigen weist er die Relativität alles Seins, aller Werte auf kosmischem, historischem, politischem, privatem Gebiet nach; er entledigt sich dieser Aufgabe, die nicht jedermanns Geschmack ist, auf eine amüsant lockere, dabei erfrischend lebensfreudige Art. Der Schluß, zu dem er kommt, ist, daß, könne er nur das Universum Pascals (das durch Pascals private Krankheit bedingt ist) und das des jungen englischen Schriftstellers Huxley (das durch Huxleys private Gesundheit bedingt ist) in sich vereinigen, er zu einem synthetischen Universum vordringen müsse, welches dann „von einer anderen Klasse" sei. Die Erkenntnis ist nicht aufwühlend, aber einleuchtend und klug.

Von einer Spekulation Paul Valérys ausgehend, gelangt er zu seiner Theorie der „Mythen", das heißt der Begriffe und Symbole, die, statt jeder tatsächlichen Gewalt, das soziale Leben möglich machen und regieren. Er prägt den wiederum sehr

André Maurois
Zeichnung von B. F. Dolbin

einleuchtenden Begriff der „nützlichen Mythen" und führt aus, daß der Weltfrieden von der Stunde an gesichert sein müsse, da der Völkerbund dieselbe symbolische Gewalt über die Nationen habe, wie der Staat heute über die Individuen. Er verlangt den „Mythos von Genf" und sein menschenfreundlicher Optimismus wähnt, daß das bloße Bewußtsein seiner Existenz die Unruhen der Völker ebenso bezähmen könne, wie die roten und grünen Lämpchen (bloße Symbole der ordnenden Staatsgewalt) den Autoverkehr einer Millionenstadt. Es käme auf die Intensität des Mythos an, auch auf die tatsächlichen Kräfte, die hinter ihm stünden. (Maurois verläßt sich auf die angelsächsischen Län-

Digitized by Google

der, die „le policeman" der Welt spielen müßten.) Immerhin schließt sogar dieser optimistische Skeptiker mit einem Satz, der drohend anhebt: „Wenn nicht —" und der schließt, „— werden wir schnell genug das Ende einer europäischen Zivilisation sehen."

Sein Pathos der Ordnung ist ohne jeden faschistischen Akzent; ihm scheint nur, daß die Ordnung „gut an sich" sei; daß jede Organisation, sogar eine schlechte, erträglicher wäre, als eine Anarchie; wobei er sich auf das Goethe-Wort beruft, die Ungerechtigkeit sei immer noch besser als die Unordnung; ein starres Wort freilich, gegen das in unserem Gefühl alles, in unserem Verstande vieles rebelliert. (Nebenbei gesagt: es ist nicht überraschend zu hören, daß nach Maurois' Empfinden, Goethe wichtiger und unentbehrlicher für unsere Zeit als Nietzsche ist.) —

Das kleine Buch, diese bedeutende und charakteristische Nebenarbeit, setzt sich in versiertem und lässigem Tonfall mit vielen der gewichtigsten Themen und Probleme der Vergangenheit auseinander, und sogar der Zukunft — in einer fingierten Kulturgeschichte, vom Jahre 1990 datiert, wird die Entwicklung der nächsten fünfzig Jahre halb humoristisch und sehr geistreich im voraus analysiert. Besonders einsichtig und beherzigenswert scheinen mir seine Ausführungen über „Vergangenheit und Zukunft der Liebe", die mit dem Satz schließen: „Das Problem der Generation, die uns folgt, wird es sein, trotz einer großen sinnlichen Freiheit, die jetzt in unsere Sitten eingetreten ist und die auf lange Zeit nicht mehr verschwinden wird, Liebesfreundschaften wiederherzustellen, die der romantischen Liebe nicht unwürdig sein dürfen." Dieses wird in der Tat unser Problem sein. Ein solcher Satz ist nicht verkappte Reaktion, sondern sehr klug und sehr wahr. —

Sogar in Frankreich treibt der blutrünstigste Irrationalismus erschreckende Blüten. Ein begabter Autor wie Montherlant konstruierte aus dem sadistischen Volksvergnügen des Stierkampfes einen hysterisch-religiösen Kult, heidnisch — katholisch — vorderasiatisch — bluttrunken. — Sind wir unsererseits schon wieder so weit, daß wir die Partei der Schriftsteller ergreifen, die ihr Sach auf den Intellekt gestellt haben, die das Wort „Vernunft" auf ihre Fahne schreiben? Das wäre ja schnell gegangen. Es stimmt aber nicht ganz.

Wir haben erfahren, daß der Intellekt keine Eigenschaft sei, die Lebenshaltiges, die Dichtung hervorbringen könne. Der Vernunft, die im vorigen Jahrhundert einen falschen Platz innegehabt hatte, mußte der zugewiesen werden, der ihr zukommt. Ihre Funktion ist eine korrigierende; das heißt sie berührt nicht die Sphäre unseres eigentlichen Lebens, aber sie reguliert den Ablauf unseres äußeren. In dieser Funktion ist sie unentbehrlich; das klingt selbstverständlich; wahnwitzigerweise scheint man es aber verdrängen zu wollen. Der hysterische Stierkampf-Kult führt zum Blutbad; das kleine Buch „Relativisme", das vielen vieux jeu scheinen wird, hält zum Leben, ohne übrigens viel Aufhebens davon zu machen. Wenn ich die Wahl habe, zwischen dem neurastheniſchen Pseudorenaissance-Genie, das mit seinen Blutträumereien in Wahrheit nichts tut, als den nächsten Weltkrieg vorbereiten, und einem klugen und gerechten Geiste, der der Menschheit hilft, indem er ihre verwickelte Situationen tröstlich analysiert, so halte ich zu dem Klugen, statt zu dem Genialen. Die Dinge liegen so zugespitzt, so gefährlich, daß wir jede Koketterie mit der Mordnacht des Abgrunds eines Tages bezahlen könnten mit unserem lebendigen Fleisch und Blut; und niemand weiß, wie nah oder wie fern dieser Tag ist.

Max Brod

Von Josef Mühlberger (Trautenau)

Jakob Schaffner schrieb in einer Besprechung über Max Brods Buch „Heidentum, Christentum, Judentum": „Es handelt sich um einen der seltenen Fälle, in denen das Moment der Wahrheit wieder erschaffen wird." Dieses Wort trifft das Wesen Brods überhaupt, in dem „Moment der Wahrheit" liegt der menschliche und literarische Wert des Brodschen Gesamtschaffens. Brod ist ein Fanatiker des Lebens. Als eigentliche Sünde gilt ihm das „halbe Gefühl". Schritt um Schritt streitet

Digitized by Google

er um Gewinnung der vollen Lebensbreite; diesem Wollen ist ein Kampf gegen jede Art von Dogmatik einbeschlossen. Mit traumhafter und zugleich klarer Sicherheit greifen gleich die ersten Werke in den Kampf ein, der ein Ringen an einer Zeitwende bedeutet. Kampf gegen das ästhetische Dogma der Zeit vor Kriegsausbruch; Kampf gegen das halbe Gefühl. Eine neue Schau der Dinge setzt ein: Im Alltäglichsten noch wird das Lebendigste gefunden; die Schilderung und Bildkraft wird trächtig, sinnlich, voll. Was Brod von Janáček gesagt hat, trifft auf ihn selber zu: „Wie bei Goethe halten sich in seiner Kunst energischer Stilwillen und lebensvolles Detail die Waage."

In geistreichen und gedankentiefen Werken hat sich Brod um die Formulierung seines Lebensbildes bemüht. Er fand früh die Bezeichnung „Indifferentismus" und meinte damit, ganz gegensätzlich zu jeder Art von Passivität und: Alles verstehen, alles verzeihen — nichts anderes als das reine Leben, das in Wahrheit gelebt und erlebt wird, die gesunde Vitalität, die von keinem Dogma beengt und bedrängt wird. Mit Ironie setzte sich eine ganze Epoche über die Probleme hinweg, die auch die Unruh in Brods Werk und Wesen sind. Brod durchdringt sie mit dem letzten Ernst der Wahrheit. Und dieser Ernst ist es, der den Dichter manchmal so weit führt, daß er verzweifelt und ratlos vor Gründen und Abgründen steht. („Denn sehr groß ist die Ratlosigkeit dieser Welt.") Der unerbittliche Drang nach Wahrheit führt ja zunächst zu der Erkenntnis vom Zwiespalt der Welt. Tatsächlich kennt die deutsche Dichtung seit den Tagen der Romantik keine derartige innere Aufgelöstheit und Zersetztheit, wie sie bei Brod zu finden ist. Klarheit und Trunkenheit, ätzende Gedankenschärfe und dionysischer Drang haben den Dichter an die letzten Pforten geführt. Wohl kennt er das Abfinden mit dem Unverständlichen und Undeutbaren, kennt den heroische amor fati. Doch selbst die kleinsten Dinge des Tages, die scheinbar oberflächlichsten Beziehungen der Menschen untereinander bergen nichts als Gegensätzliches. Zu jedem Ja gesellt sich von selbst das Nein, gut und böse, schön und häßlich, lieb und fremd, leicht und schwer sind teuflisch miteinander verknüpft. Das Leben scheint zerfallen, in höchstem Maße gefährdet. Die unerbittliche Konsequenz Brods läßt hier keine ausflüchtigen und bequemen Hilfskonstruktionen zu, der Weg wird bis ans mögliche Ende weitergegangen und sei es mit dem Opfer des Untergangs, den viele seiner Werke offenbaren.

Und was er einmal von der Art des Liebens gesagt hat, gilt von der Art zu leben: „Meiner ganzen Natur nach war ich eben unfähig, anders zu lieben als auf diese gefahrvolle, lautere, das ganze Herz ergreifende, auf meine Art."

Dies wird Brod die große Arbeit, der er mit religiöser Inbrunst anhängt: Beim Wissen um die satanische Zwiespältigkeit des Seins ein gerundetes,

Max Brod

ja glückliches Leben zu finden. Derart ist Brods Werk beides gleichermaßen: Zersetzung und Aufbau, Entromantisierung und Verzauberung. Und das Ziel ist nicht: ein Leben über den Gegensätzen, vielmehr in ihnen und mit ihnen. „Ich bin vielmehr überzeugt, daß es die Bestimmung des Menschen ist, nicht etwa sündenlos zu leben, sondern mit der Sünde", heißt es in „Leben mit einer Göttin".

Der Begriff des Bösen beschäftigt Brod in immer breiterer Form. Überhaupt ist Brod unter den heutigen Dichtern neben wenigen anderen derjenige, den das Religiöse (nicht allein als Gefühl, auch als Denkprozeß) am meisten beschäftigt. Besonders in seinen letzten Werken muten einzelne Teile wie konzentrierte Traktate an, die in den

Digitized by Google

drängenden Fluß der Romanhandlung geschoben sind. Diesen Zug zu theologischen Reflexionen teilt Brod mit fast allen prager Dichtern, neben Rilke und Werfel mit Franz Kafka. Mit Bezug auf Kafka heißt es einmal bei Brod: „Ein Leben in voller Reinheit muß zusammenbrechen."

Brods Werk fügt sich in ein Gesamtnetz literarischer Traditionen und ist dabei zugleich neu und eigenartig. Es steht als wesentliches Menschheits- und Zeitdokument zwischen der Romantik und Nietzsche; zwischen einer Epoche, die das Leben durch Zerdenken fast unmöglich gemacht hatte, und dem Zarathustra-Menschen, ganz voller Drang nach diesseitiger Lebensfülle. Brod durchlebt und durchleidet alle Stufen vom denkenden zum trunkenen Menschen. Aber dieses Werk des Zwiespalts birgt Momente der Ruhe; das Problem des Glücks spielt bei Brod eine ebenso wichtige Rolle wie das des Bösen. Glück ist der Augenblick der Zündung, nicht der Auflösung des Gegensätzlichen oder die absolute Hinneigung zu einem Pol; ist nicht das Auflösen des Gegensatzes, vor allem des Urgegensatzes von Diesseits und Jenseits, vielmehr das Begreifen des einen im andern. Urgut östlicher Geistigkeit leuchtet hier durch: die Lehre Plotins.

Überall ist bei Brod der Drang spürbar, in die letzten Gründe, und seien es gleich Abgründe, zu blicken. Im Mittelpunkt seines Denkens steht die Erkenntnis von der Doppelheit alles Erdenunglücks: edles und unedles Unglück. Unglück, das eine willkürliche und harte Gesellschaftsordnung geschaffen und verschuldet hat und das durch Einsicht und Güte getilgt werden kann; Unglück, das in der Weltordnung einbeschlossen liegt und tilgbar ist. Die Demut vor diesem edlen Unglück ist das Wesen Brodscher Religiosität, wie die brennende Sehnsucht, das unedle Glück in der Welt zu mindern und zu tilgen, der Inhalt seines sozialen Bemühens ist. Religiöses und Soziales stehen miteinander und haben Sinn durcheinander. Denn auch in sozialen Dingen sieht Brod auf dem Alltäglichsten den Glanz von Fernem, Himmlischem; und das Religiöse bedeutet ihm durchaus Dienst an Gemeinsamem und nicht Versenkung des Einzel-Ich oder dessen Auflösung in Überirdisches.

Hiesiges und Jenseitiges, Gegenwärtiges und Ewiges stehen immer gegeneinander und doch miteinander. Auch in der künstlerischen Gestaltung. Irdisches wird immer in der Verzauberung durch Ewiges gesehen und erlebt, Ewiges wird geahnt von dem tiefsten und sattesten Erlebnis des Irdischen aus. Naturalistische Romantik oder romantischer Naturalismus mag das heißen; Brod selbst prägte das treffende Wort: Diesseitswunder. So mußte Brod dem Expressionismus als zu naturalistisch, muß er der neuen Sachlichkeit zu expressionistisch erscheinen. Aber gerade das glückliche Ineinander (nicht die Mitte) macht Brods Wesen und Eigenart aus.

Brods Gedankenfülle stellt eine eigene Philosophie dar, die aus bekannten und oft ältesten Bestandteilen west- und osteuropäischer, vor allem aber auch jüdischer Geistigkeit eine kühne, neue und eigenartige Lösung findet. Dem Künstler ist das Leben nur faßbar an seinem Träger, dem Menschen. Nicht um den Einzelmenschen geht es Brod, wie es dem Mittelalter, der Renaissance und noch der Klassik gegangen ist, Brod geht es immer um die Beziehung von Mensch zu Mensch. Das Mittelalter sah sich Gott gegenüber (Dante), die Renaissance und Goethe der Welt (Natur); Brod sieht, darin ganz Kind seiner Zeit, alle Beziehungen vereinigt in denen zum Menschen. Das Zentrum aller menschlichen Beziehungen ist die Liebe. Hier ist der große Kampf, das große Versagen, das große Glück; hier spielt sich die göttliche Komödie ab, die Komödie der Welt. Um die tiefen Beziehungen von Mann zu Mann geht es Brod in den historischen Romanen; Tycho Brahes Weg zu Gott ist der Weg zum Menschen (Keppler). Weiblich ist die Welt der Gegenwartsromane. Rauschhaft und zugleich edel durchformt sind diese großen Symphonien der Liebe, die streng und wahr, zugleich von heißem Leben durchbebt sind. Hier treiben Ernst, Gründlichkeit und Leidenschaft in Seelenlandschaften, die kaum je vorher durchwandert worden sind. Männlich und weiblich ist die Welt des letzten großen Romans „Zauberreich der Liebe".

Das ist der moderne Zug in Brods Werken: sie leben aus dem engen Wechselspiel menschlicher Beziehungen; sie wachsen aus der Stadt der Gegenwart.

Durch alle Werke Brods bebt der maßlose Schmerz des Fremd- und Getrenntseins von Mensch und Mensch; in diesem Schmerz tönt die Sehnsucht nach der großen Güte, die Herz an Herz zwingt. Schmerz

Digitized by Google

und Sehnsucht, Zerrissenheit und Augenblicke des runden Glücks, entsagendes Beugen unter das Kernunglück der Welt, flammender Drang, das unedle Unglück aus der Welt zu tilgen, die ganze lebendige Welt Brodscher Geistigkeit hat bis nun ihre reinste Gestalt in dem Lord Byron-Drama gefunden. Hier hat Brod sein lebendiges Sinnbild geschaffen, das ein lebendiges Sinnbild unserer Zeit ist. Von der Höhe dieses schönen und berückend lebendigen Werks lohnt es sich, das Gesamtschaffen kurz zu überschauen, das in unsere Zeit gehört, wie wenige neben ihm. Wie weit es in die Zukunft ragen wird? Es ist wahr und lebendig — das genügt. Und auch dies: Jedes Werk Brods ist erfüllt von edler Hingabe des Menschen, vom ganzen Einsatz des Künstlers; und dies ohne Pose in einer Zeit, deren Künstler große Gesten und pathetische Verkündigung wieder lieben gelernt haben.

Ernst und Scherz aus Deutsch-Südtirol

Von Alois Brandl (Berlin)

Die Viertelmillion Deutschsüdtiroler läßt sich, trotz schwerer politischer Unterbindung, von keiner anderen unserer Minderheiten an literarischen Leistungen übertreffen. Nicht bloß die Zahl der Schriftsteller und Schriftwerke aus unseren Gauen südlich vom Brenner ist erheblich, sondern auch die Mannigfaltigkeit ihres Schaffens; namentlich aber begegnet uns da und dort ein Produkt von beachtenswerter Qualität.

Obenan gehört ein Kriegsbändchen von Walter Schmidkunz, der zwar auswärts geboren ist, in südtirolische Dinge sich aber in der Feldzugszeit bis zur geistigen Einbürgerung versenkt hat. Als Soldatenschilderer steht er dem berühmten Remarque in nichts nach; das Grauen und der wilde Humor des Schützengrabens ist bei ihm sogar noch gesteigert durch den weißen Tod, der allgegenwärtig miteingreift.[1] Überraschend donnert die Lawine; Menschen und Kanonen fegt sie zu Tal. Fast noch schlimmer wirkt es, wenn unvermerkt der Draht von ihr zerrissen wird, der die Verbindung mit der Tiefe vermittelt, so daß weder Proviant noch Munition, weder Nachschub noch Nachricht mehr heraufkommt in die Eisklüfte, wo die Landesverteidiger mit Todesausdauer hocken. Das Bild eines Mannes taucht vor den Drahtzäunen auf; er scheint auf dem Schnee zu sitzen und sich auszuraſten; obwohl ihn Kugel auf Kugel durchbohrt, sitzt er unbewegt weiter — erfroren. In einen tiefen Graben zwischen Felswänden ist ein Landsturmmann hinuntergeraten und duckt sich hinter Felsvorsprüngen vor den Blicken der nachspähenden Feinde; von oben lassen sie eine Laterne hinunter, um ihn sichtbar zu machen; eine Handgranate platzt und überstreut ihn mit Splittern von Eis und Stein; eins der vielen Kriegswunder ist es, wenn er entkommt. In der Unterstandshütte aber waltet ein braver Böhme und sorgt bei Tag und Nacht für Essen und sogenannten Tee, für Hosen- und Stiefelflicken, für soviel Licht und Wärme, als die schrecklichen Verhältnisse erlauben. Er arbeitet vor dem Auszug der Verteidiger; er arbeitet erst recht, sobald sie zurückkehren; er arbeitet die ganze Nacht, denn was an Gulasch und Tee vorhanden ist, braucht langes Kochen; die Schützen sind so verschlafen, daß ihnen die Augen zufallen beim Gehen, Klettern, Schießen — nur wann der Wenzel schläft, weiß niemand. Sein abgerackertes Bild steht mit Recht auf dem Umschlag, mit aufgestülpten Hemdärmeln; von seiner Uniform ist kein farbiger Fetzen mehr erkennbar. Aber noch ärger als die physischen Leiden der Gletscherjäger sind die seelischen der Grenznachbarn, die sich früher so kameradschaftlich zusammengelebt hatten und jetzt im nationalen, politischen und kulturellen Wirrwarr bald nicht mehr wissen, auf wen sie schießen sollen; bald ist es Notwehr, bald ein rein persönliches Motiv, bald ein krasser Zufall, wodurch die Richtung der losgehenden Gewehre bestimmt wird. In keiner Schilderung, die ich vom Feldzug an der italienischen Nordgrenze kenne, auch nicht im amerikanischen Roman „A farewell to arms" von Ernest Hemingway, der bei Tauchnitz erschienen ist und die Zustände bei den Italienern sehr lebendig schildert, ist so viel erschütternde Wirklichkeit zusammengedrängt wie in diesem Büchlein, das beredter spricht als Denkmäler von Erz und Stein.

Gewöhnt an Helden im Kriege sucht sie mancher Erzähler auch im Frieden. Einen neuartigen Roman legt eine neue Schriftstellerin aus dem Gau der Ladiner vor, die aber ein tadelloses, frisches Deutsch schreibt: Maria Veronika Rubatscher. Ihr „Lusenberger"[2] lebt noch und ist doch durch sie schon zum Gegenstand einer höchst interessanten Phantasiebiographie gemacht worden; er stammte aus dem Kreise der grödener Bildschnitzer, wurde daher zunächst auch ein Plastiker, dann seiner Braut zuliebe ein fleißiger Bauer, dann seinem Talent zuliebe ein kecker Maler in München, wo ihn besonders Defregger förderte, dann nach schweren Familienverlusten ein Klausner im Walde und schließlich der Lehrer der grödener Kunstschule. Inwieweit die Geschichte Wahrheit, inwieweit sie Dichtung ist, mag sich der Neugierige von ihm selber erzählen lassen; aber Bilder von ihm, seiner Umgebung und aus seinem Pinsel sind genug beigegeben, um uns von Kapitel zu Kapitel schauen zu lassen, was der Text berichtet. Die Blättchen sind talentvoll; es war der Mühe wert, den Lusenberger zu schreiben.

Seltsame Charaktere bergen sich in den südtirolischen Gäßchen und Einödhöfen; Paul Tschurtschentaler weiß sie herauszulocken und zu modellieren.[3] Da ist die treue Dienstmagd, die mit Opfern zu hohen Jahren kam, über Liebesleidenschaft und Habsucht gesiegt hat, eine allgeehrte Heldin des Alltags; der Bergbauer, der seinen Wald mehr liebt als das viele Geld, das ihm große Hotelunternehmer dafür anbieten — er rettet dabei sein seelisches Glück; der Einsiedler im Hochwald, ein Flüchtling vor den Erwachsenen, die ihn enttäuschten — so steigt er von seiner Fichtenklause ins Dorf hinunter, um sich durch Wohltun an der Menschheit zu rächen; ein Besitzloser weiß sich durch Arbeitsamkeit und etwas Frechheit ein Gütl herauszuschwindeln — der Wild-

[1] Walter Schmidkunz, Menschen zwischen den Grenzen: Erzählungen aus Südtirols schweren Tagen. München, Paul Müller, 1929. S. 230.

[2] Maria Veronika Rubatscher, Der Lusenberger, der Roman eines Künstlerlebens. München, Kösel & Pustet, 1930. 328 S. 16 Bilder. Ganzleinen M. 8,50.

[3] Paul Tschurtschentaler, Gestalten aus dem Etschland. Bozen, Ferrari, 1928. — Derselbe, Bergluft. Bozen, Vogelweider, 1928.

Digitized by Google

bach zerstört es in wenigen Minuten und schont nur das Kind in der Wiege. Lange ließen sich so die Genre-Bildchen aufzählen, hinter denen sich die Weintäler und Alpenweiden Südtirols als mächtiger Hintergrund dehnen. — Schwänke blitzen auf; der meraner Arzt Matscher[1] blickt gar vielen Etschländern an die Haut und unter die Haut; in Schriftdeutsch und in Dialekt weiß er ergötzlich vorzutragen, wie sich seine Landsleute das Schicksal von Adam und Eva im Paradeisgartel vorstellen, wie der Karrenzieher den gestrengen Dorfpolizisten überlistet, wie das hübsche Bauerntöchterl die Muspfanne zugunsten ihres Lieblingsknechtes dreht, wie ein norddeutscher Dr. jur. die Kur an einem Besoffenen „als der neue Doktor" üben soll und übt u. dgl.; besonders aber wie der Jörgl in Meran zum erstenmal ein Spital besucht und gleich zu Anfang am vorgeschriebenen Bade als einer „Schweinerei" hochmoralischen Anstand nimmt, obwohl er in anderer Hinsicht gar nicht so viele Moralbedenken hat. Der Genuß des Alltags bleibt, wenn auch viele öffentliche Verhältnisse ihn stören wollen; der Südtiroler trinkt sein Weinchen weiter, erzählt sich in der geliebten Muttersprache eine Geschichte nach der anderen und erhält sich dabei mutig.
Hoch über den Tälern aber funkeln die Wände des Rosengartens und der gespenstischen Dolomiten im Abendrot: kein Wunder, daß sich die sagenbildende Kraft des Volkes immer von neuem daran übt. In den Märchensammlungen von Karl Felix Wolff[2] ersteht der zwerghafte Alpenkönig Laurin zu neuem Leben; heimkehrend aus der Haft seines Überwinders Dietrich von Bern verwünscht er sein Rosengartenschloß für Tag und Nacht — nur die Dämmerung vergißt er, darum flammt es gerade um die Vesperstunde herrlich auf im Alpenglühen. Königstöchter hausten, wo jetzt wilde Felsen starren, und nur weil sie in übergroßer Liebe zu Menschenkindern sich in Nachtigallen verwandelten, sind sie untergegangen. Geizige Senner spuken bei Nacht in den Almengründen; den Teufel hat eine Hütte mit der Überschrift „Seelaus" zu der Annahme verführt, die Seele, die er da holen wollte, sei schon ausgeflogen; die Bleichheit der Dolomitengipfel kommt daher, daß eine Königstochter vom Monde herabstieg als sehnende Braut und die Farbe der Heimat nicht vermissen wollte. Erzähle weiter, fröhlicher Sagenerfinder; gern vergessen wir dabei die Gegenwart.
Geistige Kraft und seelischen Trost verdankt der Südtiroler seiner Literatur; freundlich erinnert er sich daher ihrer Schöpfer. Niemals war das Interesse für die alten Bürgerspiele in den blühenden Städten an Rienz und Eisack so lebhaft wie heutzutage; Anton Dörrer hat mächtig begonnen, diese oft reizenden Verskinder der Renaissance aus den verstaubten Archiven herauszuholen.[3] Selbst wenn er die einfache Geschichte eines innsbrucker Verlagshauses zusammenstellt, kommt er auf die Drucker zu sprechen, die in Innsbruck und Brixen unter den alten Landesfürsten um 1500 blühten und den Dichtern für Absatz sorgten. Dem prächtigen Kalenderschreiber und Bauernnovellisten Reimmichl,[4] einem gebürtigen Pustertaler, der jetzt einen ehrenvollen Lebensabend bei Hall im Inntal verbringt, haben die literarischen innsbrucker Freunde ein biographisches Denkmal gesetzt in warmherziger Achtung für seine Darstellungsgabe und volkserziehliche Wirkung. Dem schlichten Hilfsgeistlichen endlich, der von 1871 bis zu seinem Lebensende auf dem vorgeschobensten Südposten unserer Sprache und Sitte die Wache hielt und dabei den ältesten nationalen Schutzverein, den Schulverein, praktisch ins Leben rief, dem tapferen Kurat von Proveis, Franz Xaver Mitterer, hat Gottfried Fittbogen[5] eine Biographie geschrieben, die in jede Bibliothek gehört, die für die Existenzverteidigung unseres Volkstums im Süden etwas übrig hat; da erfährt man, warum die Geistlichkeit in Deutsch-Südtirol durch Volksverbundenheit stark ist und wie alle geistigen Schranken zwischen unseren Landsleuten fallen müssen, wenn wir uns behaupten wollen. Schöne Literatur geht dort über in historische Tat.

Proben und Stücke

Aus: „Erfolg" von Lion Feuchtwanger

(Gustav Kiepenheuer, Berlin 1930)

Der Komiker Hierl und sein Volk

Der große Minervasaal, ein volkstümliches Varieté in der Nähe des Hauptbahnhofs, war dicht gefüllt; denn der Komiker Balthasar Hierl, der heute nach längerer Pause zum erstenmal wieder auftrat, war populär. Die Zuhörer waren zumeist Kleinbürger, Leute aus dem Mittelstand, Dreiviertelliter-Rentner, Drei-Quartl-Privatiers wurden sie genannt, weil ihr Vermögen zu einem ganzen Liter Bier nicht reichte. Sie saßen in dem harten Licht des nüchternen, mit patriotischen und mythologischen Fresken geschmückten Saales, rauchten Zigarren oder Pfeife, hörten in den Pausen einem großen Blechorchester zu. Während der Vorträge aßen sie. Der eine Abend mußte sie entschädigen für die Entbehrungen der ganzen Woche. Also aßen sie. Würste von vielerlei Art: weiße, hautlose; saftige, prall in der Haut steckende; braunrote, dünne, dicke. Wohl auch Kalbsbraten, kunstlos zubereitet, Nierenbraten, Gratbraten mit Kartoffelsalat. Gewaltige Knödel, bereitet aus Mehl und Leberfleisch. Mächtige, gesottene Kalbsfüße. Salzbrezeln. Rettiche. Von den Frauen tranken viele Kaffee, tunkten Nudeln hinein: Rohrnudeln, hoch, gebuchtet, den Rand gebläht, Dampfnudeln, Kirchweihnudeln, dick, schmalztriefend, Krapfen, fett- und zuckerschwitzend. Serviert das alles auf Geschirr aus den Süddeutschen Keramiken Ludwig Heßreiter & Sohn, zumeist mit dem beliebten, sehr blauen Enzian- und Edelweißmuster. Der Saal war voll von Rauch, gleichmäßigem, langsamem Geräusch, Dunst von Bier, Schweiß, Menschen. Alte Bürger saßen behaglich, Liebespaare hockten breit, selig. Höhere Beamte, andere Großkopfige waren zahlreich in die Masse der Kleinbürger hineingesprengt. Denn der Komiker Balthasar Hierl beschränkte sich eigensinnig auf volkstümliche Vergnügungsstätten.

---

[1] Hans Matscher, Im Paradeisgartl. Bozen, Ferrari, 1928. 177 S.
[2] Karl Felix Wolff, Dolomitensagen. Bozen, Ferrari, 1927. 164 S.
[3] Anton Dörrer, Die geistlichen Bürgerspiele in Brunek. Archiv für neuere Sprachen, Braunschweig, Westermann, Bd. 157, 1930. Derselbe, Das Innsbrucker Verlagshaus F. Rauch. Ein Beitrag zur Geschichte der Tiroler Drucke. Linz, Winkler, 1929. 29 S.
[4] Reimmichl, Eines Volksdichters Leben und Schaffen. Von Oberkofler, Harrasser, Neumair, Weingartner, Bruder Willram. Innsbruck, Tyrolia, 1929. 135 S.
[5] Gottfried Fittbogen, Franz Xaver Mitterer und die Anfänge der Volkstumsarbeit. München, Beck, 1930. 160 S. und 4 Bilder.

Digitized by Google

Johanna Krain, mit Heßreiter und dem Anwalt Dr. Geyer an einem der mit roten, gewürfelten Decken verkleideten runden Tische, fühlte sich wohl. Garmisch war nicht die schlechteste Zeit gewesen, wahrscheinlich auch ihrer Sache ersprießlich. Aber es war gut jetzt, hier zu sitzen, ein derb zubereitetes Schnitzel vor sich, beengt von drei umfangreichen, schwatzenden, rauchenden, sich nährenden Bürgern, bevor man morgen früh nach dem Zuchthaus Odelsberg fuhr, um von nachmittag um drei an für die Zukunft Frau Johanna Krüger zu heißen.

Es war nicht Schadenfreude gewesen, auch Erleichterung nicht, als sie von dem gemeinen Ende des Chauffeurs Ratzenberger in der Zeitung gelesen hatte. Eher hatte sie es als eine Mahnung aufgefaßt. Ihr Aufenthalt in Garmisch, selbst wenn er die Sache Martin Krügers gefördert haben sollte, der leere Betrieb des Winterkurorts, die wichtige Sportlerei, die Bedeutsamkeit, die man der Kleidung beilegte, die Hotels, die Puderdose, Herr Heßreiter, der junge, windige Erich Bornhaal, all das hatte sie mit zunehmender, nervöser Langeweile erfüllt. Sie hatte, nachdem sie den Bericht vom Tod ihres Gegenzeugen Ratzenberger gelesen hatte, die Vorbereitungen zur Heirat mit dem Manne Krüger doppelt heftig betrieben, war schleunigst aufgebrochen, zur großen Verwunderung der Tante Ametsrieder. Paul Heßreiter, trotz ihres Widerstrebens, hatte es sich nicht nehmen lassen, sie zu begleiten. Jetzt saß sie hier, den Komiker Hierl zu hören. Den Abend unabgelenkt zu verwarten, wäre zu öde gewesen. Morgen wird sie Martin Krüger heiraten.

Sie hatte in den zwei Tagen, die sie in München war, die Nachricht bekommen, das Verfahren gegen sie wegen Gaukelei sei eingestellt. Die Behörden hatten die Sache wohl nie sehr ernst genommen: allein Johanna schien dieser Rückzug der Obrigkeit von Bedeutung. Der Fall Martin Krüger sah hier anders aus als in der fröhlichen Luft von Garmisch. Er war hier nicht mehr eine politisch spielerische Angelegenheit, noch weniger eine sportliche ihres Eigensinns. Vielmehr war da etwas wie eine Forderung, ein Druck, der auch im freisten Moment nicht ganz nachließ, etwas, das nagte und zwickte. Es war schade, daß Jacques Tüverlin nicht da war, heute wäre ihr seine scharfe, dünne Art recht gewesen.

Sie beschaute sich die Köpfe ringsum, dumpfe, gelassene Köpfe. Gutmütig im Grund. Man sollte meinen, man könnte ohne Mühe den unschuldigen Krüger von ihnen herauskriegen. Aber sie wußte besser um diese Menschen, sie war ja eines Stammes mit ihnen. Sie wußte, wie halsstarrig sie sein konnten; unversehens waren sie gereizt, niemand erkannte recht, wieso, und dann war gegen ihre trübe, viehische Querköpfigkeit nichts auszurichten.

Auf der Bühne erschien der Komiker Balthasar Hierl. Ein verschlissener Samtvorhang war da, rot und gold, überladen und sehr dreckig. Vor diesem Vorhang saßen einige Orchestermusiker, unter ihnen lang, dürr, traurig der Komiker. Auf billige Art geschminkt, die Gurkennase kläglich weiß, zwei feuerrote Clownflecken auf den Backen, klebte er wie eine Fliege auf einem armseligen Stuhl; die hageren Waden, aus viel zu weiten Stiefeln herausstelzend, hatte er kunstvoll um die Stuhlbeine gewickelt. Es galt eine Orchesterprobe. Der Komiker Hierl spielte zunächst Geige, aber da der Kollege an der Pauke fehlte, hat er es übernommen, auch dessen Part zu vertreten. Das war schwierig. Das ganze Leben war schwierig. Es kamen einem harmlosen, friedfertigen Menschen überall Tücken dazwischen, hundsgemeine Ablenkungen, mit denen man sich herumschlagen mußte. Da rutschte zum Beispiel dem Kapellmeister die Krawatte, darauf mußte man ihn doch aufmerksam machen. Das war schwierig so mitten im Spielen. Man konnte zwar schnell und eifrig mit dem Geigenbogen auf die Krawatte deuten, doch das verstand der Kapellmeister nicht. Man mußte also aussetzen. Da kam das ganze Orchester in Unordnung; man mußte von vorn anfangen. Da rutschte wieder die Krawatte. Überhaupt war es hoffnungslos, sich zu verständigen. Alle einfachsten Dinge gerieten sogleich ins Problematische. Das Sprachliche reichte nicht. Dazu sollte man zwei Instrumente spielen. Die Hände reichten nicht, die Füße reichten nicht, die Zunge reichte nicht. Es war eine schwierige Welt. Man konnte nur traurig und beschäftigt darin sitzen und wohl auch etwas eigensinnig und verstockt. Denn man hatte seine eigenen, richtigen Gedanken. Aber die andern begriffen sie nicht oder wollten nicht darauf eingehen. Zum Beispiel hat man an einen Radfahrer gedacht, und richtig saust da ein Radfahrer daher. Das war doch merkwürdig. Aber die andern wollten es nicht als merkwürdig gelten lassen. Ja, behaupteten sie, ja, mein Lieber, wenn man beispielsweise an ein Flugzeug gedacht hätte und es wäre just ein Flugzeug daher gekommen, das wäre schon eher merkwürdig gewesen. Es war aber doch, Herrschaftseiten! kein Flugzeug gewesen, sondern ein Radfahrer. Dazu die Instrumente, die Pauke, die immer, wenn man gerade mit der Geige beschäftigt war, bedient sein wollte, der Mann auf der Bühne, der immer hämmern mußte, und den man nicht ohne Ratschläge lassen konnte, die rutschende Krawatte des Kapellmeisters, die man nicht rutschen lassen konnte, die Gedanken, die man doch ans Außen bringen mußte, still, unentwegt, ohne Hoffnung auf Verständnis, verbissen. Das Problem mit dem Radfahrer, von dem man nicht loskam. Es war halt kein Flugzeug, es war ein Radfahrer. Jetzt aber ging es ganz wild auf, es kam die Ouvertüre zu Dichter und Bauer. Die ging furchtbar schnell, gleich war man aus dem Takt. Allein man war gewissenhaft, man steckte die weißgeschminkte, bebrillte Gurkennase in die Notenblätter, geriet in einen Strudel, mühte sich, zappelte, versank im Strudel. Die anderen rasten über einen fort: man ließ nicht locker, man arbeitete für sein Geld, arbeitete für drei. Und es war halt kein Flugzeug, es war ein Radfahrer. Und die Krawatte rutschte auch schon wieder. Eine wilde Sache. Todernst, dürr, hoffnungslos, die Waden um die Stuhlbeine gewickelt, traurig, verstockt, emsig, gewissenhaft arbeitete man. Das Publikum schrie, brüllte, tobte vor Lachen, fiel von den Stühlen, japsend, sich an Bier und Speisen verschluckend.

Seltsam, wie vor der simplen Eindringlichkeit dieses Schauspielers Hierl die Zuschauer gleich wurden. Ihre Einzelsorgen, Einzelfreuden versanken. Nicht mehr dachte Johanna an den Mann Krüger, nicht mehr Herr Heßreiter an die kitschigen, langbärtigen Gnomen und die gigantischen Fliegenpilze seiner Fabrik, der Minister Klenk nicht mehr an gewisse in nächster Zeit vorzunehmende bedeutungsvolle Personalveränderungen, nicht mehr der Geheimrat Kahlenegger an die sich häufenden, erbitternden Angriffe auf seine Theorien über den Elefanten der zoologischen Sammlung. Wie die Köpfe mit gleichmäßiger Bewegung der Bewegung des Schauspielers auf der Bühne folgten, so reagierte mit gleichmäßiger Schadenfreude ihr Herz auf die erfolglose Bemühung des mürrischen Menschen auf der Bühne. Ja, untergingen alle anderen vielfältigen Interessen der tausend Sinne des dichtgefüllten Saales in der Einen schallenden Freude über das Mißgeschick des geschminkten, verdrießlich sich abarbeitenden Hanswurstens.

Digitized by Google

Nur der Dr. Geyer behielt seine Kritik. Mißgelaunt, abschätzig saß er da, manchmal mit dem eleganten Krückstock, leise, klopfte er den Boden, rötete sich nervös, fand die ganze Geschichte ungeheuer albern, passend zu der Minderwertigkeit des Volksstamms, in dessen Mitte ein widerwärtiges Geschick ihn hatte geboren werden lassen. Seine scharfen Augen gingen hinter den dicken Brillengläsern von dem trüben, birnenschädeligen Mann auf der Bühne zu dem Minister Klenk, der wuchtig dasaß in seiner Lodenjoppe, Pfeife im Mund, aus breiter Brust Ströme von Gelächter holend. Dr. Geyers Augen und seine Gedanken kehrten nicht zurück zur Bühne, verweilten bei dem lachenden Mann im Zuschauerraum. Die Partei hatte dem Dr. Geyer ein Reichstagsmandat in Aussicht gestellt. Er war unbequem rührig, man wollte ihn fort haben. Auch lockte ihn die lebendige Stadt Berlin. Allein es war schwer, München zu verlassen, sich von dem Feind loszureißen, der behaglich im Triumph sich sielte.

Siehe! er verhöhnte ihn. Grüßte, wagte es zu grüßen, hob das Glas, ihm zuzutrinken. Auch der uralte Geheimrat Kahlenegger mit blöden, stumpfen Augen folgte dem Beispiel des Ministers, trank, grüßte herüber.

Man hörte jetzt, drangvoll eng sitzend, die nächste Szene des Komikers. Das war die Darstellung eines Brandes und der amtierenden Feuerwehr. Die Männer von der Feuerwehr vergessen immer wieder, daß es brennt. Sie verlieren sich in Gespräche über Dinge, die ihnen wichtiger scheinen, Feststellung von Verwandtschaften, ob der Huber, den der eine meine, der, dessen Tochter jetzt Klavier spielen lernt, identisch sei mit dem Huber des anderen. Auch der Besitzer des brennenden Hauses interessiert sich mehr für diese Dinge. Die Qualitäten einer Spritze werden umständlich erörtert und vorgeführt, während jenseits dieser trefflichen, nur eben infolge Demonstrierung nicht angewandten Spritze das brennende Haus zusammenstürzt. Der Saal schütterte vor Jubel und Gaudi, der Minister lachte sein riesiges Lachen, Heßreiter und Johanna freuten sich. Der Geheimrat Kahlenegger, auch er mit dem Minister an einem Tisch mit Bürgern, die ihm nicht weiter bekannt waren, zeigte in langen, druckreifen Sätzen die anthropologische Basis, auf welcher der Humor des Komikers beruhe. Er sprach von dem Schottermenschen, der von jeher das Schotterdreieck zwischen Schwabing und Sendling als natürliche Heimat gehabt habe, von dem Lehmmenschen in Ost und West, dem alpinen Menschen im Süden, dem Moormenschen im Norden, in Dachau. Sowie es ein Münchner Lehmedaphon und eine Lehmflora gebe, so auch gebe es einen Münchner Lehmmenschen, bedingt durch seinen Boden, und der Ausdruck dieser Lehmmenschheit sei der Komiker Balthasar Hierl. Die Münchner Bürger hörten Kahleneggers Auseinandersetzungen gelassen zu, sie hielten sie für gelehrt und spinnert und beschränkten sich darauf, manchmal „Ja, ja, Herr Nachbar" zu äußern.

Die Kapelle spielte einen blechernen Schlußmarsch Auf ins hintere Restaurant. Herr Heßreiter brachte Johanna nach ihrer Wohnung in der Steinsdorfstraße, einsilbig. Er hatte bis zuletzt geglaubt, Johanna werde ihren Entschluß, den Mann Krüger zu heiraten, aufgeben. Er bildete sich nicht ein, ein großer Seelenkenner zu sein, aber sehr gut merkte er, daß hinter diesem Entschluß nicht innere Bindung an den Mann Krüger stand, sondern Trotz, ein Nun gerade. Es war ihm nicht gegeben, Johanna offen darüber zu sprechen. Er konnte seine Meinung nur in einem allgemeinen Mißmut ausdrücken, in einem Unbehagen, das sich auf sie übertrug. Seinen Vorschlag, sie nach Odelsberg im Wagen zu bringen, lehnte sie unzweideutig ab.

Es war ekelhaft, wie alle behutsam am Rand hinredeten, wenn es sich um ihre Beziehungen zu Martin Krüger handelte. Diese verdammte Diskretion. Es wäre gut, wenn statt des breiten, nebeligen, konzilianten Heßreiter der scharfe, saloppe Tüverlin neben ihr säße. Sie hatte ihn nicht mehr gesehen, seitdem sie damals, verärgert über seine zynischen Aphorismen, vom Tisch aufgestanden war. Er würde sich nicht zartfühlend über ihr Vorhaben ausschweigen. Kein Mensch hatte ein handfestes Argument gegen ihren Heiratsplan vorgebracht. Wenn dieser Heßreiter doch endlich etwas Handfestes sagen würde.

Aber Herr Heßreiter hockte neben ihr, schleierig, beschäftigt, machte mit seinem Elfenbeinstock eigentümlich tudernde Bewegungen, als rühre er in einem Brei. Gerade passierte der Wagen die Feldherrnhalle, und Herrn Heßreiter warf, trotzdem sie in der Nacht nicht recht sichtbar waren, auf die dort aufgestellten Greuel einen haßerfüllten Blick. War es wegen seiner keramischen Fabrik, daß Johanna ihn nicht für voll nahm? Wegen des Kitsches, den er dort fabrizierte? Aber da gab es mancherlei Rechtfertigung. Er sammelte mit Verständnis gute Kunst, duldete nichts von seiner eigenen Produktion in seinem Haus. Er und alle Welt war einverstanden mit seinem Leben. Sollte ein anderer das Geschäft machen? Johanna war ein vernünftiges Mädchen, sicherlich wird sie seinen Standpunkt begreifen. Er erwog in seinem Herzen, ob er ihr seine Fabrik zeigen solle, seine Arbeiter, seine Maschinen. Hat er Grund, sich zu schämen? Er hat auch Grund, stolz zu sein. Er wird ihr die langbärtigen Gnomen, die gigantischen Fliegenpilze nicht unterschlagen, ihr aber auch die Serie Stiergefecht vorführen. Er war der Mann, was er machte, zu vertreten. Den Entschluß gefaßt, strich er sich den Schläfenbart, wurde besserer Laune, gesprächig.

Unterdessen schminkte in seiner Garderobe der Komiker Balthasar Hierl sich ab. Mit Vaseline entfernte er das kläg liche Weiß von seiner Nase, das giftige Rot von seinen Backen, mürrisch auf einem plumpen Holzschemel hockend. Leise dabei schimpfte er vor sich hin, das Bier sei nicht warm genug; denn er litt am Magen und durfte sein Bier nur gewärmt trinken. Seine Gefährtin, die den Feuerwehrhauptmann gespielt hatte, ein resolutes Frauenzimmer, noch in der Uniform des Feuerwehrmannes, redete beschwichtigend auf ihn ein; er war schwierig, immer erfüllt von Depressionen. Sie erklärte ihm, das Bier habe genau die vorgeschriebene Temperatur. Aber er murrte nur unzugänglich vor sich hin über die Weibsbilder, die damischen, die immer das letzte Wort haben müßten. Man hatte ihm natürlich gesagt, was für prominentes Publikum er heute gehabt hatte, und er, bei aller gespielten Verschlafenheit, hatte aufmerksam jede Wirkung beobachtet, wütend, wenn der winzigste Teil einer Pointe unter den Tisch fiel. Jetzt schimpfte er auf die Hammel, die sich an ihm ergötzt hatten. Er hatte nichts davon. Glaubte man etwa, daß ihm seine Späße Spaß machten? Einen Schmarren. Er war erfüllt von seiner Vaterstadt München; er sehnte sich nach einer großen Komödie, in der er sich, die Stadt München und die Welt hätte ausdrücken können. Aber das verstanden sie nicht, die Zwetschgenschädel, die blöden. Das ließen sie nicht zu.

Knurrig, mit gelangweiltem, hohlwangigem Kopf, ausgemergelt, in schlotterigen, langen Unterhosen stand er da, kläglich, trank, blinzelte seine Gefährtin an, schimpfte leise vor sich hin. Endlich, er war trotz guter Einnahmen geizig und scheute den Luxus einer Mietdroschke, ließ er sich von ihr zu einem Straßenbahnwagen ziehen. Auf der Plattform drängte er sich an sie, voll Angst vor der Berührung der fremden Leute.

Digitized by Google

Aus: „Das Geld schreibt" von Upton Sinclair

(Malik-Verlag, Berlin 1930)

Ein amerikanischer Sieg

Auch Theodore Dreiser hat uns seine Lebensgeschichte erzählt. In „Ein Buch über mich" machen wir auf Seite eins seine Bekanntschaft und erfahren, daß das Kind der Vater des Mannes ist. Als der junge Dreiser in trauriger Verfassung, elend und obdachlos, in den Straßen von Chicago herumirrte, las er einmal eine Zeitungsspalte von Eugen Field; „dieser Lokalbericht über unser heutiges Leben, diese scharfen Bemerkungen über örtliche Straßenszenen, Institutionen, Menschentypen, Funktionen, bewegten mich so tief, wie bisher noch nichts." Das sind jetzt siebenunddreißig Jahre her: Dreiser interessiert sich noch immer für die Lokalzustände in Amerika, für unser heutiges Leben, für keine andere Zeit und keinen anderen Ort. Er beobachtet Straßenszenen, Institutionen, Menschentypen, Funktionen, bringt sie im Notizbuch seines Gedächtnisses unter und verwebt sie, wenn er einige Millionen Eindrücke beisammen hat, zu einem ungeheuren Gobelin.

Er wollte Zeitungsmann werden, doch hatte er keine Ahnung, wie man das anstellt. Er trieb sich wie ein armer, herrenloser Köter so lange um ein Zeitungsbüro herum, bis die Leute es müde wurden, ihn hinauszuwerfen und ihm etwas zu schreiben gaben. Auf diese Weise lernte er Amerika von der Innenseite her kennen. „Ich sah, wie Parteivorschläge und Parteienwünsche frisch fabriziert, verdreht, oder zurechtgelogen wurden. Das verringerte meine Achtung vor der Menschheit um ein weiteres Stück. Die Menschen, und wie mir nach und nach klar wurde, alle ohne Ausnahme, sind kleinlich, reizbar, schmutzig in ihrem Kampf ums Dasein." Ein Redakteur sagt zu ihm: „Das Leben ist ein gottverfluchtes, stinkendes, verräterisches Spiel, und von tausend Menschen sind neunhundertneunundneunzig Bastarde." Das ist Zeitungsweisheit und die Welt der Zeitungsmenschen, in der Theodore Dreiser seine entscheidenden Jahre verbrachte.

Die Menschen jener Welt hatten nur zum geringsten Teil das, was wir „Bildung" nennen. Sie lernten Rechnen, Lesen, Schreiben und Geographie, und dann ging's an die Arbeit. Von der Vergangenheit wußten sie nichts und über die Zukunft machten sie sich keine Vorstellung; jegliche Wissenschaft war ihnen fremd und für die Ursachen der Dinge hatten sie kein Verständnis. Sie kannten nur das Leben, das sie umgab, nur seine Oberfläche, die sie Tag für Tag zu Papier brachten. Wirklichen Einblick hatten sie nur in die Intrigen und Schurkereien der Mächtigen, — „Bastarde", wie sie selbst, aber mit Geld, oder mit Kraft und Gier genug, um es den Reichen wegzunehmen. Ihre Redaktionsbüros waren schmutzig; die Journalisten arbeiteten unter einem furchtbaren Druck mit Hilfe von narkotischen Mitteln und Stimulantien. Sie lebten ständig in einem blauen Nikotindunst, hatten immer eine Flasche Whisky im Schreibpult und suchten sofort nach Büroschluß die Kneipe an der Ecke auf.

Kletterte man eine Stufe höher, in die Welt der Zeitschriften, wie Dreiser, der viele Jahre lang Chefredakteur beim Butterick-Konzern war, so fand man wohl eine andere Umgebung vor, aber der Geist, der darin herrschte, war derselbe. Der Fußboden des Büros war sauber mit Matten belegt, der Schreibtisch sah nach was aus, in den Ecken standen Palmen — nur der Redaktionsstab setzte sich aus denselben „Bastarden" zusammen, emporgekommen durch das Talent: genau zu erraten, wofür die namenlosen Millionen ihr Geld auszugeben bereit waren. Dreiser besaß dieses Talent und wäre heute noch Chefredakteur, wenn nicht noch anderes sich in ihm gerührt hätte, ganz wie bei Sherwood Anderson. Nur ließ er sich dadurch nicht aus der Bahn schleudern. Unbeirrt wartete er, bis seine Zeit gekommen war, und machte sich im Kopf seine Notizen. Im „Genie" findet man jene elegante Magazinwelt wieder. Zu der Zeit pflegte ich mit Dreiser zusammenzukommen; er war ein großer, schweigsamer Bursche, der gern zuhörte, während ich gern sprach.

In einem früheren Roman, „Schwester Carrie", erzählt er die Geschichte eines Mädchens von der Art, die er gut kannte. Sie hat weder Vermögen noch eine angesehene Familie, die sie beschützt, und hat daher ein Verhältnis mit einem Geschäftsmann. Ihr scheint das ganz natürlich, auch Dreiser findet das in der Ordnung. Die ältere Generation von Bürgern aber, die so gern den Vogel Strauß spielt, behauptete, das gebe es nicht. Eine alte Jungfer bei Doubleday Page & Company las das verwerfliche Buch gleich nach Erscheinen und veranlaßte die Einstellung des Verkaufs. Hätte Dreiser zu protestieren versucht, so wäre er als armer, unbekannter und schutzloser Mensch mit einiger Sicherheit ins Gefängnis gewandert. Das war das Ende von „Schwester Carrie", — bis es zu einem klassischen Werk erhoben wurde.

Ein scharfsichtiger und zugleich aufrichtiger Mensch muß eine dicke Haut haben, um in dieser Welt heil davon zu kommen. Dreisers imponierendste Eigenschaft ist wohl seine Hartnäckigkeit. Er weiß, was er will, und harrt jahrelang aus, wenn es sein muß; aber schließlich erreicht er sein Ziel. Er ist wie ein alter Elefantenbulle, der sich einen Weg durch den Urwald bahnt. Nichts kann ihn ablenken, rastlos arbeitet er sich vorwärts. Ist er einmal im Freien, so sieht sein Fell wohl zerkratzt und zerschunden aus, aber er selbst ist der alte Elefant von zuvor. Grimmige Hartnäckigkeit hat aus Theodore Dreiser einen der bedeutendsten Romanschriftsteller der Welt gemacht.

In der „Amerikanischen Tragödie" ist Dreiser genau derselbe wie in „Schwester Carrie". Fünfundzwanzig Jahre lang hat er Gelegenheit gehabt, die „örtlichen Straßenszenen, Institutionen, Menschentypen und Funktionen" Amerikas zu studieren: er kennt jetzt viel mehr Details als früher, aber er weiß noch immer nicht, worauf diese Zustände zurückzuführen sind, oder wie man sie ändern könnte. Sein Herz krampft sich zusammen angesichts all dieser Not und Verschwendung; er brütet über seinen Gestalten wie eine liebevolle Mutter, für jede ihrer Handlungen weiß er eine Entschuldigung — wie hätten sie denn anders handeln sollen?

Dreiser hat dieselbe Weltanschauung wie Thomas Hardy. Beide sehen das Schicksal der Menschen als ein unergründliches Spiel von Naturkräften an; beide kann nur großartig finden, wer gewillt ist, ihre Philosophie des moralischen Nihilismus anzunehmen. Hardy stehen Chöre der verschiedenartigsten Geister und anderer höherer Wesen zur Verfügung, die uns die blinde Tragödie der Dynastien erklären. Dreiser hingegen ist sein eigener Chor; Mitleid und Kummer durchziehen wie eine monotone, gedämpfte Melodie seine Geschichten von der Nichtigkeit und dem falschen Glanz des Daseins.

Ich will mit diesem hochherzigen Dichter nicht rechten, weil er kein Sozialist im engeren Sinne des Wortes ist. Der

Digitized by Google

wissenschaftliche Sozialismus umfaßt ja nur einen Teil der großen Aufgabe des Menschen, die blinden Kräfte der Natur zu verstehen und sie seinem Willen unterzuordnen. Man lese das Buch eines wirklichen Gelehrten, Ray Lankesters „Das Königreich des Menschen" und lerne daraus, wie es um unsere Welt bestellt ist. Den natürlichen Prozeß der Zuchtwahl und der Ausscheidung der Lebensuntauglichen haben wir teilweise unterbunden. Wir dürfen dabei nicht stehen bleiben und müssen eine vernünftige Kontrolle über die Aufbesserung der menschlichen Rasse und die Umgebung, in der sie aufwächst, ausüben, sonst muß unsere Kultur vor unseren Augen degenerieren und zugrunde gehen. Geburtenkontrolle und Eugenetik sind brauchbare Wege zur Ausscheidung der Untauglichen; Hygiene, Sozialisierung der Produktion und Abschaffung des Schmarotzertums die Mittel, um die neue Rasse zu heben. Doch für Dreiser existiert diese ganze Welt der Wissenschaft nicht; in den Redaktionsbüros, wo er aufgewachsen ist, hatte kein Mensch je etwas davon gehört Am nächsten ist er noch der Christian Science gekommen, mit der der Held im „Genie" in seiner gedrückten und verzweifelten Periode kokettiert. Die Menschen können von Pessimismus nicht leben, mag er auch edel empfunden und beredt ausgedrückt sein. Wird ihnen die Beschäftigung mit der Wissenschaft eines Professor Lankester versagt, so machen sie sich die einer Sekte zu eigen.

Dreiser ist heute der Abgott unserer jungen Schriftsteller; immerhin eine bessere Gottheit, als andere, die ich genannt habe — er hat sich nie dem Snobismus ergeben. Armut und Reichtum hat er beide gleichermaßen geschildert und nichts an ihnen verfälscht. Er ist nie in Ehrfurcht vor der großen, vornehmen Zeitungswelt zerflossen, in der er so lange gelebt hat. An seinem letzten Buch, das ein „Schlager" war, hat er seine zweihunderttausend Dollars verdient: ein echt amerikanischer Sieg. Was wird er damit anfangen? Es wäre für unsere junge Intelligenz ein grausamer Scherz, sollte ihr großer, gelassener Abgott sich in einen christlichen Prediger alten Stils verwandeln.

Böse Anzeichen sind vorhanden. „Eine amerikanische Tragödie" ist eine komplette Sonntagsschulpredigt. Fromme Leute müßten nur die Verführungsgeschichte ausmerzen, die mehr ins einzelne geht, als es in Sonntagsschulen üblich ist. Sonst findet sich alles darin: frühe religiöse Schulung, die liebende Mutter, die die Wanderungen ihres Sohnes mit Gebeten begleitet, die böse Welt des Überflusses und der Mode, der rosige Weg des Lasters, die Schrecken von Schuld und Angst, die Anfechtung und das furchtbare Verbrechen, Entdeckung und Bekehrung, wieder die liebende Mutter mit ihren Gebeten, der Geistliche, der im Gefängnis kniet; auf Reue folgt Vergebung und die ewige Gnade Gottes. Sechsundfünfzig Jahre lang hat Theodore Dreiser das Leben mit eigenen Augen betrachtet, um eine originelle, vorurteilslose Meinung zu äußern. Das Resultat ist dieser Roman und die beängstigende Weisheit: „Der Lohn der Sünde ist der Tod."

Das lyrische Flugblatt

Von Hans Sturm (Berlin)

Vor nun zehn Jahren wurde der Expressionismus abgeblasen. Das jäh aufgeloderte lyrische Feuerlein fiel bald wieder in sich zusammen. Der allzeit solide Bürger begnügte sich nach wie vor mit „Blütenlesen", in denen Geibel und Genossen dominierten, und der nur auf den dernier cri wartende Snob ergötzte sich am — Schlager. Nun kam vor einigen Monaten die Kunde, daß die französische Akademie die Preise für Versdichtungen nicht verteile, da geeignete Anwärter fehlten.

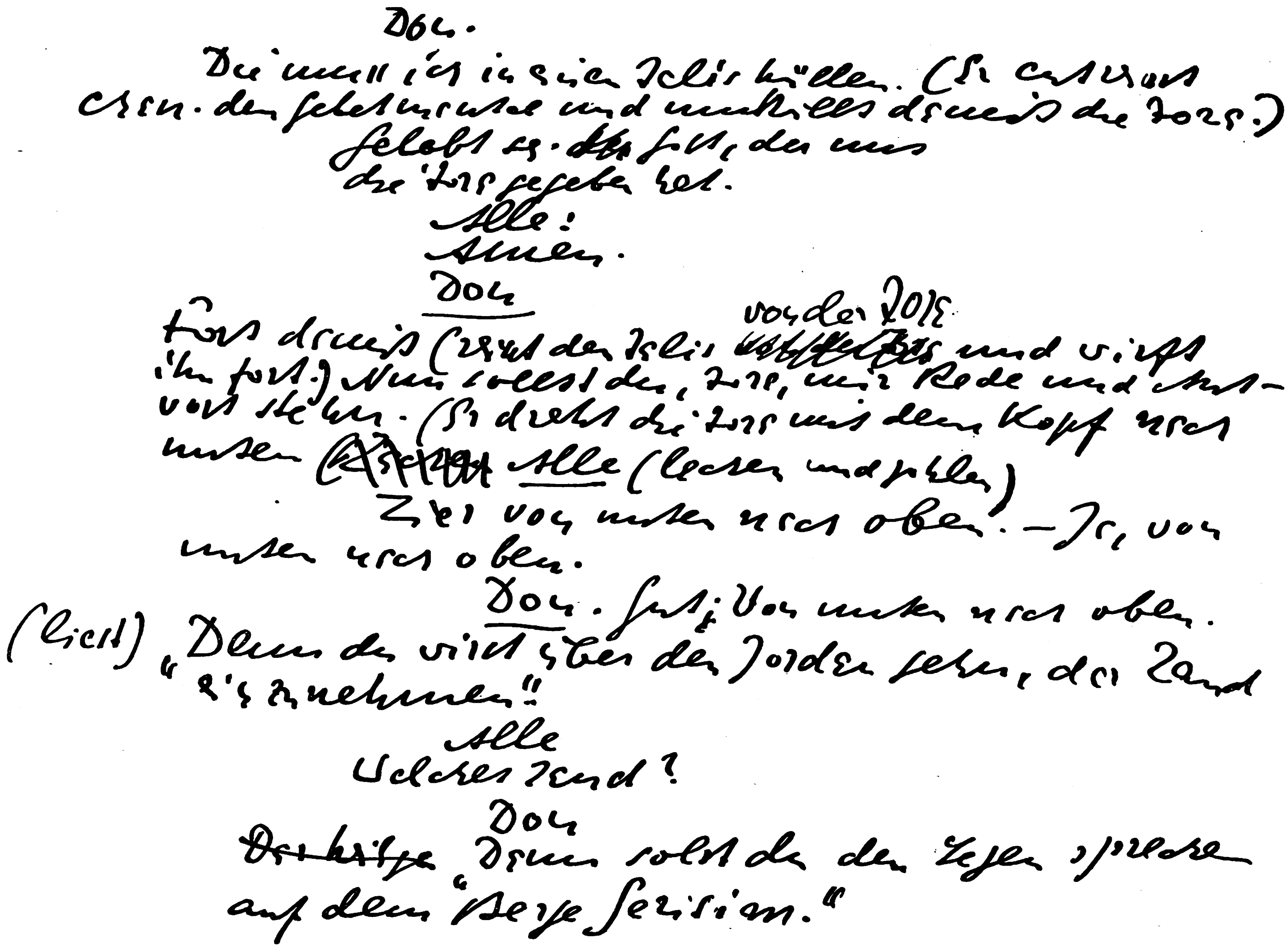
Daß trotz aller Nöte die Lyriker noch da und auch noch lebendig sind, davon legen die in ein- bis zweimonatlichen Abständen erscheinenden Flugblätter „Die Anthologie" (Kartell lyrischer Autoren und Bund deutscher Lyriker) Zeugnis ab. Neben Bewährten stehen Neuerer von Geblüt; aber alle sind gegenwartsnahe Künder der Gegenwartswelt. — G. A. Goldschlag zeichnet in „Rot und Grün" scharf gesehene Großstadtbilder, aus denen der „Pianist", mit einem Flieger meisterlich parallelisiert, wie eine Technik und Kunst einende wundersame Vision sich abhebt. — Walther Petrys Gedichte „Das Ich" sind wenig geglückter Versuch, die Ode zu erneuern, jene aus mythischen Kulten gewachsene Kunstform, die das Individuelle des Dichters und das Wesentliche der jeweiligen Epoche gleich stark spiegelt. — Einer der besten der jüngeren Lyriker, Robert Seitz, besingt „Tiere und eine Stadt". Er begreift die sagenferne Abkunft des Tiers, seine stete Unrast und sein Einssein mit den Dingen. Düsternis und Not aller Kreatur deutet er in seinen schwingenden Versen, die oft anmuten wie eine beseeltere Form panischen Staunens. — „Der heilige Tierkreis" Gerda von Below führt zurück in Zeit und Raum bis zu den Urfeuern, hinter denen aller Anbeginn schimmert. Wenn sie „aus dem Wandel der Gestirne die (nicht immer gleichwertigen) magischen Gesichte zieht", ahnt man ihre seherische Forderung: geistige Sternenzeit. — Der junge Bernhard Trinius hat in seinen Schicksalgedichten „Die Passion" noch zu schweren Schritt, und das Vermächtnis der Großen vermag er zu erfassen doch nicht zu gestalten; aber er ist auf dem Wege. — Hans Brandenburgs „Weihe des Hauses" sind Gedichte in meisterlicher Form und Abgeklärtheit. — Nikolai Michelsohns Verse „Schlafkrankheit" sind gelungenes Experiment, die „Encephalitis lethargica" dichterisch zu deuten. — Aus Johannes Urzidils „Stimme" sei das wuchtige „Baulied für Paläste" genannt. — In diesen Rahmen gehören noch „Die sinnlichen Hymnen" von A. R. Meyer, der ein neues Gebiet, die physiologische Psychopoesie, erschließt. Er versucht eine von Groteskem verbrämte Erweiterung der Theorie der Sinne, er will „des Lebens und der Seele Parallelismus auf eine Formel" bringen, ohne jeglichen Tief- und Trübsinn, doch überflaggt mit allen „Wimpeln des Widersinns". Diese Hymnen dürften von Kritischen und Unkritischen bekrittelt werden, teils, weil man sie an den herkömmlichen, bürgerlich sanktionierten Formen mißt, teils, weil man dies nicht tut. Die vielen, lyrisch nicht allzu lebendigen Vokabeln von der Peripherie des Daseins (Antihypochondriaca, Kloßbrühe, 65 Kilo-Winddruck, Apfelkammer-Atmosphäre u. ä.) werden Ärgernis geben. Es wären nur gescheite Drolerien, wenn nicht wirkliche Melodie aus „Bejahung mit dem Kettenresultat der Verneinung" sie ins Geistige trüge und löste.

Diese Sammlung, ausgebaut, wird das Geschwätz alleswissender Tagespropheten widerlegen.

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Arno Nadel

Aus: „Die Pest" (Originalgröße)



Dov.

Du willst ich in ein Tallis hüllen. (Er entrollt den Gebetsmantel und umhüllt damit die Tora.) Gelobt sei Gott, der uns die Tora gegeben hat.

Alle:

Amen.

Dov

Fort damit (Er reißt den Tallis ~~[illegible]~~ von der Tora und wirft ihn fort.) Nun sollst du, Tora, mir Rede und Antwort stehen. (Er dreht die Tora mit dem Kopf nach unten ~~[illegible]~~ Alle (lachen und johlen)

Zeig von unten nach oben. — Ja, von unten nach oben.

Dov. Gut; Von unten nach oben.

(liest) „Denn du wirst über den Jordan gehen, das Land einzunehmen!"

Alle

Welches Land?

Dov

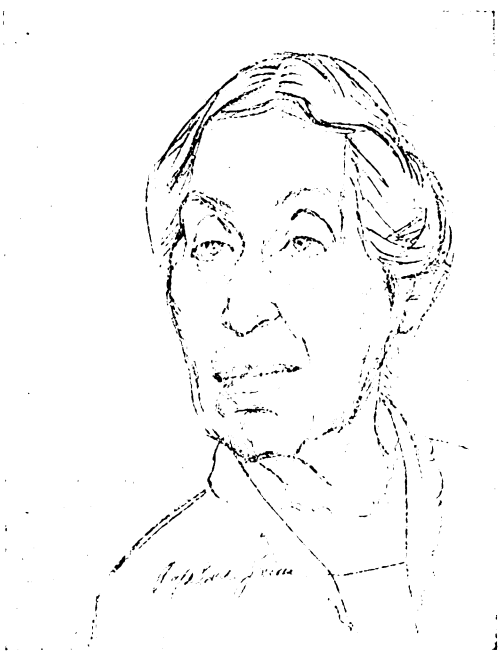
~~[illegible]~~ „Denn sollst du den Segen sprechen auf dem Berge Gerisim."

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Anſelma Heine

„Tochter eines hallenſer Profeſſorenehepaares, macht ſie ſich beizeiten (ſpät genug nach heutiger Einſtellung) frei. Bruder Karl, der bekannte Dramaturg und Ibſen-Vorkämpfer, weiſt ihr dabei den Weg. In der Freiheit wahrt ſie ihre Erbſchaft. Die ausgeſprochen Geiſtig-Bürgerliche bleibt ſie zeit ihres Lebens. Allerorten ſteht ſie in geiſtig er Verbundenheit. Nach Berlin übergeſie-



Anſelma Heine
Zeichnung von Frank-Klein

delt, vermag ſie derart — was nur den wenigſten glückt — Berlinerin zu ſein.

Dies geiſtige Bürgertum iſt damals noch imſtande, Atmoſphäre zu bilden, und das iſt Anſelma Heine, die Dichterin —: eine, die immer und wie ſelbſtverſtändlich Atmoſphäre um ihre Menſchen herum ſchafft. Um ihre Geſtalten iſt Luft, und von Anbeginn ihrer literariſchen Tätigkeit an hat Anſelma Heine um die Kunſt gewußt, eine Perſon, von der auf keiner Seite die Rede iſt, in das innere Schickſal ihrer Bücher einzuſpinnen — den Leſer.

Eine Kluge, die ihre Menſchen kennt, wo ſie ſich ſelbſt am allerwenigſten kennen: das bezeichnet den ſicheren Bezirk und die Grenzen ihrer Kunſt. Einmal war es ihr gegeben, hoch über ſich ſelbſt hinauszuwachſen, in ihrer Erzählung ‚Die Erſcheinung'. In der wird die Geſtorbene uns überleben. Hier iſt Novelle in Viſion.

Die Geiſtig-Bürgerliche, zur Berlinerin geworden, folgte auch darin dem (ſonſt von Ortsfremden nicht einmal geahnten) Ruf der Stadt: ſie ſchuf ſich Geſelligkeit. Als die um ein Jahrzehnt Ältere war ſie gekommen, immer war jüngſte Jugend um ſie. Der war ſie Helferin, Beraterin, ausgelaſſene Spielkameradin. So bis in ihr hohes Alter. Sie brauchte Jugend, Jugend brauchte ſie. In unwahrſcheinlich engen Kabinen hockten bei ihr immer unwahrſcheinlich viele zuſammen, und es gab Flammeri mit Himbeerſaft. Man war nicht nur ausgelaſſen, man ſprach auch über ſehr ernſte Dinge und fühlte, daß hier Atmoſphäre war. Die ſchuf ſie ſich, wo immer. Eine letzte. Ihr Weſen: geiſtiges Bürgertum."

Ernſt Heilborn (Frankf. Ztg. 849).

Vgl.: A. J. (Voſſ. Ztg. 531); W. M. (D. A. Z. 526); B. T. 531; Berl. Börſ.-Cour. 527; Vorw. 529; Berl. Börſ.-Ztg. 526; Dt. Tageszig. 530; M. (Bund, Bern, 526); Paul Wittko (Stadt-Anz., Köln 573).

*

Das Zeitſtück

„Das Zeitſtück iſt die große Mode, die unterirdiſche Literatur trägt dem — ſelbſtverſtändlich in viel höherem Grade, als es Dichtung tut — Rechnung. Ich habe 54 Zeitſtücke geleſen.

Die Fülle der Möglichkeiten ſcheint unendlich, bei näherem Zuſehen gewahrt man, daß es ſich um zwei, zunächſt getrennt fließende Strömungen handelt, die ſich an vorbeſtimmter Stelle ineinander ergießen.

Revolten- und Revolutionsdrama heißt die eine. Der Kampf der Unterdrückten ums Recht. Gelänge es den Verfaſſern, den Standpunkt zu finden, von dem aus erſichtlich wird, daß ‚Recht' faſt immer auf beiden Seiten iſt, ſo könnte ſehr wohl Drama im tieferen Sinn erſtehen. Dadurch aber, daß man in den einen — was den Verfaſſern menſchlich alle Ehre macht — die Vergewaltigten, in den andern die Vergewaltiger erblickt, erſteht ein grausliches Etwas, das mit der alten Märtyrertragödie verzweifelte Ähnlichkeit hat. Der einzige Friedrich Wolf ſcheint mir mit ſeinen ‚Matroſen von Cattaro' hier eine Ausnahme zu ſtatuieren; bei ihm bricht die Revolte immerhin an innerer Schwäche und Uneinigkeit zuſammen. Schrecklich aber ſind die zahl-

Digitized by Google

reichen Polyeuctes des revolutionären Gedankens. Wobei man freilich feststellen darf, daß in solchen Zeitstücken auch ganz ungekannten Verfassern die Milieuschilderung meist überraschend glückt.

Die Polizei, vor allem die Steuerbehörde (gleich zwei Dramen) nutzt man mit Vorliebe als Hammer in solchem Hammer- und Amboß-Spiel. Das Hinrichtungsthema mit billiger Satire auf Gerichtspersonen und Zuschauer hat man noch immer nicht über. Nicht weniger als vier meiner Dramen beschäftigen sich mit den Nationalsozialisten. Jawohl! man ist aktuell. An die Rathenau-Ermordung knüpfen drei meiner Dramen an. Nicht weniger als drei sind der Frage nach dem Ergehen der Volksminderheiten gewidmet.

Die andere Strömung kommt vom Naturalismus her, der nun mit Aktualität aufgepäppelt wird, und heißt: Verelendeten-Schilderung, Wohnungsnot und Stempelbruderschaft. Arbeitslosenjammer und Emigrantenelend. Kriegsreminiszenzen derart, daß man nun (gleich zweimal) den Kriegsblinden auf die Bühne ruft. Schon thematisch fehlt all diesen Dramen der innere Widerstreit. Sie spielen auf der einen Saite auf. Sie versiegen in sich. Sie haben selten oder nie den Schicksalshorizont. Wieder aber tritt auch hier zutage, daß die Erbschaft des Naturalismus nicht verloren gegangen ist. Auch die anonyme Durchschnittsbegabung versteht sich meist auf Milieuschilderung.

Erstaunlich wird der Mangel an Begabung, wo das Zeitstück phantastisch oder satirisch oder phantastisch-satirisch zu werden sich erdreistet. Man läßt den Milliardär und Despoten von seinem Doppelgänger, dem Philanthropen, ermordet werden, so daß der Gütige alsbald die Rolle des Bösen übernimmt. Man greift das Thema der Wohnungsnot auch mythisch-mystisch und in Versen an. Man stellt Prometheus in den Reichstag. Dazu die simplen Satiren auf Schiebertum (2), auf Beamtentum (2), auf Parteiwesen (5), Satiren, die sich etwa darüber ergötzen, daß sich der Führer der Deutschnationalen in die kommunistische Abgeordnete (das Thema genoß ich gleich in zwei Abwandlungen) verliebt. Für Satire ist die Begabung in Deutschland, scheint es, minimal. Noch jedes Boot, das ich auf dies Meer hinausrudern sah, scheiterte an der Klippe ‚Albernheit'. Auch ist, scheint es, ausgerechnet die Phantastik die unglücklich Geliebte des Dilettantismus. Je dilettantischer, desto phantastischer.

Im Hinblick auf die Zeitstücke und ihre Zwangsaktualität sagt man sich: Die Toten reiten schnell. Wobei zu hoffen bleibt, daß die Mode noch schneller reitet als die Toten." Ernst Heilborn (Frankf. Ztg. 828).

*

Robert Musil

(Zum 50. Geburtstag)

„Unerbittlich streng gegen sich selbst, daher mit Fug auch gegen seine tägliche und künstlerische Umwelt, ist der Mensch und Dichter Robert Musil immer ein Einsamer, Abseitiger gewesen. Philosoph und Mathematiker in einer Person, steht er geistig dem Dichter Paul Valéry nahe, während seine exakte, ausdauernde Schaffensweise an Gustave Flauberts zähes Ringen gemahnt, und seine im deutschen Schrifttum beispiellose Kunst der dichterischen Aussage des Unterbewußten in Europa nur noch bei Marcel Proust und James Joyce festzustellen ist.

Als vor vierundzwanzig Jahren Robert Musils Roman ‚Die Verwirrungen des Zöglings Törleß' erschien, waren es die besten kritischen Köpfe Deutschlands, die den jungen Dichter mit einer Hochachtung begrüßten, die ihm nach wie vor in einem kleinen Kreis von Männern, die selbst etwas bedeuten, den Vorrang sichert, während weder das Publikum, noch der literarische Betrieb viel von diesem wenig betriebsamen literarischen Zeitgenossen wissen will. Das hängt, nach des Dichters eigenen Worten, wohl auch mit seiner eigenen Zielsetzung zusammen, die nicht darin besteht, an vorhandenem Vorrat von Ideen und Gefühlen (und mit ihm) zu rühren, sondern das Bestehende aufwärts zu variieren (in der Richtung auf Vergeistigung des Lebens ohne Einbuße an Substanz), was in dem Entwicklungsabschnitt, worin wir uns befinden, sehr undankbar ist. Das entscheidende Wort wird im kommenden Jahrzehnt fallen, in dem eine endlich zur Selbstbesinnung gelangte Literaturkritik die Spreu vom Weizen sondern und — ähnlich wie im Falle Stendhal — erkennen wird, daß Robert Musils Werk einsam die Flut der Romanproduktion der betriebsamen Zeitgenossen überragt und sie für immer überdauern wird." o. p. (Prag. Pr., 304).

Vgl.: Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 260).

*

Adalbert Stifter

(Zum 125. Geburtstag)

„Zwei Eigenschaften machen das Wesen des Ganzen aus, so glücklich einfach wie ihre sich reimenden Namen: Reinheit und Einheit. Reinheit aller Sinne und der Gesinnung, Reinheit des Empfindens, Reinheit der Kontur und der Farbe, der Gestaltung; eine solche Reinheit, daß ihr Duft zu berauschen vermag wie der Duft aus der Schattenkühle eines Schranks voll Leinenzeug, voll aufgesparter, ursprünglich naturhafter Frische, die

Digitized by Google

uns anatmet, ein inbrünstig starkes Arom, rein, kräftig, ruhig, aber innerlich machtvoll wie der Odem eines arkadischen Flurgotts. Die reinen Dinge, die Pflanze Flachs, der kunstlose Rocken, der uralte Webstuhl und das Wasser und die Sonne des Himmels: die wirkten zusammen die edle Köstlichkeit des Gewebes. Wie in ihm Faden bei Faden, so kannst du dahier Wort neben Wort und Satz an Satz zählen, Reihe an Reihe, im Gleichmaß unwandelbar, in vollkommener Gelassenheit, Figur an Figur so kunstlos, so aus sich selber sich verflechtend, aneinander sich haltend wie die kunstlos aus einem Faden geschlungenen Maschen eines Strickzeugs, aneinander sich haltend so mühelos leicht, wie sich die Liebenden halten mit einem Lächeln. Eine Flut rinnt so ununterbrochen und unaufhaltsam wie aus dem Mund der Erde in die unkünstlich geformte Schale: was vom Himmel fiel, in den Erdboden drang, was hundert Male gefiltert durch Unkraut und Ungeziefer, durch Verwesendes und Totes, durch Gestein und Gesinter und Gase, gesammelt wieder heraufflieg und im silbernen Bande des Quells über die Schale fällt: oh, das vollkommen gereinigte, wie ist es rein! — Nun vergiß deine Zeit, deine Umwelt, dich selbst; alle deine Begriffe und Gesetze wie deine Wünsche bleiben hier unbeachtet. Keine Steigerungen findest du hier, keine Gipfelungen; niemalen nur die geringste Verschlingung, geschweige Verstrickung oder Verwirrung. Ja ist hier Ja, Nein ist hier Nein. Denn es ist die vollkommene Einheit." Albrecht Schaeffer (Münch. N. Nachr. 289).

Vgl.: Gottfried Kapp (Germ. 496 B); Nicolaus Bruckner (Saarbr. Ztg. 280); Erich Klausnitzer (Bautzener Tagbl. 247); Adalbert Schmidt (Teplitz-Schönauer Anz. 248).

*

Cäsar Flaischlen

(Zum 10. Todestag)

„Der dunkelste Ernst des innerlichsten Geistesringens, die tiefste Not um Klärung und Erkenntnis führen bei Flaischlen immer neu zu der Erkenntnis: ‚Der Mensch ist für den Sonntag da!' Ja, für den Sonntag, wie dieser Dichter ihn erlebt, geschaut hat: den Sonntag der reinen Liebe und Güte, der beseelten Vergeistigung und der Gottestreue — eben jener Sonntag, der allein sinnvoll ist und glücklich macht. Solange wir also diesen Sonntag und das ihm zugehörige Menschentum bejahen, müssen wir und werden wir auch Cäsar Flaischlens Dichtungen lieben, lesen, bejahen. Je weiter die Zeiten von Flaischlens Hingang fortrücken, desto mehr erkennen wir, daß das Unvergängliche auch in ihm und seinem Werk zu Dank verpflichtend sich ausgewirkt hat: er hat die Kunst im reinen Sinne gelebt und dem Leben reine Kunst geschenkt." Hanns Martin Elster (Königsb. Hart. Ztg. 486 u. a. O.).

Vgl.: Stephanie Feuchtwanger (Hagen. Ztg. 242); Heinrich Schleichert (Bitterfeld. Allg. Anz. 16. Okt.); Paul Wittko (Schwarzwälder Bote, Oberndorf, 230).

*

Zur deutschen Literatur

„Eine Faustübersetzung [Henry Guenser]." Von Martin Bodmer (N. Zür. Ztg., Lit. Bl. 2061).

„Goethes Sohn." Zum 100. Todestag. Von Wolfgang Goetz (D. A. Z., Unt. 501).

—, —. Von Sophie Hoechstetter (Schles. Ztg. 546).

—, —. Von Hanns Martin Elster (N. Zür. Ztg. 2070 u. a. O.).

—, —. Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 251).

—, —. Von Otto Lerche (Schwäb. Merk. 251 u. a. O.).

„Immermann." Von Friedrich Gundolf (B. T. 516):

„Die ‚Epigonen', mißraten als Gesamtwerk, bleiben denkwürdig als eine der ersten großen Zeitkritiken, wenn wir ihre kostümierten Einzelheiten als eine Aphorismensammlung und nicht als einen Roman lesen. Das Werk behält seinen Rang nach Goethes ‚Pädagogische Provinz', nach Jean Pauls ‚Levana', neben Arndts ‚Geist der Zeit'. In vielem ist es tastender Vorbote von Nietzsches Jugendschriften; eine Witterung, daß die alten Ideale von raum- und zeitreicher Menschenbildungsfülle und wohlwollender Vornehmheit in Gefahr der Erschlaffung sich rüsten und stärken müßten wider eine härtere, massenhaftere, erdengierigere Gesellschaft und Wirtschaft. Daß Immermann dieser strengen Wirklichkeit ehrlich ins Auge sah trotz seiner Liebe zu Hellas, Rom und Avalun, daß er sich nicht mit romantischen Mätzchen, Pfäffereien, Spielen und Dünkeln dem redlichen Kampf entzog, obwohl er kein zeitdurchragender und -überragender Geisterbanner war wie Goethe und kein Getriebener wie Kleist, kein entrückter Seher wie Hölderlin, das macht seinen Willen vorbildlich auch in den ‚Epigonen', mag das Werk als Gebilde auch hinfällig sein.

Alle Werke Immermanns, die das Ganze seines Wesens erscheinen lassen und nicht bloße Festspiele, Bühnenarbeiten oder Ausbrüche sind, entstammen dem Ringen seines Wahrheitseifers mit den Schönheitsversuchungen seines Zeitalters oder mit den Glaubenserbschaften, die philosophisch gebrochen von den romantischen Poeten verwendet wurden. Immermanns Streben ist nicht mehr das faustische Ringen nach Allwerdung durch Erkenntnis, sondern das Bemühen um Reinheit, Geradheit, Echtheit der Seele bei der reichen Wirrnis angehäufter Stoffe, Mittel und Reize. Die spöttische Klage Goethes über sein Publikum: ‚sie haben schrecklich viel gelesen durfte Immermann erst recht erheben als Schriftsteller, als Theaterdirektor, als Selbstbetrachter. Die Sorge, unter dem Wust von Literatur die wohlgegründete dauernde Erde, einen unerschütterlichen Bestand von festen Sinngehalten, Gesetzen oder Befehlen einzubüßen, war eine seiner Musen, stärker als der Glaube an Gott oder Natur selbst. Nicht, daß wir nicht wissen können, sondern daß wir zu viel und zu rasch Wisserei treiben, war seine Verzweiflung, das Getue, das Geschrei, die Faxen, die Vorwände, der Schwindel der überbildeten Näscher."

„Der Fall Grabbe." Von Paul Friedrich (Deutsche Ztg., Kunst 261).

„Jakob Burckhardt und Deutschland." Von Ricarda Huch (Münch. N. Nachr. 307).

„Jakob Burckhardts Beiträge zur Kunstgeschichte von Italien." Von M. (Bund, Bern, Kl. Bund 44).

„Marie von Ebner-Eschenbach." Von Paul Wittko (Münch. Ztg., Propyläen 50).

Digitized by Google

„Wilhelm von Polenz, der Dichter des sterbenden Landes." Von Hermann Franz Sachernitz (Das sterbende Land 2).

„Wedekind und der Simplizissimus." Von Korfiz Holm (Münch. N. Nachr., Einkehr 43).

„Eine Wedekind-Erinnerung." Von Josef Hofmiller (ebenda 45).

„Die neuen Rilke-Briefe." Von Gerhard Bohlmann (Gießen. Anz. 262).

„Die Stübbenburg, Erinnerungen an Arno Holz." Von K. Harald Isenstein (Gießen. Anz., Familienbl. 84).

„Hans Chlumberg." Von Wilhelm Meridies (Germ. 503).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Der Erzähler Paul Ernst." Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 263).

„Paul Ernst zum heutigen Zusammenbruch" [‚Die Grundlagen der neuen Gesellschaft']. Von Niels Hansen (Köln. Ztg., Lit. 599).

„Friedrich Griese." Von Niels Hansen (Geraer Ztg., Lese 20):

„In allen Erzählungen Grieses ist es immer wieder eins, was seltsam fesselt und dem man sich nicht wieder entziehen kann, wenn man es einmal gekostet: dieser still und tief strömende Fluß der Sprache, die alles geistreich Schillernde vermeidet, streng und spröde scheint und dennoch ganz beseelt ist von einer eigenartigen, männlichen und doch auch träumerischen Persönlichkeit. Mag sein, daß dies norddeutsche Art ist und uns nördlich der Elbe Beheimateten besonders vertraut klingt. Jedenfalls wird aber kein Deutscher, der sein Wesen nicht geradezu verleugnet, sich dem Zauber dieses echten und bedeutenden Dichters ganz entziehen können."

„Theodor Haecker." Von Konrad Weiß (Münch. N. Nachr. 300).

„Würdigung Hermann Kessers." Von Alexander Runge (Bresl. Vorortztg., Ja und Nein 21).

„Über Gottfried Kölwel." Von Josef Magnus Wehner (Münch. N. Nachr. 291):

„Die Kraft dieses Dichters liegt in der Natur. Sie verleiht ihm die Kraft organischen Aufbaus. Wie im Raume des Volkes auf alter Erde Dorf, Markt und Stadt stehen, drei Wellenkreise des sich ausbreitenden Lebens, so sind auch seine Menschen organisch aus der Natur heraus gebaut. Sie haben den Atem unsentimentaler Frische wie die Gestalten mittelalterlicher Volksschwänke. Sie benötigen den Dialekt nicht, aber sie saugen aus ihm die Anschaulichkeit der Sprache, einer lauteren und fast bildlosen Sprache, die auf einen reinen Ton gestimmt ist."

„Robert Walser." Von Franz Blei (B. T. 502).

*

„Carl Lange, der Dichter und Pionier des deutschen Ostens." Von Heinrich Zerkaulen und Paul Wittko (Schlesw. Nachr., Nordmark 263).

„Kurzer Lebenslauf." Von Carl Lange (ebenda).

„Deutsche Dichter grüßen Will Scheller zum 40. Geburtstag." Von Hans Friedrich Blunck, Alfred Bock, Arthur Holitscher, Hans von Hülsen (ebenda 257).

„Will Scheller." Von Max Jungnickel (Karlsr. Ztg., Wiss. 249).

„Ein schleswig-holsteinischer Dichter. Zum 70. Geburtstag Traugott Tamms." Von Claus Wulf (Deutsche Tagesztg., Unt. 506).

—, —. Von Paul Wittko (Kiel. N. Nachr. 247).

*

„Poeta minor" [Friedrich Gundolfs Gedichte]. Von Georg Schaeffner (Bund, Bern, Kl. Bund 44).

—, —. Von Will Scheller (Schlesw. N., Nordmark 257).

„Ein letzter Romantiker singt sein Lied" [Jakob Haringer]. Von Franke (Neckar-Ztg., Unt. 86).

„Ricarda Huchs Gedichte." Von Maria Nils (N. Zür. Ztg. 2140).

„Bayrische Geschichte geht in die Literatur ein" [Feuchtwanger: Erfolg]. Von jz. (Arb.-Ztg., Wien, 311).

—, —. Von M. M. Gehrke (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 43).

„Ernst Glaeser: Frieden." Von Otto Alfred Palitzsch (ebenda).

„Das Dokument" [Bernhard Guttmann: Die Neue Majestät]. Von Ernst Heilborn (Frankf. Ztg., Lit. 44):

„Man hat so viel über die Ungeistigkeit der Nachkriegsepoche gesprochen, aus Sport, Jazz und was weiß ich das Beweismaterial dafür zusammengesucht, daß man es schließlich allgemein geglaubt hat. Hier sucht man aus vierhundert Manuskripten das heraus, das man — ohne die anderen 399 zu kennen — mit Sicherheit als das geistigste bezeichnen kann. Bedürfnis nach Geistigkeit scheint demgemäß zu bestehen? Bedürfnis nach Geistigkeit ist in sich schon Geistigkeit. Man wendet sich in nicht zu mißkennender Absicht an die Jugend und krönt den Sechzigjährigen. Weil eben Geistigkeit, die man doch offenbar, und sei es sich selber unbewußt, suchte, bei der Jugend nicht zu finden war? Ich würde das für gefährlichen Trugschluß halten. Vielmehr: der heut so vehement gepredigte Gegensatz zwischen den Generationen besteht gerade heute sehr viel weniger als früher. Man konnte — bei einigem Erstaunen über Weltkenntnis und Klugheit — diesen Roman nach erzählerischem Temperament durchaus für das Werk eines Zwanzigjährigen halten."

„Ein Arbeitslosen-Roman" [Bruno Nelissen-Haken]. Von Werner Türk (B. T. 514):

„Man muß die Auffassung des Landesarbeitsamtes, das in dem vorliegenden Werk einen Schlüsselroman erblickt, als ein gründliches Mißverstehen der gestalterischen Absichten Bruno Nelissen-Hakens bezeichnen. Hakens vortreffliches und notwendiges Buch ist von der Stimme eines lebendigen, sozialen Gewissens diktiert. Es besitzt eine Menschlichkeit, der sich wohl außer den leitenden Herren des Landesarbeitsamtes Nordmark, niemand entziehen wird. Wie wichtig und wie eindrucksstark der Öffentlichkeit dies Buch erscheint, gibt sie dem jungen Autor kund, indem sie sich mit ihm solidarisiert, und indem sie ihrer Entrüstung über die Maßreglung der hamburger Behörde schärfsten Ausdruck verleiht."

„E. von Handel-Mazzettis ‚Reformationsfest'." Von A. Dörrer (Tirol. Anz. 247).

„Indisches Orchester" [Hohlbaum: ‚Das klingende Gift']. Von Walter Bloem (Schlesw. Nachr. 6. Nov.).

„Die nächtliche Hochzeit" [A. Lernet-Holenia]. Von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 43):

„Auf diesen Seiten (131—135) erkennt man das ganze große Talent dieses Lernet-Holenia: Kraft der Schilderung; Auge für das Gegenständliche; miterlebender Sinn für die formale Theatralik des gespielten Lebens; Einfühlung bis zur Lyrik des Gefühls; wissende Kritik um dieses vage Spiel der Formen. Er selber ein Spieler zwischen Poesie und Realität, wird zum Fabulierer von Geschichten, die er erträumt und dann als Traum zersetzt. Mit ungeheurem Leichtsinn überspringt er das Problem des ‚Tasso'. Schildert mitwissend die Welt, wo ‚erlaubt ist, was sich ziemt und durchbricht sie mit der libertinischen Devise: ‚erlaubt ist, was gefällt'. So versetzt er sarkastisch (und in Sommerstorff geadelt) seine eigene romantische Welt. Österreichische Tragikomödie!"

—, —. Von Lutz Weltmann (B. T., Lit. Rundsch. 530).

Digitized by Google

„Zu Heinrich Manns Roman ‚Die große Sache'." Von S. Kracauer (Frankf. Ztg., Lit. 45):

„Das Alter hat hier bereits mitgeformt. Ihm, dem das körperliche Dazwischen und viele Zusammenhänge der Wirklichkeit zerbröckeln, ist unzweifelhaft das Verblassen der Außenwelt zugunsten der Expressionen zuzuschreiben. Auf seine Rechnung wird auch das Evangelium der Freude zu setzen sein. Wäre das Ganze des symbolischen Konzerns ein Gebilde, das in seinen Teilen, den Menschen, restlos aufginge, sie hätte ihr unbedingtes Recht. Angesichts der Eigengesetzlichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse bedeutet sie aber auch Resignation; die des Alters, das aus den Zuständen zurücktritt. Aus seiner Entrücktheit quillt schließlich die Liebe hervor, mit der Birk Inge überdenkt, die Liebe zum jungen Geschöpf, das sich bedenkenlos hingibt, weil und solange es jung ist. Der Roman sollte, der Art seiner Problematik wegen, gerade von der Nachkriegsgeneration gelesen werden. Er kann ihr Gehalte vermitteln, die nach dem Traditionsbruch nicht oft in so aufgeschlossener Form an sie herangetreten sind. Er kann sie tiefer in die zum Schaden des gesellschaftlichen Fortschritts vernachlässigte Dialektik zwischen den ‚Zuständen und den Menschen hineintreiben. Er kann sie, indem er sie zu einer solchen dialektischen Auseinandersetzung nötigt, auf die Grenze der Zustandsliteratur aufmerksam machen. Kunst nutzt nicht den vorgegebenen Stoff wie diese, sie zerstört ihn und verwendet das Abbruchmaterial zu Erkenntnissen im Stoff."

—, —. Von Hermann Sinsheimer (B. T. 526).

„Alfred Neumann: Der Held." Von Monty Jacobs (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 43):

„Alles konzentriert sich auf das Erlebnis weniger Tage, und eine Szene, wie der Besuch des Mörders bei der Witwe seines Opfers, läßt die Macht dieser Konzentration spüren. Neumann wetteifert nicht mit den bequemen Herren von der Reportage. Sein Ehrgeiz treibt ihn vielmehr, mit dem großen Russen zu wetteifern, der ihn gelehrt hat, das Eigenleben der Schuld im Schuldigen zu studieren."

„Joseph Roth: ‚Hiob'." Von Ernst Toller (B. T. 502):

„Mit Recht nennt Joseph Roth dieses Buch ‚Hiob'. Es hält den Vergleich mit der dichterischen Größe des biblischen Hiob. Roths Sprache hat die Zucht und Strenge deutscher Klassik. Ein großes und erschütterndes Buch, dem sich niemand entziehen kann."

—, —. Von Stefan Zweig (Köln. Ztg., Lit. 587).

—, —. Von Hermann Kesten (N. Bad. Landesztg. 541).

„Neues von Emil Strauß." Von Doro von Prittwitz und Gaffron (Deutsche Tagesztg., Lit. Umsch., 26. Okt.).

*

„Gundolf: Romantiker." Von Friedrich Burschell (B. T. 502).

—, —. Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt. 250).

„Zwischen Wittenberg und Rom" [Willy Hellpach]. Von Walter Kinkel (B. T. 526).

„Von Jean Paul bis Feuchtwanger" [Wieglers deutsche Literaturgeschichte, II. Teil]. Von Georg Hermann (Voss. Ztg., Unt. 265).

*

Zur ausländischen Literatur

„Bei Carlyle und seiner Frau." Von Bernhard Fehr (N. Zür. Ztg., Lit. 2061).

„Bedauern über Oscar Wilde." Von Franz Schauwecker (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 193).

„Kontrapunkt des Lebens" [Aldous Huxley]. Von Bernhard Guttmann (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 45).

„Interview mit Edgar Wallace." Von Wilhelm Michel (D. A. Z. 520).

„In einem anderen Land" [Hemingway]. Von Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 509).

„Zwei Amerikaner" [Dos Passos und Dreiser]. Von Joseph Chapiro (B. T. 517):

„Theodore Dreisers neuestes Werk enthält eine Sammlung von fünfzehn Novellen, deren Hauptpersonen Frauen sind, Frauen verschiedener Kontinente, verschiedener Schichten und verschiedenen Alters. Der Verfasser bricht meist die Erzählung ab, wenn die Frau noch jung ist, noch Entwicklungsmöglichkeiten besitzt, ihre Anschauungen also noch ändern, ihr Schicksal neu gestalten kann. Die vorliegende zweibändige Novellensammlung zeigt uns Dreiser von einer ganz neuen Seite. Er liefert uns nur Eindrücke, die er in sein Notizbuch eintrug, Momentaufnahmen, die er auf seinen vielen Reisen machte, fünfzehn Bildnisse von Frauen, die er flüchtig kennenlernte, von denen man ihm erzählte oder die ihm ihre Erlebnisse selbst anvertrauten. Und darin liegt der Reiz dieser Novellen, die kurz sind und trotzdem größere Abschnitte manchen Lebens umfassen, mit den Irrungen und Wirrungen, mit allen entzückenden und abstoßenden Eigenschaften der an uns vorüberziehenden Frauen. Hier wollte Dreiser nur erzählen, nur Berichte geben, und er tut es mit einer Meisterschaft, die den großen Könner zeigt, und mit einer Fülle und Diversität, die nur ein scharfer Beobachter, der viel gesehen und viel gehört hat, besitzen kann. Für jedes Porträt hat Dreiser einen passenden Hintergrund gewählt — Rußland, Paris, Neuyork, Hollywood —, ohne deshalb eine typische Russin oder eine hundertprozentige Amerikanerin zeichnen zu wollen, sondern nur eine Frau, eine der vielen, denen er begegnete. Das Bezwingende an diesem Werk ist nicht allein seine novellistische Form, die wir bei Dreiser bisher nicht kannten, sondern auch die Gelassenheit, mit der er erzählt, diese knappe unsentimentale Sachlichkeit, diese sicheren Federstriche, mit denen er ein Gesicht zeichnet, Skizzen einer großen Zeitspanne entwirft, aber Skizzen von vollendeter Klarheit, liebevoll bis in die feinsten Einzelheiten durchgeführt."

*

„Villon in Mode." Von Bruno E. Werner (D. A. Z., Unt. 517).

„Uns nährt die Erde" [André Gide]. Von Werner Deubel (Frankf. Nachr., Bücherfreund 108):

„Die ‚Nourritures Terrestres' werden zu einer Begegnung von europäischer Wichtigkeit. Hier redet Dionysos, derselbe Gott des Lebens, der schon aus Hölderlins Mund zu uns sprach. Fällt uns nicht Goethes religiöses Bekenntnis, sein Hymnus ‚An die Natur' ein? Könnten nicht manche Sätze, Bilder oder ganze Kapitel bei Nietzsche stehen, den Gide nicht kannte, als er dies Buch schrieb? Glaubten wir nicht, diese Wertwelt, die sich nach dem Zusammenbruch der Pseudokultur des 19. Jahrhunderts aus den gegenwärtigen Wirren nihilistischer Skepsis unaufhaltsam immer klarer heraufhebt, sei ausgesprochen deutsch? Das ist die schönste Einsicht, die Gides Buch vermittelt: dem heraufkommenden Weltbild, in den Grundzügen bereits von Goethe und Hölderlin entworfen, von dem streitbaren Nietzsche als radikale Umwertungsforderung einem ganzen Jahrhundert entgegengeschleudert, wächst hier aus dem Auslande ein eigenwüchsiger Bundesgenosse zu. Und als habe erst die deutsche Sprache die dionysische Musik des Buches ganz zum Klingen gebracht, befriedigt den Autor die schöne Übertragung Prinzhorns, an der er selber mitwirkte, so, daß er künftige Übersetzer ersucht, auf die deutsche Fassung zurückzugreifen. Diese erstaunliche Tatsache von wohl vorbildloser Einzigartigkeit ist das Einandererkennen und Verschmelzen der Genien zweier Völker und ihr gemeinsamer Au bruch im Namen eines neuen Gottes."

„André Gide in Afrika." Von Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wiss. 255).

*

Digitized by Google

„Vergil, der nationale Dichter des antiken Rom." Von J. Lulvès (Deutsche Ztg., Kult. 264).

*

„Sören Kierkegaard." Von Kurt Engelbrecht (Köln. Ztg. 613).

—, —. Von Adolf Meuer (Germ. 518 A).

—, —. Von Paul Feldkeller (Königsb. Allg. Ztg. 530).

—, —. Von Nicolaus Bruckner (Saarbr. Ztg. 308).

—,—. Otto Engel (Stuttg. N. Tagbl. 531).

„Der neue Hamsun" [‚August Weltumsegler']. Von Hermann Hiltbrunner (N. Zür. Ztg. 2042).

—, —. Von Fritz Walter (Berl. Börs.-Cour. 506).

*

„Der fünfzigjährige Schalom Asch." Von Hanns Herrland (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 258):

„Ein vornehmer Gestalter scheint dieser Schalom Asch, ehrlich und ideal gesinnt. Sein Ziel der Humanität mag ihm und uns weiterleuchten."

—, —. Von F. R. (Arb.-Ztg., Wien, 302):

„Ein Erzähler, der, wie wenige in dieser Zeit, ein wirklicher Volksdichter ist."

—, —. Von o. p. (Prag. Pr. 300).

*

Allgemeines

„Der neue Nationalismus in der Literatur." Von Karl Burkheiser (Köln. Ztg., Lit. 613).

„Krisis als Wiedergeburt. Ein Wort zur Theaternot." Von Louise Dumont (N. Bad. Landesztg. 545).

„Wie werde ich Dramaturg?" Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt. 254).

„Jünger besiegt Remarque?" Von Hans Franke (Neckar-Ztg., Unt. 88).

„Die preisgekrönten Dramen des Bühnenvolksbundes." Von K. (Köln. Volksztg. 554).

„Der Wert der Wissenschaft." Von Ludwig Klages (Voss. Ztg., Unt. 260).

„Krieg und Frieden im deutschen Roman." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2055).

„Gespräch mit Zeitgenossen" [H. Mann, Döblin]. Von Hans Natonek (N. Leipz. Ztg., 19. Okt.).

„Literarische Schießbudenwirtschaft." Von P. E. Riskop (Deutsche Ztg. 264 a).

„25 Jahre Düsseldorfer Schauspielhaus" [Das Werk Louise Dumonts und Gustav Lindemanns]. Von K. H. Ruppel (Köln. Ztg. 591).

„Los von Thomas Mann." Von Otto von Sethe (D. A. Z. 525).

„Der Nobelpreis für Literatur." Von Walter Singer (B. T. 525).

Echo der Zeitschriften

Die Links-Kurve. II, 11. (Berlin.) Bei Erörterung der Frage einer marxistischen Ästhetik schreibt K. A. Wittfogel:

„Nichts geschieht ‚von selbst'. Weder die Änderung der Themenstellung, noch die neuartige Gestaltung. Mit der neuen gesellschaftlichen Situation, mit den neuen Stoffen, ist die neue Formung keineswegs sofort da. Die Kunst folgt, wie die anderen höheren Formen des Überbaus, ‚langsamer oder rascher' den Änderungen im sozialen Fundament. ‚Im Anfang', so Engels, ‚wird immer über dem Inhalt die Form vernachlässigt.' Die neuen Stoffe, aus einer neuen ‚Lebens'-Situation hervorquellend, machen sich geltend. Zuerst werden sie noch mittels der alten, einem früheren Stoff entstammenden Gestaltungsmethoden verarbeitet. Dies ist auch für den jungen proletarischen Roman die unvermeidliche erste Phase. In ihr besteht also ein Widerspruch. Die Kunstproduzenten haben noch nicht die neuen Stoffe in der ihrem Lebensgesetz gemäßen Art (‚Form') entfaltet. Sehr bald aber setzt der Kampf um die volle Erfassung der eigentümlichen Lebensgesetze der neuen Stoffwelt ein. Hier besteht, nach dem Finden der neuen, angemessenen Motive, das die erste Aufgabe bildet, die zweite Aufgabe für den Künstler, eben diejenige der Entfaltung, der Formung der neu erschlossenen Motivwelt.

Umgekehrt sehen wir bei Vertretern einer verfallenden Klassenposition die alten Formen fortdauern, nachdem die Substanz, aus der sie sich erst entfalteten, längst verfiel. Dies ist die zweite Art des Auseinanderfallens von Inhalten und Form. Marx hat auf diesen Zustand als ein Merkmal der bürgerlichen Dramendichter des ausreifenden Kapitalismus hingewiesen, indem er bemerkt, daß ‚unsere poetische Epigonenbrut nichts als formelle Glätte übrig behalten hat'.

Der erste wesentliche Schritt vorwärts, der im Anschlagen neuer Motive besteht (Marx und Engels denken dabei an die großen, weltgeschichtlich wesentlichen klassenmäßigen Konflikte), muß nach sich ziehen die Loslösung von jener formalen, leeren, toten Formvollendung der Epigonen. Marx betrachtet die bewußte Vernachlässigung dieser alten Formen nicht als einen Mangel, sondern als einen ‚Vorzug'. Das ist ein notwendiger Durchgang, um, indem man die alten, zur Fessel der künstlerischen Wahrheit gewordenen Formen sprengt, zur Auffindung der neuen, den neu entstandenen Themen und Motiven angemessenen Formen zu gelangen.

So bilden also Inhalt und Form eine Einheit, aber eine widerspruchsvolle Einheit, die sich im lebendigen Fluß des geschichtlichen Prozesses in gesetzmäßiger Weise immer wieder neu herstellt und zerreißt, um auf

Digitized by Google

höherer Stufe wiederum zu erstehen. Dies das dialektisch materialistische Prinzip."

Die schöne Literatur. XXXI, 11. (Leipzig.) Josef Winckler erzählt von seinen Ahnen:

„Waren die Wincklers lauter kleine Männchen, mußten die Nyländer (Mutters Familie) desto länger sein. Die Wincklers waren seit Generationen Beamte, Offiziere, schließlich aussterbend in Geistlichen, ehemals adelig — die Nyländer waren Kaufleute und Bauern. Der Urahne mütterlicherseits, Rentmeister und ‚Spökenkieker', ‚der Olle Venhüser', hatte in schwerem Notjahr für seine Schnapsbrennerei das Korn aller Dörfer der Umgegend auf Schulböden gestapelt und zu schlauem Profit gespeichert — da: „Watt stött he mi—?" nagelte der Alte plötzlich mit dröhnenden Schlägen die Brennerei zu und gab den Hunger-Gemeinden kostenlos Saatkorn! Er sah den Weltkrieg in furchtbar würgenden Gesichten nahen und unsere ganze Familie wuchs im Schatten dieses Bedrängnisses. Nur im Datum, nicht im Ausmaß irrte er sich, der alte Heidegänger. Und mein Großvater von Mutter her? — Ein einziges: „Wat stött he mi—?" In all den falschen Unternehmungen, verstockten Zögerungen, blinden Verkriechungen vor den klaren Forderungen einer heraufziehenden neuen Zeit, die das reiche Vorkriegs-Deutschland schuf, und blieb der letzte ‚Töddenkönig' von Hopsten, Nachfahre alter Handelsgeschlechter, die mit Planwagen bis Livland und auf Schiffen bis Ostindien zogen (vide ‚Pumpernickel')."

Reclams Universum. XXXXVII, 7. (Leipzig.) Wilhelm Conrad Gomoll schreibt über Wilhelm von Scholz und seinen letzten Roman „Der Weg nach Ilok":

„Diese Geschichte des päpstlichen Legaten Capistran, der zum Inquisitor, zum Verfolger der Juden, zum Bekämpfer der Türken wird, um schließlich den Weg in die Einsamkeit des Klosters Ilok zu finden, ist mehr als nur ein großes Zeitgemälde. Es ist ein Bild im gewaltigen Freskostil der großen Meister, die es verstanden, das Leben in seiner äußeren Form auch seelisch vertieft zu erfassen. Dieses Buch ist aber auch, so möchte ich einmal sagen, ein Spiegelbild der Erscheinung des Dichters selbst, der mit kraftvoller Gestalt, breitschulterig und schwer vor uns hintritt. Faszinierend ist sein Kopf, seine Blicke ziehen an, er hat eine breite, wuchtige Stirn. Unter gewölbten Augenbogen, die mit buschigen Brauen besetzt sind, sitzen lebhafte Augen, die aber plötzlich mit leichtverschleiertem Blick sehr versonnen sein können. Da auch Mund und Nase kräftig sind, so ist der Übergang zu einem stark betonten, mächtig vorspringenden Kinn selbstverständlich und aus allem ergibt sich die Einheitlichkeit klarer Energiespannung und Zielbewußtheit.

Vergegenwärtigt man sich dieses Bildnis in seinen Einzelheiten wie in seiner Gesamtheit, so verkörpert sich darin Wilhelm von Scholz, und man versteht es, daß dieser Dichter Werke schaffen konnte, in denen Sinnliches und Übersinnliches, die Wahrheit des Alltages und das mystische Versunkensein der Dinge sich miteinander mischen. Der feinsinnige Lyriker, der ebenso geheimnisvoll klingende, wie Musik erfüllte Strophen schuf, der erfolgreiche Dramatiker, der Novellist und der große Epiker, werden uns verständlich. Wir erkennen Wilhelm von Scholz als eine Dichterpersönlichkeit größten Stils, in dem der geistige Mensch schwingt und wirkt."

Die Besinnung. IV, 5. (Aarau.) Maria Nils bekennt sich zu Ina Seidels neuer Erzählung „Renée und Rainer":

„Ebenso konzentriert und durchdrungen, wie die rein sachlichen Partien des Buchs erscheinen, ebenso subtil werden die seelischen Regungen geschildert, aber das schönste in dem ganzen Werk ist das Erlebnis jener über allem stehenden mystischen Verbundenheit der Menschen untereinander, die hier für die Dichterin zu etwas ganz Selbstverständlichem geworden ist, so daß auch noch das seltsamste Geschehnis seine innere Berechtigung hat. Was andere ‚Zufall' nennen würden, das eben ist für Ina Seidel Bestimmung und darüber hinaus vielleicht ‚Wunder', so wie ihrer Gläubigkeit das Leben selber zum bunten unerschöpflichen Wunder geworden ist."

Neue Schweizer Rundschau. XXIII, 11. (Zürich.) Ein Bekenntnis von Franz Blei:

„Ein zu geringes, zu wenig gefälliges und interessantes Talent hat mich vor der großen Zahl unbekannter Leser bewahrt. Der vielgekannte und vielgelesene Mensch verliert immer mehr sich selber, um Effekt seines Effekts auf Zahllose zu werden, die ihn eigensinnig nach einem monströsen Bilde fingieren, das der davon Betroffene schließlich auch für sich selber wird. Die Eifersucht auf das geheime ‚Ich selbst' wird abgedrängt und zum Verschwinden gebracht, und es war dieser Eifersucht eigentümlich, daß sie davon besessen war, sich zu publizieren, Zeugnis von sich abzulegen, um die Einzigartigkeit, die Besonderheit zu zeigen. Man liebt ja die Identität mit dem Schulze nicht. Man sucht sein Andersein hervor, das unterscheidet. Man übertreibt es. Um weiter nicht verglichen werden zu können. Aber die Menge nimmt dich an. Sie macht

Digitized by Google

dich zu einem der Ihren nach den Figuranten ihrer Größen, den zu einem ‚Napoleon', den zu einem ‚Goethe'. Und der Betroffene endet damit, sich selber so zu sehen, sich im impostierten Klischee zu verlieren. Das ist als Autor mein eminenter Vorteil: die Menge hat mich nicht angenommen. Ich wurde nicht der Effekt meines Effektes. Ich kann mich aufführen, wie ich will. Ich brauche mich überhaupt nicht aufzuführen."

Die Literarische Welt. VI, 45. (Berlin.) Alfred Neumann über sich selbst:

„Ich lebe, um zu schreiben. Ich hätte sonst keinen Sinn und keine Ruhe.

Ich bin ein Lebensoptimist und ein Menschenpessimist. Aus dieser Spannung kommt die Schaffensparole.

Mein Menschenpessimismus ist nicht etwa Menschenhaß, sondern im Gegenteil die tragische Menschenliebe eines moralischen Lebenswillens. ‚Die menschliche Seele ist in ihrem gottiefen Grunde immer unschuldig.' Das ist das Motto eines meiner Bücher und aller meiner Bücher. Denn das ist die Hauptforderung meiner Gestalten an mich.

Darum habe ich ein einziges Thema für das Werk meines Lebens: Die menschliche Urschuld der menschlichen Urunschuld gleichzusetzen. Es geht um die uralte Spannung zwischen Tat und Gewissen. Es geht immer darum. Es geht immer um die Schuldfrage.

Dieses Schuldproblem ist nur durch Unsentimentalität zu ertragen. Ich kämpfe also lieber mit meinen Gestalten, als daß ich mit ihnen leide. Leid ist Resignation: ich kann sie mir nicht leisten.

Darum ist mir Jacob lieber als Hiob. Man kommt in unserer Welt nicht anders zur Immanenz der Liebe, also zur Humanität.

Darum fühle ich mich zu einer unerschütterlichen Objektivation verpflichtet — und tut sie mir auch weh oder schilt man sie auch hart.

Darum heißen meine Sterne: Stendhal und Flaubert."

Das Tagebuch. XI, 44. (Berlin.) Aus einem Aufsatz von Max Brod „Wolf Solents romantische Sendung":

„Es stellt die zentrale Frage an alle: Herz und Seele, wie behauptet ihr euch noch gegen den Ansturm des sozialen Elends, das in diesem Buch (als Vision einer Untergrundbahnstation) immer allgegenwärtig ist, gegen den Ansturm der Maschine, der seelenlosen Massenzivilisation, des Gleichgültigen und des Bösen? Wie behauptet ihr euch? — Nichts aktueller als diese Frage. Denn eben jetzt gibt ein großer Teil der deutschen Jugend (und der Jugend überall) eine völlig falsche Antwort, man sieht Romantik wiederi m Kriegsrausch, im Blutrausch, im Aufrufen der dunklen elementaren Haßtriebe. All dies acherontische Wesen hat wohl einen deutlichen Bezug auf die Romantik, es stellt Chaos gegen den taghell gewordenen Notwendigkeitsablauf, stürmisches heißes Wollen gegen vernunftkühles Spießertum, also auch in gewissem Sinne das Nicht-Manifeste, Nicht-Alltägliche gegen die Oberfläche — aber man vergesse doch nie, daß Romantik außer dieser ihrer Nachtseite, um derentwillen sie nach dem Krieg mit Recht in Mißkredit geraten ist, auch eine sinnvolle, chaosbannende Kraft bedeutet — ja daß, richtig gesehen, all das Elementare in ihr, all der Kampf gegen die Spießerordnung des Alltags nur um einer höheren, metalogischen Ordnung willen entfesselt wird. Die Front liegt heute zwischen einer ungeistigen brutalen Hakenkreuz-Pseudoromantik und einem nicht um vieles geistigeren, flach rationalen Materialismus. Darf man sagen, daß man nicht eine der beiden Schlachtordnungen verwirft — sondern beide? Indem ein Buch wie ‚Wolf Solent' erst einmal wieder zeigt, in welcher Richtung die wahre romantische Grundfrage (die Frage nach dem nicht manifesten Polpunkt und Ordnungssinn des Weltgeschehens) liegt, hilft es uns allen und allgemein in all seiner scheinbaren Privatheit mehr als sämtliche, von vornherein auf Allgemeingültigkeit und Politik abgestellte Traktätchendichtung beider Heerlager."

*

„Lessing als Erzieher." Von Friedrich Neumann (Schulreform VIII, 1. Wien).

„Goethes Sohn." Von Herbert Eulenberg (Die Literarische Welt VI, 43. Berlin).

„Goethes Sohn August." Von Karl Witthalm (Radio VII, 4. Wien.)

„Charlotte und Christiane [Goethe]." Von Eugen Kühnemann (Das Inselschiff XI, 4. Leipzig).

„Christian Gottfried Nees von Esenbeck und Goethe." Von Julius Schiff (Schlesische Monatshefte VII, 11. Breslau).

„Der Durchfall einer Nation [Goethe in Deutschland 1830]." Von Paul Wiegler (Die Literarische Welt VI, 44. Berlin).

„Vaterland und Freiheit im Leben Heinrich von Kleists." Von Ernst Hammer (Ostdeutsche Monatshefte XI, 8. Berlin).

„Das Grillparzerbild der Gegenwart." Von Kurt Vancsa (Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich XXIII).

„Gustav Schwab." Von Alfred Wurmb (Radio VII, 5. Wien).

„Adalbert Stifter." Von Eduard Burg (ebenda 4.).

„Über Jacob Burckhardt." Von Heinrich Wölflin (Die Neue Rundschau XXXXI, 11. Berlin).

„Nietzsches Zusammenbruch." Von Werner Deubel (Die schöne Literatur XXXI, 11. Leipzig).

„Rilkes ‚Duineser Elegien'." Von Hannah Arendt und Günther Stern (Neue Schweizer Rundschau XXIII, 11. Zürich).

„Elisabeth Siewert †." Von Carl Lange (Ostdeutsche Monatshefte XI, 8. Berlin).

„Julius Hart †." Von Karl Maertin (ebenda).

„Carl Sonnenschein." Von Albert Homscheid (Literarischer Anzeiger LXVII, 2. Freiburg i. B.).

* * *

Digitized by Google

„Albert Schweitzer. Sein Weg und sein Werk." Von Hilda Bergmann (Reclams Universum XLVII, 6. Leipzig).
„Emil Strauß." Von Fritz Endres (Der Kunstwart XLIV, 2. München).
„Emil Strauß." Von Arthur Fischer-Colbrie (Die schöne Literatur XXXI, 11. Leipzig).
„Paul Ernst und die Sprache." Von Max Wachler (Muttersprache XLV, 11. Berlin).
„Hermann Ploetz zum 60. Geburtstag." Von Arnold Krieger (Ostdeutsche Monatshefte XI, 8. Berlin).
„Das Ethos in Alfred Huggenbergers Werk." Von Oswald Floeck (Deutsches Volkstum XII, 11. Hamburg).
„Krisis der Ichheit. Zum Bilde Friedrich Gogartens." Von Wilhelm Schäfer (Eckart VI, 10. Berlin).
„Josef Winckler." Von Wilhelm Fronemann (Die schöne Literatur XXXI, 11. Leipzig).
„Robert Musil." Von Oskar Bendiener (Radio VII, 6. Wien).
„Robert Musil." Von Ernst Blaß (Die Literarische Welt VI, 45. Berlin).
„Mein Leben und Schaffen, wie ichs heute sehe." Von Emil Hadina (Die Bergstadt XIX, 2. Breslau).
„‚Erfolg' ohne Sukzeß." Von Celsus (Die Weltbühne XXVI, 46. Berlin).
„Hans Carossa." Von Curt Kohlmann (Die Lese VI, 3. Köln).
„Rudolf Alexander Schröder." Von August Ewald (Das Inselschiff XI, 4. Leipzig).
„Heinrich Zerkaulen." Von Egon-Erich Albrecht (Ostdeutsche Monatshefte XI, 8. Berlin).
„Max Jungnickel." Zu seinem 40. Geburtstag (Markwart VI, 5. Hannover).
„Autobiographische Aufzeichnungen." Von Gerhard Oukama Knoop (Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 2. München).
„Autobiographische Notizen." Von Karl Heinrich Waggerl (Das Inselschiff XI, 4. Leipzig).

* * *

„Shakespeare und das englische Nationaltheater." Von Joachim Klaiber (Der Neue Weg LIX, 21. Berlin).
„Shelley in Deutschland." Von Wilhelm Rechnitz (Das Inselschiff XI, 4. Leipzig).
„Strich drunter [Robert Graves]." Von Wolf Zucker (Die Weltbühne XXVI, 46. Berlin).
„Neueste englische Literatur." Von Karl Arns (Literarischer Handweiser LXVII, 2. Freiburg i. B.).
„Stimmen des Westens: Paul Claudel und Francis Jammes." Von August Ferdinand Cohrs (Eckart VI, 10. Berlin).
„Die Einstellung der jungfranzösischen Schriftsteller zur deutsch-französischen Annäherung." [Schluß.] Von Edouard Dujardin (Deutsche Rundschau LVII, 2. Berlin).
„Svend Fleuron." Von Adolf Glupe (Markwart VI, 5. Hannover).
„Hamsuns Peer Gynt." Von Frank Thieß (Die Literarische Welt VI, 45. Berlin).
„August Weltumsegler [Hamsun]." Von Roman Hoppenheit (Politische Wochenschrift VI, 45. Berlin).
„Olav Duun und seine Juwikinger." Von Max Tau (Der Kunstwart XLIV, 2. München).
„Karl Larsen." Zu seinem 70. Geburtstag. Von L. Magon (Nordische Rundschau III, 4. Braunschweig).
„Tolstoj." Von Hedwig Rossi (Radio VII, 7. Wien).
„Geburtstagsgruß an Schalom Asch." Von Stefan Zweig (Die Literarische Welt VI, 43. Berlin).
„Abanindranath Tagore, der Maler." Von Martin Hürlimann (Atlantis 1930, 11. Berlin).

* * *

„Das Theater im Kampf mit der Staatsmacht." Von Julius Bab (Die Volksbühne V, 8. Berlin).
„Theater und Kunst in Jugoslawien." Von Alexander Baciu (ebenda).
„Stillstand des Theaters." Von Paul Fechter (Reclams Universum XLVII, 7. Leipzig).
„Gestalten und Darsteller." Versuche einer Rollenreportage. Von Paul Fechter (Deutsche Rundschau LVII, 2. Berlin).
„Über Machtfragen und Grenzen der Dramatik." Von Theodor Greif (Der Scheinwerfer IV, 3. Essen).
„Talhoffs Totenmal in München." Von Jakob Overmans S. J. (Stimmen der Zeit LXI, 2. Freiburg i. B.).

* * *

„Neue Frauendichtung." Von Julius Bab (Literarische Flugblätter 1930, 7. Stuttgart).
„Literarisches Dumping." Von Otto Forst-Battaglia (Die schöne Literatur XXXI, 11. Leipzig).
„Die religiöse Aufgabe der Gegenwart." Von Friedrich Gogarten (Der Leuchter IX, 1. Darmstadt).
„Der junge deutsche Mensch in der jungen deutschen Dichtung." Von Albert Hirte (Signal II, 5. Berlin).
„Denken, Leben und Dichten." Neue Prosa. [Schluß.] Von H. W. Keim (Deutsche Rundschau LVII, 2. Berlin).
„Das Erlebnis der sittlichen Weltordnung." Von Paul Krannhals (Baltische Monatsschrift LXI, 7/8. Riga).
„Die Aufgabe der deutschen Bildung." Von Ernst Krieck (Der Leuchter IX, 1. Darmstadt).
„Das Deutsche." Von Heinrich Mann (Die Literarische Welt VI, 44. Berlin).
„Der Nachkriegs-Frieden." Von Ludwig Marcuse (Das Tagebuch XI, 43. Berlin).
„Die schöne Literatur als ‚Unterabteilung'." Von Ludwig Marcuse (Das Tagebuch XI, 45. Berlin).
„Die Gesinnung des Verlegers." Von Ernst Rowohlt (Das Tagebuch XI, 44. Berlin).
„Katholische Literatur in Österreich." Von Friedrich Schreyvogl (Abendland V, 12. Köln).
„Die Krisis des deutschen Volksliedes." Von Hermann Unger (Deutsches Volkstum XII, 11. Hamburg).
„Neue Bücher vom Krieg." Von Franz Johannes Weinrich (Literarischer Handweiser LXVII, 2. Freiburg i. B.).

Echo der Almanache

„Über mein Buch." Von Richard Aldington (Paul List, Almanach 1931).
„Wofür ich kämpfe." Von Radclyffe Hall (ebenda).
„Alle Kunst Geständnis." Von Ludwig Lewisohn (ebenda).
„Ein englischer Roman" [Thomas Hardy: Tess of the d'Urbervilles]. Von Albrecht Schaeffer (ebenda).

*

Bards Museums-Kalender 1931.
Kalender des Auslandsdeutschtums 1931.

Digitized by Google

Echo der Bühnen

Berlin

1.

„Elisabeth von England." Schauspiel. Von Ferdinand Bruckner. (Uraufführung im Deutschen Theater am 1. November 1930.)

Ideendrama schlechthin. Ferdinand Bruckner, den wir heut Theodor Tagger nennen können, bleibt der Anreger, der er von Anfang an gewesen ist. Ein Bühnenspürhund. Nase im Wind. Gerade weil er ganz vorwiegend Verstandesnatur ist, dazu ein Bühnenverstand, hat er den ausgeprägten Sinn für das zeitgemäß Neue.

Das Ideendrama zeitgemäß? Vielleicht doch: Nach so viel Reportage und Vermittlung von Tatsachenmaterial mag sich ein Hunger nach geistiger Kost wieder regen. Sagt Tagger Ja dazu, so ist für uns gewiß nicht Grund zu irgendwelchem Nein.

Also Ideendrama. Das Motiv der Essertragödie wird angeschlagen, aber es kommt menschlich zu keinerlei Austrag. Sollt's wohl auch nicht. Hier ist Essex Exponent für die geistige Haltung der Elisabeth und ihres Hofes. Die heißt Protestantismus; ein Protestantismus, den Tagger (nicht mit Recht! man denke an das Puritanertum) im Gegensatz zum Katholizismus als die Bindungen lösende, als die in jeder Hinsicht freiheitliche Geistesrichtung auffaßt. Essex und Elisabeth ein protestantisch-freiheitliches, wenn man so will, antidynastisches Liebespaar. Es ist denn auch von diesem ideengeschichtlichen Katheder aus dramatisch folgerichtig, daß Essex, als dramatis persona, sehr bald von Bacon abgelöst wird. Einem Bacon, der den Essex und nachher die Königin selbst um der Folgerichtigkeit der freiheitlichen Idee-Entwicklung halber verrät.

Ideengeschichtlich kam es Tagger — sein Drama müßte zurecht „Elisabeth von England und Philipp von Spanien" heißen — auf die Konfrontation solches freiheitlichen Protestantismus mit mittelalterlich katholischer Gebundenheit an. Und das ist Tagger, wie er leibt und lebt, in seiner Weise ein Bühnendiktator, bei der augenblicklichen Bühnenlage vielleicht eine bühnenschöpferische Notwendigkeit: er zieht aus diesem Gegensatz sofort die letzte, höchst bühnengemäße Konsequenz: er teilt die Bühne; rechts London, links Madrid; rechts Elisabeth, links Philipp mit den Seinen. Ein Nebeneinanderspiel, aus dem wiederum die letzte Konsequenz gezogen wird, und die heißt Durcheinanderspiel. Weiter ließ sich die Konzeption des Ideendramas nicht gut treiben.

Tagger wäre nicht der er sich immer gezeigt hat, münzte er seine Idee nicht zugleich als Tendenz aus. Elisabeth, die Kriege führt, wird als Pazifistin begriffen. Das protestantische und das katholische Gebet klingen ineinander: aus der führenden Idee des Dramas heraus wird die Idee nationalistischer Frömmigkeit ad absurdum geführt.

Was erreicht Theodor Tagger mit seinem Ideendrama? Er interessiert. Szenenweise, was hier bedeuten will, dialogweise, bis zu gedanklicher Spannung. An den Menschen als solchen nimmt man kaum Anteil. Wenn der Kopf des Essex fällt, fließt nur von Regisseurs Gnade Blut. Wenn Philipp II. stirbt und Elisabeth

Theodor Tagger
Zeichnung von B. F. Dolbin

die Sterbensmelancholie überkommt, so sind das nur Gedankenstriche im ideengeschichtlichen Exposé. Aber Tagger interessiert. Vom Blickpunkt heutigen Theaters aus gesehen, auf neue Weise. Er uns nützlich, wir ihm dankbar.

Hebbel hätte gesagt: den Spürhund kann ich nicht fressen; nein; das kann man freilich nicht.

2.

„Die Matrosen von Cattaro." Ein Schauspiel. Von Friedrich Wolf. (Uraufführung in der Volksbühne am 8. November 1930.)

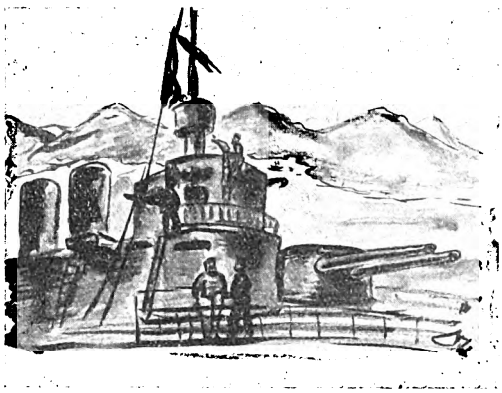
Hier ist das politisierte Bühnenstück endlich zu Drama geworden.

Die Stoffwahl sieht der Ernst Tollers in „Feuer aus

Digitized by Google

den Kesseln" und der Theodor Pliviers in „Des Kaisers Kulis" verzweifelt ähnlich. Revoltendrama. Den Matrosen der österreichischen Marine in der Bucht von Cattaro ist die Entschließung der sozialdemokratischen Partei mit der Forderung unverzüglichen Friedensschlusses bekannt geworden, sie wissen um den Arbeiterstreik in Wien. Sie bereiten eine Protestaktion vor — durch das brüske Verfahren eines Offiziers werden sie zu schnellem Handeln gezwungen, sie setzen ihre Offiziere gefangen; sie hissen die rote Fahne.

Wie Toller, wie Plivier nimmt auch Friedrich Wolf für die Revoltierenden innerlich Partei. Aber Friedrich Wolf nimmt Partei als Dichter. Das bedeutet zunächst, er sieht seine Revolutionäre als Menschen. Erkennt Einzelphysiognomien und zugleich den Geist der Masse.



Bühnenbild von Nina Tokumbet zu „Die Matrosen von Cattaro".
Zeichnung von B. F. Dolbin

Stellt Charaktere von strotzender Lebenskraft auf sein Schiffsdeck. Er nimmt Partei als Dichter, und das heißt des weiteren, er prüft die Partei, die er selbst ergriffen hat, auf Herz und Nieren. Erkennt ihre politische Unzulänglichkeit. Gewinnt Blick für ihre menschlichen Unzulänglichkeiten. Richtet — ihre Schuld.

Seltsam genug, in dem Augenblick, in dem ein Dichter das politische Theaterstück zu Drama erhebt, ist auch der Begriff der dramatischen Schuld wieder da. Bei Wolf kann man an der Frage gar nicht vorüber. Und Dichter und Drama geben nicht mißzuverstehende Antwort: dramatische Schuld ist: die Tat, deren man sich vermessen hat, nicht durchzuführen vermögen. Sich einer Tat erdreisten, der man innerlich nicht gewachsen ist. Hybris. Mit dieser Auffassung der dramatischen Schuld, die immer wieder mit echtem Drama zugleich ersteht, ist Friedrich Wolf neben den Besten aller Zeiten. Hart neben den Ewigen.

Festgezeichnete Charaktere, wortkarger Dialog, Blick auf das Wesentliche. Friedrich Wolf gelingt es, mit starker Bühnenwirksamkeit die Idee der tragischen Schuld folgerichtig zu Ende zu führen. Die Offiziere sind gefangen gesetzt, die rote Fahne weht. Das Gebot des Augenblicks heißt, handeln. Einer begreift das; aber selbst dieser eine fühlt sich nur als Teil der Masse; ordnet sich ihr unter. Und Masse erweist sich als das phlegmatisch faule Ungetüm, das es zu allen Zeiten gewesen ist. Die einen wollen dies, die anderen jenes; im Grunde kommt es der Masse nur auf persönliches Wohlbefinden, Fressen und Verdauen an. Unter diesen revoltierenden Matrosen von Cattaro wiederholt sich die Erfahrung, die just so alt ist wie Menschheitserinnern; wofür das alttestamentarische Wort lautet „Heimweh nach den Fleischtöpfen Ägyptens".

Der Augenblick des Handelns wird verpaßt. Das Heute hat Furcht vor dem Mut von gestern. Die rote Fahne sinkt. Die gefangengesetzten Offiziere (auch unter ihnen scharf und in tieferem, dichterischem Sinn erfaßte Charaktere) haben die Befehlsgewalt wieder. Die Aufrührer werden gefesselt abgeführt.

Das politisierte Bühnenstück ist durch Friedrich Wolf zu Drama erhoben worden. Hat es dadurch an politischer Zündkraft eingebüßt? Just das Gegenteil ist der Fall. Weil hier der Mensch voransteht, alles Licht auf ihn fällt, vermag er Schatten zu werfen, der riesengroß den Raum füllt. Nichts als solchen Schatten, aber auch nichts weniger als das, bedeutet für das Drama die Politik.

3.

„Wir sind Kameraden." Schauspiel. Von Peter Martin Lampel. (Uraufführung durch die Versuchsbühne des Theaters am Schiffbauerdamm am 12. November 1930.)

Als Drama heißt Peter Martin Lampels Schauspiel „Der Revolver". Ein Revolver fällt in die Hände einer Pfadfindergruppe, auf die Gefahr wird geflissentlich aufmerksam gemacht, er entlädt sich und fordert ein Zufallsopfer. Soweit der Revolver als Spannungsutensil. Er wird alsbald Lehrmittel und hat in pazifistischem Sinn darzutun, daß alles Unheil (ein bißchen übertrieben?) von den Waffen herrührt. Es gilt bei Lampel diesmal die Entpolitisierung der Jugend oder eine Verständigungsanbahnung zwischen einer nationalistisch eingestellten Gymnasiastengruppe und kommunistischer Arbeiterjugend. Eine Verständigung, die zustande kommt. Auf Kosten des Eigenlebens der dramatischen Handlung.

Man wird Lampels Schauspiel preisgeben, um sich zu diesem Peter Martin Lampel zu bekennen. Der tritt hier wieder leibhaftig in sein Stück. Als der Erwachsene, der die Freundschaft mit Buben sucht und findet. Dieser Verkehr des jungen Mannes mit den Vierzehnjährigen

Digitized by Google

ist ganz aus Gegenwartsgeist geboren. Der Mann will nicht belehren; er kennt kein Überlegenheitsgefühl. Als Kamerad gesellt er sich zu den Jungen, diskutiert mit ihnen wie mit völlig Gleichberechtigten, nimmt sie ernst.

Der ideale Jugendkamerad wird unmittelbar zum idealen Jugendgestalter. Mit verblüffender Sicherheit sind die Jungen hingestellt, als kleine Menschen in ihrem Menschentum erfaßt. Deutlich heben sich die Physiognomien voneinander ab, gemeinsam ist ihnen ein Mut, der nicht nur in Prügeleien sondern auch dem letzten Ernst des Lebens gegenüber standhält, gemeinsam die ganz einziggeartete Keuschheit des Empfindens. Sie macht's, daß keinerlei Lüge aufkommt. Gewiß, auch diese Jugend berauscht sich an der Phrase; aber sie füllt sie alsbald mit Herzensinhalt; und schon ist's keine Phrase mehr.

Als Zustandsschilderung jüngster Jugend ist Peter Martin Lampels „Wir sind Kameraden" wertvoll, das „Wir" schließt jeden, der für die Jugend Herz und für die Zeit Sinn hat, ein. Ernst Heilborn

Braunschweig

1.

„Schleiflack." Komödie in drei Akten. Von Konrad Beste. (Uraufführung im Braunschweigischen Landestheater am 14. November 1930.)

„Die Entstehung dieser Komödie ist die Geschichte eines Lachenlernens."

Nach drei Romanen voll Problemen wendet sich Beste erstmalig der Komödie zu. Nach Jahren unbefriedigten Literatendaseins in der Weltstadt, nach einem Vegetieren in ewig fremdem Milieu gibt ihm einsamste Heidelandschaft innere Kraft zu dichterischem Schaffen — Großstadtflucht, das ist die entscheidende Etappe in Bestes Entwicklung. Er kennt die Weltstadt mit ihrer Überzivilisation, ihre Menschen in ihren Schwächen — und macht sie zum Mittelpunkt seiner Komödien. Das „Fort von der europäischen Zivilisation" bei Max Mohr und Wilhelm Speyer ist bei Beste in bescheidener und weniger dramatischer Form das „Fort von weltstädtischer Scheinkultur".

Nicht alle Großstadttypen, die ihm Ziel seines Witzes, seines oft übersprudelnden Humors sind, gelingen ihm in seinem ersten Bühnenwerk. Aber dieser Maximilian Upton Sommer, Direktor des Instituts Proteus, Schule für Redekunst und sicheres Auftreten — in einem zu Wohnzwecken ausgebauten Stallgebäude in Berlin-Lichterfelde — ist eine köstliche Komödienfigur: alles äußerer Anstrich, Fassade, „Schleiflack"; der „erste Eindruck" ist ihm siebente Weltmacht, er glaubt selbst an seine merkwürdige Lebensphilosophie, an seinen bombastischen Phrasenschwall. Genau wie die anderen — der Direktor eines Finanzbüros, ein ungelenker verliebter Kaufmann und die häusergesegnete Witwe —, die für teuerstes Geld Sommers Lebensweisheiten erlernen wollen. Nur seine Privatsekretärin Mara Cleyer — alias Clara Meyer — durchschaut diese Welt des Scheins. Fort mit dem Schleiflack, zurück zum soliden Nußbaum!

Und wenn das alles schließlich zu dem üblichen happy end führt, sogar etwas gewollt, denn die Routine fehlt dem Dichter noch, so soll das keine negative Kritik sein. Dem Dichter sind die Gestalten seines Humors entwicklungslos, er wollte „lediglich um des Vergnügens willen die Menschen in ihren Schwächen einen heiteren Tanz aufführen lassen, dessen Ende so aussieht wie sein Anfang". Aber Beste bietet doch mehr, als er mit bescheidenen Worten sagt. Zeitkritik, Kritik am großstädtischen Fassaden-Menschen, das ist der gesunde Kern seines Werks. Und dieser Kern ist gut, dafür will man gern die Schwächen des Werks in Dialog, Aufbau und Lösung übersehen. Und ebensogut getroffen ist das Milieu. Man kann der weiteren Entwicklung des Dichters erwartungsvoll entgegensehen.

2.

„Abschied von der Liebe." Komödie in drei Akten. Von Hans Kyser. (Uraufführung in den Kammerspielen des Braunschweigischen Landestheaters am 15. November 1930.)

Hans Kyser ist uns kein Fremder mehr — hier überrascht er uns mit einer köstlichen Komödie, die nichts mit dem begabten Filmfachmann Kyser gemein hat — was diese Überraschung noch steigert.

Komödie? — Nein, ein Stück Leben, vielleicht sogar Erlebnis, ein geistreiches Philosophieren zwischen erschlaffendem Pessimismus und lebenbejahendem Optimismus.

Es ist ein „Spiel zu vieren", das Spiel der Generationen. Baron Rosenius — Diplomat und Dichter — und die alternde Schauspielerin Sanden, deren Glanzzeit vor dem Weltkriege liegt und die in „Punkto Liebe" oft übersehen ist, ringen schwer um den Abschied von der Liebe.

Der Neffe Dr. Thorbeck — Chemiker, Tennismeister — und die jugendliche Marieluise sind die Vertreter einer jungen Generation, für die das Wort Liebe im herkömmlichen Sinn nicht mehr existiert. Er möchte einen Flirt mit der Schauspielerin nicht aufgeben, aber gleichzeitig Marieluise heiraten. Sie fühlt sich zum Baron hingezogen, der seinerseits der Schauspielerin nicht kühl gegenübersteht.

So ist dies Spiel zu vieren, ein Spiel der Eifersucht, ein Kampf der Generationen mit dem Ende — daß der

Digitized by Google

Baron entsagt. Nur der Einsame ist glücklich. Man hat nur zu wählen zwischen Traum und Schicksal. Er wird im Traum Vergangenes neu erleben. Hermine aber vermag nicht zu entsagen, sie anerkennt in der Liebe keine Altersunterschiede. Aber sie wird unterliegen, die junge Generation trägt den Sieg davon.
Und das alles bringt Kyser in einen Dialog, wie wir ihn nur bei Curt Götz wiederfinden. Hier bereitet wirklich, wie Kyser einmal geschrieben hat, jedes Wort die innere Bewegung vor, enthüllt sie und treibt sie vorwärts. Es ist ein Seelengemälde, das uns der Dichter als Menschenkenner und Lebenskünstler offenbart.

Hans Kaufmann

Königsberg i. Pr.

„Dreimal Waterloo." Spiel in drei Akten. Von Eugen Gürster. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus am 15. November 1930.)

Eine nette Satire auf Zeit- und Gesinnungstheater. Sie wäre wohl noch wirksamer, wenn der Verfasser die Handlung statt im Paris von 1876 im heutigen Deutschland angesiedelt hätte. Literarische A-posteriori-Spiegelungen haben immer irgendeinen Haken. In „Dreimal Waterloo" rächt sich die Zeitfälschung durch Anachronismen: Komplexe, Fingerspitzengefühl, Rhythmus der Zeit und andere Modeschlagworte, mit denen da jongliert wird, waren anno Mac Mahon noch nicht erfunden.
Abgesehen davon, ist es recht amüsant, zu sehen, wie der Dichter Amédée sein Napoleon-Stück, mit dem der Direktor des Floratheaters Kassenerfolge zu erzielen hofft, zweimal umdichtet, ihm, je nach dem Ausgang der Wahlen, noch während der Generalprobe eine republikanische, dann wieder, nachdem der Sieg der Boulangisten endgültig gesichert ist, die ursprüngliche monarchistische Tendenz anhängt, so daß er zuletzt selbst nicht mehr weiß, für welche Staatsform er eigentlich eingetreten ist. Die Unwahrscheinlichkeit dieses Gesinnungswechsels am laufenden Band wird einigermaßen gemildert durch tatkräftige Unterstützung des Ewig-Weiblichen, anmutig verkörpert in der Schauspielerin Yvonne, die mit dem Dichter ihre Rolle unter vier Augen studiert und so das Ihre dazu tut, das dreifache Waterloo für den konjunkturbeflissenen Napoleon der weltbedeutenden Bretter in ein Austerlitz zu verwandeln. Seine ironisch-pathetische Erklärung: „Ob Republik oder Monarchie — in meinem Hause dient man nur der Kunst!" mögen sich alle „Talentpächter" hinter die Ohren schreiben, denen, wie ihm, die Staatsform im Grunde gleichgültig und die Kunst nur eine melkende Kuh ist. Womit die überzeitliche Berechtigung dieser Satire, Anachronismus hin, Anachronismus her, denn doch erwiesen wäre. Dafür, daß sie menschlich-psychologisch an der Oberfläche bleibt und auch als Historie nirgends in die Tiefe dringt, entschädigen flotte Personenzeichnung, geschickter Szenenbau und eine gute Handvoll Witz, der sich namentlich in der Gestaltung des immer wirksamen „Theaters im Theater" und in einigen amüsanten Prägungen des Dialogs offenbart.

H. Georg

Oldenburg

„Plutt im Novembersturm." Schauspiel. Von Marcel Gero. (Uraufführung im Landestheater am 11. November 1930.)

Plutt, von Beruf: Gastwirt, von Gesinnung: Chamäleon, gerät in den Novembersturm des Jahres 1918. Die Zeit verlangt Entscheidung, Stellungnahme. Plutt stellt sich zu allen, zu rechts und zu links. Sein Doppelspiel wird entlarvt, er selber gebrandmarkt. Wie man sieht: Stoff — wenn auch nicht neu — für eine Komödie. Der junge deutsch-schweizer Autor macht daraus mit allem ethischen Rüstzeug ein Schauspiel, das nur deswegen nicht Tragödie genannt wird, weil Plutt am Ende leben bleibt. Dazu gibt er seinem Stück eine dramatische Form, die ein wunderliches Gemisch ist aus den Mitteln des seligen Expressionismus und des modernen Zeitstücks. Massenszenen, Filmbilder, Lieder, Erscheinungen, Schatten, Kabarettsängerinnen und Stahlhelme ziehen über die Bühne, nur keine — Menschen. In jugendlichem Überschwang und im Feuer des Bessermollens zerredet der Verfasser alles und jedes, am Ende leider auch sein eigenes Stück.

Friedrich Lindemann

Dresden

„Journalist über Bord." Komödie in vier Akten. Von Robert Grötzsch. (Uraufführung im Dresdener Staatstheater am 30. Oktober 1930.)

Ein Journalistenstück. Eine Berufskomödie mit etwas unsicherer Tendenz. Schicksalskampf eines einzelnen im Presse-Elends-Kompler. Aber das Stück schürft nicht den inneren Gehalt, den die Tragikomödie des Zeitbildes moderner Journalistik hat. Das Ethos verblaßt, weil der Dichter die Tragik um Vorurteil, Profitgier Sensationslust, Verantwortungslosigkeit in dem Ringen zwischen Freiheit und Notwendigkeit des Handelns, zwischen Gesinnung und Tat spielerisch, mit Witz verbrämt, gestaltet. Man traut dem Idealismus des Helden im Stück nicht recht. Unwahrscheinlich erscheint das Pressegeschick, das den Helden, Doktor mehrerer Fakultäten, wegen seiner ehrlichen Gesinnung vom Redaktionssessel stößt und Zeitungsausschreier werden läßt. Verzweiflung und Galgenhumor geben probeweise seinen Gesinnungswechsel. Auf Widerruf. Ein Kompro-

Digitized by Google

miß von Ethik und Betrug. Er wirkt aber weder tragisch als angebliche Notwendigkeit des schuldlosschuldigen Erliegens widriger Verhältnisse, noch komisch in seiner unethischen Zwiespältigkeit. Einmal springt die dramatische Kurve steil auf in der Szene, wo der gehetzte Held seine Anklagerede gegen sich, gegen die Verantwortungslosigkeit der gezeichneten Presse hält. Das betrogene Volk erblickt aber in dem sich kasteienden, gewandelten Idealisten einen bemitleidenswerten Verrückten. Das Tiefmenschliche seiner Not in dieser Szene erschüttert. Aber dann bleibt der starke Anlauf zur Komödie doch im Unterhaltungsstück stecken. Als solches hat es große Vorzüge. Es ist spannend, voll köstlicher Einfälle, voll zündendem Witz und guter Situationskomik.

Johannes Reichelt

Nürnberg

„Hut ab vor Onkel Eddie." Lustspiel in drei Akten. Von Rudolf Kurtz. (Uraufführung im Intimen Theater am 1. November 1930.)

Hinter das Geheimnis des Titels, den Rudolf Kurtz seinem hier letzthin erstmalig in Szene gegangenen Lustspiel gegeben hat, ist nicht leicht zu kommen. Warum, so fragen wir uns, Hut ab vor dem alten, eigenbrötlerischen, von chronischem Johannistrieb besessenen, daneben aber von Rheuma und Gicht geplagten, immerhin ganz liebenswert gezeichneten Junggesellen von Onkel, der der sinnlichen Leidenschaft der hypermodernen Braut seines altmodisch-soliden Neffen, die sich an ihm, um mich modern auszudrücken, möglichst gründlich abreagieren möchte, nicht ganz mehr gewachsen ist? Es ist also wohl der Einfluß amerikanischer Filmatmosphäre, der den unpassenden und reichlich albernen Titel für ein Stück wählen ließ, das in seiner witzigen Gegenüberstellung von Alter und Jugend, von alter und neuer Zeit teilweise nicht üble Qualitäten, in dem blitzenden Dialog hin und wieder sogar Feinheiten aufweist. Dabei kann freilich nicht verschwiegen werden, daß zu der trotz etwelcher Anstößigkeit günstigen Wirkung und zu dem Publikumserfolg des Kurtzschen Lustspiels wesentlich das ausgezeichnete Spiel der fünf dabei beteiligten Schauspieler beitrug.

Theodor Hampe

Echo des Auslands

Ungarischer Brief

Seit einer Reihe von Jahren bringt der Herbst den Budapestern regelmäßig die Aufregung einer Molnár-Premiere. Sie wird von mondänen Gemütern nicht nur als das gesellschaftliche, sondern auch als das literarische Ereignis der Saison gepriesen. Den Stoff seiner Schauspiele entlehnt Molnár in der Regel den Launen und Lässigkeiten des nämlichen sozialen Milieus, für das er arbeitet, seine eigentümliche Kraft liegt in der Internationalität der leichtgewürzten Pointen und paradoxen Einfälle. Nachdem er im vorigen Jahre mit vollem Erfolg in Amerikanismen pirschte, ist diesmal seine „gute Fee" eine Bardame von west-osteuropäischem Zuschnitt, zusammengefügt aus höchstem Geschäftsraffinement und höherer Herzensgüte, die zwischen Millionär und Oberkellner einem unberechenbaren Schicksal zusteuert.

Zum Lobe des budapester Durchschnittspublikums sei gesagt, daß es diese theatralische Leichtkost doch nicht ganz unbedenklich verschlingt. Wenn aber etliche Wochen später der Ruhm des Bekrittelten aus Wien, Berlin und Neuyork mit vervielfachter Schallkraft widerhallt, und wenn neben Molnár noch eine stattliche Reihe leichtbeflügelter Bühnen-, Film- und Tonfilmautoren im Westen rauschende Triumphe ernten, so kriecht man freilich beschämt zu Kreuze, erklärt mit Emphase, daß Ungarn in seiner dürftigen Lage von heute jeden Auslanderfolg dankbar buchen und den Ruhm seiner literarischen Exporteure nicht durch Nörgelei in der eigenen Heimat schmälern soll.

Den ehrbaren Veteranen der Akademie ist ein solcher Ruhm immerhin aus stilistischen, moralischen und nationalistischen Erwägungen nicht ganz recht. Aber sie bilden eine Gegenfront mit den untauglichsten Mitteln, indem sie die Schatten der Vergangenheit zur Abwehr heraufbeschwören, einem seicht interpretierten Kosmopolitismus den engen Horizont einer nurnationalen Offenbarung entgegensetzen, geflissentlich übersehend, wie das moderne Budapestertum, wie das buntbewegte Geschehen und die Probleme der letzten Jahrzehnte jegliches Petőfi-Epigonentum verspotten und wie von dem aus geruhsameren Epochen herübergeretteten Phantom des Edelbauers der ungarische Landmann der Gegenwart mit seinen streitbaren und oft nur zu irdischen Impulsen in geradezu grotesker Weise absticht.

Sowohl gegen die Allzufindigen, als auch gegen die Verrosteten kehrte sich der Kampf der Jungliteratengruppe des „Nyugat", die eigentlich bereits um die Jahrhundertwende jung war, als die Dichter Ady, Babits, Móricz, Kosztolányi, Gellért und Karinthy die lethargisch gewordene Überlieferungspoesie durch neue Zielsteckungen und eine gänzlich neue Sprachführung

Digitized by Google

verdrängten. Die Tragik ihrer Bestrebungen lag darin, daß sich der Kampf infolge der verwilderten, stets und überall parteiischen Anschauungen im Ungarn der Nachkriegsjahre versteifen und eine ausgesprochene politische Färbung erhalten mußte. So erklärt es sich, daß der stellenweise allenfalls zu prophetischer Wucht emporlodernde Verlainismus des im Umsturzjahre verstorbenen Ady zu heroischer und märtyrerhafter Genialität aufgebauscht wurde, so erklären sich auch die übernaturalistischen und ständig revoltierenden Bauernfiguren von Móricz, die eigentlich mehr gegen die literarischen Verwässerer von rechts, als gegen ihre faktischen Unterdrücker protestieren. So kam es auch, daß diese Schule im Gegensatz zu den belletristischen Chauvins mit ihren internationalen Gelüsten prahlte und den literarischen Neuströmungen im Westen und Norden stets ein wenig nachhinkte. Nicht ganz zu Unrecht warf man der „Nyugat"-Gruppe von der Gegenseite eine mangelnde Bodenständigkeit und Selbstkritik vor. Was die letztere betrifft, so war es um eine solche allerdings auch in offiziellen Kreisen, wo man seit dem Wirken des ultranationalistischen Literarhistorikers Zsolt Beöthy stets auf das Schaffen einer möglichst breit fundierten ungarischen Anthologie bedacht war, immer schon etwas karg bestellt. Sie heranzuzüchten, wäre die spezielle Sendung der Oppositionsliteratur gewesen.

Das große Ereignis des vergangenen Jahres ist nun der jähe Abbruch des „Dreißigjährigen Krieges". Als Friedensstifter kommt vor allem der Dichter Michael Babits in Betracht, der sich durch diese Initiative auch als Führer von erlesenem taktischen Geschick erwies. Die Bewegung setzte mit dem Tod des eigentlichen Begründers der Zeitschrift „Nyugat", Ernst Osvát, im vorigen Winter ein. Osvát war bis zuletzt ein verstehender Förderer junger Talente und hatte eine feine Fühlung für das Originelle inmitten verebbender Strömungen. Aber der wirkliche Kampfleiter war nicht er, sondern der problematisch angehauchte Linkspublizist Hugo Ignotus, der seit etlichen Jahren als Herausgeber des „Nyugat" zeichnete. Es wurde Ignotus zuletzt von seiten verschiedener Nyugatisten zum Vorwurf gemacht, daß er die ganze Kampagne eigentlich vom Ausland aus leite, wo er sich seit dem Umsturz ständig aufhielt und daß er somit in die literarischen Verhältnisse des neuesten Ungarn keinen genauen Einblick gewinnen konnte. Indes lag der Spaltungsgrund zwischen Ignotus und seinen Mitarbeitern dem Wesen nach in einem ganz anderen Umstand, nämlich darin, daß er sich zu ihnen wie der Journalist zu Künstlern verhielt. Er schien von Ambitionen des politischen Streiters noch zu einem Zeitpunkt gebläht, da die Ausschaltung der politischen Gegensätze aus dem Wettkampf der extremen poetischen Richtungen bereits als dringlich wünschenswert erschien. Überdies ist Ignotus der typische Aufklärungsliterat, ein Stilist geistreich gewundener Sätze, im Inhaltlichen aber der Fürsprecher handgreiflicher Kausalverhältnisse, Monist auch heute noch, der sich gern in der Vergötterung neuester technischer Errungenschaften ergeht und Probleme gern an ihrem phänomenalistischen Ende anfaßt.

Es liegt auf der Hand, daß der innere Kontakt zwischen einem derartig Orientierten und den übrigen Häuptern der „Nyugat"-Richtung, deren Weltanschauung mehr im künstlerisch Formellen wurzelt, sich nicht inniger gestalten konnte und daß Ignotus von der Leitung der Zeitschrift, sollte ein einlenkender Kurs eingeschlagen werden, verschwinden mußte. Keine Ausbootung, bloß eine Eingliederung dieses streitbaren Geistes bezweckte denn Babits, als er nach dem Ableben Osváts mit dem Romanschriftsteller Móricz im Verein die tatsächliche Führung übernahm. Aber Ignotus faßte die dahingehende Aufforderung als eine persönliche Invektive auf, und, indem er in Vortragssälen und in der Presse leidenschaftlich sein ausschließliches Recht auf „Nyugat" verfocht und seine Nachfolger mit Beschuldigungen überschüttete, spielte er die Rolle eines Kämpfers nach erfolgter Abrüstung.

Der letzte Jahrgang des „Nyugat" zeigt einen erfreulichen Zug nach der gesunden Mitte und auch nach aufwärts, was sich besonders in der Ausbuchtung der nüchternen kritischen Note offenbart. Ein letztes kriegerisches Aufwallen aus diesen Reihen, wennschon nicht in den Spalten des „Nyugat" selbst, stellte eine angriffsfreudige Ablehnung der poetischen Bedeutung Adys durch Desider Kosztolányi dar. Gewiß war diese an mancher Stelle etwas pamphletartig anmutende Streitschrift, in der dem führenden Poeten der Vorkriegsjahre guter Geschmack, edler Schwung und poetisches Maß abgesprochen werden, ebensowenig objektiv, wie die vorhergehenden Verhimmelungen von verwandter Seite, oder die Gehässigkeiten aus dem nationalistischen Lager. Aber die Übertreibungen schienen nicht ohne Absicht, und diesmal war die Tendenz zweifellos von heilsamer Wirkung.

Als das jüngste Ergebnis der vollzogenen Abrüstung gilt die Aufnahme Babits' unter die Mitglieder der Akademie und Dichterakademie („Kisfaludy-Gesellschaft"). Von seiten des Aufgenommenen war das beileibe kein Canossagang. Von dem Vorsitzenden der Akademie wurde Babits gewissermaßen als „vornehmer Fremder" begrüßt. Immerhin mußte durch seine Wahl wennschon nicht dem modernen Dichter, so doch immerhin dem beflissenen Kunstübersetzer Anerkennung gezollt werden, der zuletzt durch seine metrisch und drama-

Digitized by Google

tisch meistervolle, zum Schluß allerdings nicht ganz die ursprüngliche Gefühlsfülle wiedergebende Übertragung von Goethes „Iphigenie" an die alten Verdienste ein neues reihte. Seinem innersten Wesen nach Hellenist, in seinen Dichtungen die Einfühlung in die treibenden Kräfte der neuesten Zeit mit klassischem Ebenmaß paarend, ist Babits längst für die Würde eines Akademikers reif geworden, und man darf hoffen, daß sein Abrücken von der literarischen Linksflanke den Weg für eine neue, fruchtbare Synthese der schöpferischen Werte in der ungarischen Dichtung ebnen wird.

Neben dieser Verheißung treten alle literarischen Begebenheiten und Erscheinungen des verflossenen Jahres in den Hintergrund. So der Eifer, mit dem man sich dem Problem Julie Szendreys, der Gattin Petöfis, annimmt, die bereits ein Jahr nach dem Tode des sie vergötternden Dichters eine neue Ehe einging (mit dem Thema setzt sich u. a. ein in seiner Charakterschilderung wenig einleuchtendes Schauspiel Franz Herczegs auseinander) — und auch die Vorliebe für den siebenbürgischen Fürsten des siebzehnten Jahrhunderts, Gabriel Bethlen, den Vorfahren des derzeitigen Ministerpräsidenten, dem Siegmund Móricz sein neues Erzählungswerk „A nagy fejedelem" („Der große Fürst") widmet. In einem großen zweibändigen Roman „A csodavárók" („Die eines Wunders harren") versucht Nikolaus Surányi den tragischen Verfall der ungarischen historischen Klasse in der Folge des Weltkrieges zu schildern. Aber das gewaltige Konzept zerfällt in seinen Händen und entbehrt des tragischen Ausklangs.

Budapest Gustav Erényi

Siebenbürgisch-Deutscher Brief

Die Verarmung des deutschen Lesers in Siebenbürgen bringt es mit sich, daß sich das gute Buch immer schwerer durchsetzt. Verlag und Buchhandel kämpfen hart ums Dasein. Trotzdem hat das deutsche Wort, geschrieben und gedruckt, seinen Hoheitswert im Handel und Wandel behalten. Ja, es will mir scheinen, als ob seit meinem letzten Bericht immer weitere Kreise für literarisches Leben gewonnen würden. Ob es allerdings ohne weiteres gut ist, sich dem Triebe nach Vergesellschaftung hinzugeben, bleibe dahingestellt. Man sammelt Dichter und Dichterlinge und vereinigt sie zu fragwürdigen Anthologien, die unter der Flagge des Auslanddeutschtums trällernd auf dem Parnaß einziehen. Den Namen der Herausgeber zu nennen, wäre an dieser Stelle zu viel der Ehre. Wir können nicht umhin, nachdrücklich vor solchen Sammlungen zu warnen. Impotenzen bleiben was sie sind, auch wenn sie national aufgezäunt werden.

Völlig selbständig, ohne den Beistand einer literarisch eifrigen Klique, die leider in Siebenbürgen einen viel zu breiten Lebensboden einnehmen, hat sich Oskar Walter Cisek durchgesetzt, nicht allein, weil seine Novelle „Die Tartarin" bei der Kleistpreisverteilung ehrende Erwähnung fand, sondern weil seine fein geschulte Sprache in jedem Atemzuge den Dichter verrät. Auch die Lyrik blieb nicht untätig. Bernhard Capesius legte einen Band Gedichte vor. Altes und Neues in bunter Folge, bis ins einzelne durchgearbeitet, und doch — leider nicht überzeugend. Bernhard Capesius gehört der Prosa an. Auch Adolf Meschendörfer, der geistige Stammvater der jetzt lebenden literarischen Generation, fand sich im Sommer mit einem Prunkband von Gedichten ein. Recht spät hat er sich zu der Sammlung entschlossen. Sie erschien als Privatdruck, glanzvoll von seinen Söhnen mit handgezeichneten Initialen ausgestattet. Ich weiß nicht, ob heute solche Stefan Georgische Gesten noch recht Eindruck machen. Die Gedichte zeigen alle Spuren eines gewissenhaften Kleinmalers mit völlig reifer Beherrschung der Sprache. Neben mancher starken Leistung (Malerei einer Vase) doch auch Mißlungenes (Ballade vom sächsischen Pfarrer Stefan Ludw. Roth). Restloser weiß Meschendörfer als Herausgeber zu befriedigen. Im Sommer 1930 fanden zu Kronstadt die sogenannten Vereinstage statt. Im Gegensatz zu den sonst üblichen rein wissenschaftlichen Festgaben, betraute das Presbyterium der evangelischen Stadtpfarrergemeinde Meschendörfer mit der Herausgabe einer Festschrift, die alle in Kronstadt lebenden oder dort geborenen Dichter, Maler und Musiker der Gegenwart zu Worte kommen läßt. Wahrlich ein bunter Reigen heterogenster Elemente, durch des Herausgebers Takt und feinfühlige Auswahl zu einem anmutigen Strauß geformt: das ist Siebenbürgen im Kleinen („Aus Kronstädter Gärten" heißt die Sammlung). Ernst Kühlbrandt, der über siebzigjährige Fabeldichter, in seiner Art in der gesamten deutschen Gegenwartsliteratur wohl einzig dastehend, legt unter dem Titel „Späte Ernte" eine Sammlung von Sinngedichten, Sprüchen, Erzählungen vor, die dem ersten Bändchen von „Kurzschlüssen", wie er sie nennt, nicht nachsteht. Ein bißchen älter wurde der Verfasser, um eine Prise kälter, dennoch bei aller gesunden Spießbürgerlichkeit von selten erlahmendem Witz und stets parierender Schlagfertigkeit. Weniger gut gelungen sind die Erzählungen. Doch werden auch sie dem Freunde auslanddeutscher Dichtung manch lebensfrohes oder ernstes Bild vor die Seele malen.

Im Verlage Krafft und Drotleff, dem nimmermüden Förderer siebenbürgisch-deutscher Dichtung, erschienen in diesem Jahre eine Reihe wertvoller Schriften, dar-

Digitized by Google

unter wie sonst Kalenderliteratur, Volksschriften im besten Sinne; Richard Breckner trat mit einem Drama „Dämonische Liebe" hervor, das starken Atem verrät. Gewisse geringe sprachliche Unebenheiten und besonders Saxonismen hätten sich vermeiden lassen; daneben wollen wir gern anerkennen, daß der rastlose Fleiß, die selten erlahmende Fülle von Einfällen heute selbst solche Kreise, die in Siebenbürgen Richard Breckners Schaffen ablehnten, zur Anerkennung gezwungen haben, während das Ausland gerade ihm gegenüber mit Zustimmung nicht kargt. Oskar Netoliczka, der beste Kenner der Reformationzeit in Siebenbürgen, bietet eine ausgezeichnete Schrift über Honterus, in der alles Wissenswerte, Neue zusammengetragen und feinfühlig verarbeitet wird, so daß ein plastisches Bild entsteht, an dem jeder Kenner seine Freude haben darf. Wie wenig bietet uns trotz der hervorragenden Ausstattung dagegen N. Jorgas „Geschichte der Rumänen und ihrer Kultur", von Frau H. Rösler-Albrich meisterlich ins Deutsche übertragen! „Als im August 1914, infolge der Gewalt, die Österreich Serbien durch seine Strafexpedition antun wollte, der Weltkrieg ausbrach ...", beginnt das Kapitel S. 347 über den Weltkrieg. Wer heute die ungeheure Schicksalsmacht der Weltereignisse aus diesem niedrigen Gesichtswinkel und derart unphilosophisch betrachtet, hat es mit dem Vertrauen der Leser vertan. Man weiß heute — siehe Amerika —, daß die Dinge denn doch etwas anders lagen. Daneben mag recht viel gelehrte Arbeit vor uns ausgebreitet werden; man wird das ganze Buch hindurch den Eindruck nicht los, daß es cum ira et studio geschrieben wurde. Der Deutsche findet vielleicht manche Anregung gerade aus der Stellungnahme des rumänischen Universitätsprofessors, kann sich aber eine Vorstellung machen, wie eine Generation heranwächst, die zwangsweise aus solchen Büchern Vergangenheit in sich aufnimmt.

Daß Rudolf Lassels bescheidenes Passionswerk nun doch endlich nach seinem Tode im Druck den Freunden siebenbürgischer Musik übergeben werden konnte, ist ein Verdienst des Heimatdichters Hans Lienert, der eigenhändig Note für Note auf das Papier setzte, um durch ein billiges Verfahren die Partitur herzustellen. Sie wird heute jedermann, der sich verpflichtet, das Werk aufzuführen, unentgeltlich zugesendet. (Verlag Wilh. Hiemesch, Kronstadt.)

So finden im fernen ostdeutschen Splittervolk immer neue Anregungen Raum, und der Ableger, der sich naturnotwendig an das deutsche Mutterland angliedert, weiß immer, woher er seine besten Kräfte zieht.

Kronstadt-Wien — Egon Hajek

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Frauen zwischen gestern und heute. Lebensstücke. Von Johanna Wolff. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 360 Seiten. Gebunden M. 6,50.

Die Dichterin setzt ihrer Arbeit Walt Whitmans Worte voraus: „Wer dieses Buch berührt, rührt an den Menschen." Damit gibt sie selbst das Leitmotiv ihres ganzen Schaffens an: die Schilderung des Menschlich-Allzumenschlichen, in der sie Meisterin ist. Für die vorliegenden Novellen ist der Titel Weiser zum Inhalt. Die weltanschaulichen und damit seelischen Verschiedenheiten der Frauen von gestern und der von heute ergeben die Konflikte und den Stoff der fünf Erzählungen. „Die kleine Frau", der es beim rasenden Ablauf der neuen Zeit schwindelig vor Augen und im Herzen wird, stellt den Typ des unbesinnlichen, zum Mann als Gott aufschauenden Weibes dar, dem Heim, Gatte und Kinder die Welt sind. Der Mann aber: Tatmensch, robust, innerlich gejagt, braucht die Welt, kann sie auch zu Hause nicht vermissen und wird von der anderen modernen Frau unmittelbar berührt, die in dieser großen lärmenden Welt heimatet, ihre Lichtskalen kennt und die Partitur des Lebensorchesters beherrscht. Die Charaktere stehen offen voreinander und spielen kein Versteck. So wird die Tragik der Stimmen in allen Nuancierungen vernehmbar und der übermenschlich starke Verzicht der „kleinen Frau" löst die Magie der Verneinungen zu einem kraftvollen Ja. Neben dieser in künstlerischer Geschlossenheit durchgeführten Arbeit und ihrer Vollendung in sich treten die folgenden drei Dichtungen an Seelaufgewühltheit zurück. Im „Kellerkind" wird über dem Problem des Mutterkomplexes das gleich fest angeschnittene Thema des angeborenen Charakters im Kind etwas versäumt. Das Konstruktive in „Ziska" und „Muttchen" behandelt das Thema der Frau von gestern und heute mehr als zwei nebeneinander fließende Ströme, denn als schicksalhafte Verkettung. Groß und stark baut sich die „Meisterin" auf, eine echte Johanna-Wolff-Dichtung von unheimlicher Verve und bis ins Letzte gefüllt mit Menschentum und Menschenkenntnis, nicht Kunstgriff wie die zwischenliegenden Arbeiten, sondern ergreifende Kunst.

Berlin-Halensee — Reinhold Conrad Muschler

Die große Sache. Roman. Von Heinrich Mann. Berlin 1930, Gustav Kiepenheuer. 406 S.

Mit souveräner Ironie behandelt Heinrich Mann in diesem Roman die Mentalität einer republikanisch behüteten Industrie. Schattenhaft tauchen die Umrisse von Persönlichkeiten der Gegenwart aus den kompakten Romanfiguren, die von Mann hinter einer „Großen Sache" her in ein groteskes Marsch-Marsch gehetzt werden. Seine gestalterische Ironie wird in einem überlegenen Humor aufgelöst, sein menschlich-politisches Bekenntnis mündet in der Bejahung sinnvoller Arbeit aus eigener Kraft.

Digitized by Google

Was der ehemalige deutsche Reichskanzler und spätere Generaldirektor eines großen Konzerns in einer Zeit weltpolitischer Krisen an Nuttig-, Schnuttig- und Nichtigkeiten sich leistet, wie jede „Große Sache" sich entlarvt als privater Dreh, das ist mit erregender Lebendigkeit geschrieben. Einen Schritt weiter — und man hätte ein anklägerisches Zeitbuch, von oben bis unten reif für den Zensor. Daß Heinrich Mann diesen Schritt weiter nicht tut, läßt seinen Roman einen Roman bleiben: effektvoll in der Komposition, in seinem Ton klug, überlegen, distanziert und zuletzt durchtränkt von jener Ironie, die stets der bessere Geist großer Männer ist.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Zwiemann. Roman. Von Carl Haensel. Jena 1930, Eugen Diederichs. 271 S. M. 4,— (6,50).

Haensel, Verfasser des ganz ausgezeichneten „Tatsachenromans" „Der Kampf ums Matterhorn" (bei Engelhorn in Stuttgart) hat sich an dem Diederichsschen Roman-Preisausschreiben beteiligt und es gewonnen mit diesem „Zwiemann", einem Buch, das ganz zweifellos seine Meriten hat. Wie da Roman-Romantik gekoppelt ist mit einem wachen Tatsachensinn, wie da Fabuliernaivität und Wissen um höchst nüchterne Lebensbezirke ineinandergreifen und aufeinander angewandt sind — das spannt auch den, der in einem Winkel seines kritischen Gewissens empfindet, daß weniger vielleicht mehr gewesen wäre. Und daß — vielleicht — Haensel besser daran getan hätte, sich zu entscheiden: entweder fabuliernaiv oder bescheidwissend, entweder abenteuerromantisch oder dokumentenfroh. Seltsam: wenn die beiden Individuen seines „Zwiemann", der Chemiker und der Poet, dieses Buch gemeinsam geschrieben hätten — es müßte etwa so aussehen, wie es aussieht. Aber daß einer kein Zwiemann sein soll — ist denn das nicht implicite der Sinn von Haensels originellem Preisroman?

Wien — Robert Neumann

Nächtliche Hochzeit. Roman. Von Alexander Lernet-Holenia. Berlin 1930, S. Fischer. 246 Seiten. M. 4,50 (6,50).

Diesmal, episch beschäftigt mit dem alten Balladenmotiv von der nächtlichen Zwangshochzeit, nach der die Braut getötet werden soll — diesmal steuert Lernet-Holenia, transponierend, modernisierend, das romantische Schifflein, in das er sich da monokelbewehrt gesetzt hat, mit dem Griff des Kundigen und Begabten recht sicher um zahlreiche Kitschklippen herum in den Hafen eines gangbaren, aber doch noch angängigen happy end. Gibt das auch keinen Roman, so gibt es doch eine mit guten Mitteln zuchtvoll geschriebene Novelle, deren man sich in ihren Grenzen freuen darf. Man freut sich. Und erkennt, daß dieser Lernet-Holenia, der es liebt, ein wenig auf Bert Brechtsche Publikumsverachtung zu posieren, um ein Beträchtliches besser ist als der schlechte Ruf, um den er sich bewirbt.

Wien — Robert Neumann

Passion. Sechs Dichter-Ehen. Von Robert Neumann. Wien 1930, Phaidon-Verlag.

Panoptikum. Bericht über fünf Ehen der Zeit. Von Robert Neumann (ebenda). 175 S.

Es ist ein großartiger Einfall Robert Neumanns, die theoretischen Bücher über Ehe und Eheleben durch zwei gewissermaßen erwiesen praktische zu kompensieren. Er packt in dem einen sechs Dichter (Shelley, Dostojewski, Strindberg, Goethe, Byron, Balzac) da, wo ihr physiologischer Menschzustand Stärken und Schwächen, Reales und Irreales gleichermaßen streift und erfaßt. Er verfolgt die Passionen ihrer erotischen Spannungen als unbeirrter Psychologe, biegt nicht aus, verschleiert nicht. Stilistisch trifft er das ausgezeichnet bei Goethe, Byron und (bizarr grotesk) bei Balzac. Aber die Affektiertheit des Stils, die bei Shelley angewandt wird, ist — offen gesagt — schrecklich. Warum solch manierte Gespreiztheit bei einem Schriftsteller, der obendrein in seinem zweiten Bande „Panoptikum, Bericht über fünf Ehen der Zeit" den Stil des durch Dokumente belegten Berichts mit Einfachheit zu schreiben versteht!

In diesem zweiten Band tritt der ganze Robert Neumann auf den Plan, der doppelbodige, dessen Blick und Lebenshaltung nach außen nicht verrät, was ihm selbst begegnet und was er um sich herum sich selbst begegnen läßt. Hier taucht wieder das geladen Dämonische dieses Berichterstatters auf, der alle Resultate — unter- und hintergründig erlebt — in die kühle Reserve seiner Dialogführung kleidet. Hintergründe aufreißen: nicht aus psychologischer Neugier, sondern aus Trieb, Untertauchen in die gefährlichsten Schächte menschlicher Gier: nicht aus psychologischer Neugier, sondern aus Trieb — das alles gespenstert von der „Pest in Lianora" her über die „Sintflut" bis in diese Bände, die als Belege für den Zustand des europäisch-amerikanischen Menschen geradezu groteske Dokumente sind.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Hiob. Der Roman eines einfachen Mannes. Von Joseph Roth. Berlin 1930, Gustav Kiepenheuer. 300 Seiten. M. 3,80 (6,—).

Die Geschichte eines einfachen Juden wird in einer bildkräftigen Sprache und einer inbrünstigen Einfühlung in die seelische Leidensfähigkeit des jüdischen Menschen lebendig. Die Mystik der jüdischen Religion — wie sie neben diesem

Joseph Roth
Zeichnung von B. F. Dolbin

Digitized by Google

Roman Arno Nadel in seinem eben bei der Verteilung des Kleistpreises ehrenvoll erwähnten Drama „Die Pest" großartig gestaltet hat — diese Mystik: hinreißend in ihrer künstlerischen Durchbildung, ihrer menschlichen Reinheit, ihrer religiösen Inbrunst, gibt diesem Roman das lebendige Element seiner Wirkung. Mag auch einiges romanhaft bleiben: überbrückt und verbunden wird alles durch den plastischen Sprachstil Joseph Roths, der, nach starken Versuchen, Zeitgeschichtliches vom Stil der Reportage her zu erfassen, nunmehr Zeitgeschichtliches vom kunstbildenden Instinkt her zu gestalten sucht. In diesem Roman schaut er weg von der intellektuellen Prägnanz kritischer Einsichten und überläßt seinen Gestaltungstrieb ganz der unbewußten Fühlung seines Blutes. Ein ausgezeichnetes Buch.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Colberts Reise. Erzählungen. Von Hermann Ungar. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 142 S. M. 3,50 (5,50).

Über einen Toten zu schreiben, der uns bei Lebzeiten teuer war, dessen tragisches Werk uns immer nachhaltig erschütterte, ist Andacht ohne Verheißung, Gläubigkeit ohne Zuversicht. Seit die glanzlose Prophetie seines Romans „Die Verstümmelten" uns mit Gram und Beschämung bedrängte, ist uns Hermann Ungar ein Dichter gewesen, der mit neuen, mühsam erkämpften Gedankengängen das Weltbild brandmarkte. Den Nachlaßband, der vorliegt, hat Thomas Mann mit einem Vorwort eingeleitet, das warmherzig und gerecht eine Leistung registriert, die durch den Einbruch des Schicksals im Aufstieg zum Ungewöhnlichen gehemmt wurde. Ihre Methode zu umgrenzen sind besser als anderes die Worte geeignet, die er den letzten Erzählungen des Verstorbenen mitgibt, die mit den Manifestationen seiner Begabung abwägend grüblerisch zu Rate gehen: „Es ist in seiner Komik, die nicht lacht, seiner geschlechtlichen Melancholie, der bitteren und oft unheimlich gemessenen Art seiner Lebensaussage — es ist in seiner geistigen Physiognomie und war selbst in seiner physischen etwas Bleiches, Gezeichnetes, streng Hoffnungsloses, das mich hindert, seinen frühen Tod als Zufall zu empfinden." Grell und böswillig flackerndes Feuer, Nihilismus der Frömmigkeit, gibt auch den sparsam gewählten Stücken des posthumen Buchs qualvollen Sinn und Bedeutung. „Der Weinreisende", „Die Bewandtnis" sind Berichte, die mit unbegreiflicher, fremder, schwer zu ertragender Symbolik gefüllt sind. Die Titelerzählung „Colberts Reise" ist ein Meistergebilde der deutschen Prosa.

Prag — Paul Leppin

Das Gottestheater. Roman. Von Wladimir Brenner. Gotha 1931, Leopold Klotz. 249 S. M. 4,— (6,—).

Es ist schön, sein Vaterland zu lieben, aber es ist nicht immer schön, einen Roman aus dieser Liebe zu schreiben. Die ersten drei Seiten sind eine Hoffnung. Kindheitsgeschichte, zusammengedrängt, verdichtet. Mensch, Landschaft, Gott, das Dunkel einer jungen Seele. Es könnte der Roman eines Gutsbesitzersohnes werden, der in die Stadt geht, um nach dem Sinn des Lebens zu suchen, einer von den reinen Toren, an denen die russische, die nordische Erde so reich sind. Aber es wird der Roman des Studenten, Mönches, Archimandriten, Bischofs und Erzbischofs Knjasew, der sich auflehnt gegen Krieg, Unchristlichkeit, Bolschewismus, und bereit ist, als Märtyrer zu fallen. Nein, nicht einmal dieses, sondern der Roman eines Programms: „Hier wird gezeigt, wie die russische Kirche weder durch Zarismus noch durch Bolschewismus zu zerstören ist, sondern in Ewigkeit als die Kirche des russischen Menschen weiterleben wird." Was geschieht, geschieht um dieses Programms willen, was gesagt, gedacht, gelitten wird, wird nur um dieses Programms willen gesagt, gedacht, gelitten. Eine Photographie, die mit Wasserfarben angetuscht wird.

Ohnmacht in den Mitteln. Der Mensch: „Und Anastaßij fragt sich: ‚Steht es so um mich bestellt?' Kurz sann er nach und sagte: ‚Ja.'" — Das Volk und das Schicksal: „Gewitterstimmung über Rußland." — Der Geist: Die Unterredung des Erzbischofs mit einem Juden, einem Geistlichen der römisch-katholischen Kirche, einem Kommissar. Sie „wanken hinaus" vor der Kraft seiner Argumente und dem Blick seiner Augen.

Nein, es erinnert auf eine fatale Weise an die russische Emigrantenliteratur, an die „historischen Romane" eines Krasnow. Überzeugungsliteratur, im Menschlichen sicherlich edel, rein und guten Willens, aber im Dichterischen von derselben Unzulänglichkeit, mit der jahrhundertelang regiert, gearbeitet, verachtet, gebetet, gequält wurde. Immer war das Publikum dieses Gottestheaters gut, groß, kindlich, rührend wie Kinder vor dem Vorhang. Aber die Stücke waren schlecht, die Schauspieler waren schlecht. Man hat die alten Gottestheater abgerissen und neue gebaut. Lenin statt Gospodi. Aber die Stücke sind nicht besser geworden und auch die Rezensionen nicht, die man in Romanform über diese Stücke geschrieben hat.

Es gibt in den Brüdern „Karamasow" ein Kapitel „Aus dem Leben des im Herrn entschlafenen Priesters und Einsiedlers, des Staretz Sossima". Ach, wie weit ist alle diese Programmliteratur unserer Tage entfernt von der Größe und Einfachheit jener Gestaltungen. „Liebe es, dich zur Erde niederzuwerfen und sie zu küssen. Liebe unermüdlich alle und alles ... schäme dich dessen nicht."

Berlin — Ernst Wiechert

Neue Prosa. Erste Veröffentlichung des Selbstverlags junger Autoren. Berlin 1930, Joachim-Goldstein-Verlag. 72 S.

Neun Novellen junger Autoren — die Wahrheit zu sagen, besteht jenseits der Gymnasiastenzeitung keine Existenzberechtigung für diese kleine Prosa, um so weniger, als die meisten der Stücke über einen konventionellen Ton der Sentimentalität und der Märchenparabel nicht hinauskommen. Um einer gewissen Selbständigkeit willen notiere ich „Infanterist All und das Kriegsgericht" von Fritz Betz und allenfalls „Die Dippelschicksе" von Josef Viera.

München — W. E. Süskind

Jasper und Aline. Die Geschichte einer gefährdeten Ehe. Von Hans Franck. Tübingen, Rainer Wunderlich. 117 S. M. 4,—.

Man spürt diesem Buch den Dramatiker an. So konstruktivisch ist es gebaut. Hier Jasper Jaßmar mit seiner Frau Aline, die ihm ein uneheliches Kind aus ihrer Dienstbotenzeit in Hamburg zubrachte und nun einen eigenen Jungen schenkt. Dort die Mutter Jaspers, die die selbst aufgebaute Häuslerkate in der mecklenburgischen Heide nicht nur mit dem jungen Ehepaar und ihrem Sprößling, sondern obendrein noch mit dem vaterlosen „Hurenkind" teilen soll. Jasper mag noch so sehr für das unschuldige Wesen kämpfen: er unterliegt und siegt im Unterliegen, weil die am Mord Schuldige sich selbst strafen muß. Franck entwickelt den Kampf der drei Menschen um das Kind mit jener unerbittlichen Härte und mit jenem

Digitized by Google

Wahrheitsmut, die er als Dichter liebt. Er erzeugt dadurch die Spannungen und Wirkungen, die auch aus Kleistschen Novellen zu quellen pflegen. Bei Franck hätte ich bisweilen mehr Fleisch um das Knochengerüst gewünscht und im Dialog das angemessene Plattdeutsch, das seine real gesehenen Menschen sprechen. In ihrer Art und Form aber steht auch dies Werk weit über dem, was heute in Deutschland als Novelle sich breitmacht: denn hier ist Leben in seiner Buntheit und Tiefe gestaltet. Wirklich gestaltet. Mit Zucht und Können.

Berlin — Hanns Martin Elster

Bilanz: Für Gott! Ein Bekenntnis. Von Heinz Becker-Trier. Berlin-Zürich 1930, Eigenbrödler-Verlag. 255 S. Geb. M. 6,50.

Ein Buch aus unserer Zeit. Keine Novelle, kein Roman; ein Bekenntnis: ehrlich, leidenschaftlich, laut und wirr. Becker-Trier erzählt das Leben eines jungen Menschen dieser Jahre, sein Leben. Vieles ist typisch daran — so typisch, daß es jeder kennt. Deshalb berechtigt zu seiner Mitteilung nur Gestaltung. Dazu aber findet sich hier auch nicht der Versuch eines Ansatzes. Allgemeinstes wechselt mit Privatestem ab: Berichte aus dem Beruf, der Arbeitslosigkeit, der Unterwelt stehen neben religiösen, konfessionellen, politischen Auseinandersetzungen, Liebeserlebnissen, Reisebildern oder der breiten Schilderung eines noch schwebenden literarischen Prozesses des jungen Autors mit den Namen, den Gutachten der Sachverständigen und allen Einzelheiten. Die Giftgaskriegsgefahr, die Unzulänglichkeit der genfer Diplomaten, die Notwendigkeit der Besinnung auf Gott — wie wahr ist das alles, aber wie wirkungslos in seinem Zusammenhang. Denn das Ganze ist nicht nur kunstlos; es ist schlechthin formlos. Ein Durcheinander von Begebnissen, Ideen, Stilen; expressionistischer Schrei neben neusachlicher Nüchternheit, Pathos neben schlechtem Zeitungsdeutsch. Unvermögen und Manier fallen zusammen.

Warum so viel Worte über ein mißlungenes Buch? Weil man dem Verfasser auf einen anderen Weg helfen möchte. Trotz allem nämlich ist hinter Becker-Trier eine Kraft spürbar; sie weiß nur noch nicht, wie und wohin sie wirken soll.

Berlin-Lankwitz — Herbert Günther

Vitus Venloo. Von Paul Busson. Wien 1930, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 248 S.

Mit der „Geschichte einer Jugend", wie sie Paul Busson hier aufzeichnet, habe ich mich trotz einiger schöner Stellen leider nicht befreunden können. Das Buch ist nicht naiv, es ist nicht in jener wunderbaren, gewissen- und glückhaften Weise aus dem eigenen Leben herausgehorcht, wie es die überzeugende Jugendgeschichte sein muß, sondern es verrät sich durch ein unwahrscheinliches, nachträglich „erinnertes" Pathos als die willkürlich und im Grunde lieblos zusammengestoppelte Romanzierung der „goldenen Jugendzeit". Daß Lieblosigkeit im Spiel ist, beweisen zum Überfluß manche stilistische und auch grammatikalische Fehlleistungen, wie sie der Liebe niemals unterlaufen. So können die genannten schönen Stellen und die merkwürdig katholisch-fanatische Hintergrundsstimmung des in Innsbruck spielenden Buchs nicht über das Urteil hinweghelfen: überflüssig und nicht angenehm.

München — W. E. Süskind

Die Hilflosen. Roman. Von Heinz Liepmann. Frankfurt a. M. 1930, Rütten & Loening. 298 S. M. 4,50 (6,50).

Sei eine Vorbemerkung erlaubt: wer Gelegenheit hat, viel in unveröffentlichten (und auch veröffentlichten) Romanen unserer jungen Schriftsteller zu lesen, den möchte oft Grauen und Scham heiß anpacken. Unter Dutzenden von Arbeiten ist kaum eine, die man männlich, ausdrucksvoll und gescheit nennen könnte und die ein Gesicht und einen Willen offenbarte, selbst da, wo sie sich verhaut. Dafür ist bei den meisten mit einer widerwärtigen Geschicklichkeit ein aktueller Stoff „behandelt", ein Stoff, der „interessiert". Ich glaube, noch nie war diese kindische und automatische Spekulanten-Schriftstellerei so im Schwange wie unter unsern Altersgenossen. Man muß es einmal aussprechen und sagen, daß man sich nach Gesichtern sehnt und nicht nach behandelten Stoffen.

Heinz Liepmanns Buch verdient Respekt, denn es hat einen Willen. Es hat gar keinen Stoff, sondern es will dichten, und zwar dichtet und kündet es von einem Zustand, dem der Hilflosigkeit und Gebrechlichkeit der menschlichen Seele und ihrer Entschlüsse. Seine Fabel (die teils in einem recht imaginären Rußland, teils in einem eben so halb realen 1919er Deutschland vor sich geht) ist nicht um der Fabel willen da, auch nicht damit die Charaktere sich entfalten können, sondern nur um des beständigen Exempels willen: du bist hilflos, du kannst nicht gut sein, du tust immer unrecht, und nicht einmal büßen kannst du! Ein recht monomanisches Buch also in seinem Vorhaben, vergleichbar einem rotierenden Rad und einem abstrakten Stimmungsfilm, freilich auch verlockend, wie Ins-Wasser-Starren verlockend ist.

Aus dem absolut ruhenden Charakter des Buchs ergeben sich notwendig seine Stärken — seine fast narkotische Eindringlichkeit, große Schönheiten in Wort und Linie, ein ausgezeichnetes Vermögen, Gestalten blitzhaft anzuleuchten — aber es ergibt sich auch notwendig daraus, nicht daß es Schwächen hat, sondern daß es dem nicht ganz überzeugten Leser auf die Nerven geht und in vieler Hinsicht, wenn ich so drastisch sprechen darf, einfach nicht genehm ist. Dieser Leser wird das „Ruhende" bei aller Großartigkeit nicht ertragen, und er wird einwenden, daß hier das Wort den Geist überwuchert, daß ihn gewisse lyrische Sentimentalismen stören, daß ihm die Figuren äußerlich zu primitiv, innerlich zu verfeinert sind, daß ihm alles, was geschieht, ex machina zu geschehen scheint. Wohlverstanden, das alles sind nicht Schwächen, sondern Notwendigkeiten des Buchs.

Es ist aus einem Guß. Ich kann mich nicht dazu bekennen, aber ich habe Respekt davor.

München — W. E. Süskind

Die letzten Segelschiffe. Schiff, Mannschaft, Meer und Horizont. Von Heinrich Hauser. Berlin 1930, S. Fischer. 282 S. M. 3,— (5,—).

Meine Ungeduld, mit der ich jedes neue Buch Hausers erwarte, ist auch jetzt, da „die letzten Segelschiffe" auftauchen, nicht enttäuscht worden. Er beschreibt in ihm eine Segelschiffahrt von Hamburg nach Chile — durch den Kanal, herum um Kap Hoorn. Er beschreibt das Zusammen und Gegeneinander von Mensch und Natur. Freundschaften und Kämpfe der Matrosen, Tiere, Stürme, Meere und des Segelschiffes „Pamir". Man liest, geladen mit Spannung, was dieser großartige Augen-Mensch Hauser gesehen und wie er es gesehen hat: einfach, lebendig, mit greif- und sichtbarer Unmittelbarkeit. Das hat mich schon bei „Brackwasser" gepackt und seitdem bei diesem Schriftsteller nicht mehr losgelassen.

Die unfaßbaren Schwierigkeiten einer Segelschiffahrt, die phantastisch drohende und märchenhaft große Majestät des Meeres, die Lieder, Erzählungen und Träume der Matrosen, der Flug der Vögel und der Zug der Meerestiere, dann —

Digitized by Google

diese Stürme! und zuletzt — dieses Segelschiff! in eine Maschinenwelt hineinragend als heroischer Überrest aus den vergangenen Zeiten grandioser Weltumseglungen: all dies zusammengefaßt von einer wunderbaren Erlebniskraft, übermittelt von Augen und weitergegeben an die Phantasie. Ein großartiges Buch!

Nur schade, daß es nicht — wie im „Schwarzen Revier" — auch die Bilder vermittelt, die Hauser auf seiner Reise gemacht hat. Der Verlag würde gut tun, bei einer späteren Auflage das nachzuholen, denn Wort und Bild gehören bei Hauser zusammen. Sie ergänzen einander. Daß sein Wort allein auch wirkt, beweisen diese „Segelschiffe". Aber sie würden noch gewinnen, wenn sie auch Hausers optische Eindrücke vermittelten.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Seemannsbraut. Roman. Von Hans Braun-Bessin. Berlin 1930, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 375 S.

Der Autor dieses Romans ist sicherlich ein „Fahrensmann", oder aber er hat viel mit Fahrensleuten zu tun gehabt, sonst könnte er nicht das Meer und alles, was mit der christlichen Seefahrt zusammenhängt, so prachtvoll anschaulich schildern, noch die Seele der Matrosen so lebendig vor den Leser hinstellen. Dabei kommt es ihm offenbar nicht darauf an, das Leben auf all den großen und kleinen Segelschiffen zu verherrlichen oder gar als schwer und mühevoll hinzustellen, noch das Meer in Sturm und Stille mit den Mitteln moderner darstellerischer Kunst auszumalen; — nein, er erzählt einfach drauflos, bald mit wundervollem Humor, bald schlicht ergreifend vom Leben der Janmaaten im Hafen und auf See, und während er so draufloserzählt, wachsen mählich vor dem Leser Menschenleben von erschütternder Eindringlichkeit auf, und die See selbst in all ihrer Schönheit und ihrem Schrecken wird dabei ganz ungewollt so plastisch gezeichnet, so verlebendigt, daß auch dem, der sie nie gesehen noch erlebt hat, ein Ahnen aufgeht von der dämonischen Gewalt des Ozeans über alle Menschen, die ihm einmal verfallen sind. — Ich habe selten ein Buch gelesen, das so wahr, anschaulich und menschlich Hoffen und Sehnen, Lust und Leid, Kämpfen und Siegen oder Unterliegen der Segelschiffsmatrosen darstellt wie dieser Roman von den beiden Freunden auf großer Fahrt, ihren Bräuten und ihrem Tod in der weiten, wallenden See.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Ein Mann ging von Bord. Roman. Von Friedrich Lindemann. Stuttgart 1930, J. Engelhorns Nachf. 383 S. M. 2,— (3,50).

Ein buntes, interessantes Buch, das durch alle Länder und Meere führt, eine Fülle von Menschen auf die Beine stellt und von einem hinreißenden Tempo erfüllt ist. Zwei Männer bilden die Hauptpersonen, der eine ein Fahrensmann von Beruf, der andere ein sich vor Europas übersättigter Kultur ekelnder Lord, beide auf einer Bark als Leute vor dem Mast. Immer wieder trennen sie sich, und immer wieder, wie das unter Fahrensleuten oft der Fall ist, führt das Schicksal sie in irgendeinem Winkel der Erde zusammen. Den einen hetzt die Liebe zur See, den andern der tolle Wunsch, auf gleichgültig welcher Ozeaninsel Herrscher zu werden, weshalb er abmustert und im Dienste eines holländischen Handelshauses nach Kandawu fährt, unbekümmert darum, daß seine drei Vorgänger von den Wilden ermordet und verzehrt worden sind. An der Seite einer braunen Schönheit erlebt er eine innere Umwälzung, tritt in Kampf gegen die Weißen, muß fliehen, geht wieder an Bord und eines Tages, in der brüllenden See vor Kap Hoorn, als ein Verzweifelter, gänzlich Gebrochener, über Bord, in den Tod. Eine Fülle buntesten Geschehens wirbelt am Leser vorüber und hält ihn von Anfang bis zu Ende in Bann, ist doch ein glänzender, phantasiebegabter Erzähler am Werk, der das Meer mit seinen Schonern und Barken, seinen Steuerleuten und Matrosen kennt und mit wenig Strichen ungemein plastisch zu zeichnen weiß und daneben den derben Humor aller Windjammerleute meisterlich in den Lauf des Geschehens einzuflechten versteht. Auf jeden Fall ist es eine erfreuliche Bereicherung unseres Bestandes an Seegeschichten.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Das Totenschiff. Roman. Von B. Traven. Berlin 1930, Buchmeisterverlag G. m. b. H., Universitas Deutsche Verlags-Anstalt. 355 S.

Wer ist B. Traven? — Jedenfalls ein Seemann, der diese „Geschichte eines amerikanischen Seemanns" am eigenen Leibe erfahren hat, sonst wäre ihm dieses außergewöhnliche Buch nie gelungen, und der auf eine ganz andere Weise um seine Papiere gekommen ist, sonst hätte er keine so schlecht erfundene Voraussetzung geschrieben. Was tut ein amerikanischer Seemann, dem sein Schiff mit seinen Papieren weggefahren ist und von dem sein Konsul einen Identitätsnachweis verlangt? Er braucht doch nur zu sagen: drahten Sie an mein Schiff oder an den nächsten Hafen, in den es einfährt. Travens Held sagt gar nichts, um das Schicksal des heimatlosen „Wasserproletariers" zu erleben und mit Paralleltypen zu Gorkis „gewesenen Menschen" bekannt zu werden. Die Stelle des „Nachtasyls" nimmt bei Traven das „Totenschiff" ein, ein ausgedienter, alter Kasten, der so lange Waffenschmuggel treiben wird, bis seine Reederei endlich einmal die Versicherung einstreichen kann, und der Seeleute ohne Papiere und mit Vergangenheit heuert. Traven, der seine Helden durch alle Fährnisse mit grimmigem Humor geleitet, wird bei den Schilderungen der Hölle auf dem Totenschiff ernst und malt ein Bild, das wahrhaft dem Danteschen Inferno gleicht. So etwas kann jemand nur schildern, wenn er es selbst erlebt hat. — So ist der Eindruck, den dieses ungleichmäßige Werk hinterläßt, durchaus zwiespältig: aus einer lächerlichen Voraussetzung entwickelt sich eine Abenteuergeschichte, deren Held durch seinen blutvollen Humor an Rollands „Breugnon" erinnert, um plötzlich nach einem unwahrscheinlichen Salto in Dostojewskische Tragik umzuschlagen, wobei beides, Humor wie Tragik, von ziemlich plattem Räsonnement unterbrochen wird. Stärkste Schilderungskraft und unbeholfene Konzeption, tiefstes Erlebnis und flache Überlegungen ... Man möchte Traven den Rat geben, den man dem jungen Gorki gab: schreibe, was du siehst, aber auch nur das! ...

Berlin — M. Charol

Labyrinth der Gegenwart. Aufsätze. Von Hermann Bahr. Hildesheim, Franz Borgmeyer. 184 S. M. 6,— (7,50).

Österreich in Ewigkeit. Roman. Von Hermann Bahr. (Ebenda.) 164 S. M. 2,50, (4,—.)

Aufsätze und eine Rede reiht er jetzt aneinander. Die Form des Tagebuchs hat Hermann Bahr verlassen. Er ist auch — vielleicht darf man so sagen — stiller geworden, damit nicht unpersönlich, beileibe nicht temperamentlos, während der

Digitized by Google

Prophet sich allmählich in einen Philosophen gewandelt hat, der er ja schließlich auch schon immer war, der Philosoph aller möglichen Philosophien, der Beherrscher aller möglichen Spannungen und Gegensätze, der in sich vereinte, was unvereinbar schien. Trachtete er vormals, diese Empfänglichkeit der Sinne, die als lässig und weich, diese aufnehmende Weite des Geistes, die als kritiklos gelten mochte, zu rechtfertigen, indem er als die Meister des Sicheinfühlens und des Sichwandelns Goethe und Herder ansprach und indem er, in den Schoß der Kirche zurückgekehrt, für seinen Impressionismus nach frommen Lehrvätern suchte und sie in Nicolaus von Cusa und selbst in Thomas dem Aquinaten fand, so langt er heute gleichsam nach der Heiligung solcher Denkweite. Mysterium, Himmelsgabe, den Begnadeten in die Wiege gelegt, nennt er es, den Zusammenklang der Welt, die „geeinte Gegensätzlichkeit" in jeglichem Erleben einfangen zu können. Es gibt noch manches, worin er zum Mystiker wird. So glaubt er auch unbedingt an ein Stichwort, das einmal an jeden komme, ob Künstler, ob Dichter, ob Staatsmann. Wohlgemerkt: Staatsmann. Bahr schreibt nämlich hier über die Politik als Lehre, gewissermaßen als Methode mehr als in den früheren Bänden und beinahe so viel wie über Literatur und Bücher. Zu was die Leserei, da sie entnervt! Er lehrt jetzt den Willen, die Energie, die Tat. Er baut jetzt auf Blut, nach Nadler auf Stamm, nach Wagner-Nietzsche auf Rasse. Auf die Jugend hat er ja stets gebaut. Und doch scheint es, wie wenn er, einst der Mann von übermorgen, nicht mehr voranschritte. Er schwärmt ihr und ihren Schlagworten nach, durchaus immer noch der Herr von Adabei, wenn er zum Beispiel, was von Frankreich her Mode wurde, über Stendhal spricht oder ihn gar einen revolutionären Cäsaristen nennt, wenn er vollends den Sport als Geist predigt. Es ist reizend, wie er plötzlich ausruft, daß Englands Weltmacht auf Taugenichtsen ruhe, auf geborenen Seefahrern und Abenteurern. Oder liest sich derlei nicht wie der Keim zu einer Bahrschen Historie und Komödie, zu einer Paradoxie in Szenen? So lebhaft kann sich auch der Stille, der aus dem Fluß des ewigen Werdens in die Weisheit vom ewigen Sein übergesetzt ist, noch heute ins Feuer reden, daß er darüber den Philosophen vergißt und getrieben zum auftreibenden, barocken nicht Denker, sondern Sprecher wird. Und da wären wir denn bei seinem jesuitisch barocken Österreich, an das er als sein Stichwort geglaubt hat, glaubt und zu glauben nie aufhören will.

Nichts anderes bekennt sein neuester Roman „Österreich in Ewigkeit" als dieses Credo. Man kann freilich auf sehr verschiedene Weise glauben. Fragt darüber den Theologen oder den Psychologen! Am Ende des Romans, der nur kaum wo den Ansatz zu einer Geschichte, zu einer Verwicklung, geschweige denn zu einer romanhaften Handlung macht, sagt jemand: „Ich wäre schon selig, wenn es uns gelingt, Österreich immerhin auf die nächsten fünf oder zehn Jahre zu verewigen." Und an anderer Stelle läßt Bahr den Staatsmann, den Prälaten, der Österreichs Geschicke zu lenken hat, in höchsteigener Person verwundert fragen: „Sie glauben daran? (an Österreich.) Dann wären wir also schon unser zwei." In solchen Tönen schwingt hier die Melodie. Bahr, der Meister der melancholischen Heiterkeit, lächelt, indem er glaubt und zweifelt. Er glaubt an sein Österreich, und er zweifelt an seinen Österreichern. Was, wo, wie weit ist eigentlich Österreich? Der Meister faßt den Begriff ungefähr so: Österreich ist Erinnerung und Hoffnung; denn es hat zwar eine große Vergangenheit und schließlich eine Zukunft, aber es hat schon längst keine Gegenwart mehr. Demnach wissen wir von Österreich etwa soviel wie wir von der Zukunft wissen, und erst recht, wenn wir den Roman gelesen haben. Nicht daß Bahr sich und seine politische Grundansicht in Schweigen hüllte. Im Gegenteil. Der Prälat und Staatslenker klagt in dem Kapitel, worin ihm ein Sprechsolo zufällt: „Mein Dasein ist ein Monolog geworden." Nachdem die aphoristischen Weisheiten Bahrs nicht zum Roman werden konnten, wurden auch sie zum Monolog, in dem Grade, daß aus fast allen Personen niemand so sehr redet wie er selbst. Welcher Rasse, welchen Alters, welchen Standes sie sein mögen, jeder erhält, wenn nicht sein Kapitel, so doch seinen Plausch und jeder eine Haut, die entweder die lebend gespannte Haut Bahrs oder zum mindesten eine seiner abgelegten ist. Zum Gegenstand haben die Gesprächsfolgen dasselbe, worüber gerade auch die letzten Aufsätze gehandelt haben: also die Politik, den Willen, den Sport der Jungen, die Führerschaft und wiederum die Politik. Es wäre nicht ein Lebensstück Hermann Bahrs, überkäme uns Reiz und Wärme nicht aus der fröhlichen, seligen Versöhnlichkeit des Ganzen, aus der, wie er sicherlich mit Entzücken hören wird, benediktinischen Diskretion. Von jeher ist es schon, auch als er die Dialoge noch weniger monologisch hielt, sogar mitunter in tragisch getönten, gesteigerten Schauspielen seine Eigentümlichkeit gewesen, daß die Kämpfenden sich einander näher, sich zueinander hinredeten. Hier im Roman steht, gleichsam zum Beleg, ein Jude einem teutonischen Studenten auf Säbel gegenüber und verletzt ihn an der Pulsader. Daraufhin besucht er ihn und „sie kamen einander täglich näher". Ob der österreichische Mensch wirklich so ist? Gewiß, daß das Österreich Hermann Bahrs nun einmal so sein soll in Ewigkeit.

München — Joseph Sprengler

Ça ira! Reportage-Roman aus dem Kapp-Putsch. Von Erich Knauf. Berlin 1930, Büchergilde Gutenberg. 191 S.

Dieser Reportage-Roman hat eins für sich: seine schlichte Darstellung versucht, die Notwendigkeit revolutionärer Maßnahmen scharf abzutrennen von jener sich ebenfalls revolutionär nennenden Dreistigkeit, für welche eine Revolution nicht der erste Schritt zu einer neuen Ordnung, sondern der letzte Schritt ins Chaos ist. Knauf ist bemüht, den klassenbewußten Proletarier vom Lumpenproleten zu trennen. Und seiner Einfachheit gelingt es, eine Reportage zu formen, die wertvoll jedenfalls als Beitrag zur revolutionären Geschichte der Gegenwart.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Dagmar springt in die Freiheit. Roman. Von Fedor von Zobeltitz. Berlin, Ullstein. 306 S.

Daß Zobeltitz trotz seiner mehr als siebzig Jahre noch volles Verständnis hat für die Jugend unserer Zeit, die dieser nur Rechte zubilligt, aber keine Pflichten mehr zumutet, zeigt dieser scharmante Roman unter jungen Menschen. Nicht nur die Heldin Dagmar springt in die Freiheit und weiß sich in ihr als tapferes und anständiges Menschenkind gegen Anfechtungen aller Art zu behaupten, denen gerade die Alten sie aussetzen nach dem berühmten berliner Possenrefrain: „Die Alten sind die Schlimmsten, und wahrlich nicht die Dümmsten", auch die andern Gestalten des figurenreichen Werks ringen um die Befreiung ihres Ichs. Dabei ist es weniger eine pekuniäre Unabhängigkeit, nach der sie verlangen, obgleich viel Reichtum — ehrlich und unehrlich erworbener — sie zu locken und zu verführen sucht, als die innere Loslösung von Vorurteilen und Traditionen, die den

Digitized by Google

geistigen Fortschritt der Menschheit zu hemmen vermögen. So ist die neue flotte Erzählung des unerschöpflichen Fabulierers nicht bloß durch Erfindung und Darstellung ein liebenswürdiges Buch, sondern auch eine fesselnde Auseinandersetzung mit Zeitfragen und Gegenwartsproblemen mancher Art.

Berlin — Fritz Carsten

August Weltumsegler. Roman. Von Knut Hamsun. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. München 1930, A. Langen. 391 S. M. 5,50 (8,—).

Wenigen Dichtern ist es beschieden, so zu altern wie Hamsun. Denn nicht verwelkt, kühlt aus, verdorrt seine Kraft, sondern — wie ein begnadetes Naturwesen: Blume, Schmetterling — sie erblüht mit dem Älterwerden üppiger, entfaltet sich schöner, kommt bis zu der Vollendung, mit der das Dasein dann abschließt. Hamsuns Gesichte, sein Formsinn, seine gestaltende Fähigkeit werden mit den Jahren nur größer, reiner und weiser. — Einmal begann er mit nur seinem Ich — aber auch das war schon was. Dann kamen die Romane des einzelnen, die der beiden Liebenden; dann schlug er seine Zauberkreise um Gemeinschaften, er schuf den ersten Menschen, der die Erde eroberte und Familie gründete. Und jetzt stampft seine siebzigjährige Jugend gar eine Stadt aus dem Boden. August der Wanderer kehrt zurück in seine Bucht, und da er einige Zeit bleibt, macht er in dieser Zeit aus dem Fischerflecken eine Stadt. Post, Bank, Fabrik. Nur die Nummerierung der Häuser, ja, die kann er nun doch nicht durchsetzen, gegen solche städtischen Auswüchse wehrt sich der Einwohner! — Wir kennen doch August, nicht wahr, kein Wort mehr über ihn und die anderen Menschen; denn wer hat die „Landstreicher" nicht gelesen! Auch Edevart ist da, dieser Mensch aus dem Herzen des jüngeren Hamsun, der kommt weither aus den Frühlingsbüchern des Dichters, dieser Sanfte und Stumme und in der Liebe Glühende, die Unsterblichkeit ist dir geschenkt, Edevart. — Wem ist heut noch gegeben, die Vielfalt des Lebens und Fühlens in solcher Einfalt und Klarheit wiederzugeben! Das Tiefste leuchtet da nach oben, das Untergründige tönt herauf. Was unserer Ahnung sonst vorschwebt, wird hier Gesicht und Gestalt. Fast armselig sind die Worte gewählt, nur eine Handvoll ist es, aus der der Dichter seine Seiten zusammenlest, mit immer denselben alltäglichen erzählt er, läßt er sprechen: und woher die mystische Verzauberung, die von dieser Einfalt ausgeht? Der schöpferische Atem, mit dem hier gesprochen wird! — Abschied am Ende. Wie immer es bei Hamsun ausgeht: Abschied, Weitergehen, unendlich, das „Ewig, ewig" Gustav Mahlers. — Ja, Musik! ... Die früheren Bücher Hamsuns hatten mehr Musik als seine letzten, man las sie nicht, man hörte sie, es war mehr Musik in ihnen als in mancher notengerechten Komposition. Seit einem Jahrzehnt ist Hamsun epischer geworden. Das ist nicht wertend ausgesprochen. Viele werden den letzten Hamsun größer finden als den jungen Musikanten. Aber doch — stellen wir die frühen Hamsuns heilig in unsere Gebetkammer; die späten gehören neben die großen europäischen Epen der letzten hundert Jahre. Und jene werden in gewissem Sinn lebendiger bleiben als diese. Große Epik: das ist immer in irgendeiner Art ein bißchen antiquiert, erzählerisch dem rastlosen Leben entzogen, in eine Form gebracht, die „Kunst" ist. Und warum kann man bei Hamsuns Büchern nie von „Kunst" reden? ... Sie werden spätesten Generationen noch so lebendig sein wie uns. Aber sie sind auch nicht „geschrieben", sie sind einfach — nach feierlichem Gesetz — da!

Berlin — Kurt Münzer

Der Nordkaper. Der Roman eines Walfischfängers. Von Peter Freuchen. Deutsch von Erwin Magnus. Berlin 1930, Safari-Verlag. 329 S. M. 6,50.

Um eine Vorstellung von diesem ganz außerordentlichen Buch zu geben: es ist allerbester Jack London. Aber schon nimmt man das Wort zurück. Freuchen ist ja eine Klasse für sich, jenseits aller Vergleichsmöglichkeiten, weit mehr als ein Abenteuer-Fabulierer, ein Reporter, ein mit allen Wassern gewaschener Schriftsteller. Freuchen ist einmalig in der Literatur heut. Wir haben schon zahllose Arktis-Romane, Eskimo-, Walfischfänger-Bücher, aber wenn man den Nordkaper gelesen hat, verschwinden eigentlich alle andern spurlos. Im Grunde ist es — mit einem gestrigen Wort — eine Reportage. Der Nordkaper-Kapitän fährt von Boston aus. Folgen Walfänge, Robbenschießen, meuternde Matrosen, Sturmfahrten, Totschlag und wieder Totschlag, Überwinterung, Leben mit Eskimos, Arbeit, Arbeit, Arbeit, Kampf gegen Mensch, Weib, Natur. Dreihundert Seiten das immer gleiche. Man könnte dreitausend durchfiebern. Denn — heilige Tinte! — wie erzählt Freuchen das! Wo riecht man da Tinte! Blut schmeckt man, in Eis schauert man, Mannsleidenschaft wirft einen um. Endlich wieder ein Held! Freuchen hat ein Heldenepos gedichtet. Wenn dieser Walfänger keiner ist! Vielfacher Mörder — und Bravo schreit man, wenn er schießt, mit dem Flintenkolben einen Schädel zerhackt, mit seinen Händen erwürgt. Alle Welt ist gegen ihn, nur der Eskimo, also die Natur, für ihn. Da ist er der Große Gott. Und diese Eskimos: zum erstenmal werden sie uns hier lebendig. Freuchen ist einer, der alles sagt, vielleicht werden empfindsame Gemüter ihn nicht lesen können. (Und vielleicht ist es Freuchens richtiger Instinkt, der seine Bücher den Leihbibliotheken verbieten läßt! Man muß ihn wirklich kaufen, um ihn zu bekommen. Dadurch schränkt er sein Publikum sehr ein, aber er kommt um das Fragwürdige herum.) Man liest manches Buch tief bewegt, aber nicht bald eins so um und um geschüttelt wie dieses. Ein Held! Wenn er seine zarten und sanften Momente hat — erst angesichts seines Untergangs —, welche unsägliche Süße entströmt dann seiner Seele. Seine Eskimofrau, diese bedingungslos Liebende! sein Eskimo-Diener, der Elternlose! welche zärtlich einfältigen, gotteingegebenen Gefühle und Worte haben diese menschlich noch nicht belasteten Menschen! Man könnte allerlei Tiefsinn hinter den Vorgängen finden: Sieg des Natürlichen über das Zivilisatorische; Fluch der Kultur; Symbol alles Heldischen, Genialen. Aber es tut nicht not. Diese Dichtung hat keine Deutung nötig.

Berlin — Kurt Münzer

Kumpane. Eine heitere Erzählung. Von Jules Romains. Deutsch von Lissy Rademacher. Berlin 1930, S. Fischer. 195 S. M. 4,— (6,—).

Durch die eigenwilligsten Situationen voll grotesker Überspitzung, übermütigster Laune und phantastischem Untergrund führt Jules Romains diese Erzählung zu dem hymnischen Schlußsatz: „Gelobt seid ihr, weil ihr uns die Heiterkeit und den Optimismus wieder gebracht!" Das Philosophische wird in skurilen Visionen eigenartig realisiert, die Realität selbst über einen nur naturalistischen Vorgang hinaus in eine gedichtete Wirklichkeit gespannt. Die hemmungslose Persiflierung übertrieben militärischer Disziplin und unlustig geübter Moral mündet in eine Weltanschauung, die dem „tierischen Ernst" des Heute die heitere Beweglichkeit geistiger Überlegenheit — aber auch heute! — entgegenhält. Mit diesen Worten: „Trinkt, lacht in Frieden! Und sagt mir nicht: ‚Aber morgen?' Wenn ihr an die Zukunft denkt, ist das ein Be-

Digitized by Google

weis, daß ihr ohne Fülle lebt, daß ihr an Mangel leidet." Über einen launigen Einfall hinaus das Geschenk eines Dichters.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Der große Kamerad. Roman. Von Alain-Fournier. Deutsch von Arthur Seiffhart. Transmare-Verlag. 310 S. M. 5,— (7,50).

Alain-Fournier gehörte, wie bei uns Trakl und Stadler, jener Generation von Dichterjünglingen an, die der Krieg vernichtete. Es war eine romantische Generation, bei uns wie in Frankreich; und welch ungeheuerlicher Betrug hat die Reinheit ihrer Herzen ausgenutzt und mißleitet. Sie waren so leicht in die tödliche Irre zu führen (und heute wären sie's wieder). „Denn als Kinder, die wir waren", sagt Alain-Fournier, „verführte uns alles, was feierlicher und ernster war, als das Natürliche." Er, der so sehr das Feierliche und Ernste liebte, fiel 1914 in den Argonnen. Er hinterließ nur einen Roman, aber dieser sollte ihm einen großen Ruhm sichern.

„Der große Kamerad" ist an zauberhafter Dichtigkeit der Stimmung beinahe nur noch mit den kostbarsten Erzeugnissen deutscher Romantik zu vergleichen, etwa mit Tiecks „Elfen" oder dem „Blonden Eckbert". Er ist gleichzeitig sehr charakteristisch für den inneren Zustand der französischen Jugend zu Anfang unseres Jahrhunderts. Man fühlt den Einfluß André Gides, der die Unruhe des Herzens feierte. Das Herz des großen Meaulnes ist unruhvoll, so sehr, daß es das Glück nicht ertrüge. Nachdem er das Mädchen, seine verlorene Prinzessin, mit aller Inbrunst gesucht hat, verläßt er sie, da er sie endlich findet. Er flieht, der unersättliche Vagabund; das Mädchen muß sterben.

Wie sonderbar: diese ganze verwunschene Landschaft von verfallenem Schloß, maskierten Kindern in einem Park, wandernden Gauklern, schmerzensvoller Liebe, gerade sie hielten wir doch immer für besonders deutsch. Nun zeigt sich, daß sie ebenso französisch ist. Das heißt: sie ist dichterische Landschaft schlechthin; oder, um doch etwas zu spezialisieren: europäisch-dichterische Landschaft. Das altersgraue Nest, in dem das Knabeninternat liegt und von wo aus der große Kamerad den Weg zu dem „namenlosen Gut" findet, können wir uns ebensowohl in Mitteldeutschland vorstellen wie in Frankreich. Paris kommt in diesem Märchenroman des romantischen jungen Franzosen beinahe nicht vor; und, da die Handlung einmal flüchtig in die Hauptstadt hinüberspielt, eigentlich nur ein einziges Haus, das, zwischen Laub versteckt, abseits liegt, und vor dem ein sehnsüchtiger Knabe hoffnungslos promeniert.

Mit unserer Vernunft müssen wir die Romantik dieser verführerisch traurigen Sphäre von Tod, Erde, Sehnsucht, Abenteuer und Musik ablehnen, wenn nicht hassen. Sie ist es, welche die Katastrophen einer sehr viel weniger idealen Welt ermöglicht hat und immer wieder ermöglichen wird. In einer geheimeren Gegend unseres Herzens lieben wir sie dennoch. Wir lieben sie mit großer Zärtlichkeit und Treue, wenngleich wir vor ihr ständig auf der Hut sein müssen, damit sie nicht allzu gefährliche Gewalt bekomme über unsere Gedanken, die morgen Taten sein können.

München — Klaus Mann

Don Juan. Von Joseph Delteil. Deutsch von Frida Langer-Berneis. Hellerau 1930, Jakob Hegener. 220 S. Geb. M. 6,50.

Delteils „Don Juan" könnte sich den stolzen Untertitel geben: Versuch einer Mythologie. Das Leben des ausschweifenden Spaniers Don Juan, der am Ende zurück- und heimfindet zur Kirche, wird nicht als die Historie eines einzelnen, sei es auch noch so repräsentativen Menschen erzählt; sondern zum Mythos gesteigert; verwandelt und stilisiert zur Legende. Don Juan ist der Mensch, der durch Sünde zu Gott kommt; der sich der Sünde erst recht maßlos und ganz unbedingt ergeben muß, um dann reif zu sein für das Haus Gottes, das „ein Haus der Sünder" ist. Diese Geschichte von dem tief in Lust verstrickten Eiferer, für den es nur das Maßlose gibt; die Historie seiner unendlichen Entgleisungen — ihre Zahl ist Legion — und seiner endlichen Reinigung, ist die christlichste aller Legende; vielleicht darf man sagen, daß sie die christliche Legende par excellence ist. „Vom Ruch des Weibes zum Geruch der Heiligkeit bedarf es nur eines Ringes." Und, tief katholisch: „Verloren durch die Frauen, gerettet durch die Frau." Delteil gibt seine letzte und eigentliche Auffassung des Don Juan, indem er das Wort eines anderen über ihn zitiert, und es freilich dabei als „ungeheuerlich" bezeichnet: „Er erinnert mich an Pascal." —

Das Buch ist von einer sehr schönen Klarheit des Aufbaus. Jeder Kapitelschluß führt zu einer Wende in Don Juans symbolischer Existenz. Als dichterische Höhepunkte des Werks betrachte ich den Schluß des ersten und den des zweiten Kapitels: Der Knabe Don Juan in erster Raserei der Wollust, den Schwan tötend; der Todessturz des ersten Mädchens, das der junge Sünder verführen will, und die unheimlich intensive Schilderung ihrer schnellen Verwesung; der Zerfall des ersten Körpers, den Don Juan lieben wollte.

München — Klaus Mann

Literaturwissenschaftliches

Deutsche Literaturgeschichte. Von Alfred Biese. Vierundzwanzigste, durchgreifend erneuerte Auflage in 3 Bänden. München o. J., C. H. Beckssche Verlagsbuchhandlung. XVI, 658; VIII, 673; XI, 864 S. Alle 3 Bände in Leinen M. 35,—.

Was einst vor einer Generation die Königsche Literaturgeschichte war, ist heute die von Biese, nämlich das Buch für das Haus und die Familie. Biese will in erster Linie Berichterstatter der Vergangenheit sein und nimmt daher für sich das Recht des Erzählers in Anspruch, hie und da behaglich zu verweilen, wo ihn seine besondere Liebe dazu treibt. Warmherziges Miterleben wird man seinem Werk nicht absprechen können, wenn sich auch die Darstellung nie zu beschwingter Höhe erhebt. Stets bleibt ein kleines pädagogisches Schwänzchen zurück, und gelegentlich wird ein wenig der Finger mahnend gehoben. Immerhin hat das Buch seit seinem erstmaligen Erscheinen vor rund 25 Jahren einen erstaunlichen Widerhall gefunden, denn es will wahrlich etwas besagen, wenn ein solches Buch von mehr als 2000 Seiten Umfang heute in reichlich 100000 Exemplaren verbreitet ist. Alfred Biese selbst hat das Erscheinen dieser Neuausgabe nicht mehr erlebt; ja, er hat nicht einmal alle drei Bände fertigstellen können. Der dritte Band, der die Darstellung von Hebbel bis zu unserer Gegenwart führt, war noch nicht abgeschlossen. So mußte diese Arbeit einer anderen, jüngeren Hand übertragen werden. Johannes Alt, durch sein Buch über Jean Paul rühmlich bekannt, hat sich ihr unterzogen.

Wenn nun der Verlag allüberall von einer „durchgreifenden Neubearbeitung" spricht, so ist das reichlich viel behauptet. Ich habe eingehend alle drei Bände daraufhin durchgesehen, und da war allerdings festzustellen, daß nicht so viel geschehen ist, als nach dem Wortlaut zu erwarten wäre. Die beiden ersten

Digitized by Google

Bände begnügen sich mit relativ bescheidenen Änderungen; hie und da wird etwas zurechtgerückt, dort eine Umstellung vorgenommen. Doch im allgemeinen ist der Text in einer Weise konserviert, die reichlich konservativ ist. Diese verspricht den Anschluß an die moderne geisteswissenschaftliche Strömung. Auch da vermisse ich viel. Wohl sind der Schilderung des Frühgermanentums die Forschungen von Heusler, Neckel und Naumann zugute gekommen. Doch schon bei dem Barock fehlt die neue Anschauung von dem Spannungsverhältnis zwischen Diesseits und Jenseits; noch immer geistert die alte Auffassung vom Schwulst. Hier waren die Ergebnisse eines Ermatinger und eines Eysarz ganz anders zu verwerten. In gleicher Weise vermißt man bei der Darstellung der Sturm- und Drangperiode die neuen Anschauungen Korffs; für den Klassizismus wie die Romantik waren Strich und Petersen ganz anders auszuwerten. Und die schicksalsverbundene Einheit von Leben und Werk bei Goethe ist kaum zu erreichen, wenn Biese den alten Text ziemlich unverändert übernimmt. Noch immer läßt er in Goethes „Tasso" einen unbestimmten Ausgang zu, obwohl Roethe längst den tragischen nachgewiesen hat. Auch der angeblich neue Abschnitt Hölderlin führt nur die alte Darstellung weiter und breiter aus, obwohl man nach dem Vorwort Bieses eine völlig neue Darstellung erwartet. Viel zu stark werden die Beziehungen zu Schiller betont, und nur die seherischen Gedichte Hölderlins führen wirklich tiefer. Kurz, wohin man blickt, schimmert die alte Auffassung ziemlich unverhüllt durch, und die Beispiele könnten beliebig vermehrt werden. Bös ist zum Beispiel das, was über Stifter gesagt wird. Nicht einmal die neuen Einleitungen oder Schlüsse können ohne weiteres als eine Bereicherung bezeichnet werden, da sie vielfach im schönen Wohlklang haften bleiben.

Und der dritte Band? Wo die Arbeit Bieses aufhört und die des neuen Herausgebers anfängt, ist nicht ohne weiteres zu erkennen, da er mit dem übernommenen Text sehr behutsam umgeht. Mir scheint, als ginge seine eigene Arbeit erst mit der Zeit der Reichsgründung an. Daß die letzten Abschnitte vom Naturalismus bis zur Gegenwart so gut wie neu geschrieben sind, ist erklärlich, da hier die Entwicklungsbahn sich deutlicher als vor einem Jahrzehnt abhebt. Erfreulich sind die Abschnitte über Nietzsche und Stefan George, die beide allerdings mehr historisch als in ihrer Gesamtleistung begreifen. Überhaupt scheint mir die Gliederung des Ganzen nicht immer ganz glücklich und aus der Not eine Tugend geworden zu sein. Querschnitt wechselt mit fortlaufender Darstellung, und dadurch verschiebt sich hie und da der Blickpunkt. Je näher der Leser der Gegenwart kommt, um so mehr werden die Anschauungen auseinandergehen, und er wird zufrieden sein müssen, wenn ihm ein klarer, durchsichtiger Überblick über die Strebungen der Jetztzeit geboten wird. Daß das geschieht, ist das höchste Lob, das Alt gespendet werden kann. Im einzelnen scheint mir der späte Hauptmann zu knapp behandelt im Vergleich zu Sudermann. Daß endlich für Freytag, Spielhagen und Wildenbruch das richtige Maß gewonnen wird, ist erfreulich, und in einer späteren Auflage wird es hoffentlich auch für die mündner Dichter geschehen. Beachtlich ist weiter der Wandel des Urteils bei Wedekind, das ohne Leidenschaft diesen Dichter bewertet. Ein Meisterstück der Darstellung bleibt der überschauende Abschnitt über den „Durchbruch des Naturalismus", wo dessen Voraussetzungen klargelegt werden. So ist das Werk Bieses in neuem Gewande erschienen, und wenn es auch nicht alle Wünsche erfüllen kann, weil ein einmal vorhandenes Werk nie grundsätzlich mit allem Bisherigen brechen kann, so bleibt es doch ein wertvolles Buch, das trotz aller Einwände eine brauchbare Einführung in die deutsche Dichtung gibt, brauchbarer jedenfalls als das vor kurzem ebenfalls neuerschienene Werk von Engel.

Dresden — Otto H. Brandt

Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen. Herausgegeben von H. Kindermann. Reihe: Politische Dichtung Bd. 5; Reihe: Romantik Bd. 15; Reihe: Reformation Bd. 1; Reihe: Deutsche Selbstzeugnisse Bd. 1 und 6. Leipzig 1930, Ph. Reclam jun. 325, 317, 341, 276, 331 S.

Dieses ausgezeichnete Sammelwerk, dessen letzte Bände ich im Juliheft 1930 angezeigt habe, schreitet rasch und pünktlich fort. In den letzten Monaten sind die oben genannten fünf Bände herausgekommen. In der von R. F. Arnold geleiteten politischen Reihe erschien der fünfte „Die Dichtung der ersten deutschen Revolution 1848/49", besorgt von Elfriede Underberg. Nicht nur für den Literaturfreund, sondern für jeden Gebildeten ist es ein ungemein reizvolles Bild, hier auf knappem Raum in geradezu plastischer Klarheit zu sehen, wie sich die Ereignisse des tollen Jahres in der Dichtung der Zeit spiegeln. 85 Sänger und 7 namenlose Lieder finden wir in dem Bande, der auch so manches verschollene Gedicht enthält, das uns heute fast wie neu anmutet.

Auch die romantische Reihe erfuhr eine Fortsetzung durch den zweiten Band „Märchen", herausgegeben von Andreas Müller. Er bringt die schönsten Märchendichtungen von Chamisso, E. T. A. Hoffmann und C. W. S. Contessa.

Neu ist die Reihe „Reformation", geleitet von A. E. Berger, der auch den ersten Band, „Grundzüge evangelischer Lebensformung nach ausgewählten Schriften Martin Luthers" besorgt hat. Er schickt eine vortreffliche Einleitung über „Die seelische Struktur des Spätmittelalters und ihre Umwandlung durch die Reformation" voraus, eine feinsinnige und klare geistesgeschichtliche Darstellung dieses Zeitraums. Auch die dargebotene Auswahl aus Luthers Schriften ist sehr geschickt und gut.

Die Reihe „Deutsche Selbstzeugnisse", herausgegeben von Marianne Beyer-Fröhlich, ist auch neu; sie tritt gleich mit zwei Bänden auf. Der erste weicht insofern von allen früheren ab, als er nicht Quellen, sondern eine Darstellung enthält: „Die Entwicklung der deutschen Selbstzeugnisse."

Die Verfasserin verbindet hierbei glücklich die geistesgeschichtliche und historische Methode. Sie verfolgt die deutsche selbstbiographische Literatur der verschiedensten Formen von den ersten Anfängen in der Renaissancezeit bis zum Schluß des 18. Jahrhunderts und gibt auch noch einen kurzen Ausblick auf das neunzehnte. Band 6 der Reihe eröffnet die Herausgabe der zugehörigen Quellen mit „Selbstzeugnissen aus dem Dreißigjährigen Kriege und dem Barock". Neben dem denkwürdigen Glaubensbekenntnis Joh. Keplers von 1623 und der Lebensbeichte Uriel Acostas bringt er zahlreiche Proben aus zum Teil recht seltenen und wenig bekannten Aufzeichnungen. Insgesamt vermitteln diese nicht nur treffliche Einblicke in die Kultur des Zeitalters, sondern auch eine deutliche Vorstellung von der allmählichen Wandlung des deutschen Geistes- und Seelenlebens, die von den furchtbaren Erschütterungen durch den großen Krieg über den Pietismus schon den Übergang zu der verfeinerten Geistigkeit des späteren 18. Jahrhunderts ahnen läßt.

Breslau — H. Jantzen

Digitized by Google

Geschichte der deutschen Literatur. Ein Überblick. Von Werner Büngel. Leipzig 1929, Quelle & Meyer. VIII, 226 S. Geb. M. 4,20.

An Literaturgeschichten ist gewiß kein Mangel, aber die geistige Umwertung, in der wir uns gegenwärtig befinden, die Absage an schrankenlosen Historismus zwingt zur Stellungnahme und zu erneuter Sichtung des Überkommenen. Nach dem Vorwort Büngels erwartet man allerhand, muß sich jedoch dann bescheiden. Seine Darstellung, an sich sympathisch, neigt nur vielfach zum Pathos, verzichtet auf geistreiche Problematik, aber vermag sich auch nicht immer von rationalistischer Einstellung (siehe Klopstock) freizumachen. Im ganzen erscheint der geistesgeschichtliche Unterbau dünn, bei dem indessen wesentliche Einsichten neuerer Auffassung fehlen. Namentlich wäre die Darstellung des Barocks in einer neuen Auflage anders zu fassen. Daß in Einzelheiten manche schiefe Bemerkung vorhanden ist, sei nebenbei angemerkt. Wenn es auch für die Zwecke einer ersten Einführung richtig ist, zu vereinfachen, so darf das nicht zu weit gehen, wie bei den Meistersingern oder dem Drama des Mittelalters. Daß „Gregorius" Hartmanns von Aue übergangen ist, bleibt nicht zu begreifen, denn gerade aus diesem Werke spricht stark der Geist des Mittelalters. Sein Hauptverdienst sieht Büngel in der Darstellung der jüngsten Literatur. Es sei ihm zugegeben, daß er hier geschickt gliedert, aber seine Urteile kommen über das Traditionelle und Konventionelle nicht hinaus. Und statt Hauptmanns „Wanda", Nenn und Remarque als Allerneuestes aufzutischen, wäre es wertvoller, etwas vom Schaffen Däublers, Momberts, Burtes oder Schaeffers zu sagen. Auch Rilke wird er nicht gerecht, der gerade dem Streben des Verfassers im Sinne einer Neudeutung des Lebens von der Idee aus entgegenkommt.

Dresden — Otto H. Brandt

Modern Tysk Litteratur. Von Hans Küntzel. Stockholm, Bokförlaget Natur och Kultur (Natur och Kultur 83). 173 S.

Die in den skandinavischen Ländern mit Recht weitverbreitete Sammlung gemeinverständlicher Monographien aus dem gesamten Bereich des menschlichen Wissens „Natur och Kultur" bietet mit dem vorliegenden Bändchen einen sehr gut geschriebenen Überblick über die neuere deutsche Literatur. Der Verfasser ist einer der staatlichen Leiter des schwedischen Volksbüchereiwesens, und es ist daher zu hoffen, daß sein Sachverständnis und sein ernsthaftes Interesse für die deutsche Gegenwartsliteratur auch der Verbreitung der in seinem Buch besprochenen Werke in den skandinavischen Büchereien in besonderem Maße zugute kommt. Seine Darstellung gliedert sich in die vier Abschnitte „Das naturalistische Drama", „Der Roman", „Neue Bewegungen" (mit dem Untertitel: „Klassizismus, Romantik, Expressionismus") und „Die Lyrik". Gelegentlich schenkt er einem Dichter mehr Beachtung, als er nach unserer deutschen Meinung zu verdienen scheint (so H. H. Ewers, Molo, Kafka), und läßt dafür andere außer Betracht, die wir für wesentlich halten (so bei den Erzählern Hesse, Paquet, Strauß, Grimm, Nabl, bei den Lyrikern Miegel, Ina Seidel, Münchhausen und Lissauer). Aber das sind Mängel, die sich in einer künftigen Auflage unschwer beseitigen lassen. Besonders interessieren dürfte jeden, dem die Frage am Herzen liegt, was dem schwedischen Volk aus unserer deutschen Gegenwartsliteratur in seiner Muttersprache zugänglich gemacht worden ist, die Liste von übersetzten Werken der in dem Buch behandelten Dichter, die Küntzel dankenswerter Weise angefügt hat. Sie ist recht stattlich.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Rainer Maria Rilke. Der Mensch und das Werk. Von Paul Zech. Dresden 1930, Wolfgang Jeß. 258 S.

Zechs Buch ist ein umfangreiches Feuilleton, keine Biographie, geschweige denn das „erste umfassende Werk über Rilke", das zu sein es beansprucht. Biograph ist Zech überhaupt nur in den Anfangskapiteln (Rilkes prager Zeit) und in den Abschnitten, die Rilkes Verhältnis zu Rodin behandeln. In allem übrigen bemüht er sich vorwiegend um eine Art innerer Biographie, die er ausschließlich den Werken des Dichters entnimmt. Aber auch diese innere Biographie kommt nicht recht zustande, weil die persönliche Empfindung Zechs zu stark ist, um mehr als eine Interpretation der großen Gedichtfolgen Rilkes zu geben, die dem, der Rilke kennt, kaum neu und überraschend ist. Die leidenschaftliche Verehrung, die dieser Interpretation einen sehr vehementen Schwung gibt, verdeckt im übrigen mehr als sie aufzeigt. Die menschliche und dichterische Figur Rilkes zeigt in dieser Art der Betrachtung kaum einen entscheidend neuen Zug.

Dem Buch ist ein ausführliches Verzeichnis der Werke von und über Rilke beigefügt, ebenso zwei Briefe Rilkes an den Verfasser.

Berlin — Fritz Schwiefert

Eine neue Shakespeare-Biographie. Von Peter Alvor. Würzburg 1930, C. J. Becker, Universitäts-Druckerei. XII, 275 S. M. 8,50 (10,50).

Die Shakespeare-Frage und das Ben Jonson-Problem. Von Peter Alvor. Ebenda, 1930. VIII, 97 S. M. 3,50 (4,50).

Der Verfasser gibt im zweiten Buch (S. 15) eine Liste der (unfreiwilligen) Bewerber um die Autorschaft der Dramen Shakespeares; allmählich sind es (ohne den Stratforder) zehn geworden, und als elfter wird uns hier Charles Blount, der achte Lord Mountjoy und Graf von Devonshire vorgestellt. Was es für einen Zweck haben soll, immer neue, bisher ahnungslose Bewohner des Elysiums nachträglich mit dem Dichterlorbeer zu krönen, weiß ich nicht — jedenfalls ist Lord Mountjoy trotz seiner (hoffentlich sicheren) Abstammung von nordischen Seekönigen, Karl dem Großen und Welfenherzögen (was für Plebejer waren doch Goethe und Schiller!) als echter Shakespeare genau so unwahrscheinlich wie der einst von demselben Verfasser auf den Schild gehobene Anthony Bacon. Eine gewisse wohlwollende Gesinnung des Dichters für die Blounts, die Tatsache, daß Lord Mountjoy gern „Dramenbücher" (S. 8) las und daß ihm Geschicklichkeit „zum Schreiben und zum Schildern seiner Taten" (S. 9) nachgesagt wird, verleiht ihm auch unter Hinzunahme seiner sonstigen geschichtlichen Verdienste noch keinen Anspruch auf die Verfasserschaft des „Hamlet" und „König Lear", und andererseits starb er schon 1606 — eine ganze Reihe von Dramen hat man bisher mit guten Gründen später angesetzt. Man sollte erwarten, daß der Verfasser erst einmal diesen Einwand aus der Welt schaffte, aber er scheint ihn gar nicht als erheblich anzusehen. Dafür weiß wiederum der Leser soundso oft gar nicht, wozu ihm diese endlosen und vielfältigen Auszüge, Notizen, Stammbäume usw. eigentlich vorgesetzt werden. Beide Bücher sind gleich schwer verdaulich, und was die These des zweiten anbetrifft, die Francis Bacon mit der Verfasserschaft der Dramen Ben

Digitized by Google

Jonsons abfindet, so steht es mit ihr genau so wie mit der Entdeckung des neuen Shakespeare: von Beweisen kann auch hier keine Rede sein.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Shakespeare und Montaigne. Ein Beitrag zur Hamlet-Frage. Von Susanne Türck. Berlin 1930, Junker und Dünnhaupt. 160 S. M. 8,—.

Daß Shakespeare Montaignes Essays kannte, weiß man schon lange, und auch die Frage nach dem Einfluß des Denkers auf den Dichter ist mehrfach erörtert worden. Das Verdienst der Verfasserin ist zunächst, daß sie diese Untersuchungen stofflich mindestens für den Hamlet abschließt. Sie scheidet sachgemäß Parallelen im Ausdruck, dem Sinne und dem Gehalt nach und bringt neben der Ernte anderer eine Menge neuer Übereinstimmungen besonders der letzten Art. Es kommt dabei weniger auf den Nachweis unmittelbarer Herübernahme an, an der in einzelnen Fällen nicht zu zweifeln ist; das Wesentliche ist zu veranschaulichen, daß Shakespeare zu einer bestimmten Zeit seines Lebens bei Montaigne die Bestätigung eigener Gedanken fand, sicherlich sich auch durch die Beobachtungen und Betrachtungen des klugen Franzosen anregen ließ. Inwiefern nun diese Übereinstimmungen dazu dienen können, Hamlets Charakter zu deuten, ist eine heikle Frage; der Verfasserin ist jedenfalls zuzugeben, daß sie für die Darlegungen ihres Vaters (Hermann Türck) oft genug eine gute Stütze bilden. Freilich bleibt ein Einwand: Shakespeare schrieb für das Theater, d. h. er baute seine Wirkung auf die Anschauung und das gesprochene Wort; hätte er seinen Hamlet als „Genie" im Türckschen Sinne gemeint, so wäre sein Bühnenbild doch wohl etwas anders ausgefallen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Byron. Von André Maurois. München 1930, Piper & Co. 594 S. M. 8,— (12,—).

Im ersten Teil unterscheidet sich das letzterschienene Werk über Byron wenig von herkömmlichen literarischen Biographien, geschweige denn, daß es Maurois' früheren Monographien über Shelley und Disraëli an künstlerischer Suggestivkraft gleichkäme. Das braucht nicht an geistiger Ermüdung oder an mangelnder Beteiligung des Autors zu liegen, es mag darstellerische Absicht sein — nur ist der Ausgangspunkt der künstlerischen Steigerung zu tief angenommen. Zu spät fasziniert das Buch den Leser. Als Byrons gesellschaftliche Faszination fast erlischt, spürt man erst, wie Maurois anfängt warm zu werden. Das Byron-Buch André Maurois' könnte wie der schönste seiner Romane „Wandlungen" überschrieben sein. Maurois' Byron wandelt sich, Maurois' Held hat eine Entwicklung, Maurois zeigt, wie der Mensch Byron zu sich selber kommt, in der griechischen Expedition zum Mann wird, sein Dichten in Tat umsetzt. Maurois' Buch macht es begreiflich, warum die Erscheinung Byrons in unserem Geistesleben lebendige Kraft bleibt, während seine Dichtungen fast vergessen werden konnten. In der zweiten Hälfte wird die Darstellung Maurois' beschwingt, er dringt zum Mythus Byron vor, zum Mann, der ein Schicksal hat. Folgerichtig erinnert Maurois an die Wahrsagerin, die der Mutter die Kriegsjahre des Sohnes voraussagte. Folgerichtig läßt er Byron in Donner und Blitz sterben, folgerichtig geht er den Ausstrahlungen Byronschen Wesens nach — in seinen Frauen, Kindern, Enkeln. Schließt mit dem Schicksal von Byrons letzter Liebe: Griechenland.

Als neuen Zug im Porträt Byrons entdeckt Maurois den latenten Bürger, ein Zug, der — wie Maurois glaubhaft herausarbeitet — immer stärker wird. Der Kenner des liebenden Menschenherzens bewährt sich in der Schilderung der Frauen um Byron. Im Gegensatz zu dem neuen Byron-Roman Kasimir Edschmids spielt bei Maurois Byrons Liebe zu Augusta nicht die zentrale Rolle in seinem Dasein, die der Deutsche ihr anweist. Da die beiden Byron-Bildnisse sonst einander frappant ähneln, lehrt diese bezeichnende Akzentverschiebung deutlicher als alles Theoretisieren die grundlegenden Unterschiede zwischen historischem Roman und historischer Monographie.

Berlin — Lutz Weltmann

999 Worte Bayrisch. Eine kleine Sprachlehre für Zugereiste, Fremde und Ausländer. Von Johann Lachner. Mit zwölf Federzeichnungen von Paul Neu. München 1930, Georg Müller. 144 S. Kart. M. 3,—.

Wer etwa mit Gymnasialerinnerungen an dies Buch herantritt, der wird ziemlich fassungslos erstaunt sein, was die Philologie doch eine überaus ergötzliche, lustige und urwüchsige Sache sein kann, wenn sie einmal ausnahmsweise in die richtigen Hände gerät. Das mag ja auch am Stoff liegen, an diesem Dialekt, der noch unabgeschliffen aus mittelhochdeutschen Quellen, von den Bergen und Feldern daherrollt. Aber es ist auch das Verdienst des Verfassers, der sich die lobenswerte Aufgabe gestellt hat, mit der Sprache auch für den Stamm zu werben und für ein besseres Verständnis seiner Eigenart. Er zeigt die Sonderstellung Altbayerns in der deutschen Geschichte seit ihren Anfängen auf und macht den geschlossenen Charakter dieses Gebietes sehr deutlich. Sodann weist er dem Fremden einige Zugänge zum Vertrauen der sonderlichen bäuerlichen Menschen, die nun einmal allen plötzlichen Überfällen, allem Tempo, allem oberflächlichen Eindringen in ihre Bezirke gänzlich abhold sind, und erschließt ihm den Hauptweg durch eine heitere Einführung in die richtige Handhabung der bayerischen Sprache. Da ist z. B. die übliche Eröffnung eines Gesprächs auf Seite 25, vorsichtig, hintenherum, immer die Bestätigung des Partners erwartend, jede direkte Frage vermeidend, die nur zur Folge haben würde, daß man keine Antwort erhielte. Da ist die oftmalige Umschreibung ein und derselben winzigen Angelegenheit auf Seite 91/92, die, dem Hochdeutschen gegenübergestellt, den ganzen Reichtum und den ganzen Saft des Dialekts schlagend enthüllt. Einige Kapitel werden den so wichtigen Schimpfwörtern und ihrer freundschaftlichen Umbiegung ins Lobende und den Eigenschaftswörtern gewidmet, den seltenen Zärtlichkeiten und den Umgangsformen mit dem jungen weiblichen Geschlecht. Vor dem Genitiv und dem Imperfekt, die nicht vorkommen, wird gebührend gewarnt, und der richtigen Formung der Doppelvokale, Diphthonge, Doppelkonsonanten das nötige Maß an Aufmerksamkeit zugewendet. Überall ergeben sich kurze, aber schlagende Beleuchtungen der seelischen Verfassung, die hinter den Spracheigentümlichkeiten steckt, und solche psychologische Verfeinerung gipfelt in der Darstellung der Götzischen Formel mit ihren drei Abwandlungen, die niemand ohne stilles Vergnügen oder lautes Gelächter lesen wird. Zuweilen wird allerdings, das kann nicht verschwiegen werden, durch eine rosarote Brille gesehen. So bei dem Kapitel vom Raufen.

Im ganzen aber möchte ich doch diese Sprachlehre jedem nichtbayerischen Deutschen aufs angelegentlichste empfehlen. Er wird mehr daraus lernen als bloß den Dialekt; und er

Digitized by Google

wird sich obendrein, auch über die köstlichen Zeichnungen Paul Neus, vortrefflich unterhalten.

München Ludwig Gorm

Verschiedenes

Der deutsche Abiturient. Von Hermann Binder. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 203 S.

Nein, es ist gewiß keine alltägliche Erscheinung, daß der Generaldirektor eines großen Verlages einem Oberstudiendirektor derselben Stadt Anregung und Idee zu einem Buch gibt, in dem ein 50jähriger in 14 Vorträgen zu seinen Oberprimanern spricht. Über das, was zwischen Beruf und Eros und Sexus die Kräfte und Hemmungen, Wirklichkeiten und Träume, Rechte und Pflichten eines 18jährigen Menschen umspannt. Und noch weniger alltäglich ist, daß aus dieser Anregung ein lebendiges, warmherziges, jugendnahes und beglückendes Buch entstanden ist. Ich habe von Verlagsdirektoren eine ziemlich nebelhafte und von Oberstudiendirektoren eine mehr als präzise Vorstellung. Ich danke diesem Buch, daß es das Nebelhafte geklärt und das Präzise gemildert hat. Es ist bei den Leuten vom Bau kein Geheimnis, daß in dem Alter zwischen 50 und 60 in unserem Beruf so mancher in ein Museum für Völkerkunde gehörte statt zwischen junge und lebendige Menschen. Und es ist schön, wenn es Durchbrüche aus dieser Erstarrung gibt und wenn man sieht, daß irgendwo Menschen aufwachsen dürfen in einer Atmosphäre der Güte und Liebe, die nicht immer zwischen den Mauern der Gymnasien zu Hause ist.

Vielleicht könnte man sagen, daß in diesen Vorträgen etwas zu viel zitiert wird, daß der Stil etwas zu gereift, zu geschliffen, auch hin und wieder etwas zu breit ist. Daß der Abiturient sagen könnte, der Stil sei nicht jung genug und damit etwas verdächtig. Aber alles dies kann dem Buch nicht das nehmen, was es auszeichnet: die vorurteilslose Spannung eines Geistes von Plato bis zur „Revolte im Erziehungsheim", von Fragen des Sports bis zu denen der Kunst, des Films, des Rundfunks. Von Fragen der Politik bis zu denen des Sexus, von der Geselligkeit bis zum Dämon. Und als zweites: der Verzicht auf Rechthabenwollen kraft des Alters, die Nebenordnung zur Jugend, die ironische Haltung zum eigenen Unfehlbarkeitsglauben, die Gleichstellung in Irrtum, Schwäche, Unzulänglichkeit, die Gleichstellung aber auch im „Nie Ermatten". Aus dem soviel mißhandelten Begriff der Pädagogik taucht hier wieder einmal der wahre und unzerstörbare Kern: die Kunst der „Knabenführung".

Das Buch wird nicht wollen, daß es ein Leitfaden für Abiturienten werde. Dazu fehlt der Mensch, der von Auge zu Auge spricht, weil er zurücktritt, sobald etwas gedruckt wird. Aber es wird helfen und wenn auch nur dazu, daß der junge Mensch hungrig nach solch einer leitenden Hand wird. Aber schöner und wesentlicher als dieses wäre es, wenn die Erzieher über diesem Buch eine besinnliche Stunde hätten, eine Prüfung im stillen Kämmerlein, einen Gerichtstag, und wäre es auch ein „Jüngstes Gericht". Denn mehr als andere werden wir „Erzieher" gefragt werden: „Wo ist dein Bruder Abel?" Möchten wir etwas von dem geleistet haben, was sich in diesem Buch spiegelt, damit wir vor einem anderen Pult einen Bruchteil der Sicherheit bewahren können, mit der wir auf unserem Katheder, mehr als erlaubt, unsere „Allwissenheit" und unsere „Allmacht" zu drapieren pflegen.

Berlin Ernst Wiechert

Wirklichkeit — Mythos — Erkenntnis. Von Erich Unger. München und Berlin 1930, R. Oldenbourg. 304 S. M. 10,— (12,50).

„Von anderen Bereichen aus wird das Denken als das Vermögen der Erfahrbarkeit die an den Universalien-Verknüpfungen orientierten Schemata über die Gebilde von Wollen und Einbildungskraft breiten und die vollständige Produktion beider provozieren, um die geometrischen Orte zu gewinnen, an denen die Zielerscheinungen von Willen und Einbildungskraft in die Bedingungen des Denkens eingehen und mit seinen systematischen Konkretisierungen koinzidieren können, ohne in ihrer eigenen — voluntarisch — imaginativen Tendenz eingeschränkt zu sein."

So sind sie, so denken, so schreiben sie. Überwindung Kants, Überwindung der gesamten bisherigen, natürlich irrtümlichen Philosophie. Und nur eins ist das gleiche geblieben: der Stil. Es ist demgemäß nicht leicht, durch den Urwald dieser Erscheinungen zu dem Quell der beabsichtigten Wahrheit zu gelangen.

Ausgang: In der Problemstellung „Mythos und Realität" ist bisher der Mythos als ein „unechtes Mysterium", als eine Mischung von Dichtung und naiver Erkenntnistheorie, als die tiefste, erste, primitivste Stufe einer religiösen Auffassung gewertet worden, als die „Dichtung der ewigen Urzeit", der kein Anspruch auf „Wirklichkeit" zukomme. Diese Auffassung des Mythos komme Kant wie Cohen — mit Abwandlungen — gleichermaßen zu, und auch die „charlatanhafte" Auslegung durch die Psychoanalyse sei im Grunde von derselben Art. Nun unterscheide sich der Mythos aber von der Dichtung durch seine unlösliche Verknüpfung mit dem Ritual und von der Wirklichkeit durch die als real behauptete Tatsache des Wunders.

Behauptung: Der Mythos ist die durch Summierung und Steigerung biologischer Kräfte in einer Volksgemeinschaft erfolgende reale Durchbrechung der Wirklichkeitsgesetze bis zur Tatsache des Wunders. Das heißt: was der Mythos behauptet, ist buchstäblich so geschehen, und zwar in einer Zeit, deren Wirklichkeitsmöglichkeiten uns wieder verloren gegangen sind. Das mythische Bewußtsein ist das Totalitätsbewußtsein, ist die Lösungswirklichkeit des Anfangs und in historischer Zeit als bereits einmal erfüllt zu denken. Nach seinem Verlust ist die Dichtung als eine traumhafte Nachspiegelung dieser Möglichkeiten, als eine geistige Wiederbelebung des verschwundenen Einst aufgetreten, also zu bekämpfen.

Ziel: Es gibt eine von der gegebenen total verschiedene Empirie, die der Mythos besaß, die wir verloren haben und die wiederzugewinnen unsere Aufgabe ist.

Weg: „Dem frei bildenden Vermögen des Bewußtseins, also der Einbildungskraft, ist nicht nur freies Spiel zu lassen, sondern es ist sogar bis zu seiner äußersten Erweiterungsmöglichkeit anzuspannen." Das Bewußtsein der Menschheit konstruiert von dieser Ausgangsempirie eine ähnliche, nur auf einer zweiten Ebene liegende Zielempirie: das „Experiment in der Philosophie".

Kein Zweifel, daß dies ein kluges Buch ist, daß rechts und links von dem Wege der „Erleuchtung" ein vielfach gebrochenes Licht auf Grundfragen unserer Erkenntnistheorie, unserer Metaphysik, auf Okkultismus, auf indische Fakire und hebräische Götter, auf Totemismus, auf Freud und Dacqué, auf das gesamte Dunkel unseres Menschheitsweges fällt. Aber wer von uns sollte die Frage beantworten: Ist das Wahrheit? Gegen dieses Buch ist vieles zu sagen, gegen

Digitized by Google

seine Auffassung von Wunder und Dichtung, von der biologischen Summierung, vom Tier (daß das System der Tiere im Prinzip die Ordnung der Götter enthalte und jedem Gott ein Tiertypus zuzuordnen sei, nicht symbolisch, sondern wirklich).

Es ist zu werten als einer der zahllosen Versuche, die Pilatusfrage zu beantworten, aber es ist abzulehnen als die — allen Philosophien gemeinsame — Behauptung, daß dies und nur dies allein Wahrheit sei. Wobei hinzuzusetzen wäre, daß ich immer mit der gleichen Achtung und Teilnahme auf Kinderhände zu blicken pflege, die ein Kartenhaus schichten, wie auf die Hände derer, die ein Hochhaus oder einen Tunnel oder eine Andenbahn bauen.

Berlin — Ernst Wiechert

Meyers Lexikon. Siebente Auflage. In vollständig neuer Bearbeitung. Mit etwa 5000 Textabbildungen und über 100 Tafeln, Karten und Textbeilagen. Bd. I—XII. Leipzig 1924—1930, Bibliographisches Institut.

Von A. A., unter welchen Initialen das heut mehr und mehr politisierte deutsche Volk sein wichtigstes Ministerium, das Auswärtige Amt, kennt, bis zu Zz, welche Endbuchstaben das ominöse Wort Zinszahl bedeuten und somit an die Tätigkeit erinnern, die unser und unserer Kinder Erbteil ist und sein wird: Zinsen zu zahlen, umfaßt das Alphabet in den 12 Bänden des nach der Kriegszeit zuerst fertig vorliegenden Konversationslexikons das gesamte Wissen der Gegenwart. Der erste Band enthielt bereits am Schluß eine Liste der für das Werk gewonnenen Mitarbeiter und verteilte ihre Namen auf die einzelnen Sparten, für die sie in Anspruch genommen wurden. Schon im zweiten Band ist diese Mitarbeiterliste alphabetisch geordnet und nicht mehr unter bestimmte Materien gestellt. Statt dessen wird die redaktionelle Disposition, die bis zum Schluß dieselbe geblieben ist, angegeben. Es sind zehn große Abteilungen gebildet worden, und zwar I. Geschichtswissenschaft; II. Geographie und Völkerkunde; III. Sprachen, Literatur usw.; IV. Philosophie, Psychologie, Theologie und Unterrichtswesen; V. Kunst; VI. Rechtswesen, Volkswirtschaft; VII. Mathematik, Naturwissenschaft; VIII. Medizin; IX. Technik, Verkehr, Krieg; X. Land- und Forstwissenschaft, Gartenbau, Jagd, Sport, Spiele usw.

Es ist zu begrüßen, daß, entgegen dem ersten Entwurf, Kunst als Sondergebiet anerkannt wird und nicht mehr mit Philosophie, Unterrichtswesen, Theologie eine — wie man heute sagt — Arbeitsgemeinschaft bildet. Die Artikel über Kunst und Künstler aller Art zeigen, daß der Gedanke, die Kunst als einen Unterrichtsgegenstand, als ein Mittel zur Belehrung und Erziehung, anzusehen, nicht in Erscheinung tritt. Die Kunst ist nicht als zweckvoll dargestellt, sondern als Selbstzweck erkannt.

Die Mitarbeiter bleiben bis zum achten Bande (1928) dieselben, erst in diesem wird eine erneute Liste veröffentlicht, und im letzten Bande ziehen noch einmal die Namen der 180 Helfershelfer dieses Monumentalwerks an uns vorüber. Es sind Namen von Weltruf darunter, aber auch viele Gelehrte, die in stiller Heimarbeit ihrem Spezialfach dienen. Besonders interessieren uns hier die Beurteiler deutschen und ausländischen Schrifttums. Ohne auf Einzelheiten einzugehen, ist doch mit Genugtuung festzustellen, daß eine bestimmte Tendenz in den Urteilen nicht zu bemerken ist. Gewiß ist der Charakter des ganzen Werks ein nationaler, und die Auswahl der Referenten ist unter diesem Gesichtspunkt erfolgt, aber bei zahlreichen Stichproben glauben wir das Bestreben einer rein sachlichen, neutralen Berichterstattung immer zu spüren. Wir beglückwünschen den Verlag zur Vollendung eines Werks, das für ihn nicht nur Zeugnis ablegt von kühnem Wagemut und hoher Umsicht, sondern auch seinen ausgezeichneten Ruf als Drucker und Buchbinder weit über Deutschlands Grenzen tragen wird.

Berlin — Fritz Carsten

Das Theater. Im Lichte der Soziologie. Von Julius Bab. Leipzig 1931, E. L. Hirschfeld. 242 S. M. 3,80 (4,80).

Das ist, nach Max Burkhardts unzulänglichem Versuch, die erste Darstellung der Soziologie des Theaters in ihren Grundlinien. Das wesentliche Schrifttum über soziologische Probleme des Theaters ist in Babs Buch aufgegangen, außerdem hat der Verfasser die eigenen, in seinen beiden „Kritiken der Bühne" niedergelegten Gedanken weitergedacht. Babs Theaterästhetik ist immer soziologisch zementiert gewesen. So ist es nicht weiter wunderbar, wenn seine soziologischen Erkenntnisse tief in das ästhetische Wesen der Theaterkunst hineinleuchten. Wenn auf irgendeinem Gebiet, ist die Einheit von soziologischer und ästhetischer Betrachtungsweise beim Theater zwingend, die eine erklärt sich aus der anderen, ist ohne die andere nicht existent.

Zwei Beispiele: Bab erzählt als typisch, daß Schauspielerehen im allgemeinen nicht die haltbarsten sind. Schlaglichtartig erhellt solche Bemerkung die Situation der Gesellschaft unserer Zeit: heute will uns das nicht mehr sonderliches Merkmal des Schauspielerstandes scheinen, der schauspielerische Charakter unserer „sachlichen" Tage wird frappant aufgedeckt. Das andere Beispiel: Bab berichtet, daß die Schauspielerin der erste Frauenberuf ist und begründet es — „weil die Schauspielkunst aus der Urzeit stammt, ist sie für die Frauen zugänglich, aber weil sie den Geist einer anderen urtümlichen Kultur in unsere Zivilisation trägt, ist sie für das soziale Bedürfnis der Frau in unserer Zeit tödlich". So gewährt uns Bab Rückblick und Ausblick zugleich — Rückblick auf die ästhetisch-religiöse gemeinsame Wurzel von Drama und Schauspielkunst, Ausblick auf eine Wende der Kultur.

Nichts in dem großen Gebäude Theater hat Bab vergessen, das szenische Kunstwerk sowenig wie die Publikumsorganisation, die Kritik sowenig wie den Theaterunternehmer, den Theaterbau sowenig wie den Premierensnob. Er faßt die auseinanderstrebenden Teile des Gebildes Theater und alle reformatorischen Experimente zusammen als Versuche, jene Einheit wiederzuerlangen, die einst zwischen Theater und Volk bestanden hat. Babs Theatergeschichte, denn diese Soziologie des Theaters ist eine gründliche Theatergeschichte, zeigt, wie der Theaterbetrieb immer komplizierter wurde. In der Mitte des Weges Spanien: der Regisseur hieß „Autor". Trefflich der Vergleich zwischen den Seiltänzern, die die Wiederholungen von „Minna von Barnhelm" zugkräftig machen mußten, und heutigen Sensationen wie Drehbühne, laufenden Bändern, kunsfeindlichen Besetzungen usw. Über die Zukunft des Theaters zu prophezeien, vermißt Bab sich nicht. Das Theater ist mit seinem Apparat verknüpft wie die soziale Frage mit den technischen Erfindungen. Daß man auf diese Parallele verfällt, lehrt, wie sehr Babs Ausführungen ins Allgemeine eingebettet sind.

Berlin — Lutz Weltmann

1000% Jannings. Von Munkepunke. Hamburg-Berlin 1930, Prismen-Verlag G. m. b. H. 188 S.

Diesem Buch über Emil Jannings kann man alle Lobsprüche spenden, mit denen man Schauspielerbiographien auszeich-

Digitized by Google

net: es gibt ein Bild von der Kunst des Dargestellten, es ist gut geschrieben und daß es lebensecht ist, bestätigt Jannings in einem Geleitwort. Aber all das trifft nicht den Kern des Buchs. Daß es ein Journalist von Witz und Wissen wie Alfred Richard Meyer geschrieben, ist vielleicht weniger wesentlich als daß es der schmeckerische Munkepunke verfaßt hat. Als man noch theaterbesessener Pennäler war, machte es einem Freude, Premièren ideal und imaginär zu besetzen, jetzt, da man Theaterkritiker geworden und selbst Verfasser eines Schauspielerbuchs ist, empfindet man es reizvoll, darüber nachzudenken, wer wohl der gemäße Biograph dieses oder jenes Menschen wäre. Also — Jannings ist an den rechten Biographen gekommen. Munkepunke versteht es zumal, die Kraft Jannings greifbar zu machen — das, aus dem er seine Kunst bezieht, das, mit dem er wirkt. Spärlichen Raum nimmt, außer ein paar köstlichen Anekdoten aus Jannings Schmierenzeit, Jannings' Theaterlaufbahn ein. Vielleicht macht der Autor, der seinen Helden auf der Bühne vermutlich nicht oft gesehen hat, aus der Not eine Tugend, aber er beweist auch, daß es auf Analysen von Jannings' Schauspielkunst gar nicht so sehr ankommt. Munkepunke vermag uns erleben zu lassen, daß die Lebenssäfte, aus denen Jannings' Kunst gespeist wird, in dessen Filmtätigkeit bezeichnend genug zur Geltung kommen, daß Jannings' ureigentliches Künstlertum sich im Film ausdrücken konnte, ja ein Ventil schaffen mußte. Und mit Phantasie gestaltet Munkepunke die Welt des Films, das filmische Kunstwerk, die ästhetische Skepsis, Hollywood, Neubabelsberg. Immer wieder spürt man es durch, daß das Buch einen Menschen mit gastrosophischer Lebensweisheit zum Verfasser hat. Gegen Ende hat er auch ein Gespräch mit Jannings, in dem er ihn auf seinen Magen prüft. Es ist der Magen, der sich den Charakter baut. Das hört sich scherzhafter an als es in der Tat ist. Ist aber ebenso wenig belanglos wie Munkepunkes Mitteilung, daß Jannings' Element das Wasser ist, während er dem Bergsteigen keine sonderlichen Reize abgewinnt.

Berlin — Lutz Weltmann

Die Thimigs. Theater als Schicksal einer Familie. Von Arthur Kahane. Leipzig 1930, Erich Weibezahl. Mit Bildtafeln. 143 S. M. 5,50 (7,50).

Die Schauspielerfamilie Thimig hat nun in Arthur Kahane ihren Historiographen gefunden. Der in der Theatergeschichte vereinzelte Fall, daß drei hochbegabte Kinder einem ebenso begabten Vater aus innerster Berufung heraus in denselben Beruf folgen und große Leistungen vollbringen, mußte einen vom Theater so besessenen Dramaturgen wie Kahane zu eingehender Untersuchung und Aufhellung reizen. So berichtet er über die Schicksale der Familie Thimig, bei der sich der Kampf zwischen angestammter Bürgerlichkeit und künstlerischen Antrieben einmal mehr wiederholt. Kahane kennt die schauspielerischen Leistungen der vier Thimigs aus eigener kritischer Betrachtung und skizziert sie in knappen aber leuchtenden Umrissen, wobei er in einem ausgezeichneten Bildermaterial eine angenehme Bestätigung findet. Die Vergleiche der Wiedergabe einzelner Rollen durch Vater und Sohn, in einem Fall sogar einer Rolle, des „Lanzelot Gobbo" durch alle Vier, geben ihm reichlich Gelegenheit, die künstlerischen Haupteigenschaften der vier Thimigs in allen ihren Arten und Unterschieden klarzulegen. Auch die schauspielerische Entwicklung der Helene Thimig von ihren Anfängen bis zur heutigen Höhe ihrer feinen, herben Kunst findet hier nachdrückliche Würdigung. Alle vier aber haben gemeinsam: Talent, Humor, Gescheitheit, strengste Wahrheit in der Kunst, strengste Ehrfurcht vor der Kunst, strengsten Ernst in der Kunst. Und alle vier Thimigs finden gemeinsam den großen Regisseur Max Reinhardt. „Es ist eine seltsame Fügung, daß gerade die beiden entscheidenden Phänomene in der deutschen Bühnengeschichte der letzten Jahrzehnte: das Burgtheater und Max Reinhardt, beide auf entscheidenden Höhepunkten der Entfaltung, es waren, die in engster Wechselwirkung das Theaterschicksal der Familie Thimig entscheidend bestimmten." Unvergeßlich schön sind die Worte, die Kahane über Max Reinhardt als Regisseur findet. Auch über Schauspielkunst im allgemeinen und den Schauspieler im besonderen sagt Kahane viel Grundlegendes in einer Sprache, die sich aus Begeisterung und Kenntnis am lebenden Beispiel entzündet.

Krefeld — Ernst Martin

Richard Wagner. Skizzen und Entwürfe zur Ring-Dichtung. Herausgegeben von Otto Strobel. Mit vielen Faksimilebeilagen. München 1930, F. Bruckmann. 263 S.

Aus den „Gesammelten Schriften" waren bisher nur der „Nibelungenmythus als Entwurf zu einem Drama" und „Siegfrieds Tod", die Urfassung der „Götterdämmerung" bekannt. Strobel verwertet sämtliche handschriftliche Aufzeichnungen, die im Archiv von Wahnfried oder im Privatbesitz vorliegen, woraus ein vollständiger Überblick über Werden und Wachsen der Dichtung sich ergibt, indem bisher fehlende Zwischenglieder jetzt lückenlos dargeboten werden. Wir erleben das Ringen mit dem gewaltigen Stoff bis zu seiner letzten Gestaltung. Am 4. Oktober 1848 entstand der erste Entwurf, am 15. Dezember 1852 war die ganze Ring-Dichtung vollendet. Wagners Arbeitsweise vollzog sich fast immer in drei Hauptstufen: erster Entwurf, der den Stoff in drei Aufzügen umriß und gliederte, ausführliche Niederschrift in ungebundener Rede, worin der endgültige Wortlaut der Gespräche sich schon deutlich ausprägt, Urschrift der Dichtung, der die nachfeilende Reinschrift mit Abschriften folgt. Wie längst bekannt, jetzt aber erst im einzelnen erwiesen wird, erwuchs „Siegfrieds Tod" zu einem dreiteiligen Drama mit Vorspiel, weil der Dichter alles, was „teils nur erzählt, teils als halb bekannt vorausgesetzt war, durch wirkliche Darstellung" vor Auge und Ohr führen wollte. Eduard Devrient hatte hierzu die erste Anregung gegeben, als er nach Anhören des Prosaentwurfs zu „Siegfrieds Tod" meinte, „man müsse, ehe man Siegfried und Brünnhilde in ihrem feindlichen Konflikte vor sich sähe, das Paar zuvor in seinem wahren, ungetrübten Verhältnis einmal kennen lernen". So erhielt „Siegfrieds Tod" bei Ausführung der Dichtung sein Vorspiel auf dem Walkürenfelsen: Nornen und Abschied Siegfrieds von Brünnhild. Der zunächst entstandene „junge Siegfried", den wir jetzt dreifach: in der ersten Skizze, im großen Prosaentwurf und als fertige Dichtung lesen, war noch voll von Anspielungen, die sich hernach zu „Walküre" und „Rheingold" entfalteten. Im Anschluß an die Vorlage (Edda und Völsungasaga) erzählte die erweckte Brünnhilde ihr Schicksal. Dieser lange umständliche Bericht störte den Schwung der Erweckung in unerträglicher Weise. Die Erzählung, hier fehl am Ort, ward Keim des Brünnhildteils der „Walküre". Umgekehrt ist das Verfahren im ersten Akt der „Walküre", wo noch im Prosaentwurf, gemäß der Völsungasaga, Wodan selber erscheint und das Schwert in den Eschenstamm stößt, woran Hunding sich vergeblich müht, während Siegmund die Waffe mühelos herauszieht. Bei der Niederschrift zeigt eine Randbemerkung den glücklichen Einfall, die Vorgeschichte des Schwertes in Sieglindes Erzäh-

Digitized by Google

lung und als mächtigste Steigerung die Schwertgewinnung durch Siegmund an den Schluß des Akts zu verlegen. Erst in der Urschrift der Dichtung wandelte sich der dem Nibelungenlied entnommene Schwertname Balmung zu „Notung": „Wälse verhieß mir, in höchster Not fänd ich es einst." Bei der allmählichen Ausführung zum „Bühnenfestspiel für drei Tage und einen Vorabend" mußte „Siegfrieds Tod" mehrmals umgeschrieben werden: in der Nornenszene, in der Waltrautenszene, für die ein ausführlicher Prosaentwurf mitgeteilt wird, in der Hagen-Alberichszene und in Brünnhildes Schlußrede.

Das vom Verleger aufs schönste ausgestattete Buch bietet lauter neue Urkunden, wovon die drei Siegfried-Fassungen und die Skizzen zu „Rheingold" und „Walküre" am wichtigsten sind. Der Herausgeber hat mit größter Sorgfalt gearbeitet, indem er die Schreibweise der einzelnen Denkmäler, den Übergang von deutscher zu lateinischer Schrift, die Anwendung kleiner und großer Anfangsbuchstaben genau beibehielt, weil daraus allerlei erschlossen werden kann. Was zum Verständnis der mitgeteilten Texte dient, ist aus Wagners Schriften und Briefen gesammelt und in kurzen erläuternden Vorbemerkungen niedergelegt. Zur Veranschaulichung dienen 25 Handschriftenproben, die nicht nur ein Schmuck, sondern ein notwendiger Bestandteil des Buchs sind, weil besonders lehrreiche Blätter vor Augen geführt werden. Das ganze Werk ist als Textausgabe gedacht und verzichtet auf Darstellung der Entstehungsgeschichte der Ring-Dichtung, was einer künftigen Arbeit vorbehalten bleibt.

Rostock — Wolfgang Golther

Richard Wagner an Mathilde Maier (1862 bis 1878). Herausgegeben von Heinrich Scholz. Mit acht Bildtafeln und zwei Handschriftendrucken. Leipzig 1930, Theodor Weicher. 285 S. M. 10,— (12,—).

Dieses Buch ist das erste, interessante, durch den Tod Cosimas freiwerdende Dokument. Es enthält Wagners Briefe an Mathilde Maier, eine schöne, blonde mainzer Notarstochter, die der „Cagliostro der Musik" in ihrem 29. Jahre bei seinem Verleger Schott kennengelernt hatte. Wagner befand sich damals auf dem Tiefstpunkt seiner Erfolgskurve und gerade vor deren höchstem Aufstieg: seiner Berufung durch den Bayernkönig. „Als ich Sie zum ersten Male sah", schreibt Mathilde später an Wagner, „hat der tiefe Schmerzenszug in Ihrem Wesen einen unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht. Ich hätte gern alle Freuden der Welt zusammentragen mögen, um ihn nur auf Augenblicke zu verwischen."

Wagner klammerte — wie im übrigen viele Künstler — sich in verzweifelten Stimmungen und Situationen gern an Frauen, und auch diesesmal fühlte er das Bedürfnis, sich, wie die Helden seiner Opern, von einem ihm sympathischen weiblichen Wesen „erlösen" zu lassen. In einem vom 4. Januar 1863 datierten Brief machte er darum Mathilde Maier den Vorschlag, dem Vorurteil der Welt die Stirne zu bieten und ihm seinen wiener Haushalt zu führen; eine eheliche Verbindung könne erst nach dem Tode seiner ersten Frau Minna, die schwer krank sei und durch die Einleitung einer Scheidung eines plötzlichen Todes sterben könne, stattfinden. Mathilde aber, die bürgerlich im besten Sinne des Wortes war und die ihre Mutter abgöttisch liebte, hat dem Wunsch des Meisters nicht willfahren können. Die „frauenlose, die schreckliche Zeit" hat für Wagner aber bekanntlich nicht lange gedauert: bald darauf wurde er von Cosima „erlöst" und von dieser der Bürgerlichkeit entwachsenen „grande dame" zunächst ohne, dann aber mit Ehekontrakt bis an sein Lebensende betreut.

In der unter Cosimas Aufsicht und Regiment geschriebenen Autobiographie Wagners wird allerdings der Vorgängerin Mathilde weniger Erwähnung getan, als sie, diesem Briefwechsel zufolge, verdiente; die Veröffentlichung wirft darum neues und ergänzendes Licht auf das wirkliche Leben Wagners, der hier im ganzen sympathischer als sonst, wenn auch theatralisch wie immer erscheint: ein fliegender und fliehender Holländer, von Wohnung zu Wohnung ziehend, von Land zu Land eilend, nach Liebe und Luxus lechzend, von Gläubigern und Wucherern gehetzt, von Künstlern und Kritikern verärgert, und der sein Unglück, seine Krankheiten, seine Einsamkeit im „fortissimo" in die Welt und an Mathilde Maier hinausklagt resp. — schmettert . . .

Daß Wagner aber hier, wie so oft, in der Wahl seiner Freundinnen einen guten Geschmack bewies, zeigen einige Antwortschreiben Mathildes, die der Herausgeber mit gutem Recht der Sammlung beigegeben hat. Einer ihrer Briefe ist z. B. an einen Pfarrer gerichtet, der ihr religiös-philosophische Bücher zur Lektüre geschickt hatte und dem sie diese mit kurzen Worten zurücksendet: „Glaube und Philosophie beruhen auf so absolut entgegengesetzter Grundlage, daß, wenn beide ehrlich sind, sie nie und nimmer eine Verbindung eingehen können . . . Ich wundere mich, daß die Kirche solche Bücher empfiehlt." Mit solchen Ansichten hätte Mathilde eigentlich den katholisierenden Einfluß Cosimas überwinden und die erlösende Egeria des schließlich am Erlöserkreuz niedersinkenden Meisters werden können! Sehr weit ist dennoch ihre Freidenkerei nicht gegangen, denn mit Friedrich Nietzsches „Menschliches-Allzumenschliches" (das ihr vom Autor übersandt war) konnte sie sich nicht befreunden und schreibt an den Umwerter aller Werte die vorwurfsvollen Zeilen: „Hat man sich mit Mühe und Not eine gottlose Religion aufgebaut, um, wenn auch der Gott verloren, wenigstens das Göttliche zu retten — und nun kommen Sie und ziehen das Fundament weg, das, so luftig und nebelhaft es auch sein mag, doch stark genug war, eine ganze Welt zu tragen: die Welt alles dessen, was uns teuer und heilig ist!" Das war durchaus nicht schlecht gesehen: Mathilde hat wenigstens den Pferdefuß des großen Revolutionärs entdeckt, der ihrem Wagner wie der Welt des 19. Jahrhunderts Huf- und Hammerschläge versetzte, von denen sie sich nie wieder erholen sollten.

Als wertvollste Beigabe des Buchs erscheint schließlich ein hier zum erstenmal veröffentlichter Brief Friedrich Nietzsches: eine Antwort auf Mathildes Bitte, doch für Bayreuth einen Appell an die deutschen Frauen richten zu wollen. Nietzsche lehnte ab: „Glauben Sie an die sogenannte ‚Deutsche Frau', daß Sie es wagen würden, sich an sie zur Unterstützung unserer bayreuther Wunderhoffnung zu wenden? Ich glaube nur an einzelne Individuen, zweifle aber — sträflicherweise — an allem, was in Zeitung und Zeitroman als ‚deutsches Weib' glorifiziert wird . . ." So schließt diese Briefsammlung immerhin mit einer männlichen Note!

Wiesbaden — Oscar Levy

Die Frauen von Korinth. Von Ilse von Stach. Breslau, Bergstadt-Verlag, Wilh. Gottl. Korn. 275 S.

Ist die Annahme, nur die vom Manne erkannten und gestalteten Grundansichten über Leben und Tod, Geschlecht und Geist, Recht und Gesetz seien die allein wahren, richtig? Die Verfasserin möchte in Dialogen aus den verschiedensten Zeiten auch die Wahrheit, die die Frau aus ihrem Wesen

Digitized by Google

schöpft und schafft in unsere Erkenntnis rücken. Muttertum, Mutterrecht und Frauenstaat werden dem Vatertum, Vaterrecht, Männerstaat gegenüber gesetzt. Unsere Geschichte, die stets vom väterlich männlichen Gesichtspunkt betrachtet, kritisiert und auch gemacht wurde, soll ergänzt werden durch die Zeiten, da an Stelle des Mannes die Frau Politik und Religion bestimmt hat. Nach meinem Gesichtspunkt und meinen Unterlagen muß ich bedauern, daß das Buch geschrieben wurde. Ich kann bei der Verfasserin nur die alleroberflächlichste Benutzung der Kenntnisse feststellen, die unsere Wissenschaft uns über diese sehr umstrittenen, nur lückenhaft belegten Fragen zur Verfügung stellt. Auch die äußere Form der Dialoge muß mir von einer Bestimmtheit erscheinen, die nicht einmal der Schwierigkeit gerecht wird, sich von unserer Gegenwart aus in so alte, ja uralte mütterliche Verhältnisse zurückversetzen zu können. In ihrem Dialog zwischen Tacitus und Artemisia, redet die Artemisia sogar im „Rhythmus des Äschylos". — Warum benutzt die Verfasserin ihre ausgezeichneten Fähigkeiten nicht, um die Möglichkeiten einer neuen Frauenbewegung zu neuem Mutterrecht aus der Gegenwart heraus zu untersuchen?

Berlin Hans Roselieb

Propyläen-Weltgeschichte. Achter Band: Liberalismus und Nationalismus. Herausgegeben von Walter Goetz. Berlin, Propyläen-Verlag. 623 S. M. 30,—.

Der dritte Band des großen Geschichtswerks, der jetzt vorgelegt wird, hat zum Teil wieder die gleichen Mitarbeiter, mit denen sich der erste Band einführte, an den er sich anschließt: er teilt mit diesem darum eine gewisse Trockenheit, Farblosigkeit, Sprödigkeit. Von dieser Feststellung nicht betroffen wird die Einführung des Herausgebers, die der geistigen Struktur des Zeitalters (1848—1890) gerecht wird, und sein Nachwort, das die geistige Bewegung des Jahrhunderts nachzeichnet — zum Ungeist. Auch seine Disposition ist glücklich: Vorgeschichte und Geschichte der Revolutionsjahre werden zusammengefaßt, und diesem Kapitel sind zwei weitere beigeordnet, eins über das europäische Staatensystem und ein volkswirtschaftliches mit Einschluß der Arbeiterbewegung. (Das Kapitel über den Geist der Zeit, wie erwähnt, als Nachwort — nicht unbezeichnend und unrichtig.) Zeitlicher Abschluß ist Bismarcks Entlassung. Eine glückliche Akzentsetzung: mit Bismarcks Ausscheiden aus der aktiven Außenpolitik beginnen ihre Ergebnisse auseinanderzubröckeln. Das Buch bringt in stofflicher Hinsicht ausgezeichnet die Brandstellen Europas zum Bewußtsein. Und daß als vorherrschende Zeittendenzen, die einander bekämpfen, überschneiden, nebenherlaufen, die Begriffe Liberalismus und Nationalismus zur Geltung kommen, wird klar herausgearbeitet. Das schicksalsvolle Spiel der Parteienbildung wird kenntlich. Faßt man zusammen, so ist nichts Wesentliches übersehen, kein Ballast mitgenommen. Was fehlt, ist nur eine hinreißendere Darstellung, die die geschilderte Zeit als Krisenzeit offenbart, an deren Erbe wir bis heute zu tragen haben.

Berlin Lutz Weltmann

Das Erbe von Versailles. Von Italo Zingarelli. Zürich, Leipzig, Wien 1930, Amalthea-Verlag. 405 S.

Der Verfasser des Buchs ist ein italienischer Journalist, der seit langer Zeit für italienische Blätter in Mitteleuropa tätig ist und auf Grund eigener Reisen und Beobachtungen ein anschauliches Bild der vielfach unmöglichen Zustände gibt, die der Versailler Vertrag in Mitteleuropa geschaffen hat. Der Verfasser weiß dabei geschickt zu erzählen, eigene Erlebnisse und Erfahrungen in das Gesamtbild anschaulich einzuordnen und die gesamte politische Lage auch geschichtlich unterbaut darzustellen. Inhaltlich zerfällt das Buch bis zu einem gewissen Grade in zwei Teile, indem zunächst die speziell deutschen Probleme behandelt werden, vor allem die nun beseitigte Rheinlandbesetzung, die von dem Verfasser in jeder Weise kritisiert wird. Auch in der Saarfrage stellt er sich durchaus auf den deutschen Standpunkt, und zeigt Verständnis für die allgemeinen Probleme der deutschen Politik unserer Tage. Für den deutschen Leser ist der Teil fast noch interessanter, der die Verhältnisse in den Staaten der ehemalig österreichisch-ungarischen Monarchie schildert, darüber hinaus auch die in Teilen des Balkans. Auch hier wird mit aller Deutlichkeit darauf hingewiesen, wie unmöglich die Lösungen des Versailler Vertrages vielfach sind, und welche Fülle von politischen Schwierigkeiten sie den betreffenden Staaten schufen. Die Gesamtauffassung des Verfassers zeigt sich schon daraus, daß er in der Überschrift des die Tschechoslowakei behandelten Kapitels diese als „neues Österreich-Ungarn" bezeichnet. Das Gesamtbild, das er entwirft, ist dem deutschen Leser gewiß nicht neu, aber es wird durch eine Fülle von Einzelheiten und anschaulichen Schilderungen unterbaut.

Marburg/Lahn Wilhelm Mommsen

Größe und Tragik eines Sieges. Von Georges Clemenceau. Stuttgart/Berlin/Leipzig 1930, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 324 S.

Clemenceau spricht. Unterhaltungen mit seinem Sekretär. Von Jean Martet. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 454 S. M. 8,— (12,—).

Der Tiger. Weitere Unterhaltungen Clemenceaus mit seinem Sekretär. Von Jean Martet. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 234 S.

Die drei Bücher, die hier gemeinsam besprochen werden können, geben ein anschauliches und eindrucksvolles Bild der Persönlichkeit Clemenceaus, auch für die Deutschen, die er haßte und verkannte, aber nicht verachtete, von Interesse. Clemenceau war vielleicht keine geniale Persönlichkeit, aber ein Mann von gewaltiger Energie, von unendlicher politischer Bedeutung, leidenschaftlich und ungerecht und doch vom Standpunkt seines Landes aus gesehen, von politischem Weitblick und zugleich von einer hohen geistigen Bildung, die gerade die Gespräche mit seinem Sekretär Martet vielfach bezeugen. Man kann deshalb nur begrüßen, daß diese Bücher auch einem deutschen Leserkreis vorgelegt werden.

Das von Clemenceau selbst verfaßte Buch „Größe und Tragik eines Sieges", sein letztes dem Kampf gegen Foch dienendes Werk, ist von einer Geschlossenheit sondergleichen und behandelt vor allem die Probleme des Friedensvertrages von Versailles, während die beiden — in der französischen Ausgabe drei — von seinem Sekretär vorgelegten Bücher in buntem Wechsel die verschiedensten Dinge behandeln, was ja natürlich ist, da sie Aufzeichnungen von Gesprächen mit Clemenceau sind. Aber auch diese Gespräche gelten im wesentlichen den Problemen des Friedensvertrages. Es braucht hier nicht darauf eingegangen zu werden, wie überaus schief, einseitig und ungerecht Clemenceau das deutsche Volk und die deutsche Politik behandelt. Er zeigt sich hier als ein Hasser, freilich sehen wir aus dieser Veröffentlichung, daß er auch sonst hassen konnte. Fast alle französischen Politiker unserer Tage werden mit einer

Digitized by Google

Bitterkeit sondergleichen behandelt, und vor allem dienen die Bücher dem Kampf gegen Foch und daneben dem gegen Poincaré. Der Gegensatz zwischen Clemenceau und Foch ist der Gegensatz zwischen Militär und Politiker, eine allgemeine Erscheinung in der Geschichte, die ja auch die deutsche Entwicklung im Weltkrieg entscheidend bestimmte. In Frankreich war es freilich der Politiker Clemenceau, der sich gegen den General durchsetzen konnte, was wohl im wesentlichen Fochs späteren Angriff auf Clemenceau erklärt, auf den dieser in seinem Buch und auch in den Unterredungen mit Martet antwortet. Man bedauert gelegentlich, daß die Ausführungen Clemenceaus in seinem Buch, wie in den Gesprächen allzu stark durch diese persönliche Polemik beeinflußt sind. Was er sachlich sagt, ist überaus interessant. Zunächst verteidigt er den Friedensvertrag gegen die Vorwürfe, unter anderem von Foch, daß er „schlecht" sei. Frankreich habe nicht mehr durchsetzen können, und vor allem wird mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß die Unabhängigkeit des Rheinlandes nicht zu erreichen und auch für Frankreich nicht vorteilhaft war, denn die Rheinländer hätten deutsch bleiben wollen. Überaus scharf ist die Kritik an der Begünstigung der Separatistenbewegung durch französische Stellen. Die weitere politische Entwicklung ist für Clemenceau freilich eine „Verstümmelung" des Friedensvertrages. Mit schweren Vorwürfen gegen die französische Regierung wird behauptet, daß Briand von einem Verzicht zum anderen geschritten sei, daß er den Deutschen gesagt habe, „Nehmt, nehmt alles", daß diese Politik „die Tatsache unseres Sieges aus der Welt geschafft" habe. Man wird gewiß vielen Behauptungen Clemenceaus widersprechen können, vor allem seiner Meinung, Deutschland rüste und Frankreich rüste ab; auch die Vorteile des Youngplanes für Deutschland werden übertrieben. Aber es ist doch wohl nicht uncharakteristisch, und sollte auch bei deutschen Lesern Beachtung finden, daß der „Vater des Sieges" der deutschen Außenpolitik große Erfolge bescheinigt und die Bedingungen des Versailler Friedens durch sie vielfach als abgeschwächt und beseitigt bezeichnet. Auch für die Größe des deutschen Kampfes im Kriege darf man auf die Worte hinweisen, die er zu seinem Sekretär von seinem Standpunkt aus sagte: „Aber der Krieg? War der etwa berühmt? Man brauchte vier Jahre und ich weiß nicht wie viele Völker, um mit Deutschland fertig zu werden. Man mußte auf der ganzen Erdoberfläche Verbündete suchen und sogar Neger ausheben ..."

In den beiden Gesprächsbänden werden außerdem eine Fülle von Problemen besprochen, unter anderem der Casablanca-Zwischenfall, die Verhandlungen mit Prinz Sixtus, die Zeiten der Kommune 1871. Daneben finden wir hier vielerlei Einzelheiten über den Gang der Friedensverhandlungen und vor allem eine Fülle für die Persönlichkeit von Clemenceau interessanter Aufzeichnungen.

Marburg/Lahn Wilhelm Mommsen

Philipp zu Eulenburg. Sein Leben und seine Zeit. Von Reinhold Conrad Muschler. Leipzig 1930, Fr. Wilh. Grunow. 696 S. M. 11,— (14,—).

Vor einer Reihe von Jahren hat der tübinger Historiker Haller, vor allem auf Grund der Papiere des Nachlasses des Fürsten Philipp von Eulenburg, die Haltlosigkeit der einst gegen Eulenburg erhobenen Vorwürfe nachgewiesen und daneben darzulegen vermocht, daß Eulenburg als Freund des Kaisers einen günstigen Einfluß auf diesen auszuüben versuchte, und vielfach zwischen dem impulsiven Herrscher und den leitenden Stellen mit Erfolg vermitteln konnte. Damit war eine moralische Rechtfertigung des Fürsten, verbunden mit einer gewissen Rechtfertigung seiner politischen Tätigkeit, erfolgt. Man sieht nicht recht ein, warum der Verfasser des vorliegenden Buchs, das nach seinen eigenen Worten auf demselben Material beruht, wie das Buch Hallers, es für nötig hielt, noch einmal das Problem Eulenburg aufzurollen. Er erweitert zwar äußerlich die Darstellung zu einer Biographie, ohne daß wir an Material wesentlich mehr erführen, als wir aus Hallers Publikation wußten. Hinzu kommt, daß der Verfasser nie angibt, in welcher Form das von ihm benutzte ungedruckte Material verwertet ist, wie ihm denn überhaupt jede Methode abgeht. Der Verfasser sagt an einer Stelle (S. 627) „jedem meiner Sätze liegt Beweismaterial zugrunde, das der Veröffentlichung harrt". Es wäre sehr viel zweckmäßiger gewesen, gleich im Rahmen dieses Buchs die Beweise zu führen. Wenn der Untertitel lautet „Sein Leben und seine Zeit" so wäre zum mindesten die zweite Hälfte „Seine Zeit" besser fortgeblieben. Der Verfasser verfügt über eine gewisse Belesenheit und versucht, Eulenburgs Leben in die Umwelt hineinzustellen, aber leider zeigt schon eine Fülle von primitiven Fehlern, daß er mit den historischen Vorgängen jener Zeit eben nicht vertraut ist. Daraus erwächst eine Vielheit von grotesken Mißverständnissen und Widersprüchen, die auch nur durch Beispiele zu belegen uns erspart sei. Viel schlimmer ist, daß der Verfasser auch als Biograph versagt, weil ihm jegliche Kritik gegenüber seinem „Helden" fehlt, der schlechterdings vergöttert wird; was dann zur Folge hat, daß alle Gegenspieler in Grund und Boden kritisiert werden. Das Übermaß der Lobpreisungen zeigt wohl schon der Schluß: „Er war unser." Gerade mit dieser Übertreibung hat der Verfasser dem Andenken Eulenburgs schwerlich gedient.

Marburg/Lahn Wilhelm Mommsen

Stresemann. Das Werden einer Staatsidee. Von Antonina Vallentin. Leipzig 1930, Paul List. 325 S. Geb. M. 10,—

Die vortreffliche Übersetzerin von Frank Harris, die als Märchendichterin im Stil Oscar Wildes begann und sich als Redakteurin von Ludwig Steins „Nord und Süd" zur „treuen Sekundantin" Stresemanns entwickelt hat — so nennt sie der Verstorbene selbst auf einem ihr gewidmeten Bilde — gibt mit journalistischem Schmiß und gelegentlicher stilistischer Saloppheit (der „selbstgewählte Kanzler", das „weißgeblutete Volk") eine Lebensgeschichte Stresemanns vom romantischen Jugendschwärmer zum europäischen Realpolitiker, die berufen ist, ein Volksbuch zu werden. Mit weiblicher Intuition, aus freundschaftlicher Verbundenheit mit der Familie umreißt sie in wenigen, gut gewählten Anekdoten des deutschen Staatsmannes Menschlichkeiten. Aus bester Kenntnis schildert sie das Spiel hinter den Kulissen der Politik, ganz selten — und das sind die Ausnahmen — wirken Geschehnisse in der abkürzenden Chronik der Verfasserin einfacher als sie tatsächlich gewesen sind. Drei Werte machen die Monographie zu einem kostbaren Bestand zeitgenössischer Bibliotheken: Antonina Vallentin ist objektiv genug, die Fehler Stresemannschen Wirkens dem Leser nicht zu unterschlagen; aber die Liebe zu dem Heimgegangenen veranlaßt sie, auch die Quellen dieser Fehler aufzuzeigen, so gewinnt mit der Vertiefung politischer Erkenntnisse auch das Charakterbild Stresemanns festeren Umriß. Ein weiteres Plus des Buchs ist die knappe und doch so instruktive Darstellung der

Digitized by Google

sechs Jahre deutscher und europäischer Geschichte, die mit dem Namen Gustav Stresemann verknüpft sind. Und endlich: die Gestalt Stresemanns wächst ins Symbolhafte. Ein bürgerliches Heldenideal der Nachkriegsjahre, fähig, für ein geistiges Bürgertum zu werben, das — mögen vor den letzten welthistorischen Perspektiven die Tage der bürgerlichen Kultur auch gezählt sein — zur besten der möglichen Welten zu machen, der Held dieser Monographie Vorbild und Mahnung gibt.

Berlin — Lutz Weltmann

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXXXVI

Jane Welsch Carlyle

Von Gabriele Reuter (Weimar)

Als der gewaltige Schriftsteller Carlyle nach dem Tode seiner Frau ihre Briefe sammelte, äußerte er darüber: Geschrieben wie auf Blitzesschwingen dringen sie in das Herz des Herzens ... Und nun ist eine bisher unbekannte Reihe von Briefen dieser unvergleichlichen Erscheinung in der Frauenwelt aufgefunden, gerichtet an ihre beiden sehr geliebten Cousinen Helen und Jeannie Welsch, mit dem Kosenamen Babbie genannt. Adèle Benedikt hat sie flüssig und graziös ins Deutsche übertragen (bei Paul Zsolnay, Wien-Berlin), bemüht, nichts von der Schreiberin eigner Melodie verlorengehen zu lassen. Die meisten der Briefe sind an die jüngere der Schwestern, an Babbie, gerichtet, die wochenlang bei dem Ehepaar Carlyle im Hause weilte, und Jane nahestand wie eine innig vertraute Schwester. Sie kannte die finsteren Launen, das schwierige Temperament des großen Schriftstellers — kannte die vielen sonderbaren und genialen Freunde des Hauses und die knappen Mittel, mit denen man auskommen mußte. Die Cousine brauchte sich ihr gegenüber keinerlei Beschränkungen in ihrem Geplauder aufzulegen. Oft benutzt sie dazu Blättchen aus dem Fleischerbuch, aus Mangel an anderem Papier. Da sind durcheinandergekritzelt: Reizend übermütige Schilderungen von den Besuchen berühmter Schriftsteller, z. B. die kindischen Späße von Thackeray — die Flüchtlingsnöte des italienischen Patrioten Mazzini und anderer politischer Emigranten, von denen sie einen Deutschen sogar ins Irrenhaus geleiten muß. Köstlich ist die Schilderung eines Diners bei Dickens — scharf ironische Bemerkungen fallen über die großen aristokratischen Häuser, in denen sie jetzt verkehren, weltanschauliche Betrachtungen aus einer ungewöhnlichen Geisteshöhe. Dazwischen Klagen über trunksüchtige und taube Dienstmädchen. — Eine sehr gute Hausfrau war Jane wohl nicht — sie war viel kränklich, litt wie ihr Mann an Leber- und Gallenstörungen, an quälender Migräne und Schlaflosigkeit, die sie oft zur Verzweiflung trieb.

Als die Briefe beginnen, ist die große Leidenschaft zu dem Gatten längst an seinen Launen, Wunderlichkeiten, Jähzornsausbrüchen, die sie „Erdbeben" nennt, zerbrochen. Aber die Liebe vergeht ja selten völlig, sie zuckt in einem Mittelzustand und unter unsäglichen Qualen zwischen Leben und Tod. In den ersten Briefen nennt Jane den Gatten: mein Mann, später Carlyle — zuletzt Mr. Carlyle.

Zwei Bilder sind dem Buch beigefügt: eins nach einem Ölbild des italienischen Malers Gambardello mit strahlenden und doch schmerzvoll lächelnden Augen und einem spöttischen Munde, ein Antlitz, das den ganzen Zauber der Persönlichkeit widerspiegelt, den Jane Carlyle auf bedeutende Männer und Frauen ausübte. Später die Photographie der Alternden in puritanisch-schlichtem Kleide, die Augen tief unter die Bögen, gleichsam in Kummer versunken, die Züge von Krankheit verzehrt. Als ich sie verglich, kam mir gleich einer Offenbarung das Gefühl für die Qual der Dulderin an der Seite eines Genies. Ich wußte von den unglücklichen häuslichen Verhältnissen der Carlyles in den ersten Ehejahren durch das Buch von Froude. Es hatte in England unliebsames Aufsehn gemacht, denn man wollte selbstverständlich keinen Flecken an dem großen Ethiker und Nationalhelden sehen. Mag Froude zuweilen die Farben allzu grell aufgetragen haben — die Briefe bestätigen doch vieles. Eine Erinnerung stieg in mir auf: In einem schweizerischen Badeort war es — am Teetisch einer jungen Frau, Engländerin und Gattin des deutschen Direktors eines Knabeninstituts. Ein großes Ölbild Carlyles schmückte das Zimmer, und ich fragte, wie das Bild in ihren Besitz gekommen sei.

„Mein Vater war ein naher Freund Carlyles!" Als ich erstaunt, ja beinahe bestürzt auf die junge elegante Frau und ihren etwa vierjährigen kleinen Jungen blickte, meinte sie lächelnd: „Vielleicht haben Sie das bekannte Buch von Froude gelesen? Das war mein Vater. Sie sind verwundert — nun: Froude war bedeutend jünger als Carlyle — er heiratete spät, ich wurde geboren, als er siebzig Jahre zählte." — Mir war zumut wie in einem Märchen, in dem die Zeit keine Rolle spielt. Literatur wurde plötzlich Leben, tote Vergangenheit wurde taghelle Gegenwart. Während mir die Engländerin manche Einzelheiten erzählte, fühlte ich wieder die Erschütterung beim Lesen der wilden Reue- und Verzweiflungsschreie, die der leidenschaftliche Carlyle ausgestoßen hat, als er nach dem Tode der trotz allem so geliebten Frau aus ihren Tagebüchern erfuhr, wie furchtbar sie an seiner Seite gelitten hatte.

Den gleichen Eindruck wie diese Begegnung machen die vorliegenden Briefe. Sie sind nicht Literatur, nicht Dichtung — sie strömen ein prickelndes, von klopfenden Pulsen erfülltes Leben aus.

Ob Jane Carlyle mit all diesen Enthüllungen einverstanden gewesen wäre? Ganz gewiß nicht. Dieses unsagbar empfindliche Wesen würde trotz der Wahrheitsliebe gegen sich selbst, trotz ihrer gelegentlich bösen Zunge eher alles abgeleugnet haben, statt Thomas Carlyle vor der Öffentlichkeit zu belasten. Aber, wie gesagt, da diese Briefe an die vertrauteste Freundin gerichtet sind, und sie sofort zurückhaltender wird, sobald sie fürchtet, daß ein dritter Mensch sie liest, geben sie nun hundert von verschiedenen Stimmungen wieder, wie die wechselnden Tage sie bringen, und sind dabei doch stets in reichsten künstlerischen Formen moduliert. Welch reiche Natur — welch schimmernder Geist! Wie ein feines goldenes Gespinst auf dem Hintergrunde eines dunklen Schleiers, den Lady Harriet Baring in den vornehmen Händen hält. Wir hören den harmlosen Anfang der Freundschaft Carlyles zu der stolzen, kühlen Aristokratin, der „belle Laide", die den trübsinnigen Tiger an den bunten Seidenbändern ihres seltenen Geistes, ihrer Schmeichelei und durch die Anregungen

Digitized by Google

ihrer gesellschaftlichen Stellung zu fesseln wußte. Wir hören, wie Jane und Lady Harriet versuchen, Freundschaft aufrechtzuhalten, bis Jane erkennen muß, daß die Lady sie nur einladet, um mit Carlyle wochenlang zusammen zu sein, ohne ihren Ruf zu gefährden. Lady Harriet beherrscht vollständig unser Haus, bemerkt sie bitter.

Der englische Herausgeber der Briefe, Leonard Huxley, urteilt etwas einseitig vom männlichen Standpunkt aus: Da Mrs. Carlyle jahrelang aufs freundschaftlichste mit der Lady verkehrt habe, sei es wohl nur die Wirkung des Morphiums, das sie gegen die überhandnehmende Schlaflosigkeit brauchte, gewesen, die sie zu der fixen Idee der Eifersucht gebracht habe. Merkwürdig, daß er nicht fühlt, wie die Qual wächst und wächst — bis sie am Ende durch rücksichtslose Beleidigungen der Weltdame zur Unerträglichkeit gesteigert wird. Die Freundschaft zweier Frauen, zwischen denen ein Mann steht, wird nur durch höchste Seelenanspannung aufrechtgehalten. Oft genügt ein leises Nachgeben dieser Spannung durch die Zeit oder Krankheit, zuweilen nur durch ein unbedachtes Wort, und der Haß, die Bitterkeit, die immer im Untergrunde der Herzen lauert, steigt jäh an die Oberfläche. Spielt sich die Tragödie im Geistigen ab, so greift sie noch tiefer ins innerste Mark. Die Lady behielt den Sieg, Jane war zerbrochen. Aber — sie überlebt die Freundin des Gatten und wird im stilleren Abend des Alters wieder sein „Gouddy", seine einzig Gute.

Mit innigen Worten der Liebe suchte Jane zur Zeit ihres heftigsten Leidens ihre süße kleine Babbie vor dem „Schattental der Ehe" zu warnen, stellte ihr das eigne verpfuschte Leben warnend vor Augen — und verliert nun auch das Vertrauen, die Gegenliebe der heimlich Verlobten. So endet der Briefwechsel jäh ohne weitere Erklärung. Die kleine Babbie mußte ihr Weibtum vollenden, wie der gewaltige Carlyle sein Werk, zu dem ihm der Umgang der Lady und ihres Hauses notwendig war.

In dem Gewirr von Freunden, die alle bei ihr Erheiterung, Trost, Aufrichtung und Hilfe suchten, blieb Jane allein, die von Schmerzen zerquälten Tage, allein die langen schlaflosen Nächte hindurch. Ein Menschenlos, das ihre Briefe bis ins Innerste entschleiern.

LXXXVII

Nietzsche „pour la galerie"

Von Oscar Levy (Wiesbaden)

Mademoiselle Geneviève Bianquis setzt ans Ende ihres „Nietzsche en France" (Félix Alcan, Paris 1929), eines vortrefflichen Buchs, das die enorme Nietzsche-Literatur ihres Landes kritisch durchgeht, die folgenden bezeichnenden Worte: „Die Hand- und Geschichtsbücher der Philosophie tun Nietzsche mit zwei Phrasen oder zwei Seiten ab und weigern sich, ihm den Rang eines Denkers zuzuerkennen." Das ist der zünftige und offizielle Standpunkt Nietzsche gegenüber in allen Ländern Europas und Amerikas bis auf den heutigen Tag. Der Philosoph des „Willens zur Macht" hat auf Laien und Künstler, auf Dilettanten und Outsiders aller Art gewirkt, aber nicht auf seinesgleichen, nicht auf die Philosophen von Fach, die er im besten Fall zu Büchern angeregt hat. Aber selbst jene Gelehrten, die so vorurteilslos waren, Nietzsche zu behandeln, sind nur äußerlich von ihm beeinflußt worden: Nietzsches Lehren haben z. B. nicht ihr Leben in andere Bahnen gelenkt, denn sie sind sämtlich ihren Lehrstühlen (die Nietzsche einst spottend „Lehnstühle" nannte) treu geblieben, während Nietzsche bekanntlich seine Professur aufgab, um sich anderweitig und nutzbringender zu beschäftigen.

Da somit die eigene Kaste ihren großen Umwerter entweder mit kaltem Achselzucken oder mit halber Herzlichkeit behandelt, fällt dieser nunmehr in die Hand der Feuilletonisten und der biographischen „Romanciers". Ferne sei es dem Referenten, dies zu bedauern: er zieht die Feuilletonisten den Akademikern bei weitem vor. „Academica non leguntur" — sicherlich nicht immer mit Recht, aber meistens doch.

Guy de Pourtalès, der Verfasser des Buchs „Amor Fati, Nietzsche in Italien" (übers. von Herrman Fauler, Urban-Verlag, Freiburg i. Br., 1930) gehört glücklicherweise nicht zu der Schule der Katheder-„highbrows", der Leute mit den hochgezogenen Augenbrauen und den tiefen Gesichtsfalten. Er predigt Niemanden zur Tür hinaus, weil er überhaupt nicht predigt und nicht doziert. Nur nebenbei erfährt der Leser etwas von Nietzsches Lehren, weniger sicher, als im Konversationslexikon steht, und nicht so viel, um ihn zu seiner gefährlichen Weltanschauung zu verlocken. In Nietzsche haben bekanntlich unsere Religionen den gewaltigsten Häretiker aller Zeiten gefunden — aber dem Leser des Pourtalèsschen Buchs wird der „Trotz des Titanen" nur in homöopathischen Dosen vorgesetzt. Selbst den evangelischen Christen macht Pourtalès (der selbst übrigens ein Abkömmling einer alten Hugenotten-Familie ist) die Weltanschauung des Gottesleugners schmackhaft: er erzählt ihnen z. B. von Nietzsches tiefem Verständnis für Jesus Christus; er weist auf jene Stellen im „Antichrist" hin, in denen Nietzsche Christus als „Buddhisten auf sehr wenig indischem Boden" anspricht und meint, daß „der wahre christliche Glaube einen neuen Lebenswandel bedeute" und „von den Aposteln nur falsch aufgefaßt" worden sei. Hier ist Pourtalès unbedingt recht zu geben: ob aber auch Nietzsche selber, das bleibt immer noch die Frage.

Aber nehmen wir die Dinge nicht zu ernst: Pourtalès selber würde dagegen Einspruch erheben. Er versucht, Nietzsche dem Verständnis eines großen Leserkreises nahezubringen: daher der Appell an die Frommen aller Glaubensrichtungen. „Nietzsche — ein guter Mensch, ganz wie wir selber." Daher der Appell auch an die Frauen: „Nietzsche — ein großer Liebender". Nicht in dem Sinne, wie er selber das Wort brauchte, sondern in dem, wie es die Welt nimmt und wie es das schöne Geschlecht versteht. Nach Italien floh Nietzsche im Herbst 1876 mit einer Todeswunde im Herzen: „Er entsagte der tiefen heimlichen Liebe, die sein Leben seit mehr denn zehn Jahren aufgewühlt, gleichsam in einen hoffnungslosen geistigen Traumzustand versetzt hatte, seiner Liebe zu Cosima Wagner". Um Wagners, aber noch mehr um der Bewunderung der „bestverehrten Geliebten", die ihm „im verschwiegensten Winkel seines Herzens die Idealgestalt der dionysischen Mänade geworden war", hatte Nietzsche „Die Geburt der Tragödie" verfaßt: sie war jene mystische Ariadne, von der er immer sprach, jenes unglückliche, von Theseus verlassene Weib — und Nietzsche selber war natürlich Dionysos, der sie trösten wollte, aber nicht durfte. Schon Frau Förster Nietzsche, der wir in diesem Punkt sicherlich

Digitized by Google

trauen können, hat diese Liebe stets angezweifelt und mit weiblicher Finesse darauf hingewiesen, daß Ariadne unmöglich Cosima sein könne: denn diese hatte ja ihren Theseus verlassen, diesen armen Bülow, der seinerseits zusehen mußte, wie ein berühmterer Dionysos auf Triebschen-Naxos seine „Ariadne à rebours" tröstete ...

Auf diesem Naxos-Triebschen ging dreizehn Jahre später Nietzsche mit einer neuen „Geliebten", dem Fräulein Lou Salome spazieren. Pourtalès schildert das sehr hübsch, und immer mit einem Seitenblick nach der Galerie der Schönen in seinem Kapitel „Fräulein Lou auf Naxos". Süße Erinnerungen waren bei diesem neuen Besuch in Nietzsche aufgetaucht: die Erinnerung an jene, die in einem „rosa Kaschmir-Gewand mit breiten Spitzenaufschlägen, einem großen Florentinerhut mit einem Kranz von rosa Rosen am Arme" neben ihm gegangen war. Nietzsche erzählt hier Fräulein Lou von seinem verflossenen Glück, von seiner Loslösung von Wagner und Frau Cosima. „Er hatte mit leiser verhaltener Stimme gesprochen und dabei mit dem Stockende in den feuchten Sand gezeichnet, wie einst Jesus angesichts der Ehebrecherin (!) sich niedergebückt und auf die Erde geschrieben hatte. Als Nietzsche aufblickte, waren seine Augen mit Tränen gefüllt. Aber diese Lou, mochte sie noch so sensibel sein, begriff sie das alles?"

Ach, auch wir, so wenig wie Fräulein Lou, begreifen hier alles! Wir begreifen nur, daß unser tragischer Philosoph hier komisch zu wirken beginnt. Wir begreifen auch Herrn Pourtalès und schlagen ihm für die nächste Auflage des Buchs einen anderen Titel vor: „Nietzsche et les femmes" oder „Nietzsche pour les femmes".

Vor etwa zwanzig Jahren war der Schreiber dieser Zeilen in Florenz zu Gast bei Miß Helen Zimmern, der Übersetzerin des „Jenseits von Gut und Böse" in der englischen Nietzsche-Ausgabe: jener Frau, die einstmals die Tischgenossin Nietzsches in Sils Maria gewesen war und der er in einem seiner Briefe so anerkennend gedacht hat. „Diese Franzosen", sagt Miß Zimmern im Laufe des Gespräches, „‚they are always out for sex'. Da hat mich vor einiger Zeit Mr. Daniel Halévy besucht, der, wie Sie wissen, neulich ein Buch über das Leben Nietzsches veröffentlicht hat. Er hat mich über alles ausgefragt und ich habe ihm über alles geantwortet, so gut wie ich konnte. Aber gerade mit dem, was er hauptsächlich wissen wollte, konnte ich ihm leider nicht dienen; ‚for he wanted to know whether Nietzsche had made love to me'. Die alte Dame hielt einen Augenblick inne und sagte dann mit scharmanter Selbstironie: ‚O, wissen Sie, damals, als ich mit Nietzsche im Fextale spazieren ging, war von der Frau noch mehr an mir übriggeblieben als heute'."

„Und wie haben Sie M. Halévy das beigebracht?" fragte ich.

„Nun, ich habe ihm einfach die Wahrheit gesagt: Nietzsche hatte meiner Meinung nach eine wichtige Nebenbeschäftigung und für uns Frauen sehr wenig Zeit übrig. Aber M. Daniel Halévy war sehr enttäuscht, und auf die Liebe hat er in seinem Buch verzichten müssen."

M. Guy de Pourtalès hat nicht verzichtet, und die zahlreichen Leserinnen seines Buchs werden auf ihre Kosten kommen.

Nachrichten

Todesnachrichten. Anselma Heine ist am 9. November einem längeren Leiden im Alter von 75 Jahren erlegen. Spät, als eine Vierzigjährige, ist sie mit ihrem Band „Drei Novellen" in die Literatur eingetreten. Schon ihr Lebensalter befähigte sie, den Anregungen des damals jungen Naturalismus, aus dem sie schriftstellerisch hervorging, selbständig gegenüberzutreten. In die Realistik ihrer Schilderung trug sie denkbar feinste Psychologie hinein. Die einzigartige Kunst, ihren Gestalten Atmosphäre zu schaffen, zeichnete all ihre erzählenden Werke aus. Unter ihren größeren Romanen sind zu nennen „Mütter" (1905), „Eine Peri" (1909), „Die verborgene Schrift", ein Elsaß-Roman (1918). Das Höchste ihrer Kunst hat sie in der kleinen Erzählung „Die Erscheinung" (1912) geleistet. Hier ist ihr die Novelle zu Vision geworden. Anselma Heine war auch eine hervorragende Essayistin: ihr Buch über Maeterlinck legt davon Zeugnis ab. Unserer Zeitschrift hat sie — unserer besten Mitarbeiterinnen eine — drei Jahrzehnte hindurch wertvolle Beiträge gegeben. Eine letzte Leistung von ihr findet man an der Spitze der Buchbesprechungen in dieser Nummer.

Hans Ehlumberg ist nach einer Meldung vom 25. Oktober im Alter von 38 Jahren einem Unfall erlegen. Bei der Generalprobe seines Dramas „Wunder um Verdun" im leipziger Schauspielhaus stürzte er von einem Versatzstück in den Orchesterraum und erlag den Folgen seiner Verletzungen. Er war ein Sohn des jüdischen, österreichischen Obersten Bardach Edler von Ehlumberg, der für seine im Krieg 1866 erwiesene Tapferkeit in den Adelsstand erhoben worden war. Hans Ehlumbergs erstes Drama „Eines Tages" wurde mit Bassermann am Deutschen Volkstheater in Wien zu sehr erfolgreicher Aufführung gebracht und erhielt später den Volkstheater-Preis. Sein Lustspiel „Das Blaue vom Himmel" erlebte in Halberstadt seine Uraufführung und wurde später in Wien gespielt. Sein letztes bedeutendes Werk „Wunder um Verdun" wird in diesem Heft von Georg Witkowski gewürdigt.

Paul Hensel, Ordinarius der Philosophie an der Universität Erlangen, ist nach einer Meldung vom 12. November im Alter von 70 Jahren gestorben. Er hat an der straßburger und heidelberger Universität vor seiner Berufung nach Erlangen gewirkt und sich vornehmlich („Hauptprobleme der Ethik") mit ethischen Fragen beschäftigt. Er hat auch wichtige ideengeschichtliche Monographien über Carlyle und Rousseau veröffentlicht. Er war ein Enkel des bekannten Zeichners Wilhelm Hensel, ein Großneffe der Dichterin Luise Hensel und hat in seinen Vorlesungen über Romantik sehr interessante, auf Familiengeschichte beruhende Kenntnisse zu lebhafter Darstellung gebracht.

Karl Bücher ist nach einer Meldung vom 13. November in Leipzig im Alter von 83 Jahren gestorben. Er war aus dem Oberlehrerberuf hervorgegangen, war dann Dozent und Professor in München, Dorpat und Basel, seit 1892 in Leipzig, wo er bis zu seiner Emeritierung gewirkt hat. Sein Buch „Arbeit und Rhythmus" darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, zu ganz neuen, wissenschaftlichen Untersuchungen Anregung gegeben zu haben. Bücher ist in Deutschland zum Begründer der Zeitungswissenschaft geworden (er gründete das Institut für Zeitungswissenschaft). Seine gesammelten Aufsätze zur Zeitungskunde geben über sein Wirken Bericht.

Wassilij Lwowitsch Lwow-Rogatschewskij, der russische Literaturhistoriker und -kritiker (geboren 1874 in Charkow) ist in Moskau verschieden, wo er an dem literarischen Leben der Sowjethauptstadt lebhaften Anteil nahm. Er hatte seine literarische Tätigkeit schon früh begonnen — eine seiner

Digitized by Google

frühesten Arbeiten waren Übersetzungen von Dichtungen Hans Sachs' —, später nahmen ihn die revolutionären Bewegungen in Rußland in Anspruch, erst seit 1918 hat er sich ganz der Literatur gewidmet. Der Verstorbene hat eine beträchtliche Anzahl von größeren und kleineren Schriften marxistischer Richtung hinterlassen, unter anderem monographische Studien über W. Weressajew, Leonid Andrejew, A. Block, Tschechow und Turgenjew, ferner die Werke: „Die neueste russische Literatur", welche mehrere Auflagen erlebte, „Abriß der proletarischen Literatur" u. a. (P. E.)

* * *

Der Deutsche Staatsbürgerinnenverband hat mit Unterstützung des preußischen Ministers für Kunst und Wissenschaft sowie des stellvertretenden Oberbürgermeisters von Berlin einen Literaturpreis in Höhe von 1000 Mark zur Förderung junger Schriftstellerinnen ausgesetzt. Die Bewerbung ist allen reichsdeutschen Frauen zugänglich, die am 1. Januar 1931 das 35. Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Einsendung bisher unveröffentlichter Werke epischer, dramatischer oder lyrischer Art, die aber nicht rein unterhaltenden Charakter tragen dürfen, bis zum 1. Januar 1931 an die Geschäftsstelle: Berlin W. 35, Derfflingerstraße 17. Dem Preisgericht gehören an: Gertrud Bäumer, Alice Berend, Alfred Döblin, Rudolf Kayser, Ina Seidel.

Ein Lessing-Preis in Höhe von 1000 Mark, der alle zwei Jahre zur Verteilung gelangen soll, ist von der unabhängigen Großloge des Freimaurerbundes „Zur aufgehenden Sonne" gestiftet worden. Die diesjährige Preisaufgabe lautet: „Was hat uns Lessing als Freimaurer zur kulturpolitischen Lage der Gegenwart zu sagen?" Näheres durch das Sekretariat des Bundes: Ernst Voigt, Hamburg 37, Rothenbaumchaussee 158. Einsendungstermin bis 28. Februar 1931.

Der Bund rheinischer Dichter hat die für das düsseldorfer Heine-Denkmal gesammelten Gelder zur Schaffung eines Heine-Preises bestimmt, der alljährlich einem deutschen Dichter einen mehrmonatigen Aufenthalt in Frankreich ermöglichen soll.

Aus den Neuwahlen der Notgemeinschaft des deutschen Schrifttums sind Arthur Eloesser und Heinrich Lilienfein als erste Vorsitzende hervorgegangen; Stellvertreter: Jakob Schaffner und Fritz Engel; Geschäftsführer: Alfred Richard Meyer; Geschäftsstelle: Berlin-Wilmersdorf, Kaiserplatz 18.

Hermann Ilgen hat der Universität Leipzig 500000 Mark für künstlerisch-kulturelle Zwecke und zur Schaffung einer Goethe-Ehrenhalle an der Universität Leipzig zur Verfügung gestellt.

Von Gerhart Hauptmanns Ausgewählten Werken ist Band I (Vor Sonnenaufgang, Biberpelz, Der rote Hahn, Fuhrmann Henschel) im ukrainischen Staatsverlag in Charkow erschienen.

Ludwig Renns neuer Roman „Nachkrieg" wurde zur Übersetzung in die englische, französische, holländische, dänische, norwegische, tschechische, russische und polnische Sprache erworben.

Eduard Stuckens Roman „Im Schatten Shakespeares" wurde zur Übersetzung nach der Tschechoslowakei vergeben.

Arthur Schnitzlers Novelle „Casanovas Heimkehr", die von der neuyorker Polizeibehörde beschlagnahmt worden war, ist durch das Oberste Gericht freigegeben worden.

* * *

Heinrich Micko hat in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" bekanntgegeben, daß er 34 Gedichte Adalbert Stifters, darunter 30 in der Originalhandschrift, aufgefunden hat. Die Gedichte, von denen die meisten 1833 entstanden sind, entstammen der unglücklichen Liebe des Dichters zu Fanni Greipl in Friedberg.

Die schweizer Schriftstellerin Frau Babel hat gegen Claude Farrère Plagiatklage mit Ersatzanspruch von 650000 Franken erhoben. Farrère soll ihren vor etwa zwanzig Jahren erschienenen Roman „Trauermarsch" in seinem gleichnamigen Werk ausgeschrieben haben.

Zu der am 5. November in Charkow stattfindenden Plenarkonferenz des „Internationalen Büros der revolutionären Literatur" sind in Rußland zirka 80 Delegierte aus 23 Ländern eingetroffen. Von deutschen Schriftstellern waren anwesend Johannes R. Becher, Ernst Glaeser, Egon Erwin Kisch, Hans Marchwitza, Ludwig Renn und Anna Seghers.

„Dichter-Zeichnungen" (Verlag „Federazija", Moskau) betitelt der russische Essayist und Kunstschriftsteller Abram Ephroß seine Monographie über die Federzeichnungen Alexander Puschkins, die in großer Anzahl in dessen Manuskripten verstreut sind und vorwiegend in Profilskizzen, Porträtköpfen, worunter einige scharf expressive Selbstbildnisse, und illustrativen Entwürfen zu den eigenen Werken des Dichters bestehen. Ephroß reproduziert und kommentiert eine lange Reihe derartig mit Federspielen verzierter Manuskriptseiten Puschkins, die durch ihre temperamentvolle Faktur fesseln und von einem nicht unbedeutenden Zeichnertalent zeugen. Längere Aufsätze über das Verhältnis Puschkins zu den plastischen Künsten, die künstlerischen Einflüsse und Umgebung während seiner Schulzeit im Lyzeum in Tsarskoje Sselo, sowie eine allgemeine Charakteristik seines zeichnerischen Werks begleiten die zahlreichen Reproduktionen, die man allerdings oft etwas schärfer gewünscht hätte. (P. E.)

* * *

Friedrich Wolfs „Cyankali", dessen Erstaufführung in Moskau im Frühling 1930 von der deutschen Schauspielertruppe stattfand, ist nunmehr auch in russischer Übersetzung im ehemaligen Theater Korsch über die Bretter gegangen. Mit der Inszenierung ist der Maler und Graphiker Jgn. Niwinskij betraut worden.

Der Verlag E. Haberland, Leipzig, kündigt eine Ausgabe von Wilhelm Bölsches Ausgewählten Werken an, die illustriert sein wird und im ganzen sechs Bände, die das Wesentliche seines Werks bieten, umfassen wird. Der Preis je Band beträgt M. 5,—. Es ist nicht ausgeschlossen, daß bei dem Interesse, das für Bölsches Werk vorliegt, die Sammlung eine Fortsetzung erfahren kann.

Redaktionsschluß: 2. Dezember 1930.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Das Bild Frankreichs

Unterredung mit Grasset

Eine Ahnung dämmert den Völkern, wie sehr das Bild, das sie von sich und anderen Völkern geformt haben, unbrauchbar geworden ist, unbrauchbar, weil die Völkerseele Wandlungen unterworfen ist, unbrauchbar mehr noch, weil es falsch gefaßt war, aus Selbstgefühl geschmeichelt, durch Willkür des Blickpunktes verschoben, von politischen Leidenschaften verzerrt. Eigentümlich: im Augenblick, da die entlegensten Teile der Erde uns zugänglich werden, überfällt uns die Erkenntnis, wie fremd uns doch die nächste Umgebung geblieben ist. Wir beginnen das Nahe zu ergründen. Nicht zufällig geht diese Bewegung von Deutschland aus: mehr als anderswo mußte hier der Zusammenbruch zu kritischer Selbsterforschung, zu geistiger Auseinandersetzung mit den Nachbarvölkern drängen. Nicht zufällig hat solches Streben zuletzt in Frankreich Eingang gefunden, das in den äußeren Ereignissen eine Bestätigung seines von Zufriedenheit gesättigten Selbstbildnisses, seiner überlieferten Klischees der anderen Völker erblicken konnte.

Erst seit kurzem, unter Einfluß einer politischen Unruhe, bereitet sich auch hier ein Wandel vor. Das „rätselhafte" Deutschland ist modische Wendung geworden; Begriffe wie „das unbekannte Frankreich", „die Entdeckung Englands" gewinnen hier allmählich jenen Kurswert, der nur möglich wird, wenn Modisches tief im Zeitgefühl wurzelt. André Siegfried (trotz Name Reinfranzose) unternahm es zuerst in seinem „Tableau des Partis en France", an dem traditionellen französischen Selbstbildnis zu rütteln. Durch langen Aufenthalt im Ausland hatte er jenes Distanzgefühl zu seiner Heimat gefunden, das dem Franzosen aus Unkenntnis fremder Völker sonst fehlt.

Indes war in Deutschland eine umfangreiche Frankreichliteratur erschienen. Es war naheliegend, daß das deutsche Bedürfnis nach Auseinandersetzung mit anderen Völkern sich vor allem Frankreich zuwenden mußte. In dem Bilde, das nun entstand, verdichteten sich gewisse Züge zu einem festen Rahmen: Verstand und Verständnis, aber auch Verstandgebundenheit, Grenzgefühl, aber auch Begrenztheit (aus Begrenztheit auf sich: Missionsanspruch), Beharrung, aber auch Bewahrung sind seine Umrißlinien.

Diese Literatur war in Frankreich der weiten Öffentlichkeit unbekannt, als der Verleger Grasset sie entdeckte. Sie bildete für ihn — so erklärte er mir — eine tiefe Überraschung: Wo er Haß vermutet hatte, fand er Verständnis und Gefühl, bisweilen Liebe. Und überdies: „Ich stieß hier auf Erkenntnisse französischen Wesens, die mir sonst nicht bewußt geworden wären. Die Herausstellung der Unterschiede zwischen deutscher und französischer Art hat mir Erscheinungen des französischen Lebens erschlossen, die mir verborgen geblieben waren."

Grasset beschloß, einiges aus der deutschen Frankreichliteratur der französischen Öffentlichkeit vorzulegen. Zunächst erschien Sieburgs „Gott in Frankreich", demnächst folgt Curtius „Frankreich" und „Balzac"; Erzählendes wie Zweigs „Fouché" wird die Essays begleiten.

Der Versuch, Frankreich den Franzosen in deutscher Beleuchtung zu zeigen, schien gewagt; doch er glückte über alles Erwarten. Die gesamte Presse beteiligte sich an der Diskussion; kaum ein Blatt, das nicht Stellung nahm. Die Überraschung Grassets war auch die Überraschung Frankreichs. Trotz Einwänden wird anerkannt, daß das traditionelle Selbstbildnis Frankreichs wertvolle Bereicherung und Richtigstellung erfährt. — Die Erörterung dehnte sich auf die Wesensunterschiede deutscher und französischer Art aus. Als Wendepunkt in den geistigen Beziehungen der beiden Völker begrüßt Billy diese Debatte im Leitartikel des „Oeuvre". Sicher hat die Diskussion Eignung, das Verständnis der beiden Völker füreinander in fruchtbarer Weise zu bereichern.

Artur Rosenberg (Paris)

Pen-Klub in tieferer Bedeutung

Sie fragen, lieber Herr Doktor Weltmann, nach meiner Meinung über die Entwicklung im Pen-Klub? Obschon ich in jener so bewegten berliner letzten Sitzung nicht dabei war und auch noch keinen Bericht meiner hansischen Freunde habe, will ich gern versuchen, ein Bild der verschiedenen Meinungen zu entwerfen.

Zunächst: Man unterschätze bei aller Kritik im einzelnen nicht, daß im westlichen und mittleren Europa diese Pen-Klubs einen beachtlichen Widerhall finden, und daß sie vorläufig die einzige Ebene sind, auf der das Schrifttum über die Grenzen hinaus Gelegenheit hat, seine Meinungen auszutauschen. Und da wir nun einmal meinen, daß fast immer auf geistiger Ebene die Entwicklung der nächsten Jahrzehnte vorbereitet wird, haben wir acht zu geben.

So scheint es mir von größter Bedeutung, daß man, glücklicher als der Völkerbund, auf den Jahrestagungen der Klubs die Gleichberechtigung der deutschen Sprache mit dem Englischen und Französischen wieder durchgeführt hat. Aber noch ungleich wesentlicher für uns und für ganz Europa scheint mir jene Entwicklung, die schon in Paris, Berlin und Oslo begann und in Wien zu dem folgenreichen Bekenntnis führte: daß für die Zugehörigkeit zu den Pen-Klubs nicht die politischen Grenzen von heute gelten, sondern daß jedem das Recht der Selbstbestimmung verliehen wird, daß jeder mit anderen Worten sich der Kulturgruppe anschließen darf, der er sich geistig zugehörig fühlt.

Geben wir zu, daß es vorläufig ein Gesetz ist, das auf dem Papier steht. Trotzdem bleibt es bei dem heutigen Zustand Europas ein Fortschritt, ist es ein Zeichen von Mut, diesen Grundsatz auszusprechen — wahrscheinlich die einzige Vorbedingung, einmal eine gerechte Ruhe in Europa zu schaffen und es vor den endlosen Bürgerkriegen, die die Machtpolitik immer wieder entbrennen läßt, zu bewahren. Viel wesentlicher als die wirtschaftlichen Zusammenballungen und politischen Bündnisse, die doch immer wieder auf Unterdrückung der Minderheiten und auf den verschärften Nationalismus einzelner Staaten hinauslaufen, scheint mir dieses Bekenntnis des europäischen Schrifttums zur Freiheit im Geiste. Es ist zugleich der Glaube, daß Europa im künstlerischen Leben ein Haus bewohnt, und daß im Geistigen nicht die

Digitized by Google

von der Gewalt geschaffenen Grenzen gelten, sondern daß sich die Kulturgruppen Europas in Duldsamkeit gegeneinander, frei und selbständig bewegen dürfen und sollen.

Neben dieser großen und entscheidenden Entwicklung in den Pen-Klubs lief eine andere von untergeordneter Bedeutung ihren Weg.

Das Stimmenverhältnis im Pen-Klub war zunächst dem des Völkerbundes angepaßt: die großen Staaten hatten die gleiche Stimmenzahl wie etwa Litauen und Estland. Allein England machte eine Ausnahme, indem es besondere Stimmenzahlen für Kanada, Australien, Schottland und Irland u. a. forderte. Natürlicherweise besannen sich daraufhin auch Frankreich und Deutschland, daß in sie eingeschlossene kulturell gleich unabhängige Bewegungen, wie etwa die Schottlands liefen, die, so unpolitisch sie sind, doch ein selbständiges Schrifttum zumindest von der Bedeutung der Ostseeländer besitzen. Auf der wiener Tagung wurde daher dem achtköpfigen londoner Hauptausschuß das Recht zugesprochen, solche selbständigen Schriftgruppen mit Stimmrecht zu versehen. Für Deutschland wurde das Niederdeutsche und das Alemannische anerkannt. Allerdings, wurde hinzugefügt, dürfe nicht der Eindruck eines Stimmenhandels erweckt werden, vielmehr müßten diese Gruppen auch wirklich selbständig arbeiten, schon um Angriffen von anderer Seite vorzubeugen. Die hansische Gruppe, die die umfassende plattdeutsche Literatur vertritt, stand also vor der Frage: entweder die Warnung nicht zu beachten und einer doppelsinnigen Politik bezichtigt zu werden, oder aber in ihrer Satzung die Autonomie auszudrücken, zugleich aber mit Berlin, Wien und den anderen deutschen Gruppen neue Vereinbarungen zu treffen, die die Einheitlichkeit nach außen wiederherstellen, und die zugleich den Vorteil bringen, unsere Verbindung mit Österreich enger zu gestalten. Dieser Vorschlag mit allen erdenkbaren Sicherungen für Berlin liegt seit dem Frühling dieses Jahres in Berlin vor.

Praktisch ist allerdings diese ganze Frage, die zu Auseinandersetzungen geführt zu haben scheint, durch die Entwicklung überholt, und ich glaube, man läßt sie deshalb zukünftig ruhen. Im londoner Exekutivausschuß, der die amsterdamer Tagung vorbereitet, wurde nämlich dieser Tage ein Antrag gutgeheißen, der den drei großen Kulturgruppen Europas je fünf Stimmen verleiht, auf deren innere Verteilung scheinbar kein Einfluß mehr ausgeübt werden soll. Auch wird auf jener nächsten Tagung eine zusammenfassende Satzung aller europäischen Klubs geschaffen werden, sie wird voraussichtlich bindendes Recht in all diesen heute noch strittigen Fragen schaffen.

Ich halte es darum auch nicht für erwünscht, weiter diese Dinge in der Öffentlichkeit zu erörtern, noch auch über solche oft taktischen Fragen auf einer Generalversammlung zu entscheiden — schon deshalb, weil dabei immer die Gefahr eines Abgleitens in die Politik besteht.

Ich möchte vielmehr empfehlen, daß wir uns vor allem zu den großen geistigen Kämpfen um die Freiheit, um die Selbstbestimmung des einzelnen zurückfinden, die Aufgabe der Dichtung ist und allem anderen vorangeht. So wie wir vor einigen Jahrhunderten die Freiheit der religiösen Bekenntnisse erkämpft haben, so wollen wir auf geistiger Ebene die Freiheit der Entscheidung zu dieser oder jener Kultur verkündigen, und mir scheint es von kaum absehbarer Wirkung, daß das Schrifttum aller Länder sich in Wien hierzu bekannte und damit den europäischen Zusammenhang geistig unterbaute.

Die Gefahr hauptstädtischer Debatten ist wohl mehr oder weniger die, daß sie, vielleicht aus guter Sorge um die Einheit aller Entschlüsse, leicht auf politische Fragen überspringen und dabei innerpolitische Dinge ansprechen, die niemals im Pen-Klub erörtert werden dürfen. Schon deshalb, weil er dadurch seine Einheit und die Einwirkung auf europäische Beziehungen verliert.

Wir sehen diese Fragen draußen im Reich vielfach anders an als Berlin.

Wenn von mir zum Beispiel eine Ballade im „Angriff" oder in der „Roten Fahne" erscheint, so freue ich mich, zu Gegnern zu sprechen. Wenn wir aber die Taktik einer gerechten europäischen Bindung erwägen, so hat man das auf kulturpolitischer Ebene zu erledigen und darf nicht die europäischen zu innerdeutschen Angelegenheiten zerreden.

So, lieber Herr Doktor Weltmann, da haben Sie meine Meinung zu dem Bericht, den Sie mir über jene Sitzung erstatteten. Wäre ich zugegen gewesen, so hätte ich ungefähr in diesem Sinne reden mögen, hätte es aber wahrscheinlich nicht getan, weil mir die Fähigkeit zur freien Rede fehlt. Aber ich nehme an, daß nicht nur meine hansischen Freunde, sondern auch andere im Sinne dieses Briefes gesprochen haben, zumal mein sprachgewaltiger Freund Theodor Däubler, dem wir Deutschen für die Vertretung auf vielen Kongressen zu tiefem Dank verpflichtet sein müssen, oder aber der große Diplomat, der kluge, abwägende Holländer, und sicher wird auch eine ähnliche Meinung aus den Worten Hanns Martin Elsters geklungen haben, dem der Klub seit langem für opferwolle Mitarbeit zu danken hat. Ich sehe, das braucht nicht betont zu werden, auf dem Standpunkt des hansischen Kreises, bin aber überzeugt, daß die eben genannten drei Herren unsere Gedanken, die auf einer alten großdeutschen Tradition unserer Landschaft beruhen, wenn nicht in allem billigen, so doch verstehen.

Hans Fr. Blunck

Fünf Jahre Deutsche Welle

Am 7. Januar vollendete die Deutsche Welle das fünfte Jahr ihrer Arbeit. Man hat sie eine „Weltuniversität" der Deutschen genannt — Alfons Paquet zeichnete sie mit diesem Namen aus —, und es ist gewiß nicht zuviel gesagt, wenn man ihr unter den deutschen Sendern den Ruhm zuspricht, das Deutsche am ernsthaftesten in die Welt gesandt zu haben. Wissenschaft, Kunst, Lebensweisheit, vor allem aber Wissen aus der Praxis des deutschen Lebens, das ist das „Deutsche", das sie mit der geheimnisvollen Kraft der Wellen hinaussandte über Meere und Kontinente zu denen, die es hören wollten. Vor allem aber auch zu denen, die daheim, im Winkel des Vaterlandes saßen und mit ganz anderem Ernst den Sendungen lauschten als vielfach der Großstädter, den Anregungen und Erregungen überfluten. Diesen Deutschen, nein: allen ernsthaften Deutschen und dem Auslande dazu brachte die Deutsche Welle in diesen fünf Jahren aber auch eine Menge Neues, Verborgenes und Werdendes aus dem Schrifttum der Zeit. Bei der Not des deutschen Buchs, bei der Verborgenheit dichterischer Angelegenheiten, etwa in der Lyrik, bei der geräuschvollen Propaganda für und wider sensationelle Werke und Ereignisse, Filme usw. ist die Aufgabe dieses deutschen Bildungsfunks groß und tiefgreifend: dieser Deutschlandfunk kann aus der Tiefe der deutschen Seele Dinge hervorheben und sie einem verbreiteten, aber unter sich nicht verbundenen Hörerpublikum vermitteln, das sonst kaum von ihnen hörte. Liest man heute

Digitized by Google

die Programme der fünf Jahre durch, so findet man wohl viele bekannte Namen — und zwar sind sie in der Mehrzahl, gemessen an den unbekannten — aber man findet doch auch das Deutschtum des Winkels, jenes leise, abseitige, das die feinen Stimmen hat, die sich niemals im Marktgeschrei durchsetzen werden oder durchsetzen konnten. Über Friedrich Lienhard wurde gesprochen, über Heinrich Lersch, über Max Mell, über Agnes Miegel, über den Tiroler Oberkofler, über den Auslandsdeutschen Perkonig, über den ostpreußischen Arbeiterdichter Walter Scheffler, über den frühvollendeten Ernst Stadler, über Bernhard Wiemann. Über die Förderung junger Kunst sprach Westheim — um auch einen Blick in andere Kunstgebiete zu tun —, über das Wesen des Mimus, wie Hermann Reich ihn uns entdeckte, wurde gesprochen, über die neue plattdeutsche Ballade, über moderne religiöse Lyrik, über neue Jugend im Roman.

Man sieht: keine Verhätschelung der Jugend um jeden Preis wurde getrieben, wohl aber kamen jüngere Autoren mit ihren Dichtungen selber ans Mikrophon: Ludwig Bäte, Gerda von Below, Otto Brües, Curt Reinhard Dietz, Hans von Hülsen, Geno Ohlischläger, Heinz Zucker. Es sind nicht die allerjüngsten, dennoch repräsentieren sie eine neue dichterische Welt gegenüber den großen Namen.

Die Einleitung zu den Vorlesungen der Dichter gaben Gelegenheit, sie durch ihnen nahestehende Redner dem Hörerpublikum so zu charakterisieren, wie man es im Gespräch tun würde: und darin liegt ja gerade der Wert und die Aufgabe dieses Kulturfunks, daß er anders als das Buch, durch die lebendige Stimme und durch eine Diktion, die privater, die persönlicher ist, zufälliger möchte man sagen, die Dichtung und den Dichter ans Publikum bringt. Dieser Aufgabe in noch höherem Maße gerecht zu werden, das müßte die Leitung dieses Kulturfunks reizen. Dieser Funk kann die unsichtbare Gemeinde derer, die heute noch „Zeit für Dichtung" haben zusammenhalten, wenn er nicht als Belehrer, sondern als Freund zu ihr kommt, mit dem man sich gern unterhält. Die Rückverbindung brieflicher Art ist ja bei der Deutschen Welle erfreulich entwickelt. Den Dichter, der draußen im deutschen Winkel schafft, zum deutschen Hörer im Winkel und in der Welt zu bringen — mittels eines der modernsten, weltstädtischen Instrumente der Technik: das scheint eine echt deutsche Aufgabe zu sein, zu der man diesen Sender nur beglückwünschen kann.

Curt Hotzel

Die Angst vor dem Kinde

Das Zeitalter des Kindes hat Jahren der Angst vor dem Kinde Platz gemacht. Eigenartiges Anzeichen dafür ist das weihnachtliche Kinderstück der berliner Bühnen. Man wagt nur Allermodernstes den Kindern zu bieten — und das gibt zu der Befürchtung Anlaß, das Gute könne zum Feind des Besseren werden. Das heute beiseite geschobene, in den Kasten gepackte alte Kindermärchen nämlich durfte sich eines Vorzugs rühmen, der nicht zu ersetzen ist, es gehörte zum Gemeingut der Menschheit, es wahrte, wie immer die Bühnenbearbeitung aussehn mochte, den Zusammenhang mit der Volksdichtung.

Heut wagt man den Kindern nur Allermodernstes zu bieten, und wenn jetzt Karlheinz Martin die Dramatisierung von Erich Kästners Kinderroman „Emil und die Detektive" auf die Bühne stellt, so nutzt er dabei die neuesten Bühnenerrungenschaften aus, vom Chronikstil bis zur Zwischenaktsmitteilung, vom Paraventwechsel bis zur direkten Ansprache ans Publikum. Die Angst vor dem Kinde hat dazu geführt, im Kind den Erwachsenen, Zeitgemäßen, Urteilsfähigen zu ehren.

Und die Kinder —?

Ihnen wird das alles so selbstverständlich, wie Frau Holle und Knecht Ruprecht Selbstverständlichkeiten für sie waren. Sie jubeln mit Emil und seinen Detektiven. Man überschätzt dabei freilich die Wirkung der modischen Bühnenzutat. Es ist ganz wesentlich dieser frische jungenhafte Geist Erich Kästners, der die Kinder packt. In einer Dramatisierung des „Standhaften Zinnsoldaten" könnte der auch zur Geltung gebracht werden.

Die Bühne wird beredter als der Zuschauerraum. Stärkstes Zeugnis für Kästner und seinen Geist ist's, wie sich die jungen

Bühnenbild zu „Emil und die Detektive"
Zeichnung von B. F. Dolbin

und jüngsten Darsteller in ihre Rollen finden, wie die Rollen — zu selbstverständlichem Ausdruck ihres Wesens werden. Hier nun kommt das Zeitgemäße doch zu seinem Recht. Die Autohupe ist mehr als der Kindersäbel, der kleine Schaufuß marschiert über die Bühne und beweist es. Die Brille macht den Mann, Gerhart Klein gibt den „Professor" und entfaltet geistige Führerqualitäten. Man könnte fortfahren und sagen, das Fahrrad mache das Mädel und auf Christiane Grautoff deuten — aber das träfe schon nicht mehr zu oder besagte viel zu wenig. Denn aus dem Töchterchen unserer Freunde Grautoff lugt heut schon die ganz ungewöhnlich begabte Darstellerin.

E. H.

Film-Epik

Das Wesen des Films ist epischer, nicht dramatischer Natur. Wenn einem Film auch dramatische Elemente eignen können — wie eine Erzählung oder eine Novelle sich gelegentlich dramatischer Stilmittel bedient. Die Handlung eines guten Films ist eine voraussetzungslose Bilderzählung. Daher die leichte Übersetzbarkeit von Tolstoj-Stoffen ins Filmische. Die Filme Chaplins und Keatons beginnen genau so ab ovo, so voraussetzungslos wie die Abenteuer Don Quichotes und Eulenspiegels. Von dem großen Reich der epischen Kunst sind dem künstlerischen Film alle Gebiete zugänglich: Epen der Landschaft wie die Reisebeschreibung und die Tiergeschichte. Und wenn ein Drama verfilmt wird wie Hebbels „Maria Magdalena", dann wird aus einem im Dialog erwähnten Ereignis, das hinter der Szene stattgefunden hat, eine wichtige Spielszene: wie Klara im Gesträuch hängen bleibt, ehe sie

Digitized by Google

sich Leonhard gibt. Ein Beispiel, das frappant die Grenzen zwischen der Konzentration der dramatischen Form und dem epischen Entwickeln der filmischen aufdeckt.

Der Rittner-Film „Väter und Söhne" ist photographiertes Theater der Ibsen-Zeit. Es ist unfilmisch, wenn die Vorgeschichte enthüllt werden muß. Es kann im Tonfilm nicht Sinn des gesprochenen Wortes sein, daß es den Zuschauer von Dingen in Kenntnis setzt, die sich seinen Augen entziehen. Aber eine Floskel, die mehrere Male Refrain ist, zeigt, welche Kurve das Filmgeschehen genommen hat: „Merkwürdig, aber es soll vorkommen", diese Erkenntnis des Gastwirts Markurell ist nicht als dramatischer Dialog eingefügt, sondern als episches Glanzlicht, das zusammenfaßt und abschließt. Die gleiche Rolle spielt in dem Chevalier-Film „Liebesparade" die Parallelität zweier Dialoge zwischen dem Attaché und der Königin: wenn der Prinzgemahl die Königin mit den gleichen Worten kirre macht, mit denen die Königin zuvor den Attaché kleinbekommen hat, ist der Dialog nicht um der inhaltlichen Mitteilung willen da, sondern zur epischen Versinnbildlichung. Neben der Redefloskel, neben dem kurzen Wortwechsel kann auch ein Lied die Funktion der Reminiszenz einnehmen: man braucht nicht nur an das vorbildliche Beispiel „Sous les toits de Paris" zu denken, auch in schwächeren Tonfilmen kehren Lieder leitmotivisch wieder und erinnern durch den Wechsel der Situation oder Stimmung an den Ausgangspunkt, bei dem das Musikstück zum erstenmal vorkam.

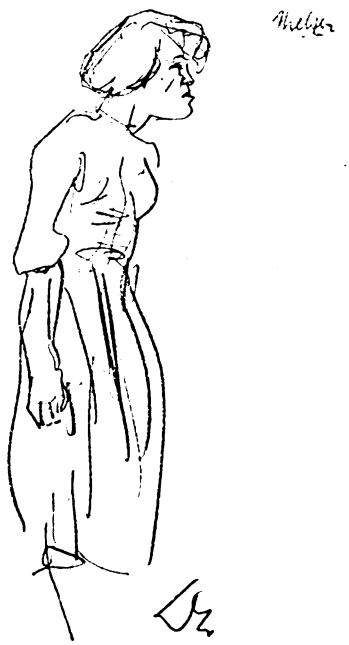
Dieser Kunstgriff findet sich schon bei Vater Homer und dient in der „Ilias" und in der „Odyssee" dem gleichen Zweck wie im modernen Film. Die Epen Homers wurden, ehe sie schriftlich aufgezeichnet wurden, mündlich vorgetragen. Durch stehende Wendungen, die immer wiederkehren, hilft der Erzähler dem Gedächtnis des Zuhörers von Zeit zu Zeit nach. Es ist ein episches Mittel — wie das laufende Filmband eine epische Form ist. Die Phantasie des Zuhörers homerischer Gesänge ist in gleicher Weise in Anspruch genommen wie die des Zuschauers eines Films. Sie ist stets auf Vorgänge gerichtet, die gegenwärtig sind, die Phantasie ist ausgeschaltet. Wenn eine Person des Films sich an Vergangenes erinnert, bekommen wir sein Erinnerungsbild zu sehen, die Szene wird eingefügt, in der die betreffende Person den sie beschäftigenden Vorgang erlebt hat. Solche Erinnerungsbilder, deren Wiederkehr gezeigt wird, können auch tote Gegenstände sein: in „Väter und Söhne" z. B. ist es der Strick, mit dem der Sohn aus dem Fenster gestiegen ist, der Schrank, den der Vater zertrümmert hat; ein leerer Stuhl, der vorher besetzt war, kann es anderswo sein, eine Tür, die ins Schloß gefallen ist, ja, das Augenblinzeln eines Apachen genügt in dem Film „Unter den Dächern von Paris", um die Beziehung zu einer früheren Szene herzustellen.

Das ist der grundlegende Unterschied des Films sowie der epischen Erzählung von der dramatischen Kunst, die damit überraschen darf, daß Dinge in die Erscheinung treten, die dem Zuschauer oder einer beteiligten Person bisher verborgen waren — während der Film keine Vorgeschichte haben soll, der Zuschauer von Anfang an in die Geschehnisse des Films eingeweiht sein muß, nicht weniger wissen darf wie die handelnden Gestalten des Films. Der stumme Film hat seine epische Aufgabe früher erkannt als die Mehrzahl der Tonfilme. Wenn der Tonfilm das Wort wie im Drama anwendet, ist er auf falschem Wege. Der Tonfilm ist nur eine Spielart des stummen Films, das Wort im Tonfilm epischer Schmuck, Verwertung eines tieferen Erfassens der Wirklichkeit.

L. W.

Dreifache Spiegelung

Durch den güstrower Pfarrer erfahren wir auf Umwegen, daß Ernst Barlach auch in seinem literarischen Schaffen sich streng an das Modell hält und daß manche Figur aus dem „Blauen Boll" in Güstrow und Umkreis stadtbekannt ist. Die Hexe im „Blauen Boll" nun gibt auf der Bühne des



Margarete Melzer im „Blauen Boll"
Zeichnung von B. F. Dolbin

berliner staatlichen Schauspielhauses Margarete Melzer mit ganz einzig gearteter, man möchte sagen, auf mecklenburgischem Knochenbau gesicherter Charakteristik und mit dem verschleierten Ostseeküstenblick in den Augen, Dolbin, der doch wahrlich eigne Handschrift besitzt, zeichnet Margarete Melzer nach ihrer Bühnenerscheinung — was ersteht? ein Etwas, das einer Zeichnung nach einer Barlachschen Holzskulptur bis ins Letzte ähnlich sieht.

Wofür das spricht? Wir meinen, für einige Gestaltungskraft in diesem Ernst Barlach.

E. H.

Pulchkin, der Zeichner

(Aus: „Zeichnungen des Dichters" von Abram Ephroß. Verlag „Federazija", Moskau 1930)

... In seinen Zeichnungen — die uns Deutsche seltsam an die E. T. A. Hoffmanns erinnern— ist nichts Aufdringliches, keine Wichtigtuerei. Sie besitzen die Leichtigkeit des plötzlichen Spiels der Feder. Er schrieb einmal von seinen Zeichnungen: „Ich schmiere nachlässige Linien." Er zeichnete leicht und gedankenlos. Die Zeichnungen gelangen gleich oder gar nicht. Im ersten Fall freute er sich nicht besonders — im anderen — war er nicht sehr betrübt. Er liebte sie, be-

Digitized by Google

wahrte sie auf, ergötzte sich an ihnen, nahm sie aber niemals wichtig. Sie entstanden beiläufig, waren kleine Begleiter seiner Gedichte, in deren Schatten sie wuchsen. Sie entstanden nicht als Selbstzweck, sondern als Resultat einer Abzweigung desselben Gedankens und desselben seelischen Zustandes, die den Puschkinschen Vers schufen ...

Drei Selbstporträts von Puschkin, ungewöhnlich in der Ideenverbindung und in den Einzelheiten. Das Blatt stammt aus seiner Zeit in Kischinew (1824), über die berichtet wird: „... oft zeigte er sich in den verschiedenartigsten und originellsten Kostümen; z. B. als Türke, Grieche, Jude, Zigeuner ..." oder „Puschkin litt ab und zu an Fieber und war dann genötigt, seine Haare kurz zu schneiden; dann trug er im engeren Freundeskreis einen Fez" (das mittlere Selbstporträt zeigt ihn ohne Locken). Auf den beiden anderen Bildern stellt er sich in eine andere Epoche, in ein anderes Land: Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich. Die Erklärung zu diesen Transformationen gibt der Text, der sich auf dieser Seite befindet: ein hingeworfenes Gedicht, durchstrichen, unvollendet, das die französische Revolution und Napoleon zum Thema hat „Schriftgelehrte rüsten ... Kaiser sind beunruhigt ... Ein Freiheitssturm hat sich erhoben ..." Er zeichnet sich als Zeitgenossen und Teilnehmer der großen Revolution: Puschkin-Girondist, Puschkin-Jakobiner. Im selben Zusammenhang findet sich ein Profil Napoleons, angefangen rechts von den Beinen des Billardspielers, ausgeführt über dem Billard. In den Biographien heißt es, daß Puschkin in Kischinew häufig Billard spielte. M. K.

Anmerkung zu Brechts „Versuchen"

Im „Scheinwerfer" erzählt Bert Brechts Mitarbeiterin Elisabeth Hauptmann: „Wenn man gegenüber ihm, dessen Hauptschwäche nicht in Bescheidenheit besteht, irgendein Stück oder irgendeine andere Arbeit nennt, sagt er, tief erschreckend: ‚Ja, dieses Stück (Gedicht, Aufsatz usw.) muß man auch einmal wieder umarbeiten.'" Es ist nur konsequent, wenn der nimmer Fertige seine letzte Veröffentlichung, eine Broschürenreihe des Verlages Kiepenheuer, schlichtweg „Versuche" nennt. Das ist ja das Erregende an der Erscheinung Brechts, daß er — sieht man von der „Dreigroschenoper" ab — einer der wenigst aufgeführten deutschen Dramatiker ist und doch als Kraftquelle in unerhörter Weise existent. Bei einer so widerspruchsvollen Persönlichkeit wie Bertolt Brecht eine ist, müssen die Versuche das eigentlich Produktive sein. Darum können seine Anregungen auch für andere entscheidend sein, die Regiekunst Erich Engels, die Bühnenraumgestaltung Caspar Neihers sind ohne seinen Einfluß undenkbar. Man hat die Zusammenarbeit der drei als „Kollektiv" bezeichnet, aber es ist die künstlerische Summe dreier Individualitäten. Oder ist Goethes Briefwechsel mit Schiller, soweit er sich auf das gegenseitige Werk bezieht, keine Kollektivarbeit?

Der Sucher Brecht hält Ausschau nach Verbündeten in der Vergangenheit. Mit Feuchtwanger dramatisiert er Marlowes „Eduard II.", für die Schuloper „Der Jasager" (mit der Musik von Weill) bedient er sich einer altjapanischen Vorlage. So knüpfen Brecht, der alles Bestehende verwirft, Fäden an das Bildungszeitalter. Anderer Widerspruch: sein Lehrstück „Lindbergh-Flug" ist schon auf dem Boden eines Weltbildes gewachsen, in dem die Religion abgeschafft ist, Gott ist ein romantisch-verwirrender Restbestand; aber der Rationalist Brecht wird auch zum Mythenbildner — in der Personifikation der Elemente!

Die geschlossenste Arbeit unter Bert Brechts „Versuchen" ist — neben der Oper „Mahagony" — das Lehrstück „Die Maßnahme", zu dem Hans Eisler eine Musik von revolutionärem Elan geschrieben hat. Aufersteht in dem von Schülern für Schüler zu spielenden „Jasager" das Schultheater der Jesuiten, lehrend, wie der Einzelne von der Aufopferung für die Familie zum Opfer für die Gemeinschaft sich fortentwickeln muß, so bildet die „Maßnahme" das Oratorium, die Tragödie der Antike und den Film weiter. Es ist Filmtechnik, wenn die Agitatoren vor der Partei, dem Chor, ihre Maßnahme rechtfertigen, einen revolutionären Genossen zu töten, der durch seine mangelnde Disziplin ihre Arbeit in China gefährdete — und sie dem Chor und dem Publikum die Beispiele szenisch vorführen. Es ist ein neues Ethos, wenn die Hinrichtung nicht vollzogen wird, ehe der Verurteilte zur Maßnahme der Genossen ja gesagt hat. Aber: ist die Unfehlbarkeit der Partei keine neue Hybris im dramatischen Sinne? (Die Frage darf gestellt werden: Brecht lehrt zwar kommunistische Tendenz, aber dieses heroisch-ethische Drama, in betont undichterischer Sprache geschrieben, für das Volk geschaffen, aus dem Geist geboren, der in der technischen Präzision die neue Schönheit unserer Zeit entdeckt, stößt in tragische Bezirke vor: man muß das Mitleid unterdrücken, um die Ursachen des Mitleids abzuschaffen, das Zeitalter der Gewaltlosigkeit kann erst anbrechen, wenn die bestehende Welt durch Gewalt geändert ist, bestehendem Übel darf man nicht begegnen, solange der Zeitpunkt für den Sieg der Welt-

Digitized by Google

revolution noch nicht gekommen ist.) Brecht schwört wie die Agitatoren der „Maßnahme" und die Partei auf die Schriften der „Klassiker", d. h. der marxistischen, wie auf das Evangelium. Aber der traditionsfeindliche Marxist ist Individualist genug, als Dramatiker auch auf die Klassiker der bürgerlichen Welt zu schwören: es entspricht der antiken Tragödie nicht nur, was beabsichtigt ist, die Gegenüberstellung von Solisten und Chor, es entspricht auch, was Brecht vielleicht nicht bewußt ist, altem Theaterbrauch, wenn die Solisten sich immer wieder in Träger neuer Rollen verwandeln müssen — es ist gewiß kein Zufall, daß der Autor ohne ein Spiel mit Masken nicht auskommt.

Warum hat man bei diesem „Versuch" das Gefühl, daß er vielleicht das Drama von morgen vorwegnimmt? Weil der Kommunismus für Brecht, der als Parteimitglied vielleicht ein unsicherer Kantonist sein mag, eine kultische Bindung bedeutet — wie der Katholizismus für die Romantiker. Aber auch, weil die „Maßnahme" auf der Linie von Brechts individueller Entwicklung liegt. Schon bei seiner Lyrik, seiner zwingendsten dichterischen Ausdrucksform, gab er Gebrauchsanweisungen, die praktischen Werkcharakter haben. In der — im Format verfehlten — Schnurre „Mann ist Mann" brachen die Kollektiv-Idee und die Lustspielhandlung noch auseinander, in der „Maßnahme" decken Form und Inhalt einander, in der Klarheit seiner Sprache ist Ausdruck, in ihrer Sachlichkeit Form.

Hier ist dramatische Morgenluft. L. W.

Reportage — und was mehr?

Wer sich in das Büchlein von Rudolf Geck „—ck erzählt zum zweiten Mal" (Frankfurt a. M. 1930, Societäts-Verlag) liebevoll vertieft — und es lohnt sich! — dem zwingt sich wieder der Eindruck auf: weniger denn je besteht heute ein Gegensatz zwischen den Generationen. Denn hier ist künstlerische Reportage, wie sie sich nur die Jüngsten wünschen. Bezeichnend genug: in Joseph Roth ersteht dem Buch (Frankf. Ztg. 876 A.) der warmherzige Fürsprecher. Und wenn man denn doch zwischen Geck, dem heute Sechzigjährigen, und unseren Dreißigjährigen einen Unterschied aufweisen will: der visuelle Eindruck ist bei der heraufbegehrenden Generation entscheidend, für Geck wird eine akustische Hingabe bestimmend. Geck ist ein Lauscher. Zumal für die Stille hat er unendlich feines Ohr.

Reportage — und was mehr?

Man kann diesen kurzen Erzählungen, die an Stelle der Pointe ihren Angelhaken haben, nicht nachsinnen, ohne einen ganz starken Eindruck von der erzählerischen Persönlichkeit zu empfangen. Das geht so weit, daß wir, die wir Geck persönlich kennen, den Freund über dem Erzähler vergessen, richtiger, den Erzähler als eine Bereicherung des Alltagseindrucks empfinden. Die erzählerische Persönlichkeit nun macht sich zwiefach geltend. Sie wird vielfach in das Begebnis eingeführt und ist dann wie die Membran in der Aufnahmestation, die jeden Hauch mitschwingt. Die erzählerische Persönlichkeit ist aber auch innerlich allgegenwärtig und strömt Wärme aus.

Rudolf Geck: in einer dieser Reportagen trifft der Berichterstatter ein Bauernkind an, das über seiner großen, offenbar aus der Stadt geschickten Puppe weint. Krank sei sie, die Puppe. Geck gibt alsbald vor, Arzt zu sein, appliziert der Puppe Umschläge auf Kopf und Magen, verordnet ihr Bettruhe, und siehe da, das Bauernkind ist getröstet. Das sind diese Geckschen Humore: es gibt nichts Großes, nichts Kleines in dieser Welt, weder Wichtiges noch Unwichtiges; nur darauf kommt es an, wie der Betroffene empfindet —: Herzschlag-Akustik.

Ein weiteres noch bestimmt die Eindruckskraft. Man könnte sagen, in jeder dieser Erzählungen sei Weise und Höhe der künstlerischen Reportage die gleiche, dennoch ist einzelnen stärkere Eindruckskraft gegeben. Und das wird lehrreich. Es erweist sich, daß die direkte Schilderung, die den Vorfall als solchen nimmt, hinter der indirekten, die ihn aus seinen Folgeerscheinungen begreift, zurücksteht. Diese indirekte Schilderung, die Geck etwa in „Das blaue Auto" anwendet, gleicht der Vergegenwärtigung eines Gewässers, auf dem sich Kreise abzeichnen. Der Phantasie des Lesers bleibt es überlassen, sich Größe und Wesenheit des Steins vorzustellen, der, in den See geschleudert, die Ringbildung verursachte. Geck hört diese Kreise, denn um ihn und in ihm ist die Stille.

Reportage — und was mehr? Gecks Buch gibt denkbar unmißverständliche Antwort auf die Frage, wodurch Reportage zu Kunst wird. Man könnte sagen: durch zwei Persönlichkeiten. Denn es muß auch — durch Weckruf an die Phantasie — im Zuhörer die Persönlichkeit aufwachen. Die darf zustimmen oder widersprechen; nur muß sie da sein. Hier — und das ist das Liebenswerte an Gecks Buch — befreundet sie sich der Persönlichkeit des Erzählers. (Vgl. S. 266.) E. H.

Bildung, Horatio, Bildung!

Das „Tagebuch" zitiert in Nr. 2 eine Operettenkritik von Victor Wittner aus der B.-Z.: „... sie ist ihm Hekuba, wie man mit den alten Griechen zu sagen pflegt".

Wir lesen:

„Robert Neumann ist der Verfasser des „Teufels". (Wilhelm Stapel im „Deutschen Volkstum" Nr. 1.)

Und:

„... Björnsons ‚Wenn wir Tote erwachen' ..." (E. F. im 8-Uhr-Abendblatt Nr. 7.) L. W.

Das Dokument

Der redaktionelle Teil des „Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel" (Nr. 10), Dienstag, den 13. Januar 1931, setzt mit folgender Urheberrechtseintragsrolle ein:

In der hier geführten Eintragsrolle ist heute folgender Eintrag bewirkt worden:

Nr. 674. Herr Theodor Tagger in Berlin, geboren am 26. August 1891 zu Sofia, meldet an, daß er der Urheber der unter dem Pseudonym Ferdinand Bruckner im Verlag der Firma S. Fischer in Berlin erschienenen nachgenannten Werke sei:

	Erscheinungsjahre
1. Krankheit der Jugend, Schauspiel . . .	1928
2. Die Verbrecher, Schauspiel	1929
3. Die Kreatur, Schauspiel	1930
4. Elisabeth von England, Schauspiel . . .	1931

Tag der Anmeldung: 16. November 1930.

Leipzig, am 29. Dezember 1930.

Der Rat der Stadt Leipzig als Kurator der Eintragsrolle.

Digitized by Google

Freud und die Schriftsteller

Von Ferdinand Bruckner

Sind wir heute schon aus der Zeit heraus, in der man im geheimen von einem Schriftsteller erwartet, daß er seine Gestaltungen „wirklich erlebt" hat, oder sie sich zumindest aus der puren „Phantasie" holt, also aus dem Finger der Muse saugt? Oder haben wir schon allmählich die Entdeckung gemacht, daß kein Leben im allgemeinen so zivilisiert verläuft, wie das des Schriftstellers, von Sophokles bis Goethe, vom heroischen Schiller bis auf die Gegenwart. Tatsächlich leben die großartigen Leben die anderen. Dem Schriftsteller bleibt, alles in allem, meist nur die seelische Begegnung mit jenen anderen übrig: und sie erfolgt am besten in seinem Arbeitszimmer, wenn er still und allein ist. (Der Krach, mit dem manche verkannte Genies durch die Literaturgeschichte sausen, ist kein Gegenargument und übrigens aus der Mode gekommen, seitdem wir von Freud erfahren haben, daß in jedem der tausend Berufe, die es gibt, solche Menschen auftauchen, die den Besoffenheitslärm der Verzweiflung schlagen über eine unerfüllte Existenz.)

Der wirkliche Schriftsteller wird sogar jene anderen nicht einmal um ihre großartigen Leben beneiden, er wird dem großartigen Leben eher ausweichen, denn es macht das Schreiben überflüssig. Er hat in jener Zeit sich „auszuleben", da er noch gar nicht oder schlecht schreibt. Endlich muß er anfangen, seinem Ich die Zurückgezogenheit zu geben, die es braucht, um zu sich zu kommen: er wird wieder Student. Denn durch den unentwegten Anblick der blauen Blume kommt kein Mensch zu sich, sondern durch den Anblick der Wirklichkeit. Aber es wäre ein tragischer Irrtum, zu glauben, die Wirklichkeit liege offen auf der Straße und man brauche nur aus dem Fenster zu schauen. Ach, die Straße ist nicht der Anfang, eher das Endresultat, der Extrakt von hundert Erkenntnissen, und erst muß man sich durch einige von ihnen gefressen haben, bevor man wirklich auf die Straße schauen kann.

Das Studium der rechtlichen, sozialen, soziologischen Wissenschaften und Institutionen ist eher leicht, es gehört nur Zeit dazu und die Liebe zur jeweiligen Substanz „Wissen"; schon halten einen die Juristen für einen Juristen und die Ärzte für einen Arzt. Freilich, diese besondere, die Fachleute so leicht täuschende Liebe des Schriftstellers zur Substanz des jeweiligen Faches ist nur möglich, weil ihm das Berufliche des Faches erspart bleibt.

Freud verdanken wir die Erfahrung, daß auch die Seele ein Fach ist. Die Seele nicht im Sinne der Psychologie, die sich seit Jahrtausenden so selbstlos mit ihr beschäftigt, sondern als Trägerin der körperlichen Alltagsreaktion. Er hat sie im Traum und im Unbewußten nachgewiesen, in den Fehlleistungen des Augenblicks, im ewigen Mitschleppen der Kindheit, im Urmenschentum des Blutes und er hat diesen seelischen Tratsch des Menschen mit sich selbst zu einer exakten Wissenschaft gemacht, die man heute paragraphenweis studieren kann wie das Strafgesetzbuch. Dank ihm wissen wir heute wieder eindeutig, daß wir keinesfalls immer wissen, welche Handlungen und warum wir sie begehen. Eine Unmasse von äußeren Gründen veranlaßt uns selbstverständlich, so und so zu reagieren? Es liegt klar auf der Hand, daß wir weinen, wenn wir betrogen werden? Lachen, wenn wir betrügen, wiederhauen, wenn man uns schlägt, oder eben nicht wiederhauen: wir haben immer unsere guten Gründe, warum? Nein, das Herz beruhigt sich nicht mit diesen guten Gründen, es kaut sie immer wieder, es tratscht sich durch sie durch, umspült sie monologisch, plötzlich war es eine Lüge, daß wir gelacht haben, die guten Gründe waren Vorwände vor uns selbst und nichts mehr liegt klar auf der Hand. Ebenso handeln wir oft sehr unverständlich, so eine Dummheit, wie konnte ich nur, es war gegen jede Vernunft — aber der Monolog in uns, wir hören ihn ja nicht immer, geht ohne Unterbrechung weiter und plötzlich, manchmal erst nach Jahren, haben wir diese unverständliche Handlung verstanden.

Schon vor Freud haben Schriftsteller Seelisches beschrieben, aber auf Grund des damaligen Stan-

Digitized by Google

des der Psychologie. Die Psychologie Dostojewskis, der ein besessener Schüler seines Zeitwissens war, kann man heute auch in einem Groschenroman finden. Unnötig zu sagen, daß das der Größe Dostojewskis keinen Abbruch tut, die Größe eines Schriftstellers liegt nicht in seinen Fachkenntnissen, sondern in der Schöpferkraft, die sie benutzt.

Warum sträuben sich noch so viele Schriftsteller vor einer Bekanntschaft mit Freud? Warum weichen sie ihm aus oder behaupten es eifrig, während sie jedes andere Materialstudium ohne weiteres zugeben würden? Weil sie die Krankheit des Fingerlutschens noch nicht überwunden haben und sich einreden, sie hätten es nicht nötig, die Seele zu studieren, sie hätten selbstverständlich ihr eigenes „Gefühl". (Dieser entwaffnenden Vorstellung vom Zweck eines Freud-Studiums begegnet man noch heute auch bei klugen Köpfen.) Von allem anderen abgesehen, ist es nicht die Aufgabe eines Schriftstellers, ein Gefühl zu haben, sondern es zu gestalten. Die gesamte Weltliteratur wiederholt sich immer wieder in neuen Ausdrücken für die Handvoll Gefühle, die es überhaupt gibt. Es kommt darauf an, wieviel Neues ein Schriftsteller von dem „weiß", durch Wissen selbst entdeckt, was er „fühlt". Das „Fühlen" allein schenken wir ihm, davon haben wir nichts, das kann jeder.

Alle Erkenntnis, nicht nur die von der Seele, wird auf Ewigkeit in einer Art Anfangsstadium stecken bleiben vor dem Unaussprechlichen und Letzten. Jede Wissenschaft versucht weiter nichts, als immer wieder ein kleines Stück näher heranzukommen, aber zwischen ihrem äußersten Vorposten und dem „Ziel" wird uneinnehmbar das winzige mathematische Unendlich liegen. Wie der Physiker nicht weiß, was Elektrizität ist, der Biologe nicht, was Leben ist, kein Theologe, was Gott ist, wird auch der Schriftsteller nur immer näher an dieses Letzte heranrücken können, das für ihn, den Menschengestalter, „der Mensch" heißt. Auf dieser Straße hat für uns den Schritt näher heran nach Nietzsche Sigmund Freud gemacht.

Vorstoß

Zur Prosa der Ungedruckten im Bruno Cassirer Verlag

Von Heinz Dietrich Kenter (Berlin)

Der Zwang zu existieren — erstens, dann: der Zwang, nach sicheren Erfolgen weiter zu produzieren, um den Erfolg — ich sage: den Erfolg (nicht die innere, geistig künstlerische Position) zu sichern, haben jedes künstlerische Schaffen illusorisch gemacht. Kommt hinzu: das Produzieren nach der Theorie des Tages, die unheilvoll verwirrende Identifizierung von Wirklichkeit und Kunst, die sinnlose Abneigung vor dem Begriff „Ästhetik" und damit zusammenhängend vor allen Fragen nach einer neuen Ästhetik überhaupt, der Schrei nach internationaler Wirkung und die Furcht, als zu „einfach" beiseitegeschoben und zertreten zu werden.

Das Jahr 1930 erscheint wie ein Merkstein in der literarischen Entwicklung Deutschlands, die nach dem Kriege mit der expressionistischen Bewegung ihren Anfang genommen hat und mit der gegenwärtigen Richtung der Sachlichen zunächst beendet ist. Ich sage mit Bewußtsein beendet. Denn diese Methodik, aus den Funktionen des Hirns Kunst zu schaffen, ist gescheitert. Sie ist darum gescheitert, weil zwar viel Kluges und Gescheites theoretisch festgelegt wurde, aber praktisch die Produktion von einigen ganz wenigen Erfolgen abgesehen in den seltensten Fällen ein anständiges, schriftstellerisches Niveau überschritten hat.

Und somit ergibt sich: der Schriftsteller, immer bereit, ein stoffhungriges Pub kum m Theater, im Radio, in den Zeitungen mit neuen Stoffen zu versorgen, hat dieses Publikum und diese zehn Jahre deutscher Literatur zwar ausgefüllt, aber in keinem Punkte erfüllt. Die Wechselwirkung zwischen hm und seinem Publikum war trotzdem derart, daß alle stilleren (und stärkeren) Akzente einer künstlerischen Willens- und Schaffenskraft diese Bannmeile schriftstellerischer Hegemonie nicht durchbrechen konnten.

Und nun?

Hat das, was geboten wurde, dazu beigetragen, über eine bloße Erklärung der gegenwärtigen Verhältnisse hinaus den Menschen von heute zu

Digitized by Google

klären? Oder gar: ihn zu erklären? Bleibt, trotz allem Wissen um die politische und wirtschaftliche Situation, trotz aller Aufklärung der Mensch nicht doch in seinen letzten Falten sich selbst und allen seinen Nebenmenschen rätselhaft, fragwürdig, einsam, vorgespannt einer Tragik und eingespannt in ein Schicksal, das seine Entfesselung nicht mehr nur vom Menschlich-Erklärbaren herleiten läßt?

Die Zurückführung aller künstlerischen Gesetze auf die logischen Gesetze der Vernunft hat der nebelreichen deutschen Romantik ein Ende gemacht. Aber sie hat nicht verhindern können, daß nun eben diese den Klauen der Romantik entrissene Wirklichkeit ganz und gar verfälscht wurde. Und zwar diesmal nicht mit den Mitteln der Romantik, sondern mit den Mitteln eben dieser Wirklichkeit. Der romantische Anarchismus des „Wie ich es fühle" wird abgelöst durch den logischen Anarchismus des „Wie ich es sehe" — und in beiden Fällen stellt sich die diktatorenklirrende Tantiemengeste des Zeitgemäßen vor die unzeitgemäße, aber eben darum immer zeitnah-lebendige schöpferische Kraft.

Es ist zwecklos, diese Situation zu beschönigen.

Zu prüfen ist nur, ob das, was heute immer noch als „Jugend" sich verkauft, aber innerhalb der letzten zehn Jahre um genau diese zehn Jahre gealtert ist, ob das immer noch die Jugend ist!

Und da ergibt sich ein glattes, klares „Nein", zumal wenn man die Prosa liest, welche unter dem Titel „Vorstoß" in dem Verlage von Bruno Cassirer erschienen ist.

Vorstoß?!

Aha! Eine neue revolutionäre Art des Dichtens? Oder: ein noch neuerer Rausch der Besessenheit?

Wiederum: nein!

In diesem Buch stoßen nicht Dichter mit Programmen, Theorien, Erklärungen vor. Hier stoßen vielmehr zwei Männer — Max Tau und Wolfgang von Einsiedel — Abseitige vor. Und auch wiederum nicht in das allgemeine Gedränge des Konkurrenzkampfes, sondern darüber hinaus in die lautlose Front der Erwartung, welche Stärkung und Bestätigung braucht für ihre Gestalten und Bilder, welche sich nicht ganz den logischen Gesetzen literarischer Theorien fügen will, welche zwischen Himmel und Erde mehr zu hören glaubt als die Wellen der Rundfunksender, die sich sträubt, den allgemeinen Ruf nach Sachlichkeit als Befehl auszuführen, zumal sie, mit anderen Organen begabt als die Kommandeure der Schlagworte, weiß, daß erst die Art, wie das Reale gestaltet wird, den Grad der Kunst bestimmt.

Unvergessen sei an diesem Buch die Einleitung der Herausgeber Max Tau und Wolfgang von Einsiedel, weil sie Gedichtetem nach langem wieder seinen Platz anweist.

Unvergessen: die kompromißlose Durchführung des künstlerischen Einsatzes.

Unvergessen: Bruno Cassirers Unterstützung.

Unvergessen endlich das Resultat: denn eigenartig, bestimmt und persönlich tritt jeder einzelne aus seiner Arbeit. Und vollends umwerfend ist die eindeutige Zusammengehörigkeit dieser Menschen, die sich in diesem Buch als Vertreter einer Generation zusammengefunden haben.

Hier ist — über die Vermittlung junger Talente hinaus — das Bild der Jugend vermittelt. Einer Jugend, die das Chaos der Gegenwart als das begreift, was es ist: Chaos und Trümmer einer endlich völlig in sich zusammenbrechenden Vergangenheit. Die vom Geschrei der Tagesgeschehen weg auf den inneren Menschen den Marsch nimmt.

Kann die Absage deutlicher, das Signal zu neuem Sammeln aufrüttelnder sein als in den Worten eines dieser Jungen, Walter Bauer:

„Wir hatten nichts, um an etwas zu wachsen und zu werden. Unsere ersten Schritte geschahen im Schatten der Front und die nächsten auf den Trümmern, nur wußten wir nicht, daß wir auf Trümmern unsere Anschauungen vom Leben errichteten. Wir hielten sie für so dauerhaft wie ein Mensch früher, und jetzt zeigt es sich, es waren Kulissen, und ihr gemalter Hintergrund erschien als Tiefe. Wir haben getan, als sei alles geregelt, und jetzt geschieht der Einsturz der Illusionen" ... und: „Als ich unter den Trümmern wühlte voller Schmerz, da sah ich erst hier und da und zuerst unbeachtet etwas schimmern — es war die Welt. Unter dem Schutt des Schmerzes die Unerschöpflichkeit der Welt. Ich habe zu fühlen angefangen, daß in der Einsamkeit, die über mich hereingebrochen ist, die Keime neuer wunderbarer Bindungen und Begegnungen liegen."

Hier ist in keinem Punkt der Tag und seine Meinungen umworben und befragt. Aber es ist in allen Punkten der lebendige Mensch getroffen.

Digitized by Google

Dieses Ich, das im taumelnden Chaos der Geschehnisse sich ganz allein zurechtzufinden, ganz allein seinen Weg zu gehen, sich ganz allein zu entscheiden hat. Aus diesem Buch, diesen Menschen strömt ein unbeirrbarer Wirklichkeitssinn, gepaart mit einer Phantasie, die alle Wirklichkeit nicht romantisch auflöst oder verfälscht, sondern verdichtet, steigert, aus dem Hin und Her und So und Anders heraus in die schicksalhafte Bahn seelischen Erlebens gepreßt. Es packt, wie sich ein Mensch zu seinem Schicksal stellt. Es packt: wie erst hinter diesen festgesteckten Grenzen von Vernunft und Raum der Mensch, die Welt beginnt, unheimlich und unfaßbar.

Am stärksten Josef Wiessalla: von einer wegreißenden Härte des Temperaments und einer zwingenden Bildkraft. Ein Beispiel aus seiner Novelle: „Polenaufstand 1921. Ließ sich anwerben. Spürte etwas wie Heimweh. Es war doch das Land seiner Kinderjahre. Die Allerseelennächte am Grabe seiner Mutter fielen ihm ein. Dort im Osten habe ich Besitz. Vier Quadratmeter, die Erde birgt Knochen. Von diesen Knochen bin ich ausgegangen. Also gut, um Knochen am Friedhof in Kandrzin. Das Abenteuer hatte Sinn. Er redete sich das ein. Im Baltikum hatte er keinen gefunden ... Hielt vor dem Grabe der Mutter. Das Gewehr entglitt seinen Händen. Ausruhen! Erschöpfung zwingt ihn in die Knie. Vornüber kippt er und deckt mit seinem Leibe das Fleckchen Erde, das ihm einen Sinn verheißen, weil es Heimweh erweckt hatte. Ruht sich gut bei dir, Mutter."

Neben ihm unheimlich in der Besonderheit ihrer Phantasie Rudolf Steiner und Carlo von Bremen. Sehr, sehr begabt Walter Bauer, von dem ich oben schon Stellen zitierte[1]. Von eigenartiger Beseelung Marie-Luise Kaschnitz, härter und bestimmter Charlotte Pellon, in der Durchführung seines heiklen Themas psychologisch sehr interessant Rolf Mayr. Zuletzt Robert Rie: am ehesten auf der klaren Anständigkeit der Tradition fußend.

Es sei nochmals zusammengefaßt der Wert dieses Buchs, dessen Bedeutung nicht überschätzt werden soll, aber keineswegs mit dem üblichen Maß zu messen ist: es gibt wieder einen Ausblick auf die Möglichkeiten einer dichterischen Entwicklung in Deutschland. Auf Gedichtetes, das aus dem Blute, aus der Kraft der Visionen, aus dem Gefühl strömt — aus dem Gefühl! Trotz allem! Niemand von denen, die hier schreiben, sei hier als großer oder kleiner Dichter der Zukunft begrüßt. Aber alle als Kameraden. Als Mitarbeiter.

Wir möchten wünschen, Bruno Cassirer gebe Max Tau und Wolfgang von Einsiedel die Möglichkeit, auch die lyrischen und dramatischen Fähigkeiten einer noch unsichtbaren Jugend so zu prüfen. So sichtbar zu machen. Denn es ist nötig, die Menschen zu sammeln, die abwegig ein eigenes Bild suchen. Nötig ist dieses gegenseitige Ja-sagen. Dieses klare Bestärken. Dieses Bewußtsein vom Gleichschritt der andern.

Heinrich Hauser

Von Werner Türk (Berlin)

Der Matrosenroman „Brackwasser", der im Jahre 1929 mit dem Hauptmann-Preis ausgezeichnet wurde, hat den noch jungen Autor bekannt gemacht. Hausers Lust am Exotischen und Abenteuerlichen, die Neigung zu stimmungszarter Idyllik und sein Drang in die geographische Ferne geben seiner Physiognomie ein romantisches Gepräge. Romantisch berührt auch sein Lebensgefühl. Daneben behauptet sich merkwürdig sicher ein sehr gesunder und produktiver Wirklichkeitssinn, der durch den erfahrungsmäßigen Kontakt mit dem rauhen Werktag unserer sehr unromantischen Gegenwart sich zu einem zuverlässigen und zwingenden Gestaltungsfaktor ausgebildet hat. Jenen beiden Gefühlstendenzen, dem Gefühl für die Wirklichkeit und dem Gefühl, das sich aus der strengen, harten Realität in ein milderes Daseinsklima sehnt, entspricht der seelische Konfliktstoff der Hauserschen Erzählungen, dessen Quelle in dem Gegensatz von Traum und Wirklichkeit liegt. Sowohl in dem

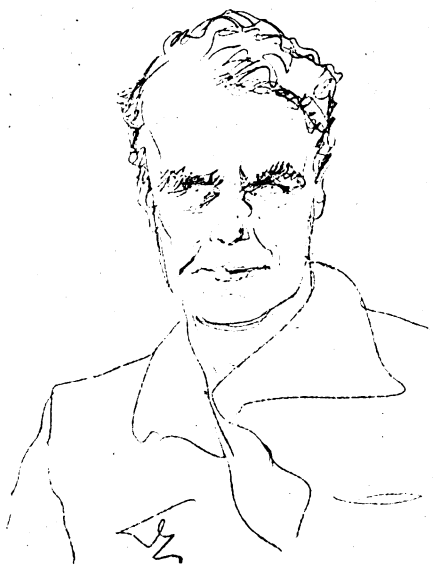
[1] Von Walter Bauer ist inzwischen eine Sammlung von Erzählungen und Geschichten unter dem Titel „Stimmen aus dem Leunawerk" im Malik-Verlag erschienen, auf das ich ebenfalls hinweise. H. D. K. (Vgl. S. 288.)

Digitized by Google

„Zwanzigsten Jahr“[1] wie auch in dem Matrosenroman „Brackwasser“[2] scheitern die Menschen an der Unrealisierbarkeit ihrer Träume. Sie scheitern, weil sie die unerbittliche Zwangsläufigkeit wirklicher Mächte ignorieren. Ihre seelische und körperliche Kraft erschöpft sich in einem sinnlosen Lebenskampf. Und diese Sinnlosigkeit schwächt in einem sehr erheblichen Maße die gewollte tragische Wirkung des dargestellten Schicksals ab. Wenn die Hauserschen Menschen sinn- und zwecklos ihre Lebenskräfte hinopfern, nur weil sie von ihrer Vernunft keinen Gebrauch machen, dann kann einem das leid tun. Erschüttern könnte es nur dann, wenn diese Menschen trotz aller Vernünftigkeit bei den höchsten physischen und psychischen Anstrengungen der brutalen Machtüberlegenheit überpersönlicher Kräfte zum Opfer fallen würden. Jedoch geht von den beiden Romanen, insbesondere von dem Matrosenroman, ein bezwingender künstlerischer Reiz aus. Hauser besitzt ein beträchtliches artistisches Vermögen. Es gelingt ihm, die Dinge (nicht aber in gleichem Maße die Menschen) in eine greifbare Lebensnähe zu rücken. Das Atmosphärische trifft er mit einer erstaunlichen Sicherheit. Und seine herbschlichte Sprache ist ihm ein willfähriges Instrument, mit dem er die subtilsten malerischen und musikalischen Stimmungen erzielt. Charakteristisch für Hauser sind die Temperaturkontraste der sinnlichen Schwüle und seelischen Kühle. Der tiefe Grad der seelischen Temperatur ist wohl nicht zuletzt durch die erfreuliche Abneigung gegen jegliche Sentimentalität bedingt. Diese Perhorreszierung des Sentimentalen verführt leider, und das ist eine in der gegenwärtigen Dichtung sehr häufige Erscheinung, zu einer Mutlosigkeit gegenüber der Gestaltung des echten Gefühls.

*

Die im „Brackwasser“ ausgeprägten Gegensätze der erwähnten beiden Temperaturarten finden sich auch im „Zwanzigsten Jahr“ und im „Donner überm Meer“. „Das zwanzigste Jahr“ ist ein Frühwerk, das naturgemäß als Beginn das künstlerische Niveau des „Brackwasser“ nicht zu erreichen vermag. Im Kern der Thematik ist dieser Liebesroman, der mehr der Roman einer großen Verliebtheit als einer großen Liebe ist, dem „Brackwasser“ verwandt. Auch im „Zwanzigsten Jahr“ handelt es sich um einen zwecklosen Kampf gegen ein nur scheinbar unvermeidliches Verhängnis. Von problematischer Wichtigkeit ist in diesem Werk der gestaltete Tatbestand, daß die Muße eine entscheidende Existenzbedingung für eine Geschlechtsgemeinschaft, für einen Liebesbund ist. Fehlt diese Voraussetzung und ist ihr Nichtvorhandensein durch die sozialen Ver-



Heinrich Hauser
Zeichnung von B. F. Dolbin

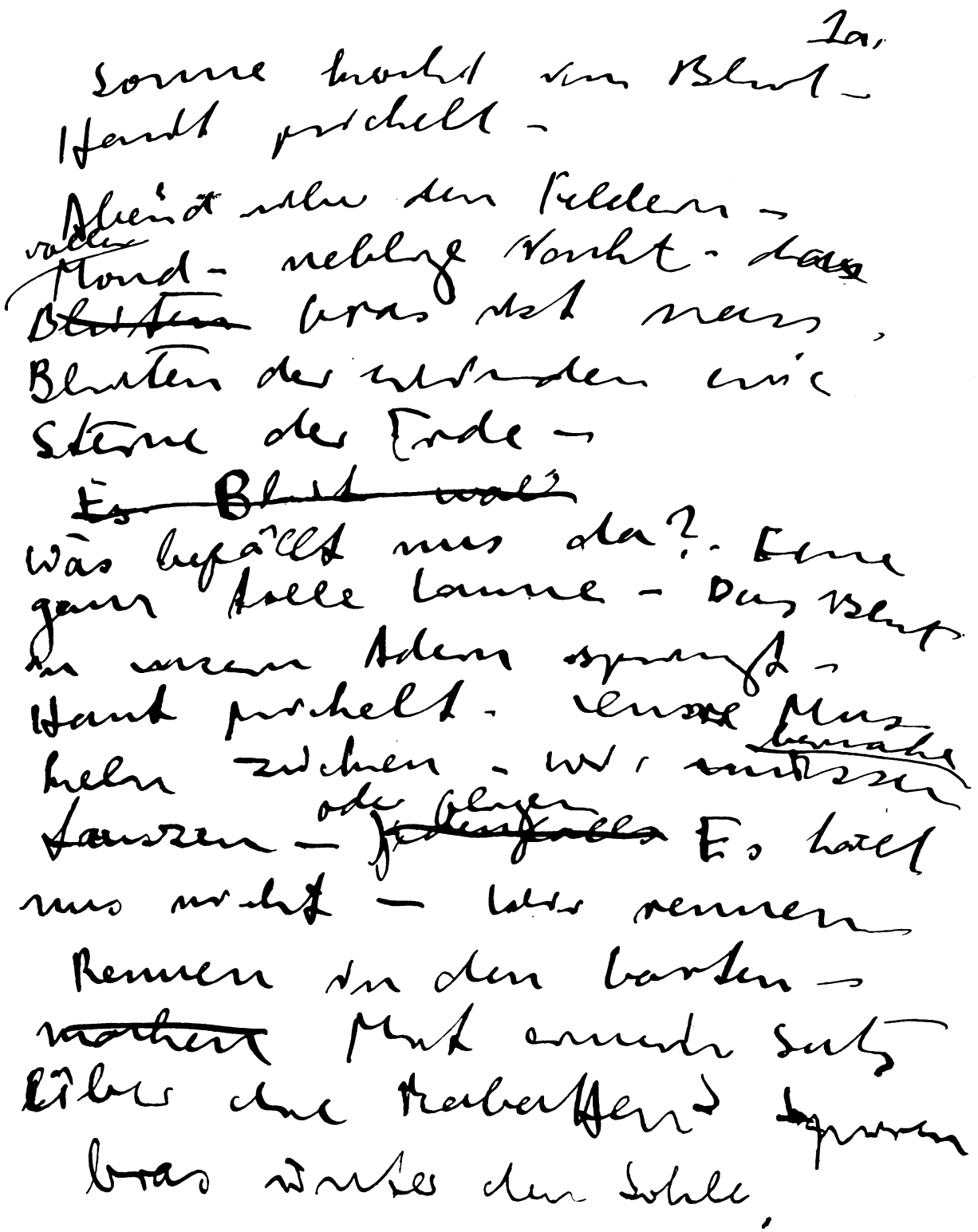
hältnisse und nicht durch asoziale, persönliche Bedürfnisse verschuldet, dann wird sie zu einem Problem von vitalster gesellschaftlicher Bedeutung, zu einer Tragik, die in ihrer Allgemeinheit wirklich gestaltungswürdig und gestaltungsbedürftig ist. Die Problemstellung bei Hauser tangiert uns nicht, die beiden erotischen Gestalten lassen uns unbewegt. Parasitäre Frauen und Männer, die von einem solchen asozialen Typus angezogen werden, sind wohl einer kritischen Attacke würdig, aber nicht einer sympathetischen Darstellung.
Das Werk „Donner überm Meer“,[3] das in seinen Einzelheiten bemerkenswert feine Wirkungen erreicht, enttäuscht durch seinen Mangel an

[1] Erschienen im Verlag Gustav Kiepenheuer. — [2] Erschienen im Reclam-Verlag. — [3] Erschienen im S. Fischer-Verlag.

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Heinrich Hauser

(Originalgröße)



Heinrich Hauser schreibt uns:

Eine Biographie: Ich kann so etwas nicht schreiben. Ich habe mal den Versuch gemacht: mit totalem Mißerfolg. Ich bleibe auch am liebsten in meiner Anonymität. Ich schreibe Ihnen nur ein paar Daten auf, falls Sie das verwerten wollen:
Geboren 1901 in Berlin. (Stadt, die ich liebe, in der ich mich aber immer sehr fremd fühle.)
Schreibt sehr ungern.
Hat keinen Umgang mit Literaten.
Wird, wenn überhaupt, in Zukunft völlig anders schreiben als bisher.
„Write or burst" (das Wort stammt von Liam O'Flaherty), d. h.: man soll nur schreiben, wenn man gar nicht anders kann.

Digitized by Google

ethischem Gehalt und durch seine Beziehungslosigkeit zum gesellschaftlich Allgemeinen. Dieses Buch besitzt weder die formale Geschlossenheit und organische Gewachsenheit noch die Echtheit und Ungezwungenheit der bisher erwähnten Bücher. Nur selten erhebt es sich über die Bedeutung einer artistisch interessierenden, psychologisch anregenden und erotisch stimulierenden Unterhaltung hinaus.

*

In fast allen Hauserschen Werken spielt die Maschine eine hervorragende Rolle. In den vielen Jahren, in denen sich Hauser als Arbeiter und Dampfermatrose seinen Lebensunterhalt verdiente, hat sich dem jungen Autor das Wesen der Maschine erschlossen. In „Brackwasser" ist es die Vitalität der Dampfermaschinerie, die uns zum Erlebnis wird. Im „Schwarzen Revier" baut uns Hauser die grandiose und düstere Maschinenwelt des Ruhrgebiets auf. Und in einem schmalen instruktiven Bändchen, das den Titel „Friede mit Maschinen" trägt, versucht er, in populärer Essayform das Wesen der Maschine dem Laienverständnis näher zu bringen. Auch bemüht er sich, und diese Bemühung ist äußerst problematisch, den Beweis für die Behauptung zu erbringen, daß der feindliche Gegensatz von Mensch—Maschine im Grunde ein künstlich konstruierter Gegensatz sei, eine Fiktion. Dem ist entgegenzusetzen, daß das feindlich kriegerische Verhalten von Menschen, ja von breiten Volksschichten gegenüber der Maschine nicht auf einem künstlich formierten Bewußtseinsfundament beruht, sondern auf der historischen Tatsache, daß die Werkzeugmaschine von ihrem Entwicklungsbeginn an bis heute die Rolle des Arbeiterkonkurrenten gespielt hat. Die Maschinenstürmer attackierten die Maschine nicht auf Grund einer Fiktion, sondern weil die Maschine ihre handwerkliche Existenz vernichtete. (Es sei hier an das Elend und an die Eruptionen der schlesischen Weber erinnert und an die Tatsache, daß der Dampfwebstuhl in England zur Zeit 800000 Weber freisetzte und der wirtschaftlichen Not preisgab.) Wenn aber das heutige Proletariat trotz der furchtbaren sozialen Wirkungen, welche die menschliche Arbeitskraft verdrängende Maschine in ihrer progressiven Mehranwendung hervorruft, die Maschine nicht mehr angreift, dann verzichtet es auf diese blinde Abwehr auf Grund seiner Einsicht in die wirtschaftlichen Zusammenhänge. Denn es hat begriffen, daß die Maschine nicht ein den Menschen feindliches Wesen besitzt, sondern daß es die von der kapitalistischen Zwangsläufigkeit diktierte Anwendung der Maschine ist, die den Menschen vernichtet. — Wenn es aber heute dennoch einen Gegensatz zwischen Mensch und Maschine gibt, dann beruht er auf dem Mangel an Einsicht in den angedeuteten sozialökonomischen Zusammenhang — und nicht auf einer Fiktion.

Die Seele Spaniens

Von Martin Brussot (Wien)

„Unzugänglichkeit ist das Zeichen dieses Landes,"[1] mit diesen so bezeichnenden Worten leitet Madariaga sein neues Werk ein. Unzugänglichkeit des Landes, jawohl, wie aber erst der Seelen! — Spanische Seele? Ein Produkt des Beisammenlebens, der Anpassung, Mischung und Kreuzung der verschiedensten großen Völkerfamilien der Alten Welt, europäischer, asiatischer wie afrikanischer Herkunft. Der heterogensten Rassen weißer, brauner und dunkler Hautfarbe, blau-, grau-, braun- und dunkeläugig, von blonder, rötlicher, brünetter oder schwarzer Haarfarbe, mit dem seidigen Flachshaar nordischer Arten bis zum wolligen negroiden Kraushaar. Alle diese alten, so widerspruchsvollen Rassenmerkmale trifft man heute noch an. Ja, sie lassen sich sogar für ganze enger umgrenzte Gebiete deutlich nachweisen. Dies aber gestattet Schlüsse sowohl in Hinblick auf die einstigen Ureinwohner, wie auch auf die Kolonistenvölker bzw. im Lauf der Zeiten eingedrungene Eroberer. Da ist gleich eine Region mit langköpfigem Menschenschlag, teils in Aragonien, teils in der Provinz Valencia, der auf afrikanisch-berberische Herkunft zurückgeführt wird. Ein rundköpfiger Typus dagegen bewohnt die kantabrische Küste und Estremadura. Er ist schmalgesichtig, kurzstirnig, hat scharf vorspringende Nase, breite Augenhöhlen, kantige Züge. (Charakteristisch für diesen Typ die Physiognomie des Dichters Unamuno.) Es dürfte sich da um eine Bevölkerung keltischen Ursprungs handeln. Andalusien wiederum zeigt einen rundköpfigen, dunklen Typus stark orientalischer Prägung. In anderen Gebieten glaubt man selbst Abkömmlingen einer prähistorischen Halbinselrasse auf der Spur zu sein. Feststehend gilt jedenfalls der ausgesprochene Mischlingscharakter des Spaniers. Nachweislich trugen bei hierzu neben Iberern und Indogermanen, besonders Kelten, auch Semiten und Hamiten. Doch auch

[1] Spanien. Von Salvador de Madariaga. Stuttgart 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 336 S. Geb. M. 12,—.

Digitized by Google

Rassen obskurer, offenbar innerafrikanischer Herkunft, wie Stämme aus der großen Völkerfamilie der Tuareg, äthiopische Völker, Neger u. a. Zu der einstigen Urbevölkerung schlugen sich in früher Vorzeit schon semitische Kolonistenvölker, Phöniker, Juden, Araber, späterhin Karthager, Mauren. Hier kolonisierten Griechen, Römer, Mazedonier, Byzantiner. Die Stürme der Völkerwanderung führten germanische Alanen, Vandalen, Sueven, Westgoten ins Land. An einem seiner Küstenstriche siedelte überdem seit alters her das merkwürdige Volk der Basken. Es kamen arische Zigeuner aus dem fernen Indien hinzu, gallische und provençalische Siedler, Menschen von der bunten Inselwelt in Mittelmeer und Atlantik. Kurz, Anrainer des gesamten Küstensaums von Vorderasien und Ägypten bis zu den ozeanischen Nachbargebieten Afrikas.

Wieviel ungelöste Rätsel in völkischer Hinsicht birgt nicht noch dies seltsame Wunderland? Klar ist immerhin soviel, daß das bunte Völkergemisch naturgemäß auch auf das geistige Leben, insbesondere aber das literarische Schaffen des Landes vielgestaltig abfärben mußte. Ein typischer Repräsentant der hartnäckigen Basken ist in Pio Baroja, dem bekannten Romancier, zu erblicken. Die beiden brüderlichen Dramatiker Quintero kennzeichnen Andalusiens Vitalität und Frohsinn ebenso wie die ausgezeichneten brüderlichen Lyriker Machado dessen Freude an Poesie und orientalischer Beschaulichkeit andererseits. Das wuchtige, lebensbejahende, tatkräftige Naturell des Katalanen widerspiegelt etwa das Schaffen des Dramatikers Angel Guimerá. Galiciens ritterlichen Sinn verkörpert am besten Valle Inclán. Kastilien wieder hat ein für allemal seinen unsterblichen Cervantes. Für den Valencianer wäre als bekanntester Vertreter neuerer Zeit Vicente Blasco Ibáñez anzuführen; typisch für semitische Mischlingserotik ist Felipe Trigo, für spanischen Feinsinn der Sepharde Rafael Cansinos Assens.

Man sieht, ein Mosaik an Völker- und Rassenmerkmalen, sohin auch an psychologischen Voraussetzungen, Geistigkeit, Artung, Brauchtum. Und in diese kaleidoskopartige Welt, in diese betäubende Vielheit der Erscheinungen leuchtet ein gewandter Kulturhistoriker und Völkerpsychologe wie Madariaga geschickt hinein, Ordnung anstrebend, aufzeigend, erweisend, deutend, gründlich erörternd und klarstellend. Ein umfangreiches Material findet da Behandlung; Land, Volk und Geschichte, Kultur, Wirtschaft, Agrikultur, Industrie, Handel, Schiffahrt, Verkehr. Man erfährt näheres über die Struktur von Verfassung und Verwaltung, über soziale Probleme, Klerikalismus, Militarismus, so brennende Probleme der Politik wie die katalanische Frage und Marokko es sind. Vernimmt überdies von den kulturellen Aspirationen gegenüber Spanisch-Amerika, dem Verhältnis zu Portugal, von Spaniens auswärtigen Beziehungen u. a. m. Ja, bis in die jüngste Gegenwart geleitet dies Werk. Beleuchtet es doch das Aufkommen und Walten der Diktatur Primo de Riveras bis zu deren Niederbruch und unternimmt selbst einen Blick in die Zukunft.

Jeder politische Umsturz in Spanien löste immer noch spontan einen elementaren Aufschwung im Innern aus. So ist gegenwärtig, nebst tüchtigen Praktikern in Technik, Industrie und Wirtschaft eine kampffrohe, tatbegeisterte junge Dichtergeneration wieder am Werk, deren erst kürzlich hier ausführlich gedacht wurde.[1] Namen wie Bergamin, Diez-Canedo, Torre, Ossa, Jarnés u. a. bedeuten jedenfalls den schöngeistig interessierten Spaniern von heute eine Verheißung. Ganz ähnlich verhielt es sich nach dem Zusammenbruch der letzten Weltposition Spaniens in der einstmals durch seine Seefahrer erschlossenen Neuen Welt, als Kuba und die Philippinen verloren gingen. Damals suchte man, im nationalen Stolz tief getroffen, unter verzweifelten Anstrengungen eine Konzentration nach innen durchzusetzen, zuwenigst eine geistige Renaissance zu erzielen. Unter solchen Verhältnissen rang sich die seitdem berühmt gewordene „Dichtergeneration von 98" empor, der auch Madariaga ein besonderes Kapitel zu widmen nicht unterläßt. Vorläufer war Benito Perez Galdós, der schon 1870 mit einem politischen Roman hervortrat, dem markige soziale Dramen und Tendenzromane freisinnig-demokratischer Weltanschauung folgten. Mit wuchtiger Faust und stürmischer Freiheitsbegeisterung griff er ins politische Getriebe und holte sich da Material zu zwei großen Romanserien, den „Episodios Nacionales", die von der spanischen Vergangenheit im 19. Jahrhundert handeln, und der Serie der Gegenwartsromane. Die literarische Renaissance, eng verquickt mit der innerpolitischen des Landes, ward außerdem vorbereitet durch Angel Ganivet, der tragischerweise gerade im Katastrophenjahr 1898 durch Selbstmord in der Düna sein verheißungsvolles Leben beschloß. Wenige hatten bis dahin spanisches Wesen so tief erfaßt und klarer analysiert, als er in seinem „Idearium Español". Joaquin Costa sprang als nächster in die Bresche. Er schrieb sein polemisches Werk „Reconstitución y Europeización de España" (1900), als feuerbeseelter Kämpe, der laut zu den Geboten der Stunde aufrief, die längst veraltete spanische Romantik in die Requisitenkammer verdonnerte, gründliche Volkserziehung heischte, moderne wirtschaftliche Entwicklung, kurzum, Spanien zu „europäisieren" begehrte. Prompt trat ihm da ein Eigenbrötler wie Miguel de Unamuno entgegen, der jedwede „Europäisierung" heftig verwarf, vielmehr Spaniens „Afrikanisierung" forderte, da der Spanier Halbafrikaner sei und auch fernerhin seine Eigenart behalten müsse. So paradox dies auch klingt, so steckt manch Körnchen Wahrheit darin. In der Folge erhob auch ein geistvoller Publizist wie José Ortega y Gasset, der in Deutschland studiert hatte, seine Stimme, wobei er als dessen Gegner neuerdings der „europäischen" Lösung Costas energisch das Wort sprach. Diesen Denkern schlossen sich die Dichter an. José Echegaray, nebst Galdós der führende Dramatiker dieser Epoche, in Katalonien Angel Guimerá; späterhin Jacinto Benavente, Serafin und Joaquin Alvarez Quintero u. a. Als Romanciers der Naturalist Vicente Blasco Ibáñez, der Romantiker Pio Baroja, die Lyriker Antonio und Manuel Machado, der Essayist Azorin und viele andere.

Wir blicken zurück. Die Seele Spaniens — seit Ganivet hat sie in vielen Belangen bald keiner so klar und einprägsam veranschaulicht wie Madariaga in dem vorliegenden Werk.

[1] Vgl. „Die Literatur", XXXI, 349 ff.

Digitized by Google

Neues aus dem Gesamtwerk von Paul Ernst

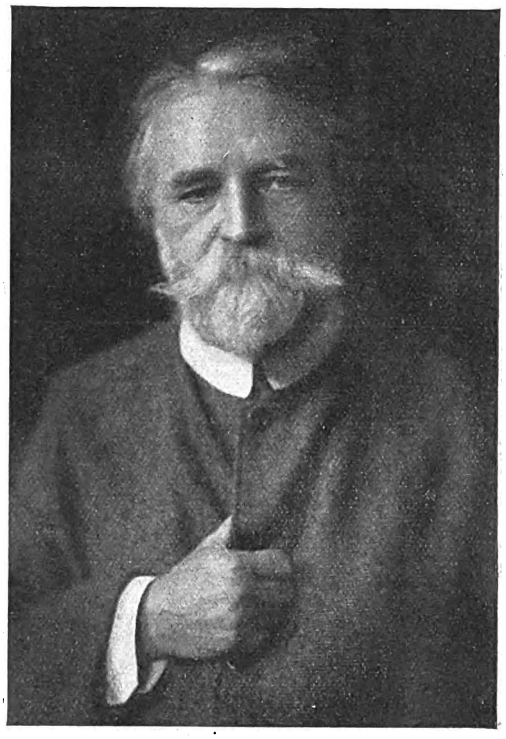
Von Heinrich Lilienfein (Weimar)

Es gibt Schriftsteller, deren Name und Geltung für geraume Zeit durch den schnellen Erfolg eines einzelnen Werkes entschieden sind; es gibt andere, die nach ihrer ganzen geistigen und künstlerischen Wesensart schwerlich damit rechnen können, sich jemals anders als durch das Gesamtgewicht ihrer Persönlichkeit und Leistung in Achtung zu setzen, also auf einen glückhaften Haupttreffer mit oder ohne Willen verzichten müssen. Der Gegenwart angemessen ist die Durchschlagskraft eines Einzelwerkes. Das allmähliche Auswirken einer Gesamterscheinung wird im Groß- und Aktualitätsbetrieb unserer Literatur immer seltener; es hat ganz den Anschein, als könnte sich nur noch die entsagungsvolle Selbstgewißheit eines Asketen oder Schwärmers hoffend bei solcher unzeitgemäßen Auswirkung bescheiden.

Unter den wenigen Dichtern, die heute noch dieser zweiten Gattung zugehören, steht Paul Ernst in vorderer Reihe. Im Rahmen seiner auf 19 Bände abzielenden „Gesammelten Werke" sind (bei Georg Müller, München) drei neue erzählende Bände erschienen; sie werden ergänzt durch die gleichzeitig vorgelegten „Jugenderinnerungen" und eine Sammlung von Aufsätzen unter dem Titel „Grundlagen der neuen Gesellschaft".

„Stilgefühl ist Ergebnis der Persönlichkeit", lesen wir in einer „Der Zufall" überschriebenen Novelle Ernsts, die in mehr als einer Hinsicht für ihn selber aufschlußreich ist. Stilgefühl spricht als beherrschendes Merkmal der mehr als hundert Erzählungen an, die als „Romantische Geschichten", „Liebesgeschichten" und „Geschichten zwischen Traum und Tag" vereinigt sind. Wer sich, mit Ernsts Art noch unvertraut, an diese Geschichten macht, wird nicht immer leicht über gewisse Besonderheiten der äußeren Darstellung zu ihrem Wesen dringen. Sie sind in ihrer Haltung, ihrer Vortragsweise betont unmodern. In geruhigem Gang, mit ziemlicher Breite wird eine oft fast belanglos anmutende Begebenheit entwickelt; altfränkische Wendungen wie die immer wiederkehrende, unserem Geschmack fast unerträglich gewordene Einführung von Personen mit einem „Wir wollen ihn so und so nennen", machen stutzen; der Voreilige wittert Epigonentum nach klassischen Mustern. Es muß zugegeben werden: wer Freude an keckem Zugriff, an kräftigen Farben, an einer sinnenhaften Gegenständlichkeit, an lebhafter Bewegung, an satter Menschengestaltung hat, kommt bei Ernst kaum auf seine Kosten. Aber unmerklich bezwingt den Willigen etwas anderes. Diese klare, geflissentlich stille Sprache hat ihre eigene Schönheit; diese zuerst schattenhaften, ja unbedeutenden Menschen und Schicksale stehen in Zusammenhängen, die sich seltsam aufhellen und plötzlich Bedeutung geben; unaufhaltsam wirkt der Bann einer starken, eigenwilligen Geistigkeit, die Atmosphäre einer Persönlichkeit und ihres großen Weltbilds, in dem nichts zufällig und unwesentlich ist. Man sagt wenig, wenn man die Erscheinung Paul Ernst als Neuklassiker oder Idealisten etikettiert; diese ästhetischen Kategorien sind nachgerade so überaltert wie unsere politischen. Gewiß sind Ernst die Ideen wichtiger als die Realitäten, sucht und formt er das Allgemeine und Notwendige statt des Einmaligen und Zufälligen. Die künstlerischen Nachteile einer solchen Vorherrschaft sind leicht aufzuzeigen; die Vorzüge, die diesen Nachteilen entsprechen, sind damit um nichts gemindert. Sie gipfeln in einer Ganzheit, die Respekt erzwingt und Hingabe lohnt. Gerade in einer Zeit, in der alle Urteile und Maßstäbe relativ geworden sind bis zur Anarchie und Charakterlosigkeit, ist es nichts Geringes, einem Dichter zu begegnen, dessen Werk sich in allen Teilen auf dem festen, breiten Grund einer Weltanschauung erhebt, die nicht mit sich handeln läßt.

Während die „Liebesgeschichten", wie schon ihr Titel aussagt, in immer neuen Brechungen — „wir haben nur das eine Wort ‚Liebe' für eine unendliche Verschiedenheit von Gefühlen und Empfindungen" — zarte und leidenschaftliche Spiele des Eros geben; die „Romantischen Geschichten", oft eng an die Formgebung altfranzösischer und italienischer



Paul Ernst

Novellen angelehnt, historische Färbung tragen, ragen die „Geschichten zwischen Traum und Tag" ins Metaphysische und Okkulte. Stücke wie „Karma" und der schon erwähnte „Zufall" leiten zu dem philosophischen Denker Ernst hinüber, der in der gewichtigen Aufsatzreihe „Grundlagen der neuen Gesellschaft" sich unmittelbar mit den wirtschaftlichen, politischen und sittlich-religiösen Fragen der Gegenwart auseinandersetzt, wie er es in seinem bekannten „Weg zur Form" einst grundsätzlich mit den ästhetischen tat. Je nach der Einstellung wird man die scharfe und eindringliche Auseinandersetzung mit Karl Marx und seinem System billigen oder ablehnen; außerhalb der einen oder anderen Einstellung wird man es bedauern, da und dort in den Bereich des im engeren Sinne politischen Tageskampfes zu geraten — „ich-

Digitized by Google

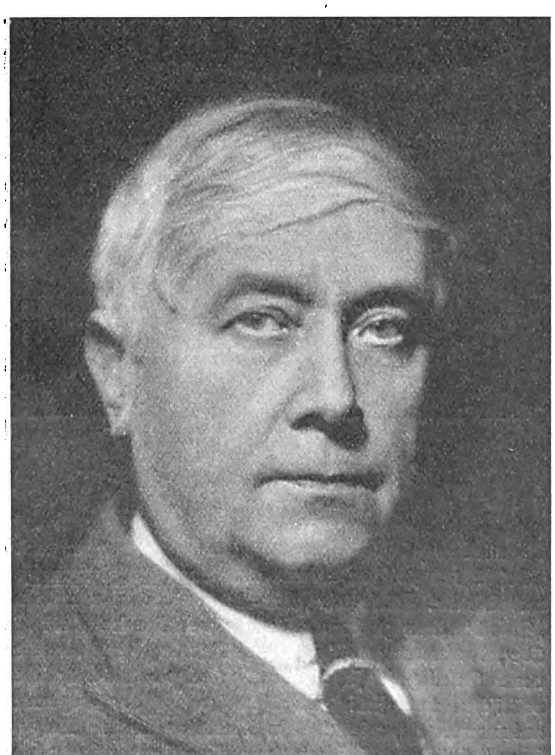
möchte auf das Leben wirken, nicht auf die Bücher", wird Ernst antworten; es muß doch jedem, der selber zu denken vermag, aufgehn, daß da ein selbständiger Denker von Rang am Werk ist, von dem der Gegner so viel lernen könnte wie der Freund. Man greife nur einen einzelnen Aufsatz heraus, wie etwa „Ein Rechtsfall", der, ausgehend von einem Zeitungsbericht, darlegt, daß es möglich ist, „das ganze Leben rationell einzurichten", und über die Erkenntnis, daß es offenbar gefährlicher ist, „wenn man zu weit geht in der Verhütung des Zufalls, als wenn man zu wenig für die Verhütung tut", den „Unsinn der Herrschaft der Wissenschaft über das Leben" herausstellt; unversehens tut sich in eigenartiger Beleuchtung das zentrale Problem von Zufall und Bestimmung auf ... Alle Gesellschaftskritik endigt für Ernst im Religiösen: „Die wissenschaftliche Forschung wird uns über unsere Angelegenheiten als Einzelwesen vielleicht noch weiter aufklären, sie wird vielleicht auch noch einiges über das Leben der Gesellschaft erfahren; von dem Wesentlichen, das die Gesellschaft bildet und bewegt, wird sie nie etwas erkunden: das gehört zum Gebiet des Jenseitigen"; „die Menschen haben heute ein Verlangen nach Religion und sehen ein, daß sie mit der allgemeinen Intellektualisierung an ein Ende gekommen sind, wo die Möglichkeit des Lebens aufhört, sie suchen einen neuen Glauben".

Weitere Bände der gesammelten Werke von Paul Ernst werden ihn als Romanschriftsteller und, wie zu hoffen steht, auch als Dramatiker im Zusammenhang vorführen. Die „Jugenderinnerungen" beginnen in anregender Weise sein Werden zu schildern — als willkommene Ergänzung und Deutung seines Lebenswerks.

Ameisen-Kollektiv [1]

Von Kurt Aram (Berlin)

Unter den viel beachteten und viel gelesenen Insektenbüchern Maeterlincks halte ich dies für das weitaus interessanteste, weil die Ameisen noch beträchtlich eigenartiger sind als Bienen und Termiten. Erstens gibt es unter ihnen viel mehr verschiedene Arten (bis jetzt kennt man etwa 6000) als bei Bienen und Termiten. Zweitens gehören sie zu den ältesten Insekten dieser Erde, die tief in das Tertiär zurückreichen, so daß wir imstande sind, bei ihnen fast wie bei den Menschenrassen von „Entwicklung" zu reden, die sich recht gut verfolgen läßt. Und drittens könnte man bei den meisten uns bis heute bekannt gewordenen Arten von Kollektivseelen sprechen, durch die sie sich erkennbar voneinander unterscheiden. Viel weitgehender als z. B. die Bienen.



Phot. Isabey, Paris

M. Maeterlinck

Es gibt Ameisenarten von einer Friedfertigkeit, wie sie sonst nirgends in der Natur angetroffen wird. Mit Bedauern stellt Maeterlinck fest, daß sich ihre Kollektivseele nicht gerade durch Intelligenz auszeichnet. Andere vergöttern sozusagen ihre Parasiten, namentlich Käfer, deren Larven sie sorgfältiger pflegen als die eigenen; und bei Gefahren bringen sie die Käferlarven zuerst in Sicherheit. Die Parasiten werden so dick und faul, daß sie überhaupt nicht mehr selbst gehen, sondern sich von ihren Ameisenverehrern tragen lassen. Und warum so grenzenlose Verehrung? Weil die Käfer eine aromatische Absonderung ausschwitzen, an der sich die Ameisen besaufen, von der sie nicht lassen können, diese lasterhaften Alkoholiker. Andere Ameisenarten halten einen Viehstand von Blatt- und Schildläusen, deren Eier sie sammeln, deren Junge sie pflegen und aufziehn und im Fall einer Panik mit den eigenen Kindern zu retten suchen. Sie pferchen sie ein, errichten Ställe für die Läuse und melken sie regelmäßig. Manche Ameisenarten bringen es so weit, daß sie ein und derselben Laus 40—50 Zuckertropfen in der Stunde durch Streicheln entlocken. Andere wieder legen sich umfangreiche Pilzplantagen an. Wieder andere treiben regulären Ackerbau und so fort.

„Von allen Insekten haben einzig die Ameisen organisierte Heere und unternehmen Angriffskriege ... Die Tatsache einer verfeinerten Zivilisation bringt es für die intelligentesten unter ihren Arten mit sich, daß sie weniger kriegerische Rassen auch direkt angreifen ... Gewöhnlich finden es gerade die reichsten und mächtigsten Ameisenrassen ganz in der Ordnung, in regelmäßig wiederkehrenden Raubzügen die gesamte Jugend einer benachbarten Stadt noch vor der Geburt zu rauben, um sie in Sklaverei zu führen. Man muß

[1] Das Leben der Ameisen. Von Maurice Maeterlinck. Stuttgart und Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 209 S.

Digitized by Google

mit Bedauern feststellen, daß die zivilisiertesten, die intelligentesten Arten die skrupellosesten sind ... Darin nähern sie sich in eigentümlicher Weise den höchsten menschlichen Zivilisationen, als entspräche es, solange es noch keine bessere Regelung gibt, dem Sittengesetz dieser Erde, der Natur, der Vorsehung oder dem Willen des Weltgeistes, daß dem so sei."

Durch zweierlei zeichnen sich die Ameisen besonders aus: durch eine fast krankhafte Sauberkeit und durch eine Hingabe an ihr Kollektiv bis zur Selbstvernichtung. Die Ameise kämmt, reibt, glättet und putzt sich mit Hilfe ihrer Gefährtinnen wohl zwanzigmal am Tag. Die flügel- und geschlechtslosen Arbeiterinnen, die kaum fünf oder sechs Jahre alt werden, haben Tag und Nacht zu tun. Sie haben das Nest, das bis zu zwanzig Stockwerken über und unter der Erde umfaßt, rein zu halten. Die Mütter müssen geführt, bewacht, gemästet, gebürstet und gestreichelt, die Eier müssen beleckt und dadurch ernährt, die Larven und Puppen immer wieder gewendet und umgebettet werden. Sie müssen die Wege innerhalb und außerhalb des Nestes unterhalten und die Lebensmittel zubereiten, denn Gemüse und Korn, Früchte und eingebrachtes Wild sind von ihnen in breiige oder suppige Nahrung zu verwandeln, bevor sie genießbar wird. Ihre Hingabe bis zur Selbstvernichtung aber resultiert aus einer besonderen Tasche am Hinterleib, ein ausgesprochen altruistisches, soziales Organ, das bei der Ameise heute so überentwickelt ist wie beim Menschen etwa das Vorderhirn. Alles, was sie an Nahrung rastlos und unter Lebensgefahr in dieser Tasche einbringt, gehört der Allgemeinheit. „Man färbe einige Honigtropfen blau und biete sie einer unserer kleinen gelben, fast durchsichtigen Ameise an. Ihr Bauch rundet sich und wird blau. So eilt sie schwer beladen zum Nest. Ein halbes Dutzend Kameradinnen, vom Geruch angelockt, streicheln sie aufgeregt mit den Fühlern. Sie würgt einen Teil des Inhalts ihrer Tasche aus ihrem Mund in den einer Gefährtin und aller, die darum bitten. Alle Bäuche in der Runde werden blau." Andere kommen aus den Tiefen des Kellers und betteln diese an und so fort, bis der blaue Tropfen verzehrt ist. „Die erste Wohltäterin, die alles hergegeben hat, trippelt erleichtert davon und ist sichtlich beglückter, als hätte sie drei oder vier üppige Mahlzeiten zu sich genommen."

Diese völlige Hingabe der geschlechtslosen Arbeiterameisen füreinander und besonders für die Mütter, die nicht arbeiten, sondern nur Eier legen, und für ihre Brut ist dank diesem Körperorgan offenbar auch ein vollwertiger Ersatz für alle Geschlechtsliebe. Die Männchen sterben ja, sowie sie ihre Schuldigkeit getan haben. — Der Mensch aber besitzt kein soziales Körperorgan. Maeterlinck meint, die Religionen seien einmal der Ansatz zu einem altruistischen Kollektivorgan gewesen. „Wir sind dabei, die Religionen auszurotten, und es bleibt uns nur das egoistische und individuelle Organ des Verstandes."

In ihrer Gesamtheit zeigen nach Maeterlinck die Ameisen fast geniale Fähigkeiten, verlieren aber einzeln dreiviertel ihrer Intelligenz, „sobald sie nicht mehr von der Kollektivseele angefeuert sind." Kein Wunder, daß es in der heutigen menschlichen Gesellschaft meist umgekehrt zu sein pflegt. — Gegen den Einwand aber, Maeterlinck rede gar zu anthropomorph über sein Thema, ist zu sagen, daß der Mensch sinnvoll überhaupt nicht anders reden kann.

Goethe-Schriften

Von Georg Witkowski (Leipzig)

Nicht die beträchtliche Zahl neuer Bücher, die aus irgendeiner Richtung die Gestalt des größten deutschen Dichters ins Auge fassen, ist für das heutige Verhältnis seiner Volksgenossen zu ihm bezeichnend. Bedeutsam erscheint nur eine negative Tatsache: seit Jahren ist keine einzige neue Gesamt- oder Teilausgabe seiner Werke, kein bemerkenswerter neuer Druck irgendeiner Dichtung Goethes (abgesehen von Bibliophilen-, Reihen- und Schulbüchern) erschienen. Nur der „Faust" macht eine Ausnahme. Es gibt also keinen Bedarf nach dem Genuß Goethischer Kunst, der durch ältere Vorräte nicht gedeckt werden könnte; es besteht bei keinem Verleger die tatkräftige Neigung, Arbeit und Geld an Goethe-Ausgaben zu wenden.

Daraus soll jedoch keineswegs gefolgert werden, Goethe verschwinde aus dem Kreis der lebenspendenden Geister und trete in jene unabsehbare Schar der Schatten, die nur noch durch den Klang ihres Namens und die Ewigkeit ihrer Entelechie fortwirken. Die Ausstrahlungen dieser geistig-künstlerischen Kraft über das eigene deutsche Sprachgebiet hinaus werden besonders erkennbar, wenn selbst ihre minder leuchtenden Emanationen in fremden Landen so liebevoll aufgefangen werden, wie die Ausgabe der kleineren Jugenddramen mit französischer Übersetzung durch den ausgezeichneten Kenner Henri Lichtenberger (Paris, Editions Montaigne) bezeugt, ebenso die französische, aufs sorgsamste eingeleitete Auswahl von bekenntnishaften Dichtungen und Prosa-Stücken, die derselbe Gelehrte unter dem Titel „La Sagesse de Goethe" (Paris, La Renaissance du Livre) gestaltet hat.

Ein beträchtlicher Teil dieser „Weisheit" Goethes ist in den Gesprächen niedergelegt. Diese erscheinen nun mit Ausnahme der allverbreiteten Eckermanns, als Ergänzung der schönen Wilhelm Ernst-Ausgabe des Insel-Verlags, ausgewählt von dem besten Kenner, Flodoard Freiherr von Biedermann, in einem gefälligen Dünndruckbändchen, mit seinen 800 Seiten noch bequem in der Rocktasche zu bergen.

Heinrich Meyer-Benfey eröffnet eine neue Reihe von nach allen Seiten ausgreifenden Erläuterungen der Dramen durch eine stattliche Schrift über den Götz von Berlichingen (Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger), Muster fruchtbaren Kommentierens.

Als Gegenbeispiel banaler, völlig unzulänglicher Bemühung um ein anderes der großen Werke Goethes kann gelten: Goethe, West-östlicher Diwan. Nach seinem Gedankenaufbau erläutert von Hofrat August von Albrecht-Hönigschmied (Wien, Wilhelm Braumüller).

Am meisten solcher unfruchtbaren Bemühung wird seit einem Jahrhundert an den Faust verschwendet. Mit dem historischen Helden und der Sage befaßt sich das englische Buch eines australischen Gelehrten: Johann Faust. The Man and the Myth. Von Harold George Meek (London, Oxford University Preß). Mag auch manches hinter deutscher Wissenschaft zurückbleiben, so soll man doch an diesem Buch nicht vorübergehen. Es bringt aus einer umfassenden Belesenheit, zumal in der englischen älteren Literatur, sonst noch nicht Bemerktes, freilich auch unbegreiflich Falsches, so, wenn die Lustigen Weiber von Windsor ins Jahr 1579 gesetzt werden und daraufhin die Erwähnung des Namens Mephostophilus

Digitized by Google

in diesem Lustspiel als die älteste des Namens, noch vor dem deutschen Volksbuch, ausdrücklich behauptet wird.

Solche Einzelirrtümer bedeuten wenig gegenüber der grundsätzlich falschen Einstellung zu Wesen und Absicht der Faust-Dichtung Goethes in den Erläuterungen Edwin Zellwekers (Paderborn, Ferdinand Schöningh). Liest man gleich im ersten Absatz, Shakespeares Werke könnten in der Gegenwart durch ihr Ethos nicht mehr als lebendig gelten, weil ihnen der Wille zu sittlicher Normgebung fehle, der nur bei Dante und Goethe herrsche, liest man dann weiter, diese beiden hätten sich in ihren Werken selbst die Aufgabe gestellt, die Totalität der Lebensinhalte und -formen und der daraus folgenden Forderungen und Pflichten zu fassen und darzustellen, so weiß man schon, wes Geistes Kind diese Erläuterung sein werde.

Ausgezeichnet erfaßt die Aufgabe der Einführung des Zuschauers in beide Teile der Tragödie der weimarer Generalintendant Franz Ulbrich, unterstützt durch 34 Bilder seiner schönen neuen Einrichtung. Sie reiht sich erfolgreich den vielen früheren Versuchen an, die Gesichte des Dichters der Bühne anzuschmiegen.

Wir übersehen diese und das gesamte Bühnenleben der Faust-Sage in dem verdienstlichen Katalog der braunschweiger Ausstellung des Goethe-Lessing-Jahres 1929, bearbeitet von Carl Niessen.

In das Werden des letzten Aktes der Tragödie lassen die 25 Blätter hineinblicken, die Hans Wahl aus Goethes eigenhändigen Niederschriften ausgewählt und in Faksimile-Nachbildung als 42. Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft herausgegeben hat, sicher eine der erfreulichsten Gaben für die Mitglieder.

Neben die früheren englischen Faust-Übersetzungen tritt eine neue des ersten Teils von William Paul Andrews. Er hat sich seit 1890 mit dem Faust befaßt, eine Reihe von Aufsätzen darüber veröffentlicht und darin bereits Proben seiner Nachdichtung gegeben. Dann lebte er 25 Jahre halbgelähmt auf der Insel Capri, und diese Zeit widmete er einer vollständigen Übersetzung des ganzen großen Werkes. Was die beiden Herausgeber an Eigenem hinzugetan haben, wissen wir nicht; aber wie die Leistung sich in dem schönen Druck der Princeton University Preß darstellt, bedeutet sie die dem deutschen Wortlaut und Rhythmus am engsten angeschmiegte unter allen englischen Faust-Wiedergaben, in dieser Hinsicht auch der allverbreiteten Bayard Taylors überlegen.

Der Faust bildet auch für das größte diesmal zu nennende Werk die Mittelachse: Eugen Kühnemanns „Goethe", erschienen im Insel-Verlag zu Leipzig. In zwei Bänden von 524 und 595 Seiten will der Verfasser ein Seitenstück zu seinem „Kant", seinem „Herder", seinem „Schiller" geben: Wissenschaft vom deutschen Geist, wie er ihn diesseits und jenseits des Weltmeers in begeisterter Rede immer wieder verkündet hat. Die Faustgestalt ist ihm Träger dieses Geistes von jeher, in Goethes Formung höchster Ausdruck und zugleich Gefäß des tiefsten Wesens, der gesamten Erlebnissumme des Dichters. Daraus ergibt sich der großartig konzipierte Plan des Werks: als Unterbau Vorgeschichte der Faust-Überlieferung bis auf Goethes Zeit; als viergeteilter Innenbau Urfaust, Fragment, erster und zweiter Teil in breiter Analyse, und dazwischen als Verbindungshallen die großen Räume für das äußere Erleben und die übrigen Werke. Das eigentlich Biographische tritt zurück hinter das Bestreben, zu den letzten Untergründen der Persönlichkeit hinabzudringen. Im wesentlichen an der Hand einer analysierenden Betrachtung der Werke, wie der erfahrene Meister der Rede sie einem nach ansprechender literarischer Belehrung verlangenden Hörerkreis so oft dargeboten hat. Schönste Frucht trägt dieses Verfahren in der Gesamtschilderung der ersten drei Bände von „Dichtung und Wahrheit". Auf 80 Seiten kommt, wie kaum zuvor, der Geist der Jugendjahre Goethes zu einem großen Aufleuchten. Gewiß ergibt sich das auch für die Partien der Faust-Dichtung, die durch das beschwingte Wort wiederzugeben sind; jedoch so manche der großen Probleme fügen sich nur unvollkommen solcher Aufhellung. Das nimmt dem Werk wenig von seiner zu Widerspruch und Zustimmung anregenden Kraft. Ihm ist seine Stelle unter den fruchtbaren Goethe-Büchern gesichert.

Ein gut gewähltes Thema ist das der Abspiegelungen von Kunst und Leben im Dasein literarischer Persönlichkeiten, nicht nur durch den Vergleich von Erleben und Schaffen, sondern in der Feststellung, daß in fremdem, späterem Dasein die Dichtung frei oder unter dem Zwang des Zeitgeists nachwirkt. Daß es so mit „Wilhelm Meisters Lehrjahren" und einer Anzahl englischer Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts ergangen sei, erweist in einer kenntnisreichen, farbigen Schilderung Susanne Howe, „Wilhelm Meister and his english kinsmen. Apprentices to Life." (Newyork, Columbia University Preß). Eine Menge neuer erfreulicher äußerer und innerer Beziehungen zwischen englischer und deutscher Geisteswelt zeigen sich, ohne daß dabei in die Tiefen des Unterbewußten hinabgebohrt werden müßte.

Wie wenig ist auf diese Weise an dichterischen Gestalten und ihrem Eigensten zu erkunden! Was hat man davon, wenn der Freudianer Philipp Sarasin in „Goethes Mignon. Eine psychoanalytische Studie" (Wien, Intern. Psychoanalytischer Verlag) die Liebe zur Schwester Cornelie und den anderen verstorbenen Geschwistern als Keime der Mignon-Gestalt zu erkennen meint und so ihre Zeugung, ebenso die des Harfners, in das erste Jahrzehnt des Knaben Goethe verlegt? Oder wenn der Gesinnungsgenosse Theodor Reik in seiner Schrift „Warum verließ Goethe Friederike?" (im gleichen Verlag) die einfachen Tatsachen durch Ödipus-Komplex, Zwangsideen und ähnliche schöne Sachen zu begründen sucht. Der straßburger Student Goethe hat nie an Heiraten denken können und denken wollen — damit ist alles Nötige gesagt. Aber es steigt doch auf Bäume, wenn in dem reizenden, so klar seinen Sinn aussprechenden Märchen „Die neue Melusine" als umkleideter Kern die Kastrationsangst des Mannes, die durch den Anblick des weiblichen Genitals erregt wird, enthalten sein soll.

Sicher ist es möglich, der großen Persönlichkeit und ihrem Erleben mit vorsichtigem Einfühlen in das unbewußte Bereich tiefer nachzuspüren, als es mit Hilfe der älteren Mittel der Biographie gelingt. Das bezeugt der schmale Band „Der junge Goethe" von Karl Viëtor in der bekannten Sammlung Wissenschaft und Bildung (Leipzig, Quelle & Meyer). Hier werden bisher verriegelte Zugänge aufgeschlossen, und das geschieht ohne alle geheimtuenden Gesten in einer frischen, klaren, modernen Sprache.

So zur Tiefe strebend und zugleich guter Form sich befleißend erscheinen auch die „Zwei Goethe-Studien" von Ernst Vincent (Jena, Frommannsche Buchhandlung), die erste über die „Harzreise im Winter", die zweite über Goethes und Carl Augusts Freundschaft.

Schriften wie die von Viëtor und Vincent brauchen ihren Stoff nicht in das meist trügerische Dämmerlicht des biographischen Romans zu tauchen. Der großen Mode huldigt auch Meta Schneider-Weckerling mit „Cornelia Goethe, Roman in Tagebuchblättern" (Jena, Eugen Diederichs). Sie hat ganz geschickt aus meinem Buch über Cornelia, ihrer in der Nachschrift sorgsam verschwiegenen Quelle, alles herausgehoben, was dem gefühlsseligen Geschmack weiblicher Leser zusagen kann und sich vor allem hinabloten in die Tiefen der schwierigen Natur Cornelias gehütet. Aber sie sollte nicht Gedichte der Charitas Meixner oder gar Goethe-Briefe unterschieben, wie den unmöglichen auf Seite 243.

Dem fingierten Tagebuch des Cornelia-Romans tritt ein echtes zur Seite, das der Wilhelmine Bardua, aus dem Johannes Werner sein liebenswürdiges Buch „Die Schwestern Bardua" (Leipzig, Köhler & Amelang) geformt hat. Caroline Bardua, die begabte Malerin, war ein Liebling Goethes, und sie hat mit der Schwester durch anmutig kräftige Eigenart wie in Weimar so später in Berlin Freundschaft der wertvollsten Menschen der Zeit gewonnen. Der Umfang

Digitized by Google

des hübsch geschmückten Bandes beträgt 336 Seiten, aber sie lesen sich so angenehm unterhaltend, daß man dem Herausgeber für die zweite, glücklicher redigierte Gestalt dieser Erinnerungen (nach einer ersten Publikation im Jahre 1874) dankbar sein muß.

Unter den Männern des Goethe-Kreises ist Adam Friedrich Oeser, der Zeichenlehrer Goethes, in einem gut gemeinten kleinen Buch (Leipzig, Theodor Thomas) von seinem Landsmann Karl Benyovszky geschildert worden, und der Urfreund Karl Ludwig Knebel erfährt zum erstenmal eine auf die ganze Fülle der Dokumente gestützte Lebensschilderung durch Hellmuth Freiherrn von Maltzahn (Jena, Frommannsche Buchhandlung).

In hellstes Licht tritt eine der bedeutenden Gestalten der Alltagswelt des Dichters, der treffliche Schweizer Frédéric Soret in dem stattlichen, reich geschmückten Werk, das H. H. Houben auf Grund des von ihm aufgefundenen Handschriften-Materials verfaßt hat, betitelt „Frédéric Soret. Zehn Jahre bei Goethe. Erinnerungen an Weimars klassische Zeit 1822—1832". (Leipzig, F. A. Brockhaus.) Sehr bald, nachdem Soret als Erzieher des Erbgroßherzogs in Weimar heimisch geworden war, wurde er dank seiner gesunden Natur und seinem naturwissenschaftlichen Wissen in den engeren Kreis Goethes aufgenommen. Wir wissen längst davon durch Eckermann. Im dritten Band der berühmten Gespräche stammt das Beste aus Sorets Papieren. Houben hat ihnen klug nachgespürt und daraus eine erstaunliche Menge reinen Goldes gemünzt. Denn gewiß darf mit dem Edelmetall verglichen werden, was so wie dieses Buch weit über die reichlichen biographischen und literarischen Tatsachen hinaus unser Wissen von der Wesenheit Goethes und seiner Welt bereichert, auch im Bilde mannigfache neue Schau dieser Welt gewährt.

Die heute modische Unterschätzung der Zeugnisse führt häufig zu einem Dilettantismus, wie er einstmals schwärmerisch und schöngeistig orakelnd in der Goethe-Literatur gewuchert hat. Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein Privatdozent der Philosophie diesem in hohlem Gerede schwelgenden bilderreichen Stil so verfallen könnte, wie es sich in dem Buch von Ernst Barthel „Goethe, das Sinnbild deutscher Kultur" (Darmstadt, Ernst Hofmann & Co.) auf jeder Seite zeigt. Solch ein Schwanken zwischen Plattheit und hochtrabendem Schwulst, solch ein Mangel an Kritik und positivem Wissen ist kaum irgendwo beisammen zu finden.

Viel solideres, wenn auch nicht neues bietet die Schrift Wilhelm Fliedners, „Goethe und Christentum" (Gotha, Leopold Klotz). Ihre Hauptabsicht wird deutlich durch den Untertitel „Die Religion und Ethik Goethes und der Hauptvertreter des Christentums", was einen gut geplanten und durchgeführten Versuch gegenseitiger Erhellung bedeutet.

Gustav Württemberg stellt sein Thema „Goethe und der Historismus" (Leipzig und Berlin, B. G. Teubner) in einen weiten, auch die Gegenwart einschließenden Zusammenhang und kommt so über den früheren Versuch Menke-Glückerts über Goethe als Geschichtsphilosoph beträchtlich hinaus. In der Anmerkung zu S. 18 findet man wieder einmal einen Beweis des souveränen Verfahrens Friedrich Gundolfs mit den ihm brauchbar scheinenden Zitaten, und es gehört zu den wertvollen Ergebnissen Württembergs, daß er an die Stelle der von Gundolf behaupteten zwei Zugänge Goethes zur Geschichte: Gefühl und Menschenkunde, richtig Erlebnis und Anschauung in engem Verein setzt.

Sehr nahe verwandt, aber elementarer behandelt Walter Lehmann „Goethes Geschichts-Auffassung in ihren Grundlagen" (Langensalza, Hermann Beyer & Söhne). Er hat es hauptsächlich mit den geschichtlichen Zusammenhängen und den Einflüssen, namentlich dem Herders und Winckelmanns zu tun und läßt die zweite Lebenshälfte, also die ergiebigste Zeit, fast ganz aus dem Spiel.

Die dritte hier einschlagende Arbeit, die umfangreichste und ergiebigste, heißt „Goethe und Giordano Bruno. Ein Beitrag zur Geschichte der Goetheschen Weltanschauung" von Werner Saenger (Berlin, Emil Ebering). Die Fruchtbarkeit der Untersuchung ergibt sich, indem nach der Feststellung der unmittelbaren Beziehungen zwischen Goethe und dem Renaissance-Denker deren Spuren positiv nachgewiesen werden in den Werken des Dichters, in erster Linie im Faust. Freilich bleibt wie z. B. auch bei Heraklit und Plotin vielfach die Frage offen, was direkter oder indirekter, bewußter oder unbewußter Gemeinschaft entstamme. Immerhin wird man weit besser als in der früheren Behandlung des Themas durch Kuhlenbeck die starke Einwirkung Brunoscher Gedanken auf Goethe erkennen.

Zurück auf den festen Boden der Tatsachen führt das Urkundenwerk „Goethe und die Weimarer Bibliothek" von Otto Lerche (Leipzig, Otto Harrassowitz), zugleich ein kundiger Beitrag zur deutschen Bibliotheksgeschichte, angenehm lesbar und in der Hauptsache bisher Unbekanntes in Wort und Bild bringend.

Eine erfolgreiche Sachlichkeit beherrscht auch die Untersuchung „Der Satzbau in der Prosa des jungen Goethe" von Hans Georg Heun (Leipzig, Mayer & Müller). Das Verfahren ist vergleichend. Gellert, Herder, die Doppelbearbeitungen des Werther und des Wilhelm Meister geben das Material für Feststellungen mannigfachster Art, wie sie seit Burdachs beinahe legendarischem Aufsatz kaum mehr unternommen worden sind. Schade, daß es bei dieser guten, im Grunde doch nur als Vorarbeit gültigen Zusammenstellung geblieben ist. Ich meine, gerade heute muß der Philologe darauf ausgehn, seine Ergebnisse in jedem Fall als höheren Zwecken dienend zu erweisen.

Diesem Anspruch genügt Wilhelm Pfeiffer-Belli mit seinem Beitrag zur Goethe-Dramaturgie „Die Dramen Goethes auf dem Theater seiner Vaterstadt 1775—1832" (Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg). Eine Skizze der deutschen Theaterzustände und der frankfurter Bühnengeschichte des genannten Zeitraums geht voraus und dann folgt die in jeder Hinsicht vollständige Behandlung der Goethe-Aufführungen. Am interessantesten ist ein Szenarium des am 28. August 1829 zum erstenmal gegebenen Faust, das wir schon aus der Jubiläumsschrift der ersten frankfurter Faust-Aufführung kennen.

Neben allen den Einzelbildern aus Goethes Welt stehen zwei Gesamtporträts. Das eine hat Julius Bab mosaikhaft in drei stattlichen Bänden aus den eigenen Briefen des Großen geformt: „Goethes Leben in seinen Briefen" (Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft), verkittet mit klugen überleitenden und vertiefenden Worten, das andere ist der äußeren Erscheinung gewidmet: „Goethe im Bildnis". Herausgegeben und eingeleitet von Hans Wahl. Mit 102 Bildern. (Leipzig, Insel-Verlag.) Die Einleitung zeigt besonders vortrefflich, wie Goethes Erscheinung in Wort und Bild von den Zeitgenossen geschildert worden ist, und erwähnt die betrübliche Tatsache, daß die wenigen bedeutenden zeitgenössischen Maler, denen er persönlich nahetrat, ihn nicht porträtiert haben: Runge, Tischbein, Graff. Dem steht nun freilich die stattliche Zahl bedeutender plastischer Goethe-Bildnisse ausgleichend gegenüber. Durch sie und durch die Weissersche Maske kennen wir die Gestalt zur Genüge; aber freilich lehrt die vortreffliche Auswahl der Bilder, wie verschieden die Menschen sie gesehen haben, am richtigsten doch wohl unter den Plastikern neben Rauch der hier über sein eigenes Maß hinauswachsende Klauer, unter den Zeichnern Heinrich Lips.

Mit wenigen Worten nur dürfen die vier Jahrbücher hier berührt werden: das der Goethe-Gesellschaft mit seiner altgewohnten Solidität, herausgegeben von Max Hecker, sehr willkommen durch den längst erwünschten Überblick des Goethe-Schrifttums von Wilhelm Frels erweitert, das von Ernst Beutler neu belebte Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts in Frankfurt a. M. mit seiner stolzen Reihe von gehaltvollen literarhistorischen Aufsätzen; der 7. Band der Publikationen der English Goethe Society, herausgegeben von dem ausgezeichneten londoner Literarhistoriker J. G. Robertson mit der üblichen Chronik, die von dem regen

Digitized by Google

Leben der Gesellschaft in den letzten zwei Jahren ebenso zeugt wie der Inhalt der abgedruckten fünf Vorträge von der stattlichen Durchschnittshöhe ihrer Leistungen. Und endlich mein alter Liebling, das Jahrbuch der Sammlung Kippenberg (im Insel-Verlag). Denn ich kann mir nicht helfen: wie hier ein einzelner mit klarem Wollen Goethe aus der Liebe zur Gestalt immer inniger zu empfangen und zu umfangen sucht, das scheint mir nun einmal unter allen Bestrebungen, den Großen erkennend zu besitzen, die menschlich wertvollste und fruchtbarste.

Das Kinderbuch 1930

Von Rudolf Frank (Berlin)

II.

Die Thematik des Kinderbuchs spielt zwischen Traum und Technik. Es bastelt die Phantasie, die Wissenschaften dichten. Der Reichskunstwart Redslob[1] wird Reichskindskopf, bemalt und maskiert seine zehn Finger und veranstaltet mit ihnen (und mit Hilfe der sehr begabten Malerin Weinitschke) einen ulkigen Maskenball, macht auf dem Schaukelpferd Verse (sehr gute, bildhafte, straffe) und kriecht voll Wonne unter seinen eigenen Schreibtisch. So ihr nicht wie die Kindlein seid, könnt ihr keine Kinderbücher machen. — Großvater Franz Karl Ginzkey[2] läßt seine jung gebliebenen Augen über die grüne Bildtapete im Kinderzimmer streifen und fährt als kleiner Florian per Aufzieh-Eisenbahn durch die gemalten Berge, Wälder und Ungetüme der altmodischen Tapete ins Märchenland. Schad, daß er sich bei dieser „wundersamen Reise" bald in Herkömmlichkeit verirrt. Dort befinden sich noch immer die Bilder, mit denen der Deutsche Verlag für Jugend und Volk seine im Text frischen und unbekümmerten Kinderbücher[3] versehen läßt. Am besten sind die volkstümlichen Geschichten: „Was wir erzählen." Wir: die Kinder. Was? Ein Jahr Schule. Es ist zu bedauern, daß ihnen die Großen den Spaß durch banale, blutleere Zeichnerei verderben. Anders Conny Meißen,[4] ein großes, kluges Kind, das malt und dichtet die Liebe zu allen Erdenkindern: schwarzen, gelben, braunen, weißen. Kinder, die mit ihm gehen, werden gute Europäer und lernen Menschenliebe ohne Grenzen. Christkindlegenden, die eine geistliche Ordensmutter, Augusta,[5] in schwarzen Scherenschnitten und farblosen Versen ausgeführt hat, erreichen nicht diese Liebe *κατ' ὅλην τὴν γῆν*. Da ist nur flache Konvention; die große mittelalterliche Tradition der Spitzenbilder und Legenden ist versunken. Aber eine wirkliche Legende — wie rar sind wirkliche Legenden! — erschaute in Klarheit und erzählt in Einfalt Rudolf G. Binding.[6] Und nennt sie bescheiden „Weihnachtsgeschichte". Man wird sie nicht nur an Weihnachten, man kann sie zu jeder Zeit und in jeder geruhigen Stunde lesen, Kinder und Große. Ebenso die zwei neuen Bilderbücher von Kästner und Trier.[7] Daß hinter dem skeptischen Zeitkritiker Erich Kästner ein munterer Bub gleichen Namens steckt, ist durch seinen und unseren Freund „Emil ..." allgemein bekannt. Heuer ist Kästner wieder ein paar Jahre jünger und munterer geworden. Der Struwwelpeter-Hoffmann ist zwar noch immer gut, aber der Kästner und der Trier sind noch viel struwweliger, dabei stofflich, sprachlich, zeichnerisch ganz auf der Höhe 1930. — Überflüssig erscheint daneben in Text und Bildern das Buch „Es war einmal ein großes Krokodil" von Schneider-Reichel, in dem der Frosch und die Elefanten weanern![8] Wo blieb da der früher besonders sichere Instinkt dieses Verlags? — Die von ihm entdeckte, zu früh verstorbene Malerin, Dichterin, Pädagogin, Tom Seidmann-Freud, hinterläßt im Verlag Müller & Kiepenheuer ein wundervoll gelöstes „Buch der erfüllten Wünsche", in dem wir die Phantasie des Kindes in selbstschöpferischer Tätigkeit erblicken. Mit ihrer Spielfibel, „Hurra wir lesen! Hurra wir schreiben"[8] wird das Bilderbuch-Baby aus Neugierde, Spaß, Anschauung und Nachahmungstrieb zum fleißigen Leser. Dann kommt das Notenlesen, das die Liederfibel der Brüder Grüger[9] auf noch beschwingtere Weise lehrt. Tonfolge, -länge, -höhe, Rhythmus, Melodie erscheinen optisch-real; die Noten sind Lebewesen, das Notenbild ein wirkliches. Besser als momentan im Tonfilm kommunizieren Bild und Ton. Das Kind singt nach Noten-Malerei, das Kind buchstabiert Bilder-Schrift, liest ein Lebendiges.

Das Bedürfnis nach Lektüre wächst in diesem Alter von Jahr zu Jahr, übertrifft oft die Leselust der Erwachsenen; die glauben meist, sie wüßten schon genug. Aber wenn ein Kind fragt: „Warum gibt es Arme, warum gibt es keine Arbeit, warum gibt es Reiche, die nicht arbeiten?", dann schweigen sie oder weichen aus. Hermynia zur Mühlen versucht in ihren, von Heinrich Vogeler-Worpswede illustrierten Märchen[10] darauf zu antworten. Die Antworten könnten noch gründlicher sein. Solang noch Kinderbücher Krieg, Dynasten und Nationalismus glorifizieren, ist dieser Marxismus für die Jugend am Platz. Besonders, wenn dabei der Zustand Rußlands, die Not der Bauern und das Problem der heimatlosen Bettelkinder so rückhaltlos geschildert wird, wie es L. Pantelejew[11] tut. Doch liegt den Kindern Rußland nicht näher als Bagdad, das sie in den Erzählungen von Eugen Reith[12] anschaulich spannend dargestellt finden, samt den Dschungeln auf Borneo und den Sandstürmen in Persien.

---

[1] „Unterm Tisch und auf der Schaukel." Von Erwin Redslob. Bilder von Hildegard Weinitschke. Müller & Kiepenheuer Verlag, Potsdam.

[2] „Florians wundersame Reise über die Tapete." Illustriert von Tinter. Verlag „Das Berglandbuch", Graz-Wien.

[3] „Die Schneemänner." Von Annelies Umlauf-Lamatsch, Bilder von Kutzer. „Geschichten für kleine Leute." Von M. K. Weitzner, Bilder von Mohatta-Morpurgo. „Lust und Leid im Kinderleben." Von Karl Linke. „Was wir erzählen." Herausgegeben von Gnam u. a. Deutscher Verlag für Jugend und Volk, Wien-Leipzig.

[4] „In die weite Welt." Verlag Müller & Kiepenheuer, Potsdam.

[5] „Christkind-Legenden in Wort und Bild." Badenia-Verlag, Karlsruhe.

[6] Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

[7] „Arthur mit dem langen Arm." — „Das verhexte Telephon." Williams & Co., Verlag.

[8] Herbert Stuffer Verlag, Berlin.

[9] Die Liederfibel, Teil I, Teil II. Das singende Bilderbuch von Heribert und Johannes Grüger. Ostdeutsche Verlagsanstalt, Breslau.

[10] „Es war einmal ... und es wird sein." Verlag der Jugendinternationale, Berlin.

[11] „Die Uhr." Illustriert von Bruno Fuk. Derselbe Verlag.

[12] „Vagabund im Orient." Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde, Franckhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Digitized by Google

Indianerwirklichkeit nach alten Quellen gibt instruktiv und dokumentarisch Fritz Steuben.[1] Rudyard Kipling zeigt, wie es bei den Fischern zugeht. Erziehungsfragen der amerikanischen Plutokratie werden rauh aber herzlich und gründlich behandelt. Es ist zu wünschen, daß dieser sachkundige Roman[2] alle verlogenen Seeabenteuergeschichten von den Bücherbrettern der Jungens wegfegt. — Charles Vildrac[3] schreibt einen Erziehungsroman für kindliche Leser, sein „Inselparadies" ist eine pädagogische Provinz voll Märchenzauber und Abenteuer, die geistvolle Illustrierung von Edy-Legrand von hohem Wert. — Nicht nur wegen der vielen neuen, vorzüglichen Bilder von Hans Meid nimmt man das vor 21 Jahren zum erstenmal erschienene Kinder-Erlebnisbuch „Carlos und Nikolas" von Rudolf Johannes Schmied[4] mit besonderer Freude wieder in die Hand. Wo steckt er, warum stockt er, dieser wundervolle Schmied des Kinderglücks? Neue famose Erzähler sind da, aber sie lassen ihn uns nicht vergessen, seine epische Zartheit, seinen süßen und hellen Humor, seine lautere Güte.

Neue, prächtige Erzähler sind da: Gabriel Scott,[5] der den aufhorchenden Jungen die Streiche, Träume und Schmerzen seiner Jugendzeit sehr schön erzählt; Fritz Wichert,[6] der kleinen Mädchen das hübsche Märchen von „Philinchen Sacktuch" zur Gesellschaft gibt; Hans Verbig,[7] der in einer unbekümmert-unwahrscheinlichen Handlung die Bewegung der Sinn-Feiner zum Anlaß nimmt, für die nationalen Minderheiten an das Weltgewissen zu appellieren: „Es genügt nicht, daß ein Zustand zum Himmel schreit, das Geschrei muß auch auf der Erde gehört werden." Verbig, der hier aus früherem pseudonymem Schaffen mit eigenem Namen hervortritt, verdient, daß man ihn höre und lese. (All diese Bücher wenden sich an das junge Publikum, das sonst Backfischromane und Räubergeschichten verschlang, und bieten ihm bei nicht geringerer Spannung menschenwürdigere Inhalte.)

„Sonne und Regen im Kinderland", eine wohlfeile und saubere Sammlung, bringt zwei neue Bändchen,[8] deren erstes guten alten Kalendergeist, deren zweites Geist vom Doktor Doolittle ausstrahlt. — Karin Michaelis gibt in „Bibi und Ole",[9] dem dritten Teil von „Bibi", mehr an Phantasie und Frische als solche Fortsetzungen gewöhnlich haben, fast mehr als ihre vorigen Bibi-Bände. — Kurt Gerlachs[10] Sprache ist dichterisch gedrungen, zu gedrungen, um einfach und klar verständlich zu sein. Ein Kinderschicksal auf der Landstraße und im Wald, das er hart und schwer gestaltet, erscheint in Jo Mihalys Schilderung[11] schlichter und überzeugender, rein und rührend die Liebe von Mensch zu Mensch.

Es bastelt die Phantasie, die Wissenschaften dichten. Georg Biedenkapp[12] schreibt die Geschichte der Erfindungen in Form von Märchen. Peter Supf[13] erzählt Mythen, in denen der Mensch die Erfindung des Fliegens vorausnahm. Und die praktisch-frohen Bastelstunden der „Deutschen Welle" sind zum Roman einer Puppenfamilie[14] geworden: Die Puppen, die Kinder nach den Weisungen und Anregungen im Rundfunk angefertigt haben, werden lebendige Romanfiguren und regen die Kinder und Großen zu neuen Basteleien, Spielen und praktischen Arbeiten an. Das Gelesene setzt sich in Tätigkeit um, in Spiele im Freien, in Arbeit in der Natur, in eigene Beobachtung all dessen, was draußen geschieht, in handwerkliches Können und Lebenstüchtigkeit. Dazu dient außer dem Vorbild der „Familie Tüchtig" auch der sehr natürliche Zauber, den das „Wunderbuch der Kinderspiele"[15] besitzt. Ein Jahr der Spiele zieht vorüber, vertreibt alle Langweile und zeigt, daß das Spielreich der Kinder in sommerlicher Luft und im winterlichen Zimmer ein Reich der unbegrenzten Möglichkeiten ist. Wenn Eltern, wie oft, nicht wissen, was sie mit den Kindern anfangen sollen, brauchen sie nur dies Buch zu studieren und den Kindern in die Hand zu geben. Es hat Stoff für die Jahre von drei bis zwölf. Für die folgenden Jahre sorgt das „Bastelbuch" und „Durch die weite Welt".[16] Man hat vor kurzem erlebt, daß sich aus Basteleien eines jungen Burschen eine wichtige Erfindung entwickelte. Die vier letztgenannten Bücher sind Helfer und Werkzeuge auf diesem Weg ins praktische, tätige und fruchtbare Leben.

„Länder und Völker" heißt ein Bilderatlas in Einzelheften von Cläre With.[17] Eine genial einfache Bildersprache läßt uns das Gesicht der Erde verstehen, läßt uns mit Siebenmeilenstiefeln des Geistes ihre Geschichte, Geographie, Geologie, Soziologie und Politik durchwandern und enträtselt uns den Sinn des wirren Gewimmels der Länder und Völker. Es ist, als säßen wir hoch oben neben Gottes Thron und blickten hinab in die großen Wohnstuben der Menschheit, in Flußbecken und Hochflächen, Gebirgstäler und Oasen. Wir überschauen den Weltmarkt, sehen die Völker als Rivalen oder Verbündete, als Herrscher oder Beherrschte und tun einen tiefen Blick in die Möglichkeiten kommender Jahrhunderte.

Da sollten wir alle noch mal in die Schule gehen.

---

[1] „Der fliegende Pfeil." Derselbe Verlag.
[2] „Fischerjungs." Ein Seeroman. Bilder von Willi Steinert. Paul List Verlag, Leipzig.
[3] „Das Inselparadies." Erich Lichtenstein Verlag, Weimar.
[4] Erich Reiß Verlag, Berlin.
[5] „Die kleine Terz, Lustige Jungengeschichten." Bilder von Fritz Loehr. Hermann Schaffstein Verlag, Köln.
[6] Urban-Verlag, Freiburg i. B. Bilder von Boris Bolhard.
[7] „Das Falschmünzerschiff." Ein Jugendroman. Verlag Julius Beltz, Langensalza.
[8] Käthe Hirsch, „Die Geschichte von Otto"; Anni Geiger-Gog, „Schulschluß — Sommerferien". D. Gundert Verlag, Stuttgart.
[9] Mit Bildern von Hedwig Collin. Herbert Stuffer, Verlag.
[10] „Der Knabe im Walde. Eine Ausreißergeschichte." Hellenhaus-Verlag Martha Gerlach, Hellerau bei Dresden.
[11] „Michael Arpad und sein Kind." D. Gundert Verlag, Stuttgart.
[12] „Vom Feuerstein zum Zeppelin." Kosmos-Gesellschaft, Stuttgart.
[13] „Die schönsten Märchen vom Fliegen." Mit Bildern von H. Weinitschke. Herbert Stuffer, Verlag.
[14] „Familie Tüchtig." Ein Abenteuer-, Märchen- und Bastelbuch von Ursula Scherz. Bilder von William Wauer. Friedrich Andreas Perthes A.-G., Stuttgart.
[15] „Das Wunderbuch der Kinderspiele. Ein Geschichten-, Spiel- und Bastelbuch." Von Hedwig Lohß. Derselbe Verlag.
[16] Franckhsche Verlagsbuchhandlung Stuttgart.
[17] Bis jetzt erschienen: Ägypten, Indien, Australien, Mexiko, Amerika. Verlag Müller & Kiepenheuer, Potsdam.

Digitized by Google

Proben und Stücke

Aus: Sigmund Freud: Das Unbehagen in der Kultur

(Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien)

Das gern verleugnete Stück Wirklichkeit hinter allem ist, daß der Mensch nicht ein sanftes, liebebedürftiges Wesen ist, das sich, wenn angegriffen, auch zu verteidigen vermag, sondern daß er zu seinen Triebbegabungen auch einen mächtigen Anteil von Aggressionsneigung rechnen darf. Die Existenz dieser Aggressionsneigung, die wir bei uns selbst verspüren können, beim anderen mit Recht voraussetzen, ist das Moment, das unser Verhältnis zum Nächsten stört und die Kultur zu ihrem Aufwand nötigt. Infolge dieser primären Feindseligkeit der Menschen füreinander ist die Kulturgesellschaft beständig vom Verfall bedroht. Das Interesse der Arbeitsgemeinschaft würde sie nicht zusammenhalten, triebhafte Leidenschaften sind stärker als vernünftige Interessen. Die Kultur muß alles aufbieten, um den Aggressionstrieben der Menschen Schranken zu setzen, ihre Äußerungen durch psychische Reaktionsbildungen niederzuhalten. Daher also das Aufgebot von Methoden, die die Menschen zu Identifizierungen und zielgehemmten Liebesbeziehungen antreiben sollen, daher die Einschränkung des Sexuallebens und daher auch das Idealgebot, den Nächsten so zu lieben wie sich selbst, das sich wirklich dadurch rechtfertigt, daß nichts anderes der ursprünglichen menschlichen Natur so sehr zuwiderläuft. Durch alle ihre Mühen hat diese Kulturstrebung bisher nicht sehr viel erreicht. Die gröbsten Ausschreitungen der brutalen Gewalt hofft sie zu verhüten, indem sie sich selbst das Recht beilegt, an den Verbrechern Gewalt zu üben, aber die vorsichtigeren und feineren Äußerungen der menschlichen Aggression vermag das Gesetz nicht zu erfassen. Jeder von uns kommt dahin, die Erwartungen, die er in der Jugend an seine Mitmenschen geknüpft, als Illusionen fallen zu lassen und kann erfahren, wie sehr ihm das Leben durch deren Übelwollen erschwert und schmerzhaft gemacht wird. Dabei wäre es ein Unrecht, der Kultur vorzuwerfen, daß sie Streit und Wettkampf aus den menschlichen Betätigungen ausschließen will. Diese sind sicherlich unentbehrlich, aber Gegnerschaft ist nicht notwendig Feindschaft, wird nur zum Anlaß für sie mißbraucht.

Die Kommunisten glauben den Weg zur Erlösung vom Übel gefunden zu haben. Der Mensch ist eindeutig gut, seinem Nächsten wohlgesinnt, aber die Einrichtung des privaten Eigentums hat seine Natur verdorben. Besitz an privaten Gütern gibt dem einen die Macht und damit die Versuchung, den Nächsten zu mißhandeln; der vom Besitz Ausgeschlossene muß sich in Feindseligkeit gegen den Unterdrücker auflehnen. Wenn man das Privateigentum aufhebt, alle Güter gemeinsam macht und alle Menschen an deren Genuß teilnehmen läßt, werden Übelwollen und Feindseligkeit unter den Menschen verschwinden. Da alle Bedürfnisse befriedigt sind, wird keiner Grund haben, in dem anderen seinen Feind zu sehen; der notwendigen Arbeit werden sich alle bereitwillig unterziehen. Ich habe nichts mit der wirtschaftlichen Kritik des kommunistischen Systems zu tun, ich kann nicht untersuchen, ob die Abschaffung des privaten Eigentums zweckdienlich und vorteilhaft ist. Aber seine psychologische Voraussetzung vermag ich als haltlose Illusion zu erkennen. Mit der Aufhebung des Privateigentums entzieht man der menschlichen Aggressionslust eins ihrer Werkzeuge, gewiß ein starkes, und gewiß nicht das stärkste. An den Unterschieden von Macht und Einfluß, welche die Aggression mißbrauchen, daran hat man nichts geändert, auch an ihrem Wesen nicht. Sie ist nicht durch das Eigentum geschaffen worden, herrschte fast uneingeschränkt in Urzeiten, als das Eigentum noch sehr armselig war, zeigt sich bereits in der Kinderstube, kaum daß das Eigentum seine anale Urform aufgegeben hat, bildet den Bodensatz aller zärtlichen und Liebesbeziehungen unter den Menschen, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der einer Mutter zu ihrem männlichen Kind. Räumt man das persönliche Anrecht auf dingliche Güter weg, so bleibt noch das Vorrecht aus sexuellen Beziehungen, das die Quelle der stärksten Mißgunst und der heftigsten Feindseligkeit unter den sonst gleichgestellten Menschen werden muß. Hebt man auch dieses auf durch die völlige Befreiung des Sexuallebens, beseitigt man also die Familie, die Keimzelle der Kultur, so läßt sich zwar nicht vorhersehen, welche neuen Wege die Kulturentwicklung einschlagen kann, aber eins darf man erwarten, daß der unzerstörbare Zug der menschlichen Natur ihr auch dorthin folgen wird.

Es wird den Menschen offenbar nicht leicht, auf die Befriedigung dieser ihrer Aggressionsneigung zu verzichten; sie fühlen sich nicht wohl dabei. Der Vorteil eines kleineren Kulturkreises, daß er dem Trieb einen Ausweg an der Befeindung der Außenstehenden gestattet, ist nicht gering zu schätzen. Es ist immer möglich, eine größere Menge von Menschen in Liebe aneinander zu binden, wenn nur andere für die Äußerung der Aggression übrig bleiben. Ich habe mich einmal mit dem Phänomen beschäftigt, daß gerade benachbarte und einander auch sonst nahe stehende Gemeinschaften sich gegenseitig befehden und verspotten, so Spanier und Portugiesen, Nord- und Süddeutsche, Engländer und Schotten usw. Ich gab ihm den Namen „Narzißmus der kleinen Differenzen", der nicht viel zur Erklärung beiträgt. Man erkennt nun darin eine bequeme und relativ harmlose Befriedigung der Aggressionsneigung, durch die den Mitgliedern der Gemeinschaft das Zusammenhalten erleichtert wird. Das überall hin versprengte Volk der Juden hat sich in dieser Weise anerkennenswerte Verdienste um die Kulturen seiner Wirtsvölker erworben; leider haben alle Judengemetzel des Mittelalters nicht ausgereicht, dieses Zeitalter friedlicher und sicherer für seine christlichen Genossen zu gestalten. Nachdem der Apostel Paulus die allgemeine Menschenliebe zum Fundament seiner christlichen Gemeinde gemacht hatte, war die äußerste Intoleranz des Christentums gegen die draußen Verbliebenen eine unvermeidliche Folge geworden; den Römern, die ihr staatliches Gemeinwesen nicht auf die Liebe begründet hatten, war religiöse Unduldsamkeit fremd gewesen, obwohl die Religion bei ihnen Sache des Staates und der Staat von Religion durchtränkt war. Es war auch kein unverständlicher Zufall, daß der Traum einer germanischen Weltherrschaft zu seiner Ergänzung den Antisemitismus aufrief, und man erkennt es als begreiflich, daß der Versuch, eine neue kommunistische Kultur in Rußland aufzurichten in der Verfolgung der Bourgeois seine psychologische Unterstützung findet. Man

Digitized by Google

fragt sich nur besorgt, was die Sowjets anfangen werden, nachdem sie ihre Bourgeois ausgerottet haben.

Wenn die Kultur nicht allein der Sexualität, sondern auch der Aggressionsneigung des Menschen so große Opfer auferlegt, so verstehen wir es besser, daß es dem Menschen schwer wird, sich in ihr beglückt zu finden. Der Urmensch hatte es in der Tat darin besser, da er keine Triebeinschränkungen kannte. Zum Ausgleich war seine Sicherheit, solches Glück lange zu genießen, eine sehr geringe. Der Kulturmensch hat für ein Stück Glücksmöglichkeit ein Stück Sicherheit eingetauscht. Wir wollen aber nicht vergessen, daß in der Urfamilie nur das Oberhaupt sich solcher Triebfreiheit erfreute; die anderen lebten in sklavischer Unterdrückung. Der Gegensatz zwischen einer die Vorteile der Kultur genießenden Minderheit und einer dieser Vorteile beraubten Mehrzahl war also in jener Urzeit der Kultur aufs äußerste getrieben. Über den heute lebenden Primitiven haben wir durch sorgfältigere Erkundung erfahren, daß sein Triebleben keineswegs ob seiner Freiheit beneidet werden darf; es unterliegt Einschränkungen von anderer Art, aber vielleicht von größerer Strenge als das des modernen Kulturmenschen.

Wenn wir gegen unseren jetzigen Kulturzustand mit Recht einwenden, wie unzureichend er unsere Forderungen an eine beglückende Lebensordnung erfüllt, wie viel Leid er gewähren läßt, das wahrscheinlich zu vermeiden wäre, wenn wir mit schonungsloser Kritik die Wurzeln seiner Unvollkommenheit aufzudecken streben, üben wir gewiß unser gutes Recht und zeigen uns nicht als Kulturfeinde. Wir dürfen erwarten, allmählich solche Abänderungen unserer Kultur durchzusetzen, die unsere Bedürfnisse besser befriedigen und jener Kritik entgehen. Aber vielleicht machen wir uns auch mit der Idee vertraut, daß es Schwierigkeiten gibt, die dem Wesen der Kultur anhaften und die keinem Reformversuch weichen werden. Außer den Aufgaben der Triebeinschränkung, auf die wir vorbereitet sind, drängt sich uns die Gefahr eines Zustandes auf, den man „das psychologische Elend der Masse" benennen kann. Diese Gefahr droht am ehesten, wo die gesellschaftliche Bindung hauptsächlich durch Identifizierung der Teilnehmer untereinander hergestellt wird, während Führerindividualitäten nicht zu jener Bedeutung kommen, die ihnen bei der Massenbildung zufallen sollte. Der gegenwärtige Kulturzustand Amerikas gäbe eine gute Gelegenheit, diesen befürchteten Kulturschaden zu studieren. Aber ich vermeide die Versuchung, in die Kritik der Kultur Amerikas einzugehen; ich will nicht den Eindruck hervorrufen, als wollte ich mich selbst amerikanischer Methoden bedienen. (Vgl. S. 247.)

Aus: Heinrich Hauser: Die letzten Segelschiffe

(S. Fischer Verlag, Berlin)

Sturm

13. Januar

Neun Uhr abends. Ich bin mir bewußt, daß meine Aufzeichnungen jetzt völlig fragmentarisch sind. Nur noch Notizen.

Gegen sieben hat es erst richtig angefangen: orkanartige Böen setzten ein. Ich stehe achterkante vom Hochdeck und beobachte die Kreuzmarssegel, die schon große Risse zeigen. Eine starke Beklemmung liegt mir auf der Brust.

Barometer fällt wie toll.

Gegen acht Uhr Manöver: Halsen. Alles, was wir bisher erlebt hatten, ist nichts. Dies hier ist wahnsinnig. Erinnere mich bloß, wie ich mit K. zusammen am Großmast ein Fall durchhole und wie es uns mit einem teuflischen Satz aus den Händen springt und zerknallt. K. preßt einen Augenblick heftig meinen Arm: „In dieser Nacht verliere ich mein Schiff!"

Im nächsten Augenblick zerplatzen nacheinander sämtliche Segel am Kreuzmast: Oberbram, Unterbram, Obermars.

Nicht zu beschreibender Anblick: Mondlicht, dicke, milchige Luft. Die See weiß, ja völlig weiß, so wie ich sie noch nie gesehen habe, kochend. Trommelfeuer der zerfetzten Segel an dem riesigen Turm des Kreuzmastes, der zu stürzen scheint. Rasendes Knattern. Scharfe, metallische Laute: Stahl, der gegen Stahl anschlägt. Ich rechne jeden Augenblick, daß die Raaen herunterkommen und das Deck zerschmettern. Mächtige Fetzen, gekrümmt wie Flammen, flattern von den Segeln fort.

Man schickt die Leute nicht mehr in die Masten. Es hat keinen Zweck.

Ich bin in den Salon gegangen. Ich bin in einem unklaren Instinkt an meine Medizinkiste gegangen und habe sie aufgemacht.

In diesem Augenblick bringen der Steward und noch einer einen Verwundeten herein. Einer von den Jungen. Hat eine Handspake quer über den Schädel gekriegt. Der Kopf ist ganz mit Blut bedeckt. Ich setze ihn in einen der festgeschraubten Sessel. Der Steward stellt den Docht höher, daß die Lampe heller brennt: „Sie haben Ihr Verbandszeug ja schon klargemacht", sagt er.

Soweit ich fühlen kann, sind die Knochen ganz geblieben. Der Junge ist sehr brav, sehr still. Ich schneide ihm die blutgetränkten Haare ab, um zu verbinden. Sehr viel Haar hat der Junge. In dem Moment rutsche ich plötzlich, Schere in der Hand, unwiderstehlich gegen die Tür. Medizinkiste, Tischtuch, alles, was nicht angeschraubt war, ist in die Ecke geflogen.

Das war die erste der ganz schweren Seen. Draußen im Gang schlägt brausend Wasser gegen die Tür. Schiff hat jetzt starke Schlagseite nach Backbord und behält sie bei. Kommt mir vor, als wäre Ladung übergegangen. Verbinde. Sehr brav hält der Junge aus. Aber dann wird er schwach, fällt um im Sessel. Wir legen ihn aufs Sofa. Blut läuft noch unter dem Verband in breiten Streifen um sein Kinn.

Will ihm Whisky geben, einen Schluck. Will er nicht. Schmerzen hat er jetzt nicht. Er verliert die Besinnung. Wahrscheinlich Gehirnerschütterung.

Vorübergehender Gedanke: Hoffentlich komme ich aus dem Loch hier noch heraus.

Fülle Feldflasche mit Whisky. Viel geht daneben. Nehme sie mit an Deck. Vielleicht hat oben mal wer Verwendung dafür.

Es sieht grauenhaft aus da oben. Es ist wirklich grauenhaft.

Schiff segelt mit der Backbordreling durch Wasser. Deck ist so steil, daß man kaum mehr gehen kann. Ziehe mich zur Luvreling hinauf.

Sehe Welten, rollende Welten, maßlos, heranrasend. Alles grauweiß. Mehr Wasser als Luft. Dunst im Himmel, rasende Wolken, Mondlicht wie dicke Milch.

Prasselnde Schläge in den Masten. Donnern. Scharfes Klirren von Metall.

Digitized by Google

Am Ruder stehen jetzt vier Mann. Ein fünfter vor dem Kompaß.
Ein Junge neben mir fragt immer wieder, ob das Schiff umkippen wird. Ich lache, die Lächerlichkeit der Frage erleichtert den Druck auf der Brust.
Aber gleich darauf sieht es so aus, als ob der Junge recht bekommen würde: es sieht so aus, als müsse die „Pamir" stürzen. — Steward und Koch erscheinen in der Tür vom Kartenhaus. Sie haben die Treppe benutzt, die vom Gang aus direkt hinaufführt. An Deck kann man nicht mehr. Luken und Deck sind bis zum Rand der Verschanzung dauernd unter Wasser.
Allmählich sind immer mehr Leute hier auf dem Hochdeck auf Luvseite. Ich habe das Gefühl, daß es bald die ganze Besatzung ist. Man tut nichts. Man kann nichts tun. Es ist auch nichts zu sehen vor Gischt. Alles Milch, dicke blau leuchtende Masse von Milch, durch die wir fliegen oder segeln oder tauchen.
Wunderbare Haltung bei den Menschen. Einer sagt ganz trocken: „Schade, daß jetzt nicht Tag ist, dann könnten Sie schöne Aufnahmen machen."
K. sagt zu mir: „Wie fühlen Sie sich?"
„Ganz gut, und Sie?"
„Ich habe abgeschlossen."
Der Zweite sagt: „Jetzt kann man aber bald das Kotzen kriegen."
Indem zerplatzen und zerknallen uns sämtliche Vorsegel. Nur Unterbram bleibt stehen. Ich meine immer, das Schiff müsse sich mehr aufrichten, wo so viel Segel fort sind, aber das tut es nicht.
Will nach der Uhr sehen im Kartenhaus: Uhr liegt zerschmissen an Deck. Ofen liegt umgefallen in einer Ecke. Nasse Seekarten. Raketenkisten. Auch hier ist Wasser.
Wir laufen jetzt beinahe platt vorm Wind. Kurs mir unbekannt; kann nicht zum Kompaß kommen. Scheint, als wollten wir durch den Kanal zurück in die Nordsee. Schiff liegt jetzt ruhiger. Die Seen überrennen das ganze Achterdeck.
Der Erste nimmt einen Schluck aus meiner Flasche: „Ich habe Kohldampf!" brüllt er mir ins Ohr. Wir haben alle noch nicht zu Abend gegessen.
Wir haben Taschenlampen. Wir waten durch den Gang zur Messe. Hungrig wie Wölfe. Tischtuch, Geschirr und Essen sind alle von der Back auf die Bänke geflogen. Ofen umgestürzt. Ruß und Asche schwimmen auf dem Wasser. Wir waten zum Tisch. Kauen Brot, Sauerfleisch. „Wundert mich bloß, daß wir bei alledem den Humor behalten."
Blicke in den Salon, der beinahe trocken ist. Mein Verwundeter liegt ganz ruhig da. Luft ist dick von Petroleumdunst. Der Hund ist unruhig und bellt, will aber nicht in den überschwemmten Gang hinein.
Wieder oben: Frage Kapitän, ob der Verwundete unten bleiben soll. Er weiß noch gar nichts von der Sache, er sagt: „Vorläufig ja."
Ich kann nicht mehr ohne Halt an Deck stehen. Das ist schon toll. Bin angeklammert an das Geländer am Kartenhaus. Immer wieder rieseln Wasserbäche in den Kragen des Ölmantels und über Brust und Beine. Und immer, wenn das Wasser in den Schuhen etwas angewärmt ist, kommt eine neue See und spült mit kaltem Wasser wieder aus.
Mit der Zeit fange ich an zu bibbern.
Es vergeht eine Stunde. Diese rasenden, taumelnden Seen, dies betäubende Brausen und Donnern zermürbt die Nerven. Treffe den Ersten. Der sagt: „Das geht nicht gut. Das kann nicht gut gehen. Wir wissen nicht, wo wir sind. Wir haben auch keine Gewalt mehr über das Schiff. Wenn uns einer vor den Bug kommt, können wir nicht ausweichen."
„Ist wenigstens Wasser genug voraus?"
„Vorläufig ja."
Zeit vergeht.
Einmal sagt K.: „Kämpfen können wir nicht mehr, bloß noch segeln."
Merkwürdigerweise kann ich nicht völlig glauben, was ich erlebe. Ich kann nicht richtig an Sterben und solche Sachen denken. Es kommt mir irgendwie so vor, als wäre alles Traum.
Aber das Donnern, Brausen und die riesigen Seen zermürben die Nerven.
Und da ist der Erste und sagt: „Wir wollen zusehen, daß wir nachher die Boote klarmachen."
Von da ab habe ich für einige Zeit die ganze Sache aufgegeben. Nämlich wir hätten die Boote noch nicht einmal zu Wasser bekommen. Wir wären kaum an sie herangekommen. Boote bei dieser See!
„Es ist die letzte Möglichkeit", sagt der Erste.
Und da habe ich die Vorstellung gehabt von einem langsamen Tod, von stundenlangem Anklammern an irgend etwas, was schwimmt, von einem langen und elenden Kampf ohne Sinn.
War unten, sah nach dem Verwundeten. Wieder an Deck. Es mag elf Uhr sein oder später: Feuer an Steuerbord! Ein Leuchtfeuer. Feuer recht voraus! Und wir laufen gerade darauf zu.
Noch einmal packt die wahnsinnige Angst mich an: In einer Stunde sitzen wir irgendwo auf den Klippen.
Dann sagt der Erste irgend etwas: Grisnez, wenn ich recht verstehe — und daß es klargeht, und daß wir wissen, wo wir sind.
Ich kann es eigentlich kaum glauben.
Aber es geht klar, und wir kommen sicher durch diese engste Stelle des Kanals hindurch. Es ist ein Wunder, ein wirkliches Wunder.
Zwölf Uhr oder später: Ich glaube, wir haben es geschafft.
Heute nacht habe ich das Leben behalten, aber ein Vermögen verloren: Wenn ich das alles hätte filmen können! Nie hat man so etwas gefilmt. Selten haben Menschen diesen Anblick überleben können. Das wären Aufnahmen gewesen!
Immer noch schlägt mein Herz sehr schnell. Ich sitze im Salon, der fast trocken ist. Ich lese Wilhelm Raabe: „Der Hungerpastor". Ich bin ganz bei der Sache, nehme teil. Ein großer Schriftsteller. Ausgezeichnet ist das meiste gesehen. Ein Mann wie Thackeray.
Mein Verwundeter schnarcht, das klingt beruhigend. Habe ihn mit zwei Decken zugedeckt. Habe ihm die nasse Hose ausgezogen.
Das Barometer steigt langsam.

*

Wieder an Deck: Schiff sieht aus wie über die Toppen geflaggt mit den flatternden Segelfetzen. Mond bricht durch die Wolken wie ein Scheinwerfer. Ganze drei Segel stehen noch. Menschen sind nicht mehr auf dem Hochdeck. Am Ruder immer noch vier Mann.
Der Erste sagt zu mir: „In meiner Kammer sieht es trübe aus. Versuchen Sie doch zu retten, was noch trocken ist. Werfen Sie's auf die Koje."
Ich gehe. Es sieht tatsächlich ziemlich trübe aus. Denn der Petroleumofen hat fast die ganze Zeit schwer blakend gebrannt. Die Luft ist zum Ersticken, und alles, Wände, Koje,

Digitized by Google

Tisch, ist dick schwarz mit Ruß bedeckt. Darunter schwabbert das Wasser.
Die oberen Schubladen im Spind sind trocken. Ich ziehe sie heraus und baue alles auf der Koje auf. Auch das Logbuch. Auch das Bild der Frau.

*

Ein Uhr oder so. Wie wir herunterkommen von Deck, hockt in der Kammer vom Ersten bereits ein Junge, schöpft Wasser aus und sammelt in zwei Pützen die brauchbaren und die unbrauchbaren Gegenstände.
Der Verwundete erwacht: Ich begleite ihn auf das Kapitänsklosett. Die feineren Rangunterschiede haben augenblicklich aufgehört. Dann schläft der Junge wieder ein. Er hat sich eine ganz vornehme, weibliche Stimme zugelegt. Wenn wir krank sind, kommt immer die Mutter in uns heraus.
Dann sind der Erste und ich nach vorn gegangen und haben im Lampenspind den Petroleumofen wieder in Gang gesetzt. Es ist bitter kalt.
Alles schwimmt da vorn in Petroleum. Unter der Back, da, wo es trocken ist, stehen ein paar Matrosen. Sie fragen nach dem Jungen. Einer sagt etwas, was ich sehr richtig finde: „Bei solchem Wetter soll man die ‚Kinder' unter Deck schicken. Die wissen ja gar nicht, wo und wie sie anfassen sollen. Besser wenige Mann, die ihren Kram verstehen."
Dann sprechen wir noch von Nothafen. Die Meinungen sind geteilt. Einige sagen, wir würden schon deshalb keinen Nothafen anlaufen, weil dann kaum einer von der Mannschaft an Bord bliebe.
Ich glaube das nicht.
Dann kommen wir mit dem Ofen in die Kammer des Ersten zurück. Da sitzt der nette kleine Schiffsjunge auf dem Stuhl und ist fest eingeschlafen. Und er wacht auch nicht auf. Der Erste hält ihm schließlich die Nase zu. „Tun Sie das nicht", sage ich, „der Junge ist imstande und erstickt im Schlaf."
Da taumelt er auf: „Ich schlafe immer gleich ein", sagt er mit seiner hohen Kinderstimme. Blaß ist er jetzt, grau im Gesicht.
„Mach, daß du in deine Koje kommst!" Da stolpert er zur Tür — immer noch fest im Schlaf —, fällt mir in die Arme; erwacht jetzt erst wirklich, macht ein ganz verblüfftes Gesicht, dreht sich einmal um sich selbst und taumelt hinaus.
Ein netter Junge. Fünfzehn Jahre alt. Es wäre schade um ihn gewesen.

14. Januar

Es ist vorbei. Es hat sich ausgeweht. Bis Mittag ist der Wind immer mehr abgeflaut. Wir sind bei Outer Gabbard Feuerschiff, an der Themsemündung.
Bis Mittag konnten wir nicht telegraphieren: jeder Funkverkehr war gesperrt wegen Notrufen, S.O.S.
Es muß viel passiert sein in dieser Nacht.
Nachmittags: Wir haben das Schiff „aufs Ohr" gelegt, an den Wind. Die Sache ist entschieden; wir laufen Rotterdam an als Nothafen.
Die Reederei hat schon geantwortet. Der Schlepper Wotan von der Bugsiergesellschaft ist von Vlissingen aus schon ausgelaufen, um uns einzubringen.
Nun werde ich also doch meine Filme los.
Habe viel aufgenommen heute, schätzungsweise zweihundertfünfzig Meter. Aber es ist doch ein Jammer, daß die große Sache mir entgangen ist.
Bis Rotterdam sind es bloß siebzig Seemeilen, wenn's gut geht, können wir schon heute nacht dort sein.

*

Es hat nun doch nicht so geklappt. Der Schlepper Wotan hat uns versetzt.
Erst am anderen Morgen, am 15. Januar, kommt ein Schlepper aus Antwerpen, der „Goliath" heißt.

*

Zehn Stunden später: Hoek van Holland passiert, bald werden wir im Hafen sein. Auf allen Schiffen, die uns passieren, laufen die Menschen zusammen und stehen an der Reling. Alle Gläser sind auf uns gerichtet. Wir sind eine Sehenswürdigkeit, eine zerfetzte Sehenswürdigkeit.
In den äußersten Hafenwinkel hat man uns geschleppt. Im Schatten großer Dampfer liegen wir. K. sagt: „Ich komme mir hier vor wie auf dem Friedhof."
An Land: Es geht sich unsicher und schwindlig auf dem Pflaster. — Beim Aufwachen am anderen Morgen ein taubes, lästiges Gefühl: das Schiff macht keine Fahrt. Es liegt still. (Vgl. S. 223, 250.)

Aus: „Die Balladen und lasterhaften Lieder des Herrn François Villon". In deutscher Nachdichtung von Paul Zech

(Erich Lichtenstein Verlag, Weimar 1931)

Eine Ballade
gedichtet für Mira l'Ydolle

Am Abend standen alle Bäume grau und krank
im Wald herum, weil in dem Wiesengrund der Tag
ertrank.
Du aber warfst die Kleider fort vom Leib
und hast ein weißes Licht
mir angezündet, Abendweib,
mit Wurzelhaar und Tiergesicht.
Und immer werden meine Augen hell und weit,
wenn in dem Wald der weiße Mond erscheint.
Die Bäume wuchsen in den Mai hinein
und wollten nicht mehr grau und einsam sein.
Ich aber weiß nicht, wo du weilen magst,
ich weiß nur, wie du hautnackt heiß
an meinem Munde lagst.
Und über uns der Mond zog seinen Kreis
die lange Nacht
und hat mich grau und krank gemacht.
Ich bin nach deinem roten Mund so krank,
der sich an meinem Blut betrank.
Das werd' ich manche Nacht im Wald
noch wissen ... Du, warum kommst du nicht mehr,
zurück im weißen Kleid? Bald bin ich alt
und wie die Bäume krank und leer ...
Und könnte sein, wie einst im weißen Licht:
dein Nachtgemahl mit Wurzelhaar und Tiergesicht.

Digitized by Google

Aus: „Rimbaud, Leben, Werk, Briefe". Übertragen und herausgegeben von Alfred Wolfenstein

(Internationale Bibliothek G. m. b. H., Berlin 1930)

Vokale

A schwarz, E weiß, I rot, U grün, O blau: Vokale,
Ich kenne eurer Herkunft Heimlichkeiten:
A, Bart behaarter Fliegen, starres Streiten
um Aas, um faden Stank von Abfallschale,

Ein Schattengolf. E, Schnee von Zelten, Nebeln,
Weiten,
Der Eise Speere, helle Speichen, Beerenwippen.

I, ausgespienes schieres Blut, begierige Lippen,
Die trinkend lachen, büßend uns entgleiten.

U, runde Strudel, grüner Fluten Brausen,
Vom Vieh gerupfte ruhige Flur, der Runzeln Hausen
Auf kluger Stirn und Suchens Spur und Spott.

O, höchstes Horn, darin besondere Töne wohnen,
Des Kosmos von Seraph und Mond durchzogene Zonen,
O, Omega, violetter Donnerstoß aus Gott!

Aus: „-ck. erzählt zum zweiten Mal". Von Rudolf Geck

(Frankfurt a. M. 1930, Societäts-Verlag)

Das blaue Auto

„Sie haben recht," sagte der Besucher aus der rheinischen Großstadt, „wenn Sie sagen, man könne das Wort Nachbar aus unserer Sprache streichen. Nachbarn im Sinne von Claudius, der dem kranken Nachbar eine ruhige Nacht wünscht, kennt unser Leben nicht mehr. Wir wissen kaum die Namen der Mitbewohner und Anwohner und hören nur beiläufig durch die in unserer Straße verbündeten Hausangestellten oder durch den Metzgerburschen, den Briefträger oder Milch-

Rudolf Geck

mann von Geburt und Tod im Nebenhaus. Doch kommt es vor, daß Menschen in unserer Straße, die uns völlig unbekannt sind, irgendwelchen Anteil fordern und unser Denken in ihr Schicksal einbeziehen." „Sie meinen: bei Unglücksfällen oder Jubiläen, die in der Zeitung stehen?" „Nein, nicht so. Ich denke an Nachbarn, die uns ohne ihr Wissen zwingen, sich mit ihnen zu befassen, ja die uns erregen." „Wieso das? Welche Kräfte könnten das bewirken?" „In meiner Straße tut das der helle, schmetternde Ton einer Autohupe." „Aha, das Auto eines Arztes, das Ihnen kranke Nachbarn meldet?" „Nicht doch, obgleich das möglich wäre. Das Auto gehört einem Herrn, der eine junge Frau besucht!" „Woher wissen Sie das?" „Die Hausangestellten haben es herausgebracht und herumgetratscht. In unserer einsamen Straße, am Rande der Stadt, stehen in zwei Reihen acht Villen. Die Mädchen, die sich beim Einholen begegnen, erzählen sich die Neuigkeiten aus den Häusern. Das blaue Auto wird bemerkt, wenn es auch vorsichtig den Standort wechselt. Der Schmetterton tut das übrige. Sobald er durch die Stille jubelt, sind die Mädchen ‚im Bilde', Gardinen bewegen sich, die Kontrolle hebt an. Die Mädchen passen auf, wie lang ‚er' bleibt, längst wissen's auch die Gnädigen, man beobachtet, lacht und entrüstet sich." „Es ist Shakespeares Gerücht, das auf dem Winde reitet." „Mehr: Gewißheit. Nun geht einen die Sache ja nichts an, aber was wollen Sie: man beschäftigt sich doch damit. Und dann: die Frauen sind höllisch interessiert. Man kann es tadeln, aber es ist so. Ein Tropfen Gift dunstet durch die Zimmer. Die junge Frau und ihr Liebhaber werden zum Hausgespräch. Das blaue Auto hat verschiedene Besuchszeiten, kommt aber immer zur rechten Stunde. Der ahnungslose Gatte (immer ist er ahnungslos) ist dann in seiner Fabrik oder im Theater oder auf dem Kegelabend. Die Mädchen von ‚ihr', gut behandelt, halten dicht. Mir könnte es egal sein, meinen Sie. Mir ist es nicht egal. Ich habe die Unruhe im Haus. Das blaue Auto ist ein Friedensstörer. Wir sitzen z. B. abends mit einem Buch unter der Lampe. Die Straße schweigt. Plötzlich jubelt die Hupe. Meine Frau hebt die Augen: ‚Das blaue Auto.' Wir lesen nicht weiter. Ich sage etwa: ‚Wie leichtsinnig.' Darauf meine Frau: ‚Wie duldsam du bist.' Das reizt mich natürlich. Trotzdem sage ich begütigend: ‚Was wissen wir denn eigentlich? Vielleicht kommt er doch nur als Freund, vielleicht sogar im Einverständnis mit dem Manne, vielleicht ist er ihr Bruder.' Ich glaub's ja nicht, und meine Frau weiß, daß ich das nicht glaube. Sie sagt, und schon zuckt ihr Mund: ‚Du verteidigst die Person? So sind die Männer.' Ich drehe lächelnd bei: ‚Nein, so sind sie nicht!' und hasche nach ihrer Hand. Zu spät. Eine Verstimmung brütet auf, der Abend ist zerrissen. Wir lesen wieder, aber wir lesen nicht, unsere Gedanken kreisen um das Paar. Meine Frau erhebt sich nervös: ‚Eben hast du dir das Zusammensein der beiden lüstern vorgestellt, das ist schon beinahe Ehebruch.' Ich werde wild: ‚Da hört denn doch alles auf. Ich verbitte mir das. Ich kenn die Frau doch gar nicht.' ‚Oh, du wirst sie schon kennen.' Und so.

Digitized by Google

Worte von Neid, Mangel an Sinn für Anstand. Es plänkelt und brodelt weiter. Die Luft bleibt geladen. Wir tragen die Last des Schweigens und sausen doch auf einer Gedankenjagd. Zwischen meiner Frau und mir ist eine psychische Kluft. Das verruchte Paar rüttelt an unserem Glück. In den anderen Villen mag es ähnlich so zugehen, mit Entrüstung, Duldsamkeit und Zwist. Dasselbe Wissen begleitet das Paar. Zwei Unbekannte drängen sich in unseren Frieden, sitzen mit am Tisch und hetzen auf. Neugierig bin ich nur, wie lange das so weitergeht. Gesetzmäßig gehen alle Krüge zum Brunnen, bis sie brechen. Eines Tages wird das blaue Auto nicht mehr hupen. Eines Tages erzählen die Mädchen von Überraschung und Ehescheidung oder es knallt ein Revolver. Eines Tages. Nachts im Bett denke ich dran, ich muß. Alle Möglichkeiten erwäge ich, es ist nicht lustig. Es wäre mir wirklich lieb, wenn der Himmel ein Einsehen hätte und dafür sorgte, daß die beiden sich höllisch verkrachten oder daß ihre Leidenschaft an Übersättigung stürbe." (Vgl. S. 246.)

Empedokles à la Romain Rolland[1]

Von Oscar Levy (Wiesbaden)

Romain Rolland, der pazifische Jeremias des Weltkrieges, dessen Schmerzenslaute in seinen „Au dessus de la mêlée" und Leitartikeln (eigentlich: Leidartikeln) im „Journal de Genève" einst Aufsehen erregten, schrieb diese Betrachtung im April des Jahres 1918 und hat sie dem großen, in Deutschland leider unterschätzten schweizer Dichter Karl Spitteler, dem Verfasser des „Olympischen Frühlings", gewidmet. Spitteler, der Dichter des heroischen Pessimismus, hatte ja schon lange vor dem Weltkrieg „der hohen Zeit Ende" und den „Sturz der Götter" besungen, und Rolland, der Prophet des heroischen Idealismus und frühere Tolstojaner, begann in dunkeln Tagen sich dem Schweizer verwandt zu fühlen. Zur gleichen Zeit erinnerte der französische Autor sich seines jugendlichen Interesses für die griechischen Philosophen des 6. und 5. Jahrhunderts, der sogenannten Vor-Sokratiker, unter denen er von jeher den Naturphilosophen Empedokles bevorzugt hatte. Diesem zufolge sind die beiden weltbewegenden Mächte, die Liebe und der Haß — zwei Prinzipien, zwei Perioden, die in ständigem Kampfe miteinander begriffen sind: „wie der regelmäßige Atem in einer Brust, die sich hebt und senkt." Wir leben wieder einmal in der des Hasses: Empedokles ist mit seiner dunklen Seite wieder aktuell geworden.

Rollands Aufsatz, hier ins Deutsche übersetzt, behandelt diese dunkle Seite, denn gerade sie stellt den Teil der Lehre dar, die Empedokles am ausführlichsten behandelt hat. Freilich sind von den ungefähr fünftausend Versen, die der griechische Weise hinterließ, nur vierhundertfünfzig übriggeblieben, die dem Büchlein in der Übersetzung von Eduard Saenger beigegeben sind. Sie genügen aber unserem Autor, um die zwei Beschreibungen des Weltalls zusammenzustellen: die eine, die Empedokles mit ruhiger Leidenschaftslosigkeit gibt und die uns in jene Werkstatt der werdenden Wissenschaft hineinschauen läßt, in der später ein Lionardo und Goethe arbeiten sollten; die andere, in der er blutenden und zitternden Herzens die Leiden dieser Welt, ihre Häßlichkeit, ihre Schlechtigkeit, ihre Armseligkeit mit den tragischen Tönen eines israelitischen Propheten beklagt. Dieser zweiten Seite des Philosophen hat Rolland sich wohl besonders verwandt gefühlt und auch die Ähnlichkeit des von ihm erschauten Empedokles mit jenen Vorkämpfern des Hebraismus erkannt: denn er hält Empedokles „für den größten unter den ehrfurchtsvollen Gestalten der hellenischen Propheten, mit denen ein neuer Michelangelo die Gewölbe einer zweiten Sixtina bevölkern könnte".

Hans Leo Götzfried, der Verfasser einer Studie über Rolland, gibt dem Bändchen ein kluges Nachwort, das den Unterschied zwischen der Auffassung eines Hölderlin und seines Autors betont. Beide behandelten bekanntlich denselben Empedokles; aber jeder sieht in ihn sich selber hinein: Hölderlin den Halbgott, der in kühnem Fluge Ikarus gleich den Himmel erstrebt, der dann nach tiefem Fall sich wieder aufrichtet und in seiner Einsamkeit zu neuem Bewußtsein und zur Wiedervereinigung mit dem All kommt: durch seinen Freitodessturz in den Ätna. Dieses tragische Ende hat Rolland als mythisch abgelehnt: für ihn ist Empedokles eine Art Jesus, von wissenschaftlicherem Geiste und mehr der praktischen Wirklichkeit zugewandt als der Galiläer: er bemüht sich, auch das Reich der Erde wirklich zu machen; er erstickt die Pest, er saniert Sümpfe, er gibt den ersten Anstoß zu sozialen Kämpfen, er befreit die Vaterstadt vom Tyrannen; er erstrebt die politische Gleichheit, er kommt den Schwachen freundlich entgegen, er will die Begründung des „allgemeinen Gesetzes der Gerechtigkeit". Sein Sang ist der der Hoffnung und des Friedens: „die herrliche Symphonie des allumfassenden Lebens, dessen grausame Dissonanzen sich periodisch im Akkorde des Lichts auflösen."

Die Auffassung des R. Rolland über Empedokles ist sicherlich die populäre: sie paßt nach Genf und in den Völkerbund; die des Hölderlin vielleicht die höhere: sie führt in das Athen jenes tragischen Zeitalters, das, nach Nietzsche, sich heute der Welt eröffnet.

[1] Romain Rolland: Empedokles von Agrigent und das Zeitalter des Hasses. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig.

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Anna Croissant-Rust

(Zum 70. Geburtstag)

„Mit solchen Gefühlen seligen Überschwangs ging einst Balzac, der unsterbliche Ahnherr der modernen Romandichtung, hinter den Menschen auf der Straße einher, während seine Gedanken die unbekannten Gestalten umspielten und seine unersättliche Phantasie Schicksale formte. Doch auch ein symbolischer Dichter, dem alles nur ein Gleichnis ist, mag mit solchen Gefühlen lyrischer Gehobenheit vor dem brausenden Leben stehen. Vor der Phantastik war die Dichterin Croissant-Rust allerdings durch ihre Natur geschützt, die mit dem Sinn für herbe Sachlichkeit den schärfsten Blick für die Fragwürdigkeit dieses Daseins in klar erfaßten Lebenskreisen verband. Wir stoßen in ihren Büchern niemals auf jene Sentimentalität, mit der sich so viele der dichtenden Frauen über das kleine Elend eines beschränkten Daseins hinwegzutäuschen suchen. Anna Croissant-Rust ist im Gegenteil eher herbe und spröde: diese hochbegabte Frau besitzt als Dichterin einen geradezu unheimlich scharfen Blick für die Nachtseiten des Lebens, und ihrer Sachlichkeit liegt bezeichnenderweise nie das Bestreben zugrunde, die Tragik des Lebens im Kunstwerk gewaltsam aufzulösen. Die Naturalistin predigt keine Weltanschauung; sie gestaltet das, was sie sieht, mit unbestechlichen Augen; aber dabei entfaltet sie zuweilen eine Eigenschaft, die man bei den doktrinären Naturalisten vergebens sucht: sie stammt aus einem Weinland, und sie hat Humor. Doch um diesen Humor ist es wiederum eine eigene Sache: er mundet nicht, wie bei der Aristokratin Ebner-Eschenbach, in die Verklärung des Lebens durch eine gütige Frauenseele; er ist sachlichster Art. Wohl ruht auch bei unserer Dichterin das Gefühl für das Lächerliche auf der Grundlage einer schönen frauenhaften Sympathie; aber ihre Komik entspringt stets aus der rein objektiven Würdigung und Gestaltung scharf erfaßter Lebenslagen und Vorgänge; ja, der Sinn der Beobachterin für das Tragikomische ist fast noch stärker als der für das rein Komische, das stets heimatlich gefärbt anmutet und in die Tiefen des Volkslebens führt." Wilhelm Weigand (Münch. N. Nachr. 336).

Vgl.: Hanns Martin Elster (Köln. Ztg. 671 u. a. O.); P. H. (D. A. Z. 577); W. L. (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 288); Karl Röttger (Kass. N. Nachr. 289).

*

Julius Bab

(Zum 50. Geburtstag)

„Diese sprachliche Kraft ist Werkzeug eines ungemein klaren, starken Seins- und Arbeitswillens. In Bab ist gar keine Müdigkeit oder Skepsis, sondern eine an materiellen und geistigen Widerständen gewachsene Energie, die auf der unangreifbaren, vom Geblüt gespeisten Sicherheit beruht, daß der Wille und die Tatkraft des Menschen im Weltganzen gebraucht, daß auch auf ihn gerechnet wird. Darum liebt er die Naturen, die mit Tatkraft in der Welt wirken, die sozusagen in ihr

Julius Bab
Zeichnung von Frank-Klein

mitwirken, die ‚bereit sind, sich in die Welt zu wagen'. Hier ist nicht die Rede von Urteil und Einschätzung, sondern von Liebe und Affinität und Zugehörigkeit; und so liebt er Shakespeare als den sinnbildlichen Vertreter der aktivsten Epoche, der Renaissance, und des aktivsten Volkes, der Engländer, darum erkennt er in Goethes großartiger Existenz das ins Mystische und Religiöse aufwachsende Sinnbild eines in gesetzhaftem Rhythmus sich entfaltenden, die innere Gegensätzlichkeit durch ringende Tätigkeit überwindenden, abendländisch aktiven Daseins. Darum stellt er den ungefü-

Digitized by Google

gen Luther, der mitten in den Lärm der wirren Welt springt, gegen den abseitig leisen Erasmus. Darum bekennt er sich zu Dehmel, nicht zu George. Darum schreibt er ein Buch über ‚Faust', ein anderes aber heißt bezeichnenderweise nicht ‚Hamlet', sondern ‚Fortinbras', mit dem Untertitel: ‚Der Kampf des 19. Jahrhunderts mit dem Geist der Romantik.' In vielen Büchern, in zahllosen Broschüren, Aufsätzen, Anzeigen hat Bab diese Weltgesinnung bekannt." Ernst Lissauer (C.-V.-Zeitung, Berlin, 49).

„Das Theater ist das Gebiet, von dem aus Julius Bab die Welt sieht und ordnet. Ihm gehört seine Liebe und seine Lebendigkeit. In jeder Premiere, die Gott werden läßt, sitzt er geduldig und lebendig beteiligt, bereit und offen, Neues zu erkennen, geduldig und nachsichtig gegen die Jungen, streng und hart gegen Unaufrichtiges und Schlechtes. Ein Mensch mit Wärme und Gefühl begleitet diese wunderliche Welt des Theaters, nicht bloß mit Theorie, sondern mit lebendigem Anteil, und beschränkt sich zugleich nicht bloß auf dieses Zuschauen und Berichten. Julius Bab hat über die Literatur noch nie das Leben vergessen. Und das ist das Hübsche an diesem Fünfzigjährigen." Fechter (D. A. Z. 579).

„Der Grundzug seines Wesens ist kindhafte Naivität und leidenschaftliche Güte. Er ist ein aufs Positive gerichteter Geist. Bab muß kritisieren wie andere vielleicht lyrische Gedichte produzieren. (Dabei kann er recht schöne Gedichte verfassen!) Aber diese Kritik braucht Bab, um sich selber Verwirrendes zu klären, um ein aufbauendes Weltbild zu gestalten. Das ist in einer Zeit, in der die destruktiven Strömungen vorherrschen, ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst. Und es ist Zeugnis für den gleichen Charakter, wenn Julius Bab im Tadel eher Maß zu halten versteht als im Lob und — wenn er seine Liebe zur Kreatur betätigt, indem er sich zu Hause mit einem ganzen Tierpark umgibt." Lutz Weltmann (Berl. Volks-Ztg. 583).

Vgl.: N. Bad. Landesztg. 627; Paul Landau (Kass. N. Nachr. 290).

*

Zur deutschen Literatur

„Goethe im Rahmen des Faustgedankens." Von Waldemar Oehlke (Tag, Unt. vom 11. Dezember 1930).

„Julie Bondelis Briefe." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2285 und 2298).

—, —. Von —doz (Bund, Bern, Bücherschau 565).

„Die Briefe der Sophia von Kühn." Von Karl Otten (Köln. Ztg., Frau 656).

„Ein Zeugnis vom jungen Jean Paul." Von Hildebrecht Hommel (Münch. N. Nachr., Heimat 39).

„Der vergessene münsterische Dichter Franz von Sonnenberg." Von Hellmuth Draws-Tychsen (Germ. 530).

„Besuch bei Mörikes Tochter Fanny." Von Emil Baader (Deutsche Tagesztg. 576).

—, —. Von Fritz Droop (Stuttg. N. Tagbl. 572).

„Thomas Mann über Theodor Storm." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2338).

„Gedenkblatt für Gustav Schwab." Von Paul Wittko (Württbg. Ztg., Schwabensp. 44).

„Die Droste in Meersburg." Von Harriet Straub (Voss. Ztg., Unt. 281).

„Karl-May-Biographie." Von W. T. (N. Zür. Ztg. 2451).

„Der Roman eines Schriftstellerlebens" [F. W. Hackländer]. Von Georg von Loefen (Kreuz-Ztg. 342).

„Erinnerungen an Wilhelm Raabe." Von Alfred Bock (Saarbr. Ztg., Gegenw. 313).

—, —. Von Albert Lorenz (Deutsche Tagesztg. 542):

„Raabe, der die deutsche Geschichte wie keiner gestaltend durchschritt, der ‚die Geschichten der Deutschen' schrieb, er kannte die Art seines Volkes mit ihren Schwächen und Vorzügen. Er hat jeden Phrasenpatriotismus verschmäht, ja im Dräumling verspottet, hat im Abu Telfan die glänzendste Zeit-Satire dreier Jahrhunderte gegeben, wurde, weil er als freier Bürger allen nur erzwungenen und vorgeschriebenen Staatsbürgerpflichten zuwiderlief, der einsame Märtyrer seiner Charaktertreue. Er war, als der allzu rasch geformte Staat in Schematismus erstarrte und der wuchernden Zivilisation erlag, der verborgene Hüter autochthoner Kultur, Feind dem jeweils Zeitgemäßen, soweit es jene bedrohte, Seher und Prophet — man lese nur über Amerika und Japan in Abu Telfan und den Leuten — ein nur einem Freundeskreis Vertrauter, der innerlich einsame getreue Eckart seines Volks, ein Meister des schwebenden Wortes, Künder der am Weltgeheimnis webenden deutschen Seele. Und als solchen laßt uns ihn um Rat befragen, ihn lieben und den kommenden Geschlechtern weitergeben."

—, —, Von Hans Rempel (D. A. Z. 533).

—, —. Von Friedrich Karl Roedemeyer (Germ. 521).

„Ludwig Jacobowski zum Gedächtnis." Von Wilhelm Kunze (Nürnbg. Ztg. 282).

„Besuch bei Marie von Ebner-Eschenbach." Von Eva Duncker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 547).

„Ein vergessener münchener Dichter: Alfred Schuler." Von Werner Deubel (Münch. N. Nachr. 335).

„Vor Jahr und Tag" [Holzamer]. Von Adalbert Schmidt (Darmstädt. Tagbl. 286).

„Bekenntnis zu Scheerbart. Von Hellmuth Draws-Tychsen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 551).

„Carl Hauptmann." Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 285).

„Max Dauthendeys Briefe an seine Frau." Von Hellmut Draws-Tychsen (Germ. 528).

—, —. Von Franz Blei (Prag. Pr., Dichtung 49).

„Über Rilkes Abstammung." Von Marie Novotna (Prag. Pr. 318).

„In Memoriam Maria Luise Weißmann." Von Otto Heuschele (Geraer Ztg., Lese 21).

„Dem Andenken Frieda Jungs." Von Sophie Rode (Königsb. Allg. Ztg. 584).

—, —. (Ostpr. Ztg. 336.)

„Hermann Ungars Nachlaß." Von Ludwig Winder (Deutsche Ztg., Bohemia, Prag, 272).

„Heinrich Lhotzky †." Von R. B. (Deutsche Ztg. 278a).

„Karl Bücher †." Von Eugen Altschul (Frankf. Ztg. 1 M. 860).

Zum Schaffen der Lebenden

„Waldemar Bonsels." Von Hilde Daubner (Ostlausitzer Ztg. 275):

„Bonsels' Sprache ist immer schön, voll innerer Harmonie, reich an herrlichen naturstarken Bildern. In seinen Büchern

Digitized by Google

blühen wirklich die Blumen, rauscht der Wald, plätschert der Bach, weht der Wind. Und darum ist's Erholung, im Lande Bonselsscher Dichtung zu gehen, wie ein Wandern durch die einsame Natur uns erfrischt."

„Über Stefan George." Von Friedrich Franz von Unruh (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 46).

„Matthäus Gerster." Von Paul Wittko (Neckar-Ztg., Unt. 98).

„Der Maler Hermann Hesse." Von Wilhelm Kunze (Würzb. Gen.-Anz., Lit. Bl. 25).

„Für Axel Lübbe." Von Frank Thieß (Rhein.-Westf. Ztg. 630):

„Lübbe durchlitt vier Jahre den Weltkrieg, ohne ihn zu beschreiben, er hat wie in das Antlitz der Meduse geschaut, und es ist etwas davon wie ein elektrischer Strom in seine Anschauungswelt übergegangen. Mitten zwischen beglückenden Schilderungen der Natur, mitten in ein einfaches Gespräch schlägt das Medusische hinein. Mitten im Leben ist die Lebensangst da. Noch hinter seinen heiteren Szenen, hinter dem Glück der Liebe, des Wanderns, des Ruhms wetterleuchtet dieses Bewußtsein der unermeßlichen Tiefe. Er hat den Roman wieder von den Elementen der Unterhaltung befreit und in die Zone der reinen epischen Dichtung eingeführt."

„Wilhelm von Scholz und seine Bedeutung als Romandichter." Von Richard Sexau (Stuttg. N. Tagbl. 578):

„Scholz bietet uns in seinen Romanen einen Mikrokosmos, der erst in seiner Mischung: Realistik-Irrealität das eigentliche Welt- und Menschenbild wahrhaft spiegelt, in der immer erneuten Enthüllung von Rätseln auch deren Deutung bereits darreicht."

„Otto Rudl, der tiroler Hiesl." Von A. Dörrer (Tiroler Anz. vom 12. Dezember 1930).

„Emil Strauß als Erzähler." Von Martin Sturm (Geraer Ztg., Lese 21 und 22).

—, —. Von Doro von Prittwitz und Gaffron (Königsb. Allg. Ztg. 503).

—, —. Von Heino Schwarz (Düss. Nachr. 569).

„Juliana von Stockhausen." Von Horst Uhlenbrauk (Kreuz-Ztg. 351).

„Vom Schaffen einer ostpreußischen Dichterin" [Johanna Wolff]. Von Sophie Rode (Ostpreuß. Ztg. 332):

„Die Zweiundsiebzigjährige hat soeben ein neues Buch vollendet, ‚Frauen zwischen gestern und heute', das ihren Volks- und Zeitgenossen und ganz besonders den Frauen unter ihnen viel zu sagen hat. Wie immer greift Johanna Wolff mitten ins wirkliche Leben hinein, nimmt aus ihm ihre Probleme und gestaltet sie mit der ihr eigenen Schlichtheit. Sie stellt fünf Frauenschicksale vor uns hin aus Bürgertum und Proletariat; aber sie umfängt sie alle mit dem gleichen warmen mütterlichen Gefühl und zeigt, wie in all diesen Frauen die Mutterschaft, die Liebe zum Kinde, das Göttliche in ihnen stärkt und sie reifen und über sich hinauswachsen läßt."

*

„Joseph von Lauff." Zu seinem 75. Geburtstag (Tag 274).

—, —. —er —er (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 269).

—, —. Von Peter Hamecher (Köln. Ztg., Lit. 626).

—, —. Von Hanns Martin Elster (Münch. N. Nachr. 314).

—, —. Von Heribert Teggers (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 585).

—, —. Von Heino Schwarz (Düss. N., Bücherschr. 36 u. a. O.).

—, —. Von Paul Wittko (Münch. Ztg., Propyläen 7).

„Wer ist Remarque?" Beantwortet von ihm selbst. Von H—sln (Königsb. Allg. Ztg. 583).

„Friedrich Wolf: Aus meinem Leben." (Arb.-Ztg., Wien, 312):

„1917 bei Langemark zweite Verschüttung. Freund Bender fällt handbreit neben mir. Ich lese Tolstoj, Krapotkin, Sinclair; ich beginne mit der Mannschaft zu leben, wache mit meinen Sanitätsgefreiten, esse aus Mannschaftslücke, Konflikte mit Vorgesetzten, werde schließlich auf meinen ‚Nervenzustand' untersucht. Ich erkläre, ich bin ganz gesund, aber der Krieg sei ein Verbrechen, ich halte Reden im Tolstojschen Sinne. Man betrachtet höheren Orts neuen ‚Nervenzusammenbruch' für besonders schwer. Es heißt, ich stelle mich gesund! Ich simuliere keine Krankheit, ich ‚dissimuliere' Gesundheit! Ein schwerer Fall."

„Der Dramatiker Ernst Barlach." Von Heinrich Bachmann (Germ. 538).

—, —. Von Ernst Heilborn (Frankf. Ztg. 924 — 1 M.):

„Barlach deuten wollen, heißt ihn mißverstehen. Er hat das doppelte Gesicht und sieht das Abgründige im Besitzvertrauten. Während der Gutsbesitzer Boll, Embonpoint voran, zur ‚Goldenen Kugel' schreitet, weiß Barlach, daß dieser Gang durch die enge Kleinstadtgasse zugleich ein Weg ist, den ein Geist — er heißt in diesem Augenblick Boll — von Ewigkeit zu Ewigkeit berufen, zurückzulegen hat. Und was ist das für ein Weg?

In dieser kleinen Stadt hat der Graf Ravenklau eine apostolische Gemeinde gegründet, die sich auf das Bekenntnis aufbaut: es gibt kein Sein; es gibt nur ein Werden. Dieser Graf Ravenklau hat den guten Boll gelegentlich brüskiert, indem er ihm schroff den Rücken wandte. Boll will auch wirklich von Werden nichts wissen. Fühlt sich sauwohl in seiner Haut, Embonpoint voran — und doch auch nicht. Boll leidet nämlich einigermaßen an Bewußtseinsspaltung. Es gibt Augenblicke, in denen er durchaus nicht Boll sein will. Boll zu sein abstreitet. Mit Boll nichts zu schaffen zu haben vorgibt. Aus dieser Bewußtseinsspaltung erwächst Boll die Rettung.

Was ist Werden? Barlach antwortet, nein, das tut er nicht, er deutet an: Werden ist zunächst Scham über eigenes Sein. Nun ist Boll aber gemästet mit Selbstachtung. Da begegnet ihm die Hexe, die unter der fixen Idee steht, alles Fleisch abtöten zu müssen, ihn den Boll aber fleischlich anzieht. Ohne jedes Verantwortlichkeitsgefühl möchte Boll zugreifen. Und dies ist nun der Gang des Mysterienspiels: es dämmert Boll, daß er Verantwortung hat. Und damit — ‚wird er'. Sollte ihm je Graf Ravenklau wieder begegnen, er hätte keine Veranlassung mehr, ihm den Rücken zuzukehren.

Auf das Werden kommt es an. Das wird nun aber durchaus nicht im Katechismus-Sinn begriffen, und nicht nach der Tafel der zehn Gebote bewertet. Vielmehr —: in Barlachs Mysterienspiel tritt einer auf, den sie den Teufel, ein anderer, den sie den Herrgott nennen. Nun fügt es sich, daß der Herrgott lahmt, er hat einen Teufels-Pferdefuß, und daß der Teufel ausgesprochene (an der Hexe praktizierte) Erlösermission erfüllt. Ein Werden jenseits von Gut und Böse. Eine Kleinstadt, in der die Schöpfungskräfte durcheinander spielen, immer aber ins Jenseitige hinüber. Und damit ziehe ich den Vorhang über diesem schon viel zu deutlichen Deutungsversuch."

*

„Hans Friedrich Blunds ‚Volkswende'." Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 292):

„Hans Friedrich Blunck ist einer der wenigen deutschen Dichter der Gegenwart, die noch ganz tief im Volkstum wurzeln. Blunck wurzelt sogar ganz in dem Volkstum seines Stammes, der Niedersachsen. Es ist seltsam, dieser Stamm, der vom Spökenkieken heimgesucht ist, denkt zugleich so ungemein nüchtern. Aber er muß in großen Räumen denken, damit seine latente Phantasie sich auswirken kann.

Digitized by Google

Alle diese Kräfte stecken auch in unverbrauchter Frische in Blunck. Der Dichter, der eben noch zu den ‚Vätern' hinabstieg, zum Mythus unserer germanischen Urgeschichte, und zu den Deutschen über See reiste, ihre losgelösten schweren Schicksale neu an die Heimat zu binden, wird jetzt vom Chaos der deutschen Gegenwart beunruhigt. Er will eine neue Ordnung aufzeigen. Eine neue Ordnung, die sich auf die Führung des geistigen Bürgertums stützt, wobei der Akzent mindestens ebenso stark auf Bürgertum liegt. Endlich ein Dichter, der aufbauen und nicht zerstören, binden und nicht analysieren, helfen und nicht kritisieren will! Man nimmt aus diesem warmen männlichen Buch die Gewißheit mit, daß die Zeit reifen muß und wird, ‚daß wir den Hochmut des Alleswissens verlieren, daß wir endlich erforschen, wo die Grenzen unserer offenen Sinne sind, daß wir Gut und Böse wieder unterscheiden, daß wir glauben müssen —' Volkswende? Ja Volkswende!"

—, —. Von rm. (Deutsche Ztg., Bücherwart 284).

„Die Lampe der törichten Jungfrau" [Peter Dörfler]. Von Arthur Hübscher (Münch. N. Nachr. 327).

„Zwischen Weiß und Rot" [Erwin Erich Dwinger]. Von Ernst Jünger (Münch. N. Nachr. 342).

„Der Fall Feuchtwanger" [‚Erfolg']. Von Hans Sahl (Berl. Börs.-Cour 555).

„Das zweite Schatzkästlein" [‚—k. erzählt zum zweiten Mal']. Von Joseph Roth (Franlf. Ztg. 876 — Ab.):

„Es ist die klassische Melodie der alten deutschen Klein-Epik. Ihr letzter großer Vertreter war Johann Peter Hebel. Mit einiger Gründlichkeit ließe sich die gewaltige Überlieferung dieser Weise von den kleinen deutschen Epen des Mittelalters bis ins 19. Jahrhundert verfolgen. Es gibt in der Literatur keine Zufälle, nur Schicksal und Gnade. Es ist sozusagen in Gottes literarischem Rat bestimmt gewesen, daß die Geschichten Gecks, die fast seit einem Jahr gesammelt herauskommen, in vierzig langen Jahren einer harten und seligen Fron scheinbar für den Tag geschrieben wurden, in einer eiligen Gelassenheit, der ein äußerer Termin gesetzt war und ein äußeres Maß zugemessen, aus einem mehr oder minder aktuellen Anlaß, der sich unter den zärtlichen Händen des Autors unversehens in einen ewig gültigen wandelte. Denn einen echten Dichter kann nicht einmal die Aktualität umbringen! Vielmehr wird sie durch ihn geadelt und erhöht . . . Das schmetternde Blech, das jetzt allerorten in Deutschland als ‚literarische Produktion' in Buchform präsentiert wird, veranlaßt unsere Befürchtung, der Klang des Goldes könnte überhört werden. Das wollen wir nicht!"

„Ernst Glaesers ‚Frieden'." Von Ludwig Marcuse (N. Bad. Landesztg. 609).

—, —. Von F. R. (Arb.-Ztg., Wien, 331).

„Bernhard Guttmanns ‚Neue Majestät'." Von Georg Hermann (Voss. Ztg., Unt. 290).

„Die silberne Kugel" [Ilse Faber]. Von Fred Hildenbrandt (B. T. 590).

„E. von Handel-Mazzettis ‚Reformationsfest'." Von A. Dörrer (Augsb. Post-Ztg. 248).

—, —. Von Juliana von Stockhausen (Münch. N. Nachr. 320).

„Der isolierte Dichter" [Hauptmanns ‚Spitzhacke']. Von Fechter (D. A. Z., Unt. 541).

„Karl Haensel: ‚Zwiemann'." Von Kurt Pinthus (8-Uhr-Abendbl. 276).

„Die letzten Segelschiffe" [Heinrich Hauser]. Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg., Lit. Bl. 2448):

„Wenn die Dichter den Sturm nicht wagen, so müssen die Reporter das Leben einsetzen, um — in Notfällen die Dichter zu ersetzen. Reedereien werden vielleicht ein großes Segelschiff aufbewahren. Nichts ist musealer als ein Schiff, ein Fisch auf dem Trockenen. Lest dieses Buch, und das Schiff hat die Urgewalt des Meeres, die Seele des Wassers in sich. Wie gleichest du dem Leben! Wie komme ich als Binnenländer zu solchem Enthusiasmus der schwankenden Wege? Weil diese ‚letzten Segelschiffe' eins der unverquältesten Bücher dieser Zeit sind. Keinen Homer, aber Wahrheit, Mannighaftigkeit und Menschlichkeit birgt diese Nußschale."

„Georg Hermann: November achtzehn." Von Felix Scherret (Vorw., Bücherwelt 14):

„Ein Abseitiger erlebt die Revolution, ein Schriftsteller, dem es in erster Linie darauf ankommt, die Ereignisse seinem Weltbild einzuordnen und sie nach diesem Schema umzumodeln. Und es ist gleichzeitig ein Mensch, der sich trotz allen Verständnisses die Masse vom Leibe halten möchte, der als Intellektueller zu anderen Intellektuellen spricht und an eine geistige Elite glaubt."

„Ein Roman vom sterbenden Adel" [Hanns Johst: ‚So gehen sie hin']." Von Arthur Hübscher (Münch. N. Nachr. 321).

„Ein neuer Roman von Wilhelm Kunze." Von Heinrich Seufert (Nürnb. Ztg. 291).

„Heinrich Manns neuer Roman." Von Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 539).

—, —. Von A. M. Frey (N. Bad. Landesztg. 596).

„Das Abenteuer" [Mechow]. Von Hanns Johst (Münch. N. Nachr. 324).

„Ein Mann ohne Eigenschaften" [Robert Musil]. Von Ernst Fischer (Arb.-Ztg., Wien, 337):

„Man muß dieses Buch lesen und wieder lesen; bisher gibt es kaum ein zweites, das unser geistiges Schicksal, das den Aufbruch unseres Lebens ins Unbekannte mit ähnlicher Größe und Leuchtkraft erzählt."

—, —. Von Oskar Maurus Fontana (Berl. Börs.-Cour. 569):

„Musils Werk ist — nach der Romantik und Nietzsche — die dritte Stufe einer deutschen Kulturkritik. Aber diese Einreihung ist es nicht, was Musil anstrebt. Er meint lebendige Wirkung, er meint Erneuerung."

„Roman vom deutschen Schicksal" [Ponten: ‚Wolga Wolga']. Von Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wiss. 46):

„Ponten hat nichts Geringeres vor, als in mehreren Bänden den ‚Roman der deutschen Unruhe' zu schreiben, der Durchdringung der Menschheit mit deutschem Lebenswillen, der in der Tat überall, wo auf der Welt etwas Besonderes geschieht, bemerkbar ist, und zwar seit Jahrhunderten."

„Irmgard und ihr Bruder" [Gabriele Reuter]. (Bund, Bern, Frau 535):

„Es ist kein Problem, das sie zu erörtern sucht, sondern die eindrucksvolle Darlegung geschwisterlicher Gemeinschaft, wie sie besonders stark aus schicksalsbetroffenen Kindern wächst."

„Joseph Roth: ‚Hiob'." Von Erich Franzen (Berl. Börs.-Cour. 571).

„Das Wunschkind" [Ina Seidels neuer Roman]. Von Börries, Freiherr von Münchhausen (D. A. Z., Unt. 575):

„Ströme magischer Kraft fließen aus dem Wunschkinde, Ströme fließen aus diesem Buch in unser Herz. Es ist ein Werk, das nicht auf einmal auszutrinken ist, es wird mit uns sein und uns laben von heute an, und wir haben wieder eine Dichtung, die neben uns steht wie ein lebendiger Freund. Langsame und nachdenkliche Leser verlangt sie und sie wird ihnen ihre Freundschaft lohnen tausendfältig!"

—, —. Von Martin Lang (Stuttg. N. Tagbl. 543):

„Ina Seidel spricht an einer Stelle von dem Strahl, der aus dem Kristall des eigenen Gemüts hervorbrechend die Spielwelt des Kindes erhelle. So erhellt ist dieses dunkeltönende Buch."

Digitized by Google

„Das Wunschkind" [Ina Seidels neuer Roman]. Von Beda Prilipp (Tag, Unt. 290):

„Es ist das reichste Buch, das Ina Seidel uns bisher geschenkt hat. Erquickend in seiner Fülle und in seinem Glauben an die sinnvolle Leitung aller menschlichen Geschicke."

—, —. Von Arthur Hübscher (Münch. N. Nachr. 340).

—, —. Von M. M. Gehrke (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 46).

*

„Erwin Bälz, das Leben eines deutschen Arztes im erwachenden Japan." Von Wilhelm Solf (Deutsche Ztg. 552).

„Wie sieht unsere Zeitliteratur aus?" [‚Spuren' von Ernst Bloch]. Von Benno Reifenberg (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 47).

„Georg Dehio." Von Hans Tietze (Frankf. Ztg. 879 Ab.).

„Otto Flakes ‚Marquis de Sade'." Von F. H. Staerk (N. Bad. Landesztg. 592).

„Paul Ernst und seine ‚Erdachten Gespräche'." Von G. T. (Kass. N. Nachr., Lit. 274).

„Ein Politiker über das Christentum" [Hellpach: Zwischen Wittenberg und Rom]. Von —s (Bund, Bern, 569).

„Iherings neueste Streitschrift." Von Ernst Friedrich (Germ., Ufer 27).

„Rudolf Kayser: ‚Dichterköpfe'." Von Eugen Kerpel (Pester Lloyd vom 6. Dezember 1930):

„All die Vielfalt schwingt mit an den Stellen, wo der Essayist zu den eigentlich literarischen Formulierungen gelangt. Kaysers Profil bliebe indessen durch sein hohes ‚kompositorisches' Können bloß halb gezeichnet, ohne Gedenkens seiner ‚orchesterleitenden' Tätigkeit als Redakteur. Mit seinem Lebensbild Stendhals rückte er in die Reihe der vordersten zeitgenössischen Biographen, die Essaysammlung der ‚Köpfe' klärt den spähenden Blick für einen geistigen Rundhorizont wunderbarer Breite und Tiefe."

„Wieglers Deutsche Literaturgeschichte." Von Fechter (D. A. Z. 217).

„Weltgeschichtliche Neugeburt" [Graf Hermann Keyserlings Amerika-Buch]. Von E. Heinrich (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 272):

„Man erkennt die doppelte Zielsetzung des Buches: einmal Amerika in seinen Wesens- und Entwicklungsformen und dann deren Bedeutung für eine philosophische Grunderkenntnis wie für den Werdegang der menschlichen Gesamtheit. Außerdem spürt man hier dazu die Ahnung, daß gerade die letzten Jahre für das Amerikanertum eine Krise bringen, die mit aller Wahrscheinlichkeit eine tiefgehende Wandlung des amerikanischen Menschentypus und seiner Einwirkung auf die gesamte Zukunftsgestaltung herbeiführen wird."

—, —. Von C. G. Jung (N. Zür. Ztg., Lit. Bl. 2378).

„Kleine Fanfare" [Anette Kolb]. Von Joseph Roth (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 47).

„Ein amerikanischer Reformvorschlag" [Walter Lippmann ‚Die sittliche Lebensform des modernen Menschen']. Von Omega (N. Zür. Ztg. 2386).

*

Zur ausländischen Literatur

„Zum Zentenarium Benjamin Constants." Von Albert Thibaudet (N. Zür. Ztg., Lit. Bl. 2448).

—, —. (Bund, Bern, 581).

—, —. Von Frantz Clement (Voss. Ztg., Unt. 286).

„Der Leidensweg des Dichters Baudelaire" [Porché]. Von Julius Epstein (N. Pariser Ztg. 76).

„Byron-Renaissance" [Maurois]. Von Bernard Guillemin (B. T. 573).

„Die Brüder Goncourt." Von Hermann Wendel (Vorw. 589).

„Um Anatole France." Von Nicolas Ségur (Voss. Ztg., Unt. 280).

„Paul Claudel." Von Josef Mossat (Germ. 532).

„Georges Duhamel." Von —e— (Bund, Bern, 573).

„André Gide." Von Ernst Keßler (Bund, Bern, Kl. Bund 47).

„Der Goncourt-Preis 1930" [‚Malaisie' von Henri Fauconnier]. Von M. K. (N. Zür. Ztg. 2456).

*

„Der Sozialist Oscar Wilde." Von Alfred Weintraub (Arb.-Ztg., Wien, 329):

„Wildes Schönheitsdrang ist nicht saftlos und weich gewesen, er stimmt solch überwältigenden Gesang an, ein Hohes Lied des Sozialismus, daß die bezaubernden Sätze jedem Sozialisten bekannt sein müßten, als Argument wider das Lügengewebe einer zerfallenden Welt, die jedem, der ihre sanktionierten Satzungen anzutasten wagt, höchstens die Wahl freiläßt zwischen Nervenheilanstalt, Zuchthaus oder vorzeitigem Tode!"

„Letzte Stunden mit O. W." Von Louis Latourette (Berl. Börs.-Cour. 557).

—, —. Von Paul Feldkeller (Magdeb. Ztg. 657).

„Wer ist Hugh Walpole?" Von Sinclair Lewis (Saarbr. Ztg., Gegenw. 325).

„Ein Mann für sich" [Ernest Hemingway]. Von Hans Meisel (Voss. Ztg., Unt. 277).

*

„Edna Bryner: While the bridegroome tarried." Von Karin Michaelis (Frankf. Ztg. 932 — M.).

„Der neue Hamsun" [‚August Weltumsegler']. Von Carl David Marcus (B. T. 538).

—, —. Von Glinski (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 23).

„Johan Luzian über Selma Lagerlöf." (Westf. Volksbl., Paderborn, 22. November 1930).

*

„Tolstojs Tragödie" [Kallinikow]. Von W. T. (N. Zür. Ztg. 2358 und 2370).

„Das Wiedersehen mit T." Von Karl Marilaun (Köln. Ztg., Unt. 680).

—, —. Von Alfred Hein (Vorw. 543).

„T. und die Gegenwart." Eine Umfrage (Kass. N. Nachr., Lit. 274).

*

„Der andere Casanova." Von Fr. H. (N. Zür. Ztg. 1930).

*

Allgemeines

„Übersetzungen." Von Max Barth (Frankf. Ztg. 930 — 1 M.).

„Kritik der Verlagsanstalten." Von Walter Benjamin (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 46).

„Demant der Krone." Über Konservatismus und Monarchismus. Von Rudolf Borchardt (Münch. N. Nachr. 311).

„Vom Lachen." Von Georg Brandes (B. T. 589).

„Beiträge zur tiroler Theatergeschichte." Von Oskar Eberle (Tiroler Anz. 274).

„Das Jugendbuch — ein Zeitspiegel." Von Gertrud Egger (Bund, Bern, Kl. Bund 49).

„Stahlbad Anno 17 (Peter Riß)." Von H. F. (Gen.-Anz., Dortmund, 321).

Digitized by Google

„Die sieben Siegel [Diusha und Walter Reitz]." Von Alfred Fankhauser (N. Zür. Ztg. 2243).
„Reportage — Kolportage." Von Franz Graetzer (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 638).
„Der Tod als Erlebnis." Das Sterben der Bücher. Von Georg Hermann (Kassl. N. Nachr. 274).
„Ulrich von Hutten." Von L. v. M. (N. Zür. Ztg. 2251).
„Magie des Buchs." Von Hermann Hesse (B. T. 538).
„Zur Krise des Theaters." Von Karl Norbert Mrasek (Tagesbote, Brünn, 138).
„Vom halbliturgischen Drama." Von Hellmut Niedner (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 2318).
„Geschmack der Massen." Von Oskar Mysing (Köln. Ztg. 669).
„Der Dichter und sein Volk." Von Wilhelm Schäfer (Münch. N. Nachr., Einkehr 48).
„Plauderei über das Buch." Von Wilhelm von Scholz (Köln. Ztg., Lit. 639).
„Neue Aufgabe der Kleistforschung." Von Oskar Walzel (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 666).
„Das deutsche Buch im Ausland: England schließt sich auf." Von K. B. Wäsch (Germ., Grenzen 19).
„Der Bücherschrank der guten Stube." Eine Umfrage unter leipziger Verlegern (N. Leipz. Ztg. 330).
„‚Gesunde' Kriegsliteratur." (B. T. 538.)

Echo der Zeitschriften

Deutsche Rundschau. LVII, 3. (Berlin.) Rudolf G. Binding schreibt „Vom Inhalt des Lebens" und findet das Wort für die Zeit von heute:

„Man ist sehr losgelöst. Die Vergangenheit, das Gestern ist nicht das, worauf diese Zeit ruht. Diese Zeit hat das Merkmal, kein Gestern zu haben. Sie beginnt. Es ist kein Stolz, keine Überheblichkeit in diesem Gefühl, sondern Nacktheit und Ergebenheit von Männern. Die Betrachtung der Vergangenheit ist wie die Betrachtung des Schauplatzes eines abgeschlossenen Dramas. Es ist fast, als ob eine andere Menschheit darin agiert hätte. Wenn ein Kontinuum besteht, wird es nicht oder in anderer Weise gefühlt als zu anderen Zeiten. Kein Volk verleugnet seine großen Männer, seine Geschichte, sein Erbe. Aber die Zeit ist ehrlich genug, sich nicht in derselben Weise auf all das zu berufen wie andere Zeiten und am liebsten gar nicht.

Ein jugendliches Auf-sich-selbst-stehen, nicht auf den Schultern von Vätern, ist die Forderung und die Vorsicht der heranwachsenden Geschlechter. Die Selbstverantwortlichkeit der Heranwachsenden ist gesteigert, wenn sie sich auch manchmal als Hilflosigkeit und Bedenklichkeit äußert. Die Alten sind mit den Jungen jünger geworden, indem sie der Jugend recht gaben. Das Verhältnis von Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Mann und Frau, Jüngling und Mädchen, alt und jung ist, da es in die Losgelöstheit von Vorurteilen und Anschauungen getaucht wurde, ohne Konflikt mehr und in die Klarheit der Zeit eingegangen.

Die Zeit erscheint leer, weil wenig vor ihr besteht. Alle Dinge sind fragwürdig geworden. Da so viel anscheinend Festes stürzte, scheinbarer Inhalt hohl war, scheinbar Gegenwärtiges vergangen, uns Umgebendes tot, wurde man skeptisch. Man will nicht betrogen sein und sich nicht nochmals betrügen. Der Zweifel ist Weisheit geworden. Alle Wirklichkeit wird um so freimütiger bestätigt.

Der Andrang der Technik, die Drohung der Maschine schrecken nicht. Die Zeit lächelt dazu. Sie wird nur äußerlich davon berührt. Was Wunder war, bestaunt, begafft und wichtig genommen, wird bald an den Ort gewiesen, wohin es gehört: in den Gebrauch. Es dient dem Leben, ohne es zu bestimmen.

Nicht Hast ist das Merkmal der Zeit, Schnelligkeit ist es. Nur wer hinter der Bewegung zurückbleibt, dem wird sie zu schnell. In dem Tempo des Lebens, in das die Zeit den Menschen hineinreißt, erlebt er nicht weniger als zu anderen Zeiten; aber seine Erlebnisse sind andere.

Das Anerkenntnis großer gemeinsamer Gebundenheit durch tausend Strähnen des gemeinsamen Lebens, ja des gemeinsamen Tages, drückt sich selbst im Äußerlichen aus, bis hinab in die Beliebtheit der illustrierten Zeitungen, die viel weniger dem Bildungsbedürfnis, der Unterhaltung und der Neugierde als dem Bedürfnis der Teilnahme an menschlichen Dingen genügen. Isolierung, Absonderung, Groll, Ablehnung, Zurückgezogenheit haben etwas Lächerliches bekommen, als ständen sie notwendig gegen das allgemeine Beste. Diese Gebundenheit ist tiefer, seelischer als die von Organisationen, Parteien, sozialen Ideen, Volkszugehörigkeiten; sie ist keine Forderung sondern aus dem Leben selbst geboren.

Lösung der Religion aus dem Staat bedeutet Lösung aus dem Leben.

Dinge lösen sich aus dem Leben, wenn sich das Leben entfernt.

Das Beruhen und die Umgrenztheit der großen sicheren Geister, der großen Gläubigen früherer Zeiten hat keinen Raum. Das Bedürfnis des Beruhens, das Glück der Umgrenzung — wie man etwa im Mittelalter in erster Linie Christ war und dadurch völlig bestimmt — gehören der Seele des heutigen Menschen nicht. Seine Sicherheit — und wenn sie auch dadurch

Digitized by Google

zur Unsicherheit würde — ruht auf anderem Grunde. Das Relativitätsgefühl des Lebens, dieses Gefühl der Gebundenheit und Verbundenheit aller menschlichen Dinge auf fragwürdigem Grunde, setzt sich der Gläubigkeit, der Erfülltheit der Menschen entgegen.
Wer nicht den Mut hat ganz er selber zu sein, wer zagend und nachgeboren immer auch noch sein Vater und Vorfahr sein möchte, der kann diesem Leben nicht wahrhaft angehören. Die Zeit spaltet ihn, und indem sie ihn spaltet, wirft sie ihn zu den Toten."

Die Neue Rundschau. XXXXI, 12. (Berlin und Leipzig.) Emil Ludwig erörtert die „Geschenke des Lebens" und preist auch die Möglichkeiten der Jetztzeit:
„Auch unsere Epoche zu erleben, ist ein Geschenk, denn sie hat Europa von einigen Übeln befreit; wir, die wir kein Verdienst an dieser Wendung haben, sind ihre Nutznießer. Keine Klasse ist länger von der Mitregierung meines Volkes ausgeschlossen, der Geist ist nicht mehr négligeable, der Geschmack wird nicht mehr von einer Kaste bestimmt. Die Strafgesetzbücher Europas werden revidiert, Ehe und Trennung, die Geburt des Menschen werden der freien Entschließung erwachsener Bürger wiedergegeben. In unendlicher Fläche gehört die russische Erde nicht mehr ein paar tausend tatenlosen Fürsten oder Grafen, sondern den hundert Millionen Bauern, die sie seit Urzeiten im Schweiße ihres Angesichts bebaut haben. Überall bricht das morsche Gesetz vererbter Macht vom Baume des alten Jahrhunderts, die Regierten regieren sich, Macht liegt nur noch in Händen von Männern, die sie, oft im Dunkel geboren, ihrem eigenen Talent, nur ihrer Ausdauer, Schlauheit und Kühnheit verdanken, und der Krieg wird, zum erstenmal in der Geschichte, in die Acht erklärt.
Aber in diesem Getümmel sind einige Kostbarkeiten in Scherben gegangen, und wenn sie auch den Preis durchaus gelohnt haben, so muß ich ihre Zerstörung doch betrauern; im großen Dialoge der Stimmen klingt neben der Begrüßung ein Abschied auf. Oder wie sollte ich ohne Trauer alte Sitten und Kunstformen verschwinden sehen, deren Anblick vordem das Leben reicher machte? Stählerne Warenhäuser, antikische Kornspeicher, glorreiche Brücken, helle Arbeiterkolonien, die alle an die Stelle verrauchter Komplexe treten, machen die Märchenfeste einzelner Auserwählter zu Anachronismen. Der Wunsch, die Lebensführung des Gärtners der seines Herren so weit anzunähern, daß nicht die Nacht hinter dem Tage auftaucht wie in früheren Zeiten, erlaubt nur noch dem Snob oder Emporkömmling, die königlichen Formen nachzuahmen, die unter Königen verblassen. Gerechtigkeit, das ideale Stichwort unserer Zeit, und Sachlichkeit, das reale, verdunkeln die ästhetischen Vorfahren, und selbst Wien, das Herz der musikalischen Welt, verliert nach Jahrhunderten seinen Glanz. Ich fühle, daß etwas untergeht, wenn heute nicht mehr wie einst eine Schar von Mädchen drei Jahre lang flickt, um einer Prinzessin unter Gesängen den Brautschleier zu bereiten; und doch ist es besser, sie sind Sklaven der Maschine, dafür aber weniger Sklaven derer, die sie bezahlen. Ich weiß, daß dem Spiel der Menschengesellschaft ein Reiz entgeht, wenn niemand mehr in plötzlicher Wallung den Degen von der linken Seite reißt, um seine Existenz für eine Dame zu wagen. Nur wie aus alter Ferne dringt Strauß zu uns herüber, und von ihm zu Mozart scheint es näher als zu uns.
Freiheit, die ein paar kühne Hände sich noch in unserer Jugend wie einen Kranz aufs Haupt zu drücken wagten, wird ein graues, kollektives Gefühl, und doch kann ich diesen Wandel nicht bekämpfen. Groß und ehrwürdig, doch auch so eintönig wie die Ebenen Kleinasiens dehnt sich zunächst ein nivelliertes Volksleben, flächenhaft, gezeichnet in maßlosem Umriß, ohne doch das blaue Meer zu erreichen. Weltgefühle, über die Grenzen gespannt, dröhnen vorpochend heran, als ob sie auf Lastautos über die riesigen Völkerebenen dahinrollten, Ideale vergangener Epochen knirschen unter ihren Rädern, und hinter ihnen ziehen in klirrenden Zügen mit Trommelwirbeln die ehedem von der Gesellschaft Verbannten, ein feierlich stampfender Zug fordernder Seelen. Ich zwinge mich das eine und das andere zu erkennen, anstatt in romantischem Wahne das Neue mit dem Alten ohne Opfer verbinden zu wollen."

Corona. I, 3. (München-Zürich.) Emil Strauß schreibt über seine ersten religiösen Eindrücke:
„So kam es denn, daß ich noch betete, als ich schon nicht mehr ‚gläubig' war — daß ich mir eines Abends mit verweisenden Worten mitten ins Gebet fiel —, daß ich dem verweisenden Teil in mir sofort klarmachte, mein Beten gelte nicht einem Erlöser, an den man glauben oder nicht glauben könne, sondern einer Macht, die vor und über allem Glauben und Bekennen in meinem Bewußtsein sei und mit Erlöser, ja, Schöpfer viel zu eng bezeichnet werde, — und daß ich ruhig weiterbetete — bis ich eines Tages diese Form der Andacht verloren hatte. Der Anschein des Christenglaubens, in dem meine Kindheit dahinging, verging mit ihr, ohne Kämpfe, ohne Schmerzen, ohne Bedauern, ganz so, wie im Alterwerden die Kinderjahre vergehen, im Gefühl des Wachsens, Bewußtwerdens, Freiwerdens, Erkennens, in der Wonne der Entpuppung, die aus einem mitträu-

Digitized by Google

menden Gebilde einen scheinbar selbsträumenden Bildner werden läßt. Die ernste Kritik des Glaubens an einen persönlichen Gott und einen Erlöser Christus traf mich immer — soviel ich mich erinnere — gleichsam vorbereitet, kam zu mir wie die Form bisher ungeformter Gedanken, und alle Kritik, ja, die völlige Auflösung des christlichen Glaubens hat meines Erinnerns niemals auch nur den geringsten Einfluß auf meine sittliche Haltung gehabt; diese zog ihre Kraft aus einem anderen geheimen Brunnen. Der christliche Glaube verging als ein nicht mehr deckender Ausdruck des Bestimmenden.

Da ich also bei aller Empfänglichkeit für Jesu Erscheinung und Lehre nie von ihm so überwältigt werden konnte, daß ich im Glauben an sein Erlösertum die Ruhe der Seele, die Lösung sonst unlösbarer Frage, mich in und mit der Welt und dem Leben im Gleichgewicht gefunden hätte; da ich als Religion ein aus mitfühlender Ahnung stammendes und aus Erkenntnis erwachsenes Vertrauen, eine aus diesem Vertrauen oder Glauben oder Innesein freigewordene Schicksalsbereitschaft über Wohl und Wehe hinweg, mit dem Ziel einer Erlebung (Ersterbung) des Allwillens, der in mir aus mir meine Form treiben soll — da ich solches, seit ich denke, als Religion in mir finde, also nicht nach Erlösung verlangte, weder vom Leben noch vom Übel, sondern nach Klärung, Überwindung, Bewährung, Einswerden mit dem göttlichen Trieb in mir selbst — so ist die Frage nach den ersten, bestimmenden religiösen Eindrücken nicht leicht zu beantworten. Gewiß habe ich von Eltern, Lehrern, Pfarrern, Verwandten und Freunden vieles erfahren und empfangen, das mich durch Anziehung und Abstoßung in meine notwendige Richtung drängte — aber bewußt war mir kein entscheidender Augenblick."

Sozialistische Monatshefte. XXXVI, 11. (Berlin.) Walther Petry bietet eine Studie „Über die Entwicklung der Ideen. Zum Werk André Gides". Er charakterisiert die „Nourritures terrestres":

„Die Nourritures terrestres überraschen durch eine unverhoffte, beinahe fieberhafte Entdeckung des Irdischen, einfacher: der Erde. Der Ton des Buchs ist lyrisch, hymnisch, eine aufs stärkste bewegte Prosa in kleinsten Abschnitten, ohne Durchführung, mit tausend Anfängen; eine nicht sehr kunstvolle, doch bezwingende, aus immer neuen Melodieanfängen sich erhebende Lobpreisung des sinnlichen Lebens. Gide scheint in ihm ein Verführter, und scheint mit ihm zu verführen. Es gibt keinen Einhalt für ihn, seine riesig erwachte Freude sucht das Extrem: ‚Volupté! Ce mot je voudrais le redire sans cesse; je le voudrais synonyme de bienêtre et même qu'il suffit de dire être, simplement.' Dennoch ist dieser Fund nur für ihn kostbar, dieses Glück, gewachsen aus den Wurzeln seines Wesens, kein allgemeines. In diesem Buch beginnt Gide zu reisen; von den Begegnungen geblendet bricht er in Entzückung aus, und so, ein Entdecker, kann er sich des Wunsches nicht enthalten, daß auch der andere aufbricht, die Einengung durchstößt, die Gewohnheiten abstreift, ‚aus der Stadt, der Familie, aus seinem Zimmer, aus seinem Denken' zu Entdeckungen ausgeht. Dieses Buch will die Begierde, dadurch, daß es sie wahrhaft schildert, entfachen und als Schwelle dienen, über die man ins Leben tritt. Der jüngere Bruder des verlorenen Sohns hat es geschrieben. In diesem Buch, in dem man Nietzscheesche Gedanken finden wollte, ist das Schlußwort im Geist Zarathustras gesprochen: Folge dir selbst nach. ‚Glaube nicht, daß deine Wahrheit durch einen anderen als dich gefunden werden kann. Wirf mein Buch fort; sage dir, daß es nur eine der tausend möglichen Haltungen angesichts des Lebens ist. Suche die deine.' Diese Lehre enthält einen weiteren Zug des Gideschen Geistes: seine Ablehnung der Verantwortung. Selbst so vielfältig angezogen, so wenig gebunden, will er wohl anziehen, doch niemals binden; seine Bücher sind keine Rezepte, sie sind Darstellungen, abwechselnde Ermessungen der Bereiche des Lebens; keine Lehren sondern Dokumentationen. Wessen? Nur seiner selbst."

Monatsblätter des Deutschen Buch-Clubs Hamburg. III, 11/12. Das Buch der Monate November-Dezember ist Ina Seidels Roman „Das Wunschkind"; K. H. Ruppel charakterisiert es:

„Ina Seidel hat mit diesem Roman kein originales, sondern ein universales Thema behandelt, ein Thema, das immer wieder an die besten deutschen Schriftsteller mit dem Anspruch nach Gestaltung herantritt. Es ist bezeichnend, daß es eine Frau ist, die diesen Anspruch in der Ratlosigkeit und Verwirrung der Gegenwart vernommen hat, die sich seinem Zwang mit beispielloser Treue, mit höchster geistiger Verantwortlichkeit fügte. Daß Ina Seidel in einer immerhin nicht ganz kleinen Reihe guter gegenwärtiger Romane einen der besten geschrieben hat, bereichert ihren Ruf als Schriftstellerin. Daß sie aber mit dem ‚Wunschkind' ein neues Gleichnis für ein ewiges deutsches Schicksal gefunden hat, macht sie zu einer Führerin in der geistigen Erneuerung Deutschlands. Seit Ricarda Huchs Buch über die Romantik hat keine Frau mehr einen so bedeutenden und wesentlichen Beitrag dazu gestiftet wie Ina Seidel mit diesem ihrem letzten Roman."

Das Deutsche Buch. X, 11/12. (Leipzig.) Einen Aufsatz über Hans Friedrich Blunck leitet Paul Wegwitz mit der Betrachtung ein:

Digitized by Google

„Wenn auch aus der Zugehörigkeit zu einer Landschaft und aus dem Bluterbe eines Stammes sich so wenig das Wesen eines Menschen erklären läßt, wie aus dem ‚Milieu' im engsten oder weitesten Sinne überhaupt, wenn schon Soziologie wie Astrologie vor der geprägten Form, die lebend sich entwickelt, versagen müssen, wo es sich um Einzelheiten des Charakters, der Leistung und des Schicksals handelt, so trägt doch der Dichter Hans Friedrich Blunck so auffällig norddeutsche Züge, daß seine Werke, sehr zahlreich und verschieden im Stofflichen, davon ein Gemeinsames und Verbindendes erhalten. Hans Friedrich Blunck ist Niederdeutscher. Die Eltern stammen aus den Dithmarschen; Wesselburen, Hebbels Heimat, ist des Vaters Geburtsort; die Vorfahren sind Bauern, Handwerker und Seefahrer gewesen. Ein nordischer, männlicher Ernst und eine gewisse Herbheit liegen über Blunds Büchern. Man wird über ihnen immer wieder versonnen, wenn plötzlich das grüblerische Gesicht des Erzählers auftaucht. Im Grunde genommen geht es immer um die letzten Angelegenheiten und die höchsten Fragen des Daseins, wird immer um die Transparenz der Dinge im Lichte der Ewigkeit gerungen. Daß drei Romane Blunds sich in mythischer Zeit abspielen, ist nur der sichtbarste Ausdruck dafür; das Weltgefühl des Dichters selber ist mythisch, wenn anders man unter dem mythischen Vermögen der Seele das verstehen darf, daß es bildhaft (nicht verstandesmäßig) gelingt, das Angeschlossensein aller Erscheinung an einen dunklen Urgrund spürbar zu machen."

*

„Lichtenberg und Chodowiecki." Mit einem bisher unbekannten Dokument. Von Erich Ebstein (Zeitschrift für Bücherfreunde XXII, 6. Leipzig).

„Schiller im Schaffen Verdis." Von Paul Alfred Merbach (Blätter der Städtischen Bühnen 1930, 35/36. Frankfurt a. M.).

„Ein Blatt aus Hölderlins Spätzeit." (Der Bücherwurm XV, 9. Berlin.)

„Zur Beurteilung Stifters." Von Joachim Müller (Zeitschrift für Deutschkunde XLIV, 12. Leipzig).

„Die Märchensammler [Brüder Grimm]." Von Robert Braun (Reclams Univetsum XLVII, 12. Leipzig).

„Nietzsches Wirkungen." Von Max Oehler (Der Bücherwurm XV, 8. Berlin).

„Die Nachfolge Nietzsches." Von Georg Foerster (ebenda).

„Nietzsche als Führer." Von Kurt Liebmann (ebenda).

„Mussolini und Nietzsche." Von Max Oehler (ebenda).

„Karl May?" Von Adolf von Grolman (Die schöne Literatur XXXI, 12. Leipzig).

„Autobiographische Aufzeichnungen." Von Gerhard Ouckama Knoop (Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 3. München).

„Cäsar Flaischlen." Von Martin Lang (Das schöne Schwabenland 1930, 47/48. Stutgart).

„Wilhelm Holzamer zum Gedächtnis." Von Hans Ludwig Linkenbach (Unser Vaterland 1930, November. Regensburg).

„Gedächtnisblatt für Hans Chlumberg." Von Karl Schück (Reclams Universum XLVII, 12. Leipzig).

„Anselma Heine." Von Annie Jacker (Der Schriftsteller XVIII, 11. Berlin).

„Graf Hermann Keyserling: Amerika, der Aufgang einer neuen Welt." Von Ludwig Steinecke (Die Literarische Welt VI, 47. Berlin).

„Der junge ‚alte' Bölsche." Von Carl W. Neumann (Reclams Universum XLVII, 9. Leipzig).

„Ernst Zahn." Von Erwin H. Rainalter (Radio VII, 8. Wien).

„Über Julius Bab." Von S. Nestriepke (Die Volksbühne V, 9. Berlin).

„Anmerkung zur ‚Großen Sache' [Heinr. Mann]." Von Thomas Mann (Die Literarische Welt VI, 50. Berlin).

„Die große Sache [H. Mann] oder Kapitalismus und schöne Literatur [B. von Brentano]." Von Fritz Schulte ten Hoevel (Der Scheinwerfer IV, 5/6. Essen).

„Vom ‚Demian' zu ‚Narziß und Goldmund' [Hesse]." Von Paul Wiegler (Die Neue Rundschau XLI, 12. Berlin).

„Hans Friedrich Blunck: Volkswende." (Markwart VI, 6. Hannover.)

„Anna Croissant-Rust." Von Otto Stoessl (Der Kunstwart XLIV, 3. München).

„Zwei Jubiläumsgaben der Enrica von Handel-Mazzetti." Von Johannes Mumbauer (Literarischer Handweiser LXII, 3. Freiburg i. B.).

„Erika Mitterer." Von Lothar Ring (Radio VII, 11. Wien).

„Hinweis auf ein Meisterwerk: Robert Musil ‚Der Mann ohne Eigenschaften'." Von Ludwig Marcuse (Das Tagebuch XI, 49. Berlin).

„Kolbenheyers ‚Stimme'." Von Hermann Ullman (Politische Wochenschrift VI, 46. Berlin).

„Alfred Mombert." Von Hans Franke (Die schöne Literatur XXXI, 12. Leipzig).

„Bei Anton Wildgans." Von Josef Soyka (Die Bergstadt XIX, 3. Breslau).

„Axel Lübbe." Von Curt Kohlmann (Die Lese VI, 4. Köln).

„Heitere Kindheitserinnerung." Von Waldemar Bonsels (Reclams Universum XLVII, 10. Leipzig).

„Eltern und Ahnen." Von Hans Brandenburg (Die schöne Literatur XXXI, 12. Leipzig).

„Über die Dichtungen von Otto Brües." Von Bruno Goetz (Der Bücherwurm XV, 7. Berlin).

„Friedrich Griese." Von Karl Rauch (ebenda 11).

„Alfred Polgar." Von Joseph Sprengler (Hochland XXVIII, 3. München).

„Der Fall Lernet-Holenia." Von A. E. Rutra (Der Schriftsteller XVIII, 11. Berlin).

„‚Frieden' [Ernst Glaeser]." Von Peter Panter (Die Weltbühne XXVI, 51. Berlin).

„Friedrich Sacher." Von Wilhelm Szabo (Donauland I, 11. Krems).

„Franz Kranewitter." Von Oskar Bendiener (Radio VII, 11. Wien).

„Franz Michel Willam." Von Franz Max Wöß (Stimmen der Zeit LXI, 3. Freiburg).

„Reinhold Conrad Muschler." Von Helmut Wocke (Ostdeutsche Monatshefte XI, 9. Berlin).

„Emanuel Stickelberger." Von Curt Kohlmann (Die Lese VI, 4. Köln).

„Rudolf Alexander Schröder [Selbstdarstellung]." (Die Literarische Welt VI, 48. Berlin.)

„B. Traven." Von Peter Panter (Die Weltbühne XXVI, 48. Berlin).

„Der junge Mensch im Roman [zu Paul Schurecks, Entfesselung]." Von Carl Werckshagen (Hessisches Landestheater 1930/31, 6. Darmstadt).

* * *

„Briefe von Lafcadio Hearn." (Corona I, 3. München.)

„Oscar Wilde." Von Max Lederer (Radio VII, 8. Wien).

„Theodore Dreiser und die Novelle." Von Stephan Ehrenzweig (Das Tagebuch XI, 48. Berlin).

Digitized by Google

„Nobelpreisträger Sinc'air Lewis." Von Glinski (Politische Wochenschrift VI, 47. Berlin).
„Sinclair Lewis." Von Richard Huelsenbeck (Die Literarische Welt VI, 46. Berlin).
„Sinclair Lewis." Der Chronist des amerikanischen Alltags. Von Lola Lorme (Radio VII, 9. Wien).
„Nobelpreisträger Sinclair Lewis." Von Lothar Rewalt (Blätter der Städtischen Bühnen 1930, 37/38. Frankfurt a. M.).
„Die Wahrheit über Gobineau." III. Von O. L. (Das Tagebuch XI, 48, 50. Berlin).
„Jules de Goncourt." Von Paul Wiegler (Die Literarische Welt VI, 50. Berlin).
„Alain-Fournier [‚Le grand Meaulnes']." Von Walther Karsch (Die Weltbühne XXVI, 50. Berlin).
„Georges Duhamel." Von Emmanuel Buenzod (Der Lesezirkel XVIII, 2. Zürich).
„Ramuz und wir." Von Frank Thieß (Die Literarische Welt VI, 50. Berlin).
„Das neue Frankreich im deutschen Buch." Von Felix Schottlaender (Zeitschrift für Deutsche Bildung VI, 11. Frankfurt a. M.).
„Italienische Literatur heute." Von Mario da Silva (Der Querschnitt X, 11. Berlin).
„Von Dos Passos, dem Dichter." Von Hans Sturm (Das Schauspiel 1930/31, 5. Königsberg i. Pr.).
„‚August Weltumsegler' [Hamsun] II." Von Roman Hoppenheit (Politische Wochenschrift VI, 46. Berlin).
„Kierkegaards fünfundsiebzigster Todestag." Von Rudolf Kaßner (Die Literarische Welt VI, 46. Berlin).
„Sören Kierkegaard und Mozart." Von Anna Charlotte Wutzky (Zeitschrift für Musik XCVII, 11. Berlin).
„Der Geist der tschechischen Literatur." Von Arne Novák (Slavische Rundschau II, 8).
„Vergil." Von Rudolf Borchardt (Corona I, 3. München).

* * *

„Sprechchor, chorisches Spiel und Volk." Von Walther Eckart (Das Volksspiel VII, 2. Berlin).
„Geschäftstheater und Kunstbühne." I. Von Paul Friedrich (Das freie Deutschland I, 5/6. Berlin).
„‚Neues Spiel vom Doktor Faust.' Von K. Gerlach." Von Reinhard Leibrandt (Das Volksspiel VII, 2. Berlin).
„Durchbruch des politischen Theaters." Von Erwin Piscator (Die Linkskurve II, 12. Berlin).
„Ist der Sprechchor tot?" Von Bruno Schönlank (Die Volksbühne V, 9. Berlin).

* * *

„Der Lehrfilm vom pädagogischen und vom psychologischen Standpunkt." Von L. Angé (Intern. Lehrfilmschau II, 11. Rom).
„Erklärung von Gedichten." Von Emil Ermatinger (Zeitschrift für Deutschunterricht XLIV, 11. Leipzig).
„Die Sprache in der kulturpolitischen Zeitungsarbeit." Von Paul Fechter (Deutsche Presse XX, 50. Berlin).
„Dichter und Jugendschrift." Von Robert Hahn (Volksbildung LX, 11. Berlin).
„Notizen zum Thema Dichtung und Kritik." Von Hermann Hesse (Die Neue Rundschau XLI, 12. Berlin).
„Der Brief im deutschen Geistesleben." Von Otto Heuschele (Westermanns Monatshefte CXLIX, 893. Braunschweig).
„Das Problem der Generation in der Literaturwissenschaft." Von Karl Hoppe (Zeitschrift für Deutschkunde XLIV, 11. Leipzig).
„Leben, Dichtung und Gesicht. [Bemerkungen zu Stenbock und Karl Haensel]." Von Rudolf Huch (Deutsches Volkstum XII, 12. Hamburg).
„Romane zwischen Krieg und Frieden." Von Hans A. Joachim (Die Neue Rundschau XLI, 12. Berlin).
„Kindheit und Jugend im Spiegel der modernen Dichtung." Von Alfons Kasper (Literarischer Handweiser LXVII, 3. Freiburg i. B.).
„Literatur und Literaturunterricht." Von Ernst Kohn-Bramstedt (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung VI, 8. Leipzig).
„Über die römisch-katholische Sittlichkeitslehre und einen Ausspruch Nietzsches." Von Karl M. Klob (Die Stimme der Freiheit II, 11. Berlin).
„Von der Lebensangst zur Gewalt." Von Heinrich Mann (Die Literarische Welt VI, 46. Berlin).
„Theatralische Politik." Von Ludwig Marcuse (Das Tagebuch XI, 48. Berlin).
„Über die Feierabendlyriker." Von Klaus Neukrantz (Die Linkskurve II, 12. Berlin).
„Die Weltliteratur und die Gefahr eines Angriffs auf die Sowjetunion." Von Karl Radek (Sturmschritt 1930, 4/5. Charlow).
„Die gesprengte Romanform." Von Joseph Roth (Die Literarische Welt VI, 50. Berlin).
„Offensive für das proletarische Buch." Von Ernst Schneller (Die Linkskurve II, 12. Berlin).
„Das billige Buch: M. 2,85." Von Adolf Spemann (Der Schriftsteller XVIII, 10. Berlin).
„Antwort." Von Gustav Kiepenheuer (ebenda).
„Das Chaos der Bücher." Von Hans Thomas (Die Tat XXII, 9. Jena).
„Die besten Bücher des Jahres." Eine Umfrage (Das Tagebuch XI, 49/50. Berlin).
„Der Flagellantismus als literarisches Motiv." III. (Die Stimme der Freiheit II, 11. Berlin.)
„Die großen dokumentarischen Filme." (Intern. Lehrfilmschau II, 11. Rom).

Echo der Bühnen

Wien

1.

„Das Reich Gottes in Böhmen." Tragödie eines Führers. Von Franz Werfel. (Uraufführung im Burgtheater am 6. Dezember 1930.)

Jede Revolution, ob sie sich nun auf politischem, auf nationalem, auf sozialem, auf religiösem Gebiet oder (wie zumeist) auf allen zugleich auswirkt, verspricht ihren Gläubigen (wie fände sie deren sonst?) irgendwo und irgendwann, auch wohl an Ort und Stelle und allernächstens ein goldenes Zeitalter, den Himmel über den Wolken oder auf Erden, ein tausendjähriges oder ein drittes Reich oder das Reich Gottes z. B. in Böhmen; und so sicher dieses Reich, Wunsch und Vision bleibt, ebenso sicher geht hinter jeder Revolution schleichenden oder dröhnenden Schrittes die Reaktion einher, und ebenso sicher trägt jeder Radikalismus seinen eigenen Komparativ und Superlativ, jede Reformation und Eirende ihre Wiedertäufer und Jakobiner im Schoß. Und deshalb hat regelmäßig — Ausnahmen bestätigen die Regel — jeder große Rebell,

Digitized by Google

jeder typische „Führer" einen Krieg mit mindestens zwei Fronten zu führen. Denn der Umsturz des Gewesenen verpflichtet zum Aufbau eines Zukünftigen. Wie aber soll dieser anders gelingen, als durch Kompromisse? Und wird nicht jedes Kompromiß von den obligaten Außerstlinken und Außerstrechten bekämpft? Und hat jemals unter den Aposteln der Verräter gefehlt? Jemals unter den Gesinnungsgenossen der neidische Rivale, der Spiegelberg? Aus alldem ergibt sich ein gewisser stabiler Rhythmus für die Geschichte gleichviel welchen Führers von großem Format — ein Rhythmus, der durch die dramatische Konzentration solch eines Lebenslaufes nur noch stärkere Betonung erhält. Führt der Weg des Führers nicht zum Kapitol, sondern zum nahen Tarpejischen Fels, gestaltet sich das Drama des Führers zur Tragödie, so wird, so muß diese heroisch verhallen oder ironisch: sie kann den Untergang des Führers als weltgeschichtliche Epoche, als köstliches Opfer und sicherste Gewähr für den Sieg seines Programms hinstellen oder als Wiederkehr des Gleichen, als nichtige Episode innerhalb eines sinnlosen Ablaufs der Dinge, bei der ein großer Aufwand schmählich vertan worden ist und nach welcher das Spiel von neuem beginnt — wenn etwa im Namen der Republik Dantons Kopf fällt und solcher Wahnsinn folgerichtig in einem royalistischen Lebehoch aus dem Munde einer Wahnsinnigen ausklingt.

So wird in der Tragödie eines Führers bis zu einem gewissen Grade auch die Tragödie des Führers geschrieben, in einer seit dreißig Jahren niemals abreißenden Tradition. Thematisch beschert daher die neue Tragödie Werfels, wiewohl in ihrem Mittelpunkt eine so unverbrauchte Gestalt steht wie der Taborit Prokop der Große oder Bartlose (engster Zeitgenosse von Jeanne d'Arc und Agnes Bernauerin), sonderliche Überraschungen nicht. Ihr unleugbarer, streckenweise unwiderstehlicher Reiz beruht auf der Exotik spätmittelalterlichen Tschechentums (an dessen Umwelt und Wesen offenbar Jugenderinnerungen des Poeten haften), auf dem zwischen Büchner und Shaw, zwischen zynischem Pathos und weltmännischer Ironie, zwischen Kulturbild und Anachronistik schillerndem Stil, auf der in alle Feinheiten des Gewerbes eingeweihten Kunst, nicht zuletzt auf den offenbaren oder gesuchten oder geistreich mutwillig konstruierten Analogien zwischen Prokops und unseren, gerade durch ein Halbjahrtausend getrennten Zeitläuften — Analogien, die auf gut shawisch in der Wechselrede durch Gebrauch modernster Schlagwörter und Gedanken dick unterstrichen werden.

Was weiß man heute von Hus, vom Hussitentum, dem Großartigsten, das sich im sterbenden Mittelalter begab? Von dem letzten deutschen Kreuzzug, mit dessen Katastrophe die Tragödie einsetzt? Von dem Feldherrn, Organisator, Kirchen- und Sozialpolitiker Prokop? Von dem theokratischen Kommunismus der Taboriten, dessen Parallelismen mit Sowjetrußland in jüngster Vergangenheit sich Gelehrten wie dem Tschechen Pekar und dem Deutschen Seifert („Die Weltrevolutionäre") aufgedrängt haben? Die Hand aufs Herz des Bildungsphilisters: man weiß von alledem, so wissenswert es sei, blutwenig oder nichts. Um so selbstherrlicher kann der Dichter mit jenen verstaubten Geschichtlichkeiten schalten, mit Zuständen, Begebenheiten, Menschen, und das Recht hierzu bleibt ihm ebenso unbestritten, wie etwa die kühne Zeitraffung von fünfzig Tagen des Basler Konzils in wenige Minuten oder die starken Akzentverschiebungen beim letzten Kampf der Taboriten. Innerhalb des Werfelschen Lebenswerks schließt sich die neue Tragödie trotz ungeheurer Abstände von Raum und Zeit des Gegenständlichen ganz eng an die nur um wenige Jahre älteren Historiendramen von 1925 und 1926. Mit Paulus teilt der Taborit die apostolische, mit Juarez die republikanische Mission, mit Maximilian das Martyrium des Verratenen und des Letzten in einer Reihe — und für alle drei Dramen gilt der Generalnenner des Führers, besteht also eine gewisse Gleichläufigkeit des Geschehens, eine gewisse Ähnlichkeit der Probleme und oft und oft dieselbe Schwingungszahl der Wellen des Affekts. Auch an die mit Erfahrungen und Erkenntnissen des 20. Jahrhunderts gesättigten Bonmots, Epigramme, Treppenwitze seiner geschichtlich gewährleisteten Gestalten übereinander und über sich selbst haben wir uns im Werfelschen Mexiko, im Werfelschen Judäa zu gut gewöhnt, um sie nicht im böhmischen Gottesreich ebenfalls zu dulden, mögen sie auch, wie ein Heuschreckenschwarm daherstiebend, bisweilen auf die Nerven vereinzelter Historiker oder Geschichtsfreunde gehen. Jedenfalls liegen diese drei Dramen auf derselben Linie, jedenfalls halten sie das gleiche hohe Niveau, jedenfalls stellen sie, wenn man Werfel an seinem eigenen Maßstab mißt, ein ebenso interessantes wie wirksames Kompromiß zwischen Dichtung und Literatur dar. Aber wir möchten diese Reihe gern abgeschlossen sehen, nicht obwohl, sondern gerade weil sie von der Hand des Meisters verhältnismäßig leicht ins Ungemessene verlängert werden kann.

2.

„Die Reise nach Preßburg." Schauspiel in drei Akten (neun Bildern) mit einem Vor- und einem Nachspiel. Von Leo Perutz. (Uraufführung im Theater in der Josefstadt am 4. Dezember 1930.)

Wenn ein Erzähler, selbst einer von Rang, selbst einer, der über die Verve, den Schmiß, die unerschöpflich-

Digitized by Google

schöpferische Phantasie dieses nach Wien verpflanzten prager Rhapsoden verfügt, erst im Schwabenalter den ersten Schritt auf die Bühne wagt, hütet man sich billig vor Prophezeiung des Erfolgs wie des Mißerfolgs, denn beide sind unberechenbar und jener nicht eben wahrscheinlich. Gleichwohl hat er sich eingestellt, und ist er auch gewiß nicht zuletzt auf Rechnung der dem braven Bürger reichlich imponierenden halb- und unterweltlichen Staffage einer alltäglichen Tragödie zu setzen, so hindert uns nichts, die szenische Sicherheit des Neulings staunend festzustellen, die geleistete Qualitätsarbeit als solche anzuerkennen und komisch angehauchte Charakterspieler auf die Bombenrolle eines Barkellners (nach der Melodie: Lache Bajazzo!) aufmerksam zu machen; nicht als ob nicht auch andere Mimentypen hier vollauf ihre Rechnung fänden, etwa bei einer in Reinkultur gezogenen Dirne, bei dem ihr geschlechtlich Hörigen (Bruder jenes Kellners), bei einem Ex-Komödianten, einer Zimmerfrau und ähnlichen Gestalten von der Anklage- oder der Zeugenbank. Jedenfalls ist das Interesse in Permanenz erklärt, und Originelleres als die das finstere Schauspiel einrahmenden Vor- und Nachszenen, die man leicht für die novellistische Keimzelle des Ganzen halten könnte, wird in der Bühnendichtung der letzten Jahre schwerlich begegnen.

R. F. Arnold

München

1.

„Die Ehe." Drei Szenen von Alfred Döblin. (Uraufführung im Studio der Kammerspiele am 29. November 1930.)

Döblins Trilogie von Szenen, die, was der Titel schon verkündet, nichts anderes als die Ehe zum kritischen Gegenstand hat, ist reinstes Zeittheater. Erster Akt: wie die Ehe so glücklich sein könnte, wenn nicht der § 218 in sie hineinherrschte. Die junge Arbeiterfrau, die der Arzt von der Schwelle weisen muß, geht zur Engelmacherin und verblutet. Ein proletarisches Trauerspiel, von dem Hebbel sagen würde, daß es aus Mangel an Geld bei Überfluß an Hunger hervorgegangen sei. Zweiter Akt: die Ehe, wie sie im Vorderhaus ist, aufgebaut auf gegenseitigem Betrug. Simplizissimussatire, Lebemannssatire von vorgestern, ohne die Kraft des Zorns, der vernichtete. Dritter Akt wiederum Hinterhaus. Eine kinderreiche Familie, die Familie bleiben wollte, vom Staat aber auseinandergetrieben wird in Säuglingsheim, in Fürsorgehaus, in Spital usw., wobei Mutter und älteste Tochter lieber auf die endlose Landstraße flüchten. „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt." Sollte dies Lied, das sie am Ende anheben, ein metaphysischer Spott sein, dann hätte immer noch Eichendorff und nicht Döblin recht; denn so sozial man sich einstellt, daß dieser dritte Akt vom Herzen aus eine Sentimentalität, vom Kopf aus gesehen nicht ein Schicksal, sondern eine Schrulle ist, wird sich kaum verkennen lassen, zum mindesten in der Übertreibung, daß auch die erwachsenen Kinder zusammenhocken sollen, statt zu wandern, statt in Lehrjahren zu werden.

Logisch mag das Ganze mit seinen Modalitäten: Können, Sein und Wollen richtig gebaut sein. Dynamisch setzt das Spiel jedenfalls zu stark ein. Nachdem es nämlich das Fortissimo des Expressionismus, das starke, persönliche, überwältigende Bekenntnis des Arztes, den Schrei der Vernunft, des Mitleidens und des Todes an der Spitze hat, bleibt für später keine Steigerung mehr. Es ist dann lediglich, wie man es nennen will, Epik, fliegender Moralitätenstil, Naturalismus, angreifender Naturalismus, der alle Mittel des jüngsten, sozusagen, Gesamtkunstwerks braucht: den Jazz, den Bänkelsang, den Chorgesang, den Sprecher, den Sprechchor, den Film, die Filmschrift, das Plakat, die Photographie und die Zeitung. Aktuelles Drama heißt darum in der Bühnengleichung Regietheater.

2.

„Geschwister." Vier Akte von Klaus Mann nach Motiven aus dem Roman „Les enfants terribles" von Jean Cocteau. (Uraufführung im Studio der Kammerspiele am 12. November 1930.)

„Und einer muß doch das Märchen erzählen ... denn wir erleben es alle ... Aus all dem muß doch einmal irgend etwas kommen ... unser Lied." So plauderten die Knaben und Mädchen in „Anja und Esther" zusammen. Nach fünf Jahren folgte dem „romantischen Stück" das Märchen und das Lied von der Taube, nein, von der Seele, von der jungen Seele, die von „draußen" ein böser Schneeball traf und die seitdem mit dem Schneelicht an der Stirne blind und scheu ist gegen die „andere Welt". Und nun spielt die Jugend wiederum ihre eigenen Spiele. Man müßte sich doch einmal — und sei es nur in den letzten Generationen — darin umsehen: etwa von Halbe über die „Königskinder" der Rosmer zu Wedekind. Welcher Abstand schon da! Und abermals von Wedekind zu Klaus Mann. Wie grundverschieden die Krisen in der geistigen Ebene, in den Bluttiefen, in den Trieben! Merkwürdig zunächst, wie sich die Altersgrenze hinausschiebt. Mit zwanzig Jahren sind Manns „Geschwister" — nun stellt sich das Wort ein — zwar nicht mehr kindlich, um so mehr infantil. Es wird uns vorgeführt, wie der Mythos, Glaube und Aberglaube erster Kindheit das Leben über-

Digitized by Google

zieht. Die Sinnbilder dieses Märchens sind die Sinnbilder der Psychoanalyse. Und wenn einerseits die Träume aus der Angst vor dem gelebten und ungelebten Leben entspringen, so fliehen andererseits die Ängstlichen wieder in Traum und Spiel zurück, wie so viele zum Kokain sich flüchten. Also Romantik. Indessen eine sehr bewußte. Je weiter die Romantik vorwärts schreitet, desto intellektueller scheint mit dem Menschengeschlecht auch sie zu werden. „Man muß seinen ganzen Willen zusammennehmen," mahnt die Schwester den Bruder. Man „muß konzentriert" träumen. Und daraufhin gaukeln vor ihnen Wochen hindurch dieselben Wunschbilder bis zum „großen Einschlafspiel".

Sie werden nämlich auch zusammen sterben, den Freitod. Wie zugleich altromantisch das ist! Träte nicht ein anderes Element noch hinzu, das freilich weder um Kleist noch um Novalis war. In seiner Schrift „Heute und morgen" betitelt, worin sich Klaus Mann nach dem Beispiel von Vater und Onkel als geistigen Europäer vorstellt, nennt er die heutige Jugend kindisch und zynisch. Gewiß, seinem Einschlafspiel geht „Frühlingserwachen" voraus, und so stünde manche ganz kalte Dialogstelle kaum ohne Wedekind. „Schöner kann man nicht sterben als bei 120 Kilometer Geschwindigkeit." Als Paul dann an Gift endet und seine Schwester auf sich den Revolver anlegt, kommt von ihm ein letztes Wort: „Warum wartest du? Ich hätte gern noch den Knall gehört."

Klaus Mann hat zur Hälfte recht, wenn er sagt, daß die heutige Jugend „unsentimentaler" ist als der junge Mensch von früher. Sie wollen sich nämlich von Sentimentalität frei halten, wie sie auch träumen und staunen wollen, wie sie sogar nicht naiv sind, sondern naiv sein wollen. Die Jugend, wenigstens eine bestimmte, gehörte nicht der Gegenwart an, viel zu wissend, wenn sie nicht alle Schulungen des Willens, die Suggestion und die Autosuggestion, jeden Komplex des moralischen Bewußtseins und jeden Pfad der Parapsychologie kennte. Und dennoch ist Klaus Mann am echtesten, wo er nicht weiß, wie sentimental auch er sein kann. Die schönsten Szenen sind die paar lyrischen Ruhepunkte zwischen den Geschwistern mit dem Märchenton und der Farbe silberweiß. Durchaus schwach die Handlung, intrigant geknüpft, so daß auch eine expressionistisch verkürzte, beschleunigte Szenenfolge nicht darüber hinwegzutäuschen vermag. Der Liebeshaß ist hier Strindberg in der Ammenstube. Eine Gespenstersonate ohne Advent und Ostern.

Man hat sich an dem peinlichen Motiv der Geschwisterliebe gestoßen. Es käme darauf an, ob das nicht ebenso wie alles andere in dem Spiel mehr gleichnishaft zu nehmen ist. Bruder und Schwester, die voneinander nicht loskommen, was sind sie, wenn nicht das unselige Angeklammertsein an den Mutterschoß? Es ist die Tragödie von Lebensunreifen, in sich Versponnenen, in sich Verliebten. Nicht zu übersehen, daß es damit ein Gericht über die Asozialen ist.

Die Motive sind, wie Klaus Mann angibt, dem Roman „Les enfants terribles" von Jean Cocteau entnommen, was nichts an dem Urteil ändert, da für den französischen Surrealismus der Generalnenner Romantik heißt.

Joseph Sprengler

Berlin

„Die Defraudanten." Komödie in 11 Bildern nach dem gleichnamigen Roman V. Katajews von Alfred Polgar. (Uraufführung in der Volksbühne am 12. Dezember 1930.)

Stoff und Gestaltung erinnern an Georg Kaisers „Von Morgens bis Mitternachts", sehr zum Vorteil Kaisers. Bei Kaiser einer, der sich aufreckt und den Sprung wagt und die Tür hinter sich zuwirft, bei Katajew-Polgar sind's ihrer zwei, der Oberbuchhalter und der Kassierer, auch springen sie nicht, sie torkeln im Suff.

Katajews Roman, den wir nicht kennen, scheint Qualität zu haben, und sie leuchtet noch bei Polgar durch. Russische Wundergläubigkeit schafft Atmosphäre um die beiden Defraudanten, denen sich bald genug die Dirne gesellt und die von Hochstaplern gefleddert werden. Schon ihr Verbrechen schlürfen sie selber wie ein Märchen. In der Gefahr, verhaftet zu werden, suchen sie bei ihrer eigenen Wundergläubigkeit Unterschlupf wie unter bergender Wolke. Der russische Romancier drückt sein Bestätigungssiegel auf; sie bleiben straflos; die gleichzeitige Riesendefraudation des Bankdirektors saugt ihre kleine Unterschlagung auf.

Diese russische Wundergläubigkeit hat das alte Regime überdauert. Sehr wahrscheinlich, daß sie es ist, die das neue Reich ermöglicht hat.

Worin Alfred Polgars Verdienste um die (lahmende, schleichende, trivialisierende) Dramatisierung des Katajewschen Romans bestehen, sehen wir nicht. Zu hoffen, er schreibt der Buchausgabe sein geistreiches Vorwort, und verrät es uns.

Ernst Heilborn

Braunschweig

„Die Verwerfung des Bettlers Grigory." Schauspiel in 7 Bildern von Roland Zierſch. (Uraufführung im Braunschweigischen Landestheater am 20. Dezember 1930.)

Nun hat auch einer unserer Jüngsten, der 26jährige Roland Zierſch, den schon viel zu oft bearbeiteten Demetriusstoff aufgegriffen — immerhin zunächst ein An-

Digitized by Google

laß zu größter Skepsis. Aber Zierſch kennt unſere Zeit und weiß nur zu genau, daß man im Sinne des Geſchichtsdramas um 1850 heute mit keinem Demetrius mehr beſtehen kann.

Die Auffaſſung von der Stellung der Einzelperſönlichkeit im Weltgeſchehen hat ſich in den letzten Jahrzehnten grundlegend geändert. Dazu haben in den Nachkriegsjahren Werfel, Unruh u. a. dem Geſchichtsdrama ganz neue Bahnen gewieſen. Helden im Sinne des klaſſiſchen Dramas ſind im Geſchichtsdrama von 1930 nicht mehr möglich.

Und ſo ſteht auch bei Zierſch nicht der heldenhafte Demetrius im Mittelpunkt des Geſchehens, ſondern der ſchlichte „Menſch", der Bauer Gregor Otrepiew — alias Demetrius —, der vollkommen in der Welt kleinbürgerlichen Milieus wurzelt und auch immer Höriger dieſes Milieus bleibt.

Dieſer Gregor glaubt nicht — im Gegenſatz zur Auffaſſung Schillers und Hebbels — an göttliche Sendung, ſondern iſt ſich ſeiner falſchen Rolle durchaus bewußt und ſpielt ſie alle Stufen hindurch — im Grunde genommen nur, um die Fürſtin Marina, zu der den Bauernburſchen ſtärkſte Sinnlichkeit treibt, ganz zu gewinnen. Selbſt als Zar bleibt er Bauer, nicht dumm — aber unpolitiſch. Nur dem ſterbenden Zaren Boris gegenüber wächſt er einmal zu wahrhaft königlicher Größe empor.

Aber bald erhebt er ſich über all die Perſönlichkeiten, die in ihm nur Werkzeug ihrer Intrigen ſahen — er beginnt zu herrſchen, getragen vom Gedanken edelſter Menſchlichkeit der großen Maſſe gegenüber. Er bleibt abhängig von dieſem Milieu, in das er aber nicht wieder zurückfinden kann, als er ſeiner falſchen Rolle überdrüſſig iſt, dazu hat er ſich zu weit aus dieſer Maſſe emporgehoben. Sein Bauernſtolz bäumt ſich aber gegen jede Gnade des neuen Zaren auf. So bleibt ihm nur das Schafott.

In ſieben Einzelbilder voll ſtärkſter Konzentration preßt Zierſch dieſen gigantiſchen Stoff. Treffend die Charakteriſierung, glänzend das Sicheinfühlen in die öſtliche Welt, großzügig in der Verwendung und Umwertung der hiſtoriſchen Tatſachen, meiſterhaft und vornehm die Sprache. Effekthaſcherei und Sentimentalität ſind dem Dichter fremd. Logiſch durchdacht und pſychologiſch bis in Einzelheiten genau motiviert iſt die Handlung aufgebaut und geformt zu einem Geſchichtsdrama, das man ohne Bedenken neben Juarez und Maximilian oder neben Unruhs Napoleon ſtellen kann.

Der junge, bisher nur in München bekannte Roland Zierſch iſt für uns eine große Hoffnung.

Hans Kaufmann

Gera

„Schmoff." Luſtſpiel in drei Akten von Alfred Bruſt. (Uraufführung im Reußiſchen Theater am 11. Dezember 1930.)

Seinem Drama „Der ſingende Fiſch" hat der Myſtiker Bruſt nunmehr ein Luſtſpiel hinzugefügt. Und wenn er in einer dem Programmheft beigefügten Notiz über das Luſtſpiel ſehr richtig erkennt, daß jedem Luſtſpiel ein tragiſcher Stoff zugrunde liegen müſſe, ſo hat ihm dies für ſeine eigene Arbeit dennoch nichts genützt. Er verſucht, die tragiſchen Konflikte zwiſchen dem Helden Schmoff und ſeiner Frau mit den lachenden Augen des Philoſophen zu betrachten. Deshalb muß Schmoff ein lächerlicher Spießbürger ſein und ſeine Frau ein kleines, unbeholfenes und melancholiſches Weſen. Dieſe kleinbürgerlichen Figuren — die alles in allem Sternberg ſchon beſſer karikiert hat —, vermehrt um das in jedem Schwank notwendige Mädchen vom Lande, bringt er nun mit zwei Vertretern der modernen Welt zuſammen — der koketten früheren Freundin und ihrem Geliebten. Dieſer liefert dann ſpäter die chemiſch-wiſſenſchaftlichen Mittel, mit denen der Spießer Schmoff zurück zum urſprünglichen, erfolgreichen Helden geführt werden ſoll und wird.

Gerade das aber, was Bruſt für ein echtes Luſtſpiel verlangt, nämlich, daß es die Tragik heiter zum harmoniſchen Ausgleich führt, erfüllt ſein Werk ſelbſt nicht. Lediglich im erſten Akt iſt ſeine ernſthafte Darſtellung bemüht, die Perſonen zu charakteriſieren und die Tragik ihres Daſeins ahnen zu laſſen. Im zweiten Akt und noch mehr im dritten ſteigt er von dieſer wirklich künſtleriſchen und vielverſprechenden Höhe herab und ſetzt ſein „tragiſches Luſtſpiel" in einer wenig motivierten und von anderen bereits bedeutend beſſer gemachten Burleske fort.

Es iſt zu bedauern, daß es Bruſt nicht gelungen iſt, die vielen Möglichkeiten, die ihm der Stoff in jeder Weiſe bot, zu nutzen.

Erich Otto Funk

Mainz

„Die Nacht der Könige." Schauſpiel in drei Akten. Von Julius Maria Becker.

Julius Maria Becker hat mit den Geſchehniſſen unſerer Gegenwart das ewige Weihnachtsmyſterium, die göttliche Geburt, als die erlöſende Antwort in einem Gipfelpunkt von Leid, in ſeinem Schauſpiel „Die Nacht der Könige" neu gedichtet. Nach dem „Brückengeiſt", der in abgedeckten Akkorden die Wandlung des Todes im Schein der lebenüberwindenden

Digitized by Google

Liebe glorifiziert, der aber nicht die Auseinandersetzung zwischen Leben und Tod bringt, sondern in fast Hofmannsthalscher Melancholie die Süße des Sterbens über das Leben hinaus gehen läßt, hat der Dichter in seinem neuen Werk seine eindeutige Stellungnahme zu der Antithese Leben und Tod genommen. In „Die Nacht der Könige" gehen mit den Wagen des entgleisenden D-Zuges auch die falschen Werte des Lebens in Trümmer, der Tod hockt in den zersplitterten und verbogenen Teilen des eben noch zielsicher dahinrasenden Zuges, in den drei Königen der Welt zerbricht aber auch der Glaube an ihre frühere Macht. Der Dichter, der amerikanische Finanzier und der siegreiche General, sie alle geben ihre Kronen hin in dieser Stunde der Erschütterung. Es zwingt sie in die Knie vor dem Wunder des nie sich vergessenden Lebens, sie ziehen wie einst die drei Könige aus dem Morgenland hin zu dem Stall, um bei dem Kindlein Pate zu stehen, das in der Nacht der Katastrophe inmitten des Wirrwarrs und Unglücks ins Leben trat.

Aus der handgreiflichen Tragik eines Eisenbahnunglücks entwickelt sich Beckers Schauspiel zu einem Drama innerer Erschütterungen. Seine bald furchtbar aufwirbelnde, in harten Kadenzen jagende, bald wieder in den sanften Klang einer lyrischen Strophe übergehende Sprache treibt in dieser Struktur die Spannungen des seelischen Erlebens nach außen und unterstützt vom Wort aus die Dramatik des Schauspiels.

Walter Best

Nürnberg

1.

„Richter Feuerbach." Schauspiel in sieben Bildern. Von Walter Erich Schäfer. (Uraufführung im Schauspielhaus am 22. November 1930.)

Es sind eigentlich sieben Dialoge, die uns in diesem Schauspiel geboten werden, in dem wohl schon das im Anzug befindliche Kaspar Hauser-Jahr (1933) seine frühen Schatten vorauswirft. Denn das Problem des ja noch immer rätselhaften Findlings steht im Mittelpunkt der Handlung, in der er aber selbst nicht auftritt, sondern mit seinem Schicksal lediglich als die treibende Kraft für den sich leidenschaftlich für seine fürstliche Abstammung einsetzenden berühmten Kriminalisten und Staatsrat Anselm von Feuerbach erscheint. Auf die vortrefflich erfaßte und gut durchgeführte, durch die ausgezeichnete Darstellung noch gehobene Figur Feuerbachs, der „krank wird vor Gerechtigkeit", aber „es lohnt sich doch, dafür zu sterben, daß es ein bißchen anständiger in der Welt wird", ist das ganze Stück gestellt. Und die vier ersten „Bilder" sind denn auch voll dramatischer Kraft; wuchtig, wirkungsvoll und spannend. Die drei letzten indessen fallen um so mehr ab, als sich in ihnen, indem die geschichtlichen Tatsachen — König Ludwig I. von Bayern war in Wirklichkeit ein eifriger Anhänger und Förderer des für den Findling als badischen Prinzen eintretenden Feuerbach — geradezu auf den Kopf gestellt werden, immer mehr eine unverdaute, sagen wir: marxistische Idee breitmacht: „die Sache Kaspar Hausers ist die Sache des Volkes", wie denn auch nach dem Tode des alten Feuerbach, dessen krankes Herz den Aufregungen nicht standzuhalten vermag, sein Sohn Ludwig, der radikale Philosoph, die Fortführung der Sache übernimmt. So ließ das geschickt zurechtgemachte Stück schließlich doch unbefriedigt und machte sich, gegenüber der zu weit gehenden „poetischen Lizenz", wieder einmal der Mangel eines Gesetzes geltend, das die Toten (in diesem Fall König Ludwig) vor bewußter Entstellung ihres Charakters schützt.

2.

„Gastspiel am See." Lustspiel in drei Akten. Von Hanns Merck und Rudolf Eger. (Uraufführung im Intimen Theater am 25. Dezember 1930.)

Das Gastspiel am See, und zwar in einer zu diesem Zweck gemieteten Villa am Traunsee, wird von befreundeten Schauspielern des Dr. Lenz ausgeführt. Dieser möchte dadurch seinen Freund John Morris, einen nach 25jähriger Abwesenheit heimgekehrten, zwischen Motoren und Akkumulatoren amerikanisierten und vereinsamten, aber sich nach gemütlicher Häuslichkeit sehnenden Bremer, von seiner überspannten Idee, am liebsten gleich eine ganze Familie zu erheiraten, heilen. Und das gelingt ihm in der Tat, indem er ihm von dem aus Berlinern, Münchenern usw. zusammengewürfelten kleinen Ensemble die erträumte gemütliche österreichische Familie vorspielen läßt.

Man sieht: nicht das seit Jahren und Jahrzehnten erhoffte große und tiefe deutsche Lustspiel, aber ein liebenswürdiger, sehr unterhaltsamer, graziöser, in gewissem Sinne auch neuartiger Schwank von guter Charakteristik der Hauptfiguren, der den starken Beifall, den er erntete, gar wohl verdient hat.

Theodor Hampe

Leipzig

„Ritter Néreſtan." Schauspiel in drei Akten (14 Bildern). Von Christa Winsloe. (Uraufführung im Leipziger Schauspielhaus am 30. November 1930.)

Ritter Néreſtan ist eine Gestalt aus Voltaires Trauerspiel „Zaïre". Die jugendliche Heldenrolle wird bei der Schülerinnen-Aufführung eines adligen Erziehungs-

Digitized by Google

instituts ältester Tradition von einer jungen Dame gespielt und dient als Symbol ihres zwischen den Geschlechtern schwankenden Mignontums. Ein Pubertätsstück mit umgekehrtem Vorzeichen: erotisch angehauchte Schwärmerei für die von allen vergötterte Lehrerin, hart gestraft von der korporalhaften Vorsteherin und deshalb im Selbstmord der Haltlosen endend. Das ist aus dem eigenen Erleben mit Theaterinstinkt geformt, sympathisch gerade durch das Fehlen der sonst seit dem Frühlings-Erwachen der Pubertätsdramatik überall selbstverständlichen groben Zutaten; aber freilich auch ohne tiefere Begründung als die altmodische, unzureichende Anklage der Umwelt. Durch solche Eigenschaften empfiehlt sich dieser Erstling als anständiges Gebrauchstheater, vorausgesetzt daß, wie in Leipzig, eine entsprechende Verkörperung der herb-rührenden Mittelpunktgestalt und des weiblichen Chors von 20, zum Teil anspruchsvollen Rollen möglich sei. Dann wird dem männerlosen Stück überall gute Wirkung beschieden sein.

Georg Witkowski

Essen

„Komparserie." Ein Schauspielerstück. Von Richard Duschinsky. (Uraufführung im Schauspielhaus am 22. November 1930.)

Gewiß ist es tragisch, daß so viele arme Teufel von Schauspielern um einen Hungerlohn in Statisterei machen müssen, daß sie sich als Statisten erniedrigt und entwürdigt vorkommen, daß der allmächtige Star als Liebling des Publikums sie tyrannisiert, daß sie stumme Zuschauer seines Spiels sind. Aber tragikomisch ist es, daß sie als Statisten so Stümperhaftes leisten, daß mehr oder minder „verbürgerlichte" Provinzschauspieler die minderwertigen „Rollen" in dieser berliner Angelegenheit spielen. Die innerliche Berechtigung können wir dem bolschewistisch lärmhaften Aufruhr dieser zwischen Apathie und Nervenüberreizung schwankenden Komparsen gegen den stiernackigen energischen Star nicht recht zugestehen. Bleibt also das soziale Elend mit dem wirtschaftlich Schwächeren sowie die Kritik an den durch die heutige wirtschaftliche Misere nicht gerechtfertigten übermäßig hohen Stargagen. Die Moral des Stars ist „schweinig", aber steht denn der adlige Dilettant, der ihm seine Frau nicht nur als Partnerin, sondern sogar als Verhältnis und schließlich als Frau überläßt, um am Ende zur ultima ratio des Revolvers zu greifen, steht dieser „Edelmensch" im Grunde so turmhoch über dem Star? Eine überzeugende Werbung für das notleidende ernste Theater ist das Stück nicht; Satire und Sentimentalität lassen kaum echte Tragik aufkommen. Der Blick hinter die dem Autor sehr vertrauten Kulissen ist an sich ja ganz reizvoll; das Spiel im Spiel ist eine Parodie auf ernsthaftes künstlerisches Arbeiten, freilich von enorm komischer Wirkung. Melodramatische Knalleffekte, derb realistische Witze sichern die Wirkung dieser durch eine kolportageromanhafte Fabel lose zusammengehaltenen Augenblicksbilder. Die Gestalten erscheinen trotz aller Karikierung lebenswahr.

Karl Arns

Echo des Auslands

Tschechischer Brief

Der offenbare Niedergang, den die tschechische Literatur gegenwärtig erlebt, muß bedrückend auf die wirken, die vor zehn Jahren an die politische Selbständigkeit in dem tschechoslowakischen Staate irrtümlicherweise kühne Hoffnungen auch für Schrifttum und Dichtung geknüpft haben. Wenn in der schriftstellerischen Tätigkeit der Jugend nicht der kommerzielle Standpunkt, von geschickter journalistischer Regsamkeit unterstützt, ausschlaggebend ist, so beherrscht sie größtenteils ein sklavischer Nachahmungstrieb, der den letzten Moden, hauptsächlich der französischen und angloamerikanischen Literatur, folgt, jegliche Tradition selbstherrlich verwirft und in einem vagen Weltbürgertum dem eigenartig Nationalen aus dem Weg geht. So kann es das junge Geschlecht, das mit einer kaum erzieherisch wirkenden Selbstverständlichkeit empfangen und verhätschelt wird, keineswegs mit der älteren Generation aufnehmen, deren Vertreter so rasch nacheinander verschwinden. Vorbei ist es auch mit der führenden Bedeutung der tschechischen Lyrik. Einige ältere Dichter halten zwar die gute Tradition noch aufrecht. So hat (abgesehen von den beiden Nachlaßbänden des nachdenklichen Stimmungslyrikers Sova, die nur Nachträge zu seinem Schaffen bringen) Stanislav K. Neumann in den „Liedern von einer Sache" (Písně o jedné věci) seiner erotischen Herbstwehmut männlich herbe Töne abgelockt; so fand der frische, lebensechte, welttrunkene Impressionist Fráňa Šrámek in seinen „Neuen Gedichten" (Nové básně) für einfache Lebensbezüge und ewige Naturgeheimnisse einen satten Ausdruck, der vor idyllisch mythologischen Vorstellungen nicht zurückschrickt; so ist Viktor Dyk in der bündigen Prägnanz und formelhaften Schärfe seiner knappen „Neunten Welle" (Devátá vlna) vollständig Herr seiner

Digitized by Google

wehmütig vornehmen Weisheit vom Tode und ewiger Fortsetzung geworden. Vom mittleren Lyrikergeschlecht steht wohl Josef Hora obenan. In seinen beiden letzten Gedichtbüchern hat sich sein revolutionäres Gemüt mit der Wirklichkeit einigermaßen ausgesöhnt, wie es aus der örtlich exotischen Perspektive seines formvollendeten „Italiens" und aus dem zeitlichen Rückblick seiner nachdenklichen „Zehn Jahre" (Deset let) ersichtlich ist. Sein Antipode, der katholische Idealist mit gotischen Träumen und sozialen Anwandlungen, Jaroslav Durych, ist kein reiner Lyriker: wenn dieser bald trotzige, bald wehmütige Gottsucher das Weltgeheimnis in der maidenhaften, sinnlich angehauchten Schönheit der naturechten Jungfräulichkeit seiner „Jungfern" (Panenky) oder im qualvollen Elend des Bettlertums („Bettlerlieder" — Žebrácké písně) aufdeckt, runden sich seine festgefügten Gedichte zu Balladen, die an die beste Tradition der tschechischen Romantik, zumal an den unerreichbaren K. J. Erben anknüpfen und dadurch urbildlich wirken dürften.

Lauter und anspruchsvoller als diese gereiften Dichter gebart sich jene Generation der dreißigjährigen Lyriker, die sich selbst als Poetisten bezeichnen und von den französischen Surrealisten hauptsächlich Anregungen empfangen haben. Nachdem dieser Richtung der in Paris heimische Dichter Richard Weiner mit seinen sibyllinischen, unter dem Altdruck quälender Vorstellungen geschaffenen lyrischen Blättern vorgearbeitet und nachdem der führende Kritiker der sogenannten Generation der 90er Jahre, F. X. Šalda, mit seinen tiefschürfenden, jedoch maßlosen apologetischen Erörterungen dieser Gruppe mächtig Vorschub geleistet hat, entfaltete sich die Bewegung zu einer förmlichen Schule, die besonders auf die dichtenden Anfänger Einfluß ausübt. Ihr anerkannter Führer ist der ungemein fruchtbare lyrische Improvisator Vítězslav Nezval, der von seiner fast unheimlich reichen Produktion eine wertvolle Auswahl, „Gedichte der Nacht" (Básně noci) getroffen hat, in denen auch sein Meisterwerk, das prager Notturno „Edison", abgedruckt ist. An Reichtum der Erfindungsgabe, an lyrischem Fluß findet V. Nezval in der gesamten „poetistischen" Dichtung der Weltliteratur kaum seinesgleichen. Von seinem Nachtrab sind wenigstens der volkstümliche Sensualist mit revolutionären Allüren, Jaroslav Seifert, und der düstere Melancholiker mit metaphysischen Regungen, Vilém Závada, zu nennen.

Muß man der neuen tschechischen Lyrik den Mangel an Gehalt und Gestalt vorwerfen, so begnügen sich die meisten Romandichter mit lebenstrotzenden menschlichen Dokumenten, die wohl ihren Zeitwert besitzen, aber erst durch psychologische Deutung und epische Form gehoben werden müßten. Das gilt vornehmlich von den Kriegsromanen.. Unter diesen beansprucht nur das männlich wehmütige Werk mit dem italienischen Kriegsschauplatz im Hintergrund, „Die Welt in Flammen" (Svět hoří) von Čestmír Jeřábek, ein höheres Interesse. Zu der Zunft dieser Neonaturalisten gehören zahlreiche Vielschreiber, denen die Romankunst zum Handwerk wurde; von ihnen will ich die beiden grellen Sittenmaler mit satirischen Zeittendenzen M. B. Böhnel und J. V. Rosulek nur nennen. Höher steht schon der farbensatte Chronist des Jägervolks und der chodischen Bauern, Jan Vrba, dessen breite Waldschilderungen manchmal pleinairistischen Lichtzauber besitzen, und der kraftstrotzende Epiker der plebejischen Liebesgier und des prager vorstädter Proletariats, Emil Vachek; beide sehr ungleichmäßig in ihren rasch hingeworfenen Werken. Jedoch auch namhafte Schriftsteller verfallen der Versuchung solchen dokumentaren, seichten Naturalismus. Ich nenne die ehemalige feine Psychologin des untergehenden Bürgertums aus der Schule von H. Bang, Anna Maria Tilschová, die in ihrem Arbeiterroman aus dem ostrauer Kohlenbezirk „Die Halden" ein schreiendes, arg tendenziöses, durchaus oberflächliches Bild geschaffen hat, oder den überwältigenden Expressionisten mit barocken Neigungen, den stürmisch anklagenden Anwalt Jaroslav Maria, von dem wir nach einer geilen und zugleich mystischen Familiengeschichte aus dem prager Bürgertum „Damen, Heilige, Dirnen" (Dámy, světice, děvky) einen glänzend erzählten Thesenroman zum Problem der Todesstrafe „Wage und Schwert" (Váhy a meč) zu lesen bekamen. Unter all diesen romanhaften Zeitdokumenten ragen zwei hohe Kunstwerke in Romanform hervor, deren Ewigkeitszug bereits heute ersichtlich ist. Das eine stammt aus der Feder einer tapferen, zielbewußten Frau, die gegenwärtig als die bedeutendste unter den zahlreichen tschechischen Schriftstellerinnen anzusehen ist. Ich meine Božena Benešová mit ihren beiden Romanen „Anstoß" (Uder) und „Unterirdische Flammen" (Podzemní plameny), die demnächst zu einer festgefügten Romantrilogie abgerundet werden dürften. Der Niederschlag des Weltgeschehens während des Krieges in der Seele der Intelligenz und des Bürgertums in Böhmen und Mähren bildet das Hauptthema dieses schicksalschweren Werks, in dem alle Charaktere und Geschehnisse zu Ende gedacht und in tragischer Perspektive erschaut werden. Das erste Buch spielt sich in einer mährischen Landstadt beim Kriegsausbruch, das andere in Prag inmitten des Weltbrandes ab; beide Male nimmt die herbe Seelendeuterin den Nationalcharakter unter die Lupe, wie er sich durch Abkehr von der österreichischen

Digitized by Google

Monarchie entwickelt und läutert. Nur noch einer von ihren Genossen weiß auf ähnliche Weise den ethischen Gehalt jener großen Periode zu erfassen und deuten; es ist Viktor Dyk, der sowohl in der stilistischen Kleinkunst seiner russischen Soldatengeschichte aus dem Weltkriege, „Kuzma, das Täubchen" (Holoubek Kuzma) wie auch in der ergreifenden, epigrammatisch zugespitzten Familiengeschichte einer erbärmlichen österreichischen Existenz „Soyka's Kinder" (Soykovy děti) den tiefen, bitteren Sinn der Weltereignisse wehmütig und zugleich ironisch erraten hat. Auch das andere große Romanwerk stellt die tschechischen Nationalgeschicke im Verhältnis zu den Erschütterungen und Umwälzungen des Weltkrieges dar; es handelt sich aber um den Dreißigjährigen Krieg, den Jaroslav Durych in seiner dreiteiligen Prosaepopöe, die er selbst als Wallensteintrilogie bezeichnet, zum Gegenstand einer großzügigen historischen Kunst gewählt hat, indem er, der immer Unzeitgemäße, die Abneigung der jüngeren Generation gegen den historischen Roman überwindet. Das auch seinem Umfang nach bedeutende Werk „Irrsal" (Bloudění) hat allerdings zwei Aufgaben nicht zu lösen gewußt: weder hat Durych das ungeheure historische Material episch und psychologisch bewältigt noch die vieldeutige und geheimnisvolle Natur von Wallenstein glaubwürdig gemacht, wiewohl er sich eben dieses Verdienstes rühmt und dabei abschlägig über die Leistung von Döblin urteilt. Trotzdem ist hier aus dem leidenschaftlich erfaßten Geist der Gegenreformation und aus den barocken Neigungen des katholischen Mystizismus ein monumentales Werk geboren, ergreifend sowohl in seinen Liebes- wie auch Kriegsszenen, hinreißend in seiner Glut, die den Tod mit dem Eros, Wollust mit Pein paart, kräftig in seinem epischen Vortrag, dessen Zauber lyrische Einlagen nur erhöhen.

Manche und wohl schönste Szenen von „Irrsal" spielen sich im Spanien des 17. Jahrhunderts ab. Es ist zugleich lehrreich und anmutig, diese Schilderungen mit Karel Čapeks „Ausflug nach Spanien" (Výlet do Španěl) zu vergleichen, in dem der gegenwartstrunkene und kunsterfahrene Pragmatist dasselbe Land aus seinem unmittelbaren Erlebnis darstellt, wie er früher schon England und Italien für seine prickelnde, anschauliche Prosa erobert hatte. Daß er mit seiner ganzen Seele seiner eigenen Zeit und den Lebensbedürfnissen ihrer Kinder gehört, hat der ehemalige Utopist in den beiden Reihen von Erzählungen „Geschichten aus der einen und aus der anderen Tasche" bewiesen; hier, in den anspruchlosen Alltagsgeschichten und Lebensskizzen, paart sich gewöhnlich Chestertonsche Ironie, die besonders an kleinen Detektivfällen Gefallen findet, mit kurzatmigem, erdenschwerem Realismus; der verschmitzt lächelnde Menschenfreund wird nicht müde, im Ewigbanalen das Ewigmenschliche aufzudecken. In ähnlichen Sphären wie diese short stories Čapeks bewegt sich der humoristische Roman „Ein Familienwunder" (Zázrak v rodině) des ihm mehrfach verwandten František Langer. Auch bei ihm steckt hinter der mit einer mitleidigen Komik behandelten Alltäglichkeit ein tieferer, wenn nicht metaphysischer Sinn, nämlich die Überzeugung von der Zwecklosigkeit eines Wunders, das einen weiten Lebenskreis aufwühlt und dann ruhmlos zerrinnt; der witzige Erzähler hat jedoch seinen guten Einfall nicht zu nutzen verstanden. Mit denselben Erwartungen, die seinerzeit an K. Čapek geknüpft wurden, überhäuft die Jugend von heute das Prosawerk des zähen Surrealisten Vladislav Vančura, eines ziemlich engen, jedoch mit seltener Sprachgewalt gewappneten Erzählers. Mehr Visionär als Realist versucht er vornehmlich abseitige Lebenswirren unternormaler Individuen zu veranschaulichen, so in seinem zynisch grinsenden Kriegsroman „Pflug- und Kriegsland" (Pole orná a válečná), oder in seiner unheimlichen Odyssee eines schuldbeladenen Flüchtlings aus Karpathorußland „Das letzte Gericht" (Poslední soud). Von den jüngsten Erzählern seien drei vielversprechende vorgestellt: der wurzelfeste Fürsprecher einer gesunden Heimatkunst, Josef Knap, mit seinen frischen und lebensechten Bildern aus dem nordöstlichen Böhmen und der Slowakei; der fieberhafte Visionär Jan Weiß, der seine peinlichen Erlebnisse in den Frontspitälern kunstvoll stilisiert, und der etwas trockene, zuchtvolle und erfinderische Virtuose der Kurzgeschichte, Vladimír Raffel; alle drei haben mehrere Sammlungen von Erzählungen und je einen noch nicht ausgegorenen Roman aufzuweisen.

Unter den literarwissenschaftlichen Erscheinungen stehen zwei dokumentare Veröffentlichungen aus Otokar Březinas Nachlaß obenan. Die eine umfaßt die gewichtige Korrespondenz des angehenden Lyrikers aus den neunziger Jahren, da er seine Eigenart noch gesucht und zwischen der analytischen und symbolischen Lyrik und dem realistischen seelenkundigen Roman geschwankt hat; die Briefe sind an seinen Jugendfreund, den Lehrer und Musiker Fr. Bauer gerichtet. Das andere Werk enthält Březinas Tischgespräche mit seiner gebildeten Freundin Gisa Picková Saudková aus den letzten Lebensjahren; da hat schon der um alle Probleme des Lebens wissende Philosoph den Dichter gänzlich verdrängt. Schwer wiegt der literarpsychologische Sammelband „Seele und Wort" (Duše a slovo) des auch in Deutschland bekannten Dichterphilologen und Übersetzers Otokar Fischer; da er mit den modernsten Forschungsmethoden Erscheinungen sowohl tschechischer wie

Digitized by Google

auch deutscher Dichtung kennerhaft zerlegt, wird sein Werk gewiß anregend wirken. Von der älteren kritischen Generation haben Jiří Karásek ze Lvovic seine impressionistischen Porträts, die scharf geschliffen, aber im Urteil sehr voreingenommen sind, unter dem Titel „Schöpfer und Epigonen" und Karel Sezima, der monographische, subtile Kenner des Romans und der Erzählung, die Ergebnisse seiner dreißigjährigen kritischen Tätigkeit in drei stattlichen Bänden „Bildnisse und Reliefs" (Podobizny a reliefy) systematisch geordnet, alle reif im Urteil und Schätzung, alle objektiv und gerecht, jedoch des eigentlichen historischen Sinnes bar; F. X. Šalda, der nimmer Alte, verteidigt die Sache der jungen Kohorte, mit einer überwältigenden Beredsamkeit und einer seltenen Kenntnis der Weltliteratur. Unter den jungen Kritikern wird eine dogmatische, kampflustige Richtung bemerkbar. František Götz hat neben der ideologischen Analyse der gegenwärtigen Weltliteratur „Das Gesicht des Jahrhunderts" (Tvář století), in der er das allmähliche Auseinandergleiten des menschlichen Ichs hervorhebt, unlängst den sozial und zivilisatorisch begeisterten Band „Der hellgewordene Horizont" (Jasnící se horizont) veröffentlicht; er kombiniert darin die kluge ästhetische Analyse mit dem gesellschaftskritischen Standpunkt.

Endlich sei ganz kurz auf drei gelehrte, fürs Studium vorzüglich brauchbare Handbücher der Literaturgeschichte hingewiesen. Jan Jakubec, dessen einschlägige Arbeiten in Deutschland und Rußland längst benutzt werden, hat seine Geschichte der tschechischen Literatur gründlich umgearbeitet und erweitert, so daß seine bis zum Ende des 18. Jahrhunderts reichende Darstellung ein neues Werk vorstellt. Der greise prager Slawist Jan Máchal hat seine Geschichte der slawischen Literaturen mit dem dritten Band abgeschlossen, der die Entwicklung des Realismus bei einzelnen Slawen parallel erschöpfend, wenn auch keineswegs originell behandelt. Denselben Stoff hat sein jüngerer Kollege Frank Wollman in seiner knappen, bisweilen flüchtigen Übersicht „Das Schrifttum der Slawen" (Slovesnost Slovanů) zu bewältigen versucht; lobenswert ist sein Streben, die synchronistisch vergleichende Methode folgerichtig durchzuführen.

Brünn — Arne Novák

Polnischer Brief

Ein Werk von außerordentlichem Wert sei diesmal allen anderen vorangestellt. Alexander Brückners „Etymologisches Wörterbuch der polnischen Sprache" („Słownik etymologiczny języka polskiego" — Krakau, Krakowska Spółka Wydawnicza) bietet nicht nur Bedeutung, Herkunft, Alter und Wandel lebender und in Blüte stehender Wörter, sondern flößt auch erstorbenen neues Leben ein und gewährt an Hand der Etymologie, dem Salz und der Würze eines jeden Wörterbuchs nach Jakob Grimm, tiefen Einblick in die Geschichte polnischer Sprache, Lebensart und Kultur.

Ist Brückners Werk in erster Reihe für den Polen bzw. den Slawisten von Fach bestimmt, so suchen zwei andere Werke zwischen deutschem und polnischem Geistesleben zu vermitteln. „Die polnische Literatur" von Julius Kleiner, die in O. Walzels „Handbuch der Literaturwissenschaft" erschienen ist (Wildpark-Potsdam, Verlag Athenaion) ist ein synthetisches Erfassen polnischer Literaturentwicklung seit ihren Anfängen bis nahezu auf die jüngste Zeit. Die polnische Literatur ist nach Ansicht des Verfassers in den panslawischen Literaturkreis nicht einzubeziehen, sondern im Zusammenhang mit der Geistesgeschichte des Westens zu betrachten und zu werten, da ihr die Lebenssäfte nicht von Byzanz, sondern vom romanisch-germanischen Westen zuströmten. Ein Vermittler anderer Art ist Spiridion Wukadinović, der Germanist der krakauer Universität, der zur Vierjahrhundertfeier der Geburt des polnischen Dichters Jan Kochanowski (vgl. L. E. XXXII, 675) dessen Drama „Odprawa posłów greckich" („Die Abfertigung der griechischen Gesandten") und mehrere „Threnodien" vortrefflich übersetzt (Verlag Concordia, Posen) hat.

Das Buch des früh heimgegangenen Leon Redil („Poezje" — Lemberg, Księgarnia Nowości) trägt in Stoff und Form, in Ton und Unterton das Stigma jener Jugendlichen, die lungenkrank allzufrüh mit dem Tod sich verbrüdern und die kurze Lebensspanne in seinem Schatten wandeln. Redils Gedichte sind aus dem Bewußtsein kurzlebiger Einmaligkeit geholt und von tiefer Schwermut überschattet. Anders sprechen die Verse von Jozef Czechowicz, die in dem Bändchen: „Dzień jak codzień" („Ein Tag wie alle Tage" — Warschau, F. Hoesick) stehen. Hier pulst in jeder Zeile junges, drängendes Blut, ein stets waches Gefühl für die einfachen Geschehnisse des Lebens und Alltags.

Ferdynand Goetels Roman „Serce lodów" („Das Herz des Eises" — Warschau, Gebethner u. Wolff), mit Island als Schauplatz, ist von der heimischen Kritik (trotz seiner Preiskrönung) nicht günstig aufgenommen worden. Der Verfasser, den man der ersten Gilde im polnischen Schrifttum beizählt, ist diesmal seinem Publikum viel, sich selbst aber mehr schuldig geblieben. Der Roman seines Helden, des polnischen Professors Zataj, der sich zu Forschungszwecken nach Island begibt und im Lande des Eises seine erste heiße Liebe erlebt, ist mehr gemacht als geschaffen, läßt mehr literarästhetische und psychologische Fragen offen als er be-

Digitized by Google

friedigende Lösungen gibt. Die mehr auf dramatischem Gebiete tätige Aniela Kallas hat in ihrem Roman „Świat obiecany“ („Die verheißene Welt“ — Krakau, Panteon) ein altes Motiv in eine neue Form (nicht ohne Geschick) umgegossen. Von der Vermutung, daß sie nur Gegenstand sei, gequält, sagt sich Helena Waligórska von ihrem Geliebten los und findet in sozialer Betätigung, vornehmlich in der Aufklärung des Landvolks, ihre innere Ruhe und Zufriedenheit. Der Fall Jakubowski ist Gegenstand des Romans „Śmierć w słońcu“ („Der Tod in der Sonne“ — Warschau, Gebethner u. Wolff) von Jerzy Kossowski. Ein Buch gewordener, durch das dichterische Schauen beleuchteter Rechtsfall, der — bei weitem kein Wassermannscher „Maurizius“ — am Einzelgeschehen haften bleibt, literarisch genug tut, aber weiteren Aus- und tieferen Einblicken sich verschließt. Um die Figur des polnischen Faust baut Waclaw Sieroszewski seinen zweibändigen Roman „Pan Twardowski“ auf (Warschau, Bibljoteka Polska). Der Verfasser entwirft ein Zeitbild der polnischen Renaissance in Krakau, zur Zeit Sigismund Augusts. In den Rahmen dieses Bildes stellt er den Herrn Twardowski mit dessen magischen Requisiten, alchimistischen Praktiken, Abenteuern und Affären, dunklen und hellen Trieben.

Zur Literaturgeschichte und -kritik ist manches gute Buch beigesteuert worden. Stanislaw Windakiewicz hat „Jan Kochanowski“ (Krakau, Krakowska Spółka Wydawnicza) eine treffliche Monographie gewidmet. Mit einem anderen polnischen Humanisten und Dichter beschäftigt sich Viktor Hahns Abhandlung „Szymon Szymonowicz“. Jan St. Bystroń geht der „Geschichte im polnischen Volkslied“ nach („Historja w pieśni ludu polskiego“ — Warschau, Gebethner u. Wolff). Türken- und Schwedenkriege, der Kościuszko-Aufstand, die Napoleonische Ära waren es besonders, die den Volksmund zum Singen anregten. Ryszard Ganszyniec deckt Spuren der Goliardendichtung in Polen auf („Echo pieśni goliar dowcj w Polsce“ — Lemberg, Przegląd humanistyczny) „Den Umschwung in der polnischen Geistigkeit und Literatur nach 1863“ („Przewrót w umysłowósci i literaturze polskiej po r. 1863“ — Lemberg, Ksiaznica-Atlas) behandelt Konstanty Wojciechowski. Gewissenhaft und sicher dringt er in die Gründe, die diesen Umschwung veranlaßt haben und zeigt, wie mit der durch die Zeitgeschehnisse hervorgerufenen Wandlung der Auffassungen über Leben und Dichtung der Wandel von Poesie zur Prosa, von Romantik zum Positivismus Hand in Hand geht. Jan Lorentowicz hat den zweiten Band seiner Theaterbesprechungen („Dwadzieścia lat teatru, II.“ — Warschau, F. Hoesick) herausgegeben. Er ist ausschließlich fremden Autoren gewidmet.

Neben dem selbständigen Schaffen entfaltet sich hier eine reiche Übersetzertätigkeit, bei der neben Gutem auch manche zweite und dritte Güte nicht selten mitläuft. Hie und da stößt man in den Übersetzungen auf Ungenauigkeit, Unrichtigkeit, Sprachlich-Widriges, was auf hastige Arbeit schließen läßt. (Von den besten deutschen Namen ist hier Hermann Hesse mit einer [Steppenwolf], Josef Ponten [den sie in Japan lesen] mit keiner Übersetzung vertreten.) So hat sich beispielsweise das Verlagsinstitut „Renaissance“ (Stanislau) allein um die Bekanntmachung und Verbreitung von zwölf deutschen Autoren der Gegenwart durch eine (nicht immer repräsentative) oder mehrere Übersetzungen verdient gemacht. Auch die in Lemberg erscheinende und vom Helleniſten der hiesigen Universität, Ryszard Ganszyniec, herausgegebene humanistische Rundschau „Przegląd Humanistyczny“ bringt regelmäßig in jedem Heft neben anderen auch eine „deutsche Chronik“, die in erster Reihe die wissenschaftliche, die schöngeistige Literatur nur gelegentlich berücksichtigt.

Lemberg — Hermann Sternbach

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

November achtzehn. Roman. Von Georg Hermann. Stuttgart-Berlin 1930, Deutsche Verlags-Anstalt. 340 S. Geb. M. 7,—.

Das neue Buch Hermanns ist in der Manier der Pointilisten geschrieben. Tupfen leuchtet neben Tupfen auf, und am Ende ist ein farbiges Gesamtbild entstanden.

Es ist übrigens charakteristisch, daß die Art, in der Georg Hermann Kunst macht, viel wesentlicher ist als der Stoff und Inhalt. Denn der Inhalt dieses neuen Buchs ist in einem Satz erzählt: Der Schriftsteller Fritz Eisner sucht am 8. November alle seine Bekannten auf, um ihnen das eben vernommene Gerücht weiterzuerzählen, daß morgen, am 9. November, in Deutschland die Revolution ausbrechen und die Republik ausgerufen werden wird.

Das ist alles. Ein Nichts. Aber während uns der Dichter in die verschiedenen Heime führt, läßt er uns auch gleichzeitig einen Blick in die Seelen seiner Bekannten und Freunde werfen. Und ebenso wie er diese „Seelen“ Tupfen um Tupfen liebevoll und leise hinmalt, bis er das Wesentliche und Essentielle ihrer Art und Farbe getroffen hat, ebenso eräugt er in jedem Heim das Besondere und Einmalige, das sein Kunstkennerherz erfreut; da ein alter Stich, dort eine aparte Vase, hier eine seltsame Tasse. Er spürt, er wittert diese alten Dinge, mögen sie noch so versteckt irgendwo einstauben.

Digitized by Google

In Kunstdingen ist er wie ein braver Jagdhund, der das Wild aufstöbert und stellt. Die Liebe zu den Dingen, die weit stärker in ihm ist als die Liebe zu den Menschen — denn in dieser vermag er stets die Distanz zu wahren, während er Kunstdingen gegenüber sofort vom heiligen Feuer besessen ist — leuchtet aus jeder Zeile. Kurzum, es ist unser lieber Georg Hermann selber, der hier nur wenig dazu getan hat, um sich hinter der Maske des Fritz Eisner zu verstecken.

Denn hier gibt es Selbstbekenntnisse genug und Erkenntnisse, wie etwa diese: „Sieh mal, ich bin lange nicht so gewandt mit der Feder, wie ihr alle es heute seid, ihr jungen Menschen, ihr, die ihr glaubt, ich wäre es. Das Wort ist für mich ein zähes und schweres Material, das sich nicht formen läßt und das nur sehr ungenau sich mit dem deckt, was man empfindet, fühlt, aussprechen will. Vielleicht deckt es sich mit dem, was man denkt. Aber ich denke ja nicht. Habe mich noch nie dabei ertappt, daß ich denke. Und außerdem — im Vertrauen — was man wirklich denkt, ist meist nicht wert, daß man es in Worte kleidet oder gar diese Worte in Tinte festlegt. Die anderen Worte aber müssen sich schwer aus dem Chaos lösen, das da drinnen brodelt. Sie beglücken, und doch schämt man sich ihrer wieder. Und will sie nicht weitergeben, weil sie unvollkommen sind."

In solchen Er- und Bekenntnissen hebt Georg Hermann die Anonymität der dichterischen Persönlichkeit auf und spricht ohne Rückhalt vom eigenen Schaffen, vom eigenen Leiden und Erleiden. Aber gerade in dieser Opferung seines Persönlichen liegt wiederum der fesselnde Reiz dieser stillen, fast gestochenen Bilder, die sich zu einem gut komponierten Ganzen formen, in dem die politische Umsturzstimmung des November achtzehn recht plastisch zum Ausdruck kommt.

Von bewußter Technik keine Spur. Alles strömt ihm vielmehr selbstverständlich und unmittelbar zu. Nicht so sehr ein Können im artistischen Sinne macht Hermanns Bücher so schön und beschwingt; sie sind schön, wie Schwalbenflug schön ist oder Mondaufgang über der Heide oder sonst irgendein stiller Naturvorgang. Stimmungen und Farbtöne von japanischer Zartheit und Exaktheit erstehen vor dem geistigen Auge, und doch ist das Ganze nichts als hingeplauderte Luft, beseelte Luft.

Berlin — J. E. Poritzky

Die Flöte des Pan. Sieben Novellen. Von Ernst Wiechert. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 234 S. M. 4,— (6,—).

Der Dichter hat ein schönes Vorwort der Siebenzahl von Geschichten vorangestellt, in dem der mystische Zusammenklang dieser Schicksale und ihr geheimer Sinn zart gedeutet wird. Für die erste „Der Hauptmann von Kapernaum" hat Ernst Wiechert einen Preis erhalten. Sein Wesen, grüblerisch und einsam, dem Markte und seinen Gefahren fern, weich und doch unerbittlich, ist gerade in dieser Erzählung zusammengeschlossen, drückt sich unmißverständlich aus. Es kommt ein Augenblick, in dem das Göttliche zum Menschen herniedersteigt und ihm Aufgabe und letzten Sinn des Lebens offenbart. Gottes Ruf folgen, heißt sich selbst entfalten, das Höchste von sich fordern und es dann auch leisten. Denn wehe, wenn er auf dem Wege schwach wird! Gott fordert jedes Opfer ganz. Der Hauptmann, den Christus ruft, den Gefangenen zu befreien, weil ihm die Erkenntnis wird, daß jener der wertvollere Mensch ist, muß für ihn den Tod erleiden, um sich selbst zu erlösen.

Das Thema wird in mannigfacher Weise abgewandelt, von siegenden, von unterliegenden Gestalten. Doch diese von Gott berührten Kulturmenschen, die aus der erstarrenden Tradition herausgerissen und vor ein Schicksal gestellt werden, sie bilden nur die Hälfte des Buchs. Die anderen sind jene seltsamen Märchen- und Legendenwesen, in die Gott-Natur unmittelbar eingegangen ist und die in selig dumpfer Sicherheit ihren vorgeschriebenen Weg wandeln. Die schönste darunter, der Flöte blasende Knabe Pan, der göttliche Hirte, der nicht irdisches Weinen oder Lachen kennt und vor dessen Anblick, vor dessen Flötenklagen die Menschen hinschmelzen oder in Haß und Wut aufbegehren, bis sie den Unschuldigen töten müssen.

Dieser Knabe ist eine Gestalt, wie sie nur eine von stillem, träumendem Dichterwesen ganz erfüllte Natur formen kann.

Ernst Wiechert legt auch an den äußeren Ausdruck den Maßstab des eigenen Wesens an. Er soll in Klang und Ton das Letzte geben, was in seinem Herzen wohnt. Und wenn das wohl auch ein jeder Künstler will, so ist doch hier der Wille zum Höchsten gespannt und die Begabung für die Melodie der Sprache wundervoll stark. Manche Sätze möchte man immer wieder lesen, so klingend sind sie in feierlicher Melancholie oder betörender Süße, erfüllt von Inbrunst vor Gottes Nähe, der in den Sternen schimmert, im Rauschen der reifenden Ähren säuselt und dem Dichter seine Geheimnisse zuflüstert.

Weimar — Gabriele Reuter

Stimme aus dem Leunawerk. Verse und Prosa. Von Walter Bauer. Berlin, Malik-Verlag. 158 S.

Ein junger Dichter des Proletariats, der in der „Stimme aus dem Leunawerk" versucht, das Schicksal des Arbeiters in epischer Lyrik und in lyrischer Epik einzufangen. Hier ist etwas ganz Neues, das schlichte Alltagsleben des Alltagsmenschen wird in rührender, zarter, bilderreicher Sprache erzählt. Das graue Leben der grauen Masse in grauer Industrielandschaft wird liebevoll geschildert, wie mit zärtlichen Aquarellfarben. Das Aufwachsen des Arbeiterkindes rollt ab: der Abend, an dem die Mütter singen, der Fischfang armer Kinder, die Spiele der Jungen und auch die harte Arbeit des Zeitungsaustragens, das Mitverdienen von Kindesbeinen an, der Tod des Bruders im Krieg. Und was immer das Kind und der Jüngling erlebt, da steht immer das Werk da, und der Arbeiterzug, und riesige Schornsteine und Verdienenmüssen, man sieht das alles, zum Greifen deutlich, denn Bauer ist ein Gestalter. Er verlebendigt den Weg ins Werk, er besingt die verstümmelte Hand eines Menschen, er bringt das Blut in Wallung mit seiner „Ballade vom jungen erschossenen Arbeiter". Walter Bauer zeigt, daß sich auch die Tendenz künstlerisch formen läßt; seine Ausdrucksmittel sind in ihrer Beschränkung auf das Wesentliche außerordentlich vielseitig und von plastischer Schärfe. In vielem fehlt die ganz unvermittelte Natürlichkeit der aus proletarischen Berufen hervorgegangenen Schriftsteller. Hier und dort sind buntleuchtende Fäden in das einfache Gewebe geknüpft, die ihren Ursprung im Intellekt des Gebildeten haben. Seine Arbeit gibt der proletarischen Dichtung eine neue, interessante Note. Man darf von dem Junglehrer Bauer, der zum Sprecher der mitteldeutschen Arbeiter wird, noch mehr erwarten.

Berlin — Georg Schwarz

Digitized by Google

Der Fall Bundhund. Ein Arbeitslosenroman. Von Bruno Nelissen-Haken. Jena 1930, Eugen Diederichs. 240 S. M. 3,80 (4,80).

Ein junger Autor erlebt die Böswilligkeit eines sozialen Bürokratismus, dem die Arbeitslosen ausgeliefert sind. Dieses Erlebnis macht den jungen Autor zum Ankläger eines Systems, zum Anwalt der Arbeitslosen. Haken schreibt ein Buch, ein starkes, dichterisches und notwendiges Buch. Was ist die Folge? — Er wird selber arbeitslos. Bis zu seiner Entlassung war Haken Praktikant am Landesarbeitsamt Nordmark in Hamburg.

Eine Behörde hat im allgemeinen wenig Verständnis für Sensibilität. Daß sie mitunter selbst äußerst sensibel sein kann, zeigt der Fall Haken. Haken hat ein System und einen sozialen Zustand geschildert, und in dieser Schilderung die Unhaltbarkeit seiner Darstellungsobjekte demonstriert. In keinem Leser wird der Eindruck hervorgerufen werden, daß es sich in dem vorliegenden Werk um einen Schlüsselroman handelt, dessen Tendenzen auf bestimmte behördliche Personen und auf eine ganz spezielle lokale Einrichtung abzielen. Jeder Leser, mit Ausnahme der leitenden Herren im Arbeitsamt Nordmark, wird bei der Lektüre des Falls Bundhund zu der Auffassung gelangen, daß der Autor nur ein sozialbürokratisches und vom opportunistischen Parteibazillus infiziertes System anprangern wollte. Daß er dies in bester Gesinnung getan hat, wird man ihm danken.

Über den sensationellen Fall Haken ist viel geschrieben worden, weniger über den Fall Bundhund.

Haken gibt in seinem Roman zwei Schicksale. Das Schicksal des erwerbslosen Proletariers, und das eines Akademikers. Beide Schicksale werden erst einander gegenüber gestellt. Später vollzieht der Autor in organischer Weise ihre Verknüpfung. Das Buch beginnt mit der qualvollen Arbeitssuche des Akademikers. Dieser junge Intellektuelle, dem die allgemeine Arbeitsnot den Zugang zum Erwerbsleben verriegelt hat, sinkt in der erfolglosen Bemühung um eine seinen Kenntnissen gemäße Stellung immer tiefer unter das soziale Niveau seiner Herkunft. Den ersten festen Boden findet der Sinkende in einem sozialen Amt. Dort betraut man ihn mit subalternen Funktionen. Im sozialen Amt lernt er den Fall Bundhund kennen. Das Schicksal dieses armen Teufels, der unverzagt um Arbeit kämpft und der in schändlicher Weise von den bürokratischen Geistern des sozialen Amts gehetzt und genarrt wird, ergreift den jungen Akademiker. Es beschäftigt seine Nachdenklichkeit, es entzündet sein Gewissen, es fordert seinen Eingriff. Jedoch kann er nicht verhindern, daß die bürokratischen Mächte des sozialen Amts den Bundhund zu einer rebellischen Verzweiflungstat treiben. Eines Tages erscheinen vor dem Hause des verbitterten Bundhund Beamte, die den Erwerbslosen zwangsweise in eine Irrenanstalt überführen sollen. Was ist geschehen? Bundhund ist in einer vertrauensärztlichen Untersuchung, die ihn tief erbittert hat, rabiat geworden. Diese Eruption geschundener Nerven hat der Vertrauensarzt als Tat eines gemeingefährlichen Geisteskranken in den Akten vermerkt. Bundhund soll also in eine geschlossene Anstalt transportiert werden. Bundhund setzt sich zur Wehr. Sein Haus wird von der Polizei belagert. Bundhund steht am Fenster und schießt auf die Straße. Und trifft einmal. Und wird erschossen. — Diese hochdramatische Szene bildet den Abschluß des erschütternden proletarischen Schicksals.

Dunkelmann, der Akademiker, zieht, empört über die mörderische Rigorosität der Verantwortlichen, die passive Schlußfolgerung, nicht mehr ins soziale Amt zurückzugehen. Dieser Dunkelmann, der autobiographische Züge trägt, ist mehr als eine Selbstdarstellung des Autors. Er ist der Repräsentant jenes bürgerlichen Intelligenztypus der, wirtschaftlich entwurzelt, in einem ausweglosen Skeptizismus umhertappt und sich zu keiner kraftvollen und bestimmten Geisteshaltung aufschwingen kann. Typologische Vertreter von Volks- und Berufsschichten sind auch die anderen Gestalten des Romans. Auffallend ist, daß Haken oft von der Partei spricht, ohne ihren Namen zu nennen. Verschweigt er ihren Namen nun aus Ängstlichkeit? Ich glaube es nicht. Er lehnt die Partei an sich grundsätzlich ab. Er sieht in ihr nur ein Treibhaus zur Massenzüchtung von Gesinnungslosigkeit, Korruption und materieller Eigennützigkeit. Diese Auffassung scheint charakteristisch zu sein für die individual-anarchistische Haltung sehr vieler Intellektueller, die verkennen, daß die Partei eine unvermeidliche klassenkampfgeborene historische Notwendigkeit ist. Die Ablehnung der politischen Organisation an sich würde das politisch kämpfende Individuum vereinzeln und unter heutigen Verhältnissen wehrlos machen. — Bleibt noch diese Frage offen. Ist das vorliegende Werk der Roman der Arbeitslosigkeit? Umspannt das Werk den mächtigen Ideenkomplex der Erwerbslosigkeit mit der Vielfalt seiner sozialen Erscheinungen und mit seiner im heutigen ökonomischen System verwurzelten Ursächlichkeit? Nein. Haken beschränkt sich auf die Darstellung des gegensätzlichen Verhältnisses zwischen Arbeitsuchendem und sozialer Behörde. Jedoch ist diese ausschließliche Darstellung mit einer reichen Kenntnis der Materie und mit einem tiefen menschlichen Verständnis bei sparsamster Verwendung schlichter und differenzierter Ausdrucksmittel durchgeführt. So ist ein eindrucksvolles Dichtwerk entstanden, das den Durchschnitt sozialer Gegenwartsromane beträchtlich überragt.

Berlin — Werner Türk

Bummler und Bettler. Roman. Von Salomon Dembitzer. Berlin 1930, Axia-Verlag. 178 S.

Dembitzer gibt einen Ausschnitt aus dem Leben eines wunderlichen Menschen. Sein Held ist reich, unabhängig, egozentrisch und von der Sinnlosigkeit seines Daseins überzeugt, dennoch sucht er den gültigen, erlösenden Ausweg, den es aber für ihn nicht gibt, weil er unfähig ist, sich ein Ziel zu stecken. Unvermittelt bricht die Handlung ab. Unerlöst steht der Held da, unerlöst wie sein Dichter, der ein prächtiger, ehrlich ringender Mensch ist. Dembitzer holt viel Krauses, Skurriles aus den Untergründen hervor und breitet vor uns in sauberer, geformter Sprache eine philosophische Welt aus, die des verführerischen Reizes nicht ermangelt, trotz all ihrer skeptischen Hilflosigkeit.

Berlin — Georg Schwarz

Die Angst zu lieben. Drei kleine Romane. Von Walther von Hollander. Berlin 1930, Propyläen-Verlag. M. 4,50.

Walther von Hollander ist einer der Schriftsteller in Deutschland, die herzlich und klug zugleich zu schreiben vermögen, jeder Gefühlsdumpfheit so fern wie berechnender Verstandeskälte. Der beste Beweis dafür ist dieses letzterschienene Buch. Es ist wohl nicht sein bedeutendstes; sein Menschenpanorama „Schicksale gebündelt" besitzt eine größere Reichweite, die Bände seiner Großstadttrilogie treffen uns, einheitlicher, mit stärkerer Wucht. Aber es ist sein wärmstes. Die Mischung von Herzlichkeit und Klugheit ist hier einmal so völlig ineinander aufgegangen, daß wir nicht

Digitized by Google

nur mit Bewunderung lesen, sondern, vielleicht zum ersten Mal bei Hollander, mit Beglückung.

„Die Angst zu lieben" ist das vierte Buch, das er in dem einen Jahr 1930 veröffentlicht, das dritte, das er in Buchform herausgibt. Gerade deshalb muß man vielleicht denen sagen, die, vor solcher Fruchtbarkeit von neidvollem Schrecken erfüllt, nicht genau mit ihm vertraut sind: so viel Hollander schreibt, er ist kein Vielschreiber. Wer seine Entwicklung verfolgt hat, wird selbst spüren, daß diese drei Novellen ein wenig zurückliegen, die dem noch immer novellenfeindlichen Publikum leider als „drei kleine Romane" mundgerecht gemacht werden müssen (der mittlere schönste „Roman" ist 24 Seiten lang!). Sie gehören innerlich mit „Frühling in Duderstedt" zusammen. —

Die unübertreffliche Genauigkeit, mit der Hollander in diesem einen Buch drei ganz verschiedene Lebenskreise geben kann, das Großbürgertum einer norddeutschen Hansestadt, die Westfront 1918, die Proletarierwelt von Berlin S, die fast unheimliche Dichte seiner Schilderung ist nach seinen übrigen Leistungen noch weniger erstaunlich als die seelische Kunst, mit der er in seine Menschen hineinleuchtet und sie hier, wie in jener mecklenburgischen Dorfgeschichte, getrieben sieht von einer quälenden Angst: der Angst vor der Hingabe, vor der Verstrickung, vorm Sichverlieren und, in aller schmerzlichen Selbstbewahrung, von der Sehnsucht danach. Es gibt wenig Dichter, die die Schwere des Menschseins, in der sehnsüchtigen Einsamkeit des Alleinseins und in der duldenden Einsamkeit des Beisammenseins, so ausschließlich zum Gegenstand ihres Schaffens gemacht haben wie Hollander, doch die Trauer in diesem Buch ist nicht so trostlos wie in fast allen seinen anderen. Hinter den Zeilen wirkt eine heimliche Kraft, die uns, wortlos tröstend, umfängt.

Berlin — Herbert Günther

Die heilige Scholle. Ein Roman aus der Zeit des Ruhreinbruchs. Von Alfred Funke. Halle a. d. S. 1930, Heimat-Verlag. 399 S. Geb. M. 6,—.

Industrieeinbruch in Bauernland, Franzoseneinbruch ins Ruhrgebiet: ein erschütternder Stoff. Erschütternde Kämpfe und Notlagen sind der Inhalt dieses Buchs. In Wirrsalen der Zeit und nationalem Jammer wieder zu einer klaren Linie zu finden, alte Gebräuche und Sitten weiterleben zu lassen, zu verbinden mit Zukünftigem, Neuem, ist die Bemühung dieses Buchs. Man wünschte, es sei in der Form einer Chronik abgefaßt worden. Denn bei aller Geltung des rein Sachlichen hat die Arbeit als Roman an sich keinerlei künstlerischen Belang.

Dornburg a. S. — Carola von Crailsheim

Reinhart und Benigna. Von Fritz Karl Weber. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 302 S. M. 4,— (6,50).

Ein sehr schlichtes, ein sehr leises, ein völlig sensationsloses, ein völlig protestantisches, ein bemerkenswert reines und ehrliches Buch, reich an Gefühlswerten und Wärme, in dem Wirklichkeit und Traum jeder Übertriebenheit fern, ineinander verwoben sind, ist diese Erzählung von Reinhart und Benigna. Reinhart, der Hauslehrer und Vikar, Benigna, das einsame Mädchen aus adligem Hause, finden sich in Liebe. Und über viele schwere Kämpfe hinweg, vor allem aber über Sorgen und Bangen um des Mädchens zarteste Gesundheit hinweg, führt der Weg zu ihrer Ehe, die nur kurz währt. Denn Benigna stirbt. Über diesen Seiten, in denen das Buch gipfelt, schwebt es wie helles Licht. Tapferkeit und Schönheit dieses Sich-in-den-Tod-schicken packen den Leser.

Mit Reinhart und Benigna wandert man durch Niederbayern und durch die Lande um den Main. Man geht durch Schlösser und Pfarrhäuser. Und naturgemäß sind es die evangelischen Pfarrhäuser, die vor allem diesem Buch Eingang und Beachtung schenken sollten. Denn selten ist in unseren Tagen das innere Werden, der ernste Weg eines Seelsorgers geschildert worden, wie dies in diesem Buch der Fall ist.

Dornburg a. S. — Carola von Crailsheim

Der Schüler Gerber hat absolviert. Roman. Von Friedrich Torberg. Wien 1930, Paul Zsolnay. 381 S.

Der Abiturientenroman von Torberg gibt Anlaß zu folgenden Bemerkungen:

Wenn ich nach meiner eigenen, nicht so weit zurückliegenden Schulzeit und nach inzwischen Vernommenem urteilen darf, so scheint mir das Problem der Schule kein für sich abgeschlossenes mehr zu sein, sondern durchaus ein Teilproblem in dem großen Spektakel: wie behauptet sich der einzelne vor der Organisation? Selbst ein Zunehmen der Schülerselbstmorde ist dann kein Symptom mehr von „etwas faul im Staate Dänemark", sondern — um im Bild zu bleiben — von der Zerrüttung im ganzen, gesamten Europa. Indem man solchermaßen spricht, erklärt man sich auch gegen die Räson von Torbergs Roman, der in seiner Wirkung ganz auf den Anklageroman älteren Stils hinausläuft. Dinge, die heute erlebt sein mögen, scheinen mir mit der Mentalität eines früheren Jahrzehnts verarbeitet, wie denn auch die Seitenhandlung (Gerbers privates Leben) ein wenig altmodisch anmutet.

Soviel grundsätzlich. Als literarische Leistung hingegen erweckt das Buch einige Hoffnungen. Zwar hat es einen ganz groben Kardinalfehler: die immer wieder behauptete geistige Überlegenheit des Schülers Gerber erweist sich nirgends, keinen Augenblick lang in dem Buch, und wo es reflektiert, da verliert sich das Kritische bald im sentimentalen Bild. Aber gewisse dumpfe, groteske, ängstliche und vor allem nervöse Zustände gelangen zu eindringlicher Darstellung, und inmitten von viel stilistischem Schwulst trifft man oft auf kräftige Partien, auf solche, die nicht mehr schwulstig sind, sondern ungepflegt in der guten Weise, die man gern hat.

München — W. E. Süskind

Frau Maria. Ein Roman aus der Zeit August des Starken. Von Enrika von Handel-Mazzetti. II. Teil: Das Reformationsfest. München 1930, Josef Kösel und Friedrich Pustet. 465 S. Geb. M. 9,50.

Hatte der erste Roman der neuen quedlinburger Trilogie, „Das Spiel von den zehn Jungfrauen", in einer geradezu grandiosen Exposition ein gehaltlich vertiefteres, gestaltlich weit mehr ausgebautes Weltbild der österreichischen Dichterin angekündigt, so besteht bei dem vorliegenden zweiten Teil, „Das Reformationsfest", keinerlei Veranlassung, etwas von dem damals Gesagten zurückzunehmen. Anderseits aber auch keine, es auf irgendeine Weise zu erweitern. In ihrer ganzen Motivierung, ihrer Charakteristik, ihrem Sprachstil sich selber durchaus treugeblieben, hat Enrika von Handel-Mazzetti die längst erreichten Grenzen nicht hinausgeschoben, sondern nur befestigt. Was Wunder, daß uns so mancherlei schon bekannt und vertraut erscheinen mag.

Digitized by Google

Was Wunder aber auch, daß der unbedingte Fortschrittsglaube unserer Tage diese Tatsache vielfach als Rückschritt ansieht. Immerhin sollten wir im Hinblick auf Schöpfungen solcher Art einmal die Meisterschaft der Bescheidung kennen und würdigen lernen; denn es ist und bleibt stets besser, einen erprobten guten Wein in alte Schläuche als einen schlechten in neue zu füllen.

Koblenz — Alexander Baldus

Die Verführerin. Von Rudolf Hans Bartsch. Leipzig 1930, L. Staackmann. 200 S. M. 3,50 (5,—).

Laut Schleife schreibt Frau L. C. de Bouvé (wer ist das?) über dieses Buch: „Um wienerisch zu reden: das herzigste Buch, das je ein Österreicher über Wien geschrieben hat!" Tatsächlich werden die Freunde und Schätzer Rudolf Hans Bartschs, dieses „letzten deutschen Naturdenkmals" (laut Theodor Lessing!) ob dieser neuen Herzigkeit und herzigen Neuartigkeit überrascht sein. Neuartig: denn von den Damen, um die die Liebhaber sich diesmal gruppieren, heißt nur eine einzige, minder wichtige Hannerl — die anderen aber Elli und Renate! Und von diesen Liebhabern ist nur ein einziger aus der Steiermark — und die andern zwei aus Amerika! Das aber: wie sich der beliebte Autor, obwohl er offenbar drüben gewesen ist, die Neue Welt vorstellt — das macht dieses Buch lesenswert. So taufrisch habe ich mir das in meinen kühnsten Parodien nicht vorgestellt. Ernsthaft: man genieße dieses Buch. Und sei es auch nur aus soziologischem Interesse: um bestätigt zu finden, daß noch immer Kitsch der Kitt ist, der Naturdenkmäler zusammenhält.

Wien — Robert Neumann

Das zertrümmerte Ich. Von Egon-Herbert Mentzel. Leipzig 1930, Otto Hillmann. 248 S. M. 7,— (9,—).

Geschrieben oder nicht, gedruckt oder nicht: Die Entscheidung fällt schon nach dem ersten Kapitel, in dem der Verfasser eine Poetik der Kriegsliteratur geben möchte. Bestätigt wird diese Entscheidung nicht nur nach fünf weiteren Kapiteln, sondern durch das ganze Buch, das mit einem furchtbaren Schwulst einen krassen Dilettantismus offenbart. „Man kann den Krieg verdammen, muß aber dabei das Heldentum in ihm anerkennen." Das macht man in London z. B. dadurch, daß aller Verkehr einige Minuten stillsteht und die Menschen mit entblößtem Haupte der Helden gedenken. Das ist gewaltig, grandios, ein unerhörtes Zeichen von Demut vor den Helden. Hätte Mentzel auch nur einen Funken davon, würde er nicht eine Zeile geschrieben haben. In sonstigen dilettantischen Büchern wirkt ja noch die Materie, der nackte Krieg, und deshalb finden sich ja auch immer noch Verleger und Publikum dafür. Aber Mentzel begräbt selbst diese Wirklichkeit unter eine Psalmodiererei, daß man ihm wünschen möchte, er hätte erst die Sprache zertrümmert, ehe er ein paar Sätze zu den Bildern schrieb, die dem Buch beigegeben sind. Wollte er das deutsche Gemüt schildern, die deutsche Seele — mein Gott — es täte mir leid um sie. Denn sie war auch während des Krieges nicht so verdunstet und vernebelt, als daß sie sich nicht hätte klar und einfach ausdrücken können: „Glutblumen blühten auf, stickig war ihr Duft, aber voller Majestät leuchtete ihre Feuertulpe." So in diesem Ton erlebte Mentzel den Krieg. Wo ich stand, war er immer ein wenig anders. Außerdem macht er für Pan-Europa Propaganda, wenn das zertrümmerte Ich scheinbar wieder zusammengesetzt ist. Und auch ein ferner Krieg wird nicht ganz abgelehnt: der siegestrunkene Held wird sich doch erheben:

Er will im Sinken noch
Mit unbeugsamer, stolzer Willenskraft,
Wenn seine Todeswunde auch blutig flammend klafft,
Fanfaren Männermuts zum letzten Male tönen,
Den Tod der Menschheit edel krönen.

Hierzu kann man nur sagen: Heil — Mentzel Egon Herbert.

Berlin — Guido K. Brand

Frauenkreuzzug. Von Jo van Ammers-Küller. Bremen 1930, Carl Schünemann. 397 S. Geb. M. 9,—.

Die Erzählkunst der Holländerin Jo van Ammers-Küller lehnte sich hinsichtlich der Kompositionsweise schon immer an englische Vorbilder an. Nunmehr hat sich die Schriftstellerin auch in der Wahl des Themas an England angeschlossen. Der Roman „Frauenkreuzzug" spielt im London jener Jahre, die erfüllt waren von den Kämpfen der Frauen um die politische Gleichstellung. Auf Grund eingehender Studien an Ort und Stelle schildert Jo van Ammers-Küller die Kämpfe der Suffragetten, indem sie das allgemeine Geschehen um einen Sonderfall, um die Person und den Heldenmut der jungen Joyce Coornvelt aus Holland gruppiert. Die Darstellung ist wie stets überaus gekonnt, die Erzählweise gepflegt und warmfühlend. Dennoch erregt der Roman, in den viele interessante Geschichtsvorgänge eingearbeitet sind, den Leser weniger unmittelbar als frühere Bücher der Schriftstellerin, und wohl eben deswegen, weil sie sich hier zwingt, sich an historische Tatsachen anzulehnen, nicht aber nach freiem Belieben fabulieren darf. Die Übersetzung von Franz Dülberg ist, wie es bei diesem gewissenhaften Mann nicht anders erwartet werden kann, der Vorlage nach jeder Richtung gewachsen.

Im Haag — F. M. Huebner

Der 42. Breitengrad. Roman. Von John Dos Passos. Berlin 1930, S. Fischer. 454 S. M. 6,50 (9,—).

Wenn wir Europäer die amerikanische Landschaft so gut kennen würden wie die europäische, würden wir die Eigenart des amerikanischen Schriftstellers John Dos Passos zu einem guten Teil auf die romanischen Kräfte seiner Blutmischung zurückführen können; in ihm schreibt der uns weniger bekannte amerikanische Süden, schreibt Latein-Amerika. Es ist ein Stück literarisch unverbrauchtes Volkstum in ihm, aber wer den literarischen Ahnen seiner epischen Kunst nachgehen wollte, der würde gar bald auf Boccaccio und Cervantes stoßen, das ist romanische Art, zu fabulieren und Abenteuer zu sinnvollem Ganzen zu reihen, vom „Dekamerone" und „Don Quixote" zum „Manhattan Transfer" und „42. Breitengrad" ist es nicht so weit, wie es aussieht. Von Amerikanern ist ihm der heidnisch-demokratische Geist eines Walt Whitman eher verwandt als die Literatur des kapitalistischen Puritanismus.

Upton Sinclair nimmt unter den Schriftstellern seiner Zeit John Dos Passos ausdrücklich aus, wenn er nachweist, daß in Amerika das Geld schreibe. Dos Passos Wahrheitsliebe manifestiert sich auch in seiner Kunstform. Er erzählt menschliche Schicksale, gestaltet sie mit praller Lebensdichte, es sind Gestalten und Schicksale, die für unsere Zeit typisch sind, er gibt amerikanisches Leben in der Hauptstadt, in den Staaten, in Mexiko und in Kanada. Aber er würde wähnen, die Wirklichkeit zu verfälschen, wenn er sie künstlich mit den Zeitereignissen verbinden würde. An den historischen Fakten der von ihm geschilderten Zeitspanne nehmen seine Menschen nur als Menschen der Masse teil. Das Individuum aber und seine Biographie stellt er vor die Daten der „Weltwochen-

Digitized by Google

schau" und des „Kameraauges". Der Experimentalroman wird also zur reinlichen Scheidung von Kollektivschicksal und an hartem Tatsachenblick geschulter Individualpsychologie. Aber das Wesentliche liegt jenseits des Experiments, die Einschaltungen sind lediglich Zugaben: Dokumente, Rechenschaftsberichte, Wahrheitsbeweise für das in den rein erzählenden Teilen Dargestellte. Am überzeugendsten wirken darum die eingefügten Lebensläufe eines Edison, eines Steinmetz, eines Carnegie ... Menschengewächse unter amerikanischer Sonne, Symbole, Klima, geistiger Hintergrund des Geschehens.

Es hatte im „Manhattan Transfer" seinen eigenen Reiz, wie durch die Nebeneinanderreihung der Ereignisse die Vorgänge ins Unendliche reichten. Im „42. Breitengrad" gibt es Überschneidungen und gegen Schluß Verknüpfungen. Aber diese zusammenfassende Abrundung ist weniger Konzession ans Konventionelle als künstlerische Bändigung. — Paul Baudischs übersetzerische Leistung ist beträchtlich.

Berlin — Lutz Weltmann

Die Flucht aus dem Kreml. Roman. Aus dem Schwedischen. Von Sven Adelon. München 1931, Knorr & Hirth. 180 S.

Ich glaube nicht, daß dieses Buch den Anspruch erhebt, mehr zu sein als ein guter Unterhaltungsroman mit kriminalistischem Einschlag. Das ist keine geringe Forderung, und wenn sie mir hier auf eine fesselnde, wirklichkeitsrichtige, psychologisch nicht grobe und zudem scharfsinnige Weise erfüllt scheint, so soll das ein Lob nicht nur zweiten Grades bedeuten. Es würde zu weit führen, Gefangenschaft, Flucht, Rätsel und Lösung im Leben des Boris Sorin wiederzugeben, den Kreis der Mitspieler aufzulösen, die hier an der Spielbank des Todes spielen. Aber in diesen 180 Seiten ist so viel Erlebnis, Zufall und Notwendigkeit zusammengepreßt, daß es unrecht wäre, dem Leser durch eine Analyse etwas vorwegzunehmen. Daß hier im richtigen Augenblick immer der richtige Weg sich öffnet, daß in jeder undurchdringlichen Schicksalswand immer der Knopf sich findet, auf dessen Druck die rettende Tür sich öffnet, erfüllt uns wohl mit einem leisen Neid, wenn wir an die Wirrnisse unseres Erdenlebens denken; aber so wenig die Allmacht Old Shatterhands den Genuß unserer Jugendlektüre störte, so wenig sollten wir an dem romanhaften Schachspiel eines Lebens Anstoß nehmen, in dem jede Figur nach dem Gesetz ihres „Antretens" zu Ende zieht. Nimmt man dazu, daß Zustände, Verhältnisse, Atmosphäre (Moskau—Paris) echt und gerecht dargestellt sind, daß die Gespräche frei sind von sich vordrängender und vorausdeutender kriminalistischer Belastung, daß die Menschen weder Engel noch Teufel sind, so ergibt sich der Eindruck eines Buchs, das man nicht zwei- oder dreimal lesen wird (wozu es auch nicht geschrieben wurde), das man aber das eine Mal in einem Zuge von der ersten bis zur letzten Seite liest. Was man nicht von allen Büchern dieser Art sagen kann.

Berlin — Ernst Wiechert

Lyrisches

Niederland. Ein Buch junger flämischer und holländischer Dichtung. Übertragen von Rudolf Lonnes. Duisburg 1930, Deutscher Brücke-Verlag. 186 S.

Rudolf Lonnes ist seit Jahren um die Eindeutschung junger lyrischer Autoren Hollands und Flanderns bemüht. Diesen Bemühungen ist das Zustandekommen des vorliegenden Sammelbands zu danken. Wie immer man sich zu der getroffenen Auswahl stellen mag: die Tat dieser Anthologie ist begrüßenswert. Holland sowohl wie Flandern befindet sich gegenwärtig in einer Blüteperiode der lyrischen Hervorbringung. Die Zahl der seit 1914 bis 1. September 1930 allein in Holland veröffentlichten Gedichtbücher beläuft sich, wie es eine soeben in Utrecht veranstaltete Ausstellung dieser Gedichtbücher ausweist, auf 600. Aus diesen 600 Gedichtbüchern eine Auswahl fürs Ausland zu treffen, würde den Raum eines Bandes von vielen hundert Seiten beanspruchen. Lonnes beschränkte sich auf 5 flämische und 10 holländische Autoren. Zum Teil erhielt er unveröffentlichte Arbeiten für seine Übersetzung zur Verfügung gestellt. Was die Autoren, was deren Probestücke betrifft — der von Lonnes getane Griff erscheint mir im ganzen glücklich. Daß Lonnes die holländischen Lyriker in zwei Gruppen einteilt, in „die unabhängigen Holländer" und „die katholische Gruppe", erleichtert die Übersicht über die jeweiligen Schaffensformen und Schaffensinhalte, wie andererseits diese Einteilung dem literarischen Tatbestand in Holland selber entspricht. Man muß freilich nicht meinen, in diesem Auswahlbande Gedichte zur Illustration des holländisch-flämischen Lebensraums zu finden. Die Gedichte, die Lonnes vorlegt, gehören durchaus nicht in den Bereich der Heimatkunst. Nach Thema wie Haltung erweisen diese Verse und Prosastücke die so kosmopolitische Anlage, die für die Intelligenz der Niederlande kennzeichnend und für die Entstehung des lyrischen „Weltgefühls" beinahe Vorbedingung ist. Der kosmopolitische Einschlag wird auch durch die Form belegt, für die sich leicht Einflüsse sowohl aus Deutschland (Expressionismus) wie aus Frankreich (Cocteau) nachweisen ließen. Die Eindeutschung steht durchaus auf der Höhe der Originale. Wer sich über das Verstummen des lyrischen Ingeniums in Deutschland hinwegtrösten will, der greife nach dieser Niederländer-Anthologie.

Im Haag — M. F. Huebner

Villon: Das Gesamtwerk. Herausgegeben in der Übertragung von Paul Zech. Weimar, Erich Lichtenstein. 152 S. Geb. M. 4,80.

Die Balladen. Übertragung von K. L. Ammer. Berlin, Gustav Kiepenheuer. 124 S.

Nebeneinander erscheinen die Gedichte Villons in zwei neuen Übertragungen, d. h. die Übertragung von K. L. Ammer existiert schon einige Zeit, und wie bekannt hat Bert Brecht aus ihr und aus dem Villon herausgenommen, „was er grad braucht" — in seinem eigenen Sonett schreibt er's so!

Neu hinzu tritt jetzt Paul Zech. Er gibt eine Übersetzung des Villonschen Gesamtwerkes. Er gibt dazu in einer ausgezeichneten Einleitung einen Einblick in Villons Leben, in seine Stellung zur Literatur, in die gestalterischen Kräfte, die diesen Dichter in seiner ganzen lebendigen Wirksamkeit über vier Jahrhunderte hinweg zu uns getragen haben.

K. L. Ammer — Österreicher und geistig auf gleicher Ebene wie Rilke und Hofmannsthal — zeichnet Villon sehr feinnervig und fast zu zart nach. Seine Übersetzung ist in ihrer ästhetischen Formbildung ausgezeichnet.

Die Übersetzung Paul Zechs kommt dem Wesen Villons näher. Für Zech ist Villon ein Mensch aus dem Volk, ein Vagabund: erdhaft und ungebrochen.

Und da wird Villon zum Erlebnis.

Seine hemmungslose Vitalität, sein jede gesetzliche Ordnung und alle Autorität kräftig beiseite stoßender Witz, seine jeder

Digitized by Google

Moral glücklich entlaufene Erotik, seine inbrünstige Religiosität und fanatische Hingabe an alles Gewachsene dieser Erde, endlich seine ungeheure Melancholie, die Visionen des Todes und prophetisch düsteren Einblicke in das Leben dieser armseligen Kreatur Mensch — das alles trifft den Leser der Gegenwart wie Blitze, welche die Nacht seines literarischen Mißvergnügens blendend aufhellen.

Villon muß gelesen werden — sein Werk ist ein einziges Bekenntnis zu den schöpferischen Mächten der Erde, die trotz allem! auch heute nicht verschwunden, nur grauenhaft verschüttet sind!

Nicht vergessen sei die ausgezeichnete Ausstattung, mit welcher der Erich Lichtenstein-Verlag seinen Übersetzer Paul Zech stützt, um in der Vereinigung von Übersetzung, Bild- und Buchausstattung ein abgerundetes und wesentliches Bild Villons zu geben. (Vgl. S. 265.)

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Sonette nach der Odyssee. Von Michaël Foerster. Lausanne und Leipzig 1931, Edwin Frankfurter.

Es mag ein gewagtes Unternehmen erscheinen, Homer mit seinem breiten epischen Fluß in die zierlich enge Form des mittelalterlichen Sonetts zu gießen und zugleich noch eine moderne Deutung unterzulegen, so daß sich also drei verschiedene Epochen in diesen Versgebilden begegnen: der Stoff ist aus der Antike, die Versform aus dem 13. Jahrhundert, die Gesinnung ist von heute. Gerade aber diese kühne Verbindung strömt einen eigenartigen Zauber aus.

Wie oft hat man in das Helldunkel der biblischen Episoden eine wechselnde Deutung hineininterpretiert! Hier ist nun der gleiche Versuch für Homer unternommen. Denn bei aller Klarheit der Vorlage scheint doch eine Vieldeutigkeit auch für diesen möglich zu sein: so wird in einem dieser Sonette ein Zwiegespräch zwischen Nausikaa und ihrer Mutter Arete wiedergegeben; wir erfahren, daß auch diese eine plötzliche Liebe für Odysseus empfunden hat; für Nausikaa ist es die erste, für Arete die letzte Liebe. Tatsächlich im Homer widerspricht nichts dieser Möglichkeit. Oder vor Helena erscheint Telemachos, und die Ewigschöne empfindet für den Sohn eine Leidenschaft, die schon Odysseus in ihr wachgerufen hatte. In einem Sonett wird ein Teil der Sage, der im Homer selbst unterdrückt ist, aufgegriffen: Telegonos ist ein Sohn des Odysseus, der seinen Vater erschlägt (modernes Vater-Sohn-Motiv). Aber, wie gesagt, alle diese Motive sind durchweg unaufdringlich behandelt, ohne jeden Eingriff in die heilige Unantastbarkeit des antiken Dichters. Es wird deutlich, daß wenn wir ihn erleben wollen und uns ganz in ihn versenken, nicht nur seine Form, wie in den Übersetzungen von Schroeder und Schaeffer, sich uns anpaßt und also verwandelt, sondern aus dem Stoff selbst keimt neues Leben auf.

Zürich — Ferdinand Lion

Literaturgeschichtliches

Handbuch der Bibliographie. Von Georg Schneider. 4. gänzlich veränderte und stark vermehrte Auflage. Leipzig 1930, Karl W. Hiersemann. 674 S.

Diese neueste Auflage des bekannten Schneiderschen Handbuchs hat dadurch erheblich nach der zweckmäßigen Seite hin gewonnen, daß man den allzu umfangreichen, rein theoretischen Teil auf die geschichtliche Einführung beschränkt hat, die dadurch freilich auch erweitert werden konnte, zumal durch das nähere Eingehn auf die Bibliographie der bibliophilen Gruppen in den letzten Jahrzehnten. Der verzeichnende Teil ist fast auf das Doppelte des früheren Umfangs angewachsen, auch der Rahmen für die ältere bibliographische Literatur wurde weiter gespannt, soweit sie geschichtlich bedeutsam ist. Man kann es dem Herausgeber ohne weiteres glauben, wenn er im Vorwort zugesteht, daß die Umarbeitung für ihn zu einer Geduldsprobe geworden ist, die ohne die dankenswerte Beihilfe der staatlichen Bibliotheken und des Auslands schwer zu überwinden gewesen wäre. Dafür ist denn auch ein Werk entstanden, das in der Tat einzig in seiner Art ist, weil es trotz der trockenen Aufzählung von 5000 Titeln einen Blick in die eigenartige Lebendigkeit der Bücherkunde gewährt, die vom ersten Buchhändlerkatalog an sich zu „Bibliographien der Bibliographien" auswuchs, also zu einer „Bibliographie in der dritten Potenz". Im Mittelpunkt aller Bibliographien stehen die internationalen aus allen Sprachgebieten und um sie gruppieren sich die Bibliophilen-, Inkunabel-, Hochschul- und Schulschriftenverzeichnisse, die Allgemeinen Kataloge, Enzyklopädien, Literaturzeitschriften, die Bibliographien der Gesellschaftsschriften, der Amtlichen und Privaten Drucke, der Listen „guter und schlechter Bücher" und der „verkleideten" Literatur (Anonymen- und Pseudonymen-Lexika, der fingierten Titel usw.), der Zeitschriften aller Lande und der Biographien. Man sieht, es ist ein ungeheures Material, das hier mit bewundernswertem Fleiß auf 674 Seiten zusammengetragen und durch zwei ausgezeichnet redigierte Titel- und Schlagwortregister ergänzt wurde, die ein Auffinden des Gesuchten erleichtern. Für guten Antiquadruck und einen geschmackvollen festen Ganzleinenband hat der Verlag gesorgt.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Der kluge Zeitgenosse. Aus dem Irrgarten der deutschen Kritik. Von Rudolf K. Goldschmit. Heidelberg 1930, Nils Kampmann. 218 S.

„Jede Mitwelt ist die dümmste" — ich glaube, Max Reger hat das gesagt. Der wirklich kluge Zeitgenosse, der uns die Richtigkeit dieses Ausspruchs in dem angezeigten Buch ad oculos demonstriert, hätte seine Sache ruhig amüsanter, lebendiger, reichhaltiger, minder philologisch anfassen dürfen — aber bestehen bleibt sein Verdienst, hier einmal stumm und doch beredt auf die außerordentliche Fragwürdigkeit alles Literatur-Richtertums verwiesen zu haben. So sei dieses Buch empfohlen: unseren Kritikern zum Memento — ihren Opfern zum Trost.

Wien — Robert Neumann

Die deutsche tiroler Literatur bis 1900. Ein Abriß. Von Moriz Enzinger. (Tiroler Heimatbücher Bd. 1.) Wien 1929, Schulwissenschaftlicher Verlag Haase. 128 S.

Die Gotensage schwebt über den Anfängen der tirolischen Literatur. Dietrich, der Ostgotenkönig, gest. 526, hatte im Gebirge nördlich von Verona, wo er als „der Berner" bekannt war, viele Taten ausgeführt und eine lebhafte Erinnerung hinterlassen; er ist der Hauptheld in den Epen des „Heldenbuchs", das im 15. Jahrhundert unter Nennung allerlei tirolischer Ortsnamen zusammengestellt wurde. Bekanntlich ist auch eine Handschrift des Nibelungenliedes im Ultental gefunden und das Gudrunepos überhaupt nur durch eine Amraser Handschrift erhalten worden. Diese heroische Grundlage hat sich in der Literatur der Inn- und Etschgegend bis in die Gegenwart tonangebend erhalten; Reckengröße in volkstümlicher Auffassung, bald im Ernst und bald im Scherz, klingt

Digitized by Google

immer wieder daraus hervor; noch im 19. Jahrhundert hat Zingerle einen Laurin und Adolf Pichler einen Ecke gedichtet, und in Wilten bei Innsbruck ist heute noch die Erinnerung an Dietrichs Gefolgsmann Heime lebendig. — Aber auch alle Kulturveränderungen, die das Gebirgsland in den folgenden Jahrhunderten erlebte, der Minnesang der südtirolischen Adligen, die Dramenfreude der Bürger in den aufblühenden Städten, religiöse Gläubigkeit und humanistische Gedankengänge haben sich in ununterbrochener Fülle poetisch ausgeprägt; ohne daß man weitbekannte Namen anführen könnte, ergießt sich ein Strom von Sängern durch die gesegneten Talgründe und Weinberge. Als es mit den Klassikern im deutschen Flachland zu Ende ging, da tauchten in Tirol erst die besten Verskünstler auf, der Lyriker Gilm, der nicht bloß das in Konzerten so beliebte Stimmungsbild „Allerseelen" verfaßte, sondern sich auch durch Schützenlieder, Jesuitensatire, erlebnisreiche Dramen und feinziselierte Briefe hervortat, sowie der Epiker Adolf Pichler, dessen „Hexenmeister" und „Fra Serafico" noch weitere Anerkennung als bisher finden dürften. Dies gewaltige Literaturtreiben von anderthalb Jahrtausenden hat Enzinger in gedrängtem, aber doch sehr lesbarem Stil geschildert, mit gesunder Kritik und doch mit ansprechender Wärme, bis herab zur Schwelle der Gegenwart; seine Leistung selber hat nicht bloß historischen, sondern auch literarischen Wert; als Muster einer landschaftlichen Poesiedarstellung ist sie nachdrücklichst zu empfehlen und sollte jedem Wanderer an unserer Südgrenze als geistiger Wegweiser in den Rucksack gesteckt werden.

Berlin A. Brandl

Karl-May-Jahrbuch, 1926, 1927, 1928, 1929. 9. bis 12. Jahr. Herausgegeben von Ludwig Gurlitt und E. A. Schmid. Radebeul bei Dresden, Karl-May-Verlag. 480, 496, 494, 504 S.

Von Kairo nach Bagdad und Stambul, auf den Spuren Karl Mays durch den Orient. Von Konrad Guenther. Im gleichen Verlag. 119 S.

Die finsteren und blutigen Gründe. Wanderungen auf Karl Mays Spuren. Von Franz Kandolf. Im gleichen Verlag. 95 S.

Gleichzeitig mit Heilborns Zeitlupenglosse „Zum Preis der schlechten Bücher" (Januarheft 31) kamen mir als ausgiebiges Beispiel seiner Ausführungen diese sechs Bände um May zu Gesicht. Nicht als ob die Karl-May-Bücher schlechthin schlecht wären, nur im Sinn jener Glosse letzter künstlerischer Formung entbehrend: ein ungeheures Rohmaterial, dem wir das Stoffliche aus erster Hand entnehmen, dessen „unnütze" Detailschlacken dem Suchenden unter neuen Gesichtspunkten ergiebig werden.

Karl May, dieser Jungens-Mensch und Jugend-Schriftsteller, hat als Schriftsteller wie als Mensch Fehler begangen. Diese Fehler haben viele Federn in Bewegung gesetzt, und diese Bewegung löste eine Gegenbewegung aus, die in den Karl-May-Jahrbüchern ihren Mittelpunkt und stärkste Stütze hat. Hier findet die Affäre Karl May allseitige Beleuchtung und gründliche Behandlung. Nimmt man zu den zahlreichen Plädoyers der Jahrbücher die zwar kurze, doch durch ihr Material besonders aufschlußreiche Reportage von E. E. Kisch (Hetzjagd durch die Zeit, Erich Reiß Verlag, S. 77 ff.), so kann man den Fall Karl May wohl endlich als geklärt und den Prozeß als zu seinen Gunsten entschieden betrachten.

Aber damit ist die Ergiebigkeit der Mayschen Produktion und damit der Sinn der Jahrbücher noch lange nicht erschöpft. May hat so ziemlich die ganze bewohnte und unbewohnte Erde zum Schauplatz seiner vielen und ausgedehnten Romane gemacht. Er hat Vorläufer, Nachläufer und sogar Doppelgänger. Was für herrliche neue Themata ergeben sich nicht daraus! Z. B.: Wo hat er richtig beobachtet, kombiniert, prophezeit und wo falsch? In welchen Ländern haben sich die Verhältnisse seitdem geändert und wo nicht? Welche Länder hat er persönlich besucht und wann? Wo war er z. B. 1888? — Eine ganze May-Philologie ist entstanden, auch eine May-Theologie, May-Philosophie und eine May-Legende, die immer weiter wächst.

Denn die Beschäftigung mit Karl May ist kein normales Studium, sie ist eine Leidenschaft, ein Besessensein vom ersten starken Bucheindruck der Pubertätsjahre, ein Komplex in Freudschem Sinn: der Karl-May-Komplex. Unter diesem Gesichtspunkt muß man manchem phantastischen Überschwang, mancher allzu großen Wichtignahme der Erscheinung Mays Verständnis entgegenbringen. Mögen sich nur alle Komplexe so ungefährlich und gesund auswirken wie die May-Manie! Tatsache ist, daß viele Menschen von heute bis in ihr hohes Alter im Bann dieses Jugendgefährten bleiben, der ihre Weltanschauung, ihr Weltbild bestimmt. Nicht nur Konrad Guenther im Orient und Franz Kandolf in Amerika wandern „in Karl Mays Spuren", auch viele andere seiner Leser, Schaffende und Genießende, gehen in Worten und Werken, im Schauen und Empfinden seine Wege nach, die Wege des Abenteuers, des Geheimnisses und des Tatendrangs, der einst ihr Kinderherz erregte.

Berlin Rudolf Frank

Verschiedenes

Sterne, Welten und Atome. Von Sir James Jeans. Aus dem Englischen von Rudolf Nutt. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 384 S. Geb. M. 10,—.

Was Professor Jeans von der Universität Cambridge sich mit diesem Werk vorgenommen hat, nämlich die moderne astronomische Forschung auch Lesern verständlich zu machen, die nicht über besondere wissenschaftliche Kenntnisse verfügen, das ist ihm in ungewöhnlich hohem Maße gelungen. Es verdient dabei für deutsche Leser noch besonders hervorgehoben zu werden, daß die ausgezeichnete Verdeutschung von Rudolf Nutt daran redlichen Anteil hat.

Es handelt sich glücklicherweise nicht um eine jener Populärastronomien, in denen um der Allgemeinverständlichkeit willen gar zu gern auf Kosten der Zuverlässigkeit der Forschung gesündigt wird, sondern um eine Darstellung ganz auf der Höhe des Standes der heutigen theoretischen und praktischen Astronomie, die nur dank der seltenen Begabung dieses bedeutenden Fachmanns auch die schwierigsten astronomischen Probleme jedem willigen Leser bis zur Greifbarkeit anschaulich machen kann. Es werden nicht nur die neuesten Hypothesen über die Milchstraße, Nebelflecken, Sternspektren, die Magellanschen Wolken, über die Entdeckung des neuen Planeten Pluto, über das Ringsystem des Saturn, über Gewicht und Alter der Sterne eingehend und überaus reizvoll geschildert, sondern auch bis ins letzte die Gründe für diese Hypothesen anschaulich gemacht. Der Leser nimmt so unmittelbar an der Forschung selbst teil, was ihn immer wieder in neue Spannung versetzt und sein Interesse nie ermüden läßt. Selbst wenn man den astronomischen Zahlen, mit denen operiert wird, nicht unbedingt traut, muß man dankbar sein für all das ohne jeden Hintergedanken gewährte Rüstzeug,

Digitized by Google

das auch der Bekämpfung dieser oder jener Hypothese nur zugute kommt. Fair play! Gewiß haben wir zur Zeit z. B. noch keine vollkommenere Uhr, um das Alter der Erde festzustellen, als daß wir die Menge des in Felsen eingeschlossenen Urans mit der Menge seines Zerfallsprodukts Blei am selben Ort vergleichen, denn die Zeitdauer dieses Zerfallsprozesses kennen wir genau. Ob aber wirklich radioaktive Atome ein vollkommenes Uhrsystem darbieten, „das von einem Zeitalter zum andern nicht um eines Haares Breite von seinem regelmäßigen Gang abweicht", ist am Ende doch nicht mit absoluter Sicherheit zu sagen, wenn man zwischen die Erdzeitalter gewaltige Erdkatastrophen einschieben muß, über deren Wirkung schon aus der Stratosphäre auf Uran experimentell noch nichts ausgesagt werden kann. Am Ende ist auch diese „Uhr" doch nicht so absolut zuverlässig, wie heute angenommen wird. Noch dankenswerter als dies alles aber erscheinen mir die Ausführungen von Professor Jeans über die moderne Atomtheorie, Plancks Quantentheorie und Einsteins Relativitätstheorie. So sehr man sich auch schon als minderer Mathematiker mit diesen das naturwissenschaftliche Weltbild von gestern umstürzenden Theorien herumgeplagt hat, hier werden sie zum erstenmal dem Laien wirklich in ihrer ganzen Bedeutung und allen Konsequenzen plausibel gemacht. Diese Partien des Werks gehen heute jedermann an, der nicht auf jede innere Teilnahme an den Fortschritten des physikalischen Weltbildes verzichtet. Auch die Leser einer Zeitschrift für Literaturfreunde, die Revolutionen auf geistigem Gebiet doch noch unmittelbarer treffen als andere Revolutionen.

Berlin — Kurt Aram

Freud als Kulturkritiker. Von Theodor Reik. Mit einem Briefe Sigmund Freuds. Wien 1930, Max Praeger. 89 S. M. 2,50.

Das Bändchen vereinigt eine Reihe von kritischen Anmerkungen zu Freuds letzten Arbeiten, „Die Zukunft einer Illusion", „Das Unbehagen in der Kultur", zu der kurzen Analyse eines religiösen Erlebnisses, zu der Dostojewski-Studie. Auf die letztere hat Freud mit einem Schreiben an den Verfasser geantwortet, das hier zum Teil abgedruckt ist. Im wesentlichen handelt es sich um Zustimmungen zu Freuds Arbeiten, die der Verfasser zu erweitern sucht.

Mainz — Erich Stern

Die menschliche Natur. Ihr Wesen und ihr Verhalten. Von John Dewey. Aus dem Amerikanischen übersetzt und eingeleitet von Paul Sakmann. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 343 S. Geb. M. 10,—.

J. Dewey ist in Amerika einer der angesehensten Vertreter der Psychologie und Pädagogik. Mit Recht, nicht bloß im Sinn großer Gelehrsamkeit, sondern — was nicht immer mit dieser verbunden ist — wegen seines offenen Blicks für alles Menschliche! Gerade wir Deutschen haben Grund, das anzuerkennen; gehörte Dewey doch zu den wenigen Amerikanern, die es wagten, während des Krieges der Massenhypnose entgegenzutreten und die „Hunnen" zu verteidigen, während manche seiner Kollegen sogar nach dem Friedensschluß den Krieg privatim noch fortsetzten. Aber auch ohne solch verdientes Wohlwollen darf der Verfasser Beachtung beanspruchen. Das hier übersetzte Buch — im Original 1922 veröffentlicht — ist eine wertvolle Darlegung gerade derjenigen Teile der Psychologie, die auch für das Leben von Wichtigkeit sind. Während so viele deutsche Handbücher der Seelenkunde in subtiler Analyse des Empfindungs- und Vorstellungslebens stecken bleiben und das Gefühls- und Willensleben nur sehr dürftig behandeln, rollt Dewey die Problematik von ganz anderem Ende her auf und kommt damit besser zum Wesentlichen. Er beginnt nämlich mit den Gewohnheiten, faßt also den Menschen nicht als isoliertes Individuum, sondern von vornherein als Zoon politikon. Erst dann, in einem zweiten Teil, wird das Triebleben erörtert. Und in dem dritten und längsten Teil wird die Rolle der Intelligenz im menschlichen Leben besprochen. Erfreulich ist, daß auf alle dekorative Mathematik, womit deutsche und noch mehr die amerikanischen Psychologen ihren Werken einen „wissenschaftlichen" Anstrich zu geben suchen, verzichtet wird. Dewey nimmt seine Beispiele aus dem vollen Menschenleben. Er steht etwa in der Mitte zwischen William James und den modernen „Behavioristen", ohne in die Einseitigkeit dieser letzteren zu verfallen. Er treibt nicht einseitige Bewußtseinspsychologie, sondern deutet menschliches Verhalten, aber nicht als toten Mechanismus, sondern als geistig geführtes Stellungnehmen. Was ihn kennzeichnet, ist eine erfreuliche Unbefangenheit den Problemen gegenüber. Deshalb ist sein Buch auch für Nichtfachleute eine gehaltvolle Lektüre, obwohl der Fachmann nicht übersehen sollte, daß hinter den scheinbar simplen Formulierungen doch eine gute Kenntnis auch der neueren Theorien steckt. Stets werden jedoch die theoretischen Erörterungen in ethische und pädagogische Praxis überführt. „Sehr amerikanisch" empfindet gewiß der deutsche Leser vieles, stark simplifiziert; aber es ist ein Amerikanismus sehr gesunder und kluger Art und gerade darum für den Europäer eine wertvolle Lektüre.

Stettin — Richard Müller-Freienfels

Welt und Wunder der Chemie. Von William Foster. Deutsch von Werner Bloch. München, Drei Masken Verlag A.-G. 520 S.

Ein überaus erfreuliches Buch, das dem Laien einen Begriff vom Wesen, den Aufgaben, den Mitteln und den Schöpfungen der Chemie vermittelt. Es gibt ihm ein ebenso leicht erfaßbares, wie in den Hauptumrissen zutreffendes Bild von der Bedeutung dieser für das Leben von heut eminent praktischen Wissenschaft.

Sorgsam und glücklich ausgewählt sind die Bild- und Zahlenbeigaben, denen das Geschick des deutschen Bearbeiters in der Wahl von Darstellungen aus europäischen Arbeitsstätten der angewandten Chemie Leben verleiht. Mit rund 500 Seiten Umfang ist die überaus schwierige Aufgabe der plastischen Darstellung eines so ungeheuren Gebietes auch für den völlig vorkenntnislosen Laien in bewundernswerter Weise gelöst, so daß nur zu wünschen bleibt, daß auch andere Gebiete der modernen Technik in ebenso glücklicher Stoffbehandlung dem Laien nahegebracht werden möchten.

Berlin — E. Schaedle

Und trotzdem vorwärts. Von Henry Ford. Deutsch von Kurt Thesing und W. A. Ostwald. Leipzig 1930, Paul List Verlag. 336 S. Geb. M. 10,—.

Gewiß — der Name Ford allein pflegt einen ausreichenden Reiz auszuüben, so daß man bereitwillig über manche Unebenheiten der Darstellung in solchen Büchern hinwegsieht, die sonst zur Kritik herausfordern. Das Buch bringt eine Fülle von Beobachtungen, die allein schon durch die Art zu sehen interessant sind. Aber es kann die Bilder nicht so zusammenfügen, daß der Eindruck betont gezeichneter Einzelheiten von problematischem Wert (z. B. Geschichte der 199

Digitized by Google

Schiffe) gegenüber der überzeugenden Wucht deutlich ineinanderwirkender und planvoll bedingter Zusammenhänge zurücktreten würde. Mit starkem Wirklichkeitssinn, mit kräftigem Farbenauftrag, oft mit selbstgefälligem Seitenblick in den Spiegel und mit amerikanischer Unbekümmertheit im Urteil geschrieben, leidet an manchen Stellen das Buch doch empfindlich unter der für deutsche Leser qualvollen, allzu wörtlichen Anlehnung an den Satzbau des englischen Urtextes. Die Bearbeiter müßten berücksichtigen, daß die Fähigkeit, durch Rückübersetzung rasch ergründen zu können, was in gutem Deutsch gesagt werden könnte, noch nicht Gemeingut aller deutschen Leser des Buches ist.

„Diese Grundsätze werden sämtlich von dem einzigen Wort ‚Dienstleistung' umfaßt, aber dieses Wort ist so häufig mißbraucht worden, um wohlfeile und oberflächliche Gesten zu bezeichnen, denen weder Denken noch Arbeit zugrunde liegt, daß es notwendig erscheint, darauf hinzuweisen, daß, wenn Dienstleistung überhaupt einen Wert haben soll, sie die Grundpolitik eines Unternehmens darstellen und in jeder Handlung des betreffenden Unternehmens zum Ausdruck kommen muß."

Diese ebenso verschlungene wie zutreffende Darstellung lesen wir auf Seite 7 und weiter, beispielsweise auf Seite 197: „Am Südende der Gießerei wurden 4 Stahlgalerien errichtet, um die hereinkommenden Maschinen zu versorgen, und zahlreiche sind in dem Walzwerk und andere in der Motorenwerkstätte installiert worden."

Gemeint sind natürlich Maschinen, die einmal aufgestellt werden und dann jedenfalls längere Zeit an ihrem Platze bleiben und nicht, wie die Bearbeiter sagen, sich im ständigen Zustande des ‚Hereinkommens' befinden. Man sieht an diesen Beispielen, die sich beliebig erweitern lassen, wo bei der Verbesserung deutscher Übertragungen der Hebel anzusetzen ist; daß dies gründlich geschehen möge, bleibt zu wünschen. Sieht man darüber hinweg, so kann man das Buch als gut und preiswert bezeichnen.

Berlin E. Schaedle

Die Geburt der Nationen. Von Valeriu Marcu. Berlin 1931, S. Fischer. 346 S.

Valeriu Marcu ist ein Outsider der Geschichtschreibung wie Wells, Friedell, van Loon. In diesem, seinem letzten Werk ist soviel Sachkenntnis, daß die besten Fachleute der Historikerzunft nicht werden umhin können, ihn zu den Ihrigen zu zählen, und gäbe es einen Preis für das beste neuere Geschichtswerk, so käme er dem jungen Valeriu Marcu zu. Zeigte er im „Lenin", wie sich die Lebensleistung des berühmten Mannes zwischen den Polen „Verschwörer oder Diktator" bewegt, dreißig Jahre russischer Geschichte so wiedergebend, daß man begreift, wie kritisch die bolschewistische Bewegung nach dem Tode Lenins werden mußte, behandelt er das große Kommando „Scharnhorsts" so, daß er mit stupendem Scharfblick in der hinreißend objektiven Darstellung der Entstehung einer Wehrmacht nicht nur die Vorgeschichte des Weltkriegs untermauert, sondern auch die Zusammenhänge zwischen dem Militärwesen eines Landes und seinen kulturellen, ja philosophischen Strömungen aufdeckt, so erfaßt er in der „Geburt der Nationen" als Ergebnis des Dreißigjährigen Krieges das Ende der „Einheit des Glaubens" und den Beginn der „Demokratie des Geldes". An die Stelle des Kaisers in Wien und des Papstes in Rom tritt die Börse in Amsterdam. Mit Recht setzt Marcu diesen Vorgang zu revolutionären Taten in Parallele. Man kämpft noch im Zeichen der Bibel, wie man später im Zeichen Rousseaus und Marx' focht. So vermag Marcu in einem Aperçu festzuhalten, woher die Welle kam, wohin sie gehen wird. Marcu huldigt einer teleologischen Geschichtsauffassung, wie sie Strindberg im „Bewußten Willen in der Weltgeschichte", Theodor Lessing in der „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen", Heinrich Mann in „Macht und Mensch" vertreten. Es ist kein Zufall, wenn Marcu erwähnt, daß die englische Revolution in einer Kirche begonnen habe. Ebensowenig wie er vergißt, bei der Hinrichtung Karls I. an Ludwig XVI. und Nikolaus II. zu erinnern, verzichtet er, Ereignis-Strahlungen zu erwähnen, die für die geschichtsphilosophische Deutung seines Geschichtsabschnittes Beweiskraft haben. Schön ist es, wie man bei diesem Buch feststellen kann, daß Marcus Begabung reift. Man wertet jetzt seine beiden Essaybände „Männer und Mächte der Gegenwart" und „Schatten der Geschichte" als Vorarbeiten, bei denen das sprödeste Material so geschmeidig gemacht wird, bis jeder Satz sitzt. Um Männer und Mächte geht es bei den europäischen Profilen, die sich in dem von Marcu geschilderten Zeitabschnitt abzeichnen. Gestalt und Lehre, Persönlichkeit und Elemente des Werdens sind so wiedergegeben, daß man das Gesetz erkennt, nach dem die Charaktere angetreten sind, die Meinungen und Wandlungen bloßgelegt werden, die sich in ihrem Erdenwallen manifestieren. Diese Variationen zum Thema „Kräfte" sind erlesene Spielgebilde des Geistes, voll von jenem Ernst, der sich in der Heiterkeit philosophischer Erkenntnis kundgibt. Valeriu Marcu — ein Plastiker des Denkens.

Berlin Lutz Weltmann

Christine von Schweden. Regentin und Renegatin. Von Hannah Szász. 228 S., 10 Tafeln.

Caroline von Braunschweig. Odyssee einer Königin. Von Sir Edward Parry. Aus dem Englischen von Axel Lübbe. 408 S., 6 Tafeln. Beide: Freiburg i. B., Urban-Verlag.

Das Bild, das Hanna Szász von der merkwürdigen Tochter des großen Gustav Adolf entwirft, ist, wie es sein mußte: ein haltloses Genie, das den Thron verstieß, der es erhöht und berühmt gemacht hatte, eine stets nach neuer Ruhmbestätigung Haschende, gleich glänzend in Kunst, Wissenschaft und Politik, eine bewußt Extravagante (nur so ist ihr Übertritt zum Katholizismus zu erklären, wenn nicht rein aus Geldgründen), kurz, ein Mensch ohne eigentliche Zielrichtung, bei wunderbaren Anlagen. Viel mag, wie Hanna Szász so richtig sagt, die falsche, nur von Männern geführte Erziehung auf die Entwicklung eines schon von Natur so männisch-hochmütigen Wesens zur rücksichtslosen Selbstherrlichkeit und Selbstverherrlichung eingewirkt haben. Sie wurde eine Männer- und Ehefeindin, die nur das Genie beim Mitmenschen gelten ließ, mithin unvermeidlich ein Opfer der Hysterie. Trotzdem ist dieser ergreifende Torso eines zügellos-genialen Lebens der Regentschaft, der Wissenschafts- und Kunstbetätigung, des Reisens, der Ausschweifung und gastlichen Festlichkeit ein Ereignis für jeden, der das Ungewöhnliche am Menschen liebt. So ist es auch in einfach-eindringlicher, um gute Formulierung nie verlegener Weise von Hanna Szász dargestellt worden.

Im zweiten Buch im Gegensatz zu Christine und ihrer Selbstinszenierung eine bescheidene, edle Frauennatur, die bis an ihr Ende als Königin von England gegen einen ausschweifenden, ränkevoll-gemeinen Gatten um Recht und Ruf zu kämpfen hatte. Man könnte dies Buch nennen: Schlimme Geschichten vom englischen Hof. Nie wurde despotischer Mon-

Digitized by Google

archismus abstoßender enthüllt als hier in Gestalt Georgs IV., der nur aus Geldgründen Caroline, die Tochter des großen Feldherrn, des Herzogs von Braunschweig, heiratete, sein Leben lang ihr ein Feind und Ehrabschneider blieb und sein Huren- und Spielerleben, das er als Prinz von Wales geführt, bis ans Ende fortsetzte. Ein würde- und skrupelloses Intrigenspiel macht den Hauptteil dieses Buches aus, dem sorgfältige Darlegung des historischen Materials und menschliche Teilnahme an der Figur dieser unglücklichen Königin nachzurühmen sind. Ein sehr interessantes Kulturbild aus dem England des 18./19. Jahrhunderts.

Beide Bücher, mit Bilderschmuck wohl versehen, sind sehr geschmack- und reizvoll ausgestattet.

Berlin — Werner Schickert

Harem. Von Prinzessin Djavidan Hanum. Erinnerungen der früheren Gemahlin des Khediven von Ägypten. Berlin 1930, Verlag für Kulturpolitik. 392 S.

Der Hauptteil des Buchs ist belanglos, er besteht aus Zusammengelesenem über den Koran und über türkische Dynasten sowie aus gefühlvollen Betrachtungen über Liebe, Schicksal und dergleichen mehr. Ein Teil jedoch bringt überraschende, lesenswerte Schilderungen aus dem heutigen vornehmen Haremsdasein.

Die Verfasserin ist eine ungarische Gräfin, die im Elternhause „keinem üblichen Religionszwang unterworfen wurde" und die, als der ehemalige Khedive von Ägypten sich in ihre ungewöhnliche Schönheit verliebte, zum Islam übertrat. Viele Jahre hat „Ihre Herrlichkeit" von Glanz und Pracht umgeben in ägyptischen und türkischen Palästen, durch Eunuchen bewacht, verlebt, dann verlor Abbas Hilmi II. den Thron, es löste sich die Ehe; der Khedive ist jetzt Bankier und die Hanum Effendi ist Schriftstellerin geworden.

Seltsames vermag sie über die Sklavinnen und ihr Los zu erzählen, über die Psyche der Entmannten, über die Stellung der Haremsgebieterin, der Oberstklavin, der hochgeschätzten Kinderfrau. Der heutige Harem ist mit europäischem Plunder eingerichtet, statt der „schwellenden Pfühle" gibt es festgepreßte harte Kissen auf Holzgestellen; statt der zu erwartenden üppigen Nachtgewänder werden, den Regeln gemäß, puritanisch spießerhafte getragen. Geregelt ist die Erotik, Beispiele werden gebracht, die Liebeskunst ist überaus primitiv, es fehlt jede erotische Verführung. Eine „indifferenzierte Sinnlichkeit", eine „anämische Verbürgerlichung" herrscht. Die Religion der Haremsdamen ist verknöchert und verstaubt, es blüht der krasseste Aberglauben. Man hält die Christinnen für minderwertig, „unreinlich und manierenlos"; elende, halbverhungerte Flüchtlinge verschmähten es, sich von christlichen Levantinerinnen betreuen zu lassen.

In absehbarer Zeit werden wohl die letzten Harems abgebaut werden, wie es dort heute noch zugeht, ist eigenartig, ist interessant.

Berlin — Marie von Bunsen

Rund um die Kaffeekanne. Allerlei Betrachtungen über den Kaffee und seine Zubereitung. Von Carl Georg von Maassen. (Mit einem Geleitwort von F. Fischler: „Medizinisches über Kaffeetrinken und Kaffeegeschirr.") München 1930, Drei Masken Verlag. XVI, 104 S.

Carl Georg von Maassen spricht in praktischen Kapiteln über die besten Zubereitungsarten des Kaffees: den türkischen Kaffee oder den nach der karlsbader Methode bereiteten (dem er den Vorzug gibt), über Kaffeemaschinen und Kaffeegeschirre, in kulturhistorischen Abschnitten von berühmten Angreifern des Kaffees (Lessing, Goethe, Nietzsche!) und von seinen Verteidigern (Voltaire, Jean Paul, Balzac und Lenau, der einem Kaffeesäuferwahn verfiel), von merkwürdigen Kaffeehäusern und von der Rolle des Kaffees in der Welt des Geistes überhaupt. Dabei verbindet er auf die ihm eigentümliche glückliche Weise akademische Gründlichkeit mit graziöser Darstellung: ein Kenner der Geschichte des Kaffees (und nicht nur des Kaffees), der eine Fülle reizender, wirklich interessanter Details vor uns ausbreitet und ein Kenner des Getränks selber, der freimütig seine reichen Erfahrungen mitteilt, allen Kaffeefreunden zu Nutz und Frommen. Gerade in dieser kleinen Monographie des bedeutenden Gastronomen bewährt sich Maassens bei Gelehrten so überaus seltenes, weltmännisches Talent, uns während der Lektüre seinen Gegenstand als das Wichtigste auf der Welt erscheinen zu lassen und ihn dabei doch um nichts wichtiger zu machen als er ist.

Berlin — Herbert Günther

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXXXVIII.

Das Todeserlebnis in den Dichtungen Richard Dehmels

Von Paul von Hagen (Bonn)

Dehmels Leben wie Dichten ging auf das vitale Menschsein hinaus, auf die Bejahung des Lebens in jeder Äußerungsform. Schmerz und freudige Lust waren ihm polare Erlebnisse des unerbittlichen Lebens: „Leben heißt lachen mit blutenden Wunden". So erschien ihm auch der Tod als eine Äußerungsform des Lebens. Selbst in den letzten Stunden vor seinem Tode kam kein Wort vom Scheidenmüssen über seine Lippen. Kampflos und opferwillig gab er sich dem Tode hin, war die Ruhe doch das ewige Ziel dieses rastlosen Menschen, der stets sich entwickelnd immer „unterwegs" war, sich schmerzwillig in alle Kämpfe stürzte und problematischen Abgründe in seiner „Sehnsucht ohne Ziel", um aus ihnen doch schließlich die tiefe Ruhe zu schöpfen: „Doch immer treibt ihn / die Sehnsucht nach Ruhe: / rastlos rast er von Brust zu Brust, / Schoß zu Schoß, / und sucht nichts als den Menschen, / der dem Schicksal gewachsen ist" heißt es in dem bezeichnend betitelten Gedicht „Eine Lebensmesse" und in dem Spruch „Das ewige Ziel": „die Seele will sich rühren / und dabei Ruh erringen".

Kampf und Schmerz sind diesem entwicklungswilligen Dichter nicht negativ leidvolle Erlebnisse, sie werden zum Durchgangsstadium einer geläuterten Synthese. Verklärt bis in die Mysterien des Todes wird dieses Leiderlebnis in einem seiner letzten Gedichte „Die sieben Stufen", die der Mensch durch die verschiedenen Stadien des Leids durchwandern muß, bis er im Reich des Todes „ins Wesen der Erhabenheit" aufsteigt: „Da ward ihm Sturm zu Stille, ward Tod zu Leben, Weh zu Seligkeit". Wie eng Tod und

Digitized by Google

Leben ihm verschwistert sind, zeigt auch die Anwendung der Kehrstrophe des „Lieds beim Segeln" auf die Heimfahrt in den Hafen des Todes:

Seht den Himmel schweben,
seht die Sterne ziehn;
weiter rauscht das Leben,
alle Ufer fliehn.

Dieses Erlebnis: „Tod ist des Lebens höchstes Unterpfand" in die Kernbeleuchtung der Dehmelschen Weltanschauung: „Bin Mensch, All, Nichts nach Wahl des Lichts" gerückt, macht das Wesen der Dehmelschen Todesgestaltungen aus. Sie zeigen drei deutlich differenzierte Erlebnisrhythmen: das stille Hinübergleiten aus Schlaf in Tod; die auf dem Element des verzweiflungsvollen Schicksals opferherrlich sich hingebende Schwebeseligkeit zwischen Tod und Leben; und den feierlichen verklärten Aufstieg in die Sternenräume ewiger Heimat.

Als wiegend verebbende Welle wird das sanfte Hinübergleiten aus Schlaf und Traum dargestellt in „Ruhe": „Eine dunkle Hand / schaukelt meinen Willen, / glättet mein Gewand, / still im Stillen"; als fernes Lauschen des Todes, als silbern ins Dunkle hereinrauschende Meereswelle in „Letzte Bitte": „silbern rauscht das schwarze Boot". Die metaphysische Zugkraft der unheimlichen Verwandlung vom Schlaf zum Tod erhält ihre vollendet dichterische Gestaltung in „Die Verhüllten" in dem im Holderstrauch rufenden Vogel, ihr eine ergreifende Sinnfälligkeit gebend:

Der goldne Schlaf, der schwarze Tod,
die trafen sich ums Abendrot.
Die Haide hing voll Höhenrauch,
ein Vogel rief im Holderstrauch:
Zieh mit! zieh mit!

Solche Gedichte sind Ausdruck der Sehnsucht nach ewiger Ruhe, aus der das tiefe Vertrauen in die sinnvolle Todesverwandlung steigt, wie es auch Gedichte wie das vertrauende „Feierabend" und das hingabevolle „Nachtgebet" offenbaren.

Diese Erkenntnis ist allerdings durch wehe Leiderfahrung endlich als eine unabänderliche gewonnen, wie sie ihre reifste Formulierung erhalten hat in den Versen: „Es gilt, daß man sich ganz gesteh, / wie unerschüttert von Glück und Weh, / Zukunft formend der Menschengeist / um seine ewige Axe kreist..." Gleichwohl hat Dehmel tragischem Leiderlebnis des Todes oft erschütternden Ausdruck gegeben. Wie verzweifelt wild und dumpf krachend schlägt in dem „Chinesischen Trinklied" der Kehrreim: „Die Stunde der Verzweiflung naht" immer wieder in das hochgepeitschte Leben des Sangs und Weins! Kalter Schicksalston, grelles Lachen, Schauer der Verzweiflung und Hohn auf den verlangenden Tod geben ein Abbild dieser wirrvollen Todesproblematik, wie in „Mein Trinklied" der durchschauerte Einleitungsvers aller Strophen: „Noch eine Stunde, dann ist Nacht". In großer allegorischer Bildlichkeit wird hier der dröhnend nahende Tod gestaltet, jubiliert aber in jeder Strophe das „Singt mir das Lied vom Tode und vom Leben" darüber hinaus, rauschhaft Leben und Tod als Polarität erlebend und damit die einseitige Macht des Todes aufhebend. Durch kosmische Hingabe wird das Grauen der Erde zunichte und die Versuchung des Todes überwunden, wie es in grandioser Raumweite im „Zwiegesang überm Abgrund" gestaltet ist.

In „Venus Mors" wird das Weltprinzip des Todes in großen visionären Allegorien gestaltet als zerstürzende aber auch über alle Sehnsucht hinweg vereinigende Macht, als riesiger Weltenbrand, aus dem „eine neue Welt entrollt der toten". Das ist nichts andres als die ins Welträumliche projizierte Anschauung Dehmels, die sich in manchem mit der Spinozas und Nietzsches berührt, daß der Tod eine Wiederverjüngung bedeutet, eine stete Wiederkehr, eine „Verewigung", wie bezeichnend ein Gedicht über den Tod der einst geliebten Frau heißt. Die irdische Hülle wird zerfallen, aber „was sie seelenvoll zusammenhielt", das „wird bleiben zwischen den Sternen, / wird immer neue Gestalt annehmen, / wird warten, daß auch ich mich verwandle, / bis wir einander wieder erscheinen / in den Scharen der Atherdämonen / wieder erbeben". In „Von Seele zu Seele" heißt es in gleichem Sinne: „O sagt von keiner Seele je: sie war. / Sie ist, sie ist!" Sie glitt leicht ins Freie hinüber: „nun teilt sie uns ihr reinstes Dasein mit, / ihr innigstes, zur Immerwiederkehr". Der Tod wird als der große Schmerzerlöser erlebt, der in das Sternenreich der himmlischen Heimat befreit. Erhabenste dichterische Gestaltung hat dieser Emporschwung gefunden in der Verklärung des eigenen Todes und des seiner geliebten Frau Isi, in dem Gedicht „Merlins Himmelfahrt":

Da steht, umringt vom ewigen Lichterchor,
mein großer siebensterniger Wagen,
nun spannst du ihm des Schwanes Sternbild vor,
so heben wir uns geisterhaft empor
und lassen uns in unsre Heimat tragen.

Das ist der adlerhafte Emporflug, von dem Dehmel noch unmittelbar vor dem Tode geträumt haben mag, als er die letzten Worte zu Frau Isi sprach: „Du bist ein Adler". Adler war bezeichnend das letzte Wort dieses sich immer aus trübstem Dunkel visionär ins Licht aufschwingenden Vorbildmenschen.

Nachrichten

Todesnachrichten. Johannes Rehmke, mehr Systematiker als Methodiker, ist am 23. Dezember im Alter von 82 Jahren in Marburg gestorben. Er war am 1. Februar 1848 in Elmshorn (Schleswig-Holstein) geboren, studierte Theologie und Philosophie in Zürich und Kiel, habilitierte sich 1884 nach vorausgegangener Schultätigkeit in Berlin für Philosophie und wurde ein Jahr später nach Greifswald als Extraordinarius, dann als Ordinarius berufen, wo er bis zum Jahre 1921 lehrte. Er zog sich dann nach Marburg zurück. Sein erstes bedeutendes Werk, „Die Welt als Wahrnehmung und Begriff", war ganz wesentlich eine Auseinandersetzung mit Kant und eine umfassende Kritik der bisherigen Erkenntnistheorie. Es bedeutet zugleich die Überwindung der aristotelischen oder aristotelisch eingestellten Logik. Rehmkes Hauptwerk, „Die Philosophie als Grundwissenschaft", 1910 in erster, 1929 umgearbeitet in zweiter Auflage erschienen, ist dem Ziel zugewandt, in dem Kampf zwischen Idealismus und Materialismus bodenständige Philosophie zu schaffen.

Theodor Nöldeke ist nach einer Meldung vom 29. Dezember

Digitized by Google

im Alter von 94 Jahren in Karlsruhe gestorben. Er ist am 2. März 1836 in Harburg geboren, hat in Göttingen Theologie und semitische Sprachen studiert und mit einer Arbeit über den Koran, die vier Jahre später von der pariser Akademie mit einem Preis gekrönt wurde, zum Doktor promoviert. Er habilitierte sich 1861 in Göttingen, wurde Professor in Kiel und wirkte von 1872 bis 1906 an der Universität Straßburg als Lehrer der semitischen Philologie. Erst im Jahre 1918 nach Besetzung des Elsaß durch die Franzosen siedelte er nach Karlsruhe über. Seine weitumfassende wissenschaftliche Tätigkeit ist in einer Fülle von Werken niedergelegt, von denen „Die Geschichte des Korans" und „Das Leben Mohammeds", die „Geschichte der Perser und Araber zur Zeit der Sassaniden", die „Aufsätze zur persischen Geschichte", das Buch „Die semitischen Sprachen" und seine zahlreichen Grammatiken semitischer Idiome besonders hervorragen. Nöldeke war Ritter der Friedensklasse des Ordens Pour le mérite.

Johannes Mumbauer ist nach einer Meldung vom 27. Dezember im Alter von 64 Jahren in seiner Vaterstadt Kreuznach gestorben, wohin er sich nach Niederlegung seiner seelsorgerischen Tätigkeit in Sinzig a. Rh. zurückgezogen hatte. Mumbauer hat sich in wertvollen und kenntnisreichen Zeitschriften- und Zeitungsaufsätzen denkbar großes Verdienst um die Entwicklung der katholischen Literatur in Deutschland erworben, zumal seine Beiträge im „Hochland", im „Heiligen Feuer", in dem von ihm selbst herausgegebenen „Literarischen Ratgeber" sind überaus wichtig geworden. Er hat sich auch vielfach als Übersetzer, auch als Herausgeber der Auswahlschriften Kettelers und Jeremias Gotthelfs bewährt. Sein großer Plan, eine Literaturgeschichte der letzten sechzig Jahre vom katholischen Standpunkt aus zu schreiben, ist nicht zum Abschluß gelangt, doch soll der weitaus größte Teil des Werks im Manuskript vorliegen.

Käthe Schirmacher ist nach einer Meldung vom 19. November in Meran an Herzschwäche verschieden. Sie war am 6. August 1865 in Danzig geboren, hat sich zunächst im Schulfach betätigt, 1895 ihre Doktorprüfung abgelegt. Sie hat sich schriftstellerisch nachdrücklich für die Frauenfrage eingesetzt, sich eingehend mit der Frage der Frauendienstpflicht und den Schwierigkeiten in der Ostmark beschäftigt und gehörte von 1919—1920 als Mitglied der Deutschnationalen Partei der Nationalversammlung an.

Heinrich Lhotzky ist in Ludwigshafen am Bodensee nach einer Meldung vom 26. November im 72. Lebensjahr gestorben. Er war 1859 in Klausnitz als Sohn eines Geistlichen geboren, hat die Herrenhuter-Anstalt in Niesky, dann das Gymnasium in Bautzen besucht, in Leipzig und Berlin Theologie studiert und hat bis zum Jahre 1903, in dem er sich nach Pasing bei München zurückzog, um seiner schriftstellerischen Tätigkeit zu leben, als deutscher Pfarrer in Bessarabien und in der Krim gewirkt. Lhotzky hat für ein Neuerleben ethischer Forderungen sein ganzes Leben eingesetzt. Seine in ungemein hoher Auflage verbreiteten Bücher „Die Seele deines Kindes", „Vom Erleben Gottes", „Das Buch der Ehe", „Vom Erleben des Glücks", „Vom heiligen Lachen" sowie sein Spätwerk „Deutschland ohne Armut" legen davon Zeugnis ab.

August von Löwis of Menar ist nach einer Meldung vom 5. Dezember im Alter von 49 Jahren in Leipzig, wo er die Auslandabteilung des Börsenvereins deutscher Buchhändler leitete, gestorben. Er entstammte einer altschottischen Adelsfamilie, war am 27. Dezember 1881 in Riga geboren, hat das Gymnasium seiner Vaterstadt besucht, dann an den Universitäten München, Leipzig und Berlin Germanistik und Slawistik studiert. Sein Spezialgebiet war slawische Sagenforschung. Er hat für Diederichs Sammlung die russischen Volksmärchen 1914 übersetzt. Er übernahm 1923 die Leitung der „Deutschen Gesellschaft für Auslandsbuchhandel" und hat für Verbreitung des deutschen Buchs im Ausland Ungewöhnliches geleistet.

Raúl Brandão, ein geschätzter Romancier, bekannt auch als Maler, starb Anfang Dezember im Alter von 64 Jahren in Lissabon. Sein letztes Werk betitelt sich „Os pobres"; unter seinen Büchern wären ferner noch zu erwähnen „Os pescadores" und „Impressões e paizagens". — Der Verstorbene ist nicht zu verwechseln mit dem hervorragenden Lyriker Julio Brandão. (M. B.)

* * *

Der diesjährige münchener Dichterpreis im Betrage von 3000 Mark wurde Hans Brandenburg verliehen. (Vgl. L. E. XXXIII, 138.)

Unserem langjährigen Mitarbeiter Professor O. E. Lessing hat die Carl-Schurz-Gedächtnis-Stiftung in Philadelphia in Anerkennung seiner Bemühungen um amerikanisch-deutsche Verständigung eine Ehrengabe von 1000 Dollar zuerkannt.

Der Goncourt-Preis ist Henry Fauconnier, der lange Jahre auf der Halbinsel Malakka lebte, für sein Buch „Malaisie" verliehen worden.

Der Prix Fémina ist Marc Chadourne für seine Romane „Vasco" und „Cécile de la Folie" zuerkannt worden.

Der Prix Théophraste-Renaudot ist Germaine Beaumont für ihren Roman „Piège" verliehen worden.

Der Preis der Dreißig (Premio dei Trenta) fiel in diesem Jahr auf Fabio Tombari, einen ganz jungen Autor, der bereits im Vorjahr von dem geschätzten Kritiker Palazzi anläßlich der Veröffentlichung seiner „Tutta Frusaglia" als eine der größten Hoffnungen der jungen italienischen Literatur bezeichnet wurde. Fabio Tombari erhielt den Preis der Dreißig für seinen bei Mondadori, Mailand, erschienenen Roman „La Vita". Als Favorit des stark umworbenen Preises der Dreißig wurde bis kurz vor der Verteilung auch Viscardini mit seinem bei Snis erschienenen italienischen Wilhelm Meister „Giovannini o la vita romantica" genannt. In die italienische Akademie wurden neu hinzugewählt: Bontempelli, Giordani, Giannaconne, Marconi, Ojetti, Pascarella, Pavolini, Perosi, Perozzi, Romanelli.

Milli Dandolo erhielt den Ehrenpreis der Società Editrice Internazionale in Höhe von 10000 Lire. (H. M. T.)

Die Literarische Gesellschaft in Frankfurt a. M. hat, um auf Niveau und Geist der Übersetzungsliteratur einzuwirken, einen Preis gestiftet, aus dem alljährlich eine dichterische Übertragung aus einer der fremden Sprachen gekrönt werden soll. Erstmalig wurde der Preis Alfred Wolfenstein für seine Übertragung der Gedichte und Briefe Arthur Rimbauds (im Verlag der Internationalen Bibliothek G. m. b. H., Berlin, erschienen) zuerkannt, weil sie dem Sprachgeist und Sprachfluß Rimbauds in glücklicher Weise nahekommt, besonders aber, weil der Gegenstand und die Art seiner Bemühung mit seiner geistigen und künstlerischen Entwicklung in Einklang stehen und für seine eigenen Dichtungen fruchtbar geworden sind (vgl. S. 266).

Aus Anlaß des 60. Geburtstages von Theodor Kappstein hat die berliner Humboldt-Hochschule eine Plakette gestiftet, die als Anerkennung für Verdienste um Volksbildung vergeben werden soll. Die in Bronze ausgeführte Plakette ist von Guido Gebhardt entworfen und zeigt ein Flammensymbol zwischen Inschriften.

Digitized by Google

Die Junge Volksbühne hat einen Dramatiker-Preis in Höhe von 3000 Mark gestiftet, der durch die Piscator-Bühne in Verbindung mit dem Schutzverband Deutscher Schriftsteller zur Verteilung gelangen soll.

Für die Mitglieder des Reichsverbandes der deutschen Presse ist ein Preis von 3000 schweizer Franken zur Verfügung gestellt worden für die beste Bearbeitung des Themas „Die Sendung des Journalisten" (in Staat und Gesellschaft).

Der deutsche literarisch-künstlerische Verein in Prag hat einen Preis von 1500 tschechischen Kronen für die beste Anregung zur künstlerischen und wirtschaftlichen Förderung und Sicherung des Deutschen Theaters in Prag ausgesetzt.

Der Verleger d'Annunzios hat einen Preis von 50000 Lire ausgesetzt für eine illustrierte Biographie d'Annunzios als Dichter und Soldat.

Oskar Walzel ist zum Vorsitzenden der Kleist-Gesellschaft gewählt worden.

Erich Maria Remarques neuer Roman „Der Weg zurück" erscheint zu gleicher Zeit in England, Amerika, Frankreich, Ungarn, Österreich, Japan, Argentinien, insgesamt in 18 Ländern.

Joseph Roths „Hiob" ist für Amerika, England, Dänemark, Frankreich, Holland, Polen, Schweden und Spanien verkauft worden.

Robert Michels Roman „Jesus im Böhmerwald" ist in amerikanischer Ausgabe unter dem Titel „The Christ of the forest" in Neuyork erschienen. Dem Dichter wurde die Ehrenpräsidentschaft der Mark-Twain-Gesellschaft angetragen.

Ludwig Renn, der Verfasser des Romans „Nachkrieg", wurde mit dem Literaturpreis gegen den Krieg, gestiftet von der schweizer Liga für Menschenrechte, ausgezeichnet.

„Die französische Kultur" von Ernst Robert Curtius (der erste Band des „Frankreich"-Werkes von Curtius und Bergsträsser) erscheint in französischer Sprache im Verlag Bernard Grasset in Paris und in schwedischer Sprache im Verlag Bogförlaget Natur och Kultur in Stockholm.

F. M. Huebners Aphorismenbuch: „Die Verklärung im Fleische, Liebesbetrachtungen für Ungenügsame" ist bei dem brüsseler Verleger A. A. M. Stols in einer neuen bibliophilen Ausgabe (300 Exemplare) erschienen. Der Druck erfolgte durch die Halcyon Presse in Maastricht (Holland).

Hans Francks Novelle „Das Schwerste" aus der Sammlung „Pentagramm der Liebe", die bereits im 40. Tausend vorliegt, wird demnächst ins Esperanto übersetzt.

Hermann Pinnows „Deutsche Geschichte, Volk und Staat in tausend Jahren" haben der pariser Verlag Payot und der londoner Verlag Allen & Unwin für die französische und englische Ausgabe erworben.

* * *

Billige Neuauflagen: Theodor Storms sämtliche Werke, eingeleitet von Thomas Mann, 2 Bde.; Oscar Wildes sämtliche Werke, eingeleitet von Arnold Zweig, 2 Bde.; Emile Zolas Altersromane „Lourdes", „Rom", „Paris", „Arbeit", „Wahrheit", „Fruchtbarkeit"; Waldemar Bonsels' „Notizen eines Vagabunden" („Eros und die Evangelien", „Menschenwege" und „Narren und Helden" in einem Band); Mereschkowskys „Napoleon" und „Leonardo da Vinci" sämtlich bei Th. Knaur, Berlin. — Maximilian Hardens „Köpfe" (Auswahlband) im Sieben Stäbe-Verlag, Berlin. — Heinrich Manns' „Mutter Marie", Franz Werfels „Verdi" und Max Brods „Rëubeni" bei Paul Zsolnay, Wien. — Robert Neumanns „Jagd auf Menschen und Gespenster" und Otto Wirz' „Flucht vor der Klugheit" bei J. Engelhorns Nachf., Stuttgart. — Emil Ludwigs „Napoleon" bei Rowohlt, Berlin. — Egmont Colerus' „Weiße Magier", Ginzkeys „Drei Frauen" und Luise von François' „Letzte Reckenburgerin (Das Berglandbuch, Graz). — Ludwig Mathars „Herr Johannes" (Kösel & Pustet, München). — Arthur Brausewetters „Wer die Heimat liebt wie du" (Otto Janke, Leipzig).

Neues in Reclams Universalbibliothek: Theodor Däubler: „Der Marmorbruch" (Erzählung); Robert Neumann: „Die Blinden von Kagoll" (Novellen); Martin Beheim-Schwarzbach: „Lorenz Schaarmanns unzulängliche Buße" (Erzählung); Erich Ebermayer: „Kaspar Hauser" (Dramatische Legende); Herbert Eulenberg: „Opfertod" (E. T. A. Hoffmann-Novelle); Unamuno: „Höhle des Schweigens" (Erzählungen); Tagore: „Aus indischer Seele" (Novellen); Gorkij: „Ausgewählte Erzählungen"; Jack London: „Die Goldschlucht"; Fontane: „Balladen"; Rudolf von Bayer (1803—1851): „Not" (Novellen; Nachwort von Ernst Heilborn); Josef Görres: „Wider Napoleon"; Burkard Waldis: „Äsopus"; Neidhart von Reuenthal: „Gedichte"; Rudolf von Delius: „Buddha"; Delius: „Kungfutse"; Plinius d. J.: „Briefe"; Engelhardt: „Die geistige Kultur der Antike".

„Der güldene Schrein", der Almanach der „Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung" auf 1930/31 ist dem Andenken Nietzsches und Hegels gewidmet. Ferner bringt er einen gehaltvollen Aufsatz über die „Katholische Literatur" von Heinrich Bachmann und Zusammenstellungen über das „Volkstümliche Buch" und die „Kriegsliteratur".

„Der Eckart-Ratgeber", ein kritischer Buchführer der evangelischen Weltanschauung, der zum fünften Male erscheint, bewährt sich wieder als Auseinandersetzung des heutigen Protestantismus mit dem geistigen Gesamtbilde unserer Zeit.

Neue Kalender: Neues Deutschland, Kalender des Verlages „Bund für Menschheitsinteressen", Schweidnitz. (Titelblatt von Frank-Klein.) — Kalender der Deutschen Buchgemeinschaft, mit Bildern alter Meister. — Otto-Ludwig-Kalender, Verlag Hermann Böhlau Nachf., Weimar: Bibliographie der ganzen Otto-Ludwig-Literatur, Briefwechsel zwischen Ludwig und Berthold Auerbach.

* * *

Uraufführungen: Wien. (Komödie) „Kalt und warm", Lustspiel von Siegfried Geyer (10. November 1930). — (Wiener Kammerspiele) „Intermezzo im Zirkus", Stück in 2 Akten von Fritz Grünbaum und Willi Sterk (14. November 1930).

Redaktionsschluß: 3. Januar 1931.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Woher stammt der „Tag des Buchs“?

„Fern im Süd' das schöne Spanien,
Spanien ist mein Heimatland ...“

Jawohl, der „Tag des Buchs“ tut gut daran, wenn er auch einmal sich zu Worte meldet mit der Frage: „Wißt ihr, woher ich stamme? — Vom Ebrostrand im fernen Spanien. Bin ein Kind des Südens, ein Kind der Liebe. Heißblütiger Liebe meiner spanischen Landsleute zu unserer angestammten alten Kultur. Ewig geheiligte drei Könige umringten meine Krippe: Cervantes, Lope, Calderón. Es standen mir Pate Velazquez, Murillo, Goya. Viel zärtliche Feenhände bekränzten mit Blumen mein Haupt in diesem Lande der poetischen „Juegos florales“, wo einstmals in Katalonien „Trovadores“ ihre Lieder zur Laute anstimmten gleich den Troubadours der nachbarlichen Provence.“

„Fiesta del libro“ in Spanien — das ist so recht ein Volksfest! Der Dichter hat das Wort. Tritt aus seiner verborgenen Klause, seiner Weltentrücktheit als Mensch einmal mitten unter Menschen. Bedeutet dies nicht reichlich Genugtuung? Anlaß, den geliebten Poeten zu grüßen, ihn zu feiern? Kein Filmstar ausnahmsweise, kein Rekordflieger. Weder Toreador noch Bonvivant. Kein bombastischer Ritter vom hohen C. Einfach: „el poeta“. Ein Schlichter. Einer der Stillsten im Lande. Aber einer von den Innigsten, Herzlichsten, oft vielleicht auch Tiefsten. —

„Fest des Buchs in Sevilla“
Federzeichnung von Margret Brussot-Barden

Bücher-Jahrmarkt! Die Tiefen der abendlichen Straßen durchwogt festlich gestimmtes Volk. Umlungert die strahlenden Schaufenster der reichbeflaggten, mit Blumengewinden gezierten Buchläden. Der „fliegende Bücherhändler“ schiebt seinen Karren unter Rufen durch den Trubel. Und droben wölbt sich ein gestirnter Himmel, wie ihn sich herrlicher selbst ein Dichter nicht erträumen mag.

„Der Dichter schreibt Autogramme“
Federzeichnung von Margret Brussot-Barden

Der Dichter? Nun, der träumt heute ausnahmsweise nicht. — Weder der darbende Schwärmer in seiner Dachkammer, noch auch der Arrivierte inmitten seines fashionablen „Studio“ hoch über der lauten Stadt. Denn jene — der Bohemien mit wallender Mähne, die kleinen „Lokal“-Poeten der Städte, der irgendwie preisgekrönte jugendliche Reimschmied — sie alle durchziehen heut selbstbewußt die Straßen, halten ihre Verse feil, ihre Novelletten, und finden auch willig Gehör und Käufer. Der gefeierte Dichter aber hat sich für heute den Fond eines eleganten Buchladens als Wirkungsstätte erkoren. Signiert da seine Werke, schreibt Autogramme den ihn umdrängenden Verehrern. Hat für jeglichen ein liebes Wort, einen freundlichen Blick. Schäkert mit begeisterten Backfischen, die ihm dicht auf den Leib rücken, opfert notfalls — „o herrlich!“ — selbst eine dunkle Locke. Tauscht Händedrücke mit ernsten, gereiften Männern. Und schon hebt eine feurige Bewunderin ihr zappeliges Baby empor zum Weihekuß, auf daß es dermaleinst ebenso bedeutend werde wie der verhimmelte Poet ihrer Mädchenträume.

Digitized by Google

Was Wunder, daß dies Fest im Zeichen Cervantes' steht? Dieser Schutzpatron gewährleistet jedermann Frohsinn, schalkhafte Heiterkeit. Schafft gehobene Gemüter, stimmt zur Begeisterung. Ein wahrhaftes Volksfest das! Eine öffentliche Angelegenheit breitester Schichten. Weiß man doch ganz genau: aus eigenem Antrieb greift hier der Bürger nach seinem Lieblingsdichter.

Das Volk feiert seine Lieblinge selbst. Dies lebensvolle, kunstsinnige Südvolk, das bei den Dichter-Wettkämpfen der „Blumenspiele" den Siegern zujubelt. Das allabendlich die Theater füllt. Andächtig durch die Galerien pilgert. In seinen Kirchen aber — welch glückhaftes Volk — vor Murillo, Velazquez und Goya kniet. Dessen Stadtväter wiederum überall höchste Ehre dareinsetzen, Dichter zu „Adoptivsöhnen" ihrer Gemeinden zu machen. Wo Kommunen und Korporationen verdienten Poeten Ehrensold auf Lebenszeit aussetzen. Wo man neidlos bei Lebzeiten noch seinen Dichtern — wie Guimerá, den Quinteros, der Concha Espina — Marmorstandbilder in blühenden Gärten errichtet. Nicht erst abwartet, bis so einer verhungert ist oder Herzeleid ihn fällt, um den toten Poeten alsdann als „Zierde der Nation" zu proklamieren.

Lernen kann man von den Spaniern. Diesem Volk, bei dem Poesie, Romandichtung, Bühne und Kunst zeither tägliche Notwendigkeiten darstellten.

Und so waren sie wohl beraten, jene weitblickenden, deutschen Männer, die, als sie im Jahre 1928 anläßlich einer deutschen Bücherschau in Madrid das „Fest des Buchs" kennenlernten, diese so segensreiche edle Institution auch nach Deutschland verpflanzten. Martin Brussot

Der Proletarier und das Buch

Interview mit Armin T. Wegner

Wir beginnen unser Gespräch mit der Abgrenzung des unendlich weiten Gebiets. Sollen wir solche Momente wie Müdigkeit von körperlicher Arbeit berücksichtigen? Armin T. Wegner hat recht, wenn er behauptet: Kunst sei eine Sache der Muße, nicht nur zum Schaffen, nein, auch zum Aufnehmen.

Meine Frage, wie weit der Preis für die Bibliothek des Proletariers eine Rolle spiele, wie weit etwa das Reclam- oder das Insel-Buch herangezogen werden könne, führt uns in medias res: Armin T. Wegner meint, der niedrige, durch Ausschaltung des Zwischenhandels gewonnene Preis sei der Erfolg der Buchgemeinschaften bei den Arbeitern. Und zwar nicht nur der proletarischen, sondern auch der bürgerlichen wie „Volksverband der Bücherfreunde" und „Deutsche Buchgemeinschaft". Diese böten dem Arbeiter auch die Werke der Weltliteratur, soweit sein Bildungsbedürfnis danach begehre. Die sozialistischen und kommunistischen dagegen, wie „Bücherkreis" und „Universumbücherei für Alle" gäben mit der ihrem Programm entsprechenden Auswahl gewisse literarisch-politische Richtlinien — wie auf literarisch-religiösem Gebiete der „Eckart-Ratgeber" für das evangelische, der „Literarische Handweiser" für das katholische Deutschland. Zu den besonderen Verdiensten der „Büchergilde Gutenberg" gehöre die Einführung des Arbeiterschriftstellers Traven.

„Was suchen die Menschen in Büchern?" fährt Wegner fort. „Diese Verallgemeinerung des Problems wird uns dem Kern näherbringen. Die einen suchen Erfüllung ihrer Wunschträume, die anderen Spiegelung ihres Daseins. Der Ungebildetere, wobei ich mit dieser Bezeichnung kein Werturteil abgeben möchte, freut sich mehr an vermögenden, glücklichen Menschen, an Grafen, mit denen er nicht verkehrt, an Autos, die er nicht besitzt ... das ist nicht nur bei uns so. Ich entsinne mich einer literarischen Sitzung in Rußland, noch unter Lunatscharski, in der gegen die Propagierung Tolstojischer Bücher der Einwand erhoben wurde, die Leser würden sich nicht an seine sozialen Themen, sondern an die reiche Welt der ‚Anna Karenina' halten. Die Neigung, bei der Lektüre aus der Misere des eigenen Lebens herauszukommen, entbehrt keineswegs eines religiösen Zugs, der Sehnsucht nach dem Paradies."

Ich erinnerte den Dichter an jene Szene im Theater, die er mir einmal erzählte. Wie eine Arbeiterfrau, die nach dem ersten Akt einer guten Hauptmann-Aufführung sich unter Protest ihre Garderobe holte und auf seine Frage, warum sie das täte, entgegnete, sie wolle nicht dasselbe Milieu sehen, das sie ohnehin täglich vor sich hätte. „So also erklären Sie, daß auch der Arbeiter den Hang zum Kitsch, zu schlechter Literatur hat!"

„Ja, es gehört mehr Seelenstärke dazu, das eigene Schicksal zu ertragen und zu bejahen, in seiner Deutung Erlösung zu finden. Das gilt übrigens nicht nur vom Proletarier, sondern auch vom Bürger, vom Mittelstand."

Unser Gespräch kommt auf die formalen Probleme der Arbeiter-Literatur. Wegner urteilt über Romane wie „Die Armen" von Heinrich Mann, „Der Bürger" von Leonhard Frank unbeschadet ihrer anderen Werte für den Arbeiter darum negativ, weil sie ihm nichts gäben — wegen ihrer literarisch-gekünstelten Form. „Hier spricht keineswegs nur die mangelnde künstlerische Schulung des Proletariers mit. Es ist die Auffassung des Erlebens, die den Proletarier von den beiden beispielsweise erwähnten Büchern trennt. Die Erfolge der Autoren, die aus der Schicht der Proletarier kommen, beruhen weniger auf der Darstellung von Stoffen aus ihrer Erlebniswelt als auf ihrer einfacheren Ausdrucksweise und anderen seelischen Einstellung."

„Nennen Sie mir ein paar Werke, die solcher Forderung genügen!"

„Da wäre ‚Jan, der Knecht' von Stijn Streuvels, ‚Taschkent, die brotreiche Stadt' von Newerow, ‚Passagiere der dritten Klasse' von Kurt Klaeber, ‚Pelle, der Eroberer' von Martin Andersen Nexö, ‚Wir sind Gefangene' von Oskar Maria Graf, auch einige Kriegsbücher kommen dem nahe ... Doch ich möchte noch einmal auf meine Zweiteilung der Lesenden zurückkommen. Die Abenteuerbücher Jack Londons zum Beispiel wirken wegen ihrer Mischung von Wunschbild und Wirklichkeit. Es gibt aber eine Literatur, die klassenbewußt und revolutionär ist und ihren Erfolg doch nicht zuletzt darum hat, weil sie die Erfüllung von Wunschträumen bietet — im Sieg der Revolution, im Ideal der besseren Zukunft. ‚Zement' von Gladkow, ‚Anna, ein Mädchen vom Lande' von Iwan Olbracht gehören zu diesen Büchern. Denen wiederum, die lieber die Wirklichkeit eigenen Lebens gedeutet statt Sehnsuchtsbilder geboten haben wollen, genügt schon ein Roman, der kritisch und kämpferisch gegen die Gesellschaft eingestellt ist, unter der sie leiden: Zola, Gorki, Upton Sinclair. Endlich haben die großen Epen der Menschheit gute Erfolge, weil sie beide Lesergruppen vereinen. Tolstoj und Dostojewski befriedigen sogar die Ansprüche, die an Hintertreppenromane gestellt werden. Wobei man bedenken muß, daß eine Situation allein niemals Hintertreppe ist, erst mäßige Darstellung macht sie dazu. Wesentlich einfacher als beim Roman liegt der Fall ..."

„Sie meinen beim Drama. Entspricht nicht Tragödie und burleskes Satyrspiel der Antike, Shakespeares Mischung von höfischer und clownischer Welt Ihrer Zweiteilung?" „Ich

Digitized by Google

meinte nicht das Drama. Dessen Wirkung gewiß am weitesten reicht, wenn es verschiedene Schichten umfaßt. Ich meinte das wissenschaftliche Buch, nach dem der Lesehunger des Proletariers viel größer ist als nach dem Roman. Der Wirklichkeitsuchende wird zunächst von der Literatur unbefriedigt sein und sich an allgemeinverständliche, wissenschaftlich zuverlässige Darstellungen aus den Gebieten der Weltanschauung, Politik, Naturwissenschaften und an Lebensbeschreibungen halten. Es ist kein Zufall, daß im Rundfunk gerade die Schilderungen fremder Länder vom Arbeiter besonders gern gehört werden. Wieweit der Rundfunk sonst bessere Voraussetzungen für die literarische Vorbildung des Proletariers schaffen wird, bleibt abzuwarten."

„Welche wissenschaftlichen und biographischen Werke haben den Arbeitern besonders gefallen?"

„Larissa Reißners ‚Oktober', Trotzkis ‚Leben' und viele bekanntere Werke der sozialistischen Literatur."

„Wie steht es mit den Schriften von Lenin und Marx? Sind sie dem Arbeiter verständlich?"

„Ich glaube, das Fassungsvermögen des Arbeiters ist für solche Werke stärker als für Romanliteratur. Höchstens die Originalausgabe des ‚Kapitals' von Marx müßte man da ausnehmen. Es gibt aber viele allgemein-verständliche Darstellungen. Die Zahl der Arbeiter, die gute Literatur lesen, darf man nicht überschätzen, aber ebensowenig unterschätzen. Es gibt schließlich Arbeiter-Hochschulen, Diskussionen in den ‚Zellen', endlich dringen manche von ihnen so zu seelischer Tiefe vor, daß sie an die letzten Probleme herangehn. Ein Arbeiter, der so ziemlich die ganze Stadtbibliothek nach und nach ausgelesen hatte, fing mit mir einmal eine Korrespondenz an, die sich, freilich mit Armeen von Zitaten, bis auf die Romantiker erstreckte. Und in Batum traf ich einmal einen deutschen Bauarbeiter, der vier Bände einer russischen Nietzsche-Ausgabe bei sich trug und ihren Inhalt so gut verdaut hatte, daß er seinen Genossen daraus vorlas und die Lektüre kommentierte. Und das war etwa kein sogenannter heruntergekommener Bürgerlicher."

„Zum Schluß noch eine Frage: wie weit sind Sie selbst mit Ihrem letzten Buch ‚Fünf Finger über dir', das Ihren Weg zu den Sowjets darstellt, in die Arbeiterkreise eingedrungen?"

„Aus Briefen und Gesprächen muß ich entnehmen, daß man es in Bibliotheken viel bestellt. Man macht zum Teil Einwände, aber man fühlt sich ein. Nach Rußland übrigens hat die Zensurbehörde das Werk einige Male nicht hineingelassen. Weil ich trotz positiver Gesamteinstellung auch viele niederdrückende Erlebnisse nicht verschwiegen hatte." L. W.

Der Sendbote

Der Sowjet-Dramatiker Tretjakow in Berlin

S. Tretjakow gehört zu den bedeutendsten Schriftstellern des neuen Rußlands. In Deutschland kennt man ihn als Dramatiker und Verfasser des Stückes „Brülle China", das den internationalen Ruf des Dichters begründete. Ihn in Berlin in deutscher Sprache reden zu hören (auf Veranlassung der Gesellschaft der Freunde des neuen Rußlands), hat nicht nur das literarisch interessierte Publikum, sondern auch viele deutsche Kollegen des Dichters angelockt. Sie kamen alle auf ihre Kosten.

Hinter dem nüchtern klingenden Thema „Das sozialistische Dorf und der Schriftsteller" verbarg sich ein großartig gestaltetes, dichterisches Zeugnis für das heutige Rußland und seine Probleme. Man mag zu den Dingen, die Tretjakow vorbrachte, im einzelnen skeptisch stehen, sicher ist, daß seine Aussage aus einem großen, reinen Dichterherzen kommt, das bis in die letzten Blutsfasern den gesellschaftlichen Umformungsprozeß seines Vaterlandes in freudiger, hingerissener Bejahung miterlebt.

Auch im Referat beweist sich der Dramatiker Tretjakow. Seine Schilderung entbehrt nicht der dramatischen Effekte, wenn er von seinen Erlebnissen unter russischen Bauern spricht, von dem Weg, den diese Menschen vom individualistischen Eigenbetrieb zur Kollektivwirtschaft zurücklegen. (Der Roman „Die Herausforderung" von Tretjakow behandelt die heutigen Dorfprobleme Rußlands und erscheint im Frühjahr deutsch im Malik-Verlag.) Die Traktoren verdrängen den historischen Holzpflug, und Tretjakow gestaltet, was die Maschine dem heutigen russischen Menschen bedeutet. Er

Tretjakow. Zeichnung von B. F. Dolbin

spricht von der Entprofessionalisierung des Schriftstellers, den er mitten in die Reihe der am Fünfjahrplan Schaffenden hineinstellen will. Er erzählt von Traktorenführern, die wie Kinder reimen, was sich ungefähr so ins Deutsche übersetzen ließe: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, / Daß ich so lustig bin. / Ich setze mich auf den Traktor / Und fahr' durch die Steppe dahin."

Die Rede Tretjakows war der stärkste Beweis gegen seine These von der Entprofessionalisierung des Schriftstellers. Die Gesellschaft braucht den Dichter, der das Leben reflektiert, es — „verdichtet"; sie bedarf seiner geistvollen Betrachtungen und Marginalien als Merk- und Richtungszeichen ihres Werdeprozesses. Der Dichter Tretjakow ist ein geistiger Sendbote seines Volks und wirbt durch seine Darstellung des russischen Lebens seinem Volk neue Freunde; das hat ihm der rauschende Beifall, für den er ergriffen dankte, bewiesen.

Georg Schwarz

Digitized by Google

Vermächtnis

Es war eine der eindruckvollsten Kundgebungen nach dem Kriege, als die Gesellschaft Jesu in den „Stimmen der Zeit" bekannte: Unsere Einstellung im Kriege zum Kriege war eine falsche. Eben jetzt erlebt man, daß der protestantische Geistliche Günther Dehn von der heidelberger Fakultät, die ihn auf einen Lehrstuhl berufen hatte, nachträglich zurückgewiesen wird, weil er in einem Vortrag die Frage aufgeworfen hatte, ob man recht daran tue, die Tafeln mit Namen der Gefallenen in den Kirchen anbringen zu lassen; ob der ihnen gebührende Ehrenplatz nicht besser an den öffentlichen Gebäuden des Staats und der Städte zu finden sei. Man sieht, der Protestantismus hat noch heute an der Überwindung des „cujus regio" zu arbeiten.

Es kommt aber überhaupt nicht darauf an, die Namen der Gefallenen, sondern ihren Geist zu wahren.

Edwin Redslob hat das getan, man ist ihm dankbar dafür. Sein „Vermächtnis" (Verlagsabteilung der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung. Wilhelm Limpert, Dresden), diese Sammlung aus Dichtung, letzten Aussprüchen und Briefen der Toten des Weltkriegs zeugt aus Geist für Geist.

In dieser Generation der Frühgefallenen scheint schon vor Kriegsausbruch ein eigenes Gefühl der Todesnähe gewesen zu sein. Im Kriege begreift diese Generation den Gedanken der Immanenz des Todes in seiner Tiefe. Das Jenseits beginnt für sie auf Erden, der Erhaltungswille schließt den Tod ein. Es ist, als zeugte Geist für sich selber. In einzelnen wird es zu einem entsetzlichen Gefühl, „Materie zu sein". Der christliche Gedanke wird bis in sein Letztes wirksam, und der Zorn über sich selbst bringt Gott näher. Man weiß auch, es sind die Besten, die nicht heimkehren.

So stark ist dies Gefühl, daß man die dahintenliegende Zeit als völlig tot empfindet. Man ist sich bewußt, daß in dem sogenannten Friedenszustand schon Krieg gewesen ist. Es vollzieht sich im Kriege nun eine innere Abwendung vom Kriege. Wohin sie führt? Zu innerer Wahrhaftigkeit und zu Feindseligkeit gegen jeden Schein. In einzelnen dann auch zu einer Liebe für die Besiegten.

Eine seltsame Erscheinung tritt zutage: fast all diesen Zeugen des Weltkriegs steht nur ein deutscher Dichter nahe, und das ist Hölderlin. Eine Hölderlin-Generation ist in den Krieg gezogen. Irgendwie spricht Hölderlin aus der Mehrzahl dieser Aufzeichnungen, fast durchaus aus den Gedichten. Ich weiß nicht, ob man das bisher so klar erkannt hat, wie es sich nun zeigt. Damit wird Hölderlin zu einem Symbol. Die Tragik in und um ihn wird zur Tragik einer ganzen Jugend.

E. H.

Die „männliche" Bibliothek

Der französische Rechtsanwalt Zing hat sein Vermögen von anderthalb Millionen Franken letztwillig auf einer Bank hinterlegen lassen, damit es bis auf 80 Millionen Franken anwachse und alsdann zur Errichtung einer rein männlichen Bibliothek verwandt werde, in die nur Bücher, Zeitschriften, Aufsätze aufgenommen werden, die von Männern verfaßt sind. Auch soll die Bibliothek nur Männern zugänglich sein. Wenn man sich diese Bibliothek vergegenwärtigt — wird sie nicht in ihrem Ausdrucksvermögen eine recht mangelhaft männliche Bibliothek sein? Man weiß es längst: vielfach ist denkbar Männliches von Frauen geschrieben worden, männlichste Männergestalten erwuchsen aus Frauenphantasie.

E. H.

Knorke!

Sehr verehrter Herr Doktor Heilborn!

Ich beeile mich. Ihre Anfrage zu beantworten. Da ich nicht ersehen kann, ob die Antwort nur privaten Charakter tragen oder für eine Veröffentlichung bestimmt sein soll, wähle ich die Form für den zweiten Zweck; dann können Sie ja damit nach Belieben schalten.

Bei einer Umfrage über die Herkunft des berliner Kraftwortes „knorke" wären die Auskünfte beachtenswert gewesen, die ein mit unangekränkeltem natürlichen sprachschöpferischen Empfinden begabtes berliner Menschenkind, ein vorzüglicher Mundartengermanist und noch einige Sonderinteressierte wie etwa Eläre Waldoff, Alfred Richard Meyer (Munkepunke), Agathe Lasch, Erdmann Graeser, Hans Brennert, Hans Ostwald und auch ich gegeben haben würden. Dabei hätte sich wohl folgendes Ergebnis herausgestellt.

Das Wort „knorke" in seiner spezifisch berlinischen Bedeutung stellte sich ein, als die Reihe „schnieke, schnafte, schnulle" nicht mehr recht fortzusetzen war. Um 1915 suchte man nach einem neuen Ausdruck. „Klasse, safte, sahne, puppe", eigentlich Hauptwörter, ähnlich wie im Französischen als Eigenschaftswörter gebraucht, ja sogar als Umstandswörter, hatten ihrem Ursprung nach („klasse" stammt vom Rennplatz) zunächst einen nur begrenzten Umlauf. Man fühlte aber das Bedürfnis nach einem in weitesten Kreisen wirkenden Kraftwort. Da ergab sich völlig von selbst, daß man auf eine im Unterbewußtsein doch noch lebendige Wortwurzel zurückging. Das war die Wurzel „kn". Vom süddeutschen „Knödel" bis zum norddeutschen „Knust" findet man diese Wurzel in volkstümlichen Wörtern. Bestellt sich der Berliner ein Eisbein, so soll „recht viel dran" sein. Dann muß es einer „knolligen, knorrigen" Baumwurzel gleichen. Es ist also „knorrig" oder mundartlich „knorke". (Man vergleiche niederdeutsch „Reinicke, Reinke".) Ob „Knorke" nun ursprünglich substantivisch war und die eben angedeutete Wandlung zum Adjektivum und zum Adverbium durchgemacht hat, ist unwesentlich. Jedenfalls hat eine andeutende Handbewegung, ein Ringen nach einem etwas Derbes, Ergiebiges ausdrückenden Wort und die noch immer lebendige berliner Wortschöpfungskraft im Jahre 1916, als man anfing, um seinen Magen besorgt zu werden, den Ausdruck „knorke" geschaffen.

In ganz derselben Richtung liegt, was Munkepunke über Eläre Waldoff berichtet. Diese urberlinisch schaffende groteske Künstlerin soll einmal ermüdet nach einer Tasse Kaffee verlangt haben; aber „knorke", also „stark". Auch von einem „Knorren" sagt man, daß er „stark" sei. Da hätte man also, wie wenn man bei einem Volksliede so etwas wie den ersten Former der Hauptverse finden sollte, hier statt der schaffenden Gesamtseele sogar die Einzelgröße gefunden. Zum mindesten „lag das Wort schon in der Luft". Vor 21 Jahren hatten die berliner Droschkenkutscher mit Bezug auf den Polizeipräsidenten den Reim geformt: „Wir sind ein Volk, ein knorjes, Herr von Borries!"

Ablehnen möchte ich die Ableitung von einem Plakat aus dem Jahre 1917, das im Sinne der gegen die Lebensmittelnot eingeführten „Fiske-Boller" die Aufschrift getragen haben soll „Knorkes Buletten sind die besten". Der Name Knorke ist kaum zu belegen. Sollte es ein erfundener gewesen sein? Das Ganze ist zu „papiern" im Vergleiche zu dem lebendigen „knorke". Man könnte an Otto „Bellmann" denken. Das war ein Seilermeister, der die berliner Bühnen mit erstklassigem Material belieferte. Bei einer guten Zigarre sagte man dann: „Die heißt Otto Bellmann." Das verblaßte

Digitized by Google

aber bald, und man blieb im selben Stofftreise, indem man sagte: „'ne echte Upmann." Der Zusammenhang mit den Buletten hätte also kein Adjektivum zur Folge gehabt, das Wort „knorke" wäre schließlich auch nur für „Buletten" bezeichnend geblieben, indem es auf seinen Ursprung zurückgefallen wäre.
Das Kraftwort „knorke" ist also der Schöpferlaune einer mit Spannung geladenen berliner Atmosphäre zu danken und weist organisch auf die Wurzel „kn".
Ein bißchen viel; aber ich wollte bei dieser noch immer umstrittenen Frage als so etwas wie ein Hüter des berliner Wortschatzes doch alles geben, was ich im Augenblick über diesen Gegenstand zu sagen weiß.

S. Mauermann

Szene aus „Halleluja". Zeichnung von B. F. Dolbin

Religiosität im Film

Die Bindung der beiden Begriffe scheint beinahe blasphemisch. Noch entscheidet der visuelle Eindruck über den Film, auch über den Tonfilm — man fragt sich, was die Bildgebung nach gestellten Figuren dem rein seelischen Vorgang religiösen Empfindens zu bedeuten vermöchte. Man möchte an das „Du sollst dir kein Bildnis machen" denken. Und doch; es gibt eine religiös wirkende Kraft auch im Film.
Merkwürdig erscheint in diesem Negerfilm „Halleluja" schon das ursächliche Zusammen von Sünde und Heiligung. Die Sünde weckt das Heiligungsbedürfnis. Der seinen Bruder erschoß und sich in Leidenschaft verstrickte, wird Wanderprediger. Die Art seiner Bekehrungen ähnelt durchaus dem uns bekannten Verfahren der Heilsarmee — unserem Gefühl nach eine schwer erträgliche Veräußerlichung eines inneren Vorgangs. Aber — es bildet sich Gemeinde. Die Masse und das Massenempfinden treten in Erscheinung. Jede individuelle Bewegung ist aus der Masse heraus gebunden. Es ersteht Ekstase. Sie teilt sich unmittelbar dem Betrachter mit. Auch dessen Individualität löst sich und geht in Gemeinschaft über.
In Kapitän Birds „Flug zum Südpol" wird ein ähnliches Empfinden aus ganz anderen Voraussetzungen gewonnen. An Stelle der Masse und ihrer suggestiven Kraft tritt hier die Landschaft. Diese südpolare Landschaft wird unmittelbar zu Schicksal. Das Visuelle

Szene aus „Flug zum Südpol". Zeichnung von B. F. Dolbin

Digitized by Google

vermittelt in sich ein Unentrinnbares. Es tritt menschliche Energieentfaltung zutage – aber sie dient dieser verschleierten und unbarmherzigen Natur gegenüber nur dazu, die menschliche Ohnmacht ohnmächtiger zutage treten zu lassen. Und nun das Letzte, scheinbar Widersinnige: in dieser Unbarmherzigkeit der Landschaft ist zugleich Mütterlichkeit. Man gibt sich ihr hin, und sei es nur deshalb, weil man sich ihr hingeben muß. Eine Willenslähmung, die zu Willensbejahung wird —: Religiosität. E. H.

Funk-Hamlet

Wenn ein Elektromonteur aus dem Volke dem humanistisch Gebildeten einen Radioapparat anlegt, sprechen sie zwei Sprachen. Ersterer wird mit den einfachsten Worten dem Gebildeten die Technik der Wellenübermittlung kaum erklären und der letztere dem Elektromonteur schwer einen verständlichen Vortrag über den „Hamlet" halten können. Humanistisches Zeitalter, technisches Zeitalter — Sprachverwirrung wie beim Turmbau zu Babel. Vor solchen Perspektiven gewinnt der Versuch des „Hamlet"-Sendespiels, mit dem das neue berliner Funkhaus seine Hörbühne eröffnete, eine Bedeutung, die nicht unterschätzt werden darf.

Das erregend Neue dieser Veranstaltung ist, daß der Rundfunk bei der „Hamlet"-Darbietung bewußt darauf Verzicht leistete, Bildung zu vermitteln. Gemäß der Forderung, die Intendant Flesch im Rundfunkjahrbuch 1931 (Union Deutsche Verlagsanstalt, Berlin SW 19) ausgezeichnet formuliert, hat man die Eigengesetzlichkeit des Sendespiels erkannt. Das Sendespiel steht selbständig neben dem Drama, wie die Oper oder der Film. Es mag Dramen geben, die gleichzeitig vollkommene Hörspiele sind. Shakespeares „Hamlet" gehört nicht zu diesen. Man muß dem Bearbeiter Bert Brecht die gleiche Freiheit zugestehen wie den „Hamlet"-Bearbeitern Wilhelm Meister und Serlo. Und mit besserem Recht. Hat sich jemand darüber aufgeregt, daß durch die Thomassche Oper Shakespeares „Hamlet" verschandelt wird? Oder der Roman „Wilhelm Meister" durch die „Mignon"-Oper? Der „Othello" durch Verdi?

Doch die Oper ist nur bis zu einem gewissen Grade Vergleichsmoment. Das Sendespiel ist ja eher ein soziologisches als ein ästhetisches Problem. Die Faktoren Technik und Masse treten hinzu. Also: darf man ein Rembrandtsches Gemälde mit einem Holzschnitt des frühen Mittelalters vergleichen? Und hat das technische Verfahren, hat die Massenkunst sich nicht vom primitiven Holzschnitt bis zur subtilsten Radierung entwickelt?

Der Bearbeiter wird zunächst der Zeitdauer gerecht, die für eine lediglich akustische Darbietung angebracht ist. In einundeinerhalben Stunde rollt das Geschehen ab. Gestrichen ist alles, was nicht durch das gesprochene Wort allein wirkt. Knappe Berichte, möglichst mit Worten aus gestrichenen Szenen montiert, verbinden die Auftritte. Der Sprecher, in diesem Fall der Regisseur Alfred Braun, der mit großer Könnerschaft die optischen Filmgesetze (Großaufnahme und Bild in ganzer Figur) aufs Akustische überträgt, akustische Übergänge überblendet, und der Dialog, gelegentlich ein Monolog, lösen einander ab wie Chor und Wechselrede beim antiken Drama. Dennoch: nach dem prinzipiellen Ja muß die Antwort auf die Frage: wie war das Ergebnis? nein lauten. Wer das Original nicht gekannt hat, dürfte auch aus Brechts Funkbearbeitung nicht ganz klug geworden sein.

Hamlets Aufstachelung durch den Geist wird als Prolog berichtet. Darauf folgt die Thronrede des Königs. Hamlets Gespräch mit dem Geist ist dann mit Fug gestrichen. Diese Begegnung ist mikro-ungeeignet. Aber eindringliche Musik (Walter Gronostay) und Geräusche schaffen die Hör-Kulisse der Terrasse. Es fehlt die letzte Szene des Stücks. Deren Inhalt wird, soweit nötig, zum großen Teil mit des Dichters Worten, wiedergegeben. Es leuchtet ein, daß die Florettszene mit Laertes, dessen Rolle übrigens bei Brecht ganz fehlt, für die Funkbühne (auch bei so prominenter Besetzung wie Kortner, Homolka, Loos, Tony van Eyck, Fritta Brod, Rose Liechtenstein) nichts hergibt. Das Ganze — vom Bearbeiter immer wieder als Surrogat betont! — hat Form. Die Vereinfachungen ergeben sich durch kühne Umstellungen, durch verblüffende Striche: Fortinbras tritt nicht auf, und von Ophelia ist nicht viel mehr übriggeblieben als die Szene, in der ihr Gespräch mit Hamlet vom König und Polonius belauscht wird.

Bei allem hat Brecht Takt vor den Stellen, die sogenannte „dichterische Schönheit" haben: Ophelias Tod wird nicht kurz angesagt, der Sprecher rezitiert die lyrische Partie (aus der gestrichenen Szene) wie ein Gedicht von Georg Heym. Und Brecht hat Respekt vor der Bildung: „Hamlets Rede an die Schauspieler" wird als Szenentitel besonders konferiert. Die letzte Spielszene ist Hamlets Monolog nach der (zu flüchtig motivierten) Begegnung mit Fortinbras' Hauptmann. Sie wird vom Sprecher ungefähr mit den Worten eingeleitet: „Wie Hamlet das Zaudern aufgibt". Shakespeares „Hamlet" — ein Lehrstück von Brecht! Hier ist der tiefere Grund des Mißlingens dieses Experiments in dramaturgischer Hinsicht: der Brechtsche Hamlet zaudert kaum, braucht also nicht kuriert zu werden!

Wir sind toleranter als diejenigen, die hier von Unverschämtheit und Kulturschande reden! Er gibt einen Standpunkt, der seine Berechtigung hat: wenn man den „Hamlet" nicht in Shakespeares Fassung für die Funkbühne gewinnen kann, soll man die Hände davon lassen. L. W.

Der schwarze Zeuge

Harrison F. Ferrell, Professor der deutschen Sprache und Literatur am West Virginia State College, schickt uns ein monatlich, Oktober bis Mai, erscheinendes „Deutsches Blatt des West Virginia State College", das nur von Studenten, die der farbigen Rasse angehören, verfaßt und veröffentlicht wird. Man liest und freut sich. Diese farbigen Akademiker treten mit leidenschaftlichem Eifer für Deutschland in Verneinung der Kriegsschuldfrage ein. Sie beschäftigen sich aber auch mit der deutschen Romantik, wissen sehr wohl, daß sie in Jena entstanden ist, und sehen den lebendigen Impuls zur Romantik darin, daß man der Überzeugung war, Poesie, die gesungen werde, müsse auch gelebt werden. Sie wissen von des „Knaben Wunderhorn" und kennen Uhland, Wilhelm Müller und Körner als Spätromantiker. Von Uhland heißt es: „Uhland war Forscher, Dichter und Ehrenmann." Das klingt zunächst komisch, trägt man aber einem so fremden und doch offenbar sehr modernen Empfinden Rechnung, so scheint kaum Schöneres über Uhland gesagt werden zu können. Er war ein Ehrenmann; so kam er zu seiner politischen Einstellung.

E. H.

Digitized by Google

Herriots Vereinigte Staaten von Europa

Von Fritz Schotthöfer (Frankfurt a. M.)

Die Idee schwebt in der Luft. Viele haschen nach ihr, und wenn sie einen Flügel von ihr erwischen, dann versuchen sie selber damit zu fliegen. Vielleicht gelänge es ihnen, sich ein wenig über den Boden zu erheben, wenn sie an den Füßen nicht zu viel Klumpen von der Erde mitschleppten, auf der sie stehen. Man wird zu den vielbegehrten „Vereinigten Staaten von Europa“[1] nicht auf so einfache Weise gelangen wie zu jenen von Amerika. Diese wuchsen von selbst, sozusagen aus unfertigem Kolonialmaterial, aus wenig individualisierten Staatsgebilden, denen gemeinsame Gefahren drohten. Europa besteht aus alten Völkern, die in ihrer eigenen Prägung schon hart, sehr hart geworden sind, und aus jungen, deren Ehrgeiz es ist, ihre besondere Art ebenso scharf auszuformen. Europa *will* differenziert sein, mehr noch, es glaubt seine Kultur zu verlieren, wenn es auf die anregende Wechselwirkung des Verschiedenartigen verzichtet. Das sind psychologische Hindernisse, die sich so hoch auftürmen wie die hemmenden Vorstellungen von widersprechenden politischen Interessen. Aber die Schwierigkeiten des Weges sollten den Blick nicht vom Endziel abirren lassen. Alle in Europa haben das dunkle Gefühl oder die helle Einsicht, daß etwas geschehen müsse, um aus den tausend Sinnwidrigkeiten eines unorganisierten Zustandes herauszukommen.

Was soll geschehen? Und aus dieser Frage wird beinahe die Hamletfrage nach dem Sein und Nichtsein, an der alle Initiative wieder zerschellt.

Man wird es nicht auf einen Schlag machen, dieses Paneuropa oder wie man es immer taufen mag. Herriot sieht einen schwierigen Prozeß der Fleischwerdung des noch ungreifbaren Ideals voraus. Aber er kennt schon die embryonalen Bildungen, aus denen das neue Wesen sich entwickeln wird. „Es sind Umwälzungen im Gange, die verknöcherte Staatsmänner nicht als solche anerkennen ...“ Die Umwälzungen steigen auf aus den Gräbern der achteinhalb Millionen Toten des Weltkriegs, aus der wirtschaftlichen Not, die im Grunde eine wirtschaftliche Vergeudung der Kräfte und der Stoffe ist, aus der Unruhe, in der sich die Zukunft der europäischen Völker nicht gestalten läßt. Hier liegen die starken Motive, die starken Antriebe, die zwingenden Notwendigkeiten. Schon sind auch wichtige Balken des Gerüstes gelegt, die internationalen industriellen Organisationen, die zunächst rein pri-

Edouard Herriot
Zeichnung von B. F. Dolbin

vatwirtschaftlich funktionieren, aber in der Wirkung doch allgemein regulierend in Produktion und Verteilung der Güter eingreifen. Herriot zählt sie im einzelnen auf, schildert ihre Ausdehnung, ihre Struktur. In ihnen sieht er den Zwang der Tatsachen, aus denen das künftige Europa sich konstruieren muß. Und ebenso wirken die verschiedenen überstaatlichen Einrichtungen wie der Weltpostverein, internationale Abkommen über Eisenbah-

[1] Paul List Verlag. Leipzig. 310 S.

Digitized by Google

nen, Hygiene usw. Ähnliche Aufgaben sieht er sich stellen für das Radio, für die elektrische Kraftversorgung, für die Talsperren, für die Flußschiffahrt. Auch am Zollproblem, dem dringendsten und schwierigsten, verzweifelt er nicht. Er hat Geduld und vertraut auf die Arbeiten des Völkerbundes und seiner Kommission, die bereits Leitsätze aufgestellt hat: die Staaten brauchen sie nur anzuwenden.

Das alles hatte Herriot nicht zu erfinden. Briand hat es schon in seinem Europamemorandum systematisch zusammengefaßt. Coudenhove-Kalergi wirbt seit zehn Jahren mit solchen Programmen, die er in der Plakatformel seines Paneuropa aufzieht. Aber man wird nicht ohne Nutzen lesen, was der praktische Politiker Herriot kritisch und zustimmend dazu zu sagen hat.

„Die Bedeutung des Geistes" in der Angelegenheit ist sehr groß. Die Ideologie eines „Vereinigten Europa" ist gar nicht so neu, wie es nach der neuesten Geschichte, d. h. nach dem Kriege scheinen mag. Aus den ältesten Projekten greift Herriot nur einzelne heraus. Das Problem hat sich in der Tat seitdem wesentlich anders gestaltet. Die Vorläufer können wenig nutzen für die heutige Aufgabe. Der Tscheche Georg von Podiebrad hat im 15. Jahrhundert ein ausführliches Projekt ausgedacht. Warum erwähnt Herriot nicht auch die „christliche Republik" seines Landsmannes Dubois, der schon viel früher sich mit solchen Plänen beschäftigte? Freilich alle diese älteren Bünde waren mehr als Bündnisse gegen die Türken verstanden. Auch der „grand dessein" Sullys war noch eine rein politische Konzeption mit der Spitze gegen die spanische Weltmacht. Den eigentlichen Anteil des Geistes sucht Herriot auf philosophisch-literarischem Gebiete, auf dem sich von der frühesten Folklore an bis zum Humanismus und bis zum Kosmopolitismus des achtzehnten Jahrhunderts eine gegenseitige Durchdringung vollzog. Er stellt dabei Kant das Zeugnis aus, daß in dessen Büchlein „Zum ewigen Frieden" die Grundfragen des Völkerbunds bereits in allen Konsequenzen durchgedacht waren.

„Wird die europäische Föderation zustandekommen?" Herriot hütet sich — und er sagt das ausdrücklich — die Frage zu beantworten. Er gibt ihr noch eine Reihe von Richtlinien, ohne die sie alle Bedenken und alle inneren Schwierigkeiten nicht überwinden würde. „Das Bündnis muß Biegsamkeit, Klugheit und Geduld besitzen", heißt eins dieser Rezepte. Das Geheimnis wird es freilich sein, ihm diese schönen Eigenschaften praktisch zu verschaffen.

Rechtsfälle

VII

Von Wilhelm von Scholz (Zürich)

Keine sich wiederholende Spielart von erzählendem Schrifttum hat, glaube ich, so viele sich gleichbleibende Artmerkmale wie die Verbrechensgeschichten. Immer ist die Tat da — der glücklichste Umstand eines Stoffs, gleichviel, ob für einen Dramatiker oder für einen Erzähler: der feste Punkt, die Achse, die Stählung des Ganzen, der Schutz vor allem Zerfließen und Verschwommenwerden.

Die Tat! Ihre Gründe und Zwecke hier — ihre Folgen dort. Es ist ein klar Bestimmtes, dem keiner in Gefühle oder Grübeleien ausweichen kann. Es ist ein Wirkendes, das Handeln und Geschehen, Vorgänge, Sichhalten an Ordnung und Gesetz bedingt.

Aber auch ästhetisch ist der Spannraum jedenfalls im Aufbau der Verbrechensgeschichten nicht sehr weit. Immer wieder ist es das Dunkel um eine Tat, in dem sie versteckt liegt, das aufgelichtet werden soll; das Sich-Herandrängen von Fehlvermutungen, die von der Erkenntnis der Wahrheit überwunden werden müssen. Das ist der regelmäßige Ablauf. Und immer wieder droht der leere, unbefriedigende Schluß: daß eben nur eine Verdunkelung beseitigt wurde, daß nichts aus der Sache an sich gewonnen worden ist, daß sie nur durch die künstliche Umnebelung überhaupt fesselte.

Vielleicht nur in dem letzten Merkmal des Schlusses trennen sich die dichterisch oder schriftstellerisch wertvolleren Verbrechergeschichten von der Fabrikware — sonst sind sie fast an dieselben Herstellungsgrundsätze gebunden.

Die „Männer im Dunkeln" von J. M. Walsh

Digitized by Google

(Paul Steegemann Verlag, Berlin) gehören durchaus zur üblichen Massenware, leidlich spannend und rasch überall mit der in unseren Erfahrungen verankerten Wirklichkeit in Streit geratend. Die Bande, die da auf ungesetzlichem Wege den Mängeln der Justiz und des für ein entwickelteres Rechtsempfinden ungenügenden Gesetzes abhelfen will, ist zunächst sympathisch, in der neueren Kriminalliteratur leidlich originell, hier aber mit staunenswerter Unwahrscheinlichkeit ausgestattet. Daß in einem heutigen Staat mit Gemeinde und Bezirksämtern erst ein Flugzeug nach längerer Zeit zufällig das Privatgefängnis — wenn ich in Analogie von Privatsanatorium etwa so sagen darf — dieser Bande entdeckt; ein Gefängnis, in dem sie hinrichtet, ja foltert, das mutet selbst dem geduldigsten Leser zuviel zu.

Halt! Auch ich selbst muß mit der Geduld meiner Leser rechnen und ihnen, wenn sie freundwillig weiterlesen sollen, sagen, weshalb ich von diesem Buch spreche, wenn es so gering ist. Daß sein Autor, J. M. Walsh, vielleicht berufen ist, ein neuer Wallace zu werden, wäre eher ein Grund, davon zu schweigen. Aber das Buch gibt mir den Anlaß, einmal von dem Maß an Wirklichkeitstreue zu sprechen, das für die Verbrechenserzählung notwendig ist. Das ist eine Angelegenheit von schon etwas weiter reichender Wichtigkeit.

Wir wissen, daß alle komische Literatur, wenn sie nur voll Witz, Geist und Einfällen steckt, mit der Wirklichkeit sehr frei umspringen kann. Wenn wir lachen können, nehmen wir die tollsten Unmöglichkeiten gern hin und halten an sie nicht den Maßstab unserer Alltagserfahrung. Jede Art Schrifttums aber, das die ernsten, ja die ängstlichen Züge der Seele für ihre Wirkung benutzt, ist sehr viel enger an die Verhältnisse des sichtbaren Geschehens gebunden. Wir sind nicht mehr gespannt, wir fürchten nicht mehr, wenn sich der Verfasser von dem entfernt, was in uns „So ist das Leben!" heißt.

Am allerentschiedensten ist unsere Forderung an volle Übereinstimmung einer Erzählung mit dem Vorbild Leben bei den Vorwürfen, denen sich unsere Seele unbewußt — darauf beruht der spukhafte Reiz dieser Bücher — ohne Unterbrechung zu entziehen, zu entreißen sucht; bei denen wir gewaltsam festgehalten werden müssen, um so in quälendgenußvoller Spannung vorwärts getrieben zu werden.

Verläßt eine solche Erzählung den Boden der reinen Tatsächlichkeit, zerspringt sofort die Fessel, die uns hielt. Ich erinnere mich aus vielfältiger Lektüre genau, daß selbst die beiden größten Meister von mit Verbrechen verbundenen Erzählungen: E. T. A. Hoffmann und Edgar Allan Poe immer dann mit der Spannung bei mir versagten, wenn sie Phantastisches, Märchenhaftes in die wirklichkeitsnah begonnene Verbrechergeschichte mischten (wobei der Leser natürlich viel höhere und reinere Genüsse bei diesen Meistern eintauscht — aber eben sich deutlich umstellen muß, was erst eine Hemmung verursacht).

Die „Männer im Dunkeln" haben noch einen Zweck hier. Sie sollen die Folie für zwei weit voneinander verschiedene, sich gegenseitig vielleicht nicht einmal sympathische Bücher bilden, die aus dem Willen zu schildern, darzustellen, auch zu beleuchten und zu kennzeichnen entstanden; nicht aus der Absicht, spannende Schmöker zu schreiben.

Das eine ist das Buch eines hohen Justizbeamten „Der Untersuchungsrichter und der Prozeß der Lotte Grell" von Otto Rudorff (Carl Reißner, Dresden). Es ist ein über aller auch vorhandenen, doch nie forcierten Spannung den Leser mit der Justiz, ihren Problemen, ihren Charakteren, ihrem gesamten Wesen eindrücklich beschäftigender Roman. Ich schätze ihn in seinem ersten Teil höher als im zweiten, wo er vom zwölften Kapitel ab ein zu romanhaft gesehenes Erlebnis einflicht und wo der Schritt des Geschehens, des Sichenthüllens an Mitzwingen des Lesers ein wenig nachläßt.

Aber ich kann nicht deutlich genug sagen, wieviel besser es wäre, wenn ein solcher aus voller Sachkenntnis und um keiner Sensation willen geschriebener Roman die Leserscharen fände, statt daß sie den Detektivserien zufliegen.

Aus einer gänzlich anderen Perspektive ist „Das Rattennest" von Oskar Wöhrle (Kaden & Co., Dresden) gesehen. Auch dies Buch ist zum Teil lebendig, lehrreich und über den Sensationsromanen, der Massenware. Während aber das Buch von Rudorff die Dinge vom Richter — und von einem sich ehrlich um die Sache bemühenden Richter — aus sieht, versetzt sich der Verfasser des „Rattennest" in den ungesellschaftlichen Menschen, aus dem eine

Digitized by Google

falsche Gesellschaftsordnung den Verbrecher werden läßt. Es ist ja ein wenig Geschmackssache, wie weit man dem, was der Verfasser zwischen die Zeilen seines Buchs schreibt, beistimmen will. Aber es ist trotz aller Wirrnis im Bande der Erzählung, trotz des bunten Wechsels von kaum umgewandelten zufälligen Erlebnissen und phantastisch genug ersonnenen Vorgängen, unterhaltend und mit Nutzen zu lesen.

Die Gitter auf dem „Rattennest"-Umschlag stehen auch auf dem eines anderen heute vorliegenden Buchs. Während dort Köpfe hinter den Gittern abgebildet sind, robuste, feste, breite Schädel, die mit den Gittern irgendwie auskommen, vielleicht sogar fähig sind, sie humoristisch zu nehmen — ist hier hinter und unter dem hoch angebrachten leeren quadratischen Stabwerk der Gefangene nur zu denken, ist er nur innen im Buch. Es sind die „Briefe aus der Haft an eine Freundin" von Philipp Halsmann (Stuttgart, Engelhorn-Verlag). Der einsame, gequälte, trotzdem mutig durchhaltende Intellektuelle! Sein wirrer Prozeß, der aus dieser Wirrnis heraus mit einer Verurteilung und einer fast gleichzeitigen Begnadigung endete, ist noch in öffentlicher Erinnerung. Man gab diese Briefe noch vor Beendigung des Verfahrens heraus, um mit für den Angeklagten zu wirken, um möglichst viel Licht und Aufmerksamkeit auf die Verhandlungsvorgänge zu lenken — und damit das Verantwortungsgefühl der Richtenden zu erhöhen.

Der Verfasser, bei dem nach den wenigen mitgeteilten Gedichten zu urteilen, sich vielleicht einmal lyrisches Talent zeigen wird, erzählt, plaudert, spricht von literarischen und anderen Dingen — wie eben ein lebhafter, geistig erregter Mensch um den Anfang der Zwanzig Meinungen und Eindrücke äußert. Ohne die Aufmerksamkeit, die der Prozeß auf ihn lenkte, hätte eine beachtungheischende Veröffentlichung von ihm erst sehr viel später erfolgen können. —

Zwei historische Personen zuletzt! Der eine, der immer wiederkehrt und sich stets von neuem durch ein Buch über sich in Erinnerung bringt, ist Kaspar Hauser, der nicht Verbrechen beging, an dem sie begangen wurden. Erfreulicherweise kann ich heut das mir als bestes erscheinende Buch über ihn nennen, das in mustergültig sachlicher Weise den ganzen Fall, alles bisher Erforschte und das noch in Fragennebel Gehüllte darstellt. Es ist der mit einigen anderen Beigaben erweiterte große, zum Buch gewordene Vortrag des verstorbenen hamburger Anwalts Adolf Bartning: „Neues und Altes zur Kaspar-Hauser-Frage" (C. Brügel & Sohn, Ansbach).

Wie schon in dem Rudorffschen Roman ist auch hier wieder die fabelhaft sichere gedankliche und sachliche Schulung des guten, vielleicht bedeutenden Juristen zu bewundern, die packend und zugleich maßvoll, nie vorschnell und nach allen Seiten sichernd ein vergangenes Geschehen wiederherzustellen vermag. Ehe ich diese Schrift las, hätte ich nicht gedacht, daß der Kaspar-Hauser-Fall noch gegenwärtiges Interesse würde wachrufen können. (Ja, es ist wahrscheinlich der badische Prinz!)

Der andere Mann, an dem auch mehr ein Verbrechen begangen worden ist, als daß er ein großer Verbrecher war, der aber keineswegs etwa so flekkenrein dasteht wie der arme nürnberger Findling, ist der berühmte Bürgermeister von Zürich, Hans Waldmann. Er war nicht zimperlich, war ein vielleicht gewaltiger, sicher gewalttätiger Kerl, ein Mann, der lebte und leben ließ, es mit Bestechungs- und ähnlichen Geldern nicht sonderlich genau nahm, seine Sklareks hatte, die hier sogar manchmal Unterhändler fremder Staaten sind; der die Macht nicht in der Hand zu halten wußte und schließlich sein Leben auf dem Schafott endete.

Das Buch über ihn ist von Joseph Bernhart: „Hans Waldmann, der Bürgermeister von Zürich" (C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung, München) und zeichnet sich dadurch aus, daß es den, der das heutige Zürich kennt und liebt, viel von der Vergangenheit dieser herrlichen Stadt, auch in ihren Straßen, Bauten, Wasseranlagen sehen läßt.

Digitized by Google

Ernst Penzoldt

Von Herbert Günther (Berlin)

I.

Ernst Penzoldt ist ein Abseitiger. Aber kein Stürmer, kein Revolutionär. Eher ein Träumer, ein heimlicher Bildner, zärtlich-spöttisch und sonderlich. Sein Blut ist durch Landschaft und Erbe gebunden.

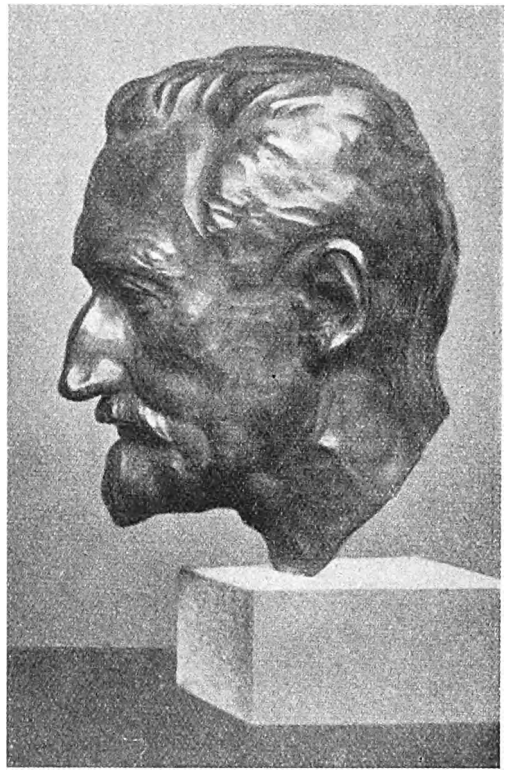
Es ist gut, zu wissen, daß er in Erlangen, dem „fränkischen Weimar", geboren ist und seine Jugend nach der dortigen Schulzeit in Weimar selbst verlebt hat, wie einst sein Vater, der berühmte erlanger Mediziner. Und es ist gut, zu wissen, was er, Pfarrersenkel und Arztsohn, von diesem Vater schreibt: „Seltsam verwandelte sich des Knaben Antlitz, das dem seiner Mutter glich, in das seines Vaters, es lebendig überliefernd. Er wiederum gab mir davon und ich meinem Knaben. Manchmal spüre ich, wie dieses überkommene Angesicht und auch seine Hände mich regieren, daß ich tun muß, wie ihnen ansteht. Ein paar Jahre trugen wir es gleichzeitig in dreien Lebensaltern." Die Büste, die der Dichter-Bildhauer Ernst Penzoldt von seinem Vater gemacht hat, erschreckt denn auch geradezu durch eine ungewöhnliche Ähnlichkeit: man meint, ihn selber im Alter zu sehen.

Süd- und Mitteldeutschland also sind Ernst Penzoldts Luft und die Luft bürgerlich-traditioneller Kultur.

Mit dreißig Jahren erst, 1922, tritt er vor die Öffentlichkeit: mit einem kleinen Bändchen Gedichte „Der Gefährte", dem in den beiden nächsten Jahren (gleichfalls im Verlage Ernst Heimeran, München) zwei Hefte „Idyllen" und „Der Schatten Amphion, eine fränkische Idylle" folgen. Die Verse sind rilkisch im Ton, voll Anmut und wirklich lyrisch, aber zumeist doch unzugänglich und fremd; die Idyllen ebenfalls sehr dichterisch, aber versponnen bis zum Verspielten.

Krieg, Revolution, Umsturz? Wußte Penzoldt nichts von dem Geschehen um ihn, lebte er auf einer weltfernen Wiese voll blühender Blumen, unbekümmert wie sie? Es ist anders. In diesem ersten Sprechen war noch etwas von dem Krampf der großen Lähmung, in die er nach der Rückkehr aus dem Kriege verfallen war, Notwehr und Angst: nicht davor, — danach. Der Krampf hat sich nur langsam lösen wollen. Aber als er endlich gelöst war, gab Penzoldt in rascher Folge Werk auf Werk.

Und, bekennt Penzoldt kürzlich in einer kleinen Autobiographie „Bildhauer oder Schriftsteller" über sich selbst: „Ich wußte auf einmal, daß ich nicht ‚zwischen zwei Berufen zu wählen hatte', sondern



Geheimrat Penzoldt
Von Ernst Penzoldt
(Phot. Senta Grüning, München)

daß mir verhängt war, Zwiefältiges zu tun, damit es mir gelänge, mit den Händen und mit dem Mund zu fassen, was unbegreiflich scheint, das Leben, die Schönheit, Liebe, Freundschaft, Natur und Kreatur. — Und es scheint, als würde die eine Gabe erst ganz frei durch die Pflege der andern."

Ernst Penzoldt ist dreifach merkwürdig: durch seine Entwicklung, durch seine Doppelbegabung und durch sein dichterisches Werk.

Digitized by Google

II.

Penzoldts dichterisches Werk umfaßt außer den erwähnten Erstlingen bisher sieben reife Bücher: drei Romane, zwei Novellenbände, zwei Dramen (gleichen Gegenstandes). Sie alle gehören eng zusammen, bilden eine innere Einheit. Soweit die stoffliche Verschiedenheit auch geht, es sind einige große Themen, die immer wiederkehren.

Gleich Penzoldts erster Roman „Der Zwerg" (Reclam) ist sehr charakteristisch für ihn. Schon in ihm gibt Penzoldt die Welt einer Kleinstadt, die fast

Meine Kinder
Von Ernst Penzoldt
(Phot. Senta Grüning, München)

durchweg der Schauplatz seiner Bücher ist, die Atmosphäre, die Originale, die darin gedeihen und gibt sie mit einer ganz besonderen überlegenen Liebe zu seinen drollig-gespenstigen Geschöpfen. Aber es ist auch schon hier wie in allen späteren Dichtungen, die sich im gleichen Umkreis abspielen: das Milieu, so vielgestaltig, wahr und bunt es ist, das Milieu ist nicht das Entscheidende. Penzoldt ist alles andere als „ein Dichter der Kleinstadt". Das Entscheidende ist die Idee; und diese Idee heißt etwa: Das Ewige im Vergänglichen, das Sterben im Wachsen, das Wachsen im Sterben. Penzoldt ist ein Dichter der Unsterblichkeit. So nimmt es nicht wunder, daß es gerade junge Menschen sind und ihre Reifung, die im Mittelpunkt seines Werks stehen. Ihr Werden (und die Idee der Unsterblichkeit, die sich in diesem ewigen Werden sichtbar manifestiert) ist das andere Thema, das er immer wieder geformt und abgewandelt hat. Hier sieht er die innere Wirklichkeit. Diese innere Wirklichkeit befindet sich in ständigem Konflikt mit der äußeren, und in der Durchdringung dessen liegt, wie mir scheint, die Wurzel des Tragikomischen, durch das Penzoldts Bücher gefangennehmen.

„Der Zwerg" ist ein heutiges Märchen in der Form des Entwicklungsromans eines Knaben und Jünglings. Auch „Der arme Chatterton" (Insel-Verlag) ist der Entwicklungsroman eines Knaben und Jünglings, aber in der Form einer dichterischen Biographie, „auf Chattertonsche Art Wahrscheinliches mit Wahrem verbindend". Dieser zweite Roman ist jedoch nicht nur Gestaltung eines Erlebnisses und Bekenntnisses wie „Der Zwerg", sondern in der Gestaltung einer großen, neuen Stoffwelt zugleich Gestaltung des alten Themas von einer neuen Seite her: das Kind ist hier ein Wunderkind, der beginnende, tastende Künstler ist hier ein genialer Poet, aber eben dieser arme Kopist Chatterton, in dem Epigonentum schöpferisch fruchtbar geworden ist und dessen Entwicklung darin besteht, daß er keine hat.

Der „Zwerg" wie „der arme Chatterton" sind Solisten. „Etienne und Luise" (Reclam) spielen ein Duett. Die beiden ersten Dichtungen sind, bei durchaus epischer Anlage, monologisch. Die dritte ist dialogisch. Es ist die rührende Geschichte zweier Liebenden, einem halbwüchsigen deutschen Mädchen und einem französischen Soldaten, den sie während des Kriegs verwundet findet und fast ein Jahr lang in ihrem Zimmer verbirgt, bis beide an ihrem Verhängnis untergehn: wieder also ist es ein Konflikt zwischen innerer und äußerer Wirklichkeit, der sie vernichtet, zwei unselige junge Menschen, die „in ungewöhnlichen Zeiten vor Unvorhergesehenes gestellt, zu armen Sündern werden". Und die tragikomische Wirkung wird erhöht durch den Einfall, ihr Schicksal sich abermals in einer jener krausen Kleinstädte vollenden zu lassen — Spitzweg und Kubin.

Spielten „Etienne und Luise" ein Duett, so konzertiert „Die Powenzbande" (Propyläen-Verlag)

Digitized by Google

ein Orchester. Dieser letzte Roman bedeutet mehr als Erweiterung. Er ist etwas Neues. Aber so neu seine Fülle, sein Saft bei Penzoldt auch sind: sie sind spürbar in organischer Entwicklung des Dichters entstanden. Sein Wachsen von der schmächtigen, blassen Feierlichkeit der frühen Gedichte zu der gelösten, frei strömenden, breiten Heiterkeit dieser köstlich ersonnenen und merkwürdig spitzig-behaglich erzählten Eulenspiegeliade ist nicht nur deshalb eine so große Freude, weil es so selten ist, sondern vor allem, weil Penzoldt bei aller Wandlung Treue bewahrte gegen sich selbst: die Echtheit und Deutschheit seines Humors bleiben unwiderlegbar. Auch der groteske Scherz, die Abenteuer und Alfanzereien dieser göttlich-gottverlassenen Familie in den Rahmen einer vorgetäuschten, historisch-kritischen Lebensbeschreibung zu pressen, mit dem ganzen Vorwort-, Nachwort- und Anmerkungenapparat von akademischer Akribie, ist wirklich gelungen. Im ganzen allerdings erscheint mir Penzoldts „Powenzbande" nur als ein Findling im Mosaik seines Gesamtwerks.

Der Novellenband „Die portugalesische Schlacht" dagegen (vom Piper-Verlag trotz der unbegreiflichen, aber allgemeinen Ablehnung gegen Novellenbände mutig veröffentlicht) faßt mit vieler Kraft und Kunst die Themen seiner früheren Bücher noch einmal in einem einzigen zusammen. Der weise Onkel Peter im „Zwerg" äußert kurz vor seinem Tode: „Es kommt nicht darauf an, groß zu sein, gewissermaßen, um unsterblich zu sein, wenn alles, was wir taten, was wir ansahen, sozusagen mit liebender Seele geschah. Und es ist da keiner, der unsterblicher wäre als der andere, keiner." Drei von den fünf Novellen dieses neuesten und schönsten aller seiner Bücher gestalten die Idee der Unsterblichkeit und diesmal die Unsterblichkeit der Großen, aber in immer anderen Varianten. Der jugendliche, schwärmerische König Sebastian von Portugal ist so glühend, so magisch besessen von der Liebe zur Unsterblichkeit, daß er sie gewinnt, trotzdem oder gerade weil er ungerüstet auszieht, Afrika zu erobern, und elend in der ersten Schlacht umkommt. Die Michelangelo-Novelle „Tommaso Cavallieri" ist in dem Bericht von der dreißigjährigen Freundschaft zwischen dem großen Künstler und dem großen Edelmann ein Hohes Lied auf die sehnsüchtige Liebe zwischen Unsterblichkeit und Schönheit: der Unsterbliche beugt sich vor der Schönheit, die mehr beglückt als Ruhm und Unsterblichkeit, der Schöne trauert, Geschöpf und vergänglich zu sein und beugt sich vor dem Unsterblichen. Umgekehrt im „Winckelmann": der Schöne, ein Hirte, tierhaft-hellsichtig, tierhaft-dumpf, erwürgt den verehrungsvoll geliebten fremden Weisen; unfruchtbar, unheimlich, furchtbar war ihm die helle Unsterblichkeit seiner Seele und seines zärtlich gehüteten Marmors. Und die restlichen zwei Novellen formen wieder das andere Thema: Leben und Leiden des Knaben, seine

Hans Carossa
Von Ernst Penzoldt
(Phot. Senta Grüning, München)

Freundschaft, seine Liebe — in einer historischen Ballade und einem zeitgenössischen Idyll. Jetzt hat Penzoldt den Weg zu ganz Neuem (und doch gewiß Immer-Altem) frei.

Die dramatischen Fassungen der „Portugalesischen Schlacht" und von „Etienne und Luise" sind Penzoldts erste Bühnenwerke. Die „Portugalesische Schlacht" hält sich eng an die Novelle, sehr eng. Vielleicht hätte es sich sonst vermeiden lassen, den Gang der Entwicklung in eine Unzahl kleiner Szenen zu zerreißen, eine Technik, die scharf belichtet, aber immer leicht Gefahr bringt, Handlung und Menschen bil-

Digitized by Google

derbuchhaft zu machen ſtatt bildhaft. Aber der Gehalt bleibt auch in dieſer Geſtalt derſelbe: „die weſentliche Frage des Dramas nach dem, was uns Schickſal zu bedeuten hat", wie es Ernſt Heilborn ausgedrückt hat, als er die „Portugaleſiſche Schlacht" bei der Kleiſtpreisverteilung 1930 lobend miterwähnte. Unabhängiger von der novelliſtiſchen Vorlage zeigt ſich das „kleine Trauerſpiel" „Etienne und Luiſe", in dem Penzoldt nicht nur bereits freier und ſicherer die neuen Möglichkeiten der Bühne nutzt, ſondern es ſogar verſteht, in ſeiner ganz ſtraffen, weſensmäßig wirklich dramatiſchen Behandlung des Stoffs noch eine pſychologiſche Vertiefung zu geben. Bei der „Portugaleſiſchen Schlacht" bevorzuge ich die novelliſtiſche Faſſung, bei „Etienne und Luiſe" die ſzeniſche.

Ernſt Penzoldt iſt als Dramatiker ohne Zweifel eine Verheißung. Als Erzähler iſt er eine Gewißheit. Sein Werk iſt idealiſtiſch, aber durch alle Härten, Säuren, Bitterkeiten dieſer Tage gegangen, iſt individualiſtiſch, aber nicht privat, iſt unaktuell, weil es über-aktuell iſt. Sein Werk iſt eins der ſeltenen Beiſpiele für die Möglichkeit junger Dichtung in unſerer Zeit.

Proben und Stücke

Aus: Ernſt Penzoldt: Die Portugaleſiſche Schlacht

(Die Buchausgabe erſcheint im Propyläen-Verlag, den Bühnenvertrieb beſorgt der Arcadia-Verlag, Berlin)

Erſter Bürger, der Kanonier.

1. Bürger: Könnt ihr mir ſagen, Herr Kanonier, wo Seiner Majeſtät Schiff Santaterra de Magnos vor Anker liegt? Mein Kleiner nämlich iſt dort Schiffsjunge, er heißt Zephirin, kennt ihr ihn nicht? Ich wollte ihn ſo gerne noch einmal ſehen, ehe die Flotte nach Afrika ausläuft. Er iſt vierzehn Jahre alt und ein herzensguter Junge.

Kanonier: Santaterra de Magnos? Iſt es eine Galeere oder ein Segelſchiff?

1. Bürger: Es iſt das Flaggſchiff des Königs!

Kanonier: Wartet, da kommt ein Matroſe, der wird eher Beſcheid wiſſen. He, Kamerad, wo liegt das Flaggſchiff des Königs vor Anker?

Matroſe: Non capisco, tenent.

Kanonier (ungehalten): Ich verſtehe kein Wort, biſt du ein Deutſcher?

Matroſe: Scusi tenente, sono streniere, non parlo portoghese.

Kanonier (großartig): Ich verſtehe dich nicht, du verſtehſt mich nicht. Fort! Ich kann dich nicht brauchen. (Zum Bürger) Das war ein Polack, ohne Zweifel, oder ein Moskowiter. (Zu einem anderen Soldaten der vorübergeht) He du, Armbruſter, kannſt du uns vielleicht ſagen —

Armbruſter: Je ne comprends pas, mon corporal, je suis français, je ne comprends pas votre langue.

Kanonier: Ae waewae, ſcher dich zum Teufel, ſchlechter Kerl, ich mag dein Franzöſiſch nicht, ich mochte es nie. — Da ſeht ihr's, Herr, man könnte ein Narr werden! Wir zum Beiſpiel ſind unſerer ſieben an unſerer Kanone, und keiner verſteht den andern. Das kann ja gut werden in Afrika!

1. Bürger: Eine wunderbare Kanone, mein Herr. Ein ganz prächtiges Stück.

Kanonier (geſchmeichelt): Deutſche Arbeit. Es iſt die ſchönſte der ganzen Armee, ohne Frage. Und ſie hat eine prächtige Stimme, bum, bum. (Er ſtreichelt ſie zärtlich wie ein Tier.) Gott, wie biſt du heiß, Mädchen. Seht, es iſt die ganze glorreiche Geſchichte Portugals darauf abgebildet. Dies hier iſt Manuel der Große, in der Schlacht bei Azamor, und dieſer Indianer verſinnbildlicht die überſeeiſchen Provinzen. Alles in Relief und ſilbertouſchiert, hochkünſtleriſch!

1. Bürger: Und wie heißt dieſe ſchöne Kanone, wenn man fragen darf?

Kanonier: Sie heißt Katharina, ſie iſt nach Ihrer Majeſtät der Königinwitwe getauft.

1. Bürger: Ja, ja, die alte Katharina, ſie liegt ſeit zwei Jahren im Bett. Man ſagt aber, ſie ſei gar nicht krank, und ihre Matratzen ſeien mit Dukaten gefüllt. Ein hartes Liegen?

Zweiter Bürger, zweiter Rekrut.

2. Bürger: Es iſt aber auch ſchon unerträglich ſchwül heute, der Himmel wie aus Zinn und ganz nahe (er leckt am Finger und hält ihn in die Luft), kein bißchen Wind und ſo ein giftiger, garſtiger Geruch nach toten Fiſchen. Ein ungeſundes Wetter. Der ganze Strand liegt voll Quallen.

2. Rekrut: Oh, ich war kein Soldat.

2. Bürger: Du haſt es doch ſelbſt gewollt.

2. Rekrut (klatſcht ſich vor die Stirn): O ich Rindvieh, die Werber haben mich beſoffen gemacht, ſonſt hätte ich nie im Leben unterſchrieben.

2. Bürger: Still doch, Bruder, wenn man dich hört, das kann dich den Kopf koſten.

Alte Frau, erſter Rekrut.

Alte Frau: Ich habe hier noch keinen lachen hören, mein Sohn, noch keinen ſingen.

1. Rekrut: Hört auf, hört auf, ihr macht mich noch windelweich mit eurem Geflenne, Mutter.

Alte Frau: Die Flaggen hängen an den Maſten wie Gehenkte, die Raben ſtarren Kreuz bei Kreuz, o Trübſal! O große Traurigkeit!

Kanonier, ein Mädchen.

Kanonier: Kein Wind, keine Möwen in der Luft, ich wette wir liegen in acht Tagen noch hier. Ich ſtand heute nacht Wache, Mädchen, und wenn man da ſo allein iſt, da hört man nichts als ab und zu einen Fiſch ſpringen, das Waſſer

Digitized by Google

sieht ganz warm und braun aus, ganz fett, manchmal reibt sich eine Kette und klirrt, das Wasser saugt und schmatzt. Eine Ratte hörst du nagen, dann ist es wieder lange still. Einmal habe ich einen von den ganz jungen Soldaten weinen hören; denn sie müssen schon alle an Bord schlafen in den dicken Bäuchen der Schiffe in dieser entsetzlichen Luft. — Ist es wahr, Mädchen, daß die Pest in der Stadt ist?

Mädchen (nickt): Es ist verboten, davon zu reden, aber es riecht nach Essig überall und nach Wacholder. Chorknaben gehen umher mit Räucherfäßchen. Sie sind ganz weiß vor Angst und halten sich die Nasen zu. Ich sah einen toten Mann, den Grasbüschel im Mund mit großen weißen Augen im schwärzlichen Angesicht. (Sie schüttelt sich.)

Kanonier: Ich hörte die Karren rollen und rumpeln.

Mädchen: Man muß Zwiebeln kauen oder Knoblauch, das bewahrt vor Ansteckung. (Sie nimmt Abschied von ihm.)

Alte Frau, erster Rekrut.

Alte Frau (jammernd): Ach, das geht nicht gut, das geht nimmer gut, mein Sohn. Wenn die Schiffe alle einmal fort sind, dann wird man es erst spüren, dann ist der Hafen leer und totenstill, dann sind nur mehr ganz alte Leute in der Stadt und ganz kleine Kinder, dann wird man es erst spüren.

1. Rekrut (gequält): Geht jetzt, Mutter. Es hat ja gar keinen Sinn, so beieinander zu stehen und hinzuwarten.

Alte Frau: Ich wollte dir aber noch etwas sagen, ich hatte dir doch noch so viel wichtiges sagen wollen, mein liebes Kind, aber jetzt weiß ich es nicht mehr. (Sie betastet ihn zärtlich von oben bis unten.) Ach, es ist gar nicht mehr wichtig.

1. Rekrut (fassungslos): Ich bitte euch herzlich, geht jetzt. Nein, nein.

Alte Frau: Nein, nein, ich will so lange bei dir stehen und dich anschauen, als es erlaubt ist, wir brauchen ja nichts zu reden, nur so beieinanderstehen, nur so beieinanderstehen.

2. Bürger: Wetter, der kommt nicht wieder.

Ein Offizier: Hallo, was soll das heißen, das ist ja wie bei einem Leichenbegräbnis, wischt eure Tränen ab und putzt euch die Nasen, der König ist bei den Schiffen, er darf keine verweinten Gesichter sehen, lächelt, seid munter, Burschen, seid munter. Kannst du nicht lächeln, du! Noch mehr! So, jetzt genügt's vorläufig. Geht nach Hause, gute Bürger, an Bord, Soldaten, aber nur munter, um Himmelswillen.

2. Bürger: Wann geht es denn los, Herr Hauptmann?

Offizier: Was weiß ich? Vielleicht heute nacht, vielleicht nie, das kennt niemand außer unserm allergnädigsten Kriegsherrn.

(Die Soldaten nehmen Abschied von ihren Angehörigen und lümmeln verdrießlich am Kai umher. Offizier, Bürger und Frau ab, der Kanonier in Betrachtung der Bilderkanone versunken.)

König Sebastian von Portugal, Admiral Graf Sousa.

Sebastian (ist kaum mittelgroß, seine Augenbrauen sind über der Nasenwurzel zusammengewachsen, was nach den einen Leidenschaft der Sinne, nach anderen jedoch Demut des Herzens bedeutet. Seine ziemlich unbekümmerte Nase nimmt dem Gesicht etwas von der schönen Ernsthaftigkeit. Sein Haar ist gelb, seine Augen braun, sie liegen im Schatten der starken Augenbögen. Sein Mund ist bezaubernd, die Zähne unversehrt. Der junge König hinkt ein klein wenig, weiß es aber mit viel Anstand zu verbergen, er trägt ein einfaches schwarzes Kettenpanzerhemd mit schmalen gekräuseltem Vorstoß am Hals, dazu schwarze Beinkleider mit Puffhöschen mit Stil der Zeit.)

Sousa (ein alter Haudegen): Eure Majestät werden sich allerlei Unannehmlichkeiten aussetzen. Es sind rechte Grobiane und Lüderane darunter.

Sebastian: Oh, ich kenne sie gut. Es sind prächtige Burschen, Admiral. Sie sind wie die Kinder — wie die Kinder. Ich weiß wohl mit ihnen umzugehen. Man muß sich nur ein wenig ihrem Ton anpassen. Seht euch den dort an, den feisten Philosophen an der Kanone. Den will ich auskundschaften, vorausgesetzt, daß er nicht den König in mir erkennt.

Sousa: Ich werde mich in der Nähe halten, Majestät, falls es ein Ärgernis gibt.

Sebastian: Unbesorgt. (Der König nähert sich dem Kanonier.) Na Kamerad, was machst du da?

Ernst Penzoldt
(Phot. Rudolf Schletter, München)

Kanonier (belästigt): Das wird dich was angehen, du blöder Infanterist.

Sebastian (ziemlich verdutzt): Verzeihung, ich frage ja nur.

Kanonier: Du bist wohl fremd hier in Portugal?

Sebastian: Ja so ziemlich.

Kanonier: Kriegsfreiwilliger?

Sebastian (lächelnd): Wenn man so will.

Kanonier: Na, weißt du, Junge, viele Ahnung vom Kommiß scheinst du nicht zu haben. Merkst du denn immer noch nicht, daß ich Büchsenmeister bin. Ich hätte gute Lust und ließe dich eine Nacht dort an den Mast binden, du.

Sebastian (geniert): Ah, Büchsenmeister, wirklich. Ich wußte es nicht. Das tut mir leid, ich bitte vielmals um Entschuldigung.

Kanonier (abschätzig): Du kommst mir reichlich jung vor. Hast du überhaupt schon das Militärmaß?

Digitized by Google

Sebastian (bestürzt): Das Militärmaß? O ich glaub doch, aber natürlich. (Lächelnd) Sonst hätte man mich wohl kaum genommen, meinst du nicht?

Kanonier (belustigt): Das kann ich dir sagen, Knabe, wenn man mehr von deiner Sorte angeworben hat, dann wird unser kleiner, tapferer König Sebastian nicht viel Glück haben in Afrika. Halt dich nur gut fest bei der Überfahrt, daß der Wind dich nicht von Bord weht — Heilige Barbara, was muß ich sehen. Du hinkst ja. Da gib aber acht, Männlein, daß du dem König nicht begegnest, er will nur schöne Leute und gute Marschierer. Er soll ja ein schneidiger Hund sein, sagt man.

Sebastian: Ach wirklich, schneidig? Sagen das die Soldaten?

Kanonier: Was, das weißt du nicht? Er ringt doch jeden Tag mit Löwen und Leoparden in so einem Zwinger, jawohl. Er fährt nur bei starkem Sturm zur See, man sagt, er kenne überhaupt keine Furcht. Er lebt wie ein Soldat, sagt man, und wohnt jahraus, jahrein in einem Zelt, er steht zeitig auf, das gefällt mir von ihm, er betet, badet kalt. Kurz, man sagt, er gehöre zu jener Art von Königen, die keinen Augenblick still auf ihrem Thron sitzen bleiben. — Nur von Artillerie hat er keinen Schimmer.

Sebastian (muß lachen): Du bist ja ein schnurriger Kauz, Büchsenmeister.

Kanonier: Man sagt auch, der König sei ein besserer Soldat als ein Staatsmann. Ein teurer Soldat! Dieser verdammte Feldzug nach Mohrenland kostet wieder ein dummes Geld.

Sebastian: Sag mal, was will der König eigentlich in Afrika?

Kanonier: Hm, das hab ich mich auch schon gefragt. Es ist doch dort nichts als Sonne und Sand.

Sebastian (verzückt): Sonne und Sand und wundervolle Löwen.

Kanonier (unbeirrt): Und Kamele. — Es geht gegen die Mohren und Heiden. Man will partout Christen aus ihnen machen, sagt man. Und das sei ein Gott wohlgefälliges Werk. Aber davon verstehe ich nun nichts.

Sebastian: Freust du dich auf den Krieg?

Kanonier (ironisch): Kolossal, Kleiner, kolossal.

Sebastian: Wie schön, ich bin auch mit Leib und Seele Soldat.

Kanonier (breitlachend): Du, Kerlchen?

Sebastian: Oh, ich bin stark.

Kanonier: Zum Lachen.

Sebastian: Nimm dich in acht, Kamerad! Zu wieviel wart ihr, um die Kanone Katharina hierher zu schleppen?

Kanonier: Sieben Erwachsene, sieben starke Männer, du Knirps.

Sebastian (erregt): Du, das sollst du nicht sagen. Knirps sollst du nicht zu mir sagen, hörst du? Das kann ich nicht vertragen. Schau her, großer Kanonier, und dann sag das noch einmal.

(Die Soldaten werden durch die erhobene zornige Stimme aufmerksam, der König kriecht unter die Kanone und hebt sie mit seinen Schultern auf.)

Schau halt her, Büchsenmeister.

Kanonier (ganz verblüfft): Donnerwetter, du bist ja ein kleiner Tausendsassa, du bist wohl Artist in Zivil? Das nenne ich Bouillon, ich nehme alles zurück. Aber du wirst zugeben, ansehn kann man es dir nicht, Junge, was in dir alles für Kräfte stecken?

Sebastian: Nein, das kann man nicht. (Unternehmend) Willst du mit mir boxen, du Riese?

Kanonier (mißtrauisch geworden): Boxen, du Fliege? Es ist schon ziemlich lange her, daß ich zuletzt —

Sebastian: Wollen wir?

Kanonier: Na also, meinetwegen.

Sebastian: Ich werde dir am Ende wehe tun?

Kanonier: Oder ich dir. Also los, gib acht, kleiner Mann.

Sebastian (zuversichtlich): Eins — sieh dich vor — zwei — aufgepaßt — und eins — das war die Nase — ist drei — bums — da liegt er schon. (Der Kanonier muß auf einen Kinnhaken zu Boden und wird ausgezählt. Die Soldaten klatschen.)

Sebastian (verneigt sich verbindlich): Danke.

Kanonier: Au, hoppla, du bist ja ein Teufelskerl. Aber du gefällst mir Kamerad, ich möchte dich, wie du bist, gleich an meinem Geschütz haben, und wenn ich dir je irgend einmal einen kleinen Gefallen tun kann, von Herzen gern, bist ein wackerer Kumpan.

Sebastian: Einen kleinen Gefallen? Das kannst du, ja Kamerad, das kannst du wirklich.

Kanonier: Einen Schluck Kordialwasser?

Sebastian (fast erschrocken): O nein, nein, danke.

Kanonier: Na, dann dein Wohl, sei glücklich, kleiner Riese. (Gefolge des Königs, Admiral Sousa.)

Sebastian: Was gibt's, Graf Sousa?

Sousa: Euer Majestät, drüben auf der Santaterra de Magnos ist ein Unglück passiert. Der kleine Schiffsjunge Zephirin, eines wackern Bürgers Sohn, ist auf des Flaggschiffs höchsten Mast geklettert. Von oben rief er laut: „Matrosen, schaut alle her zu mir, ich bin's, Zephirin, der Schiffsjunge." Alle schauen auf zu ihm, da schreit er hell: „Ich sterbe für den tapferen König Sebastian von Portugal", wirft sich hinaus wie eine Fahne und schießt kopfüber rauschend durch die Luft aufs Deck herab und bleibt zerschmettert liegen.

Sebastian (nimmt sich zusammen): Ich komme sofort. (Zum Kanonier, der ganz verdonnert dasteht) Auf Wiedersehen, in Afrika. (Ab.)

Sousa: Weißt du auch, du Lümmel, wer das war? Das war unser allergnädigster König Sebastian von Portugal. (Ab.)

Rekruten (grinsen schadenfroh.)

Kanonier (entgeistert): Menschenskind, das war der König von Portugal? Und ich habe Knirps zu ihm gesagt, Gnade, Kleiner, ich habe mich mit ihm geboxt, o weh, wenn sie mich jetzt bloß nicht aufknüpfen, ich habe mit einem König geboxt, und meine Nase blutet von eines Gesalbten Faust! Was habe ich denn noch alles gesagt? Ich werde doch am Ende nichts Dummes gesagt haben? (Zu den Rekruten) Was steht ihr denn da und grinst und glotzt, ich kann da nichts lächerliches bei finden. Ich werde es schon zeigen, angetreten, wollt ihr wohl! Stillgestanden! Rechts um! Marsch! Eins und eins und! Singen! Es ist singen befohlen, verstanden! Wollt ihr wohl lustig sein, der König ist bei den Schiffen, ihr Lümmel!

Rekruten (fangen zaghaft und kläglich zu singen an): O Afrika, o Sonne, wie bist du schwarz und heiß.

Kanonier (wischt sich den Schweiß von der Stirn): Es ist heute aber schon ganz unerträglich schwül. Der Himmel ist wie aus Blech und kein Lüftchen regt sich. — Ich habe mit dem König geboxt, wenn das bloß gut geht, Junge, Singen! Singen!

(Sie marschieren todtraurig ab.)

Vorhang.

Digitized by Google

Hans Kloepfer

Von Franz Nabl (Baden bei Wien)

Als ich mich in Graz vor einigen Jahren zu länger dauerndem Aufenthalt niederließ, wurde ich schon in den ersten Tagen zur Teilnahme an einer allwöchentlich sich einmal versammelnden Abendrunde aufgefordert, die, wenn ich mich richtig erinnere, in ihren Anfängen noch auf Peter Rosegger zurückreichte. Dort traf ich mit zwei Männern zusammen, in deren einem ich nach dem feinen, mir aus manchen Abbildungen bekannten Dichterkopf unschwer Emil Ertl erkannte, den Verfasser der österreichischen Romantetralogie „Ein Volk an der Arbeit". Damals fehlte der vierte Band allerdings noch. Der andere Mann, einige fünfzig Jahre etwa zählend, sah in seiner ein wenig zur Fülle neigenden Bürgerlichkeit und bei flüchtiger Betrachtung keineswegs so aus, wie ein gefühlvolles Mädchen sich einen Dichter vorstellen mochte. Und doch sollte Doktor Hans Kloepfer, der Werksarzt aus dem weststeirischen Hammer- und Bergwerksstädtchen Köflach, Steiermarks bester lebender Mundartdichter sein und auch sonst eine feine Feder führen, wie mein Tischnachbar mir sagte. Vorerst aber packte der Doktor Kloepfer kein Versmanuskript aus, sondern eine Tüte mit selbstgezogenen Äpfeln, die von einigen Herrn der Runde unter anerkennendem Kopfnicken und Brummen zum Wein verspeist wurden.

Nun wußte ich, daß ein ausgezeichneter deutscher Schauspieler den Namen Kloepfer trug, von einem Schriftsteller gleichen Namens hatte ich bisher aber noch nicht gehört. Ich betrachtete den Mann jetzt etwas aufmerksamer, und es gelang mir, gelegentlich einen vollen Blick von ihm aufzufangen. Da fühlte ich sogleich, daß mich Augen anschauten, die keinem Alltäglichen im Kopf saßen, denen mehr zu sehen vergönnt war als anderen Menschenaugen. Ehrlich neugierig geworden, fragte ich nach seinen Büchern und erfuhr, daß er bislang nur vier schlanke Bändchen veröffentlicht habe, keins hundert Seiten weit überschreitend, und die beiden letzten — „Gedichte in steirischer Mundart" und „Gedichte" — erst im laufenden Jahre.[1] Das war, nach dem Umfang gemessen, für einen Fünf- oder Sechsundfünfzigjährigen keine allzu reiche Ernte. Inhalt und Form aber glichen aus, was an Menge fehlte. Davon überzeugte ich mich beim Lesen der Bändchen und später, wenn Berufsarbeit mir, selten genug, ein Manuskript Kloepfers in die Hand spielte. Immerhin drängte die Frage sich auf, ob der Quell der Eingebung nicht ergiebig genug strömte, um größere und zahlreichere Becken zu füllen, oder ob der ernst betriebene ärztliche Beruf übermäßig Zeit raubte. Dichtung und Arzneikunst lagen oft nahe beisammen und vertrugen sich gut. Schönherr und Schnitzler haben es in Österreich erst in jüngster Vergangenheit bewiesen. Aber doch tauschten diese beiden schon in jüngeren Jahren den Arzt völlig gegen den Dichter. Allerdings warben beide mit Glück um die Bühne und empfingen von ihr klingende Mitgift, die dem bescheideneren Lyriker und Novellisten Kloepfer versagt blieb. Vielleicht war er aber dem ärztlichen Beruf menschlich tiefer verbunden als die anderen und wollte die Treue nicht ganz der Sehnsucht opfern. Der Lohn dafür blieb nicht aus, denn nur der ständige, vertraute Umgang des Arztes mit Bauern und Arbeitern konnte ihn zu dem machen, was er heute auf literarischem Gebiet ist: zum unbestritten bedeutendsten Mundartdichter innerhalb des gesamten süddeutschen Sprachgebietes. In Österreich muß man wohl bis auf Stelzhamer zurückgreifen, um eine ähnlich starke und eigenartige Begabung zu finden, in Deutschland freilich war ihm der zu früh verstorbene Ludwig Thoma ebenbürtig. Heute hat er auch dort keinen ernsthaften Nebenbuhler. Und das ist durchaus nicht selbstverständlich, wenn man bedenkt, daß seine Herkunft, im Mannesstamm wenigstens, keineswegs in Steiermark wurzelt, sondern in Schwaben. Erst sein Vater wanderte als Student der Medizin aus der Umgebung von Ulm in Graz ein und wurde dann Arzt in dem seit dem österreichischen Zusammenbruch schon hart an der jugoslawischen Grenze gelegenen Markt Eibiswald, wo Kloepfer zur Welt kam.

Flüchtig denkende, dem Gegenstand ferngerückte Menschen mögen fragen, ob es dafür stehe, um einen tüchtigen Mundart- oder, wie es geläufiger heißt, Dialektdichter so viel Wesens zu machen. Wer

[1] Alle Bücher verlegt bei der Universitätsbuchhandlung Leuschner & Lubensky, in Graz.

Digitized by Google

aber weiß, welch schauderhafter Mißbrauch seit je mit der Mundartdichtung getrieben wurde, der wird mit seinem Urteil vorsichtiger sein. Auf hundert unentwegt hervorgebrachte Dialektgedichte kommt kaum eins, das diese Bezeichnung ehrlich verdient. Die neunundneunzig andern sind läppische Späße oder hochdeutsch entworfene Machwerke, nachträglich in die oft genug bös verballhornte Mundart übersetzt. In Kloepfers steirischen Gedichten brauchen wir nur eine beliebige Stelle aufzuschlagen, um sofort den Unterschied zwischen Spreu und Weizen zu merken. Da unterhält sich der Dichter mit einem Roßknecht unterwegs über „Politik" — das Gedicht heißt so — und empfängt zu irgendeiner Äußerung die Zustimmung seines Hörers:

„Mm" — moant da Hans und stopft mit'n Finga
sei Pfeiferl noch und mocht an Schlinga,
wals eh no brennt hot —

Jeder Auch-Dichter hätte sich begnügt, den Knecht die Pfeife aus dem Mund nehmen und im Bogen ausspucken zu lassen, und hätte damit gewiß eine unbestreitbare Tatsache festgestellt. Eine Tatsache aber, die so geläufig ist, daß kein Mensch sie mehr beachtet. Kloepfer zeigt uns, wie der Knecht den ohnehin noch glimmenden Tabak im Pfeifenkopf festdrücken will und nun, erschreckt über den unerwarteten Schmerz, den Finger schlenkert. Und zaubert damit ein Bild von eindringlichster Lebendigkeit vor den Leser. Weil er nichts Übernommenes bringt, sondern Selbstgeschautes. Und das gilt ausnahmelos für alle seine Mundartgedichte. Sie sind in Wort und begleitender Handlung oder Bewegung völlig aus dem Wesen weststeirischer Bauern, Arbeiter und Kleingewerbler gewachsen und darum so überzeugend und verläßlich. „Ohne Beruf", „Die Vorfreud", „Jo, mit da Tugend hon i oft mei Kreuz!", „Dar Da", „Da Ruß", „Nikolo" geben eine geschlossene Reihe untadeliger, kleiner Meisterwerke, die sich beliebig verlängern ließe.

Es wäre ungerecht, wollte man Kloepfer darum ein für allemal als Mundartdichter festnageln. Ein Blick in die hochdeutschen „Gedichte" genügt, um zu zeigen, daß man es bei ihm mit einer dichterischen Persönlichkeit von überhaupt hoher Eigenart zu tun hat, mag sie ihre Sonderstellung auch vornehmlich durch seine Dialektdichtungen zugewiesen erhalten. Stücke wie „Glockenmärlein" oder „Das Begräbnis" können sich getrost neben Mörikes „Turmhahn" sehen lassen und weisen auf die Landsmannschaft der Vorfahren mit dem großen schwäbischen Lyriker hin. Ein oder das andere Gedicht der Sammlung hält freilich ein wenig eigensinnig an einer minder glücklichen, nicht durch Mode, sondern durch gesunde natürliche Entwicklung überwundenen Überlieferung fest. Der Dichter hat aber einstweilen genügend Wertvolleres hinzugeschaffen, um für die vorbereitete Neuauflage Ersatzstücke zu bieten.

Auch in die beiden Prosabändchen „Aus dem Sulmtal" und „Steirisches Bilderbuch" findet sich, besonders in das letztere, noch viel mundartlich Kostbares verwoben. „Der Selbstmörder", „Ungeschauter Handel" und „Philosophie" sind Bauernschwänke von kraftvoller, Lachen befreiender Derbheit, liebevoll beobachtet und echt bis in die letzte Silbe. Die übrigen Stücke beweisen in nicht geringerem Maß als die „Gedichte", Kloepfers ungewöhnliches Können im Hochdeutschen, wie es, verschwistert mit mundartlicher Begabung, nur höchst selten gedeiht. Die Betrachtungen „Vom Reiz der Nacht" oder die Schilderung der Feuersbrunst in „Sturmnacht" bieten sprachlich und gedanklich Leistungen, denen man nur ganz selten im Feuilleton deutscher Zeitungen begegnet. Die unter dem Titel „Aus dem Sulmtal" gesammelten Aufsätze verraten des Dichters Vorliebe für Heimatkunde und geschichtliche Forschung. Sie hat in einzelnen Erzählungen aus der Vergangenheit, die in Zeitschriften verstreut erschienen und noch nicht in Buchform vorliegen, schon edelste Frucht gezeitigt.

Es wäre hoch an der Zeit, daß der Name Hans Kloepfers über die Grenzen seiner steirischen Heimat und Österreichs hinaus Geltung fände, so weit sich Deutsche durch das Band ihrer Sprache verkettet fühlen. Auch im Norden und Osten möge er willkommen geheißen und geliebt werden, so wie wir im Süden schon längst Fritz Reuter Heimatrecht gewährt haben.

Digitized by Google

Vom Wesen des Unterhaltungsromans

Von Werner Milch (Breslau)

Seit hundert Jahren wird immer wieder die Frage an die literarische Kritik gestellt, ob sie „Kunst" oder ob sie „Wissenschaft" sei. Seit Friedrich Schlegels kategorischer Erklärung, Kritik sei und bleibe Kunst, und seit der unnötig breiten Kluft, die sich zwischen Betätigung in literarischer Tagesarbeit und gelehrter Literaturbetrachtung aufgetan hat, hat sich die Rezensentenschaft immer mehr von dem Erarbeiten scharfer Terminologien abbringen lassen. Wenn es für Schlegel ein besonders hoher Anspruch war, Kritik als Kunst zu betrachten, so ist inzwischen für einen gewissen Teil von Rezensenten das Wort von der Kritik als Kunst eine Ausrede geworden: Mangel an Präzision, Wissenschaftsferne aber ist noch nicht „Kunst". Der Grundfehler liegt an der ungenügenden Durchdringung des Begriffes Kritik. Ich habe an anderer Stelle versucht, die falschen Kategorien, die in die Erörterung eingedrungen sind, zu eliminieren,[1] hier muß der Hinweis genügen, daß das stete Sichzurückziehen auf Friedrich Schlegels Wort ein Irrtum ist: Für ihn war Kritik Kunst, wie ihm letztlich auch alle Wissenschaft Kunst war. Außerhalb der Schlegelschen Theoreme muß uns gelten, daß Kritik Wissenschaft und Kunst ist (wie noch für Lessing die Frage irrelevant war): Kritik ist Kunst, insofern sie gestaltet ist, Wissenschaft, insofern sie nach Prinzipien verfährt. Kritik aber kann nur dann nach Prinzipien verfahren, wenn sie vor dem Forum der Geschichte und der Philosophie ihre Terminologie ständig prüft. Ein häufiges, allzuhäufiges Fachwort des Rezensenten sei im folgenden betrachtet.

Das Wort Unterhaltungsroman hat ein merkwürdiges Schicksal gehabt. Es hat sich fast zweihundert Jahre in der Sprache des Rezensenten erhalten, obwohl „Unterhaltung" um 1750 etwas ganz anderes hieß als heute. Aus der geschichtlichen Belastung des Worts sind eine Fülle von Irrtümern und Ungerechtigkeiten erwachsen. Heute bedeutet das Wort unterhaltend, auf einen Roman angewandt, nicht unbedingt das günstigste Urteil. Der Gegensatz zum Unterhaltungsroman ist die „hohe Literatur", oder wie es Helmuth Falkenfeld einmal formuliert hat,[2] das „epische Werk des Dichters". Die Grenze nach unten stellt der „Schmarren" oder die Kolportage dar. Dieser Dreiteilung entspricht dann die ebenfalls im Lauf der letzten Jahre und Jahrzehnte todgehetzte Gliederung von Dichter, Schriftsteller und Literaturfabrikant. Die Grenze zwischen Unterhaltungsbuch und hoher Literatur liegt dort, wo der Spannungsreiz aufhört für ein Buch entscheidend zu sein. Wer beabsichtigt, ein Publikum anzuregen und zu fesseln, gehört in die Gruppe der Unterhaltungsschriftsteller, wem es zuerst und vor allem um das „Problem" geht, wer dem Prinzip der Gestaltung alles und jedes aufopfert, ist ein epischer Dichter. Damit bekommt die Bezeichnung Unterhaltungsbuch einen unangenehmen Nebensinn: Wer ein Publikum spannen will, ordnet sich den Wünschen seines Publikums unter, er schreibt „auf ein Publikum zu". Man braucht als Rezensent das Wort „Unterhaltungsbuch" nur in der rechten Betonung hinzusetzen und hat damit implicite den dichterischen Wert des Werks bezweifelt. Das wäre an und für sich kein Unglück, wenn eine solche Terminologie eindeutig und klar wäre. Es schleppt sich aber noch eine zweite Bedeutung des Wortes „Unterhaltungsroman" durch unsere Rezensionen, und zwar ist diese zweite Bedeutung die ursprüngliche.

Die Aufklärung kannte Blätter „für Belehrung und Unterhaltung". Das bedeutete nicht unbedingt, daß zwei getrennte Gebiete in der gleichen Zeitschrift behandelt wurden, sondern das besagte zunächst und vor allem, daß die Belehrung in unterhaltender Form erfolgte. Garve erklärt es einmal für seine Hauptaufgabe, für den „flatterhaften Leser" zu schreiben; er stellt sich die Aufgabe, eine Anzahl der Gedanken Kants so wiederzugeben, daß jeder Leser sie ohne weiteres verstände, und wenn auch hierbei eine Reihe wichtiger Gesichtspunkte verloren gingen, so sei es doch wesentlicher, daß viele Menschen einen Gedanken ergriffen, als daß ein Mensch sich mühsam das gesamte Gedankengebiet des Philosophen erarbeite. Das ist der Aufklärungsgesichtspunkt und die erste und durchaus nicht herabziehende Bedeutung

[1] Germanisch-Romanische Monatsschrift, 1930. S. 1.

[2] „Die Grenze des Unterhaltungsromans," Berliner Tageblatt 14. Juni 1929, Nr. 276.

Digitized by Google

des „Unterhaltungsbuchs". Als mit der Geniebewegung ganz neue Gesichtspunkte für die Beurteilung des dichterischen Werks einsetzten, und nurmehr Originalität als Kriterium für die Güte eines Werkes galt, wurde der Gedanke des „aut prodesse, aut delectare" verdächtig: Verbreiterung und Vereinfachung großer Erkenntnisse, belehrende Unterhaltung war plötzlich ein Verdammungsurteil. Und so bildete sich der Zusammenhang der Worte „unoriginell" und „Unterhaltungsliteratur".

Man sieht, wie eine Fülle verschiedener und inkongruenter Bewertungsprinzipien durcheinanderlaufen. Der Unterhaltungsschriftsteller schreibt bewußt unter den Gesichtspunkten des Bedürfnisses, er ist nicht originell, er vereinfacht, er nutzt die großen Ergebnisse der originellen Denker und die überlieferten Formen, die dem Publikum „leicht eingehen". Das kann konstatiert werden, kann aber ebensogut auch Lob oder Tadel bedeuten. So wird deutlich, wo das Unrecht des Rezensenten liegt, der das Wort gebraucht. XY schrieb einen Unterhaltungsroman; heißt das nun, daß XY sein Buch auf Spannung und nichts als Spannung anlegte, oder besagt es, daß er ein Problem, das in der Luft liegt, vergröbert, vereinfacht und verplattet hat, oder heißt es, daß er ein in Stoffwahl und Form unoriginelles Buch geschrieben hat, bedeutet es ein Lob in dem Sinne, daß wir ein einfaches, faßliches und zur Unterhaltung wohl geeignetes Buch erhalten haben, oder besagt es den Tadel, daß um der Unterhaltung willen ein Klischee an Stelle gestaltender Kraft getreten sei? Kurz, der Satz, „XY schrieb ein Unterhaltungsbuch", ist kein kritisches Urteil, weil infolge der geschichtlichen Belastung des Worts „Unterhaltung" der Gedankengehalt, der mit dem Wort verknüpft wird, viel zu verschwommen ist, als daß ein Mensch in der Lage wäre, den Satz eindeutig zu lesen. Unterhaltungsbuch ist eine Ausrede, mit der unendlich viel Unheil angerichtet wird, weil man in Deutschland der Meinung ist, ein Unterhaltungsroman brauche nicht ernst genommen zu werden. Daß ein Mensch Probleme, auch wenn sie nicht originell, in einer spannenden Form behandeln und ihnen doch neue Seiten abgewinnen kann, das ist ein Gesichtspunkt, den das Wort Unterhaltungsroman ausschließt.

Die allgemeine Forderung, auf Grund dieses einen beliebig gewählten Beispiels heißt: Bildung einer wahrhaft literarkritischen Terminologie. Freilich kommt eine solche Terminologie nicht auf Grund von Beschlüssen zustande. Wesentlich ist nur die Forderung, daß der Rezensent einer Prüfung der von ihm verwandten Fachsprache nicht widerstrebe.

Um das Rätsel des Lebens

Von Richard Müller-Freienfels (Stettin)

Jak. von Uexküll: „Die Lebenslehre". Potsdam 1930, Müller & Kiepenheuer.

Franz Kleinschrod: „Die Übermechanik des Lebens". 2 Bde. Berlin 1928, Otto Salle.

Paul Krannhals: „Das organische Weltbild". Grundlagen einer neuentstehenden deutschen Kultur. 2 Bde. München 1928, F. Bruckmann.

Julius Schultz: „Die Maschinentheorie des Lebens". Leipzig 1929, Fel. Meiner. 2., völlig umgearbeitete Auflage.

Seit etwa 1900 ist in der Biologie und der biologisch interessierten Philosophie ein lebhafter Kampf um das Problem des Lebens ausgebrochen, in dem sich die beiden Fronten der Mechanisten und der Vitalisten gegenüberstehen. Und zwar geht es in diesem Kampf so wie in dem gleichzeitigen Ringen der Panzerplatten und der Geschütze. Hatten die Kanonenfabriken ein neues Geschoß von erhöhter Durchschlagkraft herausgebracht, flugs machten sich die Panzerplattenfabrikanten daran, ihre Erzeugnisse so zu verstärken, daß sie dem neuen Geschoß Widerstand zu leisten vermochten. In der Biologie spielen neuerdings die Vitalisten die Rolle der Geschoßfabrikanten. Während bis etwa 1900 der Mechanismus völlig gesichert schien und der Vitalismus für erledigt galt, hat sich seit einigen Jahrzehnten das Verhältnis geändert. Tatsachen und Argumente von gefährlicher Durchschlagkraft fliegen gegen den Mechanismus, und dessen Vertreter müssen ihre Panzerung eiligst verstärken, um nicht zu unterliegen. Da der junge Vitalismus zudem philosophisch weitere Perspektiven eröffnet als der etwas gealterte Mechanismus, und eine Reihe von führenden Metaphysikern diese Perspektiven ausgebaut haben, so ist auch das Interesse des breiteren Publikums für diese Fragen erwacht. Während um 1900 die Spätwerke Häckels das letzte Wort der mechanistischen Biophilosophie schienen, sind in den folgenden Jahrzehnten in rascher Folge vitalistische Philosophen aufgetreten: Eduard von Hartmann, in hohem Alter sich verjüngend, Bergson, Driesch, E. Becher und die lange Reihe der jüngeren „Lebensphilosophen". Gewiß blieben die Mechanisten nicht zurück, doch sind es verhältnismäßig wenige heutige Philosophen, die diese biologische Position weltanschaulich auszubauen unternehmen. Unzweifelhaft sind zur Zeit die Vitalisten in der Übermacht.

Unter den Biologen, die zugleich als exakte Forscher arbeiteten und doch über die Grenze ihrer Fachwissenschaft hinaus weite Blicke eröffneten, gehört in erster Linie J. von Uexküll, der in einem kleinen, gut lesbaren Buch Gedanken vorlegt, die in seiner „Allgemeinen Biologie" etwas schwerflüssig herausgekommen waren. Als Aufgabe der Biologie

Digitized by Google

wird hier gekennzeichnet, die „Baupläne" der Lebewesen, ihre Entstehung und Leistung zu erforschen. Mit diesem „Bauplan" wird ein Begriff eingeführt, der über den Mechanismus hinausweist; denn verstanden wird darunter die Einheit der immateriellen Beziehungen zwischen den Teilen eines Tierkörpers. Durch diesen Bauplan, der nichts Starres ist, sondern Leistungen vollbringt, die bei der Maschine dem Ingenieur zufallen, erhebt sich der Organismus über die Maschine. Insofern diese Baupläne sich jedoch auf eine einheitliche Leistung beziehen, werden sie auch Leistungspläne genannt. Auf Grund der neuen Lehre von der „Induktion" und des Mendelismus wird nun die Entstehung und Gestaltung der Lebewesen gezeigt, ebenso werden auch die Leistungen der Lebewesen, besonders die Instinkthandlungen eingehend analysiert. Besonders originell und fruchtbar ist Uexkülls Forschung jedoch dort, wo er in seinen Betrachtungen über den Organismus selbst hinausgreift und die spezifische „Umwelt" der Tiere, die sorgfältig von der „Umgebung" geschieden wird, bespricht. Hier eröffnet die Biologie — die allerdings das Bewußtsein einbeziehen muß — gleichsam eine neue Weltdimension, indem sie über der künstlich simplifizierten Welt der Physiker die Unendlichkeit der subjektiven Sonderwelten eröffnet. Meisterhaft ist, wie Uexküll die Struktur und das Ineinandergreifen der Umwelten zeichnet. Leibnizens kühne Schau von den Monaden, deren jede das Universum „vorstellt," lebt in moderner Form wieder auf. An Stelle des rein quantitativen Kosmos der Astronomen und Physiker tritt hier ein pluralistischer Kosmos, in dem die Qualität ihr Recht erhält. Besonders die Schlußkapitel des kleinen Uexküllschen Buchs eröffnen Ausblicke, die nicht bloß für den Biologen von Interesse sind, die philosophisch im besten Sinne genannt werden dürfen. Der Mechanismus wird es nicht leicht haben, wenn er von seinem Standpunkt aus den hier gebotenen Tatsachen gerecht werden will.

Kecker geht mit dem Ausbau einer nichtmechanistischen Lebenslehre ein zweibändiges Buch des Arztes Franz Kleinschrod zu Werke. Schon der Titel „Die Übermechanik des Lebens" spricht die Tendenz aus. Ausgangspunkt für die Untersuchung ist die Fähigkeit des Organismus zur Selbstheilung. Jeder physiologische Lebensvorgang stellt die Selbstverwirklichung eines übermechanischen Lebensgesetzes einer Sinnesübermechanik dar, wofür vier Hauptsätze der Finalität aufgestellt werden. Daraufhin wird eine übermechanische Reizlehre entworfen, Entwicklung, Fortpflanzung, Arten ebenfalls als übermechanisch erklärt. Dies alles ergibt die Basis für eine übermechanische Theorie der Krankheit und der Heilung. Alle diese wesentlich biologischen Theorien werden jedoch in einen noch weiteren Rahmen gestellt, indem statt der physikalischen „Raumzeitlehre" eine neue „Zeitraumlehre" gesetzt wird. Unter Neubelebung pythagorischer Vorstellungen erscheint die „Zahl" als etwas Reales, Substantiales und Kraftbegabtes, wonach die immaterielle Lebenssubstanz strukturell gebildet und tätig ist. Auch die Zeit gilt als real und substantial und entsteht durch die nach arithmetischen Zahlengesetzen erfolgende Tätigkeit der immateriellen Lebenssubstanz, deren übermechanische Funktion als „Zeitzahl" in der Erfahrung erscheint. Die immaterielle Lebenssubstanz ist danach ein arithmetisches Zeitgebilde und wird dadurch zum Träger der übermechanischen Gesetzlichkeit. Die seelisch-materielle Wechselwirkung ist nur durch diese übermechanische Gesetzlichkeit möglich. Mit Hilfe dieser mathematischen Voraussetzungen wird daraufhin die anatomische und physiologische Problematik und werden weiterhin Entwicklung und Fortpflanzung zu erklären gesucht. Noch höher greift der zweite Band des Werks, der die Gesetzesaxiomatik des Geistes darstellt. Die tierische Abstammung des Menschen wird abgelehnt. Der menschliche Leib ist gebildet, um übertierische und übersinnliche Gesetze zu verwirklichen, die nicht tierischer Herkunft sind: Gesetze der axiomatischen logischen Erkenntnis, der Kunst, Sittlichkeit und Religion. Diese „Gesetzesaxiomatik" wird dann durchgeführt. Den Abschluß des gesamten Werks bildet der Versuch einer Grundlegung einer zukünftigen biologischen Mathematik der Übermechanik. — Ich habe hier versucht, den Inhalt dieses Buchs, in dem sich ein ausgebreitetes Wissen mit verwegener Spekulation paart, kurz zu charakterisieren; um es eingehend zu kritisieren, fehlt hier der Raum. Einerlei, wie sich die Fachwissenschaft zu dem Buch stellen wird, es ist jedenfalls zeittypisch für eine verbreitete Tendenz, die mechanistische Denkform zu sprengen.

Gegen das mechanistische Denken wird das „organische Denken" ausgespielt auch in dem zweibändigen Werk von P. Krannhals, das auf biologischer Grundlage eine ganze Kulturphilosophie aufbaut und den Titel „Das organische Weltbild" führt. Sein Ziel ist nicht so sehr eine allgemein gültige Wissenschaft zu geben, als der Erweis, daß die organische Welt- und Lebensauffassung der deutschen Wesenart besonders gemäß sei. Die These, daß in aller Kultur biologisch-organische Faktoren wirksam sind, kann man bis zu gewissem Grade zugeben, wird jedoch stärker betonen müssen, daß daneben stets soziologische Tatsachen entscheidend mitspielen, die nicht aus der biologischen Anlage des kulturbildenden Menschenmaterials organisch hervorgehen. Es ist ein zweifelloser Mangel dieses Buchs, daß es zu einseitig die biologische Bedingtheit der Kultur betont, die soziologische dagegen zu wenig beachtet. Denn bei aller Bedeutung biologischer Faktoren muß man doch feststellen, daß sie nirgends rein zu fassen sind, daß wir sie nur kennen in Umfassungen soziologischer Herkunft. Man wird also zugeben, daß unzweifelhaft die deutsche Kultur ein eigenes Gepräge hat, man kann mit dem Verfasser dieses in Kunst, Glaubensgestaltung, Wissenschaft, Wirtschaft und Politik zu ermitteln suchen, kann jedoch nirgends mit Sicherheit angeben, wieviel davon „organischer" Herkunft ist. Und hier wird die Kritik besonders einsetzen, wenn der Verfasser z. B. erklärt, daß die organische Staatsidee nur auf dem Wege des monarchischen Verfassungsstaates erstrebt werden könne und daß diese Staatsidee organisch aus dem Wesen des Deutschtums hervorgehe. Das Problem, ob Monarchie oder Republik die adäquate Form eines Volksstaates sei, ist nicht aus der biologischen Anlage allein zu lösen, sondern nur unter Mitberücksichtigung mannigfacher historischer Umstände. Die meisten Völker haben ihre Verfassungen gewechselt, und nicht nur der Volkscharakter bedingt eine Verfassung, sondern auch die Verfassung formt den Volkscharakter. In meinem Buch über die „Psychologie des deutschen Menschen" bin ich auf Grund ähnlicher Untersuchungen gerade zu dem Schluß gekommen, daß der preußische Militärstaat nicht organisch aus dem Wesen der Deutschen hervorgegangen sei, daß er vielmehr als Überkompensationsphänomen anzusehen ist, eine mechanische Zwangsform, in deren Bejahung der Deutsche seiner natürlichen Neigung zur Insubordination und Eigenbrötelei, die sich allenthalben in der deutschen Geschichte offenbaren, einschränkte. Das Werk von Krannhals ist zwar vielseitig orientiert und lebhaft geschrieben, aber nicht unvoreingenommene Forschung, sondern ausgesprochen Tendenzwerk. Es steht in seiner Gesamthaltung den Werken H. St. Chamberlains nahe. Im einzelnen ist es reich an geistvollen Ideen und kann stark anregend wirken.

Sind die bisher hier besprochenen Werke typisch für die kühne Energie, mit der man heute von der vitalistischen Biologie aus das gesamte Weltbild neuzugestalten strebt, so sei zum Schluß auch ein bedeutsames Werk besprochen, das gerade die Mechanistik bejaht und von ihr aus ein Denkmodell für das Universum gewinnt. Es ist die „Maschinentheorie des Lebens" von Julius Schultz, ein Buch, das nach fast zwei Dezennien in völlig neuer Gestalt vorliegt und es unternimmt, dem inzwischen zu einer wissenschaftlichen Großmacht angewachsenen Vitalismus entgegenzutreten. Mit glänzender Kenntnis der gesamten neueren Literatur wird hier dargelegt, wie man das Leben sich als notwendiges Ergebnis des Zusammenwirkens unterlebendiger Maschinen, die Schultz „Biogene" nennt, denken kann. Das heißt: das übermaschinelle Leben wird aus der maschinellen Struk-

Digitized by Google

tur kleinster Elemente, die sich ihre Anordnung immerfort selber suchen müssen, erklärt. Dieses Theorem ist die Basis, von der aus dann die Lebenserscheinungen, das Werden des Individuums wie die Stammesentwicklung höchst geistvoll abgeleitet werden. Am Schluß steht der Kosmos als eine ewige Universalmaschine da, die jedoch ewige Sinnhaftigkeit einschließt; der Träger dieses Sinns aber heißt dem Verfasser „Geist". Damit freilich offenbart sich, daß diese Maschinentheorie etwas ganz anderes und Tieferes ist, als man gemeinhin bei diesem Wort zu denken pflegt. Nicht im Sinne des La Mettrieschen „L'homme machine", nicht in dem von Fr. Schiller verworfenen Sinn des „toten Schlags der Penduluhr", sondern im Sinn von Leibniz ist die Welt eine Maschine, die also nicht Symbol der Geistlosigkeit, sondern gerade Objektivierung eines immanenten Allgeistes ist. Man lasse sich also nicht abschrecken durch den mißverständlichen Titel des Buchs. So, wie die Mechanistik hier vertreten wird, ist sie nicht geist- und gottfeindlich, nein, alles weist hier gerade „eines Gottes Spur". —

Gelöst ist mit alledem der Mechanismus-Vitalismus-Streit natürlich nicht. Beide Parteien machen es wie die von Heine besungenen feindlichen Brüder: sie schlagen sich tot, stehen alsbald jedoch wieder auf, und der Kampf beginnt von neuem. Und schon beginnt man einzusehen, daß dieser Kampf vielleicht letztlich unlösbar ist, weil er jenseits von wahr und falsch steht, und daß es sich dabei um Betrachtungsweisen handelt, die unter ganz verschiedener Aspektion fruchtbar werden können. So wird der Streit vielleicht nicht in einem Kompromiß, aber in einem Vertrage enden, der beiderseitig die Grenzen scharf absteckt.

Proben und Stücke

Aus: Erich Vogeler: Lieder der Eskimos

(Axel Juncker A.-G., Kopenhagen und Leipzig) (Vgl. S. 352.)

Der Renntierjäger

Ah, wie schön ist das im Frühjahr,
Hinterm Renntierhirsch zu jagen
Über Berge weg und Hänge,
In dem ersten Neumond —
Rechte Zeit für rasche Renntierjäger.

Und dabei war ich es,
Den die Mädchen erst verschmähten,
Ich's, den sie nicht haben wollten.
Aber kriegt ich schließlich nicht
Doch drei Schwestern noch zu Frauen!
aijara aijara hai.
Bei der Jüngsten hatt' ich's beinah aufgegeben;
Doch als sie dann endlich klein geworden,
Wurde sie ganz, ganz mein.
So gefügig, ah! ah!
Ja, sie ist schon eine richtig liebe kleine Frau,
Und so tüchtig obendrein zur Arbeit.

Verteidigungslied einer Frau

Senk' mein Haupt voll Kummer,
Mein Gesicht hinab zur Erde.
Jetzt erst, da hinweg sie sind, die Sänger,
Jetzt versteh' ich erst den Sinn der Lieder.
Ach, daß sie es glaubten, ich hätt' ihn verlockt.
Den Mann der andern,
Daß sie es doch glauben konnten,
ich hätt' ihn verführt,
Den Mann der Schwester.
Ach wie ferne mir doch,
Einer Frau den Mann zu stehlen,
Ach wie fern mir, eine Eh' zu brechen —
Nein, doch er, was sollt' ich machen,
Legte einfach sich zu mir.
Was sollt' ich machen!
Weh, ach weh, ich Ärmste!

Ittimaneejuks Lied

Tiefe Traurigkeit befiel mich,
Ward von Traurigkeit ganz voll mein Herz,
Als ich Beeren pflückte auf dem Berg.
Tiefe Traurigkeit befiel mich.
Meine Sonne steht so frühe auf —
Ach, von Traurigkeit ist voll mein Herz!
Wo das Meer da unten vor den Hütten
Still in seiner Bucht ruht —
Ach, die lieben großen Kajakmänner
Rüsten sich, davonzufahren.
Wurde ganz voll Traurigkeit mein Herz,
Während ich die Beeren pflückte auf dem Berg.

Heimweh

Muntern Liedes zog ich aus,
amaka haji-a hajija ha amaka hajija
von Tugtotuarsuk zog ich aus,
Segelnd in dem leichten Südwind,
Südens leichten Wind im Rücken ...

Doch als ich vorbeikam meinem Heimplatz,
Die geliebte Heimat mir in Sicht kam,
Brach ein Schluchzen haltlos in mir auf,
Ach, nicht sänft'gen konnt' ich meine Schmerzen,
Worte ohne Sinn nur kamen meinem Munde,
Wurde ohne Sinn mein Lied.
Kleines linkisches Lied war alles,
was ich finden konnte,
Ward mein Sang ein kleines kindisches Lied.

Auf einen Amulettstein

éa-éa

Seltsam runder Stein, du
Aus dem Schoß der Erde,
Werde Frucht du meines Leibes,
Runder Amulettstein!
Werde meines Leibes Frucht, du.
Der du stammst vom Himmel,
Kriech hinein ganz in mein Inn'res,
Wirke drinnen, wachse,
Werde drin zum Kinde!
Daß mein Leben
Wie der Schoß der Erde werde.
éa-éa.

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Achim von Arnim

(Zum 150. Geburtstag — Zum 100. Todestag)

„Die Zeit der bonapartischen Fremdherrschaft, während der Arnim zum Dichter reifte, verlangte nicht nach gefühlsseligen Phantasten, sondern nach Männern, und Arnim war das Urbild ritterlicher, durchgeistigter Männlichkeit, eine adelige Natur voll glühender Vaterlandsliebe, dabei so verbindlich in seinem Auftreten, so vornehm in seiner Kampfesweise, daß er niemanden zum Feinde hatte. Wo immer der stattliche, lebensfrohe Kavalier mit dem schön geschnittenen, rassigen Profil sich zeigte, gewann er aller Herzen. Seine märkischen Standesgenossen verehrten ihn nicht minder als die Blüte der deutschen Dichtung und Wissenschaft und als seine Bauern.

Die Rechtfertigung seines Schaffens sah Achim von Arnim lediglich darin, daß der Dichter zum Prediger, Mahner und Erzieher seiner Volksgenossen berufen sei. In seinem Jugendroman von der ‚Gräfin Dolores' gab er ein erschütterndes Bild von der Not und dem endlichen Aufschwung des geknechteten Deutschland. Er wendete sich darin gegen die sittliche Verwahrlosung der großen Städte, gegen die Charakterlosigkeit der Franzosenfreunde, gegen die eitle Selbstbespiegelung gewisser Literaten.

Als Wurzel seines gesunden nationalen Lebens sollte die Landwirtschaft die ihr von Staats wegen gebührende Berücksichtigung finden. In deren Vertreter, dem Grafen Karl, verkörpert er den reinen, mannhaften Ernst, der alles persönliche Wirken der Religion und Kunst in den opferbereiten Dienst des Vaterlandes stellen will. Die Neigung Karls für die Seßhaftigkeit auf eigener Scholle, die der Dolores für die Zerstreuungen in dem ‚kritischen Nest' Berlin bedeuten geradezu den Maßstab ihrer sittlichen Wertung. Als Landwirt, als konservativer Politiker setzte sich Arnim, gemeinsam mit dem Heißsporn von der Marwitz und dem Publizisten Adam Müller, gegen die liberalisierende Agrar-Reform des Staatskanzlers Hardenberg zur Wehr und stand mit dessen Bürokratie zeitlebens auf dem Kriegsfuß." Kurt Martens (Dt. Tagesztg. 32).

„Achim von Arnim war ein unermüdlicher Leser, und unter allen seinen romantischen Genossen hat keiner so viel von deutscher Vergangenheit wirklich gewußt wie er. Wenn einer, so durfte er den kühnen Plan fassen, in dem Roman von den Kronenwächtern ‚Geschichte, Sitten und Gebräuche von ganz Deutschland in vier Bänden' zusammenzufassen, und was davon vorliegt, ist allerdings als der erste kulturhistorische Roman des deutschen Schrifttums anzusehen, der rein aus leidenschaftlicher Einfühlung in das Gewesene erwachsen ist. Aber Arnims erstaunliche Witterung für die historische Atmosphäre und sein fromm bewahrender Scharfblick für alles Landschaftliche mußten der ergänzenden Fähigkeit, Menschliches von gleicher Überzeugungskraft in diese Schau einzusetzen, entbehren, und nicht ohne inneren Grund ist seine Menschenwelt fast immer auch eine Welt der Hexen und Gespenster, der Zauberer, Alraunen und Wechselbälge. Im Skurrilen und Grotesken fühlt er sich sicher, und hier überhoffmannt er nicht selten den Gespenster-Hoffmann noch um ein Beträchtliches. Im klaren Tageslicht aber, von den wühlenden, wuselnden, einander auf die Hacken tretenden Schemen und Schatten verlassen, steht Achim von Arnim allein und ist viel mehr selber Gestalt als Gestalter." Johann Frerking (Hann. Kur. 32/33).

„Auf der Rückreise von Wien kam Frau von Staël durch Heidelberg, wo Arnim damals weilte, und die beiden waren am 28. Juni drei Stunden lang beisammen. Drei Tage zuvor ist die Französin in Frankfurt und dort in Bettina Brentanos Gesellschaft gewesen und hatte durch ihre Art, von Arnim zu reden, so viel Eifersucht bei dessen künftiger Gattin erregt, daß es darüber in Achims und Bettinas Korrespondenz zu einer wohl nur kleinen, aber ernstlichen Verstimmung kam; zwar stellte Arnim jedwede Liebelei zwischen ihm und Frau von Staël in Abrede, aber die Tatsache, daß er damals dringend nach Coppet eingeladen wurde, und zwar zu längerem Aufenthalt, daß Anfang November 1808 ein Brief diese Einladung erneute, damit der Dichter Frau Staëls Werk über Deutschland mit Rat und Tat beendigen helfe, spricht doch ein wenig für die Scharfsinnigkeit von Bettinas Witterung. Jedenfalls hat Arnim die Französin damals noch aufrichtig bewundert." Josef Körner (Köln. Ztg., Unt. 39).

Vgl.: Arthur Eloesser (Münch. N. Nachr. 18); Monty Jacobs (Voss. Ztg., Unt. 17); William von Schröder (D. A. Z., Unt. 33 u. a. O.); Hanns Martin Elster (Schles. Ztg., Unt. 37); Hans Sturm (Tag, Unt. 18); Oskar von Wertheimer (8-Uhr-Abendbl. 17); Paul Vris (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 17); Bergmann (Germ. 16 A); Paul Feldkeller (Saarbr. Ztg. 20); Ena von Baer (N. Preuß. Kreuz-Ztg. 21); Franz Glück (Frankf. Ztg. 56 —

Digitized by Google

1 M.); Herbert Eulenberg (N. Bad. Ldsztg. 41); Friedrich Spreen (Kass. N. N. 16 u. a. O.); Alfred Wolfenstein (Gießen. Anz. 17); Ernst Ludwig Schellenberg (Dt. Ztg. 19a); Karl Neurath (Kass. Post 21).

*

Enrica von Handel-Mazzetti

(Zum 60. Geburtstag)

„Die großen Romane der Handel-Mazzetti sind immer große Dramen, die mächtige Probleme anfassen, die innere Volksgeschichte mythisch oder legendarisch zu machen versuchen. Solange die Handel-Mazetti spricht, und sie ist Meisterin der starken, farbigen, breitfließenden und wieder nicht zu flüssigen Rede, hören wir ihr gern zu: mancher wird sich in ihrer Welt nicht wohnlich machen können, manchem mag auch ein leiserer Anruf ihres gläubigen Wesens noch mahnend und begütigend nachklingen. Dem Protestanten ist sie oft zu katholisch, ihren eigenen Glaubensgenossen ist sie oft nicht katholisch genug. So wird ihre unabhängige menschliche Haltung wohl die richtige sein." Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt. 8).

„Es ist ein Vierteljahrhundert her, seit J. V. Widmann im ‚Bund' den Roman ‚Jesse und Maria' des österreichischen Edelfräuleins Enrica von Handel-Mazzetti als eine Gipfelleistung des historischen Genres pries. Wir wüßten auch heute nicht, bei allen Verbeugungen vor Ricarda Huch, vor Wilhelm Schäfer, Kolbenheyer, dem Wallenstein-Doeblin, wer diesen Wurf eines fast genial zu nennenden Volksbuchs überholt hätte. Erinnert man sich noch des Aufruhrs der Federn um dieses Werk, das die katholische und evangelische Glaubenstragödie wuchtig ins Szenarium österreichischen Barocks bannte? Das kritische Schauspiel war ungewohnt. Karl Muth, der Herausgeber des ‚Hochland', war wirklich ein Karl der Kühne, als er ‚Jesse und Maria' veröffentlichte. Die einen sahen in Tod und Verklärung des Ritters Jesse zugleich die Ergriffenheit der Dichterin vor der protestantischen Glaubenswelt, die anderen den Sieg des Katholizismus; denn das Haupt des forschen Ritters fällt in dieser mit aller realistischen Pein und Ausdauer geschilderten Marterszene. Die beiden Literaturprofessoren der berliner Universität, Erich Schmidt und R. M. Meyer, wetteiferten im Lobpreis des Romans. Der alte Julius Rodenberg, der Gottfried Keller und C. F. Meyer zur emsigen Mitarbeit an seiner ‚Deutschen Rundschau' befeuert hatte, bemächtigte sich mit Eifer des neuen historischen Sterns. Seine Beute war der nächste virtuose Roman ‚Die arme Margaret'.

Die unvergleichliche Zusammenschau der beiden Glaubensmächte, wie sie C. F. Meyer nicht vermocht hätte, war das Neue an ‚Jesse und Maria', von dem nie im Antiquarischen verschimmelnden, immer lebendigen historischen Realismus gar nicht zu reden. Einige Kritiker haben die Einfühlungskraft in die Innerlichkeit der evangelischen Denkart sich nicht erklären können. Sie meinten, die katholische Dichterin habe ihr Herz an den zauberhaften, hochfahrenden Jesse verloren. Die Biographie der Enrica von Handel-Mazzetti, wie sie jetzt Paul Siebertz mit einem großen Stab von Mitarbeitern herausgibt, händigt uns auch den familiengeschichtlichen Schlüssel zu manchem Merkwürdigen und Tieferliegenden ein. Die Handel sind holländisch-brabantischen Ursprungs, in Württemberg angesiedelt, in Österreich um 1800 herum geadelt und mit den Mailändern Mazzetti versippt. Die Mutter der Dichterin, eine Halbungarin, deren Vater ausgesprochener Freidenker war, deren Mutter (die Großmutter Enricas) eine holländische, tief religiöse Protestantin Wilhelmine von Ebeling. Es ist kein Widerspruch, sondern eine Erklärung, wenn man von dieser protestantischen Großmutter her die fast vorgeschriebene Bahn des eigentümlichen Erlebens der Österreicherin erklärt." Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 49).

„Ebenso wie die traurigen horizontlosen Hurrapoeten die nationale Dichtung, so brachte die endlose Reihe der Autoren von Weihnachtsmärchen und Märtyrerromanen, gewöhnlich einem weltfremden Orden entstammend, die konfessionelle Dichtung in Mißkredit. Zu einer Zeit, da der Katholizismus auf dem Felde der Musik in Anton Bruckner eine kaum faßbare Höhe erreichte, begnügte sich die katholische Literatur mit engstirnigen Geschichtlein vom bösen Kaiser Nero und von schwarzen Christenknaben, die heidnischem Blutdurst zum Opfer fallen, wenn's hoch kam, wurden uns die Reformation und der Dreißigjährige Krieg, sehr einseitig beleuchtet, serviert.

Und dann kam diese Frau, diese dem Äußeren nach zarte, fast mädchenhaft zarte Frau, die jeder auf den ersten Anblick hin als Lyrikerin ansprechen würde. Und diese Frau ging nicht abseitige Literaturwege, sie griff mitten hinein in das Wespennest des Kampfproblems und löste dieses Problem aus der Fülle ihres menschlichen Künstlertums; frei von jeder künstlerisch konfessionellen Bindung, fand sie mit der nachtwandlerischen Sicherheit des Genies den rechten Weg. Ihre großen, dem Religionskampfe gewidmeten Werke sind künstlerisch und menschlich so groß gewesen, daß alle Gegnerschaft verstummen, daß jeder zur Kenntnis nehmen mußte: hier spricht eine Dichterin, deren Stimme man noch hören wird, wenn der Streit der Tagesmeinungen verrauscht ist. Sie hat den Weg gebahnt, den heut Jüngere betreten haben. Und wie es schon Wegbahnern geht: die Folgenden, die in ihre Fußtapfen treten, er-

Digitized by Google

weisen ihnen nicht immer die rechte Dankbarkeit." Robert Hohlbaum (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 14 u. a. O.).

Vgl.: Wilhelm Meridies (Köln. Ztg. 18); Heinrich Bachmann (Germ. 9A); Hanns Martin Elster (Leipz. N. Nachr. 10); Walter Stahlberg (Dt. Ztg., Kult. 3); Hans Schoenfeld (Dt. Tagesztg. 17); Otto Koenig (Arb.-Ztg., Wien, 11); Juliana von Stockhausen (Münch. N. Nachr. 9); Grete Berges (N. Bad. Landesztg. 11); Frieda Radel (Hann. Kur. 8/9); Alexander Baldus (Stadt-Anz., Köln, 14); Adolph Meuer (Königsb. Allg. Ztg. 16); Hellbrinck (Saarbr. Ztg., Gegenw. 11. Jan. 1931); Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wiss. 2); M. L. (Bund, Bern, 14); N. O. (Tirol. Anz. 20. Dez. 1930); W. Spael, Johannes Mumbauer u. a. (Köln. Volksztg., Schritt 19).

*

Axel Lübbe

(Zum 50. Geburtstag)

„Das Beispiel Axel Lübbe allein beweist, daß wir blind sind gegen die Schätze, die wir besitzen. Wir sehen nach dem Gold des Mondes und vergessen, daß es auf der Erde ungehobene Schätze gibt. Dem Dichter Axel Lübbe können wir zu seinem 50. Geburtstag nur wünschen, er möge so bleiben, wie er ist. Dem deutschen Lesepublikum aber wünschen wir, daß es nicht einen der Besten unter den Schaffenden im Dunkel belasse." Hellmuth Falkenfeld (Stuttg. N. Tagbl. 590).

„Lübbe besitzt für unsere Dichtung etwa die Bedeutung, welche C. F. Ramuz im schweizerischen und französischen Schrifttum zukommt. Aber ich stelle Axel Lübbe deshalb über Ramuz, weil er die ungeheure Erschütterung des Krieges in so weitem Maße erlebt hat, daß die von ihm empfangenen Schwingungen immer noch in seinen Werken weiterzittern. So ist er — und das unterscheidet ihn grundsätzlich von dem Schweizer — wie kaum ein anderer imstande, das dem Weltkriege folgende, noch nicht abgeschlossene Zeitalter der Auflösung der bürgerlichen Lebensform zu erfassen und zu schildern. Und dies, ebenfalls über Ramuz hinaus, man kann nur wieder sagen, mit einer derartigen elektrischen Geladenheit, daß den Leser, welcher sich einmal in ihn vertiefte, nie die Erregung verläßt, obwohl er nicht imstande wäre zu sagen, warum er erregt und ergriffen ward." Frank Thieß (Dt. Ztg. 4a).

Vgl.: Hanns Martin Elster (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 295); Eduard Schröder (Germ. 548).

*

Johannes Mumbauer

„Der Kritiker kann keine Literatur schaffen, aber er kann Raum dafür schaffen. Das hat Mumbauer getan, und die deutschen Katholiken haben vor dreißig Jahren einen, der das tat, bitter notwendig gehabt. Nicht nur zahlenmäßig, sondern auch wirtschaftlich und gesellschaftlich der schwächere Volksteil, waren sie begreiflicherweise allzusehr bereit, auch mittelmäßige und noch schwächere Leistungen, die aus den eigenen Reihen kamen, mit Ermunterungen und Lobsprüchen aufzunehmen. Es war eine Stickluft, in der das Große nicht wachsen oder doch nicht sich durchsetzen konnte. Mumbauer hat die Fenster aufgerissen, und es hat dann wohl manchmal ein schneidiger, stürmischer Wind geweht, aber frische Luft ist jedenfalls geworden. Das Prinzip, daß außer dem Gesetz des Glaubens das Gesetz der Form die katholische Literatur beherrschen müsse, hat sich durchgesetzt, und von da an ist Raum geworden für die Namen und Werke, die nun auch dem nichtkatholischen Deutschen etwas bedeuten." Johannes Kirschweng (Frankf. Ztg. 12 — 1 M.).

„In ihm hat der deutsche Katholizismus eine stolze und eigenwillige Persönlichkeit verloren, einen bedeutenden Kopf, einen Mann von großen Verdiensten. Sein stets reizbarer Instinkt, sein kritisch wacher Geist, seine vielseitige Gelehrsamkeit, seine Bildung, sein Verantwortungsbewußtsein vor dem Richterstuhl des eigenen Gewissens, das sich aber in den Ring des großen Gemeinschaftswesens der Kirche empfangend einfügte — das war es, was Mumbauer zum Führer machte, zum Mäzen, in einer Zeit, da man solche im katholischen Deutschland so sehr vermißte. Die Erkenntnis, daß der Katholizismus in Deutschland keine geistige Führerrolle mehr inne hatte, muß Mumbauer um die Jahrhundertwende einen starken Ruck gegeben haben, denn sonst wäre sein zu souveräner Zusammenschau der Dinge drängender Geist nicht aus der Turmstube aristokratischer Gelehrsamkeit in die Hitze des Tages und der Stunde hinabgestiegen, sonst hätte er nicht seine Leidenschaft an so viel kritische Kleinarbeit gewandt." Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 13).

Vgl: „J. M. und das literarische Tirol". Von A. Dörrer (Tirol. Anz. 297).

*

Wilhelm Bölsche

(Zum 70. Geburtstag)

„Wohl wissen wir, daß aus Bölsches Feder ein Werk über Goethe stammt, daß sich um ihn in Friedrichshagen durch einige Zeit ein Dichterkreis scharte, daß er regen Anteil an den sozialen Umschichtungen in Deutschland nahm — aber all dies hat Bölsche nicht den Weg zu den Hunderttausenden finden lassen, die er zu begeistern vermochte und denen er den Weg zu den Naturwissenschaften erschloß.

Wohl wissen wir auch, daß heute vielerorts etwas wie mitleidiger Spott den trifft, der sich zu Bölsche bekennt.

Digitized by Google

Da sind die strengen Wissenschaftler, die ein Leben hindurch an einem eng begrenzten Spezialgebiet arbeiten, die wissen, daß selbst auf diesem enggesteckten Arbeitsfeld ihr Leben nicht ausreichen wird, um alle Fragen, alle Probleme zu klären: ihnen ist Bölsche der Vielschreiber, der plätschernde Spekulant. Da sind die Philosophen, denen Bölsche zu verschwommen, da sind die Theologen, denen Bölsche zu unkirchlich ist — und ihnen allen bestätigt Bölsche selbst in vorbildlicher Bescheidenheit das Wahre und Richtige an dem, was sie an ihm auszusetzen haben.

Aber immer wieder hält er ihnen entgegen: Was nutzt all euer Wissen, was euere fest fundierte Gelehrsamkeit, was fruchten die Ergebnisse eurer Forschungen, wenn ihr sie nicht zu schildern wißt, so zu schildern, daß sie nicht nur Geistesgut eines engen Kreises bleiben, sondern hinaus in die Massen dringen. Die Natur, von der wir ein Teil sind, ist es wohl wert, daß sich jeder einzelne mit ihr befasse, daß jedem einzelnen vermittelt werde, was ihr strengen Wissenschaftler und Nur-Wissenschaftler über sie ermittelt habt.

Dieses Vermitteln, dieses Künden, das ist Bölsches Verdienst. Es ist dabei ganz gleichgültig, ob alles, was er in langem Leben geschrieben hat, heute noch gilt, ist gleichgültig, ob eine seiner kühnen Spekulationen durch spätere Forschungsergebnisse als Trugschluß aufgedeckt werden mag. Bölsche ist der Letzte, der sich nicht gern widerlegen ließe: die Wahrheit zu erforschen, darauf kommt es ihm an. Darwin, dessen freudiger Bannerträger und Interpret er durch sein ganzes Leben war, legt er einmal — in der Diskussion mit seinen Gegnern — die Worte in den Mund (‚Aus der Schneegrube'): ‚Na endlich, Kinder, seid ihr endlich drauf, wo die Sache hapert'." v. Schirmeister (Schles. Ztg., Unt. 1).

Vgl.: Walter Haeckel (Münch. N. Nachr. 1); Hanns Martin Elster (Köln. Ztg., Unt. 707 u. a. O.); Werner Fiedler (D. A. Z., Unt. 607); Adolf Heilborn (Voss. Ztg., Unt. 1); Franz Servaes (Tag 1); E. Trümpener (Kreuz-Ztg. 368); Paul Wittko (Vorwärts, Abend 2 u. a. O.); Georg Wegener (D. A. Z. 10); E. B. (Dt. Tageszg. 614); r. (Dt. Ztg. 304 b); Wilhelm Bölsche: Aus dem Werdegang meines Buchs „Liebesleben in der Natur" (Münch. N. Nachr. 1).

*

Zur deutschen Literatur

„Johann Nikolaus Götz und sein verrücktes Denkmal." Von Johannes Mumbauer (Frankf. Ztg. 970 — 1 M.).

„Mutter Aja, Frau Rat Goethe." (Bund, Bern, Frau 27.)

„Lessing oder Thaer?" [Die Erziehung des Menschengeschlechts.] Von Gottfried Fittbogen (Voss. Ztg., Unt. 2).

„Gruß und Absage an Lessing." Von Heinrich Schmid-Kugelbach (Münch. N. Nachr. 349).

„Erinnerung an Friedrich Nicolai." Von Florian Kienzl (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 6).

„Wilhelm Böhms ‚Hölderlin'." Von Julius Petersen (Voss. Ztg., Unt. 12).

„Barthold Georg Niebuhr." Von Jumpertz (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 303).

„Ferdinand Raimunds Gedicht." Von Max Mell (Münch. N. Nachr. 350).

„Mörike-Erinnerungen." Von H. Krauß (Schwäb. Merk. 299).

„Irene von Spilimberg, der unvollendete Roman Scheffels." Von Hermann Uhde-Bernays (Münch. N. Nachr. 9).

„H. von Gilms Bekenntnisdrama ‚Der Verbannte'." Von R. (Tirol. Anz. 299).

„Gottfried Keller und Johannes Brahms" [Ein unbekannter Brief]. Von K. Pfister (Bund, Bern, 604).

„Jakob Burckhardt." Von M — m. (Frankf. Ztg., Lit.-Bl. 51):

„Jene einzigartige Verbindung der Polaritäten von geschichtlicher Entwicklung und übergeschichtlichem Beharren, von Werden und Sein im menschlichen Bereich weist ihm aber nicht nur seine geschichtliche Stellung an, sondern sie macht das Problem Burckhardt zugleich zu einem der gegenwärtigsten und brennendsten. Der Überwindung des Historizismus ist heute eine Epoche gefolgt, die bewußt gegen alles geschichtliche Denken Stellung nimmt. Die (zunächst vielleicht notwendigen) Einseitigkeiten einer solchen Einstellung zu korrigieren und wieder zu einem inneren Verhältnis zur Geschichte zurückzukehren, dazu muß uns Burckhardt Führer sein."

„Ein Volksschriftsteller: Wilhelm von Polenz." Von Adalb. Schmidt (Sudetendeutsche Tageszg. 10).

„Wilhelm Dilthey." Von H. Bth. (N. Zür. Ztg., Bücher-Beil. 14).

„Am Grabe Klabunds." Von Heinrich Zerkaulen (Schlesw. Nachr., Nordmark 8).

„Hugo von Hofmannsthal." Von F. (D. A. Z. 601).

„Anselma Heine." Von Th. Nic-Andro (Voss. Ztg., Unt. 295).

„Leonhard Schrickel." Von E. L. Sch. (Tag 16).

„Ehre für Cuno Hofer." Von Kasimir Edschmid (Frankf. Ztg. 36 — A.):

„Er war eine der wenigen und merkwürdigen Erscheinungen, die das Glück vom ersten Tage an mit Leichtigkeit und mit Lust zum Leben ausstattete und denen es gleichzeitig den Geist für die Verantwortung vor ihrer Zeit und den Hang zur Grübelei und die aufrechte Gebärde gab, mit der Hutten und Sickingen einst erschienen waren. Er war ein Bobsleighfahrer und ein geistiger Kämpfer, ein Fanatiker und ein Skeptiker, ein Mann, der die Fähigkeit des hinreißendsten Lächelns hatte, ein Schroffer und ein Anmutiger, ein Mann, der das Leben liebte, die Pappeln von Vencelloe, die Wälder von Veroece, die Pusta an der Theis, die Palmen von Rapallo, die Schneefelder am Julier und die Gärten von Bern — er war ein Mann, der das Leben liebte und der auch wußte, was der Tod war. Aber er wußte nicht, daß das der Tod schon war, als um sieben Uhr abends am 9. Januar Miß Boutler in sein Hotelzimmer in St. Moritz kam und ihm, Gott weiß, aus welchem Irrsinn, drei Kugeln in die Brust und eine in den Hals schoß. Aber er war wenigstens gleich tot."

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Ernst Barlach." Von F. (D. A. Z. 601).

„Erich Bockemühl." Von Hans Franck (Hamb. Fremdenbl. 344):

„Neben dem umfänglichen und vielfältigen Werk des Jugendbildners steht das Schaffen des Schriftstellers und Dichters

Digitized by Google

Erich Bockemühl nicht als eine abgesonderte Welt. Auch von ihm gilt ein nicht unbeträchtlicher Teil dem Kinde. Hier allerdings schlägt das Pendel weiter aus. Und zwar nach beiden Seiten. Ins Urpersönliche und ins Überpersönliche, zu den Erlebnissen des eignen Herzens und zu den Geschehnissen der Allgemeinheit hinüber. Der Dichter Bockemühl ging von dem Charonkreis aus, Otto zur Linde ist ihm der verehrte, über allen stehende Meister. Zu Karl Röttger führte ihn nicht nur Beruf und Menschentum, sondern auch dichterische Wesensverwandtschaft. Bockemühl ist also in seinem Grunde Lyriker. Ein empfindsamer, naturnaher, hingegebener, die zartesten Schwingungen widerhallender Mensch."

„Alfred Brust, der pruzzische Dichter." Von Hellmut Draws-Tychsen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 3):

„Noch immer und seit der „Verlorenen Erde" wohl mehr denn je verdient der Fall Alfred Brust das allgemeine Interesse der großen geistigen Schichten unseres Vaterlandes. Das Gesetz bei Brust bleibt das Gesetz aller Deutschen: ‚Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust.' Bei ihm, dem der bloße Name sozusagen Symbol für den inneren faustischen Zwiespalt in seiner Brust wurde, sind es die ererbte Substanz seiner pruzzischen Vorfahren und die noch heute führende Seele ihrer ordenspreußischen Eroberer, für deren Besitzer mißachtend irgendeinmal der Begriff ‚ostelbische Junker' geprägt wurde. Wir Deutschen der Ostmark freuen uns, daß Alfred Brust einer aus unserem Kreise ist, mit den besten Eigenschaften seines Gaues versehen, die da sind und heißen: Gastfreundschaft, Gläubigkeit, Wahrheit, Kraft und Schollentreue."

„Paul Ernst." Von R. (D. A. Z. 601).

„—, — und das Theater." Von Ferdinand Junghans (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 1).

„Stefan George." Von W. (D. A. Z. 601).

„Wilhelm Gerhard, ein leipziger Dichter und Kaufmann." Von Reinhard Fink (Leipz. N. Nachr. 18).

„Hans Grimm." Von F. (D. A. Z. 601):

„Das ist der Sinn der Arbeit dieses Mannes, der groß, lang, hager, halb wie ein Bauer, halb wie ein Lehrer oder Geistlicher über seine Felder wandert oder zu Rad durchs Gebirge fährt, daß er einer der wenigen draußen zum Weltpolitischen erwachten Deutschen ist und jetzt vom Zentrum der deutschen Welt aus versucht, diesem Volk Blick und Instinkt für sein Dasein als Weltvolk und für das Schicksal, das damit verbunden ist, beizubringen. Aus dem Erlös seines Romans, aus den Einkünften, die das ‚Volk ohne Raum' ihm gebracht hat, hat er zu seinem Klosterhaus alte kurhessische Verwaltungsräume, die aufgegeben wurden, hinzuerworben, hat da Gastzimmer geschaffen und neben den Gastzimmern einen Raum, wo er junge Menschen auch in größerer Zahl empfangen und zu ihnen sprechen kann. Denn das Haus auf dem Lippoldsberg und der Mann, der es bewohnt, ist schon heute für Deutschland ein Zentrum geworden, ein Wallfahrtsort beinahe."

„Walther Harich." Von Erich Jenisch (Königsb. Allg. Ztg. 4).

„Ricarda Huch." Von W. (D. A. Z. 601).

„Was ist uns Ernst Lissauer?" Von Wilhelm Horkel (Augsburg. N. Nachr., Der Erzähler 58):

„Lissauer schöpft aus gesunden Quellen: seine Sprache ist voll eigenartiger, wundersamer Wortprägungen. Wer sich ihm also mit aufgetanem Herzen nähert, erlebt eine jener seltenen Stunden tiefster Beglückung, die Kunst überhaupt zu bieten vermag: wenn die Schau des Dichters zur Schauer im Leser wird. Der spürt: dieser ist nicht nur ein Dichter schlechthin, sondern ein begnadeter Mensch, der aber mit seiner eifervollen Sprache die Stimme Gottes in sich nicht übertönt und ertötet. Würde, Wucht, Schwere sind Kennzeichen dieser in unserer federfrohen Zeit unverwechselbaren Persönlichkeit, ob wir ihr in Vers, in Prosa, Drama, Essay oder Kritik begegnen."

„Agnes Miegel." Von V. (D. A. Z. 601):

„Das Vibrieren gelebten Lebens ist auf jedem Fleck unserer alten, uralten Erde fühlbar für den, der zu fühlen versteht, doch am tiefsten fühlt und versteht es sich wohl dort, wo, wie es in einem Vers der Miegel heißt, der Ahnen Staub im Winde schwebt. Und so ist das ganze Werk Agnes Miegels, Lyrik, Balladen, wie auch die sehr schönen und eindrucksamen Geschichten aus Altpreußen getragen von der Heimat, vom Erbgut der östlichen Muttererde."

„Brief an Max Mohr." Von Reck-Malleczewen (Münch. N. Nachr. 7).

„Hermann Stehr." Von F. (D. A. Z. 601):

„Ein typisches deutsches Schicksal steht in Hermann Stehr mit seltener Klarheit vor uns, der Mensch, der nur aus der Seele heraus zu leben und das Leben zu formen versucht. Stehr ist das reinste Vorbild für die Überreichen; der Weg aus einer der deutschesten Gefahren in eine nicht mehr gefährdete Daseinsmöglichkeit wird an ihm und seinem Werk vorbildlich sichtbar. Es ist kein Zufall, daß Hermann Stehr mit seinem reifsten und schönsten Werk, dem Roman ‚Der Heiligenhof' die östliche Umwelt verlassen, aus seiner schlesischen Wirklichkeit in die westliche gezogen ist. Es ist, als ob er erkannt hätte, daß die östliche Seele mit ihrem übergroßen Reichtum, um Leben und geformtes Dasein werden zu können, etwas von der strengeren, schon durchgeformten seelischen Welt des Westens braucht."

„Der Dichter Heinrich Zerkaulen." Von Hans Christoph Kaergel (Schlesw. Nachr., Nordmark 8).

*

„Zeitgenosse Franz Blei." Zum 60. Geburtstag. Von Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wiss. 14):

„Die Strenge seiner geistigen Physiognomie wird in der Tat durch mehr als einen Zug der Nachgiebigkeit und der Wandlungsfähigkeit, nicht zuletzt auch der Ironie und anderer Humore ins Humanitäre gemildert: Franz Blei ist der Typus des Humanisten, und das besagt, des Menschen, der die wissenschaftliche Struktur seiner geistigen Lebenshaltung in den Dienst am Menschen, in die Förderung der Menschlichkeit eingestellt hat und diese hinter der Kühle seiner Intellektualität nur unvollkommen verbirgt. Die Tätigkeit des Beobachters schließt, in diesem Fall wenigstens, Modifikationen der Tätigkeit des Herzens durch das Beobachtete mitnichten aus."

—, —. Von P. E. (Prag. Pr. 20).

—, —. Von William von Schröder (Berl. Börs.-Cour. 29).

—, —. Von Max Pulver (N. Zürch. Ztg. 115).

„Gespräch über Hans Brandenburg." Von Will Vesper (Münch. N. Nachr. 343).

„Der Feuilletonist als Romanautor (Fred Hildenbrandt)." Von Hans Achim Ploetz (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 14).

„Matthäus Gerster zum 50. Geburtstag." Von Paul Wittko (Württbg. Ztg., Schwabensp. 52).

„Besuch bei Manfred Hausmann." Von Herbert Grünhagen (Hann. Kur. 12/13).

„Eberhard König." Zum 60. Geburtstag. Von Hanns Martin Elster (Münch. N. Nachr. 14 u. a. O.):

„Nimmt man zu dem Dramatiker noch den Erzähler Eberhard König, der sich auch episch für Jugend, Volk und das Deutschtum voll bewährt hat, so erkennt man, daß die edelKräfte der deutschen Natur und Vergangenheit hier mit lyrischer Durchblutung eine klare, vornehme dichterische Er-

Digitized by Google

neuerung erhalten haben, von der die Sehnsucht nach deutscher Wiedergeburt nur Vertiefung und Erfüllung entgegennehmen kann."

—, —. Von Kurt Geucke (Dt. Ztg. 14a).

—, —. Von Franz Alfons Gayda (Dt. Tagesztg., Unt. 30).

—, —. Von B. P. (Tag 16).

„Der tiroler Dramatiker Franz Kranewitter." Zum 70. Geburtstag. Von A. Dörrer (Tirol. Anz. 290 u. a. O.):

„Franz Kranewitter bedeutet für die tirolische Literaturentwicklung nicht weniger als Gerhart Hauptmann für die deutsche. Er sagte dem Defreggertum in der Dichtung Krieg an und brach als Revolutionär durch. An Stelle von Gut und Böse setzte er Kraft und Verhängnis. Schrieb man einst Schicksalsdramen, so stellte er Tragödien des menschlichen Verhängnisses vor das grelle Rampenlicht. In des Dichters Brust wettern all die Leidenschaften, ihn selber umlauern die Schicksalstücken seiner Gestalten. An ihnen verblutet er schier. So ist sein Lebensweg das charakteristische Los eines wahren Dichters, eines der wertvollsten Künstler, die Tirol hervorgebracht hat, eines bedeutenden deutschen Tragikers aus dem Dorfe."

—, —. (Arb.-Ztg., Wien, 346).

„Arbeiter und ich." Autobiographisches von Josef Ponten (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 12):

„Ich wuchs ohne gesellschaftliches Vorurteil auf. Ich lernte von dem gemeinen Manne denken und sprechen. Ich lernte das Volk in seiner Gediegenheit und Treuherzigkeit, aber auch in seiner Derbheit und Dumpfheit kennen. Ich erlebte es, daß das ‚Volk' immer Garten und Acker jedes Volkes und seiner besten Taten (man erlaube mir, zu glauben, auch der Dichtung) ist und bleibt. Ich wurde behütet vor sozialem, auf die gesellschaftlich Niederen herabsehendem Hochmut wie auch vor jeder die Niederen beklagenden und hätschelnden Sentimentalität. Denn die ist häufig bei den immer in der gleichen sozialen Oberschicht Gebliebenen. Der sozial Aufgestiegene aber weiß, daß das Leben hart ist — und hart sein und bleiben soll!"

„Peter Riß über sich selbst." (Dortmund. Gen.-Anz. vom 24. Dez. 1930.)

*

„Gundolf als Dichter." Von Fritz Cronheim (Berl. Börs.-Cour. 591).

—, —. Von M. St. (Dt. Tagesztg., Lit. Umsch. 18).

„Spuren des Lichts" [Gedichte von Franz Lüdtke]. Von Sprockhoff (Eislebener Tagebl. 2).

*

„Pasenow oder die Romantik. Eine Romantrilogie des deutschen Zusammenbruchs" [Hermann Broch]. Von Paul Fechter:

„Der Mann ist nicht unbegabt. Er hat auch versucht, einen Anschluß jenseits der bloß realen Vorgänge an das Geistige zu finden. Er ist aber noch auf halbem Wege steckengeblieben. Dabei ist dieser Roman noch der weitaus beste von den dreien, viel einheitlicher und geschlossener als die beiden anderen. Diese Welt trägt noch eine Erinnerung an Fontane, die den Autor unterstützt; im weiteren wird der Dichter der Effi Briest von Heinrich Mann abgelöst, und auf den kann sich heute wirklich keiner mehr stützen. Über die beiden anderen Romane wird zu berichten sein, wenn sie vorliegen. Von diesem ersten aus hat man genau wie nach der Lektüre des Manuskripts den Eindruck, daß man auf die Darstellung der geistigen Gründe unseres großen Zusammenbruchs doch wohl noch ein bißchen wird warten müssen."

„Roman einer neuen Welt" (Walter Eidlitz: ‚Zodiak'). Von D. B. (Arb.-Ztg., Wien, 20):

„Der ausgezeichnete Roman, der von erfreulicher Klarheit und ohne alle Sentimentalität ist, dabei fesselnd und spannend vom Anfang bis zum Schluß, verdient viele aufmerksame Leser gerade unter den Arbeitern."

„Wohin hast du dich verlaufen?" Zu Georg Finks neuem Roman. Von Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 13):

„Es scheint, daß die Begabung dieses Mannes, Georg Fink, nicht freiwillig hergibt, was er von ihr verlangt. Hätte er den ganzen Roman simpel und schlicht heruntererzählt, Tatsache für Tatsache, Motiv für Motiv, ohne das Rot fingerdick aufzutragen, es wäre vielleicht nur eine Erzählung von einigen 20 Seiten daraus geworden. Aber seit wann kommt es auf den Umfang an? Hätte er das Wesentliche, das Essentielle seiner Figuren herausgegraben (und dabei hätten seine Menschen banal und alltäglich sein können, das ist ganz gleichgültig), dann hätte er aus dem Stoff echte Konflikte, echte Tragik, echten Sinnenreiz und vielleicht auch etwas echten Humor gewonnen, wovon ich in seinem ersten Buch etwas zu spüren geglaubt habe."

„Ernst Glaesers Nachkriegsroman." Von Hanns Herrland (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 295).

„Marschiere oder verrecke!" [Fr. Glienke]. Von S. Kracauer (Frankf. Ztg., Lit. 3).

„Blick in die Tiefe" [Julius Kiener]. Von Fritz Rosenfeld (Arb.-Ztg., Wien, 20).

„Heinrich Mann: Die große Sache." (Mannh. Tagebl. 341.)

„Der Mann ohne Eigenschaften" [Robert Musil]. Von Efraim Frisch (Frankf. Ztg. 946 — 1 M.):

„Das Werk ist ein wohldurchdachter Bau, in der Wirklichkeit verankert und um die zentrale Handlung so angeordnet, daß die Motive des Ganzen in den verschiedensten Abwandlungen und Beleuchtungen in den Teilen wiederkehren, rhythmisch bis in die Einzelheit der Satzgliederung und in der Hebung oder Senkung eines Wortklanges. Zuweilen aber ist der Bau plötzlich in Wolkenhöhe hinaufgerissen, erstrahlen seine Spitzen in einer Transparenz, die von keinem irdischen Licht berührt. Es sind jene Momente, da wir fühlen, von welchem mystischen Feuer die disziplinierte Geisteskraft und der überlegene Verstand, die hier am Werke sind, geschmiedet und gestählt werden, und aus welchen Tiefen das gesunkene Humane erst wieder heraufgeholt werden müßte, um wieder Tat zu wirken."

„Alfred Neumanns ‚Held'." Von D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg. 696):

„Dieser Roman vom Femehelden, den die unmittelbare und schon von uns abgerückte Nachkriegszeit erstehen ließ, überragt die Werke, die sich nach der schon überreichlichen Darstellung des Kriegserlebnisses der erregten Geschichte politischer Wandlung zuwenden . . . Neumann ist wohl der einzige, der den geschichtlichen Abstand in menschlich-dichterischer Objektivität (bei aller subjektiven Anteilnahme) einzuhalten verstanden hat."

—, —. Von G. C. (Neue Bündner Ztg. 4. Dez. 1930).

„Leerlauf Mensch" [Karl Nils Nicolaus]. Von Wilhelm von Schramm (Münch. N. Nachr. 352):

„Denn nicht allein das Negative der Zeit erscheint in diesem Buch, nicht allein ihre Verwirrung, sondern zugleich Entschluß und Ethos einer heranwachsenden Jugend, eine frische Kraft, die aus der Zeit Erkenntnis und geistige Sammlung gewonnen hat, ein lebendiger Glaube an die Unzerstörbarkeit der reinen Formen des Lebens, wie sie sich als uns eigentümlich erwiesen haben, eine neue Wertung der Frau vor allem als wahrer Liebesgefährtin des Mannes und Mutter glücklicherer Geschlechter, eine ursprüngliche Liebe und Treue zu diesem unserem heimgesuchten Lande."

„Stahlbad Anno 17" [Peter Riß]. Von Fritz Rosenfeld (Arb.-Ztg., Wien, 20):

Digitized by Google

„Das große Verdienst des Kriegsbuchs von Peter Riß aber ist, daß es den Krieg nicht nur als Erscheinung darstellt, sondern auch auf seine sozialen Ursachen zurückgeht."

„Roths ‚Hiob'." Von J. Meier-Graefe (Frankf. Ztg., Lit. 1):

„Wenn man will, ein religiöses Buch, ein moralisches Buch. Wie kommt Herr Joseph Roth dazu? Was fällt ihm ein, uns belehren zu wollen? — Herr Roth aber zieht sich zurück, verschwindet in der Masse. Nicht von ihm kommt die Formulierung, sondern aus dem Judentum, aus der Bibel. Roth hat sich begnügt, die Legende niederzuschreiben, ist nur ihr Regisseur. Legende! Wahrscheinlich war das die geheime Lockung des Dybuk, die Legende hinter den Bildern. Wenn dergleichen einem Dichter gelingt, gibt er nicht Freunden der Literatur, sondern der Menschheit, und wir danken nicht einem von uns, was unserem Selbstgefühl immer schwer fällt, sondern einem verhüllten Tempel, der sich plötzlich öffnet und uns ein Dach schenkt."

„Die Jünglingszeit des Johannes Schattenhold" [Ein autobiographischer Roman von Jakob Schaffner]. Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 9).

„Carlos und Nicolas" [Rudolf Johannes Schmied]. Von Karin Michaelis (Voss. Ztg., Unt. 296):

„Warum konnte nicht irgendein steinreicher Herr sich hinlegen und sterben und sein ganzes, anständig oder unanständig gewonnenes, Geld als einen Nobelpreis für Kinderbücher verschenken? Der Preis für dieses Jahr wäre dann zu teilen zwischen Rudolf Johannes Schmied und Hans Meid."

„Antlitz und Schicksal der deutschen Seele" [Ina Seidels ‚Wunschkind']. Von G. T. (Kass. N. Nachr., Lit. 302):

„Mit diesem Werk ist der deutsche Roman der Gegenwart aus der Enge rein menschlicher Problemstellungen heraus und in die Weite volkhafter Geltung hineingekommen. Die Schicksale, die er im geschichtlichen Rahmen formt, sind deutsche Schicksale schlechthin, sie tragen das vom Leid gezeichnete, von der Überwindung verklärte Antlitz der deutschen Seele. Was der deutschen Nation mit Ina Seidels ‚Wunschkind' geschenkt worden ist, läßt sich nicht ermessen. Es wirkt aber, dieses Buch, schon jetzt, im Augenblick seines Erscheinens, wie ein Wendepunkt in der Geschichte des deutschen Romans — wie ein Maß nämlich für alle künftigen Schöpfungen in romanhafter Form."

—, —. Von K. H. Ruppel (Köln. Ztg., Lit. 696).

„Die letzten Tage des Marschalls von Sachsen" [Hermann Stegemann]. Von Tim Klein (Münch. N. Nachr. 346):

„Dieser letzte Roman des weltberühmten strategischen Denkers und bedeutenden Erzählers hat eine Wucht und Größe, eine Feinheit, Sicherheit und Klarheit des Stils, die ihresgleichen suchen . . . Doch einen Roman kann man nicht nacherzählen. Genug, wenn eine entfernte Ahnung erweckt wird von dem letzten Gewitter, das die letzten Tage des Marschalls von Sachsen heimsuchte, eine Ahnung von der Süßigkeit und den Schrecken der Liebe, von der lyrischen Zartheit einer Melodie in die wirbelnden Paukenschläge des Mohren von den Sachsenreitern hineindröhnen."

„Ob, der neue Roman von Karl Hans Strobl." Von A. de Nora (Münch. N. Nachr. 347).

„Ernst Zahns neuer Roman" [‚Pietro der Schmuggler']. Von in. (N. Zür. Ztg. 2525):

„Die Wahrheit des Erzählens mag man hier in den Untergründen des Menschlichen suchen, mehr als in den Wendungen der Fabel. Da wird man immer wieder naturhafte Schönheit finden . . . Überall blüht das Können des knappen Erzählers, im Schildern der Menschen und der heimatlichen Landschaft. Einzelzüge von lebendiger Prägung leuchten ungesucht auf."

*

„Kapitalismus und schöne Literatur" [Bernard von Brentano]. Von M. J. Bonn (Frankf. Ztg. 18 — 1 M.):

„Die Gefahr einer sozialistischen Welt für den Geist liegt in der Universalität der Verbotsmöglichkeiten. Wenn der Kapitalismus die Eigenart des Produktionsapparates dazu benutzt, diese Verbote für sich wirksam zu machen, dann ist es begreiflich, daß viele ein Verbot, das im Interesse der Allgemeinheit erlassen wird, einer Zensur im Interesse der Reichen vorziehen. Und er sollte es sich, insbesondere in Deutschland, zur ernsten Lehre dienen lassen, daß heute nicht nur die Politik, sondern auch die Literatur seine Lebensnotwendigkeit anzweifelt, wie das Büchlein von Brentano deutlich beweist, das sich allein dadurch ein großes Verdienst erworben hat, daß es diese Erörterung anschneidet. Vor dem deutschen Sozialismus braucht der Kapitalismus sich nicht zu fürchten; der einzige Feind, der ihm gefährlich werden kann, sind seine eigenen Träger, wenn sie nicht lernen, daß ‚Reichtum verpflichtet'."

„Das offenbare Geheimnis" [zu Broder Christiansens ‚Kunst']. Von Roman Woerner (Münch. N. Nachr. 17).

„Ricarda Huch: Alte und neue Götter." Von Fritz Brügel (Arb.-Ztg., Wien, 357):

„Vielleicht lernen die Faszisten in den europäischen Ländern aus dem Buch der Ricarda Huch, daß das Studium der Schriften von Marx und Engels einiges zu bedeuten und zu geben hat und daß ein Schimpfwort gegen sie und ihre Bücher weniger besagt als nichts. Der großen Dichterin und Geschichtsschreiberin Ricarda Huch, die die Erkenntnis und den Mut zu diesem tiefen und großen Buch in einer Zeit der Verwirrung und Dunkelheit aufgebracht hat, muß der Sozialist aus ganzem Herzen danken."

„Das physiognomische Weltbild, Versuch einer Deutung von Rudolf Kassners Buch." Von Ernst Müller (Stuttg. N. Tagbl. 595).

„Richard von Schaukals ‚Gedanken'." Von Otto Forst de Battaglia (Germ. 17 B).

*

Zur ausländischen Literatur

„Ein Selbstporträt Stendhals." (Frankf. Ztg. 21 — 1 M.)

„Die Goncourts." Von Hermann Wendel. (Ebenda 937 — 1 M.).

„Flaubert." Von Eva Mertens (Hann. Kur. 24/25).

„Claudels jüngstes Drama." Von Gregor Heinrich (Germ., Ufer 28).

„Claude Anet." Von — doz. (Bund, Bern, 20):

„Während des Krieges hielt sich Claude Anet als Korrespondent des ‚Gil Blas' und des ‚Petit Parisien' mehrere Jahre in Rußland auf. Er hat dort den Umsturz und die ersten Phasen der Revolution aus nächster Nähe miterlebt und auch am eigenen Leibe verspürt. Die Bolschewiken setzten ihn mehrmals ins Gefängnis, und sein Leben war mehr als einmal ernstlich bedroht. Aus der persönlichen Kenntnis der Vorgänge heraus schrieb er ein vierbändiges Werk über die russische Revolution vom März 1917 bis Juni 1918, das sich durch schöne, ruhige Objektivität auszeichnet. Berühmt gemacht hat ihn sein Roman ‚Ariane, jeune fille russe'. Wie sehr Claude Anet Rußland und seine Menschen verstanden hat, wie echt und lebendig er sie zu gestalten wußte, beweist am besten der Umstand, daß die ersten Besprechungen über diesen Roman vermuteten, Claude Anet sei das Pseudonym für eine Russin. Zu dieser Vermutung mag auch beigetragen haben, daß das Schauspiel Anets ‚Mademoiselle Bourrat' zum Repertoire des in Paris heimisch gewordenen russischen Pitoëf-Ensembles gehörte. Tatsächlich ist Claude Anet der erste Romane, dem es gelang, die russische Seele voll zu erfassen; er hat Rußland wirklich erlebt. Im Jahre 1922 erschien sein zweiter Roman über die russische Seele: ‚Quand

Digitized by Google

la terre trembla.' (Der Titel der deutschen Ausgabe lautet: ‚Lydia Serg jewna'.) Noch wissender und klarer als in ‚Ariane' ist die russische Frau und das Wesen ihrer Liebe in diesem Buch gezeichnet."

—, —. Von M. K. (N. Zür. Ztg. 64).

—, —. Von Emil Strodthoff (Hann. Kur. 18).

„Religiöser Geist im französischen Schrifttum." Von Hans Mangold (Stuttg. N. Tagbl. 8).

„Französische Verlage." Von Manuel Gasser (N. Zür. Ztg. 2504).

„Causerie mit Henry Bordeaux" [Seine Beziehungen zur Schweiz]. (Ebenda 111 und 118.)

*

„Ein unbekannter Brief von Oscar Wilde." (Frankf. Ztg. 14 — A.)

„Strich drunter" [Robert Graves]. Von K. von S. (N. Zür. Ztg. 2308).

„Englische Remarques. Der Lastträger als Dramatiker" [Jean O'Casey]. Von Leo Lania (Arb.-Ztg., Wien, 7).

„William James. Als Persönlichkeit und als Amerikaner." Von Gustav E. Müller (Bund, Bern; Kl. Bund 2).

„Der Überwirkliche" [Das neue Rembrandt-Buch von Hendrik van Loon]. Von Lutz Weltmann (8-Uhr-Abendblatt 1):

„Van Loon wird den Realitäten gerecht, aus denen Rembrandts Kunst erwuchs, und dem überwirklichen Schaffensgesetz, das seine Zeitlosigkeit ausmacht. Aus den sozialen Bedingtheiten dieses Künstlerlebens erhebt sich die unendliche Metaphysik."

*

„Selbstaufopferung als Lebenszweck" [Maurice Maeterlinck: Das Leben der Ameisen]. Von G. T. (Kass. N. Nachr., Lit. 286):

„Makrokosmos und Mikrokosmos spiegeln einander wechselseitig, und es ist nur der Mensch, in dem das Unharmonische Ereignis wird. Seine, des von der Naturforschung ausgehenden Denkers Aufgabe indessen ist es, anzudeuten, was der Mensch zu tun habe, um auch seinerseits der Harmonie teilhaftig zu werden. Der Dichter aber schenkt, um ein Beispiel zu bieten, dem Denker seine herrliche Sprache, um dem Erkannten die Wege zu ebnen zu den Herzen der Menschen."

*

„Ein luxemburgischer Dichter: Nikolaus Welter." Von Wilhelm Mannhardt (D. A. Z., Unt. 9).

—, —. Von Tony Kellen (Obermosel-Ztg. 2, 3, 4 und 6).

*

„Roman der Freundschaft" [Panaït Istrati: Michael]. Von Fritz Rosenfeld (Arb.-Ztg., Wien, 351).

*

„Miguel de Unamuno." Von Wolfgang Wurzbach (Wiener Ztg. 4 und 6).

„P. Luis Coloma." Von Josef Froberger (Germ. 3).

*

„Erlebnis mit dem toten Anton Tschechow." Von J. E. Poritzky (B. T. 10).

„Der Lyriker Sergej Jessenin." Von Fritz Schwiefert (Voss. Ztg. 5. Jan. 1931).

*

„Jaroslav Hilbert." Von František Kubka (Prag. Pr., Dicht. 3).

*

Allgemeines

„Die berliner Prominenten." Ein Gespräch zwischen Victor Barnowsky und Monty Jacobs (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 6).

„Schweizerisches Schrifttum." Von Oskar Baumgarten (Köln. Ztg., Lit. 3).

„Vom großen Beruf der Gedichte." Von Rudolf G. Binding (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 52).

„Das physiognomische Weltbild (R. Kassner)." Von Felix Braun (B. T. 14).

„Zum Problem der Biographie." Von Friedrich Burschell (B. T. 14).

„Reines Vergnügen am Theater." Von Alfred Döblin (B. T. 13).

„Die alten Spieltennen und Tanzhäuser in Tirol." Von Anton Dörrer (Münch. N. Nachr., Heimat 42).

„Die Dichter-Akademie." Von Fritz Engel (B. T. 25).

„Aufruf für das deutsche Nationaltheater." Von Herbert Eulenberg (N. Bad. Landesztg. 638).

„Schweizer Literatur-Panorama." Von Robert Faesi (B. T. 597).

„Die Wendung zum Geist." Von Paul Fechter (Königsb. Allg. Ztg. 1).

„Geliebter Sohn!" Elternbriefe an berühmte Deutsche. Von D. F. (Münch. N. Nachr. 13).

„Absage an die Literaten!" Für das Schrifttum der nationalen Erneuerung! Von Hans Grimm (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 5).

„Fortschritt in der Literatur." Von Bernard Guillemin (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 9).

„Sonderbare Begegnung." Von Hans von Hülsen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 7).

„Das Theater orientiert sich rückwärts." Von Herbert Ihering (Berl. Börs.-Cour. 601).

„Literarhistorie für das Leben." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg., 2, 28, 55).

„Vorletzter Band der Gotthelf-Ausgabe." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2519).

„Fragwürdige Mythenbildung." Von Ernst Lissauer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 300).

„Theater funken: SOS." Von Alois Munk (Tag 10).

„Die politische Funktion der Psychoanalyse im Drama." Von Josef Pfister (Germ., Ufer 28).

„Meine erste Schweizerreise." Von Wilhelm von Scholz (N. Zür. Ztg. 2566).

„Buch und Buchhändler im Jahre 1930." Von Hans Ferdinand Schulz (Köln. Ztg., Lit. 1).

„Vom Wesen der modernen Komödie." Von Erwin Stranik (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 25).

„Literaturgeschichte und Geistesgeschichte." Von Hans Sturm (Tag, Unt. N. 15).

„Nietzsche-Archiv und Nietzsches Werk." Von Hans-Siegfried Weber (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 4).

„Die Wirklichkeit im Film." Von Lutz Weltmann (B. T., Ton und Bild 40).

„Von zeitgenössischer Literatur." (Bund, Bern, Kl. Bund 52.)

„Das Ende der Shakespeare-Bühnen." (Germ. 5.)

Digitized by Google

Echo der Zeitschriften

Preußische Jahrbücher. CCXXIII, 1. (Berlin.) Die künstlerische Arbeit des Schauspielers kennzeichnet Louise Dumont mit den Worten:

„Das ist der große Schauspieler: der nie zufrieden ist, der vor sein Gesicht immer neue Gestalten stellt, um aus ihnen zu wählen, was zu ihm gehört. Zugleich aber ist er in der schwindligsten Angst, das Gesicht möge das Verwandte finden, in der schwindligsten Angst ist er, denn dann verschwände die Unstimmigkeit, er hätte keine Ursache mehr, neue Gestalten zu bringen vor das Gesicht, das jetzt alles hat, er müßte aufhören, Schauspieler zu sein. Aber das eben charakterisiert erst recht den großen Schauspieler, daß er immer neue Gestalten dem Gesichte bringt, obwohl er es riskiert, daß eine davon ihn zwingen kann, aufzuhören mit dem Schauspiel, und zwar diejenige, um derentwillen er überhaupt Schauspieler ist, und die er überall sucht, diejenige, die ihn endlich ergänzt. Maske aber, sterile Maske wird das Gesicht des Schauspielers oft darum, weil der Schauspieler, nachdem er in einer fremden Gestalt das Fehlende für sein Gesicht gefunden hat, sich wehrt, dieses Fehlende anzunehmen, vielmehr die Unstimmigkeit künstlich festhält, nur um weiter Schauspieler zu sein.

Weil die Unstimmigkeit zwischen Frontal- und Profilgesicht heute bei vielen Menschen sehr groß ist, ähneln viele Gesichter heute dem Schauspielergesicht. Aber der Schauspieler lebt durch diese Unstimmigkeit — der andere Mensch stirbt an ihr."

Das Nationaltheater. III, 2. (Berlin.) Zur seelischen Problematik der Schauspielkunst schreibt Friedrich Kayßler:

„‚Ich bin seltsam bewegt', heißt es in unserer Sprache. Was damit gemeint ist, weiß jeder, oder vielmehr: es weiß keiner; denn das Seltsame solchen Bewegtseins ist ja gerade, daß der Mensch, der es spürt, fast niemals den rechten Namen dafür findet.

Dasselbe Unsagbare ist es, das den eben erwachenden jungen Schauspieler bewegt, das ihn urplötzlich treibt, zu lachen, zu weinen, ohne äußeren Grund. Und dieses seltsame Fehlen des äußeren Grundes ist es, was ihn erschauern macht, was ihn fühlen läßt, daß es sich nicht um eine Bewegung des Gemüts handelt, die das Tagesleben von außen her an ihn heranträgt; nicht um ein Sentiment, eine Sentimentalität, sondern um ein sehr herbes, fast unerbittliches Geheimnis, das ihm aus der Tiefe des eigenen Wesens von innen her anvertraut wird, um einen ersten Ruf, sich aufzumachen und zu wandern, suchen zu gehen nach jenem Ausdruck, der das ganz sagen könnte, was hier ohne Worte soeben zu sprechen begonnen hat. Für dieses eigene Unaussprechbare das Dichterwort zu suchen, Ausdruck zu finden in Sprache und Gebärde, das ist die tragische Bestimmung des Schauspielers.

Tragisch deshalb, weil mit dieser Bestimmung ein Urteil über ihn ausgesprochen ist: Abhängigkeit. Die Kraft des Ausdrucks selbst ist ihm gegeben, aber zwei Dinge fehlen ihm, ohne die diese Kraft stumm bleibt; zwei Dinge, die er suchen gehen muß, um als Künstler zum Leben geboren zu werden: das Wort des Dichters, das seine Kraft aus der wortlosen Versunkenheit erlöst und die hörend-schauende Seele, die den Strom seiner Ausdruckskraft aufzunehmen bereit ist."

Literarischer Handweiser. LXVII, 4. (Freiburg i. Br.) Aus einem Aufsatz des jüngst verstorbenen, auch von uns warm verehrten und in treuem Gedächtnis fortlebenden Johannes Mumbauer über Franz Herwig:

„Franz Herwig, dieser harte deutsche Mann von unverhüllt preußischer Prägung, ist seiner inneren geistigen Form nach auch ganz und gar katholisch — freilich ist diese seine Katholizität wieder eine eigene, das Wesentliche natürlich nicht berührende Modifikation des in der konkreten Erscheinung so vielgestaltigen katholischen Menschen: er stammt aus dem hart-protestantischen Magdeburg und hat nach einigen Wanderjahren seinen ständigen Wohnsitz in dem nichtkatholischen Weimar genommen; so kennt er das vollblütige katholische Leben der katholischen Gemeinschaft kaum, seine äußeren Tastorgane sind mit der bunten Fülle katholisch-volksmäßiger Sinnenhaftigkeit (Tradition, Gottesdienst, Liturgie, Gebräuche) nicht durch Erfahrung von Jugend auf verwachsen, sein Verhältnis zur katholischen Idee ist ein mehr abstraktes und verstandesmäßig, nicht gefühlsmäßig unterbautes. Das braucht durchaus kein wesentlicher Mangel zu sein, kann sogar der Glaubensüberzeugung ein stärkeres Fundament verleihen als bloße Gewöhnung; aber es gibt auch dem religiösen Habitus etwas von der erwähnten norddeutschen Starre, Strenge und Reflektiertheit, die — als Diaspora-Katholizismus — von dem süddeutschen und auch westdeutschen Typ so sehr absticht."

Das Tagebuch. XII, 1. (Berlin.) In seiner Nobelpreis-Rede, die hier vollständig wiedergegeben ist, spricht Sinclair Lewis auch über sein Vertrauen auf die Fortentwicklung der amerikanischen Literatur:

Digitized by Google

„Ich hege für die Zukunft der amerikanischen Literatur alle Hoffnung und allen Glauben. Wir sind, scheint mir, drauf und dran, aus der Muffigkeit und Enge provinzieller Albernheit herauszukommen. Es gibt ein paar junge Amerikaner, die so leidenschaftlich und wahrhaft am Werke sind, daß es mir weh tut, wenn ich mir überlege: Du bist zu alt, um zu ihnen zu gehören.

Da ist Ernest Hemingway, der eine sehr bittere Jugend mit schweren Entbehrungen hinter sich hat, der sich aber in bewundernswertem Maße selbst erzogen hat, ein echter Künstler, dessen Heimat das ganze Leben ist. Da ist Thomas Wolfe, ein Junge von, ich glaube, dreißig Jahren, dessen einziger Roman ‚Look Homeward, Angel' an die Seite unserer besten Literaturwerke gestellt werden kann, eine kolossalische Schöpfung voll tiefer Lebenslust. Da ist Thornton Wilder, der in einer Zeit des Realismus von ewiger Liebe und von ewiger Romantik träumt. Da ist John Dos Passos, der einen grimmigen Haß auf die Selbstgefälligkeit und Gesundheit des Babitt hat und der voll revolutionärer Explosivstoffe steckt. Da ist Stephen Benet, der mitten in den grauen Alltag Amerikas das epische Gedicht mit seinen prächtigen Anklängen an John Brown gestellt hat; und da gibt es noch ein Dutzend junger Dichter, meist in Paris zu Hause, meist ein bißchen im Fahrwasser von James Joyce segelnd, die sich alle weigern, reizend, traditionell und dumm zu sein."

Dramaturgische Blätter. VIII, 1. (Berlin.) Lutz Weltmann tritt anläßlich der Aristophanes-Bearbeitungen von Lion Feuchtwanger („Friede") und Karl Kraus („Wolkenkuckucksheim") für die „Aristophanes-Revue" ein:

„Als Feuchtwanger seine ‚Aristophanes-Bearbeitung' schrieb, war er noch nicht der berühmte Verfasser des ‚Jud Süß'-Romans und anderer Erfolgswerke. Um also beim Äußerlichsten anzufangen: es ist heute für den Autor ein Interesse vorhanden, das man früher beim Publikum nicht voraussetzen durfte. Wichtiger: nach 1918 begann der Wettlauf der Revuen; während die Ausstattungsrevuen an ihrer inneren Langeweile und der Überalterung der zur Schau gestellten Weibskörper schnell erstarben, laufen sich die Kabarett-Revuen mit literarisch-politischem Einschlag an ihrem Mangel an innerem Zusammenhang zu Tode. Aber an diesen letztgenannten Revuen hat sich ein Musikergeschlecht geschult, das imstande wäre, diese Aristophanes-Revue Lion Feuchtwangers musikalisch zu illustrieren. Ferner: es ist jetzt an der Zeit, die Sprechchöre einmal dramatisch einzusetzen. Kurz: die Stunde für den Versuch ist mehr denn je da."

Süddeutsche Monatshefte. XXVIII, 4. (München.) Aus Josef Hofmillers Nachruf auf den amerikanischen Professor Kuno Francke geben wir Franckes eigene Schilderung eines Besuchs bei dem ersten Präsidenten der deutschen Republik, Ebert:

„Ein schöner Sommernachmittag, den mein Gastgeber und ich bei Präsident und Frau Ebert auf ihrem kleinen, in der Schorfheide gelegenen Landsitz verbrachten, wird mir unvergeßlich sein. Beide standen, uns freundlich erwartend, vor der Tür des bescheidenen Häuschens, als wir zur verabredeten Stunde eintrafen. Nach einer kurzen Besichtigung des originellen, eigentlich nur aus einem größeren Zentralraum mit alkovenartigen Nebenzimmern bestehenden Holzhauses wurden wir in den Garten gebeten, wo Frau Ebert unter einer breiten Linde mit einem kleinen Landmädchen den Kaffee servierte. Die schlichte und feine Art, wie diese, vielfach so unziemlich bespöttelte Frau es verstand, eigentlich nur durch ihre Gegenwart (denn an der nun folgenden Unterhaltung beteiligte sie sich nicht) unserem Zusammensein häusliche Würde zu verleihen, hatte etwas Rührendes. Ebert selbst aber gab sich, ohne jeden Versuch der Pose oder Geste, als ein Mann gesammelter Kraft, ruhiger Einsicht und ernsten Willens. Mit voller Offenheit sprach er von den Gefahren, die Deutschland im Innern und von außen her drohten: dem Ruhreinbruch, der polnischen Politik, der Inflation, der nationalistischen und kommunistischen Propaganda. Von den nationalistischen Fanatikern fürchtete er keine ernstliche Bedrohung der Republik: sie seien Mißvergnügte ohne konstruktive Gedanken, könnten der Regierung allerdings durch Säbelgerassel und Rachereden dem Ausland gegenüber Verlegenheit bereiten, im entscheidenden Moment würden sie sich aber als Führer ohne Truppe erweisen. Die kommunistische Bewegung bedeute eine wirkliche Gefahr für das Bestehen des Reiches; er sei daher fest entschlossen, jeden Versuch einer gewaltsamen Umwälzung mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken. In der Auslandspolitik sei Deutschland ja durch seine völlige Entwaffnung inmitten feindlicher, bis an die Zähne bewaffneter Mächte auf Jahrzehnte hinaus zu bloß moralischer Selbstbehauptung verurteilt; er sehe aber gerade hierin eine hohe Kulturaufgabe des neuen Deutschland und vertraue fest auf den endlichen Sieg von ‚Einigkeit und Recht und Freiheit'. Ich konnte bei all diesen, mit tiefer, innerer Erregung, aber völliger Selbstbeherrschung gesprochenen Worten nicht umhin, des Gegensatzes zu meinen früheren Audienzen beim Kaiser zu gedenken, und schöpfte auch aus diesem Besuch bei dem Oberhaupt des Reiches neue Hoffnung auf die deutsche Zukunft."

Digitized by Google

Der Vorstoß. 1, 2. (Berlin.) Die Jugend wahrt sich ihr Verhältnis zu Karl May. In einem Aufsatz „Schriftsteller jenseits der Literatur" von mf. (Max Fischer) heißt es:

„In der kahlen Zelle der Strafanstalt sitzt ein junger Mensch und träumt von kühnen Ritten durch Prärien und Urwälder, von bewegten Fahrten über weite Meere. Während er Tag für Tag Zigarren fertigen muß, kämpft er im Geiste mit dem Grizzlybären oder mit einem Häuptling der Komantschen, befreit eine Jungfrau aus einem ägyptischen Harem, dringt als Verteidiger des Guten und Verfolger des Frevels in die wilden Schluchten der albanischen Alpen. Er erlebt Schiffbrüche im malayischen Archipel, Abenteuer in China, in Tibet, in Sibirien, im Kaukasus ... Aus Büchern, die er in seinen kargen Mußestunden liest, erstehen wunderbar farbige Bilder der fremden Landschaften und Völker; die Kraft eines Dichters löst sich aus den toten Lettern nüchterner Reiseschilderungen; die enge, einsame Zelle ist voll satter, leuchtender Farben, voll bewegter Gestalten. Der junge Mensch, der unter seiner Armut gelitten, war reich geworden: er trug in sich die wunderbare Schauung von der bunten Herrlichkeit dieser Erde, von allen ihren Zonen und allen ihren Völkern.

Es ist stets ein beliebtes Argument der May-Gegner gewesen, darauf hinzuweisen, daß dieser Reiseschriftsteller die Länder, in denen er seine Reiseabenteuer spielen läßt, nie mit eigenen Augen gesehen, sondern nur aus unzureichender Lektüre gekannt hat. Ich vermute, daß diese Behauptung richtig ist. Es ist der Gegenpartei nicht gelungen, glaubhaft nachzuweisen, daß Karl May vor 1899 Auslandsreisen unternommen habe, die als reale Grundlage seiner Reiseschilderungen irgendwie in Betracht kommen. Seine Abenteuer in fremden Ländern wurden in der Zuchthauszelle konzipiert, am Schreibtisch ausgestaltet. Das äußere Leben dieses Mannes, der in seiner Dichtung die Meere und Kontinente durchquerte, spielte sich jahrzehntelang auf einem Raum von wenigen Quadratkilometern ab.

Seltsame Verkennung dichterischer Leistung ist es, zu folgern, daß dieser Umstand den Wert der Mayschen Reiseerzählungen mindere. Um so bewundernswerter erscheint uns sein Werk, dessen lebensvolle Farben und Gestalten ganz aus der Sehnsucht seiner Phantasie und seiner Seele geschaffen sind. Ich kenne kaum einen, auch noch so weit gereisten Schriftsteller, dessen Landschaftsschilderungen so plastisch und eindringlich das Charakteristische einer Gegend wiedergeben wie die Erzählungen Karl Mays. Wer seine sämtlichen Werke gelesen hat, dem steht eine Fülle eindrucksvoller Naturszenerie Amerikas, Asiens und Afrikas lebendig vor Augen."

„Willibald Pirckheimer." Von Emil Reicke (Fränkische Monatshefte X, 11/12. Nürnberg).

„Probleme und Ergebnisse der Günther-Forschung." II. Von Wilhelm Krämer (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVIII, 11/12. Heidelberg).

„Heinses Lebensanschauung im Ardinghello." Von Benno von Wiese (Zeitschrift für Deutschkunde XLV, 1. Leipzig).

„Goethe als Erzieher." Von Robert Saitschick (Der Hochwart I, 1. Eisenach).

„Goethes Faust I in Dingelstedts Bearbeitung." Von Wilhelm Pfeiffer-Belli (Der Neue Weg LX, 2. Berlin).

„Schillers deutsche Sendung." Von Gerhard Fricke (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung VII, 1. Leipzig).

„Zum 100. Todestag August Klingemanns." Von Hans Jenkner (Der Neue Weg LX, 2. Berlin).

„Ludwig Achim von Arnim." Von Oswald Floeck (Deutsches Volkstum XIII, 1. Hamburg).

„Achim von Arnims Beiträge zum ‚Literarischen Conversations-Blatt' und zu den ‚Blättern für literarische Unterhaltung' (1823—1831)." Von Otto Mallon (Preußische Jahrbücher CCXXIII, 1. Berlin).

„Ludwig Achim von Arnim." Von Alfred Nathansky (Radio VII, 16. Wien).

„Eichendorff." Von Ernst Lissauer (Schlesische Monatshefte VIII, 1. Breslau).

„Arnold Ruge." Zu seinem 50. Todestag. Von O. R. (Die Literarische Welt VII, 1. Berlin).

„Ernst Wichert als Dichter westpreußischer Landschaften und Gestalten." Von Waldemar Oehlke (Ostdeutsche Monatshefte XI, 10. Berlin).

„Ferdinand von Saar als Novellist." Von Alois Maria Nagler (Der Wächter XII, 10/12. Berlin).

„Nietzsche ‚frei'." Von Wecker (Der Vorstoß I, 1. Berlin).

„Nietzsche und das deutsche Schicksal." Von Friedrich Würzbach (Reclams Universum XLVII, 14. Leipzig).

„Ernst von Wolzogen." Von Otto H. Brandt (Ostdeutsche Monatshefte XI, 10. Berlin).

„Robert Müller (1887—1924)." Von Arthur Ernst Rutra (Radio VII, 14. Wien).

„Wilhelm Holzamer." Von Adalbert Schmidt (Masken XXIII, 18. Düsseldorf).

„Rathenau und Harden." Von Emil Ludwig (Das Tagebuch XII, 3. Berlin).

„Rainer Maria Rilke in seinen Briefen." Von Conrad Wandrey (Die Literarische Welt VII, 3. Berlin).

„Ulrich Rauscher." Von Robert Breuer (Der Schriftsteller XIX, 1. Berlin).

„Enrica Handel-Mazzetti." Von Eduard Castle (Radio VII, 14. Wien).

„Einiges aus Enrica von Handel-Mazzettis Jugend." Von Paul Siebertz (Der Bücherschmecker 1931, Januar. München).

„Der Wurzelboden der Kunst Enrica von Handel-Mazzettis." Von Rhabana Münkel S. S. U. (ebenda).

„Das Barocke in der Kunst Enrica von Handel-Mazzettis." Von Hedwig Molak-Sahlinger (ebenda).

„Enrica Handel-Mazzetti." Von Viktor Trautzl (Der getreue Eckart VIII, 4. Wien).

„Nachdenkliche Gratulation [E. von Handel-Mazzetti]." Von rw. (Hochland XXVIII, 4. München).

„Helene Böhlau." Von M. Pahlke (Saar-Sänger-Bund 1930, 4. Saarbrücken).

„Wilhelm Bölsche." Von Walther Dreßler (Der Wanderer im Riesengebirge LI, 1. Breslau).

„Wilhelm Bölsche." Von Friedrich Wilhelm Elsner (Die Bergstadt XIX, 4. Breslau).

„Freuds Anfänge." Von Stefan Zweig (Die Literarische Welt VII, 2. Berlin).

„Albert Schweitzer als Mensch und als Ethiker." Von Waldemar Reintzel (Klingsor VIII, 1. Kronstadt).

Digitized by Google

„Albert Schweitzer." Von Georg Rheinberg (Der Nachen 1930, 5. Wien).
„Die Buddenbrooks und die Kirche." Von Hans Dittmer (Die Christliche Welt XLV, 2. Gotha).
„Rudolf Huch." Von Heyck (Fortunatus 1930/31, 10. Lahr i. B.).
„Wilhelm Weigand." Von Hans Brandenburg (Die Neue Literatur XXXII, 1. Leipzig).
„Georg Hermanns neuer Roman: November achtzehn." Von Franz Hessel (Die Literarische Welt VII, 2. Berlin).
„Franz Blei zum 60. Geburtstag." Von Ludwig Steinecke (ebenda, 3).
„Wilhelm von Scholz: Der Weg nach Ilok." Von E. L. B. (Die Besinnung IV, 6. Aarau).
„Wilhelm von Scholz." [Selbstdarstellung]. (Die Literarische Welt VII, 1. Berlin.)
„Emil Strauß." Von Gustav Keckeis (Literarischer Handweiser LXVII, 4. Freiburg i. B.).
„Friedrich Kayßler." Von Helmut Wocke (Ostdeutsche Monatshefte XI, 10. Berlin).
„Die große Sache' [Heinrich Mann]." Von Hermann Kesten (Die Weltbühne XXVI, 53. Berlin).
„Emil Ludwig zum 50. Geburtstag." Von Werner Hegemann (ebenda, 3).
„Julius Bab zum 50. Geburtstag." Von Gertrud Bäumer (Die Hilfe XXXVI, 50. Berlin).
„Fritz von Unruhs Lebensanschauung und sein ‚Phaea'-Drama." Von Ernst Adolf Dreyer (Blätter der Städtischen Bühnen 1931, 3/4. Frankfurt a. M.).
„Annette Kolb [Selbstdarstellung]." (Die Literarische Welt, VII, 3. Berlin.)
„Die Dichtung Hans Carossas." Von Martin Greiner (Zeitschrift für Deutschkunde XLV, 1. Leipzig).
„Manfred Kyber." Von Hanns Martin Elster (Die Christliche Welt XLV, 1. Gotha).
„Die große Legende [‚Hiob' von Jos. Roth]." Von Arnold Zweig (Die Literarische Welt VII, 2. Berlin).
„Peinlichkeiten [‚Perrudja' von H. H. Jahnn]." Von Paul Fechter (Die Neue Literatur XXXII, 1. Leipzig).
„Heimat und Ahnen." Von Hans Friedrich Blunck (ebenda).
„Die Michaelskinder und ihr Dichter [Michael Behaim-Schwarzbach]." Von Carl Müller-Rastatt (Das Wort IV, 4. Hamburg).
„Ich und ‚Marguerite : 3'." Von Fritz Schwiefert (Der Scheinwerfer IV, 8. Essen).
„Neues von Friedrich Schnack." Von Gerhart Göhler (Ostdeutsche Monatshefte XI, 10. Berlin).
„Reinhold Conrad Muschler." Von Karl Heinrich Schneider (Der Wächter XII, 10/11. Berlin).
„Erich Kästner." Von Erwin H. Rainalter (Radio VII, 15. Wien).
„Aus meinem Leben." Von Theodor Plivier (Die Literarische Welt VI, 51/52. Berlin).
„Studie zu einem Selbstbildnis." Von Kurt Heuser (ebenda).
„1902—1930." Von A. Graf Stenbock-Fermor (ebenda).
„Nikolaus Fey." Kurze Lebensgeschichte von ihm selbst berichtet. (Fränkische Monatshefte X, 11/12. Nürnberg.)
„Das Werk Franz Lüdtkes." Von Alfred Petrau (Heilige Ostmark VI, 6/7. Boosen, Frankfurt a. O.).
„Franz Lüdtke als Lyriker." Von Ginschel (Ostland XI, 51. Berlin).
„Franz Lüdtke, ein deutscher Dichter." Von Hellmut Schwabe (Die Neue Zeit XII, 27. New Ulm, Minn.).

* * *

„Briefe von Lafcadio Hearn." (Corona I, 4. München-Zürich.)
„D. H. Lawrence." Von Franz Schoenberner (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 1. Zürich).
„Entstehungsgeschichtliches zu Bernard Shaws Pygmalion." Von Leopold Brandl (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVIII, 11/12, Heidelberg).
„Der Nobelpreis-Träger Sinclair Lewis: Babbitt." (Die Büchergilde 1931, 1. Berlin.)
„Randglossen zur heutigen englischen Literatur." Von Annette Kolb (Die Neue Rundschau XLII, 1. Berlin).
„John Dewey und die amerikanische Erziehung." Von Hermann Böschenstein (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 1. Zürich).
„Henry Adams, ein amerikanischer Geschichtsphilosoph." Von Gustav Müller (Hochland XXVIII, 4. München).
„Der Liebhaber Stendhal." Von Léon Blum (Das Tagebuch XI, 52. Berlin).
„Begegnung mit Anatole France." Von Jacques de Lacretelle [Deutsch von A. Burgauer] (Neue Schweizer Rundschau XXIII, 12. Zürich).
„In memoriam Pierre Lasserre." Von O. L. (Das Tagebuch XI, 51. Berlin).
„Humanus der gute Europäer [André Gide]." Von Hans Prinzhorn (Der Ring 1931, 2. Berlin).
„Betrachtungen über die griechische Mythologie." Von André Gide [Deutsch von E. R. Curtius] (Neue Schweizer Rundschau XXIII, 12. Zürich).
„Jungfranzösische Anthologie." Von Thomas Mann (Deutsch-Französische Rundschau IV, 1. Berlin).
„Neue religiöse Literatur in Frankreich." Von Hermann Platz (Literarischer Handweiser LXVII, 4. Freiburg i. B.).
„Gabriele d'Annunzio." Von Arthur Friedrich Binz (Hochland XXVIII, 4. München).
„Italo Svevo." Von Reto Roedel (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 1. Zürich).
„Von Dos Passos, dem Dichter." Von Hans Sturm (Das Schauspiel 1930/31, 5. Königsberg i. Pr.).
„War Tolstoj epileptisch?" Von Essad-Bey (Die Literarische Welt VII, 3. Berlin).
„Theatereindrücke aus dem neuen Rußland." Von Herbert Graf (Blätter der Städtischen Bühnen 1931, 1/2. Frankfurt a. M.).
„Lettlands proletarisch-revolutionäre Literatur." Von Fros (Die Linkskurve III, 1. Berlin).

* * *

„Ein kleines niederdeutsches Sprachdenkmal." Von Eduard Arens (Niedersachsen XXXVI, 1. Bremen).
„Vom Untergang des Humanismus." Von Alexander Block (Corona I, 4. München-Zürich).
„Über die Poesie des Petrarca." Von Benedetto Croce (ebenda).
„Ein Streit um Gehalt und Gestalt des Kunstwerks in der deutschen Klassik." Von Ferdinand Denk (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVIII, 11/12. Heidelberg).
„Kunstbetrieb und Judenfrage." Von Paul Fechter (Deutsche Rundschau LVII, 4. Berlin).
„Nationalismus und Literatur." Von André Gide (Die Neue Rundschau XLII, 1. Berlin).
„Faust, Don Juan und Ahasver." Von Maximilian Harwich (Der getreue Eckart VIII, 3. Wien).
„Dichter als Kulturpolitiker." Von Kurt Ihlenfeld (Eckart VII, 1. Berlin).
„Die Technik bricht in die graphische Kultur ein!" Von Horst Kliemann (Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel XCVIII, 8. Leipzig).
„Was man übersetzen sollte." Von Jean R. Kuckenburg (Die Weltbühne XXVII, 2. Berlin).
„Die Sprache in der deutschen Lyrik." Von Leopold Liegler (Radio VII, 12. Wien).
„Das deutsche Buch im Ausland." Von August von Löwis of Menar † (Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 4. München).

Digitized by Google

„Platen — Triſtan — Don Quichotte." Von Thomas Mann (Die Neue Rundſchau XLII, 1. Berlin).
„Vom Weſen der Schauſpielkunſt." Von Max Morold (Der getreue Eckart VIII, 3. Wien).
„Zeit, Dichtung, Theater." Von Hans J. Rehfiſch (Nationaltheater, Bühnen-Blätter 1930/31, 10. Mannheim).
„Bildung, Weltanſchauung und Staat." Von J. Schröteler (Neue Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Jugendbildung VII, 1. Leipzig).
„Vier Jahre Schund und Schmutz." Von Heinz Pol (Die Weltbühne XXVI, 52. Berlin).
„Zeit- und Raumordnungen der Bühnendichtung." Von Karl Voßler (Corona I, 4. München-Zürich).
„Sie und wir [Franzoſen und Deutſche]." Von Hermann Wendel (Das Tagebuch XII, 2. Berlin).
„Kämpfe, Gruppen, Generationen." Von Paul Wiegler (Die Literariſche Welt VII, 1. Berlin).
„Stirbt das deutſche Volkslied?" Von Alois Stockmann S. J. (Stimmen der Zeit LXI, 4. Freiburg i. B.).

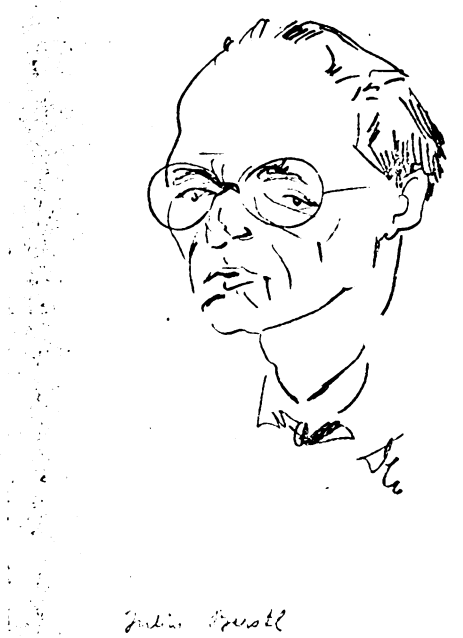
Echo der Bühnen

Bremen

1.

„Napoleon der Andere." Anekdote in drei Akten. Von Julius Berſtl. (Uraufführung am Bremer Schauſpielhaus. 31. Dezember 1930.)

Nach dieſer Aufführung ſcheint es ein wenig, als habe der Ruhm Molnars Berſtl nicht mehr recht zur Ruhe kommen laſſen. Er nennt ſein Stück ebenfalls „eine Anekdote", wohl um von vornherein zu dokumentieren, daß es hierbei weniger auf das Was als auf das Wie ankäme. Nun, dieſes Wie iſt die Doppelrolle Kaiſer und Konfektionär, die mit Witz, Pointen und überraſchenden Wendungen vorgetragen einem guten Schauſpieler ebenſoviel Möglichkeiten wie Wirkungen zur Verfügung ſtellt. Daß dieſer Theatereinfall allerdings beinahe ebenſo hiſtoriſch iſt wie die dramatiſierte Anekdote ſollte man dem Theaterfachmann Berſtl eigentlich ein wenig übelnehmen. Denn das Was iſt die gleichfalls nicht überraſchend neue Geſchichte von den Doppelgängern, die abwechſelnd einer für den anderen gehalten werden, bzw. in der der eine Doppelgänger den anderen dazu benutzt, um ſich ſeiner Geliebten zu entledigen und ſich dabei eine neue aufhalſt. Daß es ſich dieſes Mal um Napoleon und ſein Double handelt, läßt außerdem die beliebten Seitenblicke auf die Relativität aller menſchlichen Größe zu: nicht jeder, der eine napoleoniſche Locke ſein eigen nennt, iſt bereits ein Kaiſer, nicht jeder, der eine Anekdote in drei Akten ſchreibt, iſt deswegen bereits ein — Molnar.



Julius Berſtl
Zeichnung von B. F. Dolbin

2.

„Das Haus Rothſchild." Hiſtoriſches Schauſpiel in fünf Akten. Von Hans Saßmann. (Uraufführung am Bremer Schauſpielhaus. 9. Januar 1931.)

Man hat zwar, und nicht erſt ſeit geſtern, ein gut Teil Skepſis gegen dergleichen „Dokumentenſtücke", aber hier haben wir Gott ſei Dank wieder einmal eins, das ſich, wie der Verfaſſer verſichert, wohl nicht um Haaresbreite von der Dokumentenwahrheit entfernt, das ſich aber zum mindeſten himmelweit von dem Dokumentenpapier fern hält. Saßmann weiß eben in jedem Augenblick, was er der Bühne ſchuldig iſt. Er verſteht es, mit demſelben Handgriff, mit dem er den für das Drama fruchtbaren Moment aus der Geſchichte herausgreift, ſeinen Figuren mit wenigen Strichen Zeichnung und Profil, der Aktenſprache Wärme und Klang zu geben. Dieſes Schauſpiel iſt gewiß keine Dichtung, aber ein außergewöhnlich geſchickt dramatiſiertes Stück Geſchichte, das ſo viel an Parallelen zu unſerer Zeit, ſo viel an aktueller Spannung, ſo viel an geiſtigem Gewicht enthält, daß es jeden zur Stellungnahme zwingt. Das „Dokumentariſche" dieſes hiſtoriſchen Schauſpiels iſt jene große Wendung im Aufſtieg des Hauſes Rothſchild, als dieſes nach der pariſer Julirevolution 1830

Digitized by Google

sich selbst über die bloße Geldmacht hinaus auch als politische Macht begreift und Salomon Rothschild, der eben noch nur tolerierte jüdische Handelsmann, den Fürstkanzler Metternich zwingt, von einem Kriege gegen das Frankreich des Bürgerkönigs Louis Philippe abzustehen, und damit eine Neuordnung Europas auf wirtschaftlicher Grundlage heraufführt. Der geistige Hintergrund des Stücks ist die Auseinandersetzung zwischen dem Liberalismus des Geldes und dem Legitimismus der Krone. In einer ganz großen und mitreißenden Szene, um derentwillen allein schon das Stück seine Existenzberechtigung erwiesen hätte, läßt Saßmann die Vertreter der beiden Prinzipien: der neuen Anschauung vom Gelde als einer metaphysischen Größe und der alten Anschauung von der Politik als einem metaphysischen Prozeß, Salomon Rothschild und Metternich, aufeinanderprallen. Zwar der eine unterliegt, aber man spürt noch in seinem Sturz die Größe des hier zusammenbrechenden Gebäudes. Das ist überhaupt einer der sympathischsten Züge dieses Stücks: die offene, ehrliche Gerechtigkeit, mit der hier Licht und Schatten verteilt werden auf Juden und Jesuiten, auf Börsenspieler und Politiker, auf die Figuren aus der frankfurter Judengasse wie aus dem vormärzlichen Wien. Und das war vielleicht auch wohl einer der Hauptgründe für den starken und eindeutigen Erfolg.

3.

„Versailles." Schauspiel in fünf Akten. Von Emil Ludwig. (Uraufführung am Bremer Schauspielhaus am 23. Januar 1931.)

Wenn Emil Ludwig für seine Bismarck-Dramen sich die Aufgabe gestellt hatte, die Fäden aufzuzeigen, die sich von der Historie zur Gegenwart hinüberziehen, so stellt er sich mit diesem Stück eine Aufgabe, die unmittelbar auf die Gegenwart gerichtet ist, die diese Gegenwart sogar verändern will, also eine politische Aufgabe: Kampf dem Vertrage von Versailles. Er wählt dazu ganz bewußt die dramatische Form, da, wie er sagt, von ihr allein die Suggestivwirkung ausgehe, die es ermögliche, besonders auch im Ausland, „den Gedanken der Revision des Vertrages in einem Maße zu verbreiten, wie es die Reden keines reisenden Politikers, wie es weder Bücher noch Statistiken vermögen." Gewiß ein hochfliegendes Wort; aber wir haben mit ihm nicht darüber zu rechten, wir haben nur zu fragen: inwieweit ist es ihm gelungen, jene selbstgestellte Aufgabe künstlerisch zu bewältigen?

Die äußere Gestalt dieses Schauspiels ist wiederum die des „Dokumentenstücks", allerdings jene subtilere Form, die nicht das Geschehen sondern die Charaktere in den Vordergrund rückt. So „geschieht" in diesem Stück eigentlich nicht viel, es gibt sogar nur eine einzige große Staatsszene, dafür aber sind die ersten drei Akte im Grunde nichts anderes als ein grandioser Monolog Clémenceaus, zu dem ihm die Mitspieler nur sozusagen die Stichworte hinwerfen (weswegen man das Stück sogar mit größerer Berechtigung „Clémenceau" hätte betiteln können). Ludwig will Charaktere zeigen. Er will begreiflich machen, warum dieses Monstrum eines Vertrags schicksalhaft so und nicht anders aussehn mußte, eben weil die Väter dieses Vertrags so und nicht anders geartet, weil sie Menschen waren, schwache Menschen, von denen jeder mit seinen besonderen Bindungen, Hemmungen und Vorurteilen belastet war, die jeder immer nur sich, sein Land und keiner Europa sahen. Der Dramatiker will diese Leute nicht etwa karikaturistisch verzerren, nicht sie moralisch anprangern, er will zeigen, wie sie waren und „wie sie dazu kamen", denn, so sagt Ludwig, „nur wer die Autoren des Vertrags versteht, vermag ihn zu bekämpfen."

Daß ihm die Darstellung dieser Menschlichkeiten mit bewundernswertem künstlerischen Takt, mit dem Fingerspitzengefühl des Menschenkenners und Menschengestalters gelungen ist, wollen wir Emil Ludwig gern zugestehen. Da ist Clémenceau, der „Tiger", der von dem Sicherheitsgespenst besessene, fanatische Greis, der „seinen" Vertrag will, daneben der gewandte, wetterwendische, stets auf die Stimmungen seines Landes horchende, schlaue Walliser Lloyd George, der professorale Ideologe, der theoretisierende Schwächling Wilson, und hinter diesen dreien dann das mißtönende Konzert der Stimmen jener 26 Völker, vom klavierspielenden Politiker Paderewski bis zum feierlich-komischen Araberscheich, und jene Einzelgänger wie der große Menschenfreund Nansen oder der friedliebende Kanonenkönig Zacharoff. Jede auch dieser Nebenfiguren ist mit wenigen Strichen scharf profiliert.

Das Hauptthema seines Stücks nennt Ludwig selber: „der Betrug an Deutschland", der gleichzeitig die Tragödie Wilsons ist, der nach seinen großen Verheißungen nun mit schwachen Kräften versucht, die Verbündeten an das Versprechen der 14 Punkte zu binden, und der dann, von Amerika und von Europa angegriffen, nach leidenschaftlichen Kämpfen unterliegt, ja, am Ende sich selber den Tod wünscht. Daneben steht noch die Tragikomödie der Koalition: 26 Völker schließen sich zusammen, um ein einzelnes zu vernichten; aber als es an die Verteilung der Beute geht, greift jeder nur nach seinem Fetzen und kümmert sich den Teufel um die Gemeinschaft. Diese Geschehnisse, die sich einmal über den Zeitraum eines halben Jahres hinzogen, diese ewigen Verwirrungen, Kämpfe und Intrigen nun komprimiert zu haben auf vier Stunden oder, wie es das

Digitized by Google

bremer Schauspielhaus fertigbrachte: auf nur zweieinhalb Stunden, das ist die andere bewundernswerte Leistung des Theatertechnikers Ludwig, dessen glücklichster Kunstgriff sicher der war, die Deutschen als die Nur-Passiven, als die am Zustandekommen des Machwerks von Vertrag Unbeteiligten, ganz aus dem Spiel gelassen zu haben.

Die Wirkung des Stücks liegt einmal in dem verhältnismäßig müheloſen Bekanntwerden mit historisch-politischen Vorgängen, deren Folgen noch dazu uns unmittelbar auf den Nägeln brennen, liegt aber dann vor allem in der fast peinlich genauen Charakterziselierung der drei Hauptfiguren, deren Gestalten liebevoll ausgestattet mit Anekdotischem, mit Aperçus und Bonmots guten Schauspielern unendliche Möglichkeiten bieten. Und da muß man in der Tat dem bremer Schauspielhaus ein besonderes Lob sagen, daß es den Spielleiter und die Darsteller zur Verfügung hatte, die diese Möglichkeiten ausnutzten und dem Stück zu einem ganz großen Theatersieg verhalfen.

Friedrich Lindemann

Berlin

„Tai Yang erwacht." Schauspiel in sieben Bildern. Von Friedrich Wolf. (Uraufführung in der Jungen Volks-[Piscator-]Bühne am 15. Januar 1931.)

Was den Eindruck von Friedrich Wolfs „Die Matrosen von Cattaro" bestimmte: über Ausbruch und Ausgang des Aufstands der Matrosen entschieden die inneren Kräfte. Dadurch entstand Drama. „Tai Yang erwacht" ist im Gegensatz dazu nur Skizze für eine Piscator-Inszenierung. Mit guter, ja fesselnder Milieuschilderung: man gewinnt Einblick in die Fron chinesischer Fabrikarbeiter. Lernt die Umtriebe eines internationalen (hier englischen) Kapitalismus kennen, der den chinesischen Fabrikanten einspinnt und ihm seine Gesetze aufzwingt. Dazu typische Allerweltsvorgänge: der chinesische Fabrikant mißbraucht seine Macht jungen und jüngsten Arbeiterinnen gegenüber, wie Macht allerzeiten und allerorten mißbraucht wird, wie — der Kommunismus seine Macht in Rußland den Überresten der bürgerlichen Gesellschaft gegenüber mißbraucht.

Zu einem Eigenleben der Gestalten kommt es nicht. Tai Yang, die junge Arbeiterin, noch eben Geliebte des Fabrikbesitzers, „erwacht", aber sie erwacht accidentell. Der innere Vorgang, der sie zur Vorkämpferin ihrer mißbrauchten Arbeitsschwestern aufruft, ist nicht gestaltet, nicht einmal angedeutet, und dem Psychologen im Zuschauerraum bleibt es unbenommen, ihr Erwachen ebensowohl ihrer Liebe zu dem jungen Agitator Wan wie ihrer politischen Einsicht zuzuschreiben. Die geistig zumeist interessierende Gestalt, der Gelehrte Hung Ming, ist wandelndes Brevier, nicht gewordene Persönlichkeit; sein Selbstmord ist Argumentation, nicht innerlich erwachsene Tat.

Das Ganze in Piscators Inszenierung ein sozialer Appell von unvergleichlicher Wucht — nur eben die geistige Frage darf man nicht stellen. In geistiger Beziehung schließt die dramatische Skizze mit einer Kreuzigung ab, ohne ein darauffolgendes Pfingsten auch nur der Ahnung zugängig zu machen. Schlußbild: die Arbeiterschaft, zum Aufstand zusammengeschlossen, zum Widerstand bereit, aber waffenlos (auch in geistiger Beziehung) und den Gewehren des Militärs gegenüber. Über diesen Tatbestand kann ein angeklebtes, erklügeltes Symbol nicht hinwegtäuschen.

Bezeichnender noch: die dramatische Skizze ist trotz der ihr innewohnenden agitatorischen Wucht sozialpolitisch durchaus nicht eindeutig. Gewiß, der Zuschauer wird mit der erwachenden Tai Yang durchaus sympathisieren, aus der Augenblickslage heraus auch das Gewalt gegen Gewalt innerlich mitleben. Aber er wird sich doch fragen, ob dieser Hung Ming, Anhänger eines pazifistischen und agrarisch orientierten Konfuzianismus, nicht der Weiterblickende ist, er wird sogar geneigt sein, dem gewerkschaftlichen Schleicher Chu den großen Märtyrern der dramatischen Skizze gegenüber ein Mehr an berechtigter und notwendiger sozialpolitischer Beweglichkeit zuzuerkennen. Will sagen: letzten Endes findet in diesem dramatischen Gebilde trotz der ihm innewohnenden einseitigen agitatorischen Wucht jeder zu seiner parteipolitischen Überzeugung heim.

Das macht: ohne sein Wissen, wahrscheinlich entgegen seinem Willen, ist in Friedrich Wolf die künstlerische Objektivität so stark, daß er auch die ihm widerstrebenden politischen Ansichten in ihren Trägern menschlich plausibel macht. Ein Parteipolitiker der Bühne, der es beim besten (oder schlechtesten) Willen nicht fertigbringt, den Dichter in sich mundtot zu machen.

Ernst Heilborn

Wien

„Angst in der Nacht." Drei Einakter. Von Alfred Grünewald. (Uraufführung in der Komödie am 10. Januar 1931.)

„Front im Frieden." Von Erwin Straník. (Uraufführung auf der Renaissancebühne am 11. Januar 1931.)

Rasch nacheinander sind zwei merkwürdige, dem lebendigen Theater bisher ziemlich fernstehende, sonst aber wohlbekannte wiener Schriftsteller szenisch zu Wort gekommen. Über ein mißglücktes dramatisches Experiment des feinen Lyrikers Grünewald haben wir an dieser Stelle vor geraumer Zeit (L. E. XXI, 922) zu berichten gehabt. Derselben Ursprungszeit, aber einer

Digitized by Google

ganz anderen Stilart und Weltansicht gehören die drei auf den Generalnenner „Angst in der Nacht" gebrachten Einakter an; man findet sie mit noch zwei anderen ihresgleichen in dem sehr lesenswerten Bändchen „Pavor nocturnus" (1921) beisammen. Die Übertitel, dieser lateinische und jener deutsche, sind in der Tat gut gewählt. Wenn einer auszieht, das Gruseln zu lernen, so kommt er hier vor die richtige Schmiede; denn mit nicht geringer Kunst, mit einer den Lyriker verratenden Eindringlichkeit des Wortes werden in diesen Einaktern Angst in der Nacht (bei einem an der Schwelle der Pubertät stehenden Knaben), Angst des Wahnsinns, Angst vor Alter und Tod zu Dämonen verdichtet und auf je ein menschliches Opfer je solch ein Dämon losgelassen.

Von Grünewalds psychologischer oder psychoanalytischer Präzisionsarbeit ist ein weiter Weg zu dem um die Palme der „Ideendramatik" ringenden, trotz katastrophalen Endes optimistisch eingestellten, in Plakatstil entworfenen Trauer- oder Schauspiel Straniks. Er kompliziert die aus Jacobsens Meisternovelle „Frau Fönß" bekannte Gruppierung (Witwe — Sohn — Tochter — Liebhaber, dann Gatte der Witwe) dadurch, daß der Liebhaber den ersten Gatten getötet hat — aber ganz pflichtgemäß als Soldat im Weltkrieg einen feindlichen Soldaten, und aus dem Granatentrichter, wo diese Tötung geschah, die Losung „Nie wieder Krieg!" ins Hinterland mitbringt — diese wiederum durch volkswirtschaftliche Utopien kompliziert, indes jener Sohn oder Stiefsohn nationalen Radikalismus vertritt, die Tochter aber beiläufig das Programm des heimlich geliebten Stiefvaters. Dergestalt und noch durch andere Begebenheiten und Probleme, die mit der Hauptangelegenheit nur lose zusammenhängen, wird dem Drama mehr aufgeladen, als es zu tragen vermag, und die vielen Fäden, straffe und schlaffe, verschlingen sich zuletzt so dicht, daß keine andere Lösung sich ermöglicht als die gewaltsamste: die Mutter erschießt den zweiten Gatten, dessen Nachkommenschaft indes, die körperliche wie die geistige, gesichert erscheint. Solchen Schwächen zum Trotz haben einzelne Momente des Dramas unleugbar stark gewirkt. R. F. Arnold

Baden-Baden

„Erna Sarafin." Schauspiel. Von A. H. Zeiß. (Uraufführung in den Städtischen Schauspielen am 17. Januar 1931.)

„Sling" hat seine Berichte über Gerichtsverhandlungen zu psychologischen und kritischen Betrachtungen sublimiert. Der berliner Schriftsteller A. H. Zeiß geht einen Schritt aufwärts und zieht aus seiner langjährigen entsprechenden Referententätigkeit eine weitere Folge, indem er aus seinen Eindrücken im Gerichtssaal ein Schauspiel schreibt. Er greift in das Leben der in gegenwärtiger Zeit häufig soziologisch (Kracauers Untersuchungen) und episch (der Roman „Schicksale hinter Schreibmaschinen") behandelten namenlosen, ungeheueren und vielgestaltigen Schicht der Angestellten. Auf Grund eines tatsächlichen Falls der jüngsten berliner Vergangenheit entsteht dem Verfasser in szenischer Form eine gehöhte Reportage.

Die Stenotypistin Erna Sarafin „geht" mit einem Herzensfreund und hat daneben mit ihrem Chef ein Verhältnis, das, zum Teil als Zwang empfunden, eben doch hin und wieder Gelegenheit gibt, die nach dem Kinobesuch hinter der Schreibmaschine aufgestiegenen Wunschträume nach der Dame der angeblichen großen Welt kümmerlich zu erfüllen. Von beiden Freunden beschimpft und geschunden und nur zur Lust ausgebeutet, gerät Erna Sarafin in die Hände der um ihre Beziehungen wissenden Scheuerfrau der Firma. Zur Befriedigung der Erpresserin unterschlägt das gehetzte Hascherl Geschäftsgelder. Als die Megäre mit der Polizei droht, ersticht die Gepeinigte ihre Gegnerin. Erst in der polizeilichen Vernehmung erwacht das Mädchen aus ihrem traumähnlichen Zustand zur vernichtenden Wirklichkeit.

Von einer Ver-Dichtung der Alltagstragödie ist, von einigen Versuchen, die schuldlose Schuld wider die Divergenz von Gerechtigkeit und Gesetz abzuwägen, wohl nicht die Rede. Aber die Umwelt und die Gestalten des volksmäßigen Schauspiels sind echt, warm und mit sehr bemerkenswerter Sicherheit auf die Bretter gestellt; der Helferwillen und das soziale Mitempfinden berührt sympathisch. — Dramaturgisch verhängnisvoll ist, daß der kraftvoll exponierende, handlungs- und spannungsbeladene erste Aufzug eigentlich schon alles in sich birgt, was die beiden folgenden psychologisch, kritisch und innendramatisch auszuwerten versuchen. Es bleibt bei dem naturalistischen, selbstverständlichen Folgegeschehen. Als Zeitzeugnis, als Zeitkritik, als volkstümlicher Ausschnitt aus dem Angestellten-Dasein hat das Schauspiel, außerhalb dichterischer Dramatik, gleichwohl einen bestimmten Wert. Karl Joho

Augsburg

„Herrn Werfers zeitgemäße Wandlung." Dramatisierte Bagatelle. Von Viktor Arthur Schunck. (Uraufführung im Stadttheater am 24. Januar 1931.)

Schunck, ein junger augsburger Schriftsteller hat mit „Herrn Werfers zeitgemäße Wandlung" seinen ersten Bühnensprößling auf die Bretter gebracht, der denn auch die Beachtung lokaler Kreise auf sich zog, allerdings in negativem Sinne. Schunck, der sicher das Rüst-

Digitized by Google

zeug zu guter, wenn auch nicht höchster dramatischer Gestaltung in sich hätte, hat sich hier auf ein Gebiet begeben, das für ihn gefährlich wurde und ihm auch eine kleine Skandalaufführung eintrug.

Werfer ist ein junger Künstler, ein Mensch der Selbstzerfleischung, krank überdies, in jedem Augenblick geneigt, wilde Flüche gegen die Menschheit zu schleudern. In geradezu abstoßendem Zynismus betäubt er sein erregtes Gemüt. Die Opfertat seiner Frau, die sich, um mit ihm über die schlimmste Not hinwegzukommen, ihrem Chef hingibt, versteht er nicht, bis er durch seine „zeitgemäße" Wandlung — ausgerechnet eine Dirne weckt ihm das Verständnis für das, was seine Frau tat — und durch den freiwilligen Tod dieser Dirne aus seinem Träumen aufgerüttelt, mit seiner Frau der aufkommenden Morgenröte entgegenschreitet, die allerdings ein Leben in Drangsal und Mühe bringen wird.

Schunck bezeichnet sein Werk als „dramatisierte Bagatelle". Er hat denn auch den Stoff mit einer Bagatellmäßigkeit behandelt, die durch die Sprache, die sich auf der Grenze von Banalität und Gossenausdrücken bewegt, noch mehr betont wird. Den Fehler vieler junger Autoren, die Dialoge übermäßig auszudehnen, hat auch Schunck nicht vermeiden können. Die Vorbilder der Figuren, auch der hier nicht erwähnten, sind unschwer bei Brecht, Bruckner, Wedekind zu erkennen.

Georg Speckner

Echo des Auslands

Französischer Brief

Das in Deutschland neuerdings wieder hart umstrittene Werk von Remarque „Im Westen nichts Neues" ist das einzige deutsche Buch, das — seit Bestehen der Buchdruckerkunst — in Frankreich einen Absatz von Hunderttausenden gefunden hat. Die Diskussion darüber war erloschen, als der berliner Filmskandal ausbrach. Vermutlich wird sich dadurch der Absatz wieder heben, sicher nicht zum Schaden Deutschlands. Durch Remarque ist Deutschland in den Ruf eines Landes gekommen, das kriegsfeindlich, demokratisch und schlicht menschlich empfindet. Gerade bäuerliche und kleinbürgerliche Leser des Buchs bestätigen das. Den neuesten großen Erfolg eines deutschen Schriftstellers in Frankreich hat Friedrich Sieburg davongetragen. „Gott in Frankreich" ist bei Grasset am 1. Dezember mit einem längeren Nachwort des Verlegers erschienen und wurde schon innerhalb der beiden ersten Wochen in etwa zwanzigtausend Exemplaren verkauft. Alle führenden Franzosen, sowohl die Greise der Akademie, als auch die Sprecher der heranwachsenden Generation haben sich zu dem Buch in Leitartikeln geäußert. Ob Sieburg, dem an ernster Aussprache zur Klärung deutsch-französischer Mißverständnisse liegt, mit der Kritik zufrieden ist, erscheint mir zweifelhaft. Zum großen Teil haben die Franzosen nur das für sie Schmeichelhafte aus dem Buch herausgelesen und sind über die wichtigsten Abschnitte hinweggeglitten. Andere wie Raymond Poincaré und André Thérive, der Literaturkritiker des Temps, wiesen die kritischen Teile als irrig zurück, um sich auf den alten französischen Standpunkt wieder zurückzuziehen, über den Sieburg gerade eine deutsch-französische Diskussion eröffnen wollte. Das ist ein Mißerfolg des Buchs. Da die französische Ausgabe aber durch die vielfachen Referate von Prominenten sicher auch weiterhin einen bedeutenden buchhändlerischen Erfolg haben und von Tausenden von Franzosen gelesen wird, so ist zu hoffen, daß jene deutsch-französische Aussprache noch erfolgen wird, die ja im Interesse der Sache wünschenswert wäre. Hoffentlich wird nicht auch die Wirkung dieses deutschen Buchs in Frankreich von deutschen Antieuropäern verpatzt.

Der Erfolg deutscher Literatur in Frankreich, der vor etwa fünf Jahren einsetzte, steigt dauernd und hat durch die neuere Kriegsepik sich auf Romane aller Art ausgedehnt. Auch alte Literatur, wie z. B. „Der Schimmelreiter" von Theodor Storm, der voriges Jahr zum erstenmal ins Französische übersetzt wurde, findet nicht nur Beachtung in der Presse, sondern auch Absatz. Eckermanns Gespräche sind endlich in einer schönen Ausgabe von Henri Jonquières zum erstenmal vollständig erschienen. In der Sammlung „Occident" (Victor Attinger), in der Ludwigs „Goethe" und Werfels „Verdi" herauskamen, gab der bedeutende Germanist Hippolyte Loiseau aus Toulouse ein Buch „Goethe et la France" heraus, in dem er, den Spuren des Meisters folgend, den persönlichen Beziehungen Goethes zu Franzosen, seiner Lektüre französischer Bücher, seinen Beziehungen zu französischer Kunst, Wissenschaft, Politik und Sprache nachgeht. Das gewissenhaft gearbeitete Buch, ist ein schönes Gegenstück zu der Untersuchung, die F. Baldensperger 1904 unternahm über „Goethe en France".

Zum Jubiläum Benjamin Constants erschien in der Sammlung „Maîtres des Littératures" von Paul L. Léon eine Biographie, deren besonderer Wert in zahlreichen Abbildungen von Bildnissen, Korrekturen,

Digitized by Google

Urkunden usw. liegt. Paul Léon bietet im Text eine kurze Darstellung des Lebens und der Ideenwelt von Benjamin Constant, L. Dumont-Wilden in der biographischen Romanreihe „Vie des hommes illustres" (Gallimard) ein fesselndes Bild seiner erotischen und politischen Schicksale, die teils retuschiert, teils zugespitzt wurden. In der gleichen Sammlung erschien neuerdings ein Nostradamus von Jean Moura und Paul Louret, ein Harun Al Raschid von Gabriel Ausidio. Zahlreiche junge Schriftsteller wirken an diesen neuen französischen Heldenehrungen mit; unter ihnen ist Ausidio einer der phantasievollsten, dem es gelang, eine nebelhafte Legendengestalt der Geschichte zu neuem Leben zu erwecken. Kein dichterischer Schwung findet sich in den langsam wachsenden Bänden der von Henri Berr herausgegebenen Bücherreihe: „L'évolution de l'humanité" (La Renaissance du Livre), auf die hier wiederholt als auf die bedeutendste Sammlung der jüngeren Gelehrtenwelt hingewiesen wurde. Im neuesten Band behandelt der Sorbonneprofessor Adolphe Lods die Geschichte Israels bis zum Einfall der Assyrer. Der Verfasser hat alle archäologischen Entdeckungen der letzten fünfzig Jahre, vor allem aber auch die Ausgrabungen des letzten Jahrzehnts in seine synthetische Darstellung einbezogen; es erübrigt sich zu sagen, daß die deutsche wissenschaftliche Literatur im weitesten Maße berücksichtigt wurde. Von den dunklen Anfängen an hat Lods die politische und soziale Geschichte Israels verfolgt und alle religiösen Glaubenssätze und Riten herausgearbeitet, die später in den Judaismus, in das Christentum und den Islam übergingen. Dabei ist das straff komponierte Buch in einem Stil geschrieben, der es auch zur Lektüre für Nichtfachleute geeignet macht. Dies Werk ist berufen viele Vorurteile gegen das Judentum fortzuräumen. Der Geschichte Israels wird demnächst ein zweiter Band folgen. Im weiteren Verlauf sollen in etwa 24 Bänden die Geschichte und die Systeme sämtlicher Religionen behandelt werden.

Bei Grasset erschienen „Lettres inédites" von Disraeli, die André Maurois, der bekannte Biograph des großen Engländers, einleitete. Über einige Engländer, die im 19. Jahrhundert eine führende Rolle in ihrem Lande spielten, schrieb Roja Boutet de Monvel ein Buch „Grands Seigneurs et Bourgeois d'Angleterre" (Plon), das in die Reihe der Romanbiographien gehört. Auch Plon hat eine Bücherreihe dieser Art: „Les romans des grandes existences", die schon nahezu 40 Bände zählt. Im letzten Band erzählt François de Pencetton das abenteuerreiche Leben des kühnen und hochmütigen Herrn Dugay-Trouin, der in der Jesuitenschule von Rennes aufwuchs und mit 18 Jahren ein Korsarenleben begann, das ihn in die weite Welt führte. Gerade solche Lebensschicksale finden gegenwärtig bewundernde Leser. Auch Clémenceaus Kampf- und Trotznatur gefällt in einer an starken Charakteren armen Zeit, die ein Land, einen Erdteil prägen. Seine kurzen, schlagkräftigen Sätze, seine klar gebauten Gedankengänge, seine voltairianische Schärfe sind für viele ein erfreuliches Gegengewicht gegen allzu differenzierte Weichheit. Plon hat Erfolg mit der Neuauflage seiner „Figures de Vendée", die zuerst 1902 nur in einer beschränkten Luxusausgabe erschienen. Der Eckermann seiner letzten Jahre, Jean Martet, bringt ein viertes Buch über den Tiger, in dem er hauptsächlich die unmittelbare Umwelt Clémenceaus zu Worte kommen läßt. Seine Umgebung bestätigt noch einmal, daß er einer der größten Hasser der Weltgeschichte war, der Poincaré, Caillaux und die halbe französische Generalität verachtete. Es wird nie klar werden, ob seine rücksichtslose Kampfnatur aus Liebe zu Frankreich oder aus Haß gegen Deutschland, gegen Poincaré, Caillaux und Briand den Sieg erstrebte. Das tiefste Wort, das er gesprochen hat, lautet: „Faire la paix! Il est plus facile de faire la guerre que de faire la paix!" Er konnte nur einen Vernichtungskrieg führen im Äußeren und Inneren, aber keine Aufbauarbeit leisten. Ein Kriegsbuch, das in Frankreich großes Aufsehen erregte, ist in Deutschland ganz unbekannt geblieben. Jean Norton Cru, „Témoins" (Les Etincelles), in dem die epische Kriegsliteratur Frankreichs von Frontkämpfern unter die literarische Lupe genommen wird. Einige werden gebilligt, die meisten als unsachlich abgelehnt. Cru kann auch vielen Autoren nachweisen, daß sie nie oder nur ganz vorübergehend an der Front waren. Das hat unter gewissen Schriftstellern eine Anti-Cru-Bewegung ausgelöst. Kriegsromane schießen weiter wie Pilze aus der Erde. Häufig erkennt man das Rezept, nach dem sie angelegt sind: ein Viertel patriotischer Heroismus, ein Viertel Mitleid mit den Verwundeten, ein Viertel Pazifismus, ein Achtel Humor, ein Achtel Abfälliges über den Feind; so ungefähr ist René Rudler, „La Grenade" (Editions Argo) zusammengesetzt. Bernard Narbonnes Roman „La Goutte d'or" (Rieder) hat den Krieg nur als Hintergrund, vor dem sich der Aufstieg eines armen jungen Mannes in die große Welt entwickelt. Der Krieg verblaßt noch mehr in Joseph Jolinons neuestem Roman „Képi-Pompon ou la petite chatelaine, suivi de Les seins durs" (Rieder). Die Urinstinkte, welche die aufgewühlten Jahre weckten, jagen durch die beiden leidenschaftlichen Erzählungen. Das Schicksal eines Deserteurs schildert Michel Yell (Gallimard).

Während die jüngere Generation aus innerem Be-

Digitized by Google

dürfnis oder aus Konjunkturgründen die Erlebnisse der Kriegs- und Nachkriegszeit verarbeitet, setzt die alte Generation ihre literarische Arbeit fort, als ob seit 1914 alles beim Alten geblieben wäre. Henri Ghéon erzählt in „La vieille dame des rues" (Flammarion) in ironischem Unterton die seltsamen Lebensschicksale einer drolligen Alten aus den verwitterten pariser Stadtteilen. Claude Farrère in unermüdlichem Eifer entrollt in „Le Chef" (Flammarion) mit der ihm eigenen Spannkraft den verführerischen Aufstieg eines portugiesischen Oppositionsführers, dem alle Herzen zufliegen. Rachilde holt in „L'homme aux bras de feu" (J. Férenzci) noch einmal zu einer romantischen Liebesgeschichte aus, die in der Bretange spielt. Henry Bordeaux versucht sich im Alter am Theater und vereinigt in „La goutte d'eau" (Plon) vier Einakter. Francis Carco schreibt einen Mörder- und Zuhälterroman nach dem anderen. Der zwölfte heißt „La rue" und erschien bei Albert Michel. Sein erstes Buch dieser Art war trotz seines größeren Vorbildes Charles Louis Philippe eine persönliche Leistung; aber jede Variation des gleichen Themas wird dünner und schwächer. Im Anschluß an den Einfluß von Freud haben mehrere Schriftsteller die seelischen Voraussetzungen von Dirne, Mörder, Lustmörder in Romanen dargestellt. Der junge René Jolivet, den Spuren Carcos folgend, begann sogar mit einem Buch über Freud und hat dann in „Epave" (Editions des Portiques) mit eindringlicher Psychologie und sprachlicher Kraft die unbewußten Hintergründe eines Mordes sinnfällig gemacht. Aber nicht nur der „Freudisme" fördert diese Literaturgattung, sondern auch die vor vier Jahren gegründete Literaturschule „Populisme", die das Ziel verfolgt, gegenüber der mondänen Romanliteratur schlichte einfache Schilderungen aus dem Volksleben zu pflegen. Solche Schulgründungen sind immer bedenklich, wenn nicht eine bedeutende schriftstellerische Begabung dahinter steckt. Ein ursprüngliches Talent hat dieser Kreis aufzuweisen in Céline Lhotte, die keine schöpferische Natur ist, aber mit unpathetischer Sachlichkeit und mit milder weiblicher Wärme in bisher drei Büchern: „Sœur triste chez les sans repos", „Petite Folle aux mains sales", „Sur les fortifs du paradis" (La Renaissance du livre), Szenen aus dem Volksleben in Le Havre aufgereiht hat, die thematisch und sprachlich wertvolle Zeitdokumente sind, allerdings mit Unrecht die Bezeichnung „Roman" tragen. In der Einleitung des ersten Buchs entwickelte Léon Lemonnier Aufgaben und Ziele des „Populisme". Ein Dichter dieses Kreises ist der provenzalische Schustersohn Jean Giono, der mit zwei provenzalischen Bauernromanen „Colline" und „Regain" (Grasset) die Bewunderung der pariser Literaturkreise errang, obwohl er, tief vergraben bei den Bauern an der italienischen Grenze dem literarischen Betrieb fern steht. Beide Bücher sind durch Ursprünglichkeit, Einfachheit, Wärme in der thematischen Gestaltung und Sprachform meisterhaft.

Paul Morands „Champions du monde" (Grasset) gehört zu jenen Büchern, die René Schickele hier einmal als Literatur der Luxuszüge charakterisierte. Wie so manche Schriftsteller, die hoffnungsvoll anfingen, verflacht Morand mehr und mehr, so daß ein qualitativer Unterschied zwischen ihm und dem älteren Victor Margueritte kaum mehr wahrzunehmen ist, der bei Flammarion eine neue Ausgabe seiner 1908 erschienenen „Jeunes filles" veranstaltete. Jedenfalls hat dieser Roman mehr Knochengerüst als Morands neuestes Buch, in dem der Leser durch die ganze Welt geführt wird, ohne daß Landschaften oder Personen, Zeit und Ort greifbar würden. Margueritte hat in seinen „Jeunes filles" immerhin ein Zeitdokument gegeben, das heute noch nicht veraltet ist. Marcel Arland gab ebenfalls eine frühere Arbeit neu heraus, sein Erstlingswerk „La route obscure" (Gallimard). Diese kleine ernste Selbstbetrachtung, die mit einem Pascalspruch beginnt, ist typisch für die Generation, die vor dem Krieg jung war.

Das sind Lichtblicke bei der Durchsicht französischer Neuerscheinungen. Wieviel bedrucktes Papier muß man durch seine Hände gleiten lassen, ehe man auf einen Dichter stößt. Auch die Literatur industrialisiert sich in erschreckender Weise, nützt Konjunkturen aus. Hastig werden dem Zeitgeschmack entsprechend Geschichten herunterdiktiert, in denen keine Gestalt erlebt, kein Wort persönlich gefaßt ist. Plötzlich aber wird man gefesselt. Der erste Satz ist visuell und formal eigene schöpferische Leistung des Autors. Man liest weiter und erlebt einen dreidimensionalen Raum, in dem die Gegensätze rundplastisch stehen. Es treten Menschen auf, die nicht mit schematischen Strichen hingewischt sind, sondern in ihrem körperlichen Dasein, von allen Seiten beleuchtet, vor uns erscheinen. Sie bewegen sich. Ihr Liegen und Stehen, ihr Schreiten und Atmen ist Ausdruck ihres inneren Wesens, und ihre seelischen Spannungen zu den Mitmenschen, heben, senken und lösen sich. Das Ganze rundet sich zu einem Weltbild. Diese schönen und bedeutenden Eindrücke gewinnt man aus dem zweibändigen Roman „La vie de Philippe Denis" (Emile Paul), die zweite größere Arbeit von Claude Aveline, dessen Erstlingswerk „Le point du jour" von der gesamten pariser Kritik begeistert begrüßt wurde. Sein neuestes Buch, das wie der „Zauberberg" in einem Sanatorium spielt, bietet manche Parallelen zu Thomas Mann,

Digitized by Google

vor allem in der Kleinmalerei. Der Franzose aber ist konzentrierter und hat sein Werk nicht pessimistisch-symbolisch unterbaut. Das französische Buch ist Ausdruck eines positiven Glaubens an das Leben.

Der mondäne, auch in Deutschland sehr bekannte Jean Cocteau dagegen tritt uns auch in seinem neuesten Werk „Opium, Journal d'une désintoxication" (Stock) wieder als ein dialektisch gewandter, geistreicher Taschenspieler entgegen, dessen spielerische Ironie und ironisches Spiel mit den zerstörenden Gewalten des Lebens zynisch wirken. Mehr Ernst, mehr Tiefendrang beweisen die Surrealisten André Breton und Paul Eluard in „L'immaculée conception" (José Corti) und Salvador Dali in „La femme visible" (José Corti). Angestrengt bemühen sie sich auf den Wegen Freuds tief in die Erkenntnis menschlicher Instinkte vorzudringen, Unbewußtes an die Oberfläche zu bringen und zu deuten. Die Ergebnisse ihrer Gedankenarbeit sind teilweise banal: „Tout ceci nous amène à penser que l'amour ne serait qu'une sorte d'incarnation des rêves corroborant l'expression usuelle qui veut que la femme aimée soit un rêve qui s'est fait chair." Teilweise pessimistisch und diabolisch-destruktiv: „Je considère la perversion et le vice comme les formes de pensée et d'activité les plus révolutionnaires ..." „Je pense à l'abominable, à l'ignoble pays natal où j'ai vécu mon adolescence ... Loin de l'amour. Dans les familles, la chambre des parents non ventilée le matin, dégageant l'affreuse puanteur d'acide urique, de mauvais tabac, de bons sentiments et de merde ... Loin de l'amour, loin de toi femme violente et stérilisée." Das Gedicht, das Dali zwischen zwei Essays einfügte, ist nicht anders. In diesen jungen Leuten spiegelt sich die Unfähigkeit unserer Zeit und das Unvermögen der Menschen überhaupt durch eine alleszerstörende Revolution, durch die Vernichtung alles Bestehenden Raum zu gewinnen für eine neue Weltauffassung, für eine neue, aus dem Unterbewußtsein aufzubauende Kultur. Die französischen Surrealisten führen die ethischen, ästhetischen und sozialen Tendenzen der Dadaisten fort. Sie sind in der Ideenverwirrung unserer Zeit Gestalter eines Nihilismus, der in allen Ländern, auf allen Gebieten vorhanden ist. Wir anderen können nur hoffen, daß Wortführer wie sie ephemere Gestalten bleiben; allerdings erinnern wir uns noch an die Vorläufer der Dadaisten, die Futuristen, die als Wegbereiter des Weltkriegs eine Rolle gespielt haben, die vielen erst nach der Katastrophe begreiflich wurde.

Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Hammerschläge. Ein Roman von Menschen und Maschinen. Von Heinrich Lersch. Hannover, Adolf Sponholtz-Verlag G. m. b. H. 261 S. Ganzleinen M. 5,50.

Der Kesselschmied Heinrich Lersch, der Sänger des Menschen im Eisen, ein Dichter des schaffenden Volks, legt einen Prosaband vor, den er einen Roman von Menschen und Maschinen nennt. Dieser neuartigen Thematik, die Maschinen mit in den Gang der Handlung einbezieht, versucht Lersch auch in der Form gerecht zu werden. Es ist kein Roman im üblichen Sinne, eher eine Sammlung von Erzählungen, unter einheitlichem Gesichtswinkel geordnet; es sind die autobiographischen Betrachtungen eines Handwerksgesellen, den das Leben aus der jahrhundertealten manufakturistischen Produktionsweise, aus kleinen Verhältnissen, aus der Werkstatt, aus dem Elternhaus herausreißt, um ihn in den brausenden Wirbel des großindustriellen Schaffensprozesses hinein zu ziehen.

Sich in dieser maschinisierten Welt zurechtzufinden, ist schwer für einen, der aus der Kleinbürgerlichkeit des niederrheinischen Meisterhauses kommt, für einen, der noch Beziehungen zum Walde hat, zum Boden, zur Heimat. Sich in die industrielle Organisation eingliedern müssen, sich aus dem individuellen Handwerker zum unpersönlichen Splitter des großen proletarischen Kollektivs im modernen Kapitalismus zu wandeln, das gebiert Konflikte. Lersch hat sie erlebt, erkannt und niedergeschrieben. Er zeigt den Arbeiter der Schwerindustrie und seine Welt. Tausende schaffen in einem Betrieb, der Wertprozeß meistert sie, nicht sie meistern die Arbeit. Inhaltlos ist ihr Leben, heimatlos, ohne materielle Sicherungen, ohne sicheres Brot. Einer der aus grüneren Bezirken in die Industriezone kommt, wird zuerst völlig weglos, ziellos, bis er verstehen lernt, bis er den Sinn des Lebens und den Sinn der Maschinenarbeit begreift.

Der Stoff in seiner Überfülle hat den Dichter überwältigt, nicht der Dichter den Stoff. Das lyrische Talent Lersch's muß sich das Neuland der Epik erst noch erobern. Hier erzählt einer, der sich erst einmal alles von der Seele schreiben muß, was ihn bedrückte, was er erlebte, was er sah, was ihm auf seinem Lebensweg Erkenntnis wurde.

Das Buch vermittelt interessante Vorgänge und Zusammenhänge aus der industriellen Produktion, aus dem Leben der Arbeiter, der handwerklichen Arbeitsweise. Es führt über die Landstraßen und durch die Städte, in Fabriken und Spinnereien, und es rebelliert gegen die unsichtbaren Mächte, die die Welt regieren. Lersch redet eine ursprüngliche Sprache: in greller Buntheit setzt er Satz neben Satz und läßt das Leben selbst zu Worte kommen. Das Buch klingt aus in dem Bekenntnis, daß die Maschine im Dienst des Menschen zu stehen habe und nicht der Mensch im Dienste der Maschine.

Berlin — Georg Schwarz

Zodiak. Roman. Von Walther Eidlitz. Berlin, Wien, Leipzig 1930, Paul Zsolnay. 384 S. Geb. M. 7,50.

Das immer unheimlicher aufdrohende Problem „Maschine", schlaglichthaft beleuchtet durch die Frage Henry Fords: „Wird

Digitized by Google

nicht einmal der Tag kommen, da die Maschine allmächtig und der Mensch bedeutungslos ist?" beherrscht dieses Buch. Von Osten nach Westen, aus dem geheimnisvollen Völkerschoß Asiens über die alten Kulturländer am Mittelmeer treibt es den helläugigen Anatolierknaben Gambo, von Herkunft halb Türke, halb Grieche, zu den Wundern der Neuen Welt. Vom Schuhputzer über den Chauffeur und Sekretär eines amerikanischen Giftgas-Agenten gelangt er auf das sowjetrussische Propagandaflugzeug des Bundes der „Streitbaren Gottlosen", das, ganz aus kultischem Metall erbaut, mit zweihundertneunzig Kilometer Stundengeschwindigkeit nach Neuyork braust, um dort den am kommunistischen Großkampftag geplanten Umsturz zu entfesseln. Nah und näher ringt er sich zum Angesicht und Wesen des gewaltigen und grauenvollen Dämons, des unbekannten Gottes, „dessen Erdenmacht unausgesetzt anwächst, je mehr alle anderen Götter verwesen". Die Totenheere aller Vergangenheit erheben sich klagend und rächend wider das Riesenflugschiff derer, die „die Erde abtrennen von den Sternenwelten"; der „Zodiak" stürzt brennend ab über dem ersehnten Ziel, und Gambo erreicht den Boden Amerikas, nach einem fluchtartigen Fallschirmabsprung, nur mit zerbrochenen Gliedern ... Ein kühner Wurf ist hier gewagt. Es sei Eidlitz besonders gedankt, daß er ihn nicht aus der Enge einer parteipolitischen Voreingenommenheit, sondern von höherem weltanschaulichem Standpunkt aus versucht hat. Eine Fülle von Stoff ist lebendig und kundig gestaltet, eine künstlerische, eigene Atmosphäre von Realität und Phantastik geschaffen. Manches verschwimmt im Allzu-Mystischen; die eingeflochtene Liebesgeschichte, belanglos als Handlung, belangvoll in der gedachten symbolischen Bedeutung, bleibt blaß und unverwoben. Wollen wir es dem Dichter vorwerfen — und ein Dichter ist Eidlitz — daß er das letzte Wort, künstlerisch wie weltanschaulich, noch nicht gesprochen hat zu einer Frage von ungeheuren Maßen und inmitten ihrer stürmischen Entwicklung? Das nächste Wort hat die unerbittliche Wirklichkeit ...

Weimar — Heinrich Lilienfein

Die von Habichtshorst. Roman. Von Gustav Kohne. Leipzig 1930, Fr. Wilh. Grunow. 300 S.

Gustav Kohne beschreitet weiter den Weg, den er mit seinem hier besprochenen Roman „Die Sippe der Uhlenklooks" erfolgreich betreten hat, und versucht in seinem jetzt vorliegenden Buch die Entwicklung eines hannoverschen Heidbauern über Glückshöhepunkte hinweg bis zum gänzlichen Zusammenbruch darzustellen und glaubhaft zu machen. Es soll nach der Verlagsankündigung ein „Kulturroman der Gegenwart und ein getreues, realistisches Spiegelbild des gesamten Sitten-, Gesellschafts- und Wirtschaftslebens" sein. Ich nehme gern an, daß es des Autors Absicht gewesen ist, ein solches Werk zu schaffen und anerkenne seinen damit bekundeten guten Willen, muß aber zugleich bekennen, daß es bei diesem guten Willen geblieben ist. Es ist weder das eine noch das andere geworden; dazu hätte es viel tiefer in alle Schäden, Irrungen und Wirrungen der letzten dreißig Jahre hineinleuchten und Gestalten und Schicksale heraufbeschwören müssen, die wirklich für die ganze Zeit typisch sind. Seine in früheren Romanen bewiesene Fähigkeit, zu gestalten, reichte für diese neue Arbeit nicht aus, und statt dem Gebot: „Bilde, Künstler, rede nicht!" zu folgen, begnügte er sich mit bloßen Schilderungen und langen Reden über seine Helden. Wohl hat seine Zielstrebigkeit früheren Erzählungen lebendiges Tempo gegeben; — sein letzter Roman ist aber, besonders im ersten Viertel, von unglaublich nüchterner, schleppender Darstellungsweise, die sich im ersten und zweiten Kapitel zu einem Reporterstil schlimmster Art auswächst und sich in breiter Ausmalung belangloser Kleinigkeiten oder Darbietung abgedroschener Kalauer gefällt. Von einer Entwicklungslinie im Leben aller Helden seines Romans ist keine Rede; wie soll sie auch erkennbar sein, da doch der Autor bald den einen, bald den anderen einfach fallen läßt und ihn, unter Verschweigen aller inneren und äußeren Geschehnisse, nach Jahren wieder aus der Versenkung herausholt und ihn einstellt, als wäre inzwischen gar nichts geschehen. Und dann die summarische Behandlung des Krieges, der doch so hart in die Familie Habichtshorst hineingreift! Und dann diese unmöglichen Gestalten und Situationen, diese entsetzlichen Konstruktionen fleisch- und blutleerer Gebilde! Es ist jammerschade, daß ein Mann wie Gustav Kohne, dessen bisherige Romane mit Recht warme Anerkennung gefunden und den Beweis guten und tapferen Könnens erbracht haben, dieses literarisch wertlose Buch auf den Markt gebracht hat, ohne es zuvor einer sehr gründlichen Durch- und Umarbeitung zu unterziehen.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Scherry. Von Adam Kuckhoff. Frankfurt a. M. 1931. Rütten & Loening. 230 S. M. 4,— (6,—).

Korrumpierter Name eines Bargetränks. Also ist Grock gemeint. Ehe er von der Bühne abtrat, hat er da einen noch zu einer Novelle begeistert. Derlei ekstatische Unternehmungen laufen meist übel aus. Aber diesmal ist es gut gegangen. Denn ist das epische Produkt von Kuckhoffs verliebter Ergriffenheit und ergriffener Liebe zu dem großen Clown ein wenig breit geraten, so hat es doch auch jene Tiefe, die die Breite rechtfertigt. Zuchtvoll (will man eine Novelle loben, so sagt man „zuchtvoll") — zuchtvoll also ist diesmal nicht die Komposition, wohl aber die Art des Vortrags, eine stille, würdige, edel mätzchenlose Diktion, die Vergleiche mit Berühmtgewordenem nicht zu scheuen hat. Im ganzen: ein ernst zu nehmendes Buch, dem man seinen Erfolg wünscht.

Wien — Robert Neumann

Der unvollkommene Abenteurer. Ein Lebenslauf in zwölf Episoden. Von A. E. Johann. Berlin 1930, Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., 222 S.

A. E. Johann ist nicht der einzige Weltreisende, der zu einem unvollkommenen Abenteurer auf dem Gebiet des literarischen Romans geworden ist. Es genügt nicht, episch hinzuwischen über einen krausen Lebenslauf — und wenn er hundertmal in Wirklichkeit so abgeschnurrt und dem Autor bekannt geworden sein mag. Mit dieser Konkurrenz des lieben Gottes müssen wir Romanschriftsteller nun einmal rechnen. Unlauterer Wettbewerb? Vielleicht. Denn er (und nur er!) kann sich das „So ist das Leben" leisten: er wird — an dieser Stelle wenigstens — nicht rezensiert.

Wien — Robert Neumann

Das Mädchen an der Orga Privat. Ein kleiner Roman aus Berlin. Von Rudolf Braune. Frankfurt a. M. 1930, Sozietäts-Verlag. 192 S. M. 3,80 (5,—).

Angestelltenromane kommen in Mode. Rudolf Braune läßt seinen „kleinen Roman aus Berlin", der bewußt nur einen kleinen Ausschnitt geben will, im Schreibmaschinensaal einer Eisengesellschaft spielen. Im Negativen ist die Schilderung geglückt: in der Leere der Arbeit, der Ziellosigkeit der Mädchen, ihrem Mangel an Solidaritätsgefühl. In dieses stickige Milieu hat nun Braune gewissermaßen als Wortführerin

Digitized by Google

einer neuen Zeit ein kleines Arbeitermädel Erna Halbe gestellt, das, „trotzig und entschlossen, mit gesundem Blut und gutem Haß", im Handumdrehen neues Leben bringt und sogar eine passive Resistenz inszeniert und bis zu einem halben Sieg durchführt. Diese Entwicklung ist reichlich unwahrscheinlich. Sachliche Ungenauigkeiten stimmen mißtrauisch. Doch scheint mir am wichtigsten der Einwand, daß nicht nur die Rolle, sondern auch die Person der Erna Halbe nur das Produkt einer ihrer selbst noch nicht sicheren Tendenz ist.

Braune hat seine Wortführerin nicht auf Bewußtsein gestellt, sondern auf Instinktsicherheit. Das entwertet zunächst den sachlichen Teil, denn mit „Instinkt" lassen sich Arbeitskämpfe nicht durchführen. Direkt peinlich wird es aber, mit welch naivem Erstaunen die Instinktsicherheit Ernas nun an ihren sämtlichen, auch den privatesten Erlebnissen demonstriert wird, gleichviel, ob es sich um Wohnungssuche handelt, um den schnell abgesehenen schmissigen Haar- und Kleiderschnitt oder um die Liebesnacht. Diese Methode ist mindestens so unwahrscheinlich und meinetwegen romantisch wie der Film vom Provinzmädel, das nach einigen Irrungen ins Millionenglück stolpert. Rudolf Braune tut nicht gut daran, sich von solcher Filmromantik frei zu wähnen und zu glauben, daß ein bißchen Reportage und ein paar gut abgelauschte Gespräche Echtheit verbürgen.

Berlin — Lili Lorsch

Dollar und Gloria. Die Geschichte eines Auslanddeutschen. Von Lene Wenck. Halle a. d. S. 1930, Heimat-Verlag. 270 S.

Unter der „Geschichte eines Auslanddeutschen" stellt sich die Verfasserin folgendes vor: Ein Deutscher hat sich in Amerika Vermögen und angesehene Stellung erworben, seine Anhänglichkeit an die Heimat aber bewahrt. Seine Söhne schmuggeln sich im Krieg mit gefälschten Papieren nach Deutschland, um an der Front den Heldentod zu sterben. Merkwürdigerweise vermag weder die deutsche Staatsangehörigkeit des Vaters noch die Handlungsweise der Söhne die Stellung der Familie in Amerika zu gefährden. Deshalb kann der Vater mit der ihm verbliebenen Tochter nach dem Krieg nach Deutschland fahren, um mit einer fabelhaften Dollarrente zerstörte Existenzen aus rechtsstehenden Kreisen geordneten bürgerlichen Berufen zuzuführen. Dieses Experiment gelingt in sechs Fällen und mißlingt in zweien: der eine Fall wird Gewohnheitsspieler und der andere Mitglied der „Liga für Menschenrechte".

Die Inhaltsangabe zeigt hinlänglich, daß die Verfasserin dem Problem des Auslanddeutschtums wie den innerdeutschen Zuständen mit gleicher Ahnungslosigkeit gegenübersteht. Ihre vom Behagen und „Glanz" der Vorkriegszeit saturierte Gesinnung begnügt sich mit den banalsten Redewendungen. Dieser geistigen und künstlerischen Anspruchslosigkeit bleibt das Buch bis in die kleinsten Einzelheiten treu.

Berlin — Lili Lorsch

Das Haus des Dr. Prade. Roman. Von Karl Wilke. Leipzig 1930, Koehler & Amelang. 278 S.

Mit dem „fiebernden Haus" von Walther von Hollander darf man dies Buch von den Schicksalen eines Mietshauses nicht vergleichen, dort war viel mehr Vehemenz und Vibrieren, viel mehr Zeitgefühl, weil auf die Inflation beschränkt. Hier sind es zwanzig Jahre, 1908–28, deren Zeit- und Menschenschicksal, soweit es dies eine Mietshaus trifft, Gestalt werden soll. Das Ganze bleibt etwas biedermännisch und salzlos. Besonders anfangs verwechselt man diese Leute oft, es bleibt zu sehr bei einer zufälligen Versammlung von Einzelleben. Am Ende, mit der Inflation und der Nachkriegszeit, gewinnt das Buch an Schwung, Klarheit und Sinn für das Zeitdokumentarische. Hauptsächlich wohl, weil das Interesse auf einige wenige Menschen konzentriert wird, u. a. den einstigen Vertreter der Jalousienfirma, deren Juniorchef einst dies Haus zum Doktorexamen als Geschenk von seinen Eltern erhielt, es dann umbaute und mit Mietern nach eigener Wahl bevölkerte. Dieser Vertreter wird nun Chef der Firma, zieht aus dem Mietshaus ins gegenüberliegende Haus der früheren Inhaber. Sein Mitinhaber, ein übler Kriegsschieber, den er bald hinauswirft, wird Besitzer des Mietshauses, der sozialistisch gesinnte Arbeiter aber, auch zu den ersten Bewohnern des Hauses gehörig, wird Minister. Am besten die Gespräche, die all diese Leute, von denen hier nur einige genannt sind, führen, Gespräche, wie sie wirklich hätten geführt werden können, Zeitschicksal und das eigene „wichtige" Privatdasein in sich bergend. Dem Verfasser des bekannten Kriegsgefangenenbuches „Prisonnier Halm" ist ein (besonders im letzten Teil) wirkungsvoll-eindringliches Buch gelungen, dem nur eine allzu große Personenfülle häufig die Konturen zu verwischen droht. Weniger wäre da mehr gewesen.

Berlin — Werner Schickert

Das sterbende Moor. Von Otto Ehrhart-Dachau. München, Drei Masken Verlag A.-G. 152 S.

Ein schwärmerisch-melancholisch Naturverliebter schrieb dies schöne Buch, vor dem man sich aus Herzensgrund schämt, ein Städter zu sein, inmitten von lauter Naturersatz. Das Staltenmoor, südlich München zu denken, muß hier mit seiner einzigartigen Stille und verschlossenen Verträumtheit, mit seinem unendlichen Tierreichtum der neuen Zeit weichen. Es wird entwässert und reguliert. Der alte Graf, innig verliebter Besitzer dieser Kostbarkeit, überlebt diesen Verfall nicht. Nur zwei alte Moor-Urtiere, ein menschengroßer Hecht und ein ebenso monströser Karpfen, wissen sich noch lange in verborgenen Moortümpeln und -abwässern zu halten, bis auch sie der Tod von Menschenhand erreicht. Ein Teil des Buchs enthält die Jugend- und Altersgeschichte dieser beiden Tiere, prachtvoll und mit der tiefgreifenden Hingabe eines Svend Fleuron aufgezeichnet. Ein anderer schildert Leben und Untergang eines im Reservat wilddiebenden Fischers, der seine Beute in die Stadt verkauft, vom Wildhüter des Grafen gefaßt wird, Gefängnis bekommt, dann wieder sein nächtliches Handwerk ausübt, dabei zum Mörder des Wildhüters wird, schließlich selbst im Moor versinkt, eine Vogelscheuche im Arm, die er im Wahn für den Leichnam des Hüters gehalten. Dann kommt das Sterbelied auf das Moor, seine verwunschen-köstliche Einsamkeit, seine Reiher, Enten, Rehe, Fische, seine versinkende Urtümlichkeit. Die Stadt greift nach ihm, macht seinen verbleibenden Rest zum Ausflugsziel achtlos-roher Städter. Ein Rohling zerstört mit einem Stockhieb ein Nest eben ans Lebenslicht strebender junger Entlein, symbolische Handlung städtisch Entmenschter. Ein Naturbekenntnis von Lönsscher Herbheit und Melancholie.

Berlin — Werner Schickert

Ein Fremder in Paris. Von Margaret Goldsmith. Leipzig 1930, Paul List. 202 S.

Das Buch hat die anspruchslosen Allüren eines Unterhaltungsromans. Es liest sich flüssig und leicht; beinah zu leicht. Auch die Charakterisierung des schönen, ungarischen jungen

Digitized by Google

Helden, der in Paris so wirre Abenteuer zu bestehen hat, samt einer großen Liebe, die traurig endet, mutet zunächst etwas primitiv an. Dieser Anatol hat aber Eigenschaften, die ihn uns allmählich immer lieber und interessanter werden lassen. Er ist von einer gewissen noblen Passivität, die ihn zwar vorübergehend zum Gigolo degradiert, ihn sogar in eine gefährliche Kriminalaffäre verwickelt, ihn aber andererseits erst recht zu dem macht, was er uns am Schluß des Buchs ist: zu einem sehr sympathischen und nachlässig vornehmen jungen Gentleman von rührender Hilflosigkeit, mit dem man gern sehr nah befreundet wäre. — Außer ihm wird eine kleine Gesellschaft teils ungarischer, teils amerikanischer Leute, die in Paris leben, ziemlich lebendig. Ein böser ungarischer Psychoanalytiker richtet durch seine Intrigen großen Schaden an; andererseits sorgt er für Spannung. — Margaret Goldsmith hat also einen Roman abgefaßt, den man, bei einiger Strenge, sehr wohl alten Stils nennen könnte, der aber durch seine epische Natürlichkeit und seine psychologische Klugheit erfreut. Ich habe ihn größtenteils während einer Eisenbahnfahrt gelesen, wobei die Stunden mir sehr angenehm und schnell vergingen, ohne daß ich nachher einen üblen Nachgeschmack gehabt hätte.

München Klaus Mann

Das alte Haus. Ein Geschichtenbuch für die Kleinen. Von Wilhelm Matthießen. Oktav-Ausgabe mit 39 Bildern von Helene Kirschke. Freiburg i. Br. 1930, Verlagsbuchhandlung Herder & Co. 164 S.

Im Turm der alten Mutter. Ein Geschichtenbuch. Von Wilhelm Matthießen. Mit Bildern von Alfred Gottwald (ebenda). 246 S.

Deutsche Hausmärchen. Erzählt von Wilhelm Matthießen. Mit zwei vielfarbigen Wiedergaben nach Gemälden. München 1931, Hermann A. Wiechmann. 136 S.

Die Märchenbücher Wilhelm Matthießens haben sich sehr bald bei großen und kleinen Freunden der Welt, die überall ist und nirgends, Heimatrecht erworben und gelten ihnen, neben einem feststehenden Schatz von alten, fast im Sinne der Bibel pietätsvoll verehrten Erzählungen, als klassisch. Nun liegen die von uns schon früher angekündigten „Geschichten vom alten Haus" in neuer Auflage vor, als Buch äußerlich schöner und handlicher geworden. Sie sind in einer ungezwungenen reinen Kindersprache erzählt, gesprochen, mündlich übermittelt (nicht geschrieben!). Sie sind Rede, nicht Schreibe. Unmöglich, den warmen, kindernahen Ton dieses Dichters nachzumachen oder literarisch abzustempeln; unmöglich, das zwanglos gesprochene, das Raum- und Zeitlose des Märchens wiedergebende Wort loszulösen von dem märchenverlangenden Zuhörer, der sich zwischen den Zeilen des Buchs als sein anregendster Mitarbeiter verbirgt. Er gehört zum „Herzen" seiner Stimme und seines Tons. Der zukünftige Hörer dieser Geschichten ist ihr verborgener Mitverfasser, er hilft dem Märchendichter, sein Erzählen zu einem Mittel seelischen Ausdrucks zu gestalten, wie er dem Geschehen und Sprechen des Alltags nie innewohnt. Matthießen hat kürzlich auch das Geschichtenbuch vom „Turm der alten Mutter" geschrieben: die Erzählungen sind stofflich altes Volksgut aus dem gesamten germanischen (besonders rheinfränkischen, niederdeutschen und nordischen Kulturkreis), aber rein erzählerisch und dichterisch, völlig eigenste Arbeit durch das ganze Buch hindurch. Sie leben in einer fein angedeuteten historischen Atmosphäre, sie sind bewußte Nacherlebnisse alter Überlieferung, und doch „gelten" sie trotz ihrer nach rückwärts gerichteten Sinnesweise auch für ein Zeitalter mit neuen Formen des Lebens und helfen in ihrer Art die Nacht seelischen Mangels lichten. Einfach, spannend, hell fließt die Linie dieses vorbildlichen Erzählens, alles trägt das Siegel menschlichen Empfindens und menschlicher Echtheit, und wo es Märchen wird, steigert es sich zu jener letzten Unwirklichkeit und eben darum zu der „schönen Wahrheit, in der sich die Dinge lieblich erlösen". Das Schönste und Innigste aber, was Wilhelm Matthießen in seiner märchenerzählenden Dichtung bis jetzt gegeben hat, sind wohl seine jüngsten „Deutschen Hausmärchen". Da ist alles tief und wahr empfunden. Was man oft jahrelang unter den Trümmern der Kindheit und Jugendzeit sucht, hier ist es: das Märchen im Menschen, das reine Lächeln des Herzens. Aus hundert Fäden der sehnenden Menschenseele gewebt, ersteht hier der Geist des echten Märchens, der uns den „Weg in die ewigen Wälder über die Sieben Berge" zeigt und jedem das gibt, was er liebt und soviel er fassen kann. Das Märchen ist nicht beschränkt in der Wirkungsmöglichkeit: es ist das ewige, schon der Weltanschauung des Primitiven eingestiftete Wunschbild, das wir uns Menschen selber im Herzen malen. Märchen war immer Wunscherzählung, Sehnsuchtsdichtung, das Verlangen nach einem Kommenden und Beseligenden. Matthießens Hausmärchen gehören wohl zu den reinsten Märchenerzählungen neuen Ursprungs. In ihnen sind die Stilgesetze des klassischen Märchens wieder neues Leben geworden und erreichen den verborgenen Willen und die heimliche Sehnsucht der Gegenwart. Sie weben das Unwirkliche als Geheimnis und Wahrheit in unseren gewöhnlichen Menschenraum hinein.

Wien Franz Strunz

Die Metallstadt. Roman. Von Dierck Seeberg. 4 Bände. 1. Mauer um die Stadt. 2. Unterstadt. 3. Zwischenstadt. 4. Oberstadt. Leipzig 1924—1930, H. Haessel. 275, 351, 188 u. 201 S.

1. Band: Kampf eines Stadtbaumeisters, Arztes und Journalisten gegen die Konnexions-, Wirtschafts- und Profitverflechtungen einer aufwachsenden Industriestadt. Niederlage.
2. Band: Aufstieg von Bauern- und Bergarbeitersöhnen zu geldlicher und politischer (katholischer und sozialdemokratischer) Macht.
3. Band: Aufstieg des Agenten-Schmarotzertums in der wachsenden Metallstadt.
4. Band: Aufstieg der Gründungsplutokratie, Konzerne und Großbanken.

Also der Versuch, die Geschichte einer Wirtschaftsgeneration zu schreiben. Personen von geringerer Bedeutung. Einige durchlebend bis zum 4. Band, andere abgezweigt, untergetaucht, verschollen. Ethischer Ausgangspunkt: für die Erde, gegen die Stadt. Für das Volk, gegen die verrottete Oberschicht. Für die arischen Grundkräfte, gegen Sozialismus, Juden, Rompolitik. Es riecht ein wenig nach „ausgelegter" Edda. Es sind merkwürdige Namen darin: Altum, Alding, Aldag. Es ist viel Kursivdruck darin (untrügliches Zeichen für Unzulänglichkeiten des Stils), anständige Gesinnung, reines Wollen, gesunder Haß.

Aber das Kunstwerk? Vier Bände? Es beginnt mit einer satirisch sein sollenden und höchst albern wirkenden Szene: Diner mit zwölf Gängen. Die Spitzen der Stadt gebärden sich und reden, als seien sie aus einem Heim für Schwachsinnige. Gesellschaftskritik ist gut, auch als Romanstoff, aber man darf es sich nicht so leicht machen, was man haßt oder

Digitized by Google

bekämpft, zu Trotteln zu degradieren. Das ist, am Leben gemessen, unwahr und, an der Kunst gemessen, hilflos.
Und so ist es im ganzen. Die Kraft der Menschendarstellung reicht nicht überall aus. Es gibt gute Gestalten (der Bauernsohn, der sich in die Höhe arbeitet, Josephs Mutter, die Großmutter Kraforst, Plükthuhn). Es gibt blasse Schemen (aus der Oberschicht). Es gibt Mißbildungen, Verzerrungen, Masken aus einem Leihvertrieb (der Nationalökonom Professor Kobbenjager! Die Theaterkommission). Es ist ein Buch ohne dritte Dimension.
Und so mit dem Stil. „Der grüne Tisch wurde blaurot." Mutter und Sohn (2, 266). Die Gerichtsszene (3, 154). „Bianka liebte ihn mit der Glut des echten Weibesgefühles, das sich nach dem ganzen Mann sehnt; sie warf sich zu ihm mit der Heftigkeit des reifen Mädchens, das nur noch die volle Verbindung reizt." „Am Grabe sang erst die Musik ernste Worte." „Daß sein Ruhm und Volkstümlichkeit . . ." „Rückfall an." Naturschilderung (3, 105) usw.
Ein großer Aufwand vertan. Unser Gewinn? Ein bißchen Teilnahme, ein bißchen Lächeln, ein bißchen Spannung, nicht wenig Ärger über das Eintrittsgeld (die „Eroica" mit einem Schülerorchester), und die Frage: Muß das gedruckt, gelesen, angepriesen werden? Mußten es vier Bände sein? Und sollte das Prometheus-Wort: „Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde . . ." nicht auch eine leise Verpflichtung für das Bild enthalten?

Berlin — Ernst Wiechert

Die Sterne lügen nicht. Roman. Von Artur Brausewetter. Leipzig 1931, Otto Janke. 260 S.

Jedes Jahr spinnt ein neues Buch den alten Faden weiter. Schließlich haben diese Bücher ihr Publikum, sie entsprechen dem Geschmack unzähliger Leute.
In besondere Unkosten psychologischer Art stürzt sich der Autor nicht, schlägt bloß den Seifenschaum lose aus dem Handgelenk. Man kann sich nicht denken, daß Sorgfalt und Liebe an diesen Büchern gearbeitet hat. „Mein halbes Leben" hat Theodor Fontane einst gesagt, „ist mit Feilen und Korrigieren draufgegangen." Aber in all diesen Büchern dreht der Erzähler die Leitung auf und läßt es laufen, wie es eben läuft. —
Um so erfreulicher ist, daß man feststellen kann, daß das neueste Buch Brausewetters den matten und farblosen Roman: „Peter Habichs Wandlung" weit übertrifft.
Dieser neue Roman stellt in den Mittelpunkt der Handlung eine seherisch begabte Frau, die ungewollt eine Reihe Menschen in ein Chaos seelischer Kämpfe treibt, darunter auch ihren Jugendfreund, der — von niemand erkannt — ein zweites Leben führt.
Das gut gewählte Problem könnte ich mir psychologisch vertieft vorstellen, die Gestalten nicht minder. Es bleibt ihnen allen, selbst dem Justizrat Bernstoff, viel mehr noch seiner Tochter, und dem jungen Rechtsanwalt Vieler ein konventioneller Zug, der verrät, daß sie zur Hälfte aus der Literatur stammen. Vielleicht schreibt sich eine gewisse Lahmheit des Romans davon her, daß er sich zu eng an eine Wirklichkeit gebunden hat.
Und trotzdem, wenn man auch den Poeten vermißt, wenn man auch nie den Schlag bekommt, bei dem man in der unumstößlichen Gewißheit aufzuckt: hier spricht ein Dichter — wir haben ein Buch vor uns, das von einem guten Fortschritt und sauberer Arbeit redet, ein Buch, das man Brausewetter als Plus anrechnen darf. —

St. Andrä-Wördern — Albert Leitich

Cantor im Kaleidoskop. Roman. Von J. F. Vuilleumier. Zürich-Leipzig-Wien, Amalthea-Verlag. 459 S. M. 7,— (10,—).

Dieser Cantor ist kein Kantor, er heißt nur so, ist Arzt und gehört zu den Figuren dieses Buchs, an denen der Autor beweisen will, wie Eros uns bildet in unserm Sein und Wesen, wie wir wachsen oder verarmen durch gehabte bzw. nicht gehabte Liebeserlebnisse. Ein Staatsanwalt, gehemmt durch ein unseliges Erlebnis als Student, Vergewaltigung durch eine Frau, findet keinen Weg zur Frau, wird ein kalter Intellekt-Verbannter, dem der pervertierte Eros die Seele zerfrißt. Er ist hier insofern eine Hauptfigur, als er in der Mordangelegenheit, die in einem deutsch-französischen Grenzdorf vorgefallen ist, als Staatsanwalt fungiert und die Richtenden zu einem vernichtenden Urteil an einem Unschuldigen bringt, nur weil dessen halsstarriges Wesen ihn zum Kampf reizt. Dieser Unschuldige, ein junger Schulmeister, mit seinem Vater ins Dorf zugewandert, herbverschlossen in einem verhängnisvollen Trotz, die Frauen wie Tiere nehmend, nur um seine Sinnlichkeit loszuwerden, kommt durch sein Dorfaußenseitertum zu Fall. So trauen ihm alle den Mord zu. Der wahre Täter bleibt unermittelt. Merkwürdig hart und doch in vielen Zügen fein und lebendig gesehen stehen die Menschen des Romans nebeneinander und nur dies eine verbindet sie, lust- oder leidvoll Versklavte ihres Eros zu sein. Da ist dieses Dorf, prachtvoll genau gesehen und abgezeichnet in der Eigenart seiner bäuerlich herben und skurrilen Bewohner, da ist eine imaginäre Stadt, in der es ein Sechstagerennen gibt (Genf? Bern?). Ein merkwürdiges, doch in seiner langsam wachsenden Fülle der Tatsachen und Seelenbestände einiger Menschen, die sich mehr oder minder zufällig begegnen, reiches und kompliziertes Buch. Ob der Verfasser, wohl Welschschweizer, in vielem Nachfolger Gotthelfs, in anderm wieder Ramuz ähnelnd, der Literatur treu bleiben wird? Dann hätten wir, falls er seine Sprache von einigen ungeschickten Wendungen und Satzstellungen säubert und sich eines größeren beziehungshaften Zusammenhalts aller Geschehnisse und Menschen befleißigt, einen neuen wertvollen schweizer Autor zu begrüßen.

Berlin — Werner Schickert

Die späte Wiederkehr. Novelle. Von Ernst Sander. Hamburg 1930, Gebrüder Enoch. 133 S.

Der Inhalt dieser Novelle, die Enoch, einer der Förderer junger Dichtung, in vorbildlicher Ausstattung herausbringt, ist in zwei Sätzen gesagt: ein berühmter Schriftsteller entflieht an seinem 50. Geburtstag allen Ehrungen und besucht, nach Jahrzehnten zum erstenmal wieder, seine Heimatstadt. In diesen Stunden erkennt er, daß Uchtenburg die Kindheit sei, die „überwunden" werden müsse, Irene und was er an ihr erlebt hatte (nämlich daß sie, die Freundin, einst einen Anderen, Einfach-Helleren ihm vorzog) die Jugend, „aus der hervorzugehen es galt, sofern man bestehen wollte". Zu dieser Erkenntnis aber sollte der Schöpfer vorgeblich bedeutender Werke erst nach drei Jahrzehnten kommen? Worin bestand denn seine Entwicklung bis dahin, was befähigte ihn zu seiner Leistung, wenn es ihm erst jetzt gelingt, diese sehr frühen Erlebnisse zu verarbeiten und zu bereinigen?
Das ganze Buch ist ein einziger Monolog und wo es ganz am Schluß und ganz kurz ein Dialog wird, mit jenem glücklich-unglücklichen Anderen, dem seine Irene im ersten Kindbett starb, bleibt er stumm. Vielleicht wäre es einer sehr

Digitized by Google

anschaulichen Sprache gelungen, diesen nicht sehr ergiebigen Stoff mit größerer Eindruckskraft zu formen; Sanders Sprache ist gepflegt, mitunter sogar ein wenig gesucht, aber trotz merklicher Bemühung vermag sie nicht zu bannen. Vorwurf und Behandlung haben etwas Fernes, Enges, Literatenhaftes. Dieses Buch des begabten Autors ist kein Buch aus unserer Zeit.

Berlin — Herbert Günther

Jossa und die Junggesellen. Ein heiterer Roman. Von Willy Seidel. München 1930, Albert Langen. 229 S. M. 5,—.

Die Junggesellen sind zwei Gelehrte in Schwabing, der eine namhafter Lyriker, Schüler Stefan Georges, gleichwohl irdischen Genüssen zugeneigt, der andere Herausgeber der historisch-kritischen Ausgabe eines Dichtergenies des beginnenden vorigen Jahrhunderts, satirischer Dichter und Gourmet. Man hat nicht lange zu raten, um wen es sich handelt, aber die unbekümmerte, offenherzige Schilderung ihrer Tage und Nächte, ihrer Arbeit und Feste entbehrt doch alles Peinlichen, wie es Schlüsselromanen so oft anhaftet. Jossa ist das energische, illusionslose, selbständige junge Mädchen von heute, sie studiert Theaterwissenschaft, treibt Sport und setzt den beiden Freunden die Köpfe zurecht, nachdem sie sie ihnen erst tüchtig verdreht hat. Dieses Mädchen, das in das grausig-idyllische Bohèmeleben einbricht und den sehr amourösen, aber langsam altmodisch gewordenen, verarmten und noch in der Beschränkung stilvoll überlegenen Literarhistoriker adligen Geblüts mit den Formen der Liebe nach dem von ihm verehrten Zeitalter des Frou-Frou bekannt macht, dieses anscheinend so springlebendige Geschöpf ist ein wenig Klischee, sie würde und müßte sich auch ganz anders verhalten, wenn sie nicht zugleich wirtschaftlich selbständig wäre. So ist auch das Ende Klischee, eine höchst unwahrscheinliche Heirat des gelehrten Zynikers mit Jossa. Aber ganz nah und greifbar deutlich ist die Erzählung vom Dasein dieser zwei herrlichen Kerle, die zusammen streiten, saufen, sich erziehen, sich beschimpfen und füreinander durchs Feuer gehen. Und was Seidel wollte, ist ihm gelungen: ein heiterer Roman aus Schwabing. Wieweit er Leser angehen wird, die Schwabing nicht kennen, ist schwer zu sagen; wer aber Schwabing kennt, wird bei dieser Lektüre Stunden unbändiger Freude und — Sehnsucht erleben. Die ganze Leichtigkeit dieser seltsamen Menschensiedlung ist darin, eine Leichtigkeit, die man bei Seidel, dem Dichter so vieler schwerblütiger, exotischer Romane, nicht erwartete. Willy Seidels erster Schritt in großes, neues Gebiet ist geglückt. Hoffentlich folgen bald weitere; wir sind arm an Büchern wie diesem.

Berlin — Herbert Günther

Die Herzogin von Guermantes. Von Marcel Proust. Dritter Roman der Roman-Heptalogie „Auf den Spuren der verlorenen Zeit". Übersetzt von Walter Benjamin und Franz Hessel. Zwei Bände: 432 und 398 S. München, R. Piper & Co.

Man muß einen Blick auf das Bild werfen, das der Umschlag widergibt: die untere Partie gemahnt an Hofmannsthals morbides Ästhetentum, die obere an orientalische Märchenerzähler, die Zeit haben, und an die arabische Pracht schillernder Schmuckstücke. Und wer wollte Proust noch darob schelten, daß er auf die dynamische Glaubwürdigkeit des wirklichen Geschehens verzichtet! Wenn er zum Beispiel einmal schildert, wie er auf eine überraschende Einladung reagiert — und seitenlang darüber reflektiert, die Gesetze gesellschaftlicher Höflichkeit wie lebensvoller Wirklichkeit darüber vergißt. Wie im Traum, der eine andere Zeitrechnung hat als unser waches Dasein, aber darum nicht minder wirklich ist, nur der Erlebnisgrad ist ein anderer, gleiten die Übergänge von Traum und Wachen, von Schlaf und Versenkung an uns vorbei.

Das Gesellschaftsbild, das Proust in der „Herzogin von Guermantes" aufzeichnet, ist der Salon der französischen Aristokratie zur Dreyfuß-Zeit. (Reizvoll, dieses Bild im Vergleichen mit Romain Rolland und Martin Roger du Gard zu ergänzen!) Für Marcel Proust ist die Schilderung dieser Zeit keineswegs Selbstzweck. Der Spiegel, in dem wir sie zu sehen bekommen, ist die romantische Schwärmerei eines jungen Menschen zu einer ihm unnahbar scheinenden schönen Frau. Aber der junge Mensch, der dieses Märchen erlebt, will wie ein Kind alles ganz genau wissen, das subtilste Ge-

Marcel Proust

fühl, das winzigste Etwas wird mit einer Liebe zum Detail gemalt, daß, was bisher als eine irreale Welt gegolten, zu einer höchst greifbaren Wirklichkeit wird.

Wohin das Gesamtwerk hinaus will, geht auch aus dem dritten Proust-Roman nicht ganz hervor: musikalisch werden Gestalten aus den früheren Büchern — „Der Weg zu Swann" und „Im Schatten der jungen Mädchen" — in das Geschehen verwoben, Swann, Odette, Albertine treten in die Sphäre um Oriane von Guermantes, in der sich der Held jetzt bewegt, der französische Gesellschaftsroman grenzt an den Entwicklungsroman, der typisch deutsche Art vertritt. Ein seltsamer Gurnemanz begegnet Herr Charlus dem Parzifal Marcel — und die soziologische Welt wandelt sich in die metaphysische der Parabeln Franz Kafkas.

Neben André Gide ist Marcel Proust wohl das am meisten charakteristische Zeugnis der Vermählung deutsch-französischen Geistes. Von Hofmannsthal war schon die Rede: Bei Hofmannsthal die Sehnsucht, eine klassische Schönheit neu aufzubauen. Bei Proust: die Sucht, fliehende Wirklichkeiten zu erhaschen und festzuhalten. Beides Pathologen in dem Sinne, in dem Goethe von dem Klassischen als dem Gesunden

Digitized by Google

und dem Romantischen als Kranken gesprochen hat. In diesem Sinne ist Marcel Proust das größte romantische Genie seit Novalis. Als die ersten Proust-Bände in Deutschland bekannt wurden, schien uns die Begabung dieses Franzosen exzeptioneller zu sein. Heute spürt man doch eine geistige Verwandtschaft mit einem Robert Musil heraus, die gleiche Art, psychologische Zeitlupenaufnahmen zu machen, die gleiche Verbindung von Seelenforschung mit der Darstellung eines Gesellschaftsbildes. (In bescheidenerem Ausmaß gehört noch der junge Schweizer Jakob Humm in diese europäische Schriftstellerklasse.)

Berlin — Lutz Weltmann

Das Wunder von Peille. Von J. L. Campbell. Deutsch von Emmy Seidel. München 1930, R. Piper & Co. 198 S. M. 3,20 (4,50).

Eine rührende Legende, die in unseren Tagen in dem oberhalb Nizzas gelegenen Armenhäuslerdorf Peille spielt, wo Therese Ursula, gelähmte Tochter elender Ausgestoßener, in einer verfallenen Klosterruine lebte, gleich dem heiligen Franziskus mit Siechen und Bettlern, mit Tieren und Gräsern Umgang hält und ohne es zu wissen und zu wollen in der Einfalt ihres Herzens Wunder tut, überirdische Erscheinungen hat und in Trance seltsame Schriftzeichen niederschreibt, die vom orientalischen Seminar in Lyon als arabischer Text entziffert werden. Dieser Text bezieht sich auf die Gründung des Klosters im vierten Jahrhundert, das wiederaufzubauen der seinerzeitige Gründer und Erbauer der kranken Therese Ursula ans Herz legt.

Beim Lesen dieser Legende aus unseren Tagen wird man zuweilen an einzelne Partien in Selma Lagerlöfs „Arnes Schatz" erinnert, wo ebenfalls überirdische Mächte sich bemühen, um ein begangenes schweres Verbrechen aufzudecken. Seltsam ist nur, daß diese überirdischen Mächte immer den Standpunkt einzunehmen scheinen: warum eine Sache einfach erledigen, wenn sie recht kompliziert zu machen geht? Niemals benutzen diese überirdischen Mächte die geraden Wege; sie begehen vielmehr mit Vorliebe stets die krausesten Pfade, um zu ihrem Ziel zu kommen, als seien sie amerikanische Detektive, die ihre Bewunderer in Spannung halten wollen.

Gleichviel, Campbell erzählt schlicht und schön und ohne jede Prätention.

Berlin — J. E. Poritzky

Sein Freund der Schäfer. Roman. Von John Owen. Aus dem Englischen von Paula Arnold. Berlin-Wien-Leipzig 1930, Paul Zsolnay. 338 S.

Die banale rührselige Geschichte des verschmähten Liebhabers — diesmal ein Schäfer — der an seinem Nebenbuhler zum Mörder wird. Das Ganze, dem englischen Geschmack entsprechend in Schwarzweißmanier: Nurschurken und Nurheilige. Eine nichtssagende Angelegenheit, die auch formal für ihre zehntausendmalige Dagewesenheit nicht entschädigt und die von unseren heutigen Problemen so fernab liegt wie der Sirius.

Berlin — J. E. Poritzky

Weib im Strom. Von Frederik Parelius. Deutsch von Ernst Zichner. Berlin 1930, Büchergilde Gutenberg. 234 S.

Seit dem wundervollen Roman der Gebrüder Goncourt: „Germinie Lacerteux" hat es die Schriftsteller immer aufs neue gereizt, sich in das Leben und die Seele jener geduldig — oder rebellisch dienenden Mädchen zu vertiefen, deren Sinn und Schicksal so eng mit den Höhergestellten verflochten ist, wie das keiner anderen Arbeiterin, und die uns, mit denen sie leben, doch so unerhört fremd bleiben.

Auch der Norweger Parelius wählt ein Dienstmädchen, das vom Bauernhof in die Stadt kommt, zur Heldin seines großen Romans. Es ist die alte, traurige Geschichte, die sich wie im Nordland auch in unseren bürgerlichen Haushaltungen tausendmal begibt, an der wir meist gleichgültig vorübergehn, ohne uns klar zu werden, wieviel kostbares Menschenmaterial auf diesem Wege hoffnungslos verlorengeht. Das ehrliche, tapsige Landmädchen, fleißig, willig, voll Urkraft der Erde, fällt dem feinen Hausherrn zur Beute, sinkt, um ihr geliebtes Kind in anständiger Pflege zu erhalten, in immer armseligere Stellungen und Arbeitsplätze hinab, läßt sich noch einmal in der Trunkenheit von einem feinen Herrn betören, hat ein zweites Kind zu erhalten — am Ende bleibt ihr als letzter Weg zum Verdienst nur die Straße. Auch im Dirnenberuf gibt es Abstufungen, die unglückliche Gunvor sinkt bis auf den untersten Grund, lernt Krankenhaus und Gefängnis kennen — verliert nur eins nicht: ihre unbändige Lebenskraft, die sie immer wieder emporreißt und sie mit dem Verdienst des dunklen Gewerbes in einer kleinen Plättstube gewissermaßen wieder zu Ehren kommen läßt. Nun will sie ihre beiden Söhne zu sich nehmen, für sie allein arbeitet sie ja. Doch die Vergangenheit läßt sie nicht los. Ein trunksüchtiger Student — der einzige Mann, den sie je geliebt hat, tritt in ihren Weg, sie nimmt ihn auf, erträgt seine Deliriumsausbrüche, heilt ihn allmählich — und verliert darüber Liebe und Achtung ihrer Söhne, die sie rücksichtslos verlassen, durch dieselbe Lebenskraft getrieben, die ihre Mutter in allen Wirbeln des Stromes aufrechthält. Gunvor verfällt demselben Fehler wie ihre Freundinnen: zu Geld gekommen, heiratet sie, um wie jene gedemütigt, mißhandelt zu werden. Bis sie fertig wird mit jedem Gefühl, den Mann fortjagt, allein steht wie ein sturmzerzauster Baum, der sich hartnäckig aufrecht hält zwischen stromunterwühlten Felsen.

Wer ist ihnen nicht schon begegnet, diesen alten, von wilden Wettern zerfurchten Weibern, die, sparsam, fleißig, barsch, irgendein Gewerbe betreiben, einsam, ganz einsam leben und sterben?

Parelius hält sich nicht mit Sentimentalitäten auf. Seine Behandlung ist dem Stoff angepaßt, von eherner Logik, ruhig und klar, wodurch auch das Furchtbarste erträglich wird — gleichsam eingeordnet in die unabänderliche Grausamkeit der Natur. Unter der harten Oberfläche quillt ein schönes männliches Erbarmen mit dem Los des Weibes, das mitleidslos in den Strom des Verderbens gestoßen wird. Die Buchgilde hat das erschütternde Buch ungewöhnlich gut ausgestattet.

Weimar — Gabriele Reuter

Das heilige Feuer. Von Karin Michaelis. Dresden 1930, Carl Reißner. 335 S. M. 6,— (7,50).

Herr und Mädchen. Roman. Von derselben. Berlin 1930, Gustav Kiepenheuer. 313 S. M. 4,50 (7,—).

Es ist verblüffend, was Frau Michaelis alles in einem einzigen kurzen Jahr zu schreiben vermag. Oft zwei Romane und einen Essayband und ein Kinderbuch. Und dabei sitzt sie nicht nur da und plauscht die Fülle ihrer Einfälle aus, sondern sie lebt, lebt für sich, lebt mit anderen, für andere, reist, interviewt und wird es selbst, führt Notizbücher, schreibt Erlauschtes mit, bekommt große Post und erledigt sie gewiß selbst.

Digitized by Google

Ein solcher Band ihrer Begegnungen und Interessen für andere, Leidende, Kämpfende, Schaffende ist das „Heilige Feuer". Mir scheint: am heftigsten brennt es in Frau Karin selbst, sie sagt nicht nur, man glaubt von ihr: im Augenblick, da die große Idee sie riefe, würfe sie alles hinter sich, Ruhm und Arbeit, Leben und Freunde — und folgte ihr. Sich opfern wäre ihr ein Kleines. Setzt sie sich nicht schon bis zum Mißverständnis und Haß und Spott für das ein, was ihrer jungen Begeisterungssucht wert scheint? Aber eine Frage bedrückt mich, wenn ich so Jahr für Jahr einen dieser Bände lese, in denen Frau Karin ihre Begeisterungen und Fechtgänge (nimmt die Welt sie sehr ernst? ich weiß es nicht!) sammelt: kann sich nicht auch ein heiliges Feuer einmal verzetteln? Ständig hierhin und dorthin getragen, hier ein Scheit genommen für einen Scheiterhaufen, dort eins für einen Altar, eins für einen häuslichen Herd, eins für das Johannisfeuer der freien Liebe: ob da eines schlimmen Endes nicht einmal von dem großen Feuer nur ein auskühlender Aschenplatz übrigbleiben könnte? . . . Eins ist gewiß: für wen alles diese großartige Frau eintritt: die Liebe zu der Schreiberin wird besser genährt als die zu ihren allzuvielen Schützlingen.

Und zu gleicher Zeit ein Roman. Oh, man liest ihn unaufhaltsam, man verschlingt diese Geschichte der Märtyrerin Dienstmädchen mit ihrer entselbsteten Liebe zum Rittmeister, man weiß genau, welchen ausweglosen Marterweg dieser brünette Engel geht. — Aber man kann nicht aufhören! Diese Märchentante Karin versteht's zu gut! Dabei ärgert man sich, daß man ihr verfällt, ohne mehr Tertianer oder Backfisch zu sein, denn für wen sonst ist eigentlich dieser (verzweifelt komische, triefend sentimentale, grotesk unglaubliche) Roman geschrieben! Von solchen tumben, reinen, gottseligen, durch alle Mutterschaften hindurch keuschen Mägdelein hat Frau Karin vor einem Menschenalter geschrieben. Kehrt sie zurück ins selige Jugendland? . . . Wenn sich die Jugend wieder in uns meldet, werden wir alt, nicht wahr? . . . In diesem Roman, der wahrhaftiger Gott einer ist, glaubt man nur an ein paar Nebenfiguren, sonst ist alles wesenloser Schein, Phantastik, Wunschtraum. Ein Dichter kann auch vom Unmöglichen überzeugen. Aber wer nur Erzähler ist, muß dem Leben folgen. Dieser Roman ist Courths-Mahler für die Vordertreppe, nein, mein Gott, was diese ewige Unschuld Flora erleidet, tut und unterläßt, betet und schreibt, das geht auf keine Kuhhaut, doch in ein Buch für den Familientisch. Dabei ist dieser Roman — verhülle dich, originale Courths-Mahler! — so modisch, daß sogar ein invertierter Jüngling darin sich parfümiert, mit den Freunden in die Badewanne geht usw. Aber auch das ist in Majas blumenbestickten Schleier der süßen Poesie gehüllt. Ich zweifle nicht: viele Frauen — mit fünftausend rechnet der Verlag — werden über diesem Buch sich schneuzen und schluchzen. Und ich möchte nur wissen: schreibt Karin Michaelis solche Bücher extra für diese Fossilien unter den Lesern? oder sich vom Herzen? Das zweite wäre mir fast schmerzlicher; aber ich fürchte, Frau Karin Mahler schreibt in Treu und Glauben.

Berlin — Kurt Münzer

Volk am Meer. Roman. Von Johan Bojer. Deutsch von Sandmeier und Angermann. München 1930, C. H. Beck'sche Vgbh. 354 S. M. 5,25 (7,—).

Ein neues Buch von Bojer: das hebt man sich auf für einen guten, stillen Tag, das ist nicht nur Pflicht, viel mehr Freude. Und — niemals wird man enttäuscht. Auch diesmal — wenn man nur nach dem ersten Kapitel heimisch geworden ist in dem Elendsland an der Bucht — liest man hingegeben diese Chronik eines Jahrzehnts aus dem Leben der Ärmsten, aus den Wechselfällen norwegischer Fischer und Bauern, die die Geldwirtschaft erreicht hat, denen die harte Hand zu Wechselunterschriften geführt wird, die sich an die Stadt verlieren, die zerbrochen heimkehren. Eine kleine Welt, ein Dutzend Schicksale, worin sich aber die große Welt, die ganze Menschheit spiegelt. Man liebt es da oben, solche Bücher zu schreiben; von Hamsun bis zu den noch Namenlosen, vom Individualitätswahn zum sozialen Weltgefühl gelangt, schlagen sie da ihren Horizont über eine Gemeinschaft; ein Haus genügt nicht mehr, Dorf muß es sein, ein ganzer Landstrich, eine Insel, eine Stadt. Aus Einzelschicksalen wird eine Gesamtexistenz kristallisiert. Und es spricht für die Kraft der Gestaltung, für die Weltgültigkeit der Seelenschau, wenn solch ein Buch vom Leben und Treiben einer entlegenen Gemeinde uns zu bewegen, nachdenklich zu machen, selbsteinsichtig zu stimmen vermag. Bojer ist einer der stärksten Gestalter des Nordens. Seine Mittel sind schlicht und karg, in seiner Sprache zeigt sich, wie Meer und felsiges Land den dichterischen Ausdruck zu formen vermögen. Denn die Sprache ist salzreich, ist kräftig, hart und großlinig. Sie wird nicht einmal weicher und süßer, wo es um Liebe und Kummer, um die Lust und die fruchtbare Nacht geht. Indes doch selbst bei diesem Meervolk das Mark in Süße schmelzen und die aufgesprungene Lippe weich wie Blumenblatt werden kann. — Bojer schreibt immer schöne Bücher, bei jedem neuen glaubt man, es sei das schönste; aber man braucht nur in den früheren wieder zu blättern, um zu sehen, daß sein ganzes Werk ein groß dichterisches und uns tief angehendes ist.

Berlin — Kurt Münzer

Der brennende Busch. Roman. Von Sigrid Undset. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. Frankfurt a. M. 1931, Rütten & Loening. 537 S.

Den einzigen Einwand schnell vorweggenommen: wenn man nun diese beiden Bände, „Gymnadenia" und den hier vorliegenden, in ihrer Gesamtheit übersieht, so entspricht vielleicht die Substanz des Werks nicht dem epischen Aufwand. (Fast elfhundert Seiten von je siebenunddreißig breiten Zeilen!) Es besteht ein Mißverhältnis zwischen Stoff und Verarbeitung. Nicht daß es tote Stellen gäbe, aber vieles ist — aus psychologischer Gewissenhaftigkeit, aus falscher Ehrerbietung vor der Wirklichkeit — und Leben ist etwas ganz anderes als Wirklichkeit! — zu sehr zerdehnt, zu stark kommentiert, es ist fast alles gesagt, es wird dem Leser zu bequem gemacht, es bleibt ihm nichts zu erahnen, nichts aufzuarbeiten. Womit man dem (höheren) Leser einen großen Teil des Reizes an der Lektüre entzieht. Aber nun ist dieses gesagt, und es ist eine gewaltige Überhebung, an den Leistungen einer Schöpferin, wie es die Undset ist, Ausstände zu machen. Jetzt zu dem Positiven dieser großen Leistung. — Der Undset Freunde sind schuld an der Angst, ja, dem Mißtrauen, mit dem man an ihr letztes Werk heranging. Es hieß, die Undset sei nun eine nichts als katholische Schriftstellerin geworden, eine Propagandistin der römischen Lehre, eine Fanatikerin des Dogmenglaubens, von aller schöpferischen Inspiration verlassen, habe sie eine Bekehrung und Verführung zur Konversion geschrieben. — Nichts davon! Mit einer geistigen Freiheit und Überlegenheit, wie sie der gläubige Katholik nur selten hat, behandelt sie die große religiöse Frage. Sie ist ohne jeden kleinsten Abbruch auch als Katholikin die Persönlichkeit geblieben, als die sie frühere Werke schuf. Nein, sie erlaubt keinen Zweifel, aber sie lächelt in

Digitized by Google

höchster Güte und reinster Sicherheit mit den Ungläubigen mit, sie nickt zum Widerspruch, läßt sich aber nicht anfechten. Sie ist wohl selbst von jenem erhabenen Christentum erfüllt, zu dem ihren Helden sich entwickeln zu lassen, der Inhalt dieses Romans ist. — Paul Selmer, der Sohn der großartigen Mutter aus „Gymnadenia", wird aus einem alltäglichen Mann ein Mensch. Er beweist die Umkehrung der alten Banalität, daß Religion ein Surrogat für Erotik sei. Erzählt wird seine Überwindung der Furcht, Gottes Liebe ganz zu empfangen und weiterzugeben. Die Liebe, die über Begriffe geht: also Gottes Liebe, zu ihr zu gelangen, das ist doch ein Romanvorwurf, vor dem unsere großen Literaten beschämt ihre Füllfeder senken dürften. Die Undset hat den Mut, ein Buch weniger für die Seele als aus der Seele zu schreiben. Also, fürchte ich, werden viele verständnislos bleiben. Aber dafür ist ein Reichtum von Episoden, Kindergeschichten darin, der jeden beglücken muß. Nirgends ein Lachen, aber beständig ein verschleiertes Lächeln. Aus welchen Tiefen des Erlebens kommt Frau Sigrid her, um alles das wissen, sagen und deuten zu können! — Der Band „Gymnadenia" hat ein wenig kühl gelassen, allzuviel Alltag war darin. Aber rückschauend bekommt er allen Sinn und Wert. Jetzt, zu Ende geführt, wird auch das Vorspiel dieser Entwicklungsgeschichte eines Mannes von heut groß und schön und bedeutungsvoll. Es ist das dritte große Epos der Undset, und daß man sich ihm weniger rückhaltlos, mit einiger Hemmung hingibt, liegt nur daran, daß es — man sollte das Gegenteil annehmen! — heut spielt, unter uns, um den Krieg herum. Aber dieses Buch kommt so unmittelbar aus uns selbst, aus unserer Seelenhaltung, aus unseren persönlichen Konflikten und Komplexen, daß grade diese enge Beziehung uns abstößt. Man sträubt sich dagegen wie gegen den Anfang einer Psychoanalyse. Doch diese Widerstände überwunden — und man ist unaufhaltsam hineingerissen in den Fluß der Erzählung, die so persönlich und überpersönlich in einem ist, daß jeder wie von sich selbst liest. Was so ganz aus Erlebnis kommt wie der Undset Bücher, muß auch jedem zum Erlebnis werden. Und diese ungewöhnliche Frau reift immer noch. So hat sie von je den Blick für Natur gehabt, nun wird er immer mehr Gefühl für sie. Wie hier die Landschaft, Wind und Regen, Wolken, Gartendüfte die menschlichen Ereignisse begleiten, das kommt aus einer Allverbundenheit, der jeder Einfall unmittelbar Schöpfung werden muß. — Daß die Leistung des bewährten Übersetzerpaares wieder jeden Hauch des originalen Zaubers erhalten hat, bedarf eigentlich kaum noch der Erwähnung.

Berlin Kurt Münzer

Die Schwester aus Paris. Roman. Von Barbra Ring. Deutsch von Emilie Stein. München 1930, Georg Müller. 255 S. M. 4,80 (6,50).

Die Norwegerin Barbra Ring, deutschen Lesern bereits rühmlichst bekannt durch ihre entzückend humorvollen Romane „Petra" und „Peik", schaltet auch in diesem ernsten Buch, in dem sogar ein leiser Ton von Tragik mitklingt, den Humor nicht ganz aus. Sie steht über dem Leben und kann deshalb das Lächeln nicht immer unterdrücken, auch wo Schmerz und Traurigkeit ihrem Auge Tränen entlocken. Es ist erfreulich, einmal ein Buch zu lesen, das nicht darauf aus ist, nur ja das Zeitporträt richtig zu geben, sondern Porträte von Menschen, die in ihrem eigentlichen Wesen doch dieselben sind, ob es Vor- oder Nachkriegszeit ist. Die kleine Familiengeschichte spielt freilich in unseren Tagen, aber das ist belanglos. Wichtiger ist, was in den Herzen der Menschen vorgeht. Und wenn es auch scheinbar unwichtige Dinge sind, so bekommen sie, weil sie jedem passieren können, in dem zarten und weichen Licht, in das die Dichterin sie taucht, für den Leser die Wichtigkeit von Selbsterfahrenem. Das Buch ist ein mit leichter, kluger Hand gemaltes Pastellbild, das durch seine Farben mehr sagt als durch die Umrisse. Probleme, Konflikte, seelische Kämpfe tauchen auf, werden mit Fingerspitzen angetippt und verebben sanft, aber sie bleiben trotzdem haften und machen nachdenklich. Diese junge „Schwester aus Paris", deren Herz sogar in dem pariser Boheme-Milieu seine Unverdorbenheit bewahrt, die sich aber von der bürgerlichen Oberflächlichkeit befreit hat, in der die verheiratete Schwester in der norwegischen Heimat versinkt, ist in ihrer reizvollen Urwüchsigkeit eine zweifellos glaubwürdige Verbindung von Primitivität und kultivierter Geistigkeit. Um dieser Mädchengestalt willen liest man den Roman mit Teilnahme und Genuß. Es ist das Werk einer reifen künstlerischen Begabung, die mit ihrer Kraft hauszuhalten weiß, ein feines, stilles, bescheidenes Buch, fern von allem Literatenhaften, gesund und natürlich gewachsen.

Hvitträsk (Finnland) Johannes Öhquist

Heimweh. Roman. Von Maria Verhoeven-Schmitz. Deutsch von Fritz von Bothmer. Leipzig-Zürich 1930, Grethlein & Co. 254 S.

In dem keineswegs dünnen Kranz der holländischen Dichterinnen ist Maria Verhoeven-Schmitz, die als Mitarbeiterin des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" manches kluge Wort über deutsche Bücher zu sagen pflegt, eine aparte, feingezeichnete Blume. Die Rechtfertigung dafür, daß die (ausgezeichnete) Übersetzung dieses in der Heimat preisgekrönten Romans geschah, wird durch den großgesehenen Aufriß eines ganzen Männerlebens — „vom Himmel durch die Welt zur Hölle" — erbracht, den das nicht allzu umfangreiche Buch darbietet. Die Eigenart der These liegt darin, daß das, was dem grobsinnlichen Zuschauerauge als Hölle gelten könnte, sich als die eigentliche Heimat des ruhe- und rücksichtslosen Lebensjägers und Lebenssiegers Adam Heemdrift erweisen soll. Mit echtem Frauenblick hat Maria Schmitz eine männlich-allzumännliche Gestalt auf kraftstrotzende Beine gestellt, ganz leise denkt man freilich an Sudermannsche Helden. Adam, seines Zeichens ein Bankgewaltiger, dem es nichts ausmacht, bei der Rückkehr vom Ausritt die Tochter eines ungastlichen Bauern einfach hinzunehmen oder durch eine kleine Perfidie ein Mädchen, an dessen Besitz ihm gar nicht einmal so viel liegt, dem kleinbürgerlich-braven Verlobten zu entfremden — er fühlt sich, nachdem er in Größenwahn und Napoleonstrotz sein und anderer Leute Vermögen verspielt, als erblindender Geiger und Schützling einer gutgearteten Prostituierten erst so recht zu Hause und seiner eigensten Bestimmung zurückgegeben. Lärmmüdigkeit, Weltabwendung, verinnerlichte Selbstschau, durch das Sinnbild des Blindwerdens noch besonders unterstrichen: Man spürt die buddhistische Geisteswelle, die vom grenznahen Ommen, dem jahrelangen Herrschersitz Krischnamurtis, über ganz Holland hinwehte!

Der durchgeführte Entschluß, mit emsigen Frauenfingern den Koloß des Lebens packen und von der Stelle rücken zu wollen, das mutige, wenn auch nicht gefahrlose Ausschreiten auf dem einmal eingeschlagenen Wege, das werden die Gewinnpunkte sein, die das holländische Preisgericht zu seiner Entscheidung bestimmten. Der Verfasserin darf man wünschen, daß sie in ihrem nächsten Werk an das Bauen eines wohnlichen holländischen Hauses gehen möge, nachdem sie sich

Digitized by Google

diesmal, nicht ohne Glück und Ernst, an einer gotisch-asiatischen Kathedrale versuchen durfte.

Berlin — Franz Dülberg

Schilfrohr im Winde. Roman. Von Grazia Deledda. Braunschweig-Berlin-Hamburg, Georg Westermann. 276 S. M. 4,50 (6,50).

Man sollte an diese neue Arbeit der Deledda den Maßstab der Weltliteratur anlegen; die Tatsache, daß sie den Nobelpreis für Literatur erhielt, verpflichtet dazu. Aber man kann es nicht, ohne daß das Werk neben dem Maßstab verschwände. Es ist eine engbegrenzte Angelegenheit aus engbegrenzter Heimat, diese Dorfgeschichte von drei Schwestern und ihrem treuen alten Knecht, dem reichen Onkel und der wucherischen Dorfhexe. Dann kommt ein Neffe, ein geliebter Taugenichts und bringt die brache Tantenwirtschaft auf den Hund. Moral: „Wir sind das schwache Rohr, und das Schicksal ist der Wind". Außerdem: „Wir sind zum Leiden geboren". — Sonst nichts.

Berlin — Rudolf Frank

Liebe in der Krim. Erzählung. Von Iwan Schmeljow. Aus dem Russischen von R. Candreia. Leipzig 1930, Philipp Reclam jr. 131 S. M. 1,20.

Aufbau. Roman. Von Leonid Leonow. Aus dem Russischen von Richard Hoffmann. Wien 1930, Paul Zsolnay. 501 S.

Hier wäre eine Aufgabe für einen großen Verlag: das Lebenswerk des Iwan Schmeljow in einer Gesamtausgabe für die deutsche Leserwelt herauszubringen. Denn was als Probe in diesem schmalen Bändchen vorliegt, noch vor dem Kriege geschrieben, läßt Großes erwarten. Es geschieht wenig in dieser Geschichte einer Liebe, nicht mehr, als daß ein primitives Menschenherz an der „Macht der Verhältnisse" zerbricht. Es ist kein Reichtum an Gestalten: tatarische Menschen, lose aber folgenschwer neben das Kurpublikum der Vorkriegszeit gestellt. Es ist keine Häufung, keine Raffiniertheit der Konflikte: Liebe von Naturkindern, über die das Schicksal hinweggeht, wie am Schluß das Erdbeben über die Stadt hinweggeht und der Herbst verdorren läßt, was in Blüte und junger Frucht nach der Ewigkeit zu trachten schien. Auf den ersten Blick etwa die Linie Turgenjews fortsetzend („Frühlingswogen"), aber auf eine nicht zu vergleichende Weise vertieft und leidenschaftlich gesteigert. Ich kenne niemanden außer Jacobsen, bei dem ein solcher Rausch des Lichtes, der Farbe, des Duftes zu finden wäre wie hier. Bei dem eine solche Auflösung des Menschen in die Natur vor sich geht, ein Hingegebensein an Sehnsucht und Erfüllung der Erde. So sehr und mit so zwingender Eindringlichkeit, daß alles Menschenschicksal nichts weiter zu sein scheint als eine schöne und traurige Blüte, die aus der Fruchtbarkeit dieser Erde emporwächst, der Glückseligkeit so teilhaftig wie des Welkens. Und ich glaube nichts Besseres von dieser Geschichte sagen zu können, als daß sie, wie das Reifste bei Hamsun etwa, an das Goethewort erinnert, daß nichts Größeres uns geschehen könne, als daß sich Gott-Natur uns offenbare.

Wenn zu diesem schmalen Bändchen der große Roman Leonid Leonows gestellt wird, so geschieht es nicht deshalb, weil auch er ein russisches Buch ist. Aber vielleicht ist das ungeheure Spannungsvermögen der russischen Seele wie ihres Schicksals nicht klarer zu begreifen als an dem Raum, der zwischen diesen beiden Büchern liegt, und — an der Gemeinsamkeit der tiefen Wurzel, zu der alle russische Dichtung zurückführt. Nichts ist in diesem Buch geblieben von der frohen Sorglosigkeit jener Jahre, von dem Luxus der Reichen wie von der „beschaulichen" Armut der Besitzlosen. Nichts von der ungestörten Verschwendung der Natur, der Sorglosigkeit der Erde, dem „animalischen" Dasein der Gefühle. Was hier im „Aufbau" arbeitet, arbeitet wie unter der Peitsche eines apokalyptischen Reiters, rastlos, uferlos und — glücklos. Bau einer riesigen Zellstoffabrik in einer Waldwüste Sowjetrußlands. Einbruch einer neuen, unerhörten Welt in das dumpfe Schweigen eines Klosters, eines Dorfes. Auslöschung aller Widerstände — Götter, Dörfer, Menschen — atemloser, rasender Kampf gegen das Ungeheure der Natur und die Dumpfheit eines alten Volkes. Sieg nach ungezählten Niederlagen. Riesenhafte Perspektiven, die sich ins Unendliche öffnen. Viel tiefer in den grüblerischen Urgrund des russischen Menschen steigend als etwa Gladkow oder Pamferow, eine neue Welt leidenschaftlich umschlingend und doch unlöslich mit der alten verwachsen. Das große und künstlerisch ganz reif dargestellte Schauspiel des Turmbaus zu Babel, mit einer erschütternden Gläubigkeit geschrieben, ohne Haß, ja, ohne Tendenz, mit der Gebärde eines Propheten, der gleichzeitig die Hand nach der Märtyrerkrone hebt. Denn das Seltsame und Erschütternde dieser Bücher der Leonow, der Gladkow und Pamferow ist die Erkenntnis: daß alle diese Helden ihrer Bücher, diese Kommissare, Funktionäre und Wirtschaftsführer arbeiten wie die Verzweifelten, fünf, zehn Jahre lang, ohne Pause, Erholung, Ruhe, Genuß, und daß sie alle — unglücklich sind. Nicht über Mißerfolge etwa. Sondern daß sie nicht aufgehört haben, zu grübeln, zu leiden, nach dem Sinn des Lebens zu fragen. Und in einer für unsere Begriffe unerhört neugeordneten Welt, noch naß von Blut und Tränen, scheint sich, unüberwindlich und zutiefst ewig, das alte russische Antlitz zu erheben, das dem Leide nie entging, weil es ihm nicht entgehen konnte, das Antlitz des Raskolnikow, des Karamasow, des Idioten, der Dämonen. Und man legt das Buch aus der Hand in dem erschütternden Gefühl, daß hier vielleicht schon, unterirdisch leise, überschrien gleichsam, die Stimme eines Weltgerichtes sich erhebe, die nichts zu sagen hat und nichts zu sagen braucht als das Wort alles Menschheitsgerichtes: „Wo ist dein Bruder Abel?"

Berlin — Ernst Wiechert

Marußja stiftet Verwirrung. Roman. Von Fjodor Gladkow. Aus dem Russischen von Jos. Kalmer und Boris Krotkow. Wien 1930, E. P. Tal & Co. 188 S.

Der russische Titel dieses Buchs heißt „Trunkene Sonne", und er wird der „Seele" des Buchs gerechter als der deutsche Titel, der auch in der „Berliner Illustrierten" stehen könnte. (Außerdem sollte den Übersetzern der Unterschied zwischen „zeitlich" und „zeitig" bekannt sein. S. 101.) Von dem Autor des Zementromans war viel zu erwarten. Aber ich halte darüber hinaus dieses kleine Buch für eine der großartigsten Leistungen neurussischer Dichtung, die mir bekannt sind. Ein Sanatorium für Kommunisten irgendwo in der Krim. Und in diesem Sanatorium eine überwältigende Reihe erbarmungslos scharf gesehener Gestalten von einem verblüffenden Reichtum an Echtheit, Tragik und jenem grimmigen Humor, der seit den „Toten Seelen" nicht erloschen ist. Man darf weder das Rußland noch die Kunst etwa der „Memoiren eines Jägers" in diesem Buch erwarten. Was hier an Gestalten und Gesprächen, an Freude und Leid sich entfaltet, ist durch die erbarmungsloseste Verwandlung gegangen, die ein Volk je erlebt hat. Hier ist eine gänzlich unbürgerliche Komik und Tragik. Hier sind Kommunisten, die nach zehn

Digitized by Google

Jahren fanatischer Arbeit nicht mehr zu leben vermögen, organisch, selbstverständlich wie ein Baum, und solche, die wie die „Hulligane" nichts anderes verstehen als in Zote, Wüstheit und Zügellosigkeit zu vegetieren. Eine umgelagerte Welt, mit einer finsteren Gesetzlichkeit, von einer großen Kunst des Finsteren entkleidet und zum Notwendigen des Schicksals umgeschaffen. Und wenn diese Welt sich auch von allem gelöst haben mag, was uns bindet, so hat sie sich doch nicht von der Natur gelöst, und ebensowenig hat es die Kunst getan, die aus dieser Welt sich gebiert. Wie hier Erde und Mensch verflochten sind, flammende Sonne und flammendes Schicksal, das ist bewundernswert. Und es scheint mir, als könne eine Weltanschauung nicht verfluchenswert sein, die imstande ist, sich in solcher Kunst zu spiegeln.

Berlin — Ernst Wiechert

Die Hölle im Sowjet-Paradies. Roman. Von Joseph Eckerskorn. Münster (Westf.) 1930, A. Vollmer. 302 S. M. 4,25 (5,75).

Personen: rechts Engel, links Teufel. Hauptengel Michael (weiße Garde), Hauptteufel Iwan (rote Garde). Beiname Michaels: der schwarze Panther. Die Engel triefend von Edelmut, so sehr, daß ehemalige Gardeoffiziere ihnen vor Dankbarkeit die Stiefelspitzen küssen. Die Teufel damit beschäftigt, Kirchen zu sprengen, Augen auszustechen, zu Tode zu peitschen usw. Helfer der Weißen der echt bajuvarische Oberheld Klinghöller, der überall, wo ein Dutzend Feinde versammelt sind, sechs davon mit den Köpfen zusammenschlägt, daß sie das Aufstehen vergessen. Bild von Rußland etwa dem entsprechend, was man sich in einem katholischen Hinterwalddorf von Rußland vorstellt oder vorstellen möchte. Stil: „Klinghöller ist ein echter Bayer . . . trotz seiner Robustheit hat er aber ein Kindergemüt. Seine Treue reicht, wie der höchste Kaukasusgipfel, bis über die Wolken." „Michaels große straffe Gestalt stellt eine Heldenfigur dar. In seinem Wesen liegt Mut und Entschlossenheit . . ." „Seine aus einem glatten Gesicht rollenden schwarzen Augen . . ." Überschrift: „Wenn edle Seelen bluten . . ."

Frage: Welch ein Menschenfreund setzt Herrn Eckerskorn in die Lage, sich einem anderen Beruf als dem des Schriftstellers zu widmen?

Berlin — Ernst Wiechert

Skarree! Skarree! Kriegsgefangen unter Zar und Tscheka. Von Leopold Steiner. Innsbruck-Wien-München 1930, Verlagsanstalt Tyrolia. 139 S. M. 2,—.

Wenn über dieses Buch ein etwas milderes Urteil gefällt werden kann, so liegt es nicht daran, daß es als Kunstwert höher steht, sondern daß die Peinlichkeit einer unerfreulichen Absicht fehlt und ein wenn auch primitives Erlebnis an die Stelle einer schlechten Erfindung tritt. Aber dies ist auch der einzige Vorzug. Was hier mit den Augen eines verbitterten und nicht sehr lebensgewandten Kriegsgefangenen gesehen wurde, hat sich zu geradezu grotesken Urteilen über die Stupidität, Grausamkeit, Roheit und Verruchtheit des russischen Volks verdichtet. Eine Beschränktheit des Gesichtsfeldes, die sich auch in dem Entsprechenden des Stils spiegelt. Wird es nicht bald damit genug sein, daß jeder normale Mitteleuropäer sich benötigt sieht, die Memoiren seines mehr oder weniger kümmerlichen Lebens der Mit- und Nachwelt zu verkünden?

Berlin — Ernst Wiechert

Zwölf Stühle. Roman. Von Ilja Ilf und Eugen Petrow. Autorisierte Übersetzung von Elsa Brod und Mary von Pruß-Glowatzky. Berlin-Wien-Leipzig 1930, Paul Zsolnay. 350 S.

Wenn dies „das lustigste Buch des heutigen Rußland" ist, wie der Verlag ankündigt, steht es schlimm um den russischen Humor.

Die Fabel: die sterbende Plawdia Iwanowna beichtet ihrem Schwiegersohn Worobjew, sie habe in den unruhigen Zeiten des Umsturzes einen reichen Schatz an Diamanten und Perlen in einem Polsterstuhl versteckt — in einem der zwölf Stühle, die in Worobjews Landhaus stehen — und stirbt. Die Jagd nach diesen Stühlen, die inzwischen durch Teilverkauf verschiedene Besitzer gefunden haben, füllt das Buch. Es ist die wahnsinnige Jagd Worobjews und seines Kompagnons Ostap, eines gerissenen Schwindlers, der durch zahllose schwierige und unmögliche Situationen gehetzt wird, unwahrscheinliche Situationen, die nur in einer Groteske möglich sind. Man wird nicht an Schwejk — wie der Verlag glaubt —, wohl aber an Frank Heller und Elvestad erinnert und hört die Konstruktionsmaschine eifrig klappern. Ja, man hört förmlich wie der eine Verfasser seinen Mitverfasser fragt: welche Situation schaffen wir jetzt? Und so bekommt man ein nettes Durchschnittsbuch, das zu importieren höchst überflüssig war.

Berlin — J. E. Poritzky

Lyrisches

Lieder der Eskimos. Von Erich Vogeler. Kopenhagen und Leipzig 1931, Axel Juncker A.-G. 64 S.

Lieder aus dem nördlichsten Grönland. Von Menschen gesungen, denen die Schriftsprache unbekannt ist. Beim Jagen, Fischen, Rudern. Beim Wiegen des Kindes. Beim Streit. Urlaute der Naivität. Übertragen von einem Mann, der Freude an neuem Menschentum hat, wobei „neu" nicht nur den Sinn von „neuentdeckt"; sondern auch von „zukünftig" hat. Der in das Nordlicht verliebt ist, das die langen Winternächte dieser Landschaft verschönt. Dem die Kenntnis dieses Volkstums Daseinsbefestigung bedeutet und skeptische Heiterkeit über das Getriebe der kleinen großen Welt gibt. Dem auch erzieherische Absichten nicht fernliegen — Gouvernanten männlichen und weiblichen Geschlechts gegenüber: wenn er uns mit Liedern bekannt macht, in denen eine Mutter sich über jene Körperteile ihres Kindes freut, die ihm einmal animalische Wonnen verschaffen sollen. Eine Welt wird uns vermittelt, die sich im vegetativen Sein zu erschöpfen scheint. Aber Zauber und Aberglauben fehlen in dieser Welt keineswegs. Und die Liebe ist eine höchst diesseitige Angelegenheit. Die Erotik der Eskimos benennt die Dinge beim rechten Namen. Das ist das Gesunde dieser Erotik, daß sie das Schlüpfrig-Pikante nicht kennt. Erich Vogelers schöne Einführung verzichtet auf jedwedes literarische Getüftel. Mit Recht! Zu diesen Liedern der Eskimos gibt es keine Parallelen (vgl. S. 322).

Berlin — Lutz Weltmann

Literargeschichtliches

Klopstocks Deutsche Gelehrtenrepublik. Von Max Kirschstein. Berlin und Leipzig 1928, Walter de Gruyter & Co. (Germanisch und Deutsch. Studien zur Sprache und Kultur, 3. Heft.) 191 S. M. 8,—.

Eine ideengeschichtlich breit fundierte und methodisch sicher fortschreitende entwicklungsgeschichtliche Einstellung und gei-

Digitized by Google

geshistorische Deutung des schwerverständlichen Werks, das, schon um seiner abstrusen Sprachmanier und Einkleidung willen, von der bisherigen Literaturgeschichte zumeist ungebührlich vernachlässigt oder doch jedenfalls aus zu enger Perspektive erfaßt wurde. Kirschstein deckt nun die interessante Vorgeschichte der Grundkonzeption auf: in den kritischen Utopien des 17. Jahrhunderts, namentlich bei dem Spanier Diego Saavedra, und dann in den entsprechenden theoretischen Konstruktionen und den Ansätzen zu praktischer Verwirklichung der Idee im Zeitalter Leibnizens und seiner Jünger. Aus diesen Zusammenhängen wird nun erst geistige und rechtliche Struktur, Verfassung und Gesetzgebung des Klopstockschen Gelehrtenstaates recht verständlich: so viele Fragezeichen, angesichts der Eigenwilligkeit und Schrulligkeit des Verfassers, im einzelnen noch bleiben. Die klare und ertragreiche Untersuchung gipfelt in einer kurzen, aber recht beachtenswerten Darlegung der in der „Gelehrtenrepublik" enthaltenen Poetik Klopstocks und ihrer Bedeutung als Wegbahnerin der Ästhetik des Organischen in unserer Klassik.

Göttingen Rudolf Unger

Angelo Polizianos Tagebuch mit vierhundert Schwänken und Schnurren aus den Tagen Lorenzos des Großmächtigen und seiner Vorfahren. Jena, Eugen Diederichs. 243 S.

Polizian ist mit dem „prächtigen" Lorenzo de Medici die bedeutendste literarische Persönlichkeit des Quattrocento. Mit 16 Jahren schuf er eine prachtvolle Übersetzung der Ilias in lateinische Hexameter. Lorenzo nahm ihn auf und machte ihn zum Erzieher seines Sohnes, des späteren Papstes Leo X. Berühmt sind Polizianos lateinische Elegien; er war außerdem der bedeutendste Kritiker und Philolog seiner Zeit, schuf mit 17 Jahren für Mantua den Orfeo, ein dramatisches Gedicht mit wundervollen lyrischen Szenen, die bei der Aufführung gesungen wurden, so daß man in ihm die ersten Ansätze zur Oper sehen muß. Der prager Literaturforscher Albert Wesselski, dem wir schon eine Übersetzung der Schwänke des Arlotto danken, hat in einer tiefschürfenden Untersuchung als höchst wahrscheinlich dargetan, daß die Fazetiensammlung des Domenichi, erschienen 1548, das Tagebuch Polizianos, zwischen 1477 und 1479 aufgezeichnet, vorstellen. Wesselski bringt den ganzen Urtext der 413 Schwänke, der nur in zwei Bibliotheken vorhanden ist; gibt, außer bei 364, stets eine entsprechende schlagkräftige deutsche Übersetzung und zu jeder einzelnen Nummer einen ausführlichen literarischen und geschichtlichen Anhang, wie man ihn sich nicht gründlicher und reichhaltiger wünschen kann. Das Buch läßt einen lebensvollen Einblick in die grandiose italienische Renaissance tun, die Nietzsche das goldene Zeitalter des verflossenen Jahrtausends nannte. Hier tritt Donatello, dort Botticelli auf, die frohe Sinnenlust des kommenden Jahrhunderts hebt an; aber auch die Nachtseiten fehlen nicht; ein Staatsverbrecher wird vom Fenster aus gehenkt; von der weit verbreiteten Erzählung von einem Geisteskranken zieht der Herausgeber einen feinen Faden zu Werthers Brief vom 30. November. So berühren sich Jahrhunderte in dem köstlichen Werk.

Berlin Hugo Daffner

Der Leidensweg des Dichters Baudelaire. Von François Porché. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 278 S.

Eigentlich erübrigt sich jedes Wort über eine Biographie, in der u. a. folgende Sätze stehen:

„Baudelaire selbst nahm seit dieser Zeit die unglückliche Gewohnheit des Alkoholgenusses an."

„Marie Daubrun war hübsch und sanft. Außerdem, wie es gar nicht selten in Theaterkreisen vorkommt, war sie anständig und tapfer."

„Als dagegen im folgenden Jahre Alexander Dumas der Ältere nach Brüssel kam, drängte sich alles, um ihn zu sehen. Wirkliche Größe und Tagesberühmtheit decken sich nicht immer."

Wahrhaftig, sie decken sich nicht immer. Porché erfreut sich seit der Veröffentlichung seiner engherzigen Schulmeistereien gegen Gide einer gewissen Berühmtheit. Dieser Ruhm gründet sich auf seinen erhobenen Zeigefinger, mit dem er die Jugend vor Gide warnte. Als sein „Baudelaire" angekündigt wurde, ging ein Kichern der Vorfreude durch die pariser Literatencafés. Er hat niemanden enttäuscht. Das Buch ist von einer Komik, die ein komischer oder satirischer Roman überhaupt nicht erzielen kann. Diese 278 Seiten sind erfüllt von dem Pathos einer Waschfrau, die am Begräbnistag eines berühmten Mannes „auspackt".

Der Dichter Baudelaire wird mit keinem Wort gewürdigt. Wenn das Werk wenigstens die gestaltete Biographie eines Mannes namens Baudelaire wäre! Oder richtiger Literaturklatsch mit fesselnden Anekdoten von Baudelaires Zusammentreffen mit den Großen seiner Zeit.

Clara Sterns Bemühung um eine gerechte Übersetzung ist an diesem Machwerk verschwendet.

Paris Josef Breitbach

Erinnerungen eines Arztes und Dichters. Von A. De Nora. Leipzig 1930, L. Staackmann. 246 S. M. 4,— (6,—).

De Nora, eigentlich A. Noder, münchener Arzt und Erzähler, hat sich und uns nicht viel Gutes angetan durch die Veröffentlichung dieser Erinnerungen. Sie wirken sentimental, pathetisch-übersteigert oder skurril-„dichterisch" ist ihr Stil. Es ist ein ziemlich nutzloser Aufbruch versunkener Lebenspara-diese, über die die Zeit schon ihre Schleier gezogen. Noch das Echte und Gute, das schließlich jedes Ringenden Leben, so auch dieses enthält, wird durch eine Flut nachträglicher Reflexionen sentimentalisiert. Man vermißt Zucht und Haltung, die diesem hier so redselig zerfließenden Erzähler scheinbar nur starke Stoffe geben, indem sie ihn zur Formbändigung seines Wesens zwingen. Einige Gestalten, eine alte Malerin, ein münchener Kliniker, die aus zweiter Hand, doch gut gesehene Droste u. a. sind gut gelungen. Sie zeigen, daß auch Erinnerung plastisch malen kann, nicht nur sentimental-verwischt, wie hier zumeist. Der Weg des Dorfjungen und Arztsohns geht über Jugend-, Schul-, Universitätsjahre zum Arztberuf. Am Ende schicksalhafter Klang: Der weiche Idealist, kaum durch Liebe einer jungen Gattin gebändigt und gefestigt, verliert diese durch Schlagflußlähmung und baldigen Tod. Die Verzweiflung macht ihn zum Dichter, zum Humoristen, der seine Tragik bezwingt und umwertet. Hier klingt dies Buch schicksalswahr aus, das sonst so viel Nebensächlich-Privates mitführt.

Berlin Werner Schickert

Verschiedenes

Die Verschwörung der Diplomaten. Von Harold Nicolson. Aus Sir Arthur Nicolsons Leben. Übersetzt von Hermynia zur Mühlen. Frankfurt a. M. 1930, Societäts-Druckerei. 463 S. M. 12,50 (15,—).

Dieses Leben von Sir Arthur Nicolson, diese, wie der Untertitel im Original feinironisch heißt, „Studie aus der

Digitized by Google

alten Diplomatie" wurde sofort als wichtige Erscheinung von der gesamten Weltpresse gerühmt. Es schildert 46 schicksalsschwere Jahre. „In ihnen war Nicolson", wie der Verfasser schreibt, „Augenzeuge des Aufstiegs und Niedergangs des deutschen Kaiserreichs und sah, wie sein Vaterland aufhörte, die stärkste Macht der Welt zu sein."

Als Harold Nicolson diese Biographie schrieb, befand er sich noch im englischen diplomatischen Dienst; so wurde das Manuskript vom Auswärtigen Amt geprüft und ohne Streichung freigegeben. Wie ich weiß, geschah die Prüfung sorgfältig durch den Bibliothekar des Auswärtigen Amts und durch dessen Leiter, Sir Ronald Lindsay. Dies ist überraschend, denn englische Besprechungen nennen, nicht unbegreiflicherweise, den Freimut, mit der die englische Politik zergliedert wird, weitgehend und verblüffend. Der Vater, die Familienverhältnisse, alle schildert er unbekümmert offen.

Wie Sir Arthur dazu kam, nachdrücklich die „deutsche Gefahr" zu betonen, wie Zufälligkeiten mitspielten, wird dargelegt. Als der Würfel gefallen war, hat Nicolson die Kriegsschuldlüge bekämpft, trat der Kriegspsychose, den Greuelmären entgegen. Ebenso charakterfest hatte er ehemals den Burenkrieg als „infam" gebrandmarkt. Er war ein vornehmer Mensch, sein Aufstieg war wohlberechtigt, er wird den großen englischen Diplomaten zugezählt werden.

Bei der ungewöhnlichen Bedeutung dieses, wie Sachverständige rühmen, überaus zuverlässigen Quellenwerks bedauern englische Kritiker, daß nicht immer die Ansichten des Vaters und des Sohnes unterschieden werden können. Wie mir bekannt ist, hat jedoch Harold Nicolson jahrelang mit seinem Vater die Materie durchgearbeitet, er ist berechtigt, im Namen des toten Botschafters zu reden. Bei der überaus persönlichen Grundstimmung sind einige Beurteilungen der Kollegen und der Staatsmänner wohl allzu individuell ausgefallen; den Deutschen ergeht es oft schlecht, noch schlechter den eigenen Landsleuten. Sensationell wirken auf den deutschen Leser die offiziellen Akten über den möglicherweise aus militärischen Gründen notwendigen Einmarsch englischer Truppen in Belgien. Die Downing Street sagt heute: „Gewiß, diese Frage haben wir erwogen, da unser diplomatischer Vertreter Bedenken vorbrachte, haben wir es unterlassen." Das konnten sie, denn wir, nicht sie, begingen den verhängnisvollen Fehler. Gar nicht hoch genug anzuschlagen ist bekanntlich die Auswirkung dieses Neutralitätsbruches gewesen; heute mehr denn je wird hiermit die englische Kriegsteilnahme begründet. Da tut es gut, diese zwischen London und Brüssel gewechselten Briefe sehr genau zu lesen.

Viele kleine Episoden, so die, in der Edward VII. seinen Botschafter um wirkungsvolle Stichwörter angeht, sie nachher mit vollendetstem Geschick und Erfolg anbringt, sind von einer entzückend leichten Komik. Deutsche Leser, aber nur deutsche, wird es wundern, daß Edward VII. „zu oberflächlich war, um als Staatsmann gelten zu können". Überragend wäre er allerdings als Diplomat gewesen.

Diese Biographie zeigt die seltene Verquickung gründlicher Arbeit und einer bestechend anziehenden Form. Harold Nicolson gehört eben zu den besten lebenden Schriftstellern, er besitzt Geist und Witz und Glanz.

Berlin — Marie von Bunsen

Die permanente Revolution. Von Leo Trotzki. Deutsch von Alexandra Ramm. Berlin 1930, Die Aktion. 168 S.

Vor ungefähr einem Jahr erschien Trotzkis erlebnisträchtiges und vitales Memoirenwerk. Das stellte in seiner Totalität einen großartigen Rechtfertigungsversuch des Verbannten dar. In dieser Selbstverteidigung mußte Trotzki seinen Standpunkt der permanenten Revolution berühren. Natürlich hatte er in der Autobiographie nicht die Möglichkeit, innerhalb der Grenzen, die ihm der Charakter des Buchs gezogen hatte, die Theorie der permanenten Revolution ausführlich zu behandeln und zu begründen. Er holt jetzt diesen Versuch im vorliegenden Buch nach. Er zeigt in welchen Fragen seine schon 1905 aufgestellte Theorie den Auffassungen Lenins widersprach, und er weist nach, inwieweit und in welchen geschichtlichen Lagen Lenin mit seiner Betrachtungsweise übereinstimmte. Sodann nimmt er die Stellungen der Theoretiker der kommunistischen Internationale, deren Politik er in der „Kritik der Komintern" bekämpft hat, unter Feuer. Daß eine solche polemische Beschießung feindlicher ideologischer Positionen bei einem so gebildeten, erfahrungsreichen, denkfähigen und unbedingten Revolutionär ein nicht nur interessantes, sondern auch informatorisch wichtiges und anregendes geistiges Schauspiel ist, davon wird wohl jeder, der den Schriftsteller Trotzki schon einmal gelesen hat, überzeugt sein.

Eine besondere kritische Aufmerksamkeit widmet Trotzki jenen Parolen, die Stalin, Radek, Bucharin und andere den Völkern der kolonialen und halbkolonialen Länder für ihren nationalen Emanzipationskampf und für die revolutionäre Verwirklichung ihrer demokratischen Aufgaben gegeben hat. Trotzki vertritt im Gegensatz zu den von den historischen Erfahrungen unbestätigt gebliebenen Bestrebungen der Komintern die Ansicht, daß in den zurückgebliebenen Ländern die Bauernmassen, die ja dort die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung bilden, nur in revolutionärer Verbundenheit mit dem Proletariat und nur unter dessen diktatorischer Führung zu einer faktischen nationalen Freiheit und zu einem wahrhaft demokratischen Ziel gelangen können.

Die Bekämpfung der „permanenten" Theorie hat zu einer kaum übersehbaren Literatur geführt. Diese Literatur wiederum ist allmählich zu einem Zitatenkrieg ausgeartet, der sicherlich nicht nur auf die Augenzeugen, sondern auch auf die Beteiligten beider Fronten mit der Zeit ermüdend wirken muß. Selbstverständlich ist es auch Trotzki nicht möglich, sich in der vorliegenden Untersuchung dem Zitatenkrieg zu entziehen. Soweit er ihm notgedrungen folgt, wird er bei den deutschen Lesern nicht die Anteilnahme erwarten dürfen, die man ohne Zweifel jenen Partien des Buchs entgegenbringt, die außerhalb des Kampfbezirks der Zitatengeplänkel liegen.

Berlin — Werner Türk

Denkwürdigkeiten. Von Fürst Bülow. 2. Band. Berlin, Ullstein. 531 S.

Fürst Bülow und der Kaiser. Von Spectator. Mit Wiedergaben aus ihrem geheimen Briefwechsel. Dresden 1930, Carl Reißner. 262 S.

Man hat sich bei der Lektüre des ersten Bandes sozusagen an Bülow gewöhnt; also gibt es vor dem zweiten keine Hemmung und keine Enttäuschung. Man wird zwar nicht übermäßig gefesselt, denn man weiß so ziemlich schon vorher, wie er Dinge und Menschen darstellen wird, aber das Buch wird nun eben mit dem historischen und nicht mehr mit dem menschlich-persönlichen Interesse konsumiert. Es ist das Stück deutscher und europäischer Geschichte, in das unser bewußtes kritisches Miterleben zurückreicht — Marokko-Konflikt, Blockwahlen, bosnische Krise, Novembersturm, Ausgang. Der Zeitabschnitt umschließt die größte politische Niederlage und

Digitized by Google

den stärksten diplomatischen Erfolg in sich. Die Niederlage war die Algeciras-Konferenz; Bülow ist sich selber gegenüber nicht mehr sehr anspruchsvoll. Gewiß, er hat Delcassé gestürzt, den Vater der entente, aber er hat daraus keine Konsequenzen gezogen, sondern sich mit einem formalen Rechtbehalten begnügt, das in dem Augenblick, da er es sich bestätigte, inhaltlich schon entleert war. Erfolgreicher war sein Mitspielen bei der Annexion Bosniens durch Aehrenthal; daß es ihm damals gelang, zur europäischen Entspannung wesentlich beizutragen, dient seinem Bewußtsein wohl als stärkstes Argument, daß er im Juli 1914 ein gleiches Ergebnis erzielt hätte. (Bloß setzt er nicht in Rechnung, daß in der Zwischenzeit die russische Armee von der mandschurischen Niederlage sich erholt hatte und die Balkankriege dem südslawischen Nationalismus eine wesentliche Stärkung gegeben.) Charakteristisch für den zweiten Band will uns erscheinen, daß er eine stärkere Distanzierung zu Tirpitz sucht, mit dem er noch im ersten Band gern gemeinsam (der Dritte im Bunde mit dem Kaiser) als Schöpfer der deutschen Flotte vor die Weltgeschichte getreten wäre — jetzt arbeitet er die Gegensätze heraus. Waren im ersten Band die Briefe von Paul Hatzfeld aus London das Wertvollste, so jetzt die seines Nachfolgers Wolff-Metternich. Von der Entlassung des Geheimrats von Holstein, am Tag der Ohnmacht im Reichstag, gibt er eine zu harmlose Darstellung. Die wichtigsten Partien des Buchs gelten der Krise, die sich an die Daily Telegraph-Affäre anschließt — er verficht die These, daß die Beziehung zum Kaiser wieder geordnet gewesen, bis sie von höfischen und parlamentarischen Intrigen erneut gelockert. Scharf bleibt die Stellung gegen Heydebrand und den Grafen Westarp, der in dem Buch eine wenig angenehme Charakteristik seiner Begabung lesen kann. Auch sonst ist das Buch wieder reich an Sottisen — wenn möglich muß ein Toter gegen einen Toten zeugen. Der Schluß ist, ein Alibi zu Bethmanns Nachfolge zu erbringen. Stärker noch als der erste Band wird der zweite belastet mit dem Abdruck von Huldigungen, Glückwünschen, Dankschreiben — es ist viel banales Zeug darunter, das in der Wiedergabe wie eine ungewollte Bloßstellung der Akteure wirkt.

Spectators Schrift ist eine reine Kompilation, die in der Bülow-Literatur mit etwas sensationeller Aufmachung zu einem guten Start kommen will. Das geheimnisvolle Getue des Verfassers lohnt sich nicht recht; schon der Stil seiner Einleitung verrät eine ziemlich subalterne Gesinnung, und die Technik des Buchs ist nicht besser. Er klaubt „Rosinen" aus der Aktenpublikation des A. A. — aber Rosinen, für sich allein gehäufelt, essen nur Kinder gern.

Berlin — Theodor Heuß

Albert der Große. Von P. Hieronymus Wilms O. P. München, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 236 S.

Vor fünfzig Jahren tadelte Hermann Cardauns anläßlich des Albertus-Jubiläums mit vollem Recht, daß man einen der bedeutsamsten Gelehrten des Mittelalters „so wenig kennt". Seitdem beschäftigten sich bekannte Forscher (Paulus von Loë O. P., Emil Michael S. J., M. Weiß, Franz Pelster, M. Grabmann, Wilhelm Scherer u. a.) mit dem vielseitigen Wirken und dem in Dunkel gehüllten Leben dieses doctor universalis; aber die Ergebnisse waren meist für Fachleute zusammengestellt und zudem nicht immer leicht zugänglich. Diesem Mangel hilft nun die von P. Hieronymus Wilms O. P., dem geistvollen Bearbeiter mittelalterlicher Mystik, herausgegebene Biographie ab. Sie erschien rechtzeitig zum 650. Todestag Alberts und gibt unter Berücksichtigung der vielen Urkunden und Einzelnachrichten das bisher vollständigste Bild seines äußeren Lebens, von dem aus die geistige Größe des Naturforschers, Philosophen und Theologen und schließlich die geistliche Größe (Fundament, Ausbau, Vollendung) des Menschen Gestalt gewinnt.

In seinem vielbändigen Lebenswerk legte Albertus den Grund zur heutigen Wissenschaft, da es ihm gelang, die christliche Philosophie nach aristotelischer Methode in eine innere Einheit zu bringen, aus der dann sein Schüler und späterer Freund Thomas von Aquin mit einzigartiger Klarheit das Lehrgebäude des christlichen Mittelalters entwickeln und errichten konnte. Wie groß Albertus als Mensch dachte, zeigt seine glänzende Rede zur Verteidigung der Lehren des bereits gestorbenen Aquinaten, die bezweckte, daß dessen Doktrin statt der seinigen zur Ordenslehre erhoben werde. Schon zu seinen Lebzeiten nannte man ihn den Großen, sein erstaunliches Wissen brachte ihn in den Verdacht der Zauberei, aber seine werktätige, opfermutige Liebe war es, wie P. Wilms klar ausführt, „die seiner Seelengröße den krönenden Abschluß verlieh".

Berlin — Hans Sturm

Vorboten des Geistes. Schwäbische Geistesgeschichte und christliche Zukunft. Von Lic. Emil Bock. Mit dreizehn zum Teil erstmalig veröffentlichten Bildern. Stuttgart 1929, Verlag der Christengemeinschaft. 259 S.

Auch dieses tiefgründige Buch ist der seelischen Not unserer Zeit entsprungen. Die Erringung einer neuen ichhaften Religiosität betrachtet der Verfasser als die wichtigste Lebensfrage der heutigen Menschheit, nachdem die christliche Kirche in unfruchtbaren Dogmen erstarrt ist. In der Beschäftigung mit dem Übersinnlichen erblickt er das Heilmittel. Erlauchte Geister der Vergangenheit sind dem Ziel näher gewesen als die im Materialismus versunkene Gegenwart. Bock hätte die Beispiele in jedem beliebigen deutschen Volksstamm finden können: er hat, ohne Schwabe zu sein, den schwäbischen dazu erwählt, weil er ihm in besonderem Maß den faustischen Drang zuerkennt, weil ihm die von Okkultismus erfüllte und ohne sie nicht zu verstehende schwäbische Geistesgeschichte als eine Vorahnung und Weissagung neuen geistigen Erlebens in Wissenschaft, Kunst und Religion gilt. Dem äußerlich-literarischen Charakter der üblichen literatur- und kulturgeschichtlichen Auffassung will er eine im Menschlichen verankerte, Herz und Gemüt sättigende gegenüberstellen. Als schwäbische Vorboten einer solchen greift er eine Anzahl Männer heraus, die sich im diesseitigen Leben an ein jenseitiges hielten in verschiedener Abstufung von Sehnsucht, Ahnung, Glauben, Überzeugung. Und zwar: Parazelsus, Reuchlin, Kepler, Bengel als Vater des schwäbischen Pietismus und Oetinger als Vater der schwäbischen Theosophie, Schiller, Hölderlin, Hegel und Schelling, Kerner, Uhland, Mörike, Wilhelm Hauff, D. Fr. Strauß und Fr. Vischer. Kaum bei irgendeiner Eingliederung von Personen in ein System geht es ohne Zwang ab. Auch hier nicht. Am stärksten empfindet man dies beim Abschnitt über Uhland. Und die Beurteilung Kerners muß als einseitig erscheinen, weil die Schalkheit als Gegenpol seines Mystizismus unberücksichtigt geblieben ist. Hauff, bei dem das Faustisch-Dämonische doch nur ganz an der Oberfläche haftet, wird als Vorposten des herannahenden Intellektualismus betrachtet, den übrigens Bock als ein notwendiges Durchgangsstadium auf dem inneren Wege der Menschheit anerkennt. Auf dieselbe Linie werden „die beiden großen Atheisten" Strauß und Vischer gestellt, bei denen „die faustische Unruhe, die aus vollen Geistesquellen stammt",

Digitized by Google

einer Unruhe weichen mußte, „die aus dem Verlust der übersinnlichen Welt herrührt". Vielleicht wäre es richtiger gewesen, mit Mörike zu schließen; doch haben auch Strauß und Vischer ihre Aufgabe zu erfüllen gehabt im Rahmen dessen, was Bock unter Geistesgeschichte versteht: die große kritische Aufräumungsarbeit lag ihnen ob, um Bahn für eine ferngeahnte Zukunft zu schaffen. Und diese Zukunft? Wo Vorboten sind, muß es auch eine Botschaft geben. Bock erblickt sie in der Anthroposophie, die heute den Weg frei gemacht habe „zu einem von höherem Verstehen durchleuchteten Bewußtseinschristentum", durch die „eine klare Geisterkenntnis über das Leben nach dem Tode" möglich geworden sei. Und nun erst versteht man recht, warum sich Bock gerade schwäbische Geisteshelden zu Trägern seiner Gedankengänge auserkoren hat: Württemberg ist ja die Hochburg von Rudolf Steiners geisteswissenschaftlicher Lehre. Indessen hat das Buch auch ganz unabhängig von der Stellungnahme zu ihr seinen hohen Wert. Selbst wer sich (wie Referent) gegen die Anthroposophie ablehnend verhält, wird von dem reichen geistigen Gehalt der Bockschen Betrachtungen um so stärker angezogen, als sie in lebensvoller und ausdrucksvoller Sprache gegeben sind, und muß dem seelischen Schwung wie der Überzeugungsfestigkeit des Verfassers volle Anerkennung zollen.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Die moderne Predigt. Kulturgeschichtliche und theologische Grundlage. Geschichte und Ertrag. Von Friedrich Niebergall. Tübingen 1929, Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). VIII u. 237 S. M. 9,— (11,—).

Die hohe Bedeutung, die die Predigt in der Geschichte des Schrifttums hat, wie sie alle großen Entwicklungen der menschlichen Rede und des literarischen Ausdrucks getreulich begleitet, ja oft ihre wirkungsvollste Repräsentantin war, berechtigt dazu, immer wieder ihre heutige Theorie und Praxis, ihre Aufgabe und ihre Nöte aus lebendiger und gelehrter Erfahrung gründlich kennenzulernen. Es gilt, den Geist zu schildern, aus dem sie kommt, aber das nicht allein, es muß aus dem Problematischen aller Volksbildung oder Erwachsenenbildung (nicht minder aller Seelenführung) gezeigt werden, was die gottesdienstliche Rede als Ausdrucksform religiösen Lebens wert ist und in welcher Hinsicht sie Leben, Welt und Gefühl heiligt. Sie ist nicht allein Kultpredigt, sondern vor allem gegenwärtige, sachgemäße Hilfe.

In den grundlegenden Werken des marburger Theologen Friedrich Niebergall — das vorliegende ausführliche Buch ist fast wie eine Zusammenfassung der weiten Lebensarbeit des Gelehrten — sind heute alle Erkenntnis und Erfahrung kritisch und aus praktischer Seelsorge heraus dargestellt, die sich zu zeigen bemühen, wie die moderne Predigt homiletisch und als sprachliche Form beschaffen ist, ihre Wendung zum wirklichen (sachlichen) Leben, zur menschlichen Sprache der Tagesinteressen und der gegenwärtigen Literatur und Bühne, ihre Wendung zur Psychologie und Volkskunde, zur neuen Charakterforschung, Psychotherapie, Selbsterziehung und Heilpädagogik. Die moderne Predigt ruht auf einem neuen Sinn für das Irrationale, sie müßte alle Techniken der modernen Seele kennen, angefangen vom Minderwertigkeitsgefühl bis zu den versteckteften Formen der Ichhaftigkeit und Ichbewahrung und ihrer fast unterbewußten Politik. Auch für den Theologen Niebergall gilt nur noch die wirkliche Gemeinde, das heißt der Mensch, den man als Menschen anspricht, nicht der erdachte Mensch der scholastischen Dogmatik, der nur Konstruktion war. Wir hungern nach Wirklichkeit, aber auch nach Gemüt, Tiefe und Wärme. Die irrationalen Vermögen im Menschen sollen in Tätigkeit gesetzt werden, um ihm das Leben als Sinnvolles fühlbar zu machen und ihn in das Ganze des Seienden zurückzuführen. Nur in diesen Bezirken des seelischen Geschehens ist die religiöse Realtionsweise auf Dinge und Vorkommnisse verwurzelt, hier liegen die inneren Lebenswichtigkeiten. So baut der gelehrte Seelsorger Niebergall vom inneren Menschen nach außen und verlangt auch vom Prediger, daß er vom Zweck aus baue, weil man „der Tyrannei und der Lüge der Form" müde sei. Er kämpft für eine freie Rede des homiletischen Expressionismus, die seelische Gehalte nach inneren Gesetzen darzustellen vermag. Der Text ist nur Mittel, kein Orakel, nicht Selbstzweck. Die schablonenhafte Kanzelberedsamkeit von einst ist für immer dahin.

Wien — Franz Strunz

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XXXIII

Pirandello, Bruneri und das Identitätsproblem

Von Gerhard Reinboth (Rom)

In Neapel taucht ein Mann auf, den man in das Gefängnis steckt, weil er keinen Namen hat; er wird schließlich frei gelassen, weil das italienische Gesetz keinen Passus hat, nach dem es ein Verbrechen oder ein Vergehen ist, keinen Namen zu haben. Der Namenlose, Identitätslose lebt ein harmloses Leben weiter. Aber er bleibt ein Rätsel, denn er ist niemand. In dem Irrenhaus von Collegno lebte ein Mann, den man für Bruneri hielt und der dann plötzlich von der Kriegswitwe des veroneser Professors Canella als der totgeglaubte Mann erkannt wird. Diese Identifizierung aber wurde angezweifelt, und so geht seit drei Jahren ein Prozeß, der die italienische öffentliche Meinung in einer Weise in Anspruch nimmt, wie die englische das Derby, die deutsche das Arbeitslosenproblem und anderenorts was weiß ich was. Italien war für Jahre in zwei Parteien gespalten, in die Bruneristen und die Canellisten und noch heute erscheint — nach drei Jahren — keine einzige Ausgabe irgendeiner Tageszeitung, in der nicht wenigstens eine Notiz über den merkwürdigen Fall der nicht zu erreichenden Identifizierung eines Unbekannten zu lesen ist. Verbrecher haben von der merkwürdigen Unsicherheit in der Feststellung einer Person gelernt: es tauchen auf irgendwelchen Bahnstationen in der tiefen Provinz Menschen auf, die sich an nichts erinnern. Ganz Italien spricht von ihnen, ganz Italien glaubt ihnen, bis schließlich eine skeptischere Polizei aus irgendwelchen Anzeichen in dem Vergeßlichen einen langgesuchten Kriminellen feststellt. Wer ist wer? Das ist die Frage, die in Italien interessant wurde. In einem Lande des vielen Lichtes, wo die Person in der klaren Luft des Mittelmeers statuarisch, durchaus greifbar wird und in einem Land, in dem die Persönlichkeit — politisch gesehen —

Digitized by Google

alles ist, ist der schwerste Schlag gegen die Persönlichkeit geführt worden: wer ist wer?

Der Dichter dieser Frage ist Pirandello, und er gewinnt, gesehen von diesem Boden aus, eine neue Bedeutsamkeit. Wenn man in Deutschland „Sechs Personen" oder „Il fu Mattia Pascal" oder „Uno, Nessuno e Centomila" liest, wenn man gar die nahezu journalistische Dramatisierung von „Come tu mi vuoi" betrachtet, erscheint die Basis aller dieser Schriften künstlich. Gibt es, fragt man verzweifelt nach der Lektüre von „Einer, Keiner und Hunderttausend" in unseren Jahren wirklich nichts weiter, als daß sich ein Mensch vor den Spiegel stellt, sein eigenes Gesicht zu erjagen sucht, sich selbst überraschen will, sich in die Hand bekommen möchte? Und schließlich dabei verrückt wird, wahnsinnig an der Unmöglichkeit, sich sich selbst identifizieren zu können. Geht die Fragwürdigkeit und Gespenstigkeit einer Rolle, einer Bühnenrolle, dieses Leben zwischen Realität, künstlerischer Wahrheit und totem Buchstaben wirklich so tief in das menschliche Leben ein, daß wir uns mit ihm heute auseinandersetzen müssen? Ist es interessant, namenlos weiterzuleben, nachdem man vom Standesamt in das Totenregister eingetragen ist? Das Gebiet ist den Deutschen, den Engländern, Franzosen und Skandinaviern der Jahre nach 1920 recht gleichgültig; sie haben andere Aufgaben. Es ist den Italienern der Nachkriegszeit unendlich wichtig. Der Fall Bruneri und gewisse Werke Pirandellos sind gleichzeitig, andere: „Sechs Personen" und „Il fu Mattia Pascal" liegen vor dem Auftauchen des Unbekannten aus dem Irrenhaus von Collegno, „Come tu mi vuoi" ist die journalistische Auswertung des Falls Canella—Bruneri. Pirandello hat also die absolute Selbständigkeit für sich; er, Dichter stärkster Atmosphäre in den Novellen, schuf gewissermaßen erst den Boden für die Identitätsfrage, die reif zur Realisation, in den Fällen von Neapel und Verona, in den vielen kleineren und unbedeutenderen, deswegen aber gerade typischen sich manifestierte. Die Fragezeichen des sizilianischen Dichters, gesetzt hinter die Persönlichkeit, sind also von nicht zu übersehender Aktualität. Für Italien.

Pirandello, der einzige Italiener nach d'Annunzio, der Weltgeltung fand, wäre demnach im wesentlichen provinziell, d. h. im heutigen Abendland national, seine bedeutsamsten Fragen — abgesehen von seiner Gestaltungskraft — haben nur auf einem kleinen Fleck der Erde wirklich Geltung; Geltung in der Zeit, nicht im Absoluten? Sicherlich sind auch in Deutschland Fälle von Gedächtnisschwund, falsche Identifizierungen, das Auftauchen von Unbekannten zu verzeichnen; aber sie haben keine Bedeutung in der öffentlichen Meinung erhalten, sie sind nicht symptomatisch geworden. Bei uns aber ist seit mehreren Jahrzehnten auch keine Persönlichkeit überragender Größe, kein „Übermensch", sei er Verbrecher oder Heiliger, kein zwingender Gigant des Willens aufgetaucht. Wir haben nicht mit dem Problem des außerordentlichen, durch die ihm innewohnende Kraft diktatorischen Menschen abrechnen müssen. Italien als einziges Land nach dem Tode Lenins hat sich mit der begeisternden und erdrückenden, mit der positiven und der zerschlagenden Kraft eines stärkeren Menschen auseinanderzusetzen. Die Persönlichkeit, die herrscht, ist das Prinzip der italienischen Politik in den letzten acht Jahren und — ganz beiseite gelassen die Frage, ob der Diktator Italiens ein böser oder ein guter Geist für das Land sei — bleibt die bloße Feststellung, daß er nicht zu umgehen ist. Das Faktum eines schwindelnden Anstieges eines X-Beliebigen, der mit durchstoßenen Ärmelellbogen und ausgefransten Hosen und leerem Magen ein Niemand war, zu einer Macht, die ein ganzes Land ist, dieser Ausbruch einer Persönlichkeit, nicht bemerkt in dem armen Jungen, der unbeachtet durch die Straßen streifte, und ihre Manifestierung in die Welt hinein traf noch erschütternder die Italiener als das Verschwinden und Auslöschen eines Seins wie in dem Fall von Neapel und das Fragwürdigwerden im Fall von Verona. Aber im Fall Mussolini und im Fall von Neapel und dem von Bruneri steckt das gleiche Problem: was ist die Persönlichkeit, was ist der Mensch, wer ist wer?

Provinziell, weil nur ein Land auf der Welt heute an diesem Problem rät? Wohl kaum. Wir müssen die Wichtigkeit dieser Frage anerkennen, auch wenn wir uns nicht an der Arbeit ihres Erlebens beteiligen. Siena hat einmal als einzelne Stadt in ganz Italien ein Sonderproblem der Kunst gelöst, und die Florentiner haben gewiß über die Provinzialen aus der Nachbarschaft gespottet. Was wäre heute das Quattrocento ohne Siena? Die künstlerische Realisierung hat in Italien bereits eingesetzt; Pirandello war uns immer interessant, aber wir wußten nicht eigentlich warum. Pirandello hat seine Wurzeln in dieser wichtigsten italienischen Frage: der der Persönlichkeit. Wenn er heute bereits eine literarische Gefolgschaft in Italien hat, so handelt es sich dabei weniger um stilistische Schüler. Immer sind die, die auf seinen Spuren wandeln, ebenfalls an das Identitätsproblem geraten und suchen seine Rätsel zu lösen. Die Frage: Wer ist wer? wird von ganz Italien gefühlt.

Nachrichten

Todesnachrichten. Guno Hofer ist am 9. Januar im Alter von 45 Jahren in St. Moritz von einer Frau erschossen worden. Er hat seine Eindrücke aus dem Weltkrieg in zwei allegorischen Epen „Das Spiel der Hölle" und „Das Nachspiel der Hölle" niedergelegt. Er ist noch unlängst mit dem größeren Roman „Meine Geschichte und die meiner Gäste" erfolgreich hervorgetreten. Er war während des Krieges als Offizier in der Nachrichtensektion des Armeestabs in Bern tätig und hat nach dem Krieg zumeist auf seinem Landgut in Ungarn gelebt.

Leonhard Schrickel ist am 16. Januar im Alter von 54 Jahren in Frankenhausen am Kyffhäuser gestorben. Er hat neben kluger journalistischer Tätigkeit sich auch der Abfassung zahlreicher Romane gewidmet, von denen „Hille Bobbe", „Der Gottesknecht", „Just Haberlands Fahrt ins Glück" am bekanntesten geworden sind. Auch auf dramatischem Gebiet hat er sich versucht; eine „Geschichte des weimarer Theaters von seinen Anfängen bis heute" rührt gleichfalls aus seiner Feder her.

Max Pirker hat in Spittal a. d. Drau in einem Anfall von Geistesstörung seinem Leben ein Ende gesetzt. Er hat als Direktor der Studienbibliothek in Klagenfurt eine außerordentlich bemerkenswerte wissenschaftliche Tätigkeit entfaltet, die in erster Linie der Theaterwissenschaft zugute gekommen ist. Er verfaßte ein grundlegendes Werk über den Komödiendichter des wiener Barock Kurz-Bernardon und gab eine historische Einführung in Max Reinhardts salzburger Festspieltheater. Sein letztes großes Werk ist eine Sammlung

Digitized by Google

von 2000 deutschen Liedertexten, die auf wiener Bühnen vom 16. bis 18. Jahrhundert gesungen wurden und ein wichtiges Kulturbild vermitteln. Pirkers Tätigkeit hat auch die Anschlußidee gefördert.

Claude Anet, mit bürgerlichem Namen Jean Schopfer, ist am 9. Januar im Alter von kaum 50 Jahren in Paris einer Blutvergiftung erlegen. Er war in Morges als Sohn einer Engländerin geboren, hat seine Jugendjahre und Studienzeit in Paris verbracht, an der Sorbonne und Ecole du Louvre promoviert. Sport und Reisen — er war Tennis-Champion Frankreichs — bestimmten seinen äußeren Lebenslauf. Im Krieg hat er als Kriegsberichterstatter in Rußland gewirkt; Italien, die Türkei und Persien sind von ihm durchstreift worden. All diese Eindrücke hat Claude Anet, geborener Journalist, in Büchern niedergelegt: „La Perse en automobile", „Feuilles persanes", „Rives d'Asie". Seinen Weltruhm verdankt er seinem Roman „Ariane, jeune fille russe". Seine dramatischen Versuche „Mademoiselle Bourrat", „Fille perdue" sowie die Dramatisierung seines „Mayerling"-Romans sind weniger erfolgreich gewesen.

Henry Gauthier-Villars ist nach einer Meldung vom 13. Januar im Alter von 72 Jahren in Paris den Folgen einer Gehirnerschütterung erlegen. Er ist durch seine Schilderungen aus dem pariser Leben, die er unter dem Pseudonym Willy veröffentlichte, bekannt geworden, nachdem er seine literarische Tätigkeit als Mitarbeiter am „Gil Blas" begonnen hatte. Mit Colette zusammen, mit der er eine Zeitlang verheiratet war, schrieb er die Romanserie „Claudine".

Hjalmar Bergman, einer der führenden Autoren des jungen Schwedens, ist am 1. Januar im Alter von 47 Jahren in Berlin einem Schlaganfall erlegen. Er war recht eigentlich der Dichter des Kleinstadtmilieus. Unter seinen Romanen ist „Das Mädchen im Frack" in deutscher Übersetzung bekannt geworden. Seine „Komödie Swedenhjelms" ist unter dem Titel „Der Nobelpreis" im deutschen Künstlertheater in Berlin zur Aufführung gelangt.

Werner Söderhjelm ist nach einer Meldung vom 18. Januar im Alter von 71 Jahren in Helsingfors, wo er als Professor an der Universität gewirkt hat, gestorben. Er war in den Jahren 1919—1928 als finnischer Gesandter in Stockholm tätig. Seine entscheidenden literarhistorischen Werke sind seine Bücher über Goethe und Schlegel.

Umberto Fracchia ist nach einer Meldung vom 17. Dezember 1930 im Alter von 41 Jahren in Rom einem Unfall erlegen. Er hat als Journalist eine beachtenswerte Tätigkeit entfaltet und mit seinen Romanen „Verlorene Liebe", „Angela" und „Nordstern" bemerkenswerte Erfolge erzielt.

Spiridon Dmitrjewitsch Droschin, der Senior der russischen Volksdichter, ist im Alter von 82 Jahren in seiner ländlichen Heimat im Gouvernement Twer verschieden. Er entstammte einer leibeigenen Bauernfamilie, begann schon früh zu dichten, seine vorwiegend lyrischen Gedichte in volkstümlicher Art sind in einigen Sammelbänden erschienen. Seinen Lebens- und Dichterweg hat Droschin in interessanten Aufzeichnungen geschildert. Eine Episode in seinem Leben bildete die Bekanntschaft mit Rilke im Jahre 1900, der einige Gedichte Droschins verdeutscht hatte. Seine Erinnerung an diese Zusammenkunft und die Beziehungen zu dem deutschen Dichter erschienen in deutscher Übersetzung im „Inselschiff" (Sommer 1929). (P. E.)

Der russische Literar- und Kulturhistoriker Pawel Jelissejewitsch Schtschegolew (geb. 1875) ist im besten Mannesalter am 22. Januar in Leningrad einem Schlaganfall erlegen. Das Schaffen des Verstorbenen bewegte sich parallel in zwei Richtungen, von denen die erste der Geschichte der neuzeitlichen freiheitlichen Bewegungen in Rußland angehörte, die andere speziell der Puschkinforschung zugute kam. Von großer Bedeutung war die 1906 von Schtschegolew gegründete Zeitschrift „Byloje" (Das Gewesene), die reiche dokumentarische Materialien zur russischen Revolutions- und Literaturgeschichte veröffentlichte, von der zaristischen Regierung aber später verboten wurde und dem Herausgeber eine mehrjährige Gefängnisstrafe eintrug, die dann aber nach der russischen Revolution wieder erstand und bis 1927 fortgeführt wurde. Der Feder Schtschegolews entstammen mehrere Spezialstudien über Mitglieder des Dezemberaufstands von 1825, und viel gelesen war sein Werk „Der Alexejew-Ravelin", das die Geheimnisse der schrecklichen Peter-Pauls-Festung, des einstigen petersburger Gefängnisses für politische Verbrecher ans Tageslicht brachte. Als Puschkinforscher stand Schtschegolew in erster Reihe als Verfasser einiger grundlegenden, monographischen Untersuchungen, unter denen „Das Duell und der Tod Puschkins" drei Auflagen erlebte. Letzthin fungierte er in Gemeinschaft mit A. Lunatscharslij und dem vor kurzem verschiedenen P. Sfakulin, als Herausgeber der vom Russischen Staatsverlag in Angriff genommenen großen Puschkin-Ausgabe, und in seinem letzten veröffentlichten Buch „Puschkin und die Bauern" schilderte er den Dichter in seiner Rolle als Gutsbesitzer und Herr zahlreicher Leibeigenen. Im literarischen Nachlaß Pawel Schtschegolews findet sich auch eine unvollendete Puschkin-Biographie, die mit Spannung erwartet wurde, da eine erschöpfende Lebensbeschreibung des russischen Dichters, trotz der überreichen Puschkin-Literatur, bisher fehlt. (P. E.)

* * *

Der Gerhart-Hauptmann-Preis ist Hans von Hülsen für seinen Roman „Der Schatz im Acker" zugesprochen worden.

Der belgische Literaturpreis in Höhe von 10000 Franken ist dem jungen flämischen Schriftsteller Maurice Roelandts für seinen Roman „Kommen en gaan" zuerkannt worden.

Die Preise der Julius Reich-Dichterstiftung 1930 sind den Lyrikern Erika Mitterer und Josef Weinheber, den Erzählern Karl Heinrich Waggerl und Heinrich Hauser verliehen worden.

Die königlich schwedische Gesellschaft für Literatur und Wissenschaft in Gothenburg hat Anton Wildgans zu ihrem Mitglied gewählt.

Die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz hat ihre diesjährige Ehrengabe in Höhe von 1000 Mark dem Dichter Karl Röttger in Düsseldorf verliehen.

Der „Premio Mussolini" der R. Accademia dei Georgofili (Florenz) wird mit 40000 Lire im Jahre 1931 für eine Arbeit ausgesetzt, die sich mit der Agrarpolitik des Faschismus befaßt.

Die Zeitschrift „Sardegna" (Cagliari) erläßt einen Wettbewerb, in dem das nach dem Urteil der Preisrichter beste Bändchen sardischer Gedichte prämiiert wird.

„Luce Nuova" (Rom), eine Zeitschrift, humanitären Bestrebungen gewidmet, prämiiert den besten Aufsatz über das Thema „La protezione del debole nella società moderna" (Schutz des Schwachen in der modernen Gesellschaft).

Das Verlagshaus „La Scuola" (Brescia) setzt einen Preis von 40000 Lire für ein modernes Religionsunterrichtsbuch aus.

Digitized by Google

Die Vereinigung italienischer Frauen für literarische Kultur (Associazione delle donne italiane per la cultura letteraria, Roma) fordert die italienischen Schriftstellerinnen zur Auswahl eines Frauenromans aus den Publikationen der letzten drei Jahre auf, der sich besonders zur Übersetzung in die englische Sprache eignet. Prämie: ein Geldpreis und die Versicherung, daß das ausgewählte Werk von einem amerikanischen Verlagshause zur Veröffentlichung erworben wird. (H. M. T.)

In dem Romanpreisausschreiben des stockholmer Verlags „Natur und Kultur" wurde dem jungen Schriftsteller Waldemar Hammenhög der erste Preis von 5000 Kronen für seinen Roman „Esther und Albert" zuerkannt.

Hermann Hesse, Emil Strauß, Wilhelm Schäfer, Erwin Guido Kolbenheyer sind aus der Akademie der Künste, Sektion Dichtkunst, ausgeschieden.

Der Präsidentenposten der Preußischen Akademie der Künste, Sektion für Dichtkunst, ist neu besetzt worden: Heinrich Mann ist zum Vorsitzenden, Ricarda Huch zur stellvertretenden Vorsitzenden ernannt worden. Die Sektion betont, daß sie grundsätzlich Einfluß auf Unterricht und Erziehung der heranwachsenden Jugend fordert und eine gutachtliche Heranziehung vor der Einführung kulturwichtiger Lehrbücher wünscht. Sie verlangt auch bei der endgültigen Fassung der Urheberrechtsreform und des Theatergesetzes gehört zu werden.

Von Josef Pontens Werken sind zahlreiche Schulausgaben in denkbar verschiedenen Ländern herausgegeben worden. Es gibt seit langem eine Schulausgabe der Novelle „Der Meister" bei Schaffstein in Köln. Es erscheinen: bei Quelle & Meyer in Leipzig eine solche von Novellen aus dem „Jüngling in Masken"; bei Velhagen & Klasing in Bielefeld von dem Roman „Der Babylonische Turm" (Auswahl) und des Buchs „Griechische Landschaften" (Auswahl). Von eben diesem Buch bringt eine andere Auswahl und Ausgabe der Verlag Reclam in Leipzig in seiner bekannten Universalbibliothek auch eine Auswahlausgabe des „Europäischen Reisebuches" unter dem Titel „Europäische Landschaften", weiterhin „Amerikanische Landschaften". Ebendort erschienen bereits Nebenausgaben der Novellen „Die Insel" und „Die Bockreiter". Die Universität von Chicago gibt in ihrem Verlag eine Schulausgabe des „Meisters" für Amerika heraus, der Verlag Prentice Hall in Neuyork eine des „Gletschers".

Im Gegensatz zu den zahlreichen Übersetzungen neuester Belletristik sind russische Ausgaben deutscher kunstwissenschaftlicher Werke in letzter Zeit recht selten geworden. Als einzige Erscheinung auf diesem Gebiete sind „Die kunstgeschichtlichen Grundbegriffe" H. Wölfflins zu nennen, die der leningrader Verlag „Academija" in einer schönen, reich illustrierten Ausgabe vor kurzem veröffentlicht hat. Die Übersetzung hat A. A. Frankowskij besorgt, der einleitende Aufsatz stammt aus der Feder P. Pölsches. (P. E.)

Hölderlins sämtliche Werke sind in russischer Sprache erschienen. Zu der im Verlag „Akademija" veröffentlichten Ausgabe hat Lunatscharski eine Einleitung geschrieben.

* * *

Die schweizerische Schillerstiftung hat durch ihre Werbeaktion ein approximatives Bruttoresultat von 175000 Franken erzielt. Die Zahl der durch die Werbeaktion neu gewonnenen Mitglieder beträgt annähernd 4000, davon 180 auf Lebenszeit. Ein Betrag von 18000 Franken ist für die Weihnachtsbuchverlosung verwendet worden.

Unter den Neuerscheinungen deutscher Literatur in Frankreich sind zu nennen: „Mémoires du chancelier prince de Bulow", „Le Goeben et Breslau, les opérations des Dardanelles, le combat d'Imbros", Joseph Bernharts „Le vatican, trône du monde", Alfred Neumeyers „Dürer", Hofmannsthals „La femme sans ombre", Franz Werfels „Le coupable, c'est la victime", Hölderlins „Hyperion ou l'Hermite en Grèce", Jean Pauls „Hesperus".

Das gebundene deutsche Buch steht in der italienischen Bücher-einfuhr — nach einer Statistik für 1930 — an erster Stelle. Die deutsche Bucheinfuhr repräsentiert einen Wert von 1 025 550 Lire; an zweiter Stelle folgt Frankreich mit 728 064 Lire. Für broschierte Bücher verändert sich das Verhältnis zugunsten Frankreichs, dem an zweiter Stelle Deutschland folgt.

Das Jahr 1930 ist das bislang fruchtbarste Jahr in der Geschichte des englischen Verlagswesens gewesen. Es wurden 15 393 neue Werke herausgegeben, gegen 14 086 im Vorjahr. Ein Viertel der Neuerscheinungen sind Romane.

Nach Angaben Maxim Gorkis wurden in der Sowjetunion in den Jahren 1920—1929 von den Werken russischer Klassiker 18 205 795 Exemplare gedruckt und verkauft. Darunter Leo Tolstoj 1 826 000 Exemplare, von Puschkin 1 661 000, Saltykow 1 188 000, Tschechow 1 103 000, Nekrassow 984 000, Korolenko 741 000, Lermontow 470 000 und von Dostojewskij 403 000 Bände. Der Rest verteilt sich auf die übrigen klassischen Dichter und Schriftsteller, von denen jedoch keiner besonders hohe Auflagezahlen erreichte. Interessant ist die Stellung Dostojewskijs, der erst an achter Stelle steht und sogar hinter Nekrassow, Korolenko und Lermontow zurückbleibt.

Eine Reihe von Karl Mays Büchern sind in französischer Übersetzung erschienen und vom französischen Unterrichtsminister auf die Liste der Prämienbücher gesetzt worden. Unter den Übersetzungen sind auch französische Schulausgaben.

Das Bibliothekswesen in Frankreich. Das letzte Heft der „Revue des Bibliothèques" veröffentlicht auf Grund der Unterlagen des Unterrichtsministeriums eine sehr wertvolle Statistik der öffentlichen Bibliotheken der französischen Provinz. Danach weisen die größte Bändezahl aus: Lyon mit 622 000, Clermond-Fernand mit 280 000, Aix und Versailles mit je 270 000 und Bordeaux mit 260 000 Bänden, während volkreichere Städte weit zurückbleiben, so vor allem die größte Provinzstadt Frankreichs, Marseille, mit bloß 138 000 Bänden. — Die größten Handschriftensammlungen finden sich in Lyon (9753), Avignon (5365), Boulogne (4393), Rouen (4014) und Troyes (3157). — Wie sehr jedoch das französische Bibliothekswesen in Paris konzentriert ist, geht am besten daraus hervor, daß 1930 allein die Nationalbibliothek 4 500 000 Bücher und Druckschriften und 125 000 Handschriften enthält, während die Sammlungen, die an nächster Stelle kommen, die Universitätsbibliothek 900 000 Bände und 130 000 Handschriften, das Institut de France 800 000 Bände aufweisen. Die Statistik erfaßt auch die Ausgaben pro Kopf; sie sind in den Handels- und Industriezentren überaus gering (Roubaix 0,04, Marseille 0,05 je Kopf) und steigen in den alten Pflegestätten des geistigen Lebens wie Dijon, Montpellier, Grenoble (0,90) sowie in einzelnen Städten, in denen die Behörden dem Bibliothekswesen Aufmerksamkeit zuwenden, bis zum Dreißigfachen. Beachtenswert ist nun, daß die Benutzungsziffern fast gesetzmäßig dem Aufwand folgen; wo die Bibliotheken durch Neuanschaffungen auf dem Laufenden erhalten werden, erreicht die Benutzungsziffer etwa 75 Prozent der Bändezahl; sie sinkt auf 10 Prozent, wo die geringen Ausgaben die Bibliothek zur Rückständigkeit verurteilen. Im allgemeinen ist jedoch der

Digitized by Google

Aufwand für Bibliotheken in Frankreich gering, wie ein Vergleich mit ausländischen Städten (Manchester 11,50, Antwerpen 10 Franken je Kopf) anschaulich macht. Dem deutschen Beobachter wird in den Budgetziffern auffallen, daß sie meist gar keine, in den übrigen Fällen verschwindend geringe Ziffern für das Binden der Bücher auswerfen. Bekanntlich ist selbst in der Nationalbibliothek nur ein geringer Teil der Bücher gebunden. (ar.-)

Archiv für Geschichte der Philosophie. Das im Jahre 1887 von Ludwig Stein in Gemeinschaft mit Hermann Diels, Wilhelm Dilthey, Benno Erdmann und Eduard Zeller begründete „Archiv für Geschichte der Philosophie" (das 1895 um eine systematische Abteilung erweitert wurde) wird vom Sohn des kürzlich verstorbenen Begründers und Herausgebers weitergeführt werden: von Herrn Privatdozenten Dr. Arthur Stein in Bern (Humboldtstraße 35). Der neue Herausgeber hat sich dazu entschieden, die Arbeit wieder ganz auf die Geschichte der Philosophie zu konzentrieren. Der erste Teil der Hefte, der die Abhandlungen enthält, soll wertvollen Beiträgen auch aus dem Auslande (die in deutscher Sprache erscheinen werden) offen stehen. Regelmäßige und ausführliche Jahresberichte in deutscher Sprache werden über die philosophiegeschichtlichen Neuerscheinungen (auch über Zeitschriftenaufsätze, Sitzungsberichte von Akademien) Deutschlands und des Auslandes orientieren. Solche Jahresberichte aus Amerika, Frankreich, England, Holland, Italien, Japan, Polen, Rußland, Skandinavien, der Tschechoslowakei und anderen Ländern sind schon gesichert. Es werden von 1931 an jährlich 3 Hefte im Gesamtumfang von 21 Bogen erscheinen. (Carl Heymanns Verlag, Berlin W 8, Mauerstraße 44.)

Dem frankfurter Goethehaus, das seit längerem auch eine Unterkunftsstätte für den Nachlaß Brentanos geworden ist, hat Professor Lujo Brentano neuerdings eine weitere Reihe wertvoller Handschriften zugehen lassen, zumeist Briefe aus den Jahren 1800—1810, die fast ausschließlich an Clemens Brentano gerichtet sind und zum beträchtlichen Teil Savigny und Auguste Busmann, Brentanos zweite Frau, zu Verfassern haben. Unter den Papieren befinden sich auch Gedichte Brentanos sowie eine Abschrift des Dramas „Aloys und Imelde".

Das marktredwitzer Goethehaus, in dem Goethe im Jahre 1822 auf der Reise nach Karlsbad eingekehrt ist, um die Glasfabrik von Fikentscher kennen zu lernen, ist von der Stadt angekauft und unter Wahrung des historischen Goethezimmers als Rathaus ausgebaut worden.

Das Balzac-Haus bei Passy an der Seine, in dem Balzac in den Jahren von 1840 bis 1847 lebte, ist von der letzten Besitzerin testamentarisch dem französischen Staat vermacht worden und wird vom Jahr 1950 an der staatlichen Museumsverwaltung unterstellt werden.

Um die große Verwirrung auf dem Gebiete der deutschen Ortsbezeichnungen im Auslande, die nach dem Kriege namentlich durch die zahlreichen Umbenennungen in den abgetretenen Gebieten usw. entstanden ist, zu beseitigen, hat sich die Deutsche Akademie auf Grund vielfacher und dringender Wünsche aus den Kreisen der Wirtschaft und Wissenschaft entschlossen, ein Verzeichnis der deutschen Ortsnamen im Auslande herauszugeben. Nach mehrjähriger mühsamer Arbeit und Überwindung vieler Schwierigkeiten bei der Beschaffung des Materials wird dieses wertvolle Nachschlagewerk in wenigen Wochen unter dem Titel „Deutsch-fremdsprachiges (fremdsprachig-deutsches) Ortsnamenverzeichnis", im Auftrage der Praktischen Abteilung der Deutschen Akademie in München, bearbeitet von Otto Kredel und Franz Thierfelder. Mit einem Vorwort von Professor Dr. H. Oncken und Professor Dr. E. von Drygalski, in der Deutschen Verlagsgesellschaft m. b. H., Berlin SW 11 erscheinen. Die Subskription ist eröffnet. Der ermäßigte Subskriptionspreis beträgt für die Leinenausgabe M. 40,—, für die Halblederausgabe M. 45,—.

* * *

Börries, Frhr. von Münchhausen (Schloß Windischleuba b. Altenburg, Thür.) schreibt uns:

„Der Abschluß eines neuen (siebenten) Bandes von Vertonungen meiner Gedichte mag die Entschuldigung für eine kleine statistische Antwort auf häufige Anfragen und für eine grundsätzliche Anregung sein. Von den 432 Gedichten meiner beiden Sammelbände besitze ich 306 Vertonungen von 132 Gedichten. Am häufigsten, nämlich vierzehnmal ist vertont der Lebensweg, elfmal der Page von Hochburgund, zehnmal Weißer Flieder und Straßenlied, neunmal Meiner Mutter usw. Fünfmal sind zehn Gedichte vertont, darunter z. B. die Balladen Bauernaufstand, Harald, Alte Landsknechte im Himmel, Trommel des Ziska, Birkenlegendchen.

Nun bin ich ein wenig sammelwütig auf diesem Punkt und bedauere, daß mir immer wieder von irgendwoher Konzertberichte zugeschickt werden, in denen mir unbekannte Vertonungen genannt sind. Gewiß geht es anderen Dichtern ebenso, und gewiß empfinden auch sie es als eine leise Unfreundlichkeit der Musiker, erst unsere Verse zum Ausgang ihrer schönen Kunst zu nehmen und dann nicht einmal Nachricht von ihrer Arbeit zu geben. Ich will nicht verlangen, daß sie uns um die Erlaubnis bitten, obgleich dann, da ich die Erlaubnis nur bei wörtlicher Benutzung gebe, die schrecklichen Verballhornungen der Gedichte gewiß oft vermieden würden. Aber nachträglich eine freundliche Mitteilung, — ja, das müßte doch eigentlich ungeschriebenes Gesetz der Vertoner sein!

Vielleicht haben andere ein Mittel gefunden, um diese Mitteilungen zu erhalten und sind liebenswürdig genug, es hier zum Besten aller mitzuteilen. — Es ist doch bei ungedruckten Liedern auch ein gewisser Vorteil der Vertoner, die Abschrift dem Dichter zuzuschicken. Diese liegen dann monatelang im Musikzimmer offen da, und sehr viele Gäste, Sänger, Musikfreunde, Verleger sehen sie und blättern darin. Bei der Not, an die Öffentlichkeit zu kommen, sollten die Herren sich doch diese kleine Gelegenheit nicht entgehen lassen!"

Redaktionsschluß: 5. Februar 1931.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Die stummen Dinge gewinnen Sprache

Ein ausgezeichneter Film „Der Mörder Dimitri Karamasoff" nach Motiven von Dostojewski von Leonhard Frank, Regie Fedor Ozep. Offenbar ist sich Leonhard Frank von Anbeginn ganz klar darüber gewesen, daß weder die Feinheit der Dostojewskischen Psychologie, noch die Dämonie in der Gestaltung der Gruschenka filmisch wiederzugeben war. Es galt auf andere Weise Ersatz dafür zu schaffen. Dieser Forderung hat die Regie Fedor Ozeps in überraschender, neuschöpferischer Weise entsprochen.

Aus dem Wesen des Films heraus: die stummen Dinge gewinnen Sprache. Ein Zeitpunkt hat für das Geschehen Wichtigkeit: eine Vielfältigkeit von Uhren deutet immer wieder darauf hin. Die seelischen Vorgänge in Karamasoff können nicht in physiognomischem Spiel erschöpft werden, trotzdem ein Kortner hier Seltenes leistet: es schieben sich Landschaftsbilder ein, kahle Bäume, von denen der Regen trieft, Ödland, über das das Unwetter fegt. Sie sprechen, und aus ihnen gewinnt Karamasoff Sprache. Wilde Tanzszenen, zwischen denen das Bild eines Kronleuchters mit flackernden, mehr und mehr herabgebrannten Lichtern, sich immer wieder einschiebt, werden Sinnbild für die Dämonie der Gruschenka. Der Eisenbahnzug, der sich langsam in Bewegung setzt, vor dem die Signale aufgehn und die Schienen sich ins Unermeßliche breiten, wird zum Refrain der filmischen Handlung. An Stelle der Menschen reden die toten Dinge und ihre Aussage kennzeichnet ganz so, als sprächen die Menschen Unaussprechbares. Aus dem Unterbewußtsein der handelnden Personen reden die toten Dinge.

Aus dem Film „Der Mörder Dimitri Karamasoff"
Zeichnung von B. F. Dolbin

Aus dem Film „Der Mörder Dimitri Karamasoff"
Zeichnung von B. F. Dolbin

Aus dem Film „Der Mörder Dimitri Karamasoff"
Zeichnung von B. F. Dolbin

Digitized by Google

Aus dem Wesen des Tonfilms heraus: eine Mystik der Geräusche tritt in Erscheinung. Ein Klopfzeichen ist vereinbart worden. Es wird nachgeahmt, ausprobiert, ertönt im entscheidenden Augenblick. In einer Troika flüchtet der mit dem Wissen seiner Untat Belastete durch Wald und Steppe. Die Glöckchen der Pferde werden zu Begleitmusik der Fahrt. Es hebt zugleich ein Fauchen, Dröhnen, Trommeln an, das den Gewissenszustand des Flüchtenden durch Tonillustration vergegenwärtigt. Zum Teil ist hier sogar das Prinzip des Tonfilms in das Bereich des Unterbewußten gedehnt.
Kaum ein Film, der so wie dieser „Mörder Dimitri Karamasoff" die neuen und ganz eigentümlichen Eigenschaften des Films und Tonfilms zeigte und nutzte. Hier gewinnt man wirklich den Eindruck: aus technischen Bedingtheiten gewinnt Kunst neue Ausdrucksmöglichkeit. E. H.

Literarische Altjüngferlichkeit

Vor dem „Dreigroschenoper"-Film ein Prozeß von Brecht und Weill gegen die Filmgesellschaft. Nach dem „Dreigroschenoper"-Film ein Prozeß Brechts gegen einen Journalisten — wegen seiner Abfindung durch die Filmgesellschaft.
Der Film selbst: ein Großfilm; also im Format verfehlt. Aber Brecht hat wissen müssen, als er die Rechte dem Seeler-Studio fortnahm und dem Nero-Film übertrug, daß er Konzessionen ans Publikum werde machen müssen.
Zugegeben: der in vielen Einzelheiten vorzügliche Film hat den Stoff vergefälligt, aber die Schlußpointe, daß die Räuberbraut, statt ein Ding zu drehen, eine Bank kauft, daß Mackie Messer also seine Tätigkeit im Schutz der Gesetze fortsetzen kann, ist durchaus brechtisch, und es ist die Frage, ob die Satire nicht in dieser Form wirksamer ist als im Rahmen von Experimenten, die viele Leute von vornherein vor den Kopf stoßen.
Es gehört zu den Paradoxien unserer Zeit, daß diejenigen, die — mit Recht — für ihre eigene Arbeit das Recht freier Umformung in Anspruch nehmen, sofort altjüngferlich keifen, wenn es an den eigenen Kragen geht. Brecht hat um so mehr das Recht dazu verwirkt, als er grollend und faul beiseite stand: hätte er mitgemacht, so hätte er immerhin mehr von seiner laugigen Art hineinspritzen können als durch sein Geraunze außerhalb des Ateliers.[1] L. W.

Die Paradoxe Pitigrillis oder Schund und Schmutz

In seinen Novellensammlungen „Mammiferi di Lusso" (1920), „La Cintura di Castità" (1921) und „Oltraggio al Pudore" (1922), in der grotesken Lebensgeschichte der Dirne „Cocaina" (1921), in der Geschichte von der tragischen, durch diktatorisches Eingreifen der Familie vernichteten Liebe der „Vergine a 18 Carati" (1924) — einem Roman, der für die italienische Literatur dieselbe grundlegende und einmalige Bedeutung hat, wie die „Demi-Vierges" Marcel Prévosts für die französische und wie die „Ingenuas" Felipe Trigos für die spanische — schließlich in „L'Esperimento di Pott", der symbolischen Biographie des Richters, der Clown wird, um das Leben zu ertragen, und der es selbst als Clown nicht bezwingen kann . . . in all diesen von einer abgrundtiefen Skepsis, gleichzeitig aber von geistreichstem Humor erfüllten Büchern führt der jetzt knapp vierzigjährige Pitigrilli einen erbitterten Kampf gegen die Gewaltsamkeit des gesellschaftlichen Ritus und seiner ungeschriebenen Gesetze, welche die Fragen des geschlechtlichen Lebens betreffen. Darüber hinaus lehrt er eine Ästhetik des Erotischen, indem er in fast brutaler Weise die geläufigsten Requisiten der standesamtlich beglaubigten Schlafzimmer (Kragenknopf, Hemdärmel, Weste, Hosenträger) mit Szenen von wirklicher, kurz gesagt, „appetitlicher" Erotik kontrastiert.
Was rein erotische Schilderungen in Pitigrillis Werk anlangt, so ist ihnen ein äußerst schmaler Raum gegeben. Die körperliche Annäherung zweier Menschen wird mit soviel Nüchternheit und Wahrhaftigkeit erzählt, daß der Phantasie des Lesers — es ist wohl einzig dastehend in der Geschichte der erotischen Literatur — keine Sekunde der Freiheit bleibt. Was von anderen Dichtern im entscheidenden Augenblick mit züchtig weggewandtem Auge erspäht wird: die sich schnäbelnden Tauben, die ineinanderschlagenden Flammen, der glitzernde Sternhimmel, ein fern bellender Hund, und was dem Leser dieser Dichter bedeuten soll: sieh nicht hin, jetzt tun sie's, sieh nicht hin, aber stelle dir's um so raffinierter vor! — all das fehlt bei Pitigrilli. Er sagt ganz schlicht: „Sie gab sich hin, vollkommen, restlos, am andern Tag, unter der Sonne, im vollsten Mittagslicht, auf dürrem Gras, das leis nach Thymian duftete. Die Tränen, die ihr unter dem blauen Himmel aus den blauen Augen glitten, füllten sich mit Sonne, und ein rinnender Blutfaden rötete ein Büschel jener weißen Blümchen, deren Name ich nicht weiß, und die, gerade weil ich sie nicht nennen kann, so sehr viel schöner sind."
Der gänzliche Mangel an Mystifikation, wie ihn diese Textprobe offenbart und wie er das gesamte Schaffen dieses Dichters kennzeichnet, ist nicht Ergebnis eines Wühlens im Erotischen, sondern einer fast soziologisch sachlichen, wissenschaftlich nüchternen Betrachtung sexueller Probleme. Dies bringt Pitigrilli in Gegensatz zu fast allen Dichtern der Weltliteratur, wie ihn sein ganzes Weltgebäude zur bestehenden Weltordnung in Gegensatz bringt. Seine Arbeit ist in Komposition und Diktion eine verbissene Umkehrung alles literarisch bis auf den heutigen Tag Gebräuchlichen. Seelische Unbändigkeit, geistige Gewaltsamkeit sind die Erzeuger dieser Kunst. Bürgerliche Sexualität entlarvend, künstlerische Traditionen anprangernd, journalistische Korruptheit, wissenschaftliche Verbohrtheit, pädagogische und weltanschauliche Tyrannei verhöhnend, ja selbst vor der Anklage gegen die Zwitterhaftigkeit des Ewigen nicht zurückschreckend, mäht und haut sich der Wille Pitigrillis seinen Weg durch einen Urwald überalterter Vorurteile, fratzenhafter Traditionen und erstarrter Idolatrien. Wir verdanken ihm eine unerbittliche Revision unserer von den Ahnen überkommenen Seelen- und Geistesbestände.
Das immer wiederkehrende Element in diesem Werk ist eine Paradoxe, die — erzeugt von der bewußten und gewollten Übertreibung pessimistischer Momente und zugleich von einem aus der Angst vor dem drohenden Absturz in die Ebenen der Zivilisationsmache erwachsenden fieberhaften Kunstwillen — den Beweis dafür liefert, daß man, ohne in Absurditäten zu ersticken, die grundlegendsten Sätze unseres Denkens ins Gegenteil verkehren kann. Die Paradoxe Pitigrillis ist eine dichterische Wahrheit. So etwa: „Das schönste Sonett, die schönste

[1] Nach Redaktionsschluß erfahren wir eine Lesart, nach der Brecht willens war, mitzuarbeiten, aber die Filmgesellschaft habe ihn daran gehindert. Dies würde an unserer Einstellung nichts ändern; denn dann hätte Brecht um seine Mitarbeit prozessieren müssen und nach obsiegendem Urteil für sein Werk immer noch fruchtbarer wirken können als durch Nichtmittun.

Digitized by Google

Theorie, die genialste Erfindung, das treffendste Urteil, entspringen nur dem Hirn des Mannes, der seine männlichen Triebe befriedigt hat." Oder: „Man sagt, das Spiel sei unmoralisch: nach meiner Auffassung dagegen ist es die moralischste aller vorhandenen Formen menschlicher Betätigung, weil es nicht auf eine Notwendigkeit spekuliert. Der Arzt spekuliert auf die Notwendigkeit des Heilens, der Jurist auf die Notwendigkeit des Rechtsschutzes, der Bäcker auf die Notwendigkeit des Hungerstillens, die Frau auf unsere Liebesbedürfnisse. Und das alles sind nur Schattierungen der Erpressung." (Deutsche Ausgaben im Eden-Verlag, Berlin.)

Man kann verstehen, daß die abendländische Justiz durch von Kopf bis Fuß auf Tradition eingestellte Verbände und Behörden auf Pitigrillis Bücher aufmerksam gemacht worden ist, in denen nicht von lebenslänglicher erotischer Interessengemeinschaft, nicht von geißblattüberlaubtem Eheglück, nicht von zähneknirschender Vaterlandsliebe, auch nicht von zehengängerischer Vaterunsergläubigkeit die Rede ist. Daß eine verrottete Moral durch diese Bücher bis auf die Wurzeln bloßgestellt wird, daß man bei ihrer Lektüre seiner geistigen und seelischen Gedankenlosigkeit, seines stumpfen Mitläufertums im Trott der Generationen inne wird, daß die bürgerliche Gesellschaftsordnung durch die Blutprobe dieser Werke als ein Bastard von Hergebrachtem, allein durch den Usus verstorbener Geschlechter notdürftig gerechtfertigtem und spirituellem Sklaventum erkannt wird und nicht als das notwendige und naturgewachsene Gesetz einer wahrhaftigen Ethik, das sie sein sollte und auch zu sein vorgibt, scheint den Hütern jener Überlieferungen unerträglich. Um ihren Kampf vom Zaun zu brechen, glauben sie am besten gegen Pitigrillis Grundanschauung von dem Recht des Menschen auf die Lust der Sinne polemisieren zu können. Aber sie rechnen nicht mit der sieghaften Macht überlegenen Geistes. Ein erfreuliches Zeichen für die Ehrlichkeit und den geistigen Hochstand oberster Justizbehörden ist die Tatsache, daß sämtliche Schund- und Schmutzverfahren gegen den Revolutionär Pitigrilli in Deutschland und im Ausland niedergeschlagen worden sind.

Fedor Wälderlin

Das illustrierte Buch

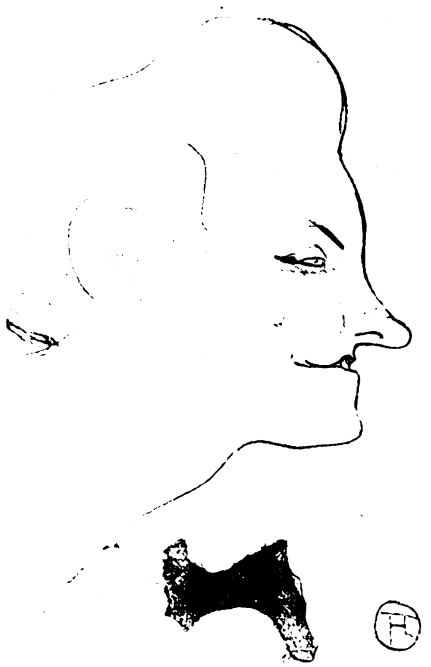
Das illustrierte Buch ist diesmal eine Künstlermonographie: die erste deutsche, die Henri de Toulouse-Lautrec gewidmet ist. Ihr Verfasser, Gottfried Jedlicka, hat für diese (bei Bruno Cassirer, Berlin, verlegte) Arbeit, die den ganzen Reichtum der Persönlichkeit Lautrecs erleben läßt, einen schweizer Literaturpreis erhalten.

Die Welt der Theater und der Variétés, der Zirkusse und der Rennbahnen, der Kabaretts und der Kaffeehäuser, der Hafenschenken und Bordelle lebt in den Blättern, ein Stück Sittengeschichte vom fin de siècle. Der Mensch, der diese Welt gestaltete, wird hinter der Erscheinung sichtbar: ein Kavalier und ein Krüppel. Der Geist der Dekadence manifestiert sich großartig in seinen Schöpfungen, in denen das Farbenerlebnis Dégas' noch nachschwingt — obschon wir uns hüten müssen, dessen Einfluß zu überschätzen. Weltgefühl und Technik werden eins: erhaschen wir den Augenblick! Suchen wir ihn an den Stätten der Lust, auf die traurige Berufsmonotonie ihre schweren Schatten wirft! Melancholie des Daseins bricht durch seine lockenden Gestalten.

Vor seinem frühen Tode rüstete Henri de Toulouse-Lautrec eine Japan-Reise. Sein Lebenswille ist vor der Ausführung müde geworden: er hätte dort jene Schönheit gefunden, deren Widerspiel zu bannen er sein Leben vollbracht hatte. Aus dieser Sehnsucht eroberte er sich die Kunst der japanischen Farbenholzschnitte, an deren Duft und Farbe Lautrecs Lithos und Plakate gemahnen.

Wie Daumier wegen seiner Karikaturen, wurde Lautrec wegen seiner Plakate lange Zeit nicht zu den wertigen Großen gerechnet. In seinen Plakaten aber fand Toulouse-Lautrec so nebenbei, worum sich Zeitgenossen von ihm vergeblich mühten: Monumentalität.

L. W.



Yvette Guilbert

Illustrationsprobe aus: Gottfried Jedlicka, „Toulouse-Lautrec" (Berlin, Verlag Bruno Cassirer)

Umfrage über Gide

Die Pariser „Latinité", „Revue des pays d'occident" (westlich ist Kampfansage, an Haßpotential und Brutalität des Ichgefühls wenig nachstehend dem deutschen bodenständig), eine Monatsschrift von führender Bedeutung in jenen Kreisen, die die Wiederaufrichtung einer gereinigten lateinischen Kultur als ihre Aufgabe bezeichnen, stellt Umfrage über Gide: Worauf beruht das Allumfassende, um nicht zu sagen die Katholizität Gides? Ist Gide berufen, auf die Formung des neuen Menschen beispielgebend Einfluß

Digitized by Google

zu nehmen? — Befragt wurden Schriftsteller aller Länder. Die Deutschen wurden nicht vernachlässigt; in gutgläubiger Ahnungslosigkeit haben sie die größte Zahl der Antworten beigetragen.

Was war das nächste Ziel der Umfrage? Zeugen aufzurufen gegen Gide: Die wesensnahe Bereitschaft der Deutschen, die Ablehnung der Franzosen, um die Fremdheit Gides im französischen Kulturkreis zu beweisen. Bedachte Auswahl der Befragten hat es den Herausgebern ermöglicht, ihr Ziel zu erreichen. Zahlreich sind die Kriterien, die gegen Gide geltend gemacht werden: Gide als geistiger Verführer, als Stifter seelischer Unruhe, kritischer Störer und Zerstörer, mit Rousseau die stärkste Kraft der Zersetzung der lateinischen Harmonie, protestantischer Geist, nie ruhender Denker, Vorkämpfer individualistischer Auflehnung, Reformator, Prophet einer neuen Moral. Der anklagende Sinn dieser Kennzeichnungen ist nicht immer ohne weiteres erkennbar. Wer jedoch die Argumentation der Verteidiger des klassischen lateinischen Geistes kennt, der findet hier in geschlossener Einheit alle Gefahren verzeichnet, die angeblich der französischen Kultur vom deutschen Geiste drohen.

Deshalb ist die Bedeutung dieser Enquete nicht durch den Umfang der Fragestellung begrenzt; sie ist grundsätzlich. In Gide soll die geistige Zusammenarbeit der Völker schlechthin getroffen werden; der Kampf gegen Gide ist ein Kampf für französische „Reinkultur", für Abschließung und Sonderung Frankreichs.

Artur Rosenberg (Paris)

Die Auguren lächeln nicht mehr

In den Mitteilungen des Kulturkommissariats der Sowjets wird ein Verbot der weiteren Herausgabe der Schriften Jules Vernes veröffentlicht. Das begreift man. Den Zeichendeutern der Wirtschaft wird der Phantast unbequem. Es waren harmlose Zeiten, in denen die Auguren einander begegnen und doch lächeln konnten. Heut lächeln sie nicht mehr. Der machthabende Augur schickt den nicht privilegierten Auguren nach Sibirien oder auf den Inder.

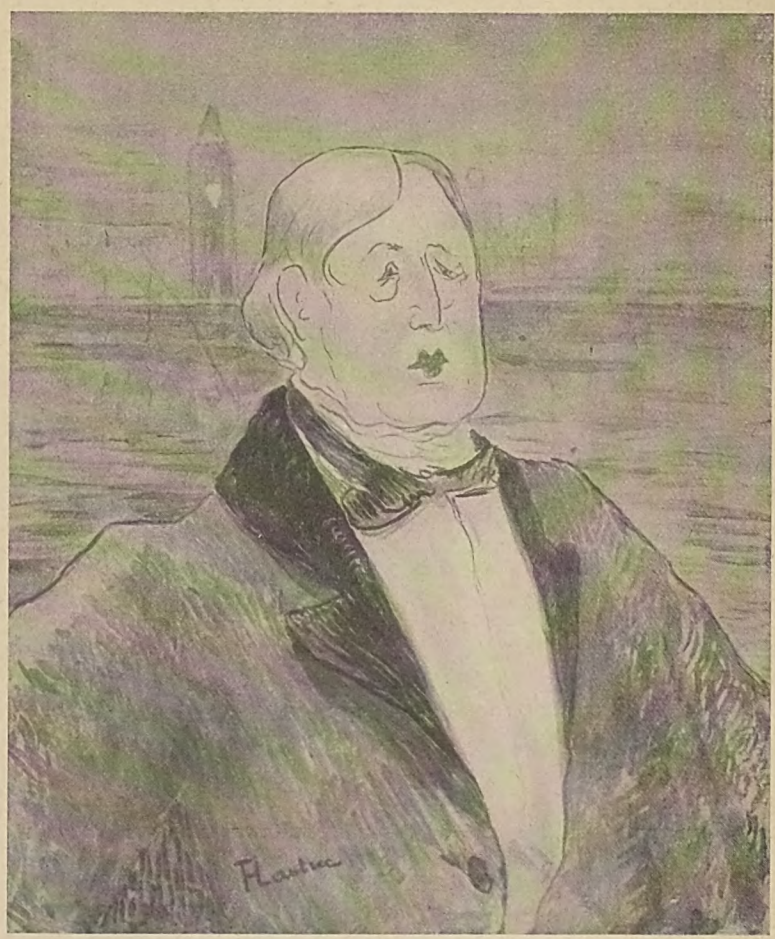
E. H.

Erlebnis

Die französische Kriegsmarine hat einen hohen Preis für den besten Seekriegsroman ausgeschrieben, das Preisrichterkollegium erlebte die Überraschung, daß sich herausstellte, daß das von ihr preisgekrönte Werk „Als ich Matrose auf dem Kriegsschiff war" eine Frau, und zwar das Fräulein Marthe Quillé, zur Verfasserin hatte.

Ist die Erfahrung gar so überraschend? Sie scheint vielmehr eine Lehre zu bergen: man wird umlernen müssen und das Wörtchen „Erlebnis", wo es sich um Kunstwerke handelt, nicht nur in dem banalen und äußerlichen Sinn begreifen. Auch die Phantasie hat ihre Wirklichkeiten.

E. H.



Oscar Wilde

Illustrationsprobe aus: „Toulouse-Lautrec" von Gottfried Jedlicka (Berlin, Verlag Bruno Cassirer)

Unnötige Sorgen

Auch ein Zeichen der Zeit: in einer Zeit, in der der Rechtsanspruch auf persönlichen Besitz in jeder erdenkbaren Weise erschüttert wird, beschäftigt man sich fürsorglich mit der Frage nach dem Rechtsschutz geistigen Besitzes, der zu allen Zeiten, auch in denkbar patriarchalischen, der meistumstrittene und meist bestrittene war. Verlängerung der Schutzfrist von 30 auf 50 Jahre? Alle erdenkbaren Gründe werden dafür und dawider angeführt. Die Statistik aber weist auf: im Jahre 1925 haben nur sechs Erben von Verfassern, deren Tod um 25—27 Jahre zurücklag, mehr als 1000, nur drei mehr als 3000 Mark jährlich erhalten. Daraus folgt? Die Verlängerung der Schutzfrist von 30 auf 50 Jahre würde die Menschheit um ein interessantes Rechenspiel mit imaginären Größen bereichern.

E. H.

Digitized by Google

Konzentration des europäischen Geistes

1781—1831

Von Hans-Joachim Flechtner (Stettin)

Überblickt man die Ereignisse und kulturellen Leistungen dieses halben Jahrhunderts, bemüht man sich, die Verbindungslinien in die Vergangenheit und in die Zukunft auf den verschiedensten Gebieten aufzusuchen — dann spürt man wohl eine Ahnung, daß in diesem kurzen Zeitraum neben der Überfülle an Leistungen auch ein tiefes Geheimnis der Menschengeschichte verborgen liegt. Das Ende des 18. Jahrhunderts brachte auf allen Gebieten ungefähr gleichzeitig eine Revolution, und zwar ist besonders beachtenswert, daß es in allen Fällen Umwälzungen galt, die in ihren Ergebnissen von Dauer waren. Wir brauchen dabei nicht nur an die Politik zu denken — die französische Revolution hat trotz ihrer schnellen Einmündung in den napoleonischen Imperialismus doch im wesentlichen für alle Folgezeit den Ton angeschlagen: das Verhältnis Mensch — Staat hat seit jenen Tagen einen völlig neuen Aspekt bekommen. Ähnlich liegt es, um ein entferntes Beispiel herauszugreifen, in der Chemie: Seitdem Lavoisier, der unter der Guillotine endete, das Gesetz von der Erhaltung der Masse ausgesprochen, entwickelte sich die Chemie schnell zur Aufstellung der Daltonschen Atomtheorie und damit zur Fundamentierung des gesamten Gebäudes der modernen Chemie. Auch diese Entwicklung erfolgte im Rahmen jenes halben Jahrhunderts.

Und versucht man, rein äußerlich, an den Einzelarbeiten, Einblick in das Leistungsvermögen dieser Zeit zu gewinnen, so genügt wohl die Feststellung, daß das gesamte Lebenswerk von Schiller, Goethe (zum größten Teil), Kleist, von Beethoven, Schubert, Weber in diesen fünfzig Jahren entstanden ist und daß, als Gipfelleistung, die gesamte Philosophie des deutschen Idealismus in diese kurze Zeitspanne gepreßt erscheint.

Einen Augenblick der Konzentration im Denken des europäischen Geistes könnte man die Zeit von 1781 bis 1831 wohl nennen und es ließen sich Bände füllen, wollte man auf Grund des tatsächlichen Materials die Entwicklungslinien herausarbeiten und dann zu Erklärungsversuchen schreiten.

Zwei Linien aber sind es im Besonderen, die uns hier interessieren, auf deren Verlauf wir einen Blick werfen wollen. Zumal unsere jubiläenergebene Zeit in diesem Jahr der Endpunkte beider Linien häufig gedenken wird.

Im Jahre 1781 erscheint die erste Auflage der Kritik der reinen Vernunft. Die ganze geistige Welt horcht auf, ein neuer Ton ist angeschlagen worden. Noch vermag niemand recht die Bedeutung dieses Werks zu erkennen, vermag keiner über eine zeitgebundene Stellungnahme für oder wider hinauszukommen. Aber es liegt in der Luft, hier ist etwas Neues. Die schwierige Darstellung schließt weite Kreise von der Aufnahme aus, Kant selbst erkennt diese Schwierigkeiten, läßt der Kritik die „Prolegomena" folgen, die eine „Einleitung" in die Kritik sein sollen. Und nur langsam bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß die europäische Menschheit an einem Wendepunkt, nein, an dem Wendepunkt geistiger Entwicklung angekommen ist.

Die Renaissance hatte der Menschheit die Befreiung von der Autorität im Denken gebracht und die Folgejahre bieten ein buntes Bild schrankenloser Ausnutzung dieser neuerrungenen Freiheit auf der einen Seite — und kleinlichstem Hadern auf der andern. Beide Entwicklungen münden in Kant, der mit fester Hand das bunte und mannigfaltige Gewimmel kühner Philosopheme zusammenzwang, ihm Form und Grenzen anwies — und der energisch für die Kraft und die Macht der Vernunft das Wort ergriff gegen allen Skeptizismus. Damit war die Philosophie als exakte Wissenschaft begründet, die Probleme der Erkenntnistheorie traten in den Vordergrund und das Urthema aller Philosophie: Mensch-All (bzw. Mensch-Gott) trat in ein neues Stadium. Durch kritische Erforschung seines Erkenntnisraums stellte der Geist die Grenzen seiner Umwelt fest und fand einen neuen Blickwinkel zu der Welt als Ganzem. Die koperni-

Digitized by Google

kanische Drehung Kants war erfolgt: unsere Erkenntnis richtet sich nicht nach den Dingen, sondern die Dinge richten sich nach unserer Erkenntnis.

Hinter dem Erkenntnisraum aber lag das ewig Unerkennbare, das geheimnisvolle, geahnte, umstrittene und verhöhnte „Ding an sich". Und an diesem Begriff setzte die Entwicklung ein, und niemals, auch nicht in den Zeiten der Hochentwicklung griechischer Philosophie, ist mit einer gleichen Schnelligkeit ein so riesiges Gebilde entstanden wie die Philosophie des deutschen Idealismus. Nebeneinander oder kurz hintereinander schossen die Systeme empor, die aus der neuen fruchtbaren Grundlage der kantischen Erkenntnis ihre Nahrung zogen und aus dem überragenden Geist ihrer Schöpfer die Formenkraft. Kurze Zeit nach dem Erscheinen der „Kritiken" hatte der Kampf hin und her gewogt zwischen den Auslegern, Erklärern. Dann trat Fichte auf den Platz und griff den Gedanken der Apperzeption auf, formte aus der Einheit seines Geistes heraus in dialektischer Entwicklung seine „Wissenschaftslehre" und sein ganzes System. Schelling folgte, der stark romantisch in immer neuem Anlauf das Große zu bezwingen hoffte. Und endlich Hegel, die gewaltigste Erscheinung dieser Zeit. Hier wurde die Konsequenz des Geistes und die Kraft des Erkenntniswollens fast zum Selbstzweck. Aus einem Keim entwickelte ein Menschenhirn eine ganze Welt, gebar den Kosmos als logischen noch einmal. Damit aber mußte die ganze Entwicklung ihr Ende erreicht haben — die eine Möglichkeit war erschöpft — die Philosophie hatte sich in sich selbst überschlagen. Und genau fünfzig Jahre nach dem Erscheinen der „Kritik der reinen Vernunft" schloß Hegel für immer die Augen: die Philosophie des deutschen Idealismus war tot, eine unerhörte, völlig einmalige Entwicklung beendet. Noch stand für kurze Zeit der große Bau, aber bald brach er unter dem Anstürmen von allen Seiten zusammen. Noch einer berief sich auf Kant, nannte sich den einzigen, echten Schüler: Schopenhauer — sonst hatte sich die Philosophie anderen Fragen zugewandt. Und erst in den sechziger Jahren erscholl der Ruf: Zurück zu Kant, und eine neue glänzende Entwicklung hob an. Sie ist noch heute im Wachsen und Kämpfen.

*

Und nun die zweite Entwicklungslinie! Ein anderes Gebiet, ein anderes Wachstum — und doch ein verwandter innerer Rhythmus.

1781 erschienen Schillers „Räuber", der Fanfarenstoß, mit dem das große „klassische deutsche Drama" die Weltbühne betrat. Auch die „Räuber" wie die „Kritik der reinen Vernunft", wie alle Erscheinungen jener Zeit eine revolutionäre Tat. Erfüllt mit der ganzen Jugendfrische einer neuauftauchenden Idee, getragen von einer Weltanschauung, die im ersten Anlauf noch oft in skurrilen, übersteigerten Erscheinungen sich gibt. Hier überwältigt die Schwungkraft, mit der das Neue auftritt — bei Kant finden wir eine ruhige gesammelte Konzentration, die das Ergebnis einer fast elfjährigen zurückgezogenen Arbeit ist. Und es ist wohl kein Zufall, daß das Schicksal den jungen heißblütigen Dichter bald in das Werk des reifen Denkers hineinwachsen ließ, daß wir aus der Hand Schillers sicherlich die „schönste" Ausdeutung des kantischen Werks besitzen, daß er berufen war, aus der Tiefe seines Fühlens heraus einen ganz einmaligen Weg der Fortsetzung über Kant hinaus zu finden — in seinem ästhetischen Idealismus.

So setzt sich die eine Entwicklungslinie Schillers, deren erster klarer dichterischer Ausdruck wohl der „Don Carlos" war, in der Ausarbeitung der kritischen Philosophie fort. Die andere, rein dichterische Linie, wird gebogen durch den Einfluß Goethes und durch die Wendung zum griechisch-klassischen Ideal. Nebeneinander laufen die beiden Ströme, durchsetzen sich, verschlingen sich — aber hindern sich auch gegenseitig.

Auch Goethes Weg führte vorübergehend zu Kant, und er hat seiner „Kritik der Urteilskraft" hohe Anerkennung bezeugt. Aber er sah die Welt unter anderem Winkel. Er konnte wohl den königsberger Denker fassen — aber er blieb ihm im Innern fremd. Sein Denken ruhte auf der Ebene, auf der erstmalig Platon das überwältigende Gebäude eines geschlossenen Weltbildes aufgebaut hatte. Dichterisch dagegen ist er dem Freunde viel näher, verwandter. Goethes dichterisches Werk gehört in diese fünfzig Jahre — während seine Philosophie den Bogen in eine fernere Zukunft schlägt, abseits vom Wege der wissenschaftlichen Philosophie. Sein Denken ist Leben, während Kant das Leben durch das Denken bewältigt.

Und es ist abermals kein Zufall, daß auch der dritte

Digitized by Google

der großen Dichter jener Zeit von Kant seinen Ausgang nimmt: Kleist. Das Erlebnis: Kant war so stark, daß es ihn völlig aus der Bahn warf. Er wollte sich ganz der Philosophie widmen, und nur unter schweren Kämpfen fand er den Weg zu seiner eigentlichen Bestimmung.

Genau fünfzig Jahre aber, nachdem Schiller in den „Räubern" den neuen Typ des Dramas geschaffen, nachdem in Goethe und Kleist das klassische Drama seine höchsten Blüten getrieben — genau ein halbes Jahrhundert später schließt mit dem Erscheinen des „Faust, zweiter Teil" (1831) die Epoche des klassischen Dramas ab. Man spürt auf jeder Seite die innere Auflösung dieser Form, spürt die Lösung, das Streben nach einem Neuen, ungebundenen Fernen, das sich der Form der Bühne nicht mehr fügen will, das alle Schranken des Theaters sprengt, hinauswächst auf eine Ebene, die nur noch geistiges Gestalten gestattet. Und in demselben Jahr erscheint von einem anderen Dichter ein Werk, das konsequent und bewußt diese Loslösung vollzieht, das in seinen Anforderungen als Notwendigkeit gewissermaßen den Film vorwegnimmt: Grabbes „Napoleon".

Jetzt verzweigt sich die Einheit der Entwicklung in unzählige Strömungen, die zu überblicken an dieser Stelle nicht mehr möglich ist. Hier galt es nur, sich ahnend in das Geheimnis des historischen Rhythmus' vorzutasten und einen Blick zu werfen auf die unerhört reiche Zeit, auf das halbe Jahrhundert zwischen 1781 und 1831, das die höchsten Werte europäischen Kulturguts umschließt und von dessen Werten noch Generationen nach uns zehren — und leben werden.

Rudolf Pannwitz

Von Paul Feldkeller (Schönwalde)

Kosmos Atheos I. II. Von Rudolf Pannwitz. Verlag Hans Carl, München-Feldafing 1926.
Trilogie des Lebens. Von Rudolf Pannwitz. Ebendort 1929. M. 7,50 (geb. 10,—).
Das neue Leben. Von Rudolf Pannwitz. Ebendort 1927. M. 10,— (geb. 12,—).

Keine der marktgängigen Philosophiegeschichten, nicht einmal der „Überweg" (der „Goedeke" der Philosophie), kündet seinen Namen. Und doch haben wir es mit einem großen philosophischen Talent zu tun, das sich auf dem Boden Kants, Goethes und Nietzsches angesiedelt hat. Aber selbst die überreiche Phantasie Pannwitzens führt die kühnen, fordernden Gedanken Nietzsches nicht weiter. Sollte das jahrzehntelange Abmühen unserer Zeit an den Spekulationen Nietzsches uns da nicht einen Fingerzeig geben? Und hat man uns diesen Philosophen nicht von je als einen Anfang gepriesen? (Und sittlich und gesinnungsmäßig ist er tatsächlich eine Verheißung.) Jetzt aber erscheint uns seine theoretische Philosophie (nicht seine Psychologie) je länger je eher als ein Ende. Der Beweis sind seine Nachgänger und zumal die tüchtigsten unter ihnen: Leopold Ziegler und Rudolf Pannwitz.

Darum kehren bei Pannwitz die Gedankenmotive Nietzsches wörtlich wieder: vor allem das „Leben" als das dem Sein wie dem Wert nach Absolute. Seine Blindheit. Seine dem widersprechende Zielstrebigkeit, die im Übermenschen gipfelt. Pann-

Rudolf Pannwitz

(Mit Genehmigung des Verlags Hans Carl, Münch.-Feldafing)

Digitized by Google

witz wie Nietzsche wurzeln in Darwin: der Mensch ist ein Anfang, bestenfalls ein Übergang, eine Brücke. Aber mit Darwin, der uns heute zweifelhaft geworden ist, sinkt auch der Übermensch dahin. Legen wir vielmehr Platon, Goethe, Karl Ernst von Baer, und Dacqué zugrunde, so erscheint auch der Mensch selber (wie die Philosophie Nietzsches) als ein Ende und gar kein Anfang. Die Entwicklung geht nicht geradlinig vorwärts ins Endlose, sondern jede überspezialisierte Form, wie der Mensch, wird von der Natur zurückgenommen, und es erscheint eine neue. Der Ideenschatz der Natur ist reicher als der des Menschen, der in sich „den" Gipfel sah. Der Mensch wird daher den vielgefürchteten Kältetod der Erde gar nicht erst erleben. Viel wahrscheinlicher als der Übermensch ist das Jenseits des Menschen: eine neue und bessere Tierart, welche die Herrschaft der blonden Bestie usurpieren wird, die Nietzsche mit seinem „Übermenschen" zu Unrecht verabsolutieren wollte.

Auch der Gedanke der ewigen Wiederkehr, der sehr alt ist, kann nicht anders als einfach wiederholt werden. Die wissenschaftliche Begründung, die ihm Pannwitz gibt, überzeugt nicht. Zu verstehen ist sie überhaupt nur gesinnungsgemäß als heidnischer Heroismus. Dasselbe gilt von dem blind und sinnlos in sich selber kreisenden „Leben": dem schrecklichsten Gedanken, den je ein Mensch gedacht hat. Nietzsches Heidentum ist nicht mehr über-, nur noch unterbietbar. Hier kann es nur noch ein Zurück geben. Pannwitz tut darum recht, nicht über ihn hinaus-, sondern auf Goethe zurückzugehen. Seine Vermählung Helenas mit Christus ist ein großartiges Gegenstück zu Goethes Allegorie des Liebesbundes von Faust und Helena. Bedeutsamer ist Nietzsches Gedanke vom „Tode Gottes". Merkwürdigerweise ist dieser letztlich nicht heidnisch, wie der Philosoph glaubte. Es blieb Nietzsche verborgen, daß der Gedanke vom „Tode Gottes" nicht nur in Kants Postulatenlehre, namentlich in seiner „Kritik der praktischen Vernunft" und im „Opus posthumum" angedeutet, ja vorweggenommen, sondern sogar eine letzte Konsequenz der Lehre Christi vom unendlichen Wert der Menschenseele und von der Liebe (und nicht dem Gehorsam) als höchster menschlicher und sittlicher Auswirkung darstellt. Beides schon war und ist der Anfang zur Entthronung Gottes. Beides ist nach echtem jüdischen Empfinden unzweideutige Gotteslästerung. Hier hat Pannwitz Nietzsche berichtigt: auf dieser philosophisch-anthropologischen Linie: Christus—Kant (Goethe), ist die einzige philosophische Weiterführung Nietzsches möglich und nicht nur von Pannwitz, sondern auch von der zünftigen Philosophie (Kölner Schule) in Angriff genommen worden.

Die philosophische Ausbeute ist bei Pannwitz also, wenn auch unverächtlich, so doch nicht überwältigend. Aber der Nachdruck darf auch nicht auf sie gelegt werden. Es ist unbeabsichtigte Selbstironie, wenn Pannwitz Nietzsches Verachtung jeglicher Jüngerschaft übernimmt und ihm gleichwohl diesen wie viele andere Hauptgedanken nachahmt. Auch der aphoristische Stil, die rhythmische Prosa, die Personifikation und Apostrophe des „Lebens", die dichterische Bewußtseinsspaltung und Zwiesprache mit dem abgespaltenen Selbst: dem Gewissen, der Weisheit, dem Symbolismus des Alltäglichen: des Mittags, Abends, Morgens, des Wanderns — das alles und vieles andere ist von Nietzsche erborgt. Und der lapidare Stil, die Wucht eines immer gleichbleibenden Akzents und Pathos muß ermüden, weil nun nicht mehr die ehemals erschütternde Neuheit der Zarathustra-Gedanken dahinter steht, die wir ja lange kennen.

Legen wir aber den Nachdruck weniger aufs Philosophische als aufs Dichterische und Pädagogische, so erscheint Pannwitz als einer unserer ersten Schriftsteller. Keiner unserer Klassiker (in ihrer Reifezeit) schrieb mit der Übersteigerung Nietzsches. Hebbel bezeichnet die Grenze. Und Pannwitz selbst hat Stil und Sprache seines wunderbaren Romans „Das neue Leben" an Goethe geschult. Die ruhige klassische Diktion und Gedankenführung ist aber von Platon, von der Bibel bis zu Goethe und etwa Stifter immer die gleiche geblieben. Nun ist Klassik Natur des Geistes und Schulung an Goethe daher Schulung an der Natur (die selber geistig ist), keine bloße Abhängigkeit mehr. Hier wächst Pannwitz zum großen Schriftsteller, zum Weisen und zum Erzieher.

Wir haben im „Neuen Leben" einen Bildungs- und Erziehungsroman vor uns, durchaus würdig, in die Reihe Emile — Wilhelm Meister gestellt zu werden. Nur zu einem Teil stammen die Menschen aus einem früheren Jahrhundert, erinnern

Digitized by Google

etwa an Novalis' Ofterdingen. Diese sind etwas arg mit sich, ihrem Innenleben und den Problemen ihrer rechten Bildung beschäftigt, reflektierende Menschen ohne nützliche Tätigkeit. Aber ein wirklicher Weiser tritt unter sie, der sie zurechtrückt. Es ist ein Natur- und Seelengemälde großen Stils, derlei es heute nicht mehr gibt. Auch der belesenste Feinschmecker wird diese Fülle an Beobachtetem und diese reife Kunst gleichwohl fesselnder, anmutigster Darstellung nicht leicht wo anders wiederfinden. Man weiß nicht, wo anfangen, wo aufhören. Dabei werden die modernsten Probleme auch politischer Art, die uns heute auf der Seele brennen, angefaßt. Alles aber so, daß es für alle Zeiten lesbar bleibt. Dazwischen hat Pannwitz das Füllhorn seines immensen Wissens ausgeschüttet. Doch weder Gelehrsamkeit noch Tendenz sprengen die dichterische Form. Pannwitz doziert nie. Dies Buch müßte in jedem Hause zu finden sein, wo Goethes Werke stehen. Und daß solche reife, edle, klassische Kunst heute bei den Deutschen (und wo sonst?) noch möglich ist, gibt uns mehr Recht, zu glauben und zu hoffen, als ein glanzvoll gewonnener Krieg es je vermocht hätte.

Ein Buch gegen den Aberglauben

Zu Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften" (Berlin, bei Ernst Rowohlt)

Von W. E. Süskind (München)

Jeden großen Roman — so könnte man aus der Erfahrung des Lesers definieren — jeden großen Roman unterscheidet dies vom unbedeutenden nicht nur, sondern auch vom lediglich schönen, lediglich rührenden, lediglich geglückten Roman: daß er einen eigentümlichen Eingriff ins Leben des Lesers vornimmt, einen Eingriff, der je nachdem als Wohltat, als Anstrengung, ja gar als Übergriff empfunden wird. Aus dem Roman heraus, der doch von Natur eine mir vorgetragene Geschichte ist und als solche sich abspinnt, greift es wie mit Geisterhand (wie paßt hier dieser Ausdruck der Romantik!) und tippt, streift oder stößt mich an, schüttelt mich moralisch oder entzündet mir Gedanken, kurz: bewegt mich. Auch Geschehnisse können bewegen, aber diese Bewegung, die selbst im Kino leicht Tränen ins Auge bringt, ist nicht gemeint, sondern jene andere, die, auf einen Satz gebracht, etwa so heißt: „ich will auch ein guter, gescheiter Mensch sein ..." oder „Leben ist etwas Stolzes" oder „ich verstehe und staune — in mir ist vor Staunen ein großes, leeres, rundes O!". Dieses letzte Bild, „das klassische Symptom der Berührung mit allem Ewigen und Großen", bezeichnet sehr gut des Lesers Zustand nach der Lektüre eben des Romans, aus dem es zitiert ist, des „Mannes ohne Eigenschaften" von Robert Musil. Dieses Buch von über tausend Seiten nimmt im höchsten Maße jenen geschilderten Eingriff in die Brust des Lesers vor; wer den Eingriff als Übergriff zu empfinden neigt, der wird Musils Werk nicht lesen können, wer ihn als Wohltat nimmt, wird um so mehr auf seine Kosten kommen. Das ist im voraus zu sagen; da ich im folgenden einige Einwände gegen das Buch als Roman werde machen müssen, wünschte ich zunächst mit aller Klarheit das Wichtigste auszusprechen: es ist ein großer Roman.

*

Wer ist der „Mann ohne Eigenschaften"? Man möchte an einen Typus denken, und stellt ihn sich nun notwendig als dekadent, angekränkelt und physisch gebrechlich vor. Das ist falsch: er ist, im nach der Lektüre zusammengeronnenen Bild, ein großer, kräftiger, fast athletischer Mensch von Mitte dreißig, Österreicher der besten Gesellschaft und von den Frauen bevorzugt. Was ihn auszeichnet, ist ausschließlich, daß er keine Eigenschaften hat, und diese organische Merkwürdigkeit bedeutet nicht Skepsis im müden Sinn, sondern wirklich etwas Organisches: erstens, Ulrich (so heißt er) ist bei all seiner Saftnatur kein Sportler, sondern ein geistiger Mensch — zweitens, Ulrich hat allen Aberglauben abgelegt. Was heißt das: Aberglauben abgelegt? Es heißt sehr viel, denn im Verlauf des Buchs gibt Ulrich sich zu erkennen, und dabei wird sehr viel als Aberglaube, als unbillige Interessiertheit und Maskerade entlarvt, was als heilig und dem menschlichen Geist gemäß gilt, und Ulrich faßt schließlich folgendermaßen zusammen: man

Digitized by Google

müsse die Wirklichkeit abschaffen, denn sie, unser sogenanntes Leben, erfolge aus einem geringeren, einem nicht eigentlichen Teil von uns heraus und es sei ja eben der Jammer, der Aberglaube, daß Schritt für Schritt, Sekunde auf Sekunde mit uns Geschichte gemacht würde, statt daß wir selber wo nicht Geschichte, so doch uns selber machten. Man zitiert besser: „So lag in der Jugend noch das Leben wie ein unerschöpflicher Morgen vor ihnen... und schon am Mittag ist mit einemmal etwas da, was beanspruchen darf, nun ihr Leben zu sein ... und sie adoptieren den Mann, der zu ihnen gekommen ist, seine Erlebnisse erscheinen ihnen jetzt als der Ausdruck ihrer Eigenschaften ..." Da haben wir, zunächst absolut und ohne kritische Einkleidung, das Problem des Unechten in seiner elementarsten Form, des An- und Hinzugelebten, dessen was in konkreteren Worten Interesse und Gewohnheit heißt, oder in Musils Terminologie Eigenschaft, und was im Menschenleben jenseits der sprichwörtlichen Jugendjahre jene Dämpfung und Trübung hervorruft, die wie ein Reif ist und das Geheimnis und Stigma des „Erwachsenen" ausmacht. In zahlreichen Wendungen, Andeutungen und Definitionen schlingt sich diese Frage durch Ulrichs ganze Geschichte, und der Kompler der Eigenschaften, der Wirklichkeit, wie wir gesagt haben: des Aberglaubens verkörpert sich überdies in einer Menge von Gestalten, mit denen Ulrich, in den Panzer seiner Eigenschaftslosigkeit gehüllt wie ein streitbarer Seraph, zu ringen hat: es sind Interessenmenschen, Beamte, Verliebte, eine Streitmacht von sehr aparten Frauen, und ein Gegenspieler von Format — ein Zivilisations- und Geldfürst namens Arnheim, ein „demokratischer" Geistiger von Rathenauschem Habitus. Den ganzen dicken Band hindurch, der nur der erste von zweien ist, unterredet, bekämpft und befühlt sich Ulrich mit diesen — ich möchte nicht sagen Mächten, sondern Gruppen, und wenn das Buch zu Ende ist, wissen wir nicht, wie er bestehen wird, sondern nur, daß etwas stattgefunden hat, was mit dem Namen Geschichte oder selbst Roman unzureichend bezeichnet ist: eine Art Geisterschlacht (und gleichzeitig Geisterlustspiel) der Erscheinungen, eine unhörbare Schlacht, eine Begegnung der Dinge an sich, wenn man so leichtfertig philosophastern darf.

Es ist anzunehmen, daß der zweite Band von Musils Roman den Ulrich, der sich bisher in Defensive und Beobachtung hält, aktiv werden und bei der „Abschaffung der Wirklichkeit" als einer dem Wesen nach ideologischen, anti-wirklichen Unternehmung scheitern lassen wird. Doch stehen schon im ersten Band Stellen, und zwar sind es mit die schönsten im ganzen Buch, wo ausgesagt ist, wie Ulrichs eigenschaftsloser Zustand potentiell geartet ist. Wieder zitiert man besser: „Er war ins Herz der Welt geraten ... von ihm zu der weit entfernten Geliebten war es ebenso weit wie zum nächsten Baum ... lief ein Käfer an der Hand des Denkenden vorbei, so war das nicht ein Näherkommen, Vorbeigehn und Entfernen, und es war nicht Käfer und Mensch, sondern ein unbeschreiblich das Herz rührendes Geschehen, ja nicht einmal ein Geschehen, sondern, obwohl es geschah, ein Zustand." Ein Leben, das Zustand ist — das wäre wohl ein Stand, den manche Zeiten „heilig" genannt haben, andere „poetisch verklärt" (ohne Ironie!), und wirklich spricht Musil auf einer der letzten Seiten aus, was man sein ganzes Buch lang gespürt hatte: daß die gemeinte, verlorengegangene und wiederzuerringende Ordnung des Geistes eben die „poetische" sei, die „erzählende" Ordnung, der „Faden", an dem sich das Lebenskunstwerk aufzureihen habe. Das Leben als Kunstwerk — diese Perspektive eröffnet sich und sie erscheint nur in dieser gedrängten Ableitung so „weltfremd", nicht aber für den, der sie in Musils langsamer, ironiebeschwingter Deduktion auf sich zukommen läßt und dabei erfaßt, wie kühn, wie weltnah, wie selbstverständlich das gemeint ist, Leben als Kunstwerk, und daß es nur einen Ruck kosten würde, daran zu glauben, eben den einen entscheidenden Ruck vom Aberglauben weg.

*

Wenige Worte noch über Musils Buch in seiner Eigenschaft als Roman. Es bietet an fortgehender Handlung ein solches Minimum, daß der „spannungsbedürftige" Leser nach kurzer Zeit verzweifelt, was ihm nur recht geschieht, daß aber auch der günstige Leser einwenden wird, hier sei ein wenig gegen den Begriff des Romans Sünde geübt. Mir scheint jedenfalls, der Roman dürfe nie ganz auf das „Poetische" verzichten, wie immer es auch

Digitized by Google

gehandhabt sei, er müsse, wenn auch noch so kurz, dem Rechnung tragen, was der „Fluß der Zeit" heißt und was sich in einer gewissen landschaftlichen Gruppierung der sichtbaren Dinge äußert, in einer Art romantischen Realismus. Hier befriedigt das Buch nicht immer; während es gerade in der Diskussion, der Reflexion, der Analyse sozusagen gewalttätig mit uns umspringt und uns in Bann schlägt, verwendet es nicht dieselbe Liebe und nicht dieselbe Eindringlichkeit, wo die Fassaden der Dinge und Menschen betrachtet werden. Ich wittere eine kleine Ungerechtigkeit in Musils Verhältnis zu den Körpern seiner Figuren; die Körper und ihr Verhalten sollten im Roman immer etwas von der Würde und Unbewußtheit der Natur haben, obwohl es sich um Menschenleiber handelt, und eine allzuscharfe Analyse ihnen gegenüber löst die Struktur des Romans auf wie Säure, während überall sonst der Analyse keine künstlerischen Grenzen zu ziehen sind.

Sei dies eingewandt, um auf ein gewisses Unbehagen zu weisen, das ich nicht verschweigen darf. Um so weniger will ich verschweigen, daß Musils Buch dafür die hinreißendsten Romaneigenschaften besitzt: Anschaulichkeit noch in der unsinnlichsten Reflexion, Heiterkeit bis zu tanzendem Übermut, gründlichen Humor, der kaum an ein oder zwei Stellen geringere Humoristika passieren läßt und vor allem einen Reichtum und Witz des Vergleichs und der Bilder, wie er in der deutschen Literatur, mindestens seit Gottfried Keller, nicht seinesgleichen hat. Dies letzte meine ich nicht, wie man eben so leichthin lobt: es scheint mir unendlich wichtig, denn unsere Romanliteratur ist unbegreiflich arm an Metaphern und dem, was ihnen zugrunde liegt, an geistiger Assoziation, viel ärmer als das „wirkliche" Leben. Es wird sehr wenig witzig geschrieben bei uns, mit anderen Worten: es wird sehr wenig geistig geschrieben, und die Kritik meint es oft tadelnd, wenn sie jemanden „geistreich" nennt. Verstehe man also recht, wenn hier von Musils sprachlichem Reichtum gesprochen wird: er begleitet und erhöht nicht nur, sondern er enthält die Größe seines Buchs!

Ludwigs Selbstbiographie [1])

Von Ernst Lissauer (Wien)

850 Seiten Selbstbiographie: ein bedenkliches Unternehmen; aber Emil Ludwig hat genug Abstand zu sich selbst: „Wer im fünfzigsten Jahre zum erstenmal von sich selber spricht, kennt die Gefahren." „Einen Rückblick und kein Selbstbildnis" nennt er sein Buch; aber es ist, unter anderem, auch ein Selbstbildnis. Im Vorwort umreißt Ludwig ausgezeichnet sein Wesen:

„Ein solches Buch kann so wenig einheitlich sein, wie das Stück Leben, das es spiegelt; genug, wenn es einen typischen Fall darstellt: Entwicklung vom ästhetischen und schauenden Jüngling zum sozialen und tätigen Manne. Im einzelnen wird es bald Monologe, bald Berichte, nun Rechtfertigungen, dann wieder Psychologie der anderen enthalten. Ich wünschte, man betrachtete es als einen Gobelin, in dem sich jeder ein paar Ecken aussucht. Wen meine Entwicklung langweilt, der überschlage dreihundert Seiten: dann wird er, in Kojen eingebaut, eine kleine Porträtgalerie finden, gegen achtzig Menschen verschiedener Berufe, Talente, Nationen ... Vergebens werden sich meine Feinde in diesen Blättern suchen: ein natürlicher Glaube an die Menschen entfernt mich vom Polemischen. Auch wird man, da ich lieber erzähle als lehre, nur indirekt die moralischen Folgerungen finden, in Winken zu jenem produktiven Idealismus, auf den mir alles ankommt."

Und alles dies vorgetragen mit jener vergegenwärtigenden Sicherheit, mit jener Liebenswürdigkeit und Leichtigkeit, für die man seit einiger Zeit das Wort „journalistisch" handhabt. Ludwigs Art ist von der des Journalisten durchaus unterschieden; denn er hat die Gegenstände, über die er schreibt, in Fülle, er ist immer bildhaft, niemals verbleicht ihm die Darstellung zum behend gesetzten Klischee. Und ebenso sind seine Porträts bedeutender Zeitgenossen von der sogenannten „Reportage" durch ein Unwägbares unterschieden: die Reportage will in neuer, falschverstandener Sachlichkeit nur Tat-„sachen" „wiederbringen", indes Ludwig die Wahrhaftigkeit sozusagen voraussetzt (das Moralische versteht sich, nach Vischer, immer von selbst), sich auf seinen Blick, seinen Instinkt verläßt und im übrigen sich gar nicht bemüht, die Handschrift seiner Porträts und Studien zu verhehlen. In Klammern: Reportage als Gattung ist widersinnig; produktive „Sach-berichte", wie die von Kisch oder Neumann, sind eben mit persönlichem Blick und

[1]) Geschenke des Lebens. Ein Rückblick. Ernst Rowohlt, Berlin 1931. 865 Seiten.

Digitized by Google

Blut gefärbt; Sachberichte, die nur Sachberichte sind, sind Reportertum. Diese Darstellungen von Heerführern und Staatsmännern bilden einen Band im Bande: ein Seitenstück zu „Genie und Charakter", Miniaturen, Kohle-, Bleistiftskizzen neben jenen lebensgroßen Statuen und Büsten. Ein großer Teil dieses Buchs gibt Zeitgeschichte, und Ludwigs Beobachtungen, die oft bemerkenswerten Äußerungen, die er mitteilt, werden den Geschichtsschreibern auf lange Zeit wichtig sein. Ludwig, der selbst als Darsteller Anekdoten zu nützen weiß, bietet mit Vorliebe erlebte Anekdoten und zeichnet mit ihnen. „Was heißt großer Stil?

Emil Ludwig

Von Olaf Gulbranssen
(Mit Genehmigung des Verlags Ernst Rowohlt, Berlin)

Großer Stil heißt vorbeigehn an allem, was eigentlich interessant ist." So ähnlich schrieb vor vierzig Jahren Fontane, der eben darum ein Kenner und Meister der Anekdote war. Wir Heutigen, die sich, diesseits von Naturalismus und Expressionismus, um das große Drama bemühen, wissen den Wert der Anekdote zu schätzen: die symbolisch lebensgroßen Züge am überlebensgroßen Menschen. Man hat Ludwig vorgeworfen, daß er die Unterschiede der menschlichen Höhenlagen einebne; das ist völlig verkehrt: Ludwigs biographisches Werk ist aus Freude am großen Menschen, aus Andacht und Verehrung, erwachsen. Weil er seine snobistische, artistische, aristokratische Frühzeit überwunden hat, mißtraut er, in dem Prozeß der Selbsterziehung, den er durchgemacht hat, und von dem seine Autobiographie wesentlich erzählt, nun auch diesem seinem Grundgefühl, als ob in ihm noch Keime der Absonderung, sozusagen eines menschlichen Artistentums verborgen sein könnten. Der Antrieb, aus dem seine Darstellungen erwachsen, ist Enthusiasmus, jener Enthusiasmus, den wir, nach Goethes Wort, der Geschichte verdanken. Ludwig erlebt auch die Gegenwart als Historiker, und er hat nicht aus Neugier oder Sensation die geschichtlich bedeutenden Erscheinungen unserer Tage aufgesucht, sondern aus jener Hingezogenheit, mit der er das geschichtliche bedeutende Menschentum erfahren hat, monomanisch. Und es ist letzten Endes derselbe Antrieb, aus dem er in der Jugend Friedrich II. den Hohenstaufen, Renaissance-Päpste, Napoleon dramatisch dargestellt, und aus dem er später Goethes, Napoleons, Bismarcks, Lincolns Leben erzählt hat. Aber Ludwig hat zu der eingeboren aristokratischen Sicht, der Affinität für das Große, eine sozusagen demokratische Weltgesinnung ausgebildet. Der Breslauer, der durch merkwürdige, doch organisch erwachsene Zufälle an den Lago Maggiore verschlagen ward, ein billiges Waldgrundstück erwarb, es trotz allen Schwierigkeiten behielt und dann, als er wohlhabend ward, erweiterte, bebaute, schmückte, lebt mit der Natur, kennt sie und bemüht sich um immer tiefere Kenntnis. Eine Fülle von Bemerkungen ist ausgestreut: über Seefahren und Chauffieren, über die Bauern des Tessin, in dem er wohnt, über geistig-schöpferische und über handwerkliche Arbeit; über Frauen; über Freundschaft. Ludwig ist ein Mann der Freundschaft und der Treue: zwei verstorbene Freunde, den Musiker Fuchs und den General Sendler, schildert er mit bezwingender Kraft des Herzens.

Überhaupt ist dieses reiche, dicht aus vielen Kulturen und Künsten gespeiste Werk eines überaus gescheiten, erfahrenen — im Wortsinn viel be-„fahrenen" — Menschen ein Buch des Herzens. „Geschenke des Lebens" heißt es, und es ist für Ludwig eine Gelegenheit, um recht viel Dank abzustatten und Liebe darzubringen. Da erzählt er in tiefer Zuneigung von Vater und Mutter; von

Digitized by Google

Nansen, den er als Junge von weitem anstaunte, den er später, nach Jahrzehnten, kennen lernte, und den er nun, monomanisch verecundus, in seinem Schauspiel „Versailles" als großen humanen Widerpart der im sacro egoismo befangenen Staatsmänner auftreten läßt; von seiner Gattin und der unabsehbaren Macht, mit der sie in seinem Leben wirkt; von seinem Jungen; von den dienenden Menschen seines Hauses; von den Windhunden. Vor allem: der Fünfzigjährige setzt sich mit dem Vater auseinander, indem er ihn gestaltet. Der Vater ist vielleicht am besten herausgekommen; überhaupt ist die Erzählung der Jugend schlechthin meisterlich gelungen. (Schwächste Partie hingegen die folgende: die der berliner Jünglingsjahre, vor der schicksalhaften Begegnung mit seiner Frau; hier verbleichen Farben und Konturen, offenbar, weil er die Personen, mit denen sein Leben ihn damals zusammenführte, für jedermann unkenntlich halten wollte.) Schon durch die Jugendkapitel zählt dies Werk zu unsern trefflichsten Memoiren. Allenthalben ist Ludwigs Darstellung von Humor überleuchtet, vor allem aber dieser Abschnitt. Der Vater, der berühmte Augen-Cohn — der seine Kinder auf den Namen „Ludwig" eintragen ließ —: früher Vorkämpfer der Hygiene, Fanatiker des Lichts, nüchterner Enthusiast, eine tumultuöse Natur, die das Haus beherrscht und immer in Bewegung hält, kämpferisch, oppositionell, randvoll von Spott und Humor, dabei voller Verehrung für das bedeutend Schöpferische; er spricht, läuft, ulkt, erzieht in diesem Kapitel, leibhaft lebendig in allen Fibern und Fasern, sichtbar in Dutzenden Zügen und Geschichten. Dieser Vater nun hat Ludwigs Entwicklung mißtraut, er hat im Testament sein Vermögen unter Verwaltung gestellt, bis er ein juristisches Examen gemacht hätte. Und nun schafft der Sohn das Bild des Vaters zu dauernder Erinnerung, und es ist, als ob er ihm, Auge in Auge ihn gestaltend, nochmals dartun wolle, daß sein Weg der rechte gewesen sei.

Humor: dieser Ludwig, der 850 Seiten über sein Leben schreibt, kann über sich selber lachen, er erzählt eine Menge lustiger Geschichten von der Lebens- und Naturunkenntnis seiner Frühzeit und fügt diesem mächtigen Panorama am Schluß eine fröhliche Selbstkarikatur an. Zuvor aber, in dem eigentlich letzten Kapitel, hat er den anderen Gipfel des Buchs gewonnen, hier gibt er einmal nicht bildhafte Erzählung, sondern unmittelbares Selbstbekenntnis, Summe der fünfzigjährigen Erfahrung, von Resignation zart überglänzt, in einer sanft hymnischen Ergriffenheit, tief einsichtig, manchmal weise.

Es ist üblich geworden, Ludwigs Werk herabzuwürdigen. Man lese nach, was er seinen wissenschaftlichen Gegnern erwidert; mit Recht weist er darauf hin, welche Irrtümer die Fachgenossen, zum Beispiel, Lamprecht nachgewiesen haben, ohne daß sie seine Grundschau und Methode anzutasten vermochten. Ludwigs Biographien sind von verschiedenem Rang; aber — den einen, vom Gesamtwerk abzusondernden „Menschensohn" ausgenommen —, in allen wirkt jene natürliche Affinität für die geniale Erscheinung, wie sie nur einem Menschen eignet, der selbst irgend mit genialer Flamme gespeist ist. Wie man bei einem Porträt spürt, ob es ähnlich ist, so bei Darstellungen Ludwigs, auch wenn man von dem Dargestellten sonst nichts weiß. Die Studie über Cecil Rodes in „Genie und Charakter" überzeugt, weil eben die dargestellten, nicht erfindbaren Züge mit sinnbildlicher Kraft zeugen. Es gibt im Bismarck-Buch Züge, die nur von einer bis ins Letzte dringenden Schaukraft ergriffen werden konnten, zum Beispiel, wenn er den seelischen Bogen schlägt zwischen zwei Weinkrämpfen Bismarcks, auf der Landtagstribüne von 1847 und im Nikolsburger Schloß 1866. Seltsam, daß auch dem „Goethe", der meisterlichsten Biographie Ludwigs, der Vorwurf der Ungenauigkeit gemacht wird, obwohl Eduard von der Hellen, der Herausgeber der Cottaschen Jubiläumsgabe, alle Daten durchgeprüft und viele, an sich unwichtige, kleine Fehler richtig gestellt hat, wie Ludwig berichtet und Hellen mir selbst vor zehn Jahren erzählt hat.

Diese Selbstbiographie muß jedem, der guten Willens ist, dartun, daß Ludwig die biographische Kunst nicht willkürlich gewählt hat, als etwas, das man tun oder auch lassen könnte, sondern daß sie mit Notwendigkeit aus seinem Leben erwachsen ist. Er hat selbst ein merkwürdiges, groß angelegtes Leben geführt.

Digitized by Google

Zwei Rathenau-Bildnisse:

I. in Emil Ludwigs „Geschenke des Lebens"

(Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1931)

Rathenau besaß fast alles, was Harden fehlte, und umgekehrt. Was sie verband, war kritisches Denken, Menschenkenntnis und Verzicht auf alle Genüsse außer ihrer Macht. Im übrigen war Harden glühend und Rathenau kühl, Harden leidenschaftlich und Rathenau objektiv, Harden ganz männlich, Rathenau auch in diesem Punkte ungewiß, Harden voll Humor und Rathenau fast ohne jeden, Harden Kämpfer, Rathenau Denker: alles ausgedrückt in ihren Gestalten, denn jener war nicht groß und war geschmeidig, dieser von statuarisch unbeweglicher Größe.

Weltbürger waren sie beide, aber beide hatten dieselbe Schwäche für den preußischen Adel, der sich in Hardens köstlichem Briefwechsel zwischen „Moritz und Rina", bei Rathenau in seinem Verkehr, seinem Landschloß und schließlich in dem späten Wunsche zeigte, eine Dame jener Kreise zu heiraten. Aber Harden war sein Judentum gleichgültig, Rathenau war davon so irritiert, daß er es ständig betonte; weil er den Adel überschätzte, wollte er auf diese Art von Adel sein. Beide waren entschieden unglückliche Naturen.

Rathenau, durch sorgsame Erziehung vor Hardens sorgenvoller Jugend von vornherein dreifach begünstigt, hatte die tiefere Bildung, schrieb den klareren Stil, stilisierte in sich eine gewisse Klassizität und hat das schönste Deutsch gesprochen, alles war fließend an ihm, er war niemals erstaunt, verlegen oder erzürnt. Mit Bedacht hatte er sein Haus dem Goethischen angenähert, bis in eine gewisse gardinenlose Kahlheit hinein, die zu ihm paßte. Hardens Bildung war sprunghafter, sein Stil nicht minder, und ihre bedeutende, aber ganz verschiedene Kenntnis Goethes wies auf die beiden Charaktere zurück. Hardens Rede war pointiert, und was den Zorn betrifft, so konnte er ihn nur mühsam unterdrücken. So hat er einmal im Kriege in einem Klub Frank Wedekind, der sich sehr offiziersfromm äußerte, eine Szene gemacht, die Rathenau immer fremd gewesen wäre. Da er viel mehr in Gesellschaft ging, als er wahr haben wollte, beherrschte Rathenau die große Welt, und da er Gebiete studiert hatte, die dem anderen fremd waren, so wurde er der geborene Verhandler, für seine Industrie, später für das Land. Dies alles fehlte Harden, und obwohl man ihm die historische Rolle des Verhandlers in Versailles hätte antragen müssen, so hätte er sie doch abgelehnt, während Rathenau die seinige auf den folgenden Konferenzen glänzend ausfüllte.

Lebte Harden von der Unmöglichkeit zu handeln, so wartete Rathenau immer auf diese Möglichkeit, und als er zum erstenmal das Steuer nahm, erwies er sich sogleich als Meister. Auch er bewies persönlichen Mut, die Welt hat es gesehn. Daß die Bahn, die er begann, die einzig richtige war, zeigen die Erfolge Stresemanns an, der ihn jahrelang bekämpft und dann doch dasselbe gemacht hat. Mit seiner europäischen Übersicht, seiner Weltkenntnis und Abgewogenheit sah er das Richtige voraus, machte es für die Deutschen zu früh und fiel. In großen Fragen wußte er unbedingt den Weg und hätte um Deutschland für immer die größten Verdienste, auch wenn er nicht das Glück gehabt hätte, im entscheidenden Augenblick Märtyrer zu werden.

Sicher hat Rathenau sich allen seinen Zeitgenossen überlegen erachtet, und ich muß aus seinen Gesprächen schließen, daß er höchstens Einstein und Stefan George ausnahm; in diesem Gefühl war er ganz sicher. Harden mag innerlich auch niemand den Vortritt gelassen haben, aber er erkämpfte sich diese Skala in unaufhörlichen geheimen Vergleichen, denn sein Herz war stets in Bewegung, während Rathenau Stetigkeit suchte.

In persönlichen Dingen aber, wo Harden dominierte, war Rathenau unsicher. Ich habe ihn rot werden sehen, als er bei Tisch seine Weste betropfte, und habe ihn verteidigen hören, warum er beim Kauf des Schlößchens Freienwalde auf dem Rechte bestand, es weiter „Königliches Schloß" zu nennen. Auch hat er, als es früher einmal zu einem Streit mit Harden kam, diesen gefordert, obwohl er nach seiner ganzen Bildung das Duell verachten mußte: er wollte Hardens Ablehnung in der Tasche haben. Dies und die Tatsache, daß er Hardens Freundschaft früher gesucht, läßt mich darauf schließen, daß er ihn fürchtete. Nicht etwa publizistisch, denn Hardens Macht war doch nicht groß genug und Rathenaus Rolle noch in weiter Ferne; auch war Rathenau, der die Presse gut zu behandeln verstand, doch keinerlei kleine Mittel gewohnt. Aber das feuerflüssige Temperament dieses Jugendfreundes irritierte ihn, als er selbst zur Aktion kam.

Bei alledem war Rathenau gewisser seltener Zärtlichkeiten fähig. Ich habe ihn in Freienwalde einen herzlichen Blick auf eine Frau werfen sehen, die in diesem frauenlosen Hause einen Biedermeiersessel probierte und darin reizend aussah; und als er ein paar Feigen morgens zum Frühstück servieren ließ, die in seinem Warmhaus gereift waren, lächelte er über unsere Freude. Ich sah seine Züge erheitert, als er mir, in einer Debatte über türkisch-deutsche Kriegsziele, aus dem West-Östlichen Diwan zitierte: „Aber frag' einmal den Kaiser, ob er dir die Städte gibt!" Einer Dame, die er geliebt hat, zeichnete er nach einem Theaterabend vier oder fünf kleine Blätter, die alle hießen: „Der weiße Mantel"; und auf denen die schöne Frau in der Loge, auf der Treppe und beim Verlassen des Hauses, von ihrem Mantel lustvoll eingehüllt, daherging. Es waren lose Notizblätter, flüchtig herausgerissen, unter erfreulicher Weglassung aller Prätension und Feierlichkeit, die seine Erscheinung sonst so leicht abkühlten.

Über politische Probleme lernte ich mehr von ihm, über Politiker mehr von Harden, und wirklich hatte Rathenau eine großartige Vorschau auf die Entwicklung. An langen Winterabenden, zusammen mit Hauptmann, blieb er im Kriege unerschöpflich in seiner dunklen Perspektive, und wenn die andern schwärmten, wir ständen in Rumänien und tief in Polen, so sagte er:

„Und wenn wir an den Pyrenäen stehen werden: was dann? Das ist eine große Blase, die platzen wird." Auch war er schon damals der erste, der uns die Wahrheit über den leeren Schädel eines der berühmtesten Deutschen mitteilte. Harden dagegen, der genau so dachte, hatte aus diabolischen Motiven zum Kriege Fanfaren geblasen, pries dann in Vorträgen des ersten Kriegsjahres Admirale, die ihm unausstehlich sein mußten, und bereitete seinen Rückzug von einem Kriege, den er zuletzt gewünscht und vorausgesagt hatte, nur langsam vor. Dies ist seine dunkelste Stelle, wahrscheinlich ist sie nur pathologisch erklärbar: er lernte nicht im Kriege um,

Digitized by Google

sondern in seiner Angst vor Erfüllung haßte er den Krieg von dem Tage ab, wo er nach seinem eigenen Willen ausgebrochen war.

Und doch blieb eine bestimmte Fremdheit immer auch über Rathenau gebreitet, deren er in vertrauteren Momenten vergebens Herr zu werden suchte. Da er alles im Leben mit kalter Phantasie, mit mehr Religiosität als Freude, gleichsam programmatisch zu tun schien, machte er sich harmloseren Naturen verdächtig; er war nicht der Mann, geliebt zu werden. So habe ich an einem Kriegsabend fünf oder sechs seiner nächsten Bekannten — Freunde hatte er kaum, weshalb er auch jedermann „lieber Freund" ansprechen konnte — jeden mit einer Verbeugung und doch jeden gegen ihn sprechen hören. Als ich im Jahre 16 die Gründung der Rohstoff-Zentrale als Rathenaus Tat öffentlich preisen wollte, lehnten zwei ihm befreundete Männer ab, dies zu drucken, und Harden, der den Aufsatz schließlich annahm, zerstörte am Ende den Eindruck, indem er ihn mit einem andern Artikel von mir lächerlich verschmolz. „Ich konnte nicht anders", sagte er mir später erlöst. Ein andermal sagte mir ein Mann, der viel mit Rathenau zu tun und im Leben nur Vorteile von ihm gehabt hatte:

„Merkwürdig. Was für ein großartiges Gespräch. Und doch, wenn er weggeht, fühle ich mich irgendwie betrogen." Als ich dem Herrn dies Wort nach Rathenaus Tode zitierte, bestritt er es in einer Art von Empörung.

Aus dieser Ferne, Kühle und Klarheit, erklärt sich der tragische Schluß. Er wußte, daß die Deutschen nicht, wie andere Völker, sich auch einmal von einem Juden regieren ließen; er hatte diesen Juden in sich immer betont: und doch strebte er nicht bloß nach der Macht, auch nach dem Kranze und hat, soviel dies die Seinigen leugnen mögen, sich zuletzt die Leitung des Staates, wenn auch nicht formell, so doch moralisch erzwungen. Dieses Land einmal in der Hand zu haben, war keine gewöhnliche Eitelkeit bei ihm, an Exzellenz und Untergebenen lag ihm gar nichts: es war ein dämonischer Wunsch. Da er zugleich wußte, daß er die richtige, die andern aber die falsche Politik im Kopfe hatten, so war die Verführung doppelt groß. Er ging das Risiko mit offenen Augen ein und zahlte den höchsten Preis.

Nach ihrer Geschichte und ihren Charakteren mußte die junge Republik Rathenau bergauf, Harden bergab führen: jener hatte eine Partei gesucht, dieser verabscheut, jener stellte sich positiv zu den neuen Dingen, dieser mit Leidenschaft gegen die neuen Führer. Dies hat Harden mit seinen Luchsaugen vorausgesehen, daher sein steigender Haß gegen den Freund. Denn kaum war Rathenau an der Macht, so fiel Harden ihm in den Rücken, in die Seiten, schließlich stürzte er von vorn auf ihn zu. Da alle Denkenden die große Wendung bejahten, lasen die, die auf die „Zukunft" geschworen, sie jetzt immer weniger. Harden kämpfte jetzt gegen alle Fronten zugleich, er kämpfte allein, sein Stil wurde immer schwieriger, er sah sich immer mehr verlassen. Man schlug ihm vor, zu Vorträgen ins Ausland zu gehen: in Amerika, dessen Politik er immerfort warnend dargestellt hatte, wäre er großen Stils empfangen worden; seine Artikel über Wilson hatte man drüben in das Goldene Buch des Kongresses aufgenommen. Aber da kam seine Menschenscheu, seine Furcht vor dem Billett, dem Koffer, dem Schlafwagen; seine völlige Unkenntnis der Geschäfte, über die sich seine Feinde erstaunt hätten; es kam aber auch das heimliche Gefühl dazu, daß er nur hier, nur in dem Lande, das er so leidenschaftlich gezüchtigt hatte, zu Haus und glücklich sei. Er blieb und wurde beinahe zum Opfer irgendeines Verbrechers, der ihm den Schädel einschlug.

Da lag er, beklagenswert und tapfer, wenige Tage, nachdem Rathenau gefallen war. In wunderlichen Dialogen phantasierte er durch ganze Hefte der „Zukunft" mit seinem toten Feinde, kam aber nicht darüber weg, daß auf den Kopf seines Mörders nur der zehnte Teil der Prämie gesetzt war, die man dem Finder von Rathenaus Mörder versprach.

Ich habe Rathenau vier Wochen vorher, auf der Konferenz in Genua zum letzten Male gesehen, eine Nachtstunde lang und allein. Er kam in glücklicher Stimmung von einem Bankett, war in der vollen Bewegung eines Mannes, der endlich die Sache so machen konnte, wie er sie seit Jahren vorgeträumt. Seine Erscheinung im Frack, in der Hotelhalle, die Art, uns beiden einzuschenken, der schnellere Fluß seiner Rede, sachlich, ohne Gleichnisse, gefiel mir. Da ich gestern skeptisch über den Zeitpunkt geschrieben hatte, in dem man den Vertrag von Rapallo abgeschlossen, sagte er: „Sie sind pessimistisch?"

„Durchaus nicht. Da ich aber gewohnt bin, daß Sie das Richtige tun, so bitte ich Sie, mir zu erklären, warum Sie den Vertrag jetzt, nicht vorher oder nachher geschlossen haben. Die Aufregung ist groß, die Konferenz wird morgen vielleicht in die Luft gehn."

Er lächelte und legte mir auf eine ihm eigene Art die Hand auf die Schulter:

„Sie wird nicht, lieber Freund. Vorher konnte ich's nicht, denn da wäre niemand zur Konferenz gekommen, und nachher war es wahrscheinlich zu spät, dann hätten die Russen leicht mit der andern Seite abgeschlossen."

Er wurde immer lebhafter und sagte auf irgendeinen Einwand:

„Dafür kann ich nicht. Ich habe das Land so übernommen, wie Herr Ludendorff es zurückgelassen hat."

— Ich habe das Land übernommen: das war's, das mußte er einmal haben. Obwohl er mit einem unserer besten Männer zusammenarbeitete und dieses jüdisch-katholische Gespann mindestens damals den idealen Ausweg für eine deutsche Regierung bedeutete, blieb es doch nur ein idealer; in wenigen Monaten hätte man ihn gestürzt, er wäre in Parteikämpfe verstrickt worden, freilich vielleicht auch bei seinen Büchern und ihren Erfolgen glücklich gewesen. Zu seinem alttestamentarischen Pathos paßte sein Tod, so wie sich Hardens Schicksal in einer großartigen Einsamkeit, draußen vor den Grenzen, leidend und halb vergessen, zerrieb.

II. in Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften"

(Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1930)

Aber alles das war nur die gewöhnliche Wirkung der Person Dr. Arnheims.

Er war ein Mann großen Formats.

Seine Tätigkeit breitete sich über Kontinente der Erde wie des Wissens aus. Er kannte alles: die Philosophen, die Wirtschaft, die Musik, die Welt, den Sport. Er drückte sich geläufig in fünf Sprachen aus. Die berühmtesten Künstler der Welt waren seine Freunde, und die Kunst von morgen kaufte er am Halm, zu noch nicht hinaufgesetzten Preisen. Er verkehrte am kaiserlichen Hof und unterhielt sich mit Arbeitern. Er besaß

Digitized by Google

eine Villa in modernstem Stil, die in allen Zeitschriften für zeitgenössische Baukunst abgebildet wurde, und ein wadliges altes Schloß irgendwo in der kargsten adeligen Mark, das geradezu wie die morsche Wiege des preußischen Gedankens aussah.

Solche Ausbreitung und Aufnahmefähigkeit ist selten von eigenen Leistungen begleitet; aber auch darin machte Arnheim eine Ausnahme. Er zog sich ein- oder zweimal im Jahr auf sein Landgut zurück und schrieb dort die Erfahrungen seines geistigen Lebens nieder. Diese Bücher und Abhandlungen, deren er nun schon eine stattliche Reihe verfaßt hatte, waren sehr gesucht, erreichten hohe Auflagen und wurden in viele Sprachen übersetzt; denn zu einem kranken Arzt hat man kein Vertrauen, was aber einer zu sagen hat, der es verstanden hat, für sich selbst gut zu sorgen, daran muß doch wohl mancherlei Wahres sein. Dies war die erste Quelle seiner Berühmtheit.

Die zweite entsprang dem Wesen der Wissenschaft. Die Wissenschaft steht bei uns in hohem Ansehen, und mit Recht; aber wenn es auch sicher ein Menschenleben ganz ausfüllt, wenn man sich der Erforschung der Nierentätigkeit widmet, so gibt es doch Augenblicke dabei, da man sich veranlaßt sieht, humanistische Augenblicke will dies sagen, an den Zusammenhang der Nieren mit dem Vollsganzen zu erinnern. Darum wird in Deutschland so viel Goethe zitiert. Will ein Akademiker aber ganz besonders zeigen, daß er nicht nur Gelehrsamkeit, sondern auch lebendigen, zukunftsfrohen Geist besitzt, so weist er sich am besten durch den Hinweis auf Schriften aus, deren Bekanntschaft nicht nur Ehre macht, sondern noch mehr Ehre verspricht, wie ein Papier, das im Steigen ist, und in solchen Fällen erfreuten sich Zitate aus Paul Arnheim zunehmender Beliebtheit. Die Ausflüge in die Gebiete der Wissenschaften, die er unternahm, um seine allgemeinen Auffassungen zu stützen, genügten freilich nicht immer den strengsten Anforderungen. Sie zeigten wohl ein spielendes Verfügen über eine große Belesenheit, aber der Fachmann fand unweigerlich in ihnen jene kleinen Unrichtigkeiten und Mißverständnisse, an denen man eine Dilettantenarbeit so genau erkennen kann, wie sich schon an der Naht ein Kleid, das von einer Hausschneiderin gemacht ist, von einem unterscheiden läßt, das aus einem richtigen Atelier stammt. Nur darf man durchaus nicht glauben, daß das die Fachleute hinderte, Arnheim zu bewundern. Sie lächelten selbstgefällig; er imponierte ihnen als etwas ganz Neuzeitliches, als ein Mann, von dem alle Zeitungen sprachen, ein Wirtschaftskönig, seine Leistungen waren, mit den geistigen Leistungen älterer Könige verglichen, immerhin überragend, und wenn sie bemerken durften, daß sie auf ihrem eigenen Gebiet doch noch etwas beträchtlich anderes darstellten als er, so erwiesen sie sich dafür dankbar, indem sie ihn einen geistvollen Mann nannten, einen genialen oder ganz einfach einen universalen, was unter Fachleuten soviel sagt, wie wenn man unter Männern von einer Frau erklärt, daß sie eine Schönheit für den Frauengeschmack sei.

Die dritte Quelle von Arnheims Berühmtheit lag in der Wirtschaft. Es erging ihm nicht schlecht mit ihren alten, seebefahrenen Kapitänen; wenn er ein großes Geschäft mit ihnen zu vereinbaren hatte, legte er selbst die gerissensten hinein. Sie hielten zwar nicht viel von ihm als Kaufmann und nannten ihn den „Kronprinzen", zum Unterschied von seinem Vater, dessen kurze, dicke Zunge nicht beweglich zu reden vermochte, aber dafür im weitesten Umkreis und an den feinsten Anzeichen herausschmeckte, was ein Geschäft war. Diesen fürchteten sie und verehrten ihn; wenn sie aber von dem philosophischen Forderungen hörten, die der Kronprinz an ihren Stand stellte und sogar in die sachlichsten Unterredungen verflocht, so lächelten sie. Er war berüchtigt dafür, daß er in Verwaltungsratsitzungen die Dichter zitierte und darauf bestand, daß die Wirtschaft etwas sei, das man von den anderen menschlichen Tätigkeiten nicht absondern könne und nur im großen Zusammenhang aller Fragen des nationalen, des geistigen, ja selbst des innerlichsten Lebens behandeln dürfe. Aber immerhin, wenn sie auch dazu lächelten, konnten sie doch nicht ganz übersehen, daß Arnheim junior gerade mit diesen Zutaten zum Geschäft die öffentliche Meinung in steigendem Maße beschäftigte. Bald im wirtschaftlichen, bald im politischen oder im kulturellen Teil der großen Blätter aller Nationen erschien eine Nachricht über ihn, die Würdigung einer Arbeit aus seiner Feder, der Bericht über eine bemerkenswerte Rede, die er irgendwo gehalten hatte, die Mitteilung von seinem Empfang durch irgendeinen Herrscher oder Kunstverein, und es gab in dem sonst in der Stille und hinter doppelt verschlossenen Türen wirkenden Kreis der Großunternehmer bald keinen Mann, von dem draußen so viel die Rede gewesen wäre, wie von ihm. Und man darf nicht glauben, daß die Herren Präsidenten, Aufsichtsräte, Generaldirektoren und Direktoren der Banken, Hütten, Konzerne, Bergwerke und Schiffahrtsgesellschaften in ihrem Innern die böswilligen Menschen seien, als die sie oft hingestellt werden. Abgesehen von ihrem sehr entwickelten Familiensinn, ist die innere Vernunft ihres Lebens die des Geldes, und das ist eine Vernunft mit sehr gesunden Zähnen und schlichtem Magen. Sie alle waren überzeugt, daß die Welt viel besser wäre, wenn man sie einfach dem freien Spiel von Angebot und Nachfrage überließe, statt Panzerschiffen, Bajonetten, Majestäten und wirtschaftsunkundigen Diplomaten; bloß weil die Welt ist, wie sie ist, und einem alten Vorurteil zuliebe ein Leben, das zuerst dem eigenen und dadurch erst dem allgemeinen Vorteil dient, tiefer bewertet wird als Ritterlichkeit und Staatsgesinnung, und Staatsaufträge moralisch höher stehen als private, waren sie die letzten, nicht damit zu rechnen, und machten sich bekanntlich die Vorteile, die bewaffnete Zollverhandlungen oder gegen Streikende eingesetztes Militär dem öffentlichen Wohl bieten, kräftig zunutze. Auf diesem Wege führt aber das Geschäft zur Philosophie, denn ohne Philosophie wagen heute nur noch Verbrecher anderen Menschen zu schaden, und so gewöhnten sie sich daran, in Arnheim junior eine Art vatikanischen Vertreters ihrer Angelegenheiten zu erblicken. Bei aller Ironie, die sie für seine Neigungen bereit hatten, war es ihnen angenehm, an ihm einen Mann zu besitzen, der ihre Bedürfnisse auf einer Bischofsversammlung ebensogut zu vertreten vermochte wie auf einem Soziologenkongreß; ja er gewann schließlich einen ähnlichen Einfluß auf sie, wie ihn eine schöne und schöngeistige Gattin ausübt, welche die ewige Kontortätigkeit schmält, aber dem Geschäft nützt, weil sie von allen bewundert wird. Nun braucht man sich dazu nur noch die Wirkung Maeterlinckscher oder Bergsonscher Philosophie, angewendet auf die Fragen von Kohlenpreis und Kartellierungspolitik vorzustellen, um zu ermessen, wie niederdrückend bald in Paris, bald in Petersburg oder Kapstadt der jüngere Arnheim auf Industriellenversammlungen und in Direktionsbüros wirken konnte, sobald er dahin als der Gesandte seines Vaters kam und von Anfang bis zu Ende angehört werden mußte. Die Erfolge für das Geschäft waren ebenso bedeutend wie geheimnisvoll, und aus alledem entstand das bekannte Gerücht von des Mannes überragender Bedeutung und seiner glücklichen Hand.

Digitized by Google

So könnte noch mancherlei von Arnheims Erfolg erzählt werden. Von den Diplomaten, welche das ihnen wesensfremde, aber wichtige Gebiet der Wirtschaft mit der Vorsicht von Männern behandelten, die einen nicht ganz verläßlichen Elefanten zu pflegen haben, während er mit ihm in der Sorglosigkeit des eingeborenen Wärters umging. Von den Künstlern, denen er selten nützte, ungeachtet dessen sie doch das Gefühl hatten, mit einem Mäzen zu verkehren. Endlich von den Journalisten, die sogar den ersten Anspruch hätten, daß man von ihnen erzähle, weil sie es waren, die durch ihre Bewunderung Arnheim erst zu einem großen Mann machten, ohne den verkehrten Zusammenhang zu bemerken; denn man hatte ihnen einen Floh ins Ohr gesetzt, und sie glaubten das Gras der Zeit wachsen zu hören. Die Grundgestalt seines Erfolgs war überall die gleiche; umgeben von dem Zauberschein seines Reichtums und dem Gerücht seiner Bedeutung, mußte er immer mit Menschen verkehren, die ihn auf ihrem Gebiet überragten, aber er gefiel ihnen als Fachfremder mit überraschenden Kenntnissen von ihrem Fach und schüchterte sie ein, indem er in seiner Person Beziehungen ihrer Welt zu anderen Welten darstellte, von denen sie keine Ahnung hatten. So war es ihm zur Natur geworden, einer Gesellschaft von Spezialmenschen gegenüber als Ganzes und ein Ganzer zu wirken. Zuweilen schwebte ihm eine Art weimarer oder florentiner Zeitalter der Industrie und des Handels vor, die Führerschaft starker, den Wohlstand mehrender Persönlichkeiten, die befähigt sein müßten, die Einzelleistungen der Technik, Wissenschaften und Künste in sich zu vereinen und von hohem Standpunkt zu lenken. Die Fähigkeit dazu fühlte er in sich. Er besaß das Talent, niemals in etwas Nachweisbarem und Einzelnem überlegen zu sein, wohl aber durch ein fließendes und jeden Augenblick sich aus sich selbst erneuerndes Gleichgewicht in jeder Lage obenauf zu kommen, was vielleicht wirklich die Grundfähigkeit eines Politikers ist; aber Arnheim war außerdem überzeugt, daß es ein tiefes Geheimnis sei. Er nannte es „das Geheimnis des Ganzen". Denn auch die Schönheit eines Menschen besteht beinahe in nichts Einzelnem und Nachweisbarem, sondern in jenem zauberhaften Etwas, das sich sogar kleine Häßlichkeiten dienstbar macht; und genau so sind die tiefe Güte und Liebe, die Würde und Größe eines Wesens fast unabhängig von dem, was es tut, ja sie sind imstande, alles, was es tut, zu adeln. Auf geheimnisvolle Weise geht im Leben das Ganze vor den Einzelheiten. Mögen also immerhin kleine Leute aus ihren Tugenden und Fehlern bestehn, so verleiht der große Mensch seinen Eigenschaften erst ihren Rang; und wenn es das Geheimnis seines Erfolgs ist, daß dieser aus keinem seiner Verdienste und keiner seiner Eigenschaften recht verstanden werden kann, so ist eben dieses Vorhandensein einer Kraft, die mehr ist als jede ihrer Äußerungen, das Geheimnis, auf dem alles Große im Leben ruht. So hatte es Arnheim in einem seiner Bücher beschrieben, und als er dies niederschrieb, glaubte er beinahe, das Überirdische an der Mantelfalte gefaßt zu haben, und ließ das auch im Text durchblicken.

Aus einem Brief von Robert Musil zur Manuskriptseite

Die im Text enthaltenen durch Buchstaben und Ziffern ausgedrückten Hinweise bezeichnen zum Teil ältere Manuskripte. Es stellte sich als Hauptschwierigkeit heraus, das im Lauf der Arbeit wachsende und, wie es in der Natur des Denkens liegt, auseinanderstrebende Ideenmaterial formal immer wieder einzufassen, und durch lange Zeit kamen solche Manuskripte (es gibt ungefähr 20 davon) nicht über einige hundert Seiten hinaus, und brachen dann auseinander. Da sich aber bei diesem Vorgang gleichzeitig das Innere der Erzählung verdichtete, entstand sozusagen eine Folge von Stufen, die von verschiedenen Treppen herrührten und zu einer neuen Gestalt bearbeitet werden mußten. Das läßt sich leider unmöglich, d. h. nicht ohne ungebührlichen Aufwand, im Bilde zeigen, aber ich erwähne es, weil die Unsicherheit, die sich auf der Rückseite von Zu Af. 17—3—e ausdrückt, von diesem Prozeß herrührt und nicht etwa von der gewöhnlichen Wahl des Ausdrucks; Af. 12 zeigt dagegen den Verlauf einer verhältnismäßig unbelasteten Konzeption.
Ich bitte Sie, diese Ausführlichkeit weniger als Interesse an mir selbst als an der Natur solcher Fragen zu deuten.

Robert Musil

(Mit Erlaubnis des Ernst Rowohlt-Verlags, Berlin)

Digitized by Google

Fritz Walter Bischoff

Von Christa Niesel-Lessenthin (Breslau)

Aus dem Bilde des heutigen schlesischen Schrifttums blickt ein feinliniger Dichterkopf, aus dessen nicht mit Realitäten zu deutenden Zügen die Unruhe des Suchenden spricht. Und ein groß und weich strömendes Wesen, dessen Ausdrucksform Lyrik ist. Sie mündet in ein grenzenloses Aufgehn und Sichausgeben in einer Empfindungssphäre von schillernder Feinheit. In unwirklichen Welten, Grenzgebieten, in die eine naturselige Mystik hineinspielt. In zitternden Zweifeln und großer hymnischer Be-

Fritz Walter Bischoff
Zeichnung von B. F. Dolbin

wußtheit des Metaphysischen: „Gottwanderer". Er spricht eine Sprache, die von jungem Überschwang und der Lust am Klange und zugleich von der instinktsicher behutsamen Abwägung rhythmischer und dynamischer Werte charakterisiert wird. Das tastende Übersichhinausgreifen eines jungen Poeten strebt zu einer geweiteten, all-umfassenden Einheit der Anschauung. Das Wort berauscht sich an seiner eigenen Schönheit, beruft sich auf seinen Eigenwert, statt Diener des Gedankens zu sein, der das Grenzenlose sucht. „Wind fährt auf goldnem Staub dahin — süß ruhten wir bei Moos und Stein — und schenkten unsre Herzen Gott — und waren wie die Kinder sind." — „— und schenkten unsre Herzen Gott . . ." inmitten vom Bangen und Singen eines süßseligen Liebesliedes. — Ein Gedichtbändchen wie dieser „Gottwanderer", schmal und jung, scheint eine Kontur, in der zarte Aquarellfarben immer leuchtender werden. Ein Gefäß, in dem der starke Most gärt. Ein Symbol. Eine Prognose.

Sie wird zum Teil Erfüllung in dem jungen Roman des „Ohnegesicht". Die ganze Verworrenheit der Welt liegt dort wie ein Knäuel. Dem Dichter von heute ist die Jugend nicht mehr das paradiesische Zeitalter des Lebens. Vielmehr die Phase der unseligsten Wirrnisse, aufreibender Kämpfe mit sich selbst, mit Schöpfer, Schöpfung und Geschöpfen. Eine Welt, deren Mittelpunkt ein armes, ringendes, hemmungsloses Ich. Die Fragen aller Nöte der Jugend gellen aus den Seiten. Über den wesenhaften Bildern der Älteren liegt eine wunschlose Resignation und eine tragische Unmöglichkeit, Wege zu weisen, die sie selber nicht gefunden und gegangen. Gespenstisch steht der Zwiespalt der Generationen auf. Und es ist nur ein sehnendes Tasten zum Ausgleich hin. Erotische Mysterien werden nicht berührt, nein, wühlend aufgedeckt. Es ringt sich viel sehnsüchtiges Leid aus verstummten Herzen, von versiegelten Lippen. Es würde ganz ruchlos sein — und nutzlos dazu — vom „Ohnegesicht" eine Inhaltsangabe aufstellen zu wollen. Mehr als das Geschehen ist hier das Geschick. Und beides, Geschick und Geschehen, steht vor dem Hintergrunde der Wirklichkeit in unwägbaren Nuancen und bisweilen verschwimmenden Linien. Schwelgende Verliebtheit in das Wort, in die Situation, in die Mission, Unergründlichkeiten seelischer Klüfte zu durchleuchten, wird zum Kennzeichen eines drängenden Wollens und Könnens.

Und mit einem starken Schritt geht der Dichter des „Ohnegesicht" zu dem Roman „Alter". — Ohne den Stempel des Fertigen — und „Fertig"-sein heißt stillestehn — atmet er die Ruhe des bewußten Abschlusses einer Entwicklungsphase. — Eine — um

Digitized by Google

mit dem Dichter zu sprechen — „unsägliche" Zartheit zeichnet mit silbernem Stifte in schwebenden Umrissen ein — Gemälde? — nein, eine Vision, in der Tag und Dämmer, schwerblütige Wirklichkeit und traumhaftes Schwingen zusammenfließen. Vor dem beseelten Hintergrund der kleinen schlesischen Stadt stehen und gehen, müde und belebt, hoffnungsjung und entschlossen alt, die rücksichtslos gesehenen Typen einer mehrdeutig erkannten Umwelt. Das alte Kaufmannshaus ist der weite Rahmen einer halb gegenwartssonnigen und halb zukunftsdämmerigen Kindheit. Die Tragik der jungen Seele, die diesen Rahmen zersprengt, zersprengen muß, liegt wie ein düsteres Ahnen auch über den besonnten Partien lieblich begrenzter Kinderlust. Ein echt tragisches und bei aller Epik der Darstellungsweise dramatisches Motiv: diese Natur, die in dem Untergang ihrer gegebenen Welt selbst zerstört wird. Leiblich. Äußerlich. Aber lebendig bleibt in geheimnisvollem, nachdrücklichem Weiterwirken, wenn sie sich auf ihrem eigenen Altar, in unbewußter Opfertat selbst verbrennt ... Ein großer Lebensernst erfüllt die stillen Tage vom „Alter". Ohne Kleinlichkeit in der Kleinheit geht eine stille, tiefdenkende und -fühlende Frau durch eine Umgebung, der sie so fremd erscheinen muß, wie diese ihr bleibt. Die kleine Stadt pflückt mit unbedachten, unbefugten Händen an Regungen, die sie nicht versteht, und zerpflückt sie. Sie hätten zum Strauß werden können, der den Herbst in sich trägt, zartbunt und duftend. Und werden zum traurigen Büschel zerzaust, das vom Herbst nur die Spuren des Verwelkens hat. Neben den seelenschönen Fremdlingen stehen die „Heimatsberechtigten" — Typen der kleinen Stadt im Lichte der Satire. Keiner bitteren, eher einer lächelnden Satire, die dem Humor nahe verwandt ist und vielleicht einmal in seinen Formen aufgehen wird. — Wenn die rasende Herrschaft eines allzu eiligen Tages unter dem Schlagwort von Aktualität und Schlagkraft dem Dichter ein solches Wachstum vergönnt, um seine feinen Fäden fortzuspinnen.

Marcelle Capy

die Trägerin des französischen „Friedenspreises Séverine"

Von Helmut Schilling (Paris)

Es gibt in Paris eine erstaunlich große Anzahl von Vereinigungen, in denen vom „Kampf für den Frieden" gesprochen wird. Als lebten wir nicht in einer Zeit des Friedens! — Diese pazifistischen Klubs reden aber im allgemeinen nicht vom jetzigen, sondern von einem kommenden, gesicherten Frieden, der auf Grund französischer Zivilisation den europäischen Staaten wie auch den Kolonien zuteil werden soll. Man horcht auf die Zeitungen und wettert gegen Rüstungen in Deutschland und Einflüsse aus Rußland. Je mehr man den Frieden wünscht, desto mehr spricht man vom Krieg; je mehr man seine Ideen zu wahren sucht, desto angriffslustiger eräugt man die Fehler des anderen. Das beliebte Friedensgerede entspringt vielfach einem Furcht-, ja oftmals einem Haßgedanken.

In dem Gewirr der vielen abgedroschenen Redensarten kommt in den letzten Wochen die starke, markante Stimme einer klarschauenden Frau zur Geltung. Diese Fürsprecherin des Friedens, Marcelle Capy, ließ sich schon im Jahre 1916 in ihrem Buch „Une voix de femme dans la Mélée", mit einem Vorwort von Romain Rolland begleitet, vernehmen und hat durch alle folgenden Jahre ihre Arbeit dem Gedanken der Völkervereinigung gewidmet: Das macht aus, daß sie nicht wie so viele plötzlich erstandene Friedensapostel klagt und seufzt oder gehässig faucht, sondern schlicht ihr Werk zu Ende führt und den alten Schlachtruf „Krieg dem Kriege!" zu dem geweihteren Worte „Friede dem Frieden!" emporläutert.

Ihr Buch „Des hommes passèrent ...", das in diesem Winter als erstes mit dem neuen „Friedenspreis Séverine" ausgezeichnet wurde, läßt die zahlreichen weinerlichen Friedenslitaneien verstummen, und Marcelle Capy spricht, vielgehört und vielbestaunt, mit männlicher, harter Stimme zu denen, die der Führung bedürfen. Daß diese Frau in ihrem Wollen wahrhaftig ist, zeigt die Tatsache, daß sie redet, wie sie schreibt: in kurzen Sätzen, herb, einfach, klar. Große Bilder werden

Digitized by Google

aus scharfgetrennten Flächen zusammengesetzt. Jede Fläche besitzt eindeutige Farbe, besitzt Bekenntnis. Keine gewundenen Linien, keine leeren Winkel. Kantig, einmalig, voll Ordnung. Nicht vielverratend, aber vielsagend.

So ist auch der Aufbau ihres neuesten Werks; eine Ganzheit, deren einzelne Stücke scharfumrissen daliegen. Zwar könnten sie alle ausgewechselt oder überhaupt ersetzt werden, sie blieben doch von der schönen, markanten Echtheit ihrer Farbe. Es sind Bruchstücke einer großen Kriegsschilderung. Aber nicht der Kampf und die Zwietracht und das Grauen des Krieges werden gezeigt, sondern das französische Bauernland des Friedens weit hinter den Fronten. Denn es gibt auch einen Frieden im Kriege, ein Sein, das vom Blut und Kugelregen und Feuer nichts weiß und doch in seiner Kampfesferne unendlich leidet. Marcelle Capy schaut als Frau die Frau der Heimat, des Ackerlandes, der Verlassenheit.

„Des hommes passèrent . . .“

Die Männer des Dorfes ziehen zur Front. Und allein mühen sich die Frauen vier lange Jahre um ihr tägliches Brot. Sie wissen wenig vom Kampfe dort vorn, sie wissen wenig mehr vom Mann. Sie staunen über sich und die hilfreichen Gefangenen, über die Politiker der Stadt, die auf Urlaub heimkehrenden Männer, die Kranken, Toten und Verletzten. Sie staunen nur und tragen auf dem schwachen Rücken eine Last des Kriegs durchs Friedensland. Die Frauen leiden maßlos, ohne je den Feind zu sehen. Sie lassen nur das Heer der Männer, aller Männer still an sich vorüberziehen, und ihre Augen sehen Freund im Freunde und Freund im Feinde. Wie sollten sie die Männer hassen! Sie hassen nur das böse Sein, das über allen schwebt, den Krieg.

Was Marcelle Capy zeigt, ist ihre eigene Seele. Männer haben viel vom Krieg gesagt und meist den Mann mit seinem Mut, dem Haß, der Furcht, dem Elend und dem Tod geschildert. Hier reckt sich eine Frau zur Höhe und spricht die Worte eines Mannes. Nur wenige Zeilen weicher Lyrik unterbrechen die herben Seiten starken Bekenntnisses. Aber es ist eine Tendenz ohne Sentenz. Die Worte sind selbstgeformt, nicht nachgesprochen, die Bilder wahrheitsgetreu, doch nur als Symbol verwertbar. Das bedeutet: Sie gestaltet das Bauernleben vor fünfzehn Jahren, wie es darniederliegt und ächzt und des großen Friedens entbehrt; daß sie aber zur Besserung persönlich aufforderte, liegt ihr fern; die menschlichen Gebote muß sich jeder bei der Lektüre des Buchs selbst formen.

Und darin ist sie echte Dichterin. Sie gestaltet die Welt des Irrens und Gebrechens; sie legt den Bäuerinnen manches dumme Wort auf die Lippen, manchen naiven Glauben ins Herz, ohne ihn zu berichtigen: Gedanken, die jeder in der Zeit des Krieges wälzte und nun als töricht verwirft. So gibt Marcelle Capy ihr Friedensbuch den Frauen als Spiegel in die Hand, in dem sie ihre Runzeln und ihre bösen Züge selbst erkennen können. Sie selbst, als Autor, bleibt im Hintergrund und läßt die anderen nur erfühlen und erraten, was sie mit ihrem argen Spiegel sagen will.

Tritt Marcelle Capy aber in den Vordergrund, als Rednerin, als Streiterin, mit ihrer entschlossenen Männlichkeit, so wirft sie dem Publikum in derselben kurzen, herben Sprache zündende Worte zu, die eine Erklärung dessen, was sie schildert, gleich wuchtig nachfolgen lassen und demgemäß Sentenzen bilden, die auch der unkünstlerischste, symbolunkundigste Mensch sofort verstehen muß. Und die sie hören, haben Achtung vor dieser deutlichen Sprecherin, die sich nicht in Partei-, Religions- und Stimmrechtsproblemen verliert, sondern weitsichtig und vielvereinigend den großen, starken Willen zum Frieden zeigt.

Digitized by Google

Bücher rund um die Zeit

Essays besprochen von Otto Doderer (Wiesbaden)

I.

Betrachtungen

Erziehung zur Freiheit. Abhandlungen und Auseinandersetzungen. Von Frank Thieß. Stuttgart 1929, J. Engelhorns Nachf. 384 S.

Stimme. Eine Sammlung von Aufsätzen. Von E. G. Kolbenheyer. München 1931, Georg Müller. 175 S.

Zwischen Tag und Traum. Gesammelte Reden und Aufsätze. Von Walter von Molo. Berlin 1930, Paul Zsolnay. 329 S.

Fazit der Perspektiven. Von Gottfried Benn. Berlin 1930, Gustav Kiepenheuer. 141 S.

Das Leiden am Ich. Anweisungen und Betrachtungen zur praktischen Geistesführung. Von Wilhelm Michel. Bremen 1930, Carl Schünemann. 294 S.

Wissen und Wahn. Skeptische Essays. Von Bertrand Russell. Deutsch von Karl Wolfskehl. München 1930, Drei Masken Verlag A.-G. 318 S.

Der höhere Snobbismus. Essay. Von Baron Franz Dirsztay. Zürich-Wien, Amalthea-Verlag. 89 S.

Im Kampf der Zeit. Von Tim Klein. Mit einem Bildnis und drei Zeichnungen von Peter Trumm. München, Knorr & Hirth G.m.b.H. 325 S.

Die deutsche Ehe. Begegnungen und Gespräche über dem Chaos der Zeit. Von Bernhard Kummer. Leipzig 1930, Adolf Klein. 103 S.

Unter den Büchern, die hier besprochen werden sollen, hat die „Erziehung zur Freiheit" von Frank Thieß das meiste Aufsehn gemacht. Gewiß nicht nur, weil der Verfasser dieses Buchs im Genuß einer gesicherten Popularität steht, aber auch nicht, weil der Inhalt überraschend oder großartig in seinen Ausblicken wäre, sondern vielleicht nur darum, weil Thieß seine Leser kennt, weil sein Buch von vornherein mundgerecht zugeschnitten wurde für die Bedürfnisse jener breiten geistigen Mittelschicht, die Träger seiner Popularität ist. Seine Feststellungen liegen auf der Straße. Er zerlegt sie etwas blasiert bis ins Kleinste, sehr klar und mit großer Logik, und auch in den kühnsten seiner Folgerungen wird er der Nachsicht der Gemäßigt-Fortschrittlichen sicher sein. Im ersten Teil seines Buchs, das aus Vorträgen entstanden ist und in einem in Aussicht gestellten weiteren Band über die Freiheit im Staat ergänzt werden soll, befaßt er sich mit der Frauen-, der Jugend- und der Sportbewegung — den Lieblingsthemen der Jugend von heute. Im zweiten Teil des Buchs gibt er kritische Anmerkungen zu allen möglichen Fragen, die heute in der Luft liegen: vom Pazifismus, Katholizismus, Faschismus, Kommunismus und sexuellen Problemen bis zu Thomas Mann, Martin Lampel und der deutschen Kolonialpolitik. Im Ganzen ist das Buch fast ein Widerruf der vor einem Jahrzehnt geschriebenen pessimistischen Essays „Das Gesicht des Jahrhunderts". Thieß glaubt heute nicht mehr an den Untergang des Abendlandes, sondern nur an ein Übergangszeitalter, an ein „zivilisatorisches Interregnum", in dem wir leben, er glaubt an eine Zukunft, die geführt wird von einer „verantwortungsbewußten, von religiösen Ideen erfüllten Minderheit, zu der die Mehrheit des Volks Vertrauen hat". Mit einem großen Apparat ist viel Material verarbeitet, und die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit, mit der es geschieht, gibt dem Buch gewisse pädagogische Werte, aber die Erkenntniswerte sind nicht überwältigend: es sind nur Meinungen, nicht restlos verpflichtend. Sie können sich ändern, wie sich die vor zehn Jahren geändert haben.

Mit einem volleren Einsatz der Persönlichkeit offenbart sich E. G. Kolbenheyer in dem Buch mit dem üblen Verlegenheitstitel „Stimme". Die zeitkritischen Aufsätze darin (die kunstkritischen haben nur privaten Wert) kommen aus dem leidenschaftlichen Kern einer politischen Weltanschauung und sind nicht nur ein Geplänkel mehr oder weniger statuarischer Auseinandersetzungen. Kolbenheyer und Thieß stimmen vielfach überein: in der Ablehnung der formalen Demokratie, in ihrer Auffassung des Führerproblems und in dem Glauben an eine „ethische Erneuerung im deutschen Volke". Thieß ist vorsichtig, Kolbenheyer einseitig. Kolbenheyer ist rührend in seinem Vertrauen auf deutsche Art, in seinem ernsten Bemühen um die volkerhaltenden Kräfte. Mit der beredsamen Gläubigkeit des Dichters und den exakten Beweisgründen des Philosophen bekennt er sich in volksbiologischen Untersuchungen zu einem überparteilichen „naturalistischen Konservativismus", den er in Gegensatz setzt zum „selbstverzichtenden Internationalismus".

Das Buch Reden und Aufsätze Walter von Molos mit dem ebenfalls recht abgeschmackten Titel „Zwischen Tag und Traum" ist ein Geschenk zu seinem 50. Geburtstag. Es ist ein Sammelsurium von Gelegenheitsäußerungen verschiedener Art, auch manches in der Tat nur Gelegentliche, Beiläufige ist darunter, aber alles von handfester Brauchbarkeit, geradeaus und selbstgewiß, „fanatisch aufrichtig", wie Molo selber sagt. Das Gewichtigste sind die Ansprachen (darunter auch die „untersagte Ansprache aus Anlaß der Nichträumung Kölns 1925") des einstigen Vorsitzenden der Dichterakademie, bemerkenswert die Erläuterungen zum eigenen Schaffen.

Ganz anders das „Fazit der Perspektiven" von Gottfried Benn. Ein schmales Bändchen, aber kompakt, ein bis in die Wortspitzen notwendiges Werk, mit Elektrizität geladen. Man müßte ein besonderes Buch schreiben, wenn man sich mit den Einzelheiten befassen wollte. Ein Verzweifelter, dem nichts übrig geblieben ist als das große wurzellose Nichts der Zivilisation, zersäbelt mit dem Seziermesser das Weltbild der Gegenwart, schafft, mit vielen Wissenschaften und Erkenntnissen ausgerüstet, breite Durchstiche durch die Zeit. Ein Dichter steht da in der gigantischen Vision eines Schattenreichs, ein Einsamer, für den, wie er in seinem Versuch, das Dichterische „als Phänomen von primärem Charakter innerhalb des biologischen Prozesses zu lokalisieren", sich ausdrückt, „alles Leben nur ein Rufen aus der Tiefe ist, einer alten und frühen Tiefe, und alles Vergängliche nur ein Gleichnis eines unbekannten Urerlebnisses, das sich in ihm Erinnerungen sucht".

Man möchte Benn in seiner finsteren Hoffnungslosigkeit die gescheiten „Anweisungen und Betrachtungen zu praktischer Geistesführung" Wilhelm Michels in die Hand geben, und nicht nur ihm. Dort steht der Satz: „Das Bewußtsein erschärft sich nur da zur ‚Bewußtheit', es ‚zerblickt' nur da das Leben, wo es das Grundlegende der menschlichen Situation nicht erkennen will, wo es für sich selbst, für das Ich und die Ratio eine metaphysische Autonomie behauptet, die es niemals gegeben hat." Ein heilsames Werk in seiner freundlichen Vernunft und samtenen Eleganz, erlebt und erfahren von einem umfassenden Geist, der inmitten der heutigen Spannungen steht, aber zu einer weisen Schlichtheit gereift ist, der an der intellektualistischen Entfernung des Ichs von der Natur gelitten hat, an dem Widerstreit von Bewußtheit-Geist und Seele-Leben, und der Wege zur „Echtheit des Lebens", zu vorbehaltloserem Hinnehmen des Lebensganzen zeigt. Er tut es in ruhig durchdachten Selbstbetrachtungen, in einer Intensität der Konzentration, die klarlegt, Aufschluß gibt und es vermag, tief gelegene Komplexe unseres seelischen Zustandes zu erhellen.

Digitized by Google

Mehr Skeptizismus hinwiederum empfiehlt Bertrand Russell in seinen „Sceptical Essays", die von Karl Wolfskehl unter dem Titel „Wissen und Wahn" ins Deutsche übertragen sind. Es ist ein Vergnügen, diesem Freigeist und Philosophen, der nicht vom Katheder, sondern aus der Mitte des Lebens spricht, diesem Landsmann und Gesinnungsgenossen Shaws zu folgen, wie er sein Paradoxon konsequent zu Ende führt und die Vorteile einer gewissen Portion Skeptizismus nachweist für die Freiheit der Gedanken innerhalb der Gesellschaft, der Wissenschaft, der Politik und Wirtschaft.

Ein Amateur-Philosoph, Baron Franz Dirsztay, erfindet das Schlagwort vom „höheren Snobbismus". Er plaudert als ein Weltmann über Malerei, Literatur, Musik, Liebe und über Paris. Kurios ist, daß aus allen Knopflöchern seines Buches selber ein Snob herausschaut.

Was man unter keinen Umständen von dem münchener Theater- und Kulturkritiker Tim Klein sagen kann, der rechtschaffen auf den Quadern seines Charakters gewachsen und in seinen Grenzen getreu ist, ein Erzieher zum deutschen Idealismus. Das Buch „Im Kampf der Zeit" erschien zu seinem 60. Geburtstag und ist eine Auswahl aus seinem Gesamtschaffen. Es enthält ein Stück aus der Familien- und Lebensgeschichte (Tim Klein ist der Sohn des elsässischen Pfarrers Karl Klein, des Verfassers der „Fröschweiler Chronik"), zwei Tragödien, Erzählungen, Gedichte, Aufsätze und Kritiken. Obwohl das Essayistische nur knapp den halben Umfang des Bandes ausmacht, wird er in diesem Zusammenhang erwähnt, weil die Wirkung des Dichterischen auf den Leser trotz der sprachlichen Kraft hinter dem Essayistischen zurückbleibt.

Die Broschüre „Die deutsche Ehe" von Bernhard Kummer ist ein geschickter Traktat gegen die moralische Verlotterung des Ehelebens.

II.

Gestalten

Gesichter der Zeit. Ein Buch der Tatsachen. Von Hermann Linden. Dresden 1929, Carl Reißner. 206 S.

Männer und Mächte der Gegenwart. Von Valeriu Marcu. Berlin, Gustav Kiepenheuer. 259 S.

Männer und Masken. Von Franz Blei. Mit 16 Kupfertiefdrucken. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 351 S.

Gestalten der Zeit. Von Willy Haas. Berlin 1930, Gustav Kiepenheuer. 247 S.

Dichterköpfe. Von Rudolf Kayser. Wien 1930, Phaidon-Verlag. 205 S.

Kleine Fanfare. Von Annette Kolb. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 271 S.

Dichtung und Leben. Aufsätze und Reden. Von Otto Heuschele. Heidelberg, Hermann Meister. 106 S.

Hugo von Hofmannsthal. Dank und Gedächtnis. Von Otto Heuschele. Tübingen, Mainer Wunderlich. 32 S.

Gesinnung. Von Friedrich Franz von Unruh. 2. Aufl. Hamburg-Bergedorf, Fackelreiter-Verlag. 66 S.

Stufen der Lebensgestaltung. Von Friedrich Franz von Unruh. Hamburg-Bergedorf 1928, Fackelreiter-Verlag. 149 S.

Nietzsches Wirkung und Erbe. Zum 30. Todestag Friedrich Nietzsches herausgegeben und den Besten der deutschen Jugend gewidmet von Karl Rauch. Berlin 1930, Verlag für Buchwerbung. 38 S.

„Gesichter der Zeit" nennt Hermann Linden, ein moderner Feuilletonist, eine Sammlung seiner Skizzen, die man jetzt im Zeitalter der Sachlichkeit als Reportagen zu bezeichnen pflegt. Mit einem soliden Zusatz von Sarkasmus zur Sentimentalität der Betrachtung greift er hinein ins volle Menschenleben, und wo er es anpackt, ist es sensationell, abenteuerlich, mondän, kriminell oder exotisch. Andere machen das origineller und forscher, aber Linden hat eine gute Nase für interessante Milieus in Zwischenschichten der menschlichen Gesellschaft, und so kommt ein Bilderbuch zustande, dessen Blätter zwar für den Tag gezeichnet waren, aber in ihrer Gesamtheit doch der Zeit einen Spiegel vorhalten.

Höheren Ehrgeiz hat Valeriu Marcu. Er befaßt sich mit den Gesichtern aus der Spitzenschicht der Zeit, ein anderer Journalistentyp, der politische Feuilletons schreibt. Er ist zu Hause auf den Hintertreppen des politischen Klatsches, zehrt vom Anekdotischen, ein wahrer Zauberer, der mit einem Griff in die Luft die Hände voller Charakteristika und Vergleiche hat. Er philosophiert klug, gewandt und lehrreich. Aber er hat sich auch eine eigene spritzige Form geschaffen, die eines ist von der Überschrift bis zum letzten Satz. Seine außerordentliche Belesenheit ist ihm in jedem Augenblick gefügig. Sein Stil quillt aus anekdotischen Beispielen. Das gibt ihm das Prickelnde, verleiht die weiten Bewegungen seinem bildlichen Ausdruck, der wie ein Kolibri zwischen den Polen seines Gegenstands hin und her schießt. In seinem Buch „Männer und Mächte der Gegenwart" porträtiert er in seiner pointilistischen Manier vier Politiker: Clemenceau, Lenin, Foch und Kemal Pascha, zwei Gelehrte: Benedetto Croce und Hans Delbrück, und zwei Schriftsteller: G. K. Chesterton und Panaït Istrati. Er fügt noch in zwei Kapiteln allgemeine Bemerkungen an zur europäischen Situation.

Alle diese „Bionovellisten" sind nicht nur bei Emil Ludwig, sondern auch bei Franz Blei in die Schule gegangen. Man kennt den nun Sechzigjährigen, und wir könnten nur die gewohnten Adjektiva wiederholen, wenn wir die Vorzüge und Unarten seines Essaybuchs „Männer und Masken" kennzeichnen wollten: die feinsinnige Art, mit der er geschmäcklerisch ausgesuchte Lebensläufe durch selbstgefällige Reflexionen und glänzende Aphorismen parfümiert und aus dem Intimen eines Lebens Beziehungen herstellt zum Grundsätzlichen und zur Kulturgeschichte. In dem Buch zirkelt er u. a. kunstvoll an den Köpfen von E. T. A. Hoffmann, Stendhal, Baudelaire, Villers, Wilde, aber auch von Zeitgenossen wie Rathenau oder einem ungenannten Boxer oder Therese Neumann von Konnersreuth. Jeder Charakter ist ihm ein Prisma, durch das er das Spektrum der Zeit untersucht, wie ihm der Hippolyt genannte wiener Prinz nur ein Vorwand ist zu einer Betrachtung des Zustands der letzten Jahrzehnte.

Blei schreibt im Grunde, weil er menschenhungrig ist, Willy Haas in seinen „Gestalten der Zeit" aus Lust an der Kritik. Haas ist einer der starken Kerle in der Literatur. Sie bedeutet für ihn eine umfassende, eminent lebenswichtige Geistesangelegenheit, aber er ist sich bewußt, daß es andere Dinge gibt, die ebenso wichtig sind. Er ist keine einseitig spezialisierte Literatenkreatur, kein verkümmerter Bücherwurm, sondern ein Stratege des vitalen Lebens, kein beengter Doktrinär, sondern ein freimütiger Denker mit weiten Horizonten und breitem Bildungsfundus. Er schreibt literarische Leitartikel mit Prätentionen, als ob es politische wären, und bewegt sich auch immer in der Nähe des Politischen. Er schreibt z. B. über die bürgerliche Welt, wenn er über Maupassant, Anatole France, Barrès, Gide, Herman Bang schreibt. Und so gruppiert er weiter seine Gestalten unter Rubriken wie „Der Christ in unserer Zeit" oder „Die jüdische Situation". Als „drei Dichter" für sich stehen Hofmannsthal, Werfel und Franz Kafka. Zunächst ist es wohl nur ein aus der Vorliebe des Verfassers für das Paradoxe entstandener Schlagzeilen-Scherz, wenn er Ludendorff mit dem Stichwort „Der Sünder" in der Abteilung „Der Christ in unserer Zeit" anmarschieren läßt. Aber was dann dasteht, ist eine geradezu abgefeimte psychologische Analyse. Haas macht aus den Leuten ein wenig dreist und eigenmächtig, was er möchte. Aber es schadet nichts, daß, wenn er ihnen die Hand auf den Kopf legt, hie und da ein Zylinder zerdrückt wird.

Rudolf Kayser schreibt über seine „Dichterköpfe" aus Verehrung. Jeder Kopf ist ein Erlebnis, jedes Kapitel eine Danksagung, eine innige Ausdeutung, eine Verherrlichung. Das

Digitized by Google

Buch ist eine Streife durch die europäische Literatur von Lessing bis 1930, geleitet von dem Glauben an den Zusammenhang zwischen Leben und Geist in der Sendung des Dichters. Nur ist zuviel gesagt, daß es, wie sein Verfasser möchte, „eine kleine Philosophie der Dichtung" sei.
Ein verehrungswürdiger Mensch selber ist nun Annette Kolb. Mit ihrer „Kleinen Fanfare" begibt sie sich nach Paris, Berlin, München, Wien, Italien oder plaudert über Freunde: die junge Frau von Kühlmann, Adolf Hildebrand, A. H. Fried, Prinz Alexander Hohenlohe, Romain Rolland, Kurt Eisner und Hugo Haase, Msgr. Duchesne, Felix Mottl, Busoni, Toscanini, Hugo von Habermann u. a. Soviel Freundschaft sie ausbreitet, so bleiben wir doch, wo sie uns auch hinführt, vor allem von dem Persönlichen in ihr selber gebannt, von der selbstsicheren Unbefangenheit ihrer Instinkte, der polierten, noblen, klassisch ebenmäßigen Schönheit ihres Charakters, ihrer Klarheit, Reinheit und Wahrheit, ihrer leidenschaftlichen und herzlichen Humanität, dem Charme und der Schärfe ihrer Dialektik. Sie ist Schriftsteller aus Liebhaberei, wie sie in Gesellschaft Liebhaberin ist. Weil sie heftig liebt, verdammt sie heftig. Was vernagelt, verbohrt, verdreht, verstockt und stur ist in der politischen Wirklichkeit um uns, wird unter ihren resoluten und doch mütterlich guten Blicken lächerlich oder bedeutungslos. Und auch wo sie sich mal katzig benimmt, büßt sie ihre Anmut nicht ein.
Otto Heuschele ist eine Art kleines Gegenteil von ihr mit seinen kultischen Bedürfnissen. Er ersäuft mehr und mehr im Phrasenschwall. So anerkennenswert auch seine Sorge um die Überlieferung an und für sich ist, so monoman wirkt er doch auf die Dauer mit seiner wortreichen, pathetisch gepolsterten Schwärmerei für Hölderlin, Stefan George und Hofmannsthal, dem er nun eine kleine Schrift widmet. Auch das ist Literatentum, ein lebensschwaches, vermottetes, starr nach rückwärts gewandtes Literatentum.
Friedrich Franz von Unruh hingegen schwärmt nicht weniger uferlos, nur temperamentvoller für das Werk seines Bruders Fritz von Unruh. Er ist vollgepumpt mit dessen Antikriegs-Rhetorik, auch in der Sprache sind beide blutsverwandt. Sehr verstiegen sieht der brüderliche Apostel des Dichters diesen als die letzte der „Stufen der Lebensgestaltung" unter den „Riesen des Menschtums" Dante, Michelangelo, Luther, Shakespeare, Goethe, Hölderlin und Nietzsche.
Das Heftchen „Nietzsches Wirkung und Erbe" enthält sachkundige Sondierungen über das Gebliebene und Bleibende aus Nietzsches Werk von Max Oehler, Georg Foerster, Guido K. Brand und Kurt Liebmann und eine kleine Nietzsche-Bibliographie.

III.

Aphorismen

Gedanken. Von Richard von Schaukal. München 1931, Georg Müller. 193 S.

Menschen unter sich. Eine Kurz- und Kleinwarenphilosophie für jedermann. Von Walter Hueck. München, R. Piper & Co. 148 S.

Weg und Wesen. Aphorismen. Von Otto Michel. Heidelberg, Hermann Meister. 75 S.

Adel. Sprüche und Gedanken von Karl Bösch. Dritte, erweiterte Auflage. Bücher der Deutschkirche, Bd. 2. Berlin-Schlachtensee, Verlag der Deutschkirche G. m. b. H. 190 S.

Träume der Seele. Von Louis Burlandt. Berlin-Friedenau 1929, Oscar Engel. 118 S.

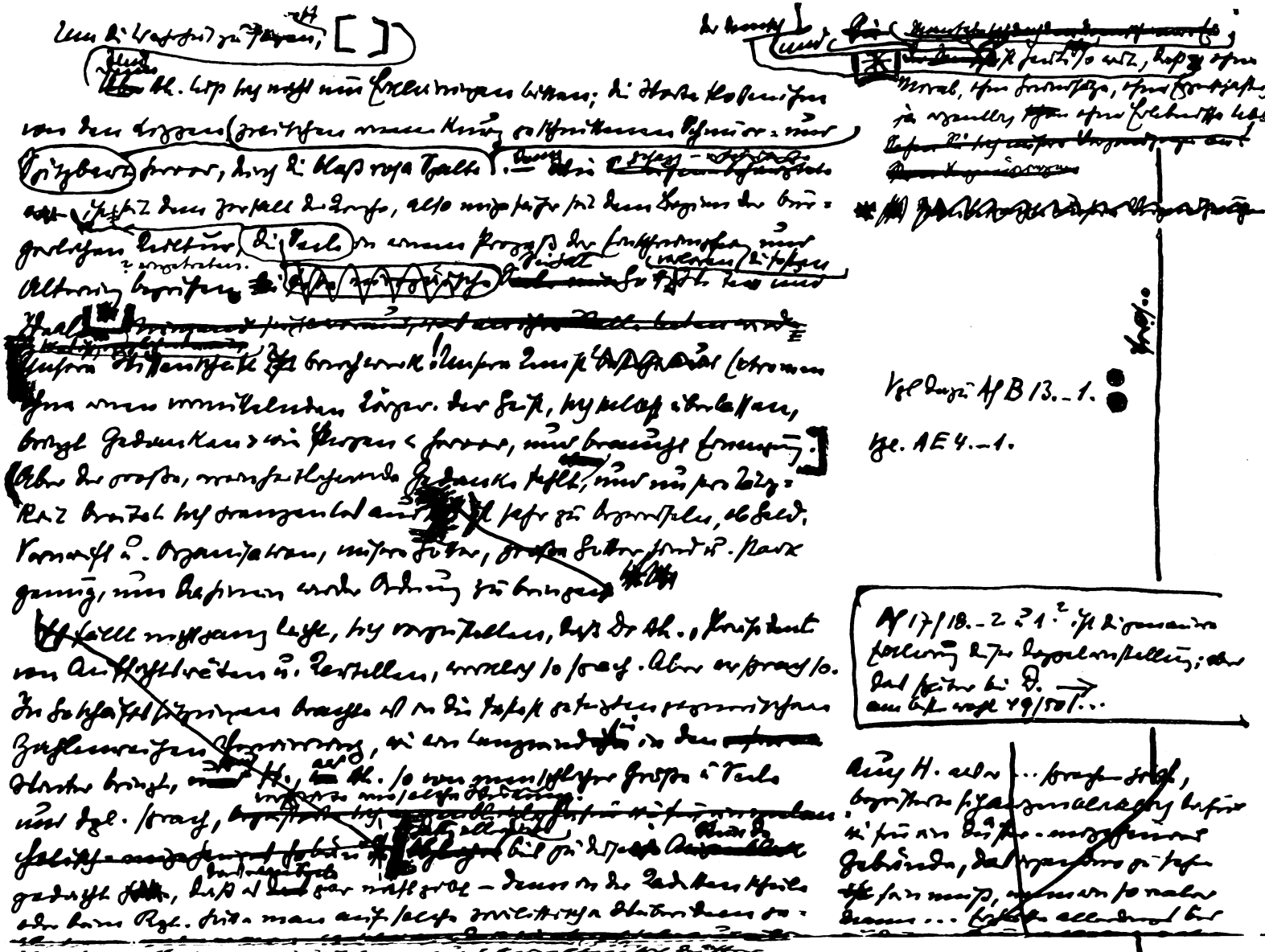
Spinngewebe. Aphoristische Gedanken von Richard Breckner. Hermannstadt 1929, Krafft & Drotleff A.-G. 67 S.

Lesefrüchte. Gesammelt von Georg Landauer. Wien 1930, Manz Verlag. 116 S.

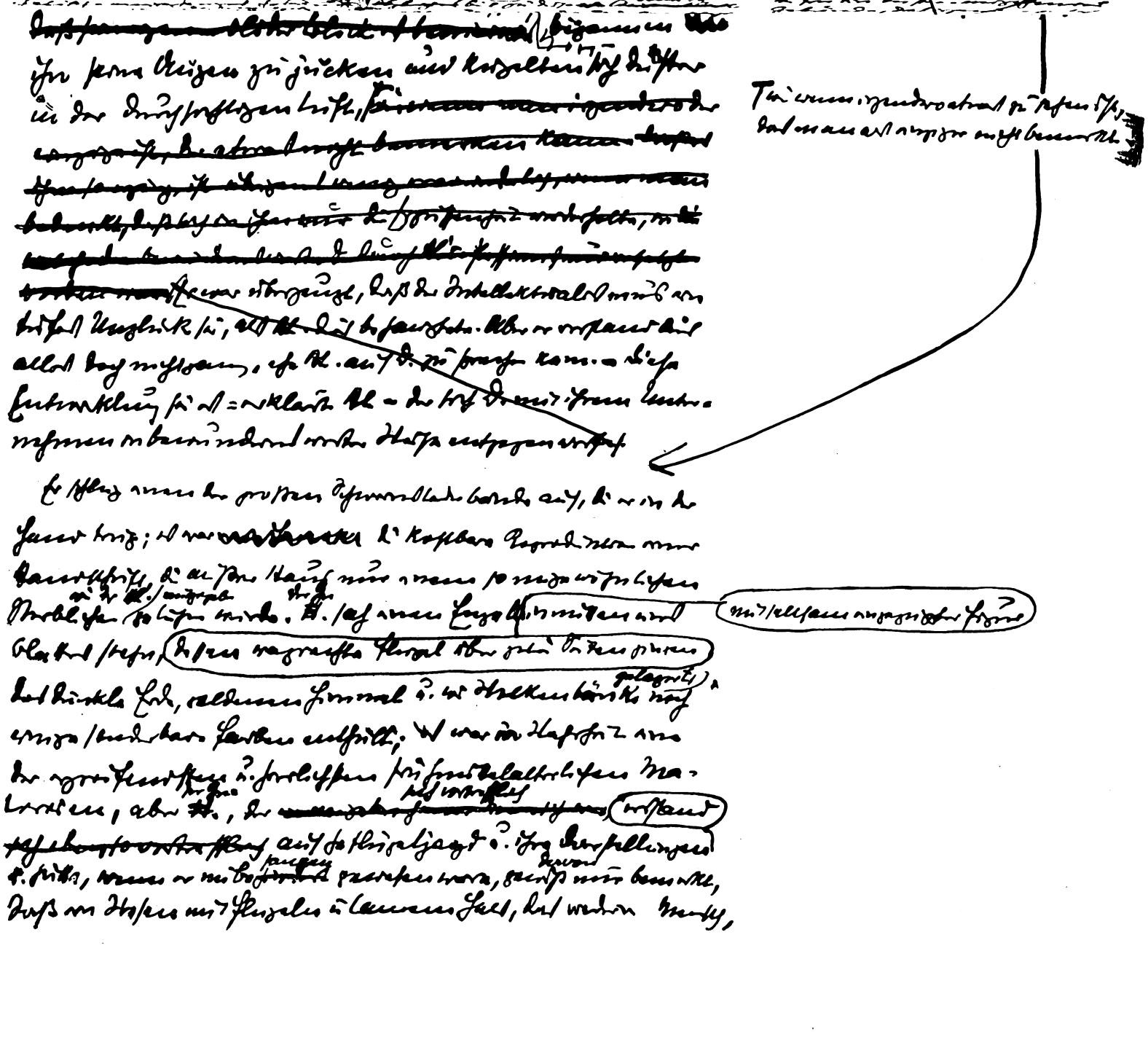
Die Aphorismenschreiber sind die Geizigen unter den Schriftstellern. Ihre Bücher sind Sparbüchsen, worin sie Sätze sammeln, mit denen ihre Eitelkeit Erfahrungen präzise ausgedrückt zu haben glaubt. Manche bringen es nur zu Kupfermünzen, viele nur zu Knöpfen und Stecknadeln, die sie auf der Straße auflesen. Richard von Schaukal immerhin ist einer der Wenigen, die über hochwertige Valuta verfügen. Seine „Gedanken" sind stolze, spitzige Randbemerkungen gegen die Zeit, immer eine Summe von Geist. Es sind gleichsam die guten Vorsätze und Bosheiten, mit denen er seinen Lebensweg in den zwei Jahrzehnten von 1909 bis 1930 gepflastert hat.
In der „Kurz- und Kleinwarenphilosophie" von Walter Hueck äußert in Abhandlungen gedrängten Formats, nicht in eigentlichen Aphorismen, ein Mann aus der älteren Generation ironisch vernünftige Ansichten über Frauen, Liebe und Moral.
Otto Michel notiert, ebenfalls in kleinen Glossen, kultivierte geisteswissenschaftliche Erkenntnisse, vielfach anregend, manchmal widerlegbar.
Konservativismus plumpster Auffassung wird auf den Holzweg der entsetzlich gedruckten Spruchsammlung „Adel" von Karl Bösch geschickt.
„Träume der Seele" von Louis Burlandt sind Nichtigkeiten eines gemütvollen Schwärmers, der sich als Jünger Altenbergs brüstet.
„Spinngewebe" von Richard Breckner sind ebenfalls Banalitäten und nicht nennenswert.
„Lesefrüchte" von Georg Landauer — das ist eine Sammlung von Gedankensplittern aus fremden Büchern und Feuilletons, auch französischen und englischen, die in dem Sieb eines Mannes hängen blieben, der ohne große geistige Ansprüche von der merkwürdigen Krankheit des Sentenzen-Sammelns befallen und somit ein interessantes Gegenstück ist zu den Selbstproduzenten von Aphorismen.

Digitized by Google

Eine Manuskriptseite von Robert Musil (Originalgröße)



Digitized by Google



DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Goethes Mutter

(Zum 200. Geburtstag)

„Leicht hatte es die junge Rätin Goethe niemals in ihrer Ehe, aber sie trug nicht allzuschwer an dem grämlichen und geizigen Sinn des Gatten, hielt zu ihren Kindern und lebte ihnen ganz, froh und fromm im Herzen. Mit Verständnis folgte sie Wolfgangs ungemein hoher Begabung, unterstützte seine früh aufblühende Vorliebe für das Theater, vertuschte seine ersten Streiche und Liebeleien. Er las ihr sein erstes Dichten vor, und der ‚Götz' und ‚Werther' entstanden unter ihren Augen. Mit der nach dem Vater gearteten störrischen Cornelia dagegen hatte sie es schwer.

Mit 26 Jahren ging der junge Rechtsanwalt Dr. Wolfgang Goethe nach Weimar, wurde dort Herzogsfreund, Minister, Intendant und als Dichter die Weltberühmtheit, aber seine Mutter quälte sich vereinsamt neben dem in Geisteskrankheit verfallenen Gatten. Cornelia starb in junger Ehe. Allein der Ruhm und Aufstieg ihres Wolfgang beseligte die Rätin.

Als Caspar Goethe gestorben war, lebte sie auf. Nach der Mutter der Haimonskinder im alten Volksmärchen, die ihre unerkannt als Pilger zu ihr heimgekehrten Söhne bewirtet, nannte man sie in Dichterkreisen Deutschlands ‚Frau Aja' — ihr gastliches Haus stand Fürsten des Geistes und weltlichen Fürsten offen; Herzogin Anna Amalia, Karl August von Weimar, die Preußenkönigin Luise als junge Prinzeß mit Bruder und Schwester quartierten bei ihr und hielten sie in hohen Ehren. Frau Ajas muntere Briefe, so recht heruntergeschrieben wie es ihr ums Herz war und vom Munde floß, bildeten das Entzücken aller, die sich ihrer Freundschaft rühmen durften.

Urwüchsig und echt deutsch, schlicht und voll Mutterwitz kannte sie nur einen Stolz, Mutter des großen Dichters zu sein, dessen Liebste Christiane Vulpius sie vorurteilsfrei an ihr Herz nahm. Gern umgab sie sich mit Jugend, saß jeden Abend im Theater, borgte Schauspielern Geld und empfahl ihrem Sohne als weimarer Intendanten junge Kräfte, klöppelte gern Spitzen und spielte Schach oder klimperte Wolfgangs Lieder nach Reichardschen Melodien auf dem Klavier und schnupfte so eifrig wie der Alte Fritz, den sie übrigens nicht mehr leiden konnte, weil er in seinen letzten Jahren das junge Schaffen ihres Sohnes abgelehnt hatte. Als Großmutter, ja Urgroßmutter lebte sie dem Grundsatz: Kinder brauchen Liebe! und war von rührender Besorgtheit — sie wählte die Weihnachtsgeschenke schon im Oktober aus und fühlte sich als Haupt einer großen Familie." Paul Burg (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 80 u. a. O.).

„Den Sohn hat sie nicht mehr oft gesehen. Er hat sich nicht entschließen können, die Einsame nach Weimar zu holen, und als Frankfurt vom Krieg heimgesucht wird, hat er ein bißchen Angst, daß es wohl nun doch an der Zeit sei, die Mutter ins Sichere zu retten. Aber sie will auch gar nicht. Sie ist es zufrieden, zufrieden auch mit sich; sie weiß, was sie der Welt geschenkt hat. Als er das letztemal in Frankfurt ist, wird kein großes Aufhebens gemacht. Man versteht sich. Rührend ist sie zum Bettschatz Christiane und ihrem Söhnchen, denen sie ‚Juddekrämche' und Zinnsoldaten sorglich einpackt. Noch einmal ruft sie dem Sohn zu: ‚Ja, ja! man pflanzt noch Weinberge an den Bergen Samariä — man pflanzt und pfeift', und unterzeichnet: ‚Behalte lieb Deine glückliche und treue Mutter.' Dann legt sie sich hin. Der Sohn hat nichts zu erfahren; sie ordnet genau Begräbnis und Leichenschmaus und fordert, daß hierbei nicht zu wenig Rosinen für den Kuchen genommen werden. Am 13. September 1808 stirbt sie nach einem Leben von 78 Jahren, dessen hohes Glück wohl mit manchen Leiden erkauft werden mußte, von denen sie aber kein Aufhebens machte.

In dem sonst zu dieser Zeit schon sehr ausführlichen Tagebuch des Sohnes findet sich nichts. An frankfurter Freunde und Sachwalter gehen sehr kühle Briefe. Aber an Silvie von Ziegesar gehen ein paar Zeilen. Einem geliebten Menschen muß er's doch sagen, er, dem der Gott es so schwer machte, zu sagen, was er litt." Wolfgang Goetz (D. A. Z., Unt. 77).

Vgl.: Karl Wolfskehl (Frankf. Ztg. 129); M. A. von Lützendorff (Münch. N. Nachr., Frauen-Ztg., 44); Valerian Tornius (Leipz. N. Nachr. 50 u. a. O.); Kass. N. Nachr. 40; Paul Freye (N. Bad. Landesztg. 89); Monty Jacobs (Voss. Ztg., Unt. 41); Hedwig Krauskopf (Germ., Ufer 42 A.); W. Heimann (Vorw. 83); Tag, Unt. 43; Arb.-Ztg. Wien 50; Eva Wendorff (Köln. Ztg. 82/83); Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 42); Elisabeth Darge (Schles. Ztg., Unt. 91 u. a. O.); Ernst Beutler (Schwäb. Merk. 41); Otto Ernst Sutter (Stuttg. N. Tagbl. 81); Karl Bezold

Digitized by Google

(Deutsche Tageszig. 85); Ernst Lissauer (Tag, Wien, 2831 a. a. O.); Arnošt Kraus (Prag. Pr., Dichtg. 8); Karl Kreisler (Tagesbote, Brünn, 81); Ludwig Gorm (Köln. Ztg., Frau 111); Karl Neurath (Kass. Post 51).

Lessing

(Zum 150. Todestag)

„Lessing war streitbar, war sogar zänkisch wie alle großen Streitbaren, aber er war selbstlos; der persönlichste aller Polemiker hatte keine persönlichen Zwecke. Ein Autor, der nicht einmal an seinen Werken hing. Als die ‚Minna von Barnhelm' sehr viel und sehr billig nachgemacht wurde, meinte er gleichmütig: das Ding war seinerzeit recht gut; was geht es mich an, wodurch sie jetzt von dem Theater verdrängt wird.

Lessing machte alles seinerzeit und machte es nur einmal. Da er immer wie in einem Zelt und Alarmbereitschaft lebte, führte er nicht einmal einen Hausrat von Vergangenheit bei sich. Es scheint mir völlig ausgeschlossen, daß Lessing je in seinen früheren Schriften gelesen hat. Nietzsche hat die seinen immer wieder gelesen, auch wenn er sie selbst widerlegt hatte, und klatschte sich jedesmal Beifall: das konnte doch nur Nietzsche.

Lessing der Autor hatte gar keinen Vaterstolz, obgleich ihn seine Jugendschriften schon zum berühmten Manne gemacht hatten. Das war auch die Unabhängigkeit, die verächtliche Gebärde eines großen Zynikers. Hatte er den Menschen gegeben, sie konnten ihm nichts zurückgeben. Auch aus seiner Einsamkeit hat Lessing keine Szenerie gemacht, niemand zur Besichtigung eingeladen und kaum einmal davon gesprochen, dann aber abweisend und drohend.

‚Ich bin wahrlich nur eine Mühle und kein Riese. Da stehe ich auf meinem Platze, ganz außer dem Dorfe, auf einem Sandhügel allein und komme zu niemandem und helfe niemandem und lasse mir von niemandem helfen. Wenn ich meinen Steinen etwas aufzuschütten habe, so mahle ich es ab, es mag sein, mit welchem Winde es will. Alle zweiunddreißig Winde sind meine Freunde. Von der ganzen weiten Atmosphäre verlange ich nicht einen Fingerbreit mehr, als grade meine Flügel zu ihrem Umlaufe brauchen. Nur diesen Umlauf lasse man ihnen frei... Wen meine Flügel in die Luft schleudern, der hat es sich selbst zuzuschreiben: auch kann ich ihn nicht sanfter niedersetzen, als er fällt.'

Das ist wahrlich ein Gedicht, ein ungewolltes. Lessing hat in seiner Jugend auch Lieder gemacht, anakreontische Schnäbeleien, als er noch in der Mode ging. Ein Singvogel war er nicht; man kann nicht mit ihm lieben, schwärmen, träumen. Er ist der große Charakter in unserer Literatur, dabei liebenswürdig, weltmännisch, ohne Verbissenheit, ohne Finsterkeit. Wer sich noch zu ihm findet, den macht er hell, wahrhaft, rüstig — und bescheiden. Was könnte seine Zucht uns sein und die Verantwortung vor diesem Wahrheitssucher! Dies bedacht, die ganze Unehrlichkeit, Unsauberkeit, Unflätigkeit unseres öffentlichen Lebens — es sollte an diesem Gedenktage wohl doch ein Schauer durch die deutsche Nation gehen." Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt. 39).

„Lessing verlangte, daß jede ehrliche Überzeugung geduldet werde, und kämpfte für fremde, mißachtete

Lessing

Nach dem Bilde von Anton Graff
in der Preußischen Akademie der Künste

Konfessionen bis ans Lebensende. Als ihm von einem Fürsten das Schreiben solcher Bücher verboten wurde, schrieb er das Theaterstück ‚Nathan der Weise'. Er ließ sich, wenn er im Recht war, nichts verbieten.

Lessing war ein Wahrheitssucher. Das Streben nach Wahrheit galt ihm mehr als die satte Ruhe dessen, der sie zu besitzen glaubte. Denn er wußte, daß Wahrheiten, auf denen man sich faul ausruht, zur Lüge werden. Er war der Feind der Selbstzufriedenheit.

Lessing war einer der fleißigsten und gewissenhaftesten Menschen. Er wußte, daß man gerüstet sein muß, wenn man kämpfen will. Er verachtete den Leichtsinn, die Schwätzerei und das Getue. Er machte sich das Leben schwer, um es anderen zu erleichtern.

Digitized by Google

Lessing glaubte, obwohl er wie wenige Grund gehabt hätte, zu zweifeln, an das Gute im Menschen und an den Fortschritt der Menschheit. Wenn viele so wie er lebten, könnte er recht behalten." Erich Kästner (Arb.-Ztg., Wien, 46).

„Am Ende des Jahres 1780, also einige Wochen vor Lessings Tod, beschloß der junge Goethe, in Wolfenbüttel den Meister der Aufklärung zu besuchen. Wollte er nur einen berühmten Mann kennenlernen? Nein, er wünschte Wichtigeres. Erschienen war die Schrift des Preußenkönigs Friedrich II. über die deutsche Literatur, eine Schmähschrift, das hämische Produkt eines Monarchen, der weder in seinem preußischen Kleinstaat noch im großen Deutschland Schöpfer wahrer Dichtung zu entdecken glaubte. Und nun beabsichtigte Goethe, sich mit Lessing zu verbünden. Sie sollten beide den König zu einem Widerruf zwingen. Sie sollten entweder persönlich vor ihn treten oder das abweisende Pamphlet des Herrschers durch eine nicht minder gesalzene Antwort zurückweisen. Von Tag zu Tag schob Goethe diese Reise nach Wolfenbüttel auf, da ihm Nachricht von dem schlechten Gesundheitszustand des verehrten Mannes zugekommen war. Lessing starb. So konnte dieser Gedankenkrieg der Geistesfürsten gegen den Erdenfürsten nicht siegreich beendet werden. Keines Mediceers Güte . . .

Nie haben die Literarhistoriker, die meist nur das Biographische der isolierten Persönlichkeit betrachteten und aus Schwäche oder Angst die ins Allgemeine zielende Betrachtung unterließen, versucht, diese vom Schicksal abgeschnittene Unterredung Lessings und Goethes zu rekonstruieren. Die beiden wollten ihr Vaterland geistig und moralisch von unten aus neu aufbauen. Sie wollten die Deutschen zur Bürgerlichkeit erziehen, verhindern wollten sie, daß deutsche Geistesführer nur so viel Einfluß auf ihre Zeitgenossen ausübten, wie es die Laune irgendeines Kronenträgers oder seiner Staatsexekutive gestattete. Die königlich spielende, aber auch absolutistisch prunkende Verliebtheit des Weisen von Sanssouci in einige sehr schmächtige Freiheitsideen genügte ihnen nicht. In ihr Bündnis wollten sie als dritten den König aufnehmen, dem sie vertrauten. Noch heute ist die Erinnerung schmerzlich, daß der König sich nicht mit den freiesten Männern seinerzeit besprechen konnte. Vielleicht hätte das offizielle Deutschland schon damals den Anschluß an die großen Ideen jener Weltpolitik gefunden, die durchaus gelenkt werden darf, ohne daß die Rechte der wahren Humanität vernachlässigt werden." Max Hochdorf (Acht-Uhr-Abendbl. 38).

Vgl.: Fritz Droop (N. Bad. Landesztg. 84); Paul Fechter (D. A. Z., Unt. 15. Febr.); Hermann Wendel (Vorw. 77); Ernst Feder (B. T. 77); Marta Weber, Flodoard von Biedermann (N. Zür. Ztg. 288 u. a. O.); Curt Hotzel (Kass. N. Nachr., Lit. 38); B. (Münch. N. Nachr., Einkehr 4); Franz Hagedorn (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 84); Otto Ernst (Aus dem Nachlaß — Deutsche Ztg., Kult. 39); Hans Lebede (Saarbr. Ztg. 45); Richard Oehler (Schwäb. Merk. 38); Friedrich Burschell (Stuttg. N. Tagbl. 74); Rudolf Steiner (Tag, Unt. 39); Albert Malte Wagner (Berl. Börs.-Cour. 75); Otto Mann (Hann. Kur. 74/75 u. a. O.); Arthur Seehof (Berlin am Morgen 39); Oskar Walzel (Gießen. Anz., Familienbl. 13); Waldemar von Olshausen (B. T. 98); Wilhelm Schäfer, Friedrich Sack (Hamb. Nachr. 76).

Adelbert von Chamisso

(Zum 150. Geburtstag)

„Chamisso entstammte einer französischen Adelsfamilie, die vor der Revolution geflohen und unter Napoleon heimgekehrt war, indes Adelbert in Preußen blieb. Er ist vollkommen eingedeutscht worden; sein Verhältnis zu Frau von Staël, mit der ihn eine ins Leidenschaftliche schillernde Freundschaft verband, bezeichnete er mit dem höchst charakteristischen Wort: ‚Zwischen ihr und mir fließt der Rhein.' Und so ist die achtzehnjährige Antonie Piaste, die er als Achtunddreißigjähriger heiratete, ganz und gar ein deutsches Bürgermädchen im Sinne von ‚Frauenliebe und Frauenleben', ‚jung, blühend und stark, schön und fromm, rein und bewußtlos, klar, wolkenlos und heiter, ruhig, beständig und froh und so liebevoll', völlig Widerpart der Staël oder der Cérès Duvernay, der bezaubernden Französin, die er als Leutnant geliebt hatte: ein biedermeierliches Käthchen von Heilbronn. Durchaus hat die deutsche Umwelt über Chamissos Wesen und Schicksal entschieden; die gallische Abstammung ist allenfalls zu erspüren aus dem loseren Geflecht, dem hurtigeren Gefäll mancher Rhythmen. Er hat lose, lockere Stücke geschrieben, amüsant, singbar, mit Kehrreimen durchsetzt, wie ‚Mäßigung und Mäßigkeit' und ‚San Vito', chansonartig, verwandt der Art Bérangers, von dem er vier Gedichte übersetzt hat. Indessen ist es fraglich, ob man dies Element als französisch empfände, wüßte man nicht um seine Herkunft. Goethe, hier und da, bisweilen Rückert, vor allem Kopisch, haben geschwinde, behende, gelenke Rhythmus geschaffen und ermangelten allen französischen Einschlags. Dieser leichte, lustige Ton färbt auch Chamissos politische Gedichte, das Nachtwächterlied, dessen Kehrreim lautet ‚Lobt die Jesuiten!' und dem bezeichnenderweise ein Bérangersches Motto vorangestellt ist. ‚Ein französisches Lied', ein Chanson nach der Melodie ‚Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus', oder ‚Kleider-

Digitized by Google

machermut' verspotten die Genügsamkeit, die den demokratischen Philister der Reaktionszeit kennzeichnet, und auch die ‚Tragische Geschichte' von einem, ‚dem's zu Herzen ging, daß ihm der Zopf so hinten hing', ist verhohlen politisch gemeint. Mit entzückendem Humor verspottet das ‚Dampfroß' den Taumel der Schnelligkeit, der damals über die Welt kam." Ernst Lissauer (D. A. Z. 57).

„Der verirrte Nachfahre eines alten französischen Rittergeschlechts wurde ein Bürger des protestantischen Nordens, und Berlin schien ihm der Nabel. Dahin wies ihn seine Sehnsucht, da er als Naturwissenschaftler der Expedition auf einem russischen Kriegsschiff seine berühmte Weltumseglung machte. Chamisso ist wohl derjenige Dichter, der mit Berlin am glücklichsten gelebt hat, mit seiner Familie, mit seinen Freunden, mit dem Botanischen Garten, den er als Kustos betreute, im Doppelfrieden der Wissenschaft und der Dichtung. Der Dichter Chamisso lebte von allseitiger Verehrung umgeben, der des Volkes, der Dichterkollegen, der politischen Sprecher, in Übereinstimmung auch mit der kritischen berliner Art, mit ihrer scharfen Aufrichtigkeit. Der Dichter stammte zwar aus der Romantik, aber er hatte keine Furcht vor der Wirklichkeit, vor geistigen Erwerbungen und politischen Fortschritten. Der Nachmittag seines Lebens stand unter einer milden Sonne. Und so kam der alte Peter Schlemihl am Ende wieder zu seinem Schatten." Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt. 24; vgl. ebenda 25 „Trauer um Ch.; unveröffentlichte Gedichte von Franz von Gaudy").

Vgl.: Hermann Jantzen (Schles. Ztg., Unt. 54); Josef Nédei (Arb.-Ztg., Wien, 37); Karl Neurath (Weser-Ztg. 62); Werner Lenz (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 25); Ernst Binz (Vorw. 49); O. Stoffregen-Stauffen (Frankf. Ztg. 77 — A.); H. Wagner (Saarbr. Ztg. 29); Charlotte Reichel (Leipz. N. Nachr. 30); Hermann Freinkel (Ostpreuß. Ztg. 30); S. (Germ. 25 A.); Chr. R. (Hann. Kur. 46/47).

Heine

(Zum 75. Todestag)

„„Nichts gesagt und nichts gesungen wird an meinen Sterbetagen', diese prophetischen Worte Heines scheinen Geltung zu haben, soweit die bürgerliche Welt in Frage kommt. Während die Gedenktage von Geistern dritten, vierten Ranges im Rundfunk als Ereignisse begangen werden, bringen die Atherwellen der deutschen und österreichischen Sender mit Ausnahme des rheinischen, der einige belanglose Gedichte rezitieren läßt, und zwei, drei anderer keine Kunde vom 75. Todestag eines der größten unter den deutschen Dichtern, der von der gesamten ausländischen Kulturwelt geliebt und verehrt wird. Das Deutschland von heute und das Deutschland, das Heine aus allzugroßer Liebe mit seinem Spott geißelte, sind eben noch nicht so sehr voneinander verschieden. Im Gegenteil scheint es, als ob jener Ungeist, um dessentwillen Heine sein Vaterland verlassen mußte und in der Verbannung starb, in einem großen Teil des Bürgertums wieder eine traurige Wiedergeburt erlebt. Um so größer ist seine Mission in dem anderen Deutschland, in dem der Arbeit, der Kraft, des freien Menschentums.

Heinrich Heine

Nach einem Holzschnitt von John Höxter (1906)

An der Grenzscheide zweier Zeitalter starb dieser größte Revolutionär der deutschen Dichtung. Er erlebte in Paris die Morgenröte des Sozialismus. Er hatte noch Fourier gekannt und berichtet voll Ehrfurcht, wie oft er ihn in seinem grauen abgeschabten Rock an den Häuserpfeilern entlangschreiten sah und wie dieser Prophet der sozialen Umwälzung ‚während er sich mit der leidenden Menschheit, dem großen Patienten, beschäftigte und Heilmittel ersann für dessen achtzehnhundertjähriges Gebreste, sein Leben nur durch Betteln fristete'. Er begrüßte in Paris enthusiastisch den Jüngling Lassalle, und er sah prophetisch den Aufstieg der Arbeiterklasse. Er ist in dem Deutschland der Arbeit und der freien Geistigkeit heute so lebendig wie vor fast einem Jahrhundert, das Volk wird ihn nie vergessen,

Digitized by Google

und wenn das reaktionäre Bürgertum ihm Gedenkfeiern und ein Denkmal verweigert, so wird diese Kulturschmach wettgemacht durch die Liebe und Verehrung des Volkes für seinen leidenschaftlichsten und wortgewaltigsten Sänger." Paul Gutmann (Vorw. 79).

„Heinrich Heine hat stets für die Idee der bürgerlichen Freiheit gekämpft. Aber ebenso unerbittlich hat er alle Halbheiten und Zwiespältigkeiten des Liberalismus mit grausamem Hohn überschüttet. Es ist also insofern nicht ganz richtig, wenn heute bürgerliche Literaturkritiker ihn zu einem ‚sozialistischen Dichter' stempeln wollen. Wir sprechen es ruhig aus: Heine hat nie das große Grauen vor der kommenden proletarischen Revolution, vor dem Kommunismus verlieren können. Aber er erkannte mit der unerbittlichen Logik die ihm zu eigen war, die geschichtliche Entwicklung und deshalb bejahte er trotzdem diesen revolutionären Weg, und das macht ihn zu dem Sänger der Revolution, dessen wir uns heute, 75 Jahre nach seinem Tod noch voller Freude und Stolz erinnern. Die Proletarier, von denen er selbst sagte, daß sie ‚die harten Gladiatoren seien, die stolz dem Kampfestode entgegen gehen' werden Heinrich Heine und sein Vermächtnis nie vergessen." W. R. S. (Berl. am Morgen 40).

Vgl.: Georg Kuhn (Kass. N. Nachr. 39 u. a. O.); Max Hochdorf (Acht-Uhr-Abendbl. 40); Paul Keri (Arb.-Ztg., Wien, 48); Ernst Elster (B. T. 81); Paul Wittko (Hamb. Corresp., Unt. 16. Februar 1931); Hellbrück (Saarbr. Ztg., Gegenw. 51).

Carlyle

(Zum 50. Todestag)

„Das Wesen und Denken Carlyles ist zerrissen und von zahlreichen Widersprüchen durchsetzt. Aus dem Heimatboden entwurzelt, hat er den Zwiespalt zwischen dem Glauben und den Anschauungen seiner Väter und seinen späteren Ideen nie überwinden können. In seinem religiösen Bewußtsein ist er nie zu einer klaren Harmonie gelangt. Dennoch verleugnet er nicht seine puritanische Grundeinstellung, seinen Glauben an einen strafenden mehr als an einen liebenden Gott, an das Übel und an die angeborene Schlechtigkeit der menschlichen Natur. Eine drohende und mahnende Stimmung durchzieht sein ganzes Werk. Auch in seiner Deutung und Beurteilung unserer klassischen Dichtung, insbesondere Goethes, sind puritanische Untertöne und Umbiegungen in puritanischen Geist unverkennbar. Man kann bei ihm ferner eine starke Abhängigkeit von Fichte und den deutschen Romantikern feststellen; insbesondere hat er von diesen seine Verehrung der Helden und des Heroischen übernommen, die, oft einseitig zugespitzt, seine Geschichtsbetrachtung durchzieht. Die Geschichte wird nach ihm nur von den großen Männern gemacht, welche die sichtbaren Offenbarungen Gottes darstellen. Er steht hierin in scharfem Gegensatz zu der auch sonst von ihm bekämpften demokratischen Philosophie seines Zeitalters. In bezug auf die gesellschaftlichen Zustände sieht er das Ideal in der Rückkehr zu den patriarchalischen Verhältnissen des Mittelalters. Er wird so zum Gegner der damals in England aufkommenden, vormarxistischen sozialen Bewegung, des ‚Chartismus'." Paul Holtermann (Köln. Volksztg. 65).

„Friedrich Engels setzt sich mit Carlyles Kampf um eine wirkliche Religiosität auseinander. Carlyle ist kein hohler Kirchengläubiger; er ist Pantheist im Sinne Goethes, womit er natürlich auch ein den Menschen übergeordnetes höheres Wesen annimmt. Von diesem Standpunkt aus glaubt er nicht an den endgültigen Sieg der demokratischen Gesellschaftsform, vielmehr an eine neue Zeit, in der die großen Heroen der wieder führungsbedürftigen Menschheit die Wege weisen werden. Engels vertritt dagegen die Meinung, daß nach dem Niedergange des Christentums keine andere Religion mehr möglich sei, und daß dafür dem Menschen wieder ein menschlicher Inhalt gegeben werden wird. Carlyles Heroenkultus aber stellt er dann bei aller Hochachtung vor dem Gegner seine eigene Ansicht gegenüber: ‚Als ob diese Heroen im besten Falle mehr sein könnten als Menschen! Hätte Carlyle den Menschen als Menschen in seiner ganzen Unendlichkeit begriffen, so würde er nicht auf den Gedanken kommen, die Menschheit wieder in zwei Haufen Schafe und Böcke, Regierende und Regierte, Aristokraten und Kanaille, Herren und Dummköpfe zu trennen, so würde er die richtige soziale Stellung des Talents nicht im gewaltsamen Regieren, sondern im Anregen und Vorangehen gefunden haben. Das Talent hat die Masse von der Wahrheit seiner Ideen zu überzeugen und wird sich dann nicht weiter um die ganz von selbst folgende Ausführung derselben zu plagen haben.' Mit diesen Sätzen werden vorbildlich die Gedanken einer charaktervollen Persönlichkeit in eine neue und zeitgemäße Lebensanschauung weitergeleitet." Bttsn. (Vorw. 59).

Vgl.: Ludwig Gorm (D. A. Z. 57); Hermann Bousset (Tag, Unt. 31); Paul Feldkeller (Stuttg. N. Tagbl. 57 u. a. O.); Robert Braun (Bund, Bern, 57); Franz Langheinrich (Deutsche Tagesztg. 65); Kass. N. Nachr. 29); —r (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 3); Michael Freund (Frankf. Ztg., Lit. 5: Jane Welsh Carlyle).

Digitized by Google

Dostojewskij

(Zum 50. Todestag)

„Derselben nervösen Handschrift begegnete ich in Salzburg, beim Schriftsteller Stefan Zweig, der mit besonderer Liebe Autographen sammelt. Er besitzt ein paar Manuskriptseiten der ‚Dämonen'. Hier ist die Schrift weniger deutlich, sie ist schwerfälliger, schwärzer, ungeduldiger. Dieses Fragment ist die kostbarste Perle der Sammlung Zweig.

Doch im heutigen Rußland sind die ‚Dämonen' der öffentlichen Verbreitung entzogen.

Erst unlängst wurde es bekannt, wer eigentlich all den ‚dämonischen' Frauengestalten, besonders aber der berühmt gewordenen Nastaßja Philippowna Baraschkowa als Urbild gedient hat. Das war Suslowa, eine petersburger Studentin, die im Leben des Autors eine Rolle gespielt hat und deren feuriges Temperament in seinen Werken fortlebt. Bei Lebzeiten des Dichters hielt sie sich im Hintergrunde und nur jetzt, da in Sowjet-Rußland eine Menge Material über Dostojewskij veröffentlicht wurde, ist auch ihr Name bekannt geworden.

Übrigens: von all den zahlreichen Kommentaren und Erläuterungen des Charakters Nastaßja Philippownas, die ich je gehört und gelesen habe, erscheint mir die Definition, die ich aus dem Munde Elisabeth Bergners vernommen, die beste zu sein:

‚Nastaßja Philippowna kommt als ‚bürgerliche Tochter' nicht darüber hinweg, daß sie ihrer Ehre mit Gewalt beraubt wurde. Das entspricht nicht ihrem Charakter, ihrer ganzen Psyche. Sie ist nicht dazu geboren. Hier liegt der Ursprung ihres Dramas und ihres tragischen Endes.'

Ich hörte, was die berühmte russische Schauspielerin M. G. Ssawina über diese Gestalt sagte, es war lange nicht so einfach und so erschöpfend zutreffend.

Der Roman ‚Dämonen' ist noch in keiner Ausgabe vollständig veröffentlicht worden. Es fehlt ein Kapitel, das die Witwe des Dichters, Anna Grigorjewna, sorgfältig vor dem Abdruck bewahrt hat. In den literarischen Kreisen Rußlands sprach man unbestimmt darüber, aber nur wenige wußten etwas von seinem Inhalt. Der angesehene, bereits verstorbene Kritiker und Dostojewskij-Forscher A. L. Wolinskij hatte Gelegenheit, dieses Kapitel kennenzulernen. Er sagte mir, daß es sich darin um die Vergewaltigung eines sechsjährigen Mädchens durch den Helden des Romans, Stawrogin, handle. Dieses heikle und grauenvolle Thema soll nach der Aussage Wolinskijs mit ungeheurer Kraft gestaltet sein. Ich zweifle daran, daß das Kapitel im heutigen Rußland veröffentlicht worden ist. In Deutschland ist es niemals erschienen." Ossip Dymow (Voss. Ztg., Unt. 33).

„Wir erleben hier einen sehr bedeutsamen Vorgang, der nicht genug Beachtung findet. Während Dostojewskij in Rußland von der neuen Staatsorthodoxie auf den Index gesetzt wurde, ist sein Werk in Europa rezipiert und sein Gedankengut aufgeteilt worden. Das künstlerische Erbe bereicherte durch seinen transzendenten Realismus die Schöpfungen unserer besten modernen Künstler bis nach Frankreich und England hin; ein neuer Begriff der Wirklichkeit stellte den europäischen Roman vor Aufgaben, die er vorher nicht kannte. Auch die zeitunmittelbare soziale ‚Reportage' hat, ohne daß sie es weiß, ihr Vorbild in jenem ‚Tagebuch des Schriftstellers', das der Journalist Dostojewskij als Chronik seiner Gegenwart seit 1876 bis zu seinem Tode führte und herausgab. Sein geschichtsphilosophischer Gedanke ist in Europa gleichsam säkularisiert worden und findet sich heute als zerstückter Kern in jenen Tendenzen wieder, die sich als ‚konservative Revolution' darstellen. Erneuerung, religiöse Wiedergeburt, christlicher Sozialismus, ja sogar Nationalsozialismus, alle Schlagworte, die uns heute umschwirren, stammen entstellt in veränderter Form, schweifend wie zischender Nebel, aus der Sturmatmosphäre Dostojewskijs. Alle Kritik der bürgerlichen Welt und der Demokratie von sogenannter irrationaler Seite erborgt in ihrer Argumentation Dostojewskijsche Motive, jedoch ohne das Recht zu seinen Gründen zu haben. Auch das in unseren Straßen und Versammlungen so wild und neu sich gebärdende ‚Dritte Reich' ist Dostojewskijschen Ursprungs. Es verlohnt sich, hier zu vermerken, daß es als Titel eines Buchs von Möller van den Bruck, dem Herausgeber der großen deutschen Gesamtausgabe Dostojewskijs, zuerst in völkische Kreise drang. So wurde aus dem allmenschlichen universalen ‚Dritten Reich' die Karikatur einer Utopie: das dritte deutsche Reich Hitlerscher Prägung." Efraim Frisch (Frankf. Ztg. 105 — M.; vgl. ebenda 109 — A.: „Unveröffentlichter Brief vor 60 Jahren").

„Der Proletarier wird seine Werke bei aller Bewunderung doch nur mit Vorsicht lesen, weil in ihnen immer wieder gepredigt wird, Böses widerstandslos über sich ergehen zu lassen und die Rache einem Höheren zu überlassen. Der Proletarier, der diesen prophetischen Ekstatiker liest, wird nicht vergessen, daß die Liebe, die Dostojewskij predigt, in Wirklichkeit nur vom Proletarier gefordert wird, ohne daß die Forderer sich deshalb zu irgendwelchen Gegenleistungen verpflichtet fühlen. Wir wollen das Leid nicht wie er kampflos auskosten, sondern mindern, und so gut es geht, völlig auslöschen. Auf dem Wege zu einer besseren

Digitized by Google

Ordnung, ist Dostojewskij uns kein Genosse. Er wird es vielleicht sein, wenn wir in der klassenlosen Gesellschaft wirklich in der Lage sein werden, allen Mitmenschen mit Liebe zu begegnen. Vorläufig bleibt er für uns der größte Romanschriftsteller des vorrevolutionären Rußlands, ein Gestalter von gewaltiger Kraft. Etwas anderes bei ihm zu suchen und von ihm anzunehmen wäre falsch und gefährlich." G. Jarcho (Berlin am Morgen 33 u. a. O.).

„In seiner weiteren Schaffensentwicklung (‚Dämonen', ‚Idiot', ‚Brüder Karamasow') gelangt Dostojewskij sogar dahin, das Leid als das Ziel der ganzen Menschheitsentwicklung zu setzen. Das Leben seiner Romanhelden ist darum so voll Leid. Von dem ‚grausamen' Talent Dostojewskijs zu ewigen Tantalusqualen verurteilt, verfluchen sie sich selbst, ihre Freunde, die ganze Welt mit ihrem irdischen Streben. Ihre Seelen kennen keine Ruhe, jeder Augenblick ist für sie von Bedeutung. In einigen Stunden erleben sie mehr als andere Menschen im ganzen Leben. Deshalb sprechen sie auch so fieberhaft eilig, deshalb wachen sie auch die Nächte hindurch.

Die Ruhe der Nacht — die fehlt Dostojewskij.

Er ist im Leid bis zu einer Grenze gelangt, von der es kein Zurück mehr gibt.

Jetzt, zur fünfzigsten Wiederkehr seines Todestages, drängt sich die Frage auf: Was hätte Dostojewskij über das Rußland von heute zu sagen?" S. Borisoff (Arbeiter-Ztg., Wien, 39).

Vgl.: Simon Frank, P. F. Muckermann (Germ. 33 A.); Hans Prager (Köln. Ztg., Unt. 75); René Fülöp-Miller (Berl. Börs.-Cour. 41); J. A. Loeser (D. A. Z. 48 u. a. O.); Albrecht Paul (Deutsche Ztg., Kult. 33 u. a. O.); Helmuth Falkenfeld (Hann. Kur. 62/63); Paul Roubiczek (Prag. Pr., Dichtung 6); Gertrud Glaeser-Bernenitz (Schles. Ztg., Unt. 71); Al. Berg (Bund, Bern, 65); Paul Feldkeller (Saarbr. Ztg. 39); Alfred Hackel (Deutsche Tageszig., Unt. 67); Alfred Kleinberg (Vorw. 65); Prag. Pr. 43; N. Zür. Ztg. 245 und Königsb. Allg. Ztg. 65 (Unveröffentlichte Briefe); Fritz Droop (Dortm. Ztg. 66 u. a. O.); Adalbert Schmidt (Sudetendeutsche Tageszig. 38).

Carl Hauptmann

(Zum 10. Todestag)

„Carl Hauptmann hat nie nach dem Lob des Tages gefragt. Er war kein Marktgänger und -schreier, sondern einer, der die Erde seiner Geburt wirklich liebte, der von ihr durchdrungen war, dem sie zugleich Sehnsucht und Erfüllung gewesen ist. Im besonderen zeugt seine schöne und selbständige Lyrik von diesem Eingegebensein, aber auch durch seine Prosadichtungen zieht sich immer wieder als bald lichtes, bald ernstes Blütenband die lange Reihe ausdrucksvoller Bilder, die unverkennbar in der Heimat wurzeln. Nicht Schlesiens lärmvoller, industrieunruhiger Süden ist es, wohl aber das grüne weitgespannte Land, mit Äckern und schimmernden Feldern, mit weichen Hügeln und den rauhen Bergen des rübezahldunkelen Riesengebirges lebt in ihm und seiner durchgeistigten Dichtung.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es gehört fraglos zu den schönsten Erinnerungen, die wir alle, die ihm persönlich nahetreten konnten, von ihm besitzen, wenn wir der Stunden, der Abende gedenken, die einen vertrauten Verkehr mit ihm brachten. Er war ein stiller Mann, und doch gerade in solchen Stunden konnte es aus ihm aufblühen, konnte er sich selbst und die in ihm waltende seelische Kraft in einer Weise offenbaren, daß man hingerissen, oft genug durch seine Äußerungen tief erschüttert an seinem Munde hing. Immer wieder waren es Menschenschicksal und Heimat, die in solchen Gesprächen die große Rolle spielten." Wilhelm Conrad Gomoll (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 28).

„Carl Hauptmanns Briefe und Tagebücher sind Biographie und Bekenntnis zugleich. In einem Briefe schreibt er: ‚Wenn Jakob Böhme verwandt ist, das ist immer wieder derselbe schlesische Mensch, der Jahr um Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt, Jahrhundert um Jahrhundert geboren wird.' Was Barlach für Mecklenburg, die Lasker-Schüler für das Ruhrgebiet, Marieluise Fleißer für Bayern, Schickele für das Elsaß, bedeutet in der Dichtung der deutschen Landschaft Carl Hauptmann für Schlesien. In weit höherem Maße als sein Bruder Gerhart, der ihm in der Schilderung von Einzelzügen im Wesen schlesischer Menschen überlegen sein mag. Gerhart Hauptmann wählt als mythische Figur den überzeitlichen und nicht stammgebundenen Eulenspiegel, Carl Hauptmann gestaltet Rübezahl, den Geist des Riesengebirges. Ein Zug zum Mystischen und tiefstes Naturverbundensein, die beiden Pole seines Werkes, sind auch für den Menschen wesentlich, sie begegnen uns auch in seinen brieflichen Äußerungen. Dichten ist Carl Hauptmanns Lebenszustand: sein Leben möchte er zu einer Dichtung machen, sein Leben reagiert auf Subtilstes und setzt sich in dichterische Schaffensbereitschaft um. Er hat die Fähigkeit, zu ahnen, was kommt, zu wittern, was in der Luft liegt." Lutz Weltmann (Stett. Gen.-Anz. 34 u. a. O.).

Vgl.: Will-Erich Peuckert (Ja und Nein, Breslau, 27); Walter Meckauer (Acht-Uhr-Abendbl. 27); Oskar Walzel (Schlesw. Nachr., Nordm. 26); Hans Christoph Kaergel (Tag, Unt. 29); Johannes Reichelt (Deutsche Tageszig., Unt. 59); J. E. Poritzky (B. T. 100).

Digitized by Google

Lou Andreas-Salomé

(Zum 70. Geburtstag)

„Nicht nur die ungeheuer idealisierende und anspruchsvolle Zeit der Entwicklung weiß sie mit zarter, sicherer Hand zu schildern, auch in die Konflikte der geistig strebenden Frau, die in jenen Jahren zum erstenmal versuchte, Frau und Persönlichkeit zugleich zu sein, hat Lou Andreas-Salomé tief hineingeleuchtet. Denn Weib sein bedeutet: sich hingeben wollen; Persönlichkeit sein: sich behaupten. Schleiermachers Gebot: ‚Du sollst dir kein Ideal machen, sondern einen Mann lieben wie er ist' — was umgekehrt vom Mann der Frau gegenüber ebenso gelten muß — steht leider in allzu starkem Gegensatz zu dem natürlichen Idealisierungsbedürfnis der Liebe. In den Dichtungen: ‚Rodinka' und ‚Die Wolga' dankt sie der russischen Heimat, zu der ihr auf längeren Reisen um die Jahrhundertwende eine neue, tiefe Liebe erwachsen ist. Ihr schien das russische Volk besser, natürlicher, tiefer, menschlicher zu sein als irgendein anderes. Und selbst Tolstojs Warnung, sich doch von dem Aberglauben des russischen Osterfestes nicht bestechen zu lassen, vermag sie, ihren Gatten und den Dichter Rainer Maria Rilke nicht davon abzuhalten, die Osternacht in Moskau ‚unter der Gewalt der Kremlglocken' zu feiern. Rilke hat noch später aus Rom (1904) geschrieben, er habe nur ein einziges Mal Ostern erlebt — dort in Moskau — und das habe für sein ganzes Leben ausgereicht.

Des Dichterfreundes Rainer Maria Rilke hat Lou Andreas nach seinem frühen Tode in einem schönen Buch — einer nahezu drei Jahrzehnte währenden Freundschaft entstammend — in einer Verbindung von Erinnerungen und Briefen gedacht (1928).

Stand Friedrich Nietzsche am Beginn ihrer geistigen Produktivität, so Sigmund Freud am Ende ihrer bisherigen Entwicklung.

Seit dem Beginn des Weltkrieges etwa hat Lou Andreas-Salomé sich fast ausschließlich psychoanalytischer Forschung und Behandlung hingegeben.

Das ist das Charakteristische für Lou Andreas-Salomé: weder ihr philosophisches noch ihr künstlerisches psychoanalytisches Schaffen ist von ihrer Persönlichkeit zu trennen, wie es wohl bei anderen scheinbar ‚objektiver' schaffenden Künstlern möglich ist. Darin liegt, wenn man will, die Grenze, zugleich aber auch der einzigartige Reiz ihrer Kunst, ihres Wesens. Schon in jener Zeit, als eine große Zahl kämpfender, ringender Frauen durch mancherlei Härten, Einseitigkeiten und Fanatismen ungewollt ihrer schönen Idee Schaden zufügten, hat sie den Typus einer ausgeglichenen, geistig schaffenden weiblichen Persönlichkeit dargestellt.

Wir alle, für die am Ende das Leben selbst das höchste Kunstwerk ist, an dem wir unverdrossen, unbeirrt durch alle Hemmnisse, schaffen müssen, werden heute mit Freuden und Dankbarkeit dieser Frau und ihrer zur vollen Harmonie geklärten Persönlichkeit gedenken, in der neben der Künstlerin, der Philosophin in voller Ebenbürtigkeit die Frau, die Lebenskünstlerin steht."

Helene Stöcker (N. Zür. Ztg. 277 u. B. T. 75).

Vgl.: Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt. 37).

Wilhelm Dibelius †

„Mit dem Werk über die englische Romankunst um 1800, das mit starkem konstruktiven Sinn eine Vielfalt von Kunstelementen zusammensieht und zugleich ihre sinnvolle Entfaltung im geschichtlichen Gange verfolgt, bereitete er sich selber den Boden für das Buch, das seinem Namen zuerst weitere Bekanntschaft brachte: den Dickens (1916). Es stellt den Dichter mit seinen rückwärtigen Verbindungen gründlich und glänzend dar, bietet aber zugleich eine neue Erkenntnis und Analyse der Persönlichkeit; Dibelius selbst sah in der Herausarbeitung des phantastischen und visionären Elements in diesem Realisten seine eigenste Leistung. Daneben steht jedoch, aus eigenem Recht, das große kultur- und zeitgeschichtliche Gemälde Englands, das ein Programm bedeutete: die großen Vertreter des englischen Geisteslebens sollten immer weniger in zeit- und ortsloser Isolierung auf der Bühne des Literarhistorikers erscheinen, vielmehr durch reiche Prospekte und Kulissen Relief und Fassung bekommen. Damit zeichnet sich Dibelius den Weg zu jener Richtung, die heute, je nachdem, des Forschers und Lehrers Glück und Ungemach ist. Er erreichte sein Ziel mit dem gewaltigen Englandbuch, das seit 1923 fünf Auflagen und eine Übertragung ins Englische erzwang, auch bei den Berufensten, selbst wo sie kritisch sein mußten, reiche Anerkennung erntete, und in den Händen aller derer ist, die England studieren. Es erwuchs aber in Wahrheit aus der schmerzerfüllten Liebe des Mannes zu seinem Vaterland, das von England wirklich noch nichts wisse; aus dem Glauben, uns mit wissenschaftlicher Erkenntnis auch etwas politischen Instinkt eingeben zu können, und aus der Hoffnung, mit seiner zugleich mutigen und objektiven Stellungnahme zum fremden Volk dem eigenen zu dienen. Einsicht in das englische Volkstum läßt sich nun zwar gewiß reiner und sicherer ableiten aus Sprache und Literatur, als aus den Gebieten, die Dibelius statt dessen behandelt, doch liefert das Werk, in selbständiger Durchdenkung all dessen, was seine Quellen lehrten, auch mit seiner ganz persönlichen Haltung und Wärme etwa in den religiösen Fragen,

Digitized by Google

eben jenes Relief und jene Fassung für das, was des Philologen unausweichlicher und wahrer Gegenstand ist." R. J. (Frankf. Ztg. 110 — 1 M.).
Vgl.: W. Nge. (Germ. 28); Reißmann (Tag 25); Otto Dibelius (ebenda 28); L. L. Schücking (Leipz. N. Nachr. 29); M. (Schles. Ztg .56); Bernhard Fehr (N. Zür. Ztg. 187).

Emil Strauß

(Zum 65. Geburtstag)

„Man muß die Dichtung von Emil Strauß in sich aufnehmen wie edelste Musik: sobald sie in uns zu klingen beginnt, verstehen wir sie ganz, erleben wir sie ganz. Strauß war, als noch der dunkelste Materialismus um uns blühte, bereits ganz ein aus Musikalität Vergeistigter, der uns das Leben von Fleisch und Blut in seiner Allverbindung in seinem Herzschlag offenbart, so daß wir den Alltag dem Ewigkeitsschicksal verbunden spüren, so daß seine süddeutsche Welt sich weitet zu Gottes Schicksalsreich." Hanns Martin Elster (Köln. Ztg., Unt. 61 u. a. O.).
„Es will uns scheinen, als sei Emil Strauß, nachdem er uns fast ein Jahrzehnt lang fast außer Sicht geraten war, wieder zu uns getreten. Wir denken wieder an ihn, wir sehen und hören ihn wieder. Es liegt wahrhaftig nicht an ihm. Er hat sich uns nie entzogen, aber er hat auch unsere Augen und Ohren nie gesucht. Liegt es vielleicht noch daran, daß Deutschland aufwacht und beginnt, die großen Zusammenhänge seiner eigenen, noch unverwirklichten Vergangenheit zu sehen, und daß es unter den Lebenden Umschau hält nach solchen, die im Chaos der Zeit dies Erbe (bewußt oder unbewußt) vertreten und verwaltet und nie in einer schwachen Stunde um eigener Zeitgeltung willen verleugnet und verraten haben?" Werner Deubel (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 27).
„Des Dichters Künstlertum offenbart schon die Sprache, die sein Allerpersönlichstes ist. Sie ist sehr schwäbisch, ohne aus der Region des Allgemeindeutschen hinabzusteigen. Nie pathetisch, wird sie auch nie trocken, sondern behält stets den wohllautenden Klang, trotz der eigenwilligen Hartnäckigkeit, trotz der sachlichen Klarheit, trotz des fehlenden berauschenden Rhythmus. Scheinbar ganz prosaisch, steht Strauß' Sprache in ihrer Ursprünglichkeit der Poesie viel näher als der Glanz vieles Glänzenden. Und das schließlich nur, weil der Dichter ganz in Landschaft und Volk verwurzelt ist. Er formt nicht Probleme und Geschichten, sondern ringt um Volk und Gemeinschaft, sucht jene Einheit von Lebens- und Kunstform, die uns im letzten Jahrhundert fast verloren ging." Otto H. Brandt (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 31).
Vgl.: Arthur Friedrich Binz (Saarb. Ztg. 30); K. (Rhein-Westf. Ztg. 56 u. a. O.); Arthur Fischer-Colbrie (D. A. Z., Unt. 28. Jan. 1931).

Alfons Paquet

(Zum 50. Geburtstag)

„Hinter all dem Geistig-Problematischen, dem sich Paquet mit ganzer und inbrünstiger Hingabe widmet, allgemein ein Verkünder einer (heute noch) weltfremd anmutenden Weltbruderschaft zu sein, im besonderen eine auf Wahrhaftigkeit aufgebaute Erneuerung und innere Erhebung anzustreben auf allen Gebieten der

Alfons Paquet
Zeichnung von B. F. Dolbin

Religion, des Völkerverkehrs, der Weltanschauungen, des staatlichen Organismus, der Künste, kurzum einen neuen deutschen Idealismus, der die Menschen adelt und das Gemeinschaftsleben erhöht, hinter all dem steht ein Wesenselement von Paquet, das auch sein Werk als Ganzes durchdringt: eine durchaus romantische Grundgesinnung, ein romantisches Urgefühl, die leicht übersehen werden. Romantik liegt in dem Idealismus selbst, den er vertritt, in der Wärme des Gefühls, mit der Menschen und Dinge geschaut sind, sie ist ein Stück seiner reichen, persönlichen und weltanschaulichen Kultur. Sie steckt in seinem Weltfahrertum, in der Sehnsucht, die Wunder der Erde sich zu erschließen, im

Digitized by Google

Sinne Goethes den Geist zu bereichern und die Bildung zu vertiefen, sie liegt in der seelischen Anteilnahme am Schicksal des Menschen, sei es welcher Rasse oder Volkes. Sie liegt in seinen Friedensidealen (im Drama William Penn), in seinen Reden und Aufsätzen (Die neuen Ringe), in denen er in der Bewegung der Jugend die Zukunft der Verwirklichung seiner Ideale sieht als ‚neue Ringe' eines neuen kulturellen Wachstums. In seiner epischen Prosa (in dem Roman Kamerad Fleming oder den Erzählungen an Bord), in Dramen wie Fahnen, die den chicagoer Arbeiteraufstand von 1886 zum stofflichen Gegenstand haben, in den Schriften zur Befreiung des Proletariats als Weg zur neuen Menschheitserlösung: Bekennerisch-Revolutionäres mit einem durchaus romantischen Grundklang. (Romantik nicht der geschichtlichen Vorstellung, der Tendenz oder weichen utopischen Versponnenheit.) Und sie liegt zuletzt und nicht zum wenigsten in den Epen seiner Weltwanderung, seinen Natur- und Menschenerlebnis bindenden Reisebüchern, etwa in ‚Städte, Landschaften und ewige Bewegung', in denen die Städte nach seinen Worten die Rolle der Menschen als Träger der Schicksale übernehmen. Was aber ist die Romantik letzthin in seinem Werk? Es ist neben all seinem hellwachen Intellektualismus, seiner herben politischen und soziologischen Auffassung und Gedankenwelt, seinem leidenschaftlichen Gegenwartserleben das dichterische Element, es ist das schwebende Pathos über den meisterlich geformten Sätzen, die heimliche Musik seiner Impressionen, ein atmosphärischer Glanz über den Worten, es ist das Ahnungsvolle vom Leben hinter den Dingen und von der Rätselhaftigkeit alles Geschehens im Ablauf der Zeit. Es ist das, was über die Wirklichkeit hinausragt. Seine deutsche Innerlichkeit. Das Gold im Geslein, leuchtend, aber tief in ihm verwachsen." D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 4; vgl. ebenda 57: K. H. Ruppel „A. P. in Köln").

„Es ist keine große Kunst, mit 25 Jahren talentvoll und ein anständiger Kerl zu sein. Aber, daß einer Talent und Gesinnung über das Schwabenalter hinaus behält — das kommt schon seltener vor. Paquet hat es von jeher vermocht, unserer Zeit ehrlich in das nicht immer ehrliche Angesicht zu sehen. Er glaubt an diese Zeit und hat es unternommen, mit den Mitteln unserer Tage in Prosa und in Versen, in Reisebüchern, die Landschaften der Erde schöpferisch nachzugestalten, in Lebensbeschreibungen, Dramen und Essays Worte der Wahrheit zu sagen. Ein Scheinwerfer gleitet über das bewegte Meer unserer Welt. Und auch wenn Paquet in das Vergangene schweift, tut er es nicht als Schatzgräber und Antiquar. Der Mythos dieser letzten dreißig Jahre ist es, der ihn auf das lebendigste interessiert." (Frankf. Ztg. 68 — A.)

Vgl.: Lutz Weltmann (Dortmund. Gen.-Anz., Unt. 22 u. a. O.); Otto Doderer (D. A. Z. 39 u. a. O.); Hanns Martin Elster (N. Bad. Landesztg. 48); Alexander Baldus (Deutsche Reichsztg., Bonn, 22).

Emil Ludwig

(Zum 50. Geburtstag)

„Das Beste entsteht im Schnittpunkt vieler und reicher Talente — eines Mannes, der vom bildenden Künstler das Auge hat, vom Dichter die Eindrucksfähigkeit (nicht die Gestaltungskraft), vom Dramatiker die Leidenschaft des Dialogisierens, vom Beobachter das gewisse (trotz allem) Unbeteiligtsein, vom Kulturmenschen alles. Diese glücklichen Augen sehen und schildern die Luftschicht um Menschen und Dinge, die nächste, hautnahe. Den farbigen Abglanz.

Das alles verdient seinen Erfolg; es hat die deutsche Weltanschauung, im Sinne des Wortes, bereichert. Es hat, vermittelnd, wie er es seinem Wesen nach ist, auch so gewirkt: zum Nutzen auch Deutschlands, dessen geistige Lebendigkeit den Lesern vieler Länder in gepflegter und dabei leichter Art nahegebracht worden ist." Hermann Friedemann (Berl. Börs.-Cour. 39).

„Vor den Verwünschungen des Vaters, der den Liebenden um keinen Preis seinen Segen geben will, flieht das Paar aus Deutschland an den Lago Maggiore; in Moscia bei Askona (wohin sich damals mondäne Reisende noch nicht verirrten) hausen sie monatelang in einer uralten unwirtlichen Hütte. Niemand mochte damals ahnen, daß sich Ludwig aus eigener Kraft, gestützt nur auf den Ertrag seiner literarischen Arbeiten, hier einmal ein stattliches Besitztum errichten würde. Die Wahl des Wohnortes war ungemein glücklich; niemals hätte Ludwig in einer deutschen Großstadt so ungehemmt arbeiten können wie am stillen Gestade des südlichen Sees inmitten eines Landes, das wohl politische Gegensätze, aber nicht Selbstzerfleischung kennt.

Aus der Zurückgezogenheit Moscias wurde Ludwig im Frühjahr 1914 nach London verschlagen; als Korrespondent des ‚Berliner Tageblatts' fand er reiche Gelegenheit, England am Vorabend des Weltkriegs zu studieren. Damals tat er den ersten Schritt aus der ästhetischen Sphäre in die historisch-politische. Die Revolution überraschte ihn in Berlin; noch heute glaubt er übrigens, daß fünfhundert beherzte Offiziere am 9. November die Monarchie hätten retten können. Zwei Tage nach dem Sturz des Kaisertums sitzt Ludwig bei Maximilian Harden. Er fragt ihn, ob er nicht jetzt aus

Digitized by Google

der ‚Zukunft' eine Tageszeitung machen wolle. Aber Harden erwidert feierlich: ‚Jetzt möchte ich zunächst einmal — regieren!' Nun, dazu ist es nicht gekommen; Harden wurde vielmehr bald ein toter Mann, da ihm mit der Flucht Wilhelms II. der große Gegenspieler geraubt war. In einem der glänzendsten Abschnitte seines Erinnerungsbuches schildert Ludwig dann einen geistigen Zweikampf zwischen Harden und Rathenau, den einst intimen Freunden und nun erbitterten Widersachern. Stoff für einen Komödiendichter!

In Moscias Frieden heimgekehrt, beginnt Ludwig wieder zu lernen. Der Lehrmeister, den er sich erwählt hat, ist Goethe: ‚An diesem Strande habe ich Anker geworfen.' Aus der Jugendzeit her sind ihm seine Hauptwerke vertraut, und des Dichters Bildnisse haben ihn durch Jahre begleitet. Nun beginnt er den Reichtum aller seiner Lebensäußerungen, neben den Dichtungen auch seine naturwissenschaftlichen Schriften, seine Briefe, Tagebücher und Gespräche, zu studieren. Ohne einen Verleger zu besitzen, geht er daran, die Geschichte des Menschen Goethe darzustellen. ‚Ich hatte nie eine Biographie geschrieben, und nichts ließ mich ahnen, daß ich mir mit diesem Buch eine neue Form des Ausdrucks und daß ich gar eine Mode in Europa einleiten könnte.' Der ‚Goethe' führt Ludwig in die vorderste Reihe der deutschen Schriftsteller; unter denen, die das Werk bewundern und die dem Autor auch später ihre Hochschätzung wahren, fehlt Gustav Stresemann nicht."

Felix Hirsch (Acht-Uhr-Abendbl. 20).

Vgl.: Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt. 20); Ernst Lissauer (N. Bad. Landesztg., Kunst 54 u. a. O.); Hans Natonek (N. Leipz. Ztg. vom 24. Januar 1931).

Waldemar Bonsels

(Zum 50. Geburtstag)

„Du hauchst in Märchenpracht manch gutes Wort von dem, was die Welt trägt. Vieles davon ist über viele Sprachen ausgegossen. Es gibt keinen Kontinent, wo Du bei den Menschen keinen Widerhall fändest, und nur wenige Inseln, wo sich Dein Name nicht auf Lippen formt. Aber gezählt ist der Kreis derer, die von der Macht des Lichtes, des Sturmes und der hohen Abenteuer in Deinem leidenschaftlichen Raume aus eigenem Erleben wissen und von den entschiedenen Verflechtungen, die Du damit nach oben treibst, nach dorthin, wo heute das kursfähige Wort fehlt, weil aus der Beschaffenheit der Gegenwart die obere Seite des Lebendigen qualmt." Otto Wirz (Neue Bad. Landeszeitung 91).

„Der Kern Ihrer Wirkung, lieber Waldemar Bonsels, liegt im Magisch-Persönlichen. Der jungen Dame, dem Buchhandlungsgehilfen, dem Intellektuellen — jedem von ihnen sind Sie aus Ihrer besonderen Erkenntnis Ihrer poetisch-gedanklich-naturhaften Vielgesichtigkeit heraus weit mehr als ein Schriftsteller. Auch mehr als ein Poet. Sogar mehr als ein Führer. Ein magisch-persönliches Element spielt da mit (man könnte es fast ein erotisches nennen), wie man es immer wieder betrachtet bei der Volkstümlichkeit gewisser Souveräne, die dem Untertanen äußerlich und innerlich verwandt sind, die ihm gleichen — bis eben auf die goldenen Tressen an ihrem Rock, diese Souveräne sind die realisierte Romantik, der fleischgewordene, der erfüllte Wunschtraum des Mannes, der im Schatten steht." Robert Neumann (Schlesw. Nachr., Nordm. 44).

„Das insgeheim Vorbildliche der genialen Fünfzigjährigkeit, wie sie Waldemar Bonsels zugleich als Gnade wie als Verdienst durchs Leben begleitet, macht ohne Zweifel den größten und besten Teil von dem Geheimnis aus, mit dem das Werk dieses Dichters die Empfänglichen lockt, die Mißtrauischen überredet, die Unsicheren festigt und die Liebenden bestätigt. Und so zuletzt mühelos und wie nebenbei die Kritischen und die Kenner zum Bekenntnis der Bewunderung zwingt." Friedrich Alfred Schmid Noerr (Münch. N. Nachr. 50 und Köln. Ztg., Lit. 8).

„Wer das Wort und das Geheimnis der Form so ernst nimmt wie Bonsels, dem ist's vor allem darum zu tun: ‚den Gedanken rein zu haben.' Wo es sich um Sachen handelt, steht die Sache da, wo es um die Übergänge des Gefühls geht, lösen sich die Konturen in einem fast unstofflichen Schein. Die Haltung ist mutig, stark und froh, wild und unschuldig. Bonsels hat nicht Meinungen, er spricht ein Urteil aus. Eine Rangordnung der Geister hat er offenbar schon sehr früh erkannt und anerkannt: Unberufen — Berufen — Erwählt. Den Charme des Causeurs würde einer, von Fontane herkommend, bei ihm vermissen, aber im nächsten Augenblick erkennen: daß hier nicht gespielt wird. Auch nicht dem Ernst zuliebe. Hier ist es wirklich Ernst. Der Ernst ist Wesenheit, ist innere, geistige Wirklichkeit." Martin Lang (Stuttg. N. Tagbl. 85 u. a. O.).

„Wanderschaft ist schon das Zeichen seiner frühen Jugend. Am 21. Februar wurde er in dem holsteinischen Orte Ahrenburg als Sohn eines Arztes geboren. Die väterlichen Vorfahren stammen aus Nordfrankreich; die Mutter ist dänischer Abkunft. In dem siebzehnjährigen Gymnasiasten treibt die Unrast, gährt das geheime Fragen des Blutstroms. Er löst sich ab; er bricht aus. Diese Handlung ist symbolisch. Sie läßt die Artung der Seele erkennen, die ihren höhren Ursprung, die Stätte ihrer Herkunft sucht. So durchpilgert er, an offenen Türen die Hand hinstreckend, ein Streiter, ein Fecht-

Digitized by Google

bruder, Deutschland, Europa, Ägypten, Indien und Ceylon. Bonsels ist ein Kundschafter nach dem göttlichen Ursprung des Lebens und der ewigen Verbundenheiten. Was er sich auf den Straßen erwandern will, ist das Bewußtsein Gottes und die Schönheit der Welt" —er —er (D. A. Z. 86).

Vgl.: Gustav Herrmann (Leipz. N. Nachr. 52); Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg. 87); von Schirmeister (Schles. Ztg., Unt. 95); Acht-Uhr-Abendbl. 44; Arb.-Ztg. 52, Wien; Hanns Martin Elster (Kass. N. N., Lit. 44); Eugen Moecke (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 93); Eisela Berger (N. Fr. Presse, Wien 23866); St. F. (Zwickauer Tagebl. 22/II. 31); N. Wien. Journ. 13381.

*

Zur deutschen Literatur

„Klopstock in Lyngby." Von t. (Deutsche Tageszig. 63).

„Goethes Erbe und Erben." Von Alfred Apsler (Arb.-Ztg., Wien, 30).

„Zwei unbekannte Briefe Achim von Arnims." Von Johannes Werner (Leipz. N. Nachr. 43).

„Auch ein Faust-Dichter" [Klingemann]. Von C. K. (Bund, Bern, 39).

„Zum Lebensbild Johanna Kinkels." Von Paul Kaufmann (Köln. Ztg. 58).

„Die Platen-Festrede Thomas Manns." Von Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 42).

„Scheffels ‚Irene von Spilimberg'." Von Wilhelm Zentner (N. Bad. Landesztg. 50).

„Adalbert Stifter, Landschaftsmaler." Von Robert Braun (D. A. Z. 81).

„Die Mignon Richard Wagners. Ein vergessener Gedichtzyklus von Mathilde Wesendonk." Von Hans Kuznitzky (D. A. Z., Unt. 53).

„Nietzsches Werke bei Reclam. Eine neue Sammlung von Selbstzeugnissen." Von R. B. (Deutsche Ztg., Bücherw. 40.

„Jakob Burckhardt." Von Ernst Laslowski (Köln. Volksztg., Lit. 90):

„Wenn wir heute, nach den Erlebnissen des letzten Jahrzehnts, Burckhardts Bücher lesen, dann spüren wir deutlich jene intuitive Kraft des Schauens und Zusammenschauens, die das Kennzeichen des echten Historikers ist. Denn der wahrhaft große Historiker führt uns nicht nur bis an die äußere Fassade der Tatsachen, sondern er läßt uns auch einen Blick hinter die Realitäten des geschichtlichen Seins tun. Er vermittelt uns wenigstens eine Ahnung von jenen unwägbaren Kräften und geheimnisvollen Gesetzen, die das Weltgeschehen durchwalten.

Freilich gelangt man nur von dem sicheren Boden einer metaphysischen Weltanschauung zu diesen Erkenntnissen. Auch Burckhardt hätte uns nicht so tiefe geschichtsphilosophische Einsichten vermitteln können, wenn nicht sein Weltbild die entscheidende Formung vom Christentum her empfangen hätte. Nimmt man dazu die Universalität seiner Bildung, seinen durch keine Ismen verengte Blickweite, eine ungewöhnlich hohe seelische Kultur und ein überaus feines Gefühl für ethische Qualitäten, so wird man begreifen, warum gerade in dieser Zeit der inneren Verwirrung und Ratlosigkeit die Zahl der Burckhardtverehrer von Jahr zu Jahr wächst!"

„Wiederentdeckung Wilhelm Holzamers." Von Karl Hetterich (Magdeb. Tageszig. 3).

„Kai von Kügelgen: Licht und Liebe. Der lyrische Nachlaß eines Arztes." Von Rudolf Paulsen (Deutsche Ztg., Bücherw. 28).

„Wilhelm von Polenz." Von Walter Loose (Nachr. f. Naunhof, 13):

„Polenz hatte eine im ganzen ähnliche Entwicklung wie sein Rittmeister Moritz von Egidy, unter dem er gedient hatte, durchgemacht, und als die Erlebnisse und Kämpfe weit genug hinter ihm lagen, kam der Roman ‚Der Pfarrer von Breitendorf' als Niederschlag seiner Entwicklung heraus, ein Werk, das zugleich Entwicklungs-, Standes- und Heimatsroman ist. Bei der Beurteilung und der Absicht des Dichters der in seiner Gottanschauung an Jeremias Gotthelf erinnert, muß man berücksichtigen, daß wir nicht mehr 1890, sondern 1931 schreiben. Die Hauptwirkung des Romans ‚Der Büttnerbauer', der gleich zu Anfang von Leo Tolstoj als keine rein literarische, sondern als eine aus dem Leben erwachsende begrüßt wurde, scheint jetzt überhaupt erst einzusetzen. Gerade jetzt erkennt man, wie wahr und deutlich Polenz schon in den neunziger Jahren sah."

—, —. Von L. St. (Hamb. Fr. Bl. 13).

—, —. (Mannh. Tagebl. 13.)

„Ein weiblicher St. Franziskus [Agnes Günther]." Von Paul Feldkeller (Stuttg. N. Tagbl. 78).

„Dem Sänger der Stille" [Gustav Falke]. Von Paul Wittko (Hamb. Korresp. 8. 2. 31).

„Hofmannsthals letztes Werk und sein Vorbild" [Jakob Bidermanns ‚Cenodoxus']." (Münch. N. Nachr. 21.)

„Ulrich Rauscher †." (Frankf. Ztg. 9 — A.):

„Ulrich Rauscher machte in seinen jungen Jahren Verse, schrieb Novellen und Feuilletons, konnte prachtvoll schwärmen, wenn ihm ein schönes Gedicht unter die Augen geriet. Damals, vor dem Kriege, ließ er sich nicht träumen, daß es einmal seine Arbeit sein werde, mit den Polen die harten Paragraphen von Handelsverträgen durchzufechten und mit ihnen über die Rechte der Minderheiten zu ringen. Der Krieg dämpfte ihn nicht so, daß er nicht einen Einfall, den einer von uns ihm bei einem Besuch auf der Redaktion zuwarf (es war gegen Kriegsende), leidenschaftlich aufgegriffen hätte. Der Einfall: ‚Rauscher, wenn der Friede geschlossen sein wird, liegt für Sie eine Aufgabe bereit, groß und würdig genug, ein Leben auszufüllen: die Aufgabe, einen Weltbund der Frauen gegen den Krieg zu gründen und ihm das Gewicht einer internationalen Macht zu geben.' Rauscher wandte sich heftig zum Sprecher, dann träumte er einen Augenblick zum Fenster hinaus und hatte sich in den nächsten Sekunden mit dem Gedanken so angefüllt, als habe er ihn seit langem gehegt. Feuer und Flamme war er. Gespräch prasselte los: Die Frauen sind die eigentlichen Verlustträger der Kriege. Die Toten leiden nicht mehr, aber die Mütter, die Töchter, die Bräute leiden. Die stehen mit leeren Händen und tragen einen Schmerz durchs Leben. Ihnen zuerst muß der Krieg als ein Wahnsinn erscheinen, ihnen, die Söhne in Wonne empfangen und in Schmerzen geboren haben, ihnen allen, die um einen Geliebten, Mann, Bruder, Verlobten trauern, ihnen allen, die daheim Sorge trugen, daß ein geliebter Mensch sich nicht erkältete, die gesunde Männer hergaben, Männer vor der Erfüllung, vor der Mittagshöhe und nun einen Totenschein unter den Augen haben und die Gewißheit: Unwiederbringlich. Haben Sie nicht schon Frauen gesehen, die auf einen Vermißtenschein starrten und dann in die Luft fragten: ‚Für was?' Die Frauen sind die Hälfte der Menschheit. Wenn die Frauen aller Länder sich zu einem Bunde gegen das Gemetzel zusammenschließen, so wird kein Krieg mehr sein. Wenn es gelänge, durch Wort und Schrift, durch Vorträge, Agitation und Organisation, durch eine unablässige Arbeit die Frauen der Welt zu einer Schwesternschaft zusammenzuschließen mit dem einzigen Programmpunkt: Gegen den Krieg!, so wird nie mehr ein Krieg ent-

Digitized by Google

facht werden können. Dieser Bund müßte eine Gewalt gewinnen, an der sich alle Staatsmänner, Rüstungsinteressenten, Hetzer und Rauschverblendete die Köpfe einrennen. Nach dem Grauen dieser Jahre ein solcher Bund: und der letzte Krieg wäre gewesen und der letzte hätte einen Sinn gehabt. So und so ähnlich ging das Gespräch. Rauscher wurde heiß. Er wußte, er hatte die Feder für den Plan, das harte und doch geschmeidige Wort, die Rücksichtslosigkeit für die Darstellung der grausamen Tatsachen und die Wärme, die erfüllt und aufreißt, er brannte für den Gedanken ... Es ist nichts daraus geworden. Es wird gute und hingebungsvolle Arbeit geleistet, Kongresse werden abgehalten und Zeitschriften gemacht. Aber der ungeheure Schwung ist nicht dahinter. Richtig angefacht und hochgeführt, müßte die internationale Frauenbewegung gegen den Krieg heute schon die unwiderstehliche Macht geworden sein, die Rauscher mit Hunderten von Millionen Frauengenossinnen zusammenballen wollte."

„Heinrich Stickelberger †." Von O. von G. (Bund, Bern, 43).

„Gedenken an Max Pirker." Von Franz Theodor Csokor (Münch. N. Nachr. 23):

„Der ersten Freude der Kinder galt seine heißeste Liebe: dem Hanswurstheater. Im uralten Mimus, der das Leben in wenige Typen teilt, in der Stegreifkomödie, sah er ein ewig gültiges Gleichnis. Das Leben ist aber gefährlicher gewesen, und die komische Maske, mit der er spielte, ist in seinen Händen zur tragischen geworden. Sein Spiel war besessen von jenem ernsthaften Fanatismus, den so nur Kinder haben. Als er schon vor dem Kriege die Ursprünge der österreichischen Komödie zum Ziel seiner Forschertätigkeit machte, lag fast nichts darin vor. Mit schier unglaublichem Fleiß, der sich keine Rast gönnte, begann er erst mit der Herausgabe eines der wichtigsten Quellenwerke der süddeutschen Theaterkultur, den dem barocken Stegreifkomödianten Kurz-Bernardon zugeschriebenen ‚Teutschen Arien', in denen die Keimzelle der österreichischen Bühne und ihrer Dichter und Musiker bis zur ‚Zauberflöte', zu Raimund und zu Nestroy liegt. Eine Geschichte der süddeutschen Komödie sollte folgen, die Einflüsse des italienischen Intermezzos, Molières und Goldonis festgelegt werden. Niemand schien für solche Arbeit berufener als er. Aber es kam nicht mehr dazu. Die Schutzlosigkeit des geistigen Menschen leistete einer seelischen Panik Vorschub, die ihn vernichtete."

—, —. Von Kurt Lachmann (Frankf. Ztg. 61 — A.).

—, —. Von Josef Gregor (N. Zür. Ztg. 122).

—, —. Von Josef Friedrich Perkonig (D. A. Z. 36).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Über Stefan George." Von Fritz Cronheim (Basl. Lit.23).

„Zum Schaffen Friedrich Grieses." Von Glinsti (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 2).

„E. G. Kolbenheyers Werk." Von Caput (N. Bad. Landesztg. 52).

„Ernst Penzoldt und sein Schaffen." Von Erich Dürr (N. Bad. Landesztg. 65).

„Von Tagger zu Bruckner." Von Fritz Walter (Berl. Tageblatt 62).

„Theodor Taggers früheste Schrift aus dem Jahre 1915, ist essayistischer Natur: ein sozialkritisch, volkswirtschaftlich und ethisch gestütztes Bekenntnis zur nationalen Idee und zum Kriege. Sie hält die Verschwendung von Menschen- und Sachopfern in der Situation von 1914 für ökonomischer als die Sparsamkeit durch Aufstaplung von Reichtümern im Frieden, sie glaubt an eine Kantische ‚Mission der Tugend' der deutschen und österreichischen Soldaten auf feindlichem Boden und sie bezeichnet als dringendste, nach dem Krieg erfüllbare Forderung des neuen Friedens: die Abschaffung des Hungers und der Arbeitslosigkeit. Also ein Problem, das uns brennender angeht, als es 1915 irgend jemand ahnen konnte. Wie es allerdings zu lösen ist, das weiß auch Tagger nicht anzugeben, nicht einmal unter den optimistischen Voraussetzungen, unter denen er die Frage damals noch betrachten konnte. Der durchaus utopische Charakter seiner Schrift kündigt sich schon in ihrem Titel an: ‚Von der Verheißung des Krieges und den Forderungen des Friedens. Morgenröte der Sozialität.' ...

Wie Tagger am Schluß seiner utopischen Schrift den Plan eines platonischen Staates entwirft, in dem das Primat des Geistigen herrscht, so bezieht sich in ‚Elisabeth von England' Bacon auf Platon, ‚der die Regierung eines Landes in den Händen von Forschern der Wirklichkeit sehen will ...' Gewiß, Tagger identifiziert sich nicht mehr mit den Ideen Bacons, die einmal auch die seinen waren. Im Gegenteil, der Krieg, den er damals für eine ‚Kraft, Reichtümer zu schaffen' erklärte, wird nun von Elisabeth selber als ein ‚unsinniges Geschäft' bezeichnet. Diese Gegenüberstellung darf man nicht mißverstehen. Es soll nicht eine Meinung gegen die andere ausgespielt und ihre Änderung dem Autor vorgeworfen werden. Revision von Anschauungen auf Grund besserer Einsicht ist das selbstverständliche Recht jedes Menschen."

„Robert Walter als Erzähler." Von Ernst Sander (D. A. Z. 69).

„Jenny Wibmer-Pedit", eine neue Volksschriftstellerin aus Tirol." Von A. Dörrer (Tirol. Anz. 36).

„E. von Handel-Mazzetti an den Landeshauptmann von Tirol." (Tirol. Anz. v. 2. 2. 31.)

„Freundliche Stunde mit Ricarda Huch." Von Wilhelm von Schramm (Münch. N. Nachr. 34).

„Gespräch mit Ina Seidel." Von Flix (Münch. N. Nachr., Frauenztg. 23).

„Ernst Wachler zum 60. Geburtstag." Von Kurt Hoßel (Schles. Ztg., Unt. 89).

„Julius Wahles 70. Geburtstag." Von Julius Petersen (Voss. Ztg., Unt. 36).

*

„Ernst Barlach, der Dramatiker." Von Ferdinand Junghans (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 3).

„Ein Berliner liest Billinger." Von Alois M. Nagler (D. A. Z., Unt. 69).

„Erich Kästner, ein Dichter dieser Zeit." Von e. f. (Arb.-Ztg., Wien, 11):

„Das Positive: Mut zum phrasenlosen Bekenntnis. Haß und Verachtung gegen die Bürgerwelt. Brudergemeinschaft mit allen Namenlosen. Und das ist mehr als aller wohlfeile Idealismus. Und darum ist Erich Kästner ein großer Dichter dieser Zeit."

—, —. Von Alex Manfred (Dortmund. Gen. Anz. 348):

„Jeder kann die Verse verstehen und erfühlen, weil sie in ihrer beispiellosen Einfachheit und Natürlichkeit jeden berühren. Kästner hat die abgeleierten Wendungen benutzt, aber dadurch, daß er diese Wendungen in neue, andersartige, oft paradoxe Beziehungen zueinander setzt, die verblüffen, mitreißen und erstaunend und beglückend Kopfschütteln hervorrufen, dadurch hat er der Sprache einen neuen, konkreten, sprachpoetischen Sinn gegeben."

„Die Gedichte von Anton Wildgans." Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 31).

*

„Die Spitzhacke. Kleine Variation zu Gerhart Hauptmanns neuem Werk." Von Hanns Johst (Münch. N. Nachr. 27):

„Das Dichterische ist immer am schönsten, wenn es selbstverständlich und natürlich aus einem ganz einfachen Erlebnis heraus wächst, wenn es nichts zu bedenken gibt und nichts

Digitized by Google

zu umgehen, kurz, wenn ein Stück Schrifttum aus einer lebendigen Gelegenheit heraus entsteht und nicht mehr und nicht weniger sein will als diese erlebte Gelegenheit.
Nichts Gequältes, nichts Gewolltes stellt sich dann zwischen das Geschehen und seine Darstellung, keine Stilprobleme verwirren den klaren Ablauf der Erzählung. Der Dichter als Wichtigmacher ist ausgeschaltet, die Sache, das Ereignis selbst hat das Wort. Und dieses Wort ist ein möglichst geräuschloser, gewissenhafter Diener und treuer Vermittler.
Da sitzt etwa Gerhart Hauptmann auf Hiddensee und läßt sich von der sommerlichen Sonne seelische Schatten aus dem Blutlauf jagen, bekommt Post und darunter einen Brief von der Direktion des Badeo Salzbrunn. Dieser Brief bringt die Mitteilung, daß das Hotel ‚Zur Krone' der Spitzhacke zum Opfer fällt.
Dieses Hotel ‚Zur Krone' ist Gerhart Hauptmanns Vaterhaus.
Was ist natürlicher und selbstverständlicher als daß Gerhart Hauptmann Sonne Sonne und Sommer Sommer sein läßt und in das Haus flieht, dessen Wirklichkeit auf Abbruch verkauft wurde, dessen Mauerwerk abgetragen werden soll?"

—, —. Von Adalbert Schmidt (Sudetendeutsche Tageszig. 23).

„Kleine Liebe zu Amerika" [Manfred Hausmann]. Von Hugo Marti (Bund 39, Bern):

„Ein unbefangenes und unvoreingenommenes Auge sieht Amerika — und es spiegelt sich ungeschminkt und unverzerrt in diesem klaren, offenen Auge. Seien es die großen Städte mit ihrem Gewühl von Menschen und Maschinen oder die weltferne Niederlassung auf dem flachen Lande: immer spürt ein darauf geeichtes Menschenkennerherz das Schicksalhafte hinter allem Geschehen, und ein Reisebericht wird unversehens zu einem spannenden Roman von seelischen Abenteuern — sogar in diesem verschrieenen Amerika."

„Das klingende Gift" [Robert Hohlbaum]. Von Karl Hans Strobl (Graz. Tagesſp. 13. 1. 31).

—, —. Von Hamel (D. A. Z., Unt. v. 28. 1. 31).

„Die große Sache" [Heinrich Mann]. Von Fritz Rosenfeld (Arb.-Ztg. 48, Wien).

„Robert Musils ‚Mann ohne Eigenschaften'." Von Bernard Guillemin (Prag. Pr., Dichtung 4).

„Der Spießer, die Tugend und der Krieg." [Arnold Ulitz: Worbs.] Von Fritz Rosenfeld (Arb.-Ztg. 34, Wien):

„Mit unbarmherziger Spießersatire hat Arnold Ulitz diesen bissig ironischen, aber auch von ernstem, pazifistischem Geist erfüllten blutig-heiteren Roman geschrieben. Die großartige Karikatur des deutschen philisterhaften Sittlichkeitsfanatikers hat zum Hintergrund eine nicht weniger großartige Schilderung der vernichtenden sexuellen Not im Kriege. Das Gewitter der Wollust in der von Soldaten und Huren überfluteten Etappenstadt malt Ulitz in brennenden Farben. Den Charakter seines armseligen Helden wandelt er von allen Seiten ab, bis ein vollkommenes Bild des deutschen Spießers und seiner hysterischen Angst vor allem bluthaften, fesselosen Leben, vor aller gesunden Sinnlichkeit vor uns ersteht. Worbs setzt die Linie der Bürgersatiren Sternheims und Heinrich Manns fort; auf den satten und selbstbewußten Spießer der Vorkriegsjahre folgt der aufgeregte aus der Bahn geworfene Philister des Weltkrieges."

*

„Erneuertes Weltbild" [Rudolf Kaßner: „Das physiognomische Weltbild"]. Von Lutz Weltmann (Acht-Uhr-Abendblatt 24):

„Durch Kaßners ‚all-einige' physiognomische Schau geht nicht der Riß zwischen der tierischen Natur des Menschen und seiner göttlichen. Und diese Gabe befähigt ihn, aus beiläufigen Traktaten ein Lehrgebäude aufzurichten, in dem er Spenglers Kulturphilosophie problemerfassend den rechten Platz anweist, in dem er religionsphilosophische Erleuchtung gibt, wenn er Buddha und Christus gegenüberstellt, in dem er produktive Literaturwissenschaft treibt, wenn er aus dem deutschen Gesicht die Neigung deutscher Dichter zum Ich-Roman abliest. Die universitas literarum wird von einem Spezialgebiet aus neu erschlossen."

—, —. Von Konrad Weiß (Münch. N. Nachr. 28).

„Keyserling über Europa und Amerika." Von bth (N. Zür. Ztg. 48):

„Die neue Form des Geistes ist ein universales Verstehen. Nach den Zeitaltern des Glaubens und Idealisierens kommt das Zeitalter des Verstehens. Schöpferisch tätig ist immer nur die Persönlichkeit. Ihre Verantwortung wächst in einer Zeit, in der eine gleichförmige passive Masse der Führung bedarf. Die Schöpferkraft zu bewahren und wirken zu lassen, ist die Aufgabe des alten individualistischen Europa."

„Deutsche Rede Hermann Stehrs." Von Peter Hamecher. (D. A. Z., Unt. 28. Jan. 31):

„Es ist ein neuer Gottesstaat, den Stehr so gründen will und doch ein Staat deutschester Wirklichkeit. Seine Worte sind groß und stark vom Gefühl echter, volkhafter Würde."

„Das erste Prosabuch von Karl Wolfskehl." Von K. H. Ruppel (Köln. Ztg., Lit. 4):

„Karl Wolfskehl, mit seiner enzyklopädischen Begabung auch im 18. Jahrhundert wurzelnd, hat diese eigentliche Kunstform des Dirhuitième mit wunderbar reichem Gehalt für die Gegenwart bewahrt. Man möchte aufs innigste wünschen, daß dieses mit Gelehrsamkeit und Liebe mit Verantwortung und Anmut geschriebene Buch für Karl Wolfskehl dieselbe Wirkung haben möge wie das Universitätslehramt für seine Freunde aus dem George-Kreis: daß es ein Lehr- und Lesebuch werde und Schüler schaffe, junge Menschen, die diesem Lehrer und Künder in Liebe und Dankbarkeit lauschen."

„Die Heilung durch den Geist" [Stefan Zweig]. Von Peter Flamm (Berl. Tagebl. 50):

„Es ist wohl kein Zufall, daß Zweig gerade dies Buch Albert Einstein gewidmet hat. Gerade die Weite der Sicht ist es, auf die es ankommt in einer Zeit immer engerer Verkrustung: unter solchem Winkel muß die Figur Sigmund Freuds und die gerade völlig nüchtern und illusionslos arbeitende Psychoanalyse parador eine Darstellung beschließen, die positive Kraft und Einfluß des Seelischen in scheinbar unerklärlichem Dunkel der Wirkung den klaren rationalen Methoden der bisherigen Naturwissenschaft gegenüberstellt. Aber hier liegt eben der Fall so, daß die Linie zurückschwingt, gewiß ist mit Laboratoriumsgerät nicht an das Seelische heranzukommen, aber es ist hier das erste große wissenschaftliche System, das den weit geglückten Versuch gemacht hat, in einer Weise das Dunkel zu klären, die gerade den dichterischen Menschen, den Arbeiter im Halbdunkel seelischer Gespinstforschung zu einem hundertprozentigen Verteidiger, Darsteller und Biographen dieser Lehre klarreizen mußte. So ist dies neue Buch Stefan Zweigs eine glänzend geschriebene, spannende Darstellung der seelischen Heilkräfte, die rückhaltlose Bejahung ihrer Heilwirkung — und zugleich ein Preislied dreier Persönlichkeiten, die diese Kräfte an sich und ihrer Umwelt in seltener Fruchtbarkeit bewiesen."

—, —. Von Leonhard Adelt (N. Bad. Landesztg., Kunst 71).

*

Zur ausländischen Literatur

„Vergil, der Seher." Von Ernst Kamnitzer (Germ., Ufer 1).

„Ein großer Empörer. Zum 500. Geburtstage François Villons." Von K. L. Reiner (Prag. Pr. 45).

„Abschiedsgespräch mit Giraudoux." Von S. K. (Berl. Börs.-Cour. 72).

„Henri de Régnier." Von Georg Schaeffner (Bund, Kl. Bund 7, Bern).

Digitized by Google

„Mystik und Poesie" [Henri Bremond]. Von Hans Harder (Deutsch. Vollsbl., Stuttgart, D. fr. Künste 23).

„Paul Reboux." (N. Zür. Ztg. 194.)

„Ist Gott Franzose?" [Germain Bazins Antwort an Sieburg.] Von Konrad Ott (N. Bad. Landesztg., Kunst 54).

„Französische Kultur bei Curtius." Von Hans Mangold (Stuttg. N. Tagbl. 58):

„Die umfassendste und gründlichste Einführung in Frankreichs Kulturwelt ... Der französische Zivilisationsgedanke umspannt einen Bereich, der sich vom rein Geistigen bis zum Technischen und Materiellen erstreckt. Literatur und Gastronomie sind gleichermaßen kulturelle Güter. Zivilisation bedeutet Tradition und Evolution zugleich."

„Deutsch-Französisches [Neue französ. Erzähler. Herausgegeben von Berteaux und Kesten. Von Lutz Weltmann (Berl. Tagebl. 57):

„Frankreich und Deutschland haben anscheinend die Rollen vertauscht. Und so melden sich doch Unterschiede schon beim Unterhaltungsroman. Roger du Gard bleibt bei seiner Verstrickung zwischen Bruder und Schwester fast ganz im Sozialen haften, Leonhard Frank versucht noch in einem so schwachen Buch wie ‚Bruder und Schwester' in Mythisch-Zwingendes vorzustoßen. Weiter: Deutschland entdeckt sich Soziologie und Politik im wesentlichen für den Unterhaltungsroman. Der französische Roman, seit seiner Geburtsstunde gesellschaftlich orientiert, hält sich in seinen jüngsten Vertretern von den neuen Eroberungen des deutschen Unterhaltungsromans frei — und entfernt sich vom Unterhaltungsroman. Die Green, die Jouhandeau, die Crevel sind der ‚offiziellen' Literatur abgewandt, schaffen keine gängigen Romane. Ihre Errungenschaften zerschlagen die Tradition."

*

„Felix Timmermans als Maler." Von Karl Jacobs (D. A. Z., Unt. 65).

„Zweimal Ameisen" [Maeterlinck u. H. H. Ewers]. Von Hans Schlieper (Voss. Ztg., Lit. 5).

„Nicolaus Welter." Von N. D. (Luxemburger Woche 2.1.31).

„Der Überwirkliche" [Hendrik von Loon]. Von Mechtilde Lichnowsky (Berl. Tagebl. 58).

„Sören Kierkegaard." Von Käte Grunewald (Geraer Ztg., Bücherfreund 2).

„Georg Brandes." Von Herbert Eulenberg (Köln. Ztg. 73).

*

„Upton Sinclair: Das Geld schreibt." Von J. Epstein (Rote Fahne, Lit. Rundsch. 8).

„N. S. Leskoff" (Prag. Pr. 35).

„Larissa Reißner." Von Karl Radek (Berl. a. Morg. 34).

„Kosaken reiten in die Weltgeschichte." [Michael Scholochow: Der stille Don.] Von S. Kracauer (Frankf. Ztg., Lit. v. 25. 1. 31).

„Rußland in neuen Romanen." Von Karl H. Meyer (Köln. Ztg., Lit. 6).

*

„Von griechischen Dingen." Von Fritz Rosenfeld (Arb.-Ztg. Wien 34).

*

„Jung-Ungarn." Von Gyula Hay (Voss. Ztg., Unt. 28).

„Ein chinesischer Roman" [Kin Ping Meh]. Von Lutz Weltmann (Berl. Tagebl., Lit. Rundsch. 78):

„Wie wir im ‚Kreidekreis' dem salomonischen Urteil begegnen, so finden wir hier das Bibelmotiv von Joseph und Potiphar. In der Form erinnert es an den Realroman der Antike, an Petronius. Hier wie dort eingestreute Couplets, Spruchweisheit, die auf mündliche Überlieferung oder gar auf theatralische Darbietungen zurückgeht. Im „Kin Ping Meh' erscheinen am Schlußkapitel noch einmal die Geister derer, die im Lauf des Geschehens mit Tod abgegangen sind, Darstellern gleich, die sich nach Schluß des Spiels noch einmal zeigen ... Das ‚Kin Ping Meh' korrigiert unsere Vorstellung des chinesischen Schrifttums, dessen realistische Epik so gar nichts von der porzellanenen Zierlichkeit chinesischer Lyrik hat; es ist ein Sittenbild, treuer als Marco Polos kulturgeschichtliche Reiseberichte, und an dichterischem Wert gibt es den schönsten Liebesnovellen der Landsleute dieses Italieners nichts nach."

*

Allgemeines

„Die Jungfrau von Orleans in der Dichtung." Von Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wiss. 4).

„Westschweizerische Chronik." Von Charly Clerc (N. Zür. Ztg. 238).

„Südtiroler Schrifttum und nordtiroler Verlagstätigkeit." Von Anton Dörrer (Augsb. Postztg., Lit. Beil. 53).

„Bild und Gesetz (Karl Wolfskehl)." Von Friedrich Gundolf (Berl. Tagebl. 74).

„Die Epenfrage und unsere Nibelungen." Von Andreas Heusler (Münchn. N. Nachr. 24/25).

„Glosse zum Leben und Lesen." Von Georg Hermann (Voss. Ztg., Unt. Bl. 23).

„Jahrgang 1903—1909 bekennt (Der Vorstoß der Jugend)." Von Walther von Hollander (Voss. Ztg., Unt. Bl. 29).

„Der Literat." Von Arthur Kahane (Berl. Börs.-Cour. 69).

„Volkslied und volkstümliches Lied." Von Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg., Luginsland 6).

„Politische Dichtung im Altertum." Von J. Miller (Staats-Anz. f. Württ., Bes. Beil. 1).

„Zwei Literaturgeschichten: Wiegler und Eloesser." Von Heinrich Reinhardt (N. Zür. Ztg. 238).

„Jahrgang 1909 und Jahrgang 1910." Von Wilhelm Russo (Köln. Ztg. 67).

„Soziale Dichtung (Bauer, Stimme aus dem Leunawerk)." Von F. H. Schwank-Telfan (Kassl. N. Nachr. 30).

„‚Sekt'." Noten zur mondänen Literatur. Von Friedrich Sieburg (Frankf. Ztg., Lit. 5).

„Impressionismus, Hofmannsthal, Stefan George." Von Oskar Walzel (Köln. Volksztg. 81).

„Neue Jugend und neue Dichtung." Von Paul Wittko (Württ. Ztg., Schwabenspiegel 5).

*

„Sektion für Dichtkunst." Von Heinrich Mann (Voss. Ztg., Unt. Bl. 39).

„Pariser Platz 4." Von Heinrich Mann (Frankf. Ztg., Abbl. 121).

„Bilanz der ‚Dichterakademie'." Von Alfred Döblin (Voss. Ztg., Unt. Bl. 21).

„Wider die Literatenakademie. Zu Alfred Döblins ‚Bilanz der Dichterakademie'." Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs. Ztg., Kunst 23).

„Was wird aus der Dichterakademie?" Von Oscar Mysing (Köln. Ztg. 61).

„Die Dichterakademie." Von Bernhard Guttmann (Frankf. Ztg., Abbl. 99).

„Um den guten Ruf der Dichter. Hat die Sektion der Akademie noch Sinn?" Von Leo Weismantel (Germ. 39).

„Um den Sinn der Dichter-Akademie." Von W—r (Berl. Börs. Ztg., Kunst 41).

„Der Dichterpräsident plaudert." Vin Fr. Dremel (N. Pr. Kreuzztg. 48).

„Herr Heinrich Mann stellt sich vor!" Von f. g. (Deutsche Ztg. 24a).

Digitized by Google

Echo der Zeitschriften

Die Links-Kurve. III, 2. (Berlin.) Die Redaktion fragt nach dem Wesen der proletarischen Literatur und antwortet:

„Die proletarische Literatur, die im Gegensatz zur bürgerlichen den Prozeß des künstlerischen Schaffens nicht für ein unergründliches Geheimnis hält, sondern durch Aufdeckung der gesellschaftlichen Beziehungen des Schaffens ihm den Schleier des Geheimnisses abreißt, fordert von den Mitgliedern die bewußte Aneignung, die Philosophie des dialektischen Materialismus und ihre Anwendung bei der Eroberung und Gestaltung des Stoffes. Lernen, lernen, und noch einmal lernen ist deshalb die erste Aufgabe jedes proletarischen Dichters und Schriftstellers.

Wie die ganze proletarische Kultur, so tritt auch die proletarische Literatur nicht plötzlich in Erscheinung, ‚ist keine Erfindung von Leuten, die sich als Spezialisten für proletarische Literatur ausgeben', sondern ‚muß eine gesetzmäßige Weiterentwicklung des Vorrats an Wissen sein, den die Menschheit unter dem Joch der Kapitalisten, Gutsbesitzer und Beamten angesammelt hat', wie Lenin sagt. Der proletarische Schriftsteller muß das Erbe kennen, das die kapitalistische Literatur hinterlassen hat. Aber das Proletariat betrachtet dieses Erbe mit seinen Augen, auf andere Weise, als es die bürgerliche Literaturwissenschaft tut. Es wird all jenen Werken der bisherigen Literatur besondere Aufmerksamkeit schenken, und von ihnen besonders lernen, bei denen materialistische und dialektische Elemente der Weltbetrachtung zugrunde lagen. Das Proletariat nimmt eine Neuordnung der ganzen Literaturgeschichte vor, indem es ihren verschiedenen ‚— ismen', die zwei großen Strömungen gegenüberstellt, die auch in der Philosophie miteinander kämpfen: Materialismus und Idealismus.

Gestützt auf dieses Erbe, und die neue Wirklichkeit mit den Mitteln der materialistischen Dialektik erobernd, wächst so die proletarische Literatur. Aber sie ist kein starrer Begriff, sondern eine konkrete historische Kategorie, die sich wandelt, wie das Proletariat als Klasse selbst und mit diesem, sich selbst immer aufs neue negierend und überwindend, fortschreitet."

Der Vorstoß. I, 4. (Berlin.) Heinz Dietrich Kenter legt in Hinblick auf die deutsche Theaterkrise persönliches Bekenntnis ab:

„Ich glaube an ein Theater der Arbeit. Wo weder das literarische Bonmot noch der zu jeder Zeit und Stunde schlagkräftig wirksame Esprit (an sich höchst schätzenswerte Eigenschaften) den Ausschlag geben. Wo wesentliche Dinge wieder den Ausschlag geben, Dinge einer höheren Vernunft, unbenennbare Dinge einer von Körper und Geist gleichmäßig ausgehenden Witterung, Dinge ohne pathetischen Aufwand, unmittelbar packend durch die Gradheit, Reinheit und Kraft ihres Ausdrucks, Dinge, die von der Erde her alles durchströmen und die Überheblichkeit des Kopfes nicht etwa zerstören! Nein: als unwirksam außer Betracht lassen!

Und dann wird es sich zeigen, ob die großartige Vorarbeit, die das Theater in einer dichterlosen Zeit geleistet hat, standhält. Der Theatermensch von heute hat es leicht, groß zu werden, denn sein Weg geht nicht über die Auseinandersetzung mit wesentlichen Dingen. Diese Auseinandersetzung fängt erst an. Sie rückt schon näher. Und was heute Krise genannt wird, heißt morgen:

Der Kampf des Theaters um seine Behauptung als Element der Kunst beginnt!

Es ist keine Zeit, auf neue Schlagworte zu warten. Wer unter Schlagworten aufgewachsen, stirbt gerade jetzt — erschlagen vom eigenen Schlagwort! Einen Augenblick Stille — horcht auf die Wachsenden."

Neue Schweizer Rundschau. XXIV, 2. (Zürich.) Max Rychner schreibt in Anschluß und Widerlegung von B. von Brentanos „Kapitalismus und schöne Literatur" einen wichtigen programmatischen Aufsatz, den er dahin ausklingen läßt:

„Es fällt mir nicht ein, die Bedeutung des Sozialen schmälern zu wollen, aber es muß gerade heute mit allem Nachdruck betont werden, daß es nicht diese ausschließliche Bedeutung hat, welche ihm die Kollektivisten beizumessen unternehmen. Sie möchten die Sicht auf die anderen, tieferen Sinnbereiche des Menschendaseins vermauern. In diesem Betracht ist ihre Wirksamkeit und Wirkung verdummend. Das gehört jedoch zu ihrer Taktik, wie gelegentlich zu ihrer Anlage. Herr von Brentano schreibt: ‚Liebe zur bestehenden Gesellschaftsordnung wird diese Gesellschaftsordnung schwerlich verändern. Aber Haß ist erzeugbar...' Trostlos. Widersinnig, Herr von Brentano, den Haß programmatisch als aufbauende Kraft einer neuen Ordnung zu beschwören. Trostlos, sich das Bild einer von der Unterwelt eroberten und ihr nachgebildeten Welt vorzustellen. Und wie phantasiearm, zu meinen, der entfachte Haß werde sich nach Belieben ein- und ausspannen lassen wie ein freundlicher Klepper, wo er losrasen wird, um bei der einen Zerstörung nicht haltzumachen. Denn der Haß richtet sich zutiefst immer gegen den Hassenden, und er will letzten Endes nur eines zugrunderichten: das Herz, das ihn hegt."

Digitized by Google

Die Musik. XXIII, 5. (Berlin.) Emil Voigt untersucht, ob Goethe musikalisch war, und kommt zu dem Ergebnis:

„Das Resultat unserer Untersuchung: Goethe besaß nur eine sehr schwache angeborne musikalische Begabung. So gering sie war, sie hätte sich ausbilden und verstärken lassen, wenn er sich entschlossen hätte, als Laie ein Instrument oder mehrere ordentlich zu spielen und kennen zu lernen, und wenn er nicht in die einseitige Bevorzugung der Programmusik verfallen wäre. Dann wäre der Verkehr mit Kayser, Reichardt und Zelter, der ihn nur wenig förderte, nicht so intensiv gestaltet worden, und er hätte sich vielleicht eher bemüht, in Beethovens Reich vorzudringen. Seine langjährige Beschäftigung mit der Oper und den genannten Liederkomponisten hat auch eine hohe musikalische Geschmacksbildung verhindert. Höchster Anerkennung würdig ist sein ständiges Streben, auch die Musik seiner Zeitgenossen kennen zu lernen. Dieses Streben beruhte zwar nicht auf der inneren Neigung zur Musik, sondern wurde bestimmt durch seinen unendlichen Wissensdrang, durch äußere Umstände (gesellschaftliche Verpflichtung), blieb aber dennoch höchsten Lobes wert. So brachte er sich wenigstens so weit, daß er die Größe und Erhabenheit der Musik ahnen lernte. Er sah die blühenden Gärten Polyhymniens von weitem, ein Seliger in ihrem Reich war er nie."

Europäische Revue. VII, 1. (Berlin.) Aus Alfons Paquets Beitrag „Vor dem Sender":

„Man hat gesagt, das Charakteristische des Funks sei die Mittelbarkeit seiner Wirkung. Das unterscheide ihn von der Zeitung und vom Film. Doch da stimmt etwas nicht. Ich empfinde, einerlei ob als Sprecher oder als Hörer, die Wirkung des Rundfunks als unmittelbar. Das Lautbild, das ich von einem Redner beim Abhören seines Vortrags gewinne, kann mir zum Bild seiner Sache werden, auch wenn ich ihn so wenig sehe, wie er den Gegenstand, von dem er spricht. Freilich bezieht sich die Wirkung des gesendeten Worts nur selten auf eine sichtbare Volksmasse von Tausenden. Aber sie bezieht sich auf eine Masse von Zehntausenden, von Hunderttausenden, die aus lauter einzelnen, unter sich verschiedenen, in diesem Augenblick sogar ganz verschieden gestimmten Hörern besteht. Was kann es geben, das unmittelbarer in Haus, Stube, Lehrsaal und Werkstatt hineinwirkte? Ein Druck auf die Feder am Apparat, und die Stimme tritt zurück in das Nichts. Aber den Hörer zu zwingen, das ist das Geheimnis. Für den Menschen am Sender ist gerade das Gefühl der Unmittelbarkeit seiner Wirkung so hinreißend. Keiner kann das stärker empfinden als der Phantasiemensch, der ohne seine zeitlosen Verbundenheiten niemals wäre, was er ist: das Instrument der ‚inneren' Stimmen. Das lebendige Wort, vor Hunderttausenden gesprochen und doch je in ein einzelnes einsames Ohr gesagt, ist nur gültig, wenn es den Begriff bis zur letzten, lichten Allgemeinverständlichkeit emporhebt. Und nun die Tatsache, daß die Möglichkeit gegeben ist, Stimme und Gewissen vieler zu sein und an jener Fernverbundenheit zu schaffen, ohne die es kein Ganzes der Menschheit gibt. Die Geistlichen haben seit Jahrhunderten das Privileg, jeden Sonntag die Kanzeln zu besteigen und von den ‚letzten' Dingen zu sprechen. Sie halten sich an ihre Agenden. Tausende von Lehrern reden in den vier Wänden der Hörsäle. Sie geben Wissensstoff. Jedem einzelnen ist es nach dem Maß seiner Begabung überlassen, die Schwingungen des Tages mit hineinzuziehen. Die alte Form der Predigt scheint verbraucht gegenüber den möglichen neuen Formen großer Ansprache. Wo aber können die Schwingungen des Tages stärker weiterklingen als da, wo Geist und Sender sich verbinden? Noch ist diese Einheit selten. Aber hier liegt ein Weg und eine Aufgabe, die die Entwicklung neuer Fähigkeiten voraussetzt."

Blätter für Buchgestaltung und Buchpflege. I, 3/4. (Leipzig.) Eine neue Zeitschrift, die das Buch als Kulturgut begreift und in gleicher Weise dem Hersteller, dem Liebhaber, dem Bibliothekar dienen will, ganz wesentlich aber die Erhaltung des Druckwerks ins Auge faßt — den Anforderungen, die sie stellt, auch in eigener typographischer Ausgestaltung entspricht. In Hinblick auf Buchkultur schreibt P. Adam:

„Es war die zuverlässige Arbeit der alten Buchbinder, das Ergebnis einer mit vollem Verständnis für die Notwendigkeit eines guten Buches ersonnenen und aufgebauten Arbeitsweise, die nicht Halt machte vor Nebensächlichkeiten und die Gediegenheit des Buchkörpers immer in den Vordergrund stellte. Gute dauerhafte Handarbeit war es, die Werte der Kultur erhalten ließ und vor dem Verfall bewahrte. Diese Wertarbeit der alten Meister soll uns auch heute noch vorbildlich sein. Das gutgebundene Buch, vom Handwerk geschaffen, muß wieder zu seinem Rechte kommen! Nicht äußerer Schein darf bestechen, Haltbarkeit und sorgfältige, geschmackvolle Ausführung des Einbands machen ein Buch wertvoll. Die Ansicht, Handeinbände seien in heutiger Zeit für den weniger Bemittelten unerschwinglich, ist irrig. Der Buchbinder wird ein Buch mit einfachen aber dauerhaften Einbandstoffen gut und ansprechend binden und alle Ansprüche erfüllen. Wer seine Bücher schätzt, läßt sie beim Buchbinder einbinden!"

Digitized by Google

„Quirinus Kühlmann." Von Johannes Hoffmeister (Euphorion XXXI, 4. Stuttgart).
„Der Magus des Nordens." Zu Hamanns 200. Geburtstag. Von Bertha Witt (Ostdeutsche Monatshefte XI, 11. Berlin).
„Zu Lessings 150. Todestag." Von Georg Richard Kruse (Reclams Universum XLVII, 19. Leipzig).
„Campe empfängt Lessings Todesnachricht." Von Hans Runge (Der Neue Weg LX, 4. Berlin).
„Die Janusgesichter des Friedrich Maximilian Klinger." Von Siegfried Walter Fischer (Radio VII, 21. Wien).
„Frau Rat Goethe." Von Hans Böhm (Der Kunstwart XLIV, 5. München).
„Frau Rat Goethe." Von Marie von Bunsen (Die Woche XXXIII, 8. Berlin).
„Goethes Mutter." Von Friedrich Gundolf (Blätter der Städtischen Bühnen 1931, 7/8. Frankfurt a. M.).
„Biblisches in den Briefen von Goethes Mutter." Von Ernst Lissauer (Central-Verein-Zeitung X, 8. Berlin).
„Goethes Mutter." Von Julius Schiff (Die Bergstadt XIX, 5. Breslau).
„Katharina Elisabeth Goethe, geb. Textor." Von Edwin Zellwecker (Radio VII, 20. Wien).
„Goethes und Arnims erzürnen sich." (Die Woche XXXIII, 5. Berlin).
„Goethe und Kleist." (Der Vorstoß I, 4. Berlin.)
„Johann Heinrich Voß und Goethe." Von Ernst Metelmann (Ostdeutsche Monatshefte XI, 11. Berlin).
„Goethe in Böhmen." Von Johannes Urzidil (Preußische Jahrbücher CCXXIII, 2. Berlin).
„Betrug an Friedrich Schiller." (Daheim XLVII, 20. Leipzig).
„Neue Hölderlin-Literatur." Von Friedrich Seebaß (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 1/2. Heidelberg).
„E. T. A. Hoffmann als Musiker." Von Bertha Witt (Ostdeutsche Monatshefte XI, 11. Berlin).
„E. T. A. Hoffmann." Von Paul Wittko (Herdfeuer VI, 2. Hamburg).
„Adelbert von Chamisso." Von Max Lederer (Radio VII, 18. Wien).
„Ein Jubiläum der Romantik (Arnim und Chamisso)." Von Walter Gutkelch (Die Literarische Welt VII, 5. Berlin).
„Heine auf deutschen Universitäten." Von Ludwig Marcuse (Die Weltbühne XXVII, 6/7. Berlin).
„Über Wilhelm Busch." Von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum XIII, 2. Hamburg).
„Carl Hauptmann." Von Lutz Weltmann (Die Funk-Stunde 1931, 5. Berlin).
„Zu Carl Hauptmanns zehntem Todestag." Von Friedrich Weissinger (Die Literarische Welt VII, 6. Berlin).
„Lena Christ." Von Josef Hofmiller (Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 5. München).
„Autobiographische Aufzeichnungen." III. Von Gerhard Ouckama Knoop (ebenda).
„Max Scheler und die Gegenwartskrise." Von Werner Schingnitz (Das deutsche Buch XI, 1/2. Leipzig).
„Julius Hart und unser Land." Von Ludwig Bäte (Niedersachsen XXXVI, 2. Bremen).
„Ein auslanddeutscher Dichter stirbt [Karl Grünn]." (Ostland VI, 1/2. Hermannstadt.)
„Dem Weltwanderer Kurt Faber zum Gedächtnis." Von Walther Faber (Ostdeutsche Monatshefte XI, 11. Berlin).
„Cuno Hofer." Von Carl Helbling (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 2. Zürich).
„Johannes Mumbauer." Von R. G. (Volkstum und Volksbildung XIX, 1. Köln).
„Johannes Mumbauer." Von —th. (Hochland XXVIII, 5. München).
„Amerikanisierung als Schicksal [Keyserling, Amerika]." Von Eugen Kalkschmidt (Die Neue Zeit XII, 32. Neu-Ulm, Minn.).
„Zu Wilhelm Bölsches 70. Geburtstag." Ein Nachwort von Eugen Kühnemann (Schles. Monatsh. VIII, 2. Breslau).
„Stefan George und die deutsche Geisteswissenschaft." Von Franz Josef Brecht (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 2. Frankfurt a. M.).
„Der Mythiker unserer Zeit [Alfred Mombert]." Von Heinz Haupt (Der Vorstoß I, 3. Berlin).
„Albrecht Schaeffer." [Selbstdarstellung.] (Die Literarische Welt VII, 6. Berlin).
„Die Emil Ludwig-Front." Von Ludwig Marcuse (Das Tagebuch XII, 4. Berlin).
„Gruß an Waldemar Bonsels zu seinem 50. Geburtstag." Von Alfred Günther (Reclams Universum XLVII, 21. Leipzig).
„Waldemar Bonsels." Von Anna Nußbaum (Radio VII, 20. Wien).
„Waldemar Bonsels." Von E. L. A. Pretzel (Volksbildung, Febr. 31).
„Waldemar Bonsels." Von E. Wieser (Sie und Er, 21. Februar 31. Zürich).
„Der Dichter und die Entscheidung. Zu Hermann Hesses ‚Narziß und Goldmund'." Von Gerhard Kuhlmann (Die Christliche Welt XLV, 4. Gotha).
„Max Brod." Selbstdarstellung. (Die Literarische Welt VII, 8. Berlin.)
„Franz Herwig." Von Rudolf Henz (Radio VII, 17. Wien).
„Ein schlesisches Dichterpaar: Eberhard König und Ernst Wachler." Von Hermann Jantzen (Die Bergstadt XIX, 5. Breslau).
„Ludwig Hinrichsen, ein Dichter Hamburgs und der Nordmark." Von Kurt Siemers (Ostdeutsche Monatshefte XI, 11. Berlin).
„Karl Röttger." Von Johannes Schlaf (ebenda).
„Siegfried von der Trenck." Von Curt Kohlmann (Die Lese VI, 6. Köln).
„Carl J. Burckhardts Schriften." Von Fritz Ernst (Der Lesezirkel XVIII, 4. Zürich).
„Mechtilde Lichnowsky." Von Carl Helbling (ebenda).
„Ringelnatz?" Von Herbert Günther (Eckart VII, 2. Berlin).
„Schluß mit dem Fall Bundhund [Bruno Nelissen Haken]." Von Bruno Nelissen Haken (Die Weltbühne XXVII, 5. Berlin).
„Nikolaus Welter. Der Dichter und Dramatiker." Von X (Jonghémecht, Zeitschrift für heimatliches Theater, Schrift- und Volkstum. Esch-Alz.).
„Die Heimat in Nikolaus Welters Schrifttum." Von R.-Mersch (ebenda).
„Nikolaus Welters Volkstum." Von Josef Feiten (ebenda).
„Nikolaus Welter und seine Bedeutung für das Verständnis luxemburgischer Eigenart." Von Friedrich Metz (ebenda).
„Symptome [Brentano, Kapitalismus; Ihering, Reaktion]." Von A. Kurella (Die Linkskurve III, 2. Berlin).
„Von Arnold zu Wiegler." Von F. Ml. (Das deutsche Buch XI, 1/2. Leipzig).
„Illustrierte-Klassiker." Für Hugo Steiner-Prag zum 50. Ge-

Digitized by Google

burtstag. Von Georg Witkowski (Zeitschrift für Bücherfreunde XXIII, 1. Leipzig).

„Goebbels als Dichter." Von Heinz Pol (Die Weltbühne XXVII, 4. Berlin).

„Troilus und Cressida." Von Karl Wolff (Der Neue Weg LX, 3. Berlin).

„Byron ohne Geheimnis." Von Paul Wiegler (Das Tagebuch XII, 5. Berlin).

„Medwin und Shelley: Genese einer Lebensdeutung." Von Friedrich Dannenberg (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 1/2. Heidelberg).

„Thomas Carlyle." Von Helene Richter (Radio VII, 18. Wien).

„Thomas Carlyle." Von Friedrich Sternthal (Die Literarische Welt VII, 7. Berlin).

„Wolf Solent [John Cowper Powys]." Von Friedrich Torberg (Die Weltbühne XXVII, 5. Berlin).

„Zum Bilde André Gides." Von Heinrich Temborius (Neuphilologische Monatsschrift I, 12. Leipzig).

„Gespräch mit Giraudoux." Von Hans Kauders (Die Literarische Welt VII, 5. Berlin).

„Jean Cocteau: Enfants terribles." Von Julius Epstein (Die Wahrheit X, 3. Prag).

„Julien Green." Von Erich Brock (Der Kunstwart XLIV, 5. München).

„Zur französischen Geistesstruktur der Gegenwart." Von Ove Hegedüs (Deutsch-Französische Rundschau IV, 2. Berlin).

„Das Deutschlandstudium in Frankreich." Von Henri Lichtenberger (ebenda).

„Neue französische Romane." Von Bernhard Rang (Der Kunstwart XLIV, 5. München).

„Leopardi und Schopenhauer." Von Clara Stern (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 2. Zürich).

„Giosuè Carducci als georgischer Dichter." Von Fritz Hefti (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 1/2. Heidelberg).

„Dostojewski." Von Ossip Dymow (Die Weltbühne XXVII, 6. Berlin).

„Dostojewski und wir." Von Efraim Frisch (Die Literarische Welt VII, 6. Berlin).

„Dostojewski als Denker." Fragment von Wjatscheslaw Iwanow (Deutsch von A. Kresling) (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 2. Zürich).

„Michail Fjodorowitsch Dostojewski." Von N. Tassin (Radio VII, 19. Wien).

„Maxim Gorki." Von Oskar Bendiener (ebenda, 21.).

„Zu Wjatscheslaw Iwanows Werken." Von Herbert Steiner (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 2. Zürich).

* * *

„Schauspiele am heidelberger Hofe 1650—1687." Von Johannes Bolte (Euphorion XXXI, 4. Stuttgart).

„‚Politisches Theater'." Von Albert Brodbeck (Die Volksbühne V, 11. Berlin).

„Der Schauspieler im Heute." Von Friedrich Kayßler (Eckart VII, 2. Berlin).

„Bühnenbearbeitungen in der Dramatik des 16. Jahrhunderts." Von Robert Stumpf (Euphorion XXXI, 4. Stuttgart).

„Frauen als Dramatikerinnen." Von Caroline Urstadt (Der Scheinwerfer IV, 9. Essen).

„Zur Soziologie des modernen Theaters." Von Aurel Wolfram (Deutsches Volkstum XIII, 2. Hamburg).

* * *

„Die Illusion einer Gegenwart." Streiflichter über die preisgekrönte Psychoanalyse. Von Siegfried Behn (Hochland XXVIII, 5. München).

„Die Wissenschaft in der Volksbildung." Von Albert Braun (Volkstum und Volksbildung XIX, 1. Köln).

„Zeitgemäße und unzeitgemäße Kunst." Von Carl Dietrich Carls (Blätter des hessischen Landestheaters 1930/31, 9. Darmstadt).

„Vom neuen religiösen Buch." Von Karl Eder (Literarischer Handweiser LXVII, 5. Freiburg i. B.).

„Die Krisis der Kritik." Von Bernard Guillemin (Das Tagebuch XII, 4. Berlin).

„Ungedruckte Dichtungen." Von Max Hermann-Neiße, Hermann Kasack, Wilhelm Lehmann, Julius Levin, Erich Mühsam (Die Lebenden III, 5/6. Berlin).

„Von Dada zur Weltordnung." Von Richard Huelsenbeck (Die Literarische Welt VII, 7. Berlin).

„Sinn und Unsinn der Anthologien." Von W. H. (ebenda, 8).

„Das Schrifttum der deutschen Faschisten und ihre literarische Impotenz." Von H. Jaeger (Die Linkskurve III, 2. Berlin).

„Österreichische Erzähler." Von Oskar Katann (Der Literarische Handweiser LXVII, 5. Freiburg i. B.).

„Das neue Welt- und Lebensbild in der neuen Prosa." Von H. W. Keim (Deutsche Rundschau LVII, 5. Berlin).

„Ist Schutz gegen schäbige Kritik möglich?" Von Friedrich Lienhard † (Der Hochwart I, 2. Eisenach).

„Der Humanist und der Kosmiker." Von Günther Müller (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 2. Frankfurt a. M.).

„Über neuere deutsche Arbeiterliteratur." Von Georg H. Neuendorff (Die Christliche Welt XLV, 3. Gotha).

„Der mißglückte Versuch einer deutschen Dichterakademie." Von Wilhelm Schäfer (Die Literarische Welt VII, 5. Berlin).

„Kunstbücher und Kunstwerke in unserer Zeit." Von Paul Ferdinand Schmidt (Sozialistische Monatshefte XXXVII, 2. Berlin).

„Das Buch im geistigen Leben des 15. und 16. Jahrhunderts." Von Karl Schottenloher (Zeitschrift für Bücherfreunde XXIII, 1. Leipzig).

„Klassik und Gegenwart." Von Hans Schwartz (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 2. Frankfurt a. M.).

„Von der Dichtersektion." Von —s. (Die Literarische Welt VII, 6. Berlin).

„Die Deutsche Bücherei in Leipzig." Von Valerian Tornius (Die Woche XXXIII, 6. Berlin).

„Im Kreuzfeuer der Kritik." Von Bruno Tuerschmann, (Der Hochwart I, 2. Eisenach).

„Biologische Kulturbesinnung." Von Conrad Wandrey (Die Literarische Welt VII, 7. Berlin).

„Briefwechsel zur Judenfrage." Von Jakob Wassermann, Rudolf Pechel, Paul Fechter (Deutsche Rundschau LVII, 5. Berlin).

„Deutsche Universitäten." Von Paul Wiegler (Die Literarische Welt VII, 8. Berlin).

„Dilettanten und der Kritiker." Von Heinrich Zillich (Klingsor VIII, 2. Kronstadt).

„Zur Dauer rise der Tichterakademie." Von Wolf Zucker (Die Literarische Welt VII, 4. Berlin).

„‚Verfilmung'." Von Carl Zuckmayer (Der Querschnitt XI, 1. Berlin).

Digitized by Google

Echo der Bühnen

München

„Die portugalesische Schlacht." Komödie der Unsterblichkeit. Drei Akte (siebzehn Bilder). Von Ernst Penzoldt. (Uraufführung im Residenztheater am 31. Januar 1931.)

Kein Historiendrama im gewöhnlichen Sinne, wenn auch der Stoff und zum Teil die Fabel der Geschichte entnommen sind. Hier geht es um mehr, um den Wert der Historie überhaupt. Von den drei Akten, die sich in siebzehn, bald längeren, bald kürzeren Bildern auf der Drehbühne abrollen, sind zwei vorwiegend auf Kritik gestellt. Kritisiert der erste den Helden und zeigt, wie die Geschichte mit ihm einmal gern den Schritt vom Lächerlichen zum Erhabenen tut, so legt der letzte, indem er einen zunächst armseligen Heiligen in Sendung und Wunder erst hineinwachsen läßt, die Schichten einer Legendenbildung auseinander. Dies Drama, das zwar kein Drama, aber in seiner zersetzenden Art eine sehr geistige, epische Komödie, gewissermaßen die Komödie der Platonischen ist, stammt der Idee nach ganz aus dem Kopf eines intellektuellen Romantikers. Schon die Bohrfragen um Schein und Wirklichkeit, gemeine und höhere dichterische Wahrheit, Wesen und Ich sind vor dreißig Jahren von der Neuromantik ungefähr ebenso gestellt worden. Und das Ineinanderwirbeln der verschiedensten Ansichten, hat nicht vor hundertdreißig Jahren Friedrich Schlegel zuerst die Paradoxie als die Form aller Ironiker erkannt?

Sebastian, der blutjunge König von Portugal, ist ein Kind und schon nach Unsterblichkeit gierend, ein Krüppel und dennoch ein Held, durchaus ein Ritter und ein Don Quichotte, ein Heiliger und durchaus ein Narr, groß und dennoch dumm und blind. So stürzt er sein Heer und sein Land ins Unglück, und ist und bleibt dennoch der Geliebte, der Gott seines Volks, unsterblich, so daß nach seinem Tod im Feld, da man die Leiche nicht erhielt, die falschen Sebastiane aufstehn konnten, um den Glanz seiner Krone weiterzutragen. Und wenn die Mitkämpfer mit eigenen Augen gesehen haben, daß Sebastian im Pfeilregen gefallen ist, keiner will es beschwören; denn die Sinne täuschen ja. Vielleicht trügt nur das Herz nicht. Vielleicht sind, wer weiß, die Sehnsucht, die Hoffnungen, die Wünsche, die Träume der Wahrheit am nächsten. Vielleicht ist Sebastian — mag er gefallen sein — dennoch wieder unter ihnen lebendig. Mit solchem „dennoch" bindet Penzoldt das Unvereinbare, jeden Widersinn zusammen. Es scheint, als ob Glaube und Zweifel ineinander flössen und das Wunder nun nicht mehr bloß des Glaubens, sondern auch des Zweifels liebstes Kind wäre. Nein, so hat sich die Neuromantik noch kaum in die Skepsis geworfen. Hier hat wohl der Weltkrieg inzwischen einerseits geschärft, anderseits gelockert und mürbe gemacht. Jedenfalls gibt der dritte Akt, der mit dem falschen Sebastian die Komödie der Unsterblichkeit im Volk weiterführt, psychologisch, man kann sagen: philosophisch die stärksten Spannungen. Er ist denn auch das Eigenste des gestaltenden Denkers Penzoldt, der sich sonst als Dichter und Szeniker nach allerlei Vorbildern in allerlei Stilen versucht. Unverkennbar etwa, daß der zweite Akt, der die portugalesische Schlacht gegen die Mohren zum Austrag bringt, einen völlig anderen Rhythmus hat als der erste. Während nämlich die Exposition ganz Breite, Farbe, Fülle war, Episode an Episode, herrscht nun plötzlich in der Sprache sowohl wie in der Handlung, wie in der Charakteristik das Epigramm, nicht das der Griechen, sondern gleich das der deutschen Kraftkerle, von denen man dafür Grabbe noch eher als Büchner nennen könnte. An Kleist mahnen die Motive der Pest, des Schlafwandelns, das, wie der mystische Schimmer, am wenigsten in dieses kühlere Klima sich einpaßt. Auch das monumentale Sterben ist wie aus Guiskard. Und nun paart sich mit dem Zarten wieder das Schreckliche und Grausame, mit dem Dunklen das Grelle, mit dem Tod der Eros, mit dem Witz im Handumdrehen der Mord: Komödie. Sie wechselt vom Burlesken ins Groteske, von beiden ins Tragische und in die Passion hinüber. Freilich ob man, wie Penzoldt in einem Vorspruch gemeint hat, an die göttliche Komödie denken darf? Es gilt auch die comoedia humana schon etwas, die uns die Grenzen des Menschen und den Drang über die Grenzen zeigt.

Joseph Sprengler

Mannheim

„Etienne und Luise." Kleines Trauerspiel in sieben Bildern. Von Ernst Penzoldt. (Uraufführung in den Kammerspielen des Nationaltheaters am 5. Februar 1931.)

Penzoldts Novelle von dem entwichenen französischen Kriegsgefangenen Etienne und dem jungen deutschen Bürgermädchen Luise, das den Flüchtling bei sich verbirgt, von der Liebe der beiden und ihrem Untergang, ist ein kleines Meisterwerk. Charaktere, Situationen, der ganze Verlauf der Handlung, wie fügt sich da eins ins andere, wächst eins notwendig aus dem anderen bis zum sinnvollen Ende. Penzoldt ist der Versuchung erlegen, diesen tragischen, aber rein novellistischen

Digitized by Google

Stoff in den Ablauf eines Bühnengeschehens zu zwängen. Das Ergebnis bestätigt, wie gefährlich und nachteilig diese Transpositionen von einer Kunstform in die andere sind.

Zugegeben: Die Stimmungsmalerei der einzelnen Bilder hat ihren Reiz, das seltsame Schweben der Penzoldtschen Figuren zwischen Traum und Wirklichkeit, Schein und Sein, das phantastische Helldunkel seiner Gestaltung läßt sich auf die Bühne hinüberretten. Aber das Beste geht verloren: die Schattierung und das langsame, unentrinnbare Hineingleiten in eine Situation, aus der es für die beiden jungen Menschen keinen Ausweg mehr gibt. Die Novelle berichtet und kann das Wunderbarste und Unwahrscheinlichste glaubhaft und unter Wahrung größter Lebensintensität berichten. Für das Drama gilt keine Möglichkeit als die sinnfällige Darstellung. Und hier versagt die Kraft des Unwahrscheinlichen. Die Ausflucht in die Bezirke des Übernatürlichen, des hexenhaft Dämonischen und des Pathologischen, eine Übersteigerung des ganzen Milieus aus dem Normalen, Kleinbürgerlichen ins Besessene bringt artistischen Reiz, einen Nerven- aber keinen Herzensauftrieb.

Die Novelle von Etienne und Luise hat Sinn und Ziel in sich selber, das „kleine Trauerspiel" muß seine Hilfe von außen heranholen und mit Stimmungsrequisiten und überdetaillierter Darstellung arbeiten. Es wirkt spielerischer und viel weniger organisch. Alles in allem ein Anlaß mehr, sich dankbar der Novelle zu erinnern, deren Glanz von dem dramatischen Experiment nicht verdunkelt werden darf. Paula Scheidweiler

Wien

„Der Gang zum Weiher." Eine dramatische Dichtung in fünf Aufzügen. Von Arthur Schnitzler. (Uraufführung im Burgtheater am 14. Februar 1931.)

Eine anmutige Wunderwelt, in der doch alles mit rechten Dingen zugeht, tut sich auf. Nur so viel vom Donauland, nur so viel von Rokoko enthält sie, daß das Theater über Landschaft und Kostüm einigermaßen Bescheid wisse; in Wirklichkeit (aber was ist hier, was ist überhaupt Wirklichkeit?) liegen diese Welt und dieser Weiher, leben diese feinen Männer, diese schönen Frauen jenseits von aller Geographie und Geschichte in irgendeinem Irgendwo oder Nirgendheim, wo sich der blanke Glanz blanker Verse — der besten, die Schnitzler je geschrieben — sehen oder hören lassen darf, und wenn durch dieses Drama ein etwas schattenhafter Sekretär geistert, der nach berühmten Mustern in Philosophie und Dichtung alles um sich her als Vorstellung seines Hirns in Beschlag nimmt, so kann der Dichter dieses Sekretärs mit weit größerem Recht von der Umwelt seiner Gestalten sprechen: Die Welt, sie war nicht, eh ich sie erschuf. Allerdings schafft er sie heute nicht zum erstenmal, aber mit alter Kunst stellt er dar, wie am Vorabend eines Kriegs Liebesfäden sich anspinnen, verwirren, entwirren, wie sie wohl gar abreißen, wie das Alter vor der Jugend kapituliert oder auch nicht, wie Probleme von heut und hier, aus der Gegenwart ins Zeitlose gerückt, reifer Weisheit erscheinen. Die einzelne Gestalt, die einzelne Begebenheit, die einzelne Fragestellung, die einzelne Stimmung will hier nicht so viel besagen wie das gesamte Werk, dem, wenn es verklungen ist, ein voller Akkord der Schönheit nachtönt.

Robert F. Arnold

Weimar

„Jagt ihn — ein Mensch!" Schauspiel in fünf Aufzügen. Von E. G. Kolbenheyer. (Uraufführung am Deutschen Nationaltheater am 31. Januar 1931.)

Wenn ein Romangestalter mit starkem denkerischem Einschlag, wie Kolbenheyer, sich auf der Bühne zum Wort meldet, gilt es so sehr wie möglich irgendein Vorurteil beiseitezustellen, das sich auf die landläufige, in mancher Hinsicht nicht unberechtigte Entgegengesetztheit der ausgesprochen epischen und der dramatischen

E. G. Kolbenheyer
Zeichnung von B. F. Dolbin

Digitized by Google

Anlage gründen möchte. Er muß sich freilich auch gefallen lassen, mit aller gebotenen Achtung ganz in der Sphäre gewertet zu werden, die er zum Ausdruck seines dichterischen Willens gewählt hat.

Das Problem Maschine und Mensch, das immer zwingender, wie im Bereich der Wirtschaft und Gesellschaft, so entsprechend in der Dichtung seine Berechtigung anmeldet, klingt auch in diesem Stück auf. Vielleicht hätte die Begrenzung auf diese einzige und genaue Fragestellung eine strengere Linie der Handlungsführung, wie der gedanklichen Durchbildung ergeben.

So zerspringt die Tragik einer reinen, großen Erfindernatur, die mit ihrer Schöpfung allein die Menschheit beglücken und ihr ein neues Zeitalter jenseits von Gewinngier und Klassenkampf bescheren will, nicht ohne Schuld des allzu weltfremden, allzusehr ins Philosophische schwärmenden Helden vor den zwar ichsüchtigen, aber instinktiv die Folgen praktischer auswägenden, unerbittlichen Wirklichkeitsmächten. Ob diese Tragik in der Tragik dem Dramatiker Kolbenheyer vorgeschwebt hat? Es bleibt zum mindesten zweifelhaft. Und zweifelhaft bleibt deshalb mit der Überzeugungskraft die Wirkung, was zum Teil auch darauf zurückzuführen sein dürfte, daß die übrigen Mitspieler in dieser Menschenjagd, die eine unselige Glücksjagd wird, nicht so bühnenlebendig durchgestaltet sind, wie die Verbrennungsmaschine des großen Chemikers technisch durchkonstruiert ist . . .

Heinrich Lilienfein

Zwickau

„Legende in Mazedonien." Schauspiel in acht Bildern. Von Friedrich Schreyvogl. (Uraufführung im Stadttheater am 23. Januar 1931.)

Gedankliche Grundlage dieses Schauspiels sind zwei charakteristische Eigenheiten unseres gegenwärtigen Geisteslebens: der kritische Skeptizismus, mit dem wir alle äußeren und inneren Gegebenheiten betrachten, und die romantische Sehnsucht nach Überwindung dieser beobachteten Unvollkommenheiten. Vereint stehen hier diese beiden weltanschaulichen Elemente im Dienst eines übergeordneten Ziels, nämlich der Formung des neuen Menschen.

So würde Schreyvogl durch die Eigenart seiner Seelensituation und seiner dramatischen Zielsetzung eine unmittelbare Erinnerung an Georg Kaiser bedeuten, wenn auch er die Herausarbeitung der begrifflichen Merkmale des neuen Menschen erstrebte. So aber entwirft Schreyvogl, der Katholik, ein religiös gefühltes Sehnsuchtsbild vom neuen Menschen oder — bezeichnender — vom reinen Gesicht ohne Schuld.

Wo aber gibt es einen Weg zur Erfüllung dieses Sehnens? Schreyvogl erörtert in diesem barock mit herrlichem Gedankengut verzierten und bisweilen auch belasteten Drama das Für und Wider zweier Möglichkeiten: er vernichtet zunächst Kants Hoffnung, daß ein Völkerbund Ausgangspunkt für ein neues Europa und für einen neuen Menschen sein könne. Diese bittere Erkenntnis läßt ihn sehnsuchtsvoll ins Reich der Legende flüchten. Er spannt die Symbolik der Bethlehemgeschichte in den Rahmen seines Schauspiels, um zu zeigen, daß sich der neue Mensch nur abseits vom großen Weltgeschehen entwickeln kann. Ganz natürlich würden sich aus der Gegenüberstellung von idealferner Realität und idealerfüllter Romantik dramatische Spannungen ergeben, die die zarte Bühnenkraft zum Vorteil des Schauspiels verstärken könnten; doch ein Dichter wie Schreyvogl meidet hier eine effektvolle Aktgestaltung und gibt dafür in zurückhaltender Ahnung ein zartes Sehnsuchtsbild vom neuen Menschen, in dessen Dienst er sein hohes Ethos, seine abgewogene Sprachgestaltung und sein künstlerisches Verantwortungsbewußtsein stellt.

Kurt Eidam

Guben

„Transit muß fallen." Von Otto Rombach. Ein Stück in fünf Akten. (Uraufführung im Stadttheater am 7. Februar 1931.)

Otto Rombach hat in seinem letzten Stück „Völkerbund vis-à-vis" kapitalistische Expansion gegen die Weltfriedensidee gestellt. Das dramatische Motiv des neuen Werks ist ähnlich. Eingespannt in eine packende Spionagehandlung stößt das Stück zu den letzten Menschlichkeiten vor. Cherie, die Spionin, ist ins Heldische gehoben, wächst aus psychologischer Zerrissenheit ins Tragische. Sie stiehlt aus Liebe die Festungspläne Transits. Der Geliebte, Hauptmann der feindlichen Spionagezentrale, kennt ihre abenteuerliche Unternehmung. Cherie läßt den Attaché der Festung Transit die Flottenpläne des Hauptmanns stehlen, um selbst in den Bereich der gegnerischen Machination zu gelangen. Sie pendelt zwischen beiden, zwischen den Puffern der Nationen. Als sie die Pläne dem Geliebten bringt, läßt er den bei einer Revolution festgenommenen Attaché erschießen. Cherie verrät den Hauptmann, der degradiert und erschossen wird. Sie bekennt der Regierung ihre Täterschaft und erhält einen Wertbrief für gelungene Spionagedienste. Ihre Selbstbezichtigung ist eine echt weibliche Tat. Im Aufschrei, alles verloren zu haben, bricht sie zusammen.

Rombach hat die Gestalt der Cherie ins Heldische erhoben. Sie muß schließlich erkennen: Menschlichkeit

Digitized by Google

über Menschlichkeit. Ordnung gibt Kraft. Cherie ist mit aller Kompliziertheit und Vieldeutigkeit gezeichnet. Ihr Bekenntnis zum Einfachen, Starken und Ethischen ist der dramatische Kontrapunkt zur Zeit. Im Aufeinanderprall gegensätzlicher Gewalten strebt die Absicht des Dichters zur Abrüstung, zum Pazifismus, zur menschlichen Solidarität, zur gegenseitigen Hilfe, zum Ethos der Nation.

Wenn auch manche Szenen noch nicht von einem journalistischen Artistentum gelöst sind, bleibt doch die Schärfe der Psychologie, der Aufbauwille zum internationalen Verständnis, das positive Ideal der Humanität Beweis eines kämpferischen dichterischen Wollens. Rombach kann Gestalten sinnlich lebendig machen, Szenen durch Spannungen bändigen. Transit muß fallen, wenn Ordnung und Friede keine Kraft gäbe.

Hermann W. Anders

Straßburg

„Die Farm Iltis." Von Marcel Edmund Naegelen. (Uraufführung im Stadttheater am 12. Januar 1931.)

Das dreiaktige Kriegsdrama „Die Farm Iltis" von Marcel Edmund Naegelen, das bei seiner Uraufführung sichtliche Ergriffenheit auslöste, ist von einem Nichtfrontsoldaten geschrieben. Um so lebhafter ist vielleicht die Gesinnung des Autors anzuerkennen, der durch die Darstellung einer Familientragödie vor allem auch die in psychischer Hinsicht zerrüttenden Wirkungen des Undings Krieg anzuzeigen versucht. Der zweifellose Anstand der Gesinnung und die oft echt volkstümlich poetische Gestaltungskraft lassen die Schwächen des Stücks zum mindesten gemildert erscheinen. Die Handlung soll in großen Zügen das Schicksal einer elsässischen Familie wiedergeben. Die besonderen Bedingungen dieser Tragödie können natürlich nur durch den zwiespältigen Geist, der letzten Endes auch heute noch im Elsaß herrschend ist, klar gemacht werden. Und eben dieses elsässische Beispiel ist mehr als viele andere geeignet, den wahrhaften Bruderkampf zu zeigen, der schon seit Jahrhunderten zwischen Europas Völkern geführt wird.

Diese tragischen Voraussetzungen waren Naegelen durchaus bekannt, aber er hat sie nicht zu nutzen verstanden. Das Gesetz des Dramas verlangt eine ästhetische Darstellung tragischer Ereignisse in einem menschlichen Sinne. Naegelen gibt nur eine menschliche, ja allzu menschliche, in Szenen aufgeteilte Reportage. Die Familie Iltis wird durch den Krieg auseinandergerissen, im Kriege entbrennt sie im Haß gegeneinander. Im Mittelpunkt der Ereignisse steht die Tochter des Hauses, Anna, die immer wieder zu Frieden und Versöhnung mahnt. Sie, die schließlich den auf französischer Seite Kämpfenden, zum Spion gewordenen und ihr schon vor dem Kriege anverlobten Jean vor der Verfolgung der Deutschen rettet, bezahlt ihr Wagnis mit dem Leben. Ihre letzte Tat: Versöhnung der unter sich verfeindeten Familie.

Wäre Naegelen wirklich ein Dramatiker, so hätte er aus diesem Stoff, der an sich schon mit einem unheildrohenden Milieu verwachsen ist, etwas Bedeutsames schaffen können. Aber den Ereignissen, so wie sie dargestellt sind, fehlt es an Wahrscheinlichkeit, weil der Dichter seine Zuflucht zu kolportagehaften Vorgängen nimmt. Die ganze Geschichte mit dem Spion Jean ist wenig erquicklich. Abgesehen davon, daß sie keine dramatische Bedeutung hat — sie gehört nicht in ein wirklich tragisches Geschehen. Das Stück lebt eigentlich nur durch die allerdings eindringlich mahnende Stimme des Dichters, der den Krieg immer wieder als ein unmenschliches, sinnloses Greuel hinstellt. Und dieser Stimme verdanken die drei Akte ihre in jedem Fall erzieherische Wirkung.

M. Th. Bührer

Echo des Auslands

Russischer Brief

Das Buch in Sowjet-Rußland

Die russischen Sowjetrepubliken haben in den letzten zehn Jahren einen Rekord an neu gedruckten Büchern in der Welt erreicht, wenn sie auch nicht einen gleichen Rekord in der Herausbringung neuer, eigener und bodenständiger Werke erzielen konnten. Es wurden im letzten Berichtsjahr nicht weniger als 216 145 verschiedene Werke von Autoren aus aller Welt in Rußland gedruckt, die Zahl der neuen Bücher am russischen Büchermarkt erreichte damit etwa 216 Millionen Stück in einem einzigen Jahre. Das Erstaunlichste ist aber, daß man es als richtig ansehn darf, wenn von amtlicher Seite bekannt gegeben wurde, daß rund 85 Prozent aller neu auf den Markt gekommenen Bücher auch wirklich verkauft und — was noch wichtiger ist — gelesen wurden. Der Lesehunger ist im modernen Rußland tatsächlich enorm, man muß sich dabei wundern, daß es diesem Volk, das in der gleichen Beziehung vor dem Weltkrieg in Europa fast an letzter Stelle stand, gelungen ist, sich auf eine führende Stelle vorzuschieben, zu einer Zeit, da die materiellen Nöte auf anderen Gebieten im ganzen Lande gewiß nicht unterschätzt werden dürfen. Man erinnert sich daran, daß der russische Büchermarkt vor dem großen Kriege äußerst zerrissen und uneinheitlich war, da zwar in den großen Städten ein

Digitized by Google

deutlicher Bildungshunger zum Buch drängte, die Verkaufsmöglichkeiten in kleinen Städten und Landorten aber oftmals vollkommen darniederlagen. In dieser Hinsicht ist jetzt eine deutliche Beruhigung eingetreten, ein Ausgleich ist geschaffen worden, der es ermöglicht, auch geschäftstechnisch den Neudruck in folgerichtiger Weise zu organisieren.

Wichtig für das Aussehen des Büchermarkts in Rußland ist es, daß an literarisch wertvollen Erzeugnissen der Vorkriegszeit alles zugelassen wurde, was nur irgendwie vorhanden war, daß also eine politische Aussiebung nicht stattfand, wenn man nicht gerade auf militärische und antirevolutionäre Propagandaschriften sehen will. Die gerade Linie der literarischen Entwicklung Rußlands ist keineswegs beeinträchtigt worden, so daß man neue Bücher auf den Markt bringen kann, die zwar vollkommen im zeitmäßigen Ideenkreise aufgehn, aber doch das volle Verständnis und sogar die Sympathie der Leser finden, die dem alten System innerlich noch nahestehen. Der kulturelle Einfluß der kommunistischen Idee konnte durch nichts mehr gefördert werden als durch die Freigabe der Buchauswahl an alle Bewohner Rußlands, jeder Vorwurf der Vergewaltigung muß hier wegfallen. Freilich werden im Verkauf diejenigen Werke besonders empfohlen, die sich mit kommunistischen Ideengängen in irgendeiner Form bejahend befassen, aber ein Kaufzwang besteht in keiner Weise, trotzdem diese Bücher heute mehr als 70 Prozent aller russischen Neuerscheinungen ausmachen dürften. Es ist recht wesentlich, daß die Kulturabteilung des sozialpolitischen Kommissariats in Moskau eine strenge Überwachung des Büchermarkts zu statistischen Zwecken angeordnet hat, denn nur auf diese Weise kann man Einblick erhalten in den zunehmenden Willen der Russen, sich mit der Literatur aus aller Welt bekannt zu machen.

Die Hereinbringung der wertvollen Neuerscheinungen von Büchern aus allen Ländern ist so weit gediehen, daß man im Verkaufsgeschäft mit einem Umsatz von zirka 40 Prozent ausländischer und 60 Prozent russischer Autoren rechnet. Das bedeutet gegen die Vorkriegszeit ein starkes Vordringen der fremden Autoren, trotzdem die Schriftsteller der kommunistischen Kultur sehr rege arbeiten und Werke hervorbringen, die mehr Beachtung auch jenseits der russischen Grenzen finden sollten, weil sie weit mehr darstellen als hohle Propagandawerke und überhebliche Salbadereien. Für die Arbeit der modernen russischen Autoren ist es bemerkenswert, daß verschiedene Klubs geschaffen worden sind, die jedes neue Werk ihrer Angehörigen prüfen, ehe es dem Verlagsbetrieb zugeführt werden darf. Es ist zwar dafür Sorge getragen, daß irgendwie geartete Beeinflussungen auf den Autor nicht zugelassen werden, aber auf der anderen Seite wird doch darauf geachtet, daß nicht parteipolitische Hohlheiten auf den russischen Büchermarkt gelangen, der ja auch vom Ausland aus den verschiedensten Gründen stark beobachtet wird. Die Schaffung der literarischen Klubs dient außerdem dazu, den engeren Kontakt der russischen Schriftsteller mit den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leitern des modernen Rußlands herzustellen, eine Aufgabe, die auch in den komfortablen Heimen der Autoren besorgt wird, wo junge Schriftsteller ungestört ihre Arbeiten vollenden können, wenn sie einmal den Beweis geliefert haben, daß sie wirklich über Können und vor allen Dingen über neue Ideen verfügen.

Das russische Buch hat sich frei gemacht von der Schilderung, von der Mosaikarbeit peinlicher Aufzählung von Zuständen und Voraussetzungen. Das Milieu ergibt sich aus der Handlung, der Dialog führt in die Motive und die wahrscheinliche Lösung ein. Das Interesse des Lesers wird durch Sensation erweckt, allerdings Sensation im besten Sinne des Worts, durch Fesselung an menschliche Handlungen. Der Unterschied gegen das russische Buch der Vorrevolutionszeit liegt darin, daß man nicht mehr den Menschen zu befreien versucht, sondern die Menschheit. Der Unterton der meistgelesenen russischen Bücher ist Kampf, ist Streben nach Ausbreitung und Evolution um jeden Preis. Schon tritt auch der Autor in seinem Werk als Persönlichkeit zurück, vierzehn Jahre russische, kommunistische Revolution (die ja noch nicht vorbei ist!) haben den russischen Schriftsteller zum Wortführer für willensstarke Massen gemacht, lassen diese Massen durch seinen Mund reden. Und dabei ist es seltsam, daß Tolstoj noch immer auf rund $1^1/_2$ Millionen verkaufte Bücher pro Jahr kommt, der autokratischste Autor Rußlands, der absolutistische Revolutionär gegen die absolute Regierungsform. Und Maxim Gorki kann trotz allem seine 2 Millionen Bücher im Jahre verkaufen, er wird wohl der letzte russische Autor sein, der seinen Namen der Ewigkeit hinterläßt. Denn der junge russische Schriftsteller und Dichter tritt hinter sein Werk zurück, man kennt das Buch, aber kennt nicht den Verfasser, der auch der Schule dann gleichgültig bleibt, wenn er tiefste Gedanken für aktuellste Vorgänge schuf. Und das ist das Entscheidende: die russische Schule fragt heute nach dem Wert des Werks für ihre Erziehung, nach dem Endergebnis, nicht mehr nach der Einteilung nach Dichterkategorien und Bewertung für den Unterrichtsgang an sich. Zweifellos ein Fortschritt, den man auch außerhalb Rußlands, auch für nichtkommunistische Unterrichtsmethoden beachten sollte.

Ein anderes Zeichen für den Fortschritt des russischen Büchermarkts ist die Verjüngung der lebenden Dichter- und Schriftstellergeneration. Man schreibt mit fünfundzwanzig Jahren, man verdient mit achtundzwanzig, und man hat seine größten Erfolge mit dreißig. Der alternde russische Schriftsteller schreibt Beobachtungen, Vergleiche, Erzählungen — es ist möglich, daß morgen sogar ein neues russisches Märchen geboren wird. So drängt die Welle der reinen Erkenntnis der Dinge an sich in ihren äußersten Extremen doch wieder zur Schaffung unterhaltender Vorspiegelungen: der Kreislauf in der russischen Literatur wird bald wieder vollendet sein. Man braucht nur auf die ausländischen Autoren zu blicken, die in Rußland (oft gegen ihren Willen) gedruckt werden: Mann, Wells, Bordeaux, Baumont, Wallace, Töldi und viele andere, die dazu berufen sind, den russischen Buchhunger durch solche Werke zu stillen, die jene Vitamine enthalten, die in den modernen russischen Büchern fehlen. Es ist bezeichnend, daß der unberechtigte Nachdruck fremder Autoren eine so ungeheuer hohe Zahl erreicht hat, Tausende von kleinen Buchdruckereien ernähren sich vom Nachdruck neu herauskommender ausländischer Bücher. Man darf überzeugt sein, daß viele fremde Autoren in ihrem eigenen Vaterlande nicht mehr Bücher verkaufen, als sie in Rußland los werden, allerdings aus dem unbezahlten russischen Nachdruck. Es ist notwendig, daß gegen diese Verstöße einmal internationale Abmachungen getroffen werden, frühere Verhandlungen haben ja immer mit schönen Vertröstungen, einigen Erlassen, aber in der Praxis mit verschwindendem Erfolg geendet. Man kann immer noch mit Recht sagen, daß rund 20 Prozent aller in Rußland erscheinenden fremden Autoren von diesem Vorgang überhaupt nichts ahnen.

Auch die Einfuhr fremder Bücher nach Rußland hat sich im

Digitized by Google

letzten Jahre wieder gehoben, wenn man auch sagen muß, daß hierin eine gewisse Zurückhaltung geübt wird, die auf einem eigenartigen Gebiet ihre Ursachen sucht. Es ist nämlich vorgekommen, daß aus Kreisen, die dem Kommunismus feindselig gegenüberstehen, in die Pappeinbände und Ledereinfassungen antibolschewistische Pamphlete und Druckschriften aller Arten eingeschmuggelt wurden, die dann in Rußland durch bestimmte Agenten weiter verbreitet wurden. Eine scharfe Überwachung derjenigen Verlage, die Bücher nach Rußland exportieren, ist daher im Gange, allerdings ist die Zahl der Beschlagnahmungen in den vergangenen Monaten nicht mehr annähernd so stark gewesen als früher. In der Hauptsache hat man Verdacht auf Bücher, die aus Frankreich und Rumänien eingeführt werden, gegen die Zufuhren aus Deutschland, England und Schweden hat man selten Bedenken geäußert. Was die Ausfuhr russischer Bücher betrifft, so ist in der vergangenen Berichtsperiode besonders das Anschwellen der Sendungen nach den Vereinigten Staaten bemerkenswert, und zwar handelt es sich hier in erster Linie um volkswirtschaftliche und sozialpolitische Schriften des neuen Rußlands. Man gewinnt auf diese Weise Einblick in das Interesse, das besonders der amerikanische Industrielle an Rußland nimmt, denn mit der steigenden Durchdringung Rußlands mit amerikanischen Kapitalien, Industriewerken und Exportfilialen ist auch das Interesse Amerikas am russischen Büchermarkt zusehends gestiegen. Im Jahre 1925 wurden alles in allem 248 945 russische Bücher nach U.S.A. ausgeführt, im Jahre 1929 dagegen bereits 818 120 Stück. Die Zahl hat in diesem Jahr zum mindesten um 20 Prozent zugenommen, und die Entwicklung ist noch keineswegs abgeschlossen. Umgekehrt ist es dann nicht wunderzunehmen, daß auch aus den Staaten nach Rußland viel mehr Bücher exportiert werden als vor dem Weltkriege, man hat eine Zunahme von etwa 65 Prozent für das letzte Vollberichtsjahr festzustellen.

Das Buch in Sowjetrußland ist daher der Mittelpunkt der kulturellen Entwicklung aller Stände geworden, der kommunistisch organisierte Russe spiegelt sich darin ebenso deutlich wie der im russisch-kommunistischen Gemeinwesen eingeordnete, nichtorganisierte Bürger, man braucht, um Land und Leute von jetzt mit denen der früheren Epochen zu vergleichen, nur den Büchermarkt Rußlands eingehend zu studieren. Es ist zu hoffen, daß unsere Zeilen in diese Anfangsstadien dieses Studiums eingeführt haben, und wir wollen unsere Ausführungen noch mit einer kurzen Statistik abschließen, die über die Verbindungen des Büchermarkts unserer Heimat und ihrer Nachbarländer zu Rußland in den letzten drei Jahren einigen Aufschluß rein zahlenmäßiger Natur gibt in der Ein- und Ausfuhr drüben und hier gedruckter Buchwerke:

Ausfuhr von Büchern aus Deutschland nach Rußland:

1925:	Gebunden:	108 934	Broschiert:	238 946
1927:	„	117 078	„	303 448
1929:	„	142 110	„	414 300

Ausfuhr von Rußland nach Deutschland:

1925:	Gebunden:	38 225	Broschiert:	51 517
1927:	„	33 067	„	55 103
1929:	„	37 552	„	62 345

Ausfuhr von Büchern von Österreich nach Rußland:

1925:	Gebunden:	7 935	Broschiert:	11 956
1927:	„	8 108	„	10 835
1929:	„	9 007	„	14 211

Ausfuhr von Büchern von Rußland nach Österreich:

1925:	Gebunden:	2 466	Broschiert:	9 123
1927:	„	3 147	„	10 101
1929:	„	3 155	„	11 034

Von Schweden nach Rußland:			Von Rußland nach Schweden:		
1925:	Zusammen	5 138	1925:	Zusammen	3 917
1927:	„	6 089	1927:	„	3 847
1929:	„	5 834	1929:	„	3 592

Von Ungarn nach Rußland:			Von Rußland nach Ungarn:		
1925:	Zusammen	867	1925:	Zusammen	483
1929:	„	1 309	1929:	„	616.

Damit ist wohl die Reihe derjenigen Staaten umfaßt, deren Bücheraustausch mit Rußland uns am meisten interessieren muß.

Herbert Schmidt-Lamberg

Ukrainischer Brief

Es ist an sich eine lobenswerte Aufgabe, die sich die Sowjetregierung gestellt hat, eine Proletarier- und Dorfarmuts-Literatur zu schaffen, indem sie der schreiblustigen Jugend die Gelegenheit bietet, ihre literarischen Begabungen möglichst ungehindert zu entfalten. Diese Absichten bringen aber größtenteils nur eine Förderung der Schreibwut und eine Senkung des geistigen Niveaus der jungen ukrainischen Literatur mit sich. Diese Plage teilen mit der Ukraine übrigens alle anderen Gebiete der Sowjetunion. Und doch ist die Gefahr für die russische Literatur geringer, als für die ukrainische, weil dort die alten literarischen Traditionen noch zu stark wirken. Anders steht es in der Ukraine.

Die vorrevolutionäre Literatur, obwohl es ihr an hervorragenden Leistungen nicht fehlte, war doch zu schwach, um eine feste Grundlage für die weitere Entwicklung in den neuen Verhältnissen zu schaffen.

Die ersten Jahre nach der Oktoberrevolution gehörten dem Impressionismus, Symbolismus und nicht zuletzt dem Futurismus. Aus der ziemlich geringen literarischen Produktion dieser Zeit können hierbei die Sammlungen „Musaget" (1919) und „Grono" (1920) angeführt werden, in denen die Tendenz „l'art pour l'art" noch ziemlich ungehindert hervortritt. In den Schriften von Mychailyčenko und von W. Ellan findet die revolutionäre Tendenz aber schon ihren Ausdruck in der Dichtung. Dann wird das Klassen- und Revolutionsmotiv immer deutlicher. So veröffentlichen im Jahre 1921 drei proletarische Dichter — Chvylovyj, Soßjura und Joganſen — ihr Manifest in der Sammlung „Oktober", in dem sie „die schaffende Ära der proletarischen Poesie der freudigen Zukunft" verkünden.

Das Bild der literarischen Entwicklung in der Ukraine wäre aber unvollständig ohne die sogenannte „Litera-

Digitized by Google

rische Diskussion", die in den Jahren 1925—1928 die Öffentlichkeit beschäftigte und immer noch nachklingt. Eingeleitet wurde sie durch einen Aufsatz von Jakovento.

Dies war eine Auseinandersetzung mit den Anhängern des „Massovismus" (das heißt der Massenhaftigkeit), die die Behauptung aufstellten, die Masse sei schöpferisch. Das zog naturgemäß eine Auseinandersetzung über die Frage der kulturellen Einwirkungen nach sich, und nunmehr konzentrierte sich die Diskussion auf die Frage über den Wert „Europas" für die ukrainische Kultur. Einmal berührt, ließ sich auch die naheliegende Frage nicht vermeiden, ob der Einfluß der russischen Kultur auf die Ukraine heilsam oder verderblich sei. „Man braucht nicht unser politisches Bündnis" (mit Rußland), äußerte sich M. Chvylovyj, „auf die Literatur zu übertragen." „Vor der russischen Literatur, vor ihrem Stil, muß die ukrainische Dichtung so schnell wie möglich fliehen." Schon vorher ermahnte Chvylovyj zur „Flucht von Moskau", aber er argumentierte damit, Moskau sei „ein Mittelpunkt des Spießbürgertums der Union geworden", Worte, die Chvylovyj später widerrufen mußte, die aber doch von seiner kommunistischen Rechtgläubigkeit zeugten. Jetzt wandte er sich gegen Moskau schlechthin, und diese Wendung der „Literarischen Diskussion" erschien der Regierung gefährlich. Ein Mitglied des ukrainischen Volkskommissariats, M. Skrypnyk, trat mit einer Broschüre „Über den Kampf der zwei Kulturen" hervor: es sei keine russische Kultur, die in Moskau produziert werde, sondern eine allgemeinmenschlich-proletarische, und es gäbe keine „Orientierung auf Europa", sondern nur auf Moskau als die Metropole der Weltrevolution. Der Wink war deutlich genug, um die Sprecher für „Europa" verstummen zu lassen.

Von den heutigen Dichtern der Ukraine muß nun in erster Linie der „Neoklassiker" — M. Rylskyj, genannt werden, einer von den wenigen, die sich nicht den herrschenden Verhältnissen anpassen wollten. Bereits im Jahre 1911 ist seine kleine Gedichtsammlung „Auf den weißen Inseln" erschienen. Seitdem hat Rylskyj mehrere lyrische Sammlungen veröffentlicht, die letzte im Jahre 1929, „Wo die Wege sich kreuzen". Was am meisten bei Rylskyj anspricht, ist seine tiefe Naturliebe. Hier schildert er in schlichten Worten die Poesie des Fischfangs am einsamen Ufer, dort eine Weinernte. Man wundert sich, daß der Dichter in den blutigen Zeiten des Bürgerkriegs diese beschauliche Ruhe bewahren konnte. Das hat auch der Kritik Anlaß gegeben, ihn als Dichter „der süßen Welt" oder als einen Epikureer zu stempeln, „der seine innere Primitivität durch künstlerische Form zu verschleiern sucht". In Wirklichkeit aber ist diese „süße Welt", wie sein literarischer Freund M. Zerov treffend bemerkt, bloß der Ausdruck einer bestimmten Stimmung des Dichters. Ebenso tief gehend ist der Pessimismus des Dichters in seinem Werk „Blaue Ferne", in dem sich seine Sehnsucht den „alten gotischen Bauten" zuwendet. Der Dichter möchte wenigstens im Traum „den Marmor der Säulen", die „venetianischen Kanäle", „die Geister von Versailles" sehen, anstatt in einer Umgebung zu verweilen, deren Symbol ein Krug voll „Samohon" (selbstgemachter Schnaps) sei.

Am nächsten zu Rylskyj steht M. Zerov, der hauptsächlich ein Kritiker und Literaturhistoriker, aber auch zweifellos der beste ukrainische Übersetzer klassischer und europäischer Dichter ist. Von seinen eigenen Werken ist die kleine Gedichtsammlung „Kamena" bemerkenswert. Die Gedichte Zerovs zeichnen sich besonders durch ihre meisterhafte Form aus. Ihm hat man eine Anthologie der neuen französischen Dichtung, sowie zahlreiche Übersetzungen klassischer Autoren zu verdanken.

Rylskyj und Zerov gehören zu den sogenannten „Neoklassikern", einer Gruppe, der zwar von den machthabenden Kreisen kein besonderes Wohlwollen entgegengebracht wird, die sich aber durch eine wirklich hohe Kultur auszeichnet.

Zu den im Ausland bekanntesten ukrainischen Dichtern gehört zweifellos P. Tyčyna. Der nationale Aufschwung der Ukraine hat in ihm seinen Sänger gefunden. Aber die neuen politischen Verhältnisse, an die Tyčyna sich anpassen will, haben lähmend auf sein wirklich großes Talent eingewirkt.

Einen durch und durch proletarischen und revolutionären Dichter stellt V. Soßjura dar. „Auf ihn", sagt einer seiner Kritiker, „wirken am wenigsten die künstlerischen Weltanschauungen des vorrevolutionären Zeitalters ... Sozial ist er fest an die werktätigen Massen gebunden ... Er ist nicht entzweit und erschöpft durch die Stimmungen, die seelische Verfassung und die individualistische Kultur der Vergangenheit ... Dies macht aus Soßjura den „am meisten proletarischen Dichter von allen proletarischen Dichtern" (Zerov) ...

Von den Prosaschriftstellern ist vor allem der schon öfters erwähnte V. Chvylovyj zu nennen. Seine impressionistischen Novellen — eine Art „Poesie in Prosa" — sind eigentlich keine Erzählungen, sondern Stimmungsbilder des Augenblicks. Chvylovyj ist wie Soßjura ein echter Proletarier. Chvylovyj wird angezogen von dem wirklich Heroischen in dem revolutionären Kampfe. Er idealisiert seine Helden nicht, er sucht in ihnen das ewig Menschliche zu finden. Wenn das Schaffen Chvylovyjs sich hätte unbehindert entwickeln können, so wäre er bestimmt ein Schriftsteller großen Formats geworden.

Digitized by Google

In der nicht überreichen ukrainischen Prosa war die Wirkung Chvylovyjs so stark, daß viele von der jungen Generation ganz und gar unter seinen Einfluß gerieten. Zu den Bedeutenden unter den Prosaikern, gehören ohne Zweifel — der Novellist M. Antonenko und V. Pidmohylnyj, der sich mit psychologischen Problemen befaßt. O. Doswitnyj und O. Slissarenko versuchen, in die ukrainische Literatur den Abenteuerroman einzuführen. Es wäre noch der futuristische Dichter G. Škurupij zu erwähnen, der jetzt immer mehr zum Realismus neigt und sich als Prosaschriftsteller betätigt.

Bleibendes ist gewiß nicht viel in der sowjetukrainischen Literatur geschaffen worden. Aber mag diese Literatur auch noch so absprechend beurteilt werden, das eine leistet sie zweifellos: die Durchbildung der ukrainischen Sprache im Sinne der literarischen Tradition dieses Volks seit anderthalb Jahrhunderten. Man darf nicht an der Tatsache vorübergehen, daß all diese mehr oder weniger glücklichen literarischen Leistungen ein für alle Mal, wenn nicht der russischen Kultur, so doch wenigstens der russischen Sprache die Wege in die Volkstiefe versperrt haben.

Zum Schluß sei darauf hingewiesen, daß außer der sowjetukrainischen auch eine nennenswerte literarische Produktion der zu Polen gehörenden Westukrainer und der politischen Emigranten im Auslande besteht; daß also ein literarischer Bericht über die Sowjetukraine keineswegs die Gesamtheit der ukrainischen nationalkulturellen und geistigen Regungen umfaßt.

Igor Losky

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Pasenow oder Die Romantik 1888. Roman. Von Hermann Broch. München-Zürich 1931, Rhein-Verlag. 275 S.

„Pasenow oder die Romantik" ist der erste Roman einer epischen Trilogie „Die Schlafwandler", einer zyklischen Darstellung, die die Entwicklung Deutschlands zum Gegenstand haben soll. Man erfährt aus dem Plan des Werks, daß jeder der drei Romane ein bestimmtes Jahr fixiert, für dessen (innere und äußere) Haltung eine entsprechende Formel gefunden scheint (1888. Pasenow oder die Romantik; 1903. Esch oder die Anarchie; 1918. Huguenau oder die Sachlichkeit).

Es widerspricht eigentlich dem üblichen Begriff der Entwicklung, einige feste Zeitpunkte herauszugreifen und sie zu beleuchten. Der Fluß des Lebens während 15 Jahren wird also jeweils dem Blick entzogen und erst seine Mündung, erst das Ergebnis der Entwicklung sichtbar gemacht. Brochs Methode ist die eines Mathematikers, der aus einigen Fixpunkten und exponierten Stellen, Wendepunkten etwa, den Verlauf einer Kurve aufzeichnet. Ob das hier möglich ist oder überhaupt richtig, wird erst von dem abgeschlossen vorliegenden Werk her zu beurteilen sein.

Die Titel der Romanserie erheben die Frage, ob Broch das Wörtchen „oder" im Sinne einer Alternative oder einer Identität gebraucht hat. Nun, der Autor wählt das Gleichheitszeichen, und er bemüht sich im ersten Roman seine Definition der Romantik an Pasenow, einem ehemaligen Offizier, und seiner Umgebung zu demonstrieren. Broch formuliert: Romantik sei es immer, wenn Irdisches (hier: die Uniform) an Stelle des Glaubens ins Absolute (hier: „in eine überweltliche und überzeitliche Idee der Uniform, die es nicht gibt und die dennoch so heftig ist") erhoben wird. Ich bin zwar mit seinem Begriff vom Romantischen nicht einverstanden, aber ich gestehe, ihn in diesem Roman konsequent gestaltet zu wissen: Der Roman schildert das gesellschaftliche Leben noch dienstuender oder bereits verabschiedeter Militärs, führt uns an die Schauplätze ihres Daseins und entblößt deren Entscheidungen der Zwecke und Motive.

Von einer Hierarchie der Uniformen ist freilich wenig zu spüren: Die Uniformierten treten zu wenig aus ihrem Kreis heraus, um ihre Herrschaft an hartnäckigeren Menschen als der entzückenden Ruzena oder der gescheiten Gutsbesitzerstochter Elisabeth zu beweisen. So beschränkt sich die Darstellung des Jahres 1888 eigensinnig auf einen bestimmten Punkt und Stand, und übersieht mit Bewußtsein alle übrigen Kräfte und Stände der damaligen Kaiserzeit.

Dieser erste Roman ist wegen seiner einseitigen Beschränkung auf die Welt der Uniformen durch eine imponierende Deutlichkeit des Sehens ausgezeichnet. Das Gleichförmige des Lebensstils dieser Einzelnen und Familien, das Wohlgeordnete der persönlichen Beziehungen, das Korrekte und Vorschriftsmäßige, hinter dem sich diesmal keine angefaulten Moralen verbergen, die Fäden des Konventionellen, von denen die Menschen wie Marionetten bewegt und bestimmt werden, von den Ehrenhändeln bis zur Standesehe: dies alles ist hier mit einer den Leser ergreifenden Sicherheit gestaltet, die nur Erfahrung beibringen konnte. Die Menschen dieser Umgebung verlieren viel von ihrer Individualität, was auf Grund ihrer Erziehung nicht merkwürdig ist, aber Broch läßt sie noch soviel davon bewahren, daß sie nicht miteinander zu verwechseln sind. Das beweist die Könnerschaft seiner Charakterisierung.

An einzelnen Stellen bleibt das Buch zu rhetorisch und referierend, und gelegentlich vermißt man eine kräftigere Gestaltung. Sprachlich ist es von einer erfreulichen, heute selten gekonnten Zucht, zuweilen voll lyrischer Zartheit (vor allem ganz allerliebst die eingeflochtene Liebesgeschichte zwischen Joachim und der schönen Ruzena). Von absolut ruhendem Charakter, erscheint es leicht und zart wie Pastell.

Tübingen K. H. Bühner

Roßbach. Von Arnolt Bronnen. Berlin 1930, Ernst Rowohlt-Verlag. 175 S. Kart. M. 3,—, geb. M. 5,50.

Man soll ein Buch, das politisch ist, nicht durch die Rezension parteipolitisch machen. Bronnen will schon mehr als eine

Digitized by Google

Staatsform ändern, er weiß, daß das neue Kleid nichts wäre ohne den neuen Körper. Dieser neue Körper aber — Ernst Jünger prägt das Wort, Roßbach nimmt es auf und Bronnen bestätigt es — ist „die Mobilmachung des Deutschen" und weiter gesehen „das teutonische Ziel, aus diesem Reich das Gebiet einer einzigen Herrscherrasse zu machen, die in aller Härte des Daseins nichts kennt als Macht und Verantwortung". Ein stolzes Wort, dem Bronnen selbst widerspricht, wenn er anläßlich des Kapp-Putsches bemerkt: „Die Deutschen waren regierungsfromm. Gab es zwei Tage lang nur eine Regierung, so war für diese eine Regierung das Spiel gewonnen." Ich weiß nicht, wie man Menschen, die man sehr von oben herab regierungsfromm nennt, in eine Herrscherrasse verwandeln will; es sei denn, unter Zuführung von Alkohol.

Andere Widersprüche fallen schon nicht mehr auf. Es ist höchst verächtlich, daß im münchener Aufstand bei der Feldherrenhalle Deutsche auf Deutsche schossen; aber umgekehrt ist das durchaus nicht verächtlich, man rechnet im Gegenteil höchst kaltblütig mit „Tod und Ausrottung vieler Millionen". Hitler sagt vor dem Aufstand zu den versammelten Kriegsschülern: „Die höchste Pflicht Ihres Fahneneides, meine Herren, ist die, ihn zu brechen." Man bedenke, daß dieser Fahneneid freiwillig gegeben wurde und daß einer, der seinen Eid um der Idee willen bricht, nicht mit der Idee, sondern mit dem Eidesbruch beispielhaft wirkt. Weiter ist es ungerecht, die Jugendbewegung eine „individualistische, für die Nation unfruchtbare Vorkriegserscheinung" zu nennen, um mit dieser Kritik eine Folie zu schaffen für die neue national-bündische Bewegung. Die Jugendbewegung der Vorkriegszeit hat Sauberkeit und Kameradschaft eingeträumt, genau die Sauberkeit und Kameradschaft, mit der Hunderttausende im Felde ihre Lebensangst besiegen konnten. Sie hat ganz im Stillen Gesinnung geschaffen und bewiesen, Überzeugungen menschlicher Art, die mehr waren als Punkte eines Programms. Sie hat die Waffe gut in die Hand gelegt, ohne daß man sich vorher überzeugungswild gegenseitig in die Rücken geknallt hätte.

Bronnens Buch ist wichtig, weil es entschieden ist und andere entschieden machen kann (wobei ich Entscheidung nicht mit Extrem gleichsetze). Es ist wieder ganz ausgezeichnet geschrieben, aggressiv, heftig, deutlich, bissig, ein politisches Kampfbuch mit Zähnen und Krallen. Diesen harten, psychologiefernen Tatsachenstil schreibt Bronnen heute kaum einer nach. Aber wenn man ihm die Hand geben möchte für den deutschen Impuls, der im Leser natürlich und unwillkürlich nachhallt, so fühlt man die Hand zurückgestoßen; denn wir sind kein Volk von Brüdern, sondern von brüderlichen Feinden.

Frankfurt a. M. Herbert Scheffler

Lord Byron. Roman einer Leidenschaft. Von Kasimir Edschmid. Wien 1929, Paul Zsolnay Verlag. 443 S.

Besser, als jeder andere es könnte, hat Edschmid selbst in seinem Aufsatz (Literaturblatt der Frankf. Ztg. vom 17. November 1929) die Beweggründe und Ziele seines Buchs klargestellt. „Man hat Byron zu einem exzentrischen Hanswurst gemacht, weil man ein Jahrhundert lang einfach nicht den Mut hatte, zu sagen, daß er mit seiner Schwester ein Verhältnis hatte." Das ist der eine Drehpunkt des Buchs. Der andere: „Unsinngemäß ist es, ein privates Leben aus Dichtungen zu erklären." (In dem Buch selbst kongruiert damit das wunderhübsche, leicht enttäuschte Wort der Therese Giuccioli: „Er ist eigentlich gar kein richtiger Autor.") Mir scheint, schon mit dieser Einstellung zu dem lebenden und dichtenden Byron hebt sich das Werk wohltuend aus der Menge der Biographien heraus, die Moral mit Ethos verwechseln und einen Dichter nicht anders vorzuführen wissen als träumend, am Federhalter kauend oder im Trance der Eingebung Sätze aufs Papier hauend. Und dann ist das Buch geschrieben . . . ich möchte sagen: virtuos, aber das Wort hat einen ungerechten Nebensinn bekommen, der es der Routine zuschiebt . . . fein und scharf ist es geschrieben, nie schwitzig im Leidenschaftlichen, mehr erfrischend als erkältend in seiner englischen Kühle, die aus Edschmids sachlicher Art sich wie von selbst ergibt. Möglich, daß man Byron auch anderherum sehen kann, ein großer Mann hat viele Achsen, um die er zu drehen ist. So wie Edschmid ihn sieht, kann er schöner und handgreiflicher nicht gegeben werden.

Frankfurt a. M. Herbert Scheffler

Der Student von Prag. Eine Idee. Von Hanns Heinz Ewers. Mit 8 Bildern aus den gleichnamigen Filmen. Berlin 1930. Dom-Verlag. 218 S. M. 2,85.

In seinem, durch den historischen Rückblick interessanten, nicht durch übertriebene Bescheidenheit getrübten Vorwort, sagt Hanns Heinz Ewers, daß der Film dieses Namens der erste war, für den ein Dichter seine Phantasie bemühte, ohne daß der Stoff vorher schon in anderer Kunstform gestaltet gewesen wäre. Was geschieht nun, da der Film in zwei Fassungen Erfolg hatte? Wie sonst aus berühmten Romanen zugkräftige Filme fabriziert werden, hofft hier der Novellist Dr. Langheinrich-Anthos etwas von der Zugkraft des Ewersschen Films für seine Novelle abzugraben, wenn sie nur ebenso geschickt auf die Instinkte und den Geschmack der breitesten Massen zugeschnitten ist. Die süßlichen Schauer in den Erlebnissen des dämonischen Studenten Balduin, der sich aus Liebe zu einer Prinzessin Schwarzenberg dem Teufel verschreibt, aber auch von einem Zigeunermädchen geliebt wird — nein, bitte nicht nacherzählen müssen! Man kann die Vorgänge in demselben Büchlein auch zu einer „dramatischen Dichtung für Musik" von Heinrich Noeren verarbeitet finden. Die bunte, farbengrelle Schilderung des Studentenlebens bildet sich mächtig viel auf die minutiöse Milieukenntnis ein und sie ist auch wohl das Beste an der Nachdichtung. Wer aber das Leben der prager Studenten kennenlernen will, wie es wirklich gewesen ist, muß bei Karl Hanns Strobl bleiben.

Prag Oskar Baum

Günther. Eines Dichters Schicksal. Novelle von Carl Müller-Rastatt. Leipzig 1930, Reclams Universal-Bibliothek Nr. 7107. 70 S. M. 0,40 (0,80).

Mit gutem Geschick hat der Verfasser die wechselvollen, zwischen Glück und Leid leidenschaftlich hin und her pendelnden Lebensjahre Johann Christian Günthers, dieses genialen, zügellosen, unbeherrschten Dichters der deutschen Barockzeit zu einem kurzen aber eindringlichen Bild zusammengefügt, das zwar hier und da etwas nüchtern, literarhistorisch referierend wirkt, anstatt des unglücklichen Dichters lodernde Leidenschaftlichkeit unmittelbar wirken zu lassen, aber im übrigen eine feine Zeichnung und lebendige Darstellung der Menschen aus der Barockzeit darstellt.

Kiel Wilhelm Lobsien

Digitized by Google

Literaturgeschichtliches

Enrica von Handel-Mazzettis Persönlichkeit, Werk und Bedeutung. Gemeinsam mit Adolf Buder, Anton Dörrer, Rudolf Henz, Joseph Kröckel, Hedwig Molack-Sahlinger und Rhabana Münkel bearbeitet und herausgegeben von Paul Siebertz. München 1930, Josef Kösel und Friedrich Pustet. 472 S. M. 7,50 (10,—).

Das umfangreiche, schön ausgestattete, reich bebilderte Werk ist eine Festschrift zum 60. Geburtstag der großen katholischen Dichterin. Zunächst berichtet Paul Siebertz von ihrem heiligmäßigen, edeln, von Pflicht und Arbeit, Mitleid und Mildtätigkeit, Glauben und Liebe, vom Preise der Gottesmutter und visionärer Schau erfüllten Leben und Dichten:

Enrica von Handel-Mazzetti als Konfirmandin
(Bildprobe aus dem hier besprochenen Buch)

Ave Maria. Rudolf Henz bemüht sich dann, ihr gesamtes Schaffen ernstlich zu kritisieren, darauf folgen vier wackere Doktordissertationen über „Religiöse Probleme", „Kompositionsgesetze", „Das Barocke", „Stilmittel". Zuletzt und zubest schildert der innsbrucker Staatsbibliothekar Anton Dörrer, wie durch Enrica von Handel-Mazzetti der katholischen Dichtung für alle Folgezeit eine breite Gasse geöffnet wurde. Ihm steht die Dichterin besonders nahe, weil sie dem gut katholischen, gut deutschen Land Tirol und besonders dem herrlichen Innsbruck mit seinen hochragenden Kirchen und Bergen aus tiefster Seele zugetan ist, war doch ihr Urgroßvater mütterlicherseits, Baron von Mazzetti, Welschtiroler.
Neben den Nachfolgerinnen der Dichterin — Paula Grogger, Dolores Viesér, Maria Veronika Rubatscher und Sigrid Undset — tauchen auch die großen Vorgängerinnen, die Droste und Hrotsvita auf. Die Sächsin steht, fast durch ein Jahrtausend von der Österreicherin geschieden, groß am Anfang christkatholischer Frauendichtung, deren Gipfel jetzt Enrica erreichte, wie Hrotsvita gläubig, deutsch und gut kaiserlich. („Der deutsche Held.") Paul von Winterfeld hat einst gezeigt, wie Hrotsvita in ihren geistlichen Dramen den Mimus streift, der zum Mysterium aufsteigt. Auch die Handel-Mazzetti beginnt mit kleinen Dramen, um dann in ihren Romanen, wofür sie sehr mit Unrecht schwer angegriffen wurde, den ganzen bunten, nicht selten auch niedrigen und blutigen Mimus des Lebens zu geben, durch den sie aufsteigt zum heilig ernsten Mysterium des Seins, über dem die Glorie Christi und der Madonna leuchtet. Ähnlich geht in einem erhaltenen klassischen Roman der Antike, der für Cervantes im Don Quichote das große Vorbild war, in dem „Goldenen Esel" des Apuleius der Held durch den bunten Mimus niedern Lebens zum Mysterium, freilich zu dem der gnadenreichen, süß und mütterlich lächelnden Himmelskönigin Isis. So hebt denn auch Anton Dörrer, der erfolgreiche Passionsspielleiter von Erl und treffliche Erforscher des tiroler Volksschauspiels, da er vor kurzem schon die Rede vom Mimus von Tirol begann, auch die neue Parole: Mimus und Mysterium in dieses schöne, von viel neuem Material und Wissen erfüllte Handel-Mazzetti-Ehrenbuch, das seine eigene, tiefgründige Abhandlung krönt und vollendet.

Berlin — Hermann Reich

Carl Hauptmanns schlesische Sendung. Von Werner Milch. Breslau 1931, Priebatsch Buchhandlung. 20 S. M. 0,50.

Werner Milch setzt mit diesem Essay seine verdienstvollen Forschungen über den Zusammenhang schlesischer Mystik und schlesischer Dichtung fort. Auf seine Hermann Stehr-Studie läßt er jetzt diese Carl Hauptmann-Untersuchung folgen. Er will zeigen, warum Carl Hauptmanns Werk unter ästhetischen Gesichtspunkten unvollendet bleiben mußte, daß der Dichter sich um die Lösung einer unlösbaren Aufgabe mühte, und daß gerade dies übermenschliche Ringen Eigenwert und Eigenart des Dichtwerkes ausmacht. Milch geht davon aus, daß „der Dichter, die übersinnliche Welt, die der Mystiker geschaut, bildhaft festhalten wollte", wie Josef Nadler es formuliert hat. Aber auch davon, daß das „Geheimnis", das mystische „Erlebnis" „ineffabile" sei, nicht ausgesagt werden könne, daß Mystik und Dichtung sich nicht vereinen ließen. Seine letzte Voraussetzung von der Unvereinbarkeit der Mystik und Dichtung ist falsch. Milch sollte Henri Bremonds Buch „Mystik und Poesie" studieren und sich von der Universitätsmethode befreien, die nur der Ratio gehorcht, nicht aber der Irratio. In Wahrheit quellen Dichtung und Mystik aus demselben Erlebnisgrunde. Während die Mystik es sich am „Erlebnis" genügen läßt und höchstens noch die Liebeskraft daraus entwickelt, strebt die Dichtung danach, das „Erlebnis" auszusagen, zu gestalten und zwar schon, so lange sie da ist; ohne die Einheit mit der Mystik gäbe es keine Dichtung, sondern nur „Literatur". Sieht man von diesem Irrtum Milchs ab, ist seine Arbeit ein ausgezeichneter Beitrag zur Durchdringung des Werks und der Persönlichkeit Carl Hauptmanns. Das Organische seiner Entwicklung, deren Stufen und Vollendung, sowie der Zusammenhang von Carl Hauptmanns Wesen und Werk mit schlesischem Wesen und Schaffen wird mit seltener Klarheit herausgearbeitet.

Berlin — Hanns Martin Elster

Digitized by Google

Verschiedenes

Deutsches biographisches Jahrbuch. Herausgegeben vom Verbande der deutschen Akademien. Band X. Das Jahr 1928. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. VII, 344 S.

Während der letzterschienene Band (vgl. L. E. XXXII, 669), der die Toten des Jahres 1923 brachte, die Reihe der Nachtragsbände fortsetzte, ist mit dem jetzigen vorgreifend der Anschluß an die Gegenwart hergestellt. Im Vorwort werden für dieses Jahr noch die Bände über 1924 und 1929 in Aussicht gestellt, so daß in den nächsten Jahren nur noch 1925, 1926 und 1927 nachzutragen wären, um die große Lücke, die unter der Not der Kriegs- und Nachkriegsjahre entstanden war, wirklich zu schließen. Der vorliegende Band bietet 69 biographische Aufsätze, darunter 5 über deutsche Dichter, nämlich über Ida Boy-Ed (Fr. Endres), Heinrich Federer (Peter Dörfler), Henry von Heiseler (Fr. Endres), Erich Schlaikjer (H. Meyerfahm) und Hermann Sudermann (H. Spiero). Sonst mögen den Literaturfreund noch besonders interessieren der kleine Aufsatz über Ferdinand Gregori (H. Knudsen), dessen Mitarbeit ja den Lesern dieser Zeitschrift in lebendiger Erinnerung steht, und die sehr ausführliche biographische Skizze über Otto Hammann (Fr. Heilbron). In der diesmal rund 200 Nummern umfassenden Totenliste begegnen wir dann noch einer Reihe von Namen, bei denen wir im Interesse der Literaturgeschichte bedauern, daß sie nicht auch einen biographischen Aufsatz abbekommen haben, so Carl Bleibtreu, Hanns von Gumppenberg, Hermann Horn, Klabund und Bruno Wille. Von sonstigen Persönlichkeiten, die nur in der Totenliste Platz gefunden haben, sähe man gern vor allem Wilhelm Fließ, Max Scheler und Franz von Stuck (auch die Politiker von Brockdorff-Rantzau und Lichnowsky) ausführlich gewürdigt.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Kommt „das dritte Reich"? Von Walter Oehme und Kurt Caro. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 123 S.

Adolf Hitler, Wilhelm III. Von Weigand von Miltenberg. (Ebenda.) 93 S.

Ein politischer Grundsatz des Rowohlt-Verlages, der uns literarisch nur das Originellste und Wertvollste vorlegt, scheint Aktualität zu sein. Er geht mit diesem Prinzip für mein Empfinden manchmal zu weit. Die beiden uns heute vorliegenden Publikationen sind in jedem Fall höchst verdienstvoll. Ich ziehe die von Oehme und Caro der von Miltenberg vor.

Man soll den Feind kennen, ehe man ihn abtut. Die Nationalsozialisten sind der Feind, geben wir uns darüber keinen Augenblick einer Täuschung hin. Die Autoren Oehme und Caro, die den wirren Gegenstand kennen, über den sie uns Aufklärung geben, beweisen uns, was wir immer fühlten: daß von irgendeiner moralischen Ernsthaftigkeit bei diesen Helden der politischen Saison im entferntesten nicht die Rede sein kann. Hier ist alles Agitation, Demagogie, Stimmenfang; nichts Programm, nichts, nichts, nichts; noch nicht einmal der Antisemitismus oder der Franzosenhaß, auf den der gewandte Hitler so leicht verzichtet, seit er nun Minister werden will. Der Wirrwarr ist so erschreckend, daß man in der Tat all seine Psychologie zusammennehmen muß, um zu verstehen, wie gerade diese Partei zur zweitstärksten Deutschlands werden konnte, und morgen vielleicht zur stärksten. Wie verhält es sich mit dem natürlichen Ranggefühl einer Nation, wenn ein Göbbels seinem Hitler schreiben darf: „Was Sie da sagten, ist das Größte, das nach Bismarck in Deutschland gesprochen wurde" — ohne damit dem Fluch tiefster Lächerlichkeit zu verfallen? — Ach, die Lektüre dieses hochinteressanten Hefts stimmt wahrhaftig nicht heiter und hoffnungsvoll. Ein Gefühl von Leere bleibt, das Ekel bereitet. Was wollen die? Kapitalismus oder Sozialismus? Und wenn Sozialismus — warum lassen sie sich von der Schwerindustrie finanzieren? Welch trauriger Schwindel! Es ist so, wie die Verfasser sagen: „daß die Jugend in die Hände der Gescheiterten einer Zwischengeneration geriet." Welch traurige Jugend! —

Die Broschüre des Weigand von Miltenberg „Adolf Hitler, Wilhelm III." ist weniger sachlich. Die erste sammelte ein erschreckendes Tatsachenmaterial; diese zweite bringt vor allem den Schmerz eines echten Nationalsozialisten zum Ausdruck, darüber, daß die Hitler-Partei eine ganz gewöhnliche parlamentarische Partei geworden, und längst nicht mehr anarchistisch genug sei. Miltenberg scheint mir zur geistigen Familie Ernst Jüngers zu gehören, gleichzeitig aber hat er bei einigen recht versumpften Großstadt-Journalisten gelernt. Die Mischung ist nicht immer erfreulich, Miltenbergs Stil bedürfte dringend eines kleinen Stahlbades. „Wenn Mussolini die Zähne fletscht ..., so wirkt das immer irgendwie antik." Muß man sich das gefallen lassen? Der gutsinnte Leser wird entschädigt durch die prachtvoll männliche Schwärmerei, mit der dieser irgendwie doch sehr antike Bursche des ersten August 1914 gedenkt: „Als ... Austauschprofessoren und Weltpostvereine dahinstoben" (welch Triumph für den preußischen Anarchisten!) — „und Abermillionen von Kerls die Brust hinhielten ... Der ‚Contrat social' war zerrissen, Lokuspapier." — Wer fletschte hier nicht die Zähne? Ich las also trotzdem zu Ende und bereute es nicht, weil mir, dank dieser nicht stets erfreulichen Lektüre, klar ward, daß die nationalsozialistische Partei, die für das Schicksal Deutschlands bestimmend zu werden scheint, geistig betrachtet nichts hinter sich hat; nicht einmal die wirklich national-revolutionäre Jugend, in der ohne Frage starke, wenn auch — nach meiner Ansicht — falsch orientierte Energien stecken, und die durch Typen wie Weigand von Miltenberg repräsentiert wird.

München — Klaus Mann

Die Junge Generation in Europa. Von Hans Hartmann. Berlin, Der Neue Geist Verlag. 112 S. M. 2,80.

Die Broschüre von Hartmann ist vor allem in ihren (überwiegenden) informatorischen Teilen ungemein wertvoll, und dabei wiederum ist mit Recht das Hauptgewicht auf die Information aus dem Auslande gelegt. Man entdeckt, wenn man sich recht besinnt, in sich selber eine naive Neigung, das Jugendproblem auf die eigene Nation zu beschränken und die Jugend des Auslands eben für „jung" zu halten und damit genug. Wer hatte zum Beispiel gewußt, daß die französische Jugend mindestens so durchorganisiert ist wie die deutsche? Daß es dort eine namhafte protestantische Jugendbewegung gibt? Daß die rechtsstehende Jugend sich weniger um die „Action Française" gruppiert als um die „Jeunesse Patriote", daß aber selbst dort eine ziemliche Widerstandskraft gegen die nationalistische Einflüsterung waltet? Überhaupt ist Hartmanns französisches Kapitel besonders unterrichtet und für uns besonders bedenkenswert, schon deshalb,

Digitized by Google

weil es vom grundsätzlichen Feldzug der französischen Lehrerschaft gegen chauvinistische Schulbücher erzählt und hier und immer wieder den heilsamen Einfluß der Bildungstradition aufs öffentliche Leben unterstreicht, wie man ihn sich in unserm von Literatur nur bewohnten, aber nicht belebten Land gar nicht träumen läßt.

Etwas weniger überzeugend wirken die „Deutungen", die Hartmann aus seinen „Tatbeständen" zieht. Hier stört manchmal eine allzu frische Zuversicht der Redeweise, eine mehr aus Begriffen erbaute als an Beispielen erschaute Perspektive. Doch wird man sich viele von Hartmanns Formulierungen, etwa die von der „Philosophie" des Radikalen (gemeint ist ein grundsätzlicher Übergang vom Was zum Wie bei allen großen Fragestellungen), gern gefallen lassen. Und wenn Hartmann an einer unglücklichen Stelle vom „Frevel des Individualismus" spricht, der sich aus gemeinsamer Schuld herauszustellen trachte (das Gegenteil ist wahr: er erlebt die gemeinsame Schuld!), so klingt um so besser seine höchst individualistische Grundmahnung: sich gute Gegner zu suchen und nicht dann zufrieden zu sein, wenn der Feind lächerlich und tölpelhaft ist, sondern wenn er etwas bedeutet. Das ist in dieser Zeit der wichtigste Übergang vom Was zum Wie, von der Nützlichkeit zum Nutzen, zum Fruchtbaren.

München W. E. Süskind

Die Lust der Kreatur. Von Franz Blei. Berlin, Ernst Rowohlt Verlag. 372 S. M. 5,50.

Auf dem Gebiete der feineren Wollust gilt Franz Blei als geschätzter Fachmann. Über die Begierden und Ansprüche schöner Damen ist er bis ins einzelne unterrichtet. Mit unverminderter Fruchtbarkeit setzt er spitzfindige, verschmitzte, leckere Liebesgeschichten in die Welt, an denen die Weiblichkeit der großen Welt und die der gepflegteren Halbwelt ihr Vergnügen hat. Sein neuester Sammelband „Die Lust der Kreatur" bringt dann aber auch Abhandlungen (in Gesprächsform) für Männer von Stande, die Muße haben, Fragen eines vornehmeren Geschlechtslebens eingehend zu erörtern, so etwa wie der liebe Gott im allgemeinen und seine katholische Kirche im besonderen sich dazu stellt, oder was von Träumen zu halten ist. Dazwischen findet sich eine bissige Verulkung Carl Sternheims und eine ergötzliche Travestie der antiken Höllenstrafen. Der Stil ist ungleichmäßig, wechselnd je nach dem Gegenstand und seinen Gestalten, in den lockeren Histörchen gelockert und glatt, in den Untersuchungen zuweilen recht schwülstig und mit unnützen Fremdwörtern gespickt. Immerhin kann man auch diesem Buch des regsamen Schriftstellers bestätigen, daß es geistreich ist.

Dresden-Loschwitz Kurt Martens

Der unsterbliche Österreicher. Von Anton Kuh. München 1931, Knorr & Hirth G. m. b. H. 154 S. M. 5,60 (6,60).

Das Vorwort: „Angelockt vom Beispiel ruhmbedeckter Autoren, die mit kühnem Satz aus dem Journalismus in die Literatur sprangen, indem sie ihre langweiligen Feuilletons als kurzweilige Bücher herausgaben, beschloß der Verfasser dieser Aufsätze, das Publikum glauben zu machen, sie seien von jeher eine geistige Einheit gewesen und nur durch das auseinanderflatternde Zeitungspapier aus ihrem Zusammenhang gerissen worden." Der das geschrieben hat, dieser Anton Kuh, ist vielleicht der witzigste Mensch, der mir je über den Weg gelaufen ist. Mehr (und weniger): er ist, kann sein, gar kein witziger Mensch, sondern die Körper gewordene, auf zwei Beinen wandelnde Witzigkeit, an der ein Mensch hängt (oder ist es gar kein Mensch, der an ihr hängt, sondern nur Hirn und tractus genitalis eines solchen?). Wie dem auch sei — dieser Anton Kuh, der, glaube ich, einmal von sich gesagt hat, er sei kein Schriftsteller, sondern ein Sprechsteller (weshalb auch hier nicht sein Buch rezensiert wird, sondern er selbst) — dieser Anton Kuh, Mensch gewordene Abstraktion, ästhetisch-spirituelle (und nicht etwa ethische) Kategorie, dieser Wort-Spieler, Denk-Spieler, Geist-Spieler und Akrobat auf schwankem Hirnseil hoch oben unter der Kuppel unseres Zirkusses (nur auf der Erde steht er nicht!) — dieser Kuh, lachend über Abgründen, fast schon abgründig lachend, hat selbst etwas von dem unsterblichen Österreicher — wenn sein Österreichertum auch berliniſiert, amerikanisiert, entgemütet worden ist. In summa — man darf sich seiner Grazie freuen, auch wenn sie messerscharf, seines Gelächters, auch wenn es gellend, seiner Frivolität, auch wenn sie pornographisch zu werden in Gefahr ist. Nur: im Wesen jeder Unsterblichkeit liegt es, daß sie ewig heutig ist, daß sie die Kontinuität zu gestern und übermorgen verleugnet. Will sagen: Man freue sich dieser Unsterblichkeit. Aber man borge ihr kein Geld.

Wien Robert Neumann

Die Epochen der Musikgeschichte im Überblick. Von Hans Joachim Moser. Stuttgart 1930, J. G. Cottasche Buchh. Nf. 193 S. (M. 5,— (7,—.)

Der Verfasser schildert in kurzem Abriß das Werden der abendländischen Musik von ihren Anfängen bis zur Gegenwart. Die Wandlungen des tonkünstlerischen Schaffens werden von hoher Warte aus in ihrem engen Zusammenhang mit den anderen Kunstgebieten behandelt. Von den Grundlagen des klassischen und nordischen Altertums, vom Gegensatz des südischen und nordischen Menschen, gelangen wir über die Musik der arabischen und romanischen Zeit, der Gotik, der Renaissance, des Barock, Rokoko und der Klassik zum romantischen Jahrhundert und zur Moderne, zur Musik der Gegenwart. Die beiden letzten Abschnitte sind am besten gelungen, weil sie als musikalische Romantik und „Jahrmarktbudenlärm aller fünf Weltteile" unser Empfinden unmittelbar berühren und beherrschen. Zu Kammermusik, Schulmusik und Chorwesen hat Moser Vertrauen, daß sie aus dem Zeitalter des Jazz einer neuen Tonkultur entgegenführen könnten. „Die Themenaufstellung, die uns die Geschichte erleben ließ, war an sich schon unfaßbar reich und herrlich. Wie wird es weitergehen? — das weiß nur der große Sinfoniker, der den Tonmeistern aller Völker seine Musik in die gehorsamen Federn diktiert." Das kleine Buch streift die deutsche Musik, die Moser in seiner großen Geschichte dargestellt hat, nur von den Leistungen des Auslands her und dient demnach diesem Werk als ergänzender Hintergrund. Die knappe, nur andeutende Darstellung beruht auf bewundernswert reichem Wissen von der ganzen Weltmusik, stellt aber auch an den Leser große Anforderungen, weil gar viel vorausgesetzt wird, was nur wenige Fachleute wirklich kennen.

Rostock Wolfgang Golther

Digitized by Google

Nachrichten

Todesnachrichten. Wilhelm Dibelius ist am 28. Januar im Alter von 55 Jahren gestorben. Er hatte sich mit 30 Jahren in Berlin für englische Philologie habilitiert, wurde 1903 Professor an der Akademie in Posen, 1911 in Hamburg, 1913 Ordinarius in Bonn, von wo aus er 1925 als Nachfolger Alois Brandls, dessen Schüler er war, nach Berlin berufen wurde. Die Eigenart seines Werks besteht in seiner Erkenntnis der Wichtigkeit der Lebenshintergründe der Literatur. Sein ausgezeichnetes, auch ins Englische übersetztes, in der „Deutschen Verlags-Anstalt" erschienenes großes Englandwerk legt dafür volles Zeugnis ab; doch ließ bereits sein Buch über Dickens die gleiche Tendenz erkennen. Auch akademischer Lehrer war er aus innerem Beruf.

Richard Rieß ist im Alter von 41 Jahren in München in der Nacht vom 15. auf den 16. Februar gestorben. Er war 1890 in Breslau geboren, war früh nach München gekommen, hat dort als Theater- und Kunstkritiker gewirkt und sich als Ri-Ri-Mitarbeiter der „Münchner Jugend" durch humoristische Beiträge bekannt gegeben. Er schrieb einen Roman „Sumurum" und Kriegsnovellen „Im Krieg und daheim".

Otto Heuer ist am 26. Januar in Homburg v. d. H. im Alter von 77 Jahren gestorben. Sein Werk ist die Ausgestaltung des Goethe-Museums und der Goethe-Bibliothek, die zur Zeit einen Bestand von 47000 Bänden aufweist, ein Werk, das Heuer seit seiner Berufung (1888) an das Freie Deutsche Hochstift in Frankfurt a. M. unablässig gefördert hat. In seinen letzten Lebensjahren war er vollständig erblindet.

Else Otten ist im Alter von 56 Jahren am 22. Januar in Düsseldorf im Städtischen Krankenhaus gestorben. Sie war am 27. Oktober 1875 in Amsterdam geboren und hat zur Vermittlung holländischer Literatur in Deutschland Wesentliches geleistet. Die Romane von Couperus, die Dramen van Rossems sind von ihr aufs beste verdeutscht worden. Sie hat ihre Übersetzertätigkeit auch dem Englischen und Französischen zugute kommen lassen.

Leopold Schwarz, als schwarzwälder Heimatdichter bestens bekannt, ist in Höfen a. d. Enz am 18. Januar im Alter von 81 Jahren gestorben. Einem Geschlecht entstammt, das seit anderthalb Jahrhunderten nur Pfarrer hervorbrachte, war er am 12. Februar 1849 in Calmbach geboren, war Schmiedelehrling geworden und hat sich zeit seines Lebens als Schmiedemeister zunächst in Fabriken, dann selbständig betätigt. Noch mit 81 Jahren hat er täglich als Sägenfeiler in der Werkstatt gestanden. Er begann mit volkstümlichen Versen in der Sprache des Enztals, die ihn in seiner Heimat beliebt machten und darüber hinausdrangen. Seine reiferen Gedichte fallen in die rotenbacher Zeit (1878—1892). Er hat auch eine geschichtliche Erzählung „Aus des Enztals verklungenen Tagen" geschrieben.

Richard Bredenbrücker ist in der Nacht vom 26. zum 27. Februar in Stolberg i. Harz im Alter von 83 Jahren verschieden. Früher ein sehr bekannter und beliebter Beschreiber südtiroler Volkstums, schließlich Kleinrentner. Er hat wie wenige andere das Leben der südtiroler Dörfer erkundet, zog monatelang mit dem Karren umher und beschrieb dann das Treiben dieser Leute sehr anziehend in dem Roman „Die tote Kohle" (1908). Sein Hauptwerk heißt „Die drei Teufel" (1897) und schildert drei alte Weiber in Südtirol, die miteinander in einem kleinen Häuschen wohnen müssen und sich dabei die Hölle auf Erden machen.

Bruno Springer ist nach einer Meldung vom 14. Februar im Alter von 57 Jahren in Berlin einem vor Monaten erlittenen Unfall erlegen. Von Beruf Rechtsanwalt und Notar, hat er eine Reihe beachtenswerter Werke veröffentlicht: „Der Schlüssel zu Goethes Liebesleben", „Die genialen Syphilitiker", „Die Seele der Völkischen". Von seinem großangelegten Werk „Kulturbiologie" ist nur der I. Band erschienen.

Marie Eugenie delle Grazie ist am 19. Februar den Folgen eines Nierenleidens in Wien im Alter von 66 Jahren erlegen, wo die in ungarisch Weißkirchen 1866 geborene persönlich und literarisch Heimat gefunden hatte. Für ihre frühen Dramen hatte sich Laube eingesetzt; mehrere ihrer Stücke sind auch vom Burgtheater aufgeführt worden. Sie wurde mit dem Ebner-Eschenbach-Preis, dem Bauernfeld-Preis und dem Volks-Theater-Preis ausgezeichnet. Am bekanntesten ist ihr sehr farbiges Epos „Robespierre" geworden. Ihr Roman „Jugend" und „Das Buch der Liebe" sind in ungewöhnlich hohen Auflagen erschienen. Unter ihren vielen Novellen verdient die Mozart-Novelle „Das Requiem" hervorgehoben zu werden. Ihr allzu gewandtes Schaffen auf lyrischem, epischem, dramatischem Gebiet, das zunächst den Einfluß des Materialismus der neunziger Jahre aufwies, dann in eine katholische Richtung überging, ist nie ohne dilettantischen Einschlag geblieben.

* * *

In einer großangelegten Feier der Stadt Braunschweig wurde an Lessings 150. Todestag der im Goethe-Lessing-Jahr an Lessings 200. Geburtstage — 22. Januar 1929 — vom Reichspräsidenten gestiftete Preis von 5000 Mark an Prof. Dr. Hans Leisegang, Jena, übergeben. Es handelte sich um eine systematische Bearbeitung von Lessings Weltanschauung. 21 Arbeiten hatten dem Preisrichterkollegium — Spranger, Kühnemann, Petersen, Unger — vorgelegen, von denen vier als besonders gut bezeichnet wurden. Leisegang sprach selbst über sein mit philologischer Genauigkeit aufgebautes Werk. Da der Preisträger auf kirchengeschichtlichem und philosophischem Gebiet besonders bewandert ist, war er zu einer solchen Lessing-Arbeit berufen. Für eine Arbeit von Dr. Müller, Danzig, wurde vom Rate der Stadt Braunschweig ein Druckkostenzuschuß gewährt. Bemerkenswert ist, daß zu dieser großen Lessing-Gedenkfeier 4000 Karten angefordert wurden. Eine ehrenvolle Erwähnung erhielten die Arbeiten von Benno von Wiese, Albert Malte Wagner, Dr. Müller.

(H. K.)

Emil Ludwig ist anläßlich seines 50. Geburtstages zum Ehrendoktor der Staatsuniversität New Jersey ernannt worden.

Alfons Paquet hat zu seinem 50. Geburtstag die Ehrenplakette der Stadt Frankfurt a. M. erhalten.

Zu Emil Strauß' 65. Geburtstag veranstaltete die Geburtsstadt des Dichters, Pforzheim, eine Feier. Eine neue Straße wurde nach ihm benannt.

H. J. Rehfisch ist zum Vorsitzenden des Verbandes Deutscher Bühnenschriftsteller erwählt worden, Ludwig Fulda, an dessen Stelle er tritt, zum Ehrenvorsitzenden.

Hermann Kesser hat auf Anregung des künstlerischen Programmausschusses der deutschen Rundfunkgesellschaften für sein Hörspiel „Straßenmann" einen Ehrenpreis von M. 3000 erhalten.

Digitized by Google

Dem tiroler Dichter Franz Kranewitter in Innsbruck wurde vom österreichischen Bundespräsidenten das goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich verliehen.

Zur Leitung des Deutschen Porza-Tonfilmstudios sind Adolf Lantz und Rudolf Frank berufen worden.

Ferdinand Bruckners „Elisabeth von England" ist von Walter Hackett, dem Direktor des Whitehall Theatre zur Aufführung erworben worden, trotzdem eine Dramatisierung des gleichen Stoffs durch den bekannten amerikanischen Dramatiker Maxwell Anderson seit geraumer Zeit auf dem Spielplan steht.

Friedrich Wolfs „Matrosen von Cattaro" wurden von der Theatre Guild in New York zur Aufführung in dieser Spielzeit erworben.

Josef Pontens „Wolga, Wolga" ist in Auswahlausgabe, von einem Schulmann bearbeitet, zum Gebrauch in Schulen in Vorbereitung (Verlag Schaffstein, Köln). Einzelne Teile werden in den Heftchen der Rolandbücherei als Lesestoff für Knaben erscheinen.

Ina Seidels „Labyrinth" kommt in englischer Ausgabe heraus.

Von dem Buch „Afrika nackt und angezogen", das Kasimir Edschmid vor einigen Monaten im Societätsverlag erscheinen ließ, ist soeben eine schwedische Ausgabe erschienen. Edschmids Afrika-Buch hat auch sonst im Ausland und besonders in Südafrika sehr starke Beachtung gefunden.

Das von Arthur Feiler im Societätsverlag erschienene Buch „Das Experiment des Bolschewismus", das als objektivstes Rußlandbuch überall stärkste Beachtung gefunden hat, liegt nunmehr auch in einer englischen und amerikanischen Ausgabe vor. Eine französische und eine holländische Ausgabe sind in Vorbereitung.

Heinrich Sohnreys Erzählung „Friedesinchens Lebenslauf" ist im 100. Tausend erschienen. (Verlag: Deutsche Landbuchhandlung, Berlin.)

Der Verlag A. M. Heath & Co. (188 Piccadilly, London W. 1) setzt einen Preis von 200 £ in internationalem Wettbewerb für den besten in der Nachkriegsperiode spielenden Roman aus. Werke in allen Sprachen sind zugelassen. (Einsendungstermin: 31. August 1931.)

Der Badenia-Verlag in Karlsruhe setzt drei Preise in Höhe von 1000, 500, 300 Mark für einen Heimatroman aus, dessen Handlung in fränkischem, pfälzischem, alemannischem oder schwäbischem Stammesgebiet mit katholischem Wurzelboden spielen muß.

Der Verlag Deutsche Buchwerkstätten, Leipzig, setzt Preise von 600 und 100 Mark für beste Beiträge über Selbsterlebtes im Orient aus. Umfang bis 30 Schreibmaschinenseiten. Einsendung bis 1. Mai 1931.

Der italienische Bagutta-Literaturpreis ist dem Schriftsteller Gino Rocca für seinen Roman „Gli nettimi saranno i primi" (Die Letzten werden die Ersten sein) zuerkannt worden.

Angelo Soldini ist der Premio Garda in Höhe von L. 50000 für seinen biographischen Roman „Ariel armata" zuerkannt worden. Das Preisgericht, von Pietro Fedele geleitet, hat sich sehr anerkennend über diesen Roman um Gabriele d'Annunzio ausgesprochen. Der Verlag Mondadori, Mailand, wird Soldinis Roman veröffentlichen.

L'Accademia Mondadori (Mailand) hat ein Preisausschreiben für moderne Lyrik erlassen. Prämie: L. 5000. Letzter Termin zur Einreichung von Manuskripten: 30. Juni 1931.

Premio Letteraria Zisa. Dieser auf Anregung der sizilianischen Schriftsteller De Maria, La Comia, Maggiore, Monaco unter Förderung der Gewerkschaft faschistischer Schriftsteller geschaffene Literaturpreis wird in diesem Jahre in einer Höhe von L. 5000 für ein erzählendes Werk ausgesetzt. Sitz des Preiskomitees: Palermo.

Uso Dettores Roman „Auroela Grigia" ist mit dem Premio Antonio Negri ausgezeichnet worden. Der prämiierte Roman erscheint bei Bompiani, Florenz.

Der Schriftsteller Piero Misciatelli ist zum Mitglied der Carnegie-Stiftung ernannt worden.

La casa editrice Ires, Palermo sucht mit Hilfe eines neuen Literaturpreises den Roman zu fördern. Dem Preisgericht gehören an: Bontempelli, Cecchi, Fratelli Nosari und Vergani.

Zur Förderung des italienischen Kolonialromans setzt der Verlag des Corriere Africano einen Preis von L. 5000 aus.

La Società Italiana per Il Progresso delle Scienze setzt demnächst in Gemeinschaft mit dem italienischen Unterrichtsministerium drei literarische Preise von je L. 15000 aus. Die Bedingungen werden im Augenblick zusammengestellt.

(H. M. T.)

* * *

In der Kirche S. Domenico in Pistoja sind bei Renovierungsarbeiten Fresken aus dem Anfang der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts aufgedeckt worden, die Porträtzeichnungen von Dante und Petrarca (mit Namennennung) aufweisen.

Von allen Künstlern, mit denen Leo Tolstoj in Berührung kam und die seine Bildnisse gemalt, gezeichnet oder modelliert hatten, stand ihm der Maler Nikolaj Nikolajewitsch Gay (1831—1894) am nächsten. Eine intime Freundschaft verband beide auf Grund gleicher religiöser Weltanschauung, und der Zyklus evangelischer Gemälde Gays, die seinerzeit durch ihre neuartige Auffassung viel Widerspruch erregten, war ideologisch von Tolstoj beeinflußt, der sich auch für ihren Ankauf durch den moskauer Sammler P. Tretjakoff einsetzte. Der Briefwechsel Gays mit Tolstoj und dessen Kindern liegt jetzt in einer illustrierten Sonderausgabe des leningrader Verlags „Akademija" vor. Der umfassende einleitende Aufsatz aus der Feder des mit Gay befreundeten Künstlers Stepan P. Jaremitsch entwirft ein anziehendes Bild der Beziehungen des großen Schriftstellers zu dem bedeutenden Maler.

(P. E.)

Die Stadt Braunschweig hat das Kantorhaus zu St. Katharinen als Erinnerungsstätte an Raabe zur Verfügung gestellt, in dem die Einrichtung eines Arbeitszimmers vorgesehen ist und die Aufstellung einer Raabe-Bibliothek mit den ersten Ausgaben seiner Werke und den gesamten Manuskripten.

Der Nachlaß Hofmannsthals umfaßt nach einem Bericht des münchner Literarhistorikers Walther Brecht 63 Konvolute und bietet eine Fülle von Fragmenten, die den Niederschlag der gesamten literarischen Tätigkeit des Dichters aufweisen.

Aus Turgenjews literarischer Hinterlassenschaft, die nach seinem Tod in den Besitz seiner Freundin, der Sängerin Pauline Viardot-Garcia, und dann an deren Enkelinnen gelangte, wurden vor etwa einem Jahr 31 noch ungedruckte Stücke der „Gedichte in Prosa" veröffentlicht. Jetzt steht die weitere Publikation des Nachlasses bevor. Es sind darunter ein einaktiges Drama „Die Versuchung des Antonius" und die autobiographische Erzählung „Ein Ende", die der Dichter der Sängerin auf seinem Krankenlager diktiert hat.

Digitized by Google

In Berlin ist eine Carl-Hauptmann-Gesellschaft ins Leben gerufen worden, die zunächst eine Carl-Hauptmann-Gedächtnis-Ausstellung plant. Den Vorsitz übernahm Frau Maria Hauptmann, das Schriftamt Konrad Hahm.

In Hamburg ist eine Heinrich-Heine-Gesellschaft gegründet worden, die sich nicht philologische Arbeitsgemeinschaft, sondern internationalen, überparteilichen Gesinnungszusammenschluß in Heines Geist zum Ziel setzt und derart eine Kampffront gegen jegliche Kulturreaktion bilden will. Geplant ist die Schaffung eines Heine-Archivs, einer Heine-Bibliothek und eines Heine-Preises.

Im Kalenderjahr 1930 wurde die Deutsche Bücherei in Leipzig von insgesamt 314 280 Personen besucht, was eine Vermehrung der Benutzer um das Doppelte gegen das Vorjahr aufweist. Auf Grund statistischer Erhebungen wurde festgestellt, daß nahezu 60 Prozent der bestellten Bücher die Literatur der letzten fünf und insgesamt 83 Prozent die der letzten zehn Jahre betreffen, nur 17 Prozent der Bestellungen gelten Werken älteren Datums.

Albert Fries, Nachlaßschriften. Mitte Februar vor einem Lustrum wurde Albert Fries vom Leben und, was ihm mehr besagte, von der Arbeit abberufen, und noch hat sich kein Nachfolger in der spinnwebfeinen kritischen Kunst seiner Stilzerlegungen gemeldet. Aus seinem Nachlaß legt der treue Verlag Emil Ebering, bei dem alle Arbeiten von Fries erschienen, eine Schrift vor „Stilbeobachtungen zu Goethe, Schiller und Hölderlin", in dessen Vorwort dem „hingebendsten Bruder, dem Vorbild seelischer Makellosigkeit" ein Kranz der Bruderliebe geflochten wird. Auch letzter dichterischer Bemühungen um eine Egmont-Rhapsodie, im Sinne der großen Pompejus-Dichtung, wird gedacht, in der sich Szenen von erschütternder Tragik finden sollten. Was erhalten ist, mutet allerdings wie aus frischestem Leben gegriffen an. Mit „botanisierender" Methode, wie Fries gern sagte, werden Stileigentümlichkeiten Goethes gepflückt. Die Artikellosigkeit in der „Natürlichen Tochter", Voranstellung des artikelfreien Genitivs: Entfernten Weltgetöses Widerhall, und ähnliches, substantiviertes Adjektiv: Und hast du künftig Drohendes bedacht?; nachgestellter Imperativ: Erneute Huldigung gestatte mir, Zu ewigen Vasallen nimm uns an, und ähnliche, sind einige kleine Scherflein aus der Fülle der feinen, überall reich mit Beispielen belegten Beobachtungen, die sonst niemandem gelingen, und in denen er einziger Meister und Führer war. Es folgen rhythmische Besonderheiten in Schillers „Carlos", deren Fülle und festsitzende innere Beglaubigung das Lesen zum Schwelgen, zum Genuß erhöhen, die zugleich auch durch ihre verschwenderische Menge blenden und überwältigen. Wie hübsch die kleine Beobachtung, daß Antonios Verse im Tasso fast alle stumpf, männlich schließen, im Gegensatz zum weichlicheren Dichter. Wer hätte das sonst herausgefunden? Ein Kunstkenner des Worts ist hier am Werk, das lehrt jeder Abschnitt. Traurig stimmt der Hölderlin-Torso; Dichter wie Dichterkünder sind hier vor der Zeit gefällt, und ihre Werke ragen als Ruinen auf. Der Ton der Euphrosyne-Klage mit ihrem „entkräftenden Jammer" mischt sich in die klassische Trauer von Schillers Nänie, „daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt".

An Ferienreisen 1931 der Schiller-Akademie sind vorgesehen: eine Osterreise nach Sizilien, Sommerurlaubsfahrten nach Dalmatien, Österreich, Ungarn, England, Frankreich, Norwegen, Schweden und Dänemark. Zwei Studienreisen im Herbst nach Spanien und nach Athen-Konstantinopel. Der Rathenau-Preis ist zwischen Kurt Singer und Friedrich Kayßler geteilt worden. Die neugeschaffene Medaille ist Ministerialdirektor Gaus zuerkannt worden. In Friedrich Kayßler ist bewußt deutsche Schauspielkunst, die Dichtung nahebleibt, selbst nach dichterischem Ausdruck gedrängt hat, geehrt worden.

Panidealistischer Ferienkurs. Ziele und Wege einer neuen Kultur lautet das Thema des diesjährigen Frühjahrsferienkurses, den die Internationale Panidealistische Vereinigung zur Einführung in die Gedankenwelt und die Erziehungsziele Rudolf Maria Holzapfels veranstaltet. Der Kurs, der in Baumgarten bei Immensee (Zugersee) unter Beteiligung von Vortragenden des In- und Auslandes stattfindet, dauert vom 7. bis 14. April und wird u. a. folgenden Problemen gewidmet sein: Die geistige Lage der Gegenwart; Vom Geist und Wesen des Panidealismus; Das neue religiöse Ideal; Naturwissenschaft und Religion; Christentum und Kultur; Kunst und Kunstbetrachtung; Neue Wege und Ziele des künstlerischen Schaffens; Das panidealistische Gewissen; Neugestaltung des sozialen Lebens; Die neue Synthese. — Auskunft und Programme durch die Zentralstelle der Intern. Panidealistischen Vereinigung, Zürich 7, Klosbachstraße 111.

Vorlesungs-Chronik

Von den für das Sommersemester 1931 an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen angekündigten Vorlesungen zur neueren Literaturgeschichte sind die folgenden bisher zu unserer Kenntnis gelangt:

BASEL: Altwegg, Deutsche Erzählungskunst der Gegenwart. Zinkernagel, Schillers Leben und Werke. Lessings „Hamburgische Dramaturgie", Goethes „Tarquato Tasso". Marcel, L'évolution du lyrisme de la Renaissance à la fin de l'époque classique. Pòetes français contemporains. Lüdeke, Amerikanische Prosa. Mahler, Nikolaj Gogol und die russische Satire. — BERLIN: Alewyn, Hofmannsthals Dramen (Sem.). Herrmann, Dramaturgie der deutschen Klassiker. Geschichte der deutschen Literatur seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts, Heinrich von Kleist (Sem.). Petersen, Geschichte der deutschen Literatur seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts. Über den berliner Roman im 19. und 20. Jahrhundert (Sem.). C. F. Meyers Balladen (Sem.). Wechßler, Französische Literatur des 19. Jahrhunderts. II. Hübner, Dichtung der englischen Romantik. Meißner, Englische Literaturgeschichte seit 1880. Schönemann, Die Romantik in Amerika. Geschichte des amerikanischen Romans. Petrone, Italienische Schriftsteller der Gegenwart (Dichter und Romanschriftsteller). von Farkas, Die Literatur des ungarländischen Deutschtums im 19. Jahrhundert. Marcus, Zur neueren schwedischen Literatur. Das neunordische Drama und seine Beziehungen zur deutschen Literatur. II. — BERN: de Boor, Märchen und Märchenforschung. Fränkel, Schillers philosophische Gedichte. Von Greyerz, Die schweizerische Jugendliteratur. Strich, Weltliteratur und deutsche Dichtung. I. Funke, Englische Romantik. II. — BONN: Enders, Rheinische Dichtung des letzten halben Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Meisen, Deutsche Volksdichtung. II. Übungen dazu. Schneider, Die realistischen Erzähler des 19. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Walzel, Heinrich von Kleist. Von Wiese, Deutsche Dichtung der Klassik und Romantik. Übungen dazu. Curtius, Die französische Literatur des 17. Jahrhunderts. Übungen dazu. Platz, Geschichte der französischen Lyrik von Baudelaire bis zur Gegenwart. Bertoldi, Die italienische Literatur. Ramondt, Moderne niederländische Literatur. Schmitt, Lektüre chinesischer Novellen. Kreßler, Japanische Literaturgeschichte. Mostafa, Lektüre moderner arabischer Schriftsteller. — DRESDEN (Sächs. Techn. Hochschule): Janentzky, Goethe. Die literarischen und religiösen Strömungen in Sturm und Drang. Klemperer, Einflüsse der romanischen Literaturen auf die deutsche Literatur. Hittmair, Die Aufklärung und die Anfänge der Romantik in England. — ERLANGEN: Geißler, Die Kunst der jüngsten deutschen Dichtung (seit dem Naturalismus). Saran, Heinrich von Kleist. Pirson, La vie et les oeuvres d'Honoré de Balzac. — FRANKFURT a. M.: Beutler, Dichtungen des jungen Goethe. Kommerell, Heinrich von Kleist. Schultz, Die deutsche Literatur vom Barock bis zur Klassik. Goethes Faust. Sommerfeld, Der deutsche Roman seit Goethe. Hölderlin. Gennrich, Lied und Volkslied der Franzosen. Hatzfeld, Geschichte der französischen Literatur von 1850 bis 1914. Lommatzsch, Molière, Lafontaine, Boileau (Sem.). Petriconi, Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. Vernay, Die moderne französische Prosa (Sem.). Imelmann, Neueste englische Literatur. Koelbing, Some modern english poets. — GIESSEN: Collin, Goethes Faust. Romantik. Viëtor, Der Sturm und Drang. C. F. Meyer (Sem.). Deutsche Erzähler der Gegenwart (Sem.). Fischer, Der moderne amerikanische Roman (Sem.). Glaser, Die französische Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Milléquant, Poésie et musique en France. Ruppert y Ujaravi, El modernismo y las letras contemporáneas. — HEIDELBERG: Boucke, Das Zeitalter der Romantik (1795—1825). Der deutsche Bildungs- und Entwicklungsroman von Goethe bis zur Gegenwart. Übungen über den romantischen Roman, insbesondere E. T. A. Hoffmann. Mann, Sturm und Drang: Frh. von Waldberg, Vorgeschichte des klassischen Zeitalters (Gottsched bis Lessing). Berge, Quelques écrivains typiques de la génération contemporaine. Lucas, The novels of Meredith, Hardy and Galsworthy. — INNSBRUCK: Enzinger, Die deutsche Literatur im Zeitalter der Aufklärung. Mulertt, Zur Geschichte der französischen Lyrik (Sem.). — JENA: Brinkmann, Das deutsche Drama der letzten Jahrzehnte. Heinrich v. Kleist (Sem.). Leitzmann, Deutsche Literatur- und Geistesgeschichte im 19. Jahrhundert. Gedichte des jungen Goethe (Sem.). Siemsen, Goethes Pädagogik. Gelzer, Französische Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Fisher, Later 19th century Poetry. Kirchner, The modern novel since 1910. — MARBURG: Fahrner, Schillers Jugenddramen (Sem.). Mayne, Das Zeitalter der deutschen Klassik. Faust; Geschichte des Stoffes und Erklärung. Heinrich von Kleist (Sem.). Schmidt, Origines et débuts du romantisme en France. Entretiens sus les œuvres de Paul Valéry (Sem.). Deutschbein, Shakespeare. Diffené, Some modern english satirists. Schmidt, Englische Dichter im 19. Jahrhundert. Johannisson, Den venska nyromantiken. — MÜNCHEN: Borcherdt, Die deutsche Romantik. Einführung in die Literaturwissenschaft. Brecht, Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Tod an. Der Werdegang der deutschen Literatur in Mittelalter und Neuzeit. Kutscher, Goethe und sein Gesamtwerk. Geschichte der deutschen Lyrik seit der Romantik. Rehm, Deutsche Dichtung des Naturalismus und Impressionalismus. Deutsche Dichtung der Gegenwart. Rauhut, Die französische Lyrik des 20. Jahrhunderts. Voßler, Französische Literatur des 19. Jahrhunderts. Wells, Galsworthy and other english novelists. von Klenze, American lyrical poetry of the 19th and 20th centuries. Vincenti, L'idea nazionale nei poeti italiani. Berneker, Einführung in die slavische Volksdichtung. — MÜNSTER: Müller, Die großen Romane der hochklassischen Zeit. Schulte-Kemminghausen, Die niederdeutsche Literatur der Neuzeit. Stefansky, Die Entwicklung des deutschen Dramas und Theaters von Lessing bis zur Gegenwart. Lyrik und Lyriker des 18.—20. Jahrhunderts (Sem.). Decroos, Le théatre français de 1850 à nos jours. Heinermann, Die französische Literatur des 18. Jahrhunderts. Lerch, Der realistische und naturalistische Roman in Frankreich. Keller, Englische Literatur im 18. Jahrhundert. — ROSTOCK: Flemming, Deutsche Romantik. Golther, Goethes Faust. Spehr, Litterature française. Le théâtre en France. Zenker, Geschichte der neueren französischen Literatur II: Klassizismus. Björkman, Litterära porträtt av nyare svenska och norska författare. Geschichte der neueren schwedischen Literatur. — TÜBINGEN: Bebermeyer, Die deutsche Lyrik des 19. Jahrhunderts. Kluckhohn, Geschichte und Aufgaben der deutschen Literaturgeschichte. Geschichte der deutschen Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart. Rebensburg, Le Roman réaliste. Schirmer, Literatur der englischen Hochromantik. Wiesel gren, Moderne skandinavische Schriftsteller. — WÜRZBURG: von Wedel-Parlow, Hebbels Leben und Werke. Grundfragen der Poetik. Woerner, Geschichte der deutschen Romantik. II. Hölderlins „Empedokles". Hämel, Hundert Jahre französische Literatur- und Geistesgeschichte. — ZÜRICH: Ermatinger, Die deutsche Literatur im Zeitalter der Aufklärung. Analyse von Dramen. Faesi, Kultur- und Weltanschauungsfragen der modernen deutschen Dichtung. Gerhart Hauptmann und andere moderne Dramatiker. Spoerri, Littérature française: le XXme siècle. Paul Valéry. Le symbolisme (Sem.). Wittmer, L'œuvre de Pierre Loti. Fehr, English literature 1830—1860: the mid — victorian age contemparary english literature. Bezzola, Leopardi e Manzoni: letture e discussioni sul romanticismo italiano. Roedel, La recente letteratura italiana: attuazioni e promesse. — Eidgenöss. Techn. Hochschule: Ermatinger, Goethes Lyrik. Hebbels Leben und Werke. Jeremias Gotthelf und C. F. Meyer. Schaer, R. M. Rilke, Werk und Persönlichkeit. Deutsche Frauenlyrik. Kohler, Littérature contemporaine: tempéraments et tendances. Madame de Staël et Benjamin Constant. Pfändler, The works of H. G. Wells. Schaer, Ibsens Dramen der Frühzeit. Chiesa, Scrittori italiani moderni e contemporanei.

Redaktionsschluß: 5. März 1931.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Lutz Weltmann, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Suggestion der Wirklichkeit

Der Prozeß gegen Ernst Penzoldt, seine Verurteilung zu hoher Geldstrafe haben die Suggestion, die Wirklichkeit auf den Schriftsteller ausübt, wieder einmal sehr eindringlich vor Augen geführt. Ein Wirklichkeitsereignis erregt den Künstler, beschäftigt seine Phantasie, gestaltet sich aus — nahezu frevelhaft scheint es, von der Norm der Wirklichkeit abzuweichen, jede Abänderung scheint Entstellung, selbst die Namen der an dem Wirklichkeitsvorgang beteiligten Personen scheinen einzig und allein die einzig richtigen, die einzig möglichen zu sein. So kann selbst ein Goethe nicht umhin, neben das letzte Ruhebett seines Werther die aufgeschlagene „Emilia Galotti" zu legen. — Warum? — Etwa weil Emilia Galotti für einen, der freiwillig aus dem Leben scheidet, denkbar beste Tröstung wäre? — nicht doch; nur eben deshalb, weil auch Jerusalem vor seiner Tat in der „Emilia Galotti" gelesen hatte.

In England hat sich (Frankf. Ztg. 169/71) ein seltsamer Vorfall ereignet. Eine londoner Zeitung hat ein Preisausschreiben für den besten eingesandten Liebesbrief ausgeschrieben. Der erste Preis wurde Miß Elisabeth Anerly zuerkannt, ihr Brief wurde von der Redaktion als geradezu klassisch und den Ergüssen der Rokokozeit durchaus ebenbürtig anerkannt. Miß Anerly stand daraufhin im Mittelpunkt der allgemeinen Bewunderung, zahlreiche Bewerber stellten sich ein — sie erhielt zu gleicher Zeit einen Abschiedsbrief ihres Verlobten, eines Marineoffiziers, der mit Entsetzen in der preisgekrönten Arbeit einen an ihn selbst gerichteten Brief seiner Braut wiedererkannt hatte. Uns erscheint es nicht befremdlich, daß der wirkliche Liebesbrief vor den vielen tausend ausgeklügelten den Preis davongetragen hatte —: Suggestion der Wirklichkeit.

Die Kraft der Wirklichkeit auf Empfindungsleben und Phantasie des Schreibenden tief und dankbar anerkennen, heißt Penzoldt entschuldigen, heißt noch nicht ihn rechtfertigen. Im künstlerischen Prozeß darf die Hingabe an die Wirklichkeit immer nur einen ersten Vorgang bedeuten. Den zweiten nicht minder wichtigen Vorgang könnte man dahin definieren: den Wirklichkeitssamen in seiner vollen seelischen Keimfähigkeit begreifen und ihm aus seiner *seelischen* Eigenart heraus den ihm und nur ihm entsprechenden Mutterboden bereiten. So wird aus Frau von Stein Lenore. Das zweite Reich. In diesem zweiten Reich herrschen nicht mehr Wirklichkeitszwang und Namensnöte, hier gilt eine Freiheit, in der äußere Merkmale abgeworfen werden, um die inneren zu höchster Geltung zu bringen.

Die eigentliche Frage, auf die es ankommt, ist demgemäß nicht derart, daß sie Gerichte überhaupt beschäftigen könnte. Sind äußere Umstände derart übernommen, daß einer schreien kann „Mich hats getroffen", so ist damit leider auch immer der Beweis geführt, daß der betreffende Verfasser der Suggestion der Wirklichkeit ungebührlich unterlegen ist, daß er nicht fähig war, aus dem Wirklichkeitsbereich sein zweites Reich zu schaffen. Jeder dieser Prozesse, in dem die Frage nach dem Recht des eigenen Bildes erörtert wird, ist zugleich ästhetischer Prozeß. Wie das Gerichtsurteil ausfällt, ist dabei irrelevant. Den ästhetischen Prozeß verliert der Autor bei höchsten Kunstansprüchen in jedem Fall.

E. H.

Nachwort

Ich habe noch auf eine Reihe von Zuschriften zu antworten, die gegen mich aus einer Bemerkung, die jüngst in dieser Zeitschrift fiel, Vorwürfe erhoben. Ich hatte gesagt, daß der Dichter das herrliche Recht habe, sein Volk auch in dieser zerklüfteten Zeit als Ganzes zu umfassen und zu jedermann zu sprechen, auch zu Kreisen, von denen Weltanschauung und politische Meinungen ihn trennen. Ich habe ausgesprochen, daß ich die äußerste Rechte und die äußerste Linke darunter verstanden wissen wollte.

Man hat es mir verargt.

Ich gehe heute weiter. Ich behaupte, daß es nicht nur das Recht, sondern die Aufgabe des Dichters ist, aus seinem Schaffen heraus die Einwirkung auf alle zu versuchen, mit denen ihn die ungeheure Gnade der deutschen Sprache verbindet und daß er es in dieser Zeit den kleinen Geistern überlassen soll, die Umwelt nur nach der Parteianschauung zu dulden. Allerdings scheint in diesen Jahren der Verwirrung und gegenseitiger Ächtung ein gewisser Mut dazu zu gehören, dies auszusprechen. Und es ist gewiß bequemer, sich in der sicheren Wiege einer Gruppe, einer Klicke oder einer Partei zu halten und es tröstlich zu finden, daß die getünchten Wände den Blick vor der Mühe, ins Weite zu suchen, bewahren.

Ich wiederhole: es ist Recht des Dichters, in seinen nichtpolitischen Arbeiten zu jedermann zu sprechen. So wie es Menschlichkeit ist, einander in gemeinsamer Not beizustehen und nicht erst nach der Partei des Leidenden zu fragen, so sind das Gedicht, eine Novelle etwas Allgemeingültiges, Überwirkliches, das den Alltag hinter sich läßt. Mehr noch: ich glaube, es wird einmal Ruhm der Dichtung sein, daß sie den Glauben an eine neue Einheit in dieser Zeit auszusprechen wagte, daß sie in allen Dingen der Erschütterung von Not, Leid und jauchzender Hoffnung, von Himmel, Erde, Wald, Freundschaft und wehendem Wind zum Ganzen redet. Denn auch das weiß der Dichter besser als die anderen: Daß quer durch Parteien und Schichten unseres Volks ein Bund geht, der jene Führer, die den Menschen zur Begeisterung auftreiben, die ihn zum Werk über sich selbst hinaus zu führen vermögen, zu einer Gemeinschaft verbindet.

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Auch der Dichter habe neben seinem künstlerischen Bekenntnis seine staatsbürgerliche Meinung, seine Entrüstung oder sein Besserwissen; der eine erhofft die Hilfe des Kollektivs als Abhilfe der Leiden seines Volkes, der andere hofft mit dem Urchristentum, daß es auf die innere Bekehrung ankomme, ein dritter meint, daß nur der Befehl zum Guten erziehe. Auch der Dichter spreche seine Meinung als Staatsbürger aus, und es kommt mir für diese Zeilen gelegen, daß ich selbst bis ins

Digitized by Google

einzelne meine politische Meinung, Zuversicht und Hoffnung festgelegt habe. (Roman „Volkswende"; Broschüre „Über allem das Reich".)
Ist das aber geschehen, so entspringt daraus das doppelte Recht in der unpolitischen Arbeit zu jedermann reden zu dürfen, zu allen, die ein Wort verstehen und hören wollen.
Ich glaube auch, daß ich viele heimliche Bundesgenossen habe und hoffe, daß sie mit mir ihre Schüchternheit überwinden werden. Unsere Aufgabe ist es, unser Volk auf jener Ebene zusammen zu führen, die dem politischen und schriftstellernden Bürger nicht offen steht.
Wohin kämen wir, wenn der Dichter einem Fragenden sein Werk versagte und im Empfänger erst den Parteiangehörigen erfahren wollte, wo er selbst nach Gläubigen an das ganze Volk und seine Zukunft sucht.

Hans Friedrich Blunck

Napoleons 100 Tage im Hörspiel

Noch auf der letzten öffentlichen Tagung der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft war man hinsichtlich der „funkeigenen" Formen der Dichtung sehr skeptisch. Es hat seitdem, seit dem Mai vorigen Jahres, nicht an Versuchen gefehlt, diese Formen dennoch zu finden. Neulich hat der berliner Funkintendant Flesch über das Hörspiel eingehend gesprochen. Nicht sehr optimistisch. Aber er zielte doch auf ein „bewegtes" Spiel, mit „Musikfetzen", das den Hörer packt, wie eine sichtbar bewegte Aufführung. Flesch unterstrich, daß eine wirklich breite Wirkung auf das Hörerpublikum nur von wirklichen Bühnenstücken ausgegangen wäre, die für den Funk bearbeitet worden seien. Inzwischen sind nun zwei Teile eines Hörspiels von Hans Kyser von der berliner Funkstunde vermittelt worden, das unter dem Gesamttitel „Der letzte Akt" die Rückkehr Napoleons von Elba, die „Hundert Tage" also, zum Gegenstand hat. Dieses Hörspiel nun erfüllt vorläufig im besten Sinne das, was — nach Flesch — von einem Hörspiel zu fordern ist. Hier ist nämlich der Funkmimus gefunden, die musikalisch untermalte Mimesis der Historie. Nicht die Historie selber, nicht die Staatsaktion, nicht die Problematik der Geschichte — sondern das Spiel mit den erhabenen Puppen der Weltgeschichte. Mimus: spielende Nachahmung des Lebens, um Lachen zu erregen — das wurde hier in einem für unsere Zeit, unsere Menschen abgedämpften Stil durchs Ohr gezaubert. Und damit war wieder einmal vom alten Mimus her, diesem Welttheaterspiel „jenseits von Gut und Böse", die gültige Form gefunden, diesmal für die neueste Bühne, die unsichtbare Szene des Hörspiels. Kysers Napoleon-Spiel beginnt mit dem „Wiener Kongreßwalzer". Hier geht Kyser direkt vom Mimus aus: er läßt in Wien die erlauchte Teilnehmerschaft am Kongreß der Reaktion in einem Revuetheater jener Zeit vom Volkskomiker Staberl verspotten, verspotten mit jenem gutmütigen wiener Humor, der Sinnbilder schafft und nicht wehtut. Zwischen diesen Hörszenen aus dem Theater erfährt man durch die als Ansagerin auftretende „Zeit" vom politischen Geschehen. Und dabei entführt uns der luftige Geist des Mimus auch nach Elba, wo der gefangene Kaiser seinen Aufbruch in Szene setzt. Während dann in Wien die Serenissimi sich unterhalten und Metternich mit den Vertretern der heiligen Alliance parlamentiert, ziehen Napoleons Schiffe über das Meer. Ankunft an der Küste Frankreichs beschließt dieses Spiel. Mit einem Trompetenstoß platzt die Nachricht in die Walzerseligkeit des Wiener Kongresses. Ganz aus der Musik jener Zeit geboren, wurde hier ein an reizvollen Übergängen reiches Spiel geschaffen, erstmalig Historie im Funk als Mimus gestaltet. Und der Hörer war gefesselt, er wurde in diesen „Walzer" hineingezogen und erlebt Weltgeschichte — nicht ohne Schlaglichter auf unsere Zeit. Der zweite Teil des Spiels bringt unter dem Titel „Ankommt eine Depesche" den Weg Napoleons nach Paris. Hier spielt die Szene in Paris, in den Tuilerien, wo der „gute dicke König" Ludwig XVIII. über den Eindringling lacht, wo sein Minister so lange die Presse mit falschen Nachrichten füttert und das Parlament beschwatzt, bis die Adler Napoleons vor den Toren von Paris erscheinen. Und im Wechsel dazu erfährt man aus Napoleons Munde den Fortgang seines Siegeslaufs durch Frankreich. Eine entzückende Melodie des Schlagers der Restauration vom „guten dicken König da" schafft wieder im Wechsel der kriegerischen Musik des Kaiserzuges die bezaubernde Rhythmik des echten Mimus. Kyser hat in seinem Roman „Das Gastmahl des Domitian" an die tieferen Geheimnisse des Mimus gerührt, er hat sich dort schon als ein Meister dieser Kunstform erwiesen, die heute in Erzählung und Drama wieder zu neuem Leben erwacht. Er hat damit aus Hermann Reichs Erkenntnissen die Kraft gewonnen, auch dem neuesten Mittel szenischer Gestaltung, dem Rundfunk, der Hörbühne, die zweifellos wirksamste Form zu geben: den Funkmimus.

Curt Hotzel

Der verkrüppelte Lorbeer

(Aus dem Hörspiel „Der letzte Akt", II. Teil: Ankommt eine Depesche . . .)

Die Zeit (als Ansagerin):
Ankommt eine zweite Depesche aus Lyon:
Die königlichen Truppen zeigen die vorzüglichste Disziplin,
Bonaparte schickt sich an gegen Grenoble zu ziehn.
Ein kaiserlicher Adler auf den königlichen Sesseln
Zerreißt seine handgestickten Fesseln,
Schwebt schon über den Bergen der Dauphiné,
Sieht ihn in Lyon der Präfekt Fournier,
Ein großer Gelehrter, kennt den Adler aus dem Süden,
Kreiste dort über den Jahrtausenden der Pyramiden.
Der Präfekt stürzt zum Kommandanten, General Marchand,
Meldet: Der Kaiser zieht heran!
Der Präfekt schließt die Tore, getreu seiner Regierung,
Wirft in Eilmärschen zur Rekognoszierung
Ein Bataillon Infanterie, Sappeure, Artillerie,
Von Schanzsoldaten eine Kompagnie
Gegen Vizille zwischen die Seen.
Des Kaisers Vormarsch kommt zum Stehen.
Cambronne von Napoleons Avantgarde reitet heran
Zum Militär der Bourbons. Das legt an.
Cambronne spricht. Das Militär der Bourbons bleibt stumm,
Zielt. Cambronne wirft sein Pferd herum,
Meldet es dem Kaiser. Der wählt aus seinen Ordonnanzoffizieren
Roul, erneut mit dem Bataillon zu parlamentieren.
Ist ein schneidiger Husar, sprengt tollkühn heran
Gegen das Militär der Bourbons. Das legt an.
Roul spricht. Das Militär der Bourbons bleibt stumm,
Zielt. Roul wirft sein Pferd herum,
Meldet es dem Kaiser. Der macht eine Gebärde —
Seine Offiziere erbleichen — als wirft einer Erde

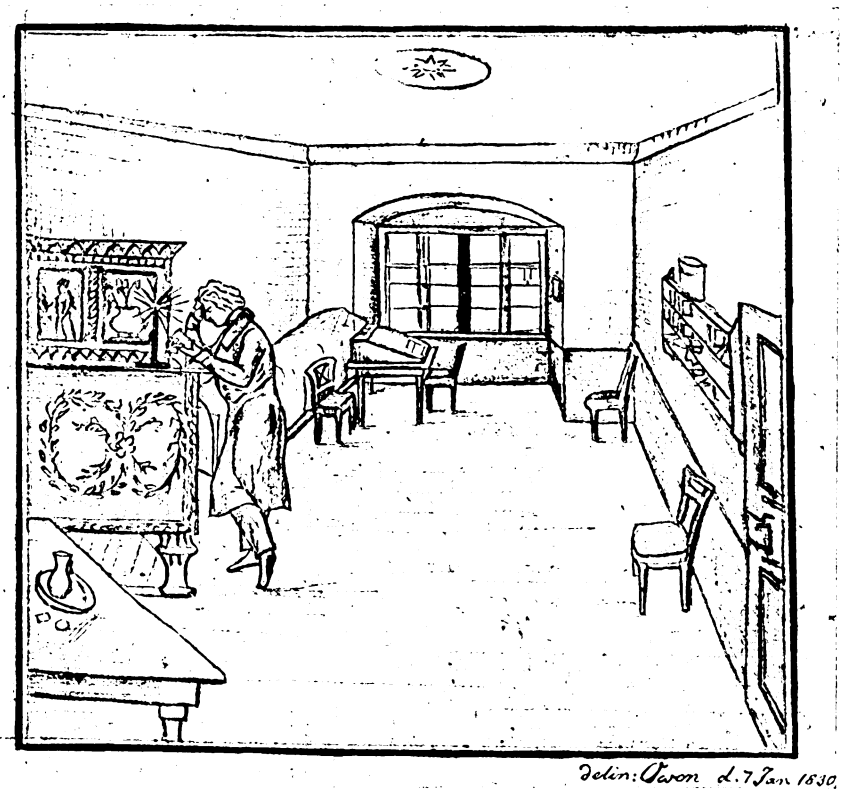
Digitized by Google

Eine Handvoll in ein offenes Grab.
Kleine Trommel trommelt. Der Kaiser sitzt ab,
Sieht hinter sich seine Bärenmützen,
Sieht vor sich achthundert Bajonette blitzen,
Steckt sich fester an die dreifarbige Kokarde,
Grüßt den Adler, grüßt seine Garde —
Treten schon einige aus den Reihn?! —
Geht zu Fuß, geht allein
Entgegen dem Militär der Bourbons. Das legt an.
Der Kaiser geht weiter. Achthundert Mann
Zielen. Der Kaiser knüpft sich im Gehn
Den grünen Rock auf. Dann bleibt er stehn.
Fünfzehn Schritte vor ihm der Bataillonskommandeur
Delessart hebt den Degen, kommandiert:
Delessart (kommandiert): Feuer! (Totenstille.)
Napoleon (herüberrufend): Guten Tag, Kameraden vom fünften Lilienregiment!
Wie geht es euch?!
Rufe (fast einstimmig): Gut, Sire!
Napoleon: Ich komme, um euch wiederzusehn! Ihr habt mich doch erkannt?!
Rufe (einstimmig): Ja, Sire!
Napoleon: Ich bin euer Kaiser. Sollten einige unter euch auf ihren Kaiser schießen wollen, schießt!
(Totenstille. Plötzlich ein einziger Schrei des Jubels):
Es lebe der Kaiser! Vive l'empereur!
Die Zeit: Wächst da an der Stelle, Gott weiß woher,
Ein verkrüppelter, sturmzerzauster Lorbeer.
Der Kaiser hat bei seinem stummen Gehn
Den sturmzerzausten, verkrüppelten Baum nicht gesehn,
Es sah ihn kein Auge der achthundert Mann,
Sie sahen nur ihn, ihren Kaiser, an.
Sie haben kein Blättchen vom Baum sich gepflückt,
Sie haben sich nur zu seinen Füßen gebückt,
Seine Füße, seine Hände bedecken sie mit Küssen,
Mit Tränen, die — Gott weiß wie — aus ihren Augen fließen.
Plötzlich — Gott weiß von wo — auf ihren Mützen
Nur dreifarbige Kokarden sitzen.
Auch ein Adler hebt sich über den achthundert Mann,
— Gott weiß warum! — die Garde stürzt heran
Den Kameraden in die Arme, aus dem Arm fällt das Gewehr.
Sah alles der sturmzerzauste verkrüppelte Lorbeer.

Hans Kyser

Zeichner Mörike

Viel war es nicht mit Mörikes Zeichenkunst. Er hatte schon recht, wenn er in lustigen Versen, in denen er Freund Schwind für dessen Mappe dankte, sein eigenes zeichnerisches Bemühen die große Torheit, freilich auch die große Sehnsucht seines Lebens nannte. Als Zeichner blieb er sein Leben lang Schüler, sein Strich wies immer wieder die saubere aber ängstliche Führung des fleißigen Dilettanten auf. — Legt aber jetzt der Schwäbische Schiller-Verein in seiner neuesten Veröffentlichung 60 Abbildungen nach Zeichnungen Mörikes, eine Auswahl aus den im Schiller-Museum in Marbach befindlichen, vor und schreibt dem Otto Güntter die unterrichtende Einleitung, so gewinnt das Buch doch außerordentlichen Reiz. Es wird zu etwas, wie intimer Biographie. Nicht nur in die Umgebung der wechselnden Aufenthaltsstätten des Dichters blickt man hinein, sondern auch in seine Traumgesichte. Dem Träumer Mörike steht der Zeichner als guter Chronist zur Seite, Gestalten, die den Dichter beschäftigen, werden in Umrißlinien festgehalten. Und grade in Wiedergabe ulkiger und sonderlingshafter Physiognomien scheint Mörikes Zeichenkunst über ihre Grenzen hinauszuwachsen. Hier ist nicht selten eine Sicherheit der Ausdrucksgebung, die frappiert.



Der hier wiedergegebenen Zeichnung, dieser für Luise Raum skizzierten Stube in Owen, hat Mörike auf der Rückseite sehr mörikesche Zeilen beigegeben: „Der junge Mensch am Ofen ist bloß Nebensache, macht keinen Anspruch auf ein Porträt und dient nur, den Raum etwas zu beleben. Übrigens scheint er eine Predigt zu memorieren, oder, was er jedenfalls lieber täte, er liest ein Briefchen von seinem Mädchen. Einige übelwollende Kenner meinen, die Reinlichkeit

Digitized by Google

und Ordnung des Zimmers sprechen für die erstere Hypothese; es scheine Samstag Abend zu sein. Und wenn zehnmal — ich glaube, er liest einen Liebesbrief."
Wir wählten gerade diese Zeichnung, weil uns scheint, als spräche Reinlichkeit und Ordnung des Zimmers denkbar beredt für Reinlichkeit und Ordnung in Mörikes Zeichenkunst. E. H.

Der Experte

Unter den unbesprochenen Büchern liegt noch auf dem Schreibtisch das Greco-Buch von August L. Mayer; in Zusammenhang mit Pinders Berufung nach Berlin und seiner inzwischen erfolgten Absage ist jetzt viel von ihm die Rede gewesen. Pinder hatte dem Beamten am Germanischen Museum vorgeworfen, seine Expertentätigkeit vertrüge sich nicht mit seiner Professur, und sein Verbleiben in München von Mayers Rücktritt abhängig gemacht. Mayer ist zurückgetreten, Pinder in München geblieben, das soll uns hier nicht weiter interessieren.
Der Fall lehrt Wichtigeres. Bücher können Aufschluß über den Charakter eines Menschen geben. Nach seinem Greco-Buch, dessen Reproduktionen eine Meisterleistung des Verlages Klinkhardt und Biermann, Berlin, sind, muß man es für ausgeschlossen halten, daß August L. Mayer in seiner Expertisentätigkeit zu irgendeinem Delikt fähig sei. Seine Spekulationen sind vorsichtig, wo keine Dokumente da sind, betont er das Hypothetische seiner Vermutung, sauber scheidet er die Analyse des oeuvre von dem geistesgeschichtlich bedeutsamen Essay „Der Grieche in Toledo", er konstruiert keine Abhängigkeiten, sondern betont die Einmaligkeit und das europäische Format des Meisters. Hätte der verdienstvolle August L. Mayer nichts anderes geschrieben als dieses Buch, man müßte daraus seine Unschuld schließen.
Es könnte also nur der Vorwurf des Gegners, dessen er, wie pikant heute, im Vorwort würdig gedenkt, übrig bleiben, daß Mayer mit seinen Expertien viel Geld verdient habe. Und hier liegt etwas Prinzipielles, das anläßlich dieser Gelehrtenfeindschaft einmal ausgesprochen werden muß: warum darf der geistige Arbeiter nicht viel Geld verdienen? Warum darf gerade er sich, die Gelegenheit hat er selten, seine Tätigkeit nicht gut bezahlen lassen? Muß ein Kunsthistoriker schlechter gestellt sein als das hohe C eines Sängers, der Schauspieler mit seinem zufälligen Kurswert, die Diva mit ihrem süßen Frätzchen? Bereitet er dem Bildersammler weniger Freude als der Künstler dem Theaterenthusiasten?
Sonst haben immer nur die Unternehmer mit der angemessenen Entlohnung des Geistes gegeizt. Mit Wilhelm Pinder fällt zum ersten Male einer der Unsrigen uns in den Rücken.
Kinder, Kinder! L. W.

Regie der Kritik

Da heutzutage der Leser nicht mehr auf sein Leib- und Magenblatt schwört, liest er häufig in den verschiedenen Zeitungen die verschiedensten Kritiken über den gleichen Gegenstand und liebt es, die Kritik, insbesondere die Theaterkritik ad absurdum zu führen. Es besagt aber natürlich gar nichts gegen die Institution der Kritik, daß sie nicht uniform ist. Aber es ist nicht abzuleugnen, daß sich die Kritik heute in einer Krisis befindet. Und der Kritiker hat oft genug daran selber schuld.
Es ist eine Paradoxie in der Tätigkeit vieler Kritiker, daß sie sich auf der einen Seite kolossal wichtig nehmen und auf der anderen keinen Sinn für das Ensemble haben. Gemeint ist nicht das Theaterensemble, sondern das Ensemble der Schriften des Kritikers, die Abstimmung seiner Kritik zu seinen übrigen Kritiken. Hiergegen verstößt er nur allzuoft. Es geht zum Beispiel nicht an, daß man Tristan Bernard in den Himmel lobt und bei Georg Kaiser Shakespeare-Maßstäbe anlegt, ohne einen Versuch zu machen, sich in die Gedankenwelt des Dramatikers einzufühlen. Es ist ein starkes Stück, wenn man den Lesern einen Schwank der Vicki Baum zum Besuch empfiehlt und einen — meinethalb mißlungenen — Versuch Bert Brechts hämisch abtut. Was der Kritiker lobt und was er tadelt, muß in einem Verhältnis zueinander stehen. Selbstverständlich verlangt ein Schwank einen kleineren Maßstab als ein literarisch anspruchsvolles Stück. Aber das Niveau der Gattung müßte sowohl bei der Ablehnung wie bei der Zustimmung gebührend gekennzeichnet werden.
Die Verstöße gegen diese Voraussetzung aller kritischen Betätigung haben das Mißtrauen gegen die Kritik verursacht. Der Kritiker muß ein Regisseur sein, der seine für den Tag geschriebenen Kritiken zu einer Ensemblewirkung führt. Regie der Kritik ist Regie der Persönlichkeit. L. W.

Nachahmenswert

Alister Mathews, der Direktor der „Grayhound Press" (St. Croß, Wincheſter) sendet uns ein bibliophiles Blatt, das von zärtlichem, zugleich sehr sicherem Geschmack zeugt: auf einem Foliobogen van Geldern in typographisch bemerkenswertem Umschlag eine Ballade von Monk Gibbon. Ballade, nicht im deutschen Sinn des Worts. Wir würden eher von einer Liebesklage im Stil der Aufklärungszeit des 18. Jahrhunderts sprechen. Wenn man so will, ein Gedicht zu Spinett. Gibbons Ballade nun ist in Bordonitypen auf dies gelbliche van Geldern gedruckt, vier Bilder — in Biedermeierstil gehalten, Zeichnungen mit Aquarell-Andeutung: die Porträts der Liebenden; gemeinsamer Spaziergang, das verlassene Mädchen setzen dem Gedicht Anfang und Schluß, oder sind medaillonartig zwischen Textzeilen geheftet. Eine außerordentlich stilsichere Gabe (das numerierte Exemplar sechs [für den Buchhändler 4/sh.]) scheint in gleicher Weise für die Sammelfreudigkeit des Liebhabers wie für die Verbreitung guter Lyrik geeignet.
Nachahmenswert! Doch eben so, daß die Nachahmung dieser ausgesprochen englischen Leistung zum Ausdruck deutscher Geistigkeit werde. E. H.

Die älteste Zeitung

In London plant man (Frankf. Ztg. 186) die Herausgabe einer neuen Zeitung „The call" für Frauen bestimmt, von Frauen geleitet und redigiert. Seltsame Unklarheit, in der sich unsere Zeit befindet! Diese neue Zeitung wird naturgemäß die denkbar älteste werden, denn sie geht von der grade jetzt mehr und stärker überwundenen Überzeugung aus, daß Frauen ein Geistesleben für sich zu führen haben. Wie weit sind Mode und Sport solcher Zeitungsgründung voraus! E. H.

Digitized by Google

Literarische Kritik

Von Emil Lucka (Wien)

Treibt man eine Sache wie Buch- oder Theaterkritik mit Ernst und einem Gefühl von Verantwortlichkeit, dann macht man sich wohl auch Gedanken darüber. Was ich im folgenden zu sagen habe, gilt nicht nur für Dramen, sondern auch für Novellen und Romane, nicht nur für Theaterstücke, sondern auch für Bücher. Die kritische Einstellung bleibt unverändert. Jedoch führen diese Betrachtungen über die Ansprüche des Tages hinaus zu den allgemeinen Prinzipien literarischer Kritik.

Bevor man an einem Werk, nehmen wir an, an einem ernsten und gewichtigen Werk zum Kritiker werden kann, muß man zuerst völlig hingegebener, idealer Zuschauer sein. Als hätte man nie noch in einem Theater gesessen, als hätte man nie noch ein Buch vor sich gehabt, so tritt man dem Neuen gegenüber, ganz passiv, ganz empfangend. Ausgelöscht ist, was von früheren Erinnerungen, Meinungen, Parteinahmen bestanden hat, gleichgültig und fremd ist der Name des Dichters geworden, man weiß nicht mehr, was sonst für oder gegen ihn gesprochen hat. Ludwig Feuerbach deutet diesen Zustand an: „Es gibt aber auch schon im Leben eine Metempsychose. Diese ist die Lektüre ... Welch ein herrlicher Genuß ist es nicht, in die Seele eines Plato, eines Goethe sich zu verwandeln!" (Werke 1903, I. 286, „Der Schriftsteller und der Mensch".) Wer wahrhaft Kritik üben will, muß fähig sein, sich selbstlos an ein geistiges Gebilde hinzugeben, es geradezu mit der Seele seines Schöpfers zu fühlen.

Der Zuschauer oder der Leser, der das Glück des Kunstwerks empfangen hat, wird hier stehen bleiben. Setzt ihm einer auseinander, welche Mängel doch daran haften, so wehrt er ab — ich will nicht Kritik, ich will Schönheit! Man wird ohne weiters zugeben dürfen, daß diese Form des Kunstgenusses wenn nicht die höchste — hierüber läßt sich streiten —, so doch die reinste und naivste ist. Ähnlich verhalten sich die meisten Menschen der Natur gegenüber, rezeptiv, unkritisch; doch gibt es andere, die auch hier das aktive, das intellektuale Moment herauskehren, die diese oder jene Linie einer Verbesserung fähig dünkt. So sagte mir einmal ein Ästhetiker vor einer Landschaft: Leonardo hätte diesen Höhenzug harmonischer geführt. Ich wollte davon nichts wissen, analog jenem naiven Zuschauer im Theater.

Dem künstlerischen Eindruck hingegeben, klingen bald, ist man überhaupt ein kunstempfänglicher und zur Beurteilung fähiger Mensch, Töne auf, Widerhall und vielleicht Widerspruch regen sich; aber mit einem Seufzer wird man wohl von der rezeptiv genießenden in die aktiv beurteilende Stellung hinüberwechseln, wenn man nicht geborener Kritiker, d. h. Kämpfer in der Kunst ist. Eigenkraft erwacht, man gibt sich Rechenschaft über das Neue. Man hat sich aus dem Bann des Werks gelöst, sucht den Kreis zu verstehen, in den es gehört, den Boden, dem es entkeimt ist, man bestimmt, immer jenseits der eigenen privaten Person, den geistesgeschichtlichen Ort des Werks und seines Schöpfers, trachtet über Wert und Unwert Klarheit zu finden. Ist der Wille, der dieses Werk geschaffen hat, überhaupt wesentlich und sinnvoll, ist der Mann, der solches gewagt hat, auch wirklich berufen? Das sind Grundprobleme der Kritik, die man freilich nicht bei jedem beliebigen Theaterstück wälzen wird, die aber das eigentlich Wertvolle an der Betrachtung bergen: das möglichst tiefe Verstehen des allgemeinen Kulturbodens, dem das Werk entstammt, und der seelischen Haltung seines Schöpfers, der mit diesem Neuen einen entscheidenden Schritt getan haben kann oder auch nicht, einen Schritt auf fruchtbarem Weg oder vielleicht in eine Sackgasse. Hier liegen die schöpferischen Leistungen der Kritik, die sich freilich meistens erst in historischer Perspektive bewähren können, etwa wenn man das ganze Werk eines Dichters zu übersehen, wenn man ihn als Ganzes in eine Kultursphäre einzuordnen vermag und seine besonderen Werte ermißt.

Nach diesen allgemeinen und eher geistesgeschichtlichen als kritischen Feststellungen erhebt sich die

Digitized by Google

Pflicht zu immanenter Kritik. Noch immer sieht man von der eigenen Person mit ihren Kenntnissen, Urteilen und Neigungen ab, versetzt sich ganz in den Dichter hinein und müht sich nun festzustellen, wie weit das Werk in seiner vorhandenen Gestalt dem künstlerischen Willen und der Sehnsucht seines Schöpfers entsprechen mag. Ist ihm gelungen, was er geplant hat? Dieser Teil des kritischen Verhaltens ist der menschlichste und der wärmste, der Kritiker stellt sich nicht über den Autor, er ist nicht klüger als er, schreibt ihm nicht vor, was er eigentlich hätte machen sollen (eine wenig erfreuliche aber weit verbreitete Gewohnheit); und darum ist solche immanente Kritik, die das Können des Dichters an seinem Wollen mißt und nicht an Jenseitigem, die fruchtbarste auch für den Beurteilten selbst.

Schreiten wir weiter in der Betrachtung des kritischen Tuns. Es handelt sich zum dritten um eine Analyse der reinen Formwerte, um eine Beurteilung des Stils und der ästhetischen Elemente im engeren Sinn: also etwa wie weit die Form der Bühnendichtung oder der Erzählung als Ganzes erfüllt ist; die sprachlichen Werte sind zu untersuchen, die Dynamik des Geschehens zu beurteilen, also Aufbau, Spannung, Verteilung der Akzente, das Verhältnis der einzelnen Gestalten zum Sinn des Ganzen und darüber hinaus der Eigenwert der Charaktere. Von alledem und vielem anderen wird sich ja freilich in jedem Fall nur dies oder das wirklich prüfen lassen. Was soll man schließlich vom Sprachlichen viel sagen, wenn die Figuren keinen höheren Ehrgeiz kennen als die Sprache des Alltags oder einer gesellschaftlichen Gruppe geschickt zu handhaben?

Für seine entscheidende Tätigkeit muß also der Kritiker imstande sein, sich selbst auszuschalten; wer dies nicht vermag, ist kein Kritiker, vielleicht ein Gourmand oder ein Plauderer. Ist das Wesentliche getan, so mag er sich einengen und als der bestimmte Mensch, der er nun einmal ist, mit seiner geistigen Entwicklung, seinen speziellen Kenntnissen, seiner kulturellen und sprachlich-literarischen Einstellung, seinem künstlerischen Geschmack vor das Werk hintreten. Nunmehr steht der Kritiker repräsentativ für ein Publikum, dessen geistige, künstlerische, gesellschaftliche, erotische und sonstige Neigungen er teilt oder wenigstens versteht, er kann sagen, daß dieses Theaterstück zwar manche Vorzüge aufweist, doch für einen anderen Zuschauerkreis geeigneter wäre; er darf auch sagen, daß das Publikum dieses Theaters höhere Ansprüche zu stellen berechtigt und gewohnt ist. So kommt der Beurteiler allmählich bis zu seiner eigenen Liebe und zu seinem eigenen Haß, am Ende treibt er auch noch heimlich Politik; auf die wesentlichen Schichten der Beurteilung: die philosophisch-kulturelle, die immanente und die eigentlich ästhetische setzt sich als vierte die persönliche Art des Kritikers und als fünfte seine persönliche Unart.

Bisher ist noch nicht von der Qualität des Werks gesprochen worden, um das es geht. Hierüber lesen wir weiter bei Feuerbach: „Freilich — es ist traurig genug — fahren wir oft auf dieser Seelenwanderung in die Seele eines Kamels, eines Esels und anderer niedriger Geschöpfe. Indes hat es auch seinen großen Nutzen, zu wissen, wie es in der Seele eines Esels aussieht." — Das mag nun immerhin seinen großen Nutzen haben, allein sehr erfreulich ist es darum nicht, nur ungern wird man in jener ersten ichlosen Schau verharren. Mit anderen Worten: Der ideale Zuschauer mit dem Willen und der Kraft, sich selbst auszulöschen, wird schnell in die aktive Gegenstellung gedrängt, und der Kritiker ist ja meistens ein wenig feindlich, ein wenig kriegerisch eingestellt. Übt einer den kritischen Beruf längere Zeit, so häufen sich wohl auch die schlimmen Erfahrungen, immer weniger vermag er sich in jene Haltung zu versetzen, die doch nötig wäre, das fremde Lied voll zum Tönen zu bringen, ehe es tief genug verstanden worden ist, daß man es in veränderter innerer Haltung deute und beurteile. Ich meine nun, daß der unechte Kritiker, der Kritiker von Zeitungs Gnaden der ist, der jene erste, völlig hingegebene Haltung gar nicht kennt und nur wenig von den nachfolgenden kritischen Grundphasen. Er beginnt vielmehr in der impressionistischen Sphäre und müht sich nicht einmal, das sachlich Feststellbare von seinen persönlichen Neigungen und Abneigungen zu sondern (wenn er nicht etwa gar privaten Beziehungen zu Autor und Theaterdirektor alles übrige unterordnet).

Wir dürfen demnach einräumen, daß die vorherrschende impressionistische Kritik, d. h. die Kritik, der persönliche Eindrücke als einzige und höchste Instanz gelten, berechtigt ist, aber erst auf der

Digitized by Google

Grundlage sachlicher Feststellungen und Beurteilungen. Die hin und wieder auftauchende Behauptung, daß Kritik eine „Kunst" sei, ist nicht wert widerlegt zu werden, sie weiß nicht, was Kunst noch was Kritik ist. Die Täuschung kommt offenbar daher, daß der primäre Eindruck, das Grunderlebnis des Impressionismus in der Kunst, das „Wie ich es sehe" für das Entscheidende hier und dort gehalten wird — eine Oberflächenmeinung, die vom künstlerischen Prozeß nur ein Endchen kennt.

Im Theater wird noch die Kritik der Schauspieler und der Regie dazutreten, wie weit diese reproduzierenden Faktoren das Werk erhöhen oder hemmen, und was sie als Eigenwerte bedeuten. Das kann hier übergangen werden.

Bei Menschen mit starker, innerer Lebendigkeit bleibt leicht ein gewisses Widerstreben, von außen her, durch den Zufall des Spielplans oder des Tagesbedürfnisses zur eingehenden Beschäftigung mit Werken aller Art gezwungen zu sein, auch mit solchen, die von jenem Zitat so schnöde charakterisiert werden. Aber noch mehr als gegen offensichtige Belanglosigkeiten können sich Herz und Geist gegen Werke sträuben, die durchaus nicht leer und nach Schablone und Konvention zurechtgeschnitten sind, vielmehr eigenen Lebens voll — aber in Bereichen wurzeln, die tieferen Schichten des Beschauers widerstreben. Oft ist uns ja selbst verborgen, was uns beeinträchtigt, wir wissen allzu wenig von den dunkel wirkenden Mächten der Seele. Doch auch in Sphären, die eher zutage liegen, geschieht solches. Man wird etwa in eine religiöse Konstellation hineingeführt, die an sich wichtig sein mag, die man aber, vielleicht nach langem Ringen, hinter sich gelassen hat. Es gibt ja nicht leicht Quälenderes als wieder in Kleider hineinschlüpfen zu müssen, die man abgelegt hat für immer. Oder umgekehrt: man wird in eine Sphäre gedrängt, die um des innern Gleichgewichts willen vorerst zu meiden ist ...

Es muß wohl dabei bleiben, daß sich kritische mit produktiver Tätigkeit nur schwer verträgt. Der Zwang von außen und der Zwang von innen können hart aufeinander stoßen. Der seltene echte Kritiker, der eigener Produktion entsagt hat, wird sich in neue künstlerische Bildungen eher einzufühlen wissen; der weniger vollkommene Kritiker, der Eigenes trägt, mag fremd vor einem Werk stehen, ein anderes Mal jedoch wird er um so stärker das Wurzelgeflecht fühlen, aus dem das Lebendige gekeimt ist.

Gandhi

Von Reinhard Goering (Heidelberg)

Die Gandhi-Literatur wächst. Vor kurzem konnte man sich des Billigwerdens eines Buchs wie „Gandhis Leidenszeit" im Rotapfel-Verlag freuen, in dem auch die ganz unentbehrlichen Aufsätze Gandhis in seiner Zeitung Young India erschienen sind, jetzt liegt vor „Mahatma Gandhi, mein Leben" im Inselverlag und „Die Gandhi-Revolution", eine Sammlung von Aufsätzen aus dem abendländischen Kulturkreis über den Mahatma und sein Werk, bei Wolfgang Jeß in Dresden.

Auch diese beiden Veröffentlichungen sind zu begrüßen, sie belehren den Leser und regen ihn zu eigenem Denken an, zugleich gibt das erste Werk aus dem Munde Gandhis selbst wichtige Daten und Tatsachenberichte. Diese sind aber zunächst von besonderem Wert.

Wir benutzen die Gelegenheit dieser Ankündigung dazu, ein paar Worte über das Studium der Gandhi-Literatur und dann über den Mann und sein Werk zu sagen.

Es ist unbedingt zu raten, daß jeder, der sich für den Mahatma interessiert, zunächst alles liest, was er in deutscher Sprache bekommen kann und was von Gandhi selbst herrührt oder einwandfreier Bericht ist. Aus den vielen Aufsätzen Gandhis, aus seinen Erklärungen in dem großen Prozeß vom 16. März 1922, aus seinen politischen Manifesten ergibt sich ein klares Bild und jedenfalls etwas, was nicht durch die europäische Anschauungsweise kompliziert ist. Bei Büchern über Gandhi muß man sich immer gegenwärtig halten, daß wir Europäer uns bestimmt augenblicklich in einem hysterischen Zustand, sei es der Angst, sei es der Begeisterung, befinden und uns daher der Blick für die Wirklich-

Digitized by Google

keit getrübt ist. Solche Bücher haben also ihren bedingten Wert, etwa als Phantasien über Gandhi. Zu guter Letzt wissen wir wenig von Indien und dem, was ein Mann wie Gandhi eben in Indien ist und darstellt. Ein Mensch kann eigentlich nur von seinesgleichen beurteilt und geschaut werden. Diese Vorbehalte gelten auch für das nun Folgende:

Ein vornehmer indischer Rechtsanwalt sitzt in einem Abteil 1. Klasse auf der Fahrt von Durban nach Pretoria. Er ist gewarnt worden, aber er hat die Warnung nicht beachtet. In Maritzburg nimmt ein Engländer an dem Farbigen Anstoß und Gandhi fliegt aus dem Abteil. Er verbringt die Nacht auf dem Bahnhof und überlegt, ob er gleich nach Indien zurückkehren soll. Aber der kleine Inder ist tapfer. Er bleibt. Ehe er in Pretoria ankommt, wird er halb tot geschlagen. Zuschauer bekommen Mitleid mit ihm. Gandhi setzt seinen Willen durch. Aber er fühlt: hier beginnt ein Kampf wie er noch nicht dagewesen ist, weder in diesem Südafrika noch in seiner Heimat Indien. Der Kampf gegen den Begriff Farbiger und Mensch zweiter Klasse.

So an einem unscheinbaren Ereignis, und ohne daß zunächst geahnt wurde, um was es sich weiterhin handeln würde, beginnt nun ein Prozeß, der im Lauf von dreißig Jahren für die ganze Welt von Bedeutung wird. Jahrhundertelang hat der Westen den Osten gouverniert und sich dabei im Recht gefühlt. Abgesehen von einzelnen Aufständen hat sich nichts ereignet, was diese Vorherrschaft in Frage stellen konnte, und konnte sich auch nichts dergleichen ereignen, denn immer versuchte der Osten dabei den Westen zu bekämpfen mit den eigensten Mitteln des Westens selbst. Dabei mußte er scheitern. In jenen Stunden aber auf dem Bahnhof in Maritzburg, in denen Gandhi über die Gründe der ihm widerfahrenen Brutalisierung nachdenkt und ihm der Wahn einer Freiheit eines entwaffneten Volkes zu Bewußtsein kommt, ersteht dem Morgenland ein Kämpfer anderer Art, als alle vor ihm. Und ein Kampf ist entbrannt wie ihn diese Erde noch nie gesehen hat, die Aktivierung des Morgenlandes tritt ein und Gandhi gewinnt Zugang zu den eigensten Mitteln seines Landes. Geboren wird einer der größten Politiker, die es je gegeben hat; ferner ein wahrer Heiland, ein Mensch, dessen geistige Haltung für die ganze Welt zu größter Bedeutung wird. Der junge Rechtsanwalt ahnt nicht, wohin ihn der von ihm angesagte Kampf führen wird. Er ahnt kaum, wie er selbst wachsen wird, indem er sich seinem Gegner gewachsen zeigen will, er weiß nicht, wie er als Gegenspieler gegen dieses Abendland zu größter Bedeutung für jenes Abendland selbst gelangen wird und wie an dem zunächst vorliegenden politischen und sittlichen Problem seines Indien sich die Bedeutung des Kampfes steigern wird bis zur Frage der Welterlösung, zu der er, Gandhi, zur Hälfte beitragen wird.

Über die im Kampf zwischen Orient und Okzident engagierten Prinzipien hinaus erscheint nun intendiert eine höhere, größere Einheit, für die die Voraussetzung lediglich ist, daß die Gegner sich als unbedingt ebenbürtig anerkennen. So erscheint weit über die politische Bedeutung des Augenblicks hinaus Swaray tatsächlich als der Schlüssel zu einer neuen Epoche auf Erden. Soviel bei Gelegenheit dieser Buchanzeigen. Daß in dem Buch „Die Gandhi-Revolution" in Aufsätzen, wie denen von Buber, Lessing, Holmes usw. viel Kluges, Schönes und Richtiges steht, wer wollte es bezweifeln? Deshalb sei das Buch dem, der sich um tiefere Erkenntnis bemüht, ebenfalls empfohlen. Im großen ganzen freilich hat man den Eindruck, als ob die Autoren aus einer inneren Verteidigungsstellung heraus schrieben, als ob den meisten über dem methodischen Erkennungsbemühen, die Sache selbst etwas nebelhaft würde. Hier dürfen wir uns dann um so mehr freuen, daß eben vom Leben selbst geschriebene Berichte vorliegen und daß der Mann, von dem wir sprechen zu den Lebenden zählt, über dessen neue Taten dauernd Nachrichten zu uns gelangen, die sein Bild ergänzen. Heute mehr als je muß man Gandhi und auch uns alles in allem nehmen, wenn man verstehen will, was vorgeht. Wir wollen nicht der eigenen Erkenntnis des Lesers zu weit vorgreifen! Von dem Gandhi, der in Südafrika die ersten Ohrfeigen einsteckte, weil er ein Farbiger war und seine Landsleute einer westlichen Industriemacht unangenehm Konkurrenz machten (indirekt), bis zu dem heutigen Mahatma ist ein weiter Weg. An Hand der Literatur ist der Leser imstande ihn nachzuwandeln und nachwandelnd vielleicht das Wort zu bestätigen,

Digitized by Google

das uns kürzlich ein großer deutscher Denker schrieb. „Ich weiß, daß mein Denken ihn erreicht. Wir sind alle heute schon Kinder Gandhis."

Mr. Gandhi siedet Salz!

Wenn unser armes, gepeinigtes, von Angst um Nahrung und vor Revolutionen gemartertes Abendland noch zu hören versteht, dann hat es soeben eine wundervolle Lehre empfangen. Gandhi, gegen den sich heute noch allerhand Menschen erregen, den man sogar in England noch vorgibt für einen Phantasten, einen Träumer von unerreichbaren Gottesreichen zu halten, den die Russen einen Narren und Verräter an der Sache des erwachenden Indien nennen, dieser kleine Mister Gandhi ist soeben, nachdem er mit dem Vizekönig einen vorläufigen Frieden geschlossen hat, ans Meer aufgebrochen, um noch mal Salz zu sieden, wie er das vor einem Jahr tat. Damals war es aber verboten, heute ist es erlaubt!

Wenn in diesem zweiten Zug nicht ein Spaß von Weltbedeutung liegt, so gibt es nichts Bedeutendes mehr. Hier gibt es was zu lernen nicht nur für England! Hier werden in ganz großem Maßstab Lehren erteilt; hier wird mit einer Grazie und liebenswürdigem Lächeln dem Geist des Abendlands ein Maß von Stümperschaft nachgewiesen, das in diesem Grad schon erfrischend wirkt!

Hoch Gandhi! Heil dir du göttlicher Spaßmacher! Heil dir du unvergleichlicher Berechner der Wirkungen. Ganz Indien wird lachen! Und die Welt hoffentlich mit! Sieh da, unsere non-cooperation, unsere non-violence, unser Spinnrad, das ihr so verlachtet, unser sanfter Boykott, unsere civil-desobedience, an die in Europa kein Mensch glauben wollte, seht doch mal was sie fertig bringen! Vor einem Jahr noch streng verboten! Und heute erlaubt! Und da es denn erlaubt ist, so tun wir es gleich noch mal; zeigen wie schön es ist! Auf ans Meer! Gandhi siedet Salz! Schön, wenn man von hier aus der Sache so in Ruhe zusehen kann.

Der kleine Mann der Gewaltlosigkeit hat längst gesiegt, hat gesiegt in einem Maß, wie er es sich selbst nicht erträumt hat! Jetzt kann er sich schon mal einen Spaß leisten, jetzt kann man da schon mal ein wenig aus sich herausgehen! Und das Tollste, dieser göttliche Spaß ist auch noch eine Waffe, und zwar eine ganz ungeheure! War das erste Salzsieden schon eine in der ganzen Geschichte beispiellose Leistung mit genauster Berechnung ihrer Wirkung, — diese Wiederholung setzt allem die Krone auf! Das versteht nun auch die ganze Welt! Gegen so einen Kerl ist nichts zu machen! Je eher die Gewalt kapituliert, um so besser für sie!

Um den kleinen Gandhi wird es immer lichter und sonniger! Die Freude an ihm wächst ins Riesenhafte! Die Dinge verdrehen sich für ihn in ihr Gegenteil! Unser Himmel hat eine Sonne mehr! Jetzt ist er schon so populär, daß er gar nicht mal mehr reden kann! Wo er hinkommt, entsteht ein solches Gedränge und Geschrei! Es wird lebensgefährlich vor lauter Gewaltlosigkeit! Vor Liebe! Man stelle sich das vor: hinfahren zur Versammlung, sprechen wollen! Aber kaum ist er da, geht der Krach um ihn los! Die Freude tobt. Was er auch sagen will, was er auch zu sagen hat, ausgeschlossen ein Wort an den Mann zu bringen! Jetzt ist er also so populär geworden, daß er gar nicht mehr reden kann! Bald wird es für ihn lebensgefährlich sein, sich überhaupt zu zeigen, und zum Schluß wird er sich dahin retten müssen, wo er schon so oft Ruhe und Frieden fand, zu den Engländern und in ihr Gefängnis!

Endlich einer, der dem lieben Gott so gefällt, daß er mal wieder lacht! Gott lacht jetzt in Indien, und wir armen Schlucker sollen wenigstens merken, daß all das Gerede und Gejammere von Gottes Machtlosigkeit gegenüber dem Satan Unsinn ist. Gott ist durch Gandhi wieder so stark geworden, daß er sogar schallend jetzt aus Indien herüberlacht und uns seine ganze Freude sagt in dem einen Satz: Gandhi, mein Sohn, siedet Salz.

Digitized by Google

Die Heilung durch den Geist

Stefan Zweigs neues Buch

Von Lutz Weltmann (Berlin)

Stefan Zweigs neues Triptychon (Insel-Verlag, Leipzig) erscheint außerhalb der Reihe „Die Baumeister der Welt", der die „Drei Meister", der „Kampf mit dem Dämon" und die „Drei Dichter ihres Lebens" angehören. Aber die Porträts von Franz Anton Mesmer, Mary Baker-Eddy und Sigmund Freud hängen bei Stefan Zweig in einem Licht, das die Dargestellten als Baumeister

Stefan Zweig
Karikaturistische Zeichnung von B. F. Dolbin

der Welt erkennen läßt, Schüler Mesmers stellen direkte Verbindungslinien vom Entdecker des animalischen Magnetismus zur Begründerin der Christian Science und zum Inaugurator der Psychoanalyse her, ohne daß die innere Notwendigkeit dieser Bündelung zu dreien recht überzeugend wirkte. Zu einer Typologie des Geistes gehört zum mindesten eine gewisse Niveaugleichheit der Helden.

Der Autor wird entgegnen, er nehme das Leben eines jeden Menschheitsrepräsentanten als Offenbarung der Gottheit und werte es so wenig wie man die Natur kritisieren könne, und der Leser fragt sich, ob bei dem Vorgänger der „Heilung durch den Geist" etwa eine andere Einheitlichkeit bestanden habe als die, daß bei Casanova, Stendhal und Tolstoj die Gestaltung ihres Lebens nicht minder wichtig, vielleicht wichtiger gewesen sei als das Werk, das ihres Lebens Widerschein ist. Aber in Casanova — der in hemmungsloser Vitalität sein Leben verbringt und zur Feder greift, als der Körper nicht mehr willfähriger Diener der Sinne ist —, in Stendhal — der die Seele des Künstlermenschen hat und das Schreiben verschiebt, solange das Leben Lebenswertes bietet —, in Tolstoj endlich — der sein Werk nach Vollendung seiner Künstlerschaft verwirft, weil er das Leben selbst zur Lehre machen will —, in diesen dreien wird eine Stufenfolge der Vollkommenheit erkennbar. In der „Heilung durch den Geist" jedoch wird die Studie Freuds, in dessen Leistung das System der Heilung durch den Geist seinen bisherigen Gipfel erreicht hat, durch die Gemeinschaft mit Mary Baker-Eddy entwertet. (Was nicht hindert, daß gerade das Bildnis, das Stefan Zweig von Mary Baker-Eddy entwirft, die Kunst der Biographie auf einer Höhe zeigt, die augenblicklich die Dichtung der Zeit nur selten erreicht.)

In der vita Franz Anton Mesmers gestaltet Zweig die innere Dramatik einer Persönlichkeit, die den Lauf der Menschheitsgeschichte beeinflußt: als er, der sich der Wissenschaft hat stellen wollen, sich aus der Stadt seiner Erfolge in den kleinen schweizer Kanton zurückzieht, bricht die Mode des „Mesmerismus" aus, bei der die Menschen kaum noch wissen, daß der Meister noch existiert, nach dem die Strömung benannt ist; was an Mesmers Versuchen entscheidend ist, entdeckt durch Zufall sein Schüler Puységur: die künstliche Hypnose — die dann in den Anfängen der Psychoanalyse erstes Hilfsmittel sein wird. Der Kampf Mesmers wird zum Sinnbild des ewigen Kampfes zwischen Fakultätsgebundenen und dem Genius, der die Fesseln gesprengt hat.

Digitized by Google

Quimby, ein Schüler des Mesmeristen Poyen, schlägt die Brücke zu Mary Baker-Eddy; auf experimentellem Wege findet er, daß nicht die Trance und die hypnotische Diagnose die Heilung vollbrächten, sondern einzig und allein der Glaube der Kranken an die Pillen und Tränke. Quimbys Hinweis auf Jesus als den ersten „healer" nimmt bereits Mary Bakers Formulierung der Christian Science vorweg — um so mehr Grund für die durch Quimby Geheilte, die Erkenntnisse ihres Retters zu verschweigen und seine Idee zu usurpieren. Geltungsbedürfnis macht sie zu einem Genie der Propaganda, im Gegensatz zu dem ehrlichen Quimby ist sie eine Schwindlerin, aber ihre Energie entfesselt Kräfte und wenn sie ihr Werk gefährdet sieht, gibt sie selbst das beste Beispiel dafür, daß der Geist sich den Körper baut. Der Psychologe Zweig versteht, daß der Glaube Krankheiten heilen kann, der Dichter Zweig ist von dem Schicksal dieser von der Natur vernachlässigten Frau gefangen genommen und der gute Mensch Zweig hat ein Verzeihen für die Schattenseiten ihres Charakters. Obgleich sie in erster Ehe aus dem Punkte kuriert wird, aus dem die Psychoanalyse das Menschengeschlecht heilen wird, obgleich Freud ihr Verleugnen des Körpers als Sitz der Krankheit bis zu einem gewissen Grade übernimmt, wenn er die Ausübung der Psychoanalyse durch Nicht-Mediziner freigibt, ist sie eher eine Vorgängerin Coués als Freuds. Es ist immerhin ein seltsames Spiel des Geschehens, daß Freuds Schülern etwas Sektenhaftes eignet wie den Anhängern der Christian Science.

Den eigentlichen Unterbau für Freuds Lehre geben — neben dem Mesmerianer Charcot — die Philosophen Nietzsche und Schopenhauer. Zweig zitiert Nietzsche: „Grad und Art der Geschlechtlichkeit eines Menschen reicht bis in die letzten Gipfel seines Geistes hinauf", und Schopenhauer, der die Vermutung ausgesprochen hat, daß eine völlige Heilung bei Geistesstörung denkbar wäre, wenn man bis zu dem Punkt vordringen könnte, wo sich der entscheidende Schock im Vorstellungsleben ereignete.

Zweigs Essay über Freud, der zugleich die erste problemerfassende Biographie des Gelehrten und Menschheitsfreundes ist, weist dem Entdecker der Psychoanalyse eher den rechten Platz in der Geistesgeschichte an als die Nachbarschaft Mesmers, dessen tapfere Menschlichkeit die Nebennische in Zweigs Monument verdient, und der Mary Baker-Eddy, deren Unwahrhaftigkeit sie von diesen beiden Männern scheidet, mögen die Ideen, die sie verwertet und ausbreitet, auch Berührungspunkte mit dem Werk Mesmers und Freuds bieten. Zweig rückt Freuds Lebenswerk aus der Medizin, von der der junge Gehirnanatom ausgegangen war, in das Bereich der Erkenntniskritik und des Kulturkampfes. Das Bild, das der Autor von der Jahrhundertwende gibt, ist ein prachtvolles Relief, vor dem sich die Tat Sigmund Freuds erst in ihrer ganzen Größe abhebt.

Indem er dem Format Freuds gerecht wird, übt er auch Kritik: daß die Komponente, die Freud zum allesbeherrschenden Sexualtrieb konstruiert, der „Aggressionstrieb" des Ichs, schwächer ausgeführt ist als das, was Freuds Gegner seinen „Panserualismus" nennen. Aber Monomanie ist vielleicht die Kehrseite des Genies, jenes Kranksein, das die Genialität bedingt — womit nicht gesagt sein soll, daß jeder Monomane auch ein Genie sei. Alfons Paquet erzählte einmal eine Anekdote, die den Vorzug hat, wahr zu sein — und doch nicht besser erfunden werden könnte: als Freud einmal einen Brief Paquets bekam, den Klarheit auszeichnet, meinte Freud, der Dichter müsse einmal „analysiert" worden sein.

Wie Kleist im Gefolge Mesmers, stehen — wie Zweig erinnert — heute zahlreiche Dichter im Bann von Freuds Weltanschauung. Zweig zeigt, wie schmal bei Freud die Grenze von Mythenforschung und Biologie ist. Wie der Embryo alle Stadien des Tierreichs durchmacht, ehe er Mensch wird, leben die Konflikte der Mythen der Vorzeit im Unterbewußtsein des Menschen.

Freud ist ein Illusionszerstörer, aber seine Zivilisationsfeindschaft ist idealistisch. Er entdeckt die Phantastik des Unbewußten — als Wirklichkeit. Freuds Werk, wohl die bedeutendste Philosophie des neuen Jahrhunderts, ist dualistisch wie die Geisteswissenschaften am Ende des vorigen. Freud will vom Chaos zur Klarheit führen, aber ist das Chaotische unseres Unterbewußtseins nicht vielleicht das eigentlich Schöpferische? Der Dichter-Arzt Gottfried Benn nimmt das Schaffen des Unbe-

Digitized by Google

wußten als die eigentliche Schicht des Dichterischen an. Und dieser Großstadtmensch verknüpft, den großen, vor- und überrationalistischen Poeten gleich, die Fugen seiner Dichtungen nicht logisch, sondern assoziativ!

Das steht nicht mehr bei Zweig. Aber sein Freud-Bildnis macht uns klar, daß unsere Zeit anscheinend nur dichterische Werke hervorbringen kann, die von der Verwirrung unseres Daseins zeugen, daß es Aufgabe der biographischen Literatur ist, noch einmal zu sammeln, zu ordnen, neu zu werten, was unverlierbarer Besitz ist oder wert, über die Krise der ersten Jahrhunderthälfte hinaus gerettet zu werden.

Detmar-Heinrich Sarnetzki

Von Erwin Stranik (Berlin)

Wesen und Werk Detmar Heinrich Sarnetzkis stehen geschlossen auf dem Generalnenner: Mann des Maßes. Dieser offenbart sich im Menschen als absoluter Wille zu strenger Verantwortlichkeit, die Sarnetzki sich und den anderen zu jeder Stunde auferlegt, im Dichter als beständige Verkündung der Tugend der Bezwingung, deren Wert unablässig vor Augen gestellt wird, im Kritiker und Essayisten als beherrschte Formung von Lob und Tadel, im Schreibenden überhaupt als sorgfältigste Auswahl aller zu Papier gelangenden Worte und Sätze, die jeden Überschwang an Bild und Ausdruck meiden und schlichte Einfachheit im pathetischen wie alltäglichen Milieu bevorzugen.[1]

D. H. Sarnetzki

Zeichnung von Kurt Derckum

Wenn Wilhelm Scharrelmann, Jugendfreund D. H. Sarnetzkis, einmal erzählt, er habe diesen noch gekannt, als die Gedichte mühelos aus seiner Feder flossen, so spürt man heute, rückblickend auf das reiche Schaffen des nun in voller Lebenshöhe Stehenden, deutlich, wie mit den Jahren nicht nur das Wissen um jene hohe Verpflichtung, die dem schöpferischen und beurteilenden Menschen vor aller Welt auferlegt ist, rasch und mächtig anwuchs, sondern auch in gleicher Weise die leichte Produktivität einer immer überlegteren, bewußteren wich, bis schließlich nur noch in Schmerzen geboren wurde, was einstmals spielerisch gelang. Das Feuer, das in jeder Dichterseele lodert, bezwang und läuterte Sarnetzki in sich zu reiner Flamme: er vermied es ebenso, in phantastischem Brand aufzuglühen, wie nachher ermattend in glimmend-verschwelende Asche zurückzufallen. Sein Intellekt, stets Gefährte eines hellen Herzens, hegte und pflegte die eigene Poesie, daß sie ströme zu aller Zeit, aber nicht verströme in diesem oder jenem Augenblick.

Sarnetzki, nun schon mehr als zwanzig Jahre dem Rheinland verbunden — geistig, weil er sich wie

[1] Die Bücher D. H. Sarnetzkis erschienen: der Roman „Die Pfeifer von Altensande", die Novellen „Wanderer und Gefährte", sowie das Gedichtbuch „Weihe des Lebens" bei Quelle und Meyer in Leipzig. Das Drama „Der Eroberer" bei Cotta in Stuttgart, „Semiramis" im Saaleck-Verlag, die „Rheinischen Köpfe" ebenfalls dort, die Sammlung „Strom Bücher" (mit der Anthologie „Das Lied vom Rhein") im Literarischen Verlag Fritz Klopp in Bonn, das „Rheinische Dichterbuch" im Verlag Hoursch und Bechstedt, Köln, die große Abhandlung „Rheinische Dichtung und rheinische Geistesströmungen" in dem Sammelbuch „Der Rhein" von Otto Brües, verlegt bei der Union, Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Digitized by Google

kaum ein zweiter einlebte in den Zauber jener Landschaft und wie keiner neben ihm für dessen Reinigung von Kitsch und falschen Sentiments eintrat —, menschlich, weil er hier sein Weib fand und seine Familie Fuß fassen ließ —, wurde am 26. November 1878 zu Bremen geboren, ererbte vom Vater deutsch-polnisches Blut, von der Mutter, einer Niederdeutschen, die wesentlichen Züge dieses Stammes: gründliches Beharrungsvermögen, Liebe zur Sonne und weithin sich wellenden Landschaft und eine gewisse Kargheit des Wortes. Jenen Ernst in allen Lebenslagen aber, der auch in der Heiterkeit jedes Lächeln zu einem verhaltenen macht und den Niedersachsen so sehr charakterisiert, lockerte er, da er an den Rhein kam und hier seßhaft wurde, wohltuend auf, mischte in die Herbheit des Nordens ein wenig sieghafte Fröhlichkeit des Rebenlandes und gelangte dadurch zu befreiender Höhe: die Tragik des Daseins zog ihn nicht hinab, vernichtete ihn nicht, sondern löste sich — nach weisen Gesetzen— in harmonische Befriedigung auf.

Alle Grundzüge zu dieser philosophischen Erfassung des Seins bot bereits das erste große Prosabuch D. H. Sarnetzkis, sein Roman „Die Pfeifer von Altensande" (Buchausgabe 1922). Bauerntum und Kaufmannsgeist stehen darin gegeneinander, nie wankende Seßhaftigkeit und Trieb in die Ferne; Schwerfälligkeit des Denkens und der Tat kämpft gegen Mondänität und Vabanque-Auffassung vom Lebenswert und Ehrgefühl, Vergangenheit, immer noch nachwirkend auch in jenen, die ihr entrinnen möchten, gegen den Wunsch nach völlig geänderter Zukunft. Viele Charaktere werden gezeichnet: der rechtliche alte Handelsherr, der liederliche Sohn, der böse Freund, der treue Prokurist, der entlaufene altensander Hafenspelunkenbesitzer und über allen stehend: Friedrich Pfeifer, der nicht Zweiter sein will am Hofe des Vaters, sondern Erster in der Stadt, und seine Schwester Katharine, das Bachstelzchen, das seiner Liebe in die Ferne nachläuft wie einem blauen Wunder. Doch Kathrinchens Otto tötet sich selber und Friedrich kann das große Handelshaus, dem er sich um des Geschäftes und der Frau willen widmet, nicht retten. Elisabeth geht von ihm zum falschen Freunde über und die ehrwürdige Firma bricht zusammen. Stirbt auch Friedrich? — Nein! Er und Katharina finden nun, nachdem sie den Irrweg durch die große Welt gewandert, wieder heim; was die Stadt in ihnen zu vernichten suchte, erweckt die väterliche Scholle zu neuem Leben. Und als Tendenz bleibt: daß die Kraft, die aus dem angestammten Boden wächst, unverwüstlich alle Generationen und Widerstände überdauert, weil in diesem allein Frieden und Bescheidung verborgen ist.

Vor dem Roman geschrieben, nach seinem Erscheinen in eine Sammlung gebündelt, variieren die nach der ersten Novelle zusamt benannten Erzählungen „Wanderer und Gefährte" (Buchausgabe 1922) die gleichen Anschauungen. „Wanderer und Gefährte" sind einander ein deutscher Wandervogel und sein Mädel, die Landstraße ist das Band, das sie verkettet, das aber reißt, als das Muttergefühl in Fritzels Herz einzieht. Und während er in der Fremde und sie daheim ist, zieht sie von dannen, ihn zu suchen und er kehrt heim, um sie nimmer vorzufinden. Mann und Frau — ewig auf der Suche nacheinander: symbolisch wächst im Hintergrund die Erkenntnis allgemeinen Menschenschicksals auf! „Der Schmuck der Prinzessin" dagegen zeigt, wohin allzustarke Bändigung führt, die ebenso schädlich ist wie allzustarkes Sich-gehenlassen; auch hier geht's am Leben vorbei, am Glück vorüber. So erlitt es bereits Amosis, der ägyptische Künstler, so erleiden es noch heute jene, die nicht die Kraft besitzen, Fesseln zu sprengen, die gelöst werden müssen. Wer sich aber aus seinen Vorurteilen befreit und Einsicht gewinnt, dem widerfährt gleiches Glück wie dem Dichter Hsiangju und seiner geliebten Wentschün und dem Erzähler der dritten Geschichte, dem Professor Ohnesorg mit Erna Winter, der verehrten Frau. Den Gipfel dieser Novellen aber bildet unstreitig die schon mit rheinischer Anmut und Sinnesart geschriebene Geschichte „Der Tod auf Reisen", die neben packenden Einzelbildern — darunter das gespenstisch emporwachsende Zechgelage der Studenten mit dem bemoosten Semester, dessen Partner der Tod wird — in ihrer Schlußetappe, der Begegnung des Todes mit dem alten Gelehrten und der Einsichtnahme in dessen Werk, das sich mit der Überwindung des Todes beschäftigt, hinter der Maske leichter Ironie abermals den Ernst der Weltanschauung Sarnetzkis erkennen läßt: denn alles Leben ruht im Tode, und Tod ist Übergang nur, niemals Ende.

Digitized by Google

Am Schluß des Buchs „Wanderer und Gefährte" steht dann noch eine kleine Erzählung aus grauer Vorzeit, „Das Grab am Berge" geheißen, nicht ganz in den Rahmen der übrigen Novellen passend, aber vordeutend auf eine neue Arbeit Sarnetzkis: seine Hinwendung zur deutschen, vor allem zur rheinischen Sagenwelt. Daß auch heute noch das alte Sagen- und Legendengut lebt, beweist er mit glücklichem Griff: ob er „Die Wunder des Albertus", die „Dombausage" oder „Die kölner Stadtmusikanten" neu erstehen läßt, immer haucht er altem Gut frischen Lebensodem ein.

Überhaupt: für Sarnetzki gibt es keine Trennung zwischen dem Heute und Gestern, zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Was war, ist nur Abbild dessen, was immer wiederkehrt, und so legt Sarnetzki seine Gedanken in seinen Dramen historischen Figuren in den Mund. Im „Eroberer" (1912) zeigt er, wie sich die wilde Kraft bezähmen muß, um der Hingabe eines Weibes würdig zu werden, in der „Semiramis" (1924) wie auch die mächtigste Königin der Erde nur durch Überwindung ihrer selbst das Recht auf die Unsterblichkeit erhält. Überall sucht er das Wesen der „wahren Größe" zu ergründen, und selbst in der Lyrik ist ihm dies letztes Ziel: daß sie „mehr sein muß als Abschilderung eines Natureindrucks oder Wiedergabe einer Seelenstimmung, mehr sein als schöne Form über einen schönen Gedanken. Ein lyrisches Gedicht von — gebrauchen wir dieses anspruchsvolle und nur relativ gültige Wort — von Ewigkeitsbedeutung soll seine Säfte aus Herz und Volkstum treiben, also wurzel- und stimmungsecht sein, aber die Blüte, die uns wie ein Traumgleichnis erscheint, umrieselt sein vom Windhauch des Kosmischen." Und er schafft in diesem Sinn, jahrelang erst für sich, bis er endlich (1922) das Ergebnis 25jähriger Tätigkeit in dem Bändchen „Weihe des Lebens" der Öffentlichkeit vorlegt: Zeugnisse seiner feinstimmigen Seele, fern aller augenblicklichen Mode, in ihren Gedanken und Stimmungen an der Klassik geschult und doch zeitlos.

Und noch einer Tätigkeit Sarnetzkis muß gedacht werden: seiner unermüdlichen Bemühungen um das rheinische Schrifttum. Als er 1903 nach Köln kam, gab es weder den Begriff einer ernsthaften rheinischen Dichtung, noch bestimmte rheinische Poeten. Sein „Rheinisches Dichterbuch" (1909) bildete die erste Anthologie in Vers und Prosa rheinischen Gehalts, war erster Versuch einer Sonderung und Sammlung. Dann begann er in der „Kölnischen Zeitung", der er ja als Feuilletonredakteur angehört, rheinisches Schrifttum als besondere Gruppe zusammenzufassen, um dadurch überhaupt erst einmal Gefühl der Gemeinsamkeit zu schaffen. Daran schlossen sich Studien aus der rheinischen Literaturgeschichte für die es noch keinerlei Vorarbeiten gab. Sarnetzki darf für sich das Lob in Anspruch nehmen, seinerseits viel zur Neuwertung der alten großen Dichter, vor allem Grimmelshausens und der Hildegard von Bingen, beigetragen zu haben. Ab 1912 folgten die Sammlung der „Strombücher", Kulturdokumente des deutschen Westens, die heute auf 16 Bände angewachsen ist und als Mittelpunkt die von Sarnetzki geistvoll zusammengestellte Anthologie „Das Lied vom Rhein" enthält, das nicht ein Gesicht „mit dem weinseligen Auge eines halbtrunkenen Silens oder mit den flaumbärtigen Wangen eines fahrenden Scholaren mit bebänderter Laute" zeigt, sondern, „echt und tief ist diese Dichtung, ein Spiegel auch der literarischen Ströme im Reich", und es fehlt kaum ein Name unserer großen Lyriker — Beweis dafür, daß sie alle am Rhein irgendein Schicksal empfanden oder erlebten. Dieser Lyriksammlung zur Seite tritt die Folge „Rheinische Köpfe" und alles krönend die aus Anlaß der rheinischen Jahrtausendfeier abgefaßte erste rheinische Literaturgeschichte, die Sarnetzki, falls ihm die Zeit dazu gegeben, noch zu einer ganz großen Literaturgeschichte ausbauen will.

Diese Publikationen führten bereits zu einem Ziel: dem Zusammenschluß der rheinischen Dichter im rheinischen Dichterbund und D. H. Sarnetzkis Wahl in den Vorstand. Damit erwuchs dem Dichter-Kritiker auch die Aufgabe eines Lenkers und Leiters, die der nimmer Rastende gern seinen Bürden zugesellte.

Digitized by Google

Autobiographisches Bekenntnis

Von Detmar Heinrich Sarnetzki

Vielleicht ist das Beste und Wertvollste, das der geistig schaffende Mensch in Jahrzehnten für sich als Lebensbesitz erobert, eine im Grunde simple und dennoch fruchtbare Erkenntnis: von der zeitbedingten Wandelbarkeit alles Geschehens, also auch des literarisch-künstlerischen, und daß nicht — als wechselnde Tageserscheinung — ewigneue Götter das geistige Herdfeuer nähren, sondern allein der Gott in der eigenen Brust ein Weltbild zu formen und zu erhalten vermag. Ich finde die Bestätigung dieser Auffassung in der Erfahrung, daß man den Wandel alles dichterischen Geschicks, der Strömungen, Anschauungen, Bekenntnisse, Kämpfe nur braucht insofern, um in diesem Wandel den festen Pol der Überzeugung um so sicherer zu begründen, unbekümmert um den Ablauf modischen Wechsels und den Streit dogmatisch zugespitzter Meinungen, der täglich neu aufbricht, sich überschlägt und immer wieder einmündet in den großen Strom einer natürlichen Entwicklung. Wer sich auf der Scheitelhöhe des Lebens bewegt, weiß um diese Wandelbarkeit aller der vielfältigen künstlerischen Glaubenskämpfe, würdigt leidenschaftliche Überzeugungstreue, sieht in ihr auch Saat zukünftiger Dinge, begegnet ihr aber mit dem Zweifel, daß kein Glaube, keine Begeisterung, vor allem kein noch so ausgeklügeltes System und keine theoretische Begründung genügen, einen dauernden künstlerischen Wert zu erzeugen, sondern daß es allein der elementaren Kraft der unerforschlichen Eingebung bedarf, befruchtet aus dem Eigenleben des Geistes und des Herzens, um, losgelöst von der befangenen Zeit, ja über die Zeit hinweg einem Kunstwerk Gestalt zu geben. Soll ich da noch sagen, daß ich im dichterischen Werk wie in der kritischen Betrachtung stets meinen eigenen und, bewußt oder unbewußt, zielsicheren Weg gegangen bin und ihn festhalten werde, mögen auch sich ablösende modische Schlagworte immer von neuem den Tag verwirren oder regieren?

Vielleicht ist es tragisches Verhängnis, vielleicht auch geistfördernde Bestimmung gewesen, daß eine doppelte Zwiespältigkeit die Entwicklung meines Lebens bedingt hat: daß einmal der Aufwuchs meiner Jugend sich aus dem schweren weiten niederdeutschen Lande vollzog, dem noch heute der wichtige Wesensteil einer inbrünstigen Liebe gehört, und das Mannesalter in den anders gearteten lockern und heitern rheinischen Boden verpflanzt wurde, dessen Kultur und Geschichte eine neue Liebe daneben erzeugte? Dann zum andern: daß die kritisch-essayistische und literaturgeschichtliche Tätigkeit an wichtiger und maßgebender Stätte die dichterische überwucherte und geistnahe Bezirke sich störten und überschnitten? So gehört der Werktag bis zur Neige der Arbeit der Presse, der winzige Lebensraum der Feierstunde der Dichtung. Dazwischen liegt Planen und Wollen tausendfältiger Dinge, für die zur Reife zu bringen Dehmels Klage des Arbeitsmanns auch für mich symbolhaft geworden ist.

Ich sprach von der Bedingtheit, von der Wandelbarkeit alles Geschehens. Über meiner Jugend stand der Aufbruch des Naturalismus. Der Kampf um Hauptmann und Ibsen. Wir lasen — heimlich, trotz Schulverbots — Conrads Gesellschaft, Henckells rhetorische Lyrik, Dostojewski, erlebten den Skandal um Meßthalers naturalistische Bühne, begeisterten uns für Dehmel und Liliencron. Dann gewann die Formkraft Georges, die Tempelheiligkeit des Kreises um ihn mystischen Reiz. Viel Verwandtes (bis heute) eröffnete sich mir in der wieder romantischer werdenden Welt des Impressionismus, Erlebnis wurde Kellers „Grüner Heinrich". Aber der Blick schärfte sich, Belangloses fiel ab, die kritische Einsicht gewann die Oberhand, der Zweifel in die Alleingeltung einer „Richtung" verstärkte sich, je häufiger sie von einer anderen abgelöst wurde, und zugleich der Zweifel am Wert der aufdringlichen Allwissenheit des kritischen Tagesgeschwätzes. Je mehr ich mich vertiefte in die Literaturen der Völker und Zeiten, um so vorsichtiger wurde ich mit der Bewertung der Erscheinung jeder Gegenwart, und um so mehr, je lauter sie gepriesen und in Szene gesetzt wurde. Das Kunstgeschwätz ist das Problem unserer Zeit. Die Kritik der Bereich, der am ernstesten die Kritik heraus-

Digitized by Google

fordert. In einem größeren Aufsatz „Die Literaturwissenschaft und die Dichtung und Kritik des Tages" in Ermatingers Philosophie der Literaturwissenschaft habe ich erst kürzlich — notgedrungen in bitteren und harten Worten — die Summe meiner Erfahrung und meines Urteils gezogen.

Die Erkenntnis, die Einsicht, daß in Wahrheit „alles fließt", hat mir erst den festen Untergrund meiner geistigen Bestimmung gegeben. In der Richtung: in meiner Dichtung — mag sie bedeutungsvoller sein oder nicht, dauern oder vergehen — stets nach innen und nie auf die Stimmen von außen zu hören. Ich gehe meinen eigenen Weg. Wer in den Wind horcht, um eine „Konjunktur" zu wittern, verspürt von des Dichters Berufung in sich nicht einen Hauch, und auch der nicht, der die politischen und parteilichen Zwiespältigkeiten der Zeit benützt, sein armes poetisches Feuerchen daran zu entzünden. Im Essay und in der Kritik: nicht Feind noch Freund zu kennen, sondern mich zu bemühen, allein der Kunst und ihrer reinen Erscheinung zu dienen. Wir sind alle als Kinder der Zeit dem Irrtum unterworfen, aber der Wille, das Wesentliche zu heben und Unwesentliches abzustoßen, und stete Selbstprüfung vermögen, so glaube ich bezeugen zu können, auch heute noch Wunder zu tun. Ich erkenne grundsätzlich in meiner kritischen Betrachtung die Gegensätze von jung und alt, von modern und unmodern nicht an, sondern allein die von gut oder schlecht, von groß oder klein, von dichterischer Kraft (in vielleicht auch noch nicht zureichender Form) oder Unzulänglichkeit. Dies um so mehr, als ich weiß, wie unsagbar traurig es um die Kritik mit ihrem Konjunktur-Geist, ihrem Freundschafts-Kult und ihrer Waschzettel-„Kultur" bestellt ist.

Berdjajew, der Philosoph des Schaffens

Von Oskar Ewald (Wien)

Es ist ein tiefer Unterschied zwischen westlicher und östlicher Philosophie. In jener überwiegt der Verstand, in dieser die Intuition. Jene fragt nach dem Wesen der Welt, diese nach dem Sinn des Lebens. Jene ist in der Hauptsache theoretische, diese praktische Philosophie. Noch genauer: in jener ist der wissenschaftliche, in dieser der religiöse Typus der herrschende.

Man kann heute von einem Vordringen östlicher Einflüsse sprechen. Große Krisen des Menschheitsprozesses nötigen zu Taten der Sinngebung und Entscheidung. Da ist wenig Zeit für Problematik und Systematik. Aus tiefsten Impulsen muß das Leben, muß die Welt erneuert werden. So erklären sich gegenwärtig die außerordentlichen Wirkungen des Orients, des nahen und des fernen, vor allem aber Rußlands, das die Brücke zwischen dem Westen und dem Osten bildet und eben darum besondere Beachtung fordert.

Ich will hier denn auch von einem russischen Denker sprechen, den ich für einen der bedeutendsten der Gegenwart halte, von Nikolaj Berdjajew. Er ist Exilrusse, von den Bolschewisten ob seiner idealistischen Grundüberzeugung des Landes verwiesen. Berdjajew ist ein echtrussischer Philosoph, zugleich freilich einer von europäischer, ja universal menschlicher Spannweite. Hier haben sich Schauen und Denken noch nicht voneinander getrennt, einander entfremdet; sie sind noch eins, sind wieder eins im ursprünglichen Akt des geistig schöpferischen Lebens. Das ist, ungeachtet aller tiefen persönlichen und sachlichen Verschiedenheit, das Verwandte in den Erscheinungen Tolstojs, Dostojewskijs, Solowjows, Berdjajews. Sie sind Künstler, Denker, Mystiker, Visionäre und Propheten. Sie sind es, ohne die Grenzen dieser Sphären in Verwirrung zu bringen. Sie sind es, weil ein gewaltiger Impuls sie beseelt, der die äußersten Enden des Seins, Aufgang und Untergang, Schöpfung und Chaos miteinander verknüpft. Apokalyptisch ist der Grundzug dieser Persönlichkeiten und ihrer Werke; wie denn auch der Bolschewismus ein Stück Apokalypse ist, freilich nicht mehr als Vision, sondern als weltgeschichtliche Wirklichkeit. Dem Russentum liegt nicht die mittlere Linie, die An- und Ausgleichung der Gegensätze wie dem Westen; vielmehr muß er ihre ganze Spannung auslösen und durchtragen, auf die Gefahr hin, von

Digitized by Google

ihr bewältigt und zerrissen zu werden. Dafür ist Dostojewskij das deutlichste Beispiel. Wo der Russe Gott und den Geist leugnet, dort ist er nicht Positivist wie der Westler, sondern Nihilist. Diese typischen Züge verwischen sich dort, wo fremde Einflüsse überwiegen, wie das in der russischen Literatur und Weltanschauung des 19. Jahrhunderts vielfach der Fall gewesen ist. Marxismus, Materialismus, Naturalismus waren dort Import. Ein Umschwung trat, eingeleitet durch den bedeutenden Philosophen Wladimir Solowjow (der gerade bis 1900 lebte) um die Jahrhundertwende ein. Der religiös-mystische Grundzug trat wieder zutage. Eine Reihe neuerer Denker, Berdjajew, Sergius Bulgakow, Frank verschafften ihm, angeregt von Solowjow, wirksamen Ausdruck. Unter ihnen ist vor allem Berdjajew originell und bemerkenswert. Sein Hauptwerk führt den Titel „Der Sinn des Schaffens" (Deutsch im Verlag Mohr, Tübingen). Die Definition der Philosophie, die Berdjajew hier gibt, berührt sich mit der Henri Bergsons, geht aber noch weit über den französischen Denker hinaus. Die Philosophie ist nicht Wissenschaft, sie gehört viel eher der Sphäre an, die durch Religion und Kunst bezeichnet wird. Die Wissenschaft hat es mit der Welt zu tun, die unter der Herrschaft des Gesetzes steht. Das Reich der Philosophie ist hingegen das der schöpferischen Freiheit. Die Geisteshaltung des wissenschaftlichen Forschers ist die der bewußten Unterwerfung unter die Macht der Tatsache; es gilt hier die Formel Bacons, daß die Natur nur durch den Gehorsam, der gegen sie geübt wird, beherrscht werden kann. Die Wissenschaft ist ein Prozeß der fortgesetzten vorsichtigen Anpassung des Ichs an die Umwelt. In der Philosophie hingegen verhält es sich umgekehrt: hier ist es der Geist, der sich die Welt anpaßt, indem er sie in der freien Tat des Gedankens gestaltet. Berdjajew bewegt sich hier in der Linie Platons, nicht in der Kants. Auch ihm ist der Philosoph der geistige Liebhaber des Alls, der Erkenntnisakt ein Akt spiritueller Vereinigung und Zeugung, der von der Macht des Eros ergriffen ist und nicht der Tyrannei des abstrakten Verstandes gehorcht. Wahre Liebe ist weder Sklaverei noch Willkür. Sie unterwirft sich nicht den plumpen Handgreiflichkeiten der Sinnenwelt, aber sie schwelgt auch nicht in vagen Träumen und Illusionen. Sie holt die tiefste und geheimste Möglichkeit ihres Gegenstands hervor und befreit sie zum Lichte. Dies gilt auch für die Philosophie, deren Wortbedeutung Liebe zur Weisheit und demgemäß auch Liebe zur Wahrheit ist. Gerade weil der Philosoph vom Eros entflammt und begeistert ist, schaut er tiefer ins Wesen des Universums als der nüchterne wissenschaftliche Forscher, der an der Oberfläche der Erscheinung verharrt.

Dies Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft steht aber nicht isoliert, es ist nach Berdjajews Darlegung sinnbildlich für die Stellung des Menschen im Kosmos. Der Mensch ist nicht bloß Geschöpf, sondern in seinem Wesenskern Schöpfer. Gott hat ihm eigentlich nur den Entwurf einer Welt übergeben und ihn mit der Aufgabe betraut, diesen Entwurf selbständig und selbsttätig auszugestalten. Hier erhebt sich Berdjajews Betrachtung zu einer großzügigen Religions- und Geschichtsphilosophie, die er außer in dem genannten Buch auch im „Sinn der Geschichte" und „Das neue Mittelalter" entwickelt. Wir stehen seiner Lehre gemäß an einer entscheidenden Weltwende. Hinter uns liegt der erste Aon des christlichen Zeitalters, der der Sünde und der Erlösung; vor uns der der Schöpfung und Freiheit. Der Heilige wird durch den Genius abgelöst. Das menschliche Selbstbewußtsein potenziert sich zum All- und Gottesbewußtsein. Es ist etwas Prophetisch-Visionäres in dieser Schau des anbrechenden Weltalters, in dieser Verkündung von Werten, die erst der Verwirklichung harren. Berdjajew ist Philosoph in dem Sinne, wie es Nietzsche gefordert. Er konstruiert kein System, aber er erteilt einen großen Impuls. Dieser heißt nun freilich nicht der Übermensch, sondern schlichter, klarer, richtiger: der Mensch. Der Mensch als Mittelpunkt und zugleich als Totalität, als Träger der tiefsten und allgemeinsten Verantwortung, als Schöpfer und Gestalter einer neuen Erde.

Digitized by Google

Katholische Denker und Dichter

Von Georg Schäfer (Emden)

Theodor Haecker hat alle Ursache, sich vom Alltagsdeutschen zu distanzieren; denn er geht nicht die Straßen der lauten Masse. Wenn er sich gern auf den „gemeinen Menschenverstand" beruft, den die Denkträgen so gern als Vorwand für ihre Leichtfertigkeit nehmen, so tut er das nicht, um die Probleme zu versimpeln. Seine Behauptungen klingen leicht paradox, weil er die Energien seines Denkens darauf konzentriert, das Einfache verständlich zu machen. In dem Vortrag „Wahrheit und Leben" geht er von der Frage aus, was mehr sei, „eine tote Wahrheit oder eine lebendige Lüge". Die Antwort darauf mag dem überflüssig erscheinen, der nur noch feuilletonistisch denken kann und in einem geistreichen Bonmot sein Genüge findet. Haecker geht an die Dinge mit einem Ernst heran, der trotz der ausgezeichneten Formulierung schwerfällig wirken müßte, wenn nicht das Objekt seines Denkens eine gewisse Pedanterie und sorgfältige Überlegung forderte. Der „Dialog über Christentum und Kultur" gibt keine endgültige Antwort auf die Frage, die jeden religiösen Menschen interessiert. Was er in dem „Exkurs über Sprache, Humor und Satire" sagt, ist von großer Überlegenheit. So nebenher umreißt er Urteile über Menschen und Dinge unserer Zeit, die dem, der nicht mit eingerosteten Formeln an die Betrachtung der Literatur herangeht, ein neues Licht aufstecken. Gerade über die Sprache zu reden, steht Haecker wohl an, denn er handhabt sie mit der Meisterschaft eines Künstlers, der aus dem geschmeidigen Instrument alle erdenklichen Wirkungen herausholt.

Von seinen Gedanken kehren manche in dem Romanfragment Reinhold von Walters wieder, den Martin Rockenbach, der für die repräsentative Anthologie „Neue katholische Dichtung" verantwortlich zeichnet, als einen neuen Dichter vorstellt. Dieses Bruchstück eines Romans, der zwei pariser Erlebnisse wiedergibt — anscheinend geht es um die Schicksale russischer Emigranten — ist nicht bis zur letzten Reife gediehen. Die Leidenschaftlichkeit eines jugendlichen Gemüts verwirrt das klare Maß. Gedanken glühen im ersten Feuer der Begeisterung. Visionen, Eruptionen einer starken Phantasie, erschüttern den Leser. Hinter allem steckt eine Begabung, die aller Wahrscheinlichkeit nach noch von sich reden machen wird. Wäre es auch nur um der Vermittlung dieser Bekanntschaft und die der beiden Lyriker Guido Zernatto und Friedrich Deml willen, die Herausgabe der Anthologie hätte sich gelohnt. Zernatto, ein bauernstarker Tiroler vom Schlage Billingers und Max Mells, zeigt bei starker Verwurzelung im Volkhaften eine sichere Beherrschung der Kunstmittel, die er so sparsam und auf so natürliche Art anwendet wie nur ein Meister. Deml ist beweglicher und voll schöner Kraft.

Die anderen Namen des Buchs bieten keine großen Überraschungen, da sie bekannt sind und ihre Art den wenigsten Lesern fremd. Die Prosabeiträge sind nicht alle gleich stark. Die Probe aus dem Roman von Gertrud von Le Fort „Der Papst aus dem Ghetto" ist zu geringfügig, um auch nur eine Ahnung von dem zu vermitteln, was diese Frau kann. Von Wilhelm Matthießen gibt es stärkere Stücke als diese „Musikalischen Märchen". Leo Weismantel ist nicht sehr glücklich durch die lehrhaften „Gespräche mit Eva" vertreten. Durch kurze, charakteristische Proben rechtfertigen Max Mell und Friedrich Schnack ihre besondere Stellung innerhalb der katholischen Literatur. Nachdenkliche und kultivierte „Oasenbriefe" hat Johannes Muron geschrieben. Die Erzählungen von Karl Borromäus Heinrich und Johannes Kirschweng, die Kurzgeschichten von Roselieb sind gute Leistungen, in denen die Eigenart der Verfasser recht deutlich wird. Es stehen viele Gedichte in der Sammlung und recht gute. Sie sind durchweg von außerordentlicher Bildhaftigkeit des Ausdrucks und in ihrer geistigen Potenz so gesteigert, daß sie als Ausdruck einer religiösen Renaissance gelten können. Zu Konrad Weiß, der als die stärkste Begabung unter den älteren Dichtern gelten kann, tritt Richard Knies, der eine überraschend gute Entwicklung durchgemacht hat; neben der breiten, gelassenen Ruhe Wehners steht die feurige Hymnik Weinrichs und Hasenkamps, zu der ausgewogenen und ruhigen Art des wahrhaft religiösen Menschen Heinrich Suso Waldeck gesellt sich die Frömmigkeit des Rudolf Henz. Frauen sind nur wenige vertreten. Während Muth in der „Veremundusbroschüre" noch sehr lebhaft darüber Klage führen mußte, daß die katholische Literatur anscheinend nur eine Domäne der Frauen sei, sticht heute das Männliche in Ton und Haltung sehr günstig von den Proben der Vergangenheit ab. Emmy Hennings mit zarten, volkliedhaften Strophen auf den Tod ihres Mannes und Elisabeth Langgässers herbe Kunst kann sich gut in der Nachbarschaft der Männer behaupten. Im ganzen macht die Auswahl einen erfreulichen Eindruck. Sie hält jeden Vergleich mit dem zeitgenössischen Kunststreben aus und überragt bei weitem das Niveau jener Schreibübungen, die man vor noch nicht langer Zeit als katholische Literatur ansah.

Theodor Haecker: „Wahrheit und Leben." Ein Vortrag. 1930. Bei Jakob Hegner in Hellerau.

Derselbe: „Dialog über Christentum und Kultur." Mit einem Exkurs über Sprache, Humor und Satire. 1930. Bei Jakob Hegner in Hellerau.

Martin Rockenbach: „Neue katholische Dichtung." Kösel & Pustet, München, 1930. M. 7,50.

Die gegenwärtige Lage der deutschen Lyrik

Von Fritz Diettrich (Dresden)

Die Jahreszeiten. Von Friedrich Kurt Benndorf. Berlin-Grunewald 1930, Horen-Verlag. 230 S.

Gedichte 1921—1929. Von Walter Gutkelch. Berlin 1930, Waldemar Hoffmann-Verlag. 62 S.

Märchen und Städte. Von Michael Gorlin. Berlin 1930, Waldemar Hoffmann-Verlag. 52 S.

Licht im Lager. Von Irma Singer. Wien und Leipzig 1930, Max Praeger-Verlag. 128 S.

Gedichte. Von Georg Britting. Dresden 1930, Wolfgang Jeß-Verlag. 32 S.

Gedichte. Von Günter Eich. Dresden 1930, Wolfgang Jeß-Verlag. 24 S.

Digitized by Google

Ein Weg. Von Hermann Sendelbach. München, Arche-Verlag. 62 S.
Der Mann zwischen Fenster und Spiegel. Von Victor Wittner. Berlin-Wien-Leipzig 1929, Paul Zsolnay-Verlag. 95 S.
Des Herrn Munkepunke Cocktail- und Bowlenbuch. Von Alfred Richard Meyer. Berlin 1929, Ernst Rowohlt-Verlag. 99 S.
Der Bruder Sonka und die allgemeine Sache oder das Wort gegen die Ordnung. Von ... Berlin-Wien-Leipzig 1930, Paul Zsolnay-Verlag. 157 S.
Das ewige Rauschen. Von Erich Bockemühl. Querfurt, im Burgverlag Richard Jaeckel. 44 S.
Herz im Glück. Von Marie Muthreich. Schweidnitz und Breslau 1929, Heege-Verlag. 73 S.
Aus meiner Stille. Von Elisabeth von Langen. Stuttgart und Berlin 1930, J. G. Cottasche Buchhandlg. Nachf. 84 S.
Gesichte des Herzens. Von Ruth von Ostau. Weimar 1930, Erich Lichtenstein-Verlag. 69 S.
Über Maschinen das Licht. Von Fred von Zollikofer. Weimar 1928, Erich Lichtenstein-Verlag. 63 S.
Südlicher Sommer. Von Paula von Preradovic. München 1929, Verlag Josef Kösel & Friedrich Pustet. 102 S.
Neue Gedichte. Von Martha Wittwer-Gelpke. München 1929, Georg Müller-Verlag. 252 S.
Links und rechts vom Wege eines Lebens. Von Wilhelm Heinitz. München 1930, G. Hirth-Verlag A.-G. 174 S.
Heimatliebe. Von Mathilde Jürgensen. Flensburg 1930, Verlag L. Westphalen. 102 S.
Der verträumte Eros. Von Elima. Innsbruck, Verlagsanstalt von R. und M. Jenny. 33 S.
Segel nach der Ewigkeit. Von Karl Bernhard Capesius. Hermannstadt 1929, Verlag der Krafft & Drotleff A.-G. 52 S.
Der Spiegel. Von Franz Schauwecker. Berlin 1930, Frundsberg-Verlag G. m. b. H. 60 S.
Marienfommer. Von Nikolaus Welter. Saarlouis, Hansen-Verlagsgef. m. b. H. 59 S.
Das unbekannte Tor. Von Hanns Weigl. Hirfau (Württ.) 1929, Verlag Die Arche. 27 S.
Schwerter und Rosen. Von Erich Limpach. Berlin-Charlottenburg 1929, Heinr. Wilhelm Hendriock Verlag. 109 S.
Wende ins Urlicht. Von Heinz Ludwig Raymann. Hannover-Kirchrode 1930, Theodor Oppermann-Verlag. 101 S.
Das Käuzerl. Von Franz Herndl. Linz a. d. Donau 1930, Verlag R. Pirngruber. 88 S.
Morgenruf. Von Robert Lindenbaum. Eger 1929, Verlag der Literarischen Adalbert-Stifter-Gesellschaft. 66 S.
Aufschrei aus dem Asphalt. Von Herbert Lipp. Berlin-Charlottenburg, Heinr. Wilhelm Hendriock-Verlag. 62 S.
Korn und Königskerzen. Von Willy Arndt. Dresden, E. Piersons Verlag. 74 S.
Mensch, sei jung! Von Oswald Reißert. Breslau 1930, Wilh. Gottl. Korn. 50 S.
Blut und Wein. Von Hermann Thürauf. Radolfzell (Bodensee) 1930, Heimverlag Adolf Dreßler. 40 S.
Im Atem der Welt. Von Erich Kunter. Heilbronn a. N., Otto Ulrich Verlag. 30 S.
Vor dem Schwabenalter... Von Wilhelm Zentner. Karlsruhe i. B. 1929, Verlag C. F. Müller. 49 S.
An die Gegenwart. Von Ernst Ruthardt. Leipzig 1928, Xenien-Verlag. 29 S.
Gluten unter der Asche. Von ... Privatdruck. 32 S.
Straßen zu Gott. Von Friedrich Sacher. Leipzig 1929, Verlag A. H. Payne. 39 S.
Den Höhen zu. Von Franz Jos. Zlatnik. Mit einem Vorwort von Johannes Schlaf. Wien 1930, Fuchs-Verlag, Leopoldine Fuchs. 79 S.
Lieder und Gesänge. Von Heinrich Gerland. München, Allgem. Verlagsanstalt. 161 S.
Am heiligen Strom. Von Shânupsamdhji. Leipzig, 1928, Bruno Volger Verlagsbuchhdlg. 90 S.
Der Marienfrühling. Von August Straub. Leipzig, Adolf Klein Verlag. 30 S.
Des Lebens Wert. Von Aenne Nabert. Schweidnitz 1929, Selbstverlag der Verfasserin. 75 S.
Festlicher Alltag. Von Fridolin Hofer. Luzern 1930, verlegt bei Eugen Haag. 69 S.
Das große Sehnen. Von Arthur Grün. Brünn 1930, Jüdischer Buch- und Kunstverlag. 41 S.
Lyrische Gedichte. Von Paul Sarasin. Aarau 1929, Verlag H. R. Sauerländer & Co. 282 S.
Helle Pfade. Von Ernst Bergfeld. Leipzig 1929, Bruno Volger Verlagsbuchhdlg. 78 S.
Weite Wege. Von Rudolf Effenberger. Radolfzell a. B. 1929, Heim-Verlag. 114 S.
Lied im Lärm. Von Roland Zenegg. Berlin-Wien 1931, Federbücherei, Verlag der Feder. 63 S.
Balladen. Von Peter Schnellbach. Heidelberg 1930, Verlag von J. Hörning. 158 S.
Altländer Lieder. Von Reinhold Paul Mettke. Sommerfeld 1929, Ostmarkenverlag. 63 S.
Das Jahr für Nora. Von Rudolf Majut. Berlin 1929, ohne Verlagsangabe. 27 S.
Der ewige Ruf. Von Emil Grimm. Berlin 1930, Rodenstein-Verlag. 114 S.

Wenn der Dichter heute sein Verswort hinausruft, so scheint es fast, als ob es bereits in seiner nächsten Nähe versacke oder verwaist zu ihm zurückkehre. Die Innenkraft seiner Stimme ist unvermögend, gemessen an der Brutalität eines Zeitgeräuschs, ob dieses Zeitgeräusch nun von einem reißerischen Buch ausgeht oder von einem Motorrad. Es scheint nicht mehr dahin kommen zu sollen, daß Menschen durch das gedichtete Wort zu einer Gemeinschaft zusammengeschweißt werden. Allen Ewig-Fertigen, die diesem Prozeß entgegenstehen, ist der Dichter der entschiedenste Feind, allen, die innerlich verhärtet und in tiefstem Sinn unschmiegsam geworden sind. Zur Gemeinschaft gehört nun aber das Suchen, das gegenseitige Sich-suchen und Sich-aufschließen, gehört nicht zuletzt auch das Sich-wundern. Das läppische Gewäsch gewisser Journalisten, das uns weismachen will, Dichtung sei heute nur noch in Form von 24-Stunden-Lyrik und Prosareportage annehmbar, die beide ihrem Wesen nach völlig unverbindlich sind, das konjunkturfreudige Bejahen gewisser Literaten, die aus Furcht oder aus Anlage jeden beliebigen Zeitirrtum und jeden Zeitunsinn mitmachen, nur um ja nicht unmodern zu erscheinen, all das ist noch lange kein Beweis gegen den Dichter und sein Verswort und wird es auch in künftigen Zeiten nicht sein. Denn immer noch gibt es den Zuhörer, der vor dem Dichter wartet, um aufgeschlossen zu werden; immer noch steht der Dichter als Rhapsode vor dem aus vielen Irrfahrten heimgekehrten Odysseus, der mit im Kreise der Lauschenden sitzt und der durch fremden Mund plötzlich seine eigenen Taten vernimmt. Bis er dann, wieder ergriffen von allem Vergangenen, bis er, Odysseus, durch den magischen Schleier des Gedichts tiefer hineinlauscht in sein gelebtes Leben, bis er, von herrlicher Ungeduld schließlich gepackt, aufspringt und, den Rhapsoden unterbrechend, spontan ausruft: Ich bin es ja, von dem du da singst, ich, Odysseus! —
Ich habe bis jetzt nur an den Lyrikhörer gedacht und noch nicht an den Lyrikleser. Denn in unseren Tagen ist das zweierlei. Es ist heute ungleich schwerer als früher, dem Verswort über den Weg des Druckbildes hinweg seine Erfüllung zu verschaffen. Denn erst der gesprochene Vers erwacht zu vollem Leben, und vielen Menschen, die dem gesprochenen lyrischen Wort offen gegenüberstehen, bleibt das gedruckte Gedicht tot. Sie vermögen es nicht, ein lyrisches Gebilde aus seiner Buchstabenstarre emporzuzaubern in Klang und

Digitized by Google

Gestalt. Und daher kommt es, daß die Lyrik so unerlöst ist in unseren Tagen und immer wieder in eine geradezu lächerliche Stellung zurückgedrängt wird, die die Nation entehrt.

Die gegenwärtige Situation des Aufnehmens von Lyrik ist folgendermaßen: die Mentalität der Menschen, die aufnahmefähig sein könnten, steht dem Verswort ohne eine bestimmte Haltung gegenüber. Viele loben und lesen nicht, weil sie's nicht mehr können. Gestern war es Klopstock, den sie lobten und unaufgeschnitten ließen. Heute ist es Däubler. Morgen wird es vielleicht schon Rilke sein. Diese Situation ist bei aller Hoffnung, die ich für die Wiedergeburt der Lyrik hege, bei aller Hoffnung auf eine junge Generation, die mit neuem Verständnis das lyrische Wort umhegen wird, vorläufig völlig hoffnungslos.

Diese grundsätzlichen Erörterungen müssen aber vor der Hauptfrage zurücktreten: wie steht es mit der lyrischen Produktion selbst? Hält die Lyrik, die im letzten Jahr erschienen ist, wirklich stand, daß die vielfachen Mühen um ihre Wiedergeburt gerechtfertigt sind? Ich möchte diese Frage indirekt beantworten, ich möchte es dem Einsichtigen überlassen, der den folgenden Bericht über die Neuerscheinungen zu lesen versteht, sich selbst die Antwort zu bilden. Zweiundfünfzig Gedichtbände sind im letzten Jahr in meine Hände gelangt. Sechsunddreißig davon sind keiner Erwähnung wert. Die übrigen werde ich besprechen.

„Die Jahreszeiten" von Friedrich Kurt Benndorf, ein Versbuch, hinter dem eine reiche Ernte von drei Jahrzehnten steht, kann unter den diesjährigen Lyrikerscheinungen besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. Es beglückt, daß im Zusammenwirken aller Strophenketten ein wahrhaftes Dichterleben offenbar wird, ein aus Stille gebildetes und von Anonymität umwobenes, ein Leben, das restlos hingegeben ist an die Heiligkeit der Dinge und demutvoll von ihnen nachklingt. Es beglückt, hier einem Menschen zu begegnen, der ein Leben lang die Wahrung seines Wesens höher setzte als ein billiges Gehörtwerden, und der nun als Lyriker im Wesentlichen seine Aufgabe und sein Geschick bewältigt hat, sich ausgeschwungen zu haben in diesem ihm gemäßen Bezirk. Keine kühne bildnerische Hand knetet in diesem Buch, nicht um einer staunenswerten Einmaligkeit willen sind diese Verse gesagt. Vielmehr ist es die seltene Beständigkeit im Besingen des Daseins, ist es der werbende, liebende Hauch, die hohe musische Schwebe des Dichters, was uns beim Lesen dieses Buchs berührt und angeht.

In den Versen von Walter Gutkelch „Gedichte 1921 bis 1929" ist alles viel zu zufällig. Eine große dichterische Spärlichkeit zieht sich über 61 Seiten hin, eine große Sangesarmut. Die vielen dünnen Strophen aus acht Jahren ergeben hier einmal das typische Bild eines Autors, der mehr auf Richtung als auf Dichtung aus ist. Die zufälligen Einfälle purzeln durcheinander, und nur selten findet sich eine Zeile, die wirklich dicht, Gedicht geworden ist. Bei einem Titel „Gedichte 1921—1929" ist man begierig auf Extrakt, aber es bleibt nur bei dünnem Getröpfel. Oder wollte der Autor ein Panorama aus den Stileigentümlichkeiten verschiedener Richtungen vor uns hinstellen?

Viel Charme haben die Gedichte von Michael Gorlin. Ob sie durch die Übertragung aus dem Russischen gelitten haben, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls besticht ihre Frische. Ein Einundzwanzigjähriger atmet hier in unbefangenem Spieltrieb seine Jugend in Gedichten nach.

Anders tritt die junge zionistische Lyrikerin Irma Singer mit ihrem Band „Licht im Lager", Gedichte aus dem Lager Israel, vor die deutsche Öffentlichkeit. Nur wenige ihrer Gedichte kann ich als absolut gelungen ansehn; keins trägt für sich allein das untrügliche Zeichen eines starken Dichtertums. Aber es spricht hier ein wundervoller Mensch sich aus, dessen seltene Substanz den Band von Anfang bis Ende durchtönt. Oft erscheinen die Strophen rührend im Nachkonturieren gelebten Lebens. Oft sind sie ein beträchtliches Beiwort zur Selbstermutigung, zur Bewältigung eines harten Daseins. Was man nicht oft zwischen den Deckeln von Versbänden findet, ist hier vorhanden: Gesinnung, Charakter.

Für die Gedichte von Georg Britting bin ich lektorisch verantwortlich und darf, streng genommen, nicht Kritik darüber schreiben. Ich will daher nur sagen, was mich bewogen hat, dem Verlag diese Gedichte so warm zu empfehlen. In Georg Britting erlebte ich einen echten Lyriker, der sparsam, aber spontan schafft. Die Einfachheit im Thematischen ist der Prüfstein für die Zuverlässigkeit eines Talents, und diese Einfachheit ist in Brittings Gedichten in hohem Maße gegeben. Gedichte wie „Tirol", „Drei am Kreuz", „Der verlorene Sohn", „Winterliches Landhaus", „Salome" sind besonders stark in der Gestaltung. Auch ein kindliches Umwerben von kleinen und kleinsten Dingen strömt in wundervoller Wärme durch dies Buch.

Anders die Gedichte von Günter Eich, die im gleichen Verlag erschienen sind, ein Heft von 24 Seiten, von dem sein Autor behauptet, es wiege das Gesamtwerk Stefan Zweigs auf. Beim erstmaligen Lesen sind diese Gedichte in der Tat gewinnend und einschmeichelnd, eine zarte Müdigkeit liegt über den Zeilen, eine feine musikalische Schwebung trägt jedes Gedicht. Mehr als einmal erinnert man sich der Pinselstriche chinesischer Tuschmalerei. Aber bei wiederholtem Lesen sinken diese Versgebilde mehr und mehr zusammen und erlöschen ungewöhnlich schnell in der Erinnerung. Und dieses Zeichen des Nicht-Haften-Bleibens offenbart uns ihren Mangel an substanzieller Fülle und sprachmagischer Kraft.

Sendelbach hat vielleicht nicht den Mut Xenien zu schreiben, aber aus manchen Stücken seines Vierzeilerbandes „Ein Weg" geht hervor, daß er's wohl könnte. Entscheidend ist natürlich dabei, ob sich Schärfe und Gerechtigkeit die Wage halten. Der eiserne Besen eines echten Xeniendichters fehlt uns. Boulevard-Schreiber, die ganz unverbindlich funktionieren, denen das „hier stehe ich, ich kann auch anders" auf der Stirn geschrieben steht, kommen für diese vielleicht zukünftige dichterische Form nicht in Betracht. Leute, die morgen einen Angriff zurücknehmen, den sie heute geführt haben, können nicht eine Arbeit leisten, die aus lessingschem Geist geboren sein muß. Vielleicht entwickelt Sendelbach diese Note stärker und schmiedet Pfeile, die lediglich aus dem Geiste der Säuberung heraus, aus apollinischem Geist, verschossen werden dürfen.

Victor Wittner unternimmt in seinem Buch „Der Mann zwischen Fenster und Spiegel" den oft umworbenen Versuch, die Dinge aus ihrer banalen Sphäre ins Dichterische zu erlösen. Es bilden sich mitunter erstaunliche Strophen, Zwischenklänge, die wie Tau die Undurchdringlichkeit der gegenständlichen Welt überschimmern. Manchmal atmet der Autor mit rilkescher Atmung, manchmal zieht er auf Max Brods Gangbahn. Aber das fällt nur im einzelnen auf. Im ganzen scheint er ein Peter Altenberg in gebundener Sprachform werden zu wollen. Er hat genug Wendigkeit dazu, genug atmosphärischen Spürsinn.

Um den Wert der Cocktail- und Bowlenlyrik Alfred Richard Meyers richtig zu verstehen, glaube ich, muß man erst vollendeter Trinker oder trinkgewandter Diplomat sein. Welche Gesellschaftsschicht, diese unangenehme Frage gestatte ich mir, an den Autor zu richten, welche Gesellschaftsschicht, schwebte Ihnen als Resonanz für diese Gedichte vor?

Wer sich hinter dem Versbuch „Der Bruder Sonka und die allgemeine Sache" auch verbergen mag, es ist an manchen Stellen das fesselnde Dokument eines Menschenschicksals. Ob es ein Dichterschicksal ist, möchte ich sehr bezweifeln. Starke ungestaltete Inhalte wechseln mit hingespielten klapprigen Strophen ab. Große Siebung hätte notgetan.

In Bockemühls Gedichtbuch „Das ewige Rauschen" stehen einige wunderbar einfache und einfältige Strophen. Wenn man aber das Gedichtbuch als Ganzes ansieht, werden diese wenigen gefüllten Strophen durch das Ausspinnen des einen Tons überwuchert. Die dazwischengestellte Prosa trägt besonders zur Abschwächung bei, vielleicht hat sie persön-

Digitized by Google

lichen Wert als Tagebuchblätter, die unnötig an die Öffentlichkeit gelangten.
Marie Muthreich zeigt dichterische Ansätze. Nur ist bei ihr das Nachllingen alter Formen noch stärker als der Weg zu elementarer Wortprägung oder der Weg zur Verdichtung zarter Seltenheiten. Sie darf nicht falscher künstlerischer Lenkung zum Opfer fallen.
Die Gedichte von Elisabeth von Langen sind für die Autorin möglicherweise wertvolle Selbstzeugnisse, Lebensnachklänge, vielleicht Daseinsaufhellungen, wie es jedes Gedicht einmal sein kann. Selbst das schlechte Gedicht kann aus einem primitiven Trieb zur Selbsterlösung stammen, wenn nicht irgendeine sängerhafte Eitelkeit dahintersteckt. Man liest. Lauter überkommene Klänge steigen auf und gehen beim Lesen mit. Allmählich beginnt in einem die böse literarhistorische Entdeckerfreude: hinter den Zeilen tauchen gipfern die vielen Vorbilder auf. Dabei ist ein echter Klang hin und wieder da. Das Gedicht „Zerstörter Garten" zeigt dichterische Ansätze. Aber es fehlt ein ganzer Himmel von Kunst.
Einem Menschen mit zentraler künstlerischer Haltung erscheint er ebenso unbegreiflich wie einem Menschen mit lediglich peripherischer künstlerischer Haltung, daß Personen in gereimter Form lächerliche und belanglose Dinge sagen, die sie kaum in Prosa mitteilen, kaum in einem Gespräch erwähnen würden. Erst wenn das Private und Privateste in einem höheren Feuer als der bloßen Mitteilung umgeschmolzen ist, wenn es im Tiegel der Gestaltung tief verändert worden ist, fängt es an, ein Recht auf Verkündigung zu besitzen, fängt das Privateste an, aus sich selbst zu strahlen. Eher kann man nicht von Dichtung sprechen.
Bei Ruth von Ostau ist wirkliches Dichtertum vorhanden. Nicht alles ist in ihren Versen glücklich auskristallisiert. Aber man hat doch das Gefühl, daß nicht „jemand", sondern daß „es" dichtet. Wunderbar magisch sind die Strophen in „Vor den Toren einer fremden Stadt". Ein Stück eigener Daseinsodyssee ging mir unmittelbar beim Lesen dieser Strophen auf. Doch stärker noch erscheint mir das Gedicht „Vor der Geburt". Hier trifft Ruth von Ostau den Ton der Legende, ihre Sprache wird ganz knapp, bewegt und beruhend zugleich.
Fred von Zollikofer und Paula von Preradović beschließen die Reihe der Bände, deren Besprechung notwendig war. Paula von Preradović hat einen herrlich unmittelbaren Klang gefunden. Zollikofer, ein Talent voll verhaltener Klänge, fand noch nicht die sicheren Konturen im Wort wie jene Dichterin.

Proben und Stücke

Gesang der Muschel. Zwei Sonette von D. H. Sarnetzki

(Noch unveröffentlicht)

Geheimnisvoll ist dieser Muschel Tönen:
Gedämpft wie Saitenspiel, stark wie Gesänge
Der Meeresnächte, festlich wie Gepränge
Der Welt, und dumpf und schwer wie Glockendröhnen.

Aus unvertrauter Ferne rauscht den Söhnen
Der Erde Chor verwunschner Wunderklänge
In ihrer Seelen purpurdunkle Enge —
O Stimme, hergesandt, Schwermut zu krönen!

Geschloßnen Auges wird mir Traum und Sage
Gelebte Wirklichkeit. Ich fließe durch die Zeiten
Wie Hauch des Geistes, der die frühsten Tage

Lichtloser Zukunft rätselhaft verbindet,
Den Himmel sucht und stumm die Götter findet,
Und plötzlich ahnt den Strom der Ewigkeiten ...

Ich höre: Stürme wühlen in den Lüften;
Der Brandung Dreiklang hör' ich an den Klippen
Verschollner Inselwelt. Es jubeln Lippen
Wie windgeschwellte Segel über Grüften.

Ich höre: Sonne singt auf grünen Fluten
Die goldne Melodie der ew'gen Feuer
Im All. Und tausend Sterne, ungeheuer
Gebreitet, Licht wie Tränen Gottes bluten.

Ich höre: wie millionenfache Schmerzen
Wortlos im leisen Weltgesang verwehen,
Undeutbar jedem Ohr; sie kommen, gehen,

Sind ewig da. Urschöpfungslaute rauschen
Verborgen. Traumbefangen muß ich lauschen,
Unnennbar Glück, unnennbar Weh im Herzen.

*

Legende vom Schmetterling

(Fassung 1928)

Vor mir gaukelt ein Schmetterling, vielfarbig, bewegten Flugs,
Streift über Blüte und Gras und des Feldwegs schmalfließende Spur,
Saugt an den glühenden Kelchen und taumelt trunken dahin — ihm wuchs
Der Tag zum Leben, zur Welt die Flur ...
Seit mein Blick sich verfing in sein Schwingen und Gleiten und Weilen,
Bin ich im Bann seiner glücklichen Fahrt, hinauf und hinab — muß zögern und eilen,
Jagen und rasten ... Wer bist du? Eine vom Himmel getropfte zärtliche Frage?
Eine dem Boden entsproßne, geheimnis-umwitterte Mythe?
Sag, wohin du mich führst, du Traumgeist blinkender Tage,
Der du rätselhaft hineinblühst in sommerlich Licht, in Duft
Und Rausch, auf den Wellen blaugoldener Luft,
Und dahinwehst wie eine vom Stengel gelöste köstliche Blüte?
Wie an einem Fädchen ziehst du mich nach, du hast mich versponnen
Ganz in die Welt, die dich trägt, in der Flügel verwirrendes Spiel:
Wie von der Erde gehoben schreit' ich im Glanze lichtzitternder Sonnen,
Weiß nur die Luft, die du schwebst, und sehe nicht Ferne noch Ziel ...

O dieser Rausch! Die Felder duften und atmen! Korn wiegt und neigt
Sich vor jedem Windhauch; Reife knistern die Halme, zu tausend gereiht;

Digitized by Google

Mohn brennt in dunkeln Feuern. Der Himmel schweigt.
Nur Schwalbenflug und Sonne unter der Kuppel der ruhenden Zeit ...

Bist du ein Bote der Welt, die uns für ewig verschlossen,
Gaukelnder Zauberer aus des Märchens verwunschenem Land?
Sind, seit ich dir gefolgt, schon vielhundert Jahre verflossen,
Bin ich selber ein Geist, der keine Heimkehr mehr fand?
Werd' ich Wunder schauen, die nimmer ein Auge sich träumte,
Öffnen sich Tore vor deinem schwingenden Flügelschlag?
Bunter, schwebender Geist, um den ich ein Leben versäumte,
Führ' mich hinüber in ewige Sonne und ewigen Tag ...

Wiegend seliger Geist, ich streife die irdische Hülle
Ab und bin wie du! Die Seele hat Flügel, — ich ströme, wiege wie du —
Alles ist Schönheit und Licht, und alles ist Glück und ist Fülle:
Atmend steig' ich empor und gleite der Ewigkeit zu ...

Aus: „Der Bruder Sonka und die allgemeine Sache oder das Wort gegen die Ordnung"

(Copyright by Paul Zsolnay Verlag Berlin-Wien)

Die Antwort des Doppelgängers

Und wenn ich sachlich überlege,
Ist nämlich lausig mein Gewand,
Ich bin ganz gründlich auf dem Wege
Zum Absoluten abgebrannt.

Balanz und Rhythmus meiner Hosen
Entsprechen meinem Gleichgewicht,
Im Ring der Obdach-Namenlosen
Goutiert man Glanz und Haltung nicht.

Natur enthüllt sich in den Gesten,
Weil man Erziehung leicht vergißt,
Ich lebe schlecht, von solchen Resten,
Die ein Gourmet nicht gerne frißt.

Der Mensch ist weder gut noch böse,
Nur hungrig oder satt gesinnt:
O Bürger, göttliche Synthese
Des Daseins, die der Wanst gewinnt.

Doch auch der Mob, der ihm verhaßte,
Versagt mir Fremdling das Vertraun,
Denn ein Bewußtsein seiner Kaste
Hat selbst der Stromer in den Aun.

Wenn ich mich klar zusammenfasse,
Bin einsam ich wie ein Genie,
Ein Ribellante meiner Rasse
Und Deserteur der Bourgeoisie.

Ein Sonnenbruder aller Brüder,
Bin ich ein klassenloser Geist
Und weltverkommen und entgleist
Und Sonka, Dichter dieser Lieder.

Der Hain

Herbst, zeitlose Zeit blauer Blume,
Mein aufgelöster Gang ins ewige Tal,
Tiefes Jenseits schweigender Tannenversammlung,
Weiße Frühlingsmesse eines Birkenhains.

Im Takt der Arbeit

Manchmal fühl ich im einsamen Schreiten,
Fühl ich den Alb von der Seele gleiten,

In Fall und Echo von tönenden Schritten —
Verrät mir das Wort erst, was ich gelitten.

Im Einton, im Zwietakt, im Dreischlag der Hufe
Befrei ich der Freude metallische Rufe —

O! summendes Surren elektrischer Drähte:
Daß ich mein Vaterunser bete —:

Mit tosender Brandung der Kessel und Wagen
Helf ich der Menschheit Ketten zerschlagen:

Der Brand der Maschinen, das brodelnde Weben,
Erlöst in mir einen Hymnus vom Leben:

Des Arbeitsatems dampfendes Beben,
Ein Heben und Senken, Senken und Heben,

Verkündet mir das künftige Leben.

Mit tosender Brandung der Kessel und Wagen
Helf ich der Menschheit Ketten zerschlagen.

Aus: „Gedichte" von Georg Britting

(Wolfgang Jeß, Dresden 1930)

Der verlorene Sohn

Bei den Schweinen saß der verlorene Sohn.
Die weißen mit den rosigen Rüsseln
Fraßen aus den ledernen Schüsseln,
Die schwarzen und borstigen schmatzten aus Trögen von Holz und Ton.

Er saß auf einem trockenen Stein,
Zwischen seinen Zehen wuchs Gras,
Seine Haare war'n steif und gedörrt wie aus Glas,
Eine Schwäre befraß sein Bein.

Eine Hirtenflöte hielt er am Mund.
Er blies ein Lied, das war dünn und klar.
Es schwirrte der Wind in seinem gläsernen Haar.
Das Lied wurde rot und rund

Und stieg, eine Seifenblase, ihm von der Flöte empor.
Eine zweite und dritte taumelten nach,
Die Kugeln stiegen und bauten ein Dach.
Er hielt nicht ein mit dem Blasen, bevor

Er nicht ganz und gar inmitten der schwebenden Kugeln war,
Wie in Bernstein gefangen ein Götterbild.
Die schwarzen Fliegen umbrummten ihn wild
Und ein Käfer mit funkelndem Rückenschild
Fuhr klirrend vor ihm durch das Gras.

Digitized by Google

Aus: „Gesichte des Herzens." Von Ruth von Ostau

(Erich Lichtenstein, Weimar 1930)

Vor der Geburt

Man wies mit kurzen Worten
Sie nach dem ärmlichen Stall,
Vor den halbzerbrochenen Pforten
Kam sie fast zu Fall.

Er wollte nicht über die Schwelle,
Sie aber sagte: „Bleib" —
Denn die erste Wehenwelle
Zerrann ihr über den Leib.

Sie legten sich zu den Tieren,
Betend die Hände im Schoß.
Maria begann zu frieren,
Und die Schmerzen waren groß.

Der Wind zuweilen rauschte,
Die Hirten sangen von fern.
Maria litt und lauschte
Und wartete auf den Stern.

Köln am Abend

Die große Stadt liegt mütterlich und breit
Am großen Strom, und über seinem Rücken
Spannt sie die Bogen ihrer kühnen Brücken
Wie Arme aus, beschwingt von Dienstbarkeit.

Die Abendwolken stehen tief und drücken
Das Dächerwirrnis in ein Nebelkleid,
Und nur der Türme Mannigfaltigkeit
Vereint sich, in den Himmel aufzurücken.

Am Strom entlang verstummen sacht die Stimmen,
Nur viele große, dunkle Kähne schwimmen
Dem Ziele zu in feierlichen Reihn.

Da kommt vom Dom ein grüßendes Frohlocken,
Und voller Andacht fallen alle Glocken
Fromm und erschauernd in das Ave ein.

Gedenken

Und Sommer ists, und langsam jährt es sich,
Daß Du und ich uns zueinander fanden,
Und alle Dinge stehn und mahnen mich,
Weil ich vergaß, wie wir uns einst verstanden.

Die Blume weiß, daß aus der Schwesternschar
Mir Deine Hände Gruß und Gabe sandten,
Und dieser Baum, daß es ein Bruder war,
Des Äste uns die grünen Schatten spannten.

Die Tage sind aus Gold und Glanz erdacht
Und gleichen jenen, deren Duft wir tranken,
Und alle Nächte sind wie jene Nacht,
Da alle Sterne zu uns niedersanken.

Und Busch und Korn und grünes Tal
Verrät und flüstert, singt mir Deine Lieder, —
O Du — erlöse mich aus meiner Qual —
Komm wieder —

Aus: „Das Tor der Toten" von Herman Wilhelm Weißenborn

(Verlag: Heitz & Cie., Straßburg, vgl. S. 475)

Traumgesicht

Der Mond scheint groß,
Ein riesenhaftes Angesicht,
Vom Angstschweiß unerhörter Qualen übertaut,
In die Schlucht,
Wo Menschenseelen
Ihres Lebens Schuld und Leiden schauen
In den Spiegel eines Sees,
Der sie trank ...

* * *

Geister in den Abgrundsungewittern
Zwischen Furcht und Hoffnung angstvoll zittern.

Wirbel wollen sie zur Tiefe reißen,
Glutenwinde höher feurig gleißen.

Ach, der Schmerz will sie der Kraft berauben,
Ohnmacht das Gewissenswort betauben.

Doch ich sehe schon den Retter nahn,
Rosenlicht trägt Sicherheit heran.

Eine strahlende Gestalt sich zeigt,
Liebereich ihr Antlitz abwärts neigt.

Weist mit Schritt, Gebärde, Blick hinauf,
Nimmt die Toten in die Sonne auf.

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Für die Dichterakademie

„Eine Bewährung der Akademie in einer nach außen sichtbaren Tätigkeit kann billig erst erwartet und gefordert werden, wenn sie beim einzelnen Mitglied nicht mehr mit Gefährdung der eigenen Lage verbunden ist und wenigstens so weit vom Staat vergütet wird, daß sie nicht als ein untragbares Opfer erscheint. Das ist ein zu erstrebendes, zu erhoffendes und sicherlich bei einer Besserung von Deutschlands Gesamtlage einmal zu verwirklichendes Ziel. Es ist meines Erachtens die Aufgabe, die Institution jetzt unter klugen Zuwahlen bis zu dem Zeitpunkt ihrer wirtschaftlichen Festigung oder eben bis zu einer Besserung der Gesamtlage unversehrt zu erhalten, wo dann vom einzelnen wieder eine unvergoltene Leistung für die Allgemeinheit verlangt werden darf.

Damit wäre schon ein nicht zu unterschätzendes Wesentliches gewonnen. Ich bin überzeugt, daß bei dem jetzt wahrscheinlich einheitlicheren Willen in der Akademie mehr als das geleistet wird. Aber es wird immer unbillig sein, mehr zu fordern von einer Anzahl von Dichtern, die, was sie auch für die Sache arbeiten mögen, nicht das mindeste Entgelt, dafür aber stets den Tadel der Schnellurteiler erhalten, die nichts über die Institution, ihren Sinn und ihr Statut wissen, oft selbst nicht einmal die richtigen Namen der Mitglieder." Wilhelm von Scholz (N. Zür. Ztg. 421).

„Wenn sich die Akademiker versammeln, dann sollen nicht dreißig Seelen beieinander sitzen und einander Urworte zuflüstern; sondern dreißig lebendige, bewegte, geistige Menschen, die in der Zeit, in der sie leben, sichtbar und kontrollierbar wirken wollen. Gewiß, es gibt monologische Menschen, in diesem engeren Sinn asoziale Dichter (und sie können durchaus große Dichter sein), es gibt auch jene anderen, die so exklusiv sind, daß sie sich geradezu schämen, überhaupt auf der Welt zu sein, es gibt abseitige Sonderlinge — sie alle mögen, wenn sie zu Mitgliedern ernannt werden sollen, die Wahl nicht annehmen, im allgemeinen aber ist es doch so, daß sich die Schriftsteller auf dieser Erde durchaus zurecht finden; sie sind organisiert, haben ihre Genossenschaft, sie haben gelernt, ihre Werke als kaufmännische Ware zu betrachten und auszubeuten, manche von ihnen sind gerissener als der gerissenste Anwalt, sie beherrschen das Instrument der Reklame besser als die großen Konzerne, kurz, sie sind zu Hause in dieser Welt und in dieser Zeit — warum sollten sie nicht auch wie andere diesseitige Menschen für diese Welt und für diese Zeit wirken? Sie sollen nicht als die individuellen mit dem All verbundenen Dichter, die sie natürlich alle sind, zu den Sitzungen gehen, sondern sie sollen zusammen bewußt ein Stück Gehirn sein zum Körper des Staates, ein Stück Verantwortung in seinem Dasein. Nicht ihre Seele sollen sie kollektivieren, sondern ihre Energien zueinander addieren." Paul Kornfeld (Tagebuch XII, 8).

*

Heinrich Mann
(Zum 60. Geburtstag)

„In den Jahren, als der genannte Schriftsteller noch ohne Überblick über seine eigene Daseinsfrist war, faßte er die immer wiederholte Übereinstimmung innerer Zustände und äußerer Zufälle als Eingriffe des Schicksals auf. Er hatte das vollkommen ehrliche Gefühl, als ob seine Arbeiten ungeschrieben schon vorhanden waren, in höheren Gegenden fertig abliefen, während er selbst mit dem Aufgebot aller seiner Kraft bemüht war, sie niederzuholen in die sichtbare Welt. Die Ahnung: ich tue nur, was anderswo längst bestimmt war, erleichterte ihm in etwas seine Anstrengungen. Zugleich verlieh sie ihnen ein mehr als persönliches Recht. Er trat mit ihnen in den Dienst einer Macht, die er verschieden, meistens aber mit dem Namen des Geistes bezeichnete." Heinrich Mann (B. T. 146).

„Ich feiere in ihm die Kunst, das Ja über diesen Abgründen, seine strömende, ordnende, schöpferische Lust. Ich feiere in ihm die erregendste Dichtung der Zeit lyrisch phänomenal und episch von der gleichen primären Evidenz wie bei Conrad und Hamsun, die entfaltetste deutsche Sprachschöpfung, die wir seit Aufgang des Jahrhunderts sahen. Ich feiere den Meister, der uns alle schuf. Ihn, zu dem die Kunst heute sagen würde, was in seiner Novelle ‚Die Rückkehr vom Hades' zu Helena Menelaus sagt, unerlahmt von all den Schlachten, traumhaft fortgewendet von Waffen und Blut: ‚Auf deinen Lidern, o Helena, trägst du den ganzen trojanischen Krieg.' Auf seinen Lidern — was seit dreißig Jahren aus unserem Geschlecht die Sterne sahen. Was zu ihnen aufstieg aus einem Volk, rassenmäßig schwer und selten innerlich voll zu lösen, nach Nietzsche aufstieg an Schönheit des Worts, heller Vollkommenheit des Stils, Schimmer schöpferischen Glanzes —: auf diesen Lidern." Gottfried Benn (Voss. Ztg., Unt. 75).

Digitized by Google

„Wir waren zwanzigjährig, als wir die Romane der Herzogin von Assy verschlangen, Flake und ich rissen sie uns aus der Hand. Die Farbe jener Zeit hätte den feurigen und etwas düstern Hintergrund für das Porträt abzugeben — was wäre das schon allein für ein Stück Arbeit! Denn es fiele nicht leicht, der heutigen Jugend klarzumachen, was uns an dieser tollen und gleichzeitig bis zum Äußersten vergeistigten Romantik so begeisterte, obwohl ... Obwohl, überlege ich es mir recht, eine Jugend, die etwa in den ‚Geächteten' von Salomon oder den Büchern von Jünger und Schauwecker ihr Genüge findet, gerade so gut sich den Reizen der Herzogin von Assy hingeben könnte, wie den gewiß minder prächtigen und in jeder Hinsicht verdächtigen Gebärden einer Politik, die (auf Grund mißverstandener Erscheinungen des Wirtschaftslebens) nichts anderes als eine ‚erwachende' Romantik darstellt.

Es ließe sich einwenden, dieser neudeutschen ‚erwachenden Romantik' fehle zwar nicht die Tollkühnheit, wohl aber der Geist der Herzogin von Assy-Zeit, ein Geist, stark und hell, der selbst jenen Malvolto der Pipo Spano-Novelle zu entsühnen vermag, daß aus einem Ungeheuer vor lauter Geist fast ein Mensch wird ... Fehlt aber ‚denen, die jung sind', wirklich der Geist, oder vielmehr: empfinden sie wirklich kein Bedürfnis nach Geist? Davon wird mich niemand überzeugen! Nein, wenn sie nach geistlosen Reisläufern aussehn, so liegt es einfach daran, daß sie vom Geist nichts wissen." René Schickele (Berl. Börs.-Cour. 145).

„Wegen dieser unerschütterten, weisen Haltung, wegen dieser tief humanen Gesinnung, die durch sein ganzes Werk und sein Leben geht, stehen wir zu ihm, ehren wir ihn heute, lieben wir ihn." Efraim Frisch (Frankf. Ztg. 230 — 1 M.).

Vgl.: Adolf Grimme (B. T. 148); Klaus Mann (ebenda 145); Paul Wiegler (Voss. Ztg., Unt. 73); Felix Bertaux (Prag. Pr. 86); Hermann Wendel (Vorw., Abend 144); Norbert Falk (B. Z. am Mittag 72); A. M. Frey (N. Bad. Landesztg. 154); Lutz Weltmann (N. Leipz. Ztg. 86 u. a. O.); Joachim Friedenthal (8-Uhr-Abendbl. 72); Peter Hamecher (Leipz. N. Nachr. 86); Hans Harder (Westf. Volksbl. 70); H. F. (Stuttg. N. Tagbl. 143); D. O. (Königsb. Allg. Ztg. 146); H. G. B. (Berl. a. Morg. 73); P. B. (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 73).

*

Zum Tag des Buchs

„Ja, ich bin Optimist! Ich glaube an die Kraft alles Großen und Echten, auch in jedem echten und großen Buch. Diese Kraft dringt wie der keimende Samen durch das dunkelste Erdreich schließlich als Pflanze ans Licht.

Wird das Gute die Kraft haben?

Und auch die List! Sehen Sie, der einseitigste Diktator einer Gegenwart wird immer bald die Eitelkeit haben, sich mit allem Großen der Vergangenheit zu schmücken, gleichzusetzen. Das Geringe und Durchschnittliche aus der Vergangenheit wird er schon deshalb nicht heranziehen, weil es nach dem Fortfall der platten zeitgenössischen Verständlichkeit, der Beziehung auf das Zufällige einer Epoche völlig leer, ungenießbar, langweilig geworden ist und von jedem Kinde als das erkannt wird, was es ist, und von jedem Kinde umgeworfen werden kann. Nein! Seien Sie aus dem Übelstand unserer Zeit nicht mutlos! Das Große scheint heute nur auf verlorenem Posten zu stehen. Aber das Bild wird sich bald zu seinen Gunsten ändern!

Möchte es so sein! Aber, lieber Freund — wo sind wir hingeraten? In welche weiten, allgemeinen Gebiete? Wir hatten doch nur von Büchern sprechen wollen —

Und haben bis zum Herzen im Wesen des Buchs gestanden! Denn das ist ja das Wesen des Buchs, daß, wenn man seine Deckel aufklappt, die wirkliche Welt daraus hervorsteigt; daß, was eben noch Zeilen voll schwarzer Schriftzeichen waren, auf einmal Menschen, Völker und Länder, Zeiten und Schicksale sind, die unser Geist nun begreift und durchmißt.

Bei Ihren Worten fällt mir das entzückende Eichendorffsche Märchen ein: wie die beiden Kinder das Bilderbuch ansehen, wie der kleine Junge auf einmal merkt, daß das Mädchen nicht mehr neben ihm sitzt, sondern schon weit hinten in der abgebildeten Landschaft geht, wie er ihm dann nachläuft und die beiden nun in dem Buch Welt, der Welt Buch, Wunder über Wunder erleben. Das ist doch fast dasselbe wie das, was Sie eben sagen.

Nur unendlich viel schöner! Ja, Eichendorff wußte, welch ein Zauberland ein Buch sein kann." Wilhelm von Scholz: Zwiegespräch über das Buch (Münch. N. Nachr. 78).

„Da ist ein Hochbegabter, dessen Bild oft in den Zeitungen zu sehen ist — ach, die Lüge dieser hohlen Ehrungen —, er wird von Vierteljahr zu Vierteljahr von einem Kreis von Menschen unterstützt, damit er mit Frau und Kindern nicht obdachlos werde. Er arbeitet im Tag 15—18 Stunden (das ist kein Druckfehler), denn er kann nicht fudeln. Aber im Herbst muß er einen Roman herausbringen, dann kann er hoffen, über den nächsten Winter hinwegzukommen; und krank ist der Mann auch — wir haben ihn einmal vorm Selbstmord zurückgehalten."

*

Digitized by Google

„Da ist ein großer Dramatiker, vor dem Krieg wurden seine Werke auf unseren ersten Bühnen gespielt; er kann nur ‚leben' mit 100 Mark Spenden im Monat; er wird ‚erhalten', so heißt das wohl. Er schreibt weder Aktualitäten noch Schweinereien."

*

„Da fährt einer ununterbrochen, sobald er das Glück hat, nur irgendwie aufgefordert zu werden, zu Vorlesungen aus seinen Büchern in die kleinsten Nester, für 80 Mark und weniger pro Abend. Davon muß er Hin- und Rückreise und Aufenthalt und Steuerabzug und ‚Lustbarkeitssteuer' bezahlen — es bleiben ihm, wenn die Orte entfernt sind, oft nur ein paar Mark übrig. ‚Was wollen Sie', sagte er zu mir im elenden Zimmer, eines miserablen Gasthofs, in dem ich ihn aufsuchte, ‚ich kann so wieder ein paar Tage leben. Dichten? ja, dazu bleibt mir nur die Zeit im Sommer, wenn andere Menschen ihren Urlaub haben. Dichtung wird heute nicht mehr vom Können, sondern vom Bankkonto bestimmt. Einmal wird mich schon unterwegs der Schlag treffen!'
Dieser Autor ist nahe an die 70, aber in voller geistiger Kraft — wenn er bloß Zeit hätte, sie für produktive Arbeit zu verwenden."

*

„Einmal in einer Versammlung von Dichtern — fast lauter ‚allererste Namen' — wurde feierlich und kühl und klug von den Dichtungsarten gesprochen, von der Dichtung der Gegenwart ... bis einer sagte: ‚Warum eigentlich belügen wir uns selbst, uns geht es doch allen hundeschlecht.' Und er bekannte sein Schicksal, legte es mutig und unbekümmert vor die anderen hin, die sich noch scheuten, zu sagen: Mit uns geht es beinahe so übel, wie mit den Jungen, denen wir helfen wollen!
Und dann begann einer, und hierauf sprach der Zweite und bekannte: Er sei froh, wenn er nach einer Vorlesung in ein Privatquartier eingeladen werde, er möge als Gast doch noch ein paar Tage dort bleiben. ‚Und denken Sie nur', fuhr er fort, ‚da durfte ich letzthin sogar meine Frau nachkommen lassen. Acht Tage lebten wir ohne Sorgen — da konnte ich einen Teil meiner ärgsten Schulden abzahlen.'
Bis auf zwei oder drei waren diese ‚Prominenten' in großer Not, aber zum Schluß hieß es: ‚Wir dürfen das nicht öffentlich eingestehen.'
Und als widersprochen wurde von dem, der mit der Beichte angefangen hatte, war Schweigen. Bis einer, um den es am schlechtesten bestellt war, sagte: ‚Auch wir sind Opfer eines Systems, das sich jetzt, da der Wohlstand verschwunden ist, als falsch erweist. Wir sind heute zu ‚Luxusgegenständen' geworden. Denn selbst wenn ein seelischer Bedarf nach unserer Arbeit vorhanden ist, materiell kann er nicht mehr befriedigt werden.'"
Walter von Molo: Aufrichtigkeit (D. A. Z. 131).
Vgl.: Frankf. Ztg. 216 — A.; Kaethe Miethe: Warum nicht Mann und Buch? (D. A. Z. 131); Else Frobenius: Der weibliche Bücherwurm (ebenda); Paula Grogger: Die Sendung der Frau (Münch. N. Nachr. 78); Albert Daudistel: Hühnersuppe (Kass. N. Nachr., Lit. 22. März); Bruno Schönlank: Arriviert (ebenda); Hellmuth Carsch: Landstreicher (ebenda); Oscar A. H. Schmitz: Die Frau und das Buch (Münch. N. Nachr. 77); Leo Weismantel: Vom Sinn und Unsinn des ‚Tags des Buchs' (Köln. Volksztg. 141); Paul Zsolnay: Das billige Buch als Zeiterscheinung (Köln. Ztg., Lit. 12); Max Röder: Buch und Buchhandel (ebenda); Hanns Martin Elster: Wollen Sie Ihre Bibliothek ordnen? (Köln. Ztg. 161).

*

Friedrich Matthisson

„Matthisson ist der letzte Dichter der Empfindsamkeit, der tränenseligen Melancholie, der Ruinenschwermut und der Mondscheinschwärmerei, der Rousseauischen Naturverehrung und einer mehr spielerischen Anbetung der Antike. Die Zeit, die beim Werther und noch mehr bei Millers „Siegwart" weinte, die mit Klopstock und den Dichtern des Hains sich in alle Verzückungen des Gefühls stürzte, fand in den Oden und Hymnen, den Elegien und Naturgemälden Matthissons den melodischen und leicht verständlichen Widerhall alles dessen, was sie ahnte und ersehnte. Als gar noch Schiller in seiner berühmt gewordenen Kritik an seinen Gedichten seine theoretische Anschauungen bestätigt fand und die Wahrheit, die musikalische Schönheit und den Geist dieser Strophen lobte, da erhob man Matthisson zum ‚klassischen' Lyriker, der von den Zeitgenossen weit mehr verehrt wurde als Goethe und Hölderlin." (Kassel. N. Nachr. 60.)
Vgl. auch: Paul Feldkeller (Stuttg. N. Tagbl. 117); Rr. (Schwäb. Merk. 59); Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 60); Herbert Eulenberg (Köln. Ztg., Unt. 151); A. V. (Köln. Volksztg. 125).

*

Friedrich Maximilian Klinger
(Zum 100. Todestag)

„Klinger gehörte nach Goethes Ausspruch zu den Jüngern des Rousseauischen Naturevangeliums, die sich aus sich selbst, aus ihrem Gemüte und Verstande heraus zur Welt gebildet hatten. Seit frühsten Tagen von den drückenden Fesseln der Armut und geringer Herkunft beengt, im beständigen Kampfe mit den widrig-

Digitized by Google

sten Verhältnissen konnte er erst durch Sturm und Drang hindurchgehend zu einer freien und freudigen Ausbildung seiner natürlichen Anlagen gelangen. Goethes Charakteristik deckt sich mit Klingers Selbstbekenntnis: ‚Ich habe, was und wie ich bin, aus mir selbst gemacht, meinen Charakter und mein Inneres nach Kräften und Anlagen entwickelt, und da ich dieses so ernstlich als ehrlich tat, so kam das, was man Glück und Aufkommen in der Welt nennt, von selbst.‘ Auf der Höhe des Lebens und in bedeutender Stellung als russischer Militär sah Klinger mit der Überlegenheit des gereiften Mannes auf die Tage des Sturms und Drangs zurück. Die Welt, die der Dichter und Träumer sich geschaffen und in die Farben seiner Phantasie gekleidet hatte, war wie eine Fata Morgana vor der Wirklichkeit versunken und verblaßt. Aber der ‚Weltmann‘ fühlte, daß jene poetische Existenz der Lichtpunkt seines Daseins gewesen war. Und in diesem idealen Sinne schlossen die gießener Universitätsjahre die glücklichste Epoche seines Lebens ein.“ Alfred Bock (Gieß. Anz., Fam. 16).

Vgl.: Herbert Eulenberg (B. T. 122); Paul Feldkeller (Stuttg. N. Tagbl. 111); Karl Neurath (Kass. Post 56); A—r (Arb.-Ztg., Wien, 70); E. K. (Bund, Bern, 93); R. M. Behrensdorf (D. A. Z., Unt. 111).

*

Zur deutschen Literatur

„Der Remarque des 30jährigen Krieges“ [Grimmelshausen]. Von Else Möbus (Vorw. 103).

„Noch einmal: ‚Johann Nicolaus Götz und sein verrücktes Denkmal‘.“ Von Schledorn (Frankf. Ztg., 176 — 1 M.).

„Albrecht von Haller als Arzt in Bern.“ Von Rudolf Thiel (Bund, Bern, 127).

„Ausblicke auf Goethes 100. Todestag.“ Von L. Stettenheim (Königsb. Allg. Ztg. 130).

„Goethes Zelter.“ Von Albrecht Schaeffer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 75).

„Über die Dramatik Schillers.“ Von K. H. Ruppel (Köln. Ztg., Unt. 137).

„Friedrich Heinrich Jacobi.“ Von W. Schmitz (Köln. Ztg., Unt. 103):

„Im Schicksal Jacobis wird der geistige Umbruch im Geistesleben seiner Zeit offenbar: die Abkehr vom geoffenbarten Gott der Schrift und die Hinwendung zum verabsolutierten Geist des Ichs der Romantik, von der Religion zu Kunst und Philosophie. Jacobi war einer der großen Beginner dieser Wandlung, aber er war mit seinem ‚Herzen‘ noch zu stark im überkommenen Glauben verhaftet, um den ganzen Weg mitgehn zu können. So geriet er zwischen die Welt des alten Glaubens und die neue Welt der Philosophie und Kunst und konnte weder auf die alte noch auf die neue Weise das Wort Gottes lesen. Eben darum aber wird der Widerstreit der Geister dieser Zeit im Leben Jacobis mit allem Ernst, aller Leidenschaftlichkeit, allen Hoffnungen und Ängsten in eindrucksvoller Größe offenbar. Der tiefe Schatten des Vergessenseins, der über Jacobi liegt, birgt das Schicksal eines von Glück und Grauen unablässig beschenkten und bedrohten Geistes.“

„Lichtenberg.“ Von Herbert Eulenberg (Voss. Ztg., Unt. 63).

„Geist der Zeit“ [Arndt]. Von Tim Klein (Münch. N. Nachr. 61).

„Romantisches Singspiel am Rhein. Eine Brentano-Erinnerung.“ Von Friedrich Schubert (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 97).

„Die Flucht in das Werk. Zum Schaffensprozeß in Georg Büchner.“ Von Franz Theodor Csokor (Berl. Börs.-Cour. 39).

„Heinrich Heine und das neue Deutschland.“ Von Fritz Droop (Karlsr. Tagbl., Pyramide 10).

„Ein Leben um Heine“ [‚Mathilde‘ von Walther Victor]. (Bund, Bern, 123, Frau.)

„Neue Erinnerungen an Fritz Reuter.“ (Münch. N. Nachr. 49.)

„A. L. Follen und das zürcher Gymnasium.“ Von Fritz Hunziker (N. Zür. Ztg. 417).

„Gundolf über Mörike.“ Von M. (Bund, Bern, 115).

„Keller und Stifter. Mehr als ein Vergleich.“ Von Wilhelm Schäfer (Münch. N. Nachr. 70).

„Spitteler als politischer Redakteur.“ Von E. W. (Bund 123, Bern).

„Ernst Wichert, der Richter und Dichter.“ Zum 100. Geburtstag. Von Waldemar Oehlke (Königsb. Allg. Ztg. 110):

„Ungedruckten Aufzeichnungen, die der Dichter hinterließ, entnehme ich die folgenden Sätze: ‚Mein Ideal war ein Staat, der gleichmäßig und ohne Bevorzugung einzelner Klassen das Wohl aller seiner Bürger zu fördern, jedem das möglichste Maß von freier Bewegung zu lassen, eine ehrliche Handhabung der Gesetze zu erzwingen, den Grundsatz ‚Gleiches Recht für alle‘ wahr zu machen, mächtig und durch seine Verfassung befähigt war. Hand in Hand mit diesem politischen Freisinn ging stets bei mir wie bei den meisten Landsleuten ein stark ausgeprägter nicht nur deutscher, sondern auch preußischer Patriotismus. Ich glaube das Recht zu haben, mich einen Christen zu nennen, obgleich ich mir mein eigenes Glaubensbekenntnis gebildet habe. Die Freiheit des Willens ist mir ebenso ein ethisches als ästhetisches Postulat. Ich halte die Beobachtungen der Pessimisten für meist zutreffend, bin aber trotzdem Optimist, d. h. ich glaube an ein eingeborenes Glücksgefühl, das zur Erhaltung des Lebens drängt und eine Summe von Behagen am Dasein schafft, welche die Summe des Unbehagens im allgemeinen überwiegt. Der Begriff Pflicht hat für mich stets eine große Bedeutung gehabt. Ich verwende alle Energie darauf, auch mit dem Lästigsten (Akten!) fertig zu werden, und befinde mich dann erst in der gehobenen Stimmung, dichterisch tätig sein zu können.“

—, —. Unveröffentlichter Brief an Paul Heyse. (Ebenda.)

—, —. Unveröffentlichte Aufzeichnungen aus dem Nachlaß. (Deutsche Ztg., Kult. 54.)

—, —. Von Hermann Arno (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 59).

—, —. Von Paul Lindenberg (Deutsche Tagesztg. 118).

—, —. Von Heinrich Spiero (Voss. Ztg. 60).

—, —. Von F. P. (Saarbr. Ztg. 69).

—, —. Von O. Vanselow (Königsb. Allg. Ztg. 133).

„Richard Voß: Zwei Menschen.“ Von S. Kracauer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 9).

„Nietzsche bei Reclam.“ Von Carl Albrecht Bernoulli (Basl. Nachr., Lit. Bl. 11).

„Frank Wedekinds Spätzeit“ [Artur Kutscher]. (N. Zür. Ztg. 354.)

„Diltheys Weltanschauungslehre.“ Von E. C. (N. Bad. Landesztg. 141).

Digitized by Google

„Klabund." Von Melchinger (Stuttg. N. Tagbl. 91).

„Dem Andenken Franz Christels." Von W. A. Hammer (Deutsch-österr. Tageszig. 56).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Lou Andreas-Salomé in ihrer Freundschaft zu Nietzsche und Rilke." (Köln. Ztg., Frau 111.)

„Cäsar von Arx." Von W. J. G. (N. Zür. Ztg. 453).

„Ernst Bertram." Von Otto Heuschele (Basl. N., Sonntagsbl. 8).

„Paul Burg." Von Ernst Lemke (Deutsche Ztg., Kult. 66).

„Hans Grimm." Von Alma Rogge (Ostpr. Ztg. 72).

„Paula Grogger erobert die Welt." Von Thomas Olesen Lökken (Deutsche Ztg. 66a).

„Das Werk von Manfred Hausmann." Von D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 8):

„Hausmann ist einer der, ach! ganz wenigen, die sich aus dem Strudel verwirrter Strömung auf festes Gelände zu retten vermochten — und siehe da! wir erkennen darin die immanente Gerechtigkeit alles Geschehens (und nicht zuletzt des literarischen), daß hier ein Eigner, ein Besonderer, vom Konjunkturgeist unberührter Könner das Wort genommen und mit der Kunst des Wortes sich durchgesetzt hat."

„Landschaft des Dichters. Zum Bilde Friedrich Kayßlers." Von Hermann Stehr (Deutsche Tageszig., Unt. 125 u. a. O.):

„Das Bild dieser von zwei Polen künstlerischer Begabung her, der dichterischen und der schauspielerischen, bewegten Persönlichkeit, ist das einer seinem verstorbenen Freunde Christian Morgenstern in wesentlichen Zügen verwandten Natur. Beide sind vom Wesen her eulenspiegelhafte Menschen — eulenspiegelhaft gefaßt als der etwa dem ‚faustischen' gleichwertig gegenüberstehende Zug deutschen Wesens. De Coster war ein solcher Mensch, der sich selbst als ein ‚melancholisches Geschöpf, dessen Lustigkeit Wahnsinn oder Unsinn ist', charakterisierte, und sein Held Ulenspiegel, dieser innerlich freie, tief sittliche Charakter, ist gleichsam Prototyp des bei allem schwärmerischen Idealismus, bei aller ironischen Veranlagung, seiner Melancholie zum Trotz durchaus lebensbejahenden Optimisten, als welcher sich der ‚eulenspiegelhafte' Mensch kennzeichnet."

„Erwin Guido Kolbenheyer, der universale deutsche Dichter." Von Caput, Düsel, Stapel (Schlesw. N., Nordm. 62).

„Karl Kraus." Von Walter Benjamin (Frankf. Ztg. 183 — 1 M., 195 — 1 M., 202 — 1 M., 205 — 1 M.):

„Takt ist die Fähigkeit, gesellschaftliche Verhältnisse, doch ohne von ihnen abzugehen, als Naturverhältnisse, ja selbst als paradiesische zu behandeln und so nicht nur dem König, als wäre er mit der Krone auf der Stirne geboren, sondern auch dem Lakaien wie einem livrierten Adam entgegenzukommen. Diese Noblesse hat Hebel in seiner Priesterhaltung besessen, Kraus besitzt sie im Harnisch. Sein Kreaturbegriff enthält die theologische Erbmasse von Spekulationen, die zum letztenmal im 17. Jahrhundert aktuelle, gesamteuropäische Geltung besessen haben. Am theologischen Kern dieses Begriffs aber hat sich eine Wandlung vollzogen, die ihn ganz zwanglos in dem allmenschlichen Kredo österreichischer Weltlichkeit aufgehen ließ, das die Schöpfung zur Kirche machte, in der nun nichts mehr als hin und wieder ein leises Weihraucharoma der Nebel an den Ritus gemahnt."

„Josef Ponten." Von Günther Pahl (Ztg. f. Ostpommern, 14. Okt. 30):

„Gelehrtentum und Dichtertum in einem? Muß das erste das andere nicht abtöten und vergehen lassen? Muß es warme Dichterträume nicht erkalten lassen, sie zerreißen, zerstören? — Sicher hätte eine geringere dichterische Kraft als die Pontens die Schwere wissenschaftlicher Kenntnisse und Erkenntnisse nicht ertragen, und nur die Ausmaße seiner Erlebnisfähigkeit, seines Form- und Gestaltungswillens ließ beides in ihm zur Reife kommen."

„An Benno Rüttenauer." Eine nie gehaltene Rede Gottfried Kellers. Von Hermann Kock (N. Bad. Landesztg. 102).

„Der Dichter und sein Volk" [Wilhelm Schäfer — Alfred Döblin]. Von Herbert Ihering (Berl. Börs.-Cour. 120.)

—, —. [Ein Bekenntnis Wilhelm Schäfers.] Von W—r (Berl. Börs.-Ztg. 120).

„Ina Seidel." Von Elisabeth Schick-Abels (Bad. Pr., Lit. Umsch. 4):

„Pazifist oder nicht Pazifist, vor der Heiligkeit des liebenden, sorgenden Muttertums beuge sich die Welt. Wenn sie es könnte, so wäre Christentum allgegenwärtig in der Liebe, die sich immer mehr verbreiten möchte über Familie, Gemeinschaftsleben und Nation hinaus, die Menschheit umspannend."

—, —. Von Else Hoppe (Braunschw. Landesztg., Frauensp. 2. Febr. 31):

„Daß diese Leistung sich emporgerungen hat aus dem tiefsten Leiderlebnis, das der Frau in der jüngsten Vergangenheit auferlegt war, aus dem Weltkrieg, läßt Ina Seidels Stimme in erhöhtem Maße als eine lehrende Stimme unserer Zeit erscheinen."

„Wolfskehl — der Erbe, der Führer." Von Wilhelm Hausenstein (Frankf. Ztg. 173 — 1 M.):

„Schöpferische Prosa, wie dies Denken und dies Schauen schöpferisch ist. Ein Stück des Dichtergeistes, der demütig ahnt, daß nur der dichterische Aufblick die ganz und gar reale Wahrheit und dazu, im Transparent, den Schatten ihres gesetzgebenden Geheimnisses sichtet."

„Ein Dichter aus der Stifter-Ecke [Julius Zerzer]." (Kass. N. Nachr., Lit. 56).

*

„Gespräch mit Edwin Erich Dwinger." Von —er —er (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 64).

„Paul Ernst." Zum 65. Geburtstag. Von Karl Neurath (Kass. Post 66):

„Die besten Deutschen sollten seiner in Liebe und Dankbarkeit gedenken. Er hat ein Werk errichtet, das zu den tiefsten gehört, was unsere Zeit hervorgebracht hat."

—, —. Von Noth (Schles. Ztg. 117).

—, —. Von Hasso Härlen (Stuttg. N. Tagbl. 109).

—, —. Von Curt Hotzel (Deutsche Tageszig., Lit. Umsch. 114).

—, —. Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 55).

—, —. Von Karl Scheffler (Voss. Ztg., Unt. 56).

„Die ewige Landschaft." Friedrich Griese zu seinem neuen Roman (Tag, Unt. 48).

„Emil Alfred Herrmann." Zum 60. Geburtstag. Von Richard Benz (N. Bad. Landesztg. 140).

„Rudolf Krauß." Zum 70. Geburtstag. Von Wilhelm Schussen (Stuttg. N. Tagbl. 119):

„Er hat im besonderen ‚die schwäbische Situation' in der zeitgenössischen Literatur in sein Blickfeld einbezogen und sich mit Kopf und Herz bemüht, die Dichtung seines Stammes aus der schwäbischen Provinz hinauszutragen. Hat er doch schon vor Jahren eine grundlegende zweibändige schwäbische Literaturgeschichte geschrieben.
Rudolf Krauß hat ein Leben lang in seiner vornehmen Art Wertvolles und Bleibendes geleistet. Auch für die wirtschaftlichen Nöte der Schaffenden und Ringenden hat er

Digitized by Google

als Vorstandsmitglied verschiedener Stiftungen allzeit ein warmes Herz gehabt.
Er ist aus tiefer Neigung und Veranlagung heraus über alle jeweiligen modischen Strömungen und Schlagwörter hinweg rundum ein ganzer Mann gewesen und geblieben."

—, —. Von Robert Hohlbaum (Münch. N. Nachr. 70).

—, —. Von Paul Wittko (Württbg. Ztg., Schwabensp. 15. März 31).

„Karl Söhle." Zum 70. Geburtstag. Von Helmut Wocke (Schles. Ztg., Unt. 108):

„Als Musiker offenbart sich Söhle immer wieder in seinen Büchern. Sie sind echt, fern von Literatur. Sie zeigen schmerzvoll-wehmütiges Verzichten, leidgereifte Güte, verzeihende Milde, Sehnsucht nach dem Rausch und dem Glauben der Jugend und ein unstillbares Verlangen nach der verlorenen Heimat, die doch nur in unseren Träumen lebt."

—, —. Von Heinrich Zerkaulen (Deutsche Tagesztg. 101).

—, —. Von Hans Christoph Kaergel (Deutsche Allg. Ztg. 93/94).

—, —. Von Kurt Voß (Hann. Kur. 103).

—, —. Von E. K. (Tag, Unt. 52).

—, —. Von E. D. (Leipz. N. Nachr. 59).

—, —. Von Hermann Arno (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 51).

„Begegnung mit Erich Maria Remarque." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 393):

„Kaum wagt man, dem jungen Autor, dem Menschen Remarque, der sich und dem andere das Leben nicht leicht machen, der den Ruhm wie das verkörperte Prinzip des Bösen haßt, zu widersprechen. Ich wüßte keinen Dichter dieser Zeit, der von den Lockungen einer phantastischen und nur erschreckenden Berühmtheit weniger persönlichen Gebrauch gemacht hätte als Remarque. Vielleicht werden die ernsten und ernst zu nehmenden Gegner seiner Bücher ihm doch dieses Soldatentum lassen, daß der junge Mann die ganze Fragwürdigkeit des Ruhmes durchschaut hat — von der anderen Seite, der Seite des Todes, des Schlachtfeldes her. Daß das Ungeheure des Krieges nicht von einem Menschen her geschaut und begriffen werden kann, daß tausend Bücher, abertausend Zeugen ihn anders sehen: Keiner weiß es wohl wie Erich Maria Remarque."

„Adolf Vögtlin." Zum 70. Geburtstag. Von Hermann Ploetz (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 47).

„Der beste Witz der Weltgeschichte" [Zuckmayer zum ‚Hauptmann von Köpenick']. Von Egon Larsen (Gieß. Anz. 60).

„Stimme aus dem Leunawerk" [Walter Bauer]. Von Richard Gabel (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 10).

„Volkswende" [Hans Friedr. Blunck]. Von Curt Hotzel (Deutsche Tagesztg. 102):

„Volkswende: Heimkehr, Einkehr — auch Umkehr von alten Vorurteilen und Zerbrechen alter Schranken. Eine Landschaft voller Schicksal. Ein Stück Volksgeschichte der Niederdeutschen."

„Dor und der September" [Karl Friedrich Borée]. Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 45):

„Ein herrlich gesundes, liebenswürdiges, heiteres und aufrichtig ernstes Buch."

„Gegenwartsdarstellung und Zeitgestaltung" [Lion Feuchtwangers ‚Erfolg']. Von Albert Klöckner (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 94).

„Ludwig Renn: Nachkrieg." Von Glinski (Kreuz-Ztg. 56).

„Ina Seidels ‚Wunschkind'." Von Gabriele Reuter (N. Fr. Presse, Wien, 23866):

„Man genieße diesen wundervollen, wahrhaft episch-ruhigen Klang der Sätze, man versenke sich in die tiefe Klarheit der Gedanken und man wird mit mir sagen: unter uns lebt eine große Dichterin."

„Jakob Wassermann: Etzel Andergast." Von Emil Ludwig (B. T. 134):

„Woran erkennt man die Bedeutung eines Romans, ehe die Welt ihn kennt? An der Kunst, sagen einige, den Geist einer Epoche wiederzugeben; andere meinen, an der Kunst, eine Idee zu personifizieren; wieder andere sagen, an der Kunst, den Bildungsgehalt einer Zeit kritisch zu sammeln. Aber was ist dies alles ohne die Kunst der Erzählung? Und kann heute überhaupt eine epische Erzählung Bedeutung gewinnen, die sich nicht eigene Formen schafft? Geht eine solche aus jugendlicher Hand hervor, so bricht sie meist mit Lärm ins Getümmel, regt andere, regt auch den jungen Dichter selber zu neuen Taten an, wird aber niemals gültig, klassisch werden; stammt sie dagegen aus Kopf und Herzen eines Künstlers in der Reife seines Wirkens, so gewinnt die neue Form, zu der er sich langsam entwickelt hat, umfassende Bedeutung. Dies ist der Fall mit Wassermanns neuem Buch."

—, —. Von Fritz Walter (Berl. Börs.-Cour. 119).

„Stefan Zweigs Novellen." Von Friedrich Burschell (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 64):

„Stefan Zweig erzählt in der bekannten Mischung vom einmaligen, unverwechselbaren Geheimnis der Seele, er schildert die furchtbare, maßlose und bezaubernde Schönheit der unabgelenkten Leidenschaft und er hat einen überraschenden Erfolg damit, aber dieser Erfolg war erst dann garantiert und gründlich, als das Publikum der höheren Stände entdeckte, daß die Vornehmheit des Stils zugleich ein gesellschaftliches Merkmal sein kann."

*

„Eine Geistesgeschichte des Weltkriegs" [Herbert Eysarz]. Von Heinrich Bachmann (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 90).

„Alfred Döblin gibt Antwort [‚Wissen und Verändern']." Von Axel Eggebrecht (B. T. 98).

„Afrika — nackt und angezogen" [Kasimir Edschmid]. Von German M. Bonau (Kass. N. Nachr. 54).

„Zwischen Wittenberg und Rom" [Willy Hellpach]. Von Theodor Heuß (Voss. Ztg., Unt. 42).

„Eugen Kühnemanns ‚Goethe'." Von Hermann Konnerth (D. A. Z., Unt. 111).

„Das Menschengesicht" [Max Picard]. Von Wilhelm Hausenstein (Prag. Pr. 12. März 31).

„An Karl Wolfskehl" [‚Bild und Gesetz']. Von Albert H. Rausch (Gießen. Anz. 50).

„Die Heilung durch den Geist" [Stefan Zweig]. Von Kurt Voß (Hann. Kur. 110/11).

—, —. Von Leonhard Adelt (Bund, Bern, Kl. Bund 9).

—, —. Von Fritz Rosenfeld (Arb.-Ztg., Wien, 55).

—, —. Von W. Schweisheimer (Münch. N. Nachr. 71).

*

Zur ausländischen Literatur

„Gérard Nerval, ein warmer Freund Deutschlands." Von Jos. Froberger (Köln. Volksztg. 91).

„Stendhal." Von Heinrich Mann (Voss. Ztg., Unt. 57):

„Im Zeitlichen ist es 18. Jahrhundert, das hier durch das ganze erste Drittel des 19., mit ihm verarbeitet, am Leben erhalten wird. Nur bei Stendhal bewahrte es sich frisch. Sein Verstand war geschult an den materialistischen Denkern, die damals außer Geltung kamen, und er blieb seinem Lehrer Destutt de Tracy getreu in allem, was der Verstand folgert. Die Erkenntnisse seiner Philosophen wurden für ihn erst recht zeitgemäß, nun die wiedererrichtete Herrschaft des Königtums und der Kirche dem Urteil nichts entgegensetzte, außer verachteten Tatsachen. Stendhal sah die längst gefundenen Wahrheiten mit Gewalt niedergehalten, er war

Digitized by Google

daher überzeugt, daß sie nur aus Feigheit verleugnet wurden. Er glaubte, niemals habe es in der Welt ein solches Maß von Heuchelei gegeben, wie 1820. Er wollte nicht anerkennen, was dennoch wirklich vorkommt, da auch wir es heute wieder feststellen müssen. Es ereignet sich tatsächlich, daß man der Wahrheiten, ohne sie widerlegt zu haben, überdrüssig wird. Sie sind den Interessen unbequem, und sie ermüden die durch schwere Schickungen geschwächten Köpfe. Überdies stehen sie den Leidenschaften des Tages im Wege; nur wenig sophistische Nachhilfe ist nötig, damit eine ganze Jugend sie allen Ernstes aus dem Auge verliert. Die Wahrheiten des vorigen Geschlechts sind eine Weile scheintot. Da sie aber noch längst nicht alle ihre Kraft an das wirkliche Leben abgegeben haben, werden sie unfehlbar aus diesem Schlaf wieder erwachen."

„Suchen Sie nach Emma Bovary?" Von Friedrich Markus Huebner (ebenda 46).

„Der verhinderte Jules Verne." Von Richard Götz (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 97).

„Marcel Proust." Von Stefan Zweig (Bund, Bern, Kl. Bund 10).

„Henri de Régnier." Von Georg Schaeffner (ebenda 8).

„Léon Bloy." Von Jacques Maritain (Germ., Ufer 2).

„Herriots und Rollands Beethovenbild." Von Ley (Germ. 54 A.).

„Religiöse Dokumente aus Frankreich. Briefwechsel zwischen Jacques Rivière und Paul Claudel." Von Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg., Gegenw. 59).

„Frankreichs Romanpreisträger." Von H. A. von Maltzahn (Vorw. 127).

„Westschweizerische Literaturchronik." Von Charly Clerc (N. Zür. Ztg. 410).

*

„Shakespeare-Kuriosa." Von Hermann Eßwein (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 8).

„Madame du Deffand und Horace Walpole." Von André Maurois (N. Zür. Ztg. 331, 374, 400, 425).

„H. G. Wells als Geschichtsphilosoph." Von Paul Sakmann (Bes. Beil. d. Staatsanz. f. Württbg. 2).

„Der amerikanische Roman." Von Franz Blei (Kass. N. Nachr., Lit. 56).

*

„Casanova von der anderen Seite." Von Fedor von Zobeltitz (Voss. Ztg., Unt. 51).

„Die Delle Grazie." Von Friedrich Schreyvogl (Köln. Volksztg. 100).

„Italienisches Literaturleben." Von E. K. (N. Zür. Ztg. 455).

*

„Nikolaj Sem. Leskoff. Der Geistesverwandte Tolstojs." Von Kn. (Germ. 59).

„Karin Michaelis in der Slovakei. Aus einer Unterredung mit der Dichterin." (Prag. Pr. 62.)

„Holländische Literaturbilanz." Von M. F. Huebner (N. Zür. Ztg., Lit. Bl. 425).

Allgemeines

„Priesterromane." Von Alexander Baldus (Deutsche Reichsztg., Bonn, 40).

„Maßstäbe bei der Beurteilung der epischen Schauspielkunst." Von Bert Brecht (Berl. Börs.-Cour. 113).

„Romane des Arbeiters." Von Bernard von Brentano (B. T. 110).

„Leiden eines Theaterdirektors." Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 50).

„Das Zeittheater liquidiert." Von Ernst B. Geis (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 103).

„Gestalt des Dramas vom Weltkrieg." Von Walther Georg Hartmann (D. A. Z. 99).

„Deutsche Ideologie (Ziegler: 25 Sätze vom deutschen Staat)." Von Ernst Heilborn (Frankf. Ztg. 130 — 2 M.).

„Der Dichter und sein Modell." Von Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 66).

„Deutsch-holländische Literaturbeziehungen." Von F. M. Huebner (Köln. Ztg. 102).

„Der Zensor." Von Arthur Kahane (B. T. 120).

„Theater in der Sackgasse." Von Heinz Dietrich Kenter (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 56).

„‚Der Doktor von Paris'. Ein wiedererstandenes Jesuitendrama." Von Arthur von Klein-Ehrenwalten (Germ. 60).

„Dichter des Elendsviertels." Von Leo Lania (Arb.-Ztg., Wien, 63).

„Gibt es neue Dichtung?" Von Börries, Freiherr von Münchhausen (Kassel. Post, Bücher-Post 46).

„Von der Buchbinderwerkstatt zum Volkstheater [Die Exls]." Von Hermann Reich (Tag 48).

„Der deutsche Kultureinfluß in Frankreich." Von Artur Rosenberg (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 123).

„Das Liebesproblem der heutigen Frauengeneration." Von Anny Samuelsdorff (Köln. Ztg., Frau 135).

„Die Grenzen des gesunden Menschenverstandes." Von Oscar A. H. Schmitz (N. Zür. Ztg. 377).

„Die größte Kriegsbücherei der Welt." Von H. W. A. Schoeller (Kassel. N. Nachr. 63).

„Unter fremden Herren ..." Die geistige Lage Deutschlands und die berliner Theater. Von Wilhelm von Schramm (Münch. N. Nachr. 71).

„Heimat, Landschaft, Literatur." Von Heinrich Seufert (Nürnb.-Fürth. Morgenpr. 46).

„Voraussetzungen deutschen Dichtens seit Beginn des Weltkriegs." Von Oskar Walzel (Köln. Volksztg., Schritt 117, 129, 141).

„Erzählerkunst um 1900." Von Oskar Walzel (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 107).

„Vom ‚deutschen' Drama." Von Oskar Walzel (Bund, Bern, Kl. Bund 11).

„Der Schriftsteller und der Sprachgeist [Theodor Haecker]." Von Konrad Weiß (Münch. N. Nachr. 50).

„Bekenntnis zum Buch." Zum 22. März 1931. Von Ida Dehmel, Gabriele Reuter, Ilse Reicke, Ina Seidel (N. Bad. Landesztg., Frau 141).

Digitized by Google

Echo der Zeitschriften

Hochland. XXVIII, 6. (München und Kempten.) Josef Oswald über Jakob Burckhardt und seinen Ruhm:

„Je mehr er den Ruhm scheute, um so mehr erlangte er ihn. Burckhardt müßte die ‚Zeit Konstantins des Großen', die ‚Kultur der Renaissance in Italien', die ‚Griechische Kulturgeschichte', den ‚Cicerone', die ‚Weltgeschichtlichen Betrachtungen' nicht geschrieben haben, würde ihm nicht spontan, was man wissenschaftlichen Ruhm in höchster Potenz nennt, zuteil geworden sein. Fast achtzigjährig, rief ihn der Tod ab. Jetzt kam die Zeit, um mit Umgehung seiner allzugroßen Bescheidenheit durch die Veröffentlichung seines Nachlasses den Säulenfuß seines lebensgeschichtlichen Standbildes zu schaffen. Es ließ sich trefflich an. Briefe, Erinnerungen, Autobiographisches wanderten in die Druckerpresse. Sie durften in der geplanten monumentalen Biographie nicht unberücksichtigt bleiben. In Otto Markwart war ein Verfasser gefunden, dessen Wahl sich beim Erscheinen des ersten Bandes ausnehmend rechtfertigte. Leider starb er mitten in der Arbeit. Sie ist bis heute noch ohne Fortsetzer. Ein weiteres Verhängnis war die Inflation Deutschlands. Wer hier für Burckhardt sich interessierte, hatte kein Geld mehr für Bücher, und die es noch reichlich besaßen, interessierten sich nicht für ihn. Gleichzeitig mit der noch unabsehbaren Verarmung entwickelten sich beängstigend Unmoral, Unkultur, zum Himmel schreiendes Verbrechertum, was alles Burckhardt, der ja auch ein Dichter, also recht eigentlich ein Prophet, war, lange vorher in seinem Pessimismus vorhergesehen hat."

Süddeutsche Monatshefte. XXVIII, 6. (München.) Walther Brecht gibt über das in Hofmannsthals Nachlaß aufgefundene Romanfragment Auskunft:

„Welche Fülle des Poetischen, welche Intensität wechselnder Stimmung nach dem sakralen Ausklang der Bergreise dann im zweiten Kapitel, in Venedig! Wie unvergeßlich die seltsamen, sparsam gezeichneten Gestalten! Doch fast mehr noch als die Menschen lebt der Raum: diese Kanäle, kleinen Plätze, Brücken und Brückchen; das Innere der Kirche, des Hauses, des rebenberankten Hofes, in den die Unbekannte für einen Moment von oben hineinschaut — und hinter dem allen fließt die Zeit; früheste Kindheit, späte Zukunft vermischen sich, begegnen einander in schneidender Schärfe, und doch noch voll traumhaft ungewissen Dämmergefühls der Jugend, im Erlebnis des gegenwärtigen Augenblicks. Und alles führt ins Geheimnis. Ein Symbol der Rätselhaftigkeit des Seins überhaupt ist die rätselhafte Figur der jungen Venezianerin, von der man nicht weiß: Ist sie eine Leidende, Verzweifelte, wie zuerst in der Kirche, oder eine leidenschaftlich Liebende, ja frech und heiß sich Hinbietende, wie anscheinend nachher? Oder ist es vielleicht nicht eine, sondern sind es zwei?"

Imago. XVII, 1. (Wien.) Aus Hellmuth Kaisers Studie „Franz Kafkas Inferno", eine psychologische Deutung seiner Strafphantasie:

„Ein Stück der Bedeutung, die die Dichtung für Kafka hatte, bestand also in der Entladung der sonst von jeder Abfuhr in die Realitätsgestaltung abgeschnittenen Libido, die dem Ödipuskomplex zugehört. Dieser Erfolg wurde möglich einmal durch die Sublimierungen, die sich der Triebkomplex hatte gefallen lassen müssen, zweitens aber durch die Niederlage, die er innerhalb der Erzählung erleidet und die ihm die Sympathie des Dichters wie des Lesers sichert. Denn mit dem, was unser Gewissen verwirft, können wir nur dann sympathisieren, wenn es als ein Überwundenes, Gebrochenes erscheint.

Wir glauben aber, daß die Kafkaschen Dichtungen für Kafka noch einen weiteren Sinn hatten. Während jene erste „ökonomische" Aufgabe der Dichtung, die Triebentspannung, mehr das seit langem Verdrängte und mehr das ‚Es' angeht, hängt dieser zweite Sinn mehr mit der jeweilig aktuellen Lage des Dichters zusammen und betrifft mehr das bewußte ‚Ich'.

Wir meinen nämlich, daß die Dichtungen nicht nur in ökonomischem Sinn Handlungen vertreten, sondern geradezu dem praktischen Handeln dienen. Sie sind wie Gedankenexperimente, die durch das Kennzeichen des künstlerischen Gelingens (worin ja die wenigstens ästhetische Zustimmung des Publikums notwendig enthalten ist) zeigen sollen, daß eine gewisse Art des Sichverhaltens, eine gewisse Form, die Probleme des Lebens zu lösen, einwandfrei, erträglich, möglich ist. Das ‚Einen-Ausweg-Suchen', wie es im ‚Bericht für eine Akademie' vorkommt, ist eine typische Tendenz nicht nur der Gestalten in den Kafkaschen Dichtungen, sondern der Kafkaschen Dichtungen selber, vielleicht der Dichtungen überhaupt."

Der Bücherwurm. XVI, 3. (Berlin.) In „Hinweis auf Heinrich Hauser" erfaßt A. Artur Kuhnert Wesentliches aus dem Künstlertum Hausers:

„So geht er durch die Landschaften, und es begegnen ihm Steine, überregnet wie er, gewachsen und alternd und gezeichnet von der Schrift des Regens und des Windes wie sein Gesicht, und es kommen Bäume, es

Digitized by Google

kommen Tiere, das Meer, der Sand, der Wind und die Dinge, und er macht ihre schweigende Sprache beredt, sie sprechen zu ihm und zu uns, und greifbar wird so ihr Leben, das er aus ihnen heraus und in sie versenkt und mit ihnen verflochten beschreibt. Da ist ein Schaf, das er findet. Nicht, daß es auf dem Weg der Handlung des Romans liege, nur im Vorübergehen sieht er es, und er hält an und erzählt wie es stirbt. Es sieht ihn an, es steht auf, es fällt und unter seinen Händen wird es kälter und kälter, wenn er es auch mit aller Kraft seines Lebens und mit aller Angst vor diesem Sterben zu wärmen versucht, so sehr, daß es ihm selbst kalt wird, als es dennoch stirbt und er seine Hilflosigkeit vor diesem Sterben und die Weite der Einsamkeit mit den Tieren spürt. Auch Rilke fühlt das, wenn ein Hund, eine Katze, wenn ein Mensch stirbt, aber wo für Rilke der Tod beginnt, dieser große, eigene Tod, von dem er mit einer so weiten Müdigkeit erzählt, da bricht Heinrich Hauser ab, und aus seiner Angst, aus seiner ungeheuren Lebendigkeit heraus ersticht er mit der Roheit des vitalen Mannes das Schaf, wischt noch das Messer an dem Fell ab und rennt dann doch schnell weg.

Ein Dichter also, ein ganz naturhafter, lebendiger, gesunder Mensch, dem Sonne, Regen und Wind wichtiger sind als alles andere, was ihn umgibt, der aus der Wirklichkeit der Städte, aus der Wirklichkeit der technischen Erfindungen in eine andere, ungefährlichere Wirklichkeit, auf das Land und in die Natur flüchtet? — Nein. —"

Eckart. VII, 3. (Berlin.) Als Drama um das Ewige würdigt Wilhelm Knevels neben Franz Werfels „Das Reich Gottes in Böhmen" Ernst Lissauers Moses-Drama „Der Weg des Gewaltigen":

„Ernst Lissauers Dichtungen zeigten uns immer wieder große Menschen, die von Gott überfallen werden und dann Gott den anderen bringen oder zu bringen suchen. So auch sein neuestes, erst im Manuskript vorliegendes Werk, ein Moses-Drama, das er ‚Der Weg des Gewaltigen' genannt hat. Nicht die Führung des Volkes durch Mose, sondern die Entwicklung der Persönlichkeit des Mose steht im Mittelpunkt. Lissauer ist hier noch individualistischer, ja, aristokratischer möchte man sagen, als in ‚Luther und Thomas Münzer'. Darin liegt seine Größe und seine Grenze. Im Gegensatz zu Werfel sind ihm die Massenszenen weniger geglückt. Um so mehr alles, was sich auf die Gestalt des Mose bezieht, die das Ganze souverän beherrscht. Ernst Lissauers ‚Weg des Gewaltigen', dessen schleunige Drucklegung und Aufführung ich dringend anraten möchte, ist ein Drama eines großen frommen Menschen, das in der modernen deutschen Bühnendichtung, außer in Stefan Zweigs ‚Jeremias', kein Gegenstück hat. Der Glaube des Mose ist gefaßt als völliges Durchdrungen- und Getriebensein von Gott. Mit erhabenen übersinnlichen Symbolen beginnt und schließt das Werk. Mose, der im Jenseits auf dem Berg der Seelen am höchsten geklommen war und sich am meisten nach der ewigen Strahlnis gesehnt hat, wird zu großem Werk auf der Erde ausersehen und berufen. Viel leistet und erduldet er, um Gott auf Erden zu verstehen, zu erleben und auszustrahlen. Das Ende ist die Rückkehr in die übersinnliche Welt und ein Gewinn an Kraft und Herrlichkeit."

Neue Schweizer Rundschau. XXIV, 3. (Zürich.) In einer Studie über Hilaire Belloc zieht Sigismund von Radecki eine Stilparallele zu Chesterton:

„Verwandt mit dieser Kraft der Überzeugung und dieser Logizität sind die Einfachheit und Klarheit seines Stils, der auch hierin seine Herkunft von den beiden größten englischen Prosaisten, von Swift und Newman, nicht verleugnet. Im Entwickeln eines Gedankens, in der Untermauerung einer These zeigt sich sein antipodischer Gegensatz zu Chesterton. Chesterton pflegt — bei aller Ehrerbietung — sozusagen den Stil der literarischen Knallbonbons: phantastisches Goldpapier, eine betäubende Pointe, und zum Schluß bleibt einem in der Hand ein schlichtbedrucktes Zettelchen, eine schmale kleine Wahrheit. Belloc aber fängt gerade damit an, womit Chesterton aufhört: er stellt seinen Gedanken, seine These mit dem ersten Satz auf, und entwickelt jenen dann Glied für Glied, ‚mit bedächtiger Eile', indem er seine Wurzeln aufzeigt, seine Zweige, sein Blattwerk, bis dann endlich, im Innersten der Frucht, die Anfangsthese wiederum in nuce enthalten ist. Chesterton erschöpft sich zuweilen in der Vorbereitung des Gedankens, jongliert erst bewunderungswürdig mit allen ‚isms', um uns dann plötzlich seine Wahrheit wie die Taube aus dem Zylinderhut zu produzieren — aber sie entflattert auch schon sogleich irgendwohin in die Kulisse. Bei Belloc dagegen ist mit und in der Entwicklung des Gedankens zugleich auch schon dessen raison d'être gegeben."

Der Querschnitt. XI, 3. (Berlin.) Unter der Überschrift „Heute" ironisiert Paul Kornfeld die faszinierende Kraft, die Zwangsmodernität auf die vielen ausübt:

„Es ist nicht lange her, da forderte man, daß der Dialog des Dramas im Telegrammstil abgefaßt sein müßte. Man hat zwar dabei die Welt des Postamts mit der Kunstwelt verwechselt, hat vergessen, daß der Leser der Depesche in anderem Zustand ist als der Leser der

Digitized by Google

Tragödie, daß das Wesen des Inhalts da anders ist als dort, man hat tausend Dinge, hat das Eigentliche vergessen, aber das war ihnen gleichgültig, denn der Telegraph ist etwas Zeitgemäßes, und also ist die Forderung auch zeitgemäß, und keiner, der etwas auf sich gehalten hat, konnte ihr widersprechen. Es ist zu läppisch, und man kann sich's kaum vorstellen, daß ernsthaft über solch einen Unsinn gesprochen wurde, aber er ist ein gutes Beispiel für die Methode, die mechanisch angewandt wird: es ist die Methode, gedankenlos eine Erscheinung aus einer Sphäre in die andere zu übertragen. Man überläßt sich feminin den Tatsachen und rettet seinen männlichen Radikalismus dadurch, daß man aus ihnen zwar sehr energisch, aber ganz falsche Schlüsse zieht."

„Was bedeutet uns Goethe?" Von Heinz Haupt (Der Vorstoß I, 11. Berlin).
„Moralische Goetheforschung." Von B. S. (Das Tagebuch XII, 11. Berlin).
„Ulrike von Levetzow, Goethes letzte Liebe." Von Bernhard Lange (Reclams Universum XLVII, 24. Leipzig).
„Wie kann Schiller der heutigen Jugend noch nahe gebracht werden?" Von Karl Fritzsche (Zeitschrift für Deutschkunde XLV, 3. Leipzig).
„Mütter und Söhne. 3. Johanna Schopenhauer und ihr Sohn Arthur." Von Ilse Reicke (Die Woche XXXIII, 9. Berlin).
„Annette Freiin von Droste-Hülshoff und ihre Schwester Freifrau von Laßberg." Von Cäcilie Freiin von Droste zu Hülshoff (Westermanns Monatshefte LXXV, 895. Braunschweig).
„Mathilde Heine." Von Arno Schirokauer (Reclams Universum XLVII, 22. Leipzig).
„Die Ideenlehre in der Philosophie des E. G. Carus." Von Susanne Hampe (Euphorion XXXI, 1. Stuttgart).
„Chr. D. Grabbes Bedeutung für die Gegenwart." Von Eberhard Moes (Der Scheinwerfer IV, 10/11. Essen).
„Drei Bemerkungen zu einem alten Stück: Gutzkow ‚Uriel Acosta'." Von Stephan Ehrenzweig (Die Literarische Welt VII, 10. Berlin).
„Der persönliche Grundton im Dichten von Klaus Groth." Von Ludwig Wolff (Zeitschrift für Deutschkunde XLV, 3. Leipzig).
„Wilhelm Raabes Weihnachtsbraten." Von Josef Kaulbach (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XXI, 1. Wolfenbüttel).
„Abu Telfan und Schübderump." Von Hans Stegmann (ebenda).
„Weitenweber-Raabe." Von Josef Baß (ebenda).
„Über Christian Wagner." Von Werner Kraft (Der Kunstwart XLIV, 6. München).
„Der alte Heigel." Von Fritz Endres (Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 6. München).
„Männliches Bekenntnis zu Karl May." Von Karl Rauch (Der Bücherwurm XVI, 3. Berlin).
„Autobiographische Aufzeichnungen [Schluß]." Von Gerhard Ouckama Knoop † (Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 6. München).
„Erinnerungen an Klabund." (Der Vorstoß I, 8. Berlin).
„R. M. Rilke." Von Hermann Pongs (Euphorion XXXI, 1. Stuttgart).
„Dr. Heinrich Lhotzky." Von Bertha Nafziger und Paula Knauf (Die Christliche Welt XLV, 6. Gotha).
„Fritz Braun zum Gedächtnis." Von Hermann Strunk (Ostdeutsche Monatshefte XI, 12. Berlin).
„Käthe Schirmacher †." Von Anni Kalähne (Ostdeutsche Monatshefte XI, 12. Berlin).
„Rudolf Kaßner." Von Theophil Spoerri (Der Lesezirkel XVIII, 5. Zürich).
„Karl Söhle." Von Paul Alpers (Niedersachsen XXXVI, 3. Bremen).
„Karl Söhle." Von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum XIII, 3. Hamburg).
„Karl Söhle." Von Egbert Delpy (Markwart VII, 1. Hannover).
„Bemerkungen zu der Kunst Hermann Stehrs." Von Robert Petsch (Preußische Jahrbücher CCXXIII, 3. Berlin).
„Ein Rückblick Emil Ludwigs." Von Max Rychner (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 3. Zürich).
„Selbstdarstellungen deutscher Dichter: Walter von Molo." (Die Literarische Welt VII, 11. Berlin).
„Alfred Döblin." Von Erwin H. Rainalter (Radio VII, 22. Wien).
„Ein gepolstertes Ruhekissen: Döblin ‚Alexanderplatz'." Von Bernard von Brentano (Der Scheinwerfer IV, 12. Essen).
„Alfons Paquet." Von Ria Volland (Nassauische Blätter 1931, 2).
„Waldemar Bonsels." Von C. L. A. Pretzel (Volksbildung LXI, 2. Berlin).
„Emil Bernhard-Cohn." Von Julius Bab (Bayerische Israelitische Gemeindezeitung VII, 5. München).
„Eine zweite Krise bei Franz Werfel." Von Hans Schimmelpfeng (Die Christliche Welt XLV, 6. Gotha).
„Brecht ist doch nicht Brecht." Von Ludwig Marcuse (Das Tagebuch XII, 8. Berlin).
„Heinrich Eduard Jacob, Rationalist und Klassizist." Von Lutz Weltmann (Bayerische Israelitische Gemeindezeitung VII, 5. München).
„Über Alexander Lernet-Holenia." Von Ernst Schwenk (Die Literarische Welt VII, 11. Berlin).
„Paul Zech, ein Dichter und Gedichte aus unserer Zeit." Von Müller (Die Mittelschule XLV, 9. Halle a. S.).
„Josef Friedrich Perkonig." Von Oswald Floeck (Deutsches Volkstum XIII, 3. Hamburg).
„Rudolf Jeremias Kreutz und sein Werk." Von Erwin Weill (Radio VII, 25. Wien).
„Franz Herwig." Von Curt Kohlmann (Die Lese VI, 7. Köln.)
„Ernst Wiechert." Bekenntnis zu einem Dichter. Von Karl Rauch (Der Bücherwurm XVI, 1. Berlin).
„Der ‚Fall' Penzoldt." Von A. E. Rutra (Die Literarische Welt VII, 11. Berlin).
„Wer ich bin." Von Hermann Kesser (Blätter der Städtischen Bühnen 1931, 9/10. Frankfurt a. M.).
„Der platonische Epikureer: Carl Georg von Maaßen." Von Karl Wolfskehl (Zeitschrift für Bücherfreunde XXII, 2. Leipzig).
„Karl Neurath." Von Karl Lerbs (Das schöne Nassau II, 4. Westerburg i. W.).
„Fritz Droop und das Muttermotiv." Von Hanns Schmiedel (Die Literarische Pfalz VII, 8. Kaiserslautern).
„Hinweis auf Friedrich Eisenlohr." Von Hanns Arens (Der Bücherwurm XVI, 2. Berlin).
„Der junge Kuhnert." Von Konrad Nußbächer (Reclams Universum XLVII, 23. Leipzig).
„Agnes Miegel." Von Lola Lorme (Radio VII, 25. Wien).
„Friede H. Kraze." Von Carl Lange (Ostdeutsche Monatshefte XI, 12. Berlin).
„Marie Gerbrandt." Von Franz Mahlke (Ostdeutsche Monatshefte XI, 12. Berlin).

* * *

„Sein spannendster Roman: Upton Sinclair ‚Das Geld schreibt'." Von Peter Panter (Die Weltbühne XXVII, 10. Berlin).
„Ellen Glasgow." Von Friedrich Brie (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 3/4. Heidelberg).

Digitized by Google

„Humbert Wolfe." Von Karl Arns (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht XXX, 2. Berlin).

„Der Mann des Skandals [Alfred Douglas]." Von Paul Wiegler (Der Querschnitt XI, 2. Berlin).

„Elisabethaner." Von Arthur Sakheim (Blätter der Städtischen Bühnen 1931, 11/12. Frankfurt a. M.).

„Der Streit um Molière." Von H. Petriconi (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung VII, 2. Leipzig).

„Daniel Rops." Von Fritz Lehner (Deutsch-Französische Rundschau IV, 3. Berlin).

„Die Philosophie Emile Meyersons." Von Alexandre Koyré (ebenda).

„Joseph de Maistre." Von Waldemar Gurian (Literarischer Handweiser LXVII, 6. Freiburg i. B.).

„Das verlorene Paradies [‚Der große Kamerad' von Alain-Fournier]." Von Stephan Ehrenzweig (Das Tagebuch XII, 10. Berlin).

„Zeit und Zeitlichkeit bei Marcel Proust." Von Walther Petry (Sozialistische Monatshefte XXXVII, 3. Berlin).

„Gides ‚Ödipus'." Von Ernst Robert Curtius (Die Literarische Welt VII, 11. Berlin).

„Das dramatische Werk Paul Claudels." Von Herbert Dieckmann (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 3. Zürich).

„Jaques Copeau und die Compagnie de Quinze." Von J. Gruenberg (Deutsch-Französische Rundschau IV, 3. Berlin).

„Lob der Untreue [B. Constant ‚Adolphe']." Von Eva Mertens (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 3. Zürich).

„Marie Eugenie delle Grazie." Von Dora Stockert-Meynert (Radio VII, 23. Wien).

„Die italienische Literatur von heute." Von Enrico Rocca (Die Literarische Welt VII, 9. Berlin).

„Literarische Ästhetik und Kritik in Italien." Von Adriano Tilgher (ebenda).

„Was Strindberg von Deutschland empfing." Von Carl David Marcus (Die Volksbühne V, 12. Berlin).

„Aus dem Leben Sigrid Undsets." Von Juliana von Stockhausen (Radio VII, 24. Wien).

„Zu Sigrid Undsets Roman ‚Der brennende Busch'." Von Heinrich Lützeler (Hochland XXVIII, 6. München).

„Pilnjaks Ingenieurroman [‚Die Wolga fällt ins Kaspische Meer']." Von Walther Karsch (Die Weltbühne XXVII, 8. Berlin).

„Geschichte der polnischen Literatur." Von Otto Forst de Battaglia (Literarischer Handweiser LXVII, 6. Freiburg i. B.).

* * *

„Das aktuelle Drama." Von Julius Bab (Die Volksbühne V, 12. Berlin).

„Theater und Kritik." Von Fred Hildenbrandt (Der Scheinwerfer IV, 12. Essen).

„Zum neuen Drama." Von Hermann Kesten (Die Weltbühne XXVII, 11. Berlin).

„Das Schauspiel im Theater der Gegenwart." Von Herbert Maisch (Nationaltheater Mannheim 1930/31, 14).

„Die Auflösung des bürgerlichen Theaters." Von Richard Massek (Die Tat XXII, 12. Jena).

„Der ausgerottete Autor." Kritik der Theaterkrise. Von Hans Rothe (Der Querschnitt XI, 3. Berlin).

„Zur Geschichte und zum Wesen der Tragödie." Von Robert Petsch (Euphorion XXXI, 1. Stuttgart).

* * *

„Die Arbeiterdichtung in der Gegenwart." Von Luzi Bähler (Die Besinnung V, 1. Aarau).

„Naturobjekt und Menschenwerk." Von Max Deri (Imago XVII, 1. Wien).

„Der Liebesroman von vorgestern, gestern und heute." Von Wolfgang von Einsiedel (Der Vorstoß I, 8. Berlin).

„Wissensspaltung und geistige Einheit." Von Emil Ermatinger (Raschers Monatshefte IV, 4. Zürich).

„Zur deutschen Lage." Von Otto Flake (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 3. Zürich).

„Zum Deutsch der Unterschicht von heute." Von Alfred Götze (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 3. Frankfurt a. M.).

„Stamm und Landschaft in der deutschen Literaturwissenschaft." Von Hermann Gumbel (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 3. Frankfurt a. M.).

„Deutsche Heimatkunst im Ausland." Von E. von Handel-Mazzetti (Das deutsche Buch XI, 3/4. Leipzig).

„Der ‚Tag des Buchs' im Zeichen der Frau." Von Käthe Heß (Ostdeutsche Monatshefte XI, 12. Berlin).

„Das junge Mädchen von heute." Bemerkungen anläßlich eines Preisausschreibens des Buchhändler-Börsenvereins. Von Ricarda Huch (Die Literarische Welt VII, 12. Berlin).

„Die Sektion für Dichtkunst." Von Paul Kornfeld (Das Tagebuch XII, 8. Berlin).

„Hänsel und Gretel." Von Emil Lorenz (Imago XVII, 1. Wien).

„Kunsttheorie und Kunstgeschichte heute." Von Heinrich Lützeler (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung VII, 2. Leipzig).

„Die Wiedergeburt der Anständigkeit." Von Thomas Mann (Der Staat seid Ihr I, 2/3. Berlin).

„Aus welchen Sprachen wird in Deutschland übersetzt?" Von Bernhard Poll (Hochland XXVIII, 6. München).

„Die Angestellten im Roman." Von Willy Rothenfelder (Wirtschaft und Wissen VII, 2. Berlin).

„Das Schrifttum des Nationalsozialismus." Von Hermann Sacher (Literarischer Handweiser LXVII, 6. Freiburg i. B.).

„Über Schriftstellerei." Von Gerhard Schäke (Markwart VII, 1. Hannover).

„Die Heimatliteratur von Ost- und Westpreußen." Von Schröder (Ostdeutsche Monatshefte XI, 12. Berlin).

„Geheimnis des Bucherfolgs." Von E. Starkloff (Ostdeutsche Monatshefte XI, 12. Berlin).

„Anthropologie und Kulturphilosophie." Von Emil Utitz (Euphorion XXXI, 1. Stuttgart).

„Der Deutschunterricht und die Dichter der Gegenwart." Von Karl Viëtor (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 3. Frankfurt a. M.).

„Aufgaben der Dichter-Akademie." Von Hermann Vogel (Markwart VII, 1. Hannover).

„Deutsche Lyrik um 1900." Von Oskar Walzel (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 3/4. Heidelberg).

„Buch und Ausland." Von Maria Waser (Das deutsche Buch XI, 3/4. Leipzig).

„Der Literaturgeist der Frau." Von Paul Wiegler (Die Literarische Welt VII, 12. Berlin).

„Literaturgeschichte in Berufen." (Daheim LXVII, 24. Leipzig).

„Rhythmus der Zeit. Das Tragische und wir." (Der Vorstoß I, 8. Berlin.)

Digitized by Google

Echo der Bühnen

Berlin

1.

„Der Hauptmann von Köpenick." Ein deutsches Märchen. Von Carl Zuckmayer. (Uraufführung im Deutschen Theater am 5. März 1931.)

In diesem deutschen Märchen ist die Uniform als solche Großmutter-Wolf, im weichen Bett des Kaiserreichs behaglich ausgestreckt, bereit, jedwedes Rotkäppchen zu verschlingen. Weit mehr als um die Lebensgeschichte seines Wilhelm Voigt ist Zuckmayer um den Schicksalsgang dieser einen Uniform, auf die es hier ankommt, besorgt gewesen. Man sieht sie beim Schneider und in

Carl Zuckmayer
Zeichnung von Frank-Klein

Händen dessen, der ihrer nie froh werden darf; sie geht auf den Bürgermeister von Köpenick über und bekommt an dessen Embonpoint ein Leck; sie paradiert beim Trödler und fällt dem entlassenen Sträfling Wilhelm Voigt zu, der in ihr sein großes Kommando führt. In dieser Uniform hat Zuckmayer seinem Stück zeitgeschichtliches Symbol geschaffen.

Die Charakteristik des Wilhelm Voigt kann daneben nicht mit. Der alte Sträfling, den Justiz und Behörde in immer neues Sträflingtum, seinen Wünschen, seiner Charakteranlage, seiner angeborenen kleinbürgerlichen Redlichkeit sehr zuwider, hineinzwingen, hat zwar individuelles Gesicht, aber seine Züge sind überschattet von manchen literaturbeglaubigten Sträflingsköpfen, wie man sie seit Jahren und selbst bei Sudermann auf der Bühne gesehen. Um Voigts Kenntnis militärischer Befehlsgebung zu motivieren, bedarf Zuckmayer der sehr unwahrscheinlichen Szene, in der der Gefängnisdirektor mit seinen Sträflingen Soldaten spielt. Um Voigts gutes Herz zu offenbaren rückt Zuckmayer ihm den Stuhl an das Bett des sterbenden Mädchens und um die beiden ist — in des Worts unerbittlicher Süße — „Daheim". Diesem Wilhelm Voigt ist in der Überfülle der kurzen Szenen nur ein Auftritt gegeben, in dem es vulkanisch aus ihm ausbricht und er Geste hat. Vielfach ist in diesem „deutschen Märchen" Flucht ins Volksstück.

Aber Zuckmayer gehört zu den Glücklichen, deren Mängel an dichterischer Substanz eben so viele Vorzüge für die Bühne bedeuten. Man braucht der Charakterfrage dieses Wirklichkeits-Voigt, der doch nicht nur Stein unter Steinen war, dem es gegeben war, in einiger Genialität und von aller Schwere losgelöst wie ein Federspiel emporzuschnellen, nur einen Augenblick nachzudenken, um zu begreifen: hier war ein Geklüft charakterologischer Schwierigkeiten. Bei Zuckmayer ist nirgends Geklüft. Sein Stück spielt in der Ebene; auf dem Exerzierplatz; die Signalhörner wecken Erfolg.

2.

„Hochspannung." Komödie. Von Josef Wiessalla. (Uraufführung im Theater am Nollendorfplatz am 7. März 1931.)

Um sehr deutlich zu sehen, wieviel Zuckmayer kann, und daß er trotz allem Mangel an Vertiefung eine ursprüngliche Kraft ist, muß man zu Wiessalla gehen. In „Hochspannung" ist Wiessalla „Fröhlichen Weinbergs"-trunken. Es gelingt ihm, den Werkmeister einer Fabrik derb auf die Beine zu stellen. Er macht die Kraftnatur zum Hahn im Korbe der Fabrik, und es ist dauerndes Pipsen, Eifersüchteln, Begatten der Fabrikhühner um ihn. Aber Wiessallas Trunkenheit verfliegt schnell und hinterläßt einen Lustspielkater. Seiner Kraftnatur ist es beschieden, sich mit „Hochspannung" auch die jungfräuliche Fabrikbesitzerin zu erobern — die Zähmung einer zaghaft Widerspenstigen, und diese Zähmung ihrerseits ist nichts als das übliche Goldfischangeln. Wobei dem Angler immer noch die Muskeln am Arm geschwollen sind.

Neben gut gesehenen Gesichtern — Schablonenfratzchen; neben Kraftbegehr — Konvention; neben Natür-

Digitized by Google

lichkeitsauftrumpfen — Lustspiel. Wer ist Wiessalla? Der, für den er sich ausgibt, oder der, als der er sich kleidet?

3.

„Die beiden Adler." Schauspiel in fünf Akten. Von Stefan Großmann. (Uraufführung in der Volksbühne am 23. März 1931.)

Anzuerkennen: Stefan Großmann hat erfaßt, daß der Widerstreit der Generationen nur auf dem Untergrund von Liebe künstlerisch fruchtbar werden kann. Anzuerkennen: Stefan Großmann hat für den Widerstreit der Generationen aus der Geschichte unserer Zeit denkbar prägnanten Fall gefunden. In Viktor Adler, dem Führer der österreichischen Sozialdemokratie, einem sehr Besonnenen und Bewußten, und seinem Sohn Friedrich Adler, der aus revolutionärem Pazifismus heraus und in Kriegspsychose hingeht, den allmächtigen Statthalter, den Grafen Stürgkh, hinterrücks zu erschießen, besteht jener Gegensatz in Lebensauffassung wie in politischer Einstellung, der die Gesamtstruktur der Generationenverschiebung unserer Zeit kennzeichnet.

Dieser Widerstreit der Generationen auf Grund einer selten zärtlichen und tiefen seelischen Liebe —: wenn irgendwo, so war hier Möglichkeit zu moderner Tragik gegeben.

Um den auch von ihm als tragisch empfundenen Widerstreit zwischen Vater und Sohn herum schreibt Stefan Großmann Lustspiel. Banales Lustspiel, ist leider hinzuzufügen. Die Geschicklichkeit, mit der Großmann altbekannte Lustspieltypen ins Zeitkostüm steckt und damit Figuren wie den Parteibonzen, den raufenden und bestechlichen Zwischenträger, den schneidigen Deutschen, den allzeit gefügigen Österreicher, die fesche Schauspielerin gewinnt, wird hier geradezu verräterisch. Zwei einigermaßen ernst einklingenden Akten gehen drei ausgesprochene Lustspielakte voraus — sie sind aber nicht sonderlich lustig, sondern nur eben behend und fröhlich banal —, und Lustspielakt ist selbst der Auftritt, in dem Friedrich Adler den Grafen Stürgkh — man weiß bei diesem Grafen Stürgkh nicht, warum, weshalb, wieso — erschießt.

In höchstem Maße kennzeichnend wird für Großmann der letzte Akt mit dem Wiedersehn des Vaters mit dem Sohn in der Strafanstalt. Fünf Minuten sind beiden zur Aussprache gewährt. Dem Vater wie dem Sohn ist eine Szene gegeben, in der jeder von beiden überlegt, was er in diesen fünf Minuten dem anderen sagen wird. Sie treffen dann zusammen und — schweigen. Dieser Parallelismus der Szenen mit dem darauf folgenden entgegengesetzten pointierenden Auftritt ist älteste Lustspieltechnik, die etwa Blumenthal und Kadelburg in keinem ihrer Spiele zu verwerten versäumen — hier aufs Tragische angewandt.

Stefan Großmann weiß seinem Publikum Tragik bekömmlich zu machen. Trotz allem: es bleibt ein Einschlag von Tragik, der dank des Untergrunds von Liebe, nicht ungehört verhallt.

4.

„Italienische Nacht." Volksstück in sieben Bildern. Von Ödön Horvath. (Uraufführung im Theater am Schiffbauerdamm am 20. März 1931.)

Ein reizvoller Bierulk, in dem sowohl die Republikaner, die sich in kleiner Stadt daran machen, eine italienische Nacht zu feiern, wie die als Störenfriede auftretenden

Ödön Horvath
Zeichnung von B. F. Dolbin

Hakenkreuzleute, sehr lustig verspottet werden. Also (was immer nottut) Gerechtigkeit.

Weiterhin: Stil. Mit einer vielfach bewundernswerten Stilsicherheit hat sich Horvath einen parodistischen Dialog geschaffen, aus dem (nicht umgekehrt) die Figuren herauswachsen. Sie haben allesamt Gesicht. Einzelne leben sich zu greifbaren Charakteren aus, so vor allen die Frau des Stadtrats, eine jener Unterdrückten und Mißhandelten, die sich zeit ihres Lebens um ihr Recht betrügen ließ, in der Stunde der Gefahr sich aber als einzig Mutige erweist. Sie ist es, die ihren Haustyrannen aus dem Hakenkreuzlerschlamassel rettet. Ein Bierulk mit ausgesprochen literarischen Quali-

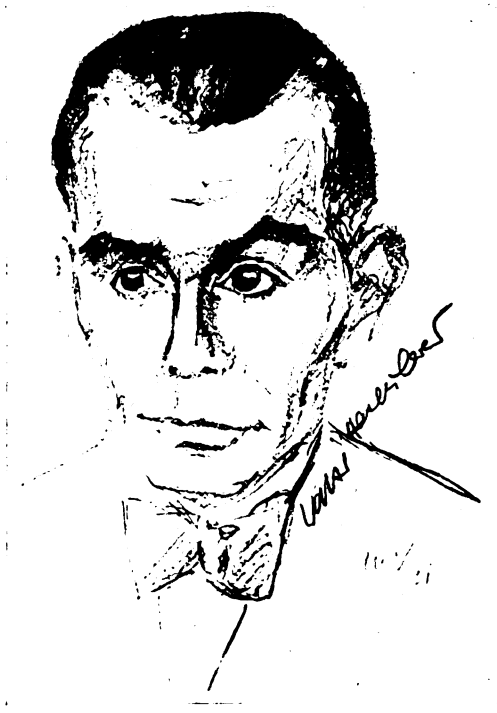
Digitized by Google

täten. Beim gegenwärtigen Zustand unserer dramatischen Literatur bedeutet das etwas. Für einen Theaterabend ist der Bierulk, so oder so, immer noch zu wenig.

5.

„Kommt ein Vogel geflogen..." Komödie in sechs Bildern. Von Walter Hasenclever. (Uraufführung in der Komödie am 21. März 1931.)

Walter Hasenclevers Komödie gegenüber besteht ein eigenartiger Widerspruch, zwischen dem allgemeinen Verdikt der Kritik und der Aufnahme durch das Publikum. Die Kritik empfand das Stück als durchaus „peinlich", die Zuhörerschaft findet ihr Vergnügen dabei.
Der Vorwurf des „Peinlichen" kann sich niemals gegen den Stoff als solchen richten. Jeder Stoff kann sowohl tragisch als komisch gestaltet werden, ohne daß ein unreiner Klang entstünde. Hasenclevers Thema: Mutter und Tochter erfreuen sich des gleichen Liebhabers ist bedenklich, mehr nicht. Er stellte besondere, nicht unlösbare Aufgaben an den Autor.
Hasenclever hat seinen Stoff durch zwei Motive belebt, die an sich klug gewählt zu sein scheinen. Die Hingabe der Tochter an den Liebhaber der Mutter kommt dadurch zustande, daß die Tochter der Mutter gegenüber hemmungslose Wahrhaftigkeit zeigt, die Mutter der Tochter gegenüber aber Zurückhaltung übt. Also auch hier etwas vom Widerstreit der Generationen. Das andere Motiv: beide Frauen wissen um ihre beiderseitige Liebe und treten nun in Wettstreit um den Mann ein. In der Art, daß jede von beiden sich die Vorzüge der anderen anzueignen trachtet, die Mutter sich also jugendlich, die Tochter damenhaft gebärdet. Denkt man diesen beiden Motiven nach, so erhellt ohne weiteres, daß beide nicht auf gleicher seelischer Linie liegen. Ein durchaus komisches löst ein ernst zu nehmendes Motiv ab.
Damit ist im Einzelfall auf das wesentliche Gebrechen der Hasencleverschen Komödie gedeutet. Der Eindruck des Peinlichen wird immer durch Stildefekte hervorgerufen. So auch hier. Es ist Hasenclever in keiner Weise gelungen, die innere und selbständige Einstellung zu seinem Stoff zu finden. Er flüchtet von Einfall zu Einfall. Nimmt seine Gestalten bald ernst, bald komisch, kennt nur Momentstimmungen, nicht die Abstimmung des Lebensausschnitts. Seine Komödie ist eine Stillosigkeit. Wenn die Kritik das empfand, die Zuhörerschaft aber nicht, so hat die Zuhörerschaft keinerlei Ursache, auf ihre Einstellung sonderlich stolz zu sein. Man denkt an Lessings: „Pfui, mein Herr, in Athen wären Sie ausgepfiffen worden!"
Das Peinliche eine Stilfrage. Uns mutet es peinlich an, daß höchst minderwertige französische Autoren bei frech gewagter Stoffwahl immer irgendwie den Stil zu wahren wissen, ein deutscher Autor aber von Rang dem Stilproblem hilflos wie ein Schulbube gegenübersteht (und was er sündigte, sündigte der Regisseur dreifach). Spree-Athen! Ernst Heilborn



Walter Hasenclever
Zeichnung von Margarete Nehemias

Frankfurt a. M.

„Rotation." Von Hermann Kesser. (Uraufführung im Schauspielhaus am 7. März 1931.)

Kesser suchte schon immer die Begegnung mit der Wirklichkeit. Programmatische Sätze zu dem Schauspiel „Rotation" umreißen, was ihn treibt: Am Bild der Wahrheit und Erkenntnis arbeiten, Zeitbilder schaffen, mit nach vorwärts gerichteter Perspektive, brutale Bilder, nicht beschönigt. Mit Tendenz, die ja immer war, ist und sein wird. Der Schriftsteller hat die Mission, das Gesicht der Zeit zu bestimmen. Man liest es und wird sich dem nicht weigern, denn wir lieben das Bekenntnis zum „sozialen Herzklopfen". Ist die riesige Szenenfolge abgelaufen, so ergibt sich: Wir sahen Darbende und sahen den fetten Kapitalismus, einen satirisch gemeinten „Kongreß zur Untersuchung der Gründe der Arbeitslosigkeit" mit Schauspielerrepliken

Digitized by Google

aus dem Zuschauerraum, sahen die Unehrlichkeit der Machthaber und die Blödheit ihrer Professoren. Ein Chefredakteur, der Held Kellermann, ist Zentralfigur, ein Held mit Herzkrämpfen, zermürbt schon zu Beginn. Kellermann, der Lüge satt, will „sauber werden". In der fälligen Ausgabe seines Blattes schrieb er eines Tages allen geschwindelten und geschminkten Artikeln die Wahrheit hinterher. Der Erfolg: fristlose Entlassung, zweiter Erfolg: Neuengagement, denn es stellt sich heraus, daß der Dreh der Zeitung eine erhöhte Auflage und ein glänzendes Inseratengeschäft verspricht. So sind die Kapitalisten. Kellermann macht nicht mit, er stellt sich zu den Arbeitern. Aber diese glauben nicht an seine Bekehrung. Der Kämpfer schreibt ein Flugblatt zur Aufklärung. Es wird nicht gedruckt, denn vorher schießt er sich tot. Versteh ich recht, so wird die „Rotation" unablässig weitergehen, das Niederträchtige ist seit Goethe das Mächtige. Ein stumpfer Schluß. Ein Stück, das keineswegs der sonstigen Höhe Kessers entspricht. Sein soziales Ethos klagt das System der Wirtschaft an. Aber wie flach sind ihre Vertreter, wie schwächlich ihr Gegenpart Kellermann. Alle diese Menschen, an denen Kesser Systeme und Ideen demonstriert, sind unter dem Durchschnitt. Lange Strecken glaubt man in einer Satire zu sein. Nicht doch: Kesser ist es bitterernst und dreimal Ernst mit seiner Forderung. Banal gesagt: er hat das gewaltige Material der Zeit der Kongresse, der Parlamente, der Presse, des täglichen Lebens nicht beherrscht. Die Arbeitslosigkeit ist das gewaltigste und von den besten Gehirnen berannteste Problem der Gegenwart. Kessers Kongreß hat nur blechernes Gerede dafür, und der Held hinterläßt nur eine ideale Forderung. Das Publikum der Uraufführung bereitete dem Schauspiel, das ungewöhnliche Ansprüche an den Regisseur und die Künstler stellt, dennoch einen lauten Erfolg. Die weiteren Wiedergaben werden vornehmlich den Beifall der oberen Ränge haben, denen das Stück zublinzelt; sie werden den Kongreß und die Kapitalisten schandbar finden und Kellermann als Opfer ansehn.

R. Geck

Königsberg i. Pr.

„Der Tag J", Schauspiel in fünf Akten. Von Maxim Ziese. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus am 21. März 1931.)

Wieder einmal die andere Seite. Diesmal die französische. Und gesehen mit deutschen Augen.

Der Tag J ist der Deckname für den 16. April 1917, an dem auf Befehl des Generalissimus Nivelle die große Durchbruchsoffensive gegen die deutsche Front begann. Warum sie scheiterte, scheitern mußte, will Maxim Ziese in diesem Schauspiel nachweisen, das ein dramatischer Extrakt seines großangelegten, aus zuverlässigen dokumentarischen Quellen geschöpften Werks „Generäle, Händler und Soldaten" ist. Kein militaristisches oder pazifistisches Tendenzdrama also, sondern eine objektive literarische Spiegelung von Ereignissen, die man heute bereits als historisch ansehen darf.

Nivelles Mißerfolg wird hier aus einer Art tragischer Schuld abgeleitet: seiner fast monomanischen Überschätzung des „Poilu", des französischen Soldaten, seinem blinden Vertrauen auf den Sieg der glorreichen Armee, die nach seiner Ansicht keiner fremdvölkischen Hilfe bedarf. Er greift an trotz des Einspruchs der Regierung, trotz der Warnungen seiner Generäle (des kühlen Rechners Pétain, des intriganten Micheler) und seines getreuen Stabschefs d'Alançon. Mit seinem gigantischen Plan fällt auch er: im Augenblick des unaufhaltsamen Zusammenbruchs erreicht ihn die Nachricht seiner Absetzung vom Posten des Oberstkommandierenden. Noch einmal weist er die meuternden Truppen durch die Macht seiner suggestiven Persönlichkeit in die Schranken der Disziplin zurück. Dann tritt er vom Schauplatz ab. Und während er seinem Nachfolger Pétain den Oberbefehl übergibt, rücken — tragische Ironie! — die amerikanischen Truppen ein, deren Unterstützung er verschmähte.

Auch dies Kriegsstück lehrt, daß es „drüben" nicht viel anders aussah als bei uns. Genau dieselben Begleiterscheinungen, vom Ränkespiel der eifersüchtigen Heerführer bis zur Wut des Frontsoldaten gegen Drückeberger und Etappenschweine. Auch der Typ des aufdringlichen Schlachtenbummlers, der alles besser weiß, als die militärischen Fachleute, fehlt nicht. Speziell französisch nur der allmächtige Einfluß des Parlaments, den der Autor in satirische Beleuchtung rückt. (Poincaré und Ribot werden, als Teilnehmer an einem Kriegsrat, persönlich auf die Bühne zitiert.)

Bühnentechnisch ist der „Tag J", bis auf einige allzu ausgedehnte Debatten, durchaus gekonnt. Gipfel der dramatischen Wirkung: der dritte Akt, der die Schrecken eines Nahkampfes, aus dem Rahmen realistischer Tatsachentreue fallend, ins Phantastisch-Unwirkliche steigert. (Brechts „Ballade vom toten Soldaten" zur dritten Potenz erhoben.) Ein Meisterstück der Dialogführung die große Auseinandersetzung zwischen Nivelle und seinem Hauptgegner Micheler im vierten Akt. Daß Ziese auch die Mittel des „alten Theaters" zu gebrauchen versteht, beweist das Finale mit der Meutererszene. Vorne laufen von allen Seiten die Hiobsposten ein, empfängt Nivelle sein Absetzungsdekret,

Digitized by Google

stirbt der todkranke d'Alançon — im Hintergrund hört man das eintönige Geräusch des „Rhabarber"-Murmelns.
Das Stück, dem übrigens der Preis des Bühnenvolksbunds zuerkannt wurde, dürfte seinen Weg über die Bühnen machen. H. Georg

Stuttgart

„Die weißen Handschuhe." Komödie in drei Akten. Von Otto Zoff. (Uraufführung im Stuttgarter Schauspielhaus am 21. März 1931.)

Wenn ein heutiger Schlager-Komponist, eigener Einfälle ermangelnd, nach zweckentsprechenden fremden Melodien sucht, dann wird er vorsichtig genug sein, sein Anlehnungsbedürfnis nicht gerade bei der „Lustigen Witwe" zu befriedigen. Wenn ein heutiger Komödien- oder Lustspieldichter ein Milieu und einen Hauptkonflikt braucht, dann wird er dies, so sollte man meinen, nicht gerade der berühmtesten Komödie neuerer Zeit, dem „Konzert" von Hermann Bahr, entnehmen. Otto Zoff, durch seine Dramaturgen- und Bearbeitertätigkeit vielleicht allzusehr an fremde Töne gewöhnt, hat dies trotzdem getan. Der Optimist unter den Betrachtern dieser Komödie glaubt zwar bis zum Schluß, daß der Verfasser sich noch durch irgendeinen Dreh diesem allzu naheliegenden Vorwurf entziehe, aber die Hoffnung trügt: der Musikprofessor Alexander Goldiwil, der alte Flaneur, der Meister mit den vielen Abhaltungen, wird, wie sein Bahrscher Zwillingsbruder Gustav Heink, von seiner Frau erwischt und wie diesem leuchtet zum guten Ende die verzeihende Liebe einer verständnisvollen Gattin. Immerhin: es sind wenigstens die anderen Figuren etwas anders gefärbt und gruppiert. Der kluge Dr. Jura ist durch einen schmierigen Herrn Honay, die Delfine durch eine fragwürdigere Dame Pamela ersetzt, auch ist noch neu zu der Familie gekommen: erstens eine Tochter Ursel, ein liebes Kind, und zweitens und nicht zuletzt der tüchtige Diener Karl. Er ist Hauptperson, da seine weißen Handschuhe, Sinnbild seines Lakaientums, dem Stück den Namen geben. Sie werden von ihm zu herrischer Ohrfeigentat und Entfernung der Störenfriede ausgezogen, worauf dann die Tochter, über alle sozialen Klüfte hinweg, dem Mutigen in die Arme sinkt. Man sieht: auch diese Bereicherung der Handlung ist nicht überwältigend. Es ist im übrigen manch hübsche Wendung in den Dialogen, hie und da sprüht auch so etwas wie ein, menschliche Schwächen enthüllender, Komödiengeist aus dem sonst harmlosen Geplätscher — aber es fehlt an der Verdichtung und Schlagkraft der Szenen, die Gegensätze der Generationen und sozialen Stellungen sind nicht so gut und klar gesetzt, daß erleuchtende Funken hin und her springen, und es herrscht weithin eine nur lauwarme Munterkeit, die im Beschauer höchstens ein mildes Lächeln erzeugen kann.

Hermann Strenger

Braunschweig

„Geprüfte Generation." Schauspiel in acht Bildern. Von Ernst Kahl. (Uraufführung in den Kammerspielen des Landestheaters am 1. März 1931.)

In schlichter Form entwirft Ernst Kahl in seinem Kriegsroman „Geprüfte Generation" ein Bild von den Kämpfen an der Westfront. Aus der epischen Breite und sachlichen Einfachheit ist jetzt ein Drama geformt, dessen schicksalsschwerer Schauplatz — Fort Vaux, Douaumont, Kriegerfriedhöfe der Westfront — das ganze Erleben des Weltkriegs wieder hätte wachrufen können und sogar geeigneter Hintergrund zu den vom Dichter angeschnittenen — leider nur angeschnitten, aber nicht durchgeführt! — Problemen wäre, wenn der ganzen Tragik dieses Verdun-Erlebnisses, dieses „Golgatha Europas", auch die Handlung entspräche.
Diese Deutschen und Franzosen, die uns Kahl zeichnet, sind für uns nicht typische Vertreter einer „geprüften Generation". Gewiß, dieser Deutsche Berthold, den eine unfaßbare Sehnsucht nach den Stätten des Schicksals treibt, wo er vor zwölf Jahren gelitten hat, ist Vertreter eines Frontgeschlechts. Aber die Begegnung mit dem französischen Frontkämpfer Rochevalle, dessen Tochter Madeleine und einem jungen chauvinistischen Offizier und die ganze daraus sich entwickelnde Handlung ist Konstruktion, aber auch nur Konstruktion, dazu noch recht oberflächlich und von Zufälligkeiten durchsetzt. Die überlauten Amerikaner beim Besuch der Schlachtfelder — sie sind nun wirklich in der Kriegsliteratur schon so verbreitet, daß man auf der Bühne keine Wirkung mehr mit ihnen erzielen kann. Und daß schließlich noch die „Liebe" herhalten muß, um zu allgemeiner Versöhnung zu kommen, — das gestaltet den Abschluß mehr als banal. Dagegen vermögen Einzelbilder und manche Episoden außerhalb des Rahmens der Handlung einigermaßen zu überzeugen.
In der Konstruktion solcher wirren und ganz undramatisch aufgezogenen Geschehnisse kommt die Idee des Werks — Frontsoldaten aller Länder müssen sich zur Verhinderung der Wiederkehr solcher Furchtbarkeiten verbinden — überhaupt nicht zur Geltung. Dazu ist auch die Sprache des Autors viel zu matt, dazu fehlt ihm aber vor allem der Sinn für dramatische Wirkung.

Hans Kaufmann

Digitized by Google

Wien

„Wer will unter die Soldaten." Ein Volksstück in zwei Akten und einem Vorspiel. Von Hermann Heinz Ortner. (Uraufführung im Raimundtheater am 20. März 1931.)

Wer will unter die Soldaten? Verwandelt sich in diese Frage der Anfang des streitbaren Kinderliedes, so lautet die Antwort immer noch: viele, sehr viele, und viele dieser Vielen keineswegs aus persönlichen Gründen. Dennoch, oder eben deshalb, erhebt dies Drama, auch dieses, den Ruf: Nie wieder Krieg — ein Gebot oder Verbot, das, so werden wir des weiteren belehrt, den Menschen gar nicht früh genug eingehämmert werden kann. Gleich in der Kinderstube und insbesondere auf dem Spielplatz müsse der militante Pazifismus beginnen, müsse das heranwachsende Geschlecht wie sexuell so im Sinne eines religiös betonten Weltfriedens aufgeklärt werden. Nie wieder Krieg. Auch nicht in der nur scheinbar unblutigen Form des politischen Parteikampfs, denn Parteimänner sind letzten Endes auch und erst recht Soldaten, und wer will unter die Soldaten? Derzeit noch viele, aber wenn wir einmal den Himmel auf Erden haben werden, nein, wenn wir ihn bloß haben wollen, dann niemand. Im Himmel, so erfahren wir, gibt es weder Soldaten noch Links- noch Rechtsradikale; darum antworte der Frage des Titels ein tausendstimmig einstimmiges Nein.

Um dieses ethische Einmaleins erst noch zu beweisen, um weit offene Türen einzurennen, bietet Ortner, den Lesern dieser Rubrik schon vor geraumer Zeit zum erstenmal und hernach immer wieder vorgestellt und seit kurzem im Vordertreffen der österreichischen Dramatik, — bietet er Hölle und Himmel auf, die Hölle des Schützengrabens von dieser oder von der anderen Seite, und einen Hannele-Himmel in den Visionen eines von feindlicher Kinderhand zu Tode getroffenen Kindes, einen Himmel aus den vorletzten Tagen der Menschheit, in dem ein Schieber den lieben Gott und Gecken, Dirnen, Schutzleute die Engel vorstellen. Dreiteilung der Bühne ermöglicht Zusammenschau von harmlosem Hurrapatriotismus, noch harmloserem Sozialismus und überparteilicher, urchristlicher Güte, und dies Nebeneinander kreuzt ein Nacheinander von Wirklichkeit und Traum und wieder Wirklichkeit. Wie noch jedesmal hat Ortner auch jetzt wiederum den Mut zur Trivialität bekundet, wie noch jedesmal nimmt er auch hier sein Gut, wo er es findet, wie noch jedesmal bewährt er sichere Witterung für alles Theaterhafte und darüber hinaus ein naives Talent, dessen Formel zu finden schwer, aber zu suchen vielleicht noch verfrüht ist.

R. F. Arnold

Köln

„Der Graue." Schauspiel in 17 Bildern. Von Friedrich Forster. (Uraufführung am Kölner Schauspielhaus am 20. Februar 1931.)

Das Stück steht zweifellos im Zusammenhang mit der Hochflut der Schülerromane, durch die die Gegenwart beglückt wurde. Ein Schüler sucht den Tod. Dazu treibt ihn letzten Endes ein grauer Anzug. Und das kommt so: Der Tod der Mutter führt den Schulwechsel des Schülers Hans herbei. In dem Internat, in dem der Junge bisher war, trug man graue uniformmäßige Anzüge. Der Vater und die Haushälterin bestehen darauf, daß der Junge diesen Anzug auch nach dem Schulwechsel weiterträgt, obwohl er dadurch zum Spott der Mitschüler wird und die Antipathie der Lehrer erweckt. Aber es ist nicht nur das Kleid, sondern ein durch häusliche Verhältnisse und Internatserziehung bedingtes, von inneren Hemmungen gelähmtes, muffiges Wesen, das ihm den Anschluß an die Klassengemeinschaft unmöglich macht. Erst als ein älteres Mädchen ihm die Mittel vorschießt zu einem neuen Anzug, den er täglich bei ihr vor dem Schulgang gegen die graue Uniform wechselt, schwinden bei dem Schüler selbst die Hemmungen, bei den Lehrern die Antipathien, und der Neugekleidete, der sich mit Hilfe seiner Freundin außerdem einen Turn- und Ruderdreß zugelegt hat, findet kameradschaftlichen Anschluß und Aufnahme in die Klassengemeinschaft. Seine Leistungen werden die besten, er ist bei den Lehrern ein beliebter Schüler, bei den Mitschülern ein vollwertiger Kamerad. Als aber das ältere berufstätige Mädchen erkennt, daß sie mit dem vorgeschossenen Geld die Liebe des Jungen nicht erkaufen kann, entzieht sie ihm zunächst den Anzug und meldet ihre Geldforderungen an, die er entweder bar oder durch Ergebung in ihren Willen befriedigen kann. Die erpresserische Einstellung des Mädchens stößt den Jungen ab. Als er nun wieder im grauen Anzug und ohne Turndreß in der Schule erscheint, wendet sich alles. Es bleibt nur der Ausweg in den Tod.

Diese ausführliche Inhaltsangabe war nötig, um die nahe Verwandtschaft dieses Vorwurfs mit der Roman- und Novellenliteratur darzutun. Deshalb konnte der Verfasser ihn nicht anders dramatisieren als in 17 Bildern und setzte die kinematische Bildfolge an die Stelle dramatischen Aufbaus. Diese primitive dramatische Form ist dadurch bedingt, daß der Held, durch gewisse pathologisch anmutende Hemmungen zur Isoliertheit bestimmt, keine echte Entwicklung durchmacht. Immerhin erweckt er wegen seiner knabenhaften Unfertigkeit das Mitleid aller leicht bewegten Herzen. An sich ist der

Digitized by Google

Fall traurig, doch nicht tragisch, aber der Autor sucht ihn durch ungerechtfertigte Umbiegung der Verhältnisse ins Tragische umzufälschen. Damit wird das Stück innerlich unwahr und künstlerisch minderwertig. Denn damit der Graue in unentwirrbare Verwicklungen gerate, muß die Schule so gestaltet sein, wie sie uns vorgeführt wird, d. h. wie sie der Verfasser haben will, müssen die Lehrer durch Sympathie und Antipathie in ihrem Urteil so beeinflußbar sein, wie es der Verfasser für seine Zwecke braucht, muß der Vater in seiner Beschränktheit bar allen Verständnisses für seinen einzigen Sohn sein, muß dieses liebebedürftige Mädchen zur Erpresserin werden — kurzum, weil es der Verfasser gerade so braucht hat sich alles gegen den armen Jungen verschworen.

Gerade dieser Umstand belastet das Stück mit dem Kennzeichen innerer Unwahrhaftigkeit.

Paul Bourfeind

München

„Todesschwingungen." Ein Kriminal-Kammerspiel in drei Bühnenbildern. Von Friedrich George. (Uraufführung durch die Kriminal-Kammerschauspiele im Schauspielhaus am 1. März 1931.)

Es handelt sich hier nicht um das eine Drama, das ja zu den Kriminal-Kammerspielen nur den Auftakt zu geben hatte. Diese junge Bühne, die durch Deutschland und darüber hinaus reisen will, verspricht zugleich eine neue Kunstgattung. Programme sind ja selten glücklich. Entweder bleiben sie überhaupt in der Theorie stecken oder sie überschätzen ihre künstlerische Keimkraft und versprechen zu viel. Was Friedrich George (nebenbei bemerkt ein Deckname) im „Zwiebelfisch" über „Die Zielsetzung des modernen Kriminalschauspiels" geschrieben hat, enthält an juristischen, psychologischen und psychopathologischen Fachausdrücken fast alles, was die neuere Gerichtsmedizin zu benennen sucht, und besagt über das, was für den Dramatiker bedeutsam wäre: Gestalt, Spiel, Stil und Bau fast nichts, es sei denn, daß er gegen Ende zu ausspricht, daß der Psychoanalytiker Hauptträger dieser Stücke werden soll. Er heißt in „Todesschwingungen", wo er nach Jahr und Tag einem Mord auf die Spur zu kommen hat, Dr. Wolfen, ist Kriminalbeamter und wird, soviel ich weiß, durch die ganze Reihe der Dramen gehen. Es hat also das Kriminalkammerspiel mit dem herkömmlichen Detektivstück zunächst einmal die Figur des außerhalb und darüber Stehenden, des Spähers, des Allwissers gemeinsam und muß ihn schließlich damit gemein haben. Und da der Wissende auch klug redet, so ist er in demselben Maße der Causeur, wie wir ihn seit Barrière und dem jüngeren Dumas und in Deutschland vor allem durch Hermann Bahr kennen gelernt haben, schier unentbehrlich in Stücken, die kaum verhüllte ethische Absichten tragen. Daß er solche hat, spricht George selbst aus, indem er sich staatserhaltend nennt. Er will nämlich, fern davon, Paragraphen und Systeme zu stürzen, vielmehr die Justiz und die Menschlichkeit versöhnen. Wenn es manchem heute wie eine Paradoxie erscheinen mag, daß der Staatsanwalt oder der Kriminalist dem Angeklagten ein Freund ist, so weist George auf seinen Dr. Wolfen — und das Kammerspiel kann gelinde an das Rührstück streifen. Es besteht aber noch eine zweite, größere Gefahr überhaupt für alle Spiele mit derlei kriminellen Spannungen: daß die Anteilnahme des Intellekts an der Tat, an dem Tatbestand, an der Verwicklung und Entwirrung jene andere, innere, tiefere an den Menschen übersteigt. Und damit hörte das Kammerspiel, das doch immer nur den Raum für Seelenleiden hat, auf, zu sein, was es vorgibt, um eine Konstruktion oder meinetwegen ein Reißer zu werden.

George gestaltet bis in den dritten Akt hinein um der Spannung willen, das heißt Menschen, die nur durch ihre Beziehungen, aber schwerlich für sich bestünden. Wer hat auf dem Gutshof den plötzlichen Tod des älteren Sohnes auf sich? Die Witwe? Der Vater? Der Bruder? So viel Beweggründe von Haß und Liebeshaß sich auftun, bis der Kommissar das Letzte erhellt hat, schließlich ist die gewonnene Erkenntnis doch eine alte, wozu man allenfalls gar keine Tiefenpsychologie brauchte: daß es einerseits Verbrecher und anderseits Schuldige gibt. Die kollektive Schuld, sagt die Rechtswissenschaft. Das kollektive Unbewußte, sagt die Psychoanalyse. Immerhin hatte das Kammerspiel Stimmung; das Kriminalspiel die Geschlossenheit des Verfahrens.

Joseph Sprengler

Echo des Auslands

Amerikanischer Brief

Amerika erhält den Nobelpreis für Literatur! Die Olympier haben sicherlich ein homerisches Gelächter angestimmt. So kräftig und so herzlich, daß die Sterblichen nicht nur im Tal des Peneios, sondern in allen übrigen Jammertälern der Welt davon angesteckt wurden. Ein Danaergeschenk den Amerikanern! Man hat mitten in den Geschäften der traurigen Weltlage den Atem angehalten und hat — gelächelt. Und so haben die Amerikaner doch beweisen können, daß sie zur Weltkultur bereits einen Beitrag geliefert haben,

Digitized by Google

den sense of humor. Denn man hat gerade in Amerika gelächelt und sich ehrlich und mit Anstand aus der Affäre gezogen. Es hat wohl Proteste gegeben, besonders unter den Altmeistern, die immer glauben Erbpacht auf die richtigen Literaturwege zu besitzen. Doch gerade die wenigen lauten Proteste wiesen die Tagespresse auf den Weg der Mäßigung und der ruhigen sachlichen Erörterung; sie wurde von der Forderung nach fair play beherrscht. Damit haben die Anhänger der Heucheleiformel eine günstige Gelegenheit eingebüßt, Amerika einen weiteren Tadelstrich in die Rubrik seines Betragens einzutragen. Und der Preisträger selber? Er ist sich konsequent geblieben. Herr Lewis hat seinerzeit den als Pulitzer-Preis bekannten, wohl nicht sehr einträglichen, aber doch sehr angesehenen Literaturpreis Amerikas abgelehnt. Das mußte er; denn dieser Preis wird für literarische Bestrebungen erteilt, die mit seinem Schaffen nichts zu tun haben, ihm eher diametral entgegenstehen. Die berufenen Preisrichter glaubten freilich sich darüber hinwegsetzen zu dürfen. So konnte er in Stockholm die Gelegenheit nicht vorübergehn lassen, seinen Standpunkt klar zu formulieren. Ob er das mit Takt und Geschmack getan hat, ist eine andere Frage. Über den Geschmack läßt sich bekanntlich nicht streiten, zuweilen auch über den Takt nicht; beide sind relative Dinge in unseren heutigen Lebensformen. Aber Amerika hat ihn gewähren lassen und hat damit nach dem Urteil der einen unverbesserliche Indifferenz, nach dem der anderen unvergleichliche Großzügigkeit bewiesen. Man hat Lewis sogar mit Voltaire, Ibsen und Shaw und deren Einstellung zu ihren eignen Volkschaften verglichen. Nirgends aber ist es zu unerfreulichem Parteigezänk gekommen; man wird ihm sicherlich auch bei seiner Rückkehr kein Haar krümmen. Herr Lewis ist angelsächsischen Blutes; angelsächsisches Solidaritätsgefühl aber hat sein Leben in einem Blute, das dicker ist als Wasser. Man ist zu klug, um der Welt ein Schauspiel zu bieten, bei dem man nicht mitlachen könnte.

Kaum war übrigens die Springflut des Herrn Lewis zurückgetreten, so mußte sich die Tagespresse bereits mit einem anderen Unzufriedenen beschäftigen. Abraham Flexner, der Gelehrtenzunft angehörig, wagte in seinem Buch: Universities, American, English, German manch bittres Wort über unser Hochschulwesen zu sagen und auf Zustände und Einrichtungen an gewissen großen Universitäten wie Columbia, Harvard und Chicago mit dem Finger zu zeigen. Sein Ideal scheint die deutsche Gelehrtenschule zu sein, obwohl er nicht blind für die Tatsache ist, daß auch sie heute einer gründlichen Reform bedarf. Daß eine Reform unseres amerikanischen Bildungswesens notwendig ist und bei den höheren Lehranstalten einsetzen muß, wird von mehr als einer Seite zugestanden. John Dewey, Irving Babbitt, Al. Meiklejohn und andere Hochschullehrer sprechen sich zu diesem Thema aus in einem Symposium, das unter dem Titel: Higher Education Faces the Future von Horace Liveright angekündigt wird.

In der eigentlichen Literatur sind folgende Erscheinungen zu verzeichnen. Robert Frost, der bedeutendste lebende amerikanische Lyriker, den manche an Stelle von Lewis als des Nobelpreises würdig ansehn, gibt eine Sammlung seiner Gedichte heraus. Er ist der Sänger der amerikanischen Landschaft, sowie der Neuenglandkultur und seiner Lebensformen; er gehört keiner besonderen Gruppe an, ist aber auch nicht der Führer einer Schule, sondern kultiviert Töne und Formen Longfellows, Lowells und Hawthornes. Der andere Meister der gebundenen Rede, Edwin Arlington Robinson, der in stiller Zurückgezogenheit wahrhaft ernstlich künstlerisch Schaffende, der vor drei Jahren die amerikanische Literatur mit seinem leider in Europa so wenig beachteten Epos „Tristram" wirklich bereichert hat, kündigt ein neues Werk in Blankversen an. The Glory of the Nightingales der Titel, romantisch im Ton, romantisch behandelt, der Konflikt zweier Männer um eine geliebte Frau. — Aus der erzählenden Literatur, die in den letzten Monaten weder Politik noch Wirtschaftslage eingedämmt haben, könnte ich nur Edna Ferbers Cimarron nennen, eine Erzählung aus dem südwestlichen Ölstaat Oklohoma, geschrieben lediglich um des Lokalkolorits willen. Ihre mit dem Show Boat erworbene Technik kommt ihr hier sehr zustatten. — Und unter den Schaffenden einmal wieder ein Deutschamerikaner, Emil Doernenburg, der sein Heimweh in seinen „Liedern eines Einsamen" zu versenken sucht. Zwar sind seine Lieder, manche durch ihren Mollton mit viel Weichheit und Stimmung wirklich ans Herz greifend, in deutscher Sprache gesungen und im Xenien-Verlag herausgegeben, sogar von Herbert Eulenberg eingeleitet, aber sie sind auf amerikanischem Boden entstanden und gehören amerikanischem Leben an.

Worte eines Dichters über seine dichtenden Zeitgenossen an der Schwelle eines neuen Jahrzehnts, das ist James Branch Cabells Some of Us. Daß er sich mit anderen an einer Zeitwende sieht, und Rückblick und Ausblick geben will, ist im Untertitel An Essay in Epitaphs angedeutet. Allein, hat ein Dichter auf seinem eigensten Schaffensgebiet ein so viel sicheres Wert- und Zeitgefühl für seine Mitschaffenden als andere, die nicht mitten im Kampf des Künstlers stehen? Cabells Urteile und Bewertungen von Personen und Werken berechtigen nicht dazu, diese Frage zu bejahen. Doch da sein

Digitized by Google

Buch in sehr begrenzter Auflage erscheint, ist vielleicht die Allgemeinheit von der Beurteilung ausgeschlossen; sein Bändchen erhält damit den Stempel eines ganz persönlichen Urteils. — Einen Kommentar über James Joyces Meisterwerk Ulysses, bewundert viel und viel gescholten, in unseren Tagen auf den amerikanischen Büchermarkt zu bringen, ist eine buchhändlerische Tat und macht dem A. Knopf Verlag alle Ehre, läßt aber auch allerlei Schlüsse über Buch und Bücher in Amerika zu. Stuart Gilbert ist der Verfasser, James Joyces Ulysses der Titel; a Study nennt er seine umfangreiche tief eindringende Arbeit; „eine kritische Würdigung" wäre bezeichnender und gerechter. — In der American Writers Series (McBride and Co) bringt René Rapin eine Bewertung des Schaffens von Willa Cather, der Romanschriftstellerin, die in Stil und Technik Bedeutendes in den letzten Jahren geleistet hat. Ihr Verdienst wird in diesem Buch genügend geschätzt, man hätte sich aber eine eingehendere Kritik und Analyse gewünscht.

In der Kette, die sich bildet aus den Schriften über amerikanische Kultur- und Bildungsfragen, schließt sich weiter Ring an Ring. Unermüdlich arbeitet darin der hier oft genannte Prof. Ch. Beard. Er hat ein neues Werk, diesmal kein Umfragenbuch, herausgebracht: The American Leviathan, womit er die Landesverfassung bezeichnen will. Die sittlichen Verpflichtungen dieses Dokuments dem Staatsbürger gegenüber werden mit der Klarheit des soziologischen Analytikers festgelegt und durch Tatsachen erhärtet, und das in einem Stil, der niemals trocken, vielmehr ohne ins Journalistische abzugleiten, immer packend bleibt. — Zu einem posthumen Werk hat der Sensenmann L. V. Parringtons „The Beginnings of Critical Realism in America" gemacht; es war der dritte Band seines „Main Currents of American Thought", dessen beide Vorläufer vor drei Jahren mit dem Pulitzer-Preis für Geschichte ausgezeichnet wurden. Nun wird sich niemand finden, der den letzten geplanten Band hinzufügen kann. — Einen Ausschnitt aus Parringtons umfassender Gedankenwelt behandelt H. W. Schneider in seiner kurzen Darstellung: The Puritan Mind, in dem er dem Dasein und dem Ende puritanischer Grundanschauungen nachgeht. — Einen anderen Ausschnitt, nicht den religiösen, sondern den ästhetischen, hält Oliver M. Sayler unter die Lupe in seinem ambitiösen „Revolt in the Arts". Er will der Frage nach dem Schaffen und dem Verteilen, sowie dem Wertschätzen von Kunstwerken in Amerika auf den Grund gehn, liefert dazu selber eine Fülle von scharfen Beobachtungen und strengen Urteilen und läßt sich außerdem noch von 36 Autoritäten in den verschiedenen Spezialfragen Antwort geben. — Fast wie eine praktische Antwort könnte man daraufhin Edwin Alden Jewells Band in der „Modern Arts Series", betitelt „Americans", ansehn. Er glaubt an das Vorhandensein einer amerikanischen Kunst und sucht das durch eine Reihe gut ausgewählter Reproduktionen zu bestätigen. Doch wer sind diese Amerikaner? Wo Jules Pascin, Max Weber und Kuniyoshi genannt werden, ist dieser Volksbegriff schon weit gedehnt. — Ohne in innerem Zusammenhang mit den Genannten zu stehen, sei hier noch ein anderer Gelehrter genannt, der für ein breiteres Publikum schreibt, nämlich Walter Pitkin. Mit der Wahl seiner Buchtitel ist er nicht sehr glücklich, denn sein letztes Werk „The Psychology of Achievement" ist ebensowenig eins der albernen, aber so beliebten Erfolgbücher, wie sein früheres Werk „The Psychology of Happiness" etwa zu den amerikanischen „Keep smiling"-Büchern gerechnet werden dürfte. Keine Formeln für Erfolg oder Glückseligkeit, sondern Untersuchungen von Tatsachen, wie sie unter beiden Begriffen Umwelt und Geschichte bieten, wollen beide Bücher sein, und das trotz ihrer unglückseligen und keineswegs absichtlich sensationellen Titel. — Und schließlich sei in der Aufführung von Namen und Titeln der neueste Santayana: „The Realm of Matter" nicht vergessen. Er schreibt ganz gewiß nicht für das Publikum, seine Sachen gelangen nur an einen wirklich geschulten Leserkreis. Der aber muß bei diesem neuesten Werk des harvarder Philosophen etwas befremdet sein; bedeutet diese Erhebung des Reichs der Materie eine verspätete Darlegung seiner Erkenntnistheorie, oder wird er uns demnächst eine völlige Wandlung seiner philosophischen Grundlagen darlegen? Denn so bedingungslos hat er seither noch nicht die Materie als Basis allen Geisteslebens betont. Geht auch er unter die Pragmatisten?

Autorenvereinigungen, gelehrte Gesellschaften, Buchhändlergruppen, Filmsyndikate, alle entwickeln in diesen Januartagen eine zwar an der Öffentlichkeit nicht viel beachtete, aber deshalb nicht minder fieberhafte Tätigkeit. Man hält die politische Gruppierung und die übrige Lage für günstig, eine neue Copyright-Akte durch den Kongreß bringen zu können. Das geistige Eigentum erscheint jedoch heut vor dem Gesetz in so vielen, leicht veränderlichen Formen, daß sich auch oder gerade in Amerika die verschiedensten Interessen mit ihren Wünschen nach gesetzlichem Schutz vielfach überschneiden. Daher eine sehr verschiedenartige Unterstützung dieser sogenannten Vestal Bill. Einig sind sich so gut wie alle Interessen nur in der Forderung, daß die Vereinigten Staaten sich der Genfer Konvention oder International Copyright Union anschließen müssen.

Digitized by Google

Zum Schluß aus der Welt des Theaters und des Dramas noch eine Trauerkunde. Vor etwas mehr als zwei Dezennien weihte Neuyork der komischen und der tragischen Muse einen Millionenpalast. Viel feierliches Gepränge, viele leuchtende Reden, viel Tun edler Herren und schöner Damen; es sollte für Neuyork und damit für Amerika eine neue Ära des Dramas und des Theaters beginnen. Wie bei den Franzosen, bei den Skandinaviern sollte jetzt ein nationales Drama geschaffen, das System der „stars" und der langen „runs" sollte abgeschafft werden. Man redete vor, in und von dem Barockbau des Century Theaters von einem Ozean bis zum anderen. Dieser Tage, da sich der Januar seinem Ende neigt, ist er verschwunden, die letzte Säule ist gefallen und heimlich, ohne Sang und Klang, hat man den Grundstein geöffnet. Da hat man noch einmal die schönen Vorsätze, die fulminanten Beschlüsse in den alten Zeitungsblättern gelesen und sie still der Stadtbibliothek übergeben.

Neuyork A. Busse

Luxemburger Brief

Seit der Gründung der luxemburgischen Gesellschaft für Sprache und Volkskunde 1924 betonen zahlreiche Veröffentlichungen über kulturelle Dinge immer wieder die besondere Prägung der geistigen Haltung Luxemburgs. Ungeachtet der Abhängigkeit vom deutschen und französischen Ausland, auf die nicht einmal die chauvinistische „National-Union" ohne schweren Schaden verzichten dürfte, bildete sich vornehmlich aus dem Bewußtsein der aus den Gefahren des Weltkriegs wiedergewonnenen politischen Unabhängigkeit ein eigenes geistiges Gesicht heraus, das unter fremder Schminke die Knorren und Falten des alten Luxemburgertums fast stolz zur Schau trägt.

So wird zunächst verkannte und verschmähte Dichtung früherer Jahrzehnte hervorgezogen und gewürdigt. In einer umfassenden Darstellung der „Mundartlichen und hochdeutschen Dichtung in Luxemburg" (St. Paulusdruckerei, Luxemburg) spürt Nikolaus Welter, dessen hochdeutsches Schrifttum in die Literaturgeschichte ehrende Aufnahme fand, rückschauend der Entwicklung unserer Mundart- und schriftdeutschen Dichtung nach. Ferdinand Hegermann kündigt eine Anthologie der deutschschreibenden Luxemburger an, ein Beginnen, das bereits mehrere Male an der Frage, ob der im größeren „Hafen" Deutschland ans Land gegangene Norbert Jacques einzubeziehen sei, gescheitert ist.

Das Volksgut vergangener Tage wird aus dem Staub aufgelesen und zur Schau gestellt. Mathias Tresch gab eine vorwiegend literarische Geschichte des luxemburger Volksliedes heraus: La chanson populaire luxembourgeoise, ein stattlicher, vornehmer Band (V. Bück, Luxembourg). Zuträgerarbeit leistete dieser Darstellung die auf drei Bändchen angewachsene Volksliedersammlung von Brouilli (J. B. Kintzele): Aus der Ucht. Lidder aus aler Zeit, gesonge vum Letzeburger Vollek, gesimmelt vum Brouilli. (Linden & Hansen, Luxemburg.) Auf Betreiben der „Alliance française pour la propagation de la langue française" faßte Joseph Hansen die hierlands gesungenen französischen Lieder zusammen in dem bei Jos. Beffort erschienenen Bändchen: Chansons françaises chantées chez nous. Mit diesen drei Volksliedsammlungen ist kaum mehr als der vorbereitende Schritt getan zu einer Arbeit von gleichem wissenschaftlichem Werte wie des lothringer Pfarrers Louis Pinck: „Verklingende Weisen", einem Doppelband, der auch für Luxemburgs Liederschatz manches Rätsel lösen und manche Bindung bloßlegen hilft. Die von Joseph Heß verfaßte und bei Paul Faber (Grevenmacher) erschienene luxemburger Volkskunde erstrebt eine Charakteristik der volksmäßigen Eigenart der Luxemburger. Fr. Gilson bewahrt in einer Sammlung „Letzeburger Sprechwierder a Riedensarten" (Linden & Hansen) manches Denkmal altluxemburger Redeweise in der verflachenden und von deutschen wie französischen Sprachbrocken angefressenen Umgangssprache.

Man kann nicht sagen, daß einem der noch lebenden Dichter Luxemburgs ein großer Wurf gelungen sei. Um irgendwie zu glänzen, stellt man die Größen vergangener Jahrzehnte auf die Altäre und brennt ihnen zur Ehre ein Feuerwerk ums andere ab. Dieser Ahnenkult hat überdies das Gute, daß an den Klassikern der luxemburgischen Mundart so manches Unrecht wieder gut gemacht wird, das teils der amusischen Sinnesart unserer Vorfahren, teils einer spießerhaften Verkleinerungssucht entsprang. Nachdem im August 1927 dem größten Epiker Luxemburgs, Michel Rodange, dem Renert-Dichter, an seinem Geburtshaus in Waldbillig eine Gedenkplatte angebracht ward, bearbeitete Professor Joseph Tockert eine kritisch und philologisch ansehnliche Jubiläumsausgabe des Renert (Linden & Hansen, Luxemburg); eine nachgelassene Komödie: „Dem Grow Sigfrid seng Goldkuomer", von Nikolaus Welter herausgegeben und mit einer literargeschichtlichen Einführung und Auslegung versehen, folgte würdig nach. Ein Band „Gesammeltes aus dem Nachlaß von Rodange", der außer dem „Lewäkkerche (Lerche) sei Lidd", einer luxemburgischen Georgika, meist schriftdeutsche Gedichte enthält (herausgegeben vom luxemburgischen Lehrerverband), vervollständigt das schriftstellerische und menschliche Porträt Rodanges, ohne seinem Dichter-

Digitized by Google

ruhm etwas Wesentliches beizufügen. Selbst das Ausland beteiligt sich an der posthumen Ehrung: Ein junger Germanist, Frédéric Léger, Professor am arloner Athenäum, geboren in Parett im deutschsprachigen Belgien, erarbeitete unter der Leitung des lütticher Universitätsprofessors Heinrich Bischoff eine Doktordissertation: M. Rodanges Tierepos „Renert", womit das vom Stammland abgekommene belgische Luxemburg dem Dichter seinen Tribut der Liebe und Verehrung zahlt. — Einen Dramatiker besitzt die luxemburger Mundart, Andrei Duchscher, der unserer Bühne das bis heute unübertroffene lebensvolle Volksstück gab. Diesem wurde am 4. August 1929 in Echternach eine Erinnerungstafel an seinem Wohnhaus angebracht; einzelne seiner Stücke erschienen in neuer Auflage. — Ein Ausschuß zur Ehrung eines jugendlichen Luxemburgers wallonischer Abstammung und französischer Zunge, Felix Thyes, der ein Herzensfreund des Ulenspiegeldichters Charles de Coster war und neben heimatlichen Erinnerungen einen Roman „Marc Bruno" schrieb, will diesem mit 25 Jahren verstorbenen Dichter einen Gedenkstein widmen und eine Drucklegung seiner Werke bewirken. Ein Preisausschreiben zu einem Denkmalentwurf für M. Rodange, auf Stadt-Luxemburger Boden, sieht für diesen Dichter eine Huldigung von seltenen Ausmaßen vor.

Leider wird der ehrliche Glaube des Luxemburgers an seine Mundartliteratur, der allmählich aus wüst aufflackernder Sengflamme zu still glühendem Feuer niederschlägt, durch keine überragende Dichtung belohnt. Dem Gebildeten läßt sich vorwerfen, daß er zur Dialektliteratur kein rechtes Verhältnis habe, wohl aus der Erwägung heraus, daß die Mundart als Trägerin geistiger Werte kaum in Frage komme, wegen der Begrenztheit ihres Wirkungsbereichs, und daß die gesamte Produktion des Nachkriegsjahrzehnts abgrundtief hinter den Meistern zurückbleibt. Es vergeht freilich kaum eine Woche, in der nicht ein neues Bühnenstück die „Werkstatt" irgendeines Theaterdichters verläßt. Unter den meistgespielten Bühnenschriftstellern seien erwähnt: Leo Berchem, Js. Comes, Viktor Neuens, Jos. Imdahl, Max Görgen, Batty Weber.

Als Triebkraft der nationalistisch tuenden Richtung der Mundartfanatiker, die ihre Briefadressen im Dialekt schreiben, gilt immer noch Lucien König (Siggy), der nicht nur farbiges Raketenwerk nutzlos in die Luft knallte, sondern sich durch den Neudruck vergriffener Mundartdichter ernstlich verdient machte. Dieser rastlose Prophet stellte in einer „Anthologie Jongletzeburger Dichter" (M. Hagen, Letzeburg) eine Heerschau seiner Getreuen ins Fenster. Ihm gehört der kuriose Ruhm, als erster in einem Wochenblatt den Dialektroman „Ketten" als Feuilleton untergebracht zu haben, der nachher bei M. Hagen in zwei Bänden erschien und in Motiv wie Psychologisierung um reichlich ein halbes Jahrhundert zurück ist. Dafür bietet seine Abhandlung: Auf dem Wege zu einer Grammatik der luxemburger Mundart, 1. Teil (Nationalverlag Luxemburg), die wesentlich eine Geschichte der luxemburgischen Rechtschreibung ist, eine wichtige Dokumentierung über deren Fragestellung und Lösungsversuche. Ein Drama dieses Schriftstellers: „Pro Patria" behandelt die luxemburger Fremdenlegionäre im Weltkrieg und ist in vier Sprachen gehalten. — Eine vierbändige Volkserzählung von Adolf Berens: D' Kerfegsblom (Paul Faber, Grevenmacher) baut auf dem alttestamentlichen „Aug' um Auge, Zahn um Zahn" in unerbittlicher Engmaschigkeit des Sittengesetzes und in erdrückendem Zierat von zeitgeschichtlichen Zutaten die Geschichte von fünf Geschlechtern des Moselstädtchens Grevenmacher auf.

Der schriftdeutschen Literatur wendet sich gegenwärtig in Luxemburg das stärkste Können zu. Altmeister Nikolaus Welter ließ nach langem Schweigen ein „Büchlein Lieder" erscheinen: Mariensommer (Hausen, Saarlouis); dazu kündet er an: „Das Mädchen von Grevenmacher", ein geschichtliches Legendenspiel, das den Stoff der „Kerfegsblom" von Berens, das stellvertretende Leiden eines jungen Mädchens für seine Vaterstadt, zum Gegenstand nimmt; „Die Schwester", ein Drama in fünf Aufzügen, und „Mutter", die Tragödie einer Seele in einem Aufzug. In „Stille Wasser" von J. P. Erpelding, der vor Jahren sein Bestes im Bauernroman „Bärnd Bichel" leistete, wird die Kurzgeschichte gepflegt; der Stimmungskünstler schadet dem Erzähler. Ein starkes Stiltalent mit durchaus eigenmächtiger Begabung zeigt Pol Michels in „Geschichten" leichtfertiger Eingebung und alles verzehrender Ironie (Robert Hausemer, Luxemburg).

Innerhalb unserer Grenzen stößt schon der Wille zum großen Erlebnis wider die Wand, die kleinstaatlicher Geist moralschützend um uns zieht. Die Lyrik hat's also nicht nur deswegen schwer, weil wir, wie Batty Weber in seinem Rundfunkvortrag (Frankfurt, 28. April 1929) sagte, nur geistige Zwischenhändler sind. Von Albert Höfler liegt ein Band Gedichte vor, in Rilkes Manier („Der Dom", Edit. des Cahiers luxembourgeois); seine weitere Gedichtfolge „Der Wanderer" ist angesagt. Höfler wie auch J. P. Decker in seinem Versbuch „Straßen" (Edit. des Cahiers luxembourgeois), auch in seinen wertvollsten Gedichten der katholische Geistliche Hermann Berg („Gang zum Licht", St. Paulusdruckerei), verfallen mehr oder minder expressionistischer Ausdrucksweise; Welter und Erpelding halten sich auch in ihrem neuen Schaffen an den Vorkriegszeitgeist.

Digitized by Google

In französischer Sprache erschienen die „Essais" von Alphonse Sprunck (Jos. Beffort, Luxemburg), die von reifem, geschichtlichem Urteil gegenüber den Nachkriegs-Europaproblemen zeugen. Nicolas Ries sammelte seine Causeries über geistige Dinge im „Escher Tageblatt" zu einem Band: „Le sourire de Philinte". (Paul Schroell, Luxemburg.) Ein anderer Zeitungsmann, Paul Weber von der „Indépendance luxembourgeoise" gab in den „Souvenirs de l'an V" (Jos. Beffort, Luxemburg) seine Ansichten über Italien und den Faszismus bekannt.

Die Cahiers luxembourgeois stehen im 8. Jahre ihres Erscheinens — für luxemburger Verhältnisse eine unerhörte Langlebigkeit! — im Brennpunkt geistiger Betriebsamkeit des Landes. Die rein literarisch geborene „Junge Welt", das Organ der zeitweilig zur Öffentlichkeit hinfühlenden Stürmer und Dränger, hat kürzlich zur zweiten Folge angesetzt. Seit 1. Januar 1930 erscheint im Verlag R. Hausemer, Luxemburg, das „Füllhorn", ein Monatskalender mit literarischem Einschlag. Die im 4. Jahrgang erscheinende „Jonghemecht" (V. Neuens, Esch) gibt sich mit heimatlichem Theater, Schrift- und Volkstum ab. Die Sprach- und Kulturgeschichte der luxemburger Heimat wird gepflegt in der „Luxemburger Illustrierten" (Jules Klensch, Luxemburg), während das humoristisch-satirische Wochenblatt „De Gukuk" (Linden und Hansen, Luxemburg) der Mundart dient.

Unser Geistesleben erfährt nachhaltige Förderung durch die Theateraufführungen des frankfurter Künstlertheaters, das seit Jahren mehrmals in Luxemburg, Esch, Echternach usw. durchaus hochgewertete Aufführungen gibt; diesem gesellte sich seit kurzem die Westdeutsche Bühne zu. Die französischen Aufführungen im Stadttheater in Luxemburg sind zahlreicher als die deutschen; sonstwo im Lande überwiegen mundartliche und deutsche Stücke.

Von zwei Vorschlägen, wie von Staats wegen dem luxemburgischen Schrifttum zu helfen sei, wurde der eine, die Schaffung eines staatlichen Literaturpreises, verwirklicht. Drei Preise sollen alle fünf Jahre vergeben werden. Für 1928 wurden bedacht: mit ersten Preisen Professor Joseph Tockert für seine Renertausgabe und Adolf Berens für sein Mundartwerk: „D'Kerfegsblom". Den zweiten Preis erhielt Mathias Tresch für das Werk: „La chanson luxembourgeoise." Eine Nationalkasse für Literatur, Kunst und Wissenschaft wird seit einiger Zeit gelegentlich befürwortet, ohne günstige Aussicht auf Erfolg.

Esch a. d. Alzett — Joseph Heß

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Prinzen, Prälaten und Sansculotten. Roman. Von Clara Viebig. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 358 S. Geb. M. 6.50.

Der neue Roman Clara Viebigs greift ein Stoffgebiet auf, das literarisch noch wenig behandelt worden ist. Sie entrollt ein Bild der Zustände und Verhältnisse im Kurfürstentum Trier zur Zeit des Kurfürsten Klemens Wenzeslaus. Für den historischen Roman bietet die Geschichte der Kurfürsten von Trier, Mainz und Köln manchen dankenswerten Stoff. Mit sicherem Gefühl und kühnem Griff hat Clara Viebig die geschichtlich bedeutsamste und charakteristischste Periode aufgegriffen, nachdem Ina Seidel bereits in ihrem großangelegten Roman „Das Wunschkind" (Deutsche Verlags-Anstalt) die Geschichte des Kurfürstentums Mainz in derselben Zeit teilweise benutzt hatte. Es ist die Zeit des abklingenden Absolutismus und der beginnenden Demokratie in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die so bunt und abwechslungsreich in den Zuständen und Vorgängen am Rhein sich spiegelt, daß es eigentlich verwunderlich ist, wie wenige Dichter es bisher unternommen haben, sie zu gestalten. Denn das Rheinland hat infolge seiner unmittelbaren Nachbarschaft zu Frankreich die welthistorischen Vorgänge der Revolution von 1789 lebendig miterlebt. Diese Zeit mit ihrem auf und ab der Stimmungen und Ideen hat Clara Viebig in ihrem Roman, dessen entscheidende Figur der Kurfürst selbst ist, eingefangen. Klemens Wenzeslaus war 29jährig, ein landfremder, sächsischer Prinz mit weitverzweigten verwandtschaftlichen Beziehungen zu Österreich und anderen besonders französischen Fürstenfamilien, Kurfürst und Erzbischof geworden. Selbst erfüllt von den Ideen der Aufklärung, und von Anfang an als Stammfremder in einem gewissen Gegensatz zu der Bevölkerung und zum rheinischen Klerus stehend, gerät der Kurfürst unter den Einfluß der französischen Emigranten. Seine nachgiebige Güte und die der Aufklärung eigentümliche Konfliktscheu lassen ihn, in die großen Ereignisse der Weltgeschichte verflochten, als Besiegten das Feld räumen, verwickeln ihn in die Niederlage des vom Neuen überholten Alten. Sehr geschickt wiederholt Clara Viebig das Schicksal des Kurfürsten gewissermaßen als Spiegelbild im Leben des Schneidermeisters Franz Klüsserrath. Auch hier scheitert ein Mensch an seiner Güte, die, so menschlich anziehend sie erscheint, doch in kritischen Lagen Schwäche bedeutet. Ein buntes Bild rheinischen Lebens entrollt sich um den Mittelpunkt zweier rheinischer Städte, Trier und Koblenz, gipfelnd in dem Höhepunkt des Treibens am kurfürstlichen Hofe, gezeichnet auf dem Hintergrund einer weltgeschichtlichen Begebenheit. Knappe, straff gezeichnete Volksszenen in leicht dialektischer Tönung der Sprache verteilen bunte Lichter über die bewegte Handlung, in deren Gang bekannte Persönlichkeiten wie Laroche, die Schwester des Kurfürsten, genannt die Frau Kurfürstin, Maximiliane Laroche, Dumininique, der Graf von Artois, Moreaux u. a. erscheinen und Hofleute, Kleriker, Bürger und Bauern in dem bedeutendsten Umwandlungsprozeß, den Westeuropa kennt, umgetrieben werden. Und wenn man im Roman den eigentlichen Ab-

Digitized by Google

schluß vermißt, so entspricht das durchaus der historischen Situation jener gärenden Zeit, die schäumender Anfang aber nicht Stabilisierung bedeutete, die Aussaat aber nicht Ernte war.

Köln a. Rh. Paul Bourfeind

Die große Kluft. Roman. Von Erich Ebermayer. Berlin/Wien 1931, Paul Zsolnay. 279 S.

Unter den jetzt Dreißigjährigen ist Erich Ebermayer einer der Bekanntesten. Erzähler seiner Art, klug, gewandt und liebenswürdig in der Beobachtung, flott im Vortrag und immer zeitgemäß, machen rasch und sicher ihren Weg. „Die große Kluft" ist bereits sein achtes Buch, dem letzten, „Kampf um Odilienberg", nicht ganz ebenbürtig aber von dem gleichen kameradschaftlichen, nun schon überlegeneren Verständnis für die frischen blonden Jungen, aus deren Wandervogelschar er selbst hervorging. Nicht eigentlich Entwicklungs-, geschweige denn Leidenschaftsromane sind Ebermayers Sondergebiet, sondern Freundschaftsgeschichten. Auch diesmal wieder wird der Junge von einem Älteren, der noch knabenhafte Jüngling von einem melancholischen Herrn umworben, mit einem Liebesüberschwang erobert und bis an die Grenze der Hörigkeit gedrängt, dessen homoerotische Grundlage, nur zwischen den Zeilen spürbar, man als selbstverständlich unterstellen darf. Die beiden Antipoden, Studenten an einer Sommeruniversität, werden dort einander zum Schicksal, dem der dreißigjährige Tom erliegt, der achtzehnjährige Jürgen gerade noch knapp entrinnt. Tom, ein „Entkommener des Krieges", schwerer Psychopath und erträglich nur durch seine reingeistige, platonische Haltung, wird einmal als „der letzte dämonisch-romantische Mensch" eines überwundenen Zeitalters bezeichnet, als „ein sinnlicher Mensch mit dem Wahn der Askese. Sein Körper braucht Menschen, sein Geist haßt die Hingabe. Wenn er seiner Natur nachgeben würde, wäre alles einfacher. Aber dazu ist er zu anständig. Oder zu gehemmt, zu feige." Die große Kluft zwischen der Generation der unglückseligen Kriegsteilnehmer und der einer unbeschwerten, teilnahmlosen Nachkriegsjugend soll dargestellt werden an dem gewiß nicht alltäglichen Sonderfall der qualvollen Liebe des durch und durch morbiden Tom zu dem fröhlich naiven Jürgen. Man folgt dem Verfasser gefesselt und überzeugt unter dem Vorbehalt, daß sich die Tragödie in engstem bürgerlichen Bezirk abspielt, während die erdrückende Masse einer ganz anders gearteten Jugend zur Rechten und zur Linken solch abseitige Gegensätze mit politischer Leidenschaft überschattet. Ebermayers „Große Kluft" ist reich an zarten Stimmungen und psychologischen Feinheiten, ein Buch von weitem Blick, voll mitfühlender Güte und Allmenschlichkeit. Die Neigung zur Sentimentalität und burschikosen Ausdrucksweise, blondesten Ursprungs, kommt mehr auf Rechnung des jungen Jürgen als seines Dichters, der vielleicht gerade damit dem Werk auch breitere Leserschichten gewinnen wird.

Dresden Kurt Martens

Kaufmannskinder. Roman aus der Wende berliner Bürgertums 1895—1925. Von Friedrich Fretsa. Berlin, Sieben-Stäbe-Verlag. 547 S.

Von diesem Wälzer, den man mit einigem Grauen aufschlägt, wird man nicht enttäuscht. Es ist tatsächlich ein guter Roman, reich an Personen, Schicksalen, geschickt verwobener Zeitgeschichte. Wohl kein Zufall, daß Fretsa, geborener Berliner, Süddeutscher aus Wahl, nach so viel erzählerisch-dramatischem Umherwandern in heterogensten Stoffgebieten (unter anderem schrieb er auch ein Drama „Summurun") nach Berlin, der Heimat seines Wachstums, zurückgekehrt und dieser Stadt nun sein wohl bestes, reifstes, episch ruhigstes und konzentriertestes, geistig freistes Romanwerk zu danken hat. Den alten berliner Kaufmannsfamilien Ditfurth und Beausobre entstammt die Mädchen- und Frauengestalt, die wir mit wachsendem Vergnügen durch dreißig Jahre ihres Lebensaufstiegs begleiten, Marlene Ditfurth. Das sind zugleich dreißig Jahre Berlin, Preußen, Reich, unaufdringlich ist immer wieder ein Ereignis, eine Figur der Lokal-, Welt-, Kunst-, Theater-, Literaturgeschichte jener deutschen Jahre ins Licht gehoben, woran, wer es wünscht, das jeweilige Jahr im Gang der Dinge feststellen kann. Vom freien Kaufmannstum, gestützt auf Namen, Kredit, Tüchtigkeit des eigenen Hauses, geht der Weg über die Gründung der Handelskammer zum G. m. b. H.-System und der steigenden Vertrustungstendenz, die als Ende dieses freien, wertetauschenden Kaufmannstums und Beginn eines sinnlos-sinnwidrig geldhäufenden Unternehmertums gezeigt werden. Und soziale Forderungen ziehen dem Individualismus „alter Schule" mehr und mehr seine Grenzen. Marlene, die Tochter aus der Grunewaldvilla und aus reichem, altem Haus, wird zu einer familienpolitischen Ehe mit ihrem Vetter gezwungen, erst im Weltkrieg, in dem er dann fällt, lernt sie ihn lieben, um dann doch nach einigen Liebeserfahrungen (zuletzt wird sie beinah die Frau — Rathenaus, der anderen Namen trägt, doch er ist's) den Jugendfreund, Karl Mellenthin, Sohn der ehemaligen Konservenhändlerin aus der Köpenicker Straße, zu heiraten. Zwei kluge, mit der Zeit gegangene Menschen vereinigen sich so im Sinne der Zukunft und in dem ihrer Jugend. Unsere Jugend ist unser Leben, sagt Fretsa, und er sagt eine tiefe, heilige Wahrheit. Neben der jungen, klugen Chefin der alten Firma und dem jungen „Unternehmer" im Sinne Amerikas steht vor allem die Gestalt des „königlichen Kaufmanns", August Ditfurth, Marlenes Großonkel, dessen kunsterfülltes Heim in der Königgrätzer Straße echte Patrizierwürde ausstrahlt und der einst sogar den Adel ausschlug. Er bleibt den beiden noch nach seinem Tod das Vorbild vornehm-sauberen, überlegen-weitblickenden Kaufmannstums. Auch ein Opfer der „Nora"-Zeit ist da, Marlenes Mutter, die sich als „unverstandene Frau" ihres vielbeschäftigten Gatten fühlt und durch Selbstmord endet, eine Tatsache, die Marlene erst am Ende erfährt, Karl hat sie ihr liebend verschwiegen. Wir erleben viele Schicksale, nicht zuletzt aber das Schicksal Berlins, von den Tagen des „jungen Kaisers" über Krieg, Revolution, Inflation bis zur Stabilisierung. Als eine junge, immer wieder neu werdende preist Fretsa diese Stadt. Und schafft ein erzählerisches Werk voll Kraft und Tiefe und Reife, reich an guten Worten, bemerkenswerten Taten, lebensechten Menschen und Schicksalen. Ein schöner Wurf.

Berlin-Steglitz Werner Schickert

Fieber der Zeit. Roman einer Jugend nach dem Krieg. Von Martin Raschke. Dresden, Wolfgang Jeß. 298 S.

Wie geht es zu, daß der sympathische und sicher talentierte Martin Raschke ein derartig schlecht zu lesendes, derartig künstlich wirkendes, vor allem: ein derart unanschauliches Buch hat schreiben können? Ich habe mich lang darüber besonnen und bin zu dem Glauben gekommen, daß Raschke noch

Digitized by Google

ganz in künstlerischen Nöten, nämlich im Stilproblem verfangen ist, wie eine Spinne, die — es sollte nicht vorkommen — sich in ihrem Netz verwickelt hat. Ich erkläre mich außerstande, die Figuren des Buchs physisch und, was wichtiger ist, geistig auseinanderzuhalten. Weniger schlimm ist es, daß man die Handlung des Romans nicht erzählen kann; aber man hat, und das ist schlimm, auch keinerlei Eindruck von der Geistigkeit des Autors, von dem, was man zum Unterschied die Aktion oder das Regiment (Raschkes Regiment!) nennen könnte. Das Buch krankt an einem Übermaß von Lyrismus, der durch eine Art robusten Auftretens episch vorwärtstreiben möchte, in Wirklichkeit aber dem Rad der Erzählung wie ein Sperrholz zwischen die Speichen gerät. Ich vermisse in diesem Zeitroman Dinge, Bemerkungen, Stimmungen, die mich zum Nachdenken veranlassen würden, ich vermisse einen Gehalt von Bildung, ich vermisse, was nämlich dasselbe ist, das Einfache inmitten all der hypertrophierten Metaphern und Rhythmenabläufe. Dabei bin ich entschlossen, an Raschke zu glauben, und ein paar landschaftliche Farbtupfer, ein paar frierende Straßenblicke, dann und wann eine überzeugende Stimmung von gereizter Halbwüchsigen-Nervosität, von hybrider Infantilität, wie sie uns in jenen Jahren wohl eigentümlich war, bestärkt mich darin, daß ich nicht mit Unrecht glaube.

München W. E. Süskind

Drei neue Bände der Sammlung „Junge Deutsche" veröffentlicht der Verlag Phil. Reclam jun. in Leipzig. Die Bücherreihe ist von Anfang an durchaus auf Vielfalt angelegt worden und auch die vorliegenden Bände sind von einer Verschiedenheit des Wesens, die lehrreich und erfreulich sein könnte. Für meinen Geschmack ist sie das erste kaum, das zweite sehr wenig.

Jugend bekennt: So sind wir! Von Frank Matzke.

Unter diesem Titel birgt sich denn also, wie man errät, ein grundsätzliches Buch über das Wesen der modernen Jugend. Es ist, um es gleich deutlich zu sagen, eins der unangenehmsten Bücher, die mir letzthin untergekommen sind. Mit „Bekenntnis" hat es nicht das Entfernteste zu tun; es ist das grade Gegenteil: eine ausgedehnte Dissertation, von einer Unanschaulichkeit, einer Beispielsarmut, einer Ungeselligkeit des Ausdrucks, die allein schon das Wort Bekenntnis Lügen straft, und daneben so unpräzis und begrifflich verwaschen, daß es auch als Untersuchung nichts taugt. Die Kritik am letzten Jahrhundert, am Gestrigen bedient sich beständig des entwertenden, karikierenden Worts (traulich, Blümchen, Dämmerung) und büßt dadurch jede Schärfe nicht nur, sondern jeden Ernst ein; auf der andern Seite wird jeder solidere Ausfall durch ein fortgesetztes „nicht als ob", „freilich" und „zwar" zurückgenommen, so daß man nicht weiß, was Matzke eigentlich will, glaubt, tadelt oder fordert, und nur ein kalt rollendes Murmeln, ein Marmeln möchte man's nennen, vernimmt. Allenfalls enthüllt sich ein gewisser Stolz, keine Weltanschauung zu haben, und richtige Bemerkungen, wie die, daß „wir" eine wertfreie Moral und ein ruhiges Temperament haben, bläst Matzke so wilhelmisch auf, daß man sich schämen möchte. Ich Rezensent bin leider philosophisch denkbar halbgebildet; ich glaube aber sagen zu müssen, daß Matzke mit Begriffen wie „Wirklichkeit", „Leben", „der ganze Mensch" und dgl. einen auch für naive Augen ungehörigen Gebrauch macht und Unfug mixt. Unfug oder Selbstverständlichkeiten. Man soll sich nicht erregen, aber wenn Matzke sagt: „Kultur ist Geformtheit des seelischen Daseins. Was hat das mit Bildermalen oder mit Wissenschaft zu tun?", so ist es eigentlich zu höflich, nur zu antworten: „Einiges!" Und seine Verkündigungen über das Wesen des Romans auf Seite 243 sind, mit Verlaub, einfach nicht richtig. — So leid es mir tut: ein unangenehmes Buch. —

Fisch e im Fjord. Von A. Artur Kuhnert.

Das ist eine Geschichte unter Fischern und Bauern, in einem unwirklichen, mythisch getönten Norden — Norwegen oder Island — spielend, von einem Fischer Einar, einer Bauerntochter Alfdis und einem Knecht Odd. Es ist, daneben, ein Versuch: den Stoff zu erhöhen und zu adeln, so daß, wie bei einem mittelalterlichen Heldenlied, die zunächst schlichte Fabel exemplarische dichterische Bedeutung annimmt. Das versucht Kuhnert, wie es im mittelalterlichen Heldenlied geschieht, durch Stilisierung: durch eine drängende, mehr vom Rhythmus als von der Idee bestimmte Sprache — durch Tönen, welches, wie er wohl glaubt, dem Dichterischen näher ist als Komponieren. Hier irrt Kuhnert wohl. Natur, Landschaft ist immer nur deskriptiv wirksam, und Hamsun, auf den er sich praktisch ganz deutlich beruft, ist in Wahrheit auch kein Töner, sondern ein sehr verschmitzter Komponist, wenn er auch in der Weise komponiert, die in der Architektur die zyklopische heißt. Kuhnerts Buch ist schön, aber es ist sozusagen überfüttert mit Schönheit, und auch wenn man es bedeutend und einfach nennt, muß man diese Wörter redlicherweise in Gänsefüßchen setzen. Offengesagt: man kann das Buch nicht lesen. Das einzelne Wort, das Bild ist oft überzeugend, ja machtvoll, und als Freund des Lyrischen würde man es notieren. Aber das Schöne, das Karge, das „Bedeutende" (schon wieder Gänsefüßchen)! zur Methode gemacht, das gibt einen Eindruck, der nicht reich ist, sondern fett. Die Menschen tauschen Reden von obskurer Feierlichkeit und es kommt leicht dahin, daß Kuhnerts Prosa wirkt wie ihre eigene Parodie. Ohne jede Gehässigkeit gesagt: wer die schönen ersten zwei Seiten und die sehr schönen letzten drei Seiten liest, der hat mehr von dem Buch, als wer das Ganze genießt. — Ein künstliches Buch. —

Fertig mit Berlin? Von Peter Mendelssohn.

So kommt es, daß mir dieses Buch, das weitaus leichtwertigste und leichtfertigste von den dreien, eigentlich am besten gefällt. Es ist ziemlich leichte Ware, aber es hat den Vorzug, so — leicht und nicht anders — geplant zu sein. Die tausendmal geschriebene Boheme-Geschichte, vornehmlich im tausendmal beschriebenen und immer wieder lohnenden Zeitungsmilieu spielend, flott und ordentlich gemacht, in der ersten Hälfte sogar mit einem mehr als flotten, einem lyrischen und rührenden Schwung „aus der Jugendzeit", gelegentlich freilich wacker kitschig. Ich notiere: Mendelssohn hat Humor und er hat, als Wertvollstes, eine Gabe, gelegentlich in ganz kurzen Zwischensätzen viel Stimmung einzufangen, in einer Weise, die ins ernsthaft Literarische gehört. Es wird bestimmt ein sehr ansehnlicher Gebrauchsschriftsteller aus ihm werden; vielleicht aber auch einmal mehr — und sein Dialog könnte ihm für die Bühne zustatten kommen. Das Fortspinnen der Fabel ist seine Stärke, das Erfinden und gar das Kommentieren viel weniger. Im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit muß man ihm vorhalten: er hat ziemlich viel von demselben Flachsländer gelernt, der in seinem Roman recht lustig vorkommt. — Kein wichtiges, aber ein nettes Buch. —

München W. E. Süskind

Digitized by Google

Auf dem Weg zur amerikanischen Botschaft. Von Anna Seghers. Berlin 1930, Gustav Kiepenheuer. 285 S.

Von ihren auf Sachlichkeit gerichteten Zeitgenossen bewundert, hat Anna Seghers bekanntlich für ihr Buch „Aufstand der Fischer von St. Barbara" den Kleistpreis erhalten.

Im vorliegenden Band bietet sie vier kürzere Erzählungen. In der ersten „Die Ziegler" erfahren wir u. a.: ein kränkliches halbwüchsiges Mädchen bringt den erwachsenen Bruder zur Bahn, bettelt stumm um ein gutes Wort. Der Bruder sagt ihr: „Du wirst ja bald krepiert sein." Marie sagte leise: „ja". Die zweite Geschichte schildert in einem blendenden Gefühl für Wirklichkeit einen Demonstrationszug zur amerikanischen Botschaft wegen Sacco und Vanzetti. Zu dem Schrei „j'accuse" kommt es nicht. Einen Aktschluß hat der Weg nicht.

In der dritten Erzählung „Grubetsch" flammt das Triebleben höher, ist auch eine Note des Mitleids. Grubetsch, die Wunschgestalt für die vielen Männer und Frauen einer Proletarierhofwohnung, Flößer mit rätselhafter Anziehung für seine Umwelt, nimmt erst die Schwester, dann die Frau eines Kameraden (falls dies Wort für die Art der Beziehung angewandt werden kann). Grubetsch stirbt von der Hand eines Eifersüchtigen. Er „zog das Messer heraus und setzte es unter Grubetschs Schulterblatt an und drehte es doppelt um sich selbst. Die andern bückten sich über den Tisch, schleiften Grubetsch darüber und stopften ihn schnell weg, irgendwohin." Nach diesen Erzählungen wirken „Die Bauern von Hruschowo" wie ein kleiner Gruß aus dem großen Reich von Reymonts „Polnischen Bauern". Uralte Tragik lebt hier auf. Das Rechtsgefühl der Landbewohner sagt: der Wald gehört uns. Die Behörde kommt mit Streifen, Gewalt, zuletzt mit Verträgen, die angenommen werden.

Auch in den ersten drei Erzählungen läßt sich eine Tragik finden, nämlich die verzweifelte: alles könnte auch anders sein. Eine gewisse Monotonie von zagem Hoffen und greller Niedertracht wickelt sich nicht nach Gesetzen, sondern nach Willkür ab. Oder sollte es die Tragik dieser Zeit sein, daß sie in der Darstellung der Ohnmacht, Vergeblichkeit und Sinnlosigkeit alles Tuns der hier mit unübertreffbarer Sachlichkeit geschilderten Proletarier eine Erquickung findet oder eine Erwartung?

Dornburg a. S. Carola von Crailsheim

Karriere. Von Robert Neumann. Stuttgart 1931, J. Engelhorns Nf. 189 S.

Zum erstenmal ist man von einem Werk Robert Neumanns etwas enttäuscht. Nicht als ob sein zweites Buch der Reihe „Blinde Passagiere" weniger amüsant wäre als das erste, die „Hochstaplernovelle", nicht als ob es an novellistischem Schmiß seinen Vorgänger nicht erreichte, aber — Neumanns Artistik und Neumanns Milieukenntnis kommen diesmal nicht recht zusammen. Beides ist da, aber beides läuft unverbunden nebeneinander her. Die freche Tingeltangelnutte, die als Komplizin eines zweifelhaften Barons und als Adoptivtochter eines über jeden Zweifel erhabenen Lords ihren Weg in die Gesellschaft findet, ist die Erzählerin ihrer Karriere. Und Robert Neumann findet natürlich leicht den Ton dieser Außenseiterin, wozu hätte er sein parodistisches Talent? Aber statt Mutterwitzes und Gelehrigkeit eines dumpf-triebhaften Lebewesens blinzelt uns die intellektuelle Gescheitheit Robert Neumanns an. So kommt es, daß diese „Karriere" weder im soziologischen Sinne gleichnishaft ist noch im literarischen Sinne Form hat — trotz blendender figuraler Geschlossenheit.

Berlin Lutz Weltmann

Der Lehrer von Doberau. Eine bescheidene Geschichte aus einem stillen Tal. Von Wolfgang Burghauser. Salzburg 1930, R. Kiesel. 335 S. Geb. M. 2,85.

In grüner Wildnis, unter Wipfeln, die tief herniederschatten und deren Blattwerk Vogelschwingen streifen, blüht dies Buch.

Alles gleißt, glänzt, schimmert in Millionen aufzuckender Sonnenfunken, die Luft kocht leise, als spräche sie wirr mit sich selber, jenes Schweigen und Glühen, in dem der Pan der Alten einem lebendig wird, wohl auch zuzeiten der wunderlich beklemmende Naturschreck, jener panische Schreck, daß man sich plötzlich heimlich umsieht, als belausche uns jemand oder als käme in unsichtbarem Anmarsch etwas Unnennbares auf uns zu ...

„Der Lehrer von Doberau" hat schwache Seiten, aber eine glänzende Erzählerbegabung offenbart sich trotz alledem darin; die starke Hand, die uns einfach hinten am Kragen packt: Los! Es ist Tempo in diesem stillen Buch. Und doch möchte man all diese Worte wieder zurücknehmen, wenn man nachsinnend sich den Stoff vergegenwärtigt. In wenigen Zeilen kann man ihn erzählen! Da ist ein junger Hilfslehrer, der durch die Großstadt wie ein Gefangener schleicht, keine menschlichen Beziehungen zu Volk und Kindern hat und das harte Brot eines ungern ausgeübten Berufes ißt.

Da reißt ihn das Leben hinaus aufs flache Land, tief hinein in Bergeinsamkeit; dort findet der Mann die Liebe zu seinem Beruf und ein junges, schönes, heißgeliebtes Weib, ein seliges Jahr der Ehe folgt ... Da reißt der Tod die Gefährtin von seiner Seite. Langsam nur findet der Vereinsamte ins Leben zurück, aber der Tag fordert sein Recht, die Zeit geht weiter, und allmählich gewinnt der Müde einen ruhigen, stillen Abendfrieden.

Man glaubt die Handlung auch dort in rascher Fortbewegung begriffen, wo sie eigentlich stillesteht. Vieles ist so lauter und klar, so innig und ganz deutsch, wie etwas Schönes von Hans Thoma.

St. Andrä-Wördern Albert Leitich

Der Pfarrer von Dornloh. Roman. Von Hans Watzlik. Leipzig 1930, L. Staackmann. 335 S.

Der Pfarrer von Dornloh ist einer jener namenlosen Helden, die in ihrem schlichten Kreis mit stiller Kraft ein niedergetretenes, ohnmächtig lechzendes Volk immer wieder aufrichten.

In der Entlegenheit des Böhmerwaldes, wo ein urzeithaftes Volk sich mit der wuchernden Wildnis, den reißenden Tieren und den eigenen dumpfen Trieben mächtig auseinandersetzen muß, reift der gute Pfarrer Ibenbaum zu letzter Weisheit und weltversöhnender Güte empor. Die Schatten des Dreißigjährigen Krieges umdüstern sein Leben, Waldschlacht und Verheerung, Wirrnisse des Herzens, das blutige Geschehen der abertausend Gemetzel, verirrtes, wegungewisses Leben: dies alles baut an ihm.

Aus alten Hufeisen, sagt man, macht man die besten Toledoklingen. Aus alten Volkserzählungen und Chroniken hat Watzlik dieses Werk geschaffen.

Dieser Pfarrer von Dornloh ist eine Prachtgestalt. Er wächst wie das Volk unter unerträglichem Druck: er wird nicht klüger, nicht tiefer, er kann nur entfalten, was er schon besitzt, aber er faßt alle natürlichen Kräfte, die sich sonst im Alltag um kleine Ziele bemüht und verzettelt haben, plötzlich stark zusammen und stellt sie in den Dienst einer großen Idee. Und nur mit dem armen geknechteten Volk, das unter Qual

Digitized by Google

und Not sich aufbäumt, kann sich auch der Pfarrer Ibenbaum erheben.
Daß Watzlik dies gefühlt und die Figur bei aller Erhöhung innerhalb ihrer natürlichen Anlagen gehalten hat, ist bewundernswert.

St. André-Wördern — Albert Leitich

Löffler. Roman eines Mannes. Von Robert Walter. Leipzig 1930, Philipp Reclam jun. 194 S. Geb. M. 4,50.
Robert Walters großes Talent ist ins Strömen geraten, in jenen naturhaften Zustand, wo die Werke sich ablösen wie reife Äpfel aus einem Baum. Das Intellektuelle, das einmal nahe daran war, in seinen Werken ein Privatleben zu führen, ist ins Geistige aufgegangen, ein widerhaariger, oft bewußt kantiger Stil findet mehr und mehr zur Sprache. Eine Entwicklung — wie mir scheint — von der Literatur zur Dichtung.
Dieser Prachtkerl Löffler ist ein „Soldat des Lebens", einer der herunterlebt, was ihm entgegenkommt, Augen geradeaus und noch den bösesten Zufall in seinem Herzen zu Schicksal verwandelnd. Löffler macht durch, was ein Mann nur durchmachen kann: Krieg und wieder Krieg, gegen die Türken, gegen die französische Revolutionsarmee, Wunden und Krankheit, Gefängnis und Gassenlaufen, Liebe und Alleinsein, er durchquert Meere und Länder, hilft Nelson bei Abukir siegen und setzt Napoleon, den Kerl, der „das Chaos im Kopf und die Unterwelt im Herzen hatte", in St. Helena ab. Er lernt die Menschen und Dinge von Anfang an und bis in den Grund. „Ich bin kein Held gewesen, habe nur die Pflicht gegen mich selbst in Lust und Schrecken getan, mit Willen das Ertragen maßloser Leiden geübt — ein Mensch des Schicksals, des unerschrockenen Herzens und ungebrochenen Daseins! Und wenn ihr aus meiner Geschichte nicht ein wenig Mut der Kreatur schöpfen könnt, so vergeßt den schon im Leib verwitterten Löffler. Er will es nicht anders verdient haben." Das sind die Schlußworte, in denen das Grundthema in letzter Verkürzung noch einmal aufklingt.
Ein freies, klares Buch, der Roman eines Mannes in doppelter Beziehung. Der deutsche Michel — ist er in den Festspielen hängengeblieben, die wir uns 1913 zur gegenseitigen Erbauung vorspielten? Wollen wir nicht von dem Burschen mit der Zipfelmütze, der schläft und schließlich mit der Mistgabel um sich haut, nur um wieder Ruhe zum Schlafen zu haben — wollen wir nicht zu einem anderen Symbol übergehen? Seht diesen Löffler!

Frankfurt a. M. — Herbert Scheffler

Panropa. Roman. Von Georg Güntsche. Köln 1930, Gilde-Verlag. 267 S. M. 3,90, Lw. 5,50.
Als Fortsetzung des 1928 zuerst in der „Münchener Illustrierten" erschienenen Romans „Omu-Ssai. Die Königin von Afrika" schrieb Georg Güntsche das neue Buch „Panropa". Über jegliche Einzelmängel stilistischer, motivischer, kompositorischer Art hinweg — und eine spitze Feder würde ihrer nicht wenige aufspießen können! — muß von vornherein die Anerkennung geäußert werden, daß als Ganzes hier ein literarisches Zeitdokument vorliegt, dessen Gehalt von ebenso eindringlicher Aktualität wie ideeller Schönheit ist.
Daß innerhalb 27 Jahre durch künstliche Senkung des mittelmeerischen Wasserspiegels rund 170 Millionen Pferdekräfte und ein littorales Besiedlungs-Neuland von der zweiundeinhalbfachen Größe Italiens, zugleich durch Kanalbewässerung der Sahara 6 Millionen Quadratkilometer Kulturfläche gewonnen werden könnten: dieser Vorwurf bildet das technisch uns durchaus nicht mehr überraschende Thema des Romans. Umlagert wird dieser imposante Geschichtskern von dem ebenso großartigen Gestalten: „Paneuropa" und „Afrika-Union". Beide (S. 124) „wollen das gleiche: eine friedliche Entwicklung, eine schöne Zukunft für Europa und Afrika". Indem dann durch Hereinbeziehung der amerikanischen und der asiatischen Wirtschafts-Rivalität die weite Perspektive ins globale Geschehen aufgerissen wird, gewinnt der Roman noch an Schwung. Leider aber wird durch psychologisch mangelhafte Unterbauung der Yankee- und Mongolentaten, sowie durch den — wirklich unvermeidbaren? — Überguß von amourösen Beziehungen das Niveau des Ganzen wieder beträchtlich gesenkt. Ohne Zweifel sind Jules Verne an Phantasie der Technik, Bernhard Kellermann an Weite der Probleme, Edgar Wallace an Kenntnis der Kriminalistik, Pierre Loti an Zauber der Exotik, Thomas Mann an Reichtum der Charakternuancierung dem Verfasser von „Panropa" glatt überlegen. Erwähnt werden diese Geister gerade deshalb, weil eine Geschichte wie die des Panropa-Unternehmens hochgespannte Erwartungen des zeitkundigen Lesers voraussetzen mußte.
Wenn es das Vorrecht begnadeter Dichter ist, in prophetischen Visionen die blickverwirrende Tagesfülle der Gegenwart zu überkuppeln mit idealen Zukunftsgebilden, so gehört Güntsches „Panropa" sichtlich zu den Werken, die in diesem Sinne größten ideellen Wert für uns haben. Zeitgenössische Tendenzen, die noch mangelhaft, ungestalt, gärend unsere zerrissene Wirklichkeit durchziehen, erscheinen hier ins klare Licht reiner Schau erhoben. Die übernationale Werk-Vereinigung der europäischen Staaten; die von weißer Kolonialherrschaft emanzipierte und reiche schwarze Rasse; die planetarische, auf Gedeih und Verderb eingegangene Verflechtung gesamtmenschlicher Interessen: das sind die Fundamente einer Humanität, die in uns bereits, durch uns hindurch, über uns hinaus aufreift zu Schöpfungen der Intelligenz und Güte, wie sie (S. 145—155) in bewunderungswürdiger Plastik heute vorausgeahnt wurden.

Braunschweig — Erich Sander

Einer von Vielen. Romanreportage. Von Walther Victor. Berlin 1930, J. H. W. Dietz Nf. G.m.b.H. 85 S.
Das Soziale ist bei Victor weder zeitgemäßes Mitreden, noch aufrichtiges aber unverbindliches Mitgefühl, wie es der Naturalismus vielfach propagierte. Es ist, wie sich aus Victors früheren Veröffentlichungen „Abseits vom Tempo" und „Atemzüge der Besinnung" ergibt, ein immer mehr, immer deutlicher ins Praktische, Tätige vorstoßendes Mitmenschentum. Was in einer vor fünf Jahren gedruckten Skizze „Buße aus lichtem Tag" noch eine Art bewölkten Selbstgefühls war, wird jetzt kämpferisch, klares Auseinandersetzen von Frage und Antwort mit Richtung auf das soziale Ziel.
„Diese Blätter enthalten den Bericht eines Proletarierlebens, wie einer, der nicht mehr ist, ihn mir gab. Die Form vermochte ich zu bestimmen. Den Inhalt nicht. Ihn schuf, ihn schafft noch alle Tage das Leben selbst. Und Albert Kump ist nur Einer von Vielen." Das Leben dieses Bergarbeiters Albert Kump, nein: sein Dasein unter dem Leben ist grauenhaft, eine ungeheure Mahnung an alle, die nicht sehen oder sehen wollen, wie sich ein Fall Neurode von irgendeinem Eisenbahnunglück unterscheidet. Die Form allerdings, die Victor diesem Inhalt gibt, scheint mir noch

Digitized by Google

nicht adäquat. Das Leben Albert Kumps durfte bis in die feinsten Äste dargestellt werden, aber die Psychologie als Zutat des Schreibenden mußte noch rigoroser verbannt werden, und sei es auch mit dem Erfolg der Unfarbigkeit. Gerade gegen Schluß gewinnt der Roman über den Bericht ein störendes Übergewicht, der Inhalt scheint mir von der gutgemeinten Wiedergabe eher verdeckt als herausgestellt. Es gibt eben keine Romanreportage; es gibt nur einen Roman oder eine Reportage.

Wichtig, man kann schon sagen, traurig wichtig ist das verarbeitete Material. Was Victor über die Löhne, die Betriebskrankenkassen, die Sicherheitsmaßnahmen in den Bergwerken aussagt, ist nicht nur für das wirtschaftliche Herunterkommen eines ganzen Landes, sondern mehr noch für das moralische Herunterkommen der maßgeblichen Stellen eine schlimme Kennzeichnung.

Frankfurt a. M. Herbert Scheffler

Tristan und Isolde. Roman von heute. Von Friedrich Schreyvogl. Leipzig 1930, L. Staackmann. 235 S.

Zweifellos: Dieser junge österreichische Autor weiß vieles und kann mancherlei. Aber alles zusammen reicht noch nicht aus, ihm das Prädikat eines Dichters zu verleihen. Weniger, daß er das urewige Liebesschicksal aus der Weltweite der Sage in die technisierte Begrenztheit unserer Zivilisation hinabzerrt, Marke und Isolde zu einem Automobilfabrikantenpaar, Tristan zum Weltsportmeister und Melot zum Betriebsarzt macht (das allein wäre nur der verzeihliche Zweifel an der Eigenkraft des Mythos!), sondern daß er über das Thema „Mensch und Maschine" immer wieder philosophiert, ohne es auch nur entfernt zu gestalten, ist der Mangel, der hier entscheidend ist. Er philosophiert um eine Lösung herum, während Dichtung von ihrem Wesen her immer in irgendeiner Form Lösung ist. Aber diese Lösung selbst zu fühlen und andere fühlen zu lassen, ist eben das schöpferische Geheimnis des Künstlers!

Koblenz Alexander Baldus

Bei dieser Gelegenheit. Von Alfred Polgar. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 356 S. M. 5,— (8,—).

„Bei dieser Gelegenheit" sei wieder einmal ausgesprochen, daß dieser Mann der sonst so keß sich gebärdenden „kleinen Form" einer unserer leisesten und dabei lautersten Prosadichter ist. Auf dem Einband seines neuen Buchs präsentiert sich eine Lupe — und mag dieses Symbol für Polgars Art gesucht sein, so ist es doch auch (und darauf kommt es an) sehr gefunden. Er ist einer, der am Ufer des Lebens steht. Mit einer Verletzlichkeit, die er hinter Ironie verbirgt; mit einer Ironie, die gelöst ist zu Heiterkeit; mit einer Heiterkeit, in deren Lächeln die Trauer mitschwingt. Er steht am Ufer — vielleicht sieht er gar nicht den Strom. Aber was dieser Strom an den Sand spült, nimmt er unter die Lupe — und der ihm zusieht, erfährt verwundert und ein wenig verwirrt, wie da Glimmer zu Gold wird, Kleines groß, Gewichtloses gewichtig.

Wien Robert Neumann

M. d. R., Mitglied des Reichstags. Roman Von Hans Hell. Wien, Paul Zsolnay. 296 S.

Dieses Buch, berichtend, wie Herr Otto Klapper, Ladenbesitzer in Berlin, Mitglied des Reichstags wird, dieses Buch ist gut — es ist nur nicht sehr gut. Seine Ironie gegen Parlamentarismus und Kleinbürgertum ist treffend — sie trifft nur nicht ins Herz. Ich möchte sagen: Sternheim, verdünnt mit H_2O. Und das ist bedauerlich: denn in dem Buch steckt Begabung. Zu schreiben aber bleibt noch immer die Geschichte, wie ein Herr Otto Klapper, Ladenbesitzer in Berlin, Mitglied des Reichstags wird.

Wien Robert Neumann

Achtung: Das neue Jahrtausend. Roman. Von Herbert Brandt. Berlin-Leipzig 1930, Horen-Verlag. 286 S.

Schon wieder einer der vielen Nachkriegsromane, die den eigentlichen Kriegsroman literaturnotwendig abgelöst haben. Das bedauernswerte Opfer berichtet zerquält, erbittert, verzweifelt von seiner Not und Nutzlosigkeit während der Inflation, kommt aber dabei immer wieder auf seine grauenvollen Fronterinnerungen zurück. 1919 wird der Heimkehrer noch als Soldat gegen die berliner Spartakisten verwandt, von diesen gefangen, angespien und gemartert. Dann versucht er sich als Straßenfeger, Landarbeiter, Zuhälter und Chauffeur, stets mit dem gleichen Mißerfolg. Schließlich bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich gemeinsam mit einem kriegsblinden Freunde im lübecker Hafen zu ertränken. — Abgesehen von zwei zartempfundenen Liebesepisoden — mit einer Kuhmagd und einer jungen Dame des berliner Westens — ragt der Roman kaum über seinesgleichen hinaus. Eine mörderische Autofahrt, die vier Personen den Kopf kostet, bleibt als temperamentvolle Schilderung haften. Der Rest ist die entbehrliche Selbstschau eines schriftstellerisch begabten Durchschnittsmenschen, die den marktschreierischen Titel keineswegs rechtfertigt.

Dresden Kurt Martens

Das Buch vom lieben Augustin. Von Werner Riemerschmid. Wien, F. G. Speidelsche Vgbh. 265 S.

Der Dramaturg des wiener Rundfunks, Werner Riemerschmid, hat der ewigen Symbolgestalt des Dudelsackpfeifers Augustin ein Denkmal gesetzt. Durch die 260 Seiten des Buches tollt er singend und bersteht Pest, Türkennot, Weltkrieg, Hunger und Zusammenbruch, und ist unsterblich wie das österreichische System der Hofräte, die sich in der Schreiberzunft auf Staatskosten aushalten lassen.

Jede Zeile atmet wiener Luft und ist Geist jenes Österreichers, der von klein auf gewohnt ist, bei jeder geringen Lebenswidrigkeit eine Behörde anzurufen, denn durch alle diese Behörden wird ihm die Hoffnung verbürgt, daß auch er dereinst oder sein Sohn irgendeine Abart von Hofrat wird, womit für sein Gefühl doch erst das wahre Dasein, das mit Pensionsberechtigung, beginnt.

Alles schon damals so und noch heute so trotz Krieg, Verarmung und Bettelei. Tief sitzt das System und spottet aller äußeren Kuren, es wird durch Namensänderung nicht abgeschafft, es bleibt wie es war: das ewig satte Land des Lächelns der Operettenpäpste, in dessen Massengrab man wie einen Haufen Unrat das tote Wunderherz Mozarts geworfen hat.

St. Andrä-Wördern Albert Leitich

Feuer im Osten. Roman. Von Gustav Renker. Leipzig 1930, L. Staackmann. 317 S. M. 4,50 (6,50).

Der Verfasser verbindet den Abenteuerroman (Reise in die Gebirge der Mongolei) mit der Zukunftsphantasie eines kommenden Imperiums der Gelben, das sich auf eine technische Erfindung stützt. Das ist eine Romangattung, in der wir Deutschen noch nicht allzuviele Lorbeeren geerntet

Digitized by Google

haben, und diese Erzählung wird daran nichts ändern. Es macht nicht den Eindruck, als ob dem Verfasser die abenteuerlichen oder phantastischen Erfindungen mühelos zuströmten; die Handlung bewegt sich etwas mühselig vorwärts, ehe sie einigermaßen in Fluß kommt, und die sentimentale Liebesepisode ist vom Übel. Im übrigen will der Verfasser nicht bloß unterhalten, er will auch zur Zeitkritik beitragen und ein wenig helfen, Europens Völkern ihre heiligsten Güter zu wahren — man darf ihm zugestehen, daß dabei zwar kein Roman von besonderen Gnaden, aber immerhin ein lesbares Buch zustande gekommen ist.

Berlin — Albert Ludwig

Acht Tage Skandal. Roman. Von Ole Stefani. München 1931, Knorr & Hirth. 194 S. M. 3,50 (4,50).

Ein guter, lebhaft entwickelter Kriminalroman. Die alte Sache: ein Mordfall, den nachher die Vergangenheit mehrerer Menschen erklärt, frisch auf neu gebügelt. Ort: ein Golfklub bei Kopenhagen. Man nimmt natürlich an: Ole Stefani, schon aus den Müller-Kriminalromanen bekannt, ist Schreibgenosse Elvestads, Skandinavier irgendwelcher Art. Seine genaue Kenntnis Kopenhagens würde das neben der (im Ironischen vor allem) tatsächlich „nordisch" wirkenden Diktion erklären. Nun erklärt der Verlag auf dem Waschzettel: Ole Stefani ist Hans Schweikart, der bekannte münchener Schauspieler. So wird aus der Sache ein „Fall" Stefani. Ließen Schweikart Ruhm und Auflagen Hellers und Elvestads nicht schlafen? Ließen ihm Collin und Asbjörn Krag keine Ruhe? Jedenfalls schreibt er ausgezeichnet, führt sogar einen neuartigen Kriminalkommissartyp von etwas dümmlicher Durchschnittsintelligenz ein.

Berlin — Werner Schickert

Der Toddergerch und andere Geschichten. Von Heinrich Zillich. Schäßburg, Verlag der Markusdruckerei. 224 S.

Es sind rechte Alltagsgeschichten. Sie aus dem Grau der Alltäglichkeit herauszugreifen und in künstlerisch abgerundete kleine Geschichten umzugestalten, dazu gehört ein liebevolles Auge für das Kleine, das dieser Darsteller unstreitig besitzt. Er verklärt die simplen Geschehnisse des Alltags, wie der Durchschnittsmensch sie ohne besondere Anteilnahme in den Rubriken der Tagesblätter oft und oft findet und erbringt damit einen Beweis dafür, daß er gelernt hat, in geringen und einfachen Begebenheiten den Zug des Lebens zu erkennen.

In diesen Erzählungen fehlt es an Kraft und Leidenschaft, aber man findet manche Schönheit. Die Zartheit wird jedoch niemals sentimental und schwächlich.

Was Zillich erzählt, ist längst vergangen, leuchtet aus der Kindheit herüber, ist lange vergessen und erledigt.

Etliche seiner Helden sind mehr oder minder gebrochene Naturen, die mit dem Leben nicht zurechtkommen, die im Alltag verkümmern oder einem verfehlten Dasein selbst ein Ende machen.

Es gibt jedoch keine Gefühlsergüsse und Sentimentalitäten. Nur ein paar Schlußakkorde, die lange nachzittern.

Alles in allem: es lebt in diesen Geschichten eine eigentümliche und kräftige Begabung, von der Besseres und Größeres zu hoffen ist.

St. Andrä-Wördern — Albert Leitich

Das Jahr der Heimat. Von Franz Lüdtke. Berlin, Heinrich Wilhelm Hendriock. 224 S.

Ein treu gemeinter, liebevoll durchgeführter Heimatsroman, in seiner vaterländischen Gesinnung, seinem ernsten Ethos und seiner wahr und warm berührenden christlichen Tendenz fraglos stärker als in seiner literarischen Qualität und Bedeutung. Womit keineswegs gesagt werden soll, daß der Roman nicht gut geschrieben und sorgfältig gefeilt, daß auch auf die Charaktere und die Naturschilderungen Eifer und Liebe verwandt sind. Ein Buch, das man der Jugend in die Hand geben sollte, die manches daraus lernen und viel davon haben wird.

Danzig — Artur Brausewetter

Herbstlese. Von Karl August Gerhardi. Glogau, Verlag Hellmann.

Fritz Müller (K. A. Gerhardi) hat für seine Freunde einen Sammelband „Herbstlese" herausgegeben.

Er hat die norddeutsche Schwere und Strenge, den ehrlichen, der Wirklichkeit folgenden Realismus, eine dunkle Melodie, die gleichsam zu schwer belastet ist, um hell und leicht zu werden.

All die persönlichen Verhältnisse, in die er sich gestellt sieht, Bitterkeiten, die ihm zuwuchsen, Not und Tod, die er schon mit jungen Augen um sich herum schaute, drängten ihn gewaltsam auf sich selbst zurück, gaben ihm die bestimmte Richtung, die sich poetisch ausspricht. Ein Schaffender, den Leben und Schicksal erst zum Dichter gemacht haben, der deshalb auch nicht, wie die geborenen Prinzen, sofort und mit müheloser Selbstverständlichkeit herrschte, sondern sich mühsam, in bewunderungswürdigem Streben emporarbeiten muß.

Form und Sprache sind ihm nicht natürliches Erbteil, sie gehorchen ihm nicht, sind manchmal starr und leblos; man fühlt ein Tasten und Ringen nach dem Ausdruck.

Doch wenn er sich hie und da auch im Wort vergreift: die menschliche Echtheit und Stärke der Empfindung bricht zuletzt immer siegreicher durch, läßt die leisen Flecken der künstlerischen Form vergessen; wenn er seinen Versen auch nicht volle dichterische Schönheit geben kann, er gibt ihnen so viel menschliche Worte mit, daß man sie gern willkommen heißt.

St. Andrä-Wördern — Albert Leitich

Orje Lehmann wird Detektiv! Ein heiterer Roman. Von Dolly Bruck. München, Verlag der Münchner Illustrierten, Knorr & Hirth, G. m. b. H. 142 S.

Dieser heitere Roman wird einmal — es steht ihm unsichtbar an der Stirn geschrieben — als Film auftauchen, und zwar wenn ihn die Hin- und Hersteller nicht auf den Kopf stellen, seine Ironien für bare Münze nehmend, als eine sprühende Detektiv-Film-Groteske. Denn dieser dreizehnjährige Friseurlehrling aus dem klaren und klassischen Geschlecht der berliner Schusterjungen übertrumpft mit Bravour die gesamte internationale Detektivprominenz und führt sie, während er mit der rechten Hand rasiert, mit der linken ad absurdum: „Es gibt nichts Harmloseres als einen waschechten Detektiv." Harry Piel imponiert nicht mehr; denn Orje (recte Georg) imponiert nicht nur in Scotlands Yard, hilft nicht bloß Verbrechern auf die Sprünge, er bindet auch mit ihren Richtern an, stößt wie der Rechtsanwalt Alsberg in die Voruntersuchung und kämpft wie Otto Ernst Hesse

Digitized by Google

für Wiederaufnahme. Aber alles mit Humor. Und wäscht, wie der Kundschaft im Frisiersalon, auch einem hohen Gerichtshof die Köpfe. Mit leichter Hand und hellem Kopf. Der Junge ist richtig. Der Junge ist wichtig.

Berlin — Rudolf Frank

Der ewige Spießer. Erbaulicher Roman in drei Teilen. Von Ödön Horváth. Berlin, Propyläen-Verlag. 208 S. Geb. M. 4,50.

Ödön Horváth debütierte im vergangenen Jahre in der berliner Volksbühne mit „Der Bergbahn" beachtenswert. Und ebenso debütiert er jetzt als Romanautor. Das klug gewählte Thema — ein münchner Spießer, als Autovertreter dem modernen Leben nahe, fährt zur Weltausstellung nach Barcelona und wandelt sich auf der Reise mit Hilfe eines österreichischen Journalisten vom engherzigen Bayern zum phrasenreichen Paneuropäer, indes seine Freundin, aus Not und Hunger zur Dirne geworden, von einem anderen Spießer wider dessen Willen gerettet wird —, dies Thema wird locker, satirisch und humorvoll in der Art behandelt, wie Tucholsky seine Spießergeschichten schreibt. Man muß abwarten, ob Horváth zum eigenen Thema und zur eigenen Tonart weiterkommt. Hier entrinnt er nicht ganz der Gefahr, Spießer gegenüber dem Spießer zu sein, weil er nicht nur mit Darstellung, Gestaltung, Sinngebung arbeitet, sondern auch mit Splitterrichterei, Urteilsfällen, Rechthaberei. Ist es so sicher, daß Horváths Art, die Welt und die Menschen anzusehen, unbedingt die richtige und maßgebende ist? Horváth nimmt dies für sich in Anspruch, und das nähert ihn bedenklich dem sonst recht amüsanten ewigen Spießer ...

Berlin — Hanns Martin Elster

Kreuzweg der Ehe. Von Jacques de Lacretelle. Deutsch von W. E. Süskind. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 235 S. Geb. M. 5,75.

Jacques de Lacretelle, der in den französischen Briefen häufig genannt wurde, ist eine der stärksten Hoffnungen aus dem Kreise um Proust, Gide und Roger Martin du Gard. Im Schatten Prousts aufgewachsen, wurde er von dem verstorbenen Jacques Rivière zum Mitarbeiter der Nouvelle revue française gewonnen. Wie alle bedeutenden Schriftsteller dieser Zeitschrift ist er sprachbegabt, formuliert scharf und klar, formt klingende Perioden, die Blicke ins Innere eröffnen. Lacretelle hat einmal gesagt, daß in jedem Roman etwas vom Autor fortleben müsse, entweder durch eine Analogie oder durch ein „prolongement imaginaire". Das letztere ist sein Fall, gibt allen seinen Büchern Lebensverbundenheit, innere Wahrheit. Da er in die Tiefen seines realen und imaginären Ich lotet, aber knapp und kurz stilisiert, fordert er vom Leser dauernde Mitarbeit. Während sie sich entwickelt, erlebt man ein typisches Schicksal mit. Diese Methode des Schauens und Gestaltens fiel schon in seinem Erstlingsbuch „Die unruhige Jugend des Jean Hermelin" auf, die voriges Jahr deutsch erschien. In seinem neuesten Roman stellt der Dichter mit seherischer Kraft die Tragik des Ehelebens dar, die sich aus dem ewig werdenden männlichen Prinzip und dem im Sein ruhenden weiblichen Prinzip ergibt. Während dem Mann der kurze Glückszustand der ersten Jahre eine Station seines Lebens bedeutet, zerbricht die Frau, weil sie den Mann in der Harmonie nicht halten kann. Wer das Buch gelesen hat, wird erschüttert empfinden, daß im Titel eine tiefe Ironie liegt: Der Zusammenklang zweier Herzen läßt sich nicht verewigen. Während die Frau sich im Sein verankern will, drängt es den Mann unbewußt, wider seinen Willen, über diesen Zustand hinaus in rätselvolle Fernen. Warum? Auf diese Frage gibt es keine Antwort.

Berlin — Otto Grautoff

Der Aquamarin. Roman. Von Ernst Norlind. Deutsch von Emil Schering. Berlin 1930, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 306 S. M. 5,50.

Norlind ist Maler, Musiker, Goldschmied, und von Zeit zu Zeit, wenn Erlebnis ihn zu sehr bedrängt oder sich aus ihm erlöst hat, schreibt er ein Buch darüber. Diesem „Aquamarin" spürt man auch alsbald die erlebte Wahrheit an, sie steht so unverbildet da, daß man vor der Primitivität der Darstellung oft lächeln möchte. Man tut es, aber gerührt: denn diese Wahrhaftigkeit, diese Einfalt des Bekenntnisses ergreift. Zwei ganz heutige Menschen geraten in die Ehe, keiner kann genug von sich selbst aufgeben, um das Gleichgewicht herzustellen, alle ihre Sätze beginnen sie mit Ich statt Du, und es ist doch recht fraglich, welche Treue die beste, die echte, die schöne, die göttliche ist: die Treue sich selbst gegenüber? ... Die liebende Frau entscheidet: Nein. Und aus ihrer Selbstüberwindung, die bis zum Sterben entschlossen ist, erblüht das neue, das fruchtbare, das gottnahe Leben. — Das ist also eine Ehegeschichte, und sie enthält mehr Wesentliches, Ratgeberisches über die Ehe als die vielen Ehe-Bücher der letzten Jahre, mit denen man dem Problem zu Hilfe kommen wollte. Diese Geschichte ist wirklich aktuell. Anspruchsloser, selbstverständlicher ist kaum irgendwo von heutigen Menschen, von dir und mir berichtet worden. Trotz „Schloß" und „Graf" ist hier der Alltag so ehrlich beschworen, daß man vor Nüchternheit und Banalität oft schauert. Aber es ist das Leben. Nur ein Nicht-Schriftsteller bringt den dilettantischen Mut dazu auf. Die Einfachheit (das Ungeschick) des Ausdrucks — von der Übertragung unseres lang verstummt gewesenen Emil Schering nicht verwischt — erhöht den Eindruck des nackten, des gleichgültigen, des unerbittlichen Lebens.

Berlin — Kurt Münzer

Die Olsöy-Burschen. Roman. Von Olav Duun. Deutsch von Sandmeier und Angermann. Berlin 1930, Bruno Cassirer. 254 S. M. 4,— (6,—).

Duuns „Juwikinger" hatte vor Jahr und Tag Rütten & Loening dem deutschen Volk geschenkt, aber das deutsche Volk nahm nicht an. Dieses herrliche Werk — der zweite Band „Odin" überragt den ersten vielleicht noch an gestalterischer Kraft, an seelischer Verdichtung, an unerklärlichem Ausdruck des Naturgefühls — wird bei uns kaum gelesen, nicht gekauft. Wir könnten drei Viertel der gesamten nordischen Erzählungsliteratur, die ja im Unmaß übersetzt wird, für diese zwei Bände hergeben. Aber — die Hymne auf Duun, an dieser Stelle zweimal gesungen, hat noch kein Echo gefunden. — Da kommt dieser Roman der „Olsöy-Burschen" zur Zeit. Er ist geringen Umfangs, leichter eingänglich, handlungsvoll, er kann wirklich Wegbereiter für den größeren Bruder werden. Dabei ist er künstlerisch nicht geringer als dieser, der ganze große und tiefe Duun (der größte Dichter des Nordens; die großen Erfolgträger da oben sind ja Erzähler!), ein Mensch reinsten Herzens, von moralischem Geist leuchtend, steckt auch in diesem kleinen Roman. — Das Leben von vier Brüdern gestaltet sich hier in starken knappen Konturen, sogar das Leben der Eltern geht noch als Prolog voran. Vier ganze Menschenleben, in denen nichts von irdischer Tat und Untat, irdischem Weh und Glück, auch nichts von dem Geheimnis übersinnlichen Auswirkens, göttlichen Wal-

Digitized by Google

tens, nichts von der Mystik des Daseins fehlt. Hat man das Buch geschlossen, dann begreift man nicht, wie diese Fülle Erlebnis und Gestalt, diese Welt von Gefühlen und Landschaft Platz gehabt hat auf zweieinhalb hundert Seiten. In der Erinnerung — und das ist die Probe auf innere Größe, auf Lebensatem — wächst der kleine Roman zu einem vielbändigen Epos. Wir haben diese vielbändigen Epen reichlich in der Literatur des letzten Jahrzehnts: ein schmaler Band von Duun wiegt sie auf! — All das ist nicht unüberlegt geredet, hingeschrieben im Rausch des kaum beendeten Lesens, in der Trunkenheit, die man sich an dem Buch geholt. Es liegen graue und banale, auch gute und glückatmende Tage dazwischen; und wenn es Monate sein werden, nach denen man seinen Eindruck kontrolliert: er wächst nur mit dem Maß der Entfernung. Hier, wo man nicht zu einem Lesepublikum spricht, das bevormundet werden muß, dem man übertreiben muß, dem man journalistisch phrasiert das gute Buch schmackhaft machen muß, hier, wo man zu den guten Deutschen spricht, dem literarischen Areopag Europas, kann man sich also die Rhetorik sparen. Hier weiß man, was „Dichter" in sich schließt. Und also: Duun ist Dichter!

Berlin — Kurt Münzer

Der Sohn zweier Mütter. Roman. Von Massimo Bontempelli. Autorisierte Übersetzung von Helly Hohenemser-Steglich. Leipzig 1930, Philipp Reclam jr. 223 S.

Ein Roman, der gleich auf den ersten Seiten den Leser packt und bis zum Ende in wachsender Spannung erhält. In Mario, einem siebenjährigen Kind, erlöschen plötzlich an seinem Geburtstag das Bewußtsein seiner selbst und die Erinnerung an alles, was ihn umgibt; zugleich erwacht in ihm ein anderes Wesen: das eines Kindes, das gerade vor vollen sieben Jahren gestorben war und ihm ganz ähnlich sah. Mit der Sicherheit einer Halluzination findet Mario die Wohnung des gestorbenen Kindes und dessen Mutter, die er als die eigene umarmt; und ein Kampf entsteht zwischen den zwei Müttern, die sich um das Kind streiten: die eine weich und leidend, von der geheimnisvollen Wirklichkeit betäubt und gedrückt, die andere, — eine Frau, die ein phantastisches, romantisches Leben geführt — glücklich in dem Wahn, den geliebten Sohn, an dessen Verlust sie nie hatte glauben wollen, wieder gefunden zu haben: ein Kampf zugleich zwischen Wirklichkeit und Wahn, Leben und Traum, der sehr an Pirandellos Anschauung und Art erinnert. Die ergreifenden Situationen, die daraus entstehen, weiß Bontempelli mit feiner Kunst und erstaunlicher psychologischer Wahrheit zu entwickeln, Realität und Phantasie kühn mischend, in geheimnisvolle Abgründe des Gefühls und des Seins führend. Leider gelingt ihm aber nicht, den gewandt geknüpften Knoten mit derselben Kunst wieder aufzulösen, und er muß am Ende zu einem Deus ex machina seine Zuflucht nehmen: das Kind verschwindet, von einem Zigeuner geraubt; die wahre Mutter stirbt aus Leid; die andere versinkt in eine entsetzliche Öde, noch mehr als zuvor der Wirklichkeit entrückt. Das Buch, eines der interessantesten Erzeugnisse unseres „Novecento", wurde 1929 mit dem „Preis der Dreißig" gekrönt.

Genua — G. A. Alfero

Kinder im Traum. Roman. Von Christopher Morley. Berlin 1930, Bruno Cassirer. 249 S.

Es bedarf gar nicht viel, daß aus einem fast literaturlosen Land unverbrauchter Jugendkraft eine Stätte altersmüder Literatur werde. Viel weniger als man denkt: dreißig, vierzig Jahre zunehmender Prosperität bringen schon eine Schriftstellergeneration hervor, die über alles Ungefüge, Primitive hinaus ist und sich den Differenziertheiten eines verwöhnten Daseins zärtlich ergibt. So wird jetzt in U. S. A. ein neues fin de siècle modern. Christopher Morley bewegt sich darin wie in seidener Unterwäsche. Er trägt sie sogar im Traum. Mit zierlich dünnem Silberstift zeichnet er sozusagen „das Porträt eines Hauses, das Lebewohl sagt". Das Haus ist die Kindheit, und sehr gepflegte Kinder spielen darin ein altkluges Spiel: die Erwachsenen auszuspionieren, ob sie es wirklich gut haben. Es kommt Mister Morley nicht in den Sinn, die Kinder in ihrem löblichen Spiel zu hungernden Erwachsenen zu führen; der Kreis bleibt auf kleine sensitive Gesellschaft beschränkt. Es ist so gleichgültig, ob sie glauben, sie hätten es gut. Man kommt auch nicht ganz dahinter; denn alles begibt sich wie hinter sanften Schleiern. Man bemerkt nur: der Autor hat es gut. Zu gut.

Berlin — Rudolf Frank

Weltbrüder. Roman. Von John Galsworthy. Autorisierte Übersetzung von Lise Landau und Leon Schalit. Berlin-Wien-Leipzig 1930, Paul Zsolnay. 412 S.

Auf der Forsyte-Börse. Von John Galsworthy. Autorisierte Übersetzung von Leon Schalit. Ebenda, 1930. 405 S.

Der Roman, dessen englischer Titel „Fraternity" durch „Weltbrüder" nicht gerade glücklich wiedergegeben ist, stammt aus dem Jahre 1909 und ist heute nicht mehr übermäßig fesselnd. Ich kann nicht finden, daß das Sinnbild der „Schatten", d. h. der Enterbten, der wesenlosen Gegenbilder der Reichen und Gebildeten, aus dem Bereich des klug Erdachten in den der Leben schaffenden Dichtung übergegangen ist, und was einst als Zeitkritik Aufsehn erregt haben mag, läßt uns heute nach allem, was wir erlebt haben, ziemlich kühl. Gewiß kann der menschliche Gehalt einer Dichtung Änderungen im sozialen Aufbau der Gesellschaft, wie sie seit 1909 eingetreten sind, lange überleben; aber das besondere Schicksal dieser kleinen Gruppe von Menschen wird nicht so eindrucksvoll, daß wir ihre Besorgnisse, ihre Leiden und (kaum vorhandenen) Freuden als unsere Sache empfänden.

Ganz anders steht es mit den 19 Geschichten der „Forsyte-Börse". Man kann die berühmte „Saga" mit ihren Fortsetzungen wohl ohne Ketzerei etwas langatmig finden; diese Arabesken, mit denen der Dichter sein Grundthema umgibt, sind aber eine reine Freude. Der größere Abstand, den Galsworthy infolge des besonderen Charakters der „Saga" von vornherein zu deren Gestalten, den Trägern des entschwundenen viktorianischen Zeitalters, hatte, bewirkt, daß sie uns in diesen Kurzgeschichten rund und lebendig entgegentreten. Zum vollen Genuß mag es gut sein, wenn man wenigstens einigermaßen mit der Genealogie der Forsytes Bescheid weiß; indessen findet sich der Leser mit einigem guten Willen auch dann zurecht, wenn ihm nicht alle Jolyons, Timothys, Anns, Hesters usw. vorgestellt sind. Jede einzelne Episode ist durchaus in sich geschlossen, zusammen aber geben sie ein heiter-ernsthaftes, unterhaltsames und doch zum Nachdenken stimmendes Bild von dem Wandel der Dinge und der Menschen zwischen 1821 und 1918 — hier ist gerade das, was der Roman vermissen läßt: der Stoff ist dichterisch bezwungen.

Berlin — Albert Ludwig

Digitized by Google

Der Hengst St. Mawr. Roman. Von David Herbert Lawrence. Leipzig 1931, Insel-Verlag. 236 S.

Desinit in piscem mulier formosa superne — der verschwimmende Schluß dieses schönen Romans verlangt das klassische Zitat um so mehr, als der Dichter sein modernes Werk mit Sehnsucht nach einer antiken Weltanschauung erfüllt. Sein herrlicher Hengst St. Mawr erscheint bald als das Symbol, das der Stier war, in den ein Gott sich verwandelte, bald als der unsymbolische Stier, dem eine Pasiphae sich hingab. Aber Lawrence ist zu geschmackvoll, um einen sodomitischen Roman zu schreiben; ihm wird der Hengst zum Typus des Ewig-Männlichen. Und wie dieses stolze Pferd sich zu gut dünkt, um die Stuten, die mit ihm Rotten Row hinabgaloppieren, zu Fortpflanzerinnen seines Geschlechts zu machen, so fühlen der späte Nachkomme aus uraltem waliser Bauernblut, so der rassereine Sproß der Navajo-Indianer sich zu edel, um ihr Bestes, sich selbst, zu opfern. Die wesentliche Frauengestalt ist aus Lawrences bitterer Erkenntnis von der geschlechtlichen Heuchelei, der Fälschung und Verwirrung der Gefühle in der modernen menschlichen Gesellschaft erwachsen. Er empfindet es als unfair, daß eine Frau, wie in einem seiner früheren Romane, einen gelähmten Gatten verläßt, um dem potenten Männchen zu folgen. Und so schafft er in diesem Roman den Typus des Mannes, der, potent und gesund, ohne physische Lähmung, die Lähmung der Gefühle oder Leidenschaften zeigt, die Lawrence bei den meisten Männern seiner Art und Klasse in Europa für typisch hält. Daß er aber auch hier keine Lösung seines großen Problems gefunden hat, beweist der unharmonische Schluß — der Fischschwanz — des Romans.

Berlin — Fritz Carsten

Bellarion. Ein Held der italienischen Renaissance. Von Rafael Sabatini. Leipzig/Zürich, Grethlein & Co.; Bremen, Carl Schünemann. 400 S. Geb. M. 4,—.

Der Engländer Sabatini sucht auch sonst in seinen geschichtlichen Romanen den Eindruck der wirklichkeitstreuen Biographie zu erwecken, und so liest sich Bellarion wie eine etwas romanhaft dargestellte Lebensgeschichte: man hat immer eine gewisse Neigung, irgendwo nachzusehen, ob dieser Kondottiere etwa wirklich gelebt habe. Ob der Roman als Dichtung so angelegt sein sollte, dürfte zweifelhaft sein; man muß aber im besonderen Fall wie auch sonst bei diesem Schriftsteller zugeben, daß er den Leser bei der Stange hält. An den großen Mustern der Gattung gemessen, sind Sabatinis Romane zu sachlich, sogar ein wenig trocken, aber die Zeit, die man auf sie verwendet, tut einem doch nicht leid: im Bellarion wird die Welt der italienischen Renaissance, soweit es sich um Politik und Kriegswesen handelt, recht anschaulich.

Berlin — Albert Ludwig

Von Tag zu Tag. Roman. Von Ferdinand Goetel. Übersetzung von J. M. Schubert. Wien 1931, Paul Zsolnay. 407 S.

Auf den ersten Blick ein Experiment, und dann sehr viel mehr. Ein ehemaliger Kriegsgefangener, Schriftsteller, der ein Tagebuch seiner Ehe schreibt und dazwischen (durch den Druck abgehoben) die Geschichte seiner Liebe aus der Gefangenschaft. Zwei Kreise, zuerst störend, weil eine ständige Umstellung des Geistes verlangend, von zwei weit entfernten Punkten beginnend und dann schneller, immer schneller zueinanderrollend, ineinanderstürzend, bis beide Schicksale, sich verschlingend, enden. Mit außerordentlicher Kunst gestaltet, ironisch, bewußt, zergliedernd das Schicksal der Ehe, weich, verdämmernd, verklärt das Schicksal der Liebe. Keine Lösung, weil der Tod der Geliebten im Augenblick der Entscheidung eine Lösung der Wirklichkeit aber nicht der Wahrheit ist. Und das Kind der Liebe: eine Brücke, über die der Held des Buchs noch tastend schreiten kann, die aber bricht und stürzt, sobald die höhere Wahrheit, die wir verlangen, mit dem schweren Schritt des Schicksals über sie schreiten wollte.

Erschütterung nicht nur durch das Geschehen, sondern auch durch das Mittel der Sprache. Zusammengepreßte Fähigkeit, das Wilde wie das Zarte, das Problematische wie das Einfache so zu sagen, daß es bezwingend und makellos dasteht. Mischung von funkelnder Klugheit und schwerer Leidenschaft, die selten begegnet.

Die Übersetzung ausgezeichnet. Aber weshalb ist die Originalsprache nicht angegeben? Russisch oder Polnisch?

Berlin — Ernst Wiechert

Lyrisches

Das Tor der Toten. Gedichte. Von Herman Wilhelm Weißenborn. Straßburg 1930, Heitz & Cie. 41 S. M. 3,— (4,—)

Der Titel bezeichnet den Standpunkt, den der Dichter einnimmt: er steht am Tor des Jenseits, ist mit seinem Sinnen auf die Wesenheiten Hinübergegangener eingestellt und sucht, was er inne wurde, zu gestalten. In einem Gesicht des Mondes wird die Todesangst Bild. Totenzüge steigen in jenseitige Höhen auf, Geister aus Abgrundsgewittern werden durch das helle Sonnenwesen in die Sicherheit höheren Wachstums gerettet. Dann wieder kommen Beziehungnahmen zu beispielhaften Gestorbenen unserer Tage. Kunde von Gerichten und rettenden Führern bildet den Abschluß. — Das Buch hat mit artistisch glänzenden Seiten nicht aufzuwarten. Es beansprucht aber auch, wo es packt, nicht das artistische Interesse. Es ist vielmehr Bericht von einem Erleben menschlicher Bildung, und es ist Bekenntnis zu einem Glauben: Glauben an bestimmte, dem Tode folgende Bewußtseinszustände, damit Glaube an einen Sinn des Todes und damit wieder Glaube an einen von weiterer Warte her gegebenen Sinn des Lebens. So bescheiden sich also Weißenborn im Formlichen gibt, so kühn ist er als Bekenner. Es muß ihm zugestanden werden, daß seine Inhaltlichkeit mehr zu bieten hat, als manches geschickteren Zeitgenossen billig geerbte Formlichkeit.

Aichelberg b. Eßlingen — Eduard Reinacher

Ausgewählte Werke von Friedrich Rückert. In einem Band. Herausgegeben und eingeleitet von Julius Kühn. Verlag von Philipp Reclam jun. 372 S.

Julius Kühn, der lange in Koburg, in Rückertscher Gegend, gewohnt hat, der aber, vor allem, Rückerts Besinnlichkeit und Beschaulichkeit von Natur verbunden ist, legt eine Auswahl aus Rückerts gesamtem Werk vor. Eine verdienstvolle Arbeit, denn er macht das unübersichtliche, unübersehbare Gestrüpp der Rückertschen Poesie zugänglich. Rückert hat eine ganze Anzahl guter, er hat einige geniale Lieder geschaffen, daneben aber eine Unmenge leerer, ja törichter und alberner Reimereien. Ein Genie und ein Dilettant wohnten in ihm vereinigt. Auch Kühn hat noch zu viel Gedichte aufgenommen; andererseits fehlt die starke „Klage" und einige aus dem Nachtrag zu den „Geharnischten Sonetten" („Gepriesen sei der Herr" und „Welch wundersam verschlungenes Gewebe"). Durchaus ist

Digitized by Google

es zu begrüßen, daß Kühn manche Gedichte gekürzt hat; er hätte das noch ausgiebiger und häufiger tun sollen. Nur wer sich einläßlich mit Rückert beschäftigt hat, weiß die mühselig liebreiche Arbeit zu würdigen, die Kühn geleistet hat. Er schafft neue klare Ordnung: „Die Wiese des Lebens" mit Unterkapiteln wie: Aus der Jugendzeit, Das Hausbuch, Alterslandschaft,; „Der Garten der Träume" mit Unterabteilungen wie: Östliche Rosen, Orientalisches Potpourri; „Die Scheuer des Denkers" mit Gruppen wie: Haus und Hof, Vom Alltag, Die Natur, Vom Tode. Diese Auswahl preßt Rückerts Werk auf 350 Seiten zusammen und macht es überhaupt erst lesbar. Daneben wünschte ich ein ganz schmales Bändchen, das ausschließlich seine vollkommenen Balladen, Lieder, Gedichte, Sprüche enthält, aber auch einzelne geniale, in öde Reimereien eingesprengte Strophen.

Wien — Ernst Lissauer

Literaturwissenschaftliches

Einführung in die Bibliophilie. Von G. A. E. Bogeng. Leipzig, Karl W. Hiersemann. 251 S.

Der fleißige, im Harz zurückgezogen, nur den Büchern und ihrer Geschichte lebende Verfasser bietet in dieser neuen Arbeit der Sammlerwelt eine systematische Einführung in die Entwicklung, Methodik und Terminologie jener ernsthaften, verfeinerten und vergeistigten Buchfreundschaft oder Bücherliebhaberei, die man seit etwa drei Jahrhunderten mit dem international gewordenen französischen Kunstwort als „Bibliophilie" zu bezeichnen pflegt. Bogeng hat sein reiches Wissen auf diesem Gebiet in vier weitläufige Kapitel gegliedert. Er gibt zunächst eine Begriffsbestimmung des Worts: als eine Lehre des Büchersammelwesens, die den bibliotechnischen, literarhistorischen, philologischen Disziplinen sich als Hilfswissenschaft einordnet. Der zweite Abschnitt behandelt die Marksteine der Bibliophilie, die der Handschriftenzeit, des Humanismus, der Frühdrucke bis zur Gegenwart, in Verbindung mit dem Altbuchhandel und dem Auktionsmarkt, und sodann ausführlich das Wesentliche der französischen, englischen und amerikanischen Bibliophilie. Hier fehlt leider ein näheres Eingehn auf das Entstehen und den geschichtlichen Werdegang der Bibliophilie in Deutschland, er singt dem „Philobiblon" des Richard de Bury das hohe Lob, das es in ästhetischer und ethischer Beziehung verdient, nennt aber nicht einmal den Namen des Püterich von Reichertshausen, dem wir den ersten Bibliophilenkatalog in deutscher Sprache verdanken. Besonders interessant sind die Kapitel über Sammelgebiete und Sammelstücke, in ihnen spricht wieder ein Fachmann von erstaunlichen Kenntnissen, der in Fragen der sogenannten Provenienz, der Ausgabenreihen, der Privatdrucke, Papiereigenschaften, Erhaltungszustände, Besitzvermerkungen, des Illustrationswesens, der Typo- und Xylographie usw. auf das genaueste Bescheid weiß. Wichtig sind schließlich die Ausführungen über das Auffrischen und Ausbessern von Büchern und Einbänden, Defektergänzungen, Faksimilien, Fälschungen und dergleichen mehr, mit Erklärung der üblichen Kunstausdrücke. Ein ungemein sorgfältig hergestelltes Register erleichtert das Auffinden von Einzelheiten, zweckmäßig ist ferner die Einteilung der Kapitel durch übersichtliche Zwischentitel. Da das erste deutsche Handbuch der Bibliophilie, das Mühlbrechtsche, veraltet ist und zudem wenig zuverlässig war, so sei Bogengs Einführung den Sammlern bestens empfohlen, zumal der Verlag auch Wert auf eine geschmackvolle äußere Ausstattung des Buchs gelegt hat.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Franz Grillparzer. Ein Kampf um Leben und Kunst. Von Ernst Alker. Marburg a. L. 1930, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, G. Braun. 256 S.

Ohne in die Einseitigkeit einer Pathographie zu fallen, versucht hier der Verfasser an der Hand charakterologischer und literaturpsychologischer Mittel den verborgenen Menschen des Herzens in Grillparzer, das „Geheimnis" und die Abgründe seiner geistigen Erscheinung, seine Zerworfenheit mit sich selbst, seine Ichkonflikte und Ichkatastrophen, seine passive Kämpfernatur, die rassischen Zusammenhänge seines Schaffens, seiner Phantasiekraft und Verstandesschärfe, den Zwiespalt zwischen Barock und Klassik im Rahmen dieser Seelengefangenschaft ins Licht zu stellen. Es ist nicht der fade Grillparzer der Schulstuben-Literaturgeschichte. Hier steht ein anklagendes Schicksal vor uns, ein typisch österreichisches Schicksal, das nur aus tiefer Kenntnis des Österreichertums und seiner Geschichte, des ganzen österreichischen Elendes, des Zwiespaltes und Selbsthasses (hier eingebettet und gefangen im intellektuellen Josefinismus und unterseelischen Barock) erlebt werden kann. Grillparzer war, wie Alker sehr glaubhaft darstellt, zu spät geboren. Eine andere Zeit überwölbte einen Menschen von gestern und vorgestern. So wird auch ihm der schöpferische Akt Befreiung und Überwindung. Nur so kommt dem weiblich und sensibel Beanlagten Krafterlebnis und persönliche Rettung im schmerzvollen Kampfe mit den Dämonen der Selbstvernichtung und Schwäche. Grillparzer leidet unter der Hemmung, die es ihm unmöglich macht, seine Individualität und seinen Lebenswillen durchzusetzen und dauernd zu behaupten. Auf seinem Wege liegt der Schatten des Irrational-Dämonischen. Er kennt nicht die große Tugend Goethes: die Genialität der Beschränkung. Man verfolgt in diesem ernsten Buch die stufenweise Enthüllung des letzten Menschlichen bis dorthin, wo die ewige Seele lebt. Da werden auch Grillparzers große Verwandlungsfähigkeit und Vielfalt, sein oft unentschiedenes Schwanken zwischen zwei Möglichkeiten — es ist Doppelwertung oder Ambivalenz — seine auffallenden Wandlungen des Charakters und die Widersprüche desselben, seine unausgesprochenen Disharmonien und seine Gegensätzlichkeit im seelischen Aufbau deutlicher. Alker geht dieser Polarität, die stets zeigt, daß „gegensätzliche Kräfte in Grillparzer in völlig gleicher Stärke gegeneinander wirkten", mit besonderer Sorgfalt nach. Zur Psychologie dieser Spannungen und Gegensätze wird manch Neues gesagt. Es war ein verborgenes Innenleben voll zurückgestauter Empfindung, das immer nach den Polen hin schwingt. Das erinnert an Kleist. Nur daß Grillparzer diese lebenslange Spannung erträgt. Bei Kleist zerbricht der Spannungsbogen, er stürzt in den Abgrund der Anmaßung des Subjektes als ein Mensch im Aufstande seiner verwirrten Seele.

Wien — Franz Strunz

Johann Nestroy, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Gesamtausgabe. Herausgegeben von Fritz Brukner und Otto Rommel. Sechster bis fünfzehnter Band. Wien 1926—1930, Anton Schroll & Co. 600, 558, 564, 626, 656, 648, 688, 718, 744, 805 S.

Nun liegt der Gesamt-Nestroy, über dessen Beginn und Fortgang an dieser Stelle (August 1925, Januar 1927) be-

Digitized by Google

richtet worden ist, abgeschlossen vor. Seltsam, daß von den drei kritischen Ausgaben großer österreichischer Dramatiker diejenige als erste durchs Ziel geht, die doch die schwerste Last zu tragen hatte: das Lebenswerk eines ausgemachten Polygraphen und dies in der denkbar schlechtesten Überlieferung. Verdient schon die an die Textgestaltung, an die allseitige Erläuterung dieser künstlerisch sehr ungleichwertigen Dutzende und Dutzende von Bühnendichtungen gewendete Mühe uneingeschränktes Lob, so erscheint im Schlußband der an zweiter Stelle genannte Herausgeber als Bio- und Psychograph großen und neuen Stils, ohne daß durch diese Worte der Reichtum des Bandes ausgeschöpft würde. Vermutlich wird dieses erste den Namen verdienende Nestroy-Buch auf lange Zeit hinaus das letzte bleiben. Von so viel Seiten, mit so großer Sachkenntnis und mit so selbständiger Durchdenkung eines fast grenzenlosen Materials geht Rommel an seinen Gegenstand heran — und zugleich mit der Liebe des Apologeten, mit dem Scharfsinn des Advokaten. Der (zum Teil erstmals erhobene) Tatbestand des Lebens, die Analyse einer höchst kuriosen und widerspruchsvollen Psyche, Geschichte der wiener Volkskomik, geistreiche Rekonstruktion schauspielerischer Individuen und Leistungen, Ästhetik des Komischen, Statistik von Spielplänen und Rollen — alles muß zusammenwirken, damit das Werk den Dichter, der Dichter das Werk erläutere, daß die beleuchtete Halbkugel des Schriftstellers durch die für uns zunächst unbeleuchtete des Schauspielers zu einer Art komischen Globus sich ergänzte. Ein Werk, auf jeder Seite belehrend, auf jeder Seite anregend, bisweilen auch zum Widerspruch.

Unter den Beilagen, gleichsam dem Aktenmaterial des großen Plädoyers, seien der höchst interessante Abschnitt „Nestroy und die Zensur", ein chronologisches Verzeichnis der 83 Stücke mit ihren wiener Aufführungen bis zu Nestroys Tod, ein chronologisches Verzeichnis seiner 874 Rollen, endlich eine Reihe von Skizzen und Entwürfen hervorgehoben, bei denen man ihm förmlich auf die schreibfertigen Finger sehen kann.

Von den 14 Textbänden entfallen 1 und 2 auf Zauberspiele, 3 und 4 auf Parodien, 5 auf politische Komödien, 6 bis 8 auf Volksstücke und 9 bis 14 auf Possen: eine trotz gelegentlicher Grenzstreitigkeiten durchaus sachgemäße und darum zu billigende Einteilung.

Wien R. F. Arnold

Shakespeare-Jahrbuch. Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft von Wolfgang Keller. Band 66. Leipzig 1930, B. Tauchnitz. IV, 230 S. M. 8,— (10,—).

„Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen!" S. 5 heißt es: 1931 soll neben einer Monographie das Jahrbuch in verkürzter Form erscheinen; in seiner alten nehmen wir also, wenigstens vorläufig, von ihm Abschied. Schade; denn die stattliche Reihe der braunen Bände ist an sich ein Denkmal deutscher Shakespeare-Forschung und stellt ein gutes Teil ihrer Geschichte dar. Aber es scheint jetzt schwer zu sein, Jahr für Jahr die nötigen Beiträge zu gewinnen: wie verhältnismäßig gering ist doch in der Bücher- und Zeitschriftenschau die Zahl der deutschen Arbeiten! Man kann nur anerkennen, daß es dem Herausgeber gelungen ist, eine Reihe anziehender, mindestens stofflich wichtiger Aufsätze zu vereinigen. An Abrundung stehen seine eigene vielfach klärende Arbeit über Troilus und Cressida und A. O. Meyers Vortrag über Jakob I. voran; sehr nützlich ist G. Hilles Abhandlung über alte londoner Theaterbauten — dasselbe mag von A. Hennekes Studie zu Shakespeares Königen und den staatsrechtlichen Strömungen der Zeit gelten, aber ist das Jahrbuch der rechte Ort für Dissertationen? Sicher hört man aber gern einen Juristen (E. Weigelin) die Tötung des Polonius erörtern, und lockend klingt das Thema Schopenhauer und Shakespeare (G. Wieninger), zeigt sich aber weniger ergiebig als man denken sollte. Dafür erweist sich der Beitrag zum Shakespeare-Erlebnis Tiecks nach seinem „Jungen Tischlermeister" (von H. Mörtl) als guter Griff. Die reichen Beigaben stehen auf alter Höhe: sie werden hoffentlich auch in Zukunft erhalten bleiben, bis der Tag der fröhlichen Urständ (möge er nicht allzu fern sein!) heraufzieht.

Berlin Albert Ludwig

Das Shakespeare-Mysterium. Eine charakterologische Untersuchung. Von E. Landau. Berlin 1930, Pan-Verlag. 237 S.

Der Shakespeare-Dichter — ein Jurist. Vortrag von Ernst Fleischhauer-Dresden. Radebeul bei Dresden, Haupt & Hammon. 23 S. M. 0,40.

Hie Rutland, hie Bacon: beide Rufer im Streit können ja wohl nicht recht haben, aber beide sind ihrer Sache beneidenswert sicher.

Landau, der Rutlandianer, hält die Behauptungen seiner Vorgänger (Bleibtreu und Demblon) anscheinend für Beweise, die nur wiederholt zu werden brauchen, um ihm die Voraussetzungen für seine eigentliche Aufgabe zu schaffen. Diese ist, aus den Dramen den Nachweis zu führen, daß und warum ihr Schöpfer es verschmähte, sich im Ruhm seiner Werke zu sonnen, und dafür ein wunderliches Versteckspiel aufführte. Dabei wird nur vergessen, daß vorläufig von einem wirklichen Beweise gar keine Rede sein kann; folglich muß alles, was hier aus den Dramen über geheime Vorgänge im Innern eines stolzen Aristokraten herausgelesen wird, an und für sich in der Luft schweben, auch wenn Landaus Methode nicht sehr zweifelhaft wäre. Da soll etwa Prinz Heinz, der Falstaff sich des Sieges über Percy rühmen läßt, Rutlands Verzicht dichterisch spiegeln; schön — aber man beweist das nicht, wenn man (S. 93) ziemlich unerhebliche Worte des Prinzen „verächtlich" oder „feierlich" nennt oder gar einer ganz gleichgültigen Bemerkung Prinz Johanns ein vom Dichter sicherlich nicht beabsichtigtes Gewicht beilegt (S. 108). Es geht auch nicht an, einmal den Heißsporn (S. 93), dann Falstaff (S. 96) zum Träger von des Dichters Meinung zu machen, wenn sein „Urbild" Prinz Heinz sein soll. Also wieder einmal „Verlorene Liebesmüh", was freilich begeisterte Rutlandgläubige nicht zugeben werden, aber vielleicht dürften auch sie wünschen, daß ihre Sache wenigstens in einem besseren Stil geführt würde, als ihn Landaus Prosa uns vorsetzt.

Über den Vortrag des Baconianers wage ich kaum ein armes Wörtlein zu sagen. S. 7: „Zur Entscheidung (der vorliegenden Frage) sind wir Juristen berufen, und ich möchte mich dagegen verwahren, daß die Philologen oder die Literarhistoriker in unsere Entscheidung sich hineinmischen." Also in meines Nichts durchbohrendem Gefühle: die weitaus meisten Belege sind aus dem „Kaufmann von Venedig" entnommen, und über die Rechtsfrage in diesem urteilt ein Jurist (Max J. Wolff) in einem Aufsatz vom Jahre 1921: „So arbeitet ein Dichter, kein Jurist." Lassen wir

Digitized by Google

demnach die Rechtskundigen erst unter sich einig werden, und bleiben wir bis dahin bei dem dichterischen Genie Shakespeare, das allerlei Fachweisheit zu finden wußte, wenn es sie brauchte.

Berlin Albert Ludwig

Shakespeare und seine Zeit. Eine Einführung in das Leben und die Werke des Dichters. Von Christian Gaehde. Leipzig 1931, Hesse & Becker. 510 S.

Der bekannte leipziger Verlag hat eine neue Shakespeare-ausgabe mit revidiertem Text herausgebracht; die Einleitungen zu den einzelnen Stücken sowie die zur ganzen Ausgabe sind in diesem Bande gesammelt erschienen. So entsteht nun freilich kein Buch, das man hintereinander von der ersten bis zur letzten Seite liest; andererseits mag solche Zusammenfassung denen willkommen sein, die sich schnell über alles unterrichten wollen, was zu dem einen oder anderen Drama zu sagen ist. Für solche Zwecke ist der Verfasser ein zuverlässiger Führer; die einzelnen Abschnitte stimmen in der Anordnung des Stoffes überein: so wird nichts vergessen, und der Leser findet sich schnell zurecht. Da die Ausgabe die Historien in ihrer geschichtlichen Reihenfolge ordnet, muß man freilich auch hier mit König Johann beginnen und über Lancaster und York zum Tudor Heinrich VIII. kommen; praktische Erwägungen haben auch wohl jedesmal zu dem Abschnitt „Die Handlung" geführt: man kann meinen, hier wäre für anderes, was der Verfasser nach dem Nachwort hat opfern müssen, Raum zu gewinnen gewesen. Wie dem sei: alles, was der Verfasser sagt, ist sorgfältig geprüft, selbständig und in guter Form gegeben. Die Einleitung „Shakespeare und seine Zeit" holt weit aus: auch hier wird tüchtige und verläßliche Arbeit geboten. Wenn dennoch, was als Bestandteil einer Shakespeare-ausgabe seinen Zweck trefflich erfüllt, kein Buch aus einem Guß geworden ist, so liegt es an der Sache, nicht an der Arbeit des Verfassers.

Berlin Albert Ludwig

Verschiedenes

Prinz Heinrich zu Schönaich-Carolath. Ein parlamentarisches Leben der wilhelminischen Zeit. Von Ludwig Maenner. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 183 S. Geb. M. 7,—.

Es ist die Lebensgeschichte eines preußischen Standesherrn, der in 37jähriger parlamentarischer Wirksamkeit allmählich, aber seinem innersten Wesen nach, folgerichtig dazukam, die Anschauungen seiner Kreise zu verlassen. In England wäre er ein gemäßigter Whig gewesen, in dem wilhelminischen Deutschland galt er in der Gesellschaft für beängstigend radikal und hieß „der Rote Prinz".

Die Spannung zwischen seiner Geburt und seiner in der Deutsch-Demokratischen Partei beschlossenen politischen Laufbahn ist einmaliges Schicksal, ist ungewöhnlich und fesselnd. Dies Lebensbild erläutert unsere folgenschwere jüngste Vergangenheit, es mußte dargelegt werden, und Ludwig Maenner hat die Aufgabe mit feinem Nachfühlungsvermögen taktvoll und überzeugend gelöst.

Stand Prinz Heinrich Carolath auch am Ende seines Lebens politisch auf dem linken Flügel, vertrat er auf sozialen, humanitären Gebieten den Fortschritt, wurzelte er trotzdem in einer gefühlvollen, religiösen, romantischen Zeit. Das alles ging in der Eigenart dieses menschenfreundlichen, vielseitig gebildeten Schloßherrn harmonisch zusammen. Einige Hinweise auf seine Interessen, auf sein Wesen... Er wollte „vermitteln, nicht befehlen ... das Gemeinsame suchen, nicht das Trennende hervorheben". Im Landkreis bat man ihn das Landratsamt nicht niederzulegen, „denn er sei zu jeder Zeit der Freund und Schützer der kleinsten Grundbesitzer gewesen". Er war Vorsitzender des Internationalen Hygienekongresses, wie des Kongresses für Wohnungsreform. Er war ein früher Förderer des Frauenstudiums, war Präsident des Reichsverbandes zur Unterstützung der Veteranen, des Kongresses der Interparlamentarischen Union, er ist langjähriger Vorsitzender der Gesellschaft für Volksbildung gewesen.

Anscheinend war ihm in reichem Maß Glück zuteil geworden, aber Schweres hat auch sein Leben erhärtet und gemodelt. Als Kind hat er viel gelitten, seine Mutter war verständnislos und hart ... Wer nie sein Brot mit Tränen aß! ...

Berlin Marie von Bunsen

Nietzsche bei Reclam.

Zehn weitere Bände von resp. über Nietzsche sind hier erschienen. Zunächst ein von Alfred Bäumler herausgegebenes Büchlein, welches den aufbauenden Teil von Nietzsches Werk behandelt und die Einheit seines Denkens bei aller scheinbaren Vielfältigkeit demonstriert. Bäumler nennt es Nietzsches „System" und will wohl mit diesem bei Fachmännern so beliebten, von Nietzsche selber abgelehnten Worte, dem Philosophen eine Eintrittskarte für die bessere, bisher so exklusive klassische Denkergesellschaft verschaffen. Der Band selbst enthält eine interessante Auswahl innerlich zusammengehöriger Stücke, die unter verschiedenen Kapiteln wie „Die Natur", „Die Kunst", „Erziehung", „Gesellschaft und Staat", „Ewige Wiederkunft" (leider nicht „Der Übermensch") gruppiert sind — mit möglichster Vermeidung von Nietzsches Polemik. — Ein zweiter von Bäumler zusammengestellter Band behandelt „die Krisis Europas", die Nietzsche so prophetisch geahnt, so richtig ursächlich erkannt und so energisch mit seinen kräftigen Aphorismen zu überwinden versucht hat. Die Auswahl ist mit Geschick getroffen: sie umfaßt auch die oft übersehenen Nachlaßbände, ebenso wie sie die meist unterschlagenen antipatriotischen Äußerungen Nietzsches nicht ausschließt. Zumal die letzten Schriften Nietzsches sind ja, wie Bäumler in seinem Nachwort richtig hervorhebt „eine einzige Polemik gegen das Reich, gegen die Ära Bismarck, die Ära der deutschen Verdummung". Wenn Bäumler hier hinzufügt, daß „Nietzsche sich selbst bis ins Innerste hinein als Deutscher fühlte" — dieser Nietzsche, der wie Pilsudski aussah und sich gern seines polnischen Blutes rühmte — so muß gegen diese „captatio philosophi" Einspruch erhoben werden und zwar im Interesse der Nietzsche-Bewegung selber, die ja durchaus keine deutsche Lokalaffäre mehr ist. Derlei nationalistische Interpretationen, die schon seit langem in Deutschland unter Führung des Nietzsche-Archivs geübt werden, verleiten andere Völker nur zu jenen neuen Mißverständnissen, von denen uns die anti-deutsche Weltkriegsagitation und Denunziation Nietzsches als „corruptor Germaniae" ein Beispiel gegeben hat.

Die acht anderen, ebenfalls bei Reclam erschienenen Bände sind: „Schopenhauer als Erzieher", „Richard Wagner in Bayreuth", „Der Fall Wagner, Nietzsche contra Wagner", „Zur Genealogie der Moral", „Also sprach Zarathustra", „Jenseits von Gut und Böse", sowie Nietzsches „Gedichte"

Digitized by Google

und „Ecce homo". Sie enthalten Nachworte des Nietzscheforschers Kurt Hildebrandt, von denen das zum „Jenseits" eine gute Schilderung der so oft mißverstandenen neuen Ethik gibt, ebenso wie eine Darstellung von der Züchtung der neuen Adelskaste — einer Idee, „mit der Nietzsche seiner Zeit ungeheuer vorauseilte". In dem Nachwort zum „Zarathustra" gibt uns Hildebrandt eine bemerkenswerte Erörterung der ewigen Wiederkunftslehre. Diese ist, wie bekannt, der am meisten umstrittene Teil von Nietzsches Werk: Hildebrandt aber schätzt sie als Ausfluß und Symbol eines großen Willens, als Nietzsches grandiosen Versuch, der entgötterten Welt eine neue lebensbejahende Vision zu geben. Einer Kritik über diese Lehre enthält er sich.

Man wünschte, er wäre an anderen Stellen ebenso vorsichtig gewesen und hätte sich nicht auf „eine kritische Abgrenzung" gegenüber dem Umwerter eingelassen. Hildebrandt entdeckt den Fehler Nietzsches darin, daß er „nach der Entzweiung des abstrakt gewordenen Geistes und der lebendigen Seele wieder eine Ehe zwischen Geist und Seele stiftet" — eine Diagnose, die bedenklich an die Jongleurkünste des „Nietzsche-Überwinders" Ludwig Klages erinnert. Am „Zarathustra" vermißt Hildebrandt die klassische Gestaltung: „Nietzsche war als Dichter nicht groß genug, die gewaltigste Aufgabe zu vollenden". Sein Schicksal, die geistige Umnachtung, ist „der Götter Rache für seine Hybris, für seine Selbstvergottung", er „habe sich nicht nur dem göttlichen Mittler, sondern Gottvater selbst gleichgesetzt" . . . So „ungefähr sagt es der Pfarrer auch". . .

Wer sich von diesem forschen Nietzscheforscher erholen will, der lese das ebenfalls bei Reclam Nr. 6342—6344 erschienene Büchlein von Karl Heckel „Nietzsche, sein Leben und seine Lehre". Es kommt anspruchslos, unliterarisch, aber aufrechten Ganges und geraden Auges einher; es will den Leser nicht nur zur Kenntnis, sondern zum Erlebnis Nietzsches verhelfen und erklärt diesen nicht für einen verunglückten Dichter oder vom Himmel bestraften Sünder, sondern für einen „Meilenstein-Menschen": „eine neue Epoche der Kulturgeschichte hebt mit ihm an, in der nicht die Verächter des Lebens, sondern die Verklärer des Lebens aus schwer belasteter Gegenwart uns die Wege in das Heil der Zukunft weisen."

Wiesbaden — Oscar Levy

Zwischen Frage und Antwort. Gedanken zur Kulturkrise. Von Hermann Herrigel. Berlin 1931, Lambert Schneider. 204 S. M. 3,80.

Dieses Buch ist eine sehr tiefgehende philosophische Untersuchung der Voraussetzungen und des Wesens unserer heutigen, im Zustande der Frage befindlichen Kulturkrise und des schwankenden, unsicher gewordenen Menschen. Der denkerisch geschulte Verfasser zeigt, wie diese ganze Krise (die „eine geschichtliche Aufgabe" ist) um das Bild des Menschen geschieht. Das bisherige Wissen vom Menschen sei erschüttert. Das Bild des Menschen, das der bisherigen Kultur zugrunde lag, sei unklar, ungewiß, fraglich, ambivalent. Geht nicht jede Kulturkritik auf die Idee vom Menschen als dem Maß der Dinge zurück? Und so fragt auch dieses interessante Buch: Was ist der Mensch? Was ist vom Menschen geblieben? Was ist uns heute die Idee der Ebenbildschaft Gottes und des höchsten Menschenmaßes? Solche Fragen können nie von der Empirie her beantwortet werden. Sie sind keine Oberflächenfragen. Sie sind zusammen die Frage. Es geht um das Entscheidende und darum kann hier nur „entschieden" werden. Eine „Antwort" gibt es nicht in diesem Fall. Diese Frage wird „nur in der Existenz selber entschieden", aus der Tiefe der Existenz. Die Antwort ist Feststellung, Entscheidung und Forderung zugleich. Sie liegt „in der menschlichen Substanz". Hier ist für den Verfasser auch der letzte Grund der Philosophie, also nicht in den formalen Funktionen des Verstandes. Dieser Mensch steht nun mitten in der Krisis mit ihrer wankenden Ordnung der Dinge und ihren randlosen, hoffnungslosen Horizonten. Die Grenze, der Ansatzpunkt der Kulturkrise, ist geschwunden; alles Haltgebende, Verpflichtende und Verbindliche wich dem Unübersehbaren. Keine Macht außer uns begrenzt mehr. Der „Gewißheit des Absoluten" ist nun die „Gewißheit des Relativen" gefolgt. Jetzt ist dem Menschen die Aufgabe gestellt eine neue, langsam werdende Welt zu schaffen und alles Alte in die neue geistige Welt des wirklichen Menschen, der noch höher steht als seine Vernunftwelt, umzudenken: nicht als metaphysisches Problem, sondern im Sinne einer Lehre von der Wirklichkeit des Menschen, einer neuen Grenze und einer neuen Gemeinschaft.

Wien — Franz Strunz

Katholische und deutsche Charakterköpfe. Herausgegeben von Max Buchner. Paderborn 1930, Ferdinand Schöningh. 240 S. (mit 7 Bildern). Kart. M. 4,—, geb. M. 5,—.

Sechs bereits in Zeitschriften erschienene Beiträge enthält dieses Buch mit dem ein wenig unglücklichen Titel. A. Doeberl zeichnet die Gestalten des Fürstbischofs Melchior von Diepenbrock und seines Lehrers Johann Michael Sailer, des zu Unrecht fast vergessenen großen Erziehers aus den Tagen der Aufklärung und Romantik. R. Stein behandelt Ludwig Richter, den „Maler des deutschen Hauses", der Herausgeber den Dreizehnlinden-Dichter Friedrich Wilhelm Weber und A. Dörrer den katholischen deutschen Burschenschafter Karl Domanig. Lebendigkeit bringt der Aufsatz L. von Gebsattels über das Leben und heldenhafte Ende des Vizeadmirals Maximilian Graf von Spee in das Buch, das sich, wie der Verlag selbst meint, als „wertvolles Geschenkwerk für die heranwachsende Jugend" eignet. Für unsere mit Zeitproblemen ringende Jugend scheint diese Veröffentlichung etwas verstaubt.

Berlin — Hans Sturm

Dr. Carl Sonnenschein. Der Mensch und sein Werk. Von Ernst Thrasolt. München 1930, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 405 S. Geb. M. 8,50.

Ein ganz vorzügliches Buch. Darzustellen war: ein katholischer Geistlicher, der durch die praktische Ausübung seiner Religion weit über die Kreise seiner Religionsfreunde und selbst im Lager seiner Gegner stille und laute Bewunderung fand, ein Mensch mit außerordentlicher Einfühlungsgabe, scharfer Dialektik, voll von Gegensätzen, sozial, wirtschaftlich, politisch, literarisch interessiert, aber der kaum ein Buch las und dennoch über alles unterrichtet war, der eine Seelsorgestunde hatte, so angefüllt mit Menschen aus allen Ständen, aller Altersstufen, aller Religionen, wie es sonst wohl nur in der Sprechstunde eines berühmten Arztes der Fall ist. Er wußte Tausende von Menschen in Berlin, Deutschland, dem Ausland in den Dienst seines Lebenswerks zu ziehen. Er gründete die sozialstudentische Bewegung, das Sekretariat sozialer Studentenarbeit, eine katholische Volkshochschule, eine akademische Lesehalle, ein akademisches Arbeitsamt, ein

Digitized by Google

katholisches Wohnungsamt, ein Presseapostolat und vieles mehr. Wie sollte man hier alles Bedeutsame aus dem Leben dieses Mannes auch nur andeuten können, da selbst der Verfasser des 395 Seiten starken Buchs längst nicht alles berücksichtigen kann. Das Werk ist mit einer Fülle von Erinnerungen, Anekdoten, Beispielen dargestellt. Daneben ist alles, was Sonnenschein mitmachte und was ihn selber bilden half, mit herausgearbeitet: Die Kämpfe im italienischen und deutschen Katholizismus der Vorkriegszeit, der Weltkrieg, die Staatsumwälzung und die Studentenbewegung, die Jugendbewegung, die politische Entwicklung des deutschen Katholizismus. Mit Liebe (kann es anders sein?) zeichnet der Autor die verzweigten Bahnen dieses großen Unruhigen, scharf kommen die Kurven heraus und auch die Zusammenstöße. Deren gab es viele in diesem dramatischen Leben. Auch Sonnenscheins Unfähigkeit, das Naturgebundene des Menschen mit zu den wesentlichen Dingen zu rechnen, ohne die wir zu keiner gesunden Ordnung zu gelangen vermögen, wird mit aller Deutlichkeit als große Schwäche, als Quelle vieler Mißverständnisse und Schwierigkeiten erkannt. In diesem Punkt war dieser deutsche Priester viel zu italienisch gebildet, ohne daß er dazu auch das italienische Naturell besessen hätte, das in Italien die Geistigkeit korrigiert und kontrolliert. Ein bescheiden und gerecht geschriebenes Buch, das im Leser den ehrfurchtvollen Schauer vom Geheimnis einer großen Persönlichkeit hinterläßt.

Berlin — Hans Roselieb

Denkwürdigkeiten. Von Bernhard Fürst von Bülow. Dritter Band: Weltkrieg und Zusammenbruch. Berlin 1931, Ullstein. 433 S.

Es wird als eine Äußerung Wilhelms II. das Wort kolportiert: dies sei ihm zum erstenmal begegnet, daß jemand im Grabe noch Selbstmord begehe. Die Bemerkung, auf Bülows Niederschriften gemünzt, ist die knappe Formel der Empfindungen, die fortlaufend die Kenntnisnahme der Lebensrückschau begleitet. Selten hat sich wohl ein Mann des öffentlichen Wirkens so sehr das eigentlich geschichtliche Bild verstellt. In dem dritten Buch, das die Zeit nach 1909 behandelt, wird das fast noch ärger als in den beiden ersten Bänden. Denn nun war die Zeit des unmittelbaren Wirkens vorbei, nur unterbrochen durch die fünf Monate Botschafterdienst 1914/15. Gerade für diesen Abschnitt ist aber die Ausbeute der Erinnerungen geringer, als erwartet werden konnte. Da Bülow aber den Band füllen muß, ist dem Ressentiment und der politisierenden Argumentation ein breiterer Raum gelassen als früher. À la suite der Weltgeschichte gestellt, aber doch durch zahllose Röhren noch mit deren Pumpwerk verbunden, gibt er zum mindesten die Geschichte der Geräusche, wie sie zu ihm dringen. Infolgedessen wimmelt das Buch von Ungenauigkeiten; sein historischer Quellenwert ist damit nicht aufgehoben, aber psychologisch verschoben, Material für die den Krieg begleitenden Gerüchte, Tendenzlegenden und ähnliches, die natürlich auch ihren bestimmten, Geschichte deutenden Wert besitzen. An einer deutschen Hochschule soll bereits der Plan bestehen, das Problem der Glaubwürdigkeit von Autobiographien im historischen Seminar zu behandeln und dabei Bülow zum Ausgangspunkt für methodische Untersuchungen zu nehmen. Das könnte ganz interessant sein. Vielleicht ist es noch zu früh. Wir nannten das Buch seinerzeit eine „Kombination von Alibi und Rachefeldzug". Das zweite ist mit dem Gang der Erzählung vordringlich geworden. Dieser „Selbstmörder im Grab" hat noch nach seinem Tode Dutzende deutscher Namen und Männer umzubringen versucht. Einige können sich nicht mehr wehren. Andere wollen das tun. Es scheint eine Art von „Gläubigerschutzverband" im Werden, zu dem die gesammelt werden sollen, die sich durch Bülows Altersbosheit geschädigt fühlen; der Sozusagen-Syndikus, ein junger Historiker, ist schon am Werke. So wird das Werk eine ganze Literatur gebären. Die Aussichten sind nicht gerade verlockend.

Berlin — Theodor Heuß

Propyläen-Weltgeschichte. Band I: „Das Erwachen der Menschheit." Herausgegeben von Professor Walter Goetz. Berlin 1931, Ullstein. 626 S. M. 34,—.

Der erste Band dieses auf zehn Bände berechneten Geschichtswerks ist seinem Erscheinen nach der vierte. Wieder muß man die äußere Aufmachung, Buchschmuck, Auswahl der Bilder und die Technik ihrer Wiedergabe als eine Höchstleistung moderner Verlagsarbeit preisen. Aber wiederum auch bedauern, daß die berufensten Geschichtsforscher nicht gleichzeitig die besten Geschichtsschreiber sind. Dies ist freilich ein Band, bei dem man diese Mängel gut und gern in Kauf nehmen kann: es ist die erste Weltgeschichte, in der die neuesten Ergebnisse wissenschaftlicher Erkenntnis berücksichtigt sind, so daß die geschichtliche Betrachtung um etwa fünfzehn Jahrtausende erweitert wird. Sechshundert Seiten — das ist schon ein starkes Buch; angesichts der Tatsachenfülle, die es ausbreitet, ist aber die Knappheit der Darstellung anzuerkennen. Eine glückliche Disposition erleichtert — neben dem synchronistischen Register — die Benutzung. Der Beginn mit Ur- und Vorgeschichte ergibt sich von selbst. Dann folgt die Geschichte Ostasiens, Ägyptens und des vorderen Orients und jedes Gebiet wird immer so weit behandelt, bis die europäische Kultur als bestimmender Faktor eintritt, gleichgültig, ob es bei China und Japan erst im vorigen Jahrhundert, ob es bei Vorderasien das Zeitalter Alexanders des Großen ist. (Georg Steindorffs Ägyptenkapitel ist übrigens nicht nur wegen seiner instruktiven Art zu rühmen.)

Dem Hauptteil vorgelagert sind, außer der besonnenen Einleitung von Walter Goetz, gewichtige Essays über die Systeme der weltgeschichtlichen Betrachtung, bei dieser Arbeit hätte man auf Karl Marx gründlicher eingehen müssen, um zu zeigen, daß die Geschichtsauffassung dieses Mannes zwar wesentlich, aber nicht alleinbestimmend wäre, ferner die Beziehungen zwischen Rasse und Boden zur Geschichte; namentlich der skeptische Abschnitt von Friedrich Hertz über Rasse und Geschichte gibt eine vortreffliche Basis für vorurteilslose Diskussionen ab. Lassen die speziellen Teile die großen Gesichtspunkte vermissen, so führen die allgemeinen auf die hohe Warte der Geschichtsphilosophie. Sie lehren auch begreifen, daß eine Personalunion der Herder, Humboldt, Hegel mit den treuen Kärrnern bei den Ausgrabungsarbeiten, im bildlichen wie im übertragenen Sinne, kaum möglich ist.

So schafft dieses nützliche Werk Belehrung über die Themen hinaus, mit denen es sich beschäftigen will.

Berlin — Lutz Weltmann

Italien von heute. Politische und wirtschaftliche Kulturgeschichte von 1860 bis 1930. Von Robert Michels. Zürich 1930, Orell Füßli. XI u. 416 S. M. 14,— (17,—).

Robert Michels besitzt alle Erfordernisse für eine vorurteilslose, eindringende und umfassende Beurteilung Italiens:

Digitized by Google

er ist oft und auf sehr lange Zeit in Italien gewesen; er liebt unser Land und Volk, was ihn nicht verhindert, objektiv zu sein; er hat die Geschehnisse der letzten dreißig Jahre der italienischen Geschichte meist persönlich miterlebt und zum Stoff langjähriger und streng wissenschaftlicher Forschung gemacht. Wer also in seinem Buch nur interessante journalistische Eindrücke, nur ein gedankenloses Lob oder eine leichtfertige Verleumdung des neuen Italiens suchen wollte, der würde höchst enttäuscht sein. Michels' Buch ist Ausfluß eines gründlichen Studiums, das sich zur Aufgabe stellt, „eine Art politische Kulturgeschichte Italiens" zu geben, das aber in der Tat keine Seite unseres geistigen, wirtschaftlichen, sozialen, politischen Lebens außer Betracht läßt und bei der Menge des Stoffs doch weiß, das wirklich Bedeutende hervorzuheben. Das Buch gibt mehr, als es verspricht: das heutige Italien kann der Verfasser nur völlig verstehen, insofern er auch den entwicklungsgeschichtlichen Prozeß kennt, durch den es entstanden ist. So fängt Michels mit der Erörterung der ersten Dezennien der italienischen Einheit und der Lage Italiens vor dem Weltkrieg an, um dann die Nachkriegszeit länger und eingehend zu behandeln. Mit voller Sachkenntnis und sicherem Verständnis spricht er von den ideellen Kräften, die sich in unserem „Risorgimento" betätigten, von unseren inneren politischen Kämpfen und vom Faschismus, dessen Entstehung, Aufmarsch und Grundprinzipien von ihm anerkennend gewürdigt werden. Auch unsere auswärtige Politik findet in ihm einen aufmerksamen, unabhängigen Beobachter: und höchst aktuell und interessant ist auch für den Italiener, was er über die Auswanderungsprobleme und die gegenwärtigen Verhältnisse zwischen Italien und Frankreich sagt. Daß dabei das Buch analytisch verfährt, ist wohl begreiflich; und vielleicht wäre ein zusammenfassender Rückblick statt der flüchtigen Schlußbemerkung erwünscht gewesen; der Eindruck bleibt trotzdem einheitlich: aus allen Seiten ersteht vor dem Leser das Bild eines Volks, das sich durch unendliche Schwierigkeiten durchgekämpft hat und kühn vorwärts strebt, eines Landes, das aufgehört hat, nur ein Museum zu sein, um zu einer Werkstatt zu werden, „in der gehämmert wird".

Genua G. A. Alfero

Im Dienste der Sowjets. — Den Klauen der Tscheka entronnen. Erinnerungen. Von Grigorij Bessedowskij. Aus dem Russischen von N. von Gersdorff. Leipzig 1930, Grethlein & Co. 2 Bde. 306 u. 342 S. Geb., je M. 7,50.

Man erinnert sich, welches Aufsehn die abenteuerliche Flucht des Attaché Bessedowskij aus der pariser Sowjetgesandtschaft erregte. Schon sehr bald danach begannen seine Erinnerungen in französischen und russischen Zeitungen zu erscheinen. Nun liegen sie auch in deutscher Buchausgabe, von N. v. Gersdorff sehr gut übersetzt, vor. Es ist ein Werk, das man am liebsten in einem Zuge durchlesen möchte, ein Stück Zeitgeschichte, das vor allem jene zur Kenntnis nehmen sollten, die immer noch an eine „Evolution" der Sowjets glauben. Gewiß spielt das Ressentiment des Flüchtlings eine sehr große Rolle in Bessedowskijs Darstellung, er ist viel zu sehr Partei, um objektiv schildern zu können. Er hat auch entschieden den Wunsch, sich von dem Vorwurf des Renegatentums reinzuwaschen und sich selbst besser zu machen, als er tatsächlich ist. Das Buch ist zu sehr großem Teil Pamphlet, aber auch nach der strengsten kritischen Sichtung des Materials bleibt nur zu viel übrig, was die russischen Machthaber und ihre Sendlinge im Auslande auf das schwerste belastet. Es stehen zuviel Dinge in dem Buch, die man einfach nicht erfinden kann, weil keine menschliche Phantasie dazu kühn genug wäre. Glänzend sind vor allem Bessedowskijs Charakteristiken der einzelnen Sowjetprominenten. Gewiß hat auch hier nicht gerade Liebe dem Schreiber die Feder geführt, die Porträts werden oft zu Karikaturen, aber das Wesen der Karikatur besteht doch darin, daß sie die wirklich charakteristischen Züge des Dargestellten scharf herausarbeitet. Der Weiberfeind Tschitscherin, der Schürzenjäger Wojkow, den der Schuß eines fanatischen Gegenrevolutionärs zum Märtyrer und Helden stempelte, während er sonst aller Wahrscheinlichkeit nach ein höchst unrühmliches Ende genommen hätte, der Biedermann Rykow, der „in engem Kreise bei einem Gläschen Wodka gegenrevolutionäre Reden hält, neben denen die ärgsten Äußerungen der Emigrantenpresse ganz unschuldig klingen", der Despot Stalin, vor dem alles zittert, wie einst die Bojaren vor Iwan dem Schrecklichen, der naive Ferjan, der in Paris beim Anblick jeder blauen Arbeiterbluse begeistert ausruft: „Welch herrliche revolutionäre Stimmung!" — lauter Typen von unheimlicher Echtheit und Lebendigkeit, eine Bildergalerie, wie sie ein Gulbranssson nicht besser zeichnen könnte!

Leipzig Arthur Luther

Agathe von Siebold, Johannes Brahms' Jugendliebe. Von Emil Michelmann. Stuttgart-Berlin 1930, J. G. Cottasche Buchh. Nachf. 406 S.

Die einzige Geliebte Brahms', die „der Begnadete ganz reinen, keuschen Herzens lieben und begehren durfte, lebt durch ihn in der Geschichte weiter". Die Tochter des göttinger Frauenarztes von Siebold (1801—61) erlebte ihren Liebesfrühling mit Brahms im Jahr 1858 in Göttingen. Davon erzählt der Hauptabschnitt des Buchs (S. 137—206). „Ich liebe dich! Ich muß dich wiedersehen! Aber Fesseln tragen kann ich nicht!" Mit diesen Worten schied Brahms auf Nimmerwiedersehen von Agathe. Die Gründe für die Absage an ein so nahes Glück werden im Buch vorgeführt, auch die Rolle, die Klara Schumann dabei spielte. Agathe überwand das Leid und verheiratete sich mit dem Arzt Schütte, an dessen Seite sie glücklich wurde. Nach seinem Tode ruhte die Sorge um ihre Kinder noch volle 22 Jahre auf ihr, die am 3. März 1907 starb. Erst in den letzten Jahren ihres Lebens ward ihre Liebe zu Brahms weiteren Kreisen bekannt. Der Jugend gedenkend, sprach sie einmal zu ihrer Schwiegertochter: „Ich lebe nur in Gedanken an ihn, wie wenn das ganze Leben hinter mir versänke." Michelmann schildert Agathes Leben und Lieben im weit gezognen Rahmen der sie beeinflussenden Umwelt mit fesselnder Anschaulichkeit. Die Namen von J. O. Grimm, dem Musikprofessor, und Joseph Joachim, der ihr bis zum Tode in Freundschaft nahestand, umfassen die Tonwelt, der sie ausschließlich und mit ganzer Seele, auch als ausübende Sängerin, treu blieb. Der begrenzte, aber innerlich tiefe Gedankenkreis der Universitätsstadt, ihrer geliebten Heimat, begreift den ruhevollen Grundgehalt ihres Wesens, das aus persönlichen Aufzeichnungen und Briefen und aus Mitteilungen ihrer Freunde zu einem schönen und reinen Gesamtbild sich abrundet. Michelmann löste seine Aufgabe ebenso gründlich wie taktvoll. In dem edlen Frauenbild, das er entwirft, spiegelt sich ein Stück Geistes- und Kulturgeschichte des vorigen Jahr-

Digitized by Google

hunderts. Die Liebe verklärt sich zur heiligen Cäcilia. Joachims Geleitwort: „Die Musik ist es wert, ihr ein Leben zu weihen" — steht wie ein Segensspruch dem Buch voran, das man aus der Hand legt im Gefühl, mit einer schönen Seele im besten Sinn vertraut geworden zu sein.

Rostock Wolfgang Golther

Aus dem Volksbüchereiwesen der Gegenwart. 17 Aufsätze zum 50. Geburtstag von Erwin Ackerknecht. Herausgegeben von Hans Rosin. Stettin 1930, Bücherei und Bildungspflege. 187 S. M. 4,50.

Deutsche und ausländische Verehrer und ehemalige Schüler des weit über die Fachwelt hinaus bekannten führenden Volksbildungsmannes und stettiner Büchereidirektors Ackerknecht geben in dieser Festschrift einen lebendigen Einblick in die Probleme moderner Bildungspflege. Aus allen Aufsätzen atmet Ackerknechts Geist, den Berufsleidenschaft, seelsorgerisches Verantwortungsgefühl und Lebensnähe auszeichnet. Nicht nur Fachleute, sondern jeder wache Kulturmensch wird, da immer wieder die Zusammenhänge heutiger Volksbüchereiarbeit mit der Pädagogik und Philosophie und darüber hinaus mit dem Lebens- und Kulturganzen hervortreten, die Veröffentlichung mit Gewinn lesen. Man vermißt nur eins: Eine zusammenfassende Darstellung des reichen Wirkens Ackerknechts. (Die dankenswerte Bibliographie seiner Schriften gibt nur eine bescheidene Vorstellung!) Sein theoretisches und praktisches Arbeitsfeld umfaßt u. a. Bücherei, Volkshochschule, Laienspiel, Rundfunk, Schallplatte, Lichtspiel. Er ist derjenige in Deutschland, der den Begriff Bildungspflege geprägt hat und in vorbildlicher Weise in Leben umsetzt. Er ist Theoretiker und Praktiker in glücklicher Harmonie, ein rühriger Organisator dazu, ein wahrhafter Acker-Knecht, dem eigentlich die Dichter, Philosophen und der Kultusminister eine Festschrift hätten verehren müssen.

Guben Pirmin Biedermann

Kunst und Technik. Herausgegeben von Leo Kestenberg. Mit 18 Abbildungen. Berlin, Wegweiser-Verlag. (Volksverband der Bücherfreunde.) 448 S.

Der ideale Referent über dieses Buch müßte noch universeller gebildet sein als der Herausgeber, müßte Musiker und Dramaturg, Techniker und Philosoph, Soziologe und Filmfachmann sein. Darum konnte auch ein Einzelner das Buch noch nicht schreiben. Leo Kestenberg hat in der Auswahl seiner Mitarbeiter viel Personalkenntnis bewiesen, nicht nur Kenner der Materie, sondern auch Schriftsteller, die darüber schreiben können, gefunden, in neunzehn Aufsätzen wird das wichtigste Problem heutiger Ästhetik beleuchtet. Vielleicht hätten Drama, Theater, Regie ein wenig eingehender behandelt werden müssen, die schönen Formulierungen des Erbprinzen sind etwas allgemein gehalten, während die Musik, das Spezialgebiet des Herausgebers, etwas reichlich bedacht ist. Wir buchen aus dem musikalischen Teil das Kuriosum, das Eberhard Preußner mitteilt, daß sich Mozart schon, recht widerwillig übrigens, mit dem Problem der mechanischen Musik hat befassen müssen. Der wichtigste Beitrag ist ein Essay des Philosophen Ernst Cassirer über „Form und Technik": er trifft das Problem am tiefsten, wenn er meint, daß die Technik bisher ihre höchste Mission nicht erfüllt habe, weil sie sich nicht nur als Bezwingerin der Naturgewalten, sondern auch der chaotischen Kräfte im Menschen selbst erweisen müsse. Erst wenn das Ziel der Erziehung des Arbeitswillens und der echten Arbeitsgesinnung erreicht sei, werde sich das echte Verhältnis zwischen Technik und Form herstellen. Ernst Hardt, der unsere Zeitlupenglosse über „Technik als Kritik" (L. E. XXXI, 622) wesentlich ergänzt, gelangt in seinen Ausführungen „Wort und Rundfunk", nach denen die Radiotechnik zu einer letzten Vermenschlichung der Kunst führen müsse, zu einer reizvollen Physiognomik der Stimme. Seine Arbeit greift zeitgeschichtlich weit aus. Besonders instruktiv schreibt Kurt von Boeckmann über die „Organisation des deutschen Rundfunks", Walter Ruttmann über „Technik und Film", Walter Gronostay über „Die Schallplatte im kulturellen Leben der Zeit". Ein Buch, das einmal geschrieben werden mußte.

Berlin Lutz Weltmann

Akrobatik, ihre Technik und ihr Sinn. Von Edi Polz. Wien 1931, Dr. Hans Epstein. 98 S.

Gemeinsam mit den Sport- und Amateurphotographen Rübelt, Eichhoff und Abramovics und in Verbindung mit ausgezeichnetem Schülermaterial zeigt E. Polz die moderne Akrobatik als Blüte und höchste technische Stufe gymnastischer und turnerischer Übung, als vollkommenes Produkt seelischer Schulung des Willens und der Nerven gesunder, kräftiger Jugend. Von überlegenem und durchdachtem Standpunkt rückt er die Akrobatik aus der Nachbarschaft der Seiltänzer und Feuerschlucker und gibt ihr den erzieherischen Sinn und Zweck einer Neubelebung klassischer Tendenzen. Das Land der Griechen mit dem Körper suchend, erstrebt der lehrende Autor zwischen und durch Atemübungen, Spannbeuge, Grätschstand, Kerze, Flick Flack, Schulterstand, Spagat und anderen Bewegungsübungen eine Wiederauferstehung antiker Kultur. In instruktiven Kapiteln und Bildern werden die Grundlagen der Akrobatik und des akrobatischen Tanzes, der artistischen wie der Amateur-Akrobatik eindringlich und mit einer edeln Freiheit des Geistes behandelt.

Berlin Rudolf Frank

Aussichten und Wege. Von Joseph Wittig. Gotha 1930, Leopold Klotz Verlag. 306 S.

Aus dem großen Umkreis seines inneren und äußeren Lebens hat hier der Dichter und Gelehrte in längeren und kürzeren, zwanglos ineinander übergehenden Aufsätzen und Kapiteln Dauerndes zu einem schönen, an geistiger Anmut reichem Buch vereinigt. Auch ihm ist der autobiographische Grundzug eigen, es wird von Erlebnis, Erinnerung und Hoffnung getragen und das Ganze durch eine tiefe innere Beteiligung verklärt. Joseph Wittig ist Meister dieser Darstellung. Sie gibt seinen Büchern die reizvolle Farbe. Er erzählt wieder von früher Kindheit, Vater und Mutter, Landschaft und Tageszeiten, Menschenbegegnungen, Wanderungen im Heiligen Lande, Lebensaltern und ihren Krisen (eine besonders feinfühlend erlebte und gedankenreiche Aufsatzfolge), kirchlichem Leben, Erinnerungen an die katholischen Theologenjahre mit ihren schweren Zerwürfnissen und beruflichen Unzulänglichkeiten, Kirchenpolitik und Kirchenbeunruhigung, Bitternissen, alltäglichen Notwendigkeiten und leiser Sorge des Herzens und des Leibes. Man kann nicht sagen, daß all das, was dieser wertvolle Mann aus tiefer Herzensgesinnung und Weisheit des Gefühls in diesem Buch gibt, im gewohnten Sinne des Worts „volkstümlich" ist — für die sogenannten

Digitized by Google

weiteren, oberflächlichen Leserkreise gewiß ein unmögliches Buch — aber den geistigen Menschen, dem „das Leben aus Tiefen kommt, die jeder Berechnung spotten", wird es reich beschenken und glücklich machen mit der ganzen Fülle des Lebens und der Liebe. Über der Frische und Wahrhaftigkeit, auch über seinem lebendigen Glauben liegt eine feine, dem flüchtigen Leser kaum spürbar werdende Melancholie und Stille der Reife und Vollendung. In diesem Buch kommt diese zarte Dämpfung mehr als in allen früheren Arbeiten des Dichters merkwürdig zum Ausdruck und eint sich mit seiner alten, frommen Sehnsucht nach einer Kirche der größten Armut, der schwersten geistigen Not, der Verfolgung und des Martyriums.

Wien — Franz Strunz

Nachrichten

Todesnachrichten. Georg Schaumberg ist am 2. März im Alter von 75 Jahren in München gestorben. Er ist 1855 in München geboren und hat seit 1889 ununterbrochen in München gelebt, wo er zunächst die „Illustrierte Münchener Stadtzeitung" redigierte, hat dann mit Michael Georg Conrad, Bierbaum, Panizza die „Gesellschaft für modernes Leben", später die „Münchener Gesellschaft für Theatergeschichte" mitbegründet. Sein Gedichtband „Dies irae" ist seinerzeit verboten worden. Schaumberg hat sein lebhaftes Interesse für das Theater auch in mancher Bühnendichtung kundgetan.

Lothar Schmidt ist am 25. März im Alter von 67 Jahren einem Magenleiden erlegen. Er hat sich als Verfasser der vielgespielten Komödie „Der Leibalte" seinerzeit vorteilhaft bekanntgegeben. Sein Versuch, die berliner Komödie zu schaffen, hat noch einmal in dem Lustspiel „Nur ein Traum" Erfolg gehabt. Seine späteren Stücke, wie „Schloß am Wannsee", „Der Roman einer Frau", „Die Unmoralischen" haben sich auf den Bühnen nicht durchzusetzen vermocht.

Paul Dobert ist nach einer Meldung vom 24. März im Alter von 71 Jahren auf seinem märkischen Landsitz Nächst-Neuendorf gestorben. Er war ein guter Schilderer märkischer Landschaft und hat die Zeitschriften „Zur guten Stunde", „Moderne Kunst", „Vom Fels zum Meer" und „Die Woche" zeitweise herausgegeben.

Fernand Nozière, dessen Stück „Diese alte Kanaille" noch eben in den Kammerspielen des Deutschen Theaters zur Aufführung gelangt ist, ist nach einer Meldung vom 26. März im Alter von 57 Jahren einer Operation zum Opfer gefallen. Von seinen weiteren Stücken sind „Bel ami" und „Gefesselte Welt" am bekanntesten geworden. Nozière, der mit bürgerlichem Namen Weyl hieß, hat auch als Theaterkritiker unter einem Pseudonym für den „Matin" und den „Gil Blas" gewirkt.

Alexis Mouzin ist nach einer Meldung vom 18. März im Alter von 85 Jahren in Leigues gestorben. Er stammte aus Avignon und wurde frühzeitig in die literarische Bewegung um Frédéric Mistral herum hineingezogen. Er hat die provenzalische Dichtung wesentlich gefördert und zahlreiche Werke in provenzalischer Sprache hinterlassen. Von seinen Dramen sind „Der Kaiser von Arles", „Cithans" und „Les Alycamps" erfolgreich über die Bühnen gegangen.

Arnold Bennett ist am 27. März im Alter von 63 Jahren in London langer, schwerer Krankheit erlegen. Er ist aus der londoner Kleinjournalistik hervorgegangen und hat sein Erzählertalent zunächst an Lokalskizzen erprobt. Er hat dann Kolportage-Sensationsromane geschrieben, wie „Das Tor der Rache", „Himmlische und irdische Liebe" und hat sich dann keineswegs ohne Erfolg im Lustspiel erprobt. Die von ihm verfaßten Lebenserinnerungen wurden zu einem amüsanten Buch, voll sprühenden Zeitkolorits. Seine eigentliche literarische Bedeutung haftet an der Romanserie, die er dem heimatlichen Töpferland widmete, in der er das industrielle Kleinbürgertum Englands sehr anschaulich gestaltet hat.

* * *

Manfred Hausmann hat für sein Buch „Kleine Liebe zu Amerika" den Preis der Ralph-Beaver-Strasburger-Stiftung erhalten.

Die Münchener Volksbühne hat den Schriftstellern Georg Britting und Eugen Diem in Würdigung ihres Schaffens und zur Weiterführung ihrer schriftstellerischen Arbeiten eine Ehrengabe von je 600 Mark verliehen.

Adolf Vögtlin ist anläßlich seines 70. Geburtstages eine Ehrung in Höhe von 1000 schweizer Franken von der schweizerischen Schiller-Stiftung überreicht worden.

Der Jugendpreis Deutscher Erzähler in Höhe von 10000 Mark für das Jahr 1931 ist Joseph Bauer für seinen Roman „Achtsiedel" zugesprochen worden.

Der französische Literaturpreis Minerva ist der Schriftstellerin Jouvé für ihr Buch „Noctourne" zuerkannt worden.

Jan Wiktor, einer der bedeutendsten Vertreter der jungen polnischen Dichtergeneration, erhielt für seinen Roman „Morgenröte über der Stadt" (deutsche Übersetzung von Leo Koszella, Gilde-Verlag, Köln) den Dichterpreis der Stadt Krakau.

Der Neue Deutsche Verlag in Berlin veranstaltet ein 4000 Mark-Preisausschreiben für einen Roman, der das wahre Gesicht des Faschismus gestalten soll. Ort der Handlung soll ein Industriezentrum in Deutschland sein.

Die sächsische Regierung wird noch für das Haushaltungsjahr 1930 5000 Mark in Einzelbeträgen von je 1000 Mark als Ehrengaben an Angehörige des freischaffenden Schrifttums unter Berücksichtigung der Verdienste und der wirtschaftlichen Notlage zur Verfügung stellen.

Die Psychologisch-ästhetische Forschungsgesellschaft in Hamburg setzt drei Preise in Höhe von 2000, 700, 300 Mark aus für das Thema „Die Erneuerung der Bühne". Der Wortlaut des Preisausschreibens ist bei Professor Dr. G. Anschütz, Reinbek bei Hamburg, zu erfragen.

Gino Roccas Roman „Gli ultimi furono i primi" (Edizione Treves) wurde mit dem Preise „Bagutta 1930" ausgezeichnet.

Der Preis „Umberto Fracchia" wurde Bruno Barilli für seinen Roman „Il paese del melodramma" (Edizione Carabba) zuerkannt.

Das Königliche Lombardische Institut für Wissenschaft und Literatur (Mailand) hat mit der Prämie des Jahres 1930 die kritische Arbeit Fiores „La poesia di Vergilio" (Edizione Laterza) ausgezeichnet.

Der italienische Kolonialminister erläßt ein Preisausschreiben zur Förderung der Kolonialliteratur. 5000 Lire stehen zur Verfügung.

Digitized by Google

Das Sonett soll in Italien wieder zum Leben erweckt werden. „Il pensiero" (eine verdiente Literaturzeitschrift) erläßt zu diesem Zwecke einen Wettbewerb. (H. M. T.)

Emil Reclam, der wohlbekannte Verleger, ist in Würdigung seiner Verdienste um die deutsche Literatur zum Ehrendoktor der grazer Universität ernannt worden.

Fedor von Zobeltitz' Romane „Die Ruferin" und „Dagmar springt in die Freiheit" sind in italienischer Übersetzung im Verlag Adriano Salani in Florenz erschienen.

In dem Gerichtsverfahren des Turnlehrers Loch gegen Ernst Penzoldt ist der Dichter wegen Beleidigung des Turnlehrers Loch zu 600 Mark, wegen Beleidigung der Luise Loch zu 800 Mark verurteilt worden. Gegen das Urteil ist Berufung eingelegt worden.

*

In der dorpater Universitätsbibliothek ist eine größere Anzahl von Briefen Goethes (auch Kants) an Professor Karl Morgenstein aufgefunden worden.

Emile Verhaerens Nachlaß ist jetzt von der Witwe des Dichters der Königlichen Bibliothek in Brüssel geschenkt worden. Es sind 60 Handschriften, rund 1500 an Verhaeren gerichtete Briefe, über 600 Werke aus seiner Bibliothek, sowie das Mobiliar seines letzten Arbeitszimmers.

Die Stadt Venedig hat Goldonis Geburtshaus, den Palazzo Centani, angekauft, in dessen Räumen Goldoni 1707 geboren worden ist. In dem Palazzo soll ein Goldoni-Museum eingerichtet werden.

J. Talmantas hat E. T. A. Hoffmanns Erzählung „Die Brautwahl" in acht Bildern unter dem Titel „Nuotaka" dramatisiert. Das Stück ist mit Erfolg über die Staatsbühne in Kowno gegangen.

Die Vereinigung belgischer Schriftsteller hat im Zentrum von Brüssel eine eigene Buchhandlung errichtet, die ausschließlich dem Absatz der Produktion der Mitglieder dienen soll. Das Unternehmen wird als Genossenschaft geführt werden.

In Hinblick auf die in Vorbereitung befindliche kritische Nietzsche-Ausgabe werden die Besitzer von Nietzsche-Manuskripten, Vorlesungsnachschriften, Briefen, Gedichten gebeten, dem Nietzsche-Archiv in Weimar (Professor Dr. Emge) Nachricht zu geben.

Die Fortführung des Deutschen Wörterbuchs der Brüder Grimm ist nunmehr finanziell vom Reichsministerium des Innern, vom Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaften gesichert worden. Der Verlag S. Hirzel, Leipzig C 1, gibt die neuen Lieferungs- und Subskriptionsbedingungen bekannt.

*

Neue Zweimarkfünfundachtziger: im Verlag S. Fischer, Berlin, erscheinen soeben billige Ausgaben von Gerhart Hauptmanns Roman „Die Insel der großen Mutter" und Arthur Schnitzlers Novellen „Traum und Schicksal". (Unter den sieben Novellen dieses Bandes befinden sich u. a. die „Traumnovelle", das „Spiel im Morgengrauen", „Frau Beate und ihr Sohn.") — Der Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin, legt eine Zweimarkfünfundachtzig-Ausgabe von Werner Mahrholz' „Deutsche Literatur 1890—1930" vor. So sehr es zu begrüßen ist, daß dieses durch seine Maßstäbe wie durch seine Darstellung ausgezeichnete Werk breitere Lesermassen findet, so läßt sich doch nicht verschweigen, daß Max Wiesers Ergänzung dieses Niveau nicht hält und von Flüchtigkeiten nicht frei ist.

„Das bunte Buch" heißt eine Sammlung von Wilhelm von Scholz' Erzählungen, die in der Deutschen Buchgemeinschaft, Berlin, erschienen ist und dem längst nicht genügend gewürdigten epischen Dichter Scholz neue Freunde zuführen wird.

Über den russischen „Fünfjahresplan" schreibt der Engländer Michael Farbmann (S. Fischer, Berlin). Leider steht in der um äußerste Objektivität bemühten Schrift nichts über den Fünfjahresplan für Literatur und Theater.

* * *

Uraufführungen. Wien. (Komödie.) „Graf Oslendorff und das Mädchen." Schauspiel von Rudolf Jeremias Kreutz (7. März 1931).

* * *

Nachtrag zur Vorlesungs-Chronik. FREIBURG (Schweiz): Newald, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Geniebewegung. Benett, Modern english Poetry. Moreau, Le théâtre du 19e siècle et celui d'aujourd'hui. Maurice Barrès et ses cadets. — GENF: Bohnenblust, Goethes Faust. Poetischer Realismus. Goethes Gedichte (Sem.). — GRAZ: Kleinmayr, Heinrich von Kleist. Polheim, Die Geniezeit. Karl, Geschichte der französischen Lyrik seit 1850. Schürr, Victor Hugo als Lyriker. Zauner, Der französische Roman im 19. Jahrhundert. — LAUSANNE: Bohnenblust, Deutsche Romantik. Roman und Novelle von Goethe bis Thomas Mann. C. F. Meyer (Sem.). — WIEN: Arnold, Grundriß der Poetik (Dynamik und Technik des Dramas). Politische Dichtung des 19. Jahrhunderts (Prosem.). Thalmann, Gestaltungsfragen der Lyrik. Robert, Commentaire de poèmes lyriques du XIXe siècle. Etude d'un auteur dramatique contemporain.

Redaktionsschluß: 4. April 1931.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Möglichkeiten des Films

Zwei neue Filme, Chaplins „Lichter der Großstadt" und Alexis Granowskys „Lied vom Leben" führen in ein Bereich neuer Möglichkeiten, die nur dem Film eignen, der Bühne wohl unzugänglich bleiben werden.

In „Lichter der Großstadt" werden gleich eingangs belanglose Reden bei einer Denkmalsenthüllung gehalten. Der Tonfilm gibt nur ein Summen unartikulierter Laute und betätigt damit eine eigne Ironie. Eine Ironie der Technik, denn es soll den Anschein gewinnen, als versagte solchen Banalitäten gegenüber die technische Wiedergabefähigkeit. Im „Lied vom Leben" werden songs vorgetragen. Der Sänger bleibt unsichtbar, in jedem Augenblick aber illustriert die Photographie; Bilder vergegenwärtigen gespenstisch den Inhalt der Verse.

Weiter: Möglichkeiten des stummen Films. Kommt ein Sektglas in Frage, so zeigt Granowsky ihrer ein Dutzend. Sie wirbeln durcheinander, sie drehen sich, sie kreisen. Neben das eine Baby, auf das die Filmhandlung weist, treten schattenhaft ungezählte Wickelkinder. Damit erreicht Granowsky eine Wirkung, die gerade dem Russen am Herzen liegen muß. Das Individuum ist nirgends mehr allein. Es erscheint immer als Teil einer Masse, eingegliedert, eingeschachtelt, in die Kommune verquirlt. Es vervielfältigt sich auch das individuelle Ding, es wird dadurch zu einer Macht. Es gehört nicht nur mehr dem bestimmten Zweck an, es wird zu einem Hornissenschwarm, der über die Häupter der Menschenmasse wolkengleich hinwegstreift.

In Chaplins Film. Chaplin hat Nudeln zu essen und schlingt dabei mechanisch die Papierschlangen mit ein, die überall durch den Saal wehen. Er nimmt eine Pfeife in den Mund, verschluckt sie, und diese Pfeife tönt nun bei jedem Schluckauf und Atemzug aus seinem Innern. Hier erfüllt sich, was Bergson als Wesen aller Komik zu erkennen glaubte: das Komische ist das Automatische. Der Gegensatz des Lebewesens zum toten Mechanismus, das Hinabgleiten des Lebendigen ins Maschinelle übt unwiderstehliche komische Wirkung, hier noch dadurch verstärkt, daß Chaplins Gesicht in solchen Augenblicken zur Maske erstarrt. Dieser Film zeigt aber noch eine Möglichkeit der photographischen Widergabe, bei der die Bühne nicht mitkönnen würde: um die weitoffnen Augen des Mädchens ist ganz ersichtlich Blindheit gelagert.

Die Frage: Literatur und Kitsch? Nicht sowohl verkitschte Literatur, als vielmehr literarisch veredelter Kitsch, wird Chaplins Film gegenüber wach. Hier ist ein Motiv verwandt, das eines Poe nicht unwürdig wäre: der Millionär, der im Suff dem Vagabunden ganz nahe ist, ihn aber jedesmal im Zustand der Ernüchterung nicht wiederzuerkennen vermag. Bewußtseinsspaltung. Andererseits das Mädchen, dessen Blindheit durch eine Operation beseitigt wird. Der einst Geliebte erscheint der Sehenden als lächerliche Figur. Sie greift nach seiner Hand, eine Erinnerung zuckt auf, sie streicht mit ihren Fingern über diese Hand, ertastet und erfühlt sich seine seelische Nähe.

Es schien wichtig, auf diese aus der eigenen Technik des Films erwachsenen Möglichkeiten hinzuweisen. Sie führen in ein nur dem Film zugängliches, von Bühne und Literatur abliegendes künstlerisches Bereich. Also dennoch: Kunst aus Technik!

E. H.

Zwei Filme und zwei Bücher

Der S. Fischer Verlag gibt die 10. Auflage von Heinrich Hausers Buch „Die letzten Segelschiffe" mit Bildern des Verfassers heraus. Zu gleicher Zeit bringt die berliner Ufa Hausers Film „Die letzten Segelschiffe" zur Aufführung.

Die deutsche Regierung verbietet den Film „Im Westen nichts Neues". Und einige Wochen später bringt der Ernst Rowohlt-Verlag Bilder desselben Films in Buchform vor das deutsche Publikum.

Und man liest Hausers wunderbaren Bericht über seine Fahrt mit der Pamir nach Südamerika noch einmal. Was vom Buch her schon so ausgeglichen stark war: das Erzählen von 110 alltäglichen Tagen an Bord, nichts als Arbeit und wieder Arbeit. Und Sturm und Sonnenschein. Und Tiere und die Weite des Himmels und vor allem die Liebe zu diesem Segelschiff Pamir — das kommt von neuem heraus bei den dem Buch beigegebenen Bildern, dann bei dem Film, der, einfach wie das Buch, einen ganz starken Eindruck macht. Immer wieder von neuem tastet Hausers Auge die riesigen Segel ab: einmal vom Deck, dann wieder vom Mast her. Hinauf in den Himmel, in den phantastischen Wald von Seilen, Segeln, Rahen, Eisentrossen, hinunter ins Wasser zu Schweinsfischen, Haien, Albatrossen gleitet die Kamera. Packt die Matrosen schlafend, arbeitend, am Steuer, hoch oben in den Rahen. Packt das Schiff vom Meer her: ein gigantisch segelnder Dom. Packt das Meer vom Schiff her: es gleitend umschmeichelnd oder rasend im Sturm um Kap Hoorn. Zerfetzte Segel. Sonnenuntergänge.

Die Anordnung der dem Buch beigegebenen Photographien ist nicht so gut wie die seinerzeit dem „Schwarzen Revier" von Hauser beigegebenen. Die war großzügiger, spiegelte optisch wieder, was episch das Buch brachte, setzte das Buch in Bewegung, ergänzte dem schreibenden Hauser kräftiger den Hauser, der Augen, Augen, Augen hat.

Augen! Augen! Augen auf!! Was Ernst Rowohlt tat, indem er den dem deutschen Volk entzogenen Film „Im Westen nichts Neues" als Buch in Bildern zurückgab, kann nicht genug gelobt werden. Dieser außerordentliche Film, dessen Verbot ich noch weniger verstand, nachdem ich ihn in Amsterdam gesehen hatte, gibt ungeschminkt, ohne Übertreibung, Beleidigung, Erniedrigung das Deutschland des Weltkrieges. War man empört und zum Verbot so bereit, weil ein Sergeant seine Untergebenen „schleift"? Nun: das ist nicht deutscher Militarismus durch die Brille der Entente gesehen, sondern eben: Militarismus.

Dieses zum Film, der das erschütterndste Dokument des Weltkrieges bleiben wird. Zum Buch dies: die Bildanordnung ist so vortrefflich, daß der, welcher den Film nicht sehen durfte,

Digitized by Google

ihn vollkommen vor sich hat. Man ist gepackt. Und dankbar, daß man im Bilde festgehalten sieht, was Remarque geschrieben hat. Dieses Buch muß jeder in Deutschland kaufen! Jeder, der den Krieg mitgemacht hat, denn er sieht ein Stück seines eigenen Lebens. Und erst recht jeder, der ihn nicht mitgemacht hat, denn er sieht den bildgewordenen Wahnsinn des „eisernen Zeitalters".

Heinz Dietrich Kenter

Getarnte Stegreifkomödie

Noel Cowards Theaterstück „Intimitäten", das jetzt im berliner Renaissance-Theater gegeben wird, brauchte den Literaturbeflissenen weder wegen seines Ansätzchens zu einem Satirchen auf die heutige Gesellschaft noch wegen der Moral von der Geschicht', daß Prügeleien zwischen Mann und Frau noch kein Zeichen von Meschuggität seien, vielmehr ein durchaus normales Zeichen von Intimität, zu interessieren.

Aber es lehrt, daß die Zeiten des Stegreiftheaters sich wieder ankündigen. Es ist oft ausgesprochen worden, daß unsere Epoche der Mimokratie den Mangel an dramatischer Kunst ausgleiche. Aber eine Gabe, die den Schauspielern früher eignete, scheint ihnen verloren gegangen zu sein: die Improvisation. Noel Coward, der Verfasser von „Intimitäten", ist londoner Schauspieler. Gäbe seine Komödie nur die Situationen an, Ausgangs-, Endpunkt und Weg, sie wäre restlos reizend. Aber er traut seinen Kollegen die Fähigkeit, den Text zu seinem Einfall zu erfinden, nicht zu. Und das belastet das Stück. Die Parallelität als Rahmen: zwei Paare auf der Hochzeitsreise, jedes mit einem geschiedenen Ehepartner, Wiedersehen der einst Verehelichten im gleichen Hotel und gemeinsame Flucht, das ginge an. Parallelität mit abgezirkelten, vorgeschriebenen Worten, das betont die Konstruktion, macht die Grundidee leblos. (Der zweite Akt bringt das neue Idyll der Geschiedenen und sein Ende mit Prügelei, der dritte das sich Wiederfinden der beiden, als sie das seltsame Zwischenspiel während der Hochzeitsreise liquidieren wollen und — ihre ergänzenden Hälften ins Prügeln kommen.)

Die vier Menschen sind keine Charaktere, sondern lediglich Gestalten der Schauspieler Eckersberg, Riemann, Brausewetter, Brionne. Vier Individualitäten formen ein Stück. Daß der Dialog nicht von ihnen ist, bleibt die einzige Inkonsequenz in der Entwicklung. Die Wiederkehr unterscheidet sich von dem früheren Stadium nur dadurch, daß einst Typen die Stegreifkomödie schufen, während es jetzt Individuen sind.

L. W.

„Lizzie oder der Ehestreik"

Die „Alpinen Monatshefte" (München IV, 4) haben ein Sonderheft „Mysterium und Mimus von Bayern und Tirol" herausgebracht. Die schön illustrierte Abhandlung stammt von dem besten Kenner dieses Gebiets, dem berliner Universitätsprofessor Hermann Reich.

Die Leser der „Literatur" werden sich vielleicht seiner Ausführungen zum Spezialthema seiner Forschung (L. E. XXXII, 551) noch entsinnen. Seine neue Arbeit enthält außer wesentlichen und farbigen Ergänzungen noch einen volkstümlichen Abriß seiner seit Jahren vergriffenen zweibändigen Geschichte des „Mimus".

Zum Schluß erzählt Hermann Reich folgende hübsche Geschichte:

Er geht auf das Stück des tiroler Bauerndramatikers Julius Pohl ein, das „Der Ehestreik" betitelt ist, und nennt die dem Verfasser bekannten Vorbilder wie Anzengrubers „Kreuzelschreiber" und die ihm unbekannten wie des Aristophanes „Lysistrata" und den uralten Mimus aus Megara, auf den der attische Komödiendichter zurückgeht.

Die „Lysistrata" nun wird zur Zeit in Neuyork gespielt. Aber die Aussprache des Namens macht den Amerikanern einige Schwierigkeiten. Der Theatermanager schlägt darum in Annoncen dem Publikum vor, die Lysistrate einfach Lizzie zu nennen.

Nach zweieinhalb Jahrtausenden landet die von Aristophanes in die Höhe einer politischen Komödie erhobene Mimus-Idee wieder im simplen Grundmotiv: Lizzie oder der Ehestreik!

L. W.

Stegreiferzähler

Es ist von Interesse den Stegreiferzähler, diesen neuerdings dank dem Mikrophon aktuell gewordenen Typus, so recht einmal unter die Zeitlupe zu nehmen. Spiegelt doch sein Dasein, sein ganzer Werdegang ein gut Stück europäischer Kulturgeschichte wider. Im Anfang war das Wort und die Menschheit bediente sich dessen durch Jahrtausende, ehe sie zu Schriftzeichen fand. So kannte man Oraldichter lange vor Homer. Allein, Stegreiferzähler sind durchaus keine Erscheinung primitiver Zeitalter nur. Im Gegenteil. Sie wirkten insbesondere in einer Zeit, da es längst handgeschriebene Bücher gab. Ja, man schätzte sie noch, als schon die Buchdruckerkunst erfunden war, sogar in Jahrhunderten drüber hinaus. Im maurischen Zeitalter in Spanien, jener unvergleichlichen Epoche orientalischer Hochkultur in Europa, die uns so prunkvolle, noch heute bezaubernde Kostbarkeiten der Architektur hinterließ wie die Alhambra, den Alcazar, die Mezquita zu Cordoba, galt der maurische Erzähler als eine verehrungswürdige Persönlichkeit. Als ein von Allah besonders begnadeter Seher, wiewohl er die ihm zuteil werdende Eingebung nicht wie der gottesgelahrte Imam niederschrieb, der Mohammeds geheiligten Koran zu deuten bemüht war. Nein, gerade weil er es vorzog, in schlichten und einfachen Worten inmitten des Volkes — dadurch aber desto anschaulicher und farbig-lebendiger, weil ursprünglicher quellend — sich seinen Lauschern mitzuteilen. Waren die letzten Gebetsrufe des Muezzin verhallt, der Mond in seiner ganzen Pracht am Himmel aufgegangen, dann hockte sich Abul Hassan an den Brunnenrand hin. Und dann konnte er erzählen, der gute Alte, durch lange Stunden erzählen, eindringlich nach morgenländischer Sitte mit beiden Händen gestikulierend, von den erstaunlichsten Wunderdingen, die sich da irgendeinmal irgendwo begaben. Die Frauen, die Eunuchen, die Wasser am Brunnen holten, verzögerten ihre Schritte; selbst der stumpfe nubische Negersklave mit seinem Achselkrug starrte ihn an. Und manch einer wußte nicht recht, sollte er sich mehr verwundern über die absonderlichen Begebenheiten oder aber über den bescheidenen Mann im Burnus, dessen bärtigen Lippen solch unglaubliche Wundermärlein vor ihren Leibesaugen, ihren Ohren entsprangen.

Auch als längst schon dickleibige gedruckte Schmöker, gebunden in Schweinsleder, die Bücherschreine der Gelehrten zierten, war noch der Stegreiferzähler eine im Volke verhätschelte Stadtfigur. Bedeutete er doch nichts minder denn

Digitized by Google

eine lebendige Stadtchronik, die immer in fesselnder Weise Neues, Seltsames, Erregendes zu künden hatte. Besonders hatte es dermaleinst der „Liebe Augustin" in den Straßen des alten Wien seinen Mitbürgern angetan. Der verstand es wie bald keiner, unter lebhaften Gesten und drolligen „Faxen", tagtäglich mit den Tönen seiner Dudelsackpfeife am „Hohen Markt" oder „Graben" die Neugierigen anzulocken.

Der wußte aber auch um allerhand Schabernack; gab frohgemut seine Possen und Schnurren zum besten, Anekdoten und Mätzchen, erlebte oder ersonnene Kurzweil. Berichtete mitunter aber auch von gar wesentlichen Vorfällen, wie etwa der entscheidenden Besiegung der vor Wien vertriebenen Türkenheere durch Prinz Eugen von Savoyen bei Zenta.

„Maurischer Erzähler in Granada"
Federzeichnung von Margret Brussot-Barden

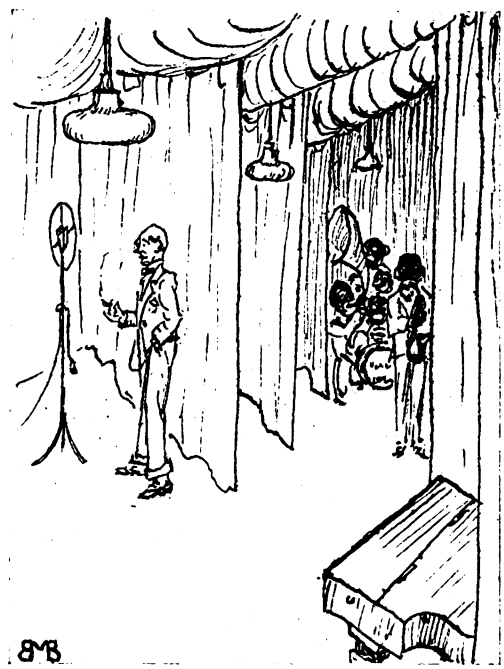
Derlei Kunde beschloß er stets, ehe er seinen Obolus heischte, mit einem Stegreif-Kehrreim ureigenster Prägung:

„O du lieber Augustin,
Alles ist hin!
Freut euch, ihr Herrn zu Wien,
Aus ist's, der Türk' ist hin;
Liegt in der Theiß jetzt drin.
O du lieber Augustin,
Alles ist hin!"

Andere Zeiten, andere Musik! An Stelle des Dudelsacks faucht heute das Saxophon; der Erzähler aber dichtet am Mikrophon. Vormals, in sensibleren Zeiten, wisperte die Muse dem Dichter ihre luftigen Traumgebilde aus einer Idealwelt ins Ohr. Heutigentags flüchtet der feinfühlige Poet, der wahre Idealist, vor all diesen endlich erreichten „Idealen" der materialistisch gewordenen Welt. Amerika zwang uns zu allen Segnungen des Friedensschlusses ein neues Tempo auf, obendrein eine neue Ästhetik, der wir uns unterwarfen, weil wir

„Der ‚Liebe Augustin'"
Federzeichnung von Margret Brussot-Barden

mit dem nun einmal mechanisierten Zeitalter mitgehn müssen. Der gleichfalls „amerikanisierte" Erzähler greift heute zur modernen Reportage! Anstatt im stillen Studio zu „dichten", diktiert er seinen Sekretärinnen gleichzeitig eine



„Der Dichter am Mikrophon"
Federzeichnung von Margret Brussot-Barden

Digitized by Google

Novelle und ein Entrefilet aus dem Stegreif. Heros eines neuen Zeitalters der Industrialisierung! Man kennt sie, jene fabelhafte Betriebsamkeit der Amerikaner, überdimensional, voll nervenzerrüttender Hast, angespannt bis zum Exzeß. Erlebte aber auch die noch fabelhafteren Zusammenbrüche amerikanischer Nerven, die vordem als unerschütterlich gleich Stahltrossen galten. Noch ist der deutsche Dichter, gottlob, im allgemeinen durchaus kein der geschäftigen Flachheit verfallener Yankee. Wennschon er auch, wie dies neuerdings immer häufiger vorkommt, am Mikrophon frei erzählt. Er hält trotzdem auf gute Tradition und bleibt nach wie vor der kultivierte Europäer. Auch auf diesem so heiklen, weil ungewöhnlich exponierten Posten vor hunderttausend unsichtbaren Neugierigen, lauscht der wahre Dichter nach innen, auf die Eingebung aus dem Unterbewußtsein, alle rein verstandesmäßigen Mätzchen fernhaltend. Seine Hände sind beherrscht gleich den Gedanken; die eine leicht in der Hosentasche, die andere, sonst gewohnt die flinke Feder zu führen, wälzt zwischen den Fingern eine verglommene Zigarette: „Meine Damen und Herren! Ich will versuchen Ihnen am Mikrophon vollkommen frei zu erzählen. Mein wackerer Vater, der arme Mann, mußte sich noch mit der klappernden Schreibmaschine behelfen, Großvater plagte sich ab mit der Feder, Urgroßvater kritzelte mit dem Gänsekiel, Urahn erzählte aus dem Stegreif auf Märkten und Messen ..."

Martin Brussot

Nekrolog auf eine Bühnenbearbeitung

(Pedro Calderón de la Barca † 25. 5. 1681.)

Deutschland, das stets mit aufrichtiger Sehnsucht um die Aufnahme ausländischer Dramatik bemüht war, hat — zum mindesten von literarischer Seite her — in den 250 nunmehr seit Calderóns Tod verflossenen Jahren zweifellos mehr für die Lebendigerhaltung und zeitweilige Wiederbelebung dieses spanischen Dichters getan als die Spanier selber. Deutsche haben in ihm stets den größten spanischen Dramatiker des Barock respektiert, haben seine vollendete Form bestaunt und auf alle Arten versucht, das Wunder seiner Stilisierung über den deutschen Brettern aufzubauen.

Goethe und Immermann haben sich um die Aufführung Calderónscher Stücke bemüht, August Wilhelm Schlegel hat zwei Bände seiner Schauspiele, Eichendorff eine Auswahl seiner Autos Sacramentales übersetzt, und von 1803 (Erscheinungsjahr der Schlegelschen Ausgabe) führt eine endlose Reihe deutscher Übersetzer und Bearbeiter bis zu den jüngsten Nachschöpfern Hugo v. Hofmannsthal und Lion Feuchtwanger.

Calderóns Werk ist in Deutschland eine literarische Angelegenheit, ein Problem sprachlicher Wiederschöpfung und der Nachgeburt in der Form. Gerade deshalb ist es erstaunlich, daß in der volkstümlichsten Ausgabe des in Deutschland meistgenannten Stücks dieses Dichters — „Das Leben ein Traum" in Reclams Universalbibliothek — bis auf den heutigen Tag die Übertragung von C. A. West sich halten konnte, die zu den primitivsten „Bühnenbearbeitungen" dieses bedeutendsten Dramas der spanischen Barockzeit zu rechnen ist. Es liegt mir fern, gegen die außerordentlich verdiente Bibliothek von Philipp Reclam jr. zu polemisieren, aber sicher ist doch der Hinweis nicht unangebracht, daß die Westsche Verballhornung, die übrigens schon alt genug ist (sie stammt von 1818), neben der im gleichen Verlag erschienenen Schlegelschen „Andacht zum Kreuze" eine schlechte Figur abgibt.

Nur wenige Beweise: bei Calderón beginnt das Drama mit Worten Rosauras, die natürlich aus der Seele des Barockmenschen heraus begriffen sein wollen:

„Rasender Hippogrif, der du mit dem wind um die wette liefst,
blitz ohne feuer, was eilst du davon, was gleitest, fliegst du,
vogel ohne schimmer, fisch ohne schuppe, hengst ohne triebe
der natur, im wirren Labyrinth der kahlen felsen? Auf diesem
gipfel harre aus, ein Phaeton der pferde hier zu werden ..."

West läßt im Auftakt statt Rosauras den Clarin folgende zusammengewürgte Reime kauen:

He, holla! du verwünschtes Tier! — 's ist fort,
Als ob's der Wind davon getragen. —
Seht, seht! da ist es wieder, — und nun dort! —
So stürz'! und mög' das Wetter dich erschlagen,
Du Satan von 'nem Pferde!

Herr West war kein Dichter, nicht einmal ein dichterisch empfindender Mensch; denn als solcher hätte er die Zeile: „ich bin ein starrer block aus eis und feuer" nicht zerrissen in ein „Was ist's" und „Es dringt wie Eis und Feuer Mir durch's Gebein".

Eine der abgründigsten und zugleich barocksten Sentenzen, die je aus spanischer Feder geflossen sind, jenes

Pues el delite mayor
Del hombre es haber nacido
(Das Dasein ist des Menschen größte Schuld)

in der zweiten Szene wird von West in die läppische Frage aufgelöst:

Bestrafst du am Menschen nur so hart
Die große Schuld, daß er geboren ward?

Reclam ist schon mehrfach auf diese Mängel hingewiesen worden, aber der Verlag stützt sich darauf, daß die Bearbeitung von C. A. West einst im wiener Burgtheater und später auch auf zahlreichen Bühnen des Reichs aufgeführt wurde. Gleichzeitig meint aber der Verlag, auf eine andere Bearbeitung verzichten zu können, weil Calderón „so gut wie gar nicht mehr aufgeführt" wird. — Das ist ja gerade der springende Punkt: das Lesedrama — und nichts anderes ist doch heute „Das Leben ein Traum" — sollte vollendet sein in der Form, und seine Übersetzung, als Zeuge eines literarischen Stils, sollte dem Original so streng und so dichterisch wie möglich nachgebildet sein, denn ihm droht kein Regisseur, ihm flucht kein übermüdetes Parkett.

Fedor Wälderlin

Digitized by Google

Rechtsfälle

VIII

Von Wilhelm von Scholz (Zürich)

Der Roman des Portugiesen Eça de Queiroz (1843—1900) „Das Verbrechen des Paters Amaro" erschien 1875 und gehört zu den Büchern, die auf dem Inder stehen. Das ist begreiflich. Die Persönlichkeits- und Charakterbilder portugiesischer Priester und vielleicht mehr noch die Schilderung der frommen Leute, der Frauen insbesondere, ist bei allem Auftragen tendenziöser Farbe in der Grundzeichnung sowohl wirklichkeitsnah als auch bloßstellend genug, daß man in der Kirche das Gelesenwerden dieses Buchs nicht wünschen kann.

Wenn nun aber Gerhard Pohl, der verdienstvolle Herausgeber der deutschen Übersetzung des Werks (von Thomas W. Schlichtkrull, Neuer deutscher Verlag, Berlin 1930) in seiner den Verfasser charakterisierenden Einleitung hofft, daß das Buch eine gute Waffe gegen die Dunkelmänner der Zukunft sein möge, so kann ich seine Zuversicht nicht teilen. Keineswegs etwa aus Geringschätzung für das Werk, das große Vorzüge hat und ein lebendiges Romankunstwerk ist!

Freilich: als „ein spätes Reis am Geniestamme der Shakespeare, Cervantes, Rabelais usw.", wie Pohl will, wage ich — nur nach diesem Roman allein — Queiroz nicht anzusehen; wohl aber als einen starken Erzähler des 19. Jahrhunderts, der unzweifelhaft insoweit Künstler ist, daß er über aller Absichtlichkeit der geistigen und politischen Einstellung das Gestalten aus Freude wie aus Leid, aus Anschauung und innerem Triebe nicht verliert.

Wäre er selbst ein Genie des Weltschrifttums, würde das meine Meinung über seinen etwaigen Kultureinfluß gegen künftige klerikale Bevormundung nicht ändern. Dafür, daß dieser Einfluß nicht sehr groß sein wird, dafür sprechen sowohl innere wie allgemeine Gründe. Die Satire, die der kluge, aufgeklärte, in menschliche Verhältnisse tief hineinblickende Portugiese hier an kleinen Männern der Kirche übt, würde um keinen Grad milder ausfallen dürfen, wenn sie sich statt deren kleine Männer der Wirtschaft, der Politik, der Waffenmacht oder sonst irgendwelchen Betriebes als Stoff gewählt hätte.

Dies ist's: beim Priester schilt sich die menschliche geringe Natur, die Unechtheit und Unehrlichkeit, die Rücksichts- und Bedenkenlosigkeit nur mehr mit dem Kleid — dem aus Stoff wie dem aus Wortgewebe — als bei den anderen, keinerlei Anspruch auf himmlische Zusammenhänge erhebenden Berufen. Beim Priester ist der Gegensatz von Schein und Sein auffälliger, schneidender.

Aber, was dieser Priester hier tut: daß er ein in ihn verliebtes Mädchen verführt und in Angst um alle Folgen für Beseitigung des schon geborenen Kindes sorgt, das ist doch durchaus nicht ein den Priester besonders bezeichnendes Verbrechen. Das würde bei dem Angehörigen jedes anderen Standes genau so scheußlich und widerwärtig sein — und genau so gut vorkommen können. Es ist auch gewiß nicht der Ehelosigkeit allein anzukreiden! Zahllose Lebenslagen können einem wie dieser Amaro schwachen und skrupellosen Menschen auch anderer Stände eine solche verbrecherische Tat nahelegen.

Der echte Künstler in Queiroz spielt dem Tendenzschriftsteller einen Streich: sein Roman greift so sicher ins Menschliche, daß wir den Menschen Amaro vor uns sehen und es uns fast belanglos erscheint, daß er auch Priester ist. Ja, vielleicht ist diese berufliche Bindung, innerhalb deren so etwas nie bekannt werden darf, eher geeignet, sein aus Angst geborenes Verbrechen ein wenig milder erscheinen zu lassen.

Sehr viel charakteristischere Skizzen von Pfaffen sind die Nebenfiguren. Von fern erinnern sie an Wielands herrliche drei Typen in den „Abderiten". Doch empfinde ich als eine gewisse Gleichgewichtslosigkeit, daß den tiefen Schatten, die zweifellos im Vorbild Leben vorhanden sind, nicht etwas mehr Licht aus menschlicher Seele gegenüber gestellt ist. Eigentlich vertritt nur die liebenswerte Figur des alten Abtes Ferrao die Helle. Das ist gegenüber den anderen Gesellen, neben die Wirk-

Digitized by Google

lichkeit gehalten, nicht genug! Das ist Tendenz, die dem Verfasser sonst meist vor guter Kunst mißrät.

Man lese das Buch! Man wird sich an diesen lächerlichen und abergläubisch-frommen Frauen, an diesen im Privatleben allzu menschlichen Priestern, an der getreuen Wiedergabe des allgemeinen Interessenspiels auf Gegenseitigkeit, der netten Verlogenheit und Falschheit freuen. Man wird sagen: Ja, so ist es! aber überall auf der Erde, wo Menschen sind, sicherlich nicht nur unter den Priestern! Freilich — wer noch an Redensarten glaubt, dem wird das Buch einige Täuschungen rauben. —

*

Dem Roman — in dem das Verbrechen zwar zum Kern der Handlung wird, der aber aus viel umfassenderer Anschauung sich nährt als nur aus dem Blick auf dies eine: die schlimme Tat; der auch Liebe und Leben schildert — lasse ich zwei Sammlungen von Wirklichkeitsberichten folgen, in denen die Bedeutung der Tat, des Verbrechens, zur grausigen Größe des Alleinentscheidenden in den Leben aufwächst.

In dem Roman wird die Tat vertuscht. Sie geht, so hat man das Gefühl, auch in der Seele des Schuldigen spurenlos unter. Amaro lebt in seinem Stande gesichert weiter und vergißt seine Sünde wie die gestorbene Geliebte.

In den beiden Wirklichkeitsbüchern, die von Frauenhand geschrieben sind und die Erfahrungen von Fürsorgerinnen für Strafgefangene schildern, ist der Eindruck: wie die geschehene Tat und Schuld einen Menschen fester und grausamer in ihren Krallen hat, als es die Gespenster ihrer Ermordeten mit Macbeth oder Richard III. vermögen.

Aber freilich ist es vor allem die Unausweichlichkeit der strengen, einmal verhängten Strafe und die der Strafe folgende Not, die das Furchtbare des Eindrucks hier hervorbringt. Am erschütterndsten das „Lebenslänglich" — einmal mit dem Ausspruch eines Gefangenen: der Weg in die Freiheit, durch Selbstmord, bleibe ihm immer, wenn er es nicht mehr würde aushalten können. Dies als tröstliche Möglichkeit, als Gewißheit, die Geduld und Ertragen lehrt!

Wenn ich solche zeitgenössischen Berichte, welche das grausame Fortzeugen der Schuld heutig, nüchtern-wirklichkeitstreu zeigen, neben die Qualen halte, die Shakespeare seine großen Mörder und Verbrecher erleiden läßt, und auch wieder an den Priester Amaro denke, der so leidlich über seine Schuld hinweggekommen scheint, so will mich immer wieder bedünken, daß alle Gewissensqualen letzten Endes Furcht vor grausamer Strafe oder Wirkung grausamer Strafe sind.

In Shakespeares Jahrhundert war es die Furcht vor der erwarteten Vergeltung im Jenseits, der sich kein Verbrecher entziehen konnte — heute ist es, bei der großen Wahrscheinlichkeit der Entdeckung der meisten Missetäter, vor der gerichtlichen diesseitigen Strafe oder das unmittelbare Leiden unter ihr. Es ist nicht die Tat selbst, die sich gegen den Verbrecher erhebt. Die Kraft der Seele, eine nicht mehr mit Gefahr verbundene, noch so schwere Schuld zu überwinden, zu vergessen, aus sich auszustoßen, ist wahrscheinlich viel größer, als wir gemeinhin glauben.

Die beiden Frauenbücher, die mir diese Gedanken erwecken, sind „Menschen im Zuchthaus" von Lenka von Koerber (Frankfurt a. M. 1930, Sozietätsverlag) und „Gezeichnete" von Elisabeth Schucht (Hamburg 1930, Agentur des Rauhen Hauses). Beide Berichtsammlungen stehen ungefähr auf gleicher Höhe, beide haben ihren Wert in dem Verarbeitetwerden des Stoffs durch einen guten, mitfühlenden Menschen, der sachlich und verantwortungsbewußt erzählt; dabei als einziges subjektives Moment tiefe Ergriffenheit, Erschütterung einfließen läßt und auf den Leser überträgt.

Einen sehr lebendigen gehobenen Augenblick habe ich mir bei Elisabeth Schucht angemerkt. Es ist ihr Anfang, das Erwecktwerden zu ihrer fürsorgerischen Aufgabe. Ihr Vater, hoher Richter, erzählt ihr einen besonders schwermütig stimmenden, eben zur Verurteilung gelangten Fall. Sie sitzt im Garten: „Ich schämte mich, als ich aufsah und mich in dem schönen Garten fand und meinen dreijährigen Jungen jauchzend zwischen den Beeten erblickte, wie er mit der Schiebkarre hin und her rannte und Gärtner spielte. Und dort unter den schattigen Bäumen saß die Kinderfrau mit meinem wenige Monate alten Töchterchen. Und dann dachte ich an mein gesichertes ruhiges Leben und schämte mich immer mehr —"

Es wiederholt sich im Kleinen das bestimmende Erlebnis des Franziskus von Assisi. Nur im Tätig-

Digitized by Google

sein gegen das Elend kann der tiefere Mensch, dem nicht eine ideelle geistige Arbeit auf die Schultern gelegt ward, im Anblick der grausamen Wirklichkeit eigenes Glück noch ertragen. —

*

Während die drei bisher besprochenen Bücher eine allgemeine Leserschaft erwarten und verdienen (so sehr auch vor allem Richter und Strafanstaltsbeamte die Berichte der Fürsorgerinnen studieren sollten!) — werden die aufmerksamen Leser der Erinnerungen des ehemaligen Oberreichsanwalts Ludwig Ebermayer „Fünfzig Jahre Dienst am Recht" (Leipzig und Zürich 1930, Grethlein & Co.) wesentlich Juristen und Innenpolitiker sein. Schon die starke und bedeutende Mitarbeit des Verfassers an dem im Entstehen begriffenen neuen Strafgesetzbuch, von dem manche Seite dieser Erinnerungen aufschlußreich handelt, bedingt das. Sodann die Tatsache, daß Ebermayer seinerzeit sowohl dem Kapp-Putsch wie dem Rathenau-Mord das gerichtliche Nachspiel zu halten hatte.

Es ist schade, daß Ebermayer, der auch eindrücklich zu schildern weiß, in diesen beiden wichtigsten Zeitberichten den Geschehnissen nicht viel Farbe gibt. Es wäre auch da und dort dem wertvollen Buch noch ein Mehr an Beispielen und an fesselnder Erzählung zu wünschen.

Der Verfasser hat den klaren Blick für das Kompromiß der Wirklichkeit. Von besonderer Bedeutung scheint mir die Auffassung über den Hochverrat. Ebermayer gibt auf Seite 165 einen Satz aus seinem Plädoyer im Kapp-Putschprozeß wieder: „Eine Bestrafung wegen vollendeten Hochverrats im Sinne des § 81 Nr. 2 St.-G.-B. gibt es eigentlich nicht: entweder die Umstürzler setzen sich durch, dann sind sie staatsrechtlich anerkannt und können nicht mehr verfolgt werden, oder sie setzen sich nicht durch, dann werden sie wegen versuchten (unternommenen) Hochverrats bestraft."

Dieser Satz zeigt, wie rasch das Recht an die harten Grenzen von Sachlage und Machtverhältnissen stoßen kann. Gerade liegt mir eine umfassende theoretische Schrift „Macht und Recht" von Poulimenos (Leipzig 1930, Europa-Verlag) vor, zu dessen klug vorgetragener Anschauung: daß Recht nichts anderes als ein Machtausfluß sei, die angezogenen Worte Ebermayers eine neue zwingende Bestätigung geben. Sie stimmt nachdenklich und läßt von jener Gerechtigkeit träumen, die sich auswirken sollte, auch wenn die Welt zugrunde ginge. Aber das „fiat justitia et pereat mundus" ist wohl mehr charakterlich als philosophisch ausgesprochen worden!

Aus Ebermayer spricht der praktische Jurist, der gerichtliche Arbeit leisten muß. Und da erkennt man: daß ja der Richter eigentlich nicht das Recht zu finden, sondern nur eine möglichst sinngemäße Anwendung der Gesetze vorzunehmen hat. Wie weit das voneinander entfernt sein kann, wie schon der Gesetzgeber das Recht verletzt haben kann, wie mancher Richter gegen seine Überzeugung von den Mängeln eines Gesetzes dennoch nach diesem Gesetz zu urteilen gezwungen ist, wird niemandem zweifelhaft sein.

Wichtige Abschnitte handeln in Ebermayers Buch von der falschen Überschätzung des Zivilrichters gegenüber dem Strafrichter; von dem Verhältnis zwischen Staatsanwaltschaft und Polizei, in dem Eifersucht herrscht und manchmal die rasche Aufhellung schwerer Verbrechen behindert; von den Nachteilen des bei uns abgeschafften reinen Geschworenengerichts.

In dem Buch sind auch manche liebenswürdigen Seiten. Wenn der Verfasser von seiner nördlinger Kindheit, seiner würzburger und münchener Studienzeit, seinen bamberger Richtertagen erzählt, fällt uns manches Schöne aus diesen Städten und allerlei auch aus den eigenen Studentenjahren ein.

Krisis der Begriffe

Zu Theodor Lessings „Europa und Asien"

Von Lutz Weltmann (Berlin)

Wie kommt es, daß ein so außerordentliches Werk wie Theodor Lessings „Europa und Asien" (Verlag Felix Meiner, Leipzig) so gut wie gar nicht in der Welt ist? Liegt es an der Indolenz oder dem Komplott der Katheder-Philosophen, die längst erkannt haben, daß Todschweigen eine wirksamere Waffe ist

Digitized by Google

als der Angriff? Liegt es an der politischen Einstellung des Verfassers? (Wobei sich die kuriose Tatsache ergäbe, daß der Sozialist Theodor Lessing auf der Seite seiner politischen Freunde eher Gegner finden müßte als auf der Gegenseite: seine Weltanschauung ist nicht materialistisch — Lessing ist sich dieses Widerspruchs bewußt und weist in seinem Buch den Weg zu dessen Überbrückung.) Liegt es, was Lessing selbst für sehr wichtig hält, daran, daß der Träger eines berühmten Namens es besonders schwer hat, sich auf dem gleichen Gebiete wie sein Vorgänger durchzusetzen? (Man lächelt zuerst darüber, auch wenn die philosophischen Schriften Theodors der Nachbarschaft Gotthold Ephraims keineswegs unwert sind, aber man wird sofort ernst, wenn man mit dem Autor weiter denkt, wie es heute wohl einem Dichter des Namens Goethe, einem Philosophen des Namens Kant erginge.)

Das alles mag dahin mitwirken, daß sich die Nation dieser großartigen philosophischen Leistung nicht bewußt ist. Aber der entscheidende Grund liegt tiefer: dieser Umwerter, der wie Spengler und Pannwitz von Nietzsche herkommt und dem berühmteren „Untergang des Abendlandes" und der ebenfalls zu wenig beachteten „Krisis der europäischen Kultur" die Priorität voraus hat — „Europa und Asien" geht auf eine gleichnamige Broschüre des Jahres 1914 zurück —, ist nicht nur gleich seinem großen Vorbild ein Umwerter aller Werte, sondern, was ihm selbst gar nicht so sehr zum Bewußtsein gekommen sein mag, auch ein Umwerter aller Begriffe. Die Auseinandersetzung mit Theodor Lessings Werk wäre nun nicht so schwer, wenn dieser Philosoph allein an den bestehenden Begriffen rüttelte, aber die Begriffe selbst sind im Verlauf unserer Kulturentwicklung ins Fließen gekommen, und die sublimierteste Terminologie birgt heute den Keim zum Mißverständnis in sich. Auch wer nur einen verhältnismäßig kleinen Teil des Lebens wie die Kunst unter die kritische Sonde zu nehmen hat, spürt allenthalben die Entwertung der Begriffe. (Mauthners Kritik der Sprache ist auf eine Kritik der Begriffe zu reduzieren.)

Der wesentliche Untertitel von Lessings Buch heißt „Untergang der Erde am Geist". Wer mag sich, wenn er ihn liest, das gleiche dabei denken wie der Autor? Hat nicht dieser Mann vor der letzten Reichspräsidentenwahl eine für ihn nicht folgenlose Querele gehabt, weil er das höchste deutsche Amt von einem geistigeren Typus bekleidet wissen wollte? Und der gleiche Mensch schreibt nun über den Untergang der Erde am Geist! Es ist Geist in einer ganz bestimmten Manifestation, dem nicht so sehr Lessings Kampf gilt als die Feststellung — über fünf Jahrtausende hin —, daß er die Erde vernichte.

Lessings „Europa und Asien" ist zornige Klage über das Sterben des großen Pan. Er geißelt die Vernichtung der afrikanischen Tierwelt wie die Zerstörung der Karst-Flora, die europäische Bevölkerungsdichte wie den genormten amerikanischen Menschen. Diese beliebigen Beispiele klären vielleicht, was Lessing unter dem Geist versteht, vor dem er warnen würde, wenn der Prozeß aufzuhalten wäre. Er scheint gegen zwei Fronten zu kämpfen: gegen den Geist, mit dem sich der (schwächere) Mensch zum Herrn über die Natur gemacht hat. Und gegen den, der die Seele des Menschen auslöscht. Aber im Grunde ist es der Kampf gegen ein und dieselbe Kraft — die zerstörerisch wirkt, weil sie sich von den eigentlich schöpferischen Mächten (Natur und Seele) losgelöst hat.

Den Beginn der Loslösung des Geistes aus den schöpferischen Urgründen datiert Theodor Lessing mit jener Menschheitsepoche, in der die Naturreligionen logisiert wurden. Daß mit dieser Logisierung eine Ethisierung Hand in Hand ging, vergißt Lessing nicht zu bemerken. Aber das ist eine sekundäre Erscheinung. Die primäre ist die Einengung des Kosmos zur Gesellschaft, das Selbständigmachen des Geistes ist, wenn man so will, eine Art schwarzer Magie. Die Ethisierung hat die grausamsten Religionskriege nicht gehindert, nicht die Kreuzzüge, nicht das Vertilgen der merikanischen und peruanischen Kulturen. Wenn Lessing an einen Zukunftkrieg der Farbigen gegen die weiße Rasse denkt, ist das der politischen Sphäre weit entrückt. Es sind magische Angelegenheiten, die hinter den wirtschaftlich-politischen Emanzipationsbestrebungen der Völker stehen. Seltsam genug vergißt Lessing, der zu seiner Beweisführung frappante ethymologische Momente heranzieht, daß die Bezeichnung des „weißen Mannes", „scheitan", mit „Satan" verwandt ist. Treffend ist die Parallelsetzung der katholischen Religionskriege mit den protestantischen: den Kämpfen der modernen Demokratien gegen die Eingeborenen.

Digitized by Google

Die Kernfrage des Buchs stellt Lessing in einem Gleichnis, das einem Briefe Rousseaus an Voltaire entnommen ist: „Der Geist ist in die Natur eingedrungen, wie ein Messer eindringt in das Mark eines Baumes. Wollte man die todbrohende Schneide aus dem Stamme wieder entfernen, so würde der Baum dabei verbluten. Aber soll man deswegen behaupten, daß das Messer im Mark des Baumes ein Zeichen seiner Gesundheit sei?"

In seiner Schrift „Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen" hat Lessing ausgeführt, was er hier nur streift: daß die Geschichte unter dem Gesichtspunkt geschrieben wurde, den Übergriffen des Geistes eine nachträgliche Rechtfertigung zu geben. Lessings Vorliebe für Asien hat ihre Wurzel darin, daß dort am ehesten Kräfte vorhanden sind, die Gegensätze zu versöhnen: im Taoismus und im Shintoismus. Buddhas Sendung sei die eines solchen Versöhners. Aber auch der Buddhismus konnte in tote Wissenschaft entarten, und im großen japanischen Erdbeben sieht Lessing die sinnvolle Empörung der Natur gegen Tendenzen des europäischen Geistes in Ostasien. Lessings Kritik am Geist weitet sich zur Kritik am Staat — sobald sich der Begriff Staat mit seinem Wortsinne (status = Boden) nicht mehr deckt.

Der „traumhaft-schauenden Seele" Asiens stellt Theodor Lessing nicht nur den „tätigwollenden Geist" Europas gegenüber, sondern auch Amerika als zum Begriff gewordenen Erdteil. Er beginnt seine Kritik dieses Vorbilds für Europa mit folgendem Gleichnis aus Dantes Hölle: „Als Dis, der Demiurg, vom Himmel herabgestürzt wurde, da wich das Land zurück vor seinem schweren Fall, und an der entgegengesetzten Seite der Erdkugel, im Westen stülpte sich die Erde empor zum Läuterungsberge Purgatorio, in dessen Essen die armen Seelen wieder rein gebrannt werden. Der erste Dichter der Menschenmittelpunktschaft suchte den Reinigungsberg der Menschheit an derselben Stelle des Erdraumes, wo 200 Jahre später, Kolumbus fand: Amerika."

Lessings Amerika-Bild ist das tiefste, das wir bis jetzt besitzen. Er bleibt nicht in so oberflächlichen Schichten wie Kapitalismus und Maschinenmenschtum haften. Er begreift diese Tatsachen als Exponenten eines Höheren: als eben jenen seelenlosen naturfernen Geist, der die Beziehung zum Leben verloren hat. Da geraten wir wieder an einen jener Begriffe, die nichts Selbstverständliches mehr umschreiben: werden die Amerikaner nicht gerade zum Leben erzogen? Sagt ihnen Lessing selbst nicht, wenn auch Mittelmäßigkeit, Tüchtigkeit und Gesundheit nach? Aber es ist jenes eingeengte Etwas von Leben, das auf ein traumloses Nützlichkeitsdasein hinausläuft und dessen Konsequenz die Maschine ist. Lessing verwirft Amerika als Leitbild, weil er den Lügen der Kultur und des Fortschritts auf den Grund gegangen ist. Er führt an, daß die Amerikaner die Theorie verachten — und weist auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes bei Plato hin: auf die Fähigkeit, das eigentlich Wirkliche, die Ideen, zu schauen. Es hat einen tiefen Sinn, wenn in der Ästhetik unserer Zeitenwende der Begriff Wirklichkeit einer der zugleich umstrittensten und fragwürdigsten geworden ist.

Die Forschungen der Wissenschaft tragen selber dazu bei, die Begriffe zu verwirren. Im Zusammenhang mit seiner Behauptung, daß die Parsen und die Juden heute besonders fähig seien, die Hypertrophie des Geistes (in seiner hybriden Existenz) den Gegensatz zwischen Morgenland und Abendland auszugleichen, geht Theodor Lessing auf die Judenfrage ein. In unserem Zusammenhange interessiert uns daran zweierlei. Das Ergebnis der Wissenschaft, nach dem die heute lebenden Germanen mit unwiderleglicher Sicherheit keine Arier, die heute lebenden Juden mit großer Wahrscheinlichkeit vorwiegend Arier sind. Das Ergebnis der Lessingschen These, daß die Denker, die dem Juden von heute „einseitige Wendung zum Kalkül, die zielstrebig gespannte Logistik, das Dahinschwinden der Naturhaftigkeit, die abstrakte Vergeistigung, Dialektik, Verlust des Dichtertums zugunsten des schaffenden Kenner- und Könnertums" vorwerfen, „im Kerne den christlichen Kulturprozeß" bekämpfen. Christentum sei „Übermächtigung der Natur durch den zielgerichteten Menschen". Es ergibt sich daraus die weitere Umkehrung der Begriffe, daß „der ganze Geschichtsvorgang, den wir in Europa und Amerika Fortschritt oder Zivilisation nennen, ja die gesamte Menschwerdung der Erde mit dem Christentum stehe und falle und daß „die christlichen Kirchen dem Prozeß des wissenschaftlichen und sittlichen Fortschritts hier oder dort zu widerstreben scheinen."

Wir haben hier nur die Themenstellung der Lessingschen Philosophie andeuten können und zum Rah-

Digitized by Google

men unserer Betrachtungen die Krisis der Begriffe gewählt. Aber dieser Gesichtspunkt reiht Lessings „Europa und Asien" erst richtig in die chiliastische Weltuntergangsstimmung unserer Zeit ein. Lessing scheut vor der Frage nicht zurück, ob „nicht der Untergang von Kultur, Abendland und weißer Rasse für das gesamte sonstige Weltall ein Ziel wäre, aufs innigste zu wünschen". Um 1900 setzt Lessing den Beginn des Absterbens des historischen Menschen an. Unsere Weltenwende ist mehr als der Übergang etwa zu neuen Wirtschaftssystemen. Sie entspricht kosmischen Ereignissen wie der Umwandlung des Naturmythos in Geistesreligion.

Gott schuf die Verwirrung der Sprache, damit die Menschheit den Turm zu Babel nicht weiterbaue. Der Mensch brachte es zu einer Krisis der Begriffe, die der zerstörerischen Tätigkeit des gottlosen Geistes ein Ende machen wird.

Ortega y Gasset

Von Egon Vietta

„Ich möchte lieber einen einzigen ursächlichen Zusammenhang entdecken, als König der Perser sein." Übersetzt man diesen Ausspruch des Vorsocratikers Democrit in die Sprache unserer Zeit, stoßen wir auf die geistige Formel des madrider Professors der Metaphysik: „An dem Tag", verkündet er, „an dem in Europa wieder eine wahrhafte Philosophie zur Herrschaft kommt, das einzige, wodurch es gerettet werden kann ..." Diesen Satz im Bewußtsein seiner entscheidenden Gewichtigkeit in den Mittelpunkt der Zeit rücken, heißt mehr als einen ursächlichen Zusammenhang entdecken. Es ist die Ansage jener schöpferischen, geistigen Überlegenheit, deren Niedergang zum Verhängnis unserer Kultur zu werden droht. Ortega selbst hat die Anzeichen dieses Niedergangs in seinem jüngst erschienenen Werk „der Aufstand der Massen" aufgewiesen (übertragen von Helene Weyl. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. 209 S. Geb. M. 6.50), einer der bedeutsamsten Auseinandersetzungen, die der Neuzeit überhaupt gelungen sind. Sie wächst mit der positiven Interpretation in „der Aufgabe unserer Zeit" zu einer einheitlichen Sinngebung der kommenden und teilweise schon verwirklichten Möglichkeiten zusammen, einer ganz einmaligen und eminent schöpferischen Synthese. Es ist das Verdienst der Deutschen Verlags-Anstalt, die Veröffentlichung dieser wichtigen Lebensarbeit in die Hände genommen zu haben. (Außer den genannten Werken liegt noch ein kleiner Essay über den „Einfluß der Frau auf die Geschichte" in deutscher Sprache vor.)

Was ist aber der zentrale Impuls dieses Philosophen? Seine Zusammenschau unterscheidet sich fundamental von den gleichgerichteten Versuchen Spenglers und anderer. Der Eklektizismus moderner Philosophen, die historische Morphologie Spenglers greifen das Problem unserer Zeit an der Peripherie an und haben sich, ohne damit über Wert oder Unwert ihrer Arbeit befinden zu wollen, aus der produktiven Neugestaltung von selbst ausgeschlossen. Ortega schöpft aus der Vitalität eines Absolutums. Er bricht diese Zeit gleichsam von innen heraus auf. Dadurch vereinfacht sich das Problem, um seine Komplikation in anderen Tiefen wiederzufinden. Welcher Art diese Komplikation ist, wird von Ortega deutlich genug ausgesprochen: „Klar im Kopf ist der Mann, der ... dem Leben ins Gesicht sieht, der sich eingesteht, daß alles darin fragwürdig ist, und sich verloren fühlt. Da dies die reine Wahrheit ist — hat, wer sie zugibt, schon begonnen sich zu finden" (Aufstand, S. 171). Wer die einzig wahren Gedanken den Schiffbrüchigen zuspricht, also dort sucht, wo die Entscheidung kein Entweder—Oder mehr kennt, hat mit dem Positivismus, mit der rein verstandesmäßigen Erkenntnistheorie nichts mehr zu schaffen. Es ist die Verlebendigung aus einer unumschränkten philosophischen Aufgeschlossenheit, die Ortega selbst als „lebendige Vernunft" (razón vital) gekennzeichnet hat, und damit nichts weniger als die schlechthin fruchtbarste europäische Geisteshaltung der Neuzeit. Seine Erkenntnisse gipfeln in dem kritischen Aufriß seiner neuesten Arbeit. Sie beschwört die Gefahr einer Selbstaufhebung der Zivilisation herauf; denn unsere

Digitized by Google

Epoche, die das Geistige mißachten zu dürfen glaubt, entzieht sich damit ihren eigenen Boden, da die Zivilisation strengste geistige Zucht voraussetzt. Wird diese Zucht in der öffentlichen Meinung — nicht zuletzt durch die Barbarei eines alexandrinischen Spezialistentums — diskreditiert, muß ihre schöpferische Tradition, die nicht gleichzusetzen ist mit der unschöpferischen Anhäufung von Wissensstoff, versickern. Es erscheint deshalb nicht ausgeschlossen, daß eines Tages die Kräfte, denen wir den unvergleichlichen Standard unserer Zivilisation verdanken, ausbleiben, und daß wir in einem geistigen und technischen Leerlauf zugrunde gehen. Den Pessimismus der Studie, die übrigens den „philosophischen" Voraussetzungen des Kommunismus und Amerikanismus unerschrocken zu Leibe geht („Ich finde keinen Unterschied zwischen einem kommunistischen und kapitalistischen Warenhausbetrieb", hat einmal Sombart gesagt), scheint der positive Entwurf der „Aufgabe unserer Zeit" Lügen zu strafen. Das ist in Wirklichkeit nicht der Fall: Beide Untersuchungen ergänzen sich zu einer Art Soziologie des Geistigen, denn Ortega geht dem Problem der europäischen Elite mit derselben Aufmerksamkeit nach wie dem strukturalen Aufweis des Massenmenschen. Er zieht den Trennungsstrich quer durch alle Schichten und Stände. „Masse" ist in seiner Terminologie kein wirtschaftswissenschaftlicher oder politischer Wertbegriff. Im Gegenteil, Ortega glaubt gewisse Symptome des Aufstiegs — übrigens mit Recht — eher beim Arbeiter als bei anderen Ständen zu finden. Er ist sich jedoch in voller Verantwortung bewußt, daß die geistigen Entscheidungen in einem kleinen Kreis getroffen werden, und — dies ist das Thema der „Aufgabe unserer Zeit" — sie sind gefallen im modernen Roman, in den bildenden Künsten, in der Musik, wenn auch notwendigerweise unerkannt von der Masse. Damit findet der Boykott der modernen Geisteshaltung durch die öffentliche Meinung eine überzeugende Erklärung. Ortega sieht gerade das Verhängnis der Zeit darin, daß der Typ Masse sich auch das exklusive Recht zur geistigen Entscheidung anmaßt und dadurch einer ruinösen geistigen Verwilderung Vorschub leistet.

Unnötig zu betonen, daß diese Gedankengänge den größten Mißdeutungen ausgesetzt werden können. Ernst Robert Curtius hat in der Einleitung zur „Aufgabe unserer Zeit" eine geistreiche Deutung Ortegas vorweggenommen. Er sieht in seinem „Perspektivismus" den weltanschaulichen Horizont der Epoche. Es ist fraglich, ob diese mehr deskriptive als kritische Sichtung der einheitlichen Gedankenführung Ortegas gerecht wird. Denn das „Ordnungsschema" der vielfältigen Perspektiven muß von einer Mitte aus beherrscht sein, deren tiefe philosophische Verwurzelung besser als tragender Untergrund denn als ausdrückliches Thema der Untersuchungen verstanden wird. Ortegas schöpferische Synthetik deutet mit dem sicheren Blick des „Kenners" die geistigen Strömungen der Zeit, um ein Gleichnis zu verwenden, das er in seiner Gleichstellung von begnadetem Betrachter und Künstler selbst nahelegt. Sein Werk hellt unsere Realität an einem lebendigen, geistes-wissenschaftlichen Maßstab auf: Schon die Methode, wie er diesen Maßstab anlegt und damit konkretisiert, fordert Bewunderung heraus.

Carl Georg von Maassen

Von Herbert Günther (Berlin)

I.

Wer in München im Hause Friedrichstraße 21, parterre rechts, vormittags zwischen 10 und 1 Uhr Einlaß begehrt, wird unverrichteter Sache wieder davongehen müssen: niemand öffnet, und die Jalousien sind alle dicht heruntergelassen. Etwas anderes ist es nachmittags gegen fünf. Auch dann wird man zwar Geduld haben müssen, bis man ein Gehen oder Scharren vernimmt, aber endlich lüftet sich der Spalt, und — eine brennende Zigarre glüht dem Besucher aus undurchdringlichem Dunkel entgegen. Diese Zigarre ist Carl Georg von Maassen. Man tappt in den Dampf hinein, und tatsächlich findet man dahinter, was man erwartet: die Wohnung eines Gelehrten. Man findet sogar mehr: die Wohnung eines Kunstkenners und

Digitized by Google

Sammlers, Räume voll schönster alter Möbel, Bilder, Uhren, Porzellane, Stiche — ein Schmuckkästchen. Seltsam in all der Zierlichkeit sind nur die vielen großen Becher und Schalen, die, bis zum Rande angefüllt mit Asche, neben Büchern, Manuskripten und einer Mokkatasse den Biedermeiertisch bedecken.

Zwischen den Herrlichkeiten des ersten Zimmers bewegt sich ein hoher, breiter Mann, dessen Hauptkleidungsstück zu unserer Verwunderung ein langer feldgrauer Soldatenmantel ist, ein richtiger Soldatenmantel, mit Koppelhalter und am Halse fest geschlossen — und das noch dazu nicht nur mitten im Frieden, sondern auch mitten im Juli! Der erwartete Gelehrte kommt nicht, denn dieser Soldat ist Carl Georg von Maassen. Er befindet sich soeben bei seiner „Morgentoilette" und rüstet zu kurzem Ausgang, vor Beginn der Arbeit oder des Allotrias im Kreise von Kumpanen, in dem er, nach Mode gekleidet, nicht anders wirkt als jeder andere Intellektuelle. Meistens jedoch sieht man abends einen Lichtschein durch seine Fensterläden dringen, bis früh um 6 Uhr.

II.

Maassen gehört zu denjenigen Gelehrten, denen Gründlichkeit die Haupttugend der Wissenschaft bedeutet, wenngleich, beileibe nicht, die einzige. Die Gebiete, die er gepflegt hat, bedürfen auf lange Zeit keiner Bearbeitung mehr. Seine „historisch-kritische Ausgabe" von E. T. A. Hoffmanns „Sämtlichen Werken" ist sogar so gründlich, daß man sehr bezweifeln muß, ob sie jemals wird beendet werden können. Sie ist auf fünfzehn Bände angelegt und sollte bereits vor dem Kriege vollständig sein — bis heute sind acht Bände erschienen. Allerdings werden diese acht Bände allein in ihrer Genauigkeit und Lückenlosigkeit immer ein Muster wissenschaftlicher Herausgeberarbeit bleiben.

Ein zweites wesentliches Verdienst bedeutet Maassens Neuherausgabe von Wezels „Herman und Ulrike", jenem bislang verschollenen und vergessenen, aber überraschend lebendigen Werk des 18. Jahrhunderts, das die bis dahin vermißte Brücke bildet zwischen Wielands „Agathon" und Goethes „Wilhelm Meister". Mahrholz sagt darüber (in seiner „Literargeschichte und Literarwissenschaft"): „Wezels Roman ist Entwicklungs- und Gesellschaftsroman und dazu eine der schönsten deutschen Romandichtungen, die es überhaupt gibt, so daß hier die literargeschichtliche Forschung ein über hundert Jahre dauerndes Unrecht gut gemacht und dem deutschen Volke eine herrliche Dichtung geschenkt hat." Das nämliche Ziel der Wiedergutmachung eines Unrechts setzte sich Maassen bei dem Neudruck von J. G. Schummels „Spitzbart" und der Veranstaltung seiner „Bücherei der Serapionsbrüder", die wenig beachtete „Kleinmeister der nachklassischen Zeit", Fouqué, Contessa, Weisflog z. B., in ihren besten Zeugnissen vereinigt und damit einer Wiederentdeckung dieser wertvollen, gemeinhin unterschätzten Dichter der Romantik und des Biedermeier gleichkommt.

Es ist aufschlußreich für Maassen, daß er sich nicht zu den vielen gesellte, die auf dem großen Feld „Goethe und seine Zeit" ackerten, sondern daß er, eigene Wege gehend, sich Dichter suchte, für die er mit seiner Forscherarbeit zugleich auch werbend eintreten konnte. Und noch ein zweites ist wichtig: bei allen diesen schwierigen Ausgrabungen wird Maassen in erster Linie von seiner Privatbibliothek unterstützt, die, 15000 Bände umfassend, neben einer vielhundertbändigen Abteilung von sämtlichen Ausgaben und Übersetzungen E. T. A. Hoffmanns, neben Schränken voller Rarissima aus den Gebieten etwa der erotischen Literatur, der Gastronomie, des Gespensterwesens fast die gesamte Romantik in Erstausgaben enthält. Maassen lebt außer für sich nur noch für einen einzigen zweiten Organismus: seine Bibliothek. Die Sorgsamkeit, mit der er sie betreut, der Spürsinn, mit dem er auf ihr Wachstum bedacht ist, sind nichts als reine Liebe, und dieselbe Liebe spürt man aus jeder seiner Veröffentlichungen. Maassen arbeitet mit der selbstverständlichen Peinlichkeit des Gelehrten, aber zugleich mit dem seltenen Feinsinn des Künstlers. Das gibt seinen wissenschaftlichen Büchern ihren eigenen Reiz.

Das schönste Beispiel für die Grazie aller seiner Werke scheint mir seine Anthologie „Verliebte Tändeleyen, Gedichte aus Arkadien". Er war imstande, diese Auswahl aus der gesamten anakreontischen Lyrik zu unternehmen — nur aus den Exemplaren seiner eigenen Bücherei, und trotzdem oder gerade deshalb gibt seine Zusammenstellung

Digitized by Google

ein denkbar frisches Bild von der Epoche. Hier allerdings, bei dem Versuch der Verlebendigung einer anderen Zeit, hat er die wissenschaftliche Vorarbeit verborgen, soweit es irgend möglich war, ist sogar so weit gegangen, die Verfasser der einzelnen Beiträge erst alle zusammen am Schluß zu nennen, aber tatsächlich fragen wir auch gar nicht darnach, welches Gedicht von Gleim, Uz, Hagedorn ist, welches von Gerstenberg, Justus Möser oder Hölty, sondern es zeigt sich: gewiß, alle Männer sind Jünglinge, heißen Daphnis, Tiren, Myrtill, Seladon oder Akanth und leben als Hirten, und alle Frauen sind Mädchen, heißen Daphne, Chloe, Phryne, Belinde oder Galathee und leben als Schäferinnen, doch sie alle sind keine Marzipanfiguren, sondern Menschen. Unter den Kostümen schlagen Herzen. Die Zeit und ihre Formen sind vergangen, aber ihre Inhalte sind ebenso Inhalte unserer Zeit. Die galante Zeit war nicht nur galant, die sachliche ist nicht nur sachlich. Das Wort „Moderne" wird hier ein wenig fragwürdig, kurzsichtig und überlaut, und ein kulturhistorischer Exkurs bringt damit unvermutet nicht nur Freude, sondern auch Erkenntnis. Diese Erkenntnis sollte man Maassen besonders danken. — 1920 begann Maaßen mit seiner Zeitschrift „Der grundgescheute Antiquarius". Es war eine Zeitschrift für Bibliophile, die weder Snobs noch Fachsimpel sind, sondern Kenner und Liebhaber ihrer Bücher zugleich, wie der Herausgeber, der bezeichnenderweise fast alle Beiträge selbst schrieb und sich Einsendungen ausdrücklich verbat. Die Zeitschrift hatte ein sehr persönliches, einmaliges Gesicht; leider ist sie wenige Jahre danach der Inflation zum Opfer gefallen.

In der Vorrede zum ersten Heft hieß es: „Wir wollen Neues im Alten, nicht Veraltetes bringen. Wir suchen das Starke, Lebendige, Eigenartige, Dauernde, einerlei aus welcher Zeit es stammt, aber nicht das Modernde und Verstaubte, nur heilig und beachtenswert, weil es alt ist." Diese Worte enthalten Maassens wissenschaftliches Glaubensbekenntnis, und mir ist, die Literaturgeschichte könne sich kein besseres Ziel setzen.

III.

Maassen verwandelt sich; der „grundgescheute Antiquarius" erscheint wieder: weltzugewandt wie nur ein Schlemmer, neben Munkepunke heute der geachtetste deutsche Gastronom oder besser Gastrosoph. Maassen nämlich bemüht sich, selbstverständlich über die einfältige Wahllosigkeit des Gourmands, über die lüsterne Genußsucht des Gourmets hinaus, nicht nur um eine Lehre des Kochens und nicht nur um eine Lehre des Essens, sondern um eine Kunst des Kochens und um eine Weisheit des Essens. Er hat den Neudruck der „Gastronomie" des Barons Eugen von Vaerst (1851), das klassische Werk vom Essen, mit einem Nachwort versehen, und von Vaerst übernimmt er das treffendere Wort Gastrosophie, wie er in seiner „Weisheit des Essens" mitteilt. Dieses Buch bringt Bemerkungen über Krebse in Dill, Forelle blau, Eier, Rebhuhn oder eine Hymne auf die Auster; aber es bringt auch einen Abschnitt „Von riesenhafter Gefräßigkeit und abnormen Eßgelüsten" oder eine sehr beherzigenswerte Mahnung über die „Barbarei der Leckermäuler", das entzückendste Kapitel nicht zu vergessen: „Was die deutschen Dichter gern aßen" — immer gilt von ihm, was ich von seinem jüngst erschienenen zweiten gastronomisch-gastrosophischen Buch „Rund um die Kaffeekanne" sagte, das ich hier kürzlich besprach (L. E. XXXIII, 5): es verbindet akademische Gewissenhaftigkeit mit delikater Darstellung; und so viele Einzelheiten es enthält, das Kleine, amüsant oder ernst, hat immer den Anschluß an das Größere, Ganze. — Maassen doziert und lebt eine Gebrauchsanweisung und eine Philosophie des Genießens. Es wäre sehr zu wünschen, daß er seine geplante Geschichte der Gastronomie aller Zeiten und Länder ausführen könnte, für die er seit fünfzehn Jahren Material sammelt. Man wüßte keinen würdigeren Autor für diesen Gegenstand.

IV.

Und noch einmal häutet er sich und zeigt sich abermals neu: Jacobus Schnellpfeffer, satirischer Dichter. Gleichzeitig mit der Kärrner- und Deuterarbeit an Hoffmann entstehen Verse von einer Bissigkeit, die selbst im „Simplizissimus" überrascht (in der Zeitschrift wie in der nach ihr benannten münchner Künstlerkneipe, in der er sie manchmal vortrug). Einige sind sogar so gänzlich absurd, daß er sie („allen dunklen Existenzen gewidmet") für seine

Digitized by Google

Freunde als einen später höchst berühmt gewordenen Privatdruck im „Verlag zum toten Kind" erscheinen lassen mußte. In diesen „Gedichten eines Gefühllosen" wird das Absolut-Böse so hymnisch gefeiert wie sonst nur das Gute und Schöne. Die Wirkung ist überwältigend, und zwar überwältigend komisch. Der Teufel in Menschengestalt, der da zitiert wird, ist so maßlos, sein Sadismus so ausgekocht, daß kein Entsetzen mehr genügt, daß man nur lachen kann. Aber lachen muß wie bei wenig anderen Büchern. Dieses kleine Heft von 58 Seiten hat denn auch auf eine ganze Generation von Satirikern nachgewirkt, und Ringelnatz zum Beispiel nennt es ausdrücklich in dem parodistischen „Quellenverzeichnis" zu seinen „Turngedichten". Jedenfalls kann sich Maassen rühmen, daß ihm geglückt ist, was er wollte: das satanischste Buch der deutschen Literatur geschrieben zu haben.

Nicht ganz so toll sind die Strophen in seinem Bande „Stecknadeln im Sofa". Neben scharfer Würze stößt man auf so drollige Sachen wie auf das Gedicht von dem Silvester-Toast, der nicht ausgebracht werden kann: „Mag es vielleicht schon zwölfe sein und tritt das neue Jahr herein? — Wir wissen es ja alle nicht, die Uhr steht still, es fehlt das Licht." Oder wie die Fabel über die Fabel („Fabeloid") von dem Spucknapf auf der Wiese, der „mit seiner Hand recht tief in seinen Sand" greift und dem Grashalm, „der es sah", auf seine Empörung: „Wie ist mir denn? Was machst du da? Ein Spucknapf hat doch keine Hand!" lachend sagt: „Du großes Licht, ein echter Grashalm spricht auch nicht!" Hier ist, ohne jede Nachahmung, Geist von Morgensterns Geist. — Die vorzüglichen Prosagrotesken, die von Jacobus Schnellpfeffer bekannt geworden sind, erinnern wieder mehr an die Art der „Gedichte eines Gefühllosen", man könnte auch von ihnen sagen, ihre Boßheit sei so zugespitzt, daß sie schon wieder behaglich wird.

V.

Vielleicht hat die Vermutung nicht Unrecht, nach der C. G. von Maassen und Jacobus Schnellpfeffer auch noch Wilhelm Heinrich Schollenheber heißen könne, wenn er etwa ein populäres Buch über „E. T. A. Hoffmanns Persönlichkeit" veröffentlicht: „Anekdoten, Schwänke und Charakterzüge des Kammergerichtsrats, Dichters und Kapellmeisters Ernst Theodor Amadeus Hoffmann nach Mitteilungen seiner Zeitgenossen aus den Quellen zusammengetragen und ans Licht gestellt." Es findet sich zwar im Vorwort eine kleine Auseinandersetzung mit C. G. von Maassen, aber diese Polemik spricht eher für seine Verfasserschaft als dagegen; ein Nasführen des Publikums und romantisches Spiel mit sich selbst könnte gut zu ihm passen.

VI.

Carl Georg von Maassen, gebürtiger Hamburger, ist ein echtes schwabinger Original, vielleicht, paradoxerweise, das endgültig letzte. Seine Originalität, in München wie in der Literatur unserer Tage, hat, glaube ich, nur eine einzige Wurzel: Gelehrter und Genießer, Dichter und Spötter, Asket und Epikureer lebt er sein Leben — unbeirrt von der Zeit und den Dingen um ihn her. Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, sein Herr und Meister, hätte Freude an ihm gehabt.

Nazim Hikmet

Von Suad Derwisch (Istanbul-Nasantas)

Wer in das Büro des Herausgebers der Revue „Resimli ay" eintritt, sieht in einer Ecke vor einem Pult einen Mann mit blonden Haaren in Hemdsärmeln (die Ärmel bis zu den Ellbogen zurückgestreift), der an der Maschine schreibt und den Besucher laut willkommen heißt. Er ist fröhlich und lebhaft und verstrickt in eine übersprudelnde Unterhaltung. Er springt mit unglaublicher Leichtigkeit von einem Gegenstand zum andern und büßt nicht einen Augenblick das Interesse seines Zuhörers ein. Immer noch sprechend, steht er auf, spaziert im Zimmer umher, gestikuliert, beruhigt sich wieder, setzt sich von neuem vor sein Pult, tippt weiter auf der Maschine, erregt sich von neuem ...

Eine Viertelstunde in seiner Gegenwart zuge-

Digitized by Google

bracht, bedeutet für den Besucher die erregteste und bewegteste Stunde des Tages. Die sich mit ihm Auge in Auge finden, haben immer das Gefühl, sich in einer Menschenmasse von Tausenden zu bewegen, in der sich jeder erregt und gestikuliert. Diese junge und quecksilberne Persönlichkeit ist Nazim Hikmet, der moderne türkische Dichter, eins der bestimmenden Talente und die große Hoffnung der Nachkriegsgeneration der Türkei.

Sein Lebenslauf ist so interessant wie sein Werk. Er wurde 1901 in Istanbul geboren. Er ist der Sohn von Hikmet Bey, ehemals türkischer Konsul in Hamburg, der später im Kriege Pressechef wurde. Nazim Hikmet, ein unbestreitbares Talent, beschäftigte sich bereits sehr früh mit Poesie. Schon während er seine Studien an der Marineschule absolvierte, gab er sich literarischen Versuchen hin; seine ersten Verse ließ er bereits im letzten Kriegsjahr drucken. Aber erst während des Waffenstillstands begann er an literarischen Zeitschriften mitzuarbeiten.

Seine ersten Dichtungen sind lyrisch-romantisch und weisen die einigermaßen primitive Empfindsamkeit seines allzu jungen Herzens auf.

Aber Nazim Hikmet ist nicht der erste Beste, er hat eine starke Seele, die das Bedürfnis, die Durst nach großen Emotionen hegt. Sein Talent drängte auf Erfahrungen, sein romantisches Herz forderte Versenkung in eine große Aufgabe.

Istanbul war zur Zeit der Besatzung eine unglückliche Stadt.

In Kleinasien bricht die nationalistische Bewegung und der Unabhängigkeitskrieg aus. Nazim Hikmet läßt alles im Stich und begibt sich nach Kleinasien. Er verweilt dort einige Zeit, nimmt dann in Rußland Aufenthalt. Er studiert Nationalökonomie an der moskauer Universität. In Rußland stürzt er sich in die Literatur. Kehrt er ein paar Jahre später in die Türkei zurück, so sind seine sozialen und politischen Anschauungen gewandelt.

Nazim Hikmet ist jetzt nicht mehr lyrischer Dichter, er besingt nicht mehr die kleinen empfindsamen Regungen seines jungen Herzens. Seine Ideen, seine Schulung sind andere geworden; formal ist er Futurist, seine Kunst setzt sich von jetzt ab bestimmte Ziele. Auch die Form seiner Verse ist eine andere geworden. Von der alten Rhythmik und Reimkunst der früheren türkischen Poesie will er nichts mehr wissen. Er findet sie ärmlich, wenig harmonisch.

Aber in dieser Periode seiner literarischen Laufbahn bleibt er ohne festen Standpunkt. Man sieht, wie er Versuche anstellt, wie er zögert. Er mag die alte Formgebung verwerfen, ist aber noch nicht fähig, sich seine neue Technik zu schaffen. Deshalb ist sich die Kritik über ihn nicht im klaren. Den einen gilt er als Meister der kommenden türkischen Dichtung, anderen als ein von der modernen russischen Literatur beeinflußter Snob.

Nazim Hikmet ist nicht nur Dichter, er ist auch Schwärmer. Politischer Ursachen halber verläßt er heimlich die Türkei. Man macht ihm in seiner Abwesenheit den Prozeß. Er wird zu fünfzehn Jahren Gefängnis verurteilt. So verliert die türkische Literatur Nazim Hikmet wieder für einige Jahre aus ihrem Gesichtskreis. Er aber ist immer eifrigst literarisch tätig. Seine erste Gedichtsammlung (Gunesi icenlerin türküsü: das Lied derer, die Sonne trinken) erscheint in Baku. Viele seiner Verse werden ins Russische übersetzt. Er schreibt auch Theaterstücke, die man noch heute auf den kommunistischen Bühnen Rußlands sieht. Er verfaßt auch Filmszenarien. Während dieses seines zweiten Aufenthalts in Rußland reift Nazim Hikmet ersichtlich, findet die ihm eigentümliche Form und den ihm eigenen Akzent. Er kehrt eines Tages unter fremdem Namen nach der Türkei zurück. Er wird von der Polizei erkannt, festgenommen und von neuem vor Gericht gestellt. Man spricht ihn von den fünfzehn Jahren Gefängnis frei. Er wird nur zu drei Monaten Haft verurteilt.

Nach Rückkehr aus dem Gefängnis veröffentlicht Nazim Hikmet seine erste Sammlung von Dichtungen in der Türkei unter dem Titel „835 Zeilen", ein Werk reich an Schönheit und an Überraschendem. Der Dichter ist nicht mehr Futurist, er ist Konstruktivist. Er hat an Gehalt gewonnen und die Möglichkeit, den ihm eigenen Persönlichkeitsakzent in seinen Dichtungen zu setzen.

Aus seiner Poesie wie aus seiner Unterhaltung vernimmt man die Stimme der Masse, das Volksgewühl, eine Vielheit von Harmonien bislang noch unbekannt in der türkischen Dichtung. Seine Verse beruhen auf einem Zusammen von sehr viel gewissenhafter Technik und natürlichem Talent. Er weiß, worauf es ihm ankommt. Da ist kein

Digitized by Google

Tasten und Versuchen mehr, nicht in seinem Stil und nicht in seinen Gedanken.
Auf seine erste Sammlung folgt ein Roman in Versen (Joconde und Si-Ya-U), zwei Gedichtsammlungen und „Die Stadt, die ihre Stimme verloren hat". In jedem dieser Bücher tritt einem die Kraft entgegen, die Sprache zu meistern, Kompositionsfähigkeit und Einklang des Worts mit den gereiften Ideen.

Er ist es, der die konstruktivistische Dichtung in die türkische Literatur eingeführt hat. Wieder er, durch den die freie Rhythmik vervollkommnet wurde. Seine Dichtung und sein Leben ist einem Ideal geweiht, und das ist der Grund, daß er sowohl im Leben wie in Literatur, vielfältig und wechselnd in der Form, sehr bestimmt und gesammelt im Gehalt ist. Fest einer Idee zugewandt, der er mit glühendem Fanatismus und mit Gläubigkeit dient.

Sturmwind von Jamaika

Von Gabriele Reuter (Weimar)

Dieses seltsame und geniale Buch von Richard Hughes — in deutscher Übersetzung von Max Colman bei Erich Reiß erschienen — hat in England großes und berechtigtes Aufsehn erregt. Es ist von einer erschütternden Bildkraft der Darstellung, von einer kühl überlegenen Ironie und von einer ins Tiefste des Menschentums schauenden, beinahe

Gabriele Reuter

Zeichnung von B. F. Dolbin

hellseherischen Dämonie. Und zu all diesen hervorragenden Eigenschaften des Autors, der unter den jungen Schriftstellern seines Landes zu finden ist, kommt hinzu, daß er seinen scharfen Pfeil mitten ins Herz eines der Heiligtümer Englands sendet — in die englische Anschauung vom Kinde. Die britischen Schriftsteller haben die entzückendsten Bücher für und über Kinder geschrieben. Aber niemals hat einer von ihnen gewagt, den Weg der Tradition zu verlassen. Das englische Kind ist immer: wahrhaftig, mutvoll, sauber und religiös.
Richard Hughes stellt sich zu dieser Auffassung in erschreckenden Widerspruch. Ihm gilt es, das Urkindwesen zu erforschen. Er sieht in ihm nicht das Engelchen, das Gott näher steht als die Erwachsenen. Er sieht es näher dem Urtierwesen und der Pflanze als dem Gesellschaftsmenschen, den der Erwachsene darstellt. Kinder sind ihm wie fliegende Insekten mit reizend schillernden Flügeln und giftigem Stachel, die unschuldiggrausam vernichten, was sie bedroht oder auch nur erschreckt. Das Kind in seinen Urinstinkten findet er am ausgeprägtesten in den Tropen.
„Sturm von Jamaika" ist kein Tendenzbuch, es ist im Gegenteil eine höchst abenteuerliche Erzählung von sieben Tropenkindern, fünf Geschwistern, die noch die Vitalität guten englischen Bluts in sich tragen, hundertfach gesteigert durch die wilde Üppigkeit tropischer Zeugungskraft, neben ihnen ein Geschwisterpaar, in denen die Blutmischung und der generationenlange Aufenthalt in Westindien bereits zu einer inneren Verwesung geführt hat.
In einigen Seiten von lapidaren Sätzen wird Jamaika geschildert, das von Erdbeben, Orkanen, Wolkenbrüchen ewig neu zerrissene Land, in dem das wilde Wachstum der Pflanzenwelt alles Menschenwerk überwindet und vernichtet.
In dieser Umgebung vollzieht sich zauberhaft und seltsam die Kindheit der kleinen Bas-Thorntons, im ungestörten Spiel mit Tieren und Blumen, denen sie unendlich viel näher stehen, als den Eltern. Von Vater und Mutter trennt sie eine Welt, erfüllt von kindlichen Geheimnissen, von Erlebnissen, die ihrer kindlichen Phantasie ungeheuerlich erscheinen, während das Ungeheuerste sie gleichgültig läßt. Diese von der Wertschätzung der Erwachsenen verschiedene Rückwirkung der Kindesseele auf äußere Eindrücke bildet den Hauptgrund der unsäglichen Fremdheit zwischen Kindern und den erwachsenen Menschen. In Emily, der zehnjährigen Heldin des Buchs hat außerdem die tropische Üppigkeit der Natur eine Phantastik der Empfindung erzeugt und ein Gefühl für die Ungewöhnlichkeit ihrer eignen kleinen Person, die schon an Hysterie grenzt. Man vergesse nicht, daß die berühmten Hysterikerinnen fast alle Bauernmädchen, Schäferinnen waren — jedenfalls der Magie der Natur nahe verbunden und von ihr durchdrungen. Man weiß hier nicht, was man mehr bewundern soll, die originellen Einzelheiten in der Enthüllung des Innenlebens der kleinen Emily oder

Digitized by Google

die gewaltig aufbrausende Kraft in der Darstellung des Orkans, der die Eltern Thornton und Ferrandez dazu bringt ihre kleine Brut nach England zu friedlicher Erziehung zurückzusenden. Auf einem Segelschiff, denn für einen Dampfer fehlt den ruinierten Pflanzern jedes Geld. Übrigens spielt die Geschichte im Jahre 1860.

Die Kinder werden den groteskesten Abenteuern ausgeliefert, denen sie sich mit ungehemmter Lust und ohne jede Gefühlsbehinderung hingeben. Sie geraten in die Gewalt von Seeräubern, auf deren Schoner sie sich mordswohl fühlen, während sie wochenlang mit ihnen die Meere durchkreuzen. Es besteht eine tiefe dunkle Verwandtschaft zwischen den Kindern und den unschuldsvoll-schuldigen Söhnen des Meeres, die ihre Räubereien für ein ebenso ehrliches Gewerbe wie jedes andere halten, solange kein Mord damit verbunden ist. Sie hüten sich daher auf jede Weise während ihrer Überfälle ein Mitglied der feindlichen Schiffsmannschaft ernstlich zu verletzen und ersinnen zu diesem Zweck die listenreichsten Mittel. Aber aus den Kindern, die sie freundschaftlich beherbergen, erwächst ihnen Unheil über Unheil. Das Schlimmste: bei einem neuen Angriff auf ein ihnen begegnendes Schiff wird dessen Kapitän gefesselt in die Kapitänskajüte eingesperrt, wo die erkrankte Emily von dem Piratenhäuptling väterlich gepflegt wird. Als Kapitän Johnson nach getaner Arbeit mit seinen Leuten hereinkommt, um den Gefangenen auf sein Schiff zurückbefördern zu lassen, finden sie den Mann sterbend mit zahllosen Stichwunden in einer Blutlache, Emily in tiefer Ohnmacht, die übrigens fingiert ist.

Jedenfalls müssen sie sich möglichst schnell dieser gefährlichen, Unglück bringenden kleinen Gesellschaft entledigen. Es gelingt mit List und geschickten Schwindeleien sie auf einen Passagierdampfer zu bringen. Der Abschied der Kinder von dem geliebten Schoner und der Mannschaft ist der zärtlichste. Emily hat versprochen, vom rätselhaften Tode des fremden Kapitäns zu schweigen. Aber sie kann den Mund nicht halten — sie muß sich wichtig machen und der Stewardeß Schauerdinge ins Ohr flüstern.

Johnson und seine Leute werden verfolgt und verhaftet. In London wird ihnen der Prozeß gemacht, wegen furchtbarer Mißhandlungen, von denen die Kinder berichten, wegen eines verschwundenen kleinen Bruders, der bei einem Ausflug verunglückte, und des gleichfalls verschwundenen Kapitäns der beraubten Bark.

Sämtliche Kinder, völlig verdreht durch das Aufsehn, das sie erregen, lügen die wildesten Dinge, und als sie sehen, daß man ihnen glaubt, lügen sie immer toller. Nur über eins schweigt Emily hartnäckig, so gewandt der Rechtsanwalt sie auch ausforscht: Ob sie etwas über den verschwundenen Kapitän aussagen kann? Zuletzt wird sie allein als Zeugin den Geschworenen vorgeführt. Dort sitzt sie ihrem lieben guten Freunde, dem Kapitän, dem Maat Otto, all den anderen Matrosen gegenüber — aber vor Aufregung bemerkt sie sie gar nicht. Sie soll ja auf alle Fragen, die der Rechtsanwalt an sie richtet, die von ihm aufgeschriebene Antwort geben. Als es geschehen ist und man schon aufgegeben hat, die Wahrheit zu ergründen, richtet der Verteidiger der Angeklagten schöne warme Augen auf das Kind und fragt sie liebevoll, ob sie wirklich nichts wisse. Und aus ihrem gepeinigten Herzen bricht der Schrei. Sie sah ihn, in seinem Blut liegen, hörte ihn etwas flüstern und dann sterben.

— So echt ist dieser Verzweiflungsausbruch, so lückenlos schließt sich nun der Indizienbeweis, daß daraufhin das Todesurteil über Kapitän, Maat und Mannschaft gefällt wird.

Die schluchzende Emily ist schon fortgeführt worden. — Daß sie selbst es war, die von rasender Angst gefoltert, das Messer ergriff, auf das der wehrlose Gefangene sich zuzuschieben suchte, und damit blindlings in sein Gesicht stach, das blieb verborgen in ihrer kindlichen Brust.

Gedichtete Geschichte

Von Herbert Scheffler (Frankfurt a. M.)

Geschichte als Stoff ist eine Art Automatencafé. Eintritt frei, alles zum Aussuchen, hier etwas Verrat, dort eine Portion Treue, hübsche Appetitsbissen, billig im einzelnen und zusammen schrecklich teuer. Der Vergleich scheint brüsk, aber auch die Geschichte wird doch immer wieder von der Wirklichkeit brüskiert, und die gedichtete Geschichte von der faktischen. Wir brauchen nur noch zu denken, daß auch die faktische Geschichte nur im Geschehen faktisch war, sich schon in der Augenzeugenschaft veränderte, vom Wirklichen abwich, in die Überlieferungen immer subjektiver eingewickelt wurde, bis auch der Kern sich nur noch dem Glauben, nicht mehr dem Beweis stellte. Was ist Wirklichkeit, was Phantasie? Wo arbeiten die Dinge selbst ineinander, wo arbeitet sie ein Mensch ineinander, um Kosmos zu schaffen, Ordnung und Übersicht, um Orientierungspunkte zu gewinnen für die Arbeit des Lebens? Wo ist eine Quelle wirklich eine Quelle und nicht ein unterirdischer Wasserlauf von weither? Fragen, die ins Absolute drängen und von der Relativität ihrer Antworten festgehalten werden.

Der historische Roman als Leihbibliotheksware braucht nicht groß diskutiert zu werden. Ein Schriftsteller pumpt in seine Leere einige Liter Geschichte, das Schreibtalent beginnt sich zu regen, springt an und knattert über die ausgefahrenen Straßen direkt zum Buchmarkt. Das Produkt wird mit Waschzettel versehen und harmlos vorbeispazierenden Kollegen als Pistole auf die Brust gesetzt: Ist das gut oder nicht? Einige sagen aus Angst ja, und der Absatz kann beginnen.

Ludwig Mathar macht wildes Renaissancetheater. („Die Rache der Gherardesca", Verlagsanstalt Benziger & Co., Freiburg i. B.) Dämonisch aufgeschwemmte Historie, im Kern bleichsüchtig, schablonenhaft, spießig. Der Autor dampft, aber der Zuschauer dampft nicht mit, er sieht nur Apostrophe und Ausrufungszeichen und hundertprozentige Worte fliegen, schiefgewickelte Sätze, die mit „Ha!" oder „Hu!" beginnen und wenn die Stimmung neckisch wird, mit „Eia!" oder „Ei, ei!". Überall blitzen frischgestrichene Alliterationen. Mein Gott, wie nahe liegt uns die Renaissance, gegen den Autor gehalten ...

Emanuel Stickelberger hat seine Dämonie auf einen einzigen Mann konzentriert, auf Heinrich von Isny, den Kanzler Rudolf von Habsburgs. („Der graue Bischof", Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart.) Dieser Mann ist ein wahrer Klabautermann. Wenn er seine satanischen Augen spielen läßt, fällt der Gegner um und behauptet das Gegenteil. Ein zehnjähriger Junge von heute würde ihn beim dritten Satz durchschauen, aber ein Papst Gregor läßt sich von ihm getrost an der Nase herumführen. Nein, das System, die Mitspieler tief zu stellen, damit der Held scheinbar überragend hoch stehe,

Digitized by Google

ist ein schlechtes System. Es ist eine Schiebung, ob der Autor sie bewußt oder unbewußt vornimmt. Außerdem ungeschickt, denn wen wird ein Gescheiter interessieren, der zwischen lauter Nullen herumläuft?

Hugo v. Waldeyer-Hartz arbeitet das Gleichgewicht besser heraus („Helden der Freiheit", Verlag K. F. Koehler, Leipzig). Sein Held Jan de Witt unterliegt, um Wilhelm von Oranien Platz zu machen, aber er unterliegt nicht aus Unebenbürtigkeit, sondern weil die Republik sich überholt hat. Das Buch vertritt den Typus der nach vorn geschriebenen Geschichtsromane, oder andersherum: der Verfasser sucht die Vergangenheit nach einem geschichtlichen Beispiel ab, das sich seiner vorgefaßten Meinung fügt. „Gott sei es geklagt — in unserer Republik denkt jeder nur an sich und füllt die eigenen Taschen." Aha. Oder: „Darf man die Verfassung brechen, um für die eigene Partei zu arbeiten?" Ja, antwortet der Verfasser, „um eines erhabenen Zieles willen". Es wäre ehrlicher, finde ich, wenn diese Fragen in einem regelrechten Zeitroman behandelt würden, der ja dann so tendenziös sein kann wie er will. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß der Verfasser ein auffallend schlechtes Deutsch schreibt. „Eine Jungfrau, deren blondes, reichgelocktes Haar nicht minder glänzte wie ihre feinen grauen Augen" — Courths-Mahler rediviva. „Will man mir etwan Hymens Kranz aufs Haupt setzen und die Hochzeitsfackeln entzünden?" Das sagt Jan de Witt zu seinem Vater, und der Vater, dieser Mordskerl, lacht darüber; weil das nämlich Humor ist.

Georg Bründl schreibt eine Erzählung aus der Zeit des Caligula („Ben Hur in Rom", Verlag Kösel & Pustet, München). Er will die Todeskrämpfe der alten Welt in die Geburtswehen der neuen übergehen lassen, die Ablösung des Heidentums durch das Christentum vorführen. Aber bei dem Stand seiner Fähigkeiten wird dieses Wagnis nahezu Anmaßung. Die Handlung ist schauerlich verfilzt, Zufälle machen sich lächerlich, der Hintergrund ist ein Prospekt mit flachen Grundfarben. Wenn man einen Tyrannen als „ein schillerndes Ungeheuer mit grünen Basiliskenaugen" beschreibt, ist es wirklich nicht schwer, einen Nazarener erlösend wirken zu lassen. Ein fades, kindliches Buch, dessen Publikation, vom Thema aus verständlich, vom Talent des Verfassers aus vollkommen unverständlich bleibt.

Immer mehr gleiten wir aus der dämonisch gedunsenen Geschichte in die sentimental verdünnte. Karl Weinberger tut außerdem in seinem „Arnspacher" (Konrad Baier-Verlag, München) noch das Lokalkolorit dazu. „Durch den finstern Gang schob sich Arnspacher mit lauten Schritten und forcht sich nit." Die münchener Schwedenzeit, um das Schicksal eines einzelnen gruppiert, nicht schlecht in der Charakterisierung der historischen Personen, desto bitterer in den romanhaften Zutaten. Auch im Jahre 1630 werden sich die Finken und Amseln nicht bemüht haben, die Gesprächspausen der Menschen zu füllen, und ein Mann, von dem wir glauben sollen, daß er ein Mann sei, darf nicht noch nach zwanzig Jahren weinerlich werden, wenn er an den Betrug seiner „blonden Judith" denkt. Ähnlich weiche Ware liefert Fedor Sommer („Zwischen Mauern und Türmen", Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. S.). Sein Roman spielt im Schlesischen, Mittelpunkt die Stadt Hirschberg, zwischen 1720 und 1750; die innere Handlung kreist um den Pietismus, die äußere um die schlesischen Kriege. Der Verlag verbürgt sich zwar auf dem Waschzettel, daß das Buch im Stil der „neuen Sachlichkeit" geschrieben sei, aber ich finde Sommers breite, undichte Erzählungsweise weder sachlich noch neu. Auf ein paar Romanschiebungen mehr oder weniger kommt es ihm nicht an, das Gefühl gleitet gern ins Schmalzige. Man ist schon froh, wenn Friedrich der Große nicht ganz der alte Filmfritz ist; aber vielleicht liegt das an der Zurückhaltung des Papiers im Gegensatz zur Leinwand?

In allen diesen Romanen ist keine Spur von Humor. Als Ersatz dient albernes Genecke und Stammtischkrakeel. An ihrem Lachen sollt ihr sie erkennen.

* * *

Die zweite Gruppe bilden Werke, die zwar noch nicht gedichtete Geschichte sind, sich im geistigen Niveau aber deutlich von der ersten Gruppe der historischen Privatromane abheben. Der Stoff wird nicht mehr ausgewalzt, sondern gestaltet. Es entsteht eine geheimnisvolle Bindung zwischen dem Gefundenen und dem Dazuerfundenen, die starr gewordenen Quellen sprudeln neu auf unter der Produktivität des Schreibenden.

Carl Spohr ist ein junger Deutschamerikaner, der von einer literarischen Gemeinde Chicagos entdeckt wurde. Sein Buch, „Der fromme Landsknecht" (Verlag Koehler & Amelang, Leipzig), hat Kraft, Gesinnung und ein Sprachkönnen, dem man nicht alle Tage begegnet. Gewiß: das Allgemeine liegt noch v o r dem Besonderen anstatt dahinter, der Idealismus hat noch etwas leere Taschen. Spohr läßt sich über die Zeitgebundenheit hinaus ins Unzeitliche treiben, vergißt aber, daß auch die großen menschlichen Dinge Wandlungen durchmachen, daß beispielsweise eine „Glorie des Krieges" vor Gelbkreuz und Lewisin schlecht zu halten ist. Immerhin ist es bemerkenswert, daß Spohr dabei kaum pathetisch wird, daß er seine einfache, gute Sprache auch in Dingen des Gefühls in der Hand behält. Und dann dieser Hunger nach Gerechtigkeit! Mit der verzweifelten Schlußgeste: wir werden diesen Hunger nie sättigen, es gibt nicht genug Mithungrige.

Als ein vielfach erprobter Könner tritt Karl Hans Strobl an seinen Stoff („Die Fackel des Hus", L. Staackmann-Verlag, Leipzig). Sehr geschickt wird das private Erleben des nürnberger Tuchhändlersohns Nikodemus Endeslant mit der hussitischen Bewegung verknüpft, nämlich so, daß der Leser überall dabei ist, aber den Abstand zu den Geschehnissen nicht verliert, sie gleichsam immer als Chronik aufnimmt. Ein ungeheurer Apparat an Personen, an geschichtlichem, religions- und kulturgeschichtlichem Wissen wird exakt gehandhabt, das Durcheinander der Zeit, da es vor lauter deutschen Königen überhaupt keinen König, vor lauter Päpsten schon fast keine Kirche mehr gab, wird ebenso eindringlich vorgeführt wie das Konstanzer Konzil, das „außerordentliche konstituierende Parlament der Christenheit", das mit einem Verrat beginnt und mit einem Mißerfolg endigt. Dann allerdings, in den Spaltungskämpfen der Bewegung nach Hus' Feuertod, scheint mir die Umformung in den Roman weniger intensiv, die Ereignisse, breit angelegt, können kein Ende finden. Hier erst spürt man Outrierungen, kleine Pannen des Romanmechanismus. Der Roman zerfließt zusammen mit dem Geschichtlichen, aber das Geschichtliche wird damit organisch und der Roman nicht.

Emil Luckas kleiner Renaissanceroman „Tag der Demut" (Ph. Reclam-Verlag, Leipzig) ist im Hauptmotiv — Demut als Anomalie in einer Zeit der Herrschsucht — sehr glücklich. Dieses Motiv wird sorgsam auseinandergelegt in die nur erzwungene, widerwillige Erniedrigung des Herzogs von Siena, der die Bürger seiner Stadt anbetteln muß, damit er seinen gefangenen Feldherrn freikaufen kann, und in die wahre, selbstgewählte Demut des Heiligen von Assisi. Hier Erfüllung der eigenen Art, mit dem Resultat der Heiligkeit; dort Widersprechen seiner Art, Verlust des Selbstvertrauens, Untergang. Dazu als gutes Nebenmotiv, daß die Totgeglaubten tot sein sollen, „sie stören und verwirren, wenn sie wieder ins Leben eingreifen". Nicht recht befreunden kann ich mich mit der superlativischen, oft grellen Darstellung, die von jeher der Fluch der Renaissanceromane gewesen ist. Daß das Buch fast ein Drama mit verbindendem Text wurde, ginge noch an; aber die Pathetisierung im einzelnen („Einen Unverschämten heiß ich Euch!"), die Spreizungen („Willst du mir helfen, daß Mino gelöst werde?") gehen manchmal bis an die Grenze des Ertragbaren.

Georg Hermann beschenkt sich und uns zu seinem 60. Geburtstag mit dem „Grenadier Wordelmann" (Ullstein-Verlag, Berlin). Er zeichnet die Geschichte des Kossäten und Krügers Schmitzdorff aus Wust bei Brandenburg auf, der von Friedrich dem Großen, dem „alten bösen Affen", (das Buch spielt 1780) die Lizenz haben möchte, seine Stieftochter zu heiraten;

Digitized by Google

dabei gerät er dem Grenadier Wordelmann in die Hände, einem Hans Dampf in allen Gassen, und der inszeniert mit seinen Kameraden eine Trauungskomödie, die ihm selbst den Hals kostet und den Bauern mit seiner Sophie ins Zuchthaus bringt. Etwas vom Geiste des Michael Kohlhaas lebt in diesem Buch, etwas von der Beharrlichkeit dieses schönsten Gerechtigkeitssuchers unserer Dichtung. Zuweilen ist Hermann ganz Idylliker, er verliebt sich in eine Dämmerung, in eine Liebesnacht, er spinnt die Sätze aus, in Einschüben immer wieder zurückgreifend, ausbauend und übertrumpfend. Dann wieder springt sein Humor auf, dieser gute, warmblütige Humor, den wir aus „Jettchen Gebert" kennen und der vielleicht noch etwas nachgedunkelt ist. Hermann ist sich selbst treu geblieben, und das gerade ist vielleicht das Geheimnis, das ihm andere treu machte.

Alfred Schirokauer aktualisiert die Geschichte („Kleopatra", R. Bong-Verlag, Berlin). Er hat Angst vor dem Staub, und also muß Cäsar ein „Mieterschutzgesetz geben" und ein Römer „Verflucht noch mal!" sagen. Wenn Kleopatra zu Cäsar sagt: „Sei nicht so abgeklärt", so ist das so hübsch, daß man an Shaw denken muß. Aber Schirokauer ist diesen Weg nicht zu Ende gegangen, er scheut den offenbaren Anachronismus, und so schraubt ihn der Stoff doch immer wieder zurück, den er mit äußerlichen Mitteln vorschrauben möchte. Die Sprache ist atemlos, was den Leser nicht hindert, sich manchmal kräftig zu langweilen (die endlose Verführungsszene Kleopatra-Marc Anton!). Die Übertreibungen aber sind der Aktualisierung nicht zum Opfer gefallen, sie sind nur besser gedeckt. „Er (Cäsar) ist zweimal so groß wie sie (Kleopatra)" — na, na, na. Oktavians Augen „schillern in geheimer Tücke", dagegen sagt Ranke: „Seinen Augen schreibt man einen überwältigenden Eindruck zu." Immerhin hat das Ganze Zug, die Figur der kleinen, machtbesessenen Kleopatra gewinnt zuweilen eine erregende Leiblichkeit, und Antonius, der „Herold der Banalität", stapft auch ohne saubere Weste ganz sympathisch durch das Buch. Man ist nicht befriedigt, aber interessiert. Sollte es nicht möglich sein, beides . . .

* * *

Doch, es ist möglich. Denn Werner Bergengruen schreibt nicht nur ein historisches, sondern auch ein politisches Buch („Herzog Karl der Kühne", Drei Masken Verlag, München). Erst damit wird die Geschichte — jenseits stilistischer Modernisierung — wirklich aktuell, sie wird das Geschichtete, als dessen jüngste Ablagerung wir die Gegenwart erkennen. Dieser Karl von Burgund ist die letzte Zusammenfassung des Mittelalters in einem durch und durch ritterlichen Menschen; aber was macht schon ein ritterlicher Mensch, wenn er zwei Beamte gegen sich hat, einen verschlagenen (Ludwig XI.) und einen phlegmatischen (Friedrich III.)? Er geht unter. Gegen zwei Beamte ist ein einzelner ritterlicher Mensch immer ein Phantast. Der kleine Herzog René von Lothringen aber geistert zwischen den Parteien herum, ein sensibler Unentschiedener, für den sich auch das Schicksal nur beiläufig entscheidet. Ludwig hört auf den Kassenrapport, Friedrich auf die Philosophie, Karl auf sich selbst und René — auf Fachleute.

Bergengruen schreibt nicht den Stil, den er sich vornimmt, sondern den er erreicht hat. Einen schimmernden, wirklich köstlichen Stil, gesättigt mit allerlei Ironien, hinter denen das Gefühl wartet. Die Charakteristik nie der Entwicklung verschlossen. Architektur, Architektur vor allem, dann erst die (sparsame) Ausmalung. Hier ist Geschichte zu Ende gedichtet, von einem ungewöhnlich guten Kopf der politische Untergrund der Geschehnisse herausgespürt.

Auch Otto Gmelin ist in seiner Art eine Erfüllung („Das Neue Reich", Roman der Völkerwanderung, Eugen Diederichs Verlag, Jena). Er hat etwas von den alten Rhapsoden, die eine Odyssee von Ohr zu Ohr trugen; wenn man aufmerksam hinhört, klingen die Abschnitte seines Buchs wie Strophen einer weitgesponnenen Ballade. Was Bergengruen psychologisch zu Ende baute, muß Gmelin — bei der größeren Ferne des Geschehens, den größeren Lücken in der Überlieferung — intuitiv zu Ende bauen. Er hat es getan, mit den Augen und Händen eines Meisters.

Als ein echter Epiker setzt Gmelin nicht einen einzigen Helden, sondern ein Heldenpaar: Alarich und Stilicho. Das in den Überlieferungen gemunkelte geheime Einverständnis zwischen den beiden Männern wird vertieft zu einem feindlichen Brudertum, in dem Stilicho die Rolle des Werbenden, Alarich (um die Idee rein zu erhalten) die Rolle des Ablehnenden spielt. Als ein Proselyt und Schwärmer des neuen, germanischen Reichs sitzt der Kaiser Arkadius in Konstantinopel, jung und schon müde, in der Erkenntnis zum neuen Reich gehörig, in der Schwäche, Erkenntnis umzusetzen, ein Produkt des alten. Darüber, das absteigende alte und aufsteigende neue Reich überspannend, das Reich Gottes, wie es sich in der christlichen Glaubenslehre darstellt, das Reich der Gewaltlosigkeit über den Machtkämpfen der Erde.

Daß es Gmelin gelang, Alarich eine Art mythischer Verzauberung zu lassen, ohne je in die Oper zu rutschen, ist vielleicht sein wichtigstes Verdienst. Daß er sich bei der Gegenüberstellung des jungen und alten Volks einer billigen Schwarzweiß-Manier entzog, ein weiteres. Und dann erst beginnen die Verdienste des Gestalters, der die verstreuten Stoffmassen in eine klare, kluge Form band, der die Namen zu Menschen machte und die Geschichtszahlen zu Erlebnissen.

Als drittes Buch, auf derselben Wertebene wie die beiden vorigen, ist Bernhard Guttmanns Roman „Die Neue Majestät" zu nennen. (Mit dem Harper-Preis 1930 ausgezeichnet, im S. Fischer-Verlag, Berlin.) Ein Stück brandenburgischer Geschichte: Preußens Anfänge unter dem Großen Kurfürsten, energisches Aufrücken in die Reihe der Großmächte, dem Friedrich III. als sichtbares Zeichen die Königskrone hinzufügt. Die Zeitspanne, die Guttmann darstellt, ist gar nicht groß, die Krönung selbst wird schon in den Epilog verlegt. Aber der Ausschnitt ist ungewöhnlich gut gewählt, er verrät den Mann, der lange mit Geschichte und Politik umgegangen ist, dem die großen Ereignisse nur Schlußpunkte sehr menschlicher Entwicklungen sind. Daher hat Guttmann auch keine Helden. Der Große Kurfürst, von dem Lamprecht so vorsichtig sagt, daß er ein „anscheinend gerader und großer und doch nicht leicht zu verstehender Charakter" gewesen sei, ist hier, zwei Jahre vor seinem Tode, ein gichtiger, galliger Tyrann. Der buckelige, engbrüstige, magenleidende Friedrich III. bringt aus der Überlieferung so wenig Heldisches mit, daß die Geschichtsbücher froh sind, wenn sie ihn hinter sich haben. Aber Guttmann ist unbestechlich. Gerade dieser seltsame, ungleiche, auf Repräsentation gerichtete Mensch, unsicher und stolz, etwas feige und doch im Grunde anständig — gerade der ist ihm interessant. Hier ist nichts zu posaunen, hier muß man darstellen. Und Guttmann tut das sehr gewissenhaft, sehr wissend, ernst und mit einer reifen Heiterkeit, so daß man am Ende von diesem Friedrich doch etwas in der Hand behält. Guttmanns Ansatzpunkt liegt eigentlich nicht im Jahre 1930 und die Arbeit nach rückwärts, sondern der Ansatzpunkt liegt in der Mitte des 17. Jahrhunderts und die Arbeit stößt nach vorn zu durch. Eine hart gewordene Stofflichkeit wird nicht von allen Seiten vorgezeigt, sie wird zerrieben und neu geformt, wobei der Bildner alle Einzelheiten der Neuformung so klar vor Augen hat wie etwa die Entwicklung seines eigenen Lebens. Damit sind alle Aktualisierungen hinfällig. Dinge und Menschen sind faßbar, ja, sie sind gegenwärtiger als die Gegenwart, weil die Luft der Aufklärung, die durch das Buch streicht, frischer ist als die dumpfe, ungelöste Luft des heutigen Europa. Weil es nie eine bessere Gegenwart geben kann und wird als die Gegenwart des Geistes.

Digitized by Google

Proben und Stücke

Aus: „Die Neue Majestät." Roman aus Preußens Anfang von Bernhard Guttmann

(S. Fischer Verlag, Berlin 1930)

In Berlin war seit wenigen Wochen der große Samuel Pufendorf nach langer Winterreise von Schweden mit seiner Familie angelangt. Er hatte sich endlich von Stockholm, wo er als Archivarius und Reichsgeschichtschreiber saß, durch große Versprechungen hierher ziehen lassen. Zu ihm begab sich der Minister. In das Studierzimmer hinauf geleitet, fand er den Gelehrten, wie er stehend einer Dienstmagd Mantel, Hut und Stock überlieferte, denn er kam eben vom Ausgange nach Hause. Pufendorf ging, das Mädchen schnell entlassend, dem Würdenträger seines jetzigen Vaterlandes mit einem tiefen Bückling entgegen, einer Reverenz nach der alten breitbeinigen Reichshofrechtsart, die noch der ganze Mensch erwies. Als er sich aber gemessen wieder aufrichtete, was war das für ein Mann! Herr von Fuchs hatte keinen Mangel an Selbstvertrauen und ließ sich vor einem Feldmarschall noch keine Bange ankommen. Bei dem Pufendorf, jedesmal, daß er ihn sah, empfand er Respekt; es hielt ihm einen Augenblick immer den Atem an. Ziemlich groß und kräftig, der monumentische Kopf unter einer weit in den Rücken fallenden braunen Perücke wie Jovis Haupt in der Wolke, stand der Professor da, als der Herkules der Staatsgelehrtheit, der er war. Sein Blick ging geradeaus und kühn, er fürchtete sich vor keinem Minister, denn er hatte die Geheimnisse der Reiche durch und durch gesehen. Man konnte an den alten Kurfürsten selber denken, dessen Taten zu beschreiben er hergekommen war. Indessen hatte er jene Nase nicht, die an den starken und jäh umgebogenen Schnabel des großen Räubers der Lüfte erinnerte, gleichfalls nicht den Mund. Auch Pufendorfs Lippen wölbten sich stark, doch waren es nicht die des Herrschers, sondern des Denkers, und die scharfen höhnischen Linien herum kamen vom vielen Erforschen und vielen Verschweigen. Man sah einen Heros, aus dem ein Schriftsteller geworden. Er geleitete den bedeutenden Gast zu einem Sessel, der zwischen mächtigen Bücherſäulen stand. Der ganze Raum lag voll, das erst gemietete Haus hatte noch nicht eingerichtet werden können.

„Euer Exzellenz", sagte Pufendorf, „sehen mich von einem Gange kommen. Vielleicht verwundert Sie's, wenn ich es sage. Ich war im Rathause, wo man für zwei Groschen das Weibsbild ansehen kann, das Donnerstag auf dem Molkenmarkt enthauptet wurde. Sie hat sich beschlafen lassen und das Kind ersäuft. Die Doktoren baten sie aus und anatomierten sie, wahrhaftig, es ist belehrend. Seit langem hab' ich die Gewohnheit, dann und wann einen toten Menschen zu betrachten, in Schweden sah ich bei Hinrichtungen öfters zu. Will man Geschichte traktieren, so ist es wohlgetan, sich den Tod zu malen, und was für ein elend Ding der Mensch ist. Ich halte nichts von den Skriptoren, die alles nur säuberlich aus den Kanzleischreibereien herführen. Die Feder kratzt bloß, aber der Säbel haut. Man muß in der Chronik das Blut riechen."

Er sprach mit einer rauhen Stimme, die jedoch durch den Umgang in der großen Welt zur Höflichkeit erzogen war. Der Minister hörte zu und sagte:

„Ich bin gestern in Potsdam gewesen und konnte Seiner Durchlauchtigkeit Ihre Anstellungsurkunde zur Zeichnung vorlegen. Es ist Ihnen, Herr Geheimer Rat, damit das Salär von zweitausend Reichstalern gnädigst gewährt, in parenthesi gesagt so viel, wie ein brandenburgischer Staatsminister erhält."

„Euer Exzellenz meinen submissen Dank. Vornehmlich Sie selbst führten mich hierher. Geruhte der Herr auch von der Belohnung für das Werk zu reden?"

„Ja. Es ist Ihnen, wenn es fertig sein wird, ein Gratiale von zehntausend Reichstalern ausgesetzt."

„Nochmals danke ich ehrfürchtig. Wird nach meinem Ableben meiner Frau die erbetene Leibrente gewährt?"

„Es ist nicht der Brauch hier, solches vorher auszuwerfen. Man wird Madame in dem beklagenswerten Falle ganz gewiß ehrenvoll ausstatten. Ein Jahrgeld von fünfhundert Talern dürfte zu erzielen sein."

„Das höre ich gerne. Vielleicht findet Euer Exzellenz es in Ihrer Geneigtheit, wenn ich einmal ein Jahr hier bin, dennoch den Antrag auf feste Zusage zu unterbreiten. Es ist mehr, um meiner Frau eine Satisfaktion zu gewähren, denn ihr Überleben ist ungewiß. Sie ist noch drei Jahre älter als ich."

Fuchs bemerkte hierzu nichts. Ohne dadurch irrezuwerden, fuhr Pufendorf fort:

„Ich wäre vielleicht von den Schweden nicht fortgegangen, wenn sie nicht an mir als Filze gehandelt hätten. Man gab für meine schwedische Reichshistorie, ein Zyklopenwerk, schäbige zweitausend Taler. Ein Pfaffe, der dem vorigen König eine miserable Leichenrede hielt, bekam tausend Dukaten dafür. Euer Exzellenz wissen bereits, ich bin keiner von den gelehrten Männern, die das Arcanum besitzen, von der Luft zu existieren. Ich habe einen passablen Kopf und eiserne Eingeweide und kann eine gewaltige Arbeit tun, wenn man sie verlangt. Aber ich will solche Arbeit nicht für nichts tun. Und wie verhält es sich mit den Fundamenten meines Buchs? Bekomme ich Freiheit im Archive? Denn wenn ich schreibe, muß ich erst verstehen. Ich mache keine Historie aus dem Kopfe à la française."

„Es ist der Wille unseres gnädigsten Herrn, daß Sie unsere Papiere ganz ungehindert lesen sollen. Er fürchtet sich vor der Meinung der Welt nicht."

„Von Friedrich Wilhelm habe ich nichts Geringeres erwartet."

„Dessenungeachtet hoffen wir, daß Sie mit aller Umsicht verfahren werden, da man Ihnen die Secreta des Staates anvertraut."

„Wann kann ich dem Herrn meinen Dank zu Füßen legen?"

„Ich fürchte, nicht bald. Seine Durchlauchtigkeit ist zu krank, und es sollen neue Gesichter nicht mehr vor ihn gelassen werden."

„Nicht mehr? Muß ich diese Iliade abfassen, ohne einmal den Achill zu erblicken?"

„Es steht leider schlecht mit ihm. Die Ärzte machen verzweifelte Gesichter. Monsieur, Sie sind in seiner Pflicht jetzt, ich darf offen sein. Wir werden unseren Herrn in kurzem scheiden sehen. Die großen Pflaster, die ihm immer den Tumor abnahmen, nützen nun nichts mehr und das Wasser ist dem Bauche ganz nahe. Vor zwei Tagen ist von unserer Frankfurter Universität der berühmte Doktor Albinus angekommen. Der sagt nun freilich, man müsse ihn ganz anders behandeln, denn die Geschwulst rühre nicht von der Wassersucht her, sondern die Windsucht sei's. Aber die anderen Ärzte

Digitized by Google

sagen, der Albinus sei bloß ein akademischer Pedant ohne Pratique."

„Er könnte doch recht haben. Auch dem Hippokrates war schon Tympanites bekannt, bei welcher Krankheit der Mensch mehr von Luft angeschwollen wird als vom Wasser. Besitzt Herr Albinus ein wirkendes Mittel?"

„Ich zweifle dran. Der Kurfürst wird sehr stille. Er schläft manchmal unversehens ein, auch unter dem Essen. Doktor Marholtz ist vor einem Schlage in Angst."

„Was wird man ohne ihn beginnen? Er ist der Atlas, auf dessen Nacken die protestantische Erde aufgestützt liegt."

„Ja, Monsieur, es ist wunderbar. Wir waren um ihn jahraus, jahrein und sahen vor Affären nicht weiter als bis zur Tür. Jetzt geht er, und wir wissen, daß ein Held in der Stube war."

Pufendorf blickte ihn an. Auf dem derben Weltgesichte des Herrn von Fuchs stand eine Ergriffenheit, deren er ihn nicht fähig gehalten hatte, und in seinen runden blauen Augen ein schmerzlicher Schein. Die sentimentale Wolke verzog sich aber in einem Augenblicke und der Minister fragte, wann die Arbeit unter den Dokumenten anfangen solle.

„Die nächsten Tage sitze ich hier unter meinem Gerümpel. Ich lasse auch zur Ader, jedes Jahr zu dieser Zeit. Aber auf künftigen Mittwoch stelle ich mich im Archive ein. Von da ab will ich in der Aktengrube stehen bis zum Gürtel. Ich rechne, daß mir Fridericus Wilhelmus viele Jahre nichts übrig lassen wird als Zeit zu essen und zu schlafen. Vielleicht geht es mir vor meinem Ende noch wie meinen alten Feinden in Leipzig. Denn was ein gerechter Professor Lipsiensis ist, darf sich niemals so lange von den Scharteken wegbegeben, daß er die Zeit mit Aus- und Anziehen vergeudet, er legt seine Kleider Tag und Nacht nicht ab. Doch das sind Späße. Gebe mir aber Euer Exzellenz vor Eurem Gehen huldreich ein Wahrzeichen, daß ich weiß, ob ich eine Elegie schreiben soll oder ein heroisches Stück. Nach welcher Seite fliegen die Vögel? Ich sehe hier die schönsten Soldaten auf der Erde und der Trommelschlag ist in der Luft. Soll dieser Staat bestehen, so wird er sich raufen müssen. Ist nach dem, welcher fortgeht, einer, der den Degen führt? Es gab mehr Reiche, die ein großer Mann einmal hinaufriß, wonach sie herunterfanken wie eine ausgebrannte Pechfackel. Ich will nicht verhehlen, ich spüre einen Schauder davor. Ich hätte vielleicht nach Wien kommen können, es war bei ihnen die Rede, mich hinzurufen. Das ist ein gewaltiger Staat, es sitzt drin eine natürliche Grandeur, auch ist Österreich Deutschlands Schirmvogt gegen die Franzosen, die wir viel zu nahe auf dem Pelze haben. Aber da sind die Jesuiten allmächtig, und ich wäre trotz allen Zusagen meines Lebens nicht versichert, ich will aber auch keinem Potentaten dienen, der seine Vernunft dieser Sozietät überliefert. Denn ich bin seit dreißig Jahren ein Fechter der Vernunft und will das Recht frei reißen von den Schwarzröcken, sie seien lutherisch oder papistisch."

Herr von Fuchs war aufgestanden, hielt seinen Hut gegen die Brust und sah den Gelehrten stark, mit einer gewissen Zurechtweisung an.

„Sie schreiben, Herr Professor, ein heroisches Leben und dürfen getröstet sein, daß es würdige Erben lesen werden. Unser Staat ist nicht gemacht, wie eine Fackel zu verlöschen. Für den Degen, der einer müden Hand entfällt, ist eine lebendige da. Was aber Frankreich betrifft, so ist nicht allein der Kaiser bon patriote. Mehr ist für dieses Mal nicht zu sagen. Wir sind gut deutsch in Berlin, Monsieur!"

„Ich ahnte es schon und danke herzinnig für das Wort. Vielleicht kommt bald unsere Zeit. Ich weiß, daß man in Rom dem König von Frankreich nicht mehr so zugetan ist und daß die Jesuiten etwas brauen. Denn wofür ist das Papsttum in der Welt? Daß der Klerus mächtig bleibt. Drum tolerieren sie keinen großen Monarchen, er mag so katholisch sein, wie er will."

Dante, Vita Nuova. Sonett, „Tanto gentile"

So hold erscheint und adlig von Betragen
die Herrin mein, wem grüßend sie sich neigt,
daß vor dem Gruß die Zunge zitternd schweigt
und Augen sie nicht anzuschauen wagen.

Doch Lob, hört sie viel Rühmens von sich sagen,
wird wie ein Wesen, das vom Himmel steigt
und wundergleich sich auf der Erde zeigt,
sie, die ein Kleid von Demut trägt, verjagen.

So lieblich ist ihr Blick, wer's nicht empfindet,
wen er nicht traf, wird nimmer es verstehen,
solch eine Süße draus zum Herzen dringt.

Ein sanfter Hauch von Liebe scheint beschwingt
von ihren Lippen auszugehen,
der zu der Seele „Seufze!" spricht und schwindet.

Berlin — Richard Hirsch

Digitized by Google

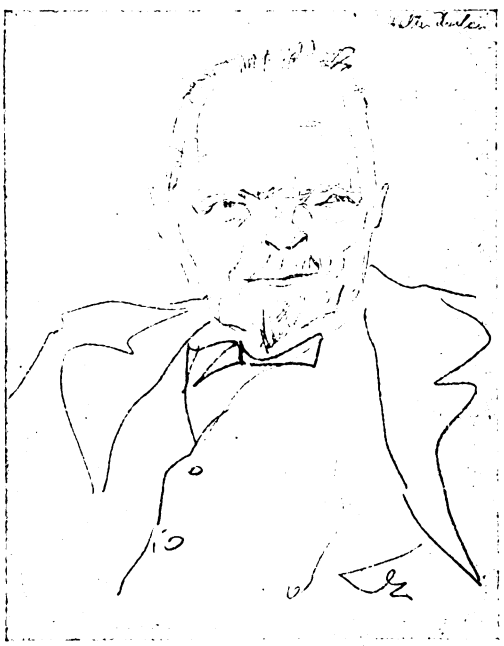
DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Walter Harlan

„Mit Walter Harlan ist ein Dichter gestorben — ein Dichter, der zugleich ein Prediger war, ein Verkünder. Dies war die Kraft in seiner Kunst — die Kraft und auch die Grenze.

Aus einem wahrhaft frommen, einem ernst heiteren Herzen hat Harlan gelehrt, gepredigt, verkündet — Was? Nun, einen alten Glauben, dessen Erneuerung uns heute mehr not tut als je! Weltfrömmigkeit hat er



Walter Harlan
Zeichnung von B. F. Dolbin

gelehrt und gelebt: Leben in einem göttlichen Auftrag, der nicht Weltflucht bedeutet, sondern Weltdurchdringung. „Wer schafft, ist Schöpfershand!" Das war sein Wort.

Wie er vom alten Christenglauben, dessen Sehnsucht ihm nah, dessen Dogma ihm fern war, sich losrang, ist geschildert in dem Buch ‚Die Sünde an den Kindern' — mit dem bedeutsamen Nebentitel: ‚Der Erzschulmeister'. Der Erzschulmeister, der die hohe Schule des Lebens und der Liebe lehrte, Walter Harlan war dem Christengott gut Freund — mit seinem Namen war die schaffende Lebenskraft angesprochen, in dem Drama ‚Das Nürnbergisch Ei', das in deutscher Renaissance das Schicksal des Peter Henlein bildet, des ersten Uhrenmachers, der für seine Erfindung stirbt. Aber Dionysos hieß der Gott in Harlans erfolgreichstem Lustspiel ‚Jahrmarkt in Pulsnitz' — Astarde hieß er in der schön alttestamentarischen Komödie ‚In Kanaan'. — Er hat viele Namen, der Gott in den engen Sprachen der Menschen!

‚Wer liebt hat auch Humor!' Humor war Harlans beste Kraft — er funkelte noch im Ernst seines Schulmeisterromans und seines Uhrmacherdramas, er gab seinen Komödien Lebensluft, freute sich in köstlichen Sprüchen und ward vielleicht am allerschönsten offenbar in seinen ‚Familienszenen'. Das sind köstliche kleine Geschichten, die durch alltäglichste Vorgänge Ewiges schimmern lassen. Das Größte im Kleinsten spiegeln: innerstes Wesen des Humors, der liebevoll heiteren Seele." Julius Bab (Berl. Volksztg., 17. März).

Vgl. Heinrich Schleichert (Bitterfelder Allg. Anz., 18. März).

*

Anton Wildgans

(Zum 50. Geburtstag)

„Wildgans war Richter, und die lastenden Probleme der Recht-Findung und Recht-Sprechung mußten diesen im Wortsinn ‚gewissenhaften' Menschen zuinnerst aufwühlen. Bemerkenswerte Gedichte — ‚Die letzte Instanz', ‚Einem jungen Richter zur Vereidigung', — bezeugen es, stärker noch der — schon vor zwanzig Jahren geschriebene — Einakter ‚In Ewigkeit, Amen', der mit genauester Kenntnis und sicherster Gestaltung die schicksalhafte Macht des Untersuchungsrichters, die grauenhafte Problematik der ‚Voruntersuchung', darstellt, und mit Recht in Reclams Universalbibliothek aufgenommen worden ist. Innerhalb dieser Lyrik überragen die Sonette an Ead: durch jedes von ihnen geht ein starker Rhythmus, so heftig, daß er über die Schlußzeilen hinausschießt und sich ein langhingestreckter, schwerströmiger Duktus bildet." Ernst Lissauer (N. Bad. Landesztg. 193).

„Frage ist die, ob der naturalistische Ausgangspunkt auf der wesensbestimmten Basis des Wildgansischen Schaffens liegt, oder ob es sich hier nur um einen geistvollen Ansatz, besser um einen Anlauf handelt, dem rollenden Flugzeug vergleichbar, das eine Strecke läuft, ehe es die Grasnarbe verläßt und emporsteigt. Nun denn: Das Wildgans gemäße Element ist nicht die Erde, sondern die Luft; er läuft nur, um anzuschweben, und der Pegasus, das geflügelte Roß, ist wirklich noch das Symbol seiner Dichtungen.

Jetzt wird es verständlich, wenn man fortfährt: die

Digitized by Google

Erfolge seiner Dramen sind nicht dem zu verdanken, daß er aus Wesenseignung ein Dramatiker wäre, sondern daß er aus langjähriger Berührung mit der Bühne die handwerkliche Technik zu meistern weiß. Und ich kann nicht umhin, gerade dieses Handwerkliche in seinen Dramen oft als wesensfremd und störend zu empfinden, denn nicht in der theatralischen Luft setzt die Pflanze seiner Dichtung die meisten Knospen an, sondern in der epischen und lyrischen." Frank Thieß (Saarbr. Ztg. 104, D. Tagesztg. 180).

„Ein ganz eigenartiges, ja einzigartiges Werk ist Wildgans in seinem epischen Gedicht ‚Kirbisch oder der Gendarm, die Schande und das Glück' (1927) gelungen. Trotz seinen zwölf Gesängen und seinen Hexametern, die allerdings mit einer bewundernswürdigen Beweglichkeit und Frische dahinfließen, läßt es den Leser nicht einen Augenblick locker. Inhaltlich ist es ein ausgezeichnetes Kulturbild aus der Zeit des Krieges. Es ist aber auch, im Rahmen einer äußerlich bescheidenen, stark humoristisch-satirisch gestalteten Dorfgeschichte, ein sehr ernstes Symbol für die Welt, wie sie damals zur Zeit unserer bittersten Not war und zum guten Teil auch heute noch ist. Schwächen und Laster und innere Fäulnis machen sich breit, aber der Glaube an eine bessere Zukunft und an die guten Kräfte, die doch nun einmal in unserem armen, geplagten Volke leben, schimmern doch überall trostreich hervor. Es ist ein hervorragendes Werk von bedeutendem Ausmaß und Wert, vielleicht die reifste und vollendetste dichterische Gestaltung eines der vielen Probleme des Weltkrieges." Hermann Jantzen (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 193).

„Der naturversunkene Mensch, der begierig Wälder und Wiesen liebkosen kann, steht vor dem realen Leben, vor dem entblößten Dasein, vor der Wirklichkeit seiner Vaterstadt, er weiß ohne jedes weinerliche Pathos in strenger dichterischer Form Elegien vom Alltag zu singen. Er ist sich seiner dichterischen Mission im vollem Umfang bewußt, und verdient es deshalb, daß wir ihn, den künstlerisch feinfühlenden Menschen, der in stetiger Arbeit reifend aufwärts wuchs, ehren." (Deutsche Ztg. 90a.)

Vgl. auch: Hermann Arno (Berl. Börs.-Ztg. 89); Heinrich Eduard Jacob (B. T. 179); A. De Nora (Münch. N. Nachr. 103).

*

Zur deutschen Literatur

„150 Jahre ‚Kritik der reinen Vernunft'." Von Peter Wust (Saarbr. Ztg., Gegenwart 87).

„Lessing." Von Albert Malte Wagner (Stuttg. N. Tagbl. 136).

„Die Entdeckung E. M. Arndts." Von Werner Deubel (Rhein.-Westfäl. Ztg., Kunst 152).

* * *

„Friedrich Halm." Zu seinem 125. Geburtstag. Von Paul Feldkeller (Stuttg. N. Tagbl. 151).

„Anastasius Grün." Zu seinem 125. Geburtstag. Von Fritz Lenkersdorffer (Saarbr. Ztg. 98).

„Gottfried Kellers Kritik an der Schule." Von Josef Hofmiller (Münch. N. N., Schule 86).

„Das ewige Leben in der Auffassung Gottfried Kellers." Von W. Zbinden (Bund, Bern, Kl. Bund 14).

„Nietzsche-Deutung." Von Bth. (N. Zür. Ztg. 556).

„Nietzsche im Jahre 1931." Von Carl Albrecht Bernoulli (Basl. Nachr., Lit. Bl. 105).

„Zwei trinkfreudige Dichter: Hans Hoffmann und Paul Scheerbart." Von J. E. Poritzky (B. T. 164).

„Der Rembrandtdeutsche." Zum 80. Geburtstag von Julius Langbehn. Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 72).

„Gedenkblatt für Langbehn." Von Rudolf Paulsen (Deutsche Zeitung, Kultur 72 a).

„Dichter — Literarhistoriker — Bibliophile." Zu Eduard Grisebachs 25. Todestag. Von Paul Vois (Berl. Börs. Ztg. 134).

„Martin Greif." Von Heinrich Joseph Sattler (Germ. 77).

—, —. Von -er-er (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 77).

—, —. Von Paul Wittko (Fränk. Kur. 90).

„Profile zweier Lyriker: Martin Greif und Christian Morgenstern." Von Alfred Hein (Schles. Nachr. 76).

„Ein weiblicher St. Franziskus." Zu Agnes Günthers 20. Todestag (Königsb. Allg. Ztg. 154).

* * *

„Johannes Richard zur Megede." Von Hans zur Megede (D. A. Z., Unt. 147).

„Erinnerung an Frank Wedekind." Von Hans Richard Weinhöppel (Köln. Ztg., Unt. 179):

„Eines Abends gingen wir in den Moulin Rouge. Er hatte eine Entdeckung gemacht und mußte sie mir zeigen. Nach langem Suchen fand er sie: Es war eine der angestellten Tänzerinnen. ‚La Bleue' nannte man sie, denn sie trug jeden Abend ein einfaches, dunkelblauseidenes Kostüm von auserlesenem Geschmack. ‚Sehen Sie sich mal dieses Gesicht an. Was halten Sie davon? Was fällt Ihnen auf?' — ‚Es ist sehr hübsch und sympathisch', meinte ich etwas zögernd und tastend. — ‚Nun weiter, was sonst?' ‚Sie hat herrliche Zähne.' — ‚Nun weiter.' — ‚Ihr Gesicht ist symmetrisch.' — ‚Ist das alles? sonst sehen Sie nichts?' — ‚Sie tanzt vorzüglich.' — ‚Mon Dieu, ihr Gesicht sollen Sie ansehn, nicht die Beine!' — Je ungestümer er fragte, desto verlegener wurde ich. Da setzte er mit unnachahmlicher Zärtlichkeit ein: ‚In diesem Madonnengesichtchen ist kein Falsch, kein einziger kleinlicher Zug. Alles Größe, Weichheit, Weiblichkeit. Wohl dem, dem sie ihr Herz schenkt! Er wird keine Enttäuschung erleben. Alles ist wahr, echt und frei an diesem Gottesgeschöpf. Sie lügt nicht, sie prahlt nicht. Sie ist rein im innersten Kern!' — Alles das stieß er hastig hervor, die großen Augen seherisch auf sie gerichtet. Ich mußte ihm glauben. Frank Wedekind hatte mich angesichts einer tanzenden Kokotte fromm gestimmt."

„Tilly Wedekind erzählt" (B. B. C. 159).

„Arzt und Dichter." Drei unveröffentlichte Briefe von Carl Ludwig Schleich (Tag, Unt. Rundsch. 72).

„Gerrit Engelke." Von Theodor Maus (Köln. Volksztg. 153).

„Max Schelers Vermächtnis." Von Eduard Wilhelm (Voss. Ztg. 87).

„In memoriam Annie Jacker." Von Hertha von Gebhardt (ebenda, Unt. 84).

Digitized by Google

„Helene Böhlau." Von E. Brandt (Oplad. Ztg., 6. März):

„Der Kampf gegen das Spießertum ist für Helene Böhlau zugleich ein Kampf um die Freiheit der Frau. Der Lebensweg Helene Böhlaus ein Weg vorurteilsloser Liebe."

„Enrica von Handel-Mazzetti." Über sie und von ihr. Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 12).

„Manfred Hausmann, ein Dichter." Von C. Riepenhausen (Kreuz-Ztg. 81):

„Unter den beachtenswerten und verheißungsvollen Ansätzen der jungen literarischen Generation darf man Manfred Hausmann als markante dichterische Erscheinung begrüßen. Die künstlerische Vermittlung von Lebenswerten, die Fähigkeit, durch die Kunst der Sprache Erlebnis von Lebensgestaltung, Weltschau und Welterfassung zugleich zu geben — darin zeigt sich schon ein Dichter."

„Franz Blei." Von Carl Schmitt (Frankf. Ztg., Lit.-Bl. 218).

„Paul Ernst." Von C. Riepenhausen (Kreuz-Ztg. 105).

„Eine Stunde mit Hermann Busse." Von Hede Linz (N. Bad. Landesztg. 159).

„Ich besuche einen berühmten Dichter" (Stefan Zweig). Von Hanns Arens (Kassl. N. Nachr., 29. März).

„Tagger über Bruckner." Von Emil Faktor (Berl. Börs.-Cour. 159 u. a. b.):

„Die Verborgenheit gefiel ihm sehr. Er dankt ihr die Überzeugung, daß der Weg eines Dramas sich günstiger gestalte, wenn der Autor völlig unbekannt ist. Seine ‚Krankheit der Jugend' schickte er namens eines Unbekannten an den Theaterverlag der ‚Schmiede'. Der damalige Leiter Julius Bersil hielt das Stück für unaufführbar, aber der Autor interessierte ihn. Er wollte sich seine nächsten Stücke durch Annahme sichern. Barnay und Ziegel griffen schon jetzt zu. Die Gattin Taggers hörte davon, las das Stück und behauptete: ‚Bloß sieben Personen und dieses Thema. Das ist ein Stück für unser Theater'."

„Der Vorleser Karl Kraus." Von Alexander Runge (Ja und Nein 31).

* * *

„Dem Dichter Waldemar Bonsels zum 50. Geburtstag." Von Hilde Deubner (Land- und Seebote, Sonntagsbl. 7):

„Wenn Deutschland Bonsels Geburtstag feiert, dann geht ein Jubelrauschen durch die Wipfel unserer Wälder, durch alle Wellen des Starnberger Sees: sie grüßen ihn beglückt als den Ihren und schlingen seine Seele liebend in ihre Einheit ein."

„Jakob Kneip zu seinem 50. Geburtstag." Von D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 16):

„Wer die Bücher Kneips genauer liest, sieht zwar in ihm den Idylliker, den Rhapsoden und Hymniker, spürt aber auch, was vielen entgeht, im seelischen Aufruhr: den Kämpfer, den Zweifler, den Überwinder. Er strebte aus mystisch-romantischem Drang nach priesterlicher Heiligkeit und entfloh der Zucht und Lebensfremdheit des Seminars; er studierte Philosophie und Philologie und wurde des Lehrbetriebs überdrüssig; er zerfiel mit der Heimat, mit seinem Kinderglauben und errang sich erst spät nach Wanderungen und Irrfahrten in die Welt die Heimat und seinen Gottesglauben zurück."

Franz Adam Beyerlein zum 60. Geburtstag (N. Bad. Landesztg. 147).

—, —. Von B. P. (Tag 70).

—, —. Von Valerian Tornius (Leipz. N. Nachr. 80).

„Geburtstagsbrief an A. M. Frey." Von Werner Richter (B. T. 149):

„In München geboren, mit hanseatischer Blutsbeimischung freilich, tragen Sie, darum vielleicht, eine Art Seemannsgesicht durch die Welt, blond, schmal, fältchenreich, mit hellen, windgekühlten Augen. Und ganz im Ton eines Kapitäns auch, der von großer Fahrt zurück ist, erzählen Sie Ihre Geschichten, männlich, ruhig, ungerührt: daß nirgends Inseln des Wunders zu ersegeln sind, daß es keine Wunder gibt, außer denen des Alltags, hinter dessen Larve freilich für Sie und Ihre Geschöpfe die Wirklichkeit erst beginnt."

—, —. Von Richard Huldschiner (N. Bad. Landesztg. 160).

„Wilhelm Fischer in Graz." Zum 85. Geburtstag von St. F. (Münch. N. Nachr. 104).

„Josef August Lux." Zum 60. Geburtstag. Von Hanns Martin Elster (Münch. N. Nachr. 94).

„Karl von Stockmayer." Zum 60. Geburtstag. Von Paul Wittko (Württemb. Ztg., Schwabensp. 12).

„Johannes Jegerlehner." Zum 60. Geburtstag. Von Hugo Marti (Bund, Bern 160).

„Eine Geburtstagsrede und ihre Folgen." Von Gottfried Benn (Voss. Ztg., Unt. Bl. 88):

„Drei Sachen blieben mir im Gedächtnis. Erstens der Versuch des Verfassers, Heinrich Mann und den Schutzverband zu veranlassen, von mir und meiner Rede öffentlich abzurücken, da sie Heinrich Mann nicht als Politiker, sondern, unzeitgemäß und nebensächlich, als Künstler gefeiert hätte. Ich vermöchte das nicht zu verhindern, aber die Voraussetzungen waren so, daß ich vom Schutzverband, dessen Mitglied ich nicht bin, gebeten war, die Rede zu halten, und zwar, wie Dr. Eloesser, der Präsident des Bundes, es bei unserer Unterhaltung darüber bei mir als selbstverständlich voraussetzte, ohne standespolitische Gesichtspunkte, seine Worte waren: ‚als Dichter über einen Dichter'. Das habe ich versucht nach Maßgabe meiner Kräfte zu tun, das habe ich so getan, wie jeder, der mich kennt, wußte, daß ich es tun würde. Und wenn man das in Deutschland und auf einem Fest der schriftstellerischen Welt nicht mehr tun kann, ohne von den Kollektivliteraten in dieser ungemein dreisten Weise öffentlich angerempelt zu werden, so stehen wir allerdings in einer neuen Metternich-Periode, aber in diesem Fall nicht von seiten der Reaktion, sondern von einer anderen Seite her."

* * *

„Der Dichter (Börries, Frhr. von Münchhausen) kommt!" Von Liddy Janover (Hagnauer Nachr. 52):

„Haben wir Börries von Münchhausen aus seinen eigenen Werken bereits kennen und verehren gelernt, so ist ein persönliches Gegenübertreten dieses großen Künstlers ein unauslöschliches, tiefes Erleben. Seine liebenswürdige Persönlichkeit, die schlichte Herzlichkeit, mit der er seinen Hörern begegnet, stellen sogleich einen innigen Kontakt zwischen Dichter und Publikum her."

„Kesselschmied und Dichter" (Heinrich Lersch) (Memeler Dampfboot, 21. März).

„Friedrich Gundolfs Gedichte." Von Joachim Schumacher (N. Zür. Ztg. 525):

„Die unverkennbare Gundolfsche Tonalität der Prosa beweist sich auch hier im Vers als blitzschnell kombinationsfähig, und klar und klug der metrischen Disziplin gehorchend. Die adjektive Unruhe seiner Versſyntax bildet dabei das hauptsächliche Bewegungsmoment. Eine quasi ‚absolute Monarchie' des Nomen ist hier offenbar, ohne sich gegen die ‚reziproke Republik' der einfachen Subjekt-Prädikat-Objektiv-Verfassung zu sperren. Aber noch das Verb hat oft kaum mehr Prädikatsfunktion, sondern wirkt differenzierend-fär-

Digitized by Google

bend wie als nominales Hilfsverb (wodurch ein wesentlich lyrisches Element auch der Gundolfschen Prosa konstituiert wird)."

„Friedrich Gundolf — Adolf Schuler." Von Fritz Cronheim (Basl. Nachr. 79).

* * *

„Mutter zwischen zwei Kriegen. Ina Seidel: Das Wunschkind." Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg. 51):

„So weit reicht dieses Buch: Von der Politik bis zur Mutterschaft, von Berlin bis zum Katholizismus, von Arndt und der ganzen Leidenschaft der preußischen Erhebung bis zum Kurbistum Mainz, von der Königin Luise, der Christoph dreimal zutiefst ergriffen begegnet, bis zum Magnetismus Mesmers, dem ein italienischer Arzt in Mainz in großartiger Hingebung lebt, vom starren Preußen- und leidenschaftlichen Soldatentum des Generals von Tracht, Christophs Großvater, der 1806 den französischen Offizieren mit letzter Kraft in voller Uniform entgegentritt, um in dieser großartig stolzen Geste zu Tode zusammenzubrechen, bis zu dem Dämon Napoleon, dessen Leidenschaft noch in dem letzten Soldaten seines Heeres in Mainz zu spüren ist. Mit allen diesen Dingen aber ist die ganze Fülle dieses reichen und starken Buchs noch nicht einmal erschöpft. Es ist ein Denkmal des besten weltweiten Preußentums und ein hohes Lied der Mutterschaft."

—, —. Von Eugen Moecke (Germ. 78a).

„Etzel Andergast" (Jakob Wassermanns neuer Roman). Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 562):

„Der Wassermannsche Roman ist raumlos. Die Landschaft in ihm hat eine merkwürdig dünne Stimme. Die Menschen sind der ‚Zeit' entnommen, meinetwegen, aber das Zeitliche wird rascher verblassen als das Raumirdische, wenn man schon wie Wassermann an Unwandelbares der Epik glaubt. Alle Einwände kann die Zukunft widerlegen, wenn nur einer aus dem Menschenstrom Wassermanns den Ring des Romans durchbricht, wenn einem einzigen Geschöpf — vielleicht diesem Doktor Kerlhofen — der höchste Gestaltwandel gelingt, aus der Figur des Romans in die des souveränen Eigenlebens hinüberzuwandeln: ein Typus zu werden! — Ist dieser große Wurf dem außerordentlichen Erzähler Wassermann, dessen bezaubernden und beklemmenden Fabeln der Leser immer wieder hörig ist — ist er ihm gelungen?"

—, —. Von Johann Frerking (Hannov. Kur. 144/45).

—, —. Von D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 14):

„Ich weiß nicht, ob Wassermann sich das Vorbild Balzacs, des Riesen, vor Augen gestellt hat, der in einem epischen Rahmenwerk von gewaltigem Ausmaß eine zeit- und kulturgeschichtliche Spieglung der großen Menschenkomödie zu schaffen gedachte — jedenfalls gibt es keinen zweiten Schriftsteller unter den Lebenden, der wie Wassermann die Probleme unserer verwirrten Epoche im Roman so vielseitig verleiblicht hat."

—, —. Von Hugo Marti (Bund, Bern 153).

—, —. Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 78).

„Bauern, Bonzen und Bomben" (Hans Fallada). Von Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 151):

„So darf er wagen, was jedem anderen mißlingen würde, er darf Wandlungen in dem Wesen seiner Menschen zeigen, ohne sie des langen und breiten zu begründen. Sein Dreckmephisto, diese wahre Spottgeburt aus Dreck und Feuer, darf, ein paar Seiten von Schluß des Buchs, eine gute, ja, eine begütigende Handlung begehen — und man glaubt sie ihm doch, ja, man fühlt, man hat sie erwartet, und sie mildert die Bitternis, die dieses abgründig pessimistische Werk sonst in jedem Leser hinterließe."

„J. Schaffner: Die Jünglingszeit des Johannes Schattenhold." Von Arnold Krieger (General-Anz. Stettin, Buch 66):

„Es ist der Roman des reinen Toren. Es ist die Linie, die vom Simplizius über den ‚Wilhelm Meister' und den ‚Grünen Heinrich' weiterführt. Und wie diese Werke, sind die beiden Johannes-Romane Ewigkeitsgut."

„Ein neuer Roman von Otto Flake." Von Nikolaus Bruckner (Saarbr. Ztg., Gegenwart 87):

„Selten hat es der Kritiker so gut, daß er nur nachzuerzählen braucht."

„Der neue Frank Thieß." Von H. J. F. (Generalanz., Stettin 93).

„Rudolf Herzog: Der Freiherr und die Altstadt." Von Heino Schwarz (Deutsche Ztg. 76 und Düsseld. Nachr., Unt. Bl. 162).

„An einen Dichter" (Werner Bergengruen). Von A. von Czibulka (Hannov. Kur. 160).

* * *

„Stefan George und Jean Paul." Von Georg Schaeffner (Bund, Bern, Kl. Bund 12).

„1848." Zum neuen Buch der Ricarda Huch (N. Zür. Ztg. 581).

„Was soll Herr Hocke tun?" (Zu: Alfred Döblin). Von S. Kracauer (Frankf. Ztg. 282 — 1 M.):

„Wie die Lage heute ist, scheinen mir solche Mißverständnisse wenigstens möglich. Um sie von vornherein aus dem Weg zu räumen, muß als der wesentliche Gewinn des Döblinschen Buchs festgehalten werden: daß es endlich unserer Intelligenz den Ort zwischen zwei großen Fronten sichtbar macht, an dem sie tatsächlich sich aufhält. Was soll sie tun? Hierüber vielleicht Klarheit zu schaffen, bleibt dem Dauergespräch vorbehalten, das nun zu beginnen und an Döblin anzuknüpfen haben wird."

„Geist und Tat. Heinrich Manns neues Essaybuch." Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt. Bl. 72):

„Der neue Wölfflin." Von Lutz Weltmann (B. T. 178):

„Wölfflin zeigt die Gegensätze deutschen und italienischen Formgefühls nicht als Gegensätze der Geschmacksbildung, sondern als verschieden geartete metaphysische Grundeinstellungen. So sei der Mensch für Dürer nur eine, wenn auch bedeutsame, Form des Erlebens: während er an der klassischen Monumentalität der Apostel arbeitete, führte er hingebungsvolle Pflanzenzeichnungen aus. Wir glaubten nicht an den alleinigen Wert der Regel, wir bevorzugten die werdende, der Italiener die seiende Schönheit. Wer denkt da nicht unwillkürlich an Lessings Ausspruch, der das Suchen nach Wahrheit für menschengemäßer hält als die Wahrheit selbst! So bestätigt die Dichtkunst, was Wölfflin am Beispiel der bildenden Künste beweisen will."

Zur ausländischen Literatur

„Ein neuer Shakespeare?" Von Karl Schneider (D. A. Z. 135).

„Der Mann, der den ‚Robinson' schrieb." Zu Daniel Defoes 200. Todestag. Von Victor Klages (N. Bad. Landesztg., Kunst 195).

„Shelleys Briefe an Harriet." Von Elisabeth Charlotte Haedicke (Voss. Ztg., Unt. Bl. 85).

„Der Dichter des Töpferlandes." Zum Tode Arnold Bennetts. Von F. S. (Bund, Bern 153).

„Arnold Bennett †." Von L. (Köln. Volksztg. 155).

„Liam O'Flaherty." Von Heinrich Hauser (B. B. C. 137):

„Er ist ein echter Aran-Insulaner: Ein Wilder, der ein wahres Wesen versteckt hinter einer vollendeten Höflichkeit. Scharfäugig, hager, sprunghaft in der Bewegung und von einer unzerstörbaren Vitalität. Er kann acht Tage hintereinander

Digitized by Google

ander trinken, acht Tage ohne Pause schreiben und dann den Vorschuß seines Verlegers in acht Minuten beim ersten Pferderennen verlieren."

„Englische Soldatenlieder." Von Paul Cohen-Portheim (Frankf. Ztg. 227 — 1 M.).

„Die heutige irische Dichtung." Von Josef Grabisch (D. A. Z., Unt. Bl. 155).

* * *

„Ein Konkurrent unserer Klassiker: zu Lafontaines 100. Todestag." Von F. S. (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 92).

„André Gide und das Problem der Unentschiedenheit." Von Bernard Guillemin (B. T. 180):

„Betrachtet man Gides Werk nur oberflächlich, so könnte man fast meinen, es enthielte nur Widersprüche — einen heidnischen Lobgesang auf die Erde, das Leben und die Begierde auf der einen Seite, eine Apologie der Innerlichkeit, der Selbstaufgabe und des Verzichts auf der andern, beides nur lose verbunden durch eine auf die Verwirklichung aller Möglichkeiten der Seele bedachten Haltung der inneren Bereitschaft oder, was freilich nicht ganz dasselbe ist, der Unentschiedenheit. Sieht man aber genauer hin, so kann man sich jedenfalls der Einsicht nicht verschließen, daß seine Unentschiedenheit oft nur vorgetäuscht ist und der Befürchtung entsprungen scheint, eindeutige Formeln und Lehrsätze könnten einen geistig unbehenden Leser zu ungeschlachten Gewißheiten verführen. Zudem war das geistige Leben Frankreichs, zur Zeit von Gides Anfängen, mehr oder minder erstarrt und bedurfte der Auflockerung. Man tut darum gut daran, in seiner scheinbaren Unentschiedenheit nur einen pädagogischen Kunstgriff, eine von taktischen Erwägungen eingegebene Haltung zu sehen, also nichts anderes als eine feinere und getarnte Form der Entschiedenheit. Gide selbst hat im Vorwort zu einer Neuauflage der ‚Nourritures terrestres' (deutsch unter dem Titel ‚Uns nährt die Erde' in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart) in vorsichtigen Worten darauf hingewiesen, indem er schreibt, daß ihm nicht die Unbeständigkeit, sondern die Treue als vorherrschender Zug seines Lebens erscheint."

„André Maurois." Von Grete von Urbanitzky (Basl. Nachr., Lit. Bl. 15).

„Der Kluge und die Kulturfrage." (Duhamel, Spiegel der Zukunft.) Von Ernst Heilborn (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 16).

„Jacques de Lacretelle." Von Manuel Gasser (N. Zür. Ztg. 571, 577):

„Lacretelle ist in seiner Kunst, in seiner ganzen geistigen Haltung durchaus Franzose; darum sind seine Interessen — einige, auf seine Universitätsjahre zurückgehende Sympathien für England abgerechnet — auf Frankreich konzentriert. Hier mußte er erstes Verstehen, erste Würdigung finden. Denn wenn ihm anderwärts, wo explosivere Kräfte am Werk sind, klassische Kühle und eine gewisse Lebensferne vorgeworfen werden — hier ist man von der Bedeutung des Romans als eigentlichem Beitrag französischen Geistes an die Weltliteratur überzeugt, weiß man das Weiterspinnen des seit den Klassikern unermüdlich abgewandelten Themas der Erforschung menschlicher Leidenschaft zu würdigen."

* * *

„Das Menschliche in Dantes Göttlicher Komödie." Von Hermann Gmelin (Staatsanz. f. Württ., Bes. Beil. 3).

„Carlo von Gozzi." Ein Heros der Commedia dell arte. Von Herbert Gerigk (Ostpreuß. Ztg. 95).

„Manzonis Kampf um Gott." Von Lavinia Mazzucchetti (N. Zür. Ztg. 657).

„Fausto Maria Martini †." (N. Zür. Ztg. 715):

„Das Gesamtwerk Fausto Maria Martinis kann literaturhistorisch als die Befriedigung und Auflösung jener romantischen Krise gelten, die im italienischen Ottocento anhub und in Corazzini ihre typischen Vertreter fand. Das unablässige Insichgekehrtsein Martinis, seine meisterhafte Gestaltung des autobiographischen Stoffes und seine lyrische Offenbarung der Kleinwelt verleihen ihm eine besondere Physiognomie, die als bleibender Wert im Flusse der literarischen Tageserscheinungen bestehen wird."

„Die Biographie Gabriele d'Annunzios." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 635).

* * *

„Angst vor Spanien?" Von Walther Pabst (D. A. Z., 15. April 31).

* * *

„Der Zorn der Enttäuschten. Panaït Istrati in Rußland." Von Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 16).

* * *

„Guido Gezelle, der flämische Dichter." Von Karl Jacobs (Germ., Ufer 3).

„Die Jugend des Felix Timmermans." Von Karl Jacobs (D. A. Z. 153).

„Dichtung in Flandern." Von Karl Hanns Erkelenz (Köln. Ztg. 159).

* * *

„Neue Tagebücher Kierkegaards." Von Erich Brock (N. Zür. Ztg. 650).

* * *

„Sigrid Undset und Knut Hamsun." Von A. H. S. (Bund, Bern 135).

* * *

„Turgenjew." Von Fritz Ernst (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 525).

„Probleme der osteuropäischen Literatur." Von E. K. (Germ. 73).

„Otokar Fischers Lyrik." Von Paul Eisner (Prag. Pr. 97).

Allgemeines

„400 Jahre rätoromanischer Literatur." Von Reto R. Bezzola (N. Zür. Ztg. 589).

„Über die Unterschätzung des Publikums in unsern Theatern." Von Rudolf G. Binding (Frankf. Ztg. 246 — 1 M.).

„Führung!" Eine Rede von Rudolf Borchardt (Münch. N. N., Einkehr 9).

„Zur Tagung der rheinischen Dichter in Mannheim." Von Fritz Droop (N. Bad. Landesztg. 182).

„Argentinisches Theater." Von Kasimir Edschmid (B. B. C. 135).

„Der Schriftsteller als Gewissen der Zeit." Von Hanns Martin Elster (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 82).

„Die deutsche Schweiz und die deutsche Literatur." Von Emil Ermatinger (Münch. N. N. 81).

„Bayerische Dichterprofile." Von Bozena Ernst-Zajik (ebenda 86).

„Neue deutsche Lyrik." Von E. Kurt Fischer (Köln. Ztg., Lit. 15).

„Ein Gedicht will zu Dir sprechen . . ." Von Otto Heuschele (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 730).

Digitized by Google

„Mundartdichtung aus Österreich und Mähren." Von Karl Kreisler (Tagesbote, Brünn 137).
„200 Jahre deutsches Feuilleton." Von Ernst Meunier (D. A. Z., Unt. Bl. 163).
„Neues um Kaspar Hauser." Von Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg. 255 — M.).
„Lyriker." Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 71).
„Zur jüngsten Dichtung." Eine Anthologie von Paul Winter (Bad. Pr., Lit. Umschau 5).
„Dichterköpfe." (Rudolf Kayser, Fritz Ernst.) Von demselben (ebenda).

Echo der Zeitschriften

Süddeutsche Monatshefte. XXVIII, 7. (München.) In seinem Aufsatz „Die Sektion der Dichter an der Berliner Akademie" fragt Erwin Guido Kolbenheyer nach der Funktionsmöglichkeit einer Dichterakademie und antwortet:

„Fragen wir nun nach der Funktionsmöglichkeit einer Dichterakademie, so müssen wir eine Unterscheidung vorwegnehmen. — Nicht wie bei den anderen führenden Künsten kann an sie die Funktion einer Schulung der Ausdrucksmittel (selbst im weitesten Sinne) angegliedert werden. Jedem wirklichen Talent sind in den niederen und höheren Schulen und auf den Universitäten Wege geöffnet, durch zuchtvolle Übung und Lektüre das Kunstmittel zu erwerben und auszubilden. Eine Lehrfunktion im Sinne der anderen Akademien ist heute — das war nicht immer so — einer Dichterakademie durch Schule, Publizistik, Theater und Verlagswesen längst abgenommen.

Was jedoch einer Dichterakademie nicht abgenommen werden kann und ihr ausschließlich eignet, ist das maßgebende künstlerische Vermögen, das sich unter den Leistungen lebender Meister sammelt und sich unter Umständen in gemeinsamer Verantwortlichkeit zu einer kulturwirksamen Einstellung, zu einer volkswirksamen Ordnungsform also, erheben kann. Dieser Wirkung ist keine Schule, keine Publizistik, kein Theater und kein verlegerisches Unternehmen fähig, denn eine solche Wirkung ist an die Zusammenfassung von bildnerischen Kräften gebunden, die nicht nur den dichterischen Schaffensbesitz des Volkes an Kunstmittel und Kunstform intuitiv beherrschen können müssen, sondern darüber hinaus ihn auch auszubauen, zu mehren innerlichst angetrieben und imstande sind. Wenn also alle jene selbstverständlichen zeitgebundenen Wertbeschränkungen der Leistungen Lebender vorausgesetzt bleiben, so kann gesagt werden, daß eine Dichterakademie in unserer Zeit einen doppelten funktionellen Sinn hat, einen inneren und einen äußeren:

Nach innen — Meister ihrer Kunst vor eine erhöhte Verantwortung zu stellen und damit deren Leistung zu steigern.

Nach außen — auf das Kunstleben und die Entwicklung der Kunst in wesentlichen und daher entscheidenden Fällen autoritären Einfluß zu nehmen."

Radio-Wien. VII, 27. (Wien.) Marianne Thalmann betont das Welterleben in Ina Seidels Dichtung:

„Das Schaffen Ina Seidels hat nichts von dem brennenden Welterleben eingebüßt, das in ihren ersten Versen zu dem Satz drängte: ‚Ich habe das Feuer in mir, das an euch von außen nur leckt.' Aber es hat sich in den neuen Gedichten zu einer Knappheit des Ausdrucks gesteigert, in deren Beschränkung der innere Reichtum dieser Frau erst ganz und gar Kraft geworden ist. Und nun beginnt sie die Welt wie durch Wände von Glas zu sehen, hinter denen das geheime Leben aller Dinge wuchert. Und dieses Leben wird ‚mit ihren Worten völlig eins' (Der Dichter und die Pflanzen)."

Der Bücherwurm. XVI, 4. (Berlin.) Julius Bab betont das aktuelle Interesse in Ina Seidels „Wunschkind".

„Hier war ein Buch, das Gestalten vergangener Generationen beschwört, um von den zeitlosen Dingen zu berichten. Ein Buch der Mutter, das von jenen tiefen Verbundenheiten erzählt, die nur die Frauen kennen. Man erlebt das Schicksal dieser Menschen, die seit mehr als einem Jahrhundert tot sind, erlebt es in seiner Zeitlosigkeit. — Und dann spürt man plötzlich, daß es im Grunde gar nichts Aktuelleres gibt als dieses Buch, das von der gesuchten Einheit des deutschen Wesens, handelt, von der schicksalvollen Haßliebe zwischen Ost und West, und von dem Dämon Krieg, gegen den die Mutterschaft der Menschheit sich anklagend erhebt."

Eckart. VII, 4. (Berlin.) Ein Aufsatz von Elisabet van Randenborgh „Die Mutter", Gedanken zu Ina Seidels „Wunschkind", klingt in die Worte aus:

„Die Urbindung, die Gebundenheit an die Schöpferordnung Gottes, schließt die Frauen zu einer Erlebnis- und Leidensgemeinschaft zusammen, so verschieden sie auch im Einzelnen sein mögen. Diese innere Bindung ist stärker als Theorien vom Wesen der Frau, und diese Schicksalsgemeinschaft wird, so hoffen wir und erbitten wir, einer neuen erotischen Kultur, in der die Mütterlichkeit nur einen untergeordneten Platz hat, stärkster Widerstand sein. Ein entscheidender Schritt auf diesem Wege ist mit Ina Seidels ‚Wunschkind' getan."

Digitized by Google

Der Kunstwart. XXXXIV, 7. (München.) Erich Brock analysiert das katholische Element in der Dichtung von Gertrud von le Fort:

„Eine rein formalistische Betrachtung der Werke Gertrud von le Forts könnte deren dichterischem Werte nicht gerecht werden. Sie zielen so wesentlich und ernstlich auf bestimmte weltanschauliche Positionen, daß es eine beleidigend hochmütige Verständnislosigkeit bedeuten würde, nur von einer ästhetischen Äußerlichkeit her Kenntnis zu nehmen. Wer die wundervolle Schönheit, Feinheit und Fülle dieser Kunst liebt, ist ihr gegenüber verbunden, sich klar zu machen, daß die Dichterin sie nicht als einen Raub erachtet, nicht als ein Diebeslager von Impressionen, welche die Kunst am Tische derer, die selbst den Acker bebauen, sich hat vorsetzen lassen und in einem unbewachten Augenblick nach Hause trug. Gerade die letzten Jahre haben so manchen Künstler, der auf diesem Wege sich bereichern zu können glaubte, in fortschreitender Verarmung und Verflachung gezeigt. Denn es handelt sich nicht um das Erzeugnis, sondern um den Mutterboden selbst, und nicht um Nehmen, sondern um Einswerden. Gerade das zeigt die Kunst Gertrud von le Forts, daß für alle Kunst nur so ein unversieglicher Quell anzuschlagen ist. Man muß also den Weg, den die Dichterin weisen will, im Ernste mit ihr gehen und zusehen, wie weit das möglich ist und wo etwa die Wege sich trennen.

Das einzige, zentrale Problem dieser Werke ist der Katholizismus, und zu ihm gehört das Problem der Kirche ganz kernhaft. Daß die wirkliche Kirche selbst ein Hauptglaubensartikel des Katholizismus ist, daß sie also wesentlich göttlich ist, das ist — und das betont die Dichterin durch ihre Darstellung stark — nicht geradlinig, induktiv, rationalistisch zu erweisen; dieser Weg wird gerade als der jüdische ausgeschieden. Sondern wie das Christentum überhaupt, so wird die Göttlichkeit der Kirche durch die Gebrochenheit der Begründung gekennzeichnet, durch das Paradox, durch das Hindurchgehen durch Demut, Kleinheit, ernstliches Aufsichnehmen des Menschenschicksals und des Weltabfalls."

Literarischer Handweiser. LXVII, 7. (Freiburg i. Br.) Aus einem Aufsatz von Johannes Kirschweng über Gertrud von le Fort:

„Das ist das Werk der Dichterin Gertrud von le Fort, deutlich und bedeutend sich abhebend von allem, was wir an deutscher katholischer Frauendichtung besitzen, voll von Reichtum und voll von Verheißungen. In welcher Richtung deren Erfüllung liegen wird, das ist schwer zu sagen, oder darf man vielleicht glauben, daß auch weiterhin die Gestalt der Kirche diese Schaffende inspirieren wird? Fast gewinnt es ja den Anschein, daß sie zu denen gehöre, die, einmal erfaßt, ihr Leben lang im Bann einer Idee stehen, und da hier diese Idee so groß und unausschöpflich ist, brauchten darum keine Befürchtungen sich zu erheben. Aber was immer auch Gertrud von le Fort in Zukunft uns noch schenkt, das wird man nach den vorliegenden Proben versprechen dürfen, daß alles, was von ihr kommt, aus den tiefsten Quellen des Menschlichen, des Dichterischen und des Religiösen entspringen wird. Wir glauben nicht, daß sie uns enttäuschen wird. Möge das Publikum sie und uns nicht enttäuschen."

Neue Schweizer Rundschau. XXIV, 4. (Zürich.) Klaus Mann schreibt über Ernest Hemingway:

„Die große Anziehungskraft, die Hemingway gerade auf die anspruchsvollsten jungen Europäer ausübt, liegt wahrscheinlich eben in seiner Mischung aus Lebensfrische und Geheimnis. Ihm bleibt der kraftvolle Atem des jungen Amerikaners, während seine Seele auch in anderen Regionen, in den entlegensten, erfahren und sehr bewandert scheint. Bloße Kompliziertheit, abstrakter Mystizismus entmutigen und ermüden uns leicht; ebenso bloße Kraft. Seine kraftvolle Kompliziertheit, seine vitale Melancholie faszinieren.

Die Frage, ob dieses rätselhaft einfache Leben wert sei, geliebt zu werden, beantwortet sich mit einer großen Selbstverständlichkeit. Jemand fragt: ‚Schätzen Sie das Leben?' Der andere: ‚Ja.' ‚Ich auch. Weil es alles ist, was ich habe.'

Wer das Leben auf diese Art liebt, so bedingungslos, so kritiklos, so zynisch-fromm, der liebt gleich den Tod mit: einfach, weil er, noch endgültiger als das Leben, alles alles alles ist, was wir haben."

„Friedrich von Spee." Von Heinrich Suso Waldeck (Radio VII, 26. Wien).

„Heinrich Pestalozzi." Von Wilhelm Schäfer (Deutsches Volkstum XIII, 4. Hamburg).

„Auf Werthers Spuren in Wetzlar." Von F. H. Ehmcke (Westermanns Monatshefte LXXV, 896. Braunschweig).

„Tasso — ein dramatisches Zeitbild." Von Carl Wercks-hagen (Blätter des Hessischen Landestheaters 1930/31, 13. Darmstadt).

„Zwei Aufsätze: Wilhelm Meister in der Urform (1911); Gotthold Ephraim Lessing." Von Hugo von Hofmannsthal (Corona I, 5. München).

„Das Fremdwort bei Gottfried Keller." Von Franz Blume (Muttersprache XLVI, 4. Berlin).

„Bilanz Nietzsche?" Von Leopold Ziegler (Reclams Universum XLVII, 28. Leipzig).

„Spengler und Nietzsche." Von R. H. Grützmacher (Preußische Jahrbücher CCXXIV, 1. Berlin).

„Vater und Mutter." Von Maximilian Dauthendey (Fränkische Monatshefte X, 3. Nürnberg).

„Legenden." [Aus dem Nachlaß.] Von Franz Kafka (Die Literarische Welt VII, 13. Berlin).

„Paul Ernst." Von Hans Nessel (Der Kreis VIII, 3. Hamburg).

Digitized by Google

„Isolde Kurz." Von Matthäus Gerster (Weltstimmen 1931, 4. Stuttgart).
„Friedrich Gundolf." Ein Gespräch von Eduard Korrodi und Walter Wili (Der Lesezirkel XVIII, 6. Zürich).
„Heinrich Mann." Von Gottfried Benn (Die Literarische Welt VII, 13. Berlin).
„Heinrich Mann? Hitler? Gottfried Benn? oder Goethe?" Von Werner Hegemann (Das Tagebuch XII, 15. Berlin).
„Heinrich Mann." Von Erich Kuttner (Der Staat seid Ihr I, 4. Berlin).
„Das Werk Heinrich Manns." Von Rudolf Leonhard (Die Neue Rundschau XLII, 4. Berlin).
„Heinrich Mann." Von Leopold Liegler (Radio VII, 26. Wien).
„Heinrich Mann." Von Walter Mehring (Die Weltbühne XXVII, 12. Berlin).
„Anton Wildgans." Von Richard Beer (Radio VII, 28. Wien).
„Anton Wildgans." Von Curt Kohlmann (Die Lese VI, 8. Köln).
„Anton Wildgans." Von F. W. (Die Literarische Welt VII, 16. Berlin).
„Debatte um Wassermanns ‚Etzel Andergast'." Von Wolfgang von Einsiedel (Der Vorstoß I, 16. Berlin).
„Ferdinand Bruckner." Von Bernhard Blume (Blätter der Städtischen Bühnen 1931, 13/14. Frankfurt a. M.).
„Hermann Kesten." Von Erich Kästner (Die Weltbühne XXVII, 13. Berlin).
„Turnlehrer Loch [Penzoldt]." Von Paul Kornfeld (Das Tagebuch XII, 12. Berlin).
„Erich Maria Remarque und andere Vertreter des Kriegsromans in der deutschen Gegenwartsliteratur." [Schluß.] Von W. Derschawin (Sturmschritt XIV, 1—22. Charkow).
„Bauern, Bonzen und Bomben [von Ernst Fallada]." Von Ignaz Wrobel (Die Weltbühne XXVII, 14. Berlin).
„Karl Bröger." Von Hans Prager (Radio VII, 28. Wien).
„Rheinische Dichter der Gegenwart: Heinrich Lersch." Von Otto Doderer (Rheinischer Beobachter 1931, 1/2. Berlin).
„Zum Groß-Prozeß." Von Ludwig Kösters S. J. (Stimmen der Zeit LXI, 7. Freiburg i. B.).

* * *

„Hamlet." Von Herbert Waniek (Der Scheinwerfer IV, 14. Essen).
„Shakespeares Verbrecherinnen." Von P. H. Keulers (ebenda).
„Englische Historiker: Macaulay — Carlyle." Von Lytton Strachey (Codona I, 5. München).
„Der junge Geist in Amerika." Von Ernst Untermann (Sozialistische Monatshefte XXXVII, 4. Berlin).
„Baudelaire und die deutsche Dichtung." Von Franz Rauhut (Deutsch-Französische Rundschau IV, 4. Berlin).
„Das dramatische Werk Paul Claudels." Von Herbert Dieckmann (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 4. Zürich).
„Am offenen Fenster." [Aus meinem Leben.] Von Johan Bojer (Eckart VII, 4. Berlin).
„Im Zeichen des Romans." Aus der heutigen rumänischen Literatur. Von Emanoil Bucata (Klingsor VIII, 4. Kronstadt).
„Fedor Gladkow." Von Wolfgang Leppmann (Ost-Europa VI, 6. Berlin).
„Die sowjetdeutsche Literatur bricht sich Bahn." Am Vorabend der Konferenz der wolgadeutschen Schriftsteller (Sturmschritt XIV, 1—22, Charkow).
„Vergil." Von Theodor Haecker (Hochland XXVIII, 7. München).
„Vergiliana." Von Friedrich Fuchs (ebenda).

* * *

„Konservative oder reaktionäre Dramenkritik?" Von Werner Deubel (Das Nationaltheater III, 3. Berlin).
„Zum Bühnenaustausch zwischen Deutschland und Frankreich." Von Hans-Adalbert Frhr. v. Maltzahn (Die Volksbühne VI, 1. Berlin).
„Die Wendung des Theaters." Von Werner Pleister (Deutsches Volkstum XIII, 4. Hamburg).
„Berlin und das deutsche Theater." Von Gustav Steinbömer (Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 7. München).

* * *

„Literaturgeschichte und Literaturwissenschaft." Von Walter Benjamin (Die Literarische Welt VII, 16. Berlin).
„Rudolf Borchardt über die heutige Literatur." [Vortrag.] (Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 7. München).
„Deutsches Zeitschriftenwesen der Gegenwart." Von Karl d'Ester (Stimmen der Zeit LXI, 7. Freiburg i. B.).
„Die Verwandlungen der Daphne." Zur deutschen Lyrik unserer Zeit. Von August Ewald (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 4. Zürich).
„Kunst und Kunstpflege." Von Paul Fechter (Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 7. München).
„Krieg und Nachkrieg." [Erste Hälfte.] Von Hans E. Friedrich (Die Christliche Welt XLV, 7/8. Gotha).
„Deutschland im Lichte Frankreichs." Von Otto Grautoff (Deutsch-Französische Rundschau IV, 4. Berlin).
„Evangelische Dichtung." Von Walter Gutkelch (Die Literarische Welt VII, 14/15. Berlin).
„Die weibliche Angestellte im Roman." Von Elisabeth Jacobi (Nationaltheater 1930/31, 15. Mannheim).
„Das jüdische Element in der Psychoanalyse." Von Izak Karmel (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 4. Zürich).
„Mensch und Buch in unserer Zeit." Von Walter Koch (Sozialistische Monatshefte XXXVII, 4. Berlin).
„Die Sektion der Dichter an der Berliner Akademie." Von E. G. Kolbenheyer (Deutsches Volkstum XIII, 4. Hamburg).
„Die Gestalt des starken Baas in der Literatur Niederdeutschlands." Von Johann Kruse (Niedersachsen XXXVI, 4. Bremen).
„Neudrucke aus dem Kreis der Blätter für die Kunst." Von Siegfried Lang (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 4. Zürich).
„Die Wiedergeburt der Anständigkeit." Von Thomas Mann (Der Staat seid Ihr I, 3. Berlin).
„Die dramatische Exposition." Von Robert Petsch (Das Nationaltheater III, 3. Berlin).
„Nationaldichter der Schwerindustrie." Von Erik Reger (Die Weltbühne XXVII, 15. Berlin).
„Der Roman in der Tageszeitung." Von Otto Schabbel (Deutsche Presse XXI, 10. Berlin).
„Staat und geistige Freiheit." Von Karl Scheffler und Kurt Hiller (Der Staat seid Ihr I, 7. Berlin).
„Berlin als geistiger Kriegsschauplatz." Von Wilhelm v. Schramm (Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 7. München).
„Vom ‚Veralten' älterer Dichtung." Von Wolfgang Schumann (Die Volksbühne VI, 1. Berlin).
„Die Krise des Geistes." Von Paul Valéry (Corona I, 5. München).
„Philologie und Pädagogik." Von Albert Malte Wagner (Der Kreis VIII, 3. Hamburg).
„Magie der Spannung." Von Ernst Wagner (Das Nationaltheater III, 3. Berlin).
„Weltkonferenz der revolutionären Literatur." (Sturmschritt XIV, 1—22. Charkow).
„Zivilcourage." (Sonderheft: Der Scheinwerfer IV, 13. Essen).

Digitized by Google

Echo der Bühnen

Gießen

„Im Spiel der Sommerlüfte." Von Arthur Schnitzler. (Uraufführung im Stadttheater am 4. April 1931.)

Dieses jüngste Werk Schnitzlers, in drei Aufzügen spielend am Ende des vorigen Jahrhunderts, wirkt ebenso romantisch, illusionistisch und zeitfern wie der kürzlich in Wien uraufgeführte „Gang zum Weiher" —: völlig der fast sagenhaft gewordenen Welt vor dem Kriege angehörig, tief verwurzelt in der einst hochberühmten Kunst alten Österreichertums, die eben durch Schnitzler und durch Hofmannsthal zu einer müden Hochblüte entfaltet wurde. Es ist fast unmöglich, von diesem Stück, das weniger ein Drama als eine dialogisierte Novelle ist und völlig von Umrissen, Andeutungen und verschwebenden Stimmungen lebt, einen „Gang der Handlung" zu erzählen. Die vielfach sich überschneidenden Wechselbeziehungen der wichtigen Personen machen den Reiz der drei Aufzüge aus; die eifersüchtige Angst einer zwischen Lebenshunger und Resignation schwankenden Frau um den viel älteren Gemahl ... die Liebeleien einer kleinen Schauspielerin ... die Gewissensnöte und Zweifel eines Priesters ... die Duellaffäre eines jungen Offiziers —: das läuft drei Akte lang durcheinander „im Spiel der Sommerlüfte", im symbolhaften Wechsel der Naturstimmungen ... eine flüchtige Episode; als Motto könnten die „Paracelsus"-Verse darüber stehen:

„... Es fließen ineinander Traum und Wachen.
Wahrheit und Lüge. Sicherheit ist nirgends.
Wir wissen nichts von andern, nichts von uns.
Wir spielen immer; wer es weiß, ist klug ..."

Hans Thyriot

Köln

„Die Magd Gottes." Ein Spiel von der heiligen Elisabeth. Von Franz Johannes Weinrich. (Uraufführung im Schauspielhaus am 29. März 1931.)

Man kann sich des Gedankens nicht entschlagen, als ob der Dichter durch die Bezeichnung Spiel für dieses Bühnenwerk, sich selbst einen Freibrief ausgestellt habe, damit nur keine Verwechslung mit den üblichen Bühnenstücken unterlaufe und keine Maßstäbe aus ihnen für die Bewertung seiner Schöpfung entnommen werden. Diese Form und die Bezeichnung „Spiel" scheint eine besondere Umschreibung für speziell katholisch kirchliche Inhalte geworden zu sein, nachdem es um die großen Laienspiele andersgearteter Tendenzen still geworden ist. Man kann es durchaus verstehen, wenn die katholischen Dichter diese Form der bühnengemäßen Gestaltung der katholischen Ideenwelt bevorzugen, denn die katholische Kirche bietet ihnen eine nie völlig unterbrochene Tradition in den Jesuitenspielen und selbst in den auch in der Gegenwart immer wieder aufgeführten Stücken eines Calderon.

Daß es zur Erreichung seines Ziels — Nichtigkeit des irdischen Lebens — Ergebung in den Willen Gottes — der sich in der Kirche und ihren Einrichtungen machtvoll manifestiert —, dem Dichter nicht auf historische Treue ankommt, wird ihm kein gläubiger Katholik verargen, denn der Zweck heiligt die Mittel, die hier bühnenmäßig in all ihren Möglichkeiten musikalisch, tänzerisch, schauspielerisch und technisch erschöpft werden. Jäger, Musikanten, Franziskaner, Kreuzritter, Kinderkreuzzug, Chor der Armen, Chor der Mütter, Chor der Elemente, eine ferne Stimme, der Sturm, die Regenflut, die Pest, Chor der Aussätzigen, Christus, Judas, Pilatus — mehr an barocker Übersteigerung in Massenwirkung, Verknüpfung des Allegorischen mit Legendenhaftem und Wirklichem ist nicht möglich. Darüber bleiben die Charaktere im Umriß stecken, sind entweder ganz weiß oder ganz schwarz, ganz gut oder ganz böse. So stehen der Elisabeth und dem Landgrafen als Gegenspieler Heinrich Raspe und der schwarzgekleidete Höfling gegenüber. Das letztere Paar ist eine fühlbare Wiederholung des Vorbildes Faust Mephisto. Einzig die Figur der Elisabeth zeigt menschlich rührende Züge einer gegen die Macht des kirchlichen Einflusses vergeblich anringenden Weiblichkeit.

Ansätze zu dichterischen Feinheiten gehen unter der barocken Fülle des Äußerlichen verloren; die bildhaft volkstümliche Sprache des Dichters behält trotz allem eine anziehende Kraft. Paul Bourfeind

München

„Rosse." Schauspiel in drei Aufzügen. Von Richard Billinger. (Uraufführung der „Bühne der Jungen" im Residenztheater am 19. April 1931.)

In einer Morgenfeier der jungen Bühne stellte sich Richard Billinger zu Beginn als Lyriker vor, worauf sein Schauspiel „Rosse" folgte. Drei Aufzüge, die zusammen etwa zwanzig Minuten beanspruchten. Während nun seine Gedichte ihren eigenen Klang und Glanz haben, Erde sind aus katholischem Alpenvorland, durchgeistert, durchspukt, von Monstranz, Mondlicht und Engelsflügen übergoldet, enthält dieser Bauernsketch so wenig des Geistigen, Persönlichen, Lyrischen, woran

Digitized by Google

noch das Perchtenspiel reich war, daß man auf keinen bestimmten süddeutschen Naturalisten raten könnte; denn süddeutsch allerdings ist solche Seelenhaltung, ob Schönherr, ob Mell, ob Tirol, ob Steiermark oder Innviertel, wo selbst einen Verhärteten „die Tränen quälen wollen". Drum springt denn auch die Tragik zwischen Stall und Wirtshaus hier aus einer Sentimentalität, ihrem Unmaß und ihrer Richtung, wenn der Roßknecht in seiner Liebe und Treue zu den Rossen und in seinem Haß auf die Maschinen den Maschinenhändler niederschlägt und ersticht, um dann hinzugehen und sich bei den Pferden aufzuhängen. So sehr nun jeder Kampf eines Natur- und Urmenschen gegen einen Einbruch in seine Welt und jeder Kampf des Arbeiters gegen Erfindungen, die ihn verdrängen, die Größe und das Schicksal einer Zeitwende haben mag, das, was der Roßknecht schafft und leidet, ist doch nur Schicksal in einer Zeit, insofern es die Tragik eines lediglich in seine Gefühle Verrannten, Verirrten, Besessenen ist. Ihrer ließen sich ja bei Billinger gar viele zählen: Behexte, Mondsüchtige, von Lastern und Teufeln Geführte. Das Perchtenspiel, voll davon, ist geradezu ein Pandämonium. Fast die gesamte Kritik hat freilich aus dem kargen Mund des Knechts den Angst- und Liebesschrei um jedes Lebewesen vernehmen wollen. Ob aber just er, der außer seinen Rossen niemand zu lieben vermag, dazu befugt wäre? Doch nur wer vor allem den Menschen mit dem Herzen eines Bruders naht. Einzig so durfte der Heilige von Assisi den Vögeln und den Fischen predigen. Vielleicht hat übrigens Billinger die Tragik eines Menschenschlags überhaupt nicht so sehr gesucht als diese Menschen selber: Typ um Typ, weich in der Härte, noch mehr hart auf hart, Bein auf Stein, Mensch und Tier, nebeneinander, ineinander, in einem. Und es wurde aus dem Stil eine Kreuzung: naturalistisch der Stoff, naturalistisch die Rede, naturalistisch die Technik des in sich Verschlossenen, expressionistisch die Kürze, expressionistisch der Ausbruch zur Tat.

Joseph Sprengler

Wien

1.

„Herren." Zwei Einakter von Franz Graf Dubsky. (Uraufführung in der Komödie am 21. März 1931.)

Dem Vernehmen nach gehört zu den beiden unter dem Titel „Herren" vereinigten Einaktern noch ein dritter, vermutlich in denselben Umwelten wurzelnd, in der altösterreichischen Armee und im altösterreichischen Adel oder vielmehr dort, wo sich beide Kreise schnitten, in der exklusiven Kavallerie. Ob dieses dritte unaufgeführte Stück ebenfalls die Gestalt des uniformierten Moriturus abwandelt? Denn jeder der beiden dargestellten Einakter mündet in den Selbstmord eines Offiziers aus, der seine Ehre gekränkt wähnt oder weiß. Auch die Einstellung des Verfassers zu seinen „Herren" ist jedesmal dieselbe, er selber gegen die Schwächen dieser allmählich schon ins Bereich der Sage versinkenden Kaste nicht blind und liebt sie dennoch und erst recht. Und so wäre eigentlich eins der beiden kleinen Dramen überflüssig, wenn nicht das „Offiziersfest" durch friedlichen, die „Todesschwadron" durch weltkriegerischen Hintergrund Variationen des Themas zuließe oder forderte. Der Verfasser, Neffe der Ebner-Eschenbach und schon vor einem halben Menschenalter burgtheaterfähig, bekundet eine nicht gewöhnliche Bühnensicherheit.

2.

„Das Wächterspiel." Von Rudolf Henz. (Uraufführung in der Komödie am 28. März 1931.)

Die Keimzelle des robusten einaktigen „Wächterspiels" ist irgendwo im Bereich mittelalterlichen Mysteriums zu suchen, vielleicht im redentiner Osterspiel, wo die am heiligen Grabe Wache haltenden Krieger, rechte Scharrhansen und Eisenfresser, für ein halbkomisches Intermezzo zwischen Passion und Auferstehung sorgen; aber diese Wächter gehören überhaupt zum eisernen Bestand des alten Volksschauspiels, und Henz bekennt sich selbst zu solchen Ahnen. Die naiven Zeugen also oder Zeitgenossen des Zentralwunders der Weltreligion: das ist die große Gegebenheit; bei Henz verschiebt sie sich in Gegenwart oder allerjüngste Vergangenheit, auf irgendeinen Wellenberg der Kriminalität nach dem Weltkrieg und aus Palästina nach Österreich, und dieser Verschiebung aus dem Pathos der Ferne in das andersartige der Nähe gesellt sich eine Steigerung der Episode zum Hauptvorgang. Denn diese neuen Grabeswächter bedeuten mehr als die grotesken Bramarbasse oder verschlafenen Polizisten des Mittelalters, die der Handlung brauchbar, aber nicht unentbehrlich sind. Drei Landstreicher morden und berauben einen Priester, der einem Kranken die letzte Wegzehrung bringt, sie sind nahe daran, diese zu schänden, und erst als, wie in einem Calderonschen Auto, das Sakrament Wunder wirkt, nicht äußerliche, aber seelische, treten die Strolche in die Funktion der Wächter ein, Wächter an der Leiche jenes Priesters, Wächter auch am Leibe des Herrn, um zuletzt — hier klingen Drama und Roman der Russen an — vor allem Volk ihre Missetat zu bekennen und als gute Schächer zu sühnen.

Daß dies Werk eines Verfassers, der zum erstenmal die Bühne betritt, dem neuösterreichischen Barock, etwa Richard Billinger und zumal Max Mell the-

Digitized by Google

matisch, weltanschaulich, stilistisch, sprachlich sehr nahe steht, wird der Verfasser keineswegs leugnen. Aber der Zögling ehrt die Meister und zählt von nun an auch auf dem Felde des Dramas zu den Hoffnungen der österreichischen Literatur. Robert F. Arnold

Weimar

1.

„Die Orgelbraut." Versluſtspiel in vier Akten. Von Hanns Koch. (Uraufführung im Deutschen Nationaltheater am 19. März 1931.)

Dieſes „Versluſtspiel" des in Westerland auf Sylt beheimateten, bisher wohl nur mit einigen Erzählungen hervorgetretenen Hanns Koch ergibt ſich aus harmlosheiteren Verwicklungen, die in der Familie des bekannten lübecker Organiſten Dietrich Buxtehude im Zuſammenhang mit einer alten Klauſel, ſechs Töchtern und unterſchiedlichen Freiern entſtehen. Die Handlung, für eine hiſtoriſche Novelle ausreichend, iſt in breitbehaglicher Weiſe über vier Akte hingeſtreckt, ohne ſich in ihrer Führung und der Zeichnung der Geſtalten über das Herkömmliche und Unterhaltungsmäßige zu dichteriſcher Eigenart zu erheben.

2.

„Kaſſandra." Schauſpiel in fünf Aufzügen. Von Paul Ernſt. (Uraufführung am Deutſchen Nationaltheater am 11. April 1931.)

Paul Ernſt ſieht in ſeinen dramatiſchen Werken die Höhe ſeines Schaffens. Die „Kaſſandra", ſchon 1915 entſtanden und jetzt erſt, eine Geburtstagsgabe für den Fünfundſechzigjährigen, zur Uraufführung gebracht, rechtfertigt dieſe Meinung inſofern, als in ihr die Gipfel der Ernſtſchen Ideenwelt einſam und leuchtend vortreten.

Die Inſzenierung von Franz Ulbrich gab der Dichtung eine monumentale, rein plaſtiſche Bildwirkung. Es darf dies deshalb hervorgehoben werden, weil der Verzicht auf Farbe und leidenſchaftliche äußere Bewegtheit im Stil des Werks gegeben iſt und mit der plaſtiſchen Sichtbarmachung die Schönheit ſeines geiſtigen und ſeeliſchen Gehalts, wie die Grenze ſeiner Bühnenwirkſamkeit offenbar wird. Die Vorgänge auf dem Theater, die dies griechiſche Spiel bietet, ſind nur gleichnishaft lebendig. Die jugendliche, von Apollo mit der unheilvollen Sehergabe begnadete und geſchlagene Seherin bleibt, wie alle Sterblichen, in ihrer menſchlichen Unzulänglichkeit befangen. Über ihr waltet der Gott, gleich ſeinen Muſen Leid und Vernichtung in aller Natur als ewiges Geſetz erſchauend und kündend; waltet der Dichter, das Notwendige in Freiheit verklärend. Das Geheimnis der helleniſchen „Moira", der fauſtiſchen „Mütter" dämmert herauf.

Ein religiöſes Weiheſpiel hat Ernſt geſchaffen, das für ſeine kühle, kriſtallene Höhenluft dem inneren Erlebnis willige, gleichgeſtimmte Hörer und Zuſchauer vorausſetzt. Hörer noch mehr als Zuſchauer, denn mehr als das gebändigte Bild weiß der volle, wohllautende Versklang die Fracht ſchwerer und tiefer Gedanken ins Herz zu leiten. Man fordert mit vollem Recht für die Bühne dramatiſches Geſchehen, das nichts an Innerlichkeit zu verlieren braucht, wenn es zugleich blutvolle Geſtalt wird; wenn auch Ernſts „Kaſſandra" — mit oder ohne Willen — weſentliche Wirkungsmöglichkeiten der Bühne unberückſichtigt läßt, kann man ſich gleichwohl der Ideengröße dieſer Dichtung freuen.

Heinrich Lilienfein

Gera

„Die einſame Tat." Ein Stück um den Studenten Sand in zehn Bildern von Sigmund Graff. (Uraufführung im Reußiſchen Theater am 18. März 1931.)

Graff, der Verfaſſer des Ende 1930 mit ziemlichem Erfolg in Aachen uraufgeführten Kriegsſtücks „Die endloſe Straße", benutzt als Motiv des neuen Stücks den grauſamen politiſchen Mord. Zu dieſem Zweck greift er auf die Zeit nach den Befreiungskriegen, der Burſchenſchaftsbewegung und des Wartburgfeſtes zurück. Die ſtudentiſche Jugend, die ſich um die Hoffnungen betrogen ſah, die ſie an die nationale Befreiung geknüpft hatte, hatte ſich zuſammengefunden und redete gegen die Oberen, gegen die Mächtigen, gegen die Reaktion. Durch das Reden wurden die jungen Leute fanatiſiert.

Daraus filmt nun Graff mit großem Aufwand an ſicher charakteriſierten Perſonen, an ſachlichen Alltäglichkeiten, realiſtiſch ſtummen Szenen — die bei ihm Prinzip zu ſein ſcheinen — und Lokalkolorit — die Bürger von Jena und Mannheim ſprechen Dialekt — ein Stück in zehn Bildern, das in ſeiner Technik ſtark an Zuckmayers Schinderhannes erinnert. Er geht dabei aus von der Darſtellung der allgemeinen ſtudentiſchen Zuſtände und der Schilderung Sands, von dem geſagt wird, daß er ein Menſch ſei, der Vernunftgründen wenig zugänglich, das Bild eines politiſch unklaren, ſturen Hitzkopfes biete. Sand vollführt den Mord, verwundet ſich dann ſelbſt, wird aber durch ärztliche Kunſt gerettet. Von ſeinen Freunden wird er im Stich gelaſſen. Nur Asmis, ein Theologieſtudent, der ganz ſeinem Vergnügen lebt, beſucht ihn im Gefängnis, um Abſchied zu nehmen und ihn um ſeine Begründung für die Tat zu fragen. „Ich wollte den andern ein Zeichen geben", das iſt alles, was Sand darauf zu ſagen weiß. Dann aber wirft er ſich auf zum Märtyrer

Digitized by Google

einer Idee und sieht der bevorstehenden Hinrichtung gefaßt entgegen.
Zeittheater im historischen Gewande. Obgleich Graff mit gebundener Route marschiert, wäre dem Thema größere Entschiedenheit für oder gegen nur dienlich gewesen. Das Abbiegen ins Rein-Menschliche aber garantiert und motiviert den größeren Erfolg.

Erich Otto Funk

Echo des Auslands

Französischer Brief

Der Franzose Marcel Schwob sagte einmal über George Meredith: „Il ne pense ni en anglais, ni en aucune langue connue — il pense en Meredith." Ein solcher Ausspruch wird vielen banal erscheinen. Offenbar muß man die alte Weisheit, die diese Charakterisierung enthält, doch gelegentlich abstauben und herausstellen, da immer wieder Bücher erscheinen, in denen, wie der verstorbene Georg Hirth einmal ärgerlich und etwas vulgär sagte, alles dichterische Schaffen aus der „Onkeltheorie" abgeleitet wird. Einen solchen Versuch hat neuerdings John Charpentier unternommen in seinem 300 Seiten umfassenden Buch: „L'évolution de la poésie lyrique de Joseph Delorme à Paul Claudel" (Les oeuvres représentatives). Er beweist darin mit pedantischer Akribie, daß die Erneuerung der französischen Lyrik nicht auf deutsche Anregungen zurückgeht, sondern auf englische und irländische, die ihm gleichbedeutend sind mit keltischen und glaubt diese Theorie beweisen zu können, indem er Parallelen zwischen englischen und französischen Versen zieht. Nach jedem dieser Vergleiche ruft er beglückt aus: Da sieht man wieder den keltischen Einfluß! — ohne daß man jemals erfährt, was der keltische Urkern eigentlich ist. Das läßt sich gewiß schwer definieren, es ist natürlich auch gleichgültig, ob Rimbaud und Baudelaire irgend etwas Keltisches in sich haben, sie werden dadurch weder kleiner noch größer. Man dürfte annehmen, daß nach René Lalou, im Zeitalter von Thibaudet, Charles du Bos und Edmond Jaloux solche abstrakten Spielereien ihren Sinn verloren hätten; aber nein, sie werden fortgesetzt. Gelegentlich vergißt Charpentier, was er beweisen will, und dann wird er zum kenntnisreichen, verständnisvollen Literaturkritiker; plötzlich aber erwacht der fachlich beschränkte Anglist wieder und behauptet, Chateaubriand sei reiner Kelte gewesen, wodurch nichts erhellt, sondern nur ein hohles Klischee gegeben wird. Der Verfasser hat die französische Literatur sorgfältig durchgearbeitet und sein Buch mit herrlichen Zitaten gespickt, die mit das Schönste daran sind. Gerade aus ihnen ergibt sich, daß es in Frankreich von jeher Klassizisten und Romantiker, Statiker und Dynamiker, Rationalisten und Mystiker gegeben hat. Gewiß ist es aufschlußreich, die großen Strömungen, die einmal aus England, ein anderes Mal aus Deutschland, Frankreich befruchteten, aufzuzeigen und nachzuzeichnen, aber das kann nur in jener überlegenen und zurückhaltenden Weise geschehen, wie E. R. Curtius und Bernhard Groethuysen es tun, und darf nicht bis ins Absurde getrieben werden; denn letzten Endes gibt, wie schon Goethe gesagt hat, die Persönlichkeit den Ausschlag, die in den von Professoren so oft gescholtenen modernen Romanbiographien lebendiger wird als in derartigen philologischen Abstraktionen. Gegen Ende des Buchs, als Charpentier auf Mallarmé, Valéry und Claudel zu sprechen kommt, verliert sich seine Theorienreiterei. Er nimmt den Vergleich auf, den Guégan zwischen Valéry und Scève zog, tritt der rein apologetischen Einschätzung Claudels entgegen und gibt einleuchtende Deutungen: „Une nécessité organique commande sa phrase . . ." „Notez que, sûr de la solidité de sa construction spirituelle, M. Claudel ne craint pas de subordonner la logique à l'analogie de ses démarches, qui ne sont pas discursives mais intuitives." „En tout cas, quand il lui arrive de se traiter de ‚lourd imbécile' ou de ‚pataud aux larges pieds', ce n'est point parce qu'il trébuche sur les accidents de son discours, mais parce qu'il échoue à créer la magie qu'il souhaite."
Von Paul Claudel erschien in neuer Ausgabe: „La cantate à trois voix suivie de sons le rempart d'Athènes et de traductions diverses" (Gallimard), die durch eins der vollendetsten Gedichte des Meisters abgeschlossen wird: „Et une abeille pour finir." Die Kantate beginnt mit der wunderbaren Musik: „Cette heure qui est entre le printemps et l'été" und läßt dann die drei Stimmen sich wie Weihrauch erheben und ineinander aufgehn. In diesem Werk hat er die Sprache gemeistert und mit wunderbarer Magie erfüllt.
Léon Deubel gehört nicht wie die obengenannten zu den Führern der französischen Lyrik unserer Zeit, aber er war ein Dichter, der die Gabe der „méditation solitaire" besaß, der die Forderung Vignys erfüllte: „Dès que tu es seul, descends au fond de ton âme, et tu trouveras en bas, assise sur la dernière marche, la gravité qui t'attendait." Er hat herrliche Verse geschaffen, die 1912 im „Mercure de France" gesam-

Digitized by Google

melt erschienen. Erna Grautoff hat ihn zuerst ins Deutsche übersetzt. Im vorigen Jahr gab Eugène Chatot seine Briefe in „Le Rouge et le Noir" heraus. Nach seinem Freitod im Jahre 1913 fand sich eine „Société des amis de Léon Deubel" zusammen, die das Andenken an den Dichter pflegt. Alljährlich findet eine Feier an seinem Grabe statt (so ehren Franzosen auch Dichter, deren Namen keinen mondänen Klang hat, die nicht in der ersten Reihe stehen). Das letztemal sprach für Deutschland Rudolf Leonhard, der in ergreifender Form den Menschen und den Dichter feierte und würdigte. Es wurde übrigens erreicht, daß in Auteuil ein Platz nach Deubel genannt wurde. In Bonn promovierte kürzlich Guenther Mauntz mit einer Arbeit über den Dichter.

Die Nachfolger Mallarmés gruppieren sich heute um Jean Royère, der vor dem Kriege die Monatsschrift „La Phalange" herausgab und seit 1921 eine kleine Sammlung unter dem gleichen Titel leitet (Albert Messein), in der er junge Dichter einführt. Valery Larbaud, Jean Florence, Godoy u. a. veröffentlichten hier erste Gedichtbände; als neuester Band erschien von Jean Tortel „Cheveux bleus", die mit Widmungen an Baudelaire und Mallarmé beginnen. Tortel hat schönes Formtalent und vermittelt ein melancholisches Seelenklima.

Der „Mercure de Flandre" widmete sein Märzsonderheft dem Dichter Armand Dehorne, der im flandrischen Norden Frankreichs das Erbe Baudelaires und Rimbauds fortsetzt und vor allem nordische Landschaften, nordische Menschen und ihr Kämpferleben in der Industrie verherrlicht.

Einer der bedeutendsten Lyriker der Gegenwart Charles Vildrac, der kürzlich mit dem reizenden Kinderroman „La colonie" (Albin Michel) deutsch „Das Inselparadies" (Erich Lichtenstein) Erfolg hatte, veröffentlichte bei Emile Paul seine dreiaktige Komödie „La Brouille", die im Dezember 1930 in der Comédie française Erfolg hatte. Von H. R. Lenormands gesammelten Theaterwerken enthält der siebente Band das dreiaktige Stück „Mixture" (Crès et Cie). In den letzten beiden Nummern im „Commerce" erschien André Gides bedeutendes Ödipusdrama.

Baudelaire, Rimbaud und Deubel leben nicht nur fort als starke Dichter, sondern auch als Träger und Vollender tragischer Schicksale. Der elegante Maler des mondänen Paris Jaques Emile Blanche, der sich ein Menschenalter hindurch in der großen Welt Frankreichs und Englands bewegte, interessiert weniger durch sein glatt aufsteigendes äußeres Leben als dadurch, daß er wie Proust lange Zeit Mittelpunkt einer versinkenden Kulturschicht war. Sein Lebensroman „Aymeris" (Plon), der nun zum drittenmal in einer édition définitive erschienen ist, hat soziologische Bedeutung, ist aber weder in der Gestaltung noch in der Sprachform so stark, daß man ihn, wie freundliche pariser Kritiker es getan haben, mit Stendhal oder Proust in Parallele stellen kann.

Ganz anders der Kriegsroman „La Peur" von G. Chevallier (Stock). Wenn der Verfasser das Thema von Barbusse und Remarque noch einmal aufgreift, so doch von einer neuen Seite in eigener Form. Erschütternd wirkt diese Tragödie des Krieges, in der von französischer Seite die Härte der Führer, die Grausamkeit des Frontkrieges gezeigt und klar ausgesprochen wird, daß das Heldentum aller Soldaten auf Angst beruht. Hoffentlich wird dieses Buch trotz der sinkenden Konjunktur für Kriegsliteratur, ins Deutsche übersetzt. Auch André Thérive in „Noir et Or" (Grasset) gibt ein Panorama des Weltkrieges, das nicht gerade ermutigend wirkt auf die, die immer noch nicht genug haben.

Wer sich auch durch diese Bücher von einem neuen Krieg nicht abschrecken läßt, der lese Victor Margueritte s „La patrie humaine" (Flammarion), in der dieser tapfere, unermüdliche Kämpe seiner Zeit vorhält, was wir durch die Vernichtungserfindungen der Gegenwart in einem Zukunftskriege zu erwarten haben, wie die europäische Menschheit durch ein paar Gassorten vernichtet werden kann. Angesichts der in diesem Buch zusammengestellten Dokumente von Fachleuten begreift man nicht, daß Europa immer noch nicht zur Vernunft kommt.

Vielfach nimmt die jüngste Generation das Kriegserlebnis als Ausgang. Eugène Dabit schildert in „Petit-Louis" (Gallimard), wie er als Knabe den Vater ins Feld ziehen sah, ihn an der Front besuchte, ausgebildet wird und schließlich noch an die Front kommt, um den Dreck des letzten Kriegsjahres mitzuerleben. Das Roger Martin du Gard gewidmete Buch ist stilistisch und darstellerisch eine starke Talentprobe. Dabits Held ist Arbeitersohn. Georges Friedmanns Held stammt aus wohlhabenden jüdischen Finanzkreisen, so daß sein erster Roman „Votre tour viendra: Jacques Aron" (Gallimard) eine Ergänzung des vorigen darstellt, denn auch dieser spielt hinter der Front während des Krieges. Er ist auf zwei Bände angelegt und ein chronikartiger Entwicklungsroman des Nachkriegs. Im ersten Band liegt der Hauptakzent auf dem Vater, einem hellsichtigen Bankier, der schon seit 1910 das Weltunglück kommen sah. Auch dieses Buch ist ein Kulturdokument, in dem die absterbende Gesellschaftsschicht Frankreichs lebendig wird. Wie tief enttäuscht die französische Jugend ist, die aus

Digitized by Google

der bürgerlichen Welt des Vorkriegs stammt, zeigt das Erstlingswerk von Paul Nizan, „Aden, Arabie“ (Rieder). Aus der Ecole Normale Frankreichs hervorgegangen, verzweifelt er angesichts der Feigheit und Verderbtheit seines Landes an Frankreich und Europa und wandert in die Gegend, in der er geboren wurde. Er lernt dort, daß das Unglück der Welt der Kapitalismus ist und kehrt als überzeugter, aktiver Menschheitsverbesserer zurück. Wir werden nicht nur von Granaten und Fliegerbomben bedroht, sondern auch von den grausamen Methoden der kapitalistischen Ausbeutung. Zuweilen hat man Blaise Zendrars vorgeworfen, daß er die politischen und wirtschaftlichen Kämpfe der Gegenwart in seinen Romanen zu phantasievoll paraphrasiere. Um zu zeigen, daß Dichter von heute nicht zu erfinden brauchen, daß der Stoff aus dem Leben gewaltiger sei als dichterische Phantasie, hat er in „Rhums“ (Grasset) die Abenteuer des französischen Kolonialmagnaten Jean Galmot auf Grund der ihm zugänglichen Dokumente aufgezeichnet. Das Schicksal dieses Mannes ist in der Tat ungeheuerlich. Er begann als kleiner Journalist in Nizza, fuhr nach Cayenne, eroberte wirtschaftlich ganz Guyana und machte durch eigene Handelsflotten und Flugzeuge diese Kolonie für Frankreich nutzbringend. Statt daß seine Heimat ihm dankt, unterdrückt, beleidigt beschimpft sie ihn. Der französische Kapitalismus zerstört sein in dreißig Jahren mühsam aufgebautes Werk, ruiniert Galmot, bringt ihn ins Gefängnis, und als er in Guyana wieder anfangen will, wird er heimtückisch ermordet. Der Tod des „Papa Galmot“ löst in der Kolonie einen blutigen Aufruhr aus, über den seinerzeit auch die Tagespresse berichtete. Sein Herz wurde von den Eingeborenen gestohlen. Ein anderes packendes Drama aus dem Kolonialleben bietet Madame Klobb in dem Tagebuch ihres Mannes: „A la recherche du voulet, mission Klobb-Meynier“ (Argo), aber diese tragische Episode gehört schon lange der Geschichte an. M. Constantin-Weyer, der auch schon in Deutschland bekannt geworden ist, entrollt in seinem neuesten Buch „Napoléon“ (Rieder) in großartiger Gestaltungskraft das tatenreiche Wirken erster, kanadischer Pioniere aus dem 18. Jahrhundert. Die Charaktere sind groß gesehen und in wuchtigen Linien gezeichnet. Das waren in der Tat Lebensgestalter.

Jacques Spitz, dessen phantasievolles Erstlingswerk „La croisière indécise“ (Gallimard) hier vor Jahren als besondere Talentprobe begrüßt wurde, enttäuscht in seinem dritten Buch „Le voyage muet“. Die Gestaltungskraft mangelt. Aus einer Folge von Impressionen und Meditationen wird kein episches Ganzes. Da aber auch diese aphoristische Erzählung ungewöhnliche sprachliche Qualitäten aufweist, wollen wir weiter hoffen. Jules Supervielle (aus Montevideo), der seit zehn Jahren in der französischen Lyrik einen bedeutenden Platz behauptet, gab unter dem Titel: „L'enfant de la haute mer“ (Gallimard) einen Band lyrischer Skizzen heraus, in dem wie in seinen Gedichten das Schauern vor der Liebe, vor dem Tode, vor dem Jenseits zittert.

Von André Maurois veröffentlichte Gallimard eine neue Erzählung. „Le peseur d'âmes“ ist ein englischer Arzt, der an Leichen schaurige Experimente macht, um die menschliche Lebenskraft zu finden. Er stellt mit einem selbsterfundenen Instrument fest, wann und wie nach dem Tode das Gewicht des Körpers abnimmt. Was aus dem Körper verdampft, fängt er in Glasballons auf, bei deren Durchleuchtung ergeben sich die „Psychonen“. Nach diesen gelungenen Versuchen vermählt er sogar zwei dieser Psychonen. Als seine Frau stirbt, nimmt er sich das Leben und beauftragt seinen Freund nun seinerseits die Seelenvermählung zu vollziehen, der aber leider zu spät kommt, so daß es kein happy end gibt. Jean Giraudoux hat seine „Aventures de Jerôme Bardini“ (Emile Paul) nun vollendet und in einem Band vereinigt. Wie so häufig bei Giraudoux, ist auch diese Erzählung in allzu zarten Linien etwas blaß und verschwommen angelegt. Dafür aber entrollt er im einzelnen wieder den verschwenderischen Reichtum seiner Sprachkunst. Die Wahl der Worte, die attributive Verstärkung der Substantiva schwingt wie Musik in den Ohren. Uns Deutsche interessiert besonders das zweite Kapitel, in dem mit streichelnder Zärtlichkeit in bewegter Bildhaftigkeit ein deutsches, junges Mädchen in Amerika gezeichnet ist. Es gibt in der französischen Literatur kein Gegenstück von gleicher Schönheit. Über „L'Allemande“ (La nouvelle société d'édition) veröffentlichte René Jouglet, der noch besser als Giraudoux die Deutsche von heute kennt, einen liebevollen, von aufrichtiger Sympathie und tiefer Erkenntnis getragenen Essai.

Schon in meinem letzten Brief wies ich auf Jean Giono hin, an dem ein Charpentier seine Nuß zu knacken hätte; denn der Dichter, hart an der italienischen Grenze von Eltern bescheidenster Herkunft geboren, hat natürlich italienisches Blut in den Adern. Jetzt hat Kra sein Erstlingswerk herausgebracht: „Naissance de l'Odyssée“. Als Giono außer Bibel und Odyssee kaum etwas kannte, dichtete er dieses Werk, gewissermaßen als imaginäre Vorlage für Homer oder als die homerische Odyssee für seine Bauernwelt, wie man will. Dieser urwüchsige Dichter hat eine Sprachgewalt, wie keiner seiner studierten Kollegen. Er schöpft aus der alten Urquelle des Sprachenschatzes, greift vergessene

Digitized by Google

Worte wieder auf, prägt sie um und baut sie in seine musikalischen Sätze ein. Ebenso persönlich sind seine Naturschilderungen. Er selbst nennt dieses geniale Erstlingswerk nur einen literarischen Zeitvertreib, einen Versuch, während es in Gestaltung und Stil den Dichter von Gottes Gnaden erkennen läßt. Daß Europa solche Menschen noch hervorbringt, läßt uns für unseren alten Erdteil neue Hoffnung hegen.

Otto Grautoff

Indischer Brief

Man hat sich mit der Entwicklung der politischen und sozialen Zustände in Indien in den letzten Monaten in aller Welt befaßt, leider ist aber nirgendwo die Rede davon gewesen, daß in den Nachkriegsjahren auch die indische Literatur eine entscheidende Wendung durchgemacht hat. Hätte man diese Wendung und ihre Anlässe schon früher eifriger studiert, so wäre es am Ende möglich gewesen, den Dingen rechtzeitig eine andere Richtung zu geben. Denn in keinem Lande der Welt ist das neugeschaffene Buch, der dichterische Erguß und die Erzählung in allen ihren Formen so sehr der Ausdruck der Volksstimmung wie gerade hier in Indien. Wenn man das Land von Bombay bis Delhi und von dort nach Howrah durchreist, dann wird man erstaunt feststellen, daß Indien eigentlich das Land der Dichter ist. Die blumenreiche Sprache des einfachsten Mannes aus dem Volk, die aber keineswegs etwas mit dem hinterhältigen Überschwang der vorderasiatischen Tiraden zu tun hat, ist sicherstes Anzeichen dafür, daß auch die Aufnahme des Dichterworts hier auf äußerst günstige Voraussetzungen treffen muß. Und es nimmt uns nicht mehr wunder, wenn uns der englische Begleiter, den man uns gleich sorgsamst in Delhi mit auf die Weiterreise gegeben hat, erklärt, daß alle die Führer des Volks, die hinter englischen Gefängnismauern schmachten (denn Groß-Britannien will nicht wissen, was die „Engländer" in Indien treiben!), auch gleichzeitig die besten Volksschriftsteller, ja, die eigentlichen modernen Dichter ihres Landes seien.

Diese Tatsache läßt es schon in der gegenwärtigen Zeit verständlich erscheinen, daß umfangreiche Werke von den neuzeitlichen indischen Dichtern nicht mehr verfaßt werden. Der politisierende, intellektuelle Inder hat keine Zeit, drei- oder vierhundert Druckseiten in ein und demselben Werk zu lesen, trotzdem er oft an einem Tage zweitausend Seiten und mehr verschlingt. Es ist diesem Volk notwendig, sich zu gleicher Zeit weiterzubilden auf eigene Faust und dabei in sich selbst neue Talente der Feder zu entwickeln. Es hat in Indien niemals eine Zeit gegeben, in der die Namen neuer und sofort gelesener Schriftsteller so schnell auf- und untergetaucht wären, wie gerade jetzt in dieser politischen Notzeit nach dem Weltkrieg. In der Tat sind indische Offiziere, die man mit den indischen Hilfstruppen nach der Champagne und nach Flandern brachte, als die ersten anzusehen, die den Mut in indischen Dichtern erweckten, für die neue Zeit zu schreiben und die Ziele der modernen indischen Literatur von der Weltabkehr und der Eingehung in nirwanische Gefilde hinzulenken zu den zukunftsreichen Gebieten der sozialen und der politischen Aufklärung des eigenen Volkes. Man war klug genug, diese Umstellung nicht ganz auf eigene Faust vorzunehmen, man ging schon in den Jahren 1918 und 1919 sehr eifrig daran, die bekanntesten, ausländischen Sozialschriftsteller in die indischen Idiome zu übersetzen, wobei man aber stets auf die Originale in der Ursprache zurückgriff.

Der neuzeitliche indische Schriftsteller mußte sehr bald erkennen, daß es keineswegs leicht war, den kritischen Sinn des indischen Lesers ausschließlich mit fremden Ideen zufriedenzustellen. Selbst die revolutionären Schriften eines Lenin und die Trotzkischen Veröffentlichungen waren dem indischen Leser nur neuer Anlaß zu neuen Kritiken, denn man fühlte sehr wohl, daß man das alles nicht ohne weiteres auf indische Verhältnisse transponieren könne. Als die russische Regierung im Jahre 1919 die Ausfuhrzölle für russische Bücher kommunistischer Grundlage nach Indien aufhob, da mochte sie hoffen, daß die rote Welle durch die Literatur sich widerstandslos nunmehr über Indien und den britischen Besitz in Asien ergießen würde, aber an der geistigen Widerstandsfähigkeit des indischen Lesers ist diese Absicht restlos gescheitert. Nichts wäre falscher, als wenn man annehmen wollte, daß die indische Aufstandsbewegung etwa mit fremder Literatur großgezogen worden wäre — das fremde Buch ist in Indien stets nur Vergleichsmittel, Ideenanregung und geistreiche Unterhaltung. Es darf daher nicht wundernehmen, daß gleich nach der großen Überschwemmung Indiens mit billigen Sowjetbüchern ein Ansturm auf englische Bücher sozialpolitischer Art und neuester Fassung einsetzte, also nach unseren Begriffen ein paradoxes Extrem. Aber die Erklärung liegt in der kritischen Veranlagung der indischen Leser, die nicht dem ersten besten, geistreichen Schriftsteller aus dem fremden Lande sich zuwandten. Man wollte, ehe man weitere Schlüsse zog, alles wissen, um das Beste auszuwählen. Auf diese Weise war es möglich, daß eine moderne indische Literatur entstand, die vollkommen selbständig und in sich geschlossen ist, so daß man staunend fragen muß, welchen Zweck eigentlich die unzähligen Beeinflussungsversuche gehabt haben.

Digitized by Google

Vorläufig wird die eigene indische Buchproduktion natürlich noch vollkommen von den politischen Strömungen aufgesogen, und es bleibt wenig Gelegenheit übrig für den jungen indischen Volksschriftsteller, sich anders als mit politischen Streitschriften bekannt zu machen. Die jetzt erreichte Einigung zwischen der Führung des national-indischen Komitees und dem englischen Residenten wird auch nicht einen Augenblick verfehlen, auf die gesamte indische Literatur unmittelbar einzuwirken. Man darf deswegen ohne weiteres sagen, daß der gegenwärtige Zeitpunkt eine Wendung in der Stimmung und Tönung der indischen, modernen Literatur bringen wird, weswegen es doppelt wichtig ist, die weitere Entwicklung in großen Zügen anzudeuten. Ebenso verständlich wie diese jetzt sich vollziehende Wandlung von der politischen Streitschrift zur modernen Unterhaltungs- und Belehrungsliteratur ist nämlich der Übergang vom rein lyrischen und beschreibenden Erzeugnis zum Tatsachenvorgang, zur Tages- und Sensationsliteratur. Unser eigenes Empfinden der indischen Literatur wird überrascht werden von der Tatsache, daß der indische Student, der aus der Fremde in seine freier gewordene Heimat zurückkommt, auch auf die indische Literatur der Zukunft derart bestimmend einwirken wird, daß endlich Weltfremdheit, Selbstkasteiung und Verneinung aus der indischen Literatur verschwinden werden, daß dagegen Tatendurst und Selbständigkeitsbewußtsein in das indische Schrifttum einziehen werden.

Schon der indische Büchermarkt unserer Tage zeigt ein wesentlich anderes Gesicht als der Büchermarkt des letzten Jahres noch. Die italienischen, französischen und türkischen Lyriker, die vor wenigen Monaten aus der fremden Literatur in Indien am meisten verkauft wurden (auch Rainer Maria Rilke brachte es auf eine Einfuhr von 38852 Bänden), sind jetzt fast auf einen Bruchteil geringsten Umfangs ihrer vorjährigen Erfolge zurückgeführt. Dagegen werden heute viel verlangt englische, amerikanische, deutsche und russische Erzähler, Schriftsteller von der Qualität eines Thomas Mann, eines Rolland oder eines Wallace. Daß der letztere es in Indien auf einen Umsatz von 1514957 Bänden im Zeitraum des vergangenen Jahres bringen konnte, ist derart überraschend, daß selbst, wenn man abzieht, daß etwa 35 Prozent dieser eingeführten Werke von weißen Bewohnern Indiens gekauft und gelesen wurden, der Rest, den die indische Bevölkerung kaufte, so erstaunen läßt, daß man von einer Revolutionierung des literarischen Sinnes der indischen Bevölkerung sprechen kann. Daneben freilich muß man erwähnen, daß auch englische, deutsche und lateinische Klassiker in verstärktem Maße in Indien gedruckt und verbreitet werden, gab es doch allein im Bezirk der Landeshauptstadt Delhi zwölf neue Ganzauflagen der Werke Shakespeares, und die Werke Goethes und Schillers wurden neu für die indischen Sprachen bearbeitet. Es ist bemerkenswert, daß sich für diese Bearbeitungen der deutschen Klassiker auch das national-indische Komitee einsetzte, wohl in der bewußten Förderung der literarischen Eigenart der deutschen gegenüber den englischen Klassikern. Man muß hierzu wissen, daß es eine Methode der national-indischen Führer ist, den britischen Bedrücker dadurch vor den eigenen Volksgenossen weiter zu diskreditieren, daß man nachweist, wie gering die kulturellen Werte des englischen Geisteslebens gegenüber den Geistesschöpfungen anderer, an Indien politisch nicht interessierter Völker zu bewerten sind, daß also der indische Freiheitskampf sich natürlicherweise gegen eine dekadente und unfähige europäische Fremdmacht richtet. Auch wer die Übertreibung in diesem Standpunkt deutlich erkennt, muß zugeben, daß dieser Kampf in sehr geschickter, in geradezu raffinierter Art geführt wird.

Wir konnten schon früher darauf hinweisen, daß der Inder nicht die Zeit hat, starkbändige Werke sorgsam zu studieren, soweit es sich nicht um belehrende Literatur handelt. Das war auch der Anlaß dazu, daß die Novellenliteratur im Lande selbst in letzter Zeit derart stark angeschwollen ist, daß das Angebot bei den indischen Verlagsanstalten den Bedarf um ein vielfaches überwiegt, obwohl Indien bisher keineswegs an literarischer Überproduktion, sehr im Gegensatz zu europäischen Verhältnissen, gelitten hat. Es hat sich nun bei dieser Erscheinung als Nebenergebnis herausgestellt, daß die literarische produktive Begabung bei den indischen gebildeten Klassen zudem eine sehr große ist. Was man heute als Spitzenleistungen der indischen Literatur bezeichnen darf, das sind in der Tat literarische Produkte von einer Feinheit der Konzeption und einer Reinheit der Sprache, daß man erstaunt sein muß, bei den unmittelbar aus den mittleren und niederen Volksschichten hervorgegangenen Verfassern diese Qualitäten überhaupt anzutreffen. Es war gewiß ein feiner Schachzug der indischen Vertreterin der Nationalpartei auf der londoner Indienkonferenz, den Satz zu prägen: „Ein Volk, das eine eigene Literatur derart unabhängig von fremden Einflüssen und aus allen seinen Schichten heraus binnen kurzer Zeit schafft und erneuert, ein solches Volk muß nationaler Freiheit selbstverständlich würdig sein!"

Diese Indienkonferenz, deren Wirkungen soeben erst sich bemerkbar machen, muß der Anlaß sein, daß sich ganz Europa mit den literarischen Vorgängen in Indien

Digitized by Google

selbst näher bekannt macht. Erst wenn für diese Ereignisse das richtige Verständnis erweckt werden kann, dann kann man sich auch außerhalb Englands über die politischen Vorgänge ein richtiges Bild machen. Es kann keine Frage sein, daß in der landeseigenen Literatur stets der Volkscharakter den sichtbarsten Ausdruck findet, und wir hoffen, mit diesen Zeilen für das indische Volk neue Freunde in Europa gefunden zu haben, wenn es uns an Hand unserer Ausführungen gelungen ist, in die literarische Begabung, das literarische Wirken und das literarische Verständnis des indischen Volkes neue Einblicke gegeben zu haben. Was man bisher in Europa von der national-indischen Literatur wußte, das war erstens so wenig, daß es zum Verständnis des Volkes und seines Landes überhaupt nicht ausreichte, und zweitens war es so am alten haften geblieben, daß man aus dieser Literatur höchstens den Zustand des Landes erkennen konnte, der vor einigen hundert Jahren vielleicht annähernd in dieser Art Wirklichkeit war. Die Prüfung und die Aufnahme der indischen Literatur unserer Tage wird uns ganz andere Eindrücke vermitteln, und diese Zeilen sollen dazu dienen, diesen neuen Eindrücken den Weg vorzubereiten!

Herbert Schmidt-Lamberg

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Etzel Andergast. Roman. Von Jakob Wassermann. Berlin 1931, S. Fischer. 661 S. M. 8,— (10,50).

„Der neue Wassermann ist eingetroffen!" Auf diese Kunde hin entsteht ein Auflauf um den Schreibtisch, der Bücherstoß wird von gierigen Händen nach dem Wassermann durchwühlt, jeder sucht ihn dem anderen abzujagen; wer ihn erwischt, bringt ihn in Sicherheit wie eine Beute, die im nächsten Winkel sogleich verschlungen wird. So geht es nun seit Jahren, so riß man sich schon um den „Laudin", den „Junker Ernst", den „Fall Maurizius". Das bezeichnet den Ruhm eines Autors, der das vollkommene Vertrauen seiner Leser besitzt, von dessen souveräner Kunst sie sich keiner Enttäuschung mehr versehen. Bis in den „Christian Wahnschaffe" hinein störte noch mancherlei und reizte zum Widerspruch, gewisse Übertreibungen, grelle Effekte, russische Reminiszenzen. Jetzt haben sich die letzten Unebenheiten dieser fabelhaften Gebilde abgeschliffen, das schlechthin Meisterliche triumphiert als unantastbar. Es gibt genug Deutsche, die den Dichter Jakob Wassermann aus Instinkt, aus Gefühls- oder Rassegründen mißbilligen, die seinem menschlichen Standpunkt Objektivität und Einfühlung in die Volksseele absprechen; den einzelnen Werken gegenüber kann sich Kritik, ohne in Beckmesserei zu verfallen, nur schwer behaupten.

„Etzel Andergast" könnte mit gleichem Recht den Titel „Thomas Kerkhoven" führen, hat ihn auch schon beim Vorabdruck geführt. Zwei Männer, Ausnahmenaturen von hohem geistigen Rang, sind in den zwei Teilen des Romans, in zwei Zeitaltern, gegenübergestellt; sie prallen aufeinander mit elementarer Gewalt. Kerkhoven, der ältere, ein Arzt von Genie, entstammt der „Vor-Welt", der Vorkriegszeit. Etzel, rühmlichst bekannt als der knabenhafte Held aus dem „Fall Maurizius", irrt, zum Jüngling herangewachsen, vergiftet von dem furchtbaren Erlebnis der fleischgewordenen Ungerechtigkeit, ziellos umher unter der seelisch zerrütteten Jugend der „Mit-Welt". Zwischen beiden die liebenswerteste aller Frauen, eine so überfeine, dabei kerngesunde, durch und durch weiblich mütterliche Gestalt, wie sie in ihrer Leuchtkraft heute nur noch Wassermann gelingt. Der Roman, „ein wichtiger Teil jenes Verlaufs, den man die innere Geschichte der Menschheit nennen könnte", läßt sich zunächst an als die Wandlung des noch unerweckten kleinen Durchschnittsarztes zum begnadeten Psychotherapeuten, der aus den mystischen Quellen des Parazelsus schöpfend alle Widersacher der verdorrenden zünftigen Wissenschaft weithin überstrahlt. Der ihn entdeckte und erweckte, der Weltmann Irlen, endet im Sommer 1914 zugleich mit seiner abgeschlossenen Epoche. Dann die Nachkriegszeit, das bevorzugte Stoffgebiet so vieler junger Erzähler. Wassermann und sein Kerkhoven sehen und beurteilen sie natürlich mit den Augen der Fünfziger. Mit jenem Ausschnitt der Großstadtjugend, die ohne Tradition, ohne einheitliche Führung, mittellos, haltlos an einer Massenpsychose dahinsiecht — wohlgemerkt nur ein geringer Prozentsatz der lernenden und arbeitenden Jugend in den Provinzen — wird streng ins Gericht gegangen. Etzel von Andergast trennt sich von ihr, um ganz in den Dienst des von ihm verehrten „Meisters" zu treten; doch seine morbidezza läßt ihn an dem Vertrauensseligen zum Lumpen werden. — Unmöglich, auch nur einen schwachen Begriff zu geben von dem menschlichen, künstlerischen, seherischen Reichtum des aufwühlenden Werks. Die Fülle der Gesichte, Erfindungen, Symbole und Weistümer hat in der erzählenden Literatur unserer Zeit kaum ihresgleichen. Woran mag es liegen, daß gleichwohl Jakob Wassermann nur von den wenigsten für den deutschen Roman als repräsentativ empfunden wird?

Dresden — Kurt Martens

Die goldene Horde. Erzählung. Von Wilhelm Speyer. Berlin 1931, Ernst Rowohlt. 261 S.

Wieder eine Jungensgeschichte vom Schulgut Rockensussra. Wieder ein „Kampf der Tertia", jetzt Obertertia. Dort ging's um die Ehre, das Leben der Stadt-Katzen, denen die „Horde" dieses Leben rettete. Hier geht's um Annemarie, die dem Zirkusleben, dem sie verfiel, entrissen und dem Schulgut wiedergewonnen werden soll. Sie tritt im Städtchen im Wanderzirkus als Helferin einer Jaguar-Löwen-Dompteuse auf, und Borst, der kleine, krummbeinige Borst, rettet auch hier wieder das Renommee der Horde, indem er die Hordenfahne aus dem Raubtierkäfig holt und das Mädchen dazu. Er wird dafür zum „Achtundvierzigstundenhäuptling" gemacht. Dann wird wieder der „große Kurfürst" Führer der Horde. Auch Daniela, die Kluge, Eigenwillige, spielt wieder ihre Rolle. Alles das wird prachtvoll unsentimental berichtet, aber es schmeckt schon etwas nach Routine. Jedenfalls möchte man wünschen, daß sich Speyer nicht verführen läßt, Routinier dieses Stoffgebiets zu werden, eine Absicht, die die

Digitized by Google

Bauchbinde des Buchs auszusprechen scheint. Die Originalität dieser Schulgutangelegenheit würde sich rasch abnutzen. Man fragt sich jetzt schon, ob diese vom Schulgut sicher eingehegte Schar, die so nett von Zeit zu Zeit aus ihrem Arbeits- und Lerndasein ausbricht, wirklich die deutsche Jugend repräsentiert, der man denn doch mehr echten Überschwang zutraut, als dieses bißchen Abenteuerei, dieses klügliche Einfädeln neuer Streiche vermuten läßt.

Berlin — Werner Schickert

Felix Grollimunds russisches Abenteuer. Roman. Von Dominik Müller. Zürich-Leipzig 1930, Grethlein & Co. 399 S.

Die Lebensgeschichte eines schweizer akademischen Kleinbürgers, den sein ruheloses Blut durch ein Durchgangsstadium eines Nihilistenkreises in eine Heirat hinter der Wolga, in Abenteuer von Moskau und Nishnij-Nowgorod stürzt. Ein kleines Spiegelbild der „problematischen Naturen", denen keine Lebenslage genügt und die keiner Lebenslage genügen. Konflikte, Trennung, Scheidung, Heimkehr in ein kleines, graues Büroamt. Eine Lampe, die langsam verschwelt. Eine Reihe gutgesehener Gestalten, die Fähigkeit, das Landschaftliche nicht als ein Requisit sondern als einen Teil des Schicksalsbodens darzustellen. Alles ein wenig zu breit, ein wenig zu altfränkisch, ausführlich und direkt. Aber mit dem Ernst und der Sauberkeit gearbeitet, die einer ernsten Aufgabe zukommen, und mit einer nicht alltäglichen Tapferkeit in der Gestaltung eines so ganz unheldischen Lebenslaufes. Ein Buch, in dem Stellen sind, bei denen man den Band sinken läßt, um ein wenig hinauszuhorchen in die Buntheit der Welt und hineinzuhorchen in die Abgründe der eigenen Brust. Somit ein Buch, das nicht umsonst geschrieben wurde.

Berlin — Ernst Wiechert

Tröst' mir mein Gemüt. Ein Weihnachtsbuch. Von Joseph Wittig. Heilbronn 1930, Eugen Salzer. 213 S. M. 4,—.

Um es gleich zu sagen, dies liebe, besinnliche Büchlein kann man immer lesen; sein Inhalt ist nicht nur weihnachtlich, immer aber hat es etwas Festliches, ob es sich nun um das „Geheimnis des alten Einsiedlers" oder um „Leuchtmoos", um das „geleimte Jesuskind" oder um den „Winter in den Glatzer Bergen" (der Heimat des Verfassers) handelt. Was Wittig einmal von den Büchern seines Landsmannes Hermann Stehr sagte, sie seien „meist voll Licht und Fröhlichkeit", das trifft auch auf sein Denken und Dichten zu. Er besitzt noch Ehrfurcht und Innerlichkeit vor der Größe und Schönheit der Lebenswunder, die er schlicht und eindringlich hinmalt auf den goldenen Grund einer menschlich echten, weil selbsterrungenen Gläubigkeit.

Berlin — Hans Sturm

Der lange Christoph. Eine Bauernchronik. Von Rudolf Haas. Leipzig 1930, L. Staackmann. 277 S. M. 4,— (6,—).

In historischer Treue wird hier der Türkeneinfall im Jahre 1471 geschildert, der ganz Kärnten in ein einziges Blut- und Flammenmeer verwandelte. Damals, unter der Herrschaft eines schwächlichen Kaisers, drohte den kärntner Bauern die restlose Vernichtung. In ihrer Not gründeten sie — fünfzig Jahre vor dem großen Bauernkrieg — einen Bund, um die sengend und brennend anrückenden Türken abzuwehren.

Immer, wenn dem Lande Kärnten Gefahr drohte, erschien „Der lange Christoph", ein getreuer Eckart seines Landes, der, vom Hauch des Geheimnisvollen und Legendären umwittert, mit seiner überlegenen Umsicht und seiner ans Mythische grenzenden Bereitschaft verhinderte, daß das Land restlos unter dem Krummsäbel verblutete. So wurde er zum Symbol jenes heiligen Christoph, dessen Verehrung im Volk tief verwurzelt war.

Dieser „lange Christoph" ist eine Volksfigur. Und nur mit dem ganzen Volk, das unter einer jedem einzelnen fühlbaren Not aufsteht, kann sich auch er heben und erheben. Wer den Nabelstrang durchschneidet, der ihn an die Masse des niederen Volks bindet, wer ihn zum Einsamen, Überlegenen und Großen macht, der mordet den ganzen Typus.

Daß Haas dies gefühlt und die Figur bei aller Erhöhung innerhalb ihrer natürlichen Anlagen gehalten hat, ist zu loben. So wächst der Held aus festem, nationalem Fundament in die freie Luft empor, und alle Züge des nationalen Wesens, die sich in ihm vereinen, schaffen sich in stärkerer Unterstreichung noch Formen in den Figuren, die um ihn herum sind. So ist Peter Wunderlich, der Bundesoberst, so Irmgard, so das Sperberle.

Ein hohes Lied der Freiheit — diese Worte deuten schon an, wie viel Lyrisch-Pathetisches in dem Buch ist. Lyrisch-pathetisch der Stil, lyrisch sprunghaft Komposition und Technik, die das Ganze aus kleinen Kapiteln und einzelnen Bildern zusammensetzt.

St. Andrä-Wördern — Albert Leitich

Die Linie des geringsten Widerstandes. Von Moriz Denhof. München, Drei-Masken-Verlag. 424 S.

Ich berichte getreulich, daß dieser Gesellschaftsroman (so könnten ihn „oberflächliche Leser" nennen) dem Grenzgebiet zwischen Selbstbestimmung und Fremdbestimmung nachspürt, daß er am ehesten eine Fuge seelischen Erlebens genannt werden könnte, daß er sich bis an die äußerste Grenze des Ausdrückbaren vortastet und für Leser bestimmt ist, die fähig sind, inneren Entwicklungen mit einer geistigen Spannung zu folgen. Also wird es ja wohl an mir liegen, wenn ich von alledem nichts gemerkt habe: diese Leute, deren Angelegenheiten hier verhandelt werden, sind Drohnen und fallen in einer Zeit, die für Nichtstuer keinen Platz hat, dem Leser auf die Nerven. Dixi et salvavi . . .

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Der Herrgott und ein Mann. Roman. Von Gustav Schröer. Gütersloh 1930. C. Bertelsmann. 309 S.

Schröers neuer thüringer Bauernroman steht, wie mir scheinen will, nicht ganz auf der Höhe seiner früheren Erzählungen. Natürlich gelingen ihm wieder prächtige Gestalten und lebendige, lebenswahre Szenen; selbstverständlich zeichnet er auch hier anschauliche Bilder aus Natur und Volksleben, die in hohem Maße fesseln; aber er wird daneben oft weitschweifig, trägt Dinge herbei, die das Interesse zum erlahmen bringen, und läßt bei manchen handelnden Personen seine sonst so sichere Hand im Gestalten vermissen, weil er die ihm nötig erscheinenden Menschen um irgendeine von ihm vertretene Idee herumkonstruiert. Schade! Das in der ganzen Anlage gesunde und liebenswerte Buch würde entschieden kräftiger und nachhaltiger wirken, wenn es kürzer und zusammengeraffter wäre.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Digitized by Google

Scheiterhaufen. Roman. Von Arnold Schneider. Brunshaupten 1930, Arnold Schneider. 192 S.

Dieser geschichtliche Roman aus dem 12. Jahrhundert, der die Kämpfe der Wenden gegen Sachsen und Christen schildert, stellt sich dar als gute, brave Durchschnittsarbeit eines belesenen und erfahrenen Mannes, die aber, wie so viele historische Dichtungen, vor allem darunter leidet, daß das Zeitkolorit in den Gefühlen, Anschauungen und Äußerungen der handelnden Personen zu wenig deutlich hervortritt. Im Lande Mecklenburg, dem Schauplatz des Romans, wird das im übrigen lebendig geschriebene Buch sicherlich besonderes Interesse wecken.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Cannero. Geschichten von drunten. Von Fritz Müller-Partenkirchen. Leipzig 1930, L. Staackmann. 199 S. M. 3,— (4,50).

Das sympathisch-anspruchslose Buch Skizzen ist ganz erfüllt von der alten deutschen Liebe zum Land Italien. Und wenn auch Vollblutitaliener behaupten, der eigentliche, richtige italienische Himmel begänne erst über Florenz: in der Seele des deutschen Müller leuchtet der Himmel über der „casa Müller" in Cannero am Lago Maggiore in unbeschreiblich südlichem Blau. Müller-Partenkirchen wird zum Müller-Cannero, und sein verliebter Glaube ist so echt und in aller Zartheit so kräftig, daß er sich überträgt. Mit Familie Müller wohnt der Leser seelenvergnügt im schwer errungenen, durch Kriegssequestration verlorenen und wieder gewonnenen Schriftstellerhäuslein überm See.

Berlin — Rudolf Frank

Die Woche im Labyrinth. Roman. Von Werner Bergengruen. Stuttgart 1930, Engelhorns Nachf. 284 S. M. 2,— (3,50).

Bergengruen schreibt um eine Operettenrevolution in Mittelamerika eine gut lesbare Mischung von Film- und Abenteurerroman. Mit aufregenden Situationen und überraschenden Verwicklungen wird nicht gekargt, und es bedarf mehr als eines Fadens, um Held und Heldin aus den Gefahren des Labyrinths zu befreien und zu einem glücklichen Ende zu führen — zwar nicht zur Lebens-, aber zur Filmgemeinschaft. Es ist anzuerkennen, daß Bergengruen seine vielen Fäden stets in der Hand behält.

Berlin — Lili Lorsch

Verschollene Könige. Ein romantisches Bilderbuch. Von Arthur Friedrich Binz. Saarlouis 1930, Hausens Verlagsgesellschaft m. b. H. 88 S.

Diese vier Bilder aus alttestamentlicher Zeit bezaubern durch die satte Fülle ihrer Farbe, die in ungebrochener Leuchtkraft eine versunkene Welt aus dem Dunkel emporhebt. Nicht um die lineare Dynamik des Charakterologen, sondern um die gestufte Flächenstatik des Situationsmalers ringt hier ein Dichter, der als feinsinniger Kritiker impressionistischer Welthaltung schon längst einen Namen hat. Die kleinen Kostproben, die bereits in einer fast unbekannten früheren Ausgabe vorlagen, lassen auf Größeres hoffen!

Koblenz — Alexander Baldus

Engel Hiltensperger. Der Roman eines deutschen Aufrührers. Von Georg Schmückle. Stuttgart 1930, Strecker & Schröder. 717 S. M. 7,50 (10,—).

Ein breites Gemälde aus der Zeit der Bauernkriege. Ein Gemälde. Und ein zu breites. Kein Roman. Schmückle kann nicht ausscheiden, nicht weglassen. So ist das Ganze ohne Fluß; es stockt auf jeder Seite, es treibt nicht weiter. Vor allem durch eine unerträgliche Sprache von gemachter Wucht. Schmückle will kräftig sein, aber er kraftmeiert, er will derb sein, aber er ist plump, er will deutlich sein, aber er ist überdeutlich und deshalb unplastisch. Dem Buch fehlt Abstand. Vielleicht ist Schmückle ein echter Kerl — dieses ungewöhnlich fleißige, bemühte Werk wirkt auf mich unecht wie sein Held: halb Blut, halb Gips.

Berlin — Herbert Günther

Die Gottesträne. Von Donatus Pfannmüller. Wiesbaden, Hermann Rauch. 272 S. Geb. 5,50.

„Eine Wanderung durch zwei Welten an Engelshand" nennt der Verfasser sein Buch. Das Jesuskind weint in der Krippe Bethlehems eine Träne. Die Engel betrachten sie staunend. Auch die Gottesgebärerin hat sie gesehen und bückt sich nieder, um sie wegzuküssen. Eloa aber, der Führer der himmlischen Friedensboten, eilt herbei, um das Kleinod für den Himmel zu gewinnen, denn für die arme schuldbeladene Erde scheint es ihm zu schade.

Diese vom Engel in das Reich der Seligkeit getragene Träne wird Anfang, Ausgang und Leitmotiv für das freundlich fromme, sentimental weichliche Buch, dem wohl ein erbaulicher, jedenfalls kein literarischer oder künstlerischer Wert beizumessen ist.

Danzig — Artur Brausewetter

Revolution 1933. Von ***. Berlin, Brunnen-Verlag Karl Winckler. 131 S. M. 2,80 (4,—).

Man denkt an „Seestern 1906" und ähnliche Unglückspropheten, deren schlimmstes Krächzen an die spätere Wirklichkeit noch lange nicht heranreichte, und so klopft man dreimal unter den Tisch, um das böse Omen abzuwenden. Das Gute derartiger Bücher ist, daß sie die berühmten Konsuln an ihre Pflicht, die Augen aufzuhalten, erinnern und uns anderen, die wir schließlich die Sache auszubaden haben, sagen, daß wir uns endlich gefälligst vertragen sollen. Leider ist dies Gute nicht neu und in der Praxis genau so schwierig zu erreichen, wie es in der Theorie klar ist. Auf das mindestens angedeutete Rezept des Verfassers einzugehen, wäre Sache eines Politikers an einer anderen Stelle als einer literarischen Zeitschrift; hier braucht nur gesagt zu werden, daß die vorgeführten Szenen lebendig genug sind und das ganze Buch etwas vom stürmischen Atem seines Titels hat.

Berlin — Albert Ludwig

Die unruhige Jugend von Jean Hermelin. Von Jacques de Lacretelle. Übersetzt von Jean R. Kuckenburg. München, Dornverlag G. Ullmann. 298 S.

Jean Hermelin, der Held und Autor des vorliegenden Tagebuchs, wirkt auf den ersten Blick wie ein geistiger Bruder des Herrn Salavin aus Duhamels „Confessions de minuit": auch Jean Hermelin wird mit keiner Situation des Lebens fertig, die einfachsten Dinge komplizieren sich unter seinen Händen ... aber während Salavin mit einer gewissen Tapferkeit der Seele dem Chaos der Dinge und der Situationen ins Auge schaut, erweist sich Hermelin als ein Pedant der Lebensangst, sozusagen als ein Prinzipienreiter der Kraftlosigkeit und der Unentschlossenheit. (Als er einmal seinem Freunde in das Zimmer der Geliebten folgt, schreibt er auf: „Bei jedem Schritt, den ich machte, schien es mir, als schände er ein edles und hohes Prinzip, das ich in mir trug.") So dankbar wir für jede echte und geformte Darstellung einer wirklichen Lebensangst, sein müssen, — die Lebens-Angstlichkeit hat nur dann Anspruch auf unser Interesse, wenn sie

Digitized by Google

sich selbst zu demaskieren und zu überwinden weiß. Recht sinnlos wird die unerlöste, zwischen schwachen Trieben und unfrohen Hemmungen unentschieden sich entwickelnde Kindheit Hermelins durch den Krieg beendet, der zwischen seinen ehernen Armen auch diesen kleinen Pedanten des Lebens zerdrückt. Lacretelle ist nachzurühmen, daß er die Kindheitsstationen seines Helden in einer einfachen unprätentiösen Form zu erzählen weiß.

Die Übersetzung liest sich gut; aber das französische „trouble" kann man im Deutschen auf keinen Fall durch „Trubel" wiedergeben.

Berlin — Eugen Gürster

Wie ein Mensch geboren ward und andere Erzählungen. Von Maxim Gorki. Berlin 1930, Malik-Verlag. 405 S.

In der Steppe und andere Erzählungen. Von Maxim Gorki. Ebenda. 357 S. (Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Bd. 16 u. 17.)

Die beiden Bände, von Erich Boehme übersetzt, enthalten fast durchweg ältere Erzählungen, zum Teil noch aus der allerfrühesten Zeit Gorkis („Warenka Olesowa", 1896; „Der Spaßmacher", 1897); die letzten stammen aus den Jahren 1913—1918, schließen sich aber in Stoffwahl und Stil an die Jugenderzählungen an, so daß das einheitliche Gepräge der beiden Bände durchaus gewahrt erscheint. Neues sagen sie einem nicht viel. Wenn man einen der ersten Bände dieser mustergültigen Gorki-Ausgabe gelesen hat, kennt man die in diesen zwei Bänden enthaltenen Geschichten auch schon.

Leipzig — Arthur Luther

Wirinea. Roman. Von Lydia Sejfullina. Aus dem Russischen von Hans Ruoff. Berlin 1930, Malik-Verlag. 243 S.

Die Geschichte einer Frau, die durch Leichtsinn, Schmutz und Vergeudung zur Mutter aufsteigt und durch die Liebe zu ihrem späten Kinde den Tod findet. Eine Frau, die daneben aus dem bloßen Widerwillen gegen die Besitzenden den Weg zur Bolschewikin findet. Schauplatz ein östliches russisches Dorf in Kriegs- und Umsturzzeiten. Nicht ohne Kunst der Erfindung, der Echtheit in den Gesprächen, der Menschendarstellung (Magara, der aus einem Bauern ein Heiliger und aus einem Heiligen ein Mörder wird. Von wirklicher Größe die Szene seines mißglückten Todes). Aber irgendwie etwas blaß geblieben und auf keine Weise mit dem großartigen Dorfroman Pamferows „Die Genossenschaft der Habenichtse" zu vergleichen.

Berlin — Ernst Wiechert

Liv und Ich. Von Kåre P. Mit Zeichnungen von Klaus Richter. Deutsch von Erwin Magnus. Berlin 1929, Universitas Deutsche Verlags-A.G. 109 S. Geb. 3,60.

Anonym, nett aufgemacht als Geschenkbüchlein, „Unseren Eltern gewidmet unehrerbietigst K. P.": man erwartet allerlei, Reizendes und Revolutionäres, Erotisches und Anarchistisches. Und man liest eine blasse Harmlosigkeit, eine hübsche Dilettantenplauderei und begreift den Aufwand nicht: Übersetzer, Zeichner! Heut schenkt man doch jungen Mädchen Maurois, Kessel, Montherlant, wenn es Ausländer sein sollen. Kåre P. bleibe mit Recht namenlos.

Berlin — Kurt Münzer

Flut und Ebbe. Romau. Von Andreas Haukland. Deutsch von E. Drösser. Hannover 1930, Adolf Sponholtz, G. m. b. H. 225 S. Geb. M. 5,—.

Der Titel meint nicht nur das Meer, das den Schauplatz bespült, sondern vor allem das wirtschaftliche Auf und Ab. Denn eine kleine Gemeinde wird durch die Invasion Fremder, Schweden und Amerikaner, reich; aber als die Wälder abgeholzt und die Ausbeuter abgezogen sind, kommt die Not über das Land geschwemmt. Vielleicht soll dieses Bild einer Überindustrialisierung — mit folgender Arbeitslosigkeit — das eigentliche Thema des Buchs sein; und es bekommt ja auch dadurch die mit Unrecht so beliebte „Aktualität". Aber das Schöne des Romans, das allein Fesselnde sind doch die rein menschlichen Schicksale, diese Handvoll Existenzen, novellistisch gefaßt, verführte junge Mädchen, unglückliche Ehen, verschwenderische Gutherzige, ein weiblicher Mann, eine greise Pfarrersfrau, ein ergeben alterndes Fischerpaar. In der Skizzierung dieser Lebensläufe, die zusammen wirklich einen Roman bilden, zeigt sich Hauklands warmes Herz, seine Kenntnis des Volks, sein dichterischer Sinn und seine gestalterische Fähigkeit.

Berlin — Kurt Münzer

Das große Moor. Roman. Von Thomas Olesen Lökken. Deutsch von Erwin Magnus. Berlin 1930, Safari Verlag. 399 S. M. 7,—.

Kapitel lang fragt man sich, was man mit diesem agrarischen Roman anfangen soll. Was geht einen dieses Moor mit seinen Ausbeutungsmöglichkeiten an! Die Menschen sind — vorerst — kaum mehr als Staffage in diesem Porträt einer melancholischen Landschaft. Plötzlich merkt man: ah, wie gut ist die Luft, die da herausstreicht! wie frei atmet es sich! Man setzt sich besser zurecht, nicht behaglicher, denn behaglich im guten alten Lesesinn wird das Buch nicht. Aber die Menschen werden klarer umrissen, plastischer, kommen näher, und schon ist man mitten drinnen im Kampf des Moorbesitzers um sein Land, seinen Wert und Sinn. Das Buch entwickelt sich zum Schicksalsroman eines Herrenmenschen, der an der Gemeinheit und Kleinheit der Umgebung zugrunde geht. Das eindringlich gezeichnete Bildnis eines starken Charakters, eine Landschaftstragödie — symbolisch wiederholt in einem Kampf zweier Männer um ein Weib — sind der Inhalt dieses guten und gelassen geschriebenen Buchs.

Berlin — Kurt Münzer

Männer vom Meere. Eine Erzählung. Von Harry Blomberg. Deutsch von E. Fall. Tübingen 1931, Alexander Fischer. 152 S.

Oben zwischen Schottland und Island, die Schafinseln, die Färöer, wo man dreitausend Alken an einem Tag abwürgt, eine Herde Wale an einem Nachmittag abschlachtet, wo die Väter beim Vogelfang abstürzen, die Söhne bei Island ertrinken. Dort wächst Ole Jakob Magnusson auf, und Blomberg erzählt uns ganz anspruchslos, mit leisem Märchenton seine Geschichte bis zur Mannbarkeit, bis zum Aufgang des Weibes in der Welterfahrung des Mannes. Dieses kleine Buch hat es in sich; wenn den Eltern die beiden Ältesten ertrinken, muß man tatsächlich ein wenig aufhören zu lesen, um sich aus seiner Ergriffenheit wieder zusammenzuklauben. Sie haben da, in Skandinavien, das Geheimnis weg, menschlich zu wirken. Diese entlegenen Geschichten könnten niemals so zünden, wenn ihre Schreiber nicht ein Herz hätten, dessen Inhalt in die Tinte mitläuft. Sieht man dagegen unsere schreibenden Landsgenossen an: unvermischte Füllfedertinte oder rotierendes Farbband. Selbst so ein Büchelchen wie das

Digitized by Google

von Blomberg — ich möchte es Fünfzehnjährigen in die halbgehärteten Hände legen — ist von menschlichem Gewicht.

Berlin Kurt Münzer

Die steigende Flut. Von Herman de Man. Tübingen, Rainer Wunderlich. 273 S.

Der junge holländische Dichter Herman de Man tritt mit diesem, von Franz Dülberg trefflich übersetzten Roman, vielmehr Epos, zum erstenmal vor die deutsche Öffentlichkeit. Das Buch verdiente dieselbe begeisterte Aufnahme, die es in seiner Heimat fand. Herman de Man gelingt es in seltener Art, Land und Leute eines besonderen Distrikts um Ijessel und Lek mit größter Wirklichkeitstreue vor uns zu stellen, so daß wir alles miterleben und von der gesunden Atmosphäre seiner Erzählung umhüllt sind. Man denkt unwillkürlich an Knut Hamsun oder Sigrid Undset, mit denen de Man die künstlerische Gestaltung von Naturmenschen teilt. Seinem Helden Gieljan Beijen, einem Bauernsohn, der später als Deichgraf Retter seines Landes von einer Holland bedrängenden Wasserflut wird, verleiht er Züge einer besonders eigenartigen und sympathischen Natur. Hinter ihm stehen aber auch seine Mutter und die anderen Menschen nicht zurück, die ein, durch Stand und Landschaft bedingtes, sehr reales Leben führen. So verschafft die Stärke, die aus diesem Roman eines tiefschürfenden Seelenkenners strömt, dem empfindsamen Leser erquickende Stunden.

München Alfred Mayer

Der Freibeuter. Roman. Von Joseph Conrad. Berlin, S. Fischer. 322 S. M. 4,50 (6,50).

Das Buch schließt sich der Reihe Conradscher Romane an, die schon früher bei Fischer erschienen sind — ich möchte wohl wissen, wie sich unser Lesepublikum eigentlich dazu stellt. In England war Conrad ein großer Name, auch in Deutschland hat man viel Gutes von ihm gesagt, und ganz zweifellos ist im vorliegenden Roman die Gestalt des alten Seemanns, der am Abend eines bunten und durchaus nicht einwandfreien Lebens noch einmal sich als Mann und guter Franzose bewährt, eine große Leistung, die Szene der Katastrophe im besonderen kann sich als episches Kunstwerk sehen lassen. Nur dauert es lange, bis es so weit ist. Demgegenüber steht die Tatsache seines großen Erfolgs in seiner Wahlheimat England, ja darüber hinaus: die Übersetzung an sich lohnte sich also, lag auch in kundigen Händen, denen man nur vielleicht größere Leichtigkeit in der Wiedergabe der Reden wünschte. Der Weg ist also Conrad bei uns geöffnet: die Leser haben die Entscheidung.

Berlin Albert Ludwig

Kleine Vagabunden. Roman. Von Mary Borden. Deutsch von Eva Mellinger. Berlin, Th. Knaur Nachf. 317 S. M. 2,85 (Romane der Welt).

Der Gedanke war wohl, Zerrüttung und Heilung einer Ehe vom Standpunkt der Kinder (sie stammen von drei Vätern) darzustellen; trifft das zu, so hat die Verfasserin ihren Plan nicht durchführen können, im anderen Fall hat sie geglaubt, daß mehrere äußerlich verbundene Handlungsabläufe schon ein Ganzes ausmachen. Am besten sind ihr zweifellos die Kinderszenen gelungen; die anderen Teile wollen mir etwas skizzenhaft erscheinen, besonders der Gatte in seiner herben, verschlossenen Natur kommt nicht ganz überzeugend heraus. Immerhin reicht der Roman, auch abgesehen von seinen besonders gelungenen Teilen, mit seinen Schilderungen der Art Mittelenglands, seiner leise an Effie Briests Schicksal gemahnenden Ehestudie über den Durchschnitt hinaus. Die Übersetzung von Eva Mellinger liest sich erfreulich glatt.

Berlin Albert Ludwig

Der Glückspilz. Roman aus Liverpool. Von John Owen. Deutsch von Paula Arnold. Berlin, Wien, Leipzig 1929, Paul Zsolnay. 391 S.

Der Roman weist eine gar sonderliche Technik auf: der Verfasser gibt wieder, was er von einem Dritten über den Aufstieg eines Großkaufmanns vom Laufjungen bis zur maßgebenden Persönlichkeit an der liverpooler Baumwollbörse hört, er ergänzt den Bericht hier und da durch eigene Beobachtungen, schließlich hat er, was schwach genug begründet ist, noch Gelegenheit, der entscheidenden, den Knoten lösenden Szene als ziemlich stumme Person beizuwohnen. Der Verfasser verzichtet also bewußt auf die ihm von Rechts wegen zustehende Allwissenheit, um das Geheimnis der Persönlichkeit seines „Glückspilzes" möglichst lange zu wahren, aber dafür wäre eben ein anderes Auskunftsmittel zu finden gewesen als dies Strohmännerpaar, von dem eigentlich nicht einzusehen ist, wie es auch nur zu seiner unvollkommenen Wissenschaft gelangt. Das ist schade, denn an sich ist John Owen mit seiner Mischung aus Stärke und Schwäche ein gutgesehener Charakter; seine Laufbahn mit dem kühnen Aufstieg, dem Straucheln auf der Höhe, dem scheinbaren Sieg und wirklichen tiefen Fall ist in den Einzelheiten eindrucksvoll genug — wäre die Form gefunden, die man als dem Stoff gemäß empfinden könnte, so wäre der Roman ein ganz hervorragendes Werk. Die allem Anschein nach gute Übersetzung ist von Paula Arnold.

Berlin Albert Ludwig

Möchten Sie Boda sein? Neunzehn Verwandlungen in einer Nacht. Von Con O'Leary. Mit einigen Worten von Paula von Reznicek. Deutsch von Paul Cohen-Portheim. Stuttgart, Dieck & Co. 238 S.

Also: trotz des Titels, der allgemeinen Aufmachung, auch trotz — ich bitte sehr um Verzeihung — der einleitenden Worte, wird man angenehm enttäuscht. Allerdings muß zunächst Abschnitt I überwunden werden, von dem wir nicht viel reden wollen; er ist schließlich nur da, um das Motiv einzuführen, und man soll sich von ihm nicht den Geschmack verderben lassen. Dann kommen die neunzehn Träume, Alpträume, weil Boda die Gefühle der Wesen durchmachen muß, die sie gekränkt hat, und dabei ihre Gegnerin die eigene Rolle spielen sieht. Das ist ja nicht gerade neu, aber sehr hübsch, zum Teil hervorragend gut gemacht. Sehen sich einige Träume untereinander etwas ähnlich, so ist das eins der Mittel des Verfassers, den Traumcharakter festzuhalten, und daher mehr Verdienst als Mangel. Nur eins: wenn zum Schluß Boda, wie es sich gehört, in sich geht und eine brave Ehefrau wird, warum gebärdet sich der Verfasser dann zu Anfang so verwegen?

Berlin Albert Ludwig

Rette mich nicht! Roman. Von Ellen Glasgow. Deutsch von Susanne Schalit. Wien 1930, Paul Zsolnay. 424 S.

In diesem unendlich breiten Roman beweist die Verfasserin an dem Schicksal ihrer lebendig gezeichneten Gestalten mit großer Überzeugungskraft die These: „Auch die beste Frau kann einen Mann so weit treiben, daß er zu ersticken glaubt." Oder: gerade die beste? Um diesem Erstickungstod zu entgehen, verläßt der junge Martin, der den Weltkrieg in Frank-

Digitized by Google

reich mitgemacht hat, seine reizende Gattin, die als amerikanische Rote-Kreuz-Schwester ihm das Leben gerettet hat, um ihn dann ihren Eltern in das tugendhafte und langweilige, aber behagliche Haus in South-Virginia als Schwiegersohn heimzubringen. In dieser „Filiale der Heilsarmee", wie man wohl sagen darf, setzt sie an diesem durchaus nicht lasterhaften, sondern nur heutigen jungen Menschen ihre Rettungsarbeit seelisch fort. Er ist eine richtige Nachkriegserscheinung, eine von denen, wie sie in allen Ländern auftraten und vergeblich versuchten, nach den Erlebnissen und Erschütterungen des Krieges sich mit den bürgerlichen Anschauungen, die sich die Daheimgebliebenen noch aus der Vorkriegszeit herübergerettet hatten und um jeden Preis bewahren wollten, abzufinden. Der Gattin Erfolg ist, daß ihr Rettungsobjekt entflieht dahin, „wo hohe Berge sind und ewiger Schnee und nichts als Einsamkeit." Man sieht, ein Geschehnis, das sich überall begeben kann, und für das das Milieu der amerikanischen Provinzstadt nicht notwendig ist. Der Flüchtling wird, wie alle seinesgleichen, bald einsehn, daß „die Einsamkeit genau so wenig befriedigt wie die Liebe" und wird schließlich die bange Frage: „Ist hier überhaupt jemand glücklich?" mit einem überzeugten „Nein" beantworten.

Berlin — Fritz Carsten

Serena Blandish oder Wie bringt man einen Mann zum Heiraten? Die Geschichte eines unbegabten Mädchens. Von Jones. Deutsch von Gertrud Müller. Potsdam, Müller & J. Kiepenheuer, G. m. b. H. 179 S. M. 2,85 (3,85).

Der Untertitel des Büchleins verrät seine Verwandtschaft mit Anita Loos' „Gentlemen prefer blondes", und sein Inhalt bestätigt sie. Auch diese Blondine wird von den Herren sehr bevorzugt, aber keiner will sie heiraten. Das liegt aber nur daran, weil sie den Männern nichts abschlagen kann, besonders nicht das, worauf sie begründeten Anspruch erst nach der Trauung haben. Da „Jungfräulichkeit so vielfach vorausgesetzt wird, daß sie keine Attraktion mehr darstellt, und man ebensogut ohne sie auskommen kann", ergreift die reizende, aber gefällige Serena die sich ihr bietende Gelegenheit, in einem vornehm-tuenden Haus unter den dort verkehrenden Junggesellen einen Ehemann zu suchen. An ihrer Nachgiebigkeit gegen illegitime Wünsche scheint aber der Plan zu scheitern, und schon ist sie wieder mit einem Fuß aus dem Paradies, in dem sie den rechtmäßigen Adam finden sollte, als dieser doch noch auftaucht, und sie nimmt ihn, obgleich er — in der Maske eines argentinischen Hidalgos sich als Mischling entpuppt.

Die englische Schwester der Amerikanerin Anita Loos hat auch deren Fähigkeit, ernste Dinge humoristisch zu nehmen und darzustellen, sowie ihre Geschlechtsgenossinnen zu verspotten. Die Herzogstochter, die glücklich ist, einen Billardspieler-Professional zum Bräutigam zu bekommen, und ein Mannequin, dem nicht das Hemd auf dem Leibe gehört und doch den Besitz kostbarer Garderobe vortäuschen muß, sind mit Serena auf derselben Galeere. Alle sind sich der Schwierigkeit bewußt, einen Mann zum Heiraten zu finden. Diese Kalamität scheint in England nach dem Krieg besonders groß zu sein. Die Satirikerin, die sich im Original „a lady of quality" nennt, ist jedenfalls in der englischen Literatur eine seltene Erscheinung. Die Frivolität ihrer Aussprüche und Gedanken wäre für eine Colette nicht zu harmlos und die Gestalt des Dieners Martin, der froh ist, daß er nicht genötigt ist, die Braut heimzuführen, erinnert so lebhaft an den prächtigen Diener in Hermann Ungers „Gartenlaube", daß man eine baldige Bühnenfassung der amüsanten Novelle voraussagen darf.

Berlin — Fritz Carsten

Der Letzte der Präriejäger. Buffalo Jones' wunderbare Lebensgeschichte. Von Zane Grey. Berlin, Th. Knaur Nachf. 303 S.

Männer der Grenze. Roman. Von Zane Grey. (Ebenda.) 318 S. Beide: geb. je M. 2,85.

Wie man einst Karl May verschlungen und Gerstäcker, später und bis heute Jack London, so verschlingt man jetzt Zane Grey. Zwanzig Bände sind bereits aus dem Amerikanischen übertragen (der ausgezeichnete Übersetzer ist Paul Baudisch), und es sind natürlich nicht nur Meisterbücher dabei wie „Der Texasreiter" oder „Der eiserne Weg", Bücher, denen dokumentarischer Rang zukommt, aber es sind immer ungewöhnliche Spannungsbücher, in denen der Rausch der freien Wildnis ist und des von Zivilisation ungehemmten Abenteuers, wie diese beiden neuen Bände wieder beweisen. Im ersten Buch Pumajagd im nordamerikanischen Felsengebirge (der Erzähler ist Jagdgast des großen Jägers Jones), mit dem Höhepunkt des Lebendfangs des Pumas mittels Lassos vom Baum weg, auf den er geflüchtet, dazwischen unzählige Jagdabenteuer Jones', dessen Leidenschaft es ist, edles, seltenes und gefährliches Wild lebendig zu fangen. Großartig der Fang kleiner Büffelkälber mitten aus der dahindonnernden Herde. Im anderen Buch Kämpfe zwischen Grenzern und Indianern, vor hundert Jahren, um das Dorf der weißen Missionare, das schließlich von den Wilden zerstört wird. Eine Art Fortsetzung von „Betty Zane", die tapfere Heldin jenes Buchs taucht auf und ihr männlicher Anhang, das Fort Henry und der unerbittliche Indianertöter Wetzel.

Grey ist ein Kenner und Liebhaber der wilden Gebirgsnatur wie der Prärie, ein Freund ihrer Tierwelt, er ist ein romantischer Roman-Rhapsode, der die Taten der ersten Jäger und Ansiedler im wilden Westen Nordamerikas wieder und wieder in seinen Büchern verewigt. Sein Romanrezept ist häufig reichlich tränensentimental, aber all seine Bücher sind unwiderstehlich durchatmet vom Feuerhauch selbstgewählter Freiheit und unerhörten Abenteuers. Das erklärt ihren Erfolg in der Zivilisationswelt unserer Tage.

Berlin — Werner Schickert

Dramatisches

Komödien. („Der Tribut der hundert Jungfrauen." — „Die Witwe von Valencia.") Von Lope de Vega. Zum erstenmal ins Deutsche übertragen von Wolfgang Wurzbach. Wien 1929, Hans Epstein. 364 S.

Wolfgang von Wurzbach, der geschätzte wiener Gelehrte, veröffentlicht hier einen neuen Band seiner Original-Übertragungen der Lopeschen Komödien, nachdem vorher schon sechs andere als „Ausgewählte Komödien" im Kunstverlag Schroll zu Wien herauskamen. Die erste der beiden Komödien dieses Bandes, „Las famosas Asturianas", ist eigentlich ein Drama heroischen Charakters. Es fußt auf einer alten Legende, die anfangs des 12. Jahrhunderts von einem phantasievollen Mönche des Domkapitels von Santiago de Compostela eigens dazu ersonnen worden, dem Domkapitel reiche Abgaben zu verschaffen. Danach hätten die christlichen Fürsten Spaniens seit der Regierungszeit König

Digitized by Google

Mauregatos, mithin um Ende des 8. Jahrhunderts, an die maurischen Bezwinger einen regelmäßigen Tribut von hundert der schönsten Jungfrauen entrichten müssen. Erst nach manchen Jahren wäre es ihnen gelungen, dank dem Beistande des Apostels Jacobus d. A. (Santiago), der inmitten des wankenden Schlachtenglücks auf weißem Rosse mit einer Engelschar erschienen war, sich ihrer Peiniger und des so schmachvollen Tributs zu entledigen. Auf Grund dieser verbreiteten Legende hat Lope eine seiner poesievollsten Komödien geschaffen. Man findet darin als Heldin einen fast modern anmutenden Mädchentyp: Sancha, die forsch in kurzem Jäckchen und Mütze, ungebunden und frei auf dem väterlichen Landgut jagt und reitet, hochmütig auf ihre Bewerber herabblickt, männliche Kühnheit dabei bewundert und nachahmt, und auch sonst zu modernsten Extravaganzen neigt, so, wenn sie sich unbedenklich vor Männern entkleidet, um ihnen ihre ganze Geringschätzung zu beweisen.

Lopes „La viuda valenciana" dawider ist ein groteskes Lustspiel und könnte füglich zu deutsch: „Die lustige Witwe" heißen. Sonach auch hier wiederum, was die Grundidee angeht, etwas ganz Modernes. Oder aber handelt es sich doch bloß um ewige Wahrheiten? Leonarda heißt sie, diese jung verwitwete Schöne, deren begehrlich pochendes Herz neue Liebe heischt, ohne unter so viel Bewerbern sich entscheiden zu können. Bis jener Eine daherkommt. Auf der Straße erblickt sie ihn, den Jüngling ihrer Träume, Camilo. Sie läßt ihm nachforschen, als ganz moderne Dame, die sie ist. Lädt ihn zu sich — und er nimmt an. So kommt es denn zu einem nächtlichen Stelldichein in Leonardas Haus. Kommt, wozu es kommen muß. Freilich, da gilt es trotzdem noch mancherlei Verkennungen, Irrungen und Wirrungen zu überwinden, obendrein sich neidischer Rivalen und einer verflossenen Geliebten zu entledigen, ehe die beiden Liebenden vollends fürs Leben sich finden dürfen. Das Motiv zu dieser Komödie entlehnte Lope einer bekannten Novelle des Italieners Bandello.

Wurzbach glänzt hier nicht allein als erfahrener Sprachenkenner und feinsinniger Übersetzer. Er hat auch ein tüchtiges Stück Gelehrtenarbeit wieder geleistet. Die Kommentare beider Komödien bieten tiefschürfende zeit- und kulturgeschichtliche Erläuterungen, folkloristische, philosophische und literarkritische Betrachtungen eingehendster Art, und in den Fußnoten finden sich außerdem Textabrisse aus den verschiedensten Quellenwerken der einschlägigen Weltliteratur im buntsprachigen Urtext. Ein Gelehrtenwerk erster Ordnung, würdig zur Einstellung in jede vornehme Bücherei.

Wien — Martin Brussot

Lyrisches

Die Insel. Englands Lyrik seit Swinburne. Herausgegeben von Ludwig Goldscheider. Wien 1930, Saturn-Verlag.

Diese wertvolle kleine Anthologie, die Ludwig Goldscheider zum größeren Teil mit eigenen Übersetzungen, zum geringeren mit denen anderer Dichter bestritten hat, stellt eine schöne Ergänzung zu dem leider fast übersehen gebliebenen herrlichen Übertragungswerk englischer Lyrik dar, die unter dem Titel „Das irdische Paradies" Alexander von Bernus im Vorjahr bei Erich Lichtenstein in Weimar hatte erscheinen lassen. Beide Bücher zusammen geben einen Begriff von der Poesie eines Landes, die viel zu wenig bekannt ist: der Leser, der zudem Rudolf Kaßners Essayband „Englische Dichter" über die Welt, in die er einblickt, befrage, mag bald inne werden, welch eine dunkle Süße der Kunst Englands und nicht nur der präraphaelitischen, nicht nur den Frauengestalten Rossettis und Frederick Watts', eignet: schon in den zarten Reliefs aus gotischer Zeit, die das Estensische Museum in Wien bewahrt, kann er sie erkennen.

Wer hat je bedacht, daß Blake ein Zeitgenosse Goethes und ihm an Tiefblick ebenbürtig war? Wer weiß, daß eine Küstenlandschaft Westenglands die Flora des Südens gedeihen läßt? Die Musik ist auf der Insel nicht heimisch, aber bestehen melodischere Versformen als der englische Senar, der die dreimalige Wiederkehr des Reims bei weitherziger Freiheit der Verszeilen vorschreibt? Der balladische Refrain — wo wäre er kunstfertiger verwendet als bei Swinburne und Morris? Gibt es in der gesamten Weltliteratur ein Liebesgedicht, vor dem „Evelyn Hope" von Robert Browning verblaßte? „Liebe im Tal" von Meredith — ist irgendwo unmittelbarer die Natur selbst in Verse übertragen worden? Und Thompsons „Jagdhund des Himmels": darin ist, spät, ein Mythisches wieder erwacht, von solcher Einsamkeit, daß es den Dichter selbst mit einschließt, der wie in einem Raumlosen dem Göttlichen selbst ausgeliefert wird, in einem prophetisch-schrecklichen Sinn, wie er auch Blake zukommt, bei dem dasselbe unabstrakt Raumlose uns erschüttert, aber da sind Geisterwelten, indes hier der unsichtbare Jäger allein waltet. Hier wie dort jedoch ist der Mensch eine Insel im Meer des Göttlichen: auch Byron, Shelley, Keats, alle, alle waren solche Inseln und der Prospero zugleich, der Gesang zaubert. Das seltsame Wort von Novalis: „Jeder Engländer ist eine Insel" wird durch alle Dichter bis zu Lawrence und Yeats bestätigt, und für wen denn gälte es in einem strengeren, ausschließlicheren Sinn als für Shakespeare?

Die Übersetzungen sind fast durchweg rein und richtig, viele überaus schön, so namentlich die von dem Herausgeber selbst, von Bernus und Haecker. Theodor Etzel, von dem Meredith großartig übertragen wurde, ist vor kurzem gestorben. Man hat seiner nicht gebührend gedacht, dünkt mich. Dem Wirken des ausgezeichneten Mannes verdankt die deutsche Literatur manchen Besitz, wie vornehmlich die Wiedergabe der Lyrik Edgar Allan Poes, dessen „Rabe" von keinem der vielen, die sich an ihm versuchten, so mächtig nachgestaltet wurde, wie von Etzel. Treueste Arbeit, selbstloseste Leistung schützt vor dem Vergessenwerden nicht. Möge dieser gute Name lange in Ehren genannt sein!

Palermo — Felix Braun

Literaturwissenschaftliches

Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. In Verbindung mit Josef Nadler und Helmut Haßfeld herausgegeben von Günther Müller. V. Band. Freiburg i. Br. 1930, Herder & Co. G. m. b. H. 155 S. Geh. M. 6,—.

Drei Abhandlungen vereinigt der neue Band des Jahrbuchs, von denen der ersten zweifellos das Schwergewicht zukommt. Nikolaus Scheids Untersuchung über das lateinische Jesuitendrama im deutschen Sprachgebiet ist auf einer Beherrschung des Stoffs aufgebaut, die nicht gleich wiedergefunden wird. In den rund hundert Seiten wird eine Lebensarbeit vorgelegt, die nicht, wie es oft bei dem Spezialisten der Fall ist, zur Überschätzung führt. Scheid bleibt sich bewußt, daß das meiste Nebenarbeit, Ergänzung zur Lehrarbeit der Jesuiten ist, daß die Wirkung vielfach nur in der prunkvollen Ausstattung und glanzvollen Aufführung beruht,

Digitized by Google

daß aber nur wenige Verfasser über den Durchschnitt sich erheben. Sein Verdienst ist, einen genauen Einblick in dieses schwer zugängliche Material gegeben zu haben, indem er die bedeutenderen Persönlichkeiten charakterisiert und deren Werke bespricht. Er legt die dramaturgischen Grundgesetze dar, die jeweils von der herrschenden Kunstanschauung bestimmt werden, und gibt dann eingehende Porträts der eigentlichen Dichter von Jakob Gretser bis zu Andreas Friz. Damit verfolgt der Verfasser diese Kunstübung über mehr als zwei Jahrhunderte, von 1600—1800. Dieser Abhandlung gegenüber verlieren die beiden anderen. Josefine Nettesheim untersucht die innere Entwicklung des englischen Romantikers Coleridge, dessen Konversion als Ausdruck innerer Notwendigkeit begriffen wird, den sie als Vorläufer einer katholischen Renaissance in England auffaßt, wogegen allerlei Einwände sich unschwer erheben ließen. Zum Schluß sucht Wolfgang Pfeifer-Belli den Dichter Franz von Sonnenberg als einen „genialen Eigenbrötler" hinzustellen, der mit Unrecht verkannt sei. Stofflich baut sich seine Arbeit auf der eingehenden Biographie von Wukadinovic auf, in dem ideellen Unterbau schließt sich der Verfasser an Nadler an. Indessen die Ehrenrettung für das riesig aufgeschwellte Epos Donatoa scheint vergebliches Bemühen. Sonnenberg geht unter in seinen chaotischen Sehnsüchten.

Dresden Otto H. Brandt

Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel. Briefe mit Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von H. Lüdeke. Frankfurt a. M. 1930, Joseph Baer & Co. 252 S. Geh. M. 7,—.

In den Briefen Tiecks und der beiden Schlegel liegt ein Stück deutscher Geistesgeschichte beschlossen, seitdem im Spätherbst des Jahres 1797 die Beziehungen zwischen ihnen geknüpft waren. Sie führen in die Welt der Romantik, aber sie bringen auch manchen Beitrag zur tieferen Erkenntnis der Persönlichkeit der Briefschreiber. Die Ausgabe kommt damit einem wissenschaftlichen Bedürfnis entgegen, indem sie bisher nicht leicht Zugängliches bequem vereinigt. Die Briefe der beiden Schlegel an Tieck sind zwar 1864 durch Holtei veröffentlicht worden, aber diese Ausgabe ist selten. Die Briefe Tiecks an Schlegel dagegen, die sich gegenwärtig im Besitz der berliner und dresdner Staatsbibliothek befinden, waren bisher nur auszugsweise bekannt, zumal sie Josef Körner in seine große Ausgabe der Briefe der Schlegel nicht aufgenommen hat. Die Ausgabe geht überall auf die Originale zurück und berichtigt vielfach Holteis Abdruck. Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß die Briefe auffallend vollständig erhalten sind. Gemeinsame Ziele führten die drei zusammen, und die Bande wurden noch dadurch enger, daß Tieck die Schlegel ergänzte. Seine passive Art kam der aktiven Männlichkeit der beiden Brüder entgegen. Friedrich Schlegel stand Tieck indessen nie menschlich so nahe wie August Wilhelm, mit dem er das Interesse an Shakespeare teilte, mit dem er gemeinsame literarische Kämpfe führte. Durch sorgfältigen Kommentar und Register hat der Herausgeber die Brauchbarkeit seiner schönen Ausgabe erhöht.

Dresden Otto H. Brandt

Herders Lehre vom Naturschönen im Hinblick auf seinen Kampf gegen die Ästhetik Kants. Von Heinrich Springmeyer. Jena 1930, Eugen Diederichs. X, 79 S. Geh. M. 4,—.

Springmeyer legt eine gewichtige Arbeit vor, wenn sie auch nur ein enges Gebiet herausgreift, das sie zudem nicht historisch, sondern systematisch erfassen will. In der Polemik Herders gegen Kant scheidet sie alles Persönliche aus und hebt die „reine Sachdiskussion" heraus. Daher kommt der Verfasser in seinen Untersuchungen wesentlich weiter als Jacoby, den er ebenso ergänzt wie berichtigt. Er vermeidet klug den Hauptfehler seines Vorgängers, der das ästhetische Erlebnis an die Realität der Naturgebilde band. Der Grund von Herders Ästhetik ist die unmittelbare Erfahrung des Schönen. Aber die Arbeitsweise Herders ist von der Kants verschieden. Während Kant danach strebt, die Sache seinem System einzugliedern, bleibt Herder vom Konkreten gefesselt und dringt nie bis zum System vor. Dadurch werden seine Begriffe beweglich und schwer eindeutig faßbar, weil sie immer in enger Beziehung zur Erfahrung bleiben. Von Herders Hauptbegriffen der Darstellung, nämlich dem Schönen der Gestalt, dem Begreifen aus der Ästhetik des Organischen und der Bedeutsamkeit, die im Erleben des Menschen begründet ist, wird der letztgenannte als der wichtigste hingestellt. Diese wertvolle Untersuchung hätte gewonnen, wenn dem Verfasser eine größere Leichtigkeit der Sprache gegeben wäre.

Dresden Otto H. Brandt

Naturschilderungen bei Annette von Droste-Hülshoff und Adalbert Stifter. Beiträge zum „Biedermeierstil" in der Literatur des 19. Jahrhunderts. Von Günter Weydt. (Germanische Studien, herausgegeben von Emil Ebering, Heft 95.) Berlin 1930, Emil Ebering. 88 S.

Eine jener Studien, von denen 13 auf das Dutzend gehen. Wohl ist sorgsame Arbeit geleistet, doch statt der Verarbeitung wird nur der Zettelkasten ausgeschrieben. Zudem werden beide Dichter immer nebeneinander gestellt, statt sie auf eine höhere Ebene der Betrachtung zu heben. Wohl sind wertvolle Ansätze da, nur wird der Versuch, den Eigenstil von überkommenen Eigenschaften zu sondern, nicht bis zur letzten Konsequenz durchgeführt. Das eine wird deutlich, daß beide Dichter im Lauf der Jahre das literarische Erbe der Romantik ständig mehr abstreifen, ohne aber ganz in den neuen Stil hineinzuwachsen. Ein ethischer Zug scheidet bis zuletzt Annette von impressionistischer Darstellung, während bei Stifter die Entwicklung, bedingt durch seine persönliche Stellung zur Natur, komplizierter verläuft, weil er nach Weydt im Klassischen landet. Leider unterläßt es der Verfasser, für die letztgenannte Behauptung den schlüssigen Beweis anzutreten. Infolgedessen wird der Leser aus den reichlich mitgeteilten Belegstellen mehr Gewinn ziehen als aus der Darstellung selbst.

Dresden Otto H. Brandt

Örtlichkeit und Schauplatz in Fontanes Werken. Von Wolfgang E. Rost. (Germanisch und Deutsch. Studien zur Sprache und Kultur. 6. Heft.) Berlin 1931, Walter de Gruyter & Co. 157 S. Kart. M. 10,—.

Der Verfasser führt Untersuchungen weiter und tiefer, wie sie zuerst Max Tau begonnen hat. Er will Örtlichkeit und Schauplatz in Fontanes Werken „auf der Grundlage ihrer Entstehung und aus der Darstellungstechnik heraus analysieren". Da er dabei in weitestem Umfang auf handschriftliches Material zurückgreift, erhalten wir eine eingehende Studie über die Arbeitsweise des Dichters. Wir erkennen deutlich, wie der unmittelbare Eindruck den Dichter zum Schreiben veranlaßt, wie aber zugleich jeweils das

Digitized by Google

Außenbild nach innen projiziert wird. Fontane entwickelt zwar die Darstellung des Schauplatzes aus eigener Ortskenntnis, aber in der künstlerischen Darstellung mischen sich Wirklichkeit und Phantasie. Wenn auch Fontane der naturalistischen Theorie huldigt, in seiner Arbeitsweise bleibt er gemäßigter Realist. Das aus den einzelnen Werken, den Balladen wie den Romanen, herausgearbeitet zu haben, bleibt das unbestreitbare Verdienst, selbst wenn das, was hier endgültig klargestellt wird, schon früher geahnt wurde. Die Technik Fontanes wächst aus seinem Streben nach Plastik, nach größtmöglicher Anschauung heraus. Ein sehr geschickter Vergleich mit Ponten, der immer wissenschaftlich geschulter Sachkenner bleibt, macht die schöpferische Leistung Fontanes bewußt. Nur in einem Punkt wird die Arbeit des Verfassers zu ergänzen sein. Sie unterschätzt den Einfluß der Reportage, des Journalisten in Fontane überhaupt. Von dieser Seite her würde sich manches zwangloser erklären lassen, als es geschieht.

Dresden Otto H. Brandt

Hans Watzlik. Sein Leben und sein Schaffen. Von Karl Franz Leppa. Eger 1929, Verlag der Literarischen Adalbert-Stifter-Gesellschaft. Im Buchhandel durch Johannes Stauda Verlag, Kassel-Wilhelmshöhe. 306 S.

Die Fräulein von Rauchenegg. Ein Roman. Von Hans Watzlik. Leipzig 1929, L. Staackmann. 200 S.

Die Abenteuer des Florian Regenbogner. Ein Traumbüchlein. Von Hans Watzlik. Mit 7 Radierungen von Ferdinand Staeger. Reichenberg 1930, Gebrüder Stiepel G. m. b. H. 117 S.

Hans Watzlik, dem Fünfzigjährigen, ist zu seinem Geburtstag eine Biographie von Freundes Hand beschert worden. Eine solche Biographie aus der Feder eines Freundes darf man sich wohl gefallen lassen. Denn sie verfügt über Quellen, die einem anderen nicht zu Gebote stünden, sie kann daher Werk und Wirken des Autors von der geeignetsten Seite zeigen. Sie braucht ihre Quellen auch nicht in jedem einzelnen Fall namhaft zu machen. Wer weiß, was beim Anhören einer Lerche in dem Autor vorging (Seite 169), hat es nicht nötig, für gleichgültige Dinge belanglose Briefstellen zu zitieren. Im Ernst, wir glauben, der Verfasser hätte seinem Autor einen noch größeren Dienst erwiesen, wenn er hier weniger „Apparat" aufgewandt und sich in manchem kürzer gefaßt hätte. Ein anderes ist es, einen toten Autor zu einer Monographie verarbeiten, ein anderes, einem Lebenden den Weg bereiten.

Leppa also weiß mit Werk und Wirken Watzliks genau Bescheid. Nicht übel ist es, wie er zeigt, daß in seinen Werken der Bauer, insbesondere der Bauer des Böhmerwaldes, zur Darstellung komme, in jedem Werk eine andere Seite seines Wesens. In seinem ersten Roman, „Der Alp", ist es der Bauer im dumpfen Aberglauben, in dem Siedlungsroman „Aus wilder Wurzel" ist es der Bauer als Arbeiter, in den Geschichten von Kaspar Dullhäubel ist es der Bauer als Schalk, in der Lügendichtung „Ridibunz" als Aufschneider. In dem Roman aus der Zeit der Glaubenskämpfe „Ums Herrgottswort" erscheint der Bauer als Held. Im „Glück von Dürrnstauden" wandelt sich der Bauer zum Glücksjäger, das heißt: er gibt sein Wesen, das solide, zähe Arbeiten, auf und hört damit auf, Bauer zu sein. Und endlich, doch nicht an letzter Stelle, zeichnet Watzlik das Bauerntum in seinem Nationalitätenkampfroman „O Böhmen!" als die Grundlage des volkhaften, wie in einigen Novellen als Grundlage des sozialen Daseins. In der Tat, damit ist ein großer, der größte Teil seiner Werke charakterisiert. Watzlik hat noch manches andere produziert, auch Lyrisches und Romantisches, aber hier liegt bisher der Kern- und Schwerpunkt seines Schaffens. Der größte Teil desselben ist, um mit Leppa zu reden, „bauernwüchsig".

In dem neuen Werk, „Die Fräulein von Rauchenegg", stellt Watzlik das Erlöschen eines adligen Geschlechts dar. Ein Einschlag bäuerlichen Wesens in diesem Adelsgeschlecht ist zwar nicht zu verkennen. In der Hauptsache schlägt Watzlik aber hier andere Wege ein. Die Besonderheit dieses Erlöschens ist, daß es Frauen sind, mit denen das Geschlecht erlischt, also frauenhaftes Erlöschen. Das Verwelken von Frauen, in den vier Fräuleins von Rauchenegg vierfach variiert und mit allerlei Arabesken umschnörkelt, ist der Inhalt des Romans.

Der „Florian Regenbogner", der in neuer Auflage erschienen ist, gehört zu dem romantischen Teil seines Schaffens; er ist ein Verwandter von Eichendorffs „Taugenichts".

Berlin Gottfried Fittbogen

Leo Tolstoj. Die Tragödie seiner Ehe. Von Josef Kallinikow. Aus dem russischen Manuskript übersetzt und bearbeitet von Wolfgang E. Groeger. Leipzig 1931, H. Haessel. 271 S. M. 6,— (8,—).

Der Verfasser des vielgelesenen Klosterromans „Frauen und Mönche" hat den Mut gehabt, offen auszusprechen, was sich dem aufmerksamen Leser der vor zwei Jahren veröffentlichten Tagebücher der Gräfin Sofia Andrejewna Tolstoj von selbst aufdrängte: daß die Tragik dieser Ehe in der sexuellen Divergenz der Gatten wurzelte. Seine Beweisführung ist so überzeugend, daß fortan kein Tolstoj-Biograph an ihr wird vorübergehen können. Auf Tatsachen, über deren Bedeutung man vor kurzem noch streiten konnte, fällt jetzt ein grausam helles Licht. Man sieht erschüttert zwei Menschen, die zueinander gehören und doch nicht zueinander passen, die, durch Erziehung, gesellschaftliche und religiöse Vorurteile gebunden, nicht imstande sind, den wahren Zusammenhang der Dinge zu erkennen und sich gegenseitig das Leben zur Marter machen. Erschütternd auch die Gleichgültigkeit und Verständnislosigkeit der ihnen Nahestehenden, vor allem des Vaters der jungen Frau, des Arztes, dem der Schwiegersohn in einem leicht zu enträtselnden allegorischen Märchen seine Not beichtet und der über die „Phantastereien" des Schriftstellers nur den Kopf schüttelt.

Die Bedeutung der Kallinikowschen Untersuchung liegt in der rücksichtslosen Aufdeckung des Tatbestandes. Weniger annehmbar und zum Teil sehr schwach begründet sind seine Erklärungen für diesen Tatbestand. Daß die Bindung Tolstojs an die Bäuerin Anissja Anikanowa bei seiner Eheschließung und in den ersten Jahren der Ehe eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat, steht außer allem Zweifel; daß aber diese Bindung entscheidend für Tolstojs ganzes Leben, daß Anissja die eigentliche Ergänzung seines Wesens gewesen wäre, die Bäuerin, die seine „Bauernnatur" allein zu befriedigen vermocht hätte — das erscheint reichlich naiv und läßt sich durch nichts beweisen. Die Dinge sind denn doch viel komplizierter, als sie Kallinikow sieht. Wohl weist er neue Wege, und das ist sein großes Verdienst, aber er selbst geht noch recht unsicher auf diesen Wegen, ist nicht minder in Vorurteilen befangen als die ältere Tolstoj-Forschung. So wird auf der von ihm geschaffenen Basis noch sehr viel zu bauen sein, und diese Basis selbst bedarf vielfach noch festerer Stützen. Hauptsache

Digitized by Google

aber bleibt, daß hier eine starke Anregung gegeben ist. Und zugleich ist das Buch ein Beweis dafür, wie man auch die „heikelsten" Dinge über einen Großen aussprechen kann, ohne ihn herabzusetzen, ohne pietätlos zu werden. Gerade dieser Einblick in die intimsten Erlebnisse läßt uns Tolstoj noch größer erscheinen, als wir ihn auch sonst schon sahen, weil wir Zeugen einer furchtbaren menschlichen Tragödie werden, eines gewaltigen Schicksals, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.

Wolfgang E. Groeger hat seines Übersetzeramtes diesmal mit besonderer Sorgfalt und Liebe am Werk gewaltet. Er hat sich nicht mit der bloßen Wiedergabe des russischen Textes begnügt, sondern die, wie bei allen Russen, stellenweise übermäßig breite Darstellung straffer zusammengezogen, manches aber auch tiefer begründet, klarer formuliert. Vieles Anfechtbare ist natürlich anfechtbar, vieles Fragliche fraglich geblieben, aber gerade wer Kallinikows Original mit Groegers deutscher Fassung vergleicht, gewinnt den Eindruck, daß Groeger wie kein zweiter dazu berufen wäre, die von Kallinikow aufgeworfenen Probleme weiter zu erforschen und einer wirklichen, endgültigen Lösung nahezubringen.

Leipzig — Arthur Luther

Zwölf Tragödien des Euripides übersetzt von Hans von Arnim. Wien 1931, Hölder-Pichler-Tempsky A.-G. Bd. I/II zus. 548 S.

Sophokles Antigone übertragen von Ernst Pilch. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.

Die Tragödien des Euripides wirken mehr als früher auf das Gemüt der Griechenfreunde; sie zeigen, daß Probleme uns in gleicher Stärke berühren, wie sie den Athener ergriffen, als der hohe Tag seiner Kulturgeltung zu Ende ging. Es ist nicht jedem gegeben, die Dramen in der Urschrift mit Genuß zu lesen und ältere, reichlich holperige Übersetzungen boten keinen Ersatz. In jüngster Zeit ist manche flüssig schöne Bearbeitung entstanden. Ihnen gesellt sich der bekannte Gelehrte Hans von Arnim und bietet aus der Reife seines Wissens und Könnens eine schöne, formbeherrschte Ausgabe, der eine kurze, glücklich einführende Biographie des Dichters vorangestellt ist.

Weniger gefesselt hat mich Ernst Pilchs Antigone des Sophokles, die gereimten Chorlieder entsprechen nicht immer den Anforderungen, die der moderne Mensch an eine Dichtung zu stellen berechtigt ist. Einige bekannte Verse leiden an dem Wunsch, anders als die Vorübersetzer zu schreiben. Das ist meiner Ansicht nach nicht nötig.

München — A. von Gleichen-Rußwurm

Platons Ideenlehre im Wandel der Zeit. Von Karl Gronau. Braunschweig, G. Westermann. 230 S.

In Zeiten, die sich vom Geistigen abwenden und in der allgemeinen Not fast alle Kräfte brauchen, den äußeren Gang des Lebens aufrecht zu erhalten, hat sich fast immer eine erlesene Gruppe abgesondert und tut es auch heute. Es sind jene, die im ewigen Jungbrunn der Antike Erholung suchen und dem heranwachsenden Geschlecht den Weg zu dessen Verständnis weisen. Im Dienste dieses Gedankens ist das vorliegende, wohlgelungene Buch entstanden. Der Verfasser hat mit viel Geschick versucht, die Erdenschwere des philologischen Apparats abzuwerfen und frei in das Gebiet idealer Gedanken aufzusteigen. Konnte es auch nicht gelingen, im engen Raum eines Kapitels den Platonismus der Renaissance richtig zu erfassen, so kommt, desto sicherer gezeichnet, die Stellung des griechischen Weisen in der deutschen Philosophie von Kant bis zur Romantik zum Ausdruck. Mit besonderer Liebe ist das Verhältnis Goethes zu Platon geschildert und die Darstellung von Platons Seelenlehre in einem der letzten Abschnitte. Darüber ist namentlich von Franzosen und Engländern in der jüngsten Zeit sehr viel geschrieben worden, selten aber so klar, wie Karl Gronau die Frage behandelt und namentlich mit dem Seelenwanderungsgedanken und den indischen Lehren sich abfindet. Das Buch entspricht der Aufgabe, die sich der Verfasser vornahm: „Ewigkeitswerte der Antike und ihrer Bedeutung für das Verständnis unserer eigenen Kultur in unserer Jugend zu festigen."

München — A. von Gleichen-Rußwurm

Ästhetik als Wissenschaft vom Ausdruck und allgemeine Sprachwissenschaft. Theorie und Geschichte. Von Benedetto Croce. Nach der 6. erw. ital. Aufl. übertragen von Hans Feist und Richard Peters. (B. Croce, Gesammelte Philosophische Schriften, hrsg. von H. Feist, I. R., 1. Bd.) Tübingen 1930, J. C. B. Mohr. LXXI und 523 S.

Croces „Ästhetik" war schon 1905 von Karl Federn verdeutscht worden; Federns Übertragung ruht aber auf der ersten Fassung von Croces Werk, das vor 27 Jahren erschienen ist; und inzwischen hat sich Croces Denken weiter entwickelt und zu einem philosophischen System erweitert. Das hat seine Spuren, wie leicht zu ersehen, auch in der „Ästhetik" hinterlassen, (cf. die 6. italienische Auflage, 1928, mit Ausnahme des gegenüber früher leider fast unrevidiert gebliebenen bibliographischen Anhangs). Lobenswert ist deshalb der Herausgeber von B. Croces „Gesammelten philosophischen Schriften in deutscher Übertragung", da er für die Gesamtausgabe von Croces „Philosophie des Geistes" eine neue Übersetzung von Croces Hauptwerk nach der 6. italienischen Auflage veranstaltet hat. Dem Text, von H. Feist und R. Peters besorgt, geht eine Einleitung von H. Feist voran, mit einer knappen Charakteristik Croces und einer zusammenfassenden Darlegung seiner einzelnen philosophischen Werke.

Genua — G. A. Alfero

Verschiedenes

Amerika schlägt England. Geschichte eines Wirtschaftskrieges. Von Ludwell Denny. Deutsch von A. Dombrowsky. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 455 S. Geb. M. 12,—.

Man kann nicht sagen, daß dieses Buch das Kind einer liebenswürdigen Gesinnung sei, aber es ist aufschlußreich belehrend. Belehrend in der gut gegliederten Darstellung eines, über verworrene Jahre, in Zeitschriften und amtlichen Statistiken zerstreuten Materials, aufschlußreich in der geistigen Haltung. Sie darf vielleicht als repräsentativ gelten für einen Typus der fortschrittlichen amerikanischen Publizistik. Ich will nicht sagen, daß es sich geradezu um eine Wirtschaftsphilosophie in Hemdsärmeln handle; denn das Wort erweckt in Deutschland zu sehr die Vorstellung, daß, wenn man den Rock auszieht, gerauft werden müsse. Es kann gerauft werden, es muß nicht; im übrigen, so will es scheinen, lassen sich aufrichtige Meinungen ungezwungener sagen. Und das geschieht in diesem Buch mit Lust und Hingabe. Sein Ausgangspunkt ist wohlwollende Ironie gegen die These von Bankettreden und Staatskundgebungen, daß ein Konflikt zwischen den

Digitized by Google

U.S.A. und England „undenkbar" sei — fast das ganze übrige Buch, das nebenbei verständige, nüchterne Bemerkungen über das Europa-Problem enthält, ist darauf abgelegt, das „Undenkbare" als eine Wirklichkeit, als die große Wirklichkeit unserer Gegenwart darzutun. Der Untertitel besagt, was gemeint ist: „Geschichte eines Wirtschaftskrieges" — man darf ruhig sagen, dies hier ist eine moderne Kriegsgeschichte. Sie handelt nicht von Schlachten, in denen geschossen wird, die Toten und Verwundeten gezählt, die geographischen Namen mit Ruhm oder Trauer geschmückt werden. Aber es ist auch eine Geschichte von Generalstäben, von Vernichtungs- und Ermattungsstrategie, von Erkundung, Vorstoß und Rückzug, von Erfindung, Geheimnis und Spionage, von Diplomatie, Bündnis und Intrige, es ist auch Weltkrieg, der seine Fronten in allen Kontinenten weiß. Um was aber wird gekämpft? Um Kreditmarkt, Baumwolle, Gummi, Nickel, Erdöl, Frachtraum, Kabel, Verkehrslinien, und dies Buch will zeigen, daß es London und Washington oder besser London und Neuyork sind, die die Fronten bilden, lenken, stützen. Was sonst noch kämpft, erscheint fast bloß als Anrainer und Trabant — die Vereinfachung der These kann der Vergewaltigung nicht ganz entbehren, die deutsche Handelsflotte etwa erscheint in solcher Betrachtung, wenn auch mit Respekt genannt, als der Funktionär des amerikanischen Interesses, von Frankreich ist fast gar nicht, von Rußland nur bei der Erdölkampagne die Rede. Das mag man beanstanden, und gewiß wird der Fachmann an manchen Stellen zu korrigieren haben. Das mag ihm überlassen bleiben. Der Bedeutung des trefflich komponierten, farbig geschriebenen und lebendig übersetzten Buchs tut das keinen Eintrag. Man kann sich schwer eine bessere Einführung in die großen Wirtschaftskämpfe um Rohstoff und Absatz denken, als dies Buch — gewiß ist das landwirtschaftliche Problem, um ein Gesamtbild zu gewinnen, zu sehr vernachlässigt, es tritt ja bei der Einengung des behandelten Komplexes auch sachlich zurück. Die Absicht ist nicht pädagogisch, aber die Wirkung könnte es sein, wenn die Lektüre, vor allem bei jungen Menschen, das Gefühl für das relativ Kleine von allerhand theoretischem und praktischem Alltagskram wecken könnte, indem der Maßstab großer Quantitäten und auch großer Leidenschaften erfahren wird.

Berlin — Theodor Heuß

Menschen, die Geschichte machten. Viertausend Jahre Weltgeschichte in Zeit- und Lebensbildern. Herausgegeben von Peter Richard Rohden und Gregor Ostrogorsky. 3 Bde. Wien 1931, L. W. Seidel & Sohn. 327, 386, 384 S.

Es entspricht einem unabweisbaren Bedürfnis des Menschen, hinter dem Werk den persönlichen Schöpfer zu suchen und sich nicht nur als Exponenten irgendeiner unpersönlichen Masse oder überpersönlicher Kräfte zu empfinden. Diese Einstellung bedeutet nicht kurzsichtiges Übersehen der Erkenntnisse eines begründeten Kollektivismus und Rückkehr zu einem schrankenlosen Individualismus mit seiner charakteristischen Überschätzung der Persönlichkeit. Es heißt vielmehr, die beiden beim Zustandekommen des geschichtlichen Werdens entscheidenden Faktoren gegeneinander abwägen und ihren Anteil an dem, was wir Entwicklung nennen, bestimmen. In diesem Sinne etwa schildert das Werk Geschichte durch das Medium der Persönlichkeiten, die im weitesten Sinne an ihr entscheidenden Anteil hatten. Von den Pharaonen bis zu den Politikern der Nachkriegszeit ziehen vor den Augen des Lesers alle jene Menschen vorüber, die irgendwie als Könige, Kaiser, Heerführer, Diplomaten, Päpste, Reformatoren oder durch ihre Leistungen auf geistigem Gebiete die Verhältnisse entscheidend beeinflußten. Die in Frage kommenden Persönlichkeiten sind von den jeweils besten Kennern des betreffenden Gebiets bearbeitet worden. Neben Deutschen sind Ausländer zahlreich als Mitarbeiter vertreten. Hierin liegt der besondere Reiz des Buchs und sein unverkennbarer Vorzug. Die einzelnen Arbeiten sind kurz und treffend; sie zeugen von tiefgehender Materialkenntnis der Verfasser. Eine Fülle charakteristischer Porträts in guter Auswahl belebt die Aufsätze. Bei der Abfassung der Arbeiten ist Wert darauf gelegt worden, daß neben der politischen auch die Geistes- und Wirtschaftsgeschichte in ihrer für den betreffenden Abschnitt entscheidenden Prägung zur Geltung kommt. Alle Arbeiten sind von moderner Geschichtsauffassung getragen und fußen auf den neuesten Forschungen. Die oft spannende Darstellung ist bedingt durch den Zug des Persönlichen und durch das wechselnde Temperament der großen Zahl von Mitarbeitern, die sich hier zu einer gemeinsamen Aufgabe zusammengefunden haben. Den Herausgebern darf man das unumwundene Lob spenden in der Auswahl der Persönlichkeiten geschickt verfahren zu sein und durch die Beifügung eines Literaturverzeichnisses sowie eines Personenregisters die Benutzung des Werks fruchtbringend gestaltet zu haben. Eine Weltgeschichte, gesehen durch das Medium der führenden Persönlichkeiten ist mit diesem Werk geschaffen, die geeignet ist, das Interesse für Geschichte in weiteste Kreise zu tragen und jeden zusammenfassend über entscheidende Abschnitte der Geschichte leicht und doch eingehend zu orientieren.

Köln — Paul Bourfeind

Bezwinger des Hungers. Von Paul De Kruif. Deutsch von Curt Thesing. Leipzig, Grethlein & Co. 344 S.

In humorvoller und witziger Art schildert De Kruif das Leben und Wirken einiger Gelehrten; Ärzte und Biologen, die geradezu Helden genannt werden müssen. Ungeachtet der großen Gefahren und Mühen haben diese Leute — der „Weizenjäger" Carleton, der Bekämpfer der Schweinepest Dorset, der unermüdliche Francis, der Maiszüchter Shull, der „Sonnenfänger" Steenbock und andere — ihre Ziele verfolgt und in heißem Ringen Ungeheures vollbracht. Meist sind sie ihres wohlverdienten Lohnes nicht teilhaftig geworden, waren Märtyrer. So starb arm und vergessen der große Weizenforscher Carleton, der den Kubanweizen nach Amerika brachte und damit die Rostgefahr beseitigte, seinem Lande Milliardenwerte schenkte. Und hätte verdient, reich zu werden und ein Denkmal aus Stein und Erz nach seinem Tode zu erhalten: „Dem großen Forscher Carleton sein dankbares Vaterland" ... Ja — so ist's in der Welt: dem Bisonschlächter und Zirkushelden „Buffalo Bill" (Cody) hat man in der nach ihm benannten Stadt Cody ein Denkmal errichtet — Carleton und andere verdienstvolle Männer vergaß man ...

Ich empfehle das interessante Werk De Kruifs wärmstens.

Altwarp (Vorpommern) — Egon von Kapherr

Ringendes Volkstum. Vom sudetendeutschen Wesen. Herausgegeben von Karl Franz Leppa und Josef Mühlberger. Karlsbad-Drahowitz, Leipzig, Wien, Adam Kraft. 240 S.

Die Geistesgeschichte des deutschen Grenzlandes ist hier von berufener Hand in einem klargeordneten Buch interpretiert, mit Urkunden und Berichten belegt worden. Wir

Digitized by Google

finden Aufsätze über altdeutsche Dichtung in Böhmen, historisches Material aus dem altprager Stadtrecht, zu dessen Publikation im Jahre 1845 Jakob Grimm die Vorrede schrieb. Aus dem „Ackermann aus Böhmen" des Johannes von Saaz, diesem wunderbaren Streitgespräch zwischen Landmann und Tod, das uns aus der Zeit um 1400 erhalten geblieben ist, wird ein Kapitel zitiert, alte Sprüche auf Betstühlen der Kirche zu St. Jakob in Prachatitz, Fliseninschriften aus der Burgkapelle zu Klingenberg, Minnestrophen, Volkslieder, Fabeln und Legenden sind mit Kenntnis und Sorgfalt zu einer Folge vereinigt, die als literaturwissenschaftliches Handbuch mit Unterstützung der Anstalt für sudetendeutsche Heimatforschung in Reichenberg gedruckt wurde. Die deutsche Herkunft des Meisters Peter Parler, dessen hohes Künstlertum bei den Bauten des Veitsdomes und der prager Teynkirche am Werke gewesen, wird unter der Kopie eines lateinischen Textes diskutiert, von dem man vermutet, daß er von dem berüchtigten Schöpfer der „Königinhofer Handschrift" Hanka durch Auswechslung eines kleinen aber bedeutungsvollen Buchstabens sehr wesentlich gefälscht worden ist. Ein Bittgesuch der Witwe Kilian Ignaz Dintzenhofers, des größten böhmischen Baumeisters nach Parler, an die Kaiserin Maria Theresia, wird im Wortlaut wiedergegeben. Bemerkungen über Goethe in Böhmen, die Beziehungen des Mystikers Jakob Böhme zu den prager Alchimisten, ein Artikel über Karl Postl-Sealsfield von Johannes Scherr vervollständigen das Sammelwerk. Aus der neuen und neuesten Literatur sind Adalbert Stifter, die Ebner-Eschenbach und neben den Herausgebern auch Erwin G. Kolbenheyer, Watzlik, Schaukal, Robert Michel, Strobl, Ginzkey, Gustav Leutelt und Rainer Maria Rilke vertreten. Admiral von Trotha hat dem mit Bildtafeln und Kunstbeilagen schön geschmückten Buch politisch lebendige Geleitworte gestiftet.

Prag — Paul Leppin

Geschichte der graphischen Kunst. Von Elfried Bock. Berlin, Propyläen-Verlag. 717 S.

Ein — in sich abgeschlossener — Ergänzungsband der Propyläenkunstgeschichte; ohne Bandnumerierung, aber in gleicher Ausstattung, gleicher Anlage: kurzer Text, viele Tafeln. Auf 535 Tafeln werden, in guten Beispielen, über 450 Künstler nachgewiesen. Von den Anfängen altdeutscher Holzschnittkunst reicht das Werk über Dürer, Cranach, Holbein, Rembrandt, Callot, Chodowiecki, Goya, Daumier, Menzel, Whistler, Liebermann, Zorn und Munch zu Nolde und Barlach.

Der Reiz dieser Kunstgeschichte, die tatsächlich eine Lücke notwendig ausfüllt, liegt erstens in der kenntnisreichen und volkstümlichen Darstellung der graphischen Techniken. Das heute so wichtige Kapitel Kunst und Technik wird an wesentlichen Beispielen behandelt. Gleichzeitig umfaßt diese kunsthistorische Sonderprovinz noch einmal das Weltreich der Kunstgeschichte. Nicht nur wegen der häufigen Personalunion des graphischen und malerischen Künstlers, sondern auch wegen der allgemeinen Problematik des künstlerischen Schaffens. In diesem großen Bilderbuch — es liegt in der Natur der Sache, daß die Reproduktionen dieses Bandes die bestgelungenen der Propyläenkunstgeschichte sind — sind jene Künstler vertreten, denen Kunst nicht mehr als Nachbildung der Wirklichkeit bedeutet, jene, deren Graphik aus malerischen Valeurs besteht, jene, bei denen das technische Verfahren künstlerischer Ausdruck ist, endlich jene, deren Graphik lyrische Liniensprache ist. Selten ist Ästhetik und Kunstwissenschaft durch Bildmaterial so greifbar geworden. Der Text von Max J. Friedlaenders Mitarbeiter bietet neben der schon erwähnten Beschreibung des graphischen Handwerks und seiner Entstehung die geschichtlichen Besonderheiten und die internationalen Einflüsse, die dank der leichteren Verbreitungsmöglichkeit bei den graphischen Künsten besonders stark sind. Seinen Einzelcharakteristiken eignen Blick für das Wesentliche sowohl wie eine vorsichtige, beinahe ängstliche Formulierung. Seltsam ist das Fehlen Frans Masereels, gleich seltsam, ob Vergessen oder Absicht die Ursache dafür ist. Masereels durch Gesinnung wie durch Technik in gleicher Weise einzig geartete Kunst hätte besondere Hervorhebung verdient!

Berlin — Lutz Weltmann

Wider die Ächtung der Autorität. Von Friedrich Gogarten. Jena 1930, Eugen Diederichs. 45 S. M. 1,60.

Friedrich Gogarten. Von Gottlob Wieser. Jena 1930, Eugen Diederichs. 50 S. M. 1,80.

Die Berufung des westfälischen Pfarrers einer kleinen thüringischen Gemeinde, der Privatdozent an der Universität Jena und theologischer Ehrendoktor wurde, als Ordinarius an die Universität Breslau hat dem preußischen Kultusminister Grimme Proteste im Landtag eingebracht. Professor Gogarten ist enger Gesinnungsgenosse der schweizer Theologen Karl Barth (jetzt Ordinarius in Münster) und Pfarrer Eduard Thurneysen; die drei betreuen seit 1922 mit anderen zusammen ihre eigene Zeitschrift („Zwischen den Zeiten"). Ist diese „dialektische Theologie" eine Neureformation?

Diese Neutöner lehnen die Universitätstheologie ab, die als Religionsgeschichte und Religionspsychologie inhaltlos sei; sie kämpfen gegen die Verbindung von Religion mit Kultur. Die Kirche steckt ihren Kopf in den Sand von Sozialethik, evangelischen Kulturprogrammen in Stockholm, Lausanne und anderswo — sie hat nähere und höhere Pflichten: sie soll den Menschen zur Ordnung gegen sich und gegen die Welt zurückrufen. Der ichbesessene Mensch kann sich nicht selbst erlösen, seine eingebildete Freiheit weiche dem Gehorsam des Geschöpfes. Gogarten, der grübelnd denkt und schwerfällig schreibt, sucht die Wirklichkeit, den gottgewollten Menschen in der Ordnung der Geschichte und auf seiner Standesstufe. Man denkt an den genfer Eiferer Calvin, wenn man diesen Vorstoß gegen alles wahrnimmt, worin wir es so herrlich weit gebracht haben. Gogarten bleibt (bisher) hartnäckig einseitig und letztlich unfruchtbar. Wenn er zum Beispiel Gottes Fluch und Zorn über den Menschen ausschüttet, der in eigener Bemühung aus dem Dunkel ins Helle strebt, des rechten Weges sich bewußt, wenn dieser faustische Mensch Goethes sich die Erde untertan machen will, und wenn sein Geist auch die Tiefen der Gottheit durchforscht: so bindet ihn Gogarten fest an die Kirche. Alleiniger Schauplatz der Gottesordnung ist die christliche Kirche. Freiheit? Wahn! Geschöpfe sind wir! Sehe ich recht, so droht in diesen neuesten Anführern Barth, Gogarten und Gefährten dem Protestantismus in der christlichen Kirche und um sie herum eine erneute Gefahr des Marcionitismus. Und es hilft auch nicht, „das Jahrhundert der Kirche" als Heilmittel feilzubieten ...

Berlin — Theodor Kappstein

Digitized by Google

Aus der Werkstatt des Vollendeten. Reden und Aufsätze. Von Adolf von Harnack. Gießen 1930, Alfred Töpelmann. Mit zwei Bildnissen. 293 S. M. 8,50.

Der siebente Sammelband, den der Sohn Axel von Harnack im Auftrag der Mutter zeichnet, bietet in den 41 großen und kleinen Stücken der sechs Gruppen noch einmal den ganzen Harnack. Weder Bernhard von Bülows Denkwürdigkeiten der drei Bände noch das ältere Scheltworte-ABC, das der basler Kirchenhistoriker Franz Overbeck sich privatim anlegte und das C. A. Bernoulli 1919 veröffentlichte (in „Christentum und Kultur"), werden Harnacks Lichtbild abdunkeln: die stets mit der Phantasie des gestaltenden Künstlers in Liebe und in Spannung verbundene reine Wissenschaft der heiligen und unheiligen religionsgeschichtlichen Texte; die durch 60 Arbeitsjahre unerschlaffte Begeisterung für literarische Probleme, weiteste Zusammenhänge, ideelle Neugruppierung, geniale Persönlichkeiten; seine an Goethe — den er so gut kannte — gebildete freie Pietät gegen die Geschichte, seine Meisterschaft im akademischen Unterricht der Vorlesung und des Seminars, seine grenzenlose Welterschlossenheit bei christlich-philosophischer Weltüberlegenheit, sein reizvoll schlichter Stil am Pult als Redner und am Schreibtisch.

Wenn wir Harnack-Schüler aus hundert Semestern (Leipzig, Gießen, Marburg, Berlin) seine persönlichen Erinnerungen an seine Kindheit und Jugend und die erste wissenschaftliche Blüte hier in Skizzen lesen, so beklagen wir jetzt lebhafter als bisher, daß die hundertstrahlige Lebensarbeit den Mann, dessen eigene Bibliographie 1700 Nummern zählt, nicht zu seiner Selbstbiographie kommen ließ. Doch wird sein Biograph an den „Reden und Aufsätzen" sich sonderlich festsaugen. Ungedruckt waren bisher die rührend zarten Mitteilungen über den lebenslangen Freund Wolf Grafen von Baudissin, den die berliner Studenten nicht verstanden, weil dieser Melancholiker ihnen das Alte Testament nicht mit dem Geist und der Stilkraft nahebrachte, wie das Gunkel und Bertholet vermögen. Die 15 Fragen an die Verächter der wissenschaftlichen Theologie unter den Theologen polemisieren vornehm-deutlich gegen die sogenannten Dialektiker der Schule Barth. Schwach erscheint mir Harnacks Jubiläumsrede in Königsberg auf Kant — wie viel besser gelangen ihm sein Luther und sein Marcion, zu denen es ihn immer wieder magisch lockte wie zum Augustinus!

Berlin — Theodor Kappstein

Die Herrin von Bayreuth. Cosima Wagner. Von Richard Graf Du Moulin Eckart. Mit zahlreichen Abb. Bd. II. München 1930, Drei Masken Verlag. 918 S.

Das Buch beginnt mit Wagners Bestattung und endet mit Cosimas Trauerzug, umfaßt also die Zeit von Februar 1883 bis April 1930. Es enthält die Geschichte der Festspiele nach des Meisters Tod, wie Cosima sich der Trauer entrang, um die Oberleitung zu übernehmen und ihren Sohn zu diesem Amte zu erziehen, das sie 1908 ganz in seine Hände legte. Die letzten Lebensjahre, die sie in stiller Zurückgezogenheit verbrachte, sind als Ausklang nur in flüchtigen Umrissen angedeutet. Das Buch „will nicht breit erzählen, was sie geleistet, sondern zeigen, wie sie's getan". Dem Verfasser standen neben eigenem Miterleben reinste und reichste Quellen zu Gebot: Cosimas Briefe, aus denen sie selbst unmittelbar zu uns spricht. Wie ein fortlaufendes Tagebuch erscheinen diese der Stimmung des Augenblicks entstammenden Aufzeichnungen. Die wertvollsten Urkunden sind die Briefe an die Gräfin Marie von Wolkenstein, Cosimas vertrauteste Freundin, an Adolf von Groß, den Sachwalter der Festspiele und des Hauses Wahnfried, an Felix Mottl, der unter den Kapellmeistern ihr am nächsten stand. Hausorgen, Erziehung der Kinder, das geistige Leben in Wahnfried, das nach Richard Wagners Brauch in die erhabensten Schriften und Dichtungen der Weltliteratur sich vertiefte, der weitreichende und weitverzweigte Verkehr mit der Welt, und Festspielsorgen werden bis ins einzelne erörtert. Die Gräfin Wolkenstein wird in alles eingeweiht, Adolf von Groß für Verwaltung, Felix Mottl für musikalische Angelegenheiten angerufen. Immer behält Cosima die Führung, auch wo sie Rat einholt, kommt die letzte Entscheidung von ihr. Mit welchen Schwierigkeiten die bayreuther Spiele zu kämpfen hatten, ahnten wenige. Die sommerlichen Gäste sahen nur Glanz und Aufstieg, nicht den mühseligen Weg zu diesem Gipfel. Das münchener Prinz-Regenten-Theater, dessen Verhältnis zu Bayreuth aktenmäßig klargestellt wird, und die vergeblich erstrebte Schutzfrist für Parsifal samt dem vorzeitigen amerikanischen Gralsraub werfen grelles Licht auf die Feindschaft der Außenwelt gegen den Gedanken von Bayreuth, das Vermächtnis des Meisters. Adolf von Groß, dessen rastlose Tätigkeit bisher auch nur wenigen bekannt war, erfährt die verdiente Ehrung: ohne ihn wären die Festspiele unmöglich gewesen! Er nahm alle Verwaltungssorgen auf sich, um Frau Cosima für die künstlerische Vorbereitung zu entlasten. Er ist wahrlich nicht nur der „getreue Kurwenal", sondern tritt als ein in Rat und Tat unentbehrlicher, ebenbürtiger Mitarbeiter an ihre Seite.

Du Moulins zweibändige Cosima-Wagner-Biographie umfaßt 1921 Seiten! Ihr Hauptwert beruht auf Auszügen aus den hier zuerst benützten Tagebüchern und Briefen. Die Darstellung ist nicht einwandfrei, sie leidet an übermäßiger Breite, Wiederholungen, Flüchtigkeiten, stilistischen Mängeln, sie setzt beim Durchschnittsleser von heute manchmal zu viel voraus. Eine gründlichere Verarbeitung des reichen Stoffs zu gedrängter Fassung, die sich auch formal auf der Höhe der Urkunden hielte, wäre wirkungsvoller gewesen. Das ganze Werk steht in der Mitte zwischen Urkundensammlung und Lebensbeschreibung und gewährt weder nach der einen noch der anderen Seite hin volle Befriedigung. Einer späteren Zeit, die noch weit mehr Quellen ausschöpfen darf, bleibt es vorbehalten, ein umfassendes großzügiges und tiefgründiges Lebensbild der Frau von Tribschen und Wahnfried und der Herrin von Bayreuth zu schaffen, wobei das vorliegende Buch eine der wichtigsten und dankenswertesten Grundlagen bilden wird.

Rostock — Wolfgang Golther

1. **Die kleine Chronik der Anna Magdalena Bach.** Leipzig 1930, Koehler & Amelang. 8°. 300 S. Geb. M. 6,50.

2. **Beethoven.** Von Edouard Herriot. Aus dem Französischen übersetzt von K. W. Körner. Frankfurt a./M. 1930, Rütten & Loening. 8°. 443 S.

3. **Quasi una fantasia.** Roman. Von Johan Nordling. Übersetzt aus dem Schwedischen von Elisabeth Ermel. Gütersloh, C. Bertelsmann. 8°. 264 S.

4. **Elsa Reger, Mein Leben mit und für Max Reger.** Leipzig, Koehler & Amelang 1930. 8°. 247 S.

Es war ein guter Einfall, Johann Sebastian Bachs Leben und Schaffen mit den Augen der glücklichen Gattin, die als

Digitized by Google

seine zweite Frau drei Jahrzehnte an seiner Seite lebte, für die er zwei Klavierbüchlein (1722 und 1725) schrieb, zu schauen und zu schildern. So entstand eine Lebensbeschreibung, die, unbeschwert von Gelehrsamkeit, wie ein Volksbuch ein doch wahrheitsgetreues Bild des Meisters vermittelt. Der einfach schlichte Bericht wirkt anschaulich und erfreut gleichermaßen den Bach-Kenner wie den Musikfreund. Der feste Glaube an die Unsterblichkeit der Schöpfungen Bachs, die nach seinem Tode auf achtzig Jahre der Vergessenheit verfielen, um mit der Matthäuspassion (1829) in hellem Glanze wiederaufzuleben, gibt der Erzählung den Grundton herzlicher Liebe, die unwillkürlich auch den Hörer ergreift. Die kleine beschränkte Außenwelt, in die der Thomaskantor gebannt war, und die unbegrenzte Innenwelt, aus der seine Werke erwuchsen, erscheinen nicht als Mißklänge, sondern lösen sich zu reinem Einklang in der Auffassung des gottgewollten Lebenslaufes.

Herriots „Beethoven" beruht auf gründlicher Forschung und Sachkenntnis. Leben und Werk wird aus der Zeitgeschichte erläutert, aus der gesellschaftlichen Umschichtung und dem daraus entfalteten neuen Menschheitsideal. Napoleon und Beethoven sind die beiden größten Gegensätze, die aus der Umwälzung hervorgingen: der Welteroberer und der Weltbeglücker, der Schillers hohes Lied von der Verbrüderung vertont. Neben den vielen Schriften, die das Jahr 1927 erstehen ließ, behauptet Herriots Buch eigenen und hohen Rang, dank der übersichtlichen Gliederung und spannenden Darstellung. Sehr wirksam sind die beiden letzten Abschnitte: Das Ende—Et resurrexit tertia die: die Nachwirkung. „Die wahren Schüler Beethovens, seine Jünger im weiten Sinn heißen Liszt, Berlioz und Wagner." Daß stellenweise namentlich bei Wagner französische Auffassung mit der deutschen in Widerspruch tritt, ist verständlich, zumal da die Hundertjahrfeier von Beethovens Geburt 1870 mit den geschichtlichen Vorgängen zusammenfiel, die zu Vergleichen zwischen deutscher und französischer Art veranlaßten. Es darf aber auch hervorgehoben werden, daß François Antoine Habeneck, der das Verständnis für symphonische Musik in Frankreich begründete, von dem Richard Wagner bestimmende Eindrücke für die Wiedergabe der Neunten Symphonie erfuhr, deutscher Abstammung war. „Welch ein glücklicher Fortschritt wäre es schon, wenn in allen Bezirken der Welt, überall, wo die Neunte Symphonie ein Echo findet, die Anhänger Beethovens sich in der Brüderlichkeit eines gemeinsamen Kultes geeint fühlten." Ein solches Erlebnis, das gemeinsame Hochziel echter Kunst und Kultur für alle Menschen, ist keiner Zeit mehr vonnöten als der Gegenwart! Die großen Meister aller Zeiten und Völker sind eine Menschheitsgemeinde, die hoch über enge politische Grenzen zum Göttlichen aufstrebt.

Nordlings Roman sucht Beethovens Leben und Schaffen aus seinem Verhältnis zu Julia Guicciardi zu erfassen, wie sich aus der Liebe sein Genius zu immer steileren Höhen emporschwingt, aber am Ende doch zu Einsamkeit und Entsagung durchringt. In engem Rahmen mag gewiß Erlebnis und Dichtung uns nahe gebracht werden, aber zu sehr auf Kosten geschichtlicher Wahrheit und daher nicht ohne gewaltsame Um- und Ausdeutung, wie ein Blick in Herriots Buch über die wirkliche Julia erweist. Das Leben großer Meister ist so reich aus Dichtung und Wahrheit gewoben, daß wir die romanhafte Erfindung lieber entbehren.

Die Ausgabe der Briefe Max Regers erhält durch das schöne, tief empfundene Buch von Elsa Reger den richtigen Hintergrund. „Mein Leben mit (1902—16) und für (1916—1929) Max Reger" nennt die Verfasserin ihr Werk, das mit einem „Vorklang" (1870—1902), das ist dem Vorleben vor der Vermählung eingeleitet wird. „Ich schrieb diese Erinnerungen nieder und durchwanderte noch einmal im Geiste drei Jahrzehnte, wie ich Max Reger kennenlernte, wie ich als seine Frau mit ihm zusammenlebte, und wie dann mein Weg ohne ihn so einsam geworden war." Die echte Künstlerfrau geht immer ganz im Werk des Mannes auf und erblickt in der Mitarbeit an seinem Schaffen ihre einzige und wahre Sendung. So sind auch diese Blätter ein Zeugnis hingebender, verständnisvoller Liebe in Freud und Leid. „Mein Buch möge auch erzählen, wer Max Reger als Mensch war." Aus vielen kleinen Zügen rundet sich ein Gesamtbild von Reinheit und Schönheit, das sicherlich dem innersten Wesen des Künstlers entspricht und manches Gerede und Vorurteil zerstreut. In Freundschaft mit Else von Hase-Koehler, der Herausgeberin der Briefe, schrieb Frau Reger ihre Erinnerungen, die mit den Urkunden genau übereinstimmen. Auch hier ein Frauenbuch über die Künstlerehe zweier hochstehenden, einander ebenbürtigen Menschen und somit ähnlich der „kleinen Chronik" der Anna Magdalena Bach, aber nicht nur reizvoll anmutig erfunden, sondern ganz und gar erlebt. Der erste Teil steht in hellem Licht, der zweite ist von Leid beschattet, aber doch wieder durch die Schilderung der vielen Reger-Feiern gehoben. Regers Asche ruht in Weimar, wo das Reger-Archiv als Stiftung der Gattin „der Krone über Ilm-Athen eine neue kostbare Perle einfügte". Sie selber fand Zuflucht im geliebten München, wo sie ihr Leben mit Reger begann.

Rostock — Wolfgang Golther

Wenn wir 1918... Von Walter Müller. Berlin 1931, Malik-Verlag. 456 S. M. 3,50 (5,50).

Dieses Buch ist ein literarischer Ausdruck für einen Bewußtseinsprozeß, der sich jetzt bei den sozialdemokratischen Arbeitern zu vollziehen beginnt. Eine beträchtliche und beständig wachsende Anzahl von sozialdemokratischen Arbeitern, die den Sozialismus leidenschaftlich anstrebt, und die in ihrer Partei bisher die zielklare und tatkräftige Wegbereiterin des Sozialismus sah, fühlt sich in einem Augenblick, da sich die Verbürgerlichungstendenzen in ihrer Partei immer entschiedener und immer deutlicher durchsetzen, enttäuscht. Ihre Unzufriedenheit, ihre Verbitterung und ihre Enttäuschung finden ihr Sprachrohr in der schriftstellerischen Begabung eines Genossen. Denn Walter Müller war, als er das vorliegende Werk schrieb, sozialdemokratischer Parteifunktionär in Breslau. So viel über die symptomatische Bedeutung des Buchs. Von einer literarisch-künstlerischen Bedeutung läßt sich schwerlich sprechen, da der Autor den gigantischen Stoff nicht gestaltet hat.

Fraglos originell ist die Idee des Werks. Der Autor stellt der historischen Wirklichkeit die Annahme entgegen, daß das deutsche Proletariat alle objektiv vorhandenen revolutionären Emanzipationsmöglichkeiten ausgenutzt habe. Aus dieser als Wirklichkeit gesetzten Annahme werden die weltgeschichtlichen Folgerungen gezogen. Das gesamte europäische und asiatische Proletariat erhebt sich. Die halbkolonialen und kolonialen Völker holen zum Schlage gegen ihre Unterdrücker aus. Überall in der Welt zerreißen die werktätigen Massen die Ketten politischer Fesselung; überall zerbrechen sie das Joch der Lohnsklaverei. Eine weltumspannende Union sozialistischer Wirtschaftsverbände kommt zustande, in der auf der Basis gegenseitiger Hilfe und nach einem Weltwirtschaftsplan die Grundlagen für einen allge-

Digitized by Google

meinen Wohlstand geschaffen werden. Zu gleicher Zeit wird der Kampf mit der unerschüttert gebliebenen Kapitalsmacht Amerikas aufgenommen. Dieser langwierige Kampf ist packend dargestellt.

An zwei Fronten wird in diesem Buch gekämpft: An einer militärischen und an einer wirtschaftlichen. An der Front der Vernichtung und an der Front des Aufbaus. So interessant die Berichte von der ersten Front in militär-politischer Hinsicht sind, so ist ihnen doch die ökonomische Berichterstattung an fesselnder Lebendigkeit überlegen.

Künstlerischer Wertung hält das Werk gewiß nicht stand. Trotzdem ist es eine schriftstellerische Leistung.

Berlin — Werner Türk

Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart. Zweiter Band. Von Karl Stählin. Berlin 1930, Ost-Europa-Verlag. 751 S. Geb. M. 24,—.

Als man vor sieben Jahren im Vorwort zum ersten Band von Stählins russischer Geschichte die Behauptung las, der Verfasser hoffe mit dem zweiten Band die Gesamtdarstellung zum Abschluß zu bringen, da sind wohl so manchem Leser begründete Zweifel an dem Gelingen dieses kühnen Unterfangens gekommen. Denn der erste Band schloß mit der Geburt Peters des Großen, die für uns wichtigste und bedeutsamste Epoche der russischen Geschichte, die Entwicklung Rußlands zur europäischen Großmacht, war noch zu schildern — und dazu sollte ein Band von dem Umfang des ersten genügen? Es ist denn auch anders gekommen: der zweite Band, der, später als man gehofft hatte, in einem anderen Verlag erscheint, ist fast doppelt so umfangreich wie der erste, umfaßt aber trotzdem nur einen Teil des noch zu behandelnden Stoffs — das 18. Jahrhundert von der Geburt Peters des Großen bis zum Tode Katharinas II. Der dritte Band, auf den man wohl nicht so lange zu warten haben wird, soll dann dem 19. Jahrhundert und der Gegenwart gewidmet sein. Man empfindet die größere Breite der Darstellung in dem zweiten Band als etwas so Selbstverständliches, daß es nicht erst der rechtfertigenden Hinweise Stählins auf die in den letzten Jahren erschienenen knapperen Zusammenfassungen (wie Platonows „Russische Geschichte") und seine durch die Menge neu erschlossenen Materials gesteigerte Entdeckerlust bedurft hätte. Die Vorzüge des ersten Bandes — lebhafte, anschauliche Darstellung, die populär und wissenschaftlich zugleich ist, vollkommene Beherrschung des Stoffes — finden wir auch im zweiten wieder, nur treten sie hier noch deutlicher zutage, weil die Darstellung in weit höherem Maße auf die Urquellen zurückgeht, weil vielfach bisher noch ungenutztes Material verwertet wird, weil der Historiker auf festerem Boden steht und sich weit eher ein selbständiges Urteil über die Dinge erlauben, vieles in ganz neue Beleuchtung rücken kann. Es ist seit langem die erste wissenschaftliche Darstellung des ganzen Verlaufs der russischen Geschichte aus deutscher Feder; Rußland wird mit deutschen Augen gesehen, und dadurch allein ergibt sich schon ein anderes Bild, als es die aus dem Russischen übersetzten oder nach russischen Vorlagen unkritisch kompilierten Geschichtswerke bieten, aus denen der deutsche Leser meist seine Kenntnis der russischen Geschichte zu holen pflegte. Daß Stählins Werk trotz mancher abweichenden Auffassung auch bei russischen Gelehrten warme Anerkennung gefunden hat, sei nicht verschwiegen. Was Stählin bietet, ist in erster Linie eine politische Geschichte Rußlands; daß das Schwergewicht dabei auf die Außenpolitik gelegt wird, obgleich das 18. Jahrhundert doch auch eine Zeit härtester innerer Kämpfe und folgenschwerster Reformen war, ist leicht zu verstehen aus der ungeheuren Bedeutung, die die russische Außenpolitik für ganz Europa gewann. Und gerade die Darstellung der Außenpolitik etwa Katharinas II. gehört zu den gelungensten Abschnitten des Buchs. Die sozialen und noch mehr die kulturellen Probleme treten gegenüber den politischen stark, hin und wieder vielleicht auch schon zu stark zurück, aber alles Wesentliche ist schließlich doch gesagt, und wir dürfen nicht vergessen, daß wir Stählin eine ausgezeichnete Darstellung auch des geistigen Lebens in Rußland im 18. Jahrhundert verdanken — die umfangreiche Monographie über seinen Vorfahren „Aus den Papieren Jacob von Stählins". Hoffentlich bleibt uns nun der Schlußband des Gesamtwerks nicht zu lange vorenthalten.

Leipzig — Arthur Luther

Potsdam. Von Helene Nostitz. Dresden 1930, Wolfgang Jeß. 261 S. M. 5,—.

Ein persönlicher Ton ist der Verfasserin zu eigen, eine persönliche Anmut, und der Gegenstand liegt ihr. Potsdam wird überaus häufig besucht und ist merkwürdig wenig bekannt. Dies neue Buch mit seinen vielen Abbildungen, die den Reiz der Barockplastik bemerkenswert geschickt wiedergeben, wird vielen ein erwünschtes Begleitbuch auf Sommerausflügen werden. Am besten hat sich Helene von Nostiz in das Architektonische hineingesehen und hineingelesen, doch bringt sie auch die überragende historische Dominante — Friedrich den Großen — gut zur Geltung. Oppeln-Bronikowskijs Untersuchungen über die sogenannte „Julie" von Voß (in Wirklichkeit hieß sie Elisabeth Amalie), über die Lichtenau sind ihr anscheinend nicht bekannt, und daß die Pfaueninsel tiefe, einprägsame Spuren im Leben des alten Kaisers hinterlassen hat, läßt sich dem Buch nicht entnehmen. Hier und da erzählt die Verfasserin mit ihrer geschmackvollen Leichtigkeit Selbsterlebtes aus der letzten Epoche, aus dem Potsdam von gestern, es rundet sich das Bild dieser so ungewöhnlich anziehenden preußischen Residenzstadt an der Havel.

Berlin — Marie von Bunsen

Fürstin Pauline zur Lippe. 1769—1820. Von Hans Kiewning. Detmold 1930, Meyersche Hofbuchhandlung. 638 S. Geb. M. 8,—.

Ein monumentales Werk! Der lippe-detmolder Staatsbürger wird vermutlich gern diese ausgedehnten Darlegungen aller Kabinettskrisen, Verfassungskonflikte, Straßenlegungen, Anstaltsgründungen, selbst die peinlichen Krankheitssymptome dieser hervorragenden Frau lesen. Wir Außenstehenden gehen nicht so weit. Uns fesselt jedoch die in Ballenstedt verbrachte Jugend der Prinzessin Pauline von Anhalt-Bernburg, ihr rastloser Bildungstrieb, ihr Wunsch, die Welt zu bessern, ihr warmes Freundschaftsbedürfnis. Sie stand um 5 Uhr auf, las und schrieb, studierte Akten, war dem Vater erst Sekretär, dann Staatsminister. Es heiratete der Bruder, eine Schwägerin kam ins Haus, der Vater wurde recht schwierig, so heiratete sie den unbedeutenden, jahrelang schwachsinnig gewesenen Fürsten Leopold zur Lippe, dessen Werbung sie anfänglich mit Abscheu zurückgewiesen hatte, und wurde dessen überglückliche, beseligte Gattin. Gern überließ er ihr die Geschäfte, und taktvoll stellte sie den regierenden Herrn stets in den Vordergrund. Nach seinem Tode wurde sie Vormund der unmündigen Söhne und Regentin. Es begann ihre Tätigkeit als fähige, weitblickende Landesmutter, und bei normalem Weltverlauf

Digitized by Google

würde sie als eine geradezu vorbildliche Regentin dastehen. Die Verhältnisse waren jedoch annormal, und ihr Bild zeigt Schattentöne. Mit anerkennenswerter Offenheit gibt der Verfasser Schwächen zu, so ihre zunehmende Selbstherrlichkeit und dergleichen mehr. Über das Schlimmste gleitet er hinweg. Bereitwillig trat sie dem Rheinbund bei und Napoleon wurde ihr Idol. Von ihrem Deutschtum redet man besser nicht. Die lippeschen Bürger und Bauern feierten begeistert die Schlacht von Leipzig, die Befreiung vom verhaßten Joch; dies mißbilligte Pauline. Gewiß empfand sie patriotisch — aber nur für Anhalt-Bernburg (nicht für Anhalt-Dessau), auch für Lippe-Detmold (niemals für Lippe-Bückeburg). Das Buch atmet Partikularismus, wirkt jedoch als Anklage gegen die Kleinstaaterei.

Erstaunlich, daß der Verfasser eines so langatmigen Werks ihre Besuche in Fontainebleau bei Napoleon und Josephine erzählt, nicht die vorliegenden, ausführlichen, anschaulichen Tagebücher der Fürstin bringt! Ganz anders hätte ein geübterer Biograph solches Material verwertet.

Berlin — Marie von Bunsen

Anna Sethe. Die erste Liebe eines berühmten Mannes in Briefen. Neue gekürzte Ausgabe, herausgegeben und eingeleitet von Heinrich Schmidt. Dresden 1930, Carl Reißner. 264 S. M. 4,— (6,—).

Wer allgültige menschliche Eigenschaften, etwa Pflichtgefühl oder Mutterliebe mit Brustton für Deutschland pachtet, hat dadurch anmaßende Unkenntnis bekundet. Dieser junge Haeckel und Anna Sethe, seine Braut und frühverlorene Gattin, hatten tatsächlich ein recht „deutsches" Gepräge. Im besten Sinn deutsch wirkt dieser aufstrebende Gelehrte, der mit verbissener Willenskraft an seiner Wissenschaft arbeitet, in ihr sein höchstes Lebensziel ersieht. Hinzu kam dann sein zweites Dasein, die ihn erfüllende Liebe zu einem schönen, ungewöhnlichen jungen Mädchen. Seine Briefe schildern ihn und seine jenaer Umwelt, immerhin pflegen Liebesbriefe allermeistens nur die Beteiligten zu fesseln, und der unbeteiligte Leser wird manche Seiten überschlagen. Wahre Anteilnahme erweckt jedoch das junge Menschenpaar. Der ehrgeizige, früh zur Professur gelangte Bräutigam und Gatte erfreute sich unbändiger Körperkraft, wie sie etwa einem Bauern oder Jäger zukäme, er hatte eine „Berserkerwut" auf reaktionäre Politiker, er hatte eine leidenschaftliche Naturliebe, der er in tagelangen Wanderungen fröhnte. Mit Hingebung folgte er Kuno Fischers Vorlesungen über Kant, in Italien hatte er Kunst getrieben.

Anna Sethe, die anmutige, innerlich „selten begabte" Tochter eines hohen Beamten, teilte alle seine Bestrebungen und Gefühle; mit ihm unternahm sie die zehnstündigen Fußwanderungen, sie besaß, schrieb er nach ihrem Tode, „neben allen Reizen edelster Weiblichkeit, die männliche Energie konsequenten Wollens und die männliche Erkenntnislust unerschrockenen Forschens". Über vier Jahre waren sie verlobt, nicht zwei Jahre währte das „vollkommene Glück" ihrer Ehe. „Wie ein paar unschuldige Kinder sind sie nebeneinander hergegangen, alle Welt hat sich über sie gefreut."

Die Grausamkeit dieser Katastrophe „vollendete", so schrieb er später, „meinen völligen Bruch mit dem Kirchenglauben und trieb mich der radikalsten Realphilosophie in die Arme." In den Briefen des sechzigjährigen Haeckels an „Franziska von Hohenheim" erwähnt er einmal diese nie vergessene erste Gemahlin; seltsamerweise wurde dem sogenannten „Materialisten" zweimal die idealste, leidenschaftlichst erwiderte Liebe zu einer ungewöhnlichen Frau zuteil. In beiden Fällen war die äußerlich zarte Geliebte aus dem härteren Holz geschnitzt.

Wer von den berliner Lesern des Buchs am Maurischen Haus, Hafenplatz 4, vorübergeht, wird dieser anmutigen und bedeutenden Anna Sethe gedenken. Weißgekleidet hat sie an Sommerabenden dem Bräutigam vom Balkon aus den letzten Gruß zugewinkt.

Berlin — Marie von Bunsen

Sabbatai Zewi. Der Messias von Ismir. Von Josef Kastein. Berlin 1930, Ernst Rowohlt. 385 S. M. 6,50 (10,—).

Eine überaus merkwürdige, packende Lebensgeschichte! Den meisten Lesern wird dieser syrische Messias aus dem 17. Jahrhundert vollständig unbekannt sein (auch die fürchterlichen Metzeleien der polnischen Juden um diese Zeit). Hochbegabt, ehrgeizig, eine bestechende Persönlichkeit, erfüllt den Sabbatai der Glaube an sein Messiastum, als König, glanzumgeben, zieht er in Jerusalem und Smyrna ein, die Menge jauchzt ihm zu. In Syrien, Ägypten und der Türkei berichten die Gesandten ihren Höfen über diese seltsame, immer mehr um sich greifende Bewegung, in den Synagogen von Hamburg und Amsterdam erregen sich die Rabbiner. Auch in der christlichen, stark alttestamentlich beeinflußten Welt zeigen sich verwandte Strömungen, man spricht vom kommenden Heil, man grübelt über das Schicksal der verlorenen zehn Stämme. Dann, auf der Höhe seines Ruhms, versagt Sabbatai, wird in Konstantinopel angesichts des mächtigen Wesir Renegat.

Feinfühlig wird die Mentalität des Erlösers wie des Abtrünnigen entwirrt ... „Er gab eine grandiose Schaustellung — er war kein Erwählter ... Er war einer, der aus brennender Liebe zu sich und möglicherweise auch aus brennender Liebe zu seinem Volk ein Messias sein wollte."

Berlin — Marie von Bunsen

Wilhelm und Elisa. Die Jugendliebe des Alten Kaisers. Von Kurt Jagow. Leipzig 1930, K. F. Koehler. 316 S. Geb. 9,—.

Nimmt der Leser das Buch zur Hand, ist vermutlich seine erste Empfindung: das alles wußten wir ja längst! Dann packen einen die Herzenskonflikte, über die in ganz seltener Vollständigkeit intime Dokumente vorliegen, dann ersehen wir auch, wie durch die erstmalige Eröffnung der Archive des Königlichen Hausministeriums viel Aufschlußgebendes hinzukommen konnte. Für die Hohenzollerngeschichte der zweiten und dritten Jahrzehnte des vergangenen Jahrhunderts wird durch dies Buch eine wichtige Quelle erschlossen, viele Persönlichkeiten erhalten ein neues Licht. So der Bruder der Königin Luise, der Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz und sein junger Neffe, der spätere Friedrich Wilhelm IV., der ihm, das war den meisten von uns unbekannt — so merkwürdig glich.

Die langatmigen Erörterungen über die Ebenbürtigkeit einer Radziwillschen Prinzessin sagen unserer Generation wenig, dagegen staunen wir, wie wichtig diese haarscharfen Unterscheidungen genommen wurden (dabei hatte die bayerische Prinzessin Elisabeth, die preußische Kronprinzessin, Radziwillsche Ahnen), wie vollkommen unwichtig hingegen Elisas polnische Nationalität dem damaligen Preußen erschien.

Kurt Jagow ist seiner Aufgabe gewachsen, ohne Gefühlsschwelgerei noch Verherrlichung zerlegt er feinfühlig die Wesensart der beiden Liebenden, die Entwicklungsstufen des

Digitized by Google

traurigen Romans. Auch er übersieht jedoch den naheliegenden Umschwung in Elisas Gefühlen, als endgültig alle Hoffnungen aufgegeben werden mußten, als Wilhelm die weimarer Prinzessin heimführte. Da wollte sie bewußt, und das ist wohlbegreiflich, die Vergangenheit begraben, ein neues Leben beginnen. Die Rolle einer Verlassenen wurmt, sie war Ende der Zwanziger, alle Freundinnen hatten längst geheiratet, und sie liebte Kinder leidenschaftlich. Bedauerlicherweise mußte es der fesselnde, aber unwürdige Fürst Schwarzenberg sein, der damals ihren Weg kreuzte. Die seelischen Erschütterungen zermürbten diese entzückende, zarte Mädchengestalt, und sie starb.

Dreiundzwanzig Jahre später hat der Prinz von Preußen seine Herzenserlebnisse aufgezeichnet. „Das Verlangen, ihrer würdig zu sein," schrieb er, „legte den lebendigen Grund zu meiner nachmaligen religiösen und Lebensrichtung. Der Kampf und der Schmerz der Entsagung stählten diesen Grund, drückten aber meinem Leben den tiefen Ernst auf, der mich nicht wieder verlassen hat."

Das Buch ist empfehlenswert.

Berlin — Marie von Bunsen

Die Jagd nach dem Bild. 18 Jahre als Kameramann in Arktis und Hochgebirge. Von Sepp Allgeier. Stuttgart 1931, J. Engelhorns Nachfolger. 160 S. M. 5,— (6,80).

Achtzehn Jahre lang, seit seinem achtzehnten Lebensjahr hat sich dieser Allgeier gleichwie ein Geier mit der Kamera auf seine Beute gestürzt: in Schnee und Eis, zwischen Wogen und Wellen und Wolken. Auf Fuchsjagd am Berninapaß und auf Wanzenjagd im Balkan, in „dicker Luft" 1916 an der Champagnefront und in gefrorener Luft vor Grönland zwischen Eisbergen, in der „weißen Hölle von Piz Palü" und in den „Stürmen über dem Mont Blanc". Ein richtiger All-Geier! Die sonst nur in Filmfachkreisen exakt bewertete Arbeit eines Kameramanns tritt in den Bildern dieses Buchs aus der kollektiven Gebundenheit des Films heraus. Die Bewegung wird Ruhe, das Stehbild, das absolute Bild erscheint und beweist Allgeiers Blick für das Bildmäßige, das Wesentliche, das Charakteristische und Malerische. Hier im Photo ist Allgeier natürlich freier und einwandfreier als in seinen schriftlichen Schilderungen, in denen Pathos und Phrase mitunter die reale Sicht vernebeln. Kurbeln liegt ihm besser als Schreiben, und da er das selbst weiß und offen bekennt, wollen wir seinem Wunsch entsprechend seine Ausdrucksweise „nicht so sehr auf die Goldwage legen."

Berlin — Rudolf Frank

Babys Welt als Wille und Vorstellung. Von Dorothea Hofer-Dernburg. Berlin 1930, Paul Neff. 228 S.

Ein origineller, ein guter Titel, der auf ein weites, zum großen Teil noch unerforschtes Gebiet hinweist. Aber er stimmt nicht zu dem Buch. Was wir da hinter ihm zu sehen kriegen, ist viel mehr die Welt einer begabten, amüsanten Feuilletonistin, eine niedliche Welt aus Alltag, Feiertag, Sommerfrische und Schule, in der das reizende eigene Baby der Autorin die Hauptrolle eines lieben, zärtlichen kleinen Charakterkomikers spielt.

Berlin — Rudolf Frank

Sizilien. Eine Wanderfahrt durch seine Kulturen. Von Fr. Kuypers. München 1931, F. Bruckmann A.-G. 375 S.

In seinem monumentalen Kompendium „Rom, Zeiten, Schicksale, Menschen", das vor vier Jahren bei Klinkhardt & Biermann erschien, zeigte sich Kuypers als erstaunlicher Kenner und Deuter Roms. Nun beweist er gleich tiefe und ausgedehnte Kenntnis über Zeiten, Schicksale und Menschen des mythischen Dreiecks Sizilien. Aber nicht nur in Ansehung seiner Forschergründlichkeit und -größe ist Kuypers ein Seltener; er gehört zu der immer kleiner werdenden Schar der wahren Humanisten, für die der römisch-griechische Kulturkreis ein ganz und gar Lebendiges, Wirkendes und Ewiges bedeutet, das feste Fundament ihres Denkens und Genießens, ihres Sehens und Sprechens. Selbst das Niegesehene wird ihm ganz wirklich und steht als immer Gegenwärtiges vor seinen Augen. „Haben nicht die Geschicke des Odysseus und Aneas hundert Geschlechter als Zeugen? Nicht uns selbst als Zeugen, da sie uns erschüttert, erbaut und gebildet haben?" Hinter den Gebilden der Insel treiben Homer, Vergil, Thukydides ihr Wesen, klingen Pindar, Ovid, Theokrit und ihre Worte, die erdichteten Taten ihrer Phantasiegestalten erscheinen ihm so real und aktiv, wie Mussolinis Vorschriften für Düngerpflege.

Dieser Humanist im Auto erlebt den Boden, auf dem er dahinfährt, als das Feld politischer Glaubenskämpfe, „und die Mutter allen Glaubens ist die Phantasie". Über den Land- und Seeschlachten, in denen hier die Völker verbluteten, sieht er den Kampf der Götter Asiens gegen die Götter Homers. „Glaube überwand die Antike. Der Streit um theologische Gespinste wurde die Einleitung für den Eroberungskrieg von Byzanz gegen die arianischen Goten, luftige Metaphysik entzweite darauf germanische, römische, byzantinische Christen Siziliens bis aufs Blut. Mohammeds dichterisches Religionsbuch schmiedete das Schwert des Allarabertums, dem die Insel verfiel." Diesem Reiseführer genügen nicht die blendenden Augenreize des Landes. Wie aus dem Ätna, dessen furchtbaren Ausbruch im November 1928 er erlebt und klassisch anschaulich schildert, also bricht aus der wachen Vergangenheit des Landes mit Gluten und Schlacken das Martyrium des Eilandes und das vieltausendjährige Leid seiner Bewohner.

Das dem Band beigefügte Namen- und Sachregister nebst den viel Wissenswertes enthaltenden Anmerkungen werden dem wissenschaftlichen Benutzer des Buchs von gleichem Vorteil sein wie jedem, tiefere Einblicke suchenden Sizilienfahrer.

Berlin — Rudolf Frank

Der literarische Entwicklungsgang der Jugend. Versuch einer Literaturgeschichte des Jugendschrifttums auf jugendpsychologischer Grundlage. Von Eugen Zeisel. Brünn 1930, Carl Winiker. 80 S.

Von der richtigen Erkenntnis ausgehend, daß die seelische Bereitschaft des Kindes allein darüber zu entscheiden habe, welche Lektüre der Erzieher ihm in die Hand gebe, versucht der Verfasser einen Überblick über das Jugendschrifttum zu bieten, indem er den Stoff nicht historisch-chronologisch anordnet, sondern nach den seelischen Entwicklungsstufen des Kindes. Der Versuch ist insofern nicht gelungen, als weder die getroffene Auswahl im ganzen noch die literarische Beurteilung und entwicklungspsychologische Einreihung einzelner Autoren oder Werke zuverlässig ist. (Was sollen z. B. die „Kalendergeschichten" von Gottfried Keller in der Märchenstufe, was hat Maeterlincks „Leben der Bienen" unter den Tiergeschichten für die dem Sagenalter folgende Entwicklungsstufe, was haben die Erzählungsbände von Auguste Supper „Da hinten bei uns" und „Holunderduft" als Gegenstücke zu Spyris Heidi-Büchern unter „Jung-

Digitized by Google

mädelgeschichten" zu tun?) Und von einem eigentlichen Überblick kann man schon deshalb nicht reden, weil eine Unmenge von Autorennamen, Titeln und Bemerkungen in das Heftchen hineingepreßt sind, die nur literarhistorisches Interesse haben und gerade für den psychologisch interessierten Jugendschriftenpraktiker, der eine erste Einführung sucht, belanglos sind. Vor allem aber schreibt der Verfasser einen Stil, der das Lesen seines Heftes zur Qual macht.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Neue Jugend. Ein Buch der Lebensgestaltung für junge Mädchen. Von Maria Maresch. München 1930, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 400 S. Geb. M. 9,—

Dieses schön gedruckte, fast ausschließlich von Frauen geschriebene Sammelwerk will unsere heutige, in die ganze geistige Problematik einer Übergangszeit hineingestellte weibliche Jugend in die Aufgaben der Lebensgestaltung einführen. Die Herausgeberin, Maria Maresch, hat einen klangvollen pädagogischen Namen als Neuordnerin des österreichischen Mädchenschulwesens und ihre eigenen Aufsätze (sie hat 15 von den 48 Aufsätzen des Bandes geschrieben) beweisen, daß sie mit liebevollem Eifer und schönem sozialen Ernst junge Mädchen zu beraten weiß. Daß sie dabei eigentlich immer nur zu Mädchen „aus guter Familie" spricht — offenbar ohne sich dieser Ausschließlichkeiten bewußt zu werden — ist natürlich an und für sich kein Einwand gegen den Wert ihrer pädagogischen Leistung, schränkt aber den Anwendungsbereich des Buchs wesentlich ein.

Über den vielseitigen Inhalt sei folgendes angedeutet: Zunächst wird in mehreren Aufsätzen ein Rückblick auf das Frauenleben früherer Zeiten gegeben, dann werden „Fragen der Reifezeit" erörtert (darunter ein besonders beachtenswerter Aufsatz von Charlotte Bühler und Hildegard Hetzer über das Tagebuch), werden Lebensformen der Gegenwart (aus dem Bereich der Hauswirtschaft, der Kleidung, der Wohnung, der Ernährung, der Gesundheitspflege, des Verkehrs usw.), Fragen der Berufsbildung und Berufswahl und schließlich — unter dem Sammeltitel „Im Ringen der Kräfte" — einige besonders zeitgemäße Themen wie Jugendbewegung, Frauen in der Politik, Sport, Tanz usw. abgehandelt. In diesem letzten Abschnitt finden sich auch zwei literaturkritische Aufsätze: „Die Gegenwart in Roman und Novelle" von Marianne Thalmann und „Vom heutigen Theater" von Josef Neumair. Beide Verfasser bemühen sich, über die konfessionellen Schranken ihres persönlichen Verhältnisses zur Literatur der Gegenwart hinauszuschauen; leider mit wenig Erfolg. In jenem Aufsatz wird z. B. von der Sand-Trilogie der Handel-Mazzetti gesagt, sie sei „wahrhaftig das Buch des deutschen Volkes" und „eine Reihe von Dichtern, die nicht dem Winde horchen" (!) seien: „Peter Dörfler, Leo Weismantel, O. Berneder, W. Schäfer, Ponten, Kolbenheyer, P. Ernst, Stehr"; in diesem werden als einzige deutsche Gegenwartsdramatiker genannt Leo Weismantel, Max Mell und Richard Billinger und es wird von ihnen gesagt: „Sie schufen bedeutende Werke, die, aus christlichem Geist geboren, dem neuen ‚heutigen' Theater wahrlich die richtigen Wege weisen."

Da die meisten übrigen Beiträge weltanschaulich nicht so empfindlich begrenzt sind, wird das Buch gebildeten katholischen Mädchen zur Erweiterung ihres Gesichtskreises manches zu bieten haben.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Die jungfräuliche Geburt. Von Karl Sommerfeld. Beiträge zum Sexualproblem, H. 19. Berlin 1930, Asy-Verlag. 36 S. M. —,60.

Der Verfasser untersucht den Mythos von der jungfräulichen Geburt, den er in den verschiedensten Religionen findet. Eingehender beschäftigt er sich mit dem Marienkult, den er analytisch zu beleuchten versucht. Die an sich nicht uninteressante Schrift des Verfassers fällt auf durch die Ehrfurchtslosigkeit, mit der er von Problemen spricht, die für einen großen Teil der Menschen Wesentliches bedeuten. Es geht nicht an, von einem „heiligen Trottel" Franziskus oder einem „Liebfrauenmilch-Trinker" Bernhard von Clairveaux zu sprechen. Derartige und ähnliche Bemerkungen haben mit einer wissenschaftlichen Kritik der Religion gar nichts zu tun, über die im übrigen nur der schreiben sollte, der ein Organ für Religiöses besitzt.

Mainz — Erich Stern

Wir jungen Juden. Drei Untersuchungen zur jüdischen Frage. Von Karl Lieblich. Stuttgart 1931, Zonen-Verlag. 160 S.

Dieses Buch ist so ungebrochen und einheitlich schön, weil es ganz und gar aus jüdischem Lebensgefühl kommt, aus rein jüdischem Geist stammt und vom selben ungemischten Blut gespeist ist. Es ist ein Musterbeispiel eines jüdischen Buchs. Jüdische Literatur hat die Wesensähnlichkeit mit der großen französischen, daß der Mensch hinter ihr sichtbar bleibt, daß der Schreiber das Geschriebene überragt, daß der Mensch sich der Bücher nur bedient, um durch sie weiter und zeitlich länger zu wirken. Aber wie im Deutschen die Bücher ganz unabhängig von ihren Autoren bestehen, so bleiben im Hebräisch-Französischen die Autoren lebendiger und wirksamer, kulturwichtiger als ihre Arbeiten. Dieses Buch hier ist vor allem eine Begegnung mit Karl Lieblich, Begegnung mit einem großen und reinen jüdischen Menschen, der vorbildlich scheint. Er muß schreiben, um über das immer doch nur enge Maß persönlicher Reichweite hinausgreifen zu können; aber sein Buch ist nichts als die schriftliche Fassung seiner Persönlichkeit, seines Menschen-, das heißt hier: Judentums. Jude sein, wie Karl Lieblich Jude ist, bedeutet Mensch höchsten Grades sein.

In drei Aufsätzen — dem lebendig gegenwärtigen Ton nach Vorträgen — spricht Lieblich über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft des jüdischen Problems und beginnt — natürlich — mit dem Antisemitismus. Sofort sieht man: er behandelt jüdische Fragen nicht mit der philosophisch abstrakt verschwebenden oder geistreich nichtssagenden psychoanalytischen Art anderer jüdischer Denker (etwa Arnold Zweigs); in diesem Fall führt das Denken, da es sich um lebendig Wirkendes handelt, immer ins allgemein Verschwimmende; Lieblich bekennt aus Gefühl heraus, aus Erlebnis, aus seiner jüdischen Wesenheit.

An dem Legendchen vom Turmbau zu Babel entwickelt dann der geschichtlich feste, kluge, tief blickende Lieblich das jüdische Schicksal. Er hat vor den anderen jüdischen Philosophen noch die Tugend der unmittelbaren Verständlichkeit, der leuchtenden Klarheit, des plastischen Ausdrucks. Sogar die modernen Rassentheorien kann er auf wenigen Seiten klipp und klar abtun. Und der Sinn der jüdischen Vergangenheit ist ihm: der Judenhammer hat die jüdische Seele nur fester und haltbarer geprägt.

Es klingt manchmal wie Rede vom Sinai, wenn Karl Lieblich spricht: Zuversicht, Trost, Mut, selige Gewißheit gehen davon aus. Und auch von Davids Harfe ist etwas in dem

Digitized by Google

Ton des Redners, die Musik jüdischen Herzens, Gesichte jüdischen Dichters. Es ist nicht wie trockenes Referat, sondern wie große poetische Legende, wenn Lieblich die Bedeutung des Juden für die Weltgeschichte, die Entwicklung und den Aufschwung der Staaten, die Kultur der Erde darstellt.
Zuletzt spricht Lieblich vom neuen religiösen Weltbild des Juden. Als er das öffentlich tat, fand er den starken Widerspruch eines Teils seiner Zuhörer. Aber andererseits hatte dieser Vortrag zur Folge die Gründung eines Bundes für Neues Judentum. Neues Judentum, das doch nur den Adel und Reichtum des Ethos und die geistige Freiheit des alten wieder beleben will.

Berlin — Kurt Münzer

Der Liebesroman eines preußischen Königs. Briefwechsel König Friedrich Wilhelms II. mit Sophie von Bethmann-Metzler. Herausgegeben von Richard Schwemer. Frankfurt a. M. 1930, Englert & Schlosser. 111 S. Geb. M. 2,50.

Friedrich Wilhelm II. läßt sich als Herrscher nicht verteidigen, als Mensch wird er heute freundlicher als ehemals beurteilt. Wir schätzen in ihm den beachtenswert geschmackvollen Bauherrn, wir verschließen uns nicht der Liebenswürdigkeit seines Wesens. Diese zeigt sich in einem neuen hübschen, dabei wohlfeilen kleinen Buch.
In diesen Briefen des Königs an die schöne und stolze Frankfurter Patrizierstochter ersehen wir eine echte Liebe und eine schwierige Lage. Der König war 49 Jahre alt, hatte soeben seine Söhne verlobt, seine Königin lebte, ob seine morganatische Gattin, Gräfin Dönhoff-Brandenburg, von ihm geschieden war, stand wohl nicht fest, und der Einfluß der Gräfin Lichtenau war kaum gemindert. Die neunzehnjährige Sophie war mehr oder minder verlobt, sie war eine der angesehensten und gefeiertsten jungen Damen der Gesellschaft, wollte begreiflicherweise um nichts in der Welt ihren Ruf gefährden. Sie war jedoch romantisch, auch ehrgeizig — und ein in sie verliebter König! Seine Briefe sind zweifellos sympathisch, oft leidenschaftlich und stets taktvoll. Immer wieder weist sie ihn ab, und schreibt ihm doch immer wieder. Der Briefwechsel quält und beglückt die beiden.
Endlich mußte der König jegliche Hoffnung aufgeben, denn Sophie heiratete den Herrn v. Schwarzkopf.
Frau Rat Goethe schreibt über die berühmte „Sophie"; diese ist ihr die „auserwählte Freundin", bei ihr findet das oftерwähnte Lesekränzchen statt. Bald wird der glücklich vermählten Frau v. Schwarzkopf der verliebte König nur eine kleidsame Erinnerung gewesen sein.

Berlin — Marie v. Bunsen

Der Brandhofer und seine Hausfrau. Eigenhändige Aufzeichnungen des Erzherzogs Johann von Österreich. Graz, Leykam-Verlag. 178 S.
Mit historischer Treue scheinen diese Tagebuchblätter nicht viel zu tun zu haben. Derselbe Kaiser Franz, der hier in diesen Aufzeichnungen als milder und gütiger Bruder agiert, war auf seine Brüder Karl, Joseph und Johann eifersüchtig, weil die drei liberalen und vaterländisch gesinnten Erzherzöge bei der Menge beliebt waren.
In kurzer Zeit verfielen alle der kaiserlichen Ungnade; als letzter Erzherzog Johann, weil er den schlechtesten Charakter hatte, denn er war ein ausgesprochener Liberaler, Freund des gemeinen Volkes und Mitglied verschiedener freimaurerisch angehauchter Vereine. Und als Franz eine angebliche Verschwörung aufdeckte, durch die Johann sich zum König von Rhätien proklamieren lassen wollte, wurden des Erzherzogs Mitverschworene zu langen Gefängnisstrafen verurteilt und er selbst kurzerhand nach Steiermark verbannt, von wo er zu Lebzeiten seines Bruders kaum mehr zum Vorschein kam.
Diese Aufzeichnungen, die in großen Zügen die sattsam bekannten Beziehungen des Erzherzogs Johann zu der ausseer Postmeisterstochter Anna Plochl wieder auffrischen, sind ein klägliches Zeichen, daß auch die sogenannten freien demokratischen Geister von dem Nebel und Wahn des Gottesgnadentums befangen waren und ihnen die mannigfache Berührung mit Kaisern, Königen und ähnlichen auserwählten Sterblichen nicht wenig zu Kopf gestiegen ist.
Eng und kleinlich die Atmosphäre, die uns aus diesen Blättern entgegenweht, herzerfreuend nur die schönen Landschaftsbilder aus der Steiermark (nach Aquarellen von M. Loder), die dem Buch beigegeben wurden.

St. Andrä-Wördern — Albert Leitich

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XXXIV

Der Kampf gegen den deutschen Kultureinfluß in Frankreich

Von Artur Rosenberg (Paris)

Rückkehr zum französischen Menschen in seiner lateinischen Reinkultur ist die Forderung, die in geistigen Kreisen Frankreichs immer häufiger erhoben wird. Es wäre verfehlt, die Bewegung, die in diesen Richtworten Ausdruck sucht, schlechthin als politisch zu bezeichnen; doch, sie liefert mächtigen politischen Parteien den Nährstoff ihrer geistigen Erneuerung. Gibt es diesen französischen Menschen? Die Frage ist umstritten. Es sei nicht möglich, behaupten die einen, das Frankreich eines Rabelais, eines Pascal, Diderot, Balzac, Hugo, Michelet, Claudel, Rolland auf einen einheitlichen Nenner zu bringen. Es gibt, versichern die anderen, die fest geprägte und scharf umrissene Form des französischen Menschen; doch dieser Typus ist im Lauf der letzten anderthalb Jahrhunderte unter nordischem, vorwiegend deutschem Einfluß in seiner klaren Ausbildung verdunkelt, vielfach in sein Gegenteil verwandelt worden.
Diese Auffassung war beherrschend, als „Mercure de France" vor dreißig Jahren, zu Beginn der nationalen Kulturbewegung Umfrage nach dem deutschen Einfluß in Frankreich hielt; sie fand indes Vertiefung durch die wissenschaftliche

Digitized by Google

Lebensarbeit Louis Reynauds, durch die weitausgreifenden und glänzenden Methoden, mit denen er den kulturellen Beziehungen der beiden Völker nachspürte und das leidenschaftliche sittliche Pathos, mit dem er seine Ergebnisse vorzubringen verstand. Reynaud hat seine Kulturforschungen benutzt, um ein Wesensbild der beiden Völker zu entwerfen und seine Wesenserkenntnisse, um die Kulturphänomene zu erklären. Seinem Bild des französischen und deutschen Menschen kommt im Frankreich der Gegenwart die weiteste Gültigkeit zu. (Poincaré hat seine Rede zur Eröffnung des germanistischen Instituts an der Sorbonne zu Beginn des Jahres fast völlig auf diesen Forschungen aufgebaut.) Nun legt Reynaud (Germanist an der Universität Clermont) ein zusammenfassendes Ergebnis seiner Forscherarbeit vor.[1]

Reynaud zeigt den französischen Menschen als Träger der Vernunft und des bewußten Willens, Herr seiner Triebe und Instinkte, die er zu zügeln weiß, um sie einem übergeordneten Gesetz zu unterwerfen, einer höheren Harmonie zu fügen. Daraus entstand die so hoch gesteigerte Regelung von Geselligkeit und Gesellschaft, jene Soziabilität, die in Frankreich früher als anderswo dem Gedanken des nationalen Gemeinwesens zur Herrschaft über den Sippengeist verhalf, die hier das katholische und monarchische Prinzip zuerst und am tiefsten zur Ausprägung brachte; daraus ergab sich auch die Herrschaft der gepflegten Anmut, des verstehenden Gefühls und maßvoller Rücksichtnahme, ergab sich das Gesetz, das selbst den Kampf noch zu veredeln sucht. Es war die Bändigung der Materie durch den Menschen, des Triebs durch die Vernunft, die Herrschaft der Bewußtheit, der Form und der Kultur, Kultur als absichtvoller Pflege der Dinge. Dieser Primat des Verstandes, des Willens und der Regelhaftigkeit hat die Entwicklung von Literatur und Kunst, Moral, Philosophie und Wissenschaft in Frankreich entscheidend bestimmt. Auf diese Kultur traf im 18. Jahrhundert der nordische Einfluß, zunächst der englische, später, jedoch tiefer und nachhaltiger wirksam, der deutsche; er erschloß dem Franzosen den Sinn für das Unbewußte, Elementare und Triebhafte und stellte das Gefühl in den Dienst der Erkenntnis, er weckte die Phantasie und lenkte den Blick auf das Unendliche; doch, er vernichtete damit Grenzen und Grenzgefühl, brachte Unruhe und Bewegung und schuf den Geist der Auflehnung und des Aufruhrs. Hier fand der Franzose die fesselose Jugendkraft des Instinkts statt der ihm gemäßen Selbstdisziplinierung, Willkür und Formlosigkeit statt Regel und geschlossener Gestaltung, kritischen Zweifel statt gläubiger Unterwerfung, an keine Form gebundenes Suchen um vage Gottverbundenheit statt des klaren Gebotes einer sozial verbindenden und disziplinierenden werktätigen Frömmigkeit. Der Mensch hört auf, die Natur zu meistern, er wird zum Produkt seiner Umgebung. Das Objekt beherrscht das Subjekt, die Materie den Geist.

Diesem nordischen Geist ist die französische Kultur erlegen; das Suchende und Unruhige des germanischen Wesens hat auch sie ergriffen. Deutscher Einfluß bestimmt nunmehr die französische Geistigkeit; ihm waren die Männer unterworfen, die das französische Denken des 19. Jahrhunderts geformt haben, Quinet und Michelet, Taine und Renan; seine Prägung tragen die großen literarischen Leistungen; Balzac, Flaubert, Zola sind ohne den deutschen Materialismus nicht zu denken, Proust, Valéry, Gide nicht ohne die deutsche Auffassung des Unbewußten. Die großen Vorzüge der lateinischen Kultur, ruhevolle Klarheit und edle Geklärtheit, wurden dem nordischen Geist geopfert.

Das sind die Erkenntnisse, die Reynaud mit wohlproportionierter Disponierung eines ungeheuren Materials vorlegt. Die Wissenschaft versagt es sich, die letzten Folgerungen aus diesen Lehren zu ziehen; sie bilden jedoch den fruchtbaren Ackergrund für eine Saat von Ideen, die in der Beseitigung jedes fremden Einflusses, jeder kulturellen Zusammenarbeit die unerläßliche Bedingung für den Bestand einer französischen Kultur erblicken und dem Schaffen eines an Zahl, mehr noch an schöpferischer Aktivität und Werbekraft wachsenden Kreises französischer Geister Inhalt und Ziel geben, eine Bewegung, deren Kenntnis notwendig ist, um die Entwicklungsrichtung der französischen Gegenwart zu begreifen.

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXXXIX.

Zu Josef Winckler's „Pumpernickel"

Von Reinhard Fink (Leipzig)

Weit verbreitet ist die Anschauung, Märchen und Sage seien heute abgestorbene Gattungen, deren noch erhaltene Reste schleunigst, soweit es nicht schon geschehen, aufgezeichnet werden müßten, um sie zu bewahren. Ein Gegenbeispiel, das zeigt, wie das Märchen auch heute weiterlebt, entnehme ich den westfälischen Jugenderinnerungen J. Winckler's in seinem Buch „Pumpernickel". Dort erzählt der Schneider Börnebrink dem jungen Winckler Geschichten vom Alten Fritz, darunter S. 440 folgende:

„En Bur hadde so dicke Röwen kregen, datt he sehr (sagte): Jo, Mamma, de mott ick äs den Ollen Fritz wisen, de sall Ogen maken. Un he nöm de Röwe gau (schnell) unnern Arm un gönk to em up't Schloß. „Kik, wat dat för Röwen bint —!" sehr he un stellde se vör em up den Thron — „de weggt woll twintig Pund!" De Röwe gönk in den Thronsaal rund un se verwünnerden sick ale, am mesten de Olle Fritz. „Das erfordert eine Belohnung — sehr he — goh in minen Perdestall un sök di dat beste Perd herut!" Dunnerkiel! dor stönden woll fiftig dusend Perde, en noch better as dat annere. De Bur nöm sick en herut, sprông up un red no Hus. As he so hoch up sid un an sinen Nober (Nachbar) vörbi red, kek de ut dat Fenster un is vör Neid giftig un blau wodden. He hadde all lange Strit mit em. „Wochde, di sall ick dat Smolt vön't Botteram (Butterbrot) lecken —" lurte he — „ick will noch

[1] „Français et Allemands", Paris, Fayard. Früher erschienen die grundlegenden Werke: „Histoire générale de l'influence française en Allemagne" und „L'influence allemande en France au 18e et au 19e siècle". — Wichtig noch: „La crise de notre Littérature. Des Romantiques à Proust, Gide et Valéry." (Alles bei Hachette.)

Digitized by Google

wat Betteres noh Hus brengen äs'n Perd!" He was'n riken Kerl un nöm sin allerbest Perd, schürt et fein blank, slög em funkelnde Isen unner, smert de Hufe mit Teer swart, flöcht em punte Bänder mit Nöskes in de Mähne un tröck los: „Dat giw sicher'n Sack voll Dukaten!" „Kik, wat düt för'n Perd is!" röp he to'n Ollen Fritz — „schönere Perde giw't nich bi Buerslüd in't ganze Land, wat?" „Dör häs du recht —" sehr de Olle Fritz — „ick danke di ok för din schön Geschenk — nu will ick di doch ok wat wisen, wat du din Lerwdag nümmer nich to Gesich kregen häs" un he wisede em de dicke Röwe un sehr: „De schenk ick di äs Andenken; so'n düchtigen Kerl äs du, de mott ok wat Extras häbben!" Jau — den Ollen Fritz, de häw alles wußd; den konn kin Mensk wat vörmaken."

Diese Erzählung vom armen Mann, der für seine bescheidene Gabe königlich belohnt wird, und vom habgierigen Reichen, der mit seinem Geschenk hineinfällt, hat eine lange Geschichte. die Brüder Grimm erzählten sie in den Kinder- und Hausmärchen nach einem mittellateinischen Gedicht „Raparius" als „Die Rübe", auch im übrigen Europa ist das Märchen heimisch, Verwandtes kennen wir aus Palästina, Arabien und Indien. Am nächsten steht Winclers Darstellung diejenige, die Erasmus einen Teilnehmer am Convivium religiosum in den Colloquia familiaria 1523 vortragen läßt. Diese wurde, ins Deutsche übersetzt, 1550 in die Schwanksammlung Schimpf und Ernst aufgenommen: Ludwig XI. von Frankreich kehrt in Burgund öfter bei einem Bauern ein, der ihm Rüben vorsetzt. Später fordert die Frau den Bauern auf, dem König zur Erinnerung einige Rüben nach Frankreich zu bringen. Der Bauer Cuon ißt sie auf dem Wege bis auf die größte auf. „Sobald in der König von fernem sahe, ließ er in zu sich fordern. Cuon war mechtig fro, zohe sein Geschenck herfür mit großen Freuden. Die empfieng der König zu großem Dank, befalhe es seinem Diener als ein liebes Kleynot zu versorgenn, nimpt Cuonen mit sich zu Tisch. Nach Essens danckt er ihm sein Geschenck höchlich. Damit wollt er wieder zu Dorff heymziehen. Also ließ im der König tausend Cronen für seine schöne Rüben darzelen. Diß Geschrey kam bald unders Hoffgesind ... Da war einer, der schenckt dem König bald darnach einn weydlichen Hengst, gedacht bei sich selbst. So der König eim Bauren ein Rübenn so theur bezahlt, wie vil höher wirt er mich als einn Edelmann vonn des schönen Hengsts wegenn höchlich begaben!" Der König nimpt die Gab ... an, berüfft seine Obersten zu berathschlagen, wie er das schon Pferdt wider vergleichen solt ... Wie nun der König also als inn einer wichtigen Sach eines jeden Meinung anhort, sprach er zuletzt: „Jetz felt mir ein, was man im verehren sol. Berüfft seiner Räth einen, zeyget im ein Ort an in seim Gemach, da solt er das Kleynot in Seiden verbunden herbringen. Es geschieht also. Der König nimpt die eingewickelt Rüb, überliferts dem selbst, zeygt im an, da habe er für seinen Hengst ein Kleynot, das in tausend Cronen gestehe. Der nimpts mit großer Danckſag an, und so ers heymbringt, findt er ein welcke Rüb für tausend Cronen, ward also jederman zum Gespött."

Beide Fassungen haben sich schon etwas vom reinen Märchen entfernt. Grimms Rübenmärchen spielt irgendwo und irgendwann und bewahrt die echte Märchenart, die A. Jolles in den „Einfachen Formen" so bezeichnet: „daß es in diesen Erzählungen so zugeht, wie es unserem Empfinden nach in der Welt zugehen müßte." Das Schwergewicht liegt noch mehr auf dem, was den beiden Schenkern geschieht, als auf dem Handeln des Königs. Dieser hat in unseren Fassungen einen historischen Namen bekommen, sein Tun wird zur Hauptsache. Winclers Schlußsatz zeigt das besonders deutlich. Die Erzählung strebt der Pointe am Schluß zu und nähert sich so der Gattung des Schwankes.

In den Niederlanden wird Erasmus die Geschichte gehört haben. Im Gefolge des regen Handelsverkehrs zwischen Holland und seiner Heimat, von dem Winckler berichtet, mag sie nach Westfalen gelangt sein, wo sie am Alten Fritz einen neuen Herren fand. Wahrscheinlich ist sie in den zwischen den beiden Fassungen liegenden Jahrhunderten noch von manch anderem volkstümlichem Fürsten erzählt worden. Die Namen haben im Laufe der Zeit gewechselt, aber — und das ist das Kennzeichen der Volksüberlieferung — das Material ist treu bewahrt worden.

Nachrichten

Todesnachrichten. Walter Harlan ist am 15. April in einer Sitzung des Verbandes der Bühnenautoren im Alter von 64 Jahren einem Schlaganfall erlegen. Er war in Dresden geboren und hat sich zunächst als Mitbegründer der „Leipziger Literarischen Gesellschaft" einen Namen gemacht. Die leipziger Eindrücke hat er in seinem Roman „Die Dichterbörse" verwertet. Sein späterer Roman „Die Sünde an den Kindern" hat seinerzeit Interesse erregt. Seine eigentliche Tätigkeit fand Walter Harlan auf dem Gebiet des beschaulichen Lustspiels, zumal sein „Jahrmarkt in Pulsnitz" und „Das Nürnbergisch Ei" sind erfolgreich über viele Bühnen gegangen; auch „Die vorsichtige Jungfrau" ist nicht ganz ohne Erfolg geblieben. Ein sehr besinnlicher Mann, hat Walter Harlan in seiner „Schule des Lustspiels" und „System einer Dramaturgie" sich auch mit den technischen Fragen sehr fleißig beschäftigt. Sein Bestes hat er vielleicht in seiner Novelle „Catrejns Irrfahrt" gegeben.

Gustav Manz ist am 12. April im Alter von 62 Jahren schwerer Leukämie erlegen. Gebürtiger Badener, hat er sich zumal um süddeutsche Literatur bemüht und außer den Briefen seines Freundes Emil Gött die Werke von Mörike, Scheffel und Fr. Th. Vischer herausgegeben. Als Redakteur der „Täglichen Rundschau" hat er deutsches Schrifttum nicht unwesentlich gefördert. Auch als Vortragskünstler hat er sich vorteilhaft bekanntgegeben. Seinen berliner Eindrücken verdankt das Buch „Hundert Jahre berliner Humor" seine Entstehung.

Edela Rüst ist nach einer Meldung vom 16. April im Alter von 73 Jahren an Herzschwäche verschieden. Sie war aus Königsberg gebürtig; ihre ostpreußischen Heimatseindrücke hat sie in ihren Romanen „Vom selben Ast" und „Die Baronsche" niedergelegt.

Annie Jacker ist nach einer Meldung vom 7. April im Alter von 38 Jahren einem längeren Leiden erlegen. Sie ist als Verfasserin des Romans „Most" bekannt geworden und hat sich als Mitarbeiterin der „Vossischen Zeitung" als warmherzige Vertreterin fraulicher Interessen bewährt.

Waldemar Uhde ist nach einer Meldung vom 8. April im Alter von 56 Jahren gestorben. Auf einem Bauernhof in Remkersleben geboren, hat er sich als Nutznießer niedersächsischen Dialekts in Vers und Prosa bekanntgegeben.

Friedrich Adolf Geißler ist nach einer Meldung vom 17. April

Digitized by Google

im Alter von 63 Jahren einem Gehirnschlag erlegen. Sein Drama „Adraſt", mehr noch die von ihm bearbeiteten Weihnachtsmärchen und ſeine mundartlichen Gedichte haben ihn in ſeiner dresdner Heimat beliebt gemacht.

Sophus Clauſſen iſt nach einer Meldung vom 14. April im Alter von 66 Jahren geſtorben. Er hat ſich früh als Provinzialjournaliſt verſucht und iſt dann mit zwei ſehr beachtenswerten Gedichtſammlungen hervorgetreten. Er hat auch als Überſetzer von Dichtungen Heines, Shelleys und Baudelaires Hervorragendes geleiſtet. Ein vorſichtiger Sprachbildner mit rhythmiſchem Wohllaut.

Erich Ebſtein iſt nach einer Meldung vom 21. April im Alter von 51 Jahren in Leipzig, wo der aus Göttingen Gebürtige als Arzt wirkte, einem Schlaganfall erlegen. Er hat ſich durch ſeine „Ärzte-Briefe und Memoiren aus vier Jahrhunderten" ſowie durch ſeine Unterſuchungen über Schillers und Grabbes Krankheiten ſowie durch ſeine Gottfried Auguſt Bürger-Forſchungen auch literariſch bekanntgegeben.

Franz Saran iſt nach einer Meldung vom 25. April im Alter von 64 Jahren in Erlangen, wo er als Ordinarius der deutſchen Sprache wirkte, geſtorben. Er iſt in Altranſtädt bei Lützen geboren worden, hat in Halle, Freiburg, Leipzig und Berlin ſtudiert und ſich 1896 in Halle für deutſche Philologie habilitiert. Er iſt als Herausgeber der „Bauſteine zur Geſchichte der deutſchen Literatur" ſowie der „Handbücherei für den deutſchen Unterricht" weiteren Kreiſen bekannt geworden. Seine eigenen Studien galten Hartmann von der Aue, dem Hildebrandlied und Goethe.

Der holländiſche Dichter Aart van der Leeuw, der in den letzten Jahren vollkommen taub war, iſt an Pleuritis in Voorburg am 17. April verſchieden. Mütterlicherſeits aus deutſchem Blut ſtammend, wurde er 1876 in Hof van Delft geboren, ſtudierte die Rechte in Amſterdam, wandte ſich aber ſpäter ganz der Literatur zu. Seine Proſa und Verskunſt iſt nie in die Maſſe gedrungen, ſie blieb nur auf einen kleinen Kreis literariſcher Feinſchmecker beſchränkt. Liebe und Ehrfurcht vor dem Leben beſtimmte des Dichters Haltung auch in der Kunſt. Der deutſchen Dichtung hat er innerlich nahe geſtanden, er war ein großer Bewunderer Goethes und der Romantiker, und in neuerer Zeit galt ſeine Verehrung Stefan George. Von ſeinen Werken ſeien genannt: Liederen en Balladen, 1911, Kinderland, Roman, 1914, De mythe van en jeugd, Roman, 1921, Ik en mijn ſpeelman, Erzählungen, 1927, und die Verſe Het aardſche Paradijs, die ihm 1928 den Tauſendguldenpreis der „Commiſſie voor Schoone Letteren" einbrachten. Daß ihn die jetzige junge Generation zu ſchätzen und zu ehren weiß, beweiſt die Tatſache, daß Aart van der Leeuw auf Aufforderung des Herausgebers Conſtant van Weſſem in der jüngſt erſchienenen Anthologie „Twintig Noord — en Zuid — Nederlandſche Verhalen" mit einem Beitrag vertreten iſt. Van der Leeuw kann man mit Recht als einen der Stillen im Lande bezeichnen, und das dichteriſche Lebenswerk dieſes romantiſchen Geiſtes läßt ſich am beſten auf die Formel bringen, die er ſelbſt ſeinem Leben einmal geprägt hat: „Solange wir Menſchen ſind, liegt unſere Aufgabe in dieſer Welt. Dieſe Aufgabe iſt mühſam, aber unbeſchreiblich ſchön. Trotzdem bin ich mir ſtets und ſtändig der Ewigkeit und des Ewigen bewußt. Ohne das hat das Leben für mich keinen Sinn." (A. V. Th.)

Axel Karlfeldt iſt nach einer Meldung vom 8. April im Alter von 67 Jahren in Stockholm geſtorben. Sohn eines Bauern in Dalekarlien fand er in ſeiner Lyrik eigenartige Naturverbundenheit: „Wildnis und Liebeslieder" (1895), „Flora und Pomona" (1906), „Flora und Bellona" (1918). In ſeiner ſchwediſchen Heimat galt Karlfeldt, deſſen Stimme für den literariſchen Nobelpreis Ausſchlag zu geben pflegte, für den führenden Lyriker.

Mauricio Bacariſſe iſt im Februar in Madrid im beſten Mannesalter geſtorben. Durch den Einfluß des großen Symboliſten Rubén Dario (1867—1916) gebildet, wurde er bei der Verkündigung des „Ultraismo" von den Anführern dieſer expreſſioniſtiſchen Bewegung in der ſpaniſchen Lyrik, Vicente Huidobro und Rafael Canſinos-Aſſens, ohne danach geſtrebt zu haben, als unmittelbarer Vorbereiter des Umſturzes bezeichnet; er hatte damals nicht viel mehr als die rund dreißig Gedichte ſeines Sammelbandes „El Esfuerzo" („Der Tatwille", 1912, 1914, 1916) veröffentlicht. Erſt von 1919 ab nahm er eine bewußtere Haltung im Sturm und Drang der literariſchen Fortſchrittsbewegung an, die er als Mahner in geregelte Bahnen zu lenken ſuchte. Elf Jahre nach „El Esfuerzo" — er hatte ſich inzwiſchen gründlich mit Philoſophie beſchäftigt — erſchienen ſeine neuen Gedichtſammlungen „El Paraiso desdeñado" („Das verſchmähte Paradies") und „Mitos" (Mythen"). Das Jahr 1927 brachte auch ſeine erſte und einzige Novelle „Las tinieblas floridas" („Blühende Dämmerung"), für die ihm der Premio Nacional de Literatura zuerkannt wurde. (F. W.)

* * *

Die Stadt Leipzig hat zum Tag des Buchs Hans Natonek, Hans Otto Henel und der Schriftſtellerin Joſephine Sieber Preiſe von je 1000 Mark zuerkannt.

Die ſchweizeriſche Schillerſtiftung hat Johannes Jegerlehner in Bern anläßlich ſeines 60. Geburtstags eine Ehrengabe von 1000 Franken überreicht.

Zdzislaw Dembicki hat für ſeine literatur-kritiſche Tätigkeit den Literaturpreis der Stadt Warſchau in Höhe von 1500 Zloty (etwa 7000 Mark) erhalten.

Corrado Alvaro hat den großen Literaturpreis von 50000 Lire für ſeine Novellen, die große Erzählung „Gente di Aspromonte" und ſein Kriegsbuch „Vent anni" erhalten.

An dem Dichterwettbewerb in Japan haben ſich mehr als 30000 japaniſche Dichter beteiligt; die Gedichte der hundert Preisgekrönten ſind in einem Prunkſaal des kaiſerlichen Schloſſes zur Vorleſung gelangt. Jeder Preisträger hat eine koſtbare Vaſe erhalten.

„Etzel Andergaſt", der neue Roman von Jakob Waſſermann (S. Fiſcher Verlag, Berlin) erſcheint demnächſt in engliſcher, franzöſiſcher, holländiſcher, ſchwediſcher, polniſcher, ungariſcher und tſchechiſcher Sprache. Die däniſche Ausgabe des Werks iſt bereits erſchienen.

Aus dem Verlag von Leopold Klotz, Gotha, ſind Hans Mühle, „Das proletariſche Schickſal" in holländiſcher, Wladimir Brenner, „Das Gottestheater" in engliſcher Sprache erſchienen.

Hans Nüchtern, dem literariſchen Direktor der „Ravag" in Wien, iſt das Offizierskreuz des St. Sava-Ordens verliehen worden in Anerkennung ſeiner Sendung jugoſlawiſcher dramatiſcher Werke.

* * *

Die fürſtlich Stolbergſche Bibliothek in Wernigerode mit 120000 Bänden und einem Handſchriftenarchiv von 1150 Bänden (dazu das Lochheimer Liederbuch) gelangt durch die Firma Martin Breslauer, Berlin, zum Verkauf.

Die Literariſche Adalbert-Stifter-Geſellſchaft in Eger (Böhmen) kündigt einen Neudruck der 1904 erſchienenen großen Stifter-Monographie von A. N. Hein an und

Digitized by Google

sammelt Vorausbestellungen. Derselbe literarische Verein gibt ein Mitteilungsblatt unter dem Titel „Die Stifter-Gemeinde" heraus. Als Jahresgabe für 1931 soll eine Schrift über „Stifter und Jean Paul" von Bruno Brehm erscheinen.

Coopers „Der letzte Mohikaner" erzielte in seiner Erstausgabe auf einer amerikanischen Auktion einen Preis von 3200 Dollar. Das Buch besteht aus zwei Bänden und wurde im Jahr 1826 in Philadelphia gedruckt.

Nach dem Tode von Gustave Flauberts Nichte, die in Nizza im Alter von 86 Jahren verstorben ist, gelangt ein Teil des Handschriftennachlasses, der Bibliothek sowie der Möbel Flauberts zum Verkauf. Die Handschriften der Hauptromane sind öffentlichen Institutionen vermacht worden.

Die amerikanische Goethe-Gesellschaft wird zum hundertsten Todestag Goethes die bekanntesten Werke des Dichters zweisprachig als Festausgabe herausgeben.

Die Shakespeare-Aufführungen in Deutschland weisen einen Rückgang auf: 1365 Aufführungen 1930 gegen 1586 1929. Am meisten gespielt wurde „Hamlet" (166), „Was Ihr wollt" (157); in Berlin fanden 192 Shakespeare-Abende, in München nur 29, in Wien nur 16 statt.

Das Material und die anfänglichen Notizen zu den großen Romanen M. F. Dostojewskijs, die in seinem handschriftlichen Nachlaß enthalten und bisher zuerst in deutscher Fassung bei Piper & Co. in zwei Bänden erschienen sind, werden weiterhin im Original seitens des Zentralarchivs Moskau, in dem der Nachlaß gesammelt ist, herausgegeben. Als erste Veröffentlichung dieses Dostojewskij-Archivs liegt ein Band mit Materialien zu „Verbrechen und Sühne" vor, die aus drei Notizbüchern, wahrscheinlich aus den Jahren 1865 bis 1866, geschöpft sind. Der Band ist von Iwan S. Gliwenko redigiert und mit einleitenden Aufsätzen versehen.

Die Vorarbeiten zu der 13bändigen Ausgabe von Goethes Schriften in russischen, zum Teil neuen Übertragungen, die der russische Staatsverlag, Moskau, im Jubiläumsjahre 1932 erscheinen läßt, gehen ihrem Ende entgegen. Das Redaktionskomitee, bestehend aus A. Lunatscharskij, L. B. Kamenew und Prof. M. N. Rosanoff mit einem ganzen Stab von Übersetzern und Kommentatoren, hat bereits neun Bände der Ausgabe fertiggestellt.

Die zwei neuesten Bände (XIX und XX) der in Moskau erscheinenden „Großen Sowjet-Enzyklopädie" enthalten größere Artikel über Grillparzer, die Brüder J. und W. Grimm, Alexander und Wilhelm v. Humboldt, von denen letzterer von drei verschiedenen Verfassern als Staatsmann, Sprachforscher und Pädagoge gewürdigt wird, Ulrich v. Hutten, Ricarda Huch und Karl Gutzkow, daneben eine Reihe kleinerer Notizen über zahlreiche deutsche Schriftsteller. In dem gleichzeitig ausgegebenen Band IV der russischen „Literatur-Enzyklopädie" sind Hermann Sudermann, Bertha v. Suttner und K. L. Immermann in größeren Aufsätzen behandelt.

Die „Internationale Vereinigung revolutionärer Schriftsteller" in Moskau (MORP) bildet unter ihren Mitgliedern besondere Gruppen, sogenannte Brigaden, die die neuen Industriebezirke und Fabrikanlagen der Sowjetunion sowie deren agrarische Kollektivwirtschaften bereisen und die empfangenen Eindrücke literarisch verwerten sollen. Als erste derartige internationale Brigade, an deren Organisation auch der russische Staatsverlag teilnimmt, reisen demnächst der französische Schriftsteller Paul Vaillant-Couturier, Karl Grünberg, der ungarische Dichter E. Madarasz und der amerikanische Kritiker Künitz in das nördliche Gebiet des Kaukasus mit seinen zusammengefaßten landwirtschaftlichen Komplexen. Eine zweite internationale Brigade, deren Weg nach Mittelasien führen soll, organisiert die MORP in Gemeinschaft mit der Redaktion der moskauer Zeitung „Iswestija"; als Teilnehmer sind hier u. a. Egon Erwin Kisch, Ernst Glaeser und der polnische Romanist Bruno Jasienski in Aussicht genommen.

Beim Präsidium des Zentralen Exekutivkomitees der U. d. S. S. R. fungiert seit kurzem eine besondere Kommission, der die Aufgabe obliegt, die Sprache der gesetzlichen Vorschriften und Kundgebungen der Räteunion zu erneuern und ihrem Wortlaut durch Ausmerzung allen Kanzleistils, diverser Neologismen sowie unklarer Fachausdrücke größere Einfachheit und allgemeine Verständlichkeit zu verleihen. Außer einer diesbezüglichen Instruktion für den sprachlichen Aufbau neuer Gesetze ist auch ein Wörterbuch geplant, in dem der veralteten juristischen Terminologie eine vereinfachte Gesetzessprache gegenübergestellt werden soll. (P. E.)

* * *

Arthur Luther, Leipzig, schreibt uns: „Im Aprilheft der ‚Literatur', S. 391, wird ein Dostojewskij-Aufsatz von Ossip Dymow aus der ‚Vossischen Zeitung' ausgezogen, in dem auch von einem angeblich unbekannt gebliebenen, weil von der Witwe des Dichters geheimgehaltenen Kapitel aus den ‚Dämonen' die Rede ist. ‚Ich zweifle daran', sagt Dymow, ‚daß das Kapitel im heutigen Rußland veröffentlicht worden ist. In Deutschland ist es niemals erschienen.' Da der für flüchtige Tagesleser geschriebene Zeitungsartikel durch den Auszug in der ‚Literatur' gewissermaßen ‚Dauerwert' gewinnt, dürfte es wohl geraten sein, den Lesern der ‚Literatur' mitzuteilen, daß das Dymow unbekannt gebliebene Dämonen-Kapitel bereits 1922 in Moskau veröffentlicht worden ist und noch im selben Jahr auch in deutscher Übersetzung von Alexander Eliasberg unter dem Titel ‚Die Beichte Stawrogins' (Musarionverlag München) erschien. Vgl. meine Besprechung im L. E., XXV, 1175. Die ‚Beichte Stawrogins' findet sich ferner als Anhang zu den ‚Dämonen' in der deutschen Übersetzung dieses Romans von G. Jarcho (Berlin, Ladyschnikow) und, wenn ich nicht irre, auch in einigen anderen neueren Übersetzungen."

* * *

Uraufführung. Wien (Raimund-Theater). „Das Recht der ersten Nacht." Historisches Schauspiel in drei Aufzügen von Karl Ander (2. April 1931).

Redaktionsschluß: 8. Mai 1931.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

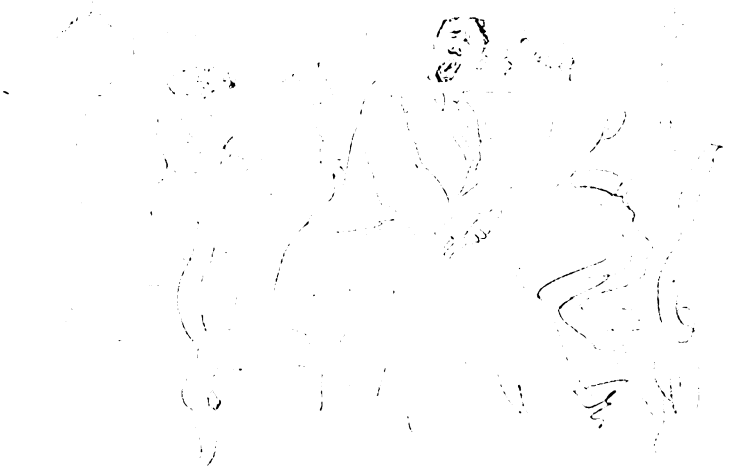
Entkitschung durch Technik

Zwei ausgezeichnete Filme: „M", ein Fritz Lang-Film der Nero und „Die Million" ein Film von René Clair, rücken die Frage nach der Entkitschung der Filmhandlung durch die photographische Technik ganz nahe.

Beidemal eine Kriminalgeschichte mit Aufbietung aller erdenklichen Detektivherrlichkeit. In beiden Filmen greift das organisierte Verbrechertum hilfreich ein. Ernste Abwandlung des Themas in „M": die Stadt sucht einen Kindermörder, die Polizei versagt, die Verbrecher, durch ihn in ihrem Treiben beeinträchtigt (eben durch die erhöhte, aber immer falsch eingestellte Polizeitätigkeit) bekommen ihn dank Appell an die Organisation der Bettler in ihre Hände, halten Gericht über ihn in aller Feierlichkeit und werden in ihrem Spruchverfahren nur eben im letzten Augenblick durch die Polizei abgelöst. In „Million" gewinnt ein armer verliebter Maler, der mit ebenso armem, ebenso verliebtem Kumpan zusammenhaust, den Millionentreffer einer Lotterie, sieht sich gerettet, von den eben noch hart drängenden Gläubigern sogar gefeiert, nur das Los ist im letzten Augenblick verschwunden. Es befand sich in seiner Rocktasche, und den Rock hat der Verbrecherhäuptling mitgehn heißen — ein Tenor hat ihn alsbald, als bühnencharakteristisches Kostüm gekauft, der Tenor steht vor der Abreise nach Amerika — nach dem Rock ergeht die wilde Jagd. Wenn irgendwo Kitschthemen, so in diesen beiden Filmen.

Das Gefühl des Kitsches kommt dennoch nicht, oder kaum, auf — woran liegt das? Man stellt sich selber während des Vorübergleitens der Bilder immer wieder die Frage und sagt sich zunächst: durch denkbar überlegene Wahrung des Spielcharakters. Aber das ist doch nicht das Wesentliche. Vielmehr: durch Realistik der in die Kitschhandlung einbezogenen Gestalten. Diese Verbrecher hier wie dort überzeugen. So sind sie, so sehen sie aus, so (wortsparsam) reden sie. Diese Überzeugung wird so stark, daß das Empfinden treu übermittelter Wirklichkeit das Kitschgefühl nicht mehr aufkommen läßt. Man erkennt: Kitsch oder Nicht-Kitsch ist ganz wesentlich eine Frage der Charakteristik. Durch überzeugende Menschengestaltung ist jeder Stoff zu entkitschen.

Daraus würde folgen, daß es jedem Regisseur in die Hand gegeben wäre, durch die Bühnenwiedergabe jedwedes Kitsch-Lustspiel oder -Drama zu entkitschen? Durchaus nicht. Im Gegenteil: noch nie ist das gelungen. Über der Bühne und um die Bühne herum ist (ihr großer Vorzug) zuviel Atmosphäre. Ein Kitschwort klingt in ihr lange nach. Jedes kitschige Handlungsmotiv saugt aus ihr immer neue Lebens- und Wiederauferstehungskraft. Zur Entkitschung bedarf es so etwas wie des luftleeren Raums. Und es ist ja Wesen des Films, auch des Tonfilms, in gewisser Weise aller technisierter Vorgänge, daß sie sich im luftleeren Raum abspielen. Das alles wissen die Filmleute von heut und morgen, René Clair weiß es gewiß. Denn das ist die Höhenlage des Films „Die Million": die Verhöhnung der Bühne aus Filmsicherheit heraus. Auf der Bühne steht der Tenor mit seiner Partnerin, er trägt den vielgesuchten Rock, er singt. Im Hintergrund der Bühne, durch die Soffitte verdeckt, sitzt das Liebespaar. Man sei sich ganz klar: in dieser Bühnensituation hat der Tenor alles Daseinsrecht für, das Liebespaar alles Daseinsrecht gegen sich. Trotzdem: der Tenor wirkt völlig lebensfremd, das Liebespaar ganz echt. Und so höhnt der Film die Bühne und schafft sich in seinem Hohn ein unwiderlegliches Recht.



Szenenbild aus „Die Million"
Zeichnung von B. F. Dolbin

Entkitschung! Wir stehen im Beginn eines folgenschweren Ringens zwischen Technik und Bühnenkunst und — warten ab. Nur soviel heut bereits, aus diesem Ringen werden beide, Kunst wie Technik, gewandelt hervorgehn. E. H.

Digitized by Google

Piper-Drucke

Eine problematische Ausstellung, diese Schau von Buntdrucken, die der Verlag Piper hier zeigt. Kaum problematisch in der Qualität: hier ist das höchste an Reproduktionstechnik geleistet, das bisher zu unserer Kenntnis gelangte. Aber schon problematisch in unserer sozialen Weltordnung: diese Blätter kosten ebensoviel wie gute Originalgraphik.

Wie liegt das Problem eigentlich? Warum soll man sich eine gute, ja beste Reproduktion eines Gemäldes nicht ins Zimmer hängen, während man gegen Kopien von Plastiken einen weniger strengen Maßstab anlegt? Und ist eine technisch vollkommene Wiedergabe nicht ein besserer Schutz gegen Banalisierung als die Hand eines Kopisten? Wieviel von der Kunst griechischer Originale ist schon bei den römischen Repliken verloren gegangen! Der Piper-Druck bedeutet für die Kunst etwa dasselbe wie die Schallplatte für die Musik. Und diese „Schallplatten"-Gemälde haben von keinen Geringeren als Munch, Wölfflin, Thomas Mann u. a. begeisterte Zustimmung gefunden.

Den Wert für das kunsthistorische Studium schalten wir hier aus. Der ist diskussionslos gegeben. Uns interessiert hier lediglich das ästhetische Problem. Und da ergibt sich: nicht jedes Bild eignet sich für diese Art (zum Wandschmuck bestimmter) Wiedergabe. (Für das Aufbewahren in Mappen liegt der Fall etwas günstiger.) Zur Wiedergabe der Farbenvaleurs überhaupt, sowie zur Zier eines Zimmers. Hierin scheint mir das Verdienst der Piper-Drucke zu liegen: das Allzubekannte, Allzugängige ist in der Auswahl der zirka achtzig Werke ausgeschaltet. Die beiden Giorgiones zum Beispiel („Die drei Weisen" und „Das ländliche Konzert") würden durchaus für einen persönlichen Geschmack ihres Besitzers zeugen. Und die Gesichtspunkte des Technisch-Möglichen sind vollkommen gewahrt.

Je graphischer die Mittel der Maler sind, desto künstlerischer sind die Blätter in ihrer Wirkung. Zwischen Graphik und Technik bestehen immer enge Zusammenhänge. Besonders erwähnenswert sind darum die Van Goghs und das Glanzstück der Serie von Piper-Drucken: „Das Mädchen mit offenem Haar" von Renoir. Bei letzterem mag der Reiz dazu kommen, daß das Original sich in Privatbesitz befindet. Aber entscheidend ist doch die pastellartige Maltechnik des Meisters. Im übrigen: spricht nichts überzeugender für die Kunst der Piper-Drucke als daß sie uns nötigen, über ästhetische Probleme nachzudenken.

L. Weltmann

Der zerschlagene Spiegel

Durch die Blätter gehen zwei Notizen, die scheinbar nicht das leiseste miteinander zu tun haben, ja, wenn man so will, aus entgegengesetzten politischen Sphären stammen und die doch das nämliche besagen. In Rußland hat Remarques Roman „Im Westen nichts Neues" sich einen ungemein starken Erfolg, zumal bei der Jugend, errungen, und das bestimmt die Sowjetunion, Schritte gegen die Weiterverbreitung des Buchs zu tun. Man befürchtet, die Jugend könnte durch allzu großen Abscheu vor dem Kriege weltrevolutionsunfähig werden. Das ist die eine Notiz. Die andere meldet, daß Gabriele d'Annunzio es bei der faschistischen Regierung Italien durchgesetzt hat, daß eine Biographie, die der hervorragende italienische Schriftsteller Federico Nardelli — übrigens aus besten und freundschaftlichsten Intentionen heraus — über ihn, d'Annunzio, geschrieben, schon vor Erscheinen des Buchs in Italien verboten worden ist.

Beides besagt? Man zerschlägt den Spiegel, weil einem das Bild, das er von uns widergibt, nicht gefällt. Scherben; aber das Bild bleibt.

Und hinter dem zerschlagenen Spiegel eine Wand. Diese Wand, gegen die man letzten Endes anrennt, heißt in beiden Fällen: Einflußnahme der Staatsgewalt auf die Literatur. Sie kann verbieten, sie kann fördern, uns scheint sie in beiden Fällen gleich gefährlich. Zwar glauben wir weder an wirksame Verbots- noch an sonderlich wirksame Förderungsmöglichkeit, trotzdem: wenn man diesem Gedanken und diesem Eindruck bis in seine letzten Konsequenzen nachdenkt, dann zeigt der Seismograph einige Erschütterungen des Bodens bis hinan zur Dichterakademie und ähnlicher, löblicher Institutionen.

E. H.

Der Zeitgenosse

Blickt man in Walther Rathenaus „Briefe an eine Liebende" (Dresden 1931, Carl Reißner Verlag), so erschrickt man beinahe über die Gleichheit der Stimmungseinstellung mit Theodor Fontane. Als modelte die Zeitatmosphäre die Charaktere bis in ihre tiefsten Neigungen hinein. Hier wie dort das Ablehnen aller Wünsche. Nichts ist auf der Welt zu fürchten, weil es nichts zu wünschen gibt. Ganz unmittelbar denkt man an Fontanes, das Leben sei keine Beresina-Brücke, wenn man hier aus einem Gespräch Rathenaus aufgezeichnet findet: „Seien Sie nicht so gewaltsam. Wollen Sie nicht alles erzwingen. Sie können nichts im Leben erzwingen — die Dinge sind hart wie Stein, wenn Sie dagegen schlagen, — sie sind weich wie ein Kind, wenn Sie die Hand darauf legen. Legen Sie eine weiche Hand darauf!" Was dann bei Fontane in sein wundervolles „Alles ist Gnade" weiterfließt.

Walther Rathenau denkt den Gedanken in anderer, merkwürdiger Weise zu Ende. Er nimmt hier, im Brief wie im Gespräch, denkbar schroffe Stellung gegen den Selbstmord ein. Er nennt ihn ein metaphysisches Verbrechen, denn es sei kaum ein Unterschied, ob man sich oder einen andern töte. „Denn der tötet, ist immer ein anderer als der, der getötet wird." Er nennt es Redensart, daß man über seinen Körper freies Verfügungsrecht habe. Er glaubt nicht an Verzweiflung, und hier kehrt der Gedanke auf seinen Ursprung zurück. Man müsse die Wünsche bezwingen, dann könne man auch das Leben ertragen.

Bemerkenswert ist, daß die gleiche Stimmung durchaus nicht immer zum gleichen Resultat führen muß. Man könnte mit einiger Übertreibung sagen, sie leite bei Fontane in eine gewisse Geselligkeit hinein; die Geselligkeit des Betrachters. Bei Rathenau ist ihr unmittelbarer Ausfluß Einsamkeit. Einsamkeit aus Furcht. Als Schreckнis aller Gedankengänge steht bei Rathenau immer am Ende das Bangen vor dem Bezirksverein.

Keine Frage: wäre diesem Walther Rathenau die Wahl gestellt worden zwischen Bezirksverein und der Kugel, er hätte die Kugel gewählt.

E. H.

Vom Amt des Lektors

Die Wahrheit lieben und ihre Sache nicht im Stich lassen, ist ein Postulat von so allgemeiner Gültigkeit, aber auch von so geringer Aussicht auf Verwirklichung, daß schon der ganze Trotz eines geistigen Menschen dazu gehört, um nicht täglich

Digitized by Google

zu verzweifeln. Es stünde besser, merkte man zum wenigsten einiges Streben oder etwas wie mannhaften Ernst, vorwärts zu kommen, und dem gröbsten Verrat, der gewöhnlichsten Heuchelei abzusagen. Platt, hinterhältig und dumpf, nicht anders erscheint die Welt. Und der Lektor, jener also, der sie sich widerspiegeln sieht in unzähligen, meist nur eben gutgemeinten Manuskripten, er mag schließlich denken, sie sei denn auch danach. Es wäre ja doch immerhin begreiflich (verzeihlich nie). Denn der bestorganisierte Kopf, das aufnahmefähigste Gehirn ermüden und wollen plötzlich nicht mehr. Eines Morgens wird man nicht vergessen haben, was man am Abend zuvor gelesen hatte. Dies ist dann der Augenblick, für den der weise Moritz Heimann die eigene produktive Arbeit als einziges Heilmittel empfahl.

Kein Zweifel, dieser Beruf verlangt wie kaum ein anderer eine sehr entschiedene Kräfteökonomie. Die Praxis des Lebens, stets durch Kompromisse bestimmt, zwingt uns alle, sie erfordert aber hier, willst du mit ihr fertig werden — und du *mußt* es — ein ungewöhnlich hohes Maß an Takt, Weltläufigkeit und werbendem Mut. Der Lektor hat dem Verschmähten Würde zu geben, dem Verworfenen menschlich zu begegnen. Da Klarheit und Verläßlichkeit des Urteils ihm natürlicherweise besonders wichtig sind, so hat er vor sich selber strenge darauf zu achten, ein möglichst gerechter Richter zu sein. Er wäre ungeschickt, ja, viel mehr als das, beinahe verbrecherisch, hätte er Lust zum Tadel. Sein Amt verpflichtet ihn zum Glauben, zur Güte, versteht sich, nicht in jenem matten, schwächlichen Sinne, sondern wie es einem Manne von Charakter ansteht. Die Realität kennend, mit welcher der Verleger sich herumzuschlagen hat, ist der wahre Lektor ein Freund, der ihm hilft, aber eben so, daß er an seinem Teil einzig dem Geiste untertan ist und ihm dient. Exempla docent. Frage: und wo sind sie heute? J. E.

Etienne und Luise

Ernst Penzoldt schreibt uns:

Sehr geehrter Herr Dr. Heilborn!

In einem Aufsatz: Suggestion der Wirklichkeit nehmen Sie in der „Literatur" Stellung zu dem Prozeß Loch—Penzoldt. Sie gehen dabei offenbar von der Meinung aus, daß ich in meiner Novelle „Etienne und Luise" einen Wirklichkeitsvorgang geschildert hätte und daß ich, durch die Suggestion der Wirklichkeit verführt, soweit gegangen sei, die wirklichen Namen der Personen dieses Vorgangs beizubehalten.

Da es sich in Wahrheit aber anders verhält, und da es endlich bei dem ganzen Prozeß überhaupt um andere Dinge geht, als nur um meinen besonderen Fall, bitte ich einiges zur Klärung beitragen zu dürfen. Ich spreche dabei im wesentlichen keine persönlichen Ansichten aus, sondern befinde mich in Übereinstimmung mit den Gutachtern bzw. Meinungen der beiderseitigen Sachverständigen, von denen einige in den Süddeutschen Monatsheften (Josef Hofmiller) und im Kunstwart (Paul Alverdes) übrigens der Öffentlichkeit auch neuerdings zugänglich gemacht sind.

Die Fabel der Novelle, die ich aus zwei verschiedenen Zeitungsmeldungen irgendwann im Felde kennenlernte, hat sich selbstverständlich irgendwo in der Wirklichkeit abgespielt. Ich habe aber nie den Versuch gemacht, diesen wirklichen Vorgängen nachzuspüren, infolgedessen waren mir Ort, Namen und nähere Umstände bei der Abfassung der Novelle vollkommen unbekannt, ja unwesentlich, da ich das epische Geschehen selbstverständlich aus eigener Vorstellung heraus aufbaute. Die erwähnten Zeitungsnotizen sagten lediglich aus, daß ein Kriegsgefangener beim Durchfahren eines Tunnels aus dem Transportzug entflohen sei; eine zweite davon unabhängige Notiz sprach davon, daß ein deutsches Mädchen einem entsprungenen Kriegsgefangenen in ihrem Zimmer lange Zeit Obdach gegeben hätte.

Es handelte sich also um zwei für mich vollkommen anonyme Ereignisse, die sich niemals in der Familie oder in dem Wohnort meines Gegners, oder, so wie ich es schildere, überhaupt irgendwo je zugetragen haben. Sämtliche Gestalten der Novelle sind von mir frei geschaffen und motiviert. Sie sind keineswegs photographiert. Mein Fehler, wenn er einer war, bestand also lediglich darin, daß ich dem erfundenen Vater meiner erfundenen Heldin den Namen Turnlehrer Loch gegeben hatte. Es ist übrigens viel zu wenig bekannt, daß mein Gegner mit Ausnahme eben des Namens und Berufs nach Lebensart, Gesinnung und Schicksal sich durch nichts rühmen darf, meiner Novellenfigur gleich zu sein. Mein Held würde sich jedenfalls bedanken, doch ist ihm als Romanfigur der Schutz des Staates leider versagt, und zwar aus keinem anderen Grund als dem, der die meisten Namen in Romanen entstehen läßt: nämlich nach jenen phonetisch-sympathischen Gesetzen des künstlerischen Schaffensvorgangs, die für den Schriftsteller und den gebildeten Laien selbstverständlich sind. Daß in der Novelle, wie in jedem meiner Bücher, gewisse Einzelzüge, sofern man sie aus dem Zusammenhange reißt, auch auf Heimaterinnerungen zurückgehn, versteht sich von selbst. Bei welchem Autor ließen sich solche Zusammenhänge nicht feststellen?

Sobald ich erfuhr, daß törichte Leser den Sinn meiner Novelle mißverstanden und allen Ernstes eine Identität zwischen meinem Helden und dem Studienrat a. D. Loch wittern zu müssen glaubten, erklärte ich mich bereit, alles zu tun, den Irrtum aufzuklären, seine Folgen zu bedauern, kurz den Fall auf eine für meinen Gegner annehmbare und ehrenvolle Weise beizulegen, was das Gericht ausdrücklich anerkannte. Die Beilegung scheiterte aber stets an der Unnachgiebigkeit meines Gegners. Es ist hier nicht der Ort, die besonderen Motive dieser Unversöhnlichkeit zu untersuchen.

Man könnte sagen, daß ich dabei ganz allein zu leiden hatte. Es handelt sich aber tatsächlich um die sonderbare animose Einstellung sowohl des Gerichts, wie auch der Kreise, die man „die Allgemeinheit" nennt, gegen das schriftstellerische Schaffen überhaupt, was während des Prozesses immer wieder deutlich zum Ausdruck gekommen ist. (Vgl. Alverdes' Aufsatz im Kunstwart.) Die deutschen Schriftsteller scheinen solchen Leuten schon von vornherein verdächtig zu sein, und man glaubt eine gute Tat zu tun, wenn man an mir ein „Exempel statuierte". Aus diesem Grunde durfte z. B. mein Gegner sich anmaßen, während einer Verhandlung ungerügt die ganze moderne Literatur zu beschimpfen, einschließlich Thomas Manns, den er „diesen Nobiling-Preisträger" (sic!) nannte, wohingegen mein schweres Vergehen darin bestehen sollte, der Ehre eines Staatsbeamten zu nahe getreten zu sein.

Ich kann natürlich in einem Brief die nötigen Unterlagen nicht ausbreiten, die zum vollen Verständnis des Prozeßgebarens notwendig wären. Es waren vor allem auch parteipolitische und burschenschaftliche Einflüsse nachzuweisen und eine ganz bösartige anonyme Hetze. Ich hoffe aber, daß man an dem wenigen spürt, daß es hier über meinen Fall hinaus um die Freiheit des literarischen Schaffens ging und daß jeder, der daran interessiert ist, von diesem Hexenprozeß betroffen ist. Man kann sich von der Atmosphäre dieses Pro-

Digitized by Google

zesses vielleicht am ehesten eine Vorstellung machen, wenn ich zum Schluß erzähle, daß mir ein Onkel meinen Roman „Der arme Chatterton" deswegen ernstlich übelnahm, weil es ein englischer Stoff sei, und eine Tante: daß die Novelle in der Vossischen Zeitung erschienen war.

Mit ausgezeichneter Hochachtung
Ihr sehr ergebener
Ernst Penzoldt

Literaturgeschichte bei Rotters

Im „Metropoltheater" der Gebrüder Rotter wird zur Zeit ein Singspiel „Die Toni aus Wien" gegeben, in dem, nach Schubert und Goethe, diesmal Theodor Körner als Operettenheld auftritt. Bekanntlich zahlen, wie in Berlin leider üblich ist, die wenigsten Besucher der Rotterbühnen volle Kassenpreise. Freilich gelten die Vergünstigungen nicht auch für die Nebenspesen, Garderobe und Programm und mancher wird den Preis von einer Reichsmark für letzteres reichlich hoch bemessen finden. Trotzdem sollte man sich nicht abschrecken lassen, denn für das, was einem hier geboten wird, ist eine Mark fast zu billig, zumal derartige Lektüre im allgemeinen nur inoffiziell und zu recht hohen Preisen erhältlich ist.

Das Programm besteht aus zwei Heften, von denen das eine neben den Bildern der Hauptdarsteller und dem — damit nicht immer übereinstimmenden — Personenverzeichnis nur Inserate bringt. Das andere Heftchen ist etwas anspruchsvoller aufgemacht. Man blättert darin und stößt auf einen Aufsatz „Der jungfräuliche Theodor Körner und die jungfräuliche Toni Adamberger". Der Inhalt hält, was der Titel verspricht. Der Autor fragt am Anfang, was das Faszinierende an Körner sei und beantwortet sich die Frage selbst folgendermaßen: „Daß dieser Mann, Sänger und Held, von der Familie verhätschelt, von den Frauen geliebt, von den Großen gefördert, vom Erfolg verwöhnt, früh dahingeht, als Krieger, keusch, unberührt, jungfräulich, daß diese Schenkel den Rücken des Rosses pressen, in Liebe nicht geübt."

Der Verfasser berichtet dann von Körners ersten harmlosen Liebesabenteuern und fährt fort: „Auf dem Sandboden der Mark, in Berlin, scheint ihm kein (keusches) Liebesglück geblüht zu haben" ... „So, tritt er wie Parsifal, unter die wiener Blumenmädchen!" „Das ist eine weiche, sinnliche, die Gefühle mächtig aufregende Luft von Wien!" Worte wie „Üppigkeit", „tropenhafte Überfülle" usw. sollen zur näheren Kennzeichnung der Atmosphäre dienen. Dann geht es weiter: „Vor allem sind Frauen da, als hätten sie gewartet, auf den hochgewachsenen, durchtrainierten Jüngling, mit dem schwarzen Haar und den abgrundtiefen Augen!" ... „Seine keusche Männlichkeit — das reizt die begehrlichen Wienerinnen!" Und mit Bezugnahme auf eine Dame, in deren Haus Körner verkehrt: „Junge Künstler werden protegiert, vielleicht auch von der sinnlich erregten Hausfrau aufs Korn genommen" — obwohl diese außerdem anderweitig „intim liiert" ist. „Körner wäre sie gern, was Potiphar einst war Joseph". (Ein besonders herrlicher Satz.) Adjektive wie „üppig-verführerisch" sollen die Stimmung festhalten, bis „Theodor-Joseph" „wie ein Blitz" die Liebe trifft. „Dem Jüngling Körner gegenüber tritt die Jungfrau Adamberger." ... „Keusche Liebe und überschwengliche Dichtung (‚Zrinny') treiben sich gegenseitig hoch." (Auch sehr schön gesagt.) Der Aufbruch zu den Lützowern trennt Körner von Toni: „Unberührt, wie er sie gefunden, läßt er sie zurück" ... „Braut ist ihm jetzt das Schwert" ... „Kraft, die er nicht verspritzt in niedrigem Liebesgenuß, führt ihm den Arm."

Im nächsten Aufsatz „Wie aus Toni Adamberger die Toni aus Wien wird" wird mit beweglichen Worten geklagt, wie schwer es die Librettisten hatten, Körners, bis auf seinen Heldentod leider so wenig dramatisches Leben zu einem wirksamen Operettenstoff zu verarbeiten: „Die kurze Brautschaft Körner—Adamberger gibt rein gar nichts her. Bei ‚Friederike' lag wenigstens der Konflikt Goethe-Friederike vor. Theodor Körner, aber, lernt Toni Adamberger kennen und lieben. Zustimmung des Vaters trifft postwendend ein. Dann zieht er in den Krieg. Aus. Fertig. Alles. Da mußte frei erfunden werden!" Das haben die Autoren denn auch getan, in welchem Maße, erfährt man erst aus eben diesem Aufsatz, der den Leser darüber aufklärt, was er der „Künstlerischen Gesamtleitung" des Theaters (immerhin) für Dank schuldet, da sie das persönliche Auftreten des Herrn „Appellationsrat Christian Gottfried Körner aus Dresden mit Frau Minna" in einer typischen Operettenszene ebenso unterdrückt hat wie das Schlachtbild von Gadebusch mit „Lützows (persönlich) Lager!"

Damit man aber ganz genau über die dichterischen Qualitäten der Verfasser Bescheid weiß, zitieren wir aus dem nächsten Aufsatz: „Wie Beda einst in ‚Friederike' tief in den Schacht Goetheschen Früh-Lyrik gestiegen (‚O Mädchen, mein Mädchen'), so suchen Steffan und Knepler Anregung bei Körner selbst. Dort finden sie den Hymnus auf Tonis Augen:

Augen, zarte Seelenblüten
Klare Perlen ew'ger Liebe,
Augen, ihr verehrten Augen,
Meiner Herrin lichte Sterne!

Und, dichten nun selbst, Körner sehr nahe:

Zwei Augen,
So betörend wie Deine,
Hat auf Erden nur Eine,
Nur Du!

Ich finde auch in der Körnerschen Lyrik Zeilen, wie diese:

Wie die Walzer vorüberfliegen,
Wie sie sich drehen und wiegen,
Im leichtdurchwirbelten Kranz!

Oder:

Drum Mädel, nehmt vor Burschen Euch in Acht,
Manch armes Kind ward schon ausgelacht.
Denn bliebt Ihr auch gern im Taubenhaus,
Da fliegt der Bursche wohl am Ende selber hinaus!

Und, kann mir nicht helfen, das ist Operette! Wiener Operette!"

Der Leser schließt das Programm (dessen Herausgeber oder Verfasser leider nirgends angegeben ist) mit dem gleichen Stoßseufzer.

E. M.

Digitized by Google

Stildämmerung

Von Otto Rombach (Berlin)

Genau so, wie vor wenigen Jahren die Politisierung der deutschen Öffentlichkeit gefordert wurde, womit die Schulen und Hochschulen, Film, Theater und Buch alarmiert wurden, genau so ergeht heute der Ruf nach Entpolitisierung. Das Bedürfnis nach innerem Frieden und nach Entspannung der innerpolitischen Gegensätze wird immer stärker, um so mehr, als bis heute kein Parteiversprechen es vermochte, die wirtschaftlichen Luftlöcher zu beseitigen. Im übrigen ist die Grundhaltung des Deutschen absolut nicht von ewigem Revolutionsgeist beeinflußt; der Deutsche duldet viel eher, als daß er aufbegehrte. Erhebungen in Deutschland sind immer nur nach größtem Druck erfolgt, und auch dann nur, wenn die moralische Berechtigung gemeinverständlich zu erkennen war. Das gilt auch für heute. Der verwirrte Staatsbürger, der gestern noch glaubte, seine Anschauung auf der Straße ausfechten zu müssen, hat das Vertrauen verloren; der moralische Sinn ist ihm verschleiert worden; er sieht die Interessenkämpfe, ohne seine eigenen Interessen darunter zu entdecken. Hier kommt die reine Nutzanwendung einer weltanschaulichen Entscheidung als Pferdefuß zum Vorschein. Die Erkenntnis der Weltwirtschaftskrise hat ihr übriges dazu getan. Man will Ruhe; man will leben; man besinnt sich auf seine Grenzen und will nicht darüber hinaus; man will Ordnung in sich selbst.

Das alles muß zur Debatte gestellt werden, wenn man von Stilfragen spricht. Als Umwelt des schöpferischen Menschen ist die Untersuchung des ideologischen Terrains notwendig, auf dem sich das Volk befindet. Der schöpferische Mensch und insbesondere der Dichter als Stimme von Zeit und Menschen hat Ausdruck zu geben von dem, was da ist und was da sein soll. Diese Bedeutung trägt man an ihn hinan, weil man die exemplarische Wichtigkeit der Dichterwerke aller Zeiten daraufhin durchleuchtet hat. Das „Perserdrama" des Äschylos kennzeichnet die neue Haltung, die Wandlung seines Volks, kennzeichnet, daß nicht mehr barbarisch gedacht wurde, sondern auch der Besiegte trotz des nationalen Triumphes mit Ritterlichkeit und Wertschätzung anerkannt wurde. „Der Ackermann aus Böhmen" des Johannes von Saaz beweist zum erstenmal die Abkehr von der mittelalterlichen kirchlichen Auffassung vom Sinn des Lebens; er stellt dafür die durch den Humanismus neubegründete Betrachtungsweise des Menschen im Verhältnis zu Gott und Welt, die den Anschluß an die antiken Philosophen dartut. Diese Tatsachen sind kulturkritische, moralhistorische Wendepunkte von ganz hohem Rang.

Auch die heutige Gesellschaft befindet sich in ideologischen Wandlungen. Es genügt, um das Wesen eines solchen Positionswechsels zu charakterisieren, auf die Epoche des „Sturm und Drang" hinzuweisen, der Maximilian Klinger ihren Namen gab. Wichtiger als die handgreifliche Empörung war für die Folgezeit die Schaffung neuer Ideale, der neue Auftrieb aus einer lahmen und leergelaufenen Zeit. Darin liegt die Entscheidung, die natürlich nach ihrer geistigen Auswirkung auch einen politischen Willen hervorrufen, begünstigen und begründen kann. Ausgeschaltet muß aber werden: die Überschätzung der realen Werte; dies als Merkmal für den deutschen Revolutionär, der immer vom Ideal herkommt.

Nun soll hier nicht behauptet werden, daß die Dichter wie Propheten unter dem Volk stehn und aus ihrem eigenen Busen vollkommen neuartige Ziele aufweisen. Denn es gibt keine Führer ohne den Zwang aus der Masse, die ihre Führer bildet und sie verlangt. Das heißt: es können keine geistigen Notwendigkeiten erkannt werden, ohne daß sie in der Masse vorhanden wären.

Angewandt auf die heutigen Dinge, mit denen und zwischen denen wir leben, ist es der Stil, der nach einer zeitlich kurzen Aufeinanderfolge von Zeitausdrücken eine Revision verlangt. Damit ist nicht nur der Stil in der Kunst gemeint; gerade

Digitized by Google

dort aber kommt die Verwirrung am stärksten zum Ausdruck, die allgemein herrscht. Wenn Verlage sich nicht mehr getrauen, ihre angenommenen Bücher auf den Markt zu bringen, wenn die Theater Dutzende von Stücken liegenlassen und lieber Konventionalstrafen dafür bezahlen, so erweist sich in solchen Tatsachen an sichtbarster Stelle, wie stark die Krise bereits empfunden wird. Der Zweifel an der bisherigen Anschauung ist freilich noch viel stärker im öffentlichen Leben zu verbuchen, wo van de Velde nicht mehr zieht; die Mode, als Lebensäußerung intimster Art, drängt ganz von selbst nach einer Wandlung, in der alle vorhergegangenen Gesetzlichkeiten radikal aufgehoben werden. Man stellt sich um.

Bei denen, die mit allen Kleidern in das neue Wasser springen, riecht es zwar ein wenig nach Verrat. Aber dieses System, sein Mäntelchen nach dem Wind zu hängen, ist — was wir uns immer vorhalten sollten — lediglich eine flickenhafte, zweitrangige Angelegenheit, niemals eine Sache von Persönlichkeiten. Stile werden nicht gemacht; sie bilden sich wie wachsender Kristall; um so häufiger werden sie nachgemacht. Wir haben zum Beispiel im Zeitstück keine Führerpersönlichkeit gehabt, die Geschlossenes geleistet hätte. Hier liegt es aber an der Zusammensetzung der Materie, halb Geist, halb Dichtung, die einen genialen Zwitter hätte voraussetzen müssen, um geniale Produkte zu ermöglichen. Obwohl wir oder gerade weil wir in einem technischen Zeitalter leben, muß die Spannung zwischen Technik und Wort so deutlich werden; das sagt nichts gegen Konservierungsmittel wie Tonfilm oder Schallplatte, nichts gegen das Radio; gerade sie verlangen vom Wort die stärkste Ladung, seinen letzten Schliff. Das Wort der Dichtung ist der gepflegte Bruder der täglichen Sprache, die beinahe jeder sprechen und schreiben kann. Nun pflegt man sie wieder. Nun will man wieder Dichtung.

Es gibt Theoretiker, die behaupten, daß aus der politischen Kompromißhaltung unserer Zeit keine der seither sturmlaufenden Parteien zur Lösung führen könne. Nur eine intuitiv geistige Neuorientierung könne einen Auftrieb gestatten, der wirklich vorwärts trägt. Auf die Wandlung hin betrachtet, die wir zur Zeit erleben, drängen sich Vergleiche auf, die historisch bereits fixiert sind. Und hier erweist sich, wenn wir das Spiel der Stilarten, ihr Überfließen ineinander, ihre Polarität und ihre gegenseitige Befruchtung unter die Lupe nehmen, daß trotz aller unorganischen Explosionserscheinungen tiefere Zusammenhänge bestehen. Die Theorie der Periodizität, der Überschneidung von Stilströmungen gewinnt an Überzeugungskraft, wenn man sieht, wie heutige, scheinbar neue Kunstelemente als Anleihen bei einer vorgestrigen Auffassung betrachtet werden können. Damit soll nicht gesagt sein, daß die letzte Welle der sachlichen Stilgebung bereits vorüber sei; damit soll ebenfalls nicht gesagt sein, daß die vorgestrige Art und Weise die maßgebliche sei; aber wichtig ist in der Gesamterscheinung aller Stilwellen, daß gerade die Epoche vor zwanzig Jahren für unsere Zeit noch am nächsten liegt und deshalb am wirksamsten sein kann. Eine ganze Reihe von jungen Autoren steht noch unter diesem Eindruck einiger weniger Persönlichkeiten, die den sprachlichen Ausdruck zu einer Disziplinierung gebracht haben, wie er heute wieder Bedürfnis wird.

Die Erregtheit der Zeitläufte hat sich den Sachlichen erzwungen, den Reporter, während die Dichter im Sinne des Dienstes am Wort im Hintergrund warten durften bis ihre Zeit wieder kam. Nun stoßen da und dort ein paar junge Menschen vor, die anscheinend aus Neuland stammen; es ist altes Land, es ist das alte Land aller Dichter, der Phantasie und menschlichen Sehnsucht. Nun taucht auch mancher bärtige Mann auf, der als junger Dichter aus einer unbekannten Tür tritt. Der junge Dichter von beinahe fünfzig Jahren, eine Zeiterscheinung, die man zuweilen bespöttelt, dieser junge Dichter mit fünf Jahrzehnten Leben auf dem Buckel, liefert aber den Beweis von der Zeitlosigkeit aller Dichtung. Er wirft alles über den Haufen, was hier über Stil und Stilwandlung gesagt wurde. Er beweist ein anderes Kapitel: nämlich den Stil der Persönlichkeit. Dort — ohne Persönlichkeiten — stehen wir heute. Eine kostbare Zeit, reif für eine Renaissance, mit tausend Lehren der Vergangenheit vor Augen; ein herrlicher Tiefstand. Schon kriselt der Aufstieg. Laßt ihn unrichtig beginnen. —

Digitized by Google

Adolf von Hatzfeld: Das glückhafte Schiff

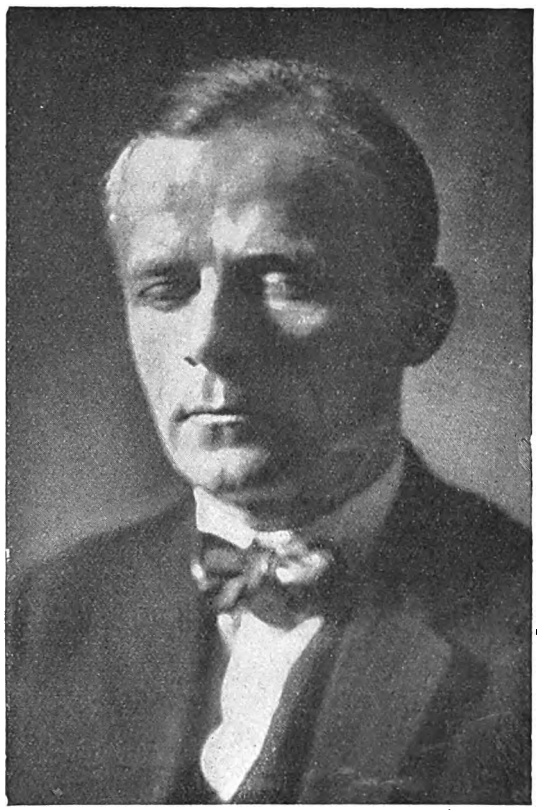
Von Gabriele Reuter (Weimar)

Ist es nicht merkwürdig, daß eine zarte Pflanze wie die Romantik eine so zähe Lebensdauer durch die Veränderungen der Jahrhunderte haben kann? Unter Nüchternheit, Nützlichkeitsgier und Sachlichkeit unserer Zeit, einer Atmosphäre, die vernichtend für sie sein müßte, behauptet sich die blaue Blume in schwebender Anmut, lockt den Wanderer, der ihrem Dufte folgt, in tiefes Waldesdunkel der Einsamkeit und auf vielverschlungenen Pfaden zum Tempel der erlösenden und erfüllenden Liebe.

Sie muß wohl sehr tief in der Seele des Deutschen ihre Wurzeln geschlagen haben, findet immer aufs neue ihre Ritter, nicht allzu viele, die zu Kämpfern der romantischen Weltanschauung ausersehen sind — auch wenn sie selbst es nicht mit klarem Willen begehren. Es ist ihr Schicksal, dem sie folgen müssen, um die Fahne dem Nächsten zu reichen, damit sie nicht verloren gehe.

Adolf von Hatzfeld, der Dichter des eigenartig schönen Buches „Das glückhafte Schiff",[1] gehört sicherlich zu diesen Rittern der Romantik, die um Gottes willen nicht mit Sentimentalität verwechselt werden darf. Er gehört zu den männlichen Romantikern der Gruppe Hölderlin, Novalis, Achim von Arnim und dürfte sich in ihrer Gesellschaft wohl unter seelischen Freunden fühlen, mehr als unter modernen Romanschriftstellern.

Auch in der Form, die er seinem Buch gab — in der Weite, dem scheinbar Unzusammenhängenden seiner Erzählungsweise, die dennoch wie mit feinen Silberfäden immer wieder kunstvoll verknüpft und zum gewollten Ende hingeleitet wird, gleicht er seinen Vorläufern. Die Ich-Erzählung begünstigt dieses Schweifen durch die Welt tiefer und zarter Gedanken, dieses Träumen in Worten über Gefühle, die in immer enger und enger gezogenen Kreisen zum stärksten Erleben führen. Adolf von Hatzfeld gibt der Liebe noch den Platz, der ihr gebührt, als das Göttliche, Schöpferische im Weltall; zu der alles Erleben des Menschen nur die vielverschlungenen Wege zum Heiligtum bedeuten. Der Stoff ist beinahe nichts — Gefühl ist alles. Aber freilich Gefühl kann auch Verschwommenheit werden, wenn es nicht von einem scharf und logisch geschulten Geist, der Hatzfeld zu Gebote steht, zusammengefaßt wird. Auch ist es in eine wunderbar schimmernde Sprache gefaßt. Der Dichter schildert die bezaubernde Natur der Rheingegend, seiner Heimat, trunken von der Schönheit der Welt, und durch das farbig wogende Kleid ahnt man den schönen Körper des Gefühls bebend im Glück der



Adolf von Hatzfeld

Erinnerung und im brennenden Schmerz des Verlustes — des ewigen Leides, das nun sein Los für alle Erdentage sein wird.

Selten ist die Liebe eines Mannes zu seiner Frau in so einfachen Tönen von unwiderstehlicher Wahrhaftigkeit gesagt worden. Seltener noch ist die Gestalt dieses geliebten Weibes in Linien von solchem Reiz, solcher lieblichen Kraft gezeichnet, daß man völlig in das Gefühl des Gatten ein-

[1] Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1931.

Digitized by Google

taucht und das Endgültige des Verlustes mitempfindet, als Elis ihm durch einen Unglücksfall entrissen wird.
Ein Freund — ein großer Staatsmann, dessen Geist über das Persönliche in die großen Zusammenballungen und wieder auf dem Auseinanderfließen der Völkerschicksale schaut, besucht den jungen Witwer, um ihn zu trösten. Ein Beileidsbesuch, der sich über eine ganze Nacht ausdehnt. Die beiden Männer sitzen umgeben von der dunklen Sommernacht, unter dem begrenzten Schein der Lampe im Garten vor dem verödeten Hause. Der gereiftere, scheinbar kühle Freund läßt den Trauernden reden und indem dieser von sich selbst erzählt, wird er aus sich heraus zu den ewigen Fragen des menschlichen Schicksals geleitet. Der Schmerz bleibt, doch er wird zu seinem Sinn geführt und so zum Ertragbaren geläutert. Nach alter Sage fährt Dionysos, der Liebesgott auf dem glückhaften Schiff den rauschenden Rheinstrom hinab zum allgewaltigen Meer, die Menschenseele fährt auf dem bezaubernden Strom des Lebens hinab zur hohen Vermählung mit dem Tode, dem unendlichen Meer des Menschenschicksals.
Adolf von Hatzfeld sei gedankt für seine Dichtung.

Das zweite Buch von Remarque

Von Hans Sochaczewer (Berlin)

Das zweite Buch so wenig wie das erste von Erich Maria Remarque darf als ein Roman, als dichterisches Kunstwerk betrachtet werden. Es fehlt aber darum beiden Bänden keineswegs an Abschnitten, die über die ausgezeichnete Schilderung eigener Erlebnisse hinausgehen und ein dichterisches Erlebnis bedeuten. Der nachhaltige politische Streit, der um die Bücher des Remarque entstanden ist, konnte entstehen und Beifall finden nur in einem Lande, das einen Krieg verloren hat, und das auf das schmerzlichste seelisch und wirtschaftlich unter den Folgen eines unklugen Friedensvertrages leidet. Denn nur unter solchen Verhältnissen ist es denkbar, daß man die Wahrheit unheldisch nennt und sich einen Erfolg von dieser kühnen, dunklen und falschen Indentifizierung: „Wahrheit = unheldisch" rechtens versprechen durfte. Ich habe gefunden, daß die Werke des begabten Nationalsozialisten Ernst Jünger am meisten pazifistisch wirken; des Mannes also, dessen Schilderungen von seinen Freunden mit dem Beiwort national geschmückt worden sind und sehr verehrt werden. Bei allem Grauen, das aus den Büchern etwa der Remarque, Köppen, Frey den Leser befällt; den Wunsch „Nie wieder Krieg!" können gerade die Erzählungen des Ernst Jünger und seiner Kameraden eingeben; solche also, die glauben, daß ihre Erzeugnisse die deutsche Welt neu entflammen mögen. Denn das Abenteuerliche mag die Jugend verlocken und begeistern, aber die Roheit wird nur die Zustimmung jener empfangen, die Knaben bleiben ihr Leben lang, und die den Unterschied von Abenteuer und Sinnlosigkeit, sinnloser Grausamkeit nicht begreifen. Nur in einem besiegten und darum überreizten Lande ist zu verstehen, daß Pazifismus für strafwürdig, unpatriotisch; der Wille zum Krieg indes als heilig und patriotisch genommen wird. In den Ländern, die vom letzten Krieg verschont geblieben sind, begreift niemand, wie man Remarque nicht-national heißen kann; man fühlt seine Liebe zum deutschen Vaterlande und sieht sich abgestoßen von den Ruhmredseligkeiten der anderen.
Wir müssen uns aber einig sein, daß auch „Der Weg zurück", Erich Maria Remarques neues Buch (Propyläen-Verlag, Berlin) die Kriegsbegeisterten entsetzen wird.
Daß Remarque ein Mann ist, der nicht um des Welterfolgs seines ersten Buchs willen ein zweites schrieb, sondern ein Künstler, der etwas zu sagen hat, das beweist „Der Weg zurück". Das Werk erschüttert nicht in der gleichen Weise, wie „Im Westen nichts Neues", schon darum nicht, weil die Erlebnisse dieser Erzählung nicht so sehr Gemeingut aller sind wie die des ersten. Hier bereits, Ende 1918 und im Jahre 1919, greift ja die Politik ein, man beginnt zu reden, man ist nicht bloß Opfer mehr, man ist aktiv, man nimmt Stellung. Keiner dieser jungen Leute, die als Schüler in den Krieg zogen, kann zurückkehren, ohne seine Natur verloren zu haben, ohne in allen Bezirken seines

Digitized by Google

Wesens verändert zu sein. Erschüttert nun also „Der Weg zurück" nicht in der nämlichen Weise wie „Im Westen nichts Neues", so doch in dem nämlichen Grade.

Die Szenen, die von der Verzweiflung und inneren Hilflosigkeit des Rückzugs sprechen, von dem Hin und Her, dem Unglauben, nun sei alles vorbei und das Glück da; die Begegnung mit den amerikanischen Soldaten, die reich ausgesteuert und mit allem Proviant versehen; indes die deutschen Soldaten ausgezehrt sind, verlumpt in der Kleidung, und ihre Verwundeten Papierfetzen als Mullverbände tragen; die Gegenprobe zum Fall Himmelstoß, die Rache an einem entlassenen Sergeanten: all das ist der November 1918, der Dezember 1918, das erste Vierteljahr 1919. Nicht allein in den äußeren Wahrheiten, auch in den inneren. Was die Feinde des Remarque verschweigen, das ist, wie stark er ein aufrichtiger Schilderer der beginnenden Zerrissenheit seines Landes ist, wie sehr er leidet, und wenn man nun etwa dieses Leiden um das Volk gar als weich und wehleidig ausgeben will, so muß gefragt werden, ob diese Beurteilung denn Vaterlandsliebe bezeugt und ob etwa die Gewalttat vaterländischer sei als das Leiden, der Kummer.

Von dem Rausch, der tiefen Freude an der Brutalität ist im übrigen gerade genug zu lesen in dem neuen Buch des Remarque. Nur, daß eben freilich Remarque nicht wie die Liebhaber des Krieges seinen Gefallen an diesen Roheiten hat, sondern daß er von ihnen ruhig Zeugnis ablegt. Wer will, der mag Tendenz darin erblicken, daß die zurückgekehrten Schüler ihren Direktor verlachen, als er mit dem Wortschatz eines Kriegervereins (oder einer nationalliberalen Zeitung von 1918) die ehemaligen Kinder begrüßt; Männer in vielen Schlachten, Männer, die alles erduldet haben, aber die Redensarten nicht dulden wollen.

Die furchtbare Hoffnungslosigkeit und die beängstigende innere Leere dieser Monate nach dem Kriege ist nirgends besser geschildert. Das soll nicht heißen, die Schilderung sei vollendet. Sie ist es in künstlerischer Hinsicht gewiß nicht immer. Es ist manches sentimental, und das Buch wäre bedeutender, gäbe sich die Gestaltung nicht so sentimental wie es die Gefühle damals vielleicht gewesen sind. Doch das Grauen, die Depression, die über dem ausgehungerten Lande lagen, das Nichtbegreifen, warum man plötzlich jene erschießen solle, mit denen man gestern im Graben gelegen hat, nur, weil sie eine andere Anschauung besitzen, als die, die den Befehl zum Schießen, abermals, geben: all das in die Erinnerung zu rufen, ist Remarque vortrefflich gelungen.

Die Soldaten haben sich eben noch alle „du" genannt. Plötzlich erleben sie: es gibt Unterschiede wie ehemals, sie schienen bloß aufgelöst. Geld, Kleidung und die Art der Abstammung trennen und entscheiden wieder. Das alles hat sich ja seit den Tagen, die Remarque schildert, noch ungeheuer verschlimmert. Damals bedeutete es schon große Trauer für einige Figuren der Erzählung, wenn ein früherer Kamerad das „Sie" anwandte. Heute schießen sich ehemalige Kameraden Kugeln in die Stirn, oder sie schlagen sich in Kneipen oder auf der Straße und Versammlungen, die sich politisch nennen, die Knochen entzwei, sofern sie nicht mit dem Messer stechen.

Ein Revolutionär ist Remarque nicht; er ist viel zu klug, um die Ursachen der Ereignisse des Jahres 1919 zu fälschen. Sein neues Buch ist keine Überraschung, kein künstlerischer Fortschritt. Aber es ergreift, es hat seinen Sinn, es hat seine Linie, es ist überzeugend geschrieben. Es fehlen die großen Worte. Für Remarque bedeutet das Heldentum nicht: Blut; nicht: Todesbejahung; Heldentum ist ihm: Arbeit und der Wille zum Leben.

Der Dichter Jean Cocteau

Von Eugen Gürster (Berlin)

Der Begriff „Surrealismus", den Guillaume Apollinaire als Ausdruck für die künstlerische Tendenz prägte, in eine tiefere Schicht der „Wirklichkeit" vorzudringen, gewinnt erst im dichterischen Werk Jean Cocteaus legitime Gestalt: plötzlich verwandelt sich dieses Schlagwort in die gültige Bezeichnung für eine singuläre künstlerische Leistung, die über alle Realität hinaus mit dem puren Mittel des Worts an jene Grenze vorzustoßen sucht, hinter der das Leben zerfällt und der Tod beginnt. Jean

Digitized by Google

Cocteaus Werk ist, kurz und deutlich gesagt, eine ununterbrochene künstlerische Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Todes. Es ist nicht die Todesangst, die den Dichter zu schreiben zwingt; er empfängt sozusagen ein „Zeichen" vom Tode — und jetzt ist er für sein ganzes ferneres Leben genötigt, die fließende Zersetzung, die unaufhaltsame Auflösung aller Menschen und Dinge durch eine konstruktive Leistung zu überwinden, d. h. als Dichter eine höhere Realität aufzuspüren, in die Tod und Auflösung als dienende Funktionen einbezogen sind.

Phot. Ruth Asch

Jean Cocteau

Im Verkehr mit dem Thomisten Jaques Maritain, der als Professor am Institut catholique in Paris tätig ist, gewinnt die Sehnsucht nach einer höheren Ordnung handgreifliche Gestalt: Cocteau wird Katholik. In der Tat, diesem seltsamen Künstler, der in seinen „Poésies" und in seinen alle Regeln und Formen sprengenden Bühnenspielen sich manchmal dem Bereich dadaistischer Spielerei zu nähern scheint, geht es um nichts weniger als um Anarchie: er sucht — auch als Gläubiger, als Aufspürer des Todesrätsels — nicht Unverbindlichkeit, sondern Gewißheit: „La croyance vague fait des âmes dilettantes. Limiter ses croyances donne un état d'âme, comme préciser et limiter ses goûts en arts, donne un état d'ésprit." Daß der Künstler Cocteau diese konkret-gläubige Haltung nicht blind-instinktiv, sondern in einer bewußten Abwehrposition gegenüber der andringenden tödlichen Zersetzung aller Dinge gewonnen hat, dürfen wir aus einer Stelle des „eins zwei drei" betitelten Gedichtes schließen, an der Cocteau von Friedrich Nietzsche sehr bezeichnend sagt: „Qui trop divine et qui trop parle, sera cruellement puni". — Cocteaus positive Gläubigkeit ist also ein Entschluß. Man könnte sagen: der extremste geistige Entschluß, der einem Künstler möglich ist, der wie Cocteau Nietzsche wirklich begriffen hat.

Für einen Gläubigen dieser Art liegt die eigentliche Wirklichkeit auf einer anderen, geistig nicht mehr kontrollierbaren Ebene; der Dichter, der nach Cocteau diese Bezeichnung verdient, besitzt die intuitive Erkenntnis dieser anderen wesentlicheren Realität; es wird geradezu die Funktion des Dichters, den Menschen und den Dingen ihre wahren „Namen" zurückzugeben, ... die Namen, die sie vor Gott haben: „C'est la seule création permise à la créature." (Daß niemand seinen wahren Namen kenne, „son impérissable nom dans le registre de la Lumière", war ein Lieblingsgedanke Léon Bloys; Cocteau — und neuerdings George Bernanos — knüpfen hier folgerichtig an Léon Bloy an.)

Wie man auch zu dieser durch Entschluß, durch Sehnsucht nach geistiger Ordnung hervorgerufenen Gläubigkeit Cocteaus stehen mag — sicher ist, daß sein künstlerisches Werk von ihr eine großartige Eindeutigkeit, eine Präzision im Formalen bezieht, die in unserer Zeit, in der auch die ästhetischen Werte sich relativisieren, ohne Beispiel ist. Sie erlaubt es dem Künstler Cocteau den Gefühlsvorgängen zwischen Menschen unsentimental zu nahen, — sie gestattet es ihm, Beginn und Ende von menschlichen Beziehungen, ja, den Eintritt des Todes als Vorgänge innerhalb eines chemischen Prozesses aufzufassen; die Poesie wird dem schwankenden Bereich der subjektiven Einfälle entzogen: „Le poète ne rêve pas, il compte" heißt es einmal; in diesem Sinne bedeutet es den Gipfel der Bewunderung, wenn Cocteau die klassischen Schöpfungen eines Racine und Molière „une algèbre vivante" nennt.

Digitized by Google

Dichten wird nicht mehr als holdes Ausschweifen, sondern als technisch-strenges Gestalten der Übergangszustände zwischen Leben und Tod verstanden. Wer wie Cocteau durch eine neue Gläubigkeit (oder durch einen kühnen seelischen Trick — was liegt schon am Worte?) zur Anschauung einer höheren Realität vorgedrungen ist, darf unsere gegebene Wirklichkeit souverän behandeln: in Cocteaus Dichtungen sind alle Objekte sozusagen von den Gesetzen der Wirklichkeit dispensiert. Das tragische Zimmer in den „Enfants terribles" ist an keinen geometrischen Ort gebunden, es schwankt im Seesturm der Ereignisse wie ein Schiff ohne Mast — dem Spiegel in „Le grand écart" werden höchst menschliche Launen zugetraut — in dem nur scheinbar tollen Sketch „Les mariés de la tour Eiffel" werden Ort und Zeit und die Einheit der Person souverän preisgegeben, schließlich erstarrt eine ganze Hochzeitsgesellschaft, die eben noch springlebendig war, ins Statuarische, und wird an einen Kenner als bemerkenswertes Kunstwerk verkauft. (Allerdings unsigniert; „Dieu ne signe pas" sagt eine Figur im Stück.) Der Dichter, der sich von den realen Gesetzen dieser Wirklichkeit befreit, darf — in den „Mariés", im „Orphée" — mit Szenensetzen ebenso souverän bauen wie mit Worten.

Es ist die erstrebte Distanz zum Subjektiven, zum Nichts-als-Gefühlsmäßigen — es ist die Unerbittlichkeit des äußeren Ablaufs, die diesen religiösen Dichter dazu getrieben hat, seine Gestalten in antikische Luft zu stellen, oder wie er selbst sagt „à opérer cette vieille actrice (= la Grèce), à retendre sa peau"; es ist mehr als der auch in diesem französischen Dichter lebendige „goût classique", wenn manchmal seine sonst höchst gegenwartskräftigen Personen in die schneidend-helle Sphäre antiker Gestalten entrückt werden; da wächst der Gymnasiast Dargelos aus den „Enfants terribles" plötzlich zu einem zürnenden Apoll auf — da exekutiert der Athlet Stoppwell (in „le grand écart") seine Opfer mit der moralischen Indifferenz eines griechischen Rachegottes — da verläßt — wieder in den „Enfants terribles" — Elisabeth nach dem sterbenden Bruder in freiem Tode die „Atridenhölle" des beherten Zimmers.

In die kühle und tödliche Atmosphäre, in der Cocteau seine Gestalten handeln und zugrunde gehen läßt, ist auch sein eigener Kampf um die künstlerische Gestalt einbezogen. — Das künstlerische Ringen um den konkreten Ausdruck wird plötzlich zu einer eminent riskanten Angelegenheit. Die Sehnsucht nach Totalität und Vollendung steht als mahnende Forderung über jedem Wort: „Gott zählt auch noch die Silben der Verse." Und wenn Cocteau zu spielen scheint, wenn er in den „mariés" mit Menschen und Situationen wie mit bunten Bällen jongliert, wenn er den Eiffelturm als ein Lebewesen auffaßt, das man füttern kann, dann spielt er mit dem tiefen Ernst eines Kindes. (Hier ist Cocteau weltenweit von dem ihm sonst im Wortwitz verwandten Ramón Gomez de la Serna getrennt, der in seinen „Greguerías" einen genialisch-lustigen Unfug treibt.)

In dem kleinen Buch „Le mystère Laic", das dem italienischen Maler de Chirico gewidmet ist, schildert Cocteau unbewußt das Wesen seines künstlerischen Schaffens und seiner dichterischen Sehnsucht: gleich de Chirico gestaltet auch Cocteau unter dem Aspekt des Todes — gleich dem italienischen Kubisten erstrebt auch er eine „Vérité de l'âme" — und beide streben fanatisch nach der Ausschaltung alles Realistisch-Zufälligen. Gleich den Bildern de Chiricos kennen auch die Schöpfungen Cocteaus keine andere Gleichgewichtslage als „Le calme de l'accident". Der Dichter aber lebt nicht anders denn seine Gestalten unter der ständigen Bedrohung des Todes: „Je suis ravagé par la poésie comme certains docteurs par l'emploi des rayons X."

„Die Suche nach der Nation"[1]

Von Heinz Dietrich Kenter (Berlin)

Wie oft störte mich an diesem Otto Flake,[1] daß er seine epische Arbeit immer wieder mit geistigen Formulierungen durchsetzt, daß er mit Resultaten arbeitet und seine Handlung um diese Resultate herumbaut, daß diese Handlung zu nichts anderem dient als seinen geistigen Resultaten den aphoristischen Charakter zu nehmen und ihnen die Wirkung unmittelbaren Lebens und Erlebens zu geben.

[1] „Otto Flake: Montijo oder die Suche nach der Nation". S. Fischer Verlag, Berlin.

Digitized by Google

Dieses neue Buch Flakes aber ist ein Fortschritt: er steckt die Grenzen der Handlung so weit, daß seine geistigen Resultate den Ablauf der Handlung stützen, die Handlung selbst ihrer privaten Erlebnissphäre entziehen. Er zeigt lebendige Bewegungen zwischen Mann und Frau, dann: zwischen beiden und dem Lande, zu dem sie gehören, endlich: zwischen Mann, Frau, Land und der Zeit, die alles wechselseitig formt und bestimmt.

Die Suche nach der Nation: ein geistiger Querschnitt durch das Deutschland der letzten 25 Jahre. Eine klare Abrechnung. Eine kühle und doch von aller Leidenschaft bestimmte Auseinandersetzung.

Otto Flake
Zeichnung von B. F. Dolbin

Es ist so: man muß in den stärksten Widerstand zur deutschen Nation treten, wenn man ihren Charakter ganz erkennen will. Man denke an Aussprüche Goethes und Nietzsches: von welcher Bitterkeit sind sie diktiert. Dieselbe Bitterkeit bei Flake: gegen den deutschen Charakter im allgemeinen, gegen das Deutschland dieser Gegenwart im besonderen. Gegen das Preußen-Deutschland der Vorkriegs- und Kriegszeit. Gegen die geistige Niveausenkung der Nachkriegszeit.

Also wäre „Die Suche nach der Nation" nur ein bitter-verbittertes Manifest „Gegen"?! Nein. Ein lebendiges Buch, diktiert von der Liebe zu einem Lande, das solche Liebe nicht oder nur selten vergilt. Eine dramatische Auseinandersetzung: der Individualist, der Sozialist, der Bolschewist, Menschen aus allen Ländern Europas. Der Künstler, der Offizier, der Schriftsteller, die Frau, das politische Leben. Beobachtet aus dem London der Vorkriegszeit. Aus dem Brüssel der belgischen Etappe. Aus dem Zürich des Jahres 1917. Beobachtet auch aus der Zurückgezogenheit auf dem Lande und aus der Betriebsgier der Großstadt. Und alles das beobachtet von einem Menschen, den die letzten zehn Jahre geistiger Inflation nicht aufsaugen konnten. Der, wenn auch mit irritierendem Formulierungstrieb, seinen Standpunkt wahrte, um jetzt, in diesem Roman, die Basis seiner früheren und seiner gegenwärtigen Formulierungen zu enthüllen.

Wie? Dieser Mann schildert nicht das Schlachtfeld, sondern in der Etappe den Flirt mit einer Polin! Er geht in die Schweiz statt an die Front zu einer Zeit, da in Europas Schützengräben um die letzte Entscheidung gekämpft wird! Er hat in Zeiten des Krieges, der Revolution, der Inflation, wirtschaftlicher und politischer „Versklavung" Muße, mehr als eine Frau kennen, lieben und wieder vergessen zu lernen!

Ja! Und gerade das ist ausgezeichnet an Flakes Buch. Es macht das allgemeine Geschrei nicht mit. Es wagt, privat zu sein in einem Augenblick, in dem alle anderen mit bebender Hysterie in Politik machen. Es wagt, Frauen zu studieren gerade dann, wenn das öffentliche Leben drunter und drüber geht. Es wagt auch, allein mit sich zu sein, wenn die Straße marschiert. Es wagt, obschon Deutschland eine Republik ist, Kritik an deutschen Verhältnissen. Es wagt, die ganze Vagheit deutscher Geistigkeit: den falsch angewandten Amerikanismus, die kopflose Flucht vor dem Gefühl und der Individualität, die Hohlköpfigkeit der verantwortungslos billigen Politisierung eines im Grunde unpolitischen Volkes aufzudecken.

Auf der Suche nach der Nation findet Flake nationale und internationale Parteien. Die leidenschaftliche Tendenz des Tages. Er findet auch das zerstörende An-einander-vorbei. Das völlige Brachliegen der ursprünglichen Kräfte des Volks. Theorien statt eines Plans. Nur Gesinnung, nirgends Besinnung. Überall Hysterie und keine Geduld, zu warten.

Digitized by Google

Das deutsche Volk braucht eine führende Klarheit in allen Dingen. Es brauchte bei dieser allgemeinen Korruption, bei der großen Verwirrung in politischen Dingen, bei der Urteils- und Gesetzlosigkeit auf dem Gebiete der Kunst eine „Affäre Dreyfus", damit, wie damals in Frankreich, heute in Deutschland jeder Farbe bekennen, sich entscheiden müßte, und mit der Entscheidung eine fruchtbare Vereinigung der sich jetzt sinnlos bekämpfenden Kräftegruppen zustandekommen würde. An einer Stelle seines Buchs schreibt Flake: „niemand gab sich zufrieden mit dem, was einer war; es entstand so eine Unruhe, jeder suchte sich einen anderen Platz als den, an den er gehörte. Mit einem Ausdruck, der später aufkam, hätte man sagen können, daß in dieser Nation ein fortwährendes Aufwertungsbedürfnis sein Wesen trieb." Hier ist, in ein paar Worten, die ganze Hysterie unserer Gegenwart.

Es kann Flake für dieses Buch nicht genug gedankt werden. Selbst da, wo man widerspricht, orientiert es. Es wachsen in ihm geistige Formulierung und praktisches Leben zusammen.

Dichtkunst und Erdkunde

Zu Kasimir Edschmids Südamerika-Buch

Von Lutz Weltmann (Berlin)

Von Edschmids letztem Novellenband „Hallo Welt!" sagte der Schreiber dieser Zeilen an anderer Stelle, das neue Gesicht einer alten Dichtgattung zeichne sich in seinen besten Stücken ab. Und das darum, weil das „Unerhörte" dieser Begebenheiten nicht das seltsame Abenteuer, sondern die Phantastik des Lebens sei: wenn Edschmid etwa erzählt, wie ein deutscher Industrieller die Lepra-Insel besucht und von der Fabrikation eines neuen Serums abraten wird, weil es sich bei einem Bestand von „nur" 246 Kranken nicht rentieren dürfte.

Wenn Edschmid seinem neuen Buch „Glanz und Elend Südamerikas" (Sozietätsverlag, Frankfurt a. M.) den Untertitel „Roman eines Erdteils" gibt, so erhellt daraus, wie sehr er sich bewußt ist, mit seinen Reisebüchern nicht nur politisches — das ist zumal bei seinem Afrika-Buch der Fall — sondern auch dichterisches Neuland zu betreten. Dieses Reisebuch, ein schwer zu übertreffendes Beispiel heutiger Reisebücher, unterscheidet sich von früheren Reiseschilderungen dadurch, daß es keine Wunder auftischt, keine Abenteuer aneinanderreiht, sondern Realitäten darstellt — und die Wirklichkeiten sind dabei das Wunderbare. Um so wunderbarer vielleicht, weil den Indianern unserer Tage, denen Edschmid begegnet, gar nichts mehr von der Romantik der Cooper und Karl May eignet.

Edschmid zeigt das Gemeinsame, das den ewigen Revolutionen der südamerikanischen Staaten zugrunde liegt: „Es war keine Dauer in diesem Kontinent. Die Menschen mußten Diktaturen haben und mußten sie wieder zerbrechen. Sie wollten Demokratien haben und bekamen wieder Diktaturen. Sie gaben sich alle Mühe zu ordnen, zu gliedern, aufzubauen und zu gestalten — aber sie mußten schließlich alles wieder zerschlagen, sie konnten nichts über sich ertragen. Sie hätten auch Christus und Napoleon nicht ausgehalten." Aber er zeigt auch, wie verschieden die einzelnen Staaten Südamerikas untereinander sind. Das sind Beispiele, die sich einprägen: Rio de Janeiro ist vom Urwald umlagert, asphaltierte Alleen führen mitten durch den Wald zur brasilianischen Sommerresidenz Petropolis, und die peruanische Stadt Mollendo ist von der Natur so vernachlässigt, daß ihre Tristheit die Bewohner zu Voyeurs erzieht. Da sind die Peruaner, die von Spaniern und Indianern abstammen und mit beiden nichts zu tun haben wollen, und die Brasilianer, für die es überhaupt kein Rasseproblem gibt, die bei einer Schönheitskonkurrenz ebensogut eine Deutschstämmige wie eine Negerstämmige wählen. Da sind die Chilenen eine Rasse für sich, obgleich wie in Peru, Ekuador, Bolivia mit Indianern gemischte Spanier, doch mit dem Unterschiede, daß die Spanier Chiles keine Adligen, sondern eine Verbrecherkolonie und die Indianer Chiles keine Abkömmlinge von Herrschern, sondern ein kulturloser, wilder Jägerstamm waren. Aber bei dem Chilenen wie bei dem Peruaner hat sich die spanische Tradition erhalten, die die Unberührtheit

Digitized by Google

der Frau vor der Ehe fordert; die heißblütigen Frauen schützen sich vor der folgenschweren Verführung, indem sie auch bei langwierigen Gelagen den Alkohol meiden. Wir lesen vom Nationalstolz der Argentinier, die ihre eigene Sprache haben und doch den Yankees schon so angeglichen sind, daß ihre Frauen fast alle die genormte Schönheit der Amerikanerinnen besitzen, lesen von den Chilenen, die sich vergeblich gegen den Einfluß des Yankee-Geldes wehren, aber amerikanische Methoden übernehmen, indem sie auf die Felsen der Kordilleren nutzlose Reklame malen.

Wir finden eigentümliche Gebräuche erklärt, z. B. warum kein Indio ohne seine Frau einen Lamatransport begleiten darf (Syphilisgefahr durch Sodomie), erfahren von der Selbstzerstörung der Inkas durch Kokagenuß, freuen uns der Darstellungen von Götterfesten unter katholischem Gewande, von Sagen der Urzeit, von der Akropolis ebenbürtigen Altertümern. Aber der farbenfreudige Verfasser übersieht dahinter die wichtigen Wirtschaftsprobleme nicht. Wenn er erwähnt, daß man in Martinique erst Bananen zu verzehren begann, seit man sie nach Europa ausführt, ist das nur ein hübsches Aperçu; aber er wird sofort ernst, wenn er auf die Ausbeutung in Ekuador bei der Herstellung der Panamahüte zu sprechen kommt. Kasimir Edschmid geht den umgekehrten Weg wie sein Vorgänger Alfons Goldschmid in seiner „Dritten Eroberung Amerikas": Goldschmidt sucht Beispiele für seine Wirtschaftstheorie, und seine impressionable Natur verliebt sich in die Schönheit von Land und Leuten, Edschmid kam, vieler Menschen Städte zu sehen und ihre Gesinnung zu erkennen, und sein humaner und zugleich spielerischer Sinn („er spielte gern mit der Weltgeschichte geographisch" sagt er von seinem Selbstkonterfei Göhrs) entdeckt, wie das Yankeekapital heute in Südamerika die Rolle der Kanonen spanischer Eroberer übernommen hat. In Ekuador wundert er sich, daß Proletarier, wenn sie sich freuen, die Nationalhymne singen, in Argentinien, wo es keinen Mittelstand gibt, nur höchste Wohlfahrt und letztes Elend, sieht er zum erstenmal ein Plakat „Sozialistische Partei". Der englische Einfluß ist in Südamerika zurückgegangen, es ist eine Frage an die Zukunft, ob die zehn Staaten Südamerikas der Eroberung durch das Yankeeland Herr werden oder ob sich hier der Entscheidungskampf um die Vorherrschaft der USA abspielen wird.

Es ist höchst sinnvoll, wenn Edschmid daran erinnert, daß Brasilien am Kaffee, Chile am Salpeter, Bolivien am Zinn interessiert ist, wenn er erwähnt, daß das Getreideland Argentinien den ökonomischen Spannungen der Umwandlung in ein Industrieland unterworfen ist.

Edschmids Darstellung wird dadurch besonders plastisch, daß er die Zahl zwar nicht verschmäht, wenn sie etwas Wesentliches aussagt, aber meist europäische Beispiele heranzieht, die sprechend sind: etwa die argentinische Küste hätte die Ausdehnung von Nordkap bis Sizilien, die chilenische die von Stockholm bis Bagdad. Das sind Ausmaße, vor denen europäische Probleme zusammenschrumpfen. Es hat seinen eigenen Reiz, wenn wir nun sehen, daß auf diesem Erdteil moderne — kapitalistisch-imperialistische — Konflikte ausgetragen werden — und die historische Schicht Zuständen und Daseinsformen des europäischen Mittelalters entspricht. Ich weiß nicht, ob Edschmid, dem die „Landkarte interessanter als ein Theaterstück" ist, van Loons Amerika-Buch „Von Columbus bis Coolidge" kennt — aber wie der ästhetische Sinnenmensch Edschmid den Nationalökonomen Goldschmidt ergänzt, bestätigt er auch den Geschichtsphilosophen van Loon, wenn er die Diktatoren Südamerikas mit den Häuptlingen der Renaissance vergleicht.

Die Frage an den Fortschritt vergißt Edschmid nicht zu stellen. Er rühmt die Yankeearbeit als die beste der Welt. Aber er fügt sogleich das Fragezeichen des Wozu an. Beim Panamakanal gedenkt er des Schwimmers und Journalisten Halliburton, dessen Schwimmtour eine Reminiszens an Byrons Dardanellendurchquerung war. Und umreist zwei Zeitalter mit der Feststellung, daß diese Tat Byrons nur wegen seines geistigen Ruhmes nicht vergessen worden sei, während die Leistung seines Nachahmers keines geistigen Hintergrundes bedurfte — in unserer Epoche der Rekorde.

Durch Edschmids Südamerika-Buch dürfen wir für die künftige Bewertung des Geistes optimistisch sein. Man überlegt sich im Kino häufig, ob angesichts der vielen guten Landschaftsfilme Reisebeschreibungen heute überhaupt noch nötig seien. Edschmid schlägt hier die besten solcher Filmaufnahmen. Sein Buch hätte nicht einmal die beige-

Digitized by Google

steuerten schönen Photos Erna Pinners nötig. So lebendig ist das Wort dieses Mannes, der die Phantasie eines Dichters mit dem Tatsachenblick eines wahrheitsliebenden Reporters verbindet.

Erdkunde kann fesselnder als ein Roman sein, wenn sie so vorgetragen wird wie hier. Das Buch gehört darum in jedes Lehrerseminar, in jede Schülerbibliothek!

Dreimal Vagabondage

Von Georg Schwarz (Berlin)

Die Landstraße ist seit Jack London salonfähig geworden. Viele fühlen sich heute berufen, den Sinn, das Bild, die Soziologie der Landstraße in Schriftwerken zu fassen. Von den Heimatlosen, die selbst dichterische Bekenntnisse ihrer ruhelosen Wanderschaft ablegen, war in diesen Blättern schon einmal die Rede. Neuerdings stellen die Maler der Landstraße ihre Werke aus, und auch dafür scheinen sich die Snobs zu begeistern.

Vagabondage wird Mode. Das merken auch die Reporter. Wie lange braucht ein Reporter, um die Landstraße kennen zu lernen? Einer zog aus und erstattet jetzt seinen Bericht über „Erlebnisse in Herbergen und Asylen, auf der Landstraße und in Arbeitsräumen", wie es im Untertitel seines Buch heißt: „Als Landstreicher durch Deutschland", von Joachim Rügheimer (Verlag Köhler, Minden). Das Ganze liest sich wie eine Sammlung von Zeitungsartikeln, auf Tendenz und Sensation gearbeitete Reportagen, wie sie für die Zeitungsrubrik „Aus aller Welt" gebraucht werden.

Es sind die bekannten „Stimmungsbilder" aus Wartesälen, von den Tiergartenbänken, aus abgeklopften Dörfern, aus Herbergen zur Heimat und Kaschemmen. Nur daß das alles in der Ichform erzählt wird, weil der Verfasser sich so zum Spaß eines guten Tages ohne Geld im Sack, in schlechter Kleidung und ohne Empfehlungsbriefe an fremde Redaktionen wie ein echter Vagabund auf die Walze begab. Auf die Art hat er Deutschland durchquert und dabei die wundersamsten Abenteuer erlebt. Bei ihm klappt alles. Vagabund sein, wer möchte das nicht, wenn er dies Buch gelesen hat! Da bekommt man, wenn man geschickt bettelt, Talerstücke geschenkt und überreichlich gutes Essen. Fahrgeld für die Eisenbahn macht keine Sorgen, denn mit einer Bahnsteigkarte kommt man weit. Schlimmstenfalls hat man einen Führerschein in der Tasche, um ein Auto stehlen zu können (genaue Anweisung, wie das gemacht werden muß, enthält Rügheimer seinen Lesern nicht vor!). Und wenn man dann den Wagen seinem wirklichen Besitzer wieder in die Hände spielt, dann bekommt man noch 150 Mark Finderlohn. Der Leser begreift dennoch nicht ganz, wozu diese betrügerischen Manipulationen nötig sind. Er weiß, hinter all diesen Streichen steht die gesicherte Existenz des Zeitungsmannes, der das alles ja gar nicht nötig hat und der jederzeit um Geld nach Hause telephonieren kann, wenn's ihm schlecht geht. Es fehlt die tiefere Begründung und auch die künstlerische Formung des Stoffes; es könnte bestenfalls Material für einen Gestalter sein, ist aber auch als solches durchaus nicht neu, auch nicht nach neuen Gesichtspunkten gesammelt. Unreife Köpfe werden sich an dem Buch erhitzen, weil sie daraus erfahren, daß man ohne ernste Arbeit leben, reisen, essen und erleben kann. Unter Umständen fällt man sogar einem amerikanischen Zeitungsmann auf, der, just auf der Suche nach der Sensation ist, in Deutschland Tramps interviewen zu dürfen. Dann bekommt man im Schlafwagen, den man mit erschwindeltem Geld benutzt, noch weitere Dollars in die Hand gedrückt.

Ob Rügheimer das alles wirklich erlebt hat, oder ob er nur einen Rahmen für seine im Lauf der Jahre gesammelten Reportagen brauchte, bleibt bei der Beurteilung seines Buchs gleichgültig; ob wahr oder erfunden, es ist ethisch nicht zu rechtfertigen, und man spürt aus jeder Zeile die frivole Spekulation.

In den Reihenbüchern des Verlages Diederichs in Jena wird ein neuer Autor vorgestellt: Heinz Kükelhaus, „Erdenbruder auf Zickzackfahrt", Lebensbericht eines deutschen Vagabunden. Eine dichterisch gestaltete Entwicklung. Der Autor gehört zum Jahrgang 1902 und ist einer der Attentäter, die während des Ruhrkrieges 1923 das Druckereigebäude der sozialdemokratischen Zeitung in Mün-

Digitized by Google

ſter in die Luft ſprengten. Ein Spaß, der die deutſchen Steuerzahler die Kleinigkeit von 300000 Mark gekoſtet hat. Daß Kükelhaus jetzt nach Jahren der Unraſt und des deſtruktiven Herumwirbelns verſucht, ſich in die Front derer einzugliedern, die Mörtel und Bauſteine herbeitragen für eine beſſere Zukunft, ſpricht für die Geſetzmäßigkeit eines Neuaufbaus; eine Geſetzmäßigkeit, die ſtärker iſt als alle Frondeure.

Der Autor ſchildert ſein Leben, die Flucht aus behüteter Jugend in das Nichts der Vagabondage. Der Weg wird erklärt aus Kriegsende und Zuſammenbruch. Dieſer Vagabund wandert durch das Deutſchland der Nachkriegsnot, wird nach Marſeille verſchlagen und in die Fremdenlegion, flüchtet nach Spanien, gerät in der Hafenſtadt Genua unter die Speckjäger, Kunden und den lumpenproletariſchen Abſchaum der ganzen Welt, hat einen unbändigen Lebenstrieb und behauptet ſich in Schmutz und Not. Er kehrt in die Heimat an der Ruhr zurück, arbeitet, erlebt den Einmarſch der Franzoſen — und wird rechtsradikaler Aktiviſt, wie ſchon erwähnt: Sprengſtoffattentäter.

Hier ſpricht unzweifelhaft eine dichteriſche Begabung, allerdings keine, die es ſich zum Ziel ſetzt, Zuſtände und Bewegungen klar zu ſchildern, die Motore zu vergegenſtändlichen, ſondern eine, die einen Schleier vor die Augen des Leſers hängt, um den Blick zu trüben. „Das Myſterium meines Tuns ohne Geſchehen nahm mir die Gedankenlogik.“ So etwa wird eine Handlung, anſtatt ſie zu klären oder aus der Geſtaltung klar hervortreten zu laſſen, verbrämt und vernebelt. Die Kunſt der Tarnung ſollte der Dichter den Politikern überlaſſen.

„Die Welt der Problematik iſt der Welt der Wirklichkeit gewichen“, ſo ſchreibt Eugen Schmahl in dem Vorwort zu dem Buch von Kükelhaus. Die Metaphern des Dichters beſtätigen dieſe Feſtſtellung durchaus nicht. Manchmal tut er ſo, als türme er Quadern, wenn er doch nur ſchlecht gebackene Kunſtſteine übereinanderſchachtelt. Pathetik wird überall dort als allegoriſcher Aufputz verwandt, wo klargegliederte flächige Raumgeſtaltung notwendig wäre. So gibt dieſes Buch keine aus Konzentration und Überſchauen gewonnene Durchſicht und Durchſichtigkeit, dennoch iſt es ein aufſchlußreiches Dokument über eine bürgerliche Jugend, deren Fundament das Dynamit der Nachkriegsereigniſſe zerſprengte.

Geſchloſſener in der Gedanklichkeit, einheitlicher in der Form, zwingend durch die Klarheit ſeiner Inhalte ſteht Oskar Wöhrle da. „Der Baldamus und ſeine Streiche“, Jubiläumsauflage, 92.—100. Tauſend, Verlag der Bücherkreis, Berlin. Das Epos des Schuſterſohnes aus dem rheiniſchen Sundgau iſt ein wirkliches Volksbuch geworden. Auch in der neuen, veränderten, endgültigen Faſſung hat es nichts von ſeiner wilden Erlebniskraft und ſeiner friſchen Urſprünglichkeit verloren. Es iſt noch durchſichtiger, kriſtallener geworden durch die weiſen Erkenntniſſe des gereiften Mannes, der alle Prüfungen des Schickſals erlitten hat. Wöhrle iſt ein unbändiges, dichteriſches Temperament von der vielfältig ſaftigen Sprachkraft des ſüddeutſchen Menſchen. Holzſchnittartig ſind Wöhrles Sätze, einprägſam und plaſtiſch ſeine Bilder; manche Einzelheit iſt aus Freude am Handwerk zu ſcharf konturiert, aber dennoch bleibt die Dynamik und die Konſtruktion des Buchs auf dem feſtſtehenden Boden eines logiſchen Realismus.

Hier wird ein Lebenslauf aus Umwelt, Handlungen und Reflexionen begreiflich gemacht, ohne übertriebene Wichtigkeit für ſich in Anſpruch zu nehmen, läuft er mitten durch eine Welt, die uns allen „unſere Welt“ iſt. Der Baldamus iſt in ſeiner erſten Faſſung vor dem Krieg entſtanden; daß er heute noch ſeine Gültigkeit hat, iſt der beſte Beweis dafür, ein wie allgemeingültiges Dokument er iſt. Verhältniſſe und das von ihnen geformte Produkt ſteht vor uns. Dieſe Lebenskurve wird bewieſen: Flucht aus dem Seminar, Adreſſenſchreiber, Hausburſche, Gelegenheitsarbeiter, als Kunde die Walz nach Frankreich, Paris, Riviera, Italien, Fremdenlegion. Aber bei Wöhrle wird dieſe Inſtitution Frankreichs verſtändlich fern von aller verlockenden und ſchmähenden Romantik, im täglichen Trott des Dienſtes, im Kampf mit den Bewohnern der Wüſte. Den meiſten Kameraden hier hat die nackte Not das Handgeld zwiſchen die Finger gedrückt und die Flinte auf den Buckel. Der Baldamus flüchtet und landet tippelnd, nach mancherlei Kreuz- und Querfahrten wieder im heimatlichen Dorf.

Bücher, die Schickſal geſtalten, auch wenn es Vagabundenſchickſal iſt, ſind dazu da, Einzelerlebnis in das Weltgeſchehen einzugliedern, den Glauben an die Menſchheit immer wieder neu zu ſammeln. Vagabundenkult aber iſt abzulehnen, wie jede verzeichnende Verklärung einer aus ihren Zuſammenhängen geriſſenen Erſcheinung.

Digitized by Google

Reisebücher von gestern und heute

Von Fedor von Zobeltitz (Berlin)

VIII.

Es ist merkwürdig, daß verhältnismäßig wenig über Reisen in Deutschland veröffentlicht wird — das einzige Heimatbuch, das mir im Verlauf des letzten Jahres zuging, ist eine Sammlung hübscher Plaudereien, die Hans Brandenburg unter dem Titel „Festliches Land, durch München zum Hochgebirge" erscheinen ließ (mit 16 Bildtafeln. München, Knorr & Hirth). Brandenburg ist geborener Rheinländer, hat sich aber mit Herz, Feder und Tinte, mit Schaffen und Wirken so ganz in München eingelebt, daß man ihn beinahe als vollsaftigen Bayern betrachten kann. Und als einer, der seine Wahlheimat liebt, sagt er von ihr aus. Erzählt sehr reizend, humorvoll, auch poetisch, hin und wieder mit einer gewissen Neigung zur Wortredigkeit, zu einem Zuviel an Beispielhäufungen, von München selbst, der „nach Paris geliebtesten Stadt", von Oberammergau und dem Spätsommer am Chiemsee, von Berchtesgaden und dem Umkreis des Peissenbergs. Die Schlußkapitel aber bilden das fast Wertvollste des starken Bandes: eine wahrhafte Epopöe auf den oberbayrischen Bauern, seine urtümliche Wesenheit, seine originale Kraft, seine Weltanschauung. In langen Jahren hat Brandenburg mit ihm in persönlichem Verkehr gestanden, und sicher entspricht das meiste in seinen Schilderungen der Wirklichkeit. Für ihn steht der Götzendienst des Erbguts hoch als tragende Stammesgemeinschaft, wird die Zwangseinheirat gemildert durch das voreheliche G'spusi. Er zieht die „Grausamkeit des Bauern gegen das geborene Leben" immer noch der Grausamkeit des Städters gegen das ungeborene Leben vor, und meint, daß die vielfach menschenunwürdige Behandlung, die so manchem alten König Lear des Hochlands zuteil wird, einen Trost finde in der „Erkenntnis vom Vollzug einer ausgleichenden Gerechtigkeit".

Fremde Erdteile überwiegen auch diesmal. Unter den aufgestapelten Werken für diese Rundschau findet sich nicht viel über Reisen in Europa, ausgenommen die balkanischen Erinnerungen, die A. Kutschbach in seinem Buch „Der Brandherd Europas" vereinigt hat (Leipzig, E. Haberland). Die persönlichen Erlebnisse, die der vielgereiste weltkundige Verfasser als Offizier, Journalist und Politiker hier zusammengestellt, sind so fabelhaft interessant, daß es schwer hält, sich von der Lektüre zu trennen. Die Erinnerungen umfassen ein halbes Jahrhundert: die Zeit der Losreißung der christlichen Balkanvölker von der Türkei bis zur gegenwärtigen staatlichen Gestaltung ihrer Länder, und geleiten die Leser von dem großen Aufstand in der Herzegowina in einem farbenbunten Bilderreigen durch Montenegro, Serbien, Albanien, Mazedonien, Bulgarien, Rumänien und die Türkei. Und überall konnte Exzellenz Kutschbach mit den führenden Persönlichkeiten Verbindung halten, Einblick gewinnend in die politischen Wirrnisse, den Kampf der Intrigen, die militärischen und höfischen Verhältnisse, auch in das Volksleben.

Gewaltig angeschwollen ist die Reiseliteratur über Asien. Ich stelle Willy Seidels Bilderbuch aus zeitlosen Weltwinkeln voran, „Die Himmel der Farbigen" genannt (München, Georg Müller), weil der Verfasser uns unter sehr verschiedene Himmel führt, auch unter sehr verschiedenartige (mit Einbeziehung eines ägyptischen). Kaum ist der Leser in einem Milieu einigermaßen warm geworden, so wird er wieder in ein anderes geworfen, aber dafür entschädigt ihn das immer Unterhaltende und Fließende der Schilderung. Die beiden größten Kolonialvölker kommen nicht gerade gut dabei fort, doch auch die Farbigen sind ohne Verklärung gesehen, und dieser Wirklichkeitssinn ist doppelt erfreulich in einer Zeit, in der eine negative Einstellung die biologischen Unterschiede stark zu verwässern liebt. Auch das Städtebuch von Richard Katz „Heitere Tage mit braunen Menschen" (mit 31 Tafeln und einer Karte; Berlin, Verlag Ullstein) geleitet den Leser durch eine buntschimmernde Welt. War ehemals etwa mit Java das Ende der Reiselustigen erreicht, so gibt es jetzt neue und minder überlaufene Gebiete westlich im Stillen Ozean. Zunächst wurde Bali für die Touristik entdeckt, Katz ist indes darüber hinaus von einer Insel zur anderen gepilgert, von denen wir in unserer Jugend noch lernten, daß sie von Menschenfressern bewohnt seien. Er ist kein Forschungs-, vielmehr ein Anschauungsreisender. Er vermißt nicht Landgrenzen und Schädel, noch notiert er Marktwerte und Marschzeiten. Dafür vibriert jede Seite seines Buchs von Frischerlebtem und Ausgenossenem. Keine Verhimmelung fremder Zonen, aber immer ein dankbares Aufnehmen, das alles Unbequeme klein erscheinen läßt neben dem gebotenen Großen. Der Untertitel des Werks „Unter tropischer Sonne" von Wilhelm Geiger (Bonn, Kurt Schroeder) lautet „Wanderungen, Studien, Begegnungen in Ceylon und Java". Doch, wüßte man auch nicht, daß der Verfasser ein bedeutender Indologe ist, würde man schon an der bedächtig aufzählenden unphantastischen Art des „Erlebens" ohne weiteres den Gelehrten erkennen. Geiger suchte auf Ceylon letzte Vertiefung vor der endgültigen Herausgabe der Mahavansa, der in mittelindischer Sprache verfaßten Inselchronik. Er hoffte, in den abseits liegenden Klöstern noch minder verstümmelte und verunreinigte Texte zu finden, und so führte die Wissenschaft ihn und seine tapfere Gattin durch ein Ceylon, das mit den Fremdenfallen Colombos und Kandias nichts mehr gemein hat und auch den Leser manchen Einblick hinter die Kulissen des Buddhismus tun läßt. Angenehm berührt die Furchtlosigkeit dieses reisenden Ehepaars, das alle Gefahren als unwichtige Selbstverständlichkeiten hinnimmt, die kaum der Erwähnung wert sind.

Gelehrte lieben die Untertitel. Auch Leo Frobenius gibt seiner „Indischen Reise" noch den erweiternden Beititel „Ein unphilosophisches Reisetagebuch aus Südindien und Ceylon" (mit 32 Tafeln nach photographischen Aufnahmen und 56 Textfiguren; Berlin, Reimar Hobbing). Und auch Geheimrat Frobenius reiste nicht allein, sondern hatte Gattin und Tochter mitgenommen als getreue Helferinnen — Fräulein Ruth Renate besorgte die zahlreichen Photos, die auf den Tafeln in vortrefflichem Tiefdruck wiedergegeben wurden, während ihr Vater das Tagebuch führte: das einer aussichts- und einsichtsreichen Autofahrt durch wenig vom Fremdenstrom besuchte Gegenden. Man kennt den Verfasser als guten Erzähler, aber sein neuestes Buch bietet nicht nur eine Kapitelreihe flotter Schilderungen mit mehr oder weniger plaisierlichen Erlebnissen und Zwischenfällen. In seinem Werk „Erythraea" hat er aufgezeigt, wie die Erschließung des Ruinenfelds von Simbabwe in Südafrika das ungewöhnlich gut erhaltene Bild einer großen einheitlichen Geisteskultur ergab, und im Zusammenhang damit weist er hier auf die Riesengalerie der Religionen an den Gestaden des Indischen Ozeans hin, auf die Bilder einer Schule und des gleichen Lebensgefühls wie dort, des Schicksals als Idee, das nur durch Selbstopferung erträglich wird. Der Forschung mag es vorbehalten bleiben, den Ausstrahlungen dieser Mythenwelt wissenschaftlich prüfend zu folgen, jedenfalls ist auch für den Laien das tiefe Eindringen in den uralten geheimnisvollen Kultus der Mondgottheit und des rituellen Königsmords, der schauerlichen Dramatik der verschiedenen indischen Religionen, von höchstem Interesse.

Neun Deutsche versuchten 1929 als erste, den dritthöchsten Berg der Welt, den Gipfel des Kangchendzönga, unter

Digitized by Google

Führung von Paul Bauer, zu erklimmen. Nun legt uns Bauer in seinem Werk „Im Kampf um den Himalaja" das Ergebnis dieses gefahrvollen Abenteuers vor (mit 100 Abbildungen, 5 Panoramen und 3 Karten; München, Knorr & Hirth). Nach langen und sorgfältigen Vorbereitungen trafen die neun mit einer hundertköpfigen Trägerkolonne durch Dschungel und Urwald, über Gletscherfelder und Moränen auf dem steilen Nordostsporn des Berges ein, dem einzig möglichen Weg zum Gipfel. Senkrechte Eistürme mußten umgangen und durchtunnelt werden, um den Grat zu gewinnen, und endlich glaubte man in 7400 Meter Höhe dem Erfolg nahe zu sein. Aber ein ungeheurer Schneesturm zwang die tapferen Männer notgedrungen zur Umkehr. Wurde das Endziel indes auch nicht erreicht, so hat die Expedition doch die Gewißheit erbracht, daß der Mensch in jenen gewaltigen Höhen wochenlang leben kann, und daß unter glücklicheren Umständen eine Bezwingung des Himalajariesen recht wohl möglich ist. Dem Bericht Paul Bauers, einem alpinen Roman voll erregender Episoden, ist das Reisetagebuch beigegeben, und in einem Anhang folgen weiter die wissenschaftlichen und bergsteigerischen Ergebnisse, u. a. auch eine Rechnungsablegung über die Kosten des Unternehmens, mit dem erstaunlichen Resultat, daß die ganze fünfmonatliche Expedition alles in allem nicht mehr als 40000 Mark verschlungen hat.

Die „Zehn Wochen bei chinesischen Banditen", die der amerikanische Arzt Harven J. Howard verlebte, bieten ein abschreckendes Bild der Nachkriegswirren in der Mandschurei (deutsch von Lothar Tobias, mit 28 Abbildungen; Leipzig, F. A. Brockhaus). Chinesische Offiziere und Beamte sind bei jedem Wechsel der Regierung so gut wie rechtlos und wissen sich häufig keinen anderen Rat als in die Wälder zu flüchten und eine Räuberbande zu „gründen" oder sich einer schon bestehenden, mit Besitz und Bankkonto ausgestatteten, anzuschließen. Der durch einen Zufall gelegentlich eines Besuchs bei einem amerikanischen Farmer von einer Bande dieser „Hung-Hutzen" („Rotbärte") gefangene Dr. Howard hört zu seinem maßlosen Erstaunen, wie seine Peiniger nachts am Lagerfeuer Konfutse und lange Gesänge aus chinesischen Klassikern zitieren, und erfährt nun erst, daß die Banditen fast durchweg Leute von Bildung und Kultur sind, im übrigen aber skrupellos Männer, Weiber und Kinder raubten, um Lösegeld zu erpressen. Die für die Ansiedler aufgestellten Schutztruppen spielen eine mehr als zweideutige Rolle. Die Schilderungen Howards sind ohne Ausschmückung, in strenger Sachlichkeit niedergeschrieben, lesen sich trotzdem aber wie eine geschickt aufgebaute Detektivgeschichte, ergeben vor allem ein erschütterndes Bild der Zustände in dem jämmerlich zerrissenen Reich der Mitte. — „Asien im Gewitter" von Georg Elert (Berlin, Safari-Verlag) nennt sich Roman, ist indes nur die glänzend gelungene dichterische Formung der Erlebnisse des Verfassers in Baschkurdistan bei Beginn der Bolschewisierung Russisch-Asiens. Das Bedeutsame des Buchs liegt in der Zurückstellung des Autors und seines persönlichen Empfindens gegen die baschkirische Umwelt und ihre eigenartige Mentalität, und gerade durch diese neutrale, sachdienliche Betrachtungsweise gewinnt der gewaltige Stoff an Wahrhaftigkeit. Romanhaft mutet auch Otto Hellers „Sibirien, ein anderes Amerika" an (Berlin, Neuer Deutscher Verlag). Ein Kapitel dieses außerordentlich fesselnd geschriebenen Buchs heißt „Port Igarka, der Hafen der großen Hoffnung". Das ganze Werk könnte so benannt werden, denn der Verfasser sieht das Gerippe des halbwilden Landes bereits umkleidet mit dem blühenden Fleisch höchsten Wohlstands und glaubt in glühender Hingebung an die Verwirklichung all dessen, was vorläufig nur ein Versprechen ist. Aber abgesehen von dieser nicht immer ganz sachlichen Einstellung bringt das Buch in lebensvollen Schilderungen viel Beachtenswertes. Von den ungeheuern, noch ungehobenen Bodenschätzen Sibiriens haben uns schon die Forschungsreisenden erzählt, von dem neuen Geschlecht der Verbannten kennen wir manches aus romantischen Darstellungen. Bei Heller stehen wir diesen Menschen gewissermaßen Leib an Leib gegenüber. Verlogene Romantik schwindet, dafür erhöht sich die seelische Anteilnahme an den Tausenden, die, meist unter gänzlich veränderten Lebensbedingungen gegen einst, berufen sind, für die kommende Welt in Sibirien den Gärstoff zu liefern.

Wenn ein Mann wie G. H. Chesterton uns „Das neue Jerusalem" schildert (Bremen, Carl Schünemann), so kann man sich von vornherein denken, daß er nicht banale Reiseeindrücke bringen wird. So ist denn auch dies neue Jerusalem für ihn nur Stramin, auf dem er als Denker und Künstler seine Weltanschauung in durch den Abstand gemilderten Farben stickt. Er untersucht das Wesen der Städte und ihren größten Gegensatz, das Wesen der Wüste. Er betrachtet die Tore der heiligen Stadt, die ihm zugleich Tore eines geistigen Jerusalems bedeuten, und, durch die Straßen wandernd, stellt er so etwas wie eine Philosophie der Sehenswürdigkeiten auf. Dann drängt sich mehr und mehr die alte Zeit in sein inneres Vorstellungsvermögen, abgelöst durch die blutige Phantastik der Kreuzzüge, und im letzten Kapitel springt er mitten in die Probleme des Zionismus hinein, um England ein paar derbe Wahrheiten mit ernsthafter Miene zu sagen und dann wieder in einen heiteren Plauderton zu fallen und über große Fragen niedliche kleine Bosheiten zu decken. Es ist ein Flattern von hohen zu trivialen Dingen, ein Buch voll sittlicher Tiefe und überlegenem Humor, von der ersten bis zur letzten Seite ein ganzer Chesterton.

Ein neues Werk von Walter Mittelholzer „Kilimandjaro-Flug" führt uns nach Afrika (mit 127 Abbildungen; Zürich-Leipzig, Orell Füßli). Der kühne Flieger ist gleichgewandt mit der Kamera wie mit der Führung des Flugzeugs: die Photos, die einen breiten Platz in seinem Buch beanspruchen, sind tadellos scharf und landschaftlich wie figürlich höchst anziehend. Das sportliche Kunststück, bei einem Jagdvergnügen den Kilimandjaro und den Mount Kenyer zu überfliegen, hat wichtige Tatsachen geographischer Natur ergeben. Was ehemals Monate an Zeit kostete und Menschenleben erforderte, hat das Flugzeug — freilich weder mühe-, noch gefahrlos — in wenigen Stunden geleistet. Nach Mittelholzers Angaben können nunmehr mit bedeutend größerer Sicherheit ganze Expeditionen zur Erforschung des von ihm erschauten Gebiets ausgerüstet werden. Im übrigen ist auch die Feder für Mittelholzer ein vertrautes und willfähriges Gerät, das die Schilderungen seines Flugs zu einer reizvollen Lektüre gestaltet. Nicht minder interessant sind die „Erlebnisse mit abessinischen Pflanzern, Jägern, Fürsten und Goldsuchern" in Alfred von Roth-Rösthofs „Ba Menelik" (mit 51 Abbildungen und einer Karte; Leipzig, F. A. Brockhaus). Einer, der als Jäger auszieht, um zu töten, und ein vielverschlungenes Leben findet — ein Sportsmann, der von den Unannehmlichkeiten des Daseins in der Wildnis wenig und von seinen Freuden viel zu erzählen weiß. Daß ein Berufsphotograph, der Münchner Josef Steinlehner, sich ihm anschließt, ergibt prächtiges Illustrationsmaterial. Die im weiteren Umkreis Abessiniens erzielten Gold- und Platinfunde werden vermutlich in absehbarer Zeit dem Verkehr eine Strecke erschließen, die Roth-Rösthof noch als Paradies der Einsamkeit antraf. Das Buch beleuchtet indes weiterhin die seltsamen Zustände, die heute im Gebiet des „Löwen von Juda" herrschen. Die Macht des aufgeklärten Despoten auf dem Thron von Adis-Abeba geht eben auch nicht viel weiter als sein Blick — aber Afrika ist groß, und die Landesgrenzen sind fast überall schwankend und unklar. — Mit dem Kurbelkasten bereiste Martin Rikli, der Leiter einer Nordafrikaexpedition der Ufa-Kulturabteilung, die Steppen von Tunesien, Tripolitanien und die Kyrenaika und macht den Schatz seiner Aufnahmen in einem Büchlein „Am Rande der Sahara" dem Publikum zugänglich (Berlin, Reimar Hobbing). Dem anspruchslosen, flott hingeworfenen Text

Digitized by Google

merkt man an, mit welcher Lust der Verfasser seiner beruflichen Mission nachging. — Auch ein Mann des Berufs, ein Beamter, André von Dumreicher, österreichischer Abkunft, bis zum Weltkrieg in englischen Diensten als Kommandant der ägyptischen Küstenwachen, spricht zu uns in seinem Buch „Fahrten, Pfadfinder und Beduinen in den Wüsten Ägyptens“ (mit 31 Illustrationen; München, Drei Masken Verlag). Heiße Liebe zu dem unbarmherzigen Zauber des Großen Sandes erfüllt den Erzähler, der seine Schilderungen mit dem Bekenntnis schließt: „Ich war der freieste Mann in einer Wüste, so groß wie Deutschland.“ Freiheit, angewandt nicht zum Austoben ungebändigter Triebe, sondern zur friedlichen Durchdringung eines zwar dicht an die Grenze der Zivilisation stoßenden, doch fast völlig ursprünglichen Landstrichs, oft den Durstod nahe vor den Augen, in Freundschaft mit den Beduinen: so verfloß das Leben dieses Vollmenschen, dessen einziges Bedauern war, zeitweilig als Büttel des Staatssäckels den armen Wüstensöhnen ihren natürlichen Anteil an den Salzlagern entreißen zu müssen. Erwähnt sei noch ein afrikanischer Roman „Gefangene unter der Sonne“ von Norbert Bauer (Frankfurt a. M., Societäts-Verlag), die anziehend und packend geschriebene Geschichte einer hoffnungslosen Liebe auf dem glutflimmernden Hintergrund einer Pflanzung in der Weißen Nilprovinz.

Zu den wertvollsten amerikanischen Reisewerken gehört Richard N. Wegners „Zum Sonnentor durch altes Indianerland“ (Darmstadt, L. C. Wittich Verlag). Während das kreisende Flugzeug jeden Quadratmeter Innerafrikas erforscht, liegen große Teile Südamerikas noch immer wie hinter Vorhängen verborgen, Steppen, Bergland, Urwälder, wilde Völker, von denen man in den Hauptstädten kaum gehört hat. Zwischen den Sümpfen, Strömen, wegelosen Wäldern mit ihren noch in adamitischem Urkostüm lebenden Indios, zwischen einer fremdartigen Fauna und Flora findet auch die Kamera des Forschungsreisenden reichste Beute. Das umfassende Bildmaterial, das Professor Wegner für sein Buch zusammengetragen hat, bedeutet an sich schon einen großen Genuß und steht dem Text in nichts nach, zumal die Reproduktion eine ungewöhnlich vortreffliche ist, wie denn das ganze Werk seiner äußeren Ausstattung nach, in Papier, Druck und Einband, dem inneren Wert entspricht. — Ein locker gerafftes Lesebukett sind die mexikanischen Impressionen von Marianne West „Von Vulkanen, Pyramiden und Hexen“ (Berlin, Verlag Hackebeil): Reiseplaudereien und Kapitel mit novellistischem Einschlag, meist recht hübsch erzählt. Auch in diesem Büchelchen sind die Photos trefflich gelungen, einige — wie die Nachtaufnahme von Zocalo — gleichen kleinen Kunstwerken. — Arnold Roldens Kreuz- und Querreisen „Auf Schiffen, Schienen, Pneus“ (Berlin, Volksverband der Bücherfreunde) bieten lustige Bilder aus dem Leben eines von der Fernsehnsucht getriebenen liebenswürdigen Vagabunden, der sich den Teufel um die Sehenswürdigkeiten in Mexiko und in den U. S. A. kümmert, desto mehr aber um das Alltagsdasein des Volks, und der auch die Gabe humorvoller unmittelbarer Darstellung besitzt. — Ähnlich Gutes läßt sich von C. Mehrhardt-Ihlows Abenteuern „Auf Bummel und Birsch in Canada“ sagen (Berlin, Paul Parey), der Fortsetzung seines vorjährig hier angezeigten fidelen Erstlingswerks „Ausgerechnet Canada“. Wieder erfreut man sich an der scharfen Beobachtung der Menschen und der Tierwelt, an dem glücklichen Witz des Verfassers und ebenso an den allerliebsten zeichnerischen Beigaben Karl Wagners.

Australien nimmt Colin Roß sich in seinem neuesten Buch vor: „Der unvollendete Kontinent“ (mit 104 Abbildungen und einer Karte; Leipzig, F. A. Brockhaus) — ein Land, in dessen dünnbevölkerten Küstenstrichen und großen Städten eine Art sozialistischer Gemeinschaft verwirklicht, eine Gleichmäßigkeit der gesellschaftlichen Schichtung und eine Höhe der Lebenshaltung erreicht worden ist, die schlechthin ideal zu nennen wäre, wenn ... wenn nicht eine völlige Stagnation geistiger Interessen und geschäftlicher Fortschritte das Resultat dieser angenehmen Daseinsführung bedeutete. Die hohen Löhne machen die meisten Unternehmungen unrentabel, bis auf die herrliche Schafwolle, die in Riesenherden dem Besitzer fast kostenlos zuwächst und die als Tauschmittel dient für all das, was man braucht und nicht selbst erzeugt. Ein zweites „Ideal“, nämlich Australien eine rein weiße Bevölkerung zu erhalten (schon die Italiener gelten als „angetönt“), beschleunigt den Niedergang, da die zu kleiner Arbeit preiswert zu erlangende Einwanderung fern gehalten wird. Das Buch gibt viele neue Aufschlüsse, ist auch höchst unterhaltend und erklärt manche, uns sonst ganz unverständliche feindselige Einstellung der Australier, bei aller Ergebenheit ihrem Mutterland England gegenüber.

Zum Schluß noch zwei Bücher, von denen Notiz genommen werden muß. In „Stätten von einst“ plaudert ein Sachverständiger, Emil Waldmann, sich kunstbegeistert aus (Bremen, Verlag Franz Leuwer). Jahrtausende leben in kurzweiligen und doch überaus instruktiven Blättern wieder auf. Man lernt manches, ohne es zu merken, die einzige Form der Überlegenheit, die der Leser unbeleidigt hinnimmt. Zwei Kapitel sind es vor allem, die ebenso wissenswerte wie neue Dinge behandeln: das von den ägyptischen Schätzen im Palizäus-Museum zu Hildesheim, und der Abschnitt über Ur in Chaldäa. Die in den letzten Jahren dort gemachten Funde und Sprachenentdeckungen aus hetitischer und altsumerischer Zeit dürften bald im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stehen — es ist das Verdienst Waldmanns, das Thema auch dem Laien wesentlich näher gebracht zu haben. — Das Reisebuch aus Skandinavien „Vom nordischen Geiste“ von Juliana von Stockhausen (München, Verlag Kösel & Pustet) enthält in der Hauptsache Impressionen romantischen Gepräges, ein Eindruck, der durch den Rahmencharakter noch verstärkt wird. Die drei Legenden der Sigrid Undset sind von Richard Wolfram liebevoll übersetzt worden. Wer den Norden kennt, in dem wird dies Frauenbuch mancherlei genußreiche Erinnerungen wecken.

Proben und Stücke

„Die Tatsache der Überfüllung“ von José Ortega y Gasset (Einleitungskapitel aus: José Ortega y Gasset „Der Aufstand der Massen“)

(Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. Vgl. Vietta „Ortega y Gasset“ [L. E. XXXIII, 494])

Es gibt eine Tatsache, die das öffentliche Leben Europas in der gegenwärtigen Stunde — sei es zum Guten, sei es zum Bösen — entscheidend bestimmt: das Heraufkommen der Massen zur vollen sozialen Macht. Da die Massen ihrem Wesen nach ihr eigenes Dasein nicht lenken können noch dürfen und noch weniger imstande sind, die Gemeinschaft zu regieren, ist damit gesagt, daß Europa heute in einer der schwersten Krisen steht, die über Völker, Nationen, Kulturen kommen kann. Eine Krisis solcher Art ist mehr als einmal in der Geschichte eingetreten. Ihre Kennzeichen und Folgen sind bekannt. Sie heißt der Aufstand der Massen.

Zum Verständnis des ungeheuren Vorgangs ist es gut, daß

Digitized by Google

man von vornherein vermeidet, den Worten „Aufstand", „Massen", „soziale Macht" einen ausschließlich oder vorzüglich politischen Sinn beizulegen. Das öffentliche Leben ist nicht nur politisch, es ist zugleich, ja zuvor geistig, sittlich, wirtschaftlich, religiös; es umfaßt alle Kollektivbräuche und schließt die Art der Kleidung wie des Genießens ein.

Wir nähern uns dieser historischen Erscheinung vielleicht am besten, wenn wir uns auf eine visuelle Erfahrung stützen und einen Zug unserer Zeit herausheben, der „mit Augen zu sehen" ist.

Er ist leicht aufzuweisen, wenn auch nicht leicht zu analysieren; ich nenne ihn die Tatsache der Anhäufungen, der Überfüllung. Die Städte sind überfüllt mit Menschen, die Häuser mit Mietern, die Hotels mit Gästen, die Züge mit Reisenden, die Cafés mit Besuchern; es gibt zu viele Passanten auf der Straße, zu viele Patienten in den Wartezimmern berühmter Ärzte; Theater und Kinos, wenn sie nicht ganz unzeitgemäß sind, wimmeln von Zuschauern, die Badeorte von Sommerfrischlern. Was früher kein Problem war, ist es jetzt unausgesetzt: einen Platz zu finden.

Das ist alles. Gibt es ein einfacheres, bekannteres, alltäglicheres Vorkommnis in unserem Leben? Wir wollen jetzt durch die Oberfläche dieser schlichten Tatsache hindurchstoßen und werden überrascht aus ihr einen Springquell aufsteigen sehen, der das weiße Licht des Tages, dieses gegenwärtigen Tages, zu dem ganzen Reichtum seines verborgenen Farbenspiels zerbricht.

Was sehen wir, und woher unsere Überraschung? Wir sehen die Menge als solche im Besitz der von der Zivilisation geschaffenen Einrichtungen und Geräte. Doch kaum haben wir uns ein wenig bedacht, so überrascht uns unsere Überraschung. Wie denn? Ist nicht dies der Idealzustand? Die Eisenbahn hat ihre Sitze, das Theater seine Plätze, das Hotel seine Zimmer, damit sie besetzt werden. Zweifellos; dennoch ist es Tatsache, daß früher solche Anstalten und Verkehrsmittel nicht voll zu sein pflegten, während sie heute die Fülle nicht fassen und Menschen, die sich gern ihrer bedienten, umkehren müssen. So folgerichtig und natürlich die Erscheinung aussieht, es läßt sich nicht leugnen, daß sie bisher unbekannt war, daß somit ein Wechsel, eine Veränderung vorgefallen ist, die unser Erstaunen wenigstens im ersten Augenblick rechtfertigt. Überraschung, Verwunderung sind der Anfang des Begreifens. Sie sind der eigenste Sport und Luxus des geistigen Menschen. Darum ist es seine Zunftgebärde, die Welt aus staunend geweiteten Augen zu betrachten. Alles in der Welt ist merkwürdig und wunderbar für ein paar wohl geöffnete Augen. Dies eben, das Sichwundern, ist eine Götterfreude, die dem Fußballspieler versagt ist, den Denker aber im unaufhörlichen Rausch des Schauenden durch die Welt treibt. Sein Zeichen sind die starrenden Augen. Darum gaben die Alten Minerven die Eule bei, den Vogel, der immer geblendet ist.

Menschenansammlungen, Überfülltheit waren früher nicht häufig. Warum sind sie es jetzt?

Diese Mengen sind nicht aus dem Nichts aufgetaucht. Es leben heute ungefähr ebensoviele Menschen wie vor fünfzehn Jahren. Nach dem Krieg hätte die Zahl eher abnehmen sollen. Hier stoßen wir auf die erste wichtige Bemerkung. Die Individuen, die diese Mengen bilden, gab es vorher, aber nicht als Menge. In kleinen Gruppen oder einzeln über die Welt verteilt führten sie offenbar ein uneiniges, ungeselltes, getrenntes Leben. Ein jeder — Individuum oder kleine Gruppe — nahm einen Platz, vielleicht seinen eigenen, auf dem Lande, im Dorf, in der Stadt, im Großstadtviertel ein. Jetzt plötzlich erscheinen sie zu Verbänden zusammengefaßt, und unsere Augen sehen überall nur Mengen. Überall? Nein; gerade an den vornehmsten Stellen, die, als verhältnismäßig verfeinerte Schöpfungen der menschlichen Kultur, vorher ausgewählten Gruppen, mit einem Wort den Eliten vorbehalten waren.

Die Menge ist auf einmal sichtbar geworden und nimmt die besten Plätze der Gesellschaft ein. Früher blieb sie, wenn sie vorhanden war, unbemerkt; sie stand im Hintergrund der sozialen Szene. Jetzt hat sie sich an die Rampe vorgeschoben; sie ist Hauptperson geworden. Es gibt keinen Helden mehr; es gibt nur noch den Chor.

Der Begriff der Menge ist quantitativ und visuell. Wir wollen ihn, ohne ihn zu verändern, in die soziologische Terminologie übertragen. Dann kommen wir zu dem Begriff der sozialen Masse. Die Gesellschaft ist immer eine dynamische Einheit zweier Faktoren, der Eliten und der Massen. Die Eliten sind Individuen oder Individuengruppen von spezieller Qualifikation; die Masse ist die Gesamtheit der nicht besonders Qualifizierten. Man verstehe darum unter Masse nicht nur und nicht in erster Linie die „Arbeitermassen". Masse ist der Durchschnittsmensch. So verwandelt sich, was vorher nur Anzahl war — die Menge —, in eine Beschaffenheit: die allen gemeine Beschaffenheit nämlich; das sozial Ungeprägte; der Mensch, insofern er sich nicht von anderen Menschen abhebt, sondern einen generellen Typus in sich wiederholt. Was haben wir mit dieser Verwandlung einer Quantität in eine Qualität gewonnen? Sehr einfach: mit Hilfe dieser wird uns der Ursprung jener klar. Es ist einleuchtend, ja trivial, daß die Entstehung einer Menge normalerweise Übereinstimmung der Wünsche, Ideen, Lebensformen bei den Individuen voraussetzt, die zu ihr gehören.

Man wird sagen, daß dies bei jeder gesellschaftlichen Gruppe der Fall ist, so exklusiv sie immer sei. Allerdings, aber mit einem wesentlichen Unterschied. Bei den Gruppen, die als auserlesene gekennzeichnet sind, erstreckt sich die tatsächliche Übereinstimmung ihrer Mitglieder auf einen Wunsch, eine Idee, ein Ideal, das vermöge seines eigenen Wesens die große Zahl ausschließt. Um eine Elite, sei sie wie immer, zu bilden, ist es notwendig, daß sich zuvor jeder einzelne aus besonderen, verhältnismäßig persönlichen Gründen von der Menge trennt. Sein Anschluß an die Gruppe ist sekundär und nachträglich gegenüber der Tatsache, daß er sich vereinzelt hat, und geschieht darum zum guten Teil aus Übereinstimmung im Nicht-übereinstimmen. Es gibt Fälle, in denen der distanzierende Charakter der Gruppen offen zutage tritt; etwa bei den englischen Sekten, die sich „Non-conformists" nennen, das heißt Gemeinschaft derjenigen, die einander nur in bezug auf ihre Meinungsverschiedenheit mit der großen Masse gleichen. Dieser eigentümliche Zug, daß die wenigen sich zusammentun, gerade um sich von den vielen zu trennen, haftet der Bildung jeder Elite an. Mallarmé, als er einmal von dem spärlichen Publikum sprach, das einem erlesenen Musiker zuhörte, sagte mit Feinheit, jenes Publikum betone durch die kleine Zahl der Anwesenden die große Menge der Abwesenden.

Streng genommen läßt sich das Masse-sein als psychische Tatsache definieren, ohne daß dazu die Individuen in Mengen auftreten müßten. Man kann von einer einzigen Person wissen, ob sie Masse ist oder nicht. Masse ist jeder, der sich nicht selbst aus besonderen Gründen — im Guten oder im Bösen — einen besonderen Wert beimißt, sondern sich schlechtweg für Durchschnitt hält, und dem doch nicht schaudert, der sich in seiner Haut wohlfühlt, wenn er merkt, daß er ist wie alle. Man stelle sich vor, ein einfacher Mensch fragte sich, ob ihn

Digitized by Google

besondere Eigenschaften auszeichnen, ob er für dies oder das Talent hat, ob er irgendwie hervorragt, und er müßte sich gestehen, daß er in keinem Betracht ungewöhnlich ist. Dieser Mensch wird sich mittelmäßig und alltäglich, schlecht begabt vorkommen; aber er wird sich nicht als Masse fühlen.

Wenn von auserwählten Gruppen die Rede ist, pflegt gewohnheitsmäßige Heuchelei den Sinn dieses Wortes zu verdrehen, indem sie tut, als sei ihr unbekannt, daß nicht der Anmaßende, der sich den anderen überlegen glaubt, der auserwählte Mensch ist, sondern jener, der mehr von sich fordert als die anderen, auch wenn er in seiner Person diese höheren Forderungen nicht zu erfüllen vermag. Man kann die Menschheit einteilen — und diese Unterscheidung trifft etwas sehr Wesentliches — in solche, die viel von sich fordern und sich selbst mit Schwierigkeiten und Pflichten beladen, und andere, die nichts Besonderes von sich fordern, die sich begnügen, von einem Augenblick zum anderen zu bleiben, was sie schon sind, ohne Drang über sich hinaus — Bojen, die im Winde treiben. Das erinnert mich daran, daß der orthodoxe Buddhismus zwei verschiedene Religionen kennt, eine strenger und tiefer; bequemer und platter die andere: den Mahayana — großer Wagen oder große Bahn — und den Hinayana — kleiner Wagen, unterer Weg. Das Entscheidende ist, ob wir unser Leben auf den einen oder anderen Wagen stellen, auf möglichst viele oder möglichst wenig Ansprüche.

Die Einteilung der Gesellschaften in Masse und Elite ist daher keine Einteilung nach sozialen, sondern nach menschlichen Kategorien; sie braucht nicht mit der Rangordnung der höheren und niederen Klassen zusammenzufallen. Es ist klar, daß man in den höheren Klassen, wenn sie es gerade geworden sind und solange sie es in Wahrheit sind, mit mehr Wahrscheinlichkeit Menschen findet, welche den „großen Wagen" erwählt haben, während sich die niederen normalerweise aus undifferenzierten Individuen zusammensetzen werden. Aber streng genommen gibt es in jeder sozialen Klasse eine echte Masse und eine echte Elite. Wie wir später sehen werden, ist die Vorherrschaft der Masse und des Gewöhnlichen selbst in den Gruppen von exklusiver Tradition ein Merkmal unserer Zeit. So macht sich im geistigen Leben, das seinem innersten Wesen nach spezielle Gaben fordert und voraussetzt, der zunehmende Triumph der unqualifizierten, unqualifizierbaren und durch ihre besondere Anlage gerade nicht qualifizierten Pseudointellektuellen geltend. Ebenso in den noch erhaltenen Gruppen des „Adels" bei Männern und Frauen. Dagegen findet man heute nicht selten unter den Arbeitern, die sonst als reinstes Beispiel dessen gelten konnten, was wir Masse genannt haben, Menschen von hervorragender seelischer Zucht.

Es gibt aber in der Gesellschaft Geschäfte, Tätigkeiten, Ämter verschiedenster Art, die ihrer inneren Natur nach speziell sind und sonach nur von einer ebenfalls speziellen Begabung gut besorgt werden können. Zum Beispiel gewisse Lebens- und Kunstgenüsse, oder auch die Aufgaben der Regierung und des politischen Urteils über öffentliche Angelegenheiten. Früher wurden solche Spezialberufe von berufenen — wenigstens dem Anspruch nach dazu berufenen — Minderheiten ausgeübt. Die Masse verlangte keinen Anteil daran; sie verhehlte sich nicht, daß sie, wenn sie sich einmischen wollte, auch jene besonderen Fertigkeiten erwerben, das heißt aufhören mußte, Masse zu sein. Sie kannte ihre Rolle in einem gesunden sozialen Kräftespiel.

Wenn wir nun auf die zu Anfang ausgesprochenen Tatsachen zurückkommen, so werden wir in ihnen unzweideutige Anzeichen für einen Haltungswechsel der Masse erkennen. Es geht aus ihnen hervor, daß die Masse entschlossen in den Vordergrund der Gesellschaft vorrückt; sie besetzt die Lokale, benutzt die Geräte, genießt die Vergnügungen, die ehedem nur den wenigen zustanden. Daß zum Beispiel die Lokale nicht für die Massen bestimmt waren, ist klar, denn sie sind viel zu klein; das Volk überbordet sie beständig und demonstriert damit ad oculos, in der anschaulichsten Weise, die neue Tatsache, daß sich die Masse, ohne daß sie aufhörte, Masse zu sein, an die Stelle der Eliten setzt.

Gewiß wird es niemand beklagen, daß die Leute sich in größerer Zahl und höherem Maße amüsieren, wenn sie nun einmal Lust und Mittel dazu haben. Schlimm ist nur, daß diese Usurpation sich nicht allein im Bereich der Vergnügungen abspielt und abspielen kann, sondern eine allgemeine Haltung der Zeit ist. So glaube ich — vorwegnehmend, was wir später sehen werden —, daß die politischen Umwälzungen der jüngsten Jahre nichts anderes als ein Imperium der Massen bedeuten. Die alte Demokratie wurde durch eine kräftige Dosis Liberalismus und Verehrung für das Gesetz gemildert. Wer diesen Grundsätzen diente, war verpflichtet, bei sich selber eine strenge Zucht aufrechtzuerhalten. Unter dem Schutz des liberalen Prinzips und der Rechtsnorm konnten die Minoritäten leben und wirken. Demokratie und Gesetz, legale Lebensgemeinschaft, waren Synonyma. Heute wohnen wir dem Triumph einer Überdemokratie bei, in der die Masse direkt handelt, ohne Gesetz, und dem Gemeinwesen durch das Mittel des materiellen Drucks ihre Wünsche und Geschmacksrichtungen aufzwingt. Es ist falsch, die neue Lage so zu deuten, als sei die Masse der Politik überdrüssig und betraue spezielle Personen mit ihrer Ausübung. Das war früher der Fall, und das war die Demokratie. Damals war die Masse überzeugt, daß schließlich und endlich trotz all ihrer Fehler und Mängel die Politiker etwas mehr von den öffentlichen Fragen verstünden als sie. Jetzt dagegen glaubt sie, es sei ihr gutes Recht, ihre Stammtischweisheiten durchzudrücken und mit Gesetzeskraft auszustatten. Ich bezweifle, daß es noch eine geschichtliche Epoche gegeben hat, in der die Masse so umweglos regierte wie in unserer Zeit. Darum spreche ich von einer Hyperdemokratie.

Dasselbe geschieht auf den übrigen Gebieten, ganz besonders auf dem intellektuellen. Vielleicht unterliege ich einem Irrtum; aber der Schriftsteller, wenn er die Feder zur Hand nimmt, um über einen Gegenstand zu schreiben, den er lange erwogen hat, kann nicht umhin, zu denken, daß mittelmäßige Leser, die sich nie mit diesen Fragen beschäftigten, wenn sie ihn lesen, es nicht tun, um etwas von ihm zu lernen, sondern im Gegenteil, um über ihn abzuurteilen, sobald er nicht mit den Plattheiten übereinstimmt, die sie im Kopf haben. Wenn die einzelnen, aus denen die Masse besteht, sich für besonders begabt hielten, hätten wir es nur mit einem Fall persönlicher Täuschung, aber nicht mit einer soziologischen Umwälzung zu tun. Charakteristisch für den gegenwärtigen Augenblick ist es jedoch, daß die gewöhnliche Seele sich über ihre Gewöhnlichkeit klar ist, aber die Unverfrorenheit besitzt, für das Recht der Gewöhnlichkeit einzutreten und es überall durchzusetzen. Wie es in Nordamerika heißt: Anderssein ist unanständig. Die Masse vernichtet alles, was anders, was ausgezeichnet, persönlich, eigenbegabt und erlesen ist. Wer nicht „wie alle" ist, wer nicht „wie alle" denkt, läuft Gefahr, ausgeschaltet zu werden. Und es ist klar, daß „alle" eben nicht alle sind. „Alle" waren normalerweise die komplexe Einheit aus Masse und andersdenkenden, besonderen Eliten. Heute sind „alle" nur noch die Masse.

Das ist die ungeheure Tatsache unserer Zeit, geschildert ohne Beschönigung ihres brutalen Aussehens.

Digitized by Google

Aus: „Orpheus" von Jean Cocteau (Tragödie in einem Akt. Deutsch von Ferdinand Hardekopf)

(Berlin, Chronos-Verlag G. m. b. H.)

Sechste Szene

Madame la Mort, Azrael, Raphael

Madame la Mort tritt auf die Bühne durch den Spiegel, gefolgt von ihren beiden Gehilfen. Sie ist im Ballkleid unter einem Mantel. Ihre Gehilfen haben die Tracht von Chirurgen bei der Operation. Man erät, [d. h. erkennt undeutlich] die Augen der Gehilfen. Das übrige Gesicht ist von Leinenzeug bedeckt. Gummi-[Kautschuk-]Handschuhe. Sie tragen zwei große, schwarze, sehr elegante Reisetaschen.

(Madame la Mort geht rasch vor und bleibt mitten auf der Bühne stehen.)

Madame la Mort: Also rasch!

Raphael: Wo wünscht Madame die Taschen hingestellt?

Madame la Mort: Auf den Fußboden irgendwo. Azrael wird Sie unterweisen. Azrael, meinen Mantel. (Azrael nimmt ihr den Mantel ab.)

Raphael: Aus Furcht, mich zu versehen, mach ich alles falsch.

Madame la Mort: Sie können nicht in zwei Tagen das Geschäft Azraels gelernt haben. Azrael steht seit mehreren Jahrhunderten in meinen Diensten. Im Anfang war er genau so ungeschickt wie Sie. (Azrael nimmt den weißen Kittel aus einer der Taschen und hilft Madame la Mort, ihn über ihr Ballkleid zu ziehen.)

Azrael (zu Raphael): Nimm die Metallkästen und stell sie auf den Tisch. (Anm. d. Übers.: d. h. auf den Arbeitstisch links auf der Bühne.) Nein, zuerst die Servietten. Breit' die Servietten über den Tisch.

Madame la Mort (nach der Waschtoilette zu gehend): Azrael wird Ihnen sagen können, daß ich Ordnung und Reinlichkeit verlange, wie auf einem transatlantischen Dampfer.

Raphael: Ja, Madame. Ich bitte Madame um Verzeihung ... aber ich war zerstreut; ich betrachtete dieses Pferd.

Madame la Mort (sich die Hände waschend): Es gefällt Ihnen wohl, dieses Pferd?

Raphael: O ja, Madame, sehr!

Madame la Mort: Was für ein Kind Sie sind! Gewiß möchten Sie es gerne haben? — Das ist sehr einfach. — Azrael, den Alkohol! (Zu Raphael) Sie finden auf dem andern Tisch ein Stück Zucker.

Raphael: Ja, Madame, da liegt eins.

Madame la Mort: Geben Sie es ihm. Wenn es nicht will, so werd' ich's ihm selbst geben. Azrael, meine Gummihandschuhe. Danke. (Sie zieht den Handschuh der rechten Hand an.)

Raphael: Madame, das Pferd will den Zucker nicht nehmen.

Madame la Mort: (nimmt den Zucker) Friß, Pferd, ich will es. (Das Pferd frißt, weicht zurück und verschwindet.)

(Ein schwarzer Vorhang schließt die Nische.)

Madame la Mort (zu Raphael): Es gehört Ihnen.

Raphael: Madame ist zu gütig.

Madame la Mort (zieht den linken Handschuh an): Vor einer Woche dachten Sie gewiß noch, ich sei ein Skelett mit einem Grabtuch und einer Hippe. Sie stellten sich die Todesgöttin vor als ein Schreckgespenst, als eine Vogelscheuche ...

Raphael: Oh, Madame ...

(Während dieses Gesprächs verbirgt [verdeckt] Azrael den Spiegel mit einem Tuch.)

Madame la Mort (Geht und nimmt [holt] den Stuhl, den Heurtebise an der Glastür hat stehen lassen.): Doch, doch, alle glauben das! Aber, mein armer Junge, wenn ich so wäre, wie die Leute mich sehen wollen, so würden sie mich eben sehen. Und ich muß in ihre Häuser kommen, ohne gesehen zu werden. (Sie setzt den Stuhl, nahe an der Rampe, in die Mitte.) Azrael, probieren Sie den Kontakt.

Azrael: Er funktioniert, Madame. (Dumpfes Geräusch einer elektrischen Maschine.)

Madame la Mort (Zieht ein Taschentuch aus ihrem Kittel): Gut, Raphael, wollen Sie die Freundlichkeit haben, mir die Augen mit diesem Taschentuch zu verbinden? (Während Raphael ihr die Augen verbindet.) Wir haben eine Welle sieben und eine Zone sieben—zwölf. Schalten Sie auf vier ein. Wenn der Druck von mir stärker wird, so gehen Sie bis auf fünf. Aber unter keinen Umständen über fünf hinaus! — (Zu Raphael) Ziehen Sie straff an. Machen Sie einen doppelten Knoten. Danke. — Seid ihr beide auf eurem Posten?

(Azrael und Raphael halten sich stehend hinter dem Tisch nebeneinander, die Hände im Innern der Metallkästen.)

Ich fange an. (Sie nähert sich dem Stuhl. Langsame Masseusen- und Hypnotiseurbewegungen [Gestikulation] um einen unsichtbaren Kopf herum.)

Raphael (sehr leise): Azrael ...

Azrael (ebenso): Schtt ...

Madame la Mort: Sprecht nur, Ihr stört mich nicht.

Raphael: Azrael, wo ist Euridyce?

Madame la Mort: Das habe ich mir gedacht ... Du siehst Azrael, alle stellen dieselbe Frage! Erklär' es ihm.

Azrael: Die Göttin des Todes durchdringt, um die Lebensdinge zu berühren, ein Element, das diese Dinge umformt und von ihrem Platze rückt. Unsere Apparate erlauben ihr, das Leben da zu berühren, wo sie es sieht, was mancherlei Berechnungen und Zeitverluste erspart.

Raphael: Ungefähr so, als ob man mit einer Feuerwaffe auf einen Fisch im Wasser schösse.

Madame la Mort (lachend): Wenn Sie wollen, ja. (Ernsthaft) Azrael, leg mir die Spule zurecht.

Azrael: Ja, Madame ... Weiß Madame, wo Heurtebise ist?

Madame la Mort: Er ist mit Orpheus, der aus der Stadt zurückkommt, auf dem Wege hierher.

Raphael: Falls sie laufen, werden wir rechtzeitig fertig werden?

Madame la Mort: Das ist die Sache Azraels. Er verwandelt die Geschwindigkeit der Zeiten. Eine Stunde für mich muß eine Minute sein für jene beiden.

Azrael: Der Zeiger geht über fünf hinaus. Wünscht Madame die Spule?

Madame la Mort: Setz sie an und gib sie mir. (Azrael verschwindet in das Zimmer der Eurydice und kehrt, mit der Spule, auf die Bühne zurück. Madame la Mort zählt die Schritte zwischen ihrem Stuhl und dem Zimmer. Darauf macht sie angesichts der Tür [d. h. vor der Tür des Zimmers der Eurydice] halt. Azrael übergibt ihr die Spule, eine Art automatischen, [sich von selbst aufrollenden] Metermaßes, auf das sich nachher ein weißer Faden, [oder: fadenartiges, garnartiges, schmales weißes Band] wickeln wird, der aus dem Zimmer hervorkommt.)

Azrael: Raphael, Sie haben den Chronometer?

Raphael: Den hab' ich vergessen!

Azrael: Na, da sind wir schön reingefallen!

Digitized by Google

Madame la Mort: Regt euch nicht auf. Es gibt ein sehr einfaches Mittel. (Sie spricht leise mit Azrael.)

Azrael (nähert sich der Rampe und spricht zum Publikum): Meine Damen und Herren! Madame la Mort beauftragt mich, die Anwesenden zu fragen, ob vielleicht einer der Herren so liebenswürdig sein würde, uns eine Uhr zu leihen? (Zu einem Herrn, der, in der ersten Parkettreihe, die Hand hochhebt) Danke sehr, mein Herr! Raphael, wollen Sie die Uhr von dem Herrn entgegennehmen. (Entsprechendes Spiel.)

Madame la Mort: Seid ihr soweit?

Azrael: Los! (Trommelwirbel. Der Faden, [das Band] gleitet aus dem Zimmer hervor und geht in die von Madame la Mort gehaltene Schachtel hinein. Azrael und Raphael, im Hintergrunde, drehen der Szene den Rücken zu. Azrael zählt, mit einer Hand in der Luft, wie ein Schiedsrichter beim Boxkampf. Raphael führt langsam Signale aus, ähnlich wie die bei der Schiffahrt üblichen Signale.)

Azrael: Hopp! (Der Trommelwirbel hört auf. Raphael bleibt bewegungslos stehen. Der Faden widersteht [leistet Widerstand]. Madame la Mort stürzt sich in das Zimmer. Sie kommt wieder daraus hervor ohne die Binde, die ihr die Augen verdeckte, mit einer Taube, die sich sträubt und zappelt, und die angebunden ist an das Ende des Fadens. Man hört die Maschine nicht mehr.)

Madame la Mort: Uff! Schnell, schnell, Raphael die Schere! (Sie läuft auf den Balkon) Kommen Sie hierher, schneiden Sie ab. (Raphael schneidet den Faden ab; die Taube fliegt davon.) Bringen Sie das Band in Ordnung! Azrael, zeig's ihm. Es ist sehr einfach. — Laß ihn machen, er muß es lernen.

(Azrael und Raphael packen die Metallkästen, den weißen Kittel usw. in die Reisetaschen ein. — Madame la Mort stützt sich gegen den Tisch zur Rechten. Sie sieht [starrt] ins Leere, mit einem Ausdruck tiefer Müdigkeit. Sie führt langsam ihren rechten Arm und ihre Hand über die Stirn, wie eine Somnambule, die erwacht, als wolle sie sich aus der Hypnose lösen.)

Azrael: Alles ist an seinem Platz, Madame.

Madame la Mort: Und auch gut verschlossen? Ich bin fertig. Mein Mantel! (Azrael legt ihr den Mantel über die Schultern, während Raphael die Reisetasche schließt.) Wir haben nichts vergessen?

Azrael: Nein, Madame.

Madame la Mort: Also gehen wir.

Der Herr aus der vordersten Parkettreihe: Pfst!

Azrael: Ach, ja, richtig!

Madame la Mort: Was gibt's?

Azrael: Die Uhr! Raphael, geben Sie dem Herrn, mit vielem Dank, seine Uhr zurück. (Entsprechendes Spiel.)

Madame la Mort: Raphael, beeilen Sie sich, kommen Sie rasch!

Raphael: Ja, Madame, ich bin schon da! (Madame la Mort beeilt sich und bleibt, mit ausgestrecktem Arm, starr vor dem Spiegel stehen. Dann geht sie in den Spiegel hinein, [und verschwindet auf diese Weise.] Ihre Gehilfen folgen ihr. Sie führen dasselbe Manöver aus. Auf dem Tisch zur Rechten, recht deutlich sichtbar, hat Madame la Mort ihre Kautschukhandschuhe vergessen.)

Die Gesichter

Von Walter Harlan

Den Kirschkern spuckt ich, in Betrachtung
spaziert ich . . . Aus dem Börsentor
hastet ein — Bleichgesicht hervor,
blickt unstet, blickt — voll Weltverachtung!!!

Seltsam: So mancherlei Gesichter
von Mann und Weib in Sonnenscheins
Weltreich — sind komisch! Wohl — auch meins . . .
Oh, uns erschuf — ein Lustspieldichter!

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Remarques neuer Roman

„Der Sinn des Buchs? ‚Wir können warten.' Einer der Zurückgekehrten spricht anstatt des Verfassers, er berichtet, was er mit ansehen muß — auch was er persönlich fühlt, aber darin ist er zurückhaltend. Man erfährt, daß auch ihn Erinnerungen verfolgen, daß er mit ihnen mehr oder weniger abseits steht in einer Gegenwart, die sie nicht mehr hat, daß er aber tapfer bleibt. Er gab wohl seinen Beruf als Lehrer auf, weil er doch die Kinder nicht, darüber unterrichten konnte, wie man damals starb, immer nur starb, und das war sein eigenstes Wissen. Aber er ahnt andere Auswege und ein besonderes Können, das ihn hinaustragen wird. Im Roman heißt er Ernst, im Leben führt er einen klangvollen Namen. Das ist ein junger Mann, denn sie sind immer noch Männer vor der Höhe des Lebens, obwohl sie den Inhalt von tausend Jahren im Herzen tragen, sofern sie ein Herz haben.

Das Geheimnis ist, nicht zu vergessen und das Empfinden in der Brust frisch und brauchbar zu erhalten. Zur gleichen Zeit und ohne jeden Verlust muß der Sinn für das weiter eilende Leben in Tätigkeit bleiben. Dann wird der Erzähler des ‚Weges zurück', aller einstigen Bitternis, aller Katastrophen, — er wird seine Leser zuletzt noch aufgerichtet und ermutigt haben. Er wird sie lehren, was sein Schulmeister Ernst den Kindern nicht sagen durfte: wie gestorben wird. Aber genau so sachverständig wird er sie zu leben lehren. Man sei gewitzt, aber anständig. Das läßt sich von ihm lernen." Heinrich Mann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 100).

„Tragische Dichtung — nicht umsonst wähle ich dieses Wort. Tragische Dichtung heißt vor allem im Tiefsten gerechte Dichtung, nicht Polemik, Verzerrung, Haß und Geschrei haben hier Platz, nur eine tragische Schuld und deren gelassene Feststellung. Diese saubere Gerechtigkeit, mit der Remarque seine Gestalten sieht, scheint mir, neben dem Zauber des Künstlerischen, das Schönste an dem Buch. Nur ein prachtvoll anständiger Mensch mit tiefstem Gewissen und tiefstem Verantwortlichkeitsgefühl konnte es so schreiben. Der Haß, den man diesem Dichter entgegengebracht, verwandelte sich bei ihm in ein fast fanatisches Streben nach Gerechtigkeit. Der Vorwurf eines verschwommenen Pazifismus, internationaler Liebedienerei, undeutscher Art, oder was sonst aus dem Reservoir der Gemeinplätze gegen Remarque hervorgeholt wurde, prallt hier zurück. Deutsch ist dieses Buch, deutsch bis in die Knochen, von seinem herzhaften Landsknechtston und seiner verschämten Rauheit bis zur leisen Sentimentalität und stummen Erdverbundenheit, — deutscheres gibt es nicht." Erich Ebermayer (N. Bad. Landesztg. 217).

„Wie ‚Im Westen nichts Neues', so ist auch ‚Der Weg zurück' packend und mit ungewöhnlicher Erzählungskunst geschildert. Einfach und schlicht, fast demütig das Wort, aber das Ganze von einer Schärfe und Farbigkeit ohnegleichen. Mit Brutalität ist diese Odyssee des Weltkrieges niedergeschrieben, aber auch wieder mit einer zart und fein empfindenden Seele. Atemlos folgen sich die Geschehnisse, dann ein Haltepunkt, der Autor kommt ins Sinnieren, spricht zu sich selbst, erschließt damit die eigene Seele. Wie innig ist die Kameradschaft mit den Toten empfunden! Gerade das hebt Remarques Werk aus der Flut der mehr oder weniger echten Nachkriegsmemoiren heraus, daß er nicht nur photographiert, nicht nur Zustände beschreibt, sondern seinen Bildern auch einen Sinn gibt. In Erörterungen, die aber wieder nicht in banale Tendenzmacherei abgleiten, sondern vom Menschlichen aus den Menschen zu erfassen versuchen. Das gelingt fast immer, und daher ist Remarques Buch so faszinierend wie gefährlich. Wenn dem nicht so wäre, wenn es mit naturalistischer Zustandszeichnung sich begnügte, dann wäre der Roman nur eine glänzend gelungene Reportage — und weiter nichts. Aber Remarque will mehr, es steht noch vieles geschrieben zwischen den bescheiden aneinandergeperlten Zeilen. Die Menschen sind so lebensnahe gestaltet, daß sie den Anspruch einer Allgemeingültigkeit in sich tragen." W. Spael (Köln. Volksztg., Schritt 210).

„Lange Zeit scheint es, als sollten wir wirklich das große Buch vom Leiden der Heimkehrer erhalten, für welche die ganze bürgerliche Lebensträgheit mit all ihren vorgefaßten Urteilen und erstarrten Meinungen die unverständliche Fremde ist, so daß die Heimkehr die ewige Verbannung bedeutet. Alles, was im Sinne dieses Gedankens erzählt wird, ist stark und lebendig. Freilich dichtet auch hier das Ressentiment so wie es in dem Kriegsbuch so oft der Erfinder war, Eltern, Verwandte, Lehrer, Vorgesetzte erhalten ihr reichlich zugemessenes Teil an tiefer Abneigung der müden und dem Alltagsvolk unverständlichen Herzen. Der rücksichtslose Schilderer ergeht sich in gesteigerter Kraft. Szenen von außerordentlicher Schlagkraft folgen einander. Dann freilich geht auch die offenbare Absicht alsbald neben der Erzählung her. Entsetzliche Gewalttat, rascher Mord soll verstanden werden aus den Gewohnheiten des Feldes: so verwüstet der Krieg die Seelen. Und endlich erliegt der Verfasser

Digitized by Google

der ungeheuren Suggestion, die von dem eigenen Buch-erfolg ausgeht. Er ist doch nun für die Welt der große Schriftsteller des Pazifismus. Also sei alles am Ende auf diesen einen Zielgedanken umgedreht. Man kann auf die Stelle der Umkehr mit dem Finger weisen." Eugen Kühnemann (Schles. Ztg. 234).
Vgl. auch Dr. B. (Hannov. Kur. 198/199); Hans Natonek (Berl. Börs.-Cour. 199, u. a. O.); Bernhard Schlewitz (Kreuz-Ztg. 130); Franke (Neckar-Ztg. 100); kei (Königsb. Allg. Ztg. 204); Hugo Marti (Bund, Bern 196); o. p. (Prag. Pr. 118); H. B. (Ja u. Nein 34); Erich Burger (B. T. 260).

*

Jakob Kneip

(Zum 50. Geburtstag)

„Jakob Kneip ist einer der wenigen modernen Lyriker, deren Gedichte in breiteren Schichten des Volks Eingang finden. Obwohl sein Lebensgefühl von den Problemen der Zeit kräftig umweht ist, bleibt seiner Dichtung jener seltene Duft beschieden, der sich wie ein Glorienschein über den Alltag breitet. Daß er nicht unangefochten an den Gegenwartserregungen vorbeigeht, hat er durch häufige kulturpolitische Veröffentlichungen bewiesen, u. a. auch durch sein Manifest ‚An Frankreich' aus dem kritischen Jahre 1922 und durch seine temperamentvolle Streitrede gegen das Verhältnis der katholischen Kirche zur Kunst auf einer Tagung der rheinischen Dichter in Koblenz. Ohne daß sein Schaffen mit der lokalen Beengtheit der Heimatdichtung aus den 90er Jahren gleichzusetzen wäre, ist es ganz an seine Herkunft gebunden, an das Volkstum und die Landschaft, in denen er aufwuchs. Er hat noch Heimat in sich, auch die Heimat seines alten katholischen Glaubens. Er hat einmal Theologie studiert und lebt schon seit vielen Jahren als Studienrat in Köln, aber er ist doch nur ein studiertes Bäuerlein aus dem Hunsrück geblieben. Ein Sohn der noch wilden und weltabgelegenen Wälder, ist er auch dem großen Pan so nahe aufgewachsen wie der Muttergottes und ihren Heiligen. Rein als Naturgeschöpf steht er auf dem breiten Acker seiner Kunst und sät Sprache, die in dem Empfindungs- und Erfahrungskreise seines Vaterhauses und seiner Dorf- und Jugendgenossen gesättigt ist. Einer, der ganz einfach ist und in seinen Gedichten die Welt in Goethischem Sinne durch gemalte Fensterscheiben sieht. Eins von den Sonntagskindern unter den Dichtern, die, wie Fr. Th. Vischer von Mörike sagte, ein bißchen Erde nur ein wenig zu drücken brauchen, um alsbald ein Vögelchen davonfliegen zu lassen." Otto Doderer (Stuttg. N. Tagbl. 185).
Vgl. auch: Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 111); Heinrich Lentz (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 103); Alexander Baldus (Germ. 188 B.); Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg. 188 u. D. A. Z., Unt.-Bl. 179).

*

Christian Morgenstern

(Zum 60. Geburtstag)

„An dem schlanken, blonden, korrekt gekleideten Christian Morgenstern fiel mir zunächst die außerordentlich gewinnende Höflichkeit auf, mit der er seine Entgegnungen in dem lebhaften Gespräch vorbrachte, und ein Lächeln, das ganz in den strahlenden blauen Augen hinter dem Zwicker lag und kaum auf die Lippen trat, die ernst und würdevoll auf die Anwürfe Mackays gegen Nietzsche erwiderten. Gleich an diesem ersten Abend unserer Begegnung trat ein entscheidender Zug seines Wesens hervor, der sich mir einprägte: die Art, wie er die neue Bekanntschaft mit mir und auch wohl jede andere aufnahm. Die Hand drücken, einem in die Augen sehen, mit dem Kopf dazu nicken enthielt etwas Verpflichtendes, etwas, das bei aller Wahrung der Form sofort Verbindung forderte, die sich zu bewähren hat. Man spürte, diese freundliche Werbung war schon ein Einsatz, ein Geben, das über das Persönliche hinaus Anschluß und Festhalten suchte. Von da ab befestigte sich in mir bei jedem Zusammentreffen das Gefühl, einen Menschen vor mir zu haben, dem kameradschaftliche oder sogar freundschaftliche Beziehung anderes und mehr bedeutete als wachsende persönliche Vertrautheit." Efraim Frisch (Frankf. Ztg. 333—1 M.).
„Christian Morgenstern gehörte zu der Art von Künstlern, deren Wesen durch ihre Kunst fast unmittelbar ausstrahlt, und dadurch, daß seine Menschlichkeit sich schon in früher Jugend darauf richtete, nach Möglichkeit dem reinen Geist zu dienen, wuchsen Menschliches und Künstlerisches in ihm schon früh zu einer seltenen Einheit zusammen. Daß er ganz Lyriker war, kristallisierte diese Einheit zu einer hohen Reinheit menschlicher Form. Er hat unbewußt zeit seines Lebens Tag um Tag mit seinen Büchern seine eigentliche Biographie selbst geschrieben, das Linienbild seiner geistigen Entwicklung selbst gezeichnet mit einer Präzisierung alles Wesentlichen, die von außen her nicht übertroffen werden kann. Je tiefer die Überzeugung hiervon sich manchem, der ihm nahestand, eingeprägt hatte, desto stärker wuchsen Scheu und Schwierigkeit, Biographisches im üblichen Sinne über ihn auszusagen.
Wer nahe steht, lebt mit. Je inniger ein Mitleben ist, desto tiefer vollzieht es sich im Unbewußten. Und nur selten und ganz allmählich in großen Abständen gelingt es, aus diesen dunkel bewachten Tiefen ein Leuchten heraufzuholen, das für die Nachlebenden Züge seines äußeren Lebens nachträglich erhellen kann.

Digitized by Google

Ein großer Trost ist dabei das Geheimnis, das sich immer wieder beim Tode künstlerisch starker Menschen offenbart — und um so überwältigender, je tiefer ein Leben dem geistigen Leben aller hingegeben war —: daß mit dem Verschwinden der sichtbaren Persönlichkeit die Kräfte ihrer Geistigkeit plötzlich mit unerwarteter Macht frei werden und fühlbar sich auszubreiten beginnen. Durch die bloße Erschütterung des Ausscheidens aus der Kette der Lebenden ist dies nicht zu erklären, auch nicht durch die damit ausgelöste Verstärkung werbender Mitkräfte in der Nachwelt. Es ist eine Offenbarung geistiger Gesetzmäßigkeit mit deutlich fühlbarer Macht, nichts Geringeres als eine für alle gangbare Brücke des Lebens, vom Tode zur Nachwelt herübergetragen, ein unerschütterlich sicherer Weg." Friedrich Kayßler (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 102).

Vgl. auch: Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 104); Herbert Günther (Tag, Unt.-Rundsch. 108); Ernst Berg (Saarbr. Ztg. 123); Herbert Leisegang (D. A. Z. 201); K—l (Deutsche Tageszig. 209); Michael Bauer (N. Zür. Ztg. 854); Paul Wittko (Der Jungdeutsche 104).

*

Calderon

(Zum 250. Todestag)

„Das Barock des Hofmanns Shakespeare ist fast nur sprachlich spürbar, in der spitzfindigen Logik, in der bildlichen Überfülle und Weitschweifigkeit der Diktion. Der menschliche Gehalt bleibt renaissancehaft bei aller Höfischkeit des Autors. Calderon ist im ganzen Aufbau barock. Wie der pompöse Kirchenstil als ‚spanischer Jesuitenstil' die katholische Welt beherrscht, so wird das spanische Drama Calderons das vollendete Barockdrama: das prunkhafte theatralische Theaterstück, vor dem Corneilles Barock als reinster Klassizismus wirkt. Von Calderons formaler Überschwenglichkeit des Pathos der Idee, der Verbildlerung des Wunderbaren und der gesanglichen Lyrik seiner Sprache ist nur ein kleinster Schritt zur Oper: dem sinnfälligsten Kunstwerk des Barock im Guten und Schlimmen. Und wie für die Oper gilt für Calderon: die Nähe des Erhabenen beim Lächerlichen.

Wir ‚erleben' das Barock heute nur noch in den Künsten der Architektur, der Bildnerei und in der Oper (d. h. in ihrer barocken Nachwirkung). Die Poesie, soweit sie nicht nur der Zeit, sondern dem überschwenglichen Wesen des Barocks entspringt, ist uns erloschen. Die Unnatürlichkeit von Wundern können wir in der gemalten oder gesungenen Unwirklichkeit der Kunst noch nachgenießen. Das gesprochene Wort kann uns selbst in der meisterhaften Rhetorik und logischen Rabulistik nicht gegen die Natur mehr überzeugen. In der logisch durchdachten Welt Calderons ruhen fast alle Gedanken auf den unzerstörbaren und jeder Diskussion entrückten Grundpfeilern der Dogmengläubigkeit, der Königstreue, der Ritterehre. Auf dieses Schachbrett der Konvention setzt Calderon jedoch nicht individuelle Menschen mit seelischem Zwiespalt, den wir (zurückversetzt in die Bedingungen seiner Welt) entsprechend nachzufühlen hätten. Sondern er stellt in sich gesicherte Standbilder aus der spanischen Typik auf die Bretter, die nur zum äußeren Schicksal in tragische Beziehung kommen. Das Problem des ‚Standhaften Prinzen', der sein Leben für nichts vor seinem niemals wankenden Glauben achtet; der Zwiespalt des ‚wundertätigen Magus', der als Cyprianus die Teufelsbeschwörung Faustens vollzieht; der allzu plötzlich umgewandelte Prinz Sigismund im Turm von ‚Leben ein Traum' — sie alle stecken mehr in einer Fabel als in einem Charakter. Sie alle disputieren und reden mehr über ihre Umstände als aus ihrer Seele. Denn diese Seele ist spanisch vorgeformt, und die Umstände dieser Welt sind nichts als spanisch." Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 378 — 1 M.).

„Die religiöse Welt Calderons ist die Welt des katholischen Mittelalters: oben die himmlischen Heerscharen mit der Dreifaltigkeit als Gipfel, auf der Erde die von Gott eingesetzte Kirche, die ihre Gnadenmittel an die Menschen austeilt, unten die Hölle, der auch die Götter des Altertums angehören. Die Menschen in den Dichtungen Calderons sind einfach und gradlinig, oft nur Schemen, ihnen ist nicht von der inneren Freiheit und lebendigen Vielfalt Shakespeares, des Zeitgenossen Calderons, zuteil geworden. Die Mächte des Himmels und der Hölle streiten um den Menschen, böse Geister werden von Heiligen geschlagen und gebunden. Nicht wie bei Shakespeare hat jeder das Recht seiner eignen Art, alles Recht ist vielmehr immer bei der Kirche und beim König. Nicht einmal der Teufel hat den Mut, seinen Standpunkt festzuhalten, er nennt die Wunder, mit denen er das Volk betören will, erlogen (‚Die Ketten des Teufels'), oder er sagt, daß ein Heiliger ‚meinem Trug anheimgefallen ist', auf Gottes Befehl muß er selbst verkünden, daß er die Welt betrogen hat (‚Der wundertätige Zauberer'). Nicht Darstellung des Wirklichen füllt diese Dichterwelt, sondern Dogma und Theologie. ‚Sollte etwas gegen den Glauben oder die guten Sitten in diesem Stück vorkommen, so möge es ungesagt sein.' Das hat Calderon an den Schluß eines seiner Dramen geschrieben." Emil Lucka (Köln. Ztg., Unt.-Beil. 278).

Vgl. auch: Max Wolff (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 119); Eugen Antoine (Saarbr. Ztg., Gegenwart 140); J. B. (Generalanz., Stettin, Buch 142); Hans Leo Götzfried (Germ. 119a); Fritz Flechtner (Berl. Börs.-Ztg. 237); Bernhard Michael Steinmetz (Köln. Volksztg. 244); Emil Mika (Tag, Unt.-Rundsch. 123).

Digitized by Google

Daniel Defoe

(Zum 200. Todestag)

„Dieser Daniel Defoe, glücklos, verstrickt in Qualen, halb verschuldet, dem Glanze seiner Phantasie ebensooft erliegend wie von ihm bestrahlt, müßte zum Geschlecht derer um François Villon gerechnet werden, wenn nicht seine ganze Kraft auf die Öffentlichkeit, ja auf das Soziale gerichtet gewesen wäre. Er war ein Künstler, der immer wieder in seine eigenen Abgründe stürzte, aber er war gleichzeitig auch ein sittlicher Mensch, für den der Mitmensch und die Gesellschaft eine Wirklichkeit waren. Sein ‚Essay on projects' wirbt für die Idee einer Nationalbank, eines Sozialversicherungssystems, des Schulzwanges, kurz für all jene Dinge, die die Grundlage der modernen Gesellschaft ausmachen. Im Gefängnis war es, wo er seine eigentliche Großtat verrichtete, nämlich die wöchentliche ‚Revue' herausgab, die er ganz allein schrieb, bis sie einen Umfang von acht Bänden erreichte. Sie war das erste große publizistische Unternehmen der modernen Zivilisation, sie führte den Leitartikel ein, sie schuf das Feuilleton, die Glosse, den täglichen Kommentar, den Briefkasten und wurde in ihrer Mischung von Informationen und sittlicher oder politischer Forderung der Ausgangspunkt der Publizistik, wie sie sich über die ganze Welt verbreitet hat. Aber die wahre Leidenschaft seines reiferen Lebens war der Handelsjournalismus. Der Handel, das war ein Spiel von Kräften, wie es seinem Lebensgefühl entsprach. Das Berechenbare des Handels und zugleich sein Risiko entsprachen seinem doppelten Trieb nach Gesetzlichkeit und Abenteuer. Warenaustausch, das war für ihn Blutkreislauf, und es überkam ihn schöpferisch, wenn er in dieser gewaltigen Bewegung, die Englands Handel damals schon war, die verborgenen Kausalitäten aufspüren konnte. Sein ‚Plan des englischen Handels' (1728) war mit den Augen eines Menschen von heute gesehen. Er sah England als ein dicht bevölkertes Land, als ein Land der hohen Löhne, des hohen Lebensstandards, der hohen Steuern, des Exporthandels und der Kolonialexpansion. Er kann in einem gewissen Sinn sogar als der Vater des Freihandels gelten, und keiner seiner schreibenden, denkenden oder handelnden Zeitgenossen hatte so klare und schöpferische Ideen über Englands Rolle als Kolonialmacht. Er war mit einem Wort der erste jener großen liberalen Journalisten, die so viel zur Gestaltung der englischen Idee beigetragen haben, und, wäre sein Herz nicht so unruhig, sein Gemüt nicht so voller Schatten und sein Blut nicht so reich an regellosen Stößen gewesen, so wäre er gewiß ein großer englischer Staatsmann geworden.

Aber er hätte dann vielleicht jenes Buch nicht geschrieben, um dessentwillen sein Name ewig leben wird, den ‚Robinson Crusoe'. Friedrich Sieburg (Frankf. Ztg. 311 — 1 M.).

Vgl. auch: Wilhelm Lange (Berl. Börs.-Ztg. 97); Peter Landolt (Tag 100); Hans Soltau (Schles. Ztg. 210); Hans Kauders (Königsb. Allg. Ztg. 193); Hanns Martin Elster (Schwäb. Merk. 96); Bernard R. Friedrichs (Saarbr. Ztg. 113); Hugo Brühl (Ostpreuß. Ztg. 115); William von Schröder (Stuttg. N. Tagbl. 187); Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 791); Jos. Froberger (Germ. 96, u. a. O.); Erich F. Dach (Berl. Börs.-Cour. 191); Hans Werther (B. T. 193); J. Kl. (Vorw. 194); Elisabeth Charlotte Haedicke (Köln. Ztg., Frau 217); Bertha Badt-Strauß (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 96); Theodor Heinrich Mayer (Münch. N. Nachr. 109); Valerian Tornius (Leipz. N. Nachr. 115).

*

Zur deutschen Literatur

„Goethes letztes Pfingstfest. Der ‚Faust' wird beschlossen." Von F. Erig. (Königsb. Allg. Ztg. 236.)

„Schillers letzte Lebenstage." Von Ernst Schrumpf (Basl. Nachr., Sonntagsb. 19).

„Schillers edelster Freund, Christian Gottfried Körner." Von K. (Königsb. Allg. Ztg. 221).

„Schillers Freund, Chr. G. Körner." (N. Bad. Landesztg., Unt.-Beil. 239.)

„Schillers bester Freund, Chr. G. Körner." Von A. Sander (General-Anz. Stettin, Buch 128).

„Christian Gottfried Körner." Von Fr. Heißenberger (Tag 114).

„Schicksal nach dem Tode. Ist Schiller in der Fürstengruft beigesetzt?" Von Ignaz Jezower (Saarbr. Ztg. 127).

„Ein Novalis-Fragment über Schiller." Von A. Hatzfeld (Frankf. Ztg. 374 — Abbl.).

„Heinrich Heine in Paris." Von Max Müller (N. Zür. Ztg. 819).

„Fürst Pückler." Von Werner von der Schulenburg (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 113).

„Ein unbekanntes Gedicht des Dichters von ‚Dreizehnlinden' [Friedr. Wilh. Weber]." Von A. Vogedes (Köln. Volksztg. 210).

„Franz Dingelstedt." Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 116).

— —. Von Paul Wittko (Münch. Ztg., Propyläen 33).

„Albert Lindner." Von Max Kretzer (Berl. Börs.-Ztg 190).

„Ein Dichter der Landschaft: Melchior Meyr." Von Adalbert Schmidt (Sudetendeutsche Tageszeitung 93).

*

„Das Nietzsche-Bild von Charles Andler." Von Carl Albrecht Bernoulli (B. T. 214).

„Weltfahrer und Dichter: Charles Sealsfield." Von Alois M. Nagler (D. A. Z., Unt.-Bl. 191).

„Ada Christen." Von W. A. Hammer (N. Wien. Tagbl. 139).

„Eine unfreiwillige Humoristin [Friederike Kempner]." Von Conrad Wandrey (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 213).

„Stavenhagen." Von Paul Wittko (Hamb. Corr., Unt.-Bl. 7. Mai 1931).

„Paul Haller." Von H. M.-B. (N. Zür. Ztg 773).

Digitized by Google

„Erinnerung an Christian Morgenstern." Ein Schreiben aus der Jugendzeit an Max Osborn (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 104).

„Franziska Gräfin zu Reventlow." Aus persönlichen Erinnerungen von Korfiz Holm (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 111 a. a. O.).

—, —. (B. B. C. 223).

*

„Erinnerungen an Carl Spitteler." Von Sophie Haemmerli-Marti (N. Zür. Ztg. 766, 770, 777, 781).

„Enthüllung des Spitteler-Denkmals." Von Eduard Korrodi (ebenda 834, 839).

„Einweihung des Carl Spitteler-Denkmals in Liestal." Von Hugo Marti (Bund, Bern, 204, 206).

„Die Berührung der Sphären. Prosaschriften von Hugo von Hofmannsthal." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 987).

„Aus dem Nachlaß Henry von Heiselers." Von Will Scheller (Köln. Ztg., Lit. 20).

„Arzt und Literarhistoriker. Zum Tode Erich Ebsteins." Von C. G. v. M. (Münch. N. Nachr. 123).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Sigmund Freuds 75. Geburtstag." Mit Beiträgen von Siegfried Bernfeld, Thomas Mann, Karl Scheffler (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 104).

„Das Unbewußte, die Entdeckung Sigmund Freuds." Von Hans Zulliger (Bund, Bern, 208).

„Psychoanalyse und Gegenwart" [Freud]. Von Hanns Herrland (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 103).

„Der Kulturphilosoph Rudolf Pannwitz." Von Georg Foerster (D. A. Z., Unt.-Bl. 233).

„Rudolf Pannwitz und der Mythos." Von F. A. Schmid Noerr (Münch. N. Nachr. 122).

„Rudolf Pannwitz." Von Rudolf Paulsen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 120).

—, —. Von Hans Müller (Neckar-Rundsch., Heilbronn. Bl. 20).

, —. Von Ernst Müller (Stuttg. N. Tagbl. 243).

—, —. Von Franz Spunda (Saarbr. Ztg. 142).

—, —. Von Leopold Ziegler (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 103):

„Rudolf Pannwitz steht in der vordersten Reihe der Deutschen, die heute in schmerzlichen Wehen die neue Ordnung der Dinge in sich austragen. Er vereinigt seit unserer Klassik und Romantik zum erstenmal wieder dichterische und denkerische Fähigkeit, beobachtende und forschende Tätigkeit, politische Gesetzgebung und prophetische Verkündigung; zum erstenmal gewinnt bei ihm die Welt wieder jene innere Vielschichtigkeit, Großräumigkeit und perspektivische Tiefengliederung, die für die deutsche Klassik und Romantik einmal selbstverständlich war. Was aber Pannwitz in der Gegenwart zu einer Erscheinung einziger Art stempelt, ist seine niemals aussetzende oder versagende Bereitschaft zur Aufnahme und Verarbeitung neuer Elemente der Erfahrung, der Erkenntnis. Von dem mathematischen Urphänomen der Kegelschnitte und des goldenen Schnittes bis zur Morphologie und Musik, zur Philosophie und Politik gibt es nichts, das er nicht nach und nach in die gesteigerte Wachheit seines Geistes gerückt und hier neu belichtet, neu erleuchtet hätte."

„Friedländer-Mynona." Von R. Drill (Frankf. Ztg. 329 A.):

„Für den Philosophen kann ich Zeugnis ablegen. Friedländer ist Jahrzehnte lang in regem Verkehr mit Ernst Marcus gewesen, dem Kantianer, der im Jahre 1928 gestorben ist. Die Anregungen, die von da ausgingen, haben etwas Ungewöhnliches bewirkt: Friedländer hat sich selber die Einsicht erarbeitet, daß Kant denn doch etwas anderes ist als das, was gemeiniglich aus ihm gemacht wird, und daß Marcus dies entdeckt hatte. Einige Schriften von Friedländer beweisen, daß er kein ‚Schüler' ist. Ich nenne etwa den ‚Katechismus der Magie', in dem es sich natürlich gar nicht um Magie im üblichen Sinne, sondern um Kant und Marcus handelt, um die tiefsten Probleme der Philosophie, um Probleme und — Antworten. Nur einer, der die ganze Sache wirklich im Innersten beherrscht, kann in so einfacher Weise darstellen."

„Mynona." Von Ludwig Meidner (Berl. Börs.-Cour. 203).

„Begegnung mit Mynona." Von Alfred Kubin (Münch. N. Nachr. 120).

„Bemerkungen zu Frank Thieß." Von S. Kracauer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 18):

„Dieses ‚gewaltige Panorama des tragischen Heroismus' entspricht und antwortet einem guten Teil der jungen Intelligenz. Jener nichtproletarischen Jugend vor allem, die dank der Jugendbewegung sich nicht mehr als Vorstufe der Erwachsenen fühlt, sondern eigene Lebensformen herausgebildet hat. Sie steht noch immer unter dem Einfluß des deutschen Idealismus und im Banne von Traditionen, die sie zur Überwindung aller äußeren Schwierigkeiten auf die unmittelbare einzelmenschliche Kommunikation mit dem Geiste verweisen. Ihre Haltung im allgemeinen und wohl auch im besonderen ist die von Thieß."

„Der Flug in den Raum" [Frank Thieß]. Von Richard Biedrzynski (Deutsche Ztg. 108a).

„Hans von Hülsen." Von Will Scheller (N. Zür. Ztg. 805):

„Die Beschäftigung mit den Büchern Hans von Hülsens erscheint immer als ‚ein kurzweilig Lesen', und dies um so mehr, je öfter es wiederholt wird. Ein richtiger Erzähler, einer, der diese Bezeichnung im ursprünglichen und einzig lebendigen Sinne verdient, ist aber doch nur derjenige, dem es gelingt, den Leser oder Hörer durch seine eigene Art der Darstellung von Welt und Menschen so zu fesseln, daß er nicht mehr davon loskann. Und eben dies ist es, was die Erzählwerke Hans von Hülsens auszeichnet."

„Der Dichter der Armut" [Anton Wildgans]. Von Hans Harder (Westf. Volksbl. 88).

„Paul Gurk, der epische Dichter." Von Ferdinand Junghans (Kreuz-Ztg. 139):

„Paul Gurk ist auch als Dichter ein Mensch von unverkennbarer Einheit des Wesens und des Stils. Nicht als ob seine Bücher gleich seien wie zwei schlechte Sensationsgeschichten. Sie sind gleich in der überrationalen Wesenheit, die wahre Dichtwerke als das immer wirksame und von keiner positivistischen Literaturwissenschaft je erfaßbare Mitschwingen der Persönlichkeit ihres Verfassers in sich tragen. Und eben diese Wesensgleichheit beweist sich um so eindringlicher, wenn die Stoffe so verschieden sind wie in den beiden Gurkschen Romanen."

„Conrad Muschler." Von Fritz Stege (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 114):

„Muschlers Werke zeichnen sich durch die stets gleichbleibende Tiefe der Empfindung aus."

„Aus meiner Kindheit." Von Katharina Ponten (Lebenserinnerungen der Mutter des Dichters) (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 237).

„Wilhelm Fischer." Zum 85. Geburtstag. Von Paul Wittko (Hamb. Corresp., Ztg. f. Lit. 8).

„Hermann Hongos 70. Geburtstag." Von W. A. Hammer (Deutschösterr. Tagesztg. 131 und Volksztg., Wien, 135).

*

Digitized by Google

„Liehburgs Drama ‚Schach um Europa'." Von Carl Albrecht Bernoulli (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 18).

„Erweiterung des schweizerischen Mythos" [Liehburg]. Von René Bovard (N. Zür. Ztg. 877).

„Schach um Europa." Von Hugo Mauerhofer (Nationalztg., Basel, 193).

*

„Arthur Silbergleit." Von Fritz Engel (B. T. 236):

„Seit so vielen Jahren ist er nun Poet, Dichter im werkenden Berlin, vom Leben angerührt und wohl auch geschlagen, aber niemals diesem seinem eigensten Wesen entfremdet, das ein Wesen der Höhenluft ist, des festtäglichen Gefühls und des seelischen Alleinseins. Er hat viel geschrieben, ohne jedes Jahr einen Band oder zwei anzubieten."

„Lyrisches Wort von heute." Zu Gedichten Albrecht Schaeffers. Von Konrad Weiß (Münch. N. Nachr. 127):

„Kurz: ich wenigstens habe seit langem kein Buch in die Hand bekommen, das mich mehr angesprochen hätte als dieses Bändchen Gedichte."

*

„Das Wunschkind" [Ina Seidel]. Von Maria Nils (N. Zür. Ztg. 926):

„Dieses in jahrzehntelanger konzentrierter Arbeit herangereifte Werk (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) bedeutet zweifellos den Höhepunkt des bisherigen epischen Schaffens der Dichterin. Mehr noch: man darf es als eine der wenigen Schöpfungen von bleibendem Wert in der Romanliteratur der letzten Jahre bezeichnen, denn selten wohl hat menschliches Erleben und Empfinden eine so überzeugende künstlerische Gestaltung gefunden, wie es in diesem Buch der Fall ist. Der Lebensraum zwar ist im ‚Labyrinth', dem früheren Roman der Ina Seidel, in dem sie die Schicksale des bekannten Weltreisenden und Gelehrten Georg Forster gestaltet hat, breiter und weiter gespannt, an seelischem Gehalt und Formkraft aber steht das neue Werk hoch über dem Erstling. Es ist erstaunlich und beglückend, wie diese Frau ihren Gegenstand mit einer geradezu männlich anmutenden Überlegenheit meistert und dennoch in keiner Zeile die Gelöstheit eines starken weiblichen Gefühlslebens verleugnet."

„Generationsterrassen" [Etzel Andergast von Jakob Wassermann]. Von Ernst Krenek (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 20):

„Verwirrend und ermüdend ist die Weitläufigkeit und stoffliche Massenhaftigkeit des Buchs, die das an sich richtige epische Prinzip, alles Mitzuteilende in berichtete Begebenheiten aufzulösen, ad absurdum, führt, indem die Vorgeschichte jeder Person immer wieder in eine von anderen Personen bevölkerte Unzahl von Episoden und Subepisoden zerfällt. Die Fülle des Lebens spiegelt sich hier allzu naturgetreu als ein der formenden Zucht entbehrender, verworrener Wust. Dieser Mangel an künstlerischer Vollendung, in deren Verwirklichung ich die Erfüllung auch der sittlichen Aufgabe der Kunst sehen würde, ist natürlich der Hauptgrund des Mißbehagens, das uns das Buch vermittelt."

—, —. Von E. Kurt Fischer (Leipz. N. Nachr. 122):

„Alle Fragen des Einzelnen und der Gemeinschaft, alle Problematik des heutigen Deutschlands und des künftigen Europas, die ganzen geistigen Krisen der Zeit sind in diesem mächtigen Buch mit Ernst und Verantwortungsbewußtsein erörtert. Das macht künstlerisch seine Schwäche, menschlich seinen großen, beglückenden Reichtum aus."

—, —. Von Nikolaus Bruckner (Saarbr. Ztg., Gegenwart 113).

—, —. Von Albrecht Paul (Tag 129).

„Clara Viebig: Prinzen, Prälaten, Sansculotten." Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 18):

„Was für den Roman immer das Wesentliche bleibt, die Zeit selbst handelt, geht ihren Schritt und wird, wie alle Zeiten, von sich selbst überrascht. So von der großen Revolution. In Frankreich gärt es etwas — bemerkt ein kurfürstlicher Minister in seinem Vortrag; aber nicht nur die Minister waren ahnungslos. Das ist alles so richtig aufgenommen, lebhaft gestaltet, und nicht nur aus dem Geschichtskalender herausgeblättert. Wenn unsere historischen Darstellungen ebensoviel Gestalt und Gesicht hätten, würden sie mehr gelesen werden."

„Prinzen, Prälaten und Sansculotten. Roman von Clara Viebig." Von Nikolaus Bruckner (Saarbr. Ztg., Gegenwart 145):

„Es herrscht in dem Buch die Dämmerung eines Domes oder eines Waldinnern .... Liest man eigentlich ein Buch oder betrachtet man Bilder oder lauscht man einer fernen Musik? Unvergeßlich der Park mit der Blumen pflückenden Frau! Und wie sie der Bruder eingeholt hatte."

„Die Katrin wird Soldat" [Adrienne Thomas]. Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 948):

„Dies ist kein Roman! Dies ist ein Dokument. Einmal wird man auch diese furchtbaren ‚Quellen' in die Historie eingehn lassen, wenn auch die Frau den Schrei ihres Herzens in die Waagschale der Geschichte werfen darf. Daß eine Deutsch-Französin dieses Buch geschrieben, entzieht es dem Vergleich deutscher und französischer Kriegsbücher weiblicher Federn. Frankreich und Deutschland haben dieses Buch zusammen erlitten. Dies beglaubigt die Elsaß-Lothringerin Adrienne Thomas."

„Paul Ernst erzählt seine Jugend." Von Robert Faesi (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 827).

„Generalkonsul Stenzel und sein gefährliches Ich" [Max Halbe]. Von Hanns Johst (Münch. N. Nachr. 116):

„Der Stil, der auf diese Weise gewonnen wird, ist unnachahmbar. Er besitzt die Originalität seiner Jahre, die Überzeugungskraft seiner Wahrheit und die Schönheit seiner zögernden Reserven."

„Heimkehr" [Erwin H. Rainalter]. Von H. G—r (Volksztg., Wien, 113):

„Diese Idee, die das Buch unaufdringlich, deswegen aber nicht weniger beharrlich erfüllt, gibt ihm Wert und Bedeutung über den Tag hinaus und überstrahlt die schöne und reife Erzählerkunst Rainalters, in der die Gedanklichkeit neben der Phantasie ihren ebenbürtigen Platz einnimmt."

„Bauernschicksal — unser Schicksal" [Rainalter: „Heimkehr"]. Von Robert Hohlbaum (N. Wiener Tagbl. 119).

„Wo liegt Schnabelweide?" [Will Vesper: „Sam in Schnabelweide"]. Von Hans Brandenburg (Münch. N. Nachr. 106):

„So heißen wir den kleinen afrikanischen, schwarzgebrannten, weltbefahrenen, nackten Ausreißer Sam auf unserer großen Schnabelweide herzlich willkommen. Er erscheint im rechten Augenblick, er lehrt uns lachen, wo uns das Lachen schon vergehen wollte, und, will's Gott, nicht zuletzt über uns selbst."

„Zwei ohne Gnade" [Hubert Mumelter]. Von Nikolaus Bruckner (Saarbr. Ztg., Gegenw. 125):

„Ein Buch der Leidenschaft. Und ein kämpferisches Jahrhundert kommt herauf. Es ist nur ein Roman und doch auch Geschichtsschreibung großen Stils."

*

„Hankamers Deutsche Literaturgeschichte." Von W. Spael (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 104).

„Literaturgeschichte als Zeitdokument" [Hankamer]. Von Ernst Heilborn (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 20):

„Hankamer hat, und das scheint hohes Lob, den Sinn für das Wesentliche. Er besitzt ihn bis zur Tollkühnheit. Aus

Digitized by Google

all denen, die er übergeht, ließe sich eine sehr viel dickleibigere Literaturgeschichte schreiben, als es die seine ist; sein Bild ist trotzdem nicht unvollständig. Dieser Blick für das Wesentliche war ja denn freilich auch Vorbedingung seiner übertoleranten Einstellung. Wir wissen es längst: es gibt Religion über den Religionen. Fraglich, ob Hankamer das so blank eingestehen würde. Aber er weiß es auch."

„Anti-Friedell." Von Gerhard Rosen (Ja und Nein 32).

„Der Kampf des Geistes mit der Zeit" [Karl Wolfskehl: Bild und Gesetz]. Von Will Scheller (Kreuz-Ztg. 118).

„Kolbenheyers ‚Stimme'." Von Wilhelm Stapel (Münch. N. Nachr. 118).

„Modepsychologie" [zu Hans Driesch: „Philosophische Forschungswege"]. Von Ernst Wegmann (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 112).

„Italien und das deutsche Formgefühl" [Heinrich Wölfflin]. Von Konrad Weiß (Münch. N. Nachr. 111):

„Vielleicht ist es überhaupt dieses ‚Andere', was den letzten Grund aller Unterschiede ausmacht; dieses ‚Andere', von dem auch Wölfflin ganz zuletzt noch spricht: ‚Das Vollendete muß immer noch den Grund des ‚Anderen' als des ewig Widersprechenden durchfühlen lassen.' Dieses ‚Andere' ist über die Rassensinne hinweg das fortgeerbte Wesen des Christentums gegenüber der Antike geworden, dessen Zwiefältigkeit um die Wende des 15. Jahrhunderts gewissermaßen in zwei Sinne auseinandertritt und Natur wie Geschichte der Nationen in neue Aspekte bringt. Die deutsche Harmonie des Unharmonischen, die Unruhe gegen das Vollendete, der Genuß der immer neu werdenden Schönheit — all diese und ähnlichen Formulierungen Wölfflins leben aus einem innersten Instinkt heraus, daß sich diese ‚klassische' Zeit, der er seine Hauptwerke zugewandt hat, nicht einfach in Stile auflösen lasse. Die Unzahl seiner Einzeldiskussionen dient nur dazu, das Problem zu enthüllen und es dadurch noch mehr zu befestigen. Es steckt auch eine starke moralische Haltung in diesem Tun: Wirklichkeiten und Gegensätze der Geschichte und der Natur, falls sie nicht gelöst werden können, dürfen auch keinesfalls verschleudert werden. Mit diesem Geist tritt Wölfflins neues Buch zu seinen früheren."

*

Zur ausländischen Literatur

„Shakespeares ‚Maß für Maß'." Eine Untersuchung von Günther Krauß (Germ., Ufer 4, 5).

„Arme Delia." Die Tragödie der Bacon-Shakespeare-Forschung. Von Willy Oeser (ebenda 99).

„Gespräche mit James Joyce." Von Georges Borach (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 827).

„Bei Theodore Dreiser." Von Rom Landau (Frankf. Ztg. 359 — 1 M.):

„Dreiser kommt in den Raum. Unschwer kann ich feststellen, daß er unsere Verabredung vergessen hatte. Die schwere Stirn allein läßt deutlich erraten, daß die Hingabe an die Welt von Gedanken und Vorstellungen der Indifferenz äußerlicher Realitäten eines fremden Gesichts, einer Verabredung, die Wage hält. Mit bärenhaft linkischem Schritt geht er einigemal durch den Raum, ehe er seine umfangreiche Gestalt in einem der weiten Sessel zur Ruhe bringt. Um die große Stirn liegt schneeweißes Haar, ein wenig zerzaust, nicht mehr ganz dick. Die zwei grundverschiedenen Gesichtshälften formen ein schweres und schiefes Antlitz. In der zerfurchten Landschaft dieses Gesichts haben viele Erlebnisse, viel Elend, viel Liebe, Ausschweifung, Trauer Zeichen geschrieben. Noch heute scheint in dem Mund eine wache fleischliche Sinnlichkeit zu beben; trotz einer leichten Resignation des Ausdrucks, ist die innere Erregtheit noch zu spüren, und selbst der Schimmer von Abgeklärtheit in den hellen Augen kann den vitalen Puls dieses Kopfes nicht verheimlichen. Das zu Anfang maskenhaft starre Gesicht mit dem, von Teufeln oder Göttern schief gezogenen Mund und schweren Tränensäcken belebt sich, da Dreiser zu sprechen anfängt. Mit dem Fortlauf des Gesprächs erwärmt sich auch die Stimme. Allerdings ertönen in ihr ab und zu bittere Unterlaute, die nach Enttäuschung und Kampf klingen. Dazwischen gibt es immer wieder kleine linkische Gesten der Hand, ein abwartend lauerndes Anhalten der Finger, wie man ihm zuweilen bei Menschen begegnet, aus deren Unterbewußtsein die Erinnerung an eine unvollkommene Vergangenheit, ungenügende Bildung, irgendeine tatsächliche oder nur eingebildete Minderwertigkeit emporzusteigen scheint."

„Niedergeschrieben — statt einer Autobiographie." Von Aldous Huxley (Frankf. Ztg. 362 — 1 M.).

„Neue englische Literatur." Von Heinrich Henel (Köln. Ztg., Lit. 17).

„Englische Literatur der Gegenwart (1920—1930)." Von Hans Oskar Wilde (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 252).

*

„Betrug am Leser." Zu Paul Zechs Villon-Ausgabe. Von Joseph Chapiro (B. T. 195).

„Um Villon." Antwort an Joseph Chapiro. Von Paul Zech (B. T. 202).

„Natur und Mensch bei Balzac." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 928).

„Flauberts Beatrice. Das Urbild der Marie Arnoux." Von F. M. Huebner (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 99).

„André Gide und wir." Zur Gesamtausgabe der Deutschen Verlags-Anstalt. Von Hans Mangold (Stuttg. N. Tagbl. 211).

„Preisgekrönte französische Literatur: Bourget, Lacretelle, Fauconnier, Chadourne." Von Friedrich Margardt (Saarbr. Ztg., Gegenwart 126).

„Amédée Ozenfant." Von Curt Glaser (B. B. C. 225).

*

„Benedetto Croce [zur deutschen Ausgabe der Philosophie des Geistes]." Von H. Bth. (N. Zür. Ztg. 780).

*

„Don Quichotte erschlägt Cervantes." Von Hans Rosenkranz (B. B. C. 231).

„Junges Spanien [José Ortega y Gasset: Der Aufstand der Massen]." Von R. S. (Bund, Bern, Kl. Bund 22).

*

„Monna Vannas Enthüllung [Maeterlinck]." Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Köln. Ztg. 265).

„Felix Timmermans' Jugend." Von Karl Jacobs (Köln. Volksztg., Unt.-Bl. 98).

„Über Obstfelders ‚Samlede Skrifter'." Von Hellmut Draws-Tychsen (Germ., Ufer 4).

„Sigrid Undsets Romane ‚Gymnadenia' und ‚Der brennende Busch'." Von F. H. Schwank-Telfan (Köln. Volkszeitung., Lit. Bl. 105).

„Ein Gespräch über den katholischen Zeitroman: Sigrid Undset ‚Der brennende Busch'." Von Heinrich Lützeler (ebenda, Schritt 222).

„Gabriel Scott." Von Christian Jenssen (Köln. Ztg., Lit. 21).

*

„Puschkins Reise nach Erserum." Von Philipp Schweinfurth (D. A. Z., Unt.-Bl. 219).

„Eine unbekannte Literatur [die armenische]." Von Karl Roth (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 269).

Digitized by Google

„Nasim Hikmets Freispruch." Der türkische „Dichter des Kommunismus" vor Gericht. Von Wilhelm Feldmann (Voss. Ztg. 227).

*

Zu Ibsens 25. Todestag: Fritz Engel (B. T. 239):

„Mit Wucht dringt auf alle Nachlebenden auch die Lehre gerade des ‚Volksfeindes' ein. Wie denn, wir leben im Zeitalter der Masse, des Kollektivismus, der Abstimmung, und nun sollte ein Dichter uns den Weg weisen können, der doch gerade gegen die ‚kompakte Mehrheit' wettert? Einer, der sich auf Goethes Wort hätte berufen können, daß alles Große und Gescheite nur in der Minorität zu finden sei? Das ist ja auch nicht zu bestreiten; es kommt nur darauf an, daß es der Masse verstattet sein muß, aus sich heraus Führernaturen zu entwickeln, eine neue und gesündere Aristokratie zu erzeugen und eine gescheite Minorität freizumachen, die ihrerseits auf die Masse wirkt.

Selbst im hyperdemokratischen Sowjetrußland geschieht es nicht anders, und Ibsen selbst hat ja, wie es sich an der Wirkung der ‚Nora' zeigt, in dieser Art aus der Ideenwelt einer Minorität, sogar aus seinem Einzelgedanken eine Majorität für seine Anschauung gewonnen. Verstehen wir ihn nur recht. Sein Thomas Stockmann, so schlecht man ihn auch behandelt hat, wandert nicht aus, das wäre bequem. Nein, er bleibt, wo er ist. Er wird weiter kämpfen, für sein Recht, für das Recht überhaupt. Was heißt das anderes, als daß er die Mehrheit, die kompakte, gewinnen will? Jeder Kämpfer kämpft um die Mehrheit. Wenn wir Heutigen im Kampf für das, was wir aus tiefster Überzeugung für Recht halten, noch in der Minderheit sind, so hat Ibsen sich und sein Werk als Beispiel der Beharrlichkeit aufgestellt."

Vgl. auch: Alfred Weintraub (Vorw. 236); Robert Faesi (N. Zür. Ztg. 982 und Bund, Bern, 233); Lutz Weltmann (N. Bad. Landesztg. 253); Hanns Martin Elster (Königsb. Allg. Ztg. 238); Elisabeth Darge (Schles. Ztg. 256); Franz Pohl (Generalanz., Stettin, Buch 142); Gerhard Gran (Saarbr. Ztg., Gegenwart 140); Wisa (Berlin am Morgen 118).

*

Zu Tagores 70. Geburtstag: von —ss— (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 105); B. P. (Tag 108): Paul Wittko (Münch. Ztg., Propyläen 32).

*

Allgemeines

„Mit und ohne blaue Weste." Aus meinen münchner Erinnerungen. Von Kurt Aram (Münch. N. Nachr. 139).

„Wertschätzung der geistigen Arbeit." Von Siegfried Behn (Germ., Ufer 5).

„Dichtung und Literatur." Versuch einer Unterscheidung. Von R. M. Behrensdorf (D. A. Z., Unt.-Bl. 191).

„Das Problem des Klassischen und die Antike." Von Walter Benjamin (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 19).

„Die moderne Literatur, gesehen in katholischer Schau." Von Josef Bergenthal (Westf. Volksbl. 88).

„Dichter vor dem Gericht der Jugend." Von Walter Bloem (Germ. 122).

„Der Kritiker und die Zeit." Von Paul Eisner (Prag. Pr. 137).

„Das Rundfunk-Hörspiel." Gespräche mit berliner Autoren: Heinrich Mann, Molo, Döblin, Feuchtwanger, Zuckmayer, Ferdinand Bruckner, Kästner." Von Margot Epstein (B. B. C. 237).

„Deutsche Arbeiterdichter. I. Heinrich Lersch." Von A. Frensdorf (Der Deutsche 99).

„Der sächsische Schriftsteller." Von Friedrich Markus Huebner (Voss. Ztg. 97).

„Niederdeutsche Dichtung der Gegenwart." Von Christian Jenssen (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 925).

„Deutsche Literaturaspekte." II. [Georgesche Jugend. „Gedichte einer Runde."] Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 784).

„Über Volkstümlichkeit in der Kunst." Von Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg., Luginsland 20).

„Gedanken über Lübeck." Von Thomas Mann (B. T. 221).

„Erstlingsromane: Helene Haluschka — Herbert Brandt — Karl Friedrich Boree — Georg Rendl — Hubert Mumelter — Cecile Ines Loos." Von Johannes Maaßen (Germ. 107).

„Die heilige Elisabeth." Von Alfons Paquet (Frankf. Ztg. 345 — 1 M.).

„Eine Goethe-Gesellschaft in Japan." Geistiger Brückenbau nach Deutschland. Von M. Piper (D. A. Z., Unt.-Bl. 209).

„Stilintelligenz und Prosadichtung." Von Hans Achim Ploetz (B. B. Ztg., Kunst 99).

„Von junger Dichtung in München." Von Herbert Saekel (Köln. Ztg., Lit. 19).

„Buchreklame." Von Adalbert Schmidt (Freie Stimmen, Klagenfurt, 67).

„Sinn und Wert der Dichterakademie." Von Wilhelm von Scholz (N. Bad. Landesztg. 259).

„Schriftsteller vor akademischer Jugend." Von J. Th. (Germ. 108).

„So sind die Dichter." Von Otto Zoff (B. T. 222).

„Klassiker oder nicht?" (B. T., Brücke 19.)

„Gibt es noch eine junge deutsche Dramatik? — Antwort: ‚Ja — aber man spielt sie nicht!'" (Rhein.-Westf. Ztg. 237.)

Echo der Zeitschriften

Eckart. VII, 5. (Berlin.) Erich Brock erkennt in André Gides „Pastoral-Symphonie" eine seiner fesselndsten Schöpfungen:

„Mit sein fesselndstes Buch dieser Art ist der schon früher erschienene Roman ‚La Symphonie pastorale', welcher jetzt auch in der sich schnell der Vollständigkeit nähernden Reihe seiner Verdeutschungen bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschien und damit Anlaß zu einem Hinweis auf dieses zugleich liebenswürdige und tiefernste Werkchen gibt. Das Buch gewinnt seinen besonderen Reiz dadurch, daß auf der einen Seite auch hier die harte, sorgenvolle und zur Werkheiligkeit neigende Alltagsreligion bildhaft verkörpert erscheint. Ihr gegenüber steht eine andere Form des religiösen Lebens, welche in diesem Gegensatz zugleich alles verkörpert, was Gide sonst jenseits der Religion sucht: die Fülle, Unschuld, Schönheit und Einheit des Natürlichen. Wohl wird dies Natürliche hier dargestellt als eine zweite Na-

Digitized by Google

tur, eine Natur aus Gnade, welche alle Unreinheit, alles bloß Orgiastische der ersten Natur darum abgestreift hat. Allein es bricht darin eben der tragische Zwiespalt auf, daß diese zweite Natur hier auf Erden doch wiederum Natur ist, daß sie für uns Menschen unmerklich wieder in die erste fragwürdige Natur zurückgleitet, welche darum nichts von ihrer verunreinigenden und lebenzerstörenden Gewalt verloren hat."

Die Volksbühne. VI, 2. (Berlin.) In Ernst Adolf Dreyers Aufsatz „Dichterische Vergegenwärtigung im Schaffen Hermann Kessers" liest man:

„Hermann Kessers Wesen ist deutsch in diesem besten Sinne, so daß ihm die europäische Wirkung nicht versagt ist. Sein Gewissen ist von einer moralischen Zucht, die — eindeutiger noch als diejenige Schillers — im kulturbestimmenden deutschen Denken verankert liegt. Es wird sehr viel und vor allem im Denken gesündigt, sofern Denken immer nur als abstrakter Intellekt und nicht als spekulativer begriffen wird, sofern Denken doch Bekennen und Erkennen der Wahrheit bedeutet. Das aber setzt den revolutionierenden Menschen voraus, den um des geistigen Zieles willen revolutionierenden. (‚Es ist mehr als wahrscheinlich, daß ein Ur-Polemisches die Wurzel aller Geistigkeit ist.') Als Kunstwollen ergibt sich für den Dichter zumeist eine Antinomie und Dynamik, die bei Kesser etwa so stark vorherrscht, daß selbst seine Novellistik davon ergriffen wird; dieses Antinomische und Bewegte wird nun jedoch in der Novelle nicht in eilenden Dialogen, sondern in der künstlerischen Lebendigkeit und technischen Ausgeglichenheit des Monologs aufgelöst. Ja, Kesser schafft sich mit der schwierigen Monologform ein ohnegleichen beherrschtes, aktuelles (wir denken das Wichtigste in Monologen) Kunstmittel. ‚... Der Monolog, Ausdrucksmittel, um die Wahrheit aus einem einzigen fühlenden Mittelpunkt zu erkennen, ist — seelischer Vertikalschnitt. Das Gehirn legt sich frei, das Adernwerk wird sichtbar, kreisender Inhalt verborgener Innenräume wird wahrnehmbar — durch Übertragung der Visionen auf die nach außen strömende Sprache.'"

Radio-Wien. VII, 32. (Wien.) Hinweis auf Andreas Thom bietet Erhard Buschbeck:

„Mit dem im vergangenen Herbst erschienenen Roman ‚Vorlenz und Brigitte' hat sich Andreas Thom in die erste Reihe der deutschen Erzähler gestellt und hat damit auch in der öffentlichen Meinung endlich jenen Platz errungen, der seinen Werken schon längst gebührt hätte. Daß für ihn der Weg von der besonderen Schätzung der Kenner zu allgemeiner Anerkennung länger als sonst wohl üblich gedauert hat, mag ja seine Erklärung darin finden, daß er ein wiener Dichter und dies auch so gar nicht auf die bisher übliche Art ist. Denn es ist nicht das Wien süßer oder melancholischer Stimmungen, das Wien einer kulturbeladenen Vergangenheit, das sich in seinen Romanen zeichnet, seine Palette spielt nicht in verwirrendem Sinnenglanz, und er setzt auch nicht, wie es sonst gern geschieht, Lichter der Ironie über die Alltäglichkeit eines Menschen, sein Wien lebt in der Härte des Lebens von heute, in der schmucklosen Problematik des Tages, und auch die Illusionen dieses Wien sind wesensverschieden von der müden und allzu satten Fragwürdigkeit von einst, sie sind lebenshungrig und, trotz allem, den eigenen Menschen durchaus bejahend. Thom zeichnet dabei mit einem sehr sachlichen Griffel und wacht völlig bewußt über der Richtigkeit der Erscheinungen, er schlingt sie zu einem so dichten Gewebe, daß sie Inhalt werden, der schwerer wiegt als der Stimmungszauber von früher, dessen Reize nur allzu schnell in uns vorüberzogen. Gerade darum ist Thom ein wirklicher wiener Dichter, nur ist es ein anderes, ein durch die Zeit verändertes Wien, das er ausdrückt. Die Sinnenfreudigkeit, die man uns sonst zuschrieb, hat sich nun in ein gewissenhaftes Gefühl für die Wahrheit der geschilderten Erscheinungen gewandelt, die berühmte wiener Grazie wurde zur lebenskundigen Freiheit gegenüber allem, was uns im Leben begegnet."

Der Kunstwart. XXXXIV, 8. (München.) Werner Krauß schreibt eine kenntnisreiche Studie über Calderon zu dessen 250. Todestag. Darin wird auch das Motiv der „Ehre" in dem seltsamen Zusammen mit der religiösen Hingabe erörtert:

„Es ist schon oft bemerkt worden, daß die Calderonschen Menschen gar nicht als richtige Menschen in Erscheinung treten, sondern nur die Entwürfe und Anlagen zu Charakteren darstellen. Vor ihrer Bekehrung durch die Reue, vor ihrer Formung durch die Tat erscheinen diese Figuren wie unerlöste Schatten, voll schmerzhafter Sehnsucht und peinvoller Erwartung. Keine von ihnen ist mit ihrer Rolle so vollständig verwachsen und so tief von ihrem Geist durchdrungen, daß sie auch nur einen Augenblick das Bewußtsein flüchtigen Spiels verlieren würde. Manch einer fügt sich nur widerstrebend in die darstellerische Aufgabe, manch einer würde vielleicht den Einsatz verfehlen und das Schauspiel verpfuschen, wäre nicht ein Souffleur (Gesetz und Dogma verkörpernd) für die vergeßlichen Seelen mit dem richtigen Stichwort zur Stelle (‚Das Große Welttheater').

Das ändert sich, sobald die Figuren die Schau ins Jenseits verlieren und auf dem irdischen Plan zu agieren kommen. Hier herrscht das tyrannische Gesetz, das, alle zarteren Gefühle zertretend, den Menschen zum Wächter

Digitized by Google

seiner Ehre macht. Die „negrilla honra", der point d'honneur, ist der dunkelste Punkt in seinem Leben. Wie häufig gründet sich diese Ehre allein auf die ‚opinion' des ‚vulgo', auf die Meinung und das Gerede der Leute. Gesteigerte Empfindlichkeit war die notwendige Folge einer unnachgiebigen Lebensauffassung, die jedwede ehrbare Beschäftigung als mißliche Beschränkung der Freiheit und als unerwünschten Verzicht auf die wahren Aufgaben des Menschen verpönte. Man schritt mit verschränkten Armen und blitzenden Augen die Grenzen seines Anwesens ab und schöpfte überall Verdacht, sammelte allenthalben Konfliktstoff. Die Verfassung dieser Menschen war ein ununterbrochener Kriegszustand. Angeödet von dem ruhigen Fortgang bürgerlichen Alltags, gingen sie dazu über, die eigene Einbildung in ein Kriegstheater umzuwandeln. Die Ehre wurde schließlich zum Spalt-Ich, das man wie seinen Genius anrief und nächtigerweile in aufgeregte Dialoge verwickelte. Als immanenter Besitz der menschlichen Seele konnte die Ehre allein durch einen Akt der Wiederherstellung getätigt werden. Der Anlaß, den das wirkliche Leben nicht bot, wurde in den Trugbildern verzehrender Eifersucht gefunden. So darf es nicht wundernehmen, daß die Frauen, die also zum Opfer einer unbeschäftigten Muße geworden waren, in den Komödien der Alarcon, Moreto, Hurtado de Mendoza u. a., einen neuen, gefälligeren Liebhabertypus im Einklang mit den Sitten des Alltags und der bürgerlichen Vernunft aufstellten.
Calderon selbst nannte das Gesetz der Ehre gelegentlich ‚estrecha religion' (eine enge Religion). Er bedauerte ihre Opfer, und doch kann man nicht sagen, daß er die Anschauungen seines Volks in dieser Sache mißbilligt hätte."

Der Neue Weg. LX, 10. (Berlin.) In einem Ibsen-Gedenkaufsatz von Lutz Weltmann heißt es:
„Es ist denkbar, daß die Bühne eines Tages in Ibsens Werken gar nichts mehr zu entdecken haben wird. Dann wird das Buch noch leben und für seinen Dichter zeugen: die seelische Leuchtkraft, die unterirdische Musik, die im Gespräch Ibsenscher Menschen erklingt, die nordische Stille von Fjord und Firn sind unabhängig von den Moden der Zeit, den Entwicklungsprozessen der dramatischen Kunst.
Maja Rubek langweilt sich in der Stille. Der Künstler Rubek merkt aber über ihrer Rede auf: ‚Hör nur, wie still es hier ist!' — ‚und das kannst du hören' — ‚Allerdings kann ich das' — ‚Du hast am Ende nicht so unrecht, mein Kind. Man kann die Stille wirklich hören.'
Aber man muß sie auch hören können!"

Die Hilfe. XXXVII, 18. (Berlin.) Aus einem Nachruf auf Walter Harlan von Julius Bab:
„In Harlans Garten, der zu seinem Haus im Grunewald bei Berlin gehörte, stand eine Marmorbüste des Sokrates, eine antike Herme. Der Kopf soll jetzt auf seinem Grabe stehen. Es ist der richtige Grabstein für diesen Autor, für diesen Mann. Denn Harlan war im allerinnersten Kern, mit seinem Allerbesten und mit den unausweichlich dazu gehörigen Schwächen das, was dieser Vater der dialektischen Moral war: ein Erzschulmeister! Erfüllt von dem Glauben und von dem Drang ‚etwas zu lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren'. Aber freilich kein Moralist, der den einzelnen Handlungen der Menschen mit hochmütiger Kreide nachläuft, sondern einer, der des Lebens Grundrechte und Grundpflichten lehren will. Ein religiös Entzündeter eigentlich — ein Prophet! Und so war sein Lehrtrieb nur manchmal Ernüchterung und Hemmnis für den Dichter, und öfter ihm verbunden als die innerste Schwungkraft seines Schaffens.
‚Der Erzschulmeister' — so hat Harlan selber in einer späteren Ausgabe sein episches Hauptwerk ‚Die Sünde an den Kindern' betitelt. Was hatte er zu lehren, dieser Dichter? Nichts Neues im Grunde, wenn man es auf die Sprache der Begriffe bringt. Aber etwas, das unserer Zeit zu hören vielleicht mehr not als alles: ‚Weltfrömmigkeit' lehrte er — ein Gebet, das nicht Schwärmerei, sondern Tat ist —, einen praktischen Weg ins göttliche Herz der Welt, den Weg Goethes ins Unendliche, den man betritt, wenn man ‚im Endlichen nach allen Seiten' geht. Der ‚Wille zur Frucht', geistig wie physisch mit gleicher Inbrunst begriffen, war ihm oberstes Gebot, und er bekannte, daß der Funke seines Geistes zum Brand geworden sei, seit er sich das Wort gefunden: ‚Wer schafft, ist Schöpfers Hand'."

*

„Zu Bojungas Behandlung des Brunhildenproblems im Nibelungenlied." Von Albert Oelsner (Zeitschrift für Deutschkunde XLV, 5. Leipzig).
„Zeit und Zeitgeist im älteren und jüngeren Hildebrandslied." Von Albert Oelsner (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 5. Frankfurt a. M.).
„Wolfram von Eschenbach." Von Hans Teske (Deutsches Volkstum XIII, 5. Hamburg).
„Lessing und der Staat." Von Arthur Eloesser (Der Staat seid Ihr I, 9. Berlin).
„Carl Weisflog." Von Werner Milch (Der Wanderer im Riesengebirge LI, 6. Breslau).
„Jakob Philipp Fallmerayer." Von Bernard Guillemin (Die Literarische Welt VII, 18. Berlin).
„Gotthelfs Pseudonyme." Von Walter Muschg (Der Lesezirkel XVIII, 7. Zürich).
„Die Schuldfrage in Droste-Hülshoffs ‚Judenbuche'." Von Paul Schneider (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 5. Frankfurt a. M.).
„Anastasius Grün." Von Max Lederer (Radio VII, 33. Wien).
„Friedrich Julius Stahl." Von mf. (Der Vorstoß I, 18. Berlin).

Digitized by Google

„Wilhelm Fischer, der grazer Stadtpoet." Von Erwin H. Rainalter (Radio VII, 33. Wien).
„Ada Christen [Christiane von Breden]." Von Hans Prager (ebenda).
„Christian Morgenstern." Von Oskar Anwand (Lose Blätter zum Eisenbahnfachmann 1931, 9. Berlin).
„Christian Morgenstern, ein Lyriker, den auch der politische Mensch lesen soll." Von C. F. W. Behl (Der Staat seid Ihr I, 10. Berlin).
„Christian Morgenstern." Von Herbert Eulenberg (Die Literarische Welt VII, 19. Berlin).
„Christian Morgenstern." Von Lothar Ring (Radio VII, 32. Wien).
„Der Theaterschriftsteller Paul Schlenther." Von Otto Pniower (Preußische Jahrbücher CCXXIV, 2. Berlin).
„Franz Kafkas Grunderlebnis." Von Max Brod (Die Weltbühne XXVII, 19. Berlin).
„Aus unbekannten Briefen von Hermann Löns." Von G. L. Konrich (Markwart VII, 2. Hannover).
„Rainer Maria Rilke; Briefe aus den Jahren 1906—1907." Von Arnold Burgauer (Die Besinnung V, 2. Berlin).
„Über die humanistische Schule." Eine Ansprache von Hugo von Hofmannsthal (Die Literarische Welt VII, 18. Berlin).
„Johannes Mumbauer." Von Johannes Kirschweng (Literarischer Handweiser LXVII, 8. Freiburg i. B.).
„Graf Keyserling und die Krise des Bürgertums." Von Fritz Heinemann (Die Neue Rundschau XLII, 5. Berlin).
„Jakob Wassermanns neuer Roman." Von Erwin Poeschel (ebenda).
„Wassermanns ‚Etzel Andergast'." Von Frank Thieß (Die Literarische Welt VII, 17. Berlin).
„Ina Seidel." Von Karl Mollenhauer (Braunschw. Mag. 1931, 2.).
„Paul Ernst." Von Curt Kohlmann (Die Lese VI, 9. Köln).
„Döblin warnt: weg von den Gebildeten!" Von Max Rychner (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 5. Zürich).
„Ferdinand Bruckner." Von Bernhard Blume (Dramaturgische Blätter 1930/31, 20. Oldenburg).
„Die neuen Ringe [Alfons Paquet]." Von Waldemar Rode (Eckart VII, 5. Berlin).
„Anton Wildgans." Von Fritz Droop (Stadtanzeiger XXIX, 34. Mannheim).
„Über Anton Wildgans." Von Johannes Günther (Ja und Nein II, 4/6. Berlin).
„Rudolf Hans Bartsch." Von Oskar Bendiener (Radio VII, 31. Wien).
„Selbstdarstellung deutscher Dichter. XII. Oskar Maria Graf." (Die Literarische Welt VII, 19. Berlin.)
—, —. XIII. Rudolf Pannwitz (ebenda 22).
„‚Jugend'. [Ein episches Werk in vier Romanen]." Von Frank Thieß (Literarische Flugblätter 1931, 8. Stuttgart).
„Alfred Brust zum 40. Geburtstag." Von Fritz Mallien (Ostdeutsche Monatshefte XII, 2. Berlin).
„Der Weg zurück [Remarque]." Von Kurt Reinhold (Das Tagebuch XII, 18. Berlin).
„Der neue Remarque." Von Ignaz Wrobel (Die Weltbühne XXVII, 20. Berlin).
„Worte über Heinrich Lersch." Von Karl Rauch (Der Bücherwurm XVI, 5. Berlin).
„Hermann Kesten, Romancier." Von Heinrich Mann (Die Literarische Welt VII, 18. Berlin).
„Für Axel Lübbe." Von Frank Thieß (Ja und Nein II, 4/6. Berlin).
„Kurt Heynicke." Von Wilhelm Bietak (Radio VII, 34. Wien).
„Colin Roß." Von Karl Blanck (Das Deutsche Buch XI, 5/6. Leipzig).
„Anna Croissant-Rust." Von Rose von Aichberger (Die Oberpfalz XXV, 2. Regensburg).
„Friedrich Einsiedel, ein oberfränkischer Mundartdichter." Von Heinrich Seufert (Fränkische Monatshefte X, 4. Nürnberg).
„Vier sudetendeutsche Dichter [Watzlik, Haas, Strobl, Hohlbaum]." Von Fritz Heinz Reimesch (Ostland VI, 4. Hermannstadt).

* * *

„Daniel Defoe." Von Hans Kauders (Die Literarische Welt VII, 17. Berlin).
„Daniel Defoe." Von Max Lederer (Radio VII, 30. Wien).
„Bedauern über Oscar Wilde." Von Franz Schauwecker (Ja und Nein II, 4/6. Berlin).
„Trilogie der Kindheit [Hugh Walpole]." Von Peter Mendelssohn (Literarische Flugblätter 1931, 8. Stuttgart).
„Sein spannendster Roman [Sinclair, Das Geld schreibt]." Von Peter Panter (Die Weltbühne XXVII, 10. Berlin).
„Das Amerika von heute." Von Friedrich Schönemann (Literarischer Handweiser LXVII, 8. Freiburg i. B.).
„Francis Jammes." Von J. J. Wyß (Die Besinnung V, 2. Aarau).
„Frankreich und Rilke." Von Marga Bauer (Deutsch-Französische Rundschau IV, 5. Berlin).
„Die gegenwärtige Philosophie in Frankreich." Von Bernhard Jansen S. J. (Stimmen der Zeit LXI, 8. Freiburg i. B.).
„Zum 250. Todestag Calderons." Von Max Fischer (Der Vorstoß I, 21. Berlin).
„Calderon oder der Traum vom Theater." Von Willy Haas (Die Literarische Welt VII, 21/22. Berlin).
„Der moderne Roman im gegenwärtigen Spanien." Von Josef Froberger (Literarischer Handweiser LXVII, 8. Freiburg i. B.).
„Die Religion Tagores." Von Heinrich Meyer-Benfey (Preußische Jahrbücher CCXXIV, 2. Berlin).
„Rabindranath Tagore." Von Helene Richter (Radio VII, 33. Wien).
„Strindbergs ‚Frauenhaß'." Von Wilhelm Hans (Nordische Rundschau IV, 2. Braunschweig).
„Olav Duuns Stellung in der Landsmaalbewegung." Von Lore Gminder (ebenda).
„Jeppe Aakjaer." Von Hans Winkler (ebenda).

* * *

„Unsterbliches Zeittheater?" Ein Bekenntnis zu Henrik Ibsen. Von Eva Hoffmann (Reclams Universum XLVII, 34. Leipzig).
„Theaterkrise? Geistige Krise!" Von Herbert Ihering (Der Querschnitt XI, 4. Berlin).
„Klassische Dramen auf der Bühne der Gegenwart." Von Hans Lebede (Zeitschrift für Deutschkunde XLV, 4/5. Leipzig).
„Die Gefahr der zeitgenössischen Theaterkritik." Von Herbert Leisegang (Der Neue Weg LX, 9. Berlin).
„Das aktivistische Drama und seine Problematik." Von Theodor A. Meyer (Zeitschrift für Deutschkunde XLV, 5. Leipzig).
„Das deutsche Theater von heute und seine Zukunftsaufgaben." Von Kurt Voß (Markwart VII, 2. Hannover).
„Die Verwirrung des Kunstgefühls." Ein Beitrag zur Tragödie des Zeittheaters. Von Rudolf Zielenziger (Die Volksbühne VI, 2. Berlin).

* * *

„Weltoffene Landschaft oder neue Heimatkunst?" Von H. Fr. Blunck (Die Literarische Welt VII, 19. Berlin).
„Physiognomisches Schauen." Von Theophile von Bodisco (Deutsche Rundschau LVII, 8. Berlin).
„Vom Anfang und Ende der Philosophie." Von Hans Driesch (Die Literarische Welt VII, 19. Berlin).
„Die Verwandlungen der Daphne." Von August Ewald (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 5. Zürich).

Digitized by Google

„Eschatologie in der deutschen Arbeiterdichtung." I. Hälfte. Von Friedrich Falk (Die Christliche Welt XLV, 9. Gotha).
„Klassische Dichtung am Mikrophon." Von Paul Fechter (Rufer und Hörer I, 1. Berlin).
„Bücher und Menschen." Von Erich Franzen (Europäische Revue VII, 2. Berlin).
„Absage an die Literaten!" Von Hans Grimm (Ja und Nein II, 4/6. Berlin).
„Forderung an die Literatur." Von Hans Grimm (Der Kunstwart XLIV, 8. München).
„Suggerierte Kunstanschauung." Von Franz Gruber (Die Volksbühne VI, 2. Berlin).
„Wie man schreiben soll." Von Heinrich Eduard Jacob (Die Literarische Welt VII, 17. Berlin).
„Proletarische Dichtung." Von Alfred Kasper (Literarischer Handweiser LXVII, 8. Freiburg i. B.).
„Über Wahrheit und Wirklichkeit." Von Ludwig Klages (Die Literarische Welt VII, 19. Berlin).
„Revolution mit Flötenmusik" Von Paul Kornfeld (Das Tagebuch XII, 19. Berlin).
„Der deutsche Minnesang." Von Hellmuth Langenbucher (Deutsches Volkstum XIII, 5. Hamburg).
„Vom Beruf des deutschen Schriftstellers in unserer Zeit. Ansprache an den Bruder." Von Thomas Mann (Die Neue Rundschau XLII, 5. Berlin).
„Zur Freiheit der Kritik." Von Ernst Moering (Die Volksbühne VI, 2. Berlin).
„Zwischen Rom und Moskau." Notizen für einen Vortrag. Von Alfons Paquet (Eckart VII, 5. Berlin).
„Deutsches Erzählen um 1900." Von Oskar Walzel (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 5. Frankfurt a. M.).
„Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen." Von Julius Wiegand (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung VII, 3. Leipzig).
„Die Verwandlungen der Jungfrau [von Orleans]." Von Paul Wiegler (Die Literarische Welt VII, 22. Berlin).

Echo der Bühnen

Zwickau

„Die Puppen von Poschansk." Ernstes Spiel. Von Robert Neumann. (Uraufgeführt am Stadttheater am 15. April 1931.)

Dieses Bühnenwerk wird nicht so sehr durch den Mut Neumanns zur Unzeitgemäßheit oder durch die erfrischende Farbigkeit der Stoffgestaltung beachtlich, sondern durch des jungen Wieners psychologischen Feinblick, mit dem er in diesem seinen Wesen nach kritischen anti-romantischen Wirklichkeitsspiel die Seelenstruktur des Kriegsgewinnlertyps analysiert. Er läßt die chaotischen Zeitereignisse des beginnenden Umsturzes in dieser skrupellosen Geschäftsseele widerspiegeln, um an deren Reaktionen vor allem die soziale Einstellung und unbeschwerte Wendigkeit eines Kriegsgewinnlers aufzuzeigen.

Klugerweise vermeidet Neumann den naheliegenden billigen Effekt, im Anschluß an dieses ernüchternde realistische Seelenbild doktrinär das Pro und Kontra des Krieges zu erwägen; vielmehr strebt er aus der Zeitgebundenheit des Stoffs empor zur philosophisch freien Auseinandersetzung zwischen Idealismus und Materialismus. Tschibull, Frontkämpfer und Idealist, lernt den Menschen neu sehen und verachten und kommt zur Überzeugung, daß ein Materialist über den Idealisten siegen muß, weil das Geld die stärkste Macht auf Erden ist. Diese ins allgemeine zielenden Gedankengänge verleihen dem Stück eine wertvolle dynamische Spannung.

Die Person Tschibulls ist nur locker ins Drama hineinkomponiert und ihre Eigenart ist nicht mit der minutiösen Genauigkeit und Eindringlichkeit, die Neumann bei der Analyse des Schiebers aufgewendet hat, aufgezeichnet. Darunter leidet die oben skizzierte weltanschauliche Kontroverse. Das Theater kann sich dieses Dramas erfreuen, weil Neumann die sprachlich und psychologisch vorzüglich gelungene Seelenstudie mit beachtlich formalem Geschick durch eine farbig vielfältige Handlung bereichert.

Kurt Eidam

Robert Neumann
Zeichnung von B. F. Dolbin

Oldenburg

1.

„Freie Bahn dem Tüchtigen." Komödie vom aufrechten Mann in drei Akten. Von August Hinrichs. (Uraufführung am Landestheater am 12. März 1931.)

Von zwei rasch verschwundenen Jugendarbeiten abgesehen hat August Hinrichs seine großen Erfolge bisher immer nur auf der plattdeutschen Bühne gesucht und

Digitized by Google

gefunden. Mit diesem Stück tut er nun den Sprung auf die hochdeutsche Bühne und erweist sich auch hier mit einem Schlage als ein handfester Komödienschreiber, trefflicher in seinem Witz, derb zupackend in seiner Zeitsatire, begabt mit saftigem Humor. Sein „Aufrechter" ist ein allzu peinlich gewissenhafter, allzusehr auf seine Zeugnisse pochender Studienrat, der zwar gern den ausgeschriebenen Direktorposten anträte, der es aber ablehnt, ihn anders zu erreichen als dadurch, daß er die Maßgeblichen von seiner Tüchtigkeit überzeugen zu können glaubt. Nun, man weiß, wie so etwas in dieser Zeit der „Beziehungen" wirken muß. Immerhin ist er begnadet mit einer klugen Frau, einer heiratsfähigen Tochter, einem Kurzstreckenmeister von Sohn und einem weltgewandten Freund, Argumente also, die stärker wirken als noch so viele Zensuren mit Sehr gut. Da aber deren Fürsprache hinter seinem Rücken geschieht, kann er am Ende dennoch aufrecht aber belacht den Triumph seiner „Tüchtigkeit" feiern. Also eine echte Charakterkomödie, ein sauberes brauchbares Stück Theaterarbeit mit einer trotz aller Bitterkeiten stets gut gesonnenen Laune, mit ebensoviel prachtvoll gesehenen Typen wie dankbaren Rollen, die, wie schon die Uraufführung bewies, ihres Erfolges sicher sind.

2.

„Der Vagabund und das Mädchen." Ein Spiel von Reinhard Goering und Robert Büschgens. (Uraufführung am Landestheater am 23. April 1931.)

Von diesem Stück muß man wirklich einmal den Inhalt erzählen. Ein Vagabund rettet ein Mädchen von dem Tode des Ertrinkens, woraufhin sie auf eine mystische Weise in Liebe zu ihm verfällt. Der Vater, der das Unglück schon kommen sieht, beseitigt den Vagabunden durch zwei Gewehrschüsse im einsamen Park. Der Tote ist aber Gott sei Dank nicht tot, sondern mit „nur einem leichten Schulterschuß" kehrt er heimlich in das Haus zurück, wäscht und rasiert sich ebenso heimlich, zieht den Cut seines Mörders an und erscheint dann als junger eleganter Kriminalkommissar, der die Untersuchung des Mordfalls übernimmt. Der Vater wird als Mörder entlarvt. Das Mädchen fällt in Ohnmacht und dem Kriminalkommissar in die Arme. Da dieser sie aber ja schon einmal, damals bei der Rettungsgeschichte, auf den Armen getragen hat, merkt sie trotz ihrer Ohnmacht sofort, was los ist. Daraufhin verzeiht der Ermordete seinem Mörder und bittet ihn gleichzeitig um die Hand seines Fräulein Tochter. Der kann natürlich, obwohl der Kriminalkommissarvagabund nicht den besseren Kreisen angehört, nicht anders als Ja sagen; denn, wie das Schlußwort des Mädchens und des Stücks lautet: „Das Schönste ist, daß du kein Mörder bist!" Diese Angelegenheit ist hier dramatisiert in einer Mischung aus Ibsen, Wallace, Hamsun und Courths-Mahler, verbrämt mit einem Happy-End, über das selbst Hollywood erbleichen würde, und vorgetragen in einem Ton, von dem man wirklich nicht weiß, ob er ernst oder als Farce gemeint ist. Das Landestheater hatte es für ernst genommen, wozu es auch wohl nach den Auseinandersetzungen über das Vater-Tochter-Problem, nach der ganzen Anlage des philosophierenden Vagabunden berechtigt war. Das Publikum allerdings, nachdem es sich von seiner ersten Verblüffung erholt hatte, nahm das Ganze als Farce.

Friedrich Lindemann

Bremen

1.

„Der dreizehnte Apostel." Historisches Schauspiel. Von Otto Hartwig. (Uraufführung am Schauspielhaus 29. März 1931.)

Der Verfasser versucht mit diesem Stück die Gestalt des „dreizehnten Apostels" Paulus, seine theologische Problematik, seine Bedeutung und historische Stellung innerhalb der Entwicklung des Christentums dem modernen Menschen nahe zu bringen. Er gibt in sechs, zum Teil farbenkräftigen und einprägsamen, Bildern das Leben des religiösen Menschen Paulus, ohne allerdings zu wirklich dichterischer Gestaltung zu gelangen. Immer wieder drängt sich dabei der Prediger vor, der aus eigener innerer Begeisterung für seinen Helden ein warmherziges Bekenntnis ablegt und für ein paulinisches Christentum wirbt, wie er es für sich selber erlebt hat. Als „Festspiel" zu bestimmten kirchlichen Anlässen behält das Stück seine Bedeutung, für das Profantheater ist es kaum eine Bereicherung.

2.

„Maria Walewska." Ein Drama der Liebe in drei Akten. Von Willy Rath. (Uraufführung am Stadttheater am 20. Mai 1931.)

Willy Rath hat sich eine der — manchmal scheint es: zu diesem Zweck vorgelebten — Liebesepisoden aus dem Leben Napoleons zu seinem Lieblingsgegenstand erkoren: die Liebe des großen Korsen zu der polnischen Gräfin und Patriotin Maria Walewska. Rath hat daraus bereits einen Roman, einen Film und nunmehr auch ein Schauspiel gemacht, ohne daß man allerdings sagen könnte, daß das Letzte dieses Mal wirklich das Beste sei. Von einem „Drama der Liebe" ist nicht viel zu spüren. Ein geistreicher Kopf, ein geschmackvoller Plauderer, ein gewitzter Frauenkenner hat ein Idyll der Weltgeschichte in Rede und Gegenrede aufgelöst, ohne daß hinter den funkelnden Aperçus und klugen

Digitized by Google

Glossen zum Thema: das Genie und die Frau auch nur so etwas wie dramatische Spannung zu bemerken wäre. Dazu bleiben die Figuren eben viel zu sehr Papier und das Stück als solches nicht viel mehr als ein dramatisiertes Feuilleton. Friedrich Lindemann

Hannover

„Die Parzelle." Volksstück in sechs Bildern. Von Curt Corrinth. (Uraufführung im Städtischen Schauspielhaus am 25. April 1931.)

Curt Corrinth hat ein Volksstück geschrieben. Das heißt: ist ein Stück, in dem Volk, einfaches Volk vorkommt, schon unbedingt ein Volksstück? Erhält es nicht vielmehr erst aus der besonderen Artung und Stimmung das Zeichen des Volksstücks? Corrinth ist in ein Schrebergarten-Milieu hinabgestiegen. Hier hat sich der alte Wohlke an Stelle seines verlorenen Lebens ein Erinnerungsreich aufgebaut, aus dem er durch die Baupläne des Grundstückbesitzers verdrängt werden soll. Das bringt den Alten, der überdem noch eine böse Erinnerung an den Besitzer hat, so außer sich, daß er zum Messer greift und den Störer seiner Ruhe ersticht. Ein Mörder aus Verzweiflung. Aber das Stück soll noch seine ethische Wendung haben. Die Frau des Ermordeten lernt in einer Versammlung der Schrebergartenleute die hilfreiche Seele des einfachen Volks kennen und geht hin, dem alten Wohlke ein neues Erinnerungsreich aufzubauen, die Schuld ihres Mannes an dem Alten zu sühnen. Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig.

Das Ganze ist schlecht und recht auf den dramatischen Leisten gespannt. In einer Schrebergartenstimmung beginnt es nicht ungeschickt, es fällt aber dann so jäh ins soziale Tendenzdrama, ins Rührstück schlimmster Art ab, daß man über die Leichtfertigkeit, solches der Bühne anzuvertrauen, geradezu erschrocken ist. Ein gutes Dutzend Volkstypen macht noch kein Volksstück.

Kurt Voß

Braunschweig

„Der Gonger." Phantastische Komödie in vier Akten. Von Robert Walter. (Uraufführung im Landestheater am 2. Mai 1931.)

Aus der Umwelt des Sokrates, von der großen Hebammenkunst mit ihren philosophischen und staatspolitischen Problemen und ihrer scharfen Kritik der Menschen ihrer Zeit zu dem tief im nordfriesischen Volkstum wurzelnden und nur noch auf wenigen Inseln bekannten Sagenschatz des Gongers ist der eigenartige Weg Robert Walters, dieser Weg zur phantastischen Komödie — wieder zurück zu einem ausgesprochenen Symbolismus.

Der Friese versteht unter dem Gonger einen ertrunkenen Seemann, der im kühlen Wellengrab wegen einer wenn auch noch so geringen Schuld, die er auf Erden auf sich geladen, keine Ruhe findet und noch einmal den Weg ins irdische Dasein zurücklegen muß, um zu büßen, zu sühnen. Dieses Gongermotiv — insofern einzigartig, als sonst im Sagenschatz eine derartige Wiederkehr mit Rache und nicht mit Sühne verbunden ist — greift Robert Walter auf und verbindet es mit dem in Küstenkreisen bekannten Sagenstoff vom Fluch der Johannisnacht.

Die Schuld des Kapitäns Klindworth ist nach menschlichem Ermessen geringfügig, hat er doch nur ein ihm anvertrautes Stück Ackerland aus Liebe zur üppigen Blumenpracht in einen herrlichen Garten verwandelt und darüber Gescha, sein Weib, vernachlässigt. Und doch — nach der Katastrophe der Johannisnacht findet er inmitten der Geisterwelt des Meeres keine Ruhe; er muß zurück, um zu büßen, und erscheint tatsächlich als „Gonger" wieder unter den Lebenden am zweiten Hochzeitstage seines Weibes — ein Moment höchster dramatischer Spannung —, sühnt sein Vergehen, um dann Frieden in einer anderen Welt zu finden.

Walters dramatische Gestaltung meidet bewußt alles Konkrete, alles Reale, überall waltet die Phantasie, alles Symbolik in Aufbau, Handlung und Sprache — selbst musikalische Illustration (Ernst Roters) muß das Phantastische noch steigern und vertiefen. Fernab von der gegenwärtigen Dichtergeneration geht Walter einsam seinen Weg, vielleicht nur an Hanns Johst um 1920 erinnernd, mit dem ihn auch gemeinsame Neigung zu Grabbe verbindet. Uns ist das Einfühlen und das Verstehen dieser dichterischen Eigenart nicht leicht. Konzessionen kennt Walter nicht, wie er auch kein Komödienschreiber in herkömmlichem Sinne ist. Aber vielleicht würde er gerade durch ein Sicheinfügen in die Stilrichtung der Zeit einem weiteren Kreise erschlossen, und das ist notwendig, denn Walter hat uns mehr zu sagen als die meisten Gegenwartsdichter.

Bewundernswert vor allem sein hoher Idealismus, seine sittliche Stärke und überzeugende moralische Kraft, die aus dem Gonger zu uns spricht.

Hans Kaufmann

Bochum

„Kampf um den Rhein" („Georg Forster"). Von Wilhelm Hendel. 12 Bilder. (Uraufführung im Stadttheater am 22. Mai 1931.)

Im Mittelpunkt dieser politischen Historie steht der bekannte mainzer Professor und Weltumsegler Georg Forster als Gründer der mainzer und Vorkämpfer der deutschen Republik. Die Geschehnisse reichen von 1792

Digitized by Google

bis 1794, von der Besetzung von Mainz durch die Franzosen bis zum tragischen Tode Forsters in Paris. Der „Separatist" und Franzosenfreund träumt und schwärmt von Europa als Einheit ohne Grenze der Nationen; die Französische Revolution ist ihm die Vorbereiterin seines Europäismus, seine Idee zerbricht an der zufälligen Wirklichkeit der Zeit, aber sie bleibt in ihm lebendig bis zum bitteren Ende. Ganz klar wird uns im Drama die Gedankenwelt dieses in seinem nationalen Empfinden geschwächten Ideologen nicht. Er ist keine tragische Gestalt, er weckt keine Sympathie, höchstens Mitleid. Daher nennt der Autor sein Stück die „Tragikomödie einer Völkerversöhnung", ohne damit ein politisches Glaubensbekenntnis abzulegen. Er läßt nicht erkennen, ob seine Sympathien bei den Reaktionären oder Weltbürgern sind, bei dem Patrioten und Diplomaten von Stein oder dem jungen Bonaparte als dem Künder der Diktatur des Krieges. Er wirbt nicht, aber er scheint zu warnen vor dem Schicksal des „ewigen Deutschen", nach dessen Ideen die Welt sich nicht bilden will. Die Beziehung auf die Gegenwart ist oft überdeutlich, aber es gibt dem Stück stoffliches Interesse, wenn von Weltgewissen, Sicherheit, Parteipolitik schlagwortartig geredet wird. Im übrigen ist der Stoff gedanklich gut verarbeitet, stellenweise aber reichlich mit Ideen und Theorien belastet. Darüber hinaus versteht sich der Autor auf Bühnenwirkung, sein Dialog ist verhalten und doch gehaltvoll, wenn auch mit einigen Härten behaftet. Unhistorisch ist die Darstellung der Karoline Boehmer als Verräterin, aber die Intrigen dieser zwischen den Rassen stehenden Frau tragen wesentlich zur Belebung der Handlung bei, und wirkungsvoll ist die Kontrastierung zu dem typisch „deutschen Mädchen". Karl Arns

Leipzig

„Das Glück des Jaro Svatek." Tragikomödie in drei Akten. Von Ludwig Nerz und Armin Friedmann. (Schauspielhaus, 9. Mai 1931.)

Das Thema des alten, verliebten, betrognen Mannkindes ist oft genug an rührenden und — wie nun einmal jeder Hahnrei — mit einem Zusatz unfreiwilliger Lächerlichkeit gewürzten Typen ausgemünzt worden. Solange die Ehe mit ihren Folgerungen bestehen bleibt, hat jede neue Variation über dieses Thema ihr Daseinsrecht. Bewährt sie es durch Gesinnung und Können, so ist sie gerechtfertigt. Das gilt von diesem Stück aus der wiener Vorstadt. Mit ein paar Nebengestalten schaffen die Autoren Atmosphäre; in sie hinein wird das ungleiche Paar gestellt: der alte bucklige Flickschneider und die damenhafte, mit ihrem Geschlechtsreiz sein bißchen Verstand umnebelnde rumänische Krankenschwester, heimliche Prostituierte, der Svatek Retter vor der Ausweisung und Mittel zur Befriedigung des erpresserischen Geliebten wird. Was noch folgt, läßt sich erraten. Für das Fuhrmann Henschel-Ende sorgt diesmal ein wohl noch nicht dagewesenes Mordinstrument: die Schneiderschere. In der Uraufführung war das Stück zum Schwungseil für die Darstellungskunst Bassermanns und seiner Gattin zugerichtet. Ob es von vornherein auf diesen Zweck visiert gewesen sei, entzieht sich der Kenntnis des Referenten. Georg Witkowski

Echo des Auslands

Schwedischer Brief

Das neue Jahr brachte dem Schrifttum Schwedens einen schweren Verlust: Hjalmar Bergman starb. Er war die stärkste epische Begabung der mittleren Generation und seit Strindberg der einzige dramatische Autor von größerer Bedeutung. Es kann schon sein, daß er, der im besten Mannesalter dahinging, als Dichter keine weiteren Entwicklungsmöglichkeiten besaß, daß er allzuoft schon das nüchtern-phantastische Gaukelspiel des unbegreiflichen Lebens beschrieben hat und dies das letzte Wort seiner Weisheit war: schmerzvolle Sinnlosigkeit. Aber er verfügte über einen bitteren Humor, der über Abgründen lachte und eine üppige Erzählungsgabe. Die vielen Bände seiner Werke eröffnen in ihrer Gesamtheit ein schwedisches Welttheater voll bürgerlicher Idyllen, in denen unheimliche Marionetten ihr gespensterhaftes Wesen treiben. Es ist nicht viel von Bergman ins Deutsche übersetzt und das Wenige nicht sonderlich bekannt geworden. Zu wünschen wäre, daß man die am meisten repräsentativen Werke dieses Dichters (der oft seine tiefe Sympathie für deutsches Wesen ausgesprochen hat) übertragen würde: die in den beiden Bänden der „Komedier i Bergslagen" gesammelten Erzählungen und den Roman „Herr von Hancken".

Noch ein Todesfall ist zu vermelden: Graf Birger Mörners Heimgang. Mörners reiche und interessante Persönlichkeit bedeutet mehr als sein Werk. Der Freund Strindbergs hat nicht nur als Diplomat die Welt durchstreift, eine kostbare Bibliothek gesammelt, freiwillig im Weltkrieg und als Weißgardist in Finnland mitgekämpft, er hat auch wertvolle Belletristik, Reiseschilderungen und das ethnographisch wie religions-

Digitized by Google

psychologisch sehr bedeutsame Buch „Tinara“ geschrieben. Ohne große Erfolge zu haben, ist er in Deutschland bekannter gewesen als Hjalmar Bergman.

Bedeutende Arbeiten auf dem Gebiet des Romans hat die junge Generation Schwedens bisher nur spärlich hervorgebracht. Um so erfreulicher, auf ein Buch hinweisen zu können, das eine Leistung ist — nicht nur eine Verheißung. Olle Hedbergs bei Norstedt erschienene „Rymmare och fasttagare“ (Ausreißer und Häscher) gehört zu den seltenen Werken, die ein überzeitliches Problem dichterisch gestalten und doch eine unmittelbare Zeitbezogenheit haben. Die alte Geschichte vom Jüngling, der, innerlich reich, an einer harten Außenwelt strandet, und vom Mann, der über alle Glücksgüter herrscht, aber sich selbst sinnlos geworden ist, hat Hedberg zu einem Roman gestaltet, der für die europäische (nicht nur schwedische) Kultursituation repräsentativ ist, der zeigt, daß jetzt schon der Dreißigjährige einem entleerten Dasein gegenübersteht. Ein verträumter, aber sportgeübter Gymnasiast, der einem dumpfen Vaterhaus (beglückt mit einer etwas hysterischen Stiefmutter und einem arg verliebten, doch etwas dämlichen Papa) in die Wälder Smålands entflieht und nach wenigen glücklichen Tagen alle Gehetztheit eines Vagabundenlebens kennenlernt — und ein Jahrzehnt später als vermögender und aussichtsreicher Direktor einer A.-G. zwar eine ganze Welt gewonnen, aber seine Seele gründlich verloren hat: Hedberg hält mit dieser Entwicklung zum Nichts der Gegenwart einen Spiegel vor. — Auf Agnes von Krusenstjernas große Begabung wurde an dieser Stelle schon einige Male hingewiesen. Ihr neues Werk, der erste Teil (in zwei Bänden) einer Trilogie, läßt sich der Natur der Sache nach noch nicht beurteilen; aber wenn die mit den beiden, bei Bonnier erschienenen Romanen „Den blå rullgardinen“ (Die blaue Rollgardine) und „Kvinnogatan“ (Die Frauengasse) gegebenen Versprechungen eingelöst werden, dann dürfte sich der Zyklus „Fröknarna von Pahlen“ (Die Fräulein von P.) als dauernde Leistung bewähren. Als Kennerin menschlicher Seelen und als Stilistin hat Frau von Krusenstjerna gegenwärtig nicht ihresgleichen in Schweden; mehr als einmal drängt sich in Qualitätshinsicht der Vergleich mit Roger Martin du Gard auf; es wird für die künstlerische Entwicklung der Autorin viel davon abhängen, ob sie zu jener weltanschaulichen Klarheit (die ihr bisher fehlte) kommen kann wie der Franzose (von dem vielberufenen Beispiel, das die Undset gab, zu schweigen). — Elswig Thunbergs bei Geber herausgekommener Roman „I ett främmande hus“ (In einem fremden Haus), das zweite Buch einer entschiedenen Begabung, hat nur die Detailvorzüge einer Talentprobe, nicht aber die Kriterien wirklicher Reifung und künstlerischer Notwendigkeit; immerhin hebt es sich über den wie stets reichlich beschickten Markt weihnachtlichen Durchschnitts. Das gleiche Verdienst können etwa auch (beispielsweise) folgende Romane in Anspruch nehmen: Vilhelm Mobergs „De knutna händerna“ (Die geballten Fäuste. — Bonnier), Sven Stolpes „I dödens väntrum“ (Im Wartezimmer des Todes. — Bonnier) und Waldemar Hammerhögs „Esther och Albert“ (Natur und Kultur) — letzterer als einziges beachtliches Resultat eines großen Preisausschreibens. — Das Verlegerinteresse für deutsche Romane war ziemlich lebhaft, unter anderen wurden übersetzt: Vicki Baum „Helene Willfüer“, Lion Feuchtwanger „Erfolg“, Georg Fink „Mich hungert!“, Leonh. Frank „Bruder und Schwester“, Ernst Glaeser „Jahrgang 1902“, H. E. Jakob „Blut und Zelluloid“, Ernst Johannsen „Vier von der Infanterie“, B. Traven „Der Baumwollpflücker“, Jakob Wassermann „Der Fall Maurizius“, Ernst Zahn „Frau Sixta“, Arn. Zweig „Der Streit um den Sergeanten Grischa“.

Von Novellenbänden sei nur ein beachtenswertes Debut genannt, Gunnar Thorstensson Pihls „Christoffer Astrahans hämnd“ (Chr. A.s Rache. — Norstedt), stilsicherer Beleg eines (freilich noch nicht ganz ausgereiften) magischen Realismus, Astrid Härings schlichte und wirklichkeitsnahe Sammlung „Vådeld“ (Schadenfeuer — Norstedt) und das elegant-graziöse, nur gelegentlich gar zu mondäne Büchlein „Black bottom“ (Norstedt) von Erik Wilhelm Olsson. Sehr erheiternd, aber nicht nur erheiternd sind die von N:ls H:ss: Isk-g (angeblich) gesammelten „radioaktiven Reichsvorträge“ „Hallå, hallå! Grönköping — Motala“ (Wahlström och Widstrand), eine letzten Endes gar nicht so zahme Satire auf schwedische Spießbürgerlichkeit. Eine merkwürdige, aber wohlbekömmliche Mischung schwedisch-amerikanischen und dänischen Humors bietet die Reiseerzählung — sie dürfte wohl in Lund geschrieben sein — von Anders Sten „Vad kostar åsnan?“ (Was kostet der Esel? — Norstedt), welche von den orientalischen Erlebnissen zweier Gelehrten berichtet. — An deutschen Erzählungen wurden übertragen Hermann Kessers „Peitsche“, L. Franks „Karl und Anna“ und Thomas Manns „Mario und der Zauberer“.

Auf dramatischem Gebiet wurde so gut wie nichts in Buchform veröffentlicht, auf lyrischem dagegen erscheinen rund 25 Bände, von denen aber nur „Ekotemplet“ (Der Tempel des Echo) von Sigfrid Siwertz und „Ödesstjärnor“ (Schicksalssterne) von Fredrik Vetterlund (beide bei Bonnier) stärkere Resonanz fanden.

Von Werken essayistischer Art seien nur drei genannt,

Digitized by Google

Fredrik Böök's kunstvolle und ungemein fesselnde Aufsätze „Furstar och rebeller" (Fürsten und Rebellen. — Norstedt) —, von besonderem Interesse sind „Kaiserin Friedrich", „Kronprinz Rudolf", „Leo Trotzki", „Brockdorff-Rantzau", „Max Hoelz" —, Nils Ahnlunds mehr ins Gebiet exakter Forschung reichender Band „King Gustav Adolf" (Um G. A. — Geber) —, wichtig ist namentlich die Abhandlung über „Pater Lamormains Brief" — und Gustaf Meyers liebenswürdige Erinnerungen „I Uppsala för sextio år sedan" (In U. vor 60 Jahren. — Norstedt). — Damit ist auch das wie immer gut bestellte Feld der Memoiren betreten, von denen besonders angeführt seien Carl G. Laurins ebenso liebenswürdige wie für die Zeitgeschichte ergebnisreiche „Minnen" (Erinnerungen. — Norstedt), welche diesmal die Jahre 1888—1896 behandeln. — Das Gebiet der geisteswissenschaftlichen Literatur kann bloß gestreift werden: Henrik Schück hat mit „Efterromantiken" (Nachromantik. — Geber) den siebten Band seiner imposanten Geschichte der schwedischen Literatur vollendet, Gösta Attorps schrieb mit „Pelle Molin" (Norstedt) eine sehr kritische Biographie, Adolf Paul gab eine erweiterte Umarbeitung seines unentbehrlichen „Strindbergbuches" (Norstedt) heraus. Aus dem reichen Inhalt der stattlichen Publikation „Vår tid" (Unsere Zeit. — Geber) seien nur die wichtigen Aufsätze von John Landquist über Birger Sjöberg und von Martin Lamm über Strindberg hervorgehoben. — Aus dem Deutschen wurden unter anderen übersetzt J. Burkhardts „Kultur der Renaissance in Italien", Ernst Kretschmers „Geniale Menschen" und Stef. Zweigs „Fouché".

Ernst Alker

Japanischer Brief

„Schnee auf einem Schintoschrein"

Die japanische Literatur der Gegenwart ist wie die chinesische im wesentlichen Nachahmung westlicher Vorbilder. Kein Wunder, daß nicht einzelne Namen hervorragen — man würde sie ja ebenso leicht entdecken und übersetzen wie zur Zeit den Inder Tagore —, sondern nur ihre Bestrebungen als Summe, als Gesamtströmung. Den Japanern selbst geht es mit ihren neuen Poeten nicht anders. Augenblicklich wird alles amerikanisiert. Die Zeitschrift, das politisch-literarische Magazin blüht und mit ihnen naturgemäß die „short story". Daneben entwickelt sich eine ganz eigenartige proletarische Literatur, die ausgesprochen auch nur für Proletarier bestimmt ist — ob man damit gewisse praktische Verbote geistig umgehen will? Interessant ist ferner das Bemühen, den Impressionismus des Westens mit seinem Expressionismus zu verbinden, was eigentlich unsinnig ist; aber man sagt: äußerer Eindruck, verwirklicht durch das Medium der Innerlichkeit, deren Visionen dadurch erst lebendig werden. Die an sich unmögliche Verbindung wird also möglich durch die Zeit, d. h. durch die nachträgliche Auflösung des dichterisch Geschauten in ein Primäres und Sekundäres.

Immerhin, alles das ist westlich, unjapanisch, denn eigentlich heißt dichten in Japan die Sprache der Götter reden, der alten Schintogottheiten natürlich, die später so hübsch in Buddhismus und Christentum hineingeordnet wurden. Muß doch noch heute jedes japanische Dorfkind vor dem Schintoschrein — den man mit europäischen Heiligenbildern vergleichen kann — seiner Ortsgemeinde die üblichen Verbeugungen machen. Das älteste japanische Gedicht wird dem Schintogott Susano-O-no-Miko-to, Bruder der ersten Kaiserinmutter, zugeschrieben. Japan hat dann seine drei großen Literaturperioden gehabt, deren mittlere von 957 bis 1768 den ältesten Schintoabschnitt trennt von dem der Neuzeit; aber auch deren Führer Kagawa Kageki hielt fest an den ehrwürdigen Überlieferungen, und zu diesen gehört die Beteiligung der kaiserlichen Familie an der Dichtung, in der ja der Sage nach ihre Stimme sich erst ganz mit der ihrer Götter vereint.

Nun wußte gewiß schon Kaiser Meiji, der Schöpfer des modernen Japan, daß seine poetischen Sprüche (von denen ich einige Hundert 1925 in Tokio zusammen mit drei japanischen Akademikern in deutsche Verse brachte) allein nicht die Linie japanischer Dichtung weiterziehen konnten, und so richtete er klug die alte Ordnung wieder ein, die seit der Herrschaft der Schogune in Vergessenheit geraten war: jährlich einen poetischen Wettstreit zu veranstalten und durch ein kaiserliches Preisgericht gelegentlich eines Tee-Symposions zu krönen. Diese Zeremonie besteht noch heute und stellt die von westlichem Einfluß freie Fortsetzung der altjapanischen Dichtung dar.

Der Mikado beruft nach Vorschlägen seines Ministeriums die literarisch bedeutendsten Köpfe als Berater und Preisrichter und bestimmt das Thema. Das letzte hieß: „Schnee auf einem Schintoschrein." In jedem November wird es veröffentlicht. Durchschnittlich 30000 — dreißigtausend! — Dichtungen laufen ein, von denen gewöhnlich 2000 nach der ersten Durchsicht übrig bleiben. Zur engeren Wahl werden nur mehr 70 gestellt, von denen aber nur ein Zehntel zum Ohr des Kaisers dringen darf. Das geschieht nach Neujahr in der Phönixhalle des Schriyodapalastes in Tokio, 10 Uhr vormittags. Ist ein Gedicht der Kaiserin und des Kaisers selbst darunter, so muß ersteres dreimal, letzteres fünfmal gelesen werden. Damit endet die Lesung, beginnt

Digitized by Google

der zeremonielle Tee. Müssen auch die jetzt regierenden Herrscher an der Tradition festhalten, so dürften sie doch auf das Mitdichten, dessen Frucht sie obenein achtmal mitgenießen müßten, zugunsten ihrer Untertanen verzichten. Die betreffenden fünf bis sieben Dichter aber sind nun ebenso unsterblich wie etwa die Gewinner des Orford-Cambridge-Wettruderns in England, oder in noch höherem Grade, denn die Sprache ihrer Poesie verbinde sie ja historisch mit ihren Schintogottheiten.

„Schnee auf einem Schintoschrein!" Dergleichen hat es bei uns doch eigentlich nie gegeben. Man hätte früher vielleicht sagen können: „Sonnenschein auf der Siegesallee"; aber auf religiösem Gebiet waren Einheitsthemen unmöglich. Höchstens im neuen Rußland könnte heute thematisch etwa angeregt werden: „Eine Leninbüste im Regen." Immer aber würde die Vergangenheit der 3000 Jahre altjapanischer Überlieferung fehlen; und diese schützt mit ihren lieben und recht harmlosen Hausgottheiten, die der Gebildete dort sowieso nur noch pietätvoll-geschichtlich auffaßt, den großen Strom der neujapanischen Literatur vor restloser Überfremdung, vor Versandung in bloßer Ausländerei, gleichviel ob sich diese im- und expressionistisch oder proletarisch zeigt.

Der ganze Vorgang hat aber noch ein weiteres Gutes. Die preisgekrönten Gedichte sind auch Kindern verständlich, wirken also erzieherisch. Bekanntlich hat Japan, das berühmteste Kinderland, eine große Anzahl von Zeitschriften, die nur für Kinder bestimmt sind und die größten Abonnentenzahlen aufweisen. Sonderbar ist es, daß dieser Literatur- und Geschäftszweig in Europa so wenig zu bemerken war. Hier also ergibt sich innerhalb der japanischen Literatur ein weiterer Zusammenhang, denn wer die Kinder hat, der hat mit ihnen die Leser und Dichter der Zukunft.

Waldemar Oehlke

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Bauern, Bonzen und Bomben. Von Hans Fallada. Berlin 1931, Ernst Rowohlt. 566 S. M. 6.— (8.50).

Dieses Buch gibt dem Begriff der Sachlichkeit alle Rechte, um sie, kaum gegeben, auch wieder zu nehmen und das, was sachlich heißt, als künstlerische Kraft einem größeren Schaffenskreis positiv einzureihen. Denn daß „die Sachlichkeit" nicht der Ausdruck der Kunst ist, wohl aber eine künstlerische Kraft sein kann, beweist dieser Roman Falladas, der von Dokumenten und Begebenheiten ausgeht: nicht um eine sachliche Dokumentenreihe aufzustellen, sondern um mit den Mitteln einer sachlich restlos erkannten Welt den Gestaltungsprozeß zu beginnen. Und zu Ende zu führen.

Liest man diesen Roman zwei-, dreimal, dann bewegt man sich unter seinen Menschen wie unter seinesgleichen. Man atmet diese unsere Gegenwart, man spürt in Wort, Handlung, Gebärde, Satzbau unsere Zeit. Man schmeckt eine ganze Kleinstadt, deutsch, deutsch bis zur Peinlichkeit, diesen Verwaltungsapparat, diesen Pressebetrieb.

Falladas Buch ist eine Abrechnung mit der Führerfrage der politischen Parteien. Er packt das politische Problem Deutschland da, wo es gegenwärtig in seinem kritischen Stadium steckt. Wie der Begriff Deutschland, den nach 1918 neu aufzubauen die Verpflichtung des neuen Staates gewesen wäre, wie dieser Begriff Blut und Fleisch wird in ohnmächtiger Parteiwirtschaft, in Presseklüngel, in einem Veitstanz von Privatinteressen. Wie ein Begriff, den zu realisieren man Gemeinschaft braucht, schon zerstückt und zerrissen wird, noch bevor er lebendig.

Über diesem Grundthema des Romans stehen eine Reihe von Figuren, Menschentypen, wie sie in solcher Greifbarkeit, in solch dramatisch bewegter Handlungsfreiheit im letzten Jahrzehnt nicht geschrieben worden sind. Nicht eine einzige theoretische Auseinandersetzung über politische, ökonomische, verwaltungstechnische oder sonstige Fragen. Alles wird unmittelbar lebendig gezeigt und aus der Handlung, so wie sie sich ereignet, aus den Menschen, wie sie handeln, kann jeder sich seine eigene Theorie oder Praxis machen, ganz wie er will. Hier ist Objektivität nicht Gesinnungszwang. Sachlichkeit nicht Gestaltungsarmut, Politik nicht Agitation, Aufdeckung von Schäden und Fehlern nicht Sensationsbedürfnis. Hier spürt jemand das Verantwortliche seiner Arbeit. Jemand, der Vorgänge mit photographischer Präzision aufnimmt, um mit dem Gestaltungsprozeß zugleich auch die photographische Präzision über das Gebiet der künstlerischen Gestaltung hin zu erweitern.

Es sind nicht nur die dramatisch schlagkräftig gezeichneten Szenen, der Angriff der Polizei auf die Bauern, die Bombenattentate, die Gerichtsverhandlung, welche Fallada ausgezeichnet gestaltet. Es sind vor allem die Zwischendinge: das Schicksal des Annoncenwerbers Tredup, das Schicksal des Bauern Banz, der Dentist Czibulla, welche, neben den Hauptfiguren des Bürgermeisters Gareis, des Redakteurs Stuff und des Polizeioberinspektors Frerksen, die Kraft Falladas beweisen. Die beweisen, daß er Menschen gestalten und nicht von irgendeinem „dunklen Drang" bewegte Figuren puppenhaft lenken kann.

Hier beginnt für mich das Interesse an dem Schriftsteller Fallada, der es fertig bringt, eine mit Sensationen gepfropfte Handlung menschlich so zu bereichern, daß dies erst den tatsächlichen Wert des Buchs ausmacht. Und hier liegt auch die Überlegenheit Falladas über alle Schriftsteller ähnlich aktueller Themata. Fallada sieht seine Figuren mit einer unglaublichen Schärfe. Aber diese Sehschärfe verbrennt nicht die Atmosphäre, die Umluft seiner Figuren.

Großartig, wie Fallada seine Figuren aus ihrer Sprechart charakterisiert. Großartig, wie er die pathetischen Vertreter der Stadt im „Roten Kabuff" sachlich enthüllt. Ausgezeichnet, wie der nationale Redakteur Stuff dem S. P. D. Bürgermeister Gareis die Meinung sagt: brutal, voll Haß, aber in jedem Punkt lebendig. Wie dieser Gareis hinwiederum der Parteidisziplin zu gehorchen gezwungen ist. Da sagt zu Gareis

Digitized by Google

ein S. P. D. Mitglied: „Du denkst immer an die anderen, Genosse Gareis, nie an die Partei". „Ich denke, sagt Gareis, an die anderen und an die Partei." „Das ist es! Das ist es! Du willst es beiden recht machen." „Ich will es richtig machen. Deshalb muß ich an beide denken." In diesen Sätzen ist die ganze Parteiluft Deutschlands. Herrlich Falladas Humor, eher bissig-ironisch als satt und kräftig, aber in Figuren wie der des Kriminalkommissars Funk, der des Sachverständigen Polizeimajors a. D. Schadewald außerordentlich wirksam. Beginnt man erst einmal aufzuzählen, hält es schwer, ein Ende zu finden.

Jedenfalls gibt es kein Buch, welches schärfer das Deutschland von 1931 gezeichnet hätte, kein Buch, das über eine auch nur annähernd so plastisch durchgeführte Menschenreihe verfügte wie dieses. Kein Buch, welches wahrer die Schäden des politisch zerrissenen Deutschland da aufzeigt, wo sie tatsächlich sind.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Liebesferne. Von Günther Birkenfeld. Berlin, Bruno Cassirer. 309 S.

Birkenfelds erster Roman „Dritter Hof links" wurde seinerzeit (L. E. XXXI, 722) angezeigt. Jenem ersten Buch gegenüber hat der neue Roman den einen grundsätzlichen Vorzug, daß er nicht von irgendwelcher unbilligen Aktualität seines Stoffes zehrt; er spielt in einer dichterisch-freien Umgebung unter gleichermaßen freien, nicht milieu-gebundenen Menschen, lebt also in keinem anderen Raum als dem selbsterschaffenen, ganz wie es sein soll.

Im übrigen jedoch halte ich das Buch für einen ausgesprochenen Mißgriff. Seine Fabel, mit einem „Kerl" von Musiker, der zwischen zwei Frauen steht und zu einem Leben der „Liebesferne" schon als Künstler und Kerl verurteilt ist, mit einer Reihe komischer Chargen und mit einem heiligen Schwindsüchtigen, der schon voller Vollendung ist — seine Fabel könnte so gut sein wie jede andere. Sie wirkt indes als übliche Magazingeschichte gerade durch den Umstand, daß sie durch stilistische Verkleidung aufgemöbelt werden soll und nicht mit ihren eigenen, schlichten Worten einherzugehen wagt, sondern in gewaltigem poetischen Flitter. Typisch für diese Art von mißleiteter Kalligraphie sind die zahlreichen Stellen, an denen musikalische Eindrücke beschrieben werden; so etwas decouvriert immer und hier in besonders schlimmer Weise (nebenbei: was Birkenfeld sich unter einer „Kadenz von Cis nach As" vorstellt, möchte ich wirklich wissen!). Überdies ist der Roman auffallend unglücklich komponiert; er besteht vornehmlich aus „Botenszenen", ich meine aus Selbstgesprächen, nachträglichen Berichten und dergleichen indirekten Erzählungsmomenten. Eine große Rolle spielt ein Loch in der Wand, durch das der Held namhafte Stücke seiner Geschichte belauscht und „erfährt". Verstehe man mich recht: ich kenne wohl die künstlerische Bedeutung des Indirekten, aber hier scheint es mir nicht bewältigt, sondern es scheint mir vielmehr den Autor überwältigt zu haben und ein Zeichen zu sein für das, was Joseph Conrad die „soft spots" nannte, für weiche, ungültige Partien, in Menschen und in Geschichten.

Bei alledem vertraue ich, wie nach Birkenfelds erstem Buch, auf eine natürliche und schlichte Begabung bei diesem Autor, die er freilich in „Liebesferne" recht schlimm verleugnet, die aber bestimmt seine Stärke ausmacht. Je eher er zu dieser seiner: ich möchte sagen volkstümlichen Linie den Weg findet, desto besser.

München — W. E. Süskind

Untergang der Juno. Von Hans Leip. Hamburg, Gebrüder Enoch. 179 S. Geb. M. 4.80.

Den Bericht vom Untergang der „Juno" gibt Hans Leip nach einer alten englischen Darstellung; er gibt ihn mit lebendigen, der Vorlage nachgeformten, doch nicht übertrieben altväterisch getönten Worten. So ist es eine Schiffbruchsgeschichte wie viele, aber ebenso anziehend und gefährlich (oder heute schon melancholisch?) spannend, wie all die vielen Geschichten von fernen Ländern und Menschen und einer von der Natur verhängten Todesnot es sind. Diese Art von Gegenstand bleibt „ewig schön", weil er sich ans ewig knabenhafte Herz wendet, doch ist er kaum einer Weiterbildung fähig. Leip hat das auch im Stofflichen nicht versucht, dem man eher eine gewisse Kürze, Sensationslosigkeit und Kargheit vorhalten muß. Dafür hat Leip seine Sorgfalt und Phantasie auf die Ausgestaltung des Erzählensvorwands gerichtet. Er gibt nicht einfach die Historie, sondern er stellt sie in einen zweiten historischen Rahmen: ein Jahr später, 1796, fährt ein neues Schiff Juno aus und bei dieser Gelegenheit erzählt ein Schiffbrüchiger vom Untergang der alten Juno. Leips künstlerische Absicht ist dabei: einen ironischen Durchblick auf den menschlichen Jahrmarkt zu geben und etwa zu zeigen, daß Geschäft immer Geschäft und Todesnot immer nur Futter fremder Neugier ist. Ganz geglückt scheint mir diese Inszenierung nicht; sie stört die Naivität der eigentlichen Geschichte und hemmt auch den Entrain des Vortrags. Bearbeiten und Wiedererzählen mag oft schwerer sein als eigene Erfindung.

München — W. E. Süskind

Vorlenz und Brigitte. Roman. Von Andreas Thom. Berlin, Wien, Leipzig 1930, Paul Zsolnay. 486 S.

Diesem Buch gegenüber gibt es kaum einen berechtigten Standpunkt kühler Kritik. Es ist so schwerlastendes, tief atmendes Leben in ihm, daß man es sinnlich wahrnehmen, daß man es lieben muß. Eins der seltenen Bücher, die ihre Faktur nicht schon auf den ersten Seiten verraten, die einen Weg zurücklegen, und am Schluß die überraschende Höhe eines umfassenden Ausblicks erreichen. Der Autor scheint im Schreiben selbst gewachsen; das ist ein besonderer Reiz des Werks, daß das organische Sichrunden, das Reifwerden seiner Gestalten zugleich als Lebensprozeß des schriftstellerischen Schöpfungsvorgangs selbst zu spüren ist. Das kann man freilich auch als künstlerischen Einwand fassen, und es ist zunächst auch manches Störende im Werk. So die Untertitel: Vorlenz „der Urlauber auf Lebenszeit" und Brigitte „die Frau mit dem schweren Herzen". Die zweite Signatur ist viel zu allgemein, wirkt sentimental (was das Buch nicht ist) und entspricht nicht der ersten, die, gleichfalls mißverständlich, einen neuen Zeittypus charakterisieren möchte, nämlich den durch den Krieg aus der Bahn geworfenen Menschen, der nachher nicht mehr zur regelmäßigen Arbeit zurückfindet, weil er der Versuchung der Vagabondage, des verbrecherischen, weil schmarotzenden In-den-Tag-hinein-Lebens, erlegen ist. Das „schwere Herz" der Frau Brigitte ist die zähe, transzendentale Gläubigkeit einer hungrigen, gemeinen Verlockungen entrückten Seele, die unter schweren Schicksalsschlägen endlich in religiösen Wahnsinn verfällt. Nicht ganz zwingend zunächst, wie die beiden in jugendlicher Ahnungslosigkeit zusammenkommen, und Brigitte erscheint anfangs leicht als die zu einseitig belichtete Zentralgestalt gegenüber dem unwürdigen Mann. Aber wie der Dichter schließlich mit der niederdrückenden Trostlosigkeit der Ereignisse fertig wird, wie er das Licht seines Lebensglaubens in die Finsternis leuchten läßt, bekommt

Digitized by Google

auch die Gestalt dieses hoffnungslos Verkommenen noch etwas von der Gloriole des Menschen, der schließlich nichts anderes getan hat, als konsequent seinen notwendigen Lebensweg erfüllt, selbst wenn er vom Säufer zum Dieb und Gelegenheitsverbrecher, zum boshaften Gefährder des Glücks seiner Kinder und endlich zum töricht stumpfsinnigen Mörder geworden ist. Das Buch ist nicht lehrhaft, und so ist die Frage gleichgültig, ob die Weltanschauung berechtigt sei, die auch im Trostlosen noch die Kraft des Lebens sieht und aus der Selbstzerstörung dieses Menschen so seltsame, manchmal fast glückhafte Lebensblüten treiben läßt. Die dichterische Kraft des Werks enthebt uns dieser Frage, sie überzeugt von der Wirklichkeit seines Geschehens. Dieser Roman, der uns nichts erläßt, der jeden billigen Ausweg verschmäht, und nur ein bißchen nicht allzu tatkräftige Menschengüte hineinstreut, wie sie der armen Kreatur je und je gegeben ist, dieser Roman, aus den trübsten Erfahrungen unseres Alltags geformt, ist ein trostreiches Buch für den, der überhaupt noch einen Zugang zum Lebendigen findet.

Mannheim — Erich Dürr

Zwei ohne Gnade. Roman. Von Hubert Mumelter. Leipzig 1931, Insel-Verlag. 374 S.

Oswald von Wolkenstein war ein prächtiger Kerl, ein Herumtreiber aus Bestimmung, mehr Bänkelsänger als Minnesänger, ein Gebildeter, dem die Bildung noch nicht das Leben versperrte. Sein Schreibtisch in Tirol mußte ohne ihn auskommen, während er im Orient, in Preußen, Portugal, Italien und wo sonst überall herumschwärmte, ganz ohne den Berufsdünkel des fahrenden Ritters, als Koch, Ruderer, Roßknecht und Spielmann, wie es gerade kam. Schließlich gerät er Sabina Jäger in die Hände, und mit diesen hübschen, nervösen, problematisch-hysterischen Händen, die ihn festhalten ohne ihn heranzulassen, wird er nicht fertig. An einem Kerkerdasein, das ihm die geliebte (und natürlich auch gehaßte) Frau bewußt verschafft hat, bricht sein Leben innen und außen zusammen.

Hinter dieser Liebe, der keine Gnade, keine Gemeinschaft beschieden ist, steht die Zeit, aus der sie sich über die privatmenschlichen Besonderheiten hinaus erklärt, steht die Zwitterhaftigkeit des beginnenden 15. Jahrhunderts, das Gegeneinanderarbeiten von Landeshoheit, Adel und Bürgertum, das Zurückbleiben der Kirche hinter den natürlichen religiösen Empfindungen. Auch die Zeit ist ohne Gnade, voller List und Argwohn und Unruhe, ein Umbau eigentlich nur von einer Zeit in die andere. Einfalt wirkt fast ein wenig stupid und Zynismus beinah sauber. Die Begriffe werden umgegraben, damit ein neuer Sinn aus ihnen wachsen kann.

Hubert Mumelter hat das Private und Allgemeine durchaus wesentlich verflochten, ohne Benutzung der üblichen Romanfäden, die beim Nachfassen immer sofort reißen. Oswald von Wolkenstein klampft nirgends eigene Lyrik (man hat ja solche Angst ...), Sabina Jäger ist nicht von Wedekind her zurückempfunden, sondern wirklich eine Unglückliche, eine von den unschuldig Schuldigen, die ihrem Leben immer selbst im Wege sind. Und aus dem dunklen Gewoge der Nebenfiguren leuchtet die schöne Gestalt der Margarete von Schwangau trotz der Armseligkeit ihres Schicksals wie eine Verheißung und Versöhnung heraus, ein kleiner Psalm mitten in einer dämonisch zerrissenen Musik.

Die Sprache ist gut, einfach, klar. Manchmal so gutsituiert, daß es der unmittelbaren Charakteristik Abbruch tut. Und dann finde ich Wörter wie „weiland" und „ansonsten" im Munde eines Epikers von heute gräßlich, weil sie eine falsche, Patina erzeugen wollen. Da fängt Kunst an, in Künstlichkeit überzugehen.

Als Ganzes ist das Werk unzweifelhaft eine achtunggebietende, in der Gefühlsbändigung vorbildliche, in der Struktur außerordentlich sorgsame Leistung.

Frankfurt a. M. — Herbert Scheffler

Der Walfisch im Rhein. Roman. Von Otto Brües. Leipzig-Berlin 1931, Horen-Verlag. 260 S. M. 5.– (8.–).

Dieser Roman ist ganz aus rheinischem Temperament heraus geschrieben, und zwar aus einem Temperament typisch kölnischer Prägung mit einem Einschlag niederrheinischer Besinnlichkeit. Er spielt auch im Köln der Besatzungszeit und führt wenig über die Grenzen des kölner Gebietes hinaus an den Niederrhein. Aber der Blick des Dichters umfaßt auch in dieser geographischen Selbstbeschränkung das Schicksal seines Volks und seiner Generation, den Einzelfall zur Allgemeinbedeutung künstlerisch weitend.

Wenn hier ein junger Mensch sich endlich aus den äußeren und inneren Nöten zu seinem unverlierbaren Selbst durchringt, und wenn dieser Kampf sich in seiner Umgebung mannigfach widerspiegelt, so ist das mehr als ein Einzelfall, Schicksal einer deutschen Landschaft, Schicksal vielmehr eines Volks, das mit den gleichen Problemen unter den veränderten Verhältnissen der Nachkriegszeit fertig werden muß. In der sieghaften Überwindung des Abbauenden durch den Willen zum Aufbau sieht Brües nicht nur eine Lösung, sondern die Erlösung aus innerer Not. Aber diesen Willen gewinnt sein Held nicht aus theoretischen Überlegungen, sondern aus bittern Erfahrungen, ohne indessen den Glauben an das Leben darüber zu verlieren. Und nicht anders ergeht es dem anderen Helden dieses Romans in einer anders gearteten Schicht des Gesellschaftlichen, dem Schiffer Ten Hompel. Wenn er vom freien Rheinschiffer zum Schausteller hinabsinkt, und sich endlich wieder in seinen Beruf zurückfindet, wenn er endlich den Walfisch, der trotz des fachwissenschaftlichen Zeugnisses sich nicht als echter Walfisch, sondern als Attrappe erweist, mit Hilfe junger Hände in den Rhein stürzt, so ist diese Handlung nicht nur ein Symbol dafür, wie durch Irrungen und Wirrungen ein ganzes Volk endlich zu sich selbst findet, sondern auch dieser Walfisch selbst, der da den Rhein hinabtreibt zu einer Heimat, die nicht seine Heimat ist, wird zum Symbol des Unechten, an das sich ein Volk und eine Zeit auf einer dunkeln Strecke seines Lebensweges verlor. Ein vom Glauben an die Zukunft seines Volks erfüllter Dichter hat unauffällig dieses Symbol benutzt, möchte er damit und mit seinem Buch die Kleingläubigen bekehren zum Glauben an sich selbst. Deshalb ist dieser Roman der Ausdruck echter Gesinnung, aber nicht kurzlebiger Tendenz und zeugt mit dem Rheinländer Otto Brües für die deutsche Gesinnungsverbundenheit des Rheinlands mit dem übrigen Deutschland. Daß diese Gesinnung des Dichters im wesentlichen an das Humanitätsideal des 18. Jahrhunderts anknüpft, nimmt ihr nichts von ihrem Wert, erscheint vielmehr als gesundes Zeichen für die Kontinuität der Tradition wertvollen geistigen Erbes.

Köln — Paul Bourfeind

Glückliche Menschen. Roman. Von Hermann Kesten. Berlin 1931, Gustav Kiepenheuer. 402 S.

Nach dem „Josef" und dem „Ausschweifenden Menschen" (ausführlich besprochen L. E. XXXII, 15) konnte man darauf gespannt sein, ob Kesten sich den greifbaren Rea-

Digitized by Google

litäten des Lebens, der Gesellschaft, nähere oder sich noch mehr in seine eigene, erfundene Welt zurückziehe.
Er hat sich der konkreten Umwelt nicht nur genähert, er ist ihr ganz überraschend scharf zu Leibe gerückt.
Ein junger, durch Krieg und Inflation geformter Mann liebt ein junges kleinbürgerliches Ding, deren Vater die Heirat der beiden nur zugeben kann, wenn der junge Mann ihm 2000 Mark besorgt, um ihn vor dem wirtschaftlichen und bürgerlichen Ruin zu retten. Um diese 2000 Mark geht es in dem Roman. Der Held wird aus Liebe zum Dieb und Schurken, das Mädchen und seine Familie geht zu Grunde und der junge Mann wird am Ende doch reich, glücklich und das Schüftchen behält — scheinbar — recht. Die Handlung spielt im Kleinbürgertum, einem Milieu, das die sogenannten fortschrittlichen Autoren seit Jahren zugunsten des Proletariats vernachlässigen. Kesten geht mit den armen Leuten um, wie der Scharfrichter. Er ist gar nicht liebevoll. Er „senkt" sich nicht „verstehend" in die Seele seiner Opfer, aber er kennt sie durch und durch. Hieb und Stich, Halali und Weidmannsheil auf dem Hermannsplatz zu Berlin. Es ist eine wahre Lust, und das Buch hat Thomas Mann mit Recht intensivste Unterhaltung geboten, was Bronnen dem Nobelpreisträger übelnehmen müßte. Unterhaltung soll es im dritten Reich nur bei S.A.-Aufmärschen geben, aber Kesten gibt sie, noch rasch, ehe der Geist ganz ausgerottet ist, mit einer vehementen Magie der Sprache. Formulierungen springen dich an, so knapp und so sitzend, daß man fast von einer „markigen" Diktion Kestens sprechen möchte. Bürgerliche Epik ist das nicht, es fließt nicht dahin, es sabbert sich nicht zusammen, es knallt und saust nur so. Deswegen kann man das Buch auch nicht zur Seite legen, ehe man es zu Ende gelesen hat. Man ist nicht ergriffen, man ist am Kragen gepackt. Hinter Kestens Zynismus steckt der Idealismus eines Mannes, der von der Schematisierung dieser Welt beleidigt ist. Immer den unerbittlichen Zeigefinger in die Wunde. Was für ein Moralist, der immer das „Eigentliche", das Wahre den allgemeinen Begriffen gegenüberstellt! Welcher Haß gegen die Konventionen und den kollektivistischen Spuk von rechts und links! Für wen schreibt Kesten? Die 900000 Leser der Morgenpost müßten ihn massakrieren und Hitler sollte lieber mit Kestens Kopf Fußball spielen, als einen Tag lang dulden, daß dieses subversive Element seine unbestechliche Feder anrührt. Das Buch ist zum Platzen wahr und wahrhaftig. Kesten ist ein großer Humorist. Mit dem linken Auge erfaßt er die Komik, mit dem rechten die Tragik der Menschen.
Daß dieses Werk in Deutschland geschrieben wurde, ist das schönste Kompliment, das Heinrich Mann zu seinem 60. Geburtstag widerfahren konnte.

Ehrenbreitstein a. Rh. Josef Breitbach

Apis und Este. Ein Franz-Ferdinand-Roman. Von Bruno Brehm. München, R. Piper & Co. 557 S.
Von dem durch zwei leichtbeschwingte Romane voll köstlicher Komik rasch bekannt gewordenen Dichter hätte man sich dieser streng sachlichen, düsteren Historie serbischer Verschwörungen kaum versehen; aber Bruno Brehm, so heißt es, ist das Pseudonym für einen adeligen Offizier der vormaligen k. u. k. Armee, als solcher mag er den hier berichteten Ereignissen ziemlich nahegestanden haben. Jedenfalls gewinnt man daraus den Eindruck absoluter Zuverlässigkeit und Vertrautheit mit der schwierigen, noch ziemlich ungeklärten Materie. Eine in ihrer Art vollendete Reportage führt wie auf willkürlich zerschnittenen Filmstreifen die Tragödie von Serajewo vor. Die einzelnen Abschnitte der Entwicklung werden auf besonders verhängnisvolle Daten fixiert; das erste Datum ist der 11. Juni 1903 — die Ermordung des Königs Alexander und seiner Draga Maschin, die allerdings mit dem erst zehn Jahre später vollzogenen Attentat auf den Thronfolger Franz Ferdinand und seiner gleichfalls illegitimen Gemahlin nur in losem Zusammenhang steht. Was beide Vorgänge miteinander verbindet, ist allein die Gestalt des unter dem Spitznamen Apis bekannten serbischen Obersten Dragutin, des Häuptlings der belgrader „Schwarzen Hand". Apis und Franz Ferdinand: zwei überaus eindrucksvoll skizzierte, männlich herrische Persönlichkeiten, der Erzherzog gefühlsroh, eigensinnig und tyrannisch, erträglich nur als Gatte und Familienvater, Apis glühender Patriot, unbedenklich in seinen Mitteln, ein Held alten Stils. Die Werkzeuge seines unterirdischen Kampfes gegen die Habsburger, darunter als einzig verwendbare Kraft der Schüler Princip, dessen Kugeln trafen, verfolgt der Verfasser auf ihren peinvollen Wegen bis zum Schauplatz der Tat, die breit ausgeführt die Darstellung zu einem imposanten Gipfel führt. Als Schlußepisode ist die summarische Verurteilung und Hinrichtung Dragutins in Saloniki 1917 angehängt. Der Verfasser befleißigt sich einer vorbildlichen Objektivität, sein Standpunkt ist der eines Geschichtsschreibers von hohem, überlegenem Rang, das Mittel seiner Wirkung ein Vortrag, durchgehend im Präsens, von außerordentlicher Bildkraft. Alles ganz äußerlich pragmatisch, aber von zwingender Logik. Einem Ereignis von so weltgeschichtlicher Wucht gegenüber war diese unpersönliche Haltung die einzig vertretbare, und so haben sich, was selten genug vorkommt, die Elemente bescheidener Berichterstattung zum lebensvollen Kunstwerk gefügt.

Dresden Kurt Martens

Insel der Jugend. Roman. Von Reinhold Conrad Muschler. Leipzig, 1930, F. W. Grunow. 424 S. M. 6.— (7.—).
Um diesen Roman bin ich lange Zeit herumgegangen. Nun, nach erfolgter Attacke, war die Lektüre keine Enttäuschung. Hier schreibt ein Mensch, der um Reinheit, Sauberkeit und Adel des Menschseins sich redlich müht, schon darum heute ein Abseitiger ist. Daß dieses Streben, dem Leben in all seinen Äußerungen idealen Wert abzugewinnen, oft nahe, sehr nahe an eine künstlich erwärmte Sentimentalität, lies Gefühlsseligkeit, heranrückt, darf nicht verschwiegen werden. Ebensowenig, daß all diese Menschen und ihr seligunseliges Treiben sehr zeitfern wirken, wie es denn auch kein Zufall ist, daß der Weltkrieg als einziges, klar umschriebenes Zeitereignis nur einen kleinen Schlußteil des Buchs erfüllt. Überall aber in diesem Buch gedeiht und sprießt so viel menschlich Edles, geistig Hoch- und Weitstrebiges, daß Suchenden, soweit sie nicht allzusehr den Mächten unseres illusionsenthüllenden Heute verfallen sind, manches Schöne zu finden bleibt. Menschlich wie wirtschaftlich gesehen bleibt allerdings diese Geschichte von Wolf Sturm, dem Sohn des bedeutenden Sänger- und Gesangspädagogenpaares, ein Idealfall, typisch für ihren lebensgläubigen Schöpfer. Die Mutter, jugendschön, triebhaft und doch geistig strebend, der Vater, an einem Rückenmarksleiden gelähmt langsam zugrunde gehend, ein bedeutender, autodidaktisch hochgezüchteter Mensch von großer Selbstzucht, dabei voll wissender Ironie, der Freund und Förderer, ein alter, menschlich reifer und gütiger Forschungsreisender, Polyhistor, aller Forschung Kenner und Meister, eine Frau, die Schweres er-

Digitized by Google

lebte und nun über dem Jüngling und Mann tieferkennend wacht, dies die Menschen, die dem Aufstreben des Hochbegabten lenkend und stützend beistehn. Eine Griechenlandexpedition, die er assistierend mitmacht und in einem Buch beschreibt, läßt ihn bekannt werden. Es folgt, 1914—1918, mit einem Fürsten eine Grönlandexpedition. Freunde finden die zu Tod Erschöpften, bringen sie, die vom Weltkrieg nichts ahnten, ins besiegte Deutschland zurück. Ehrungen, eine Professur in Bonn für Wolf, so daß er seine treue Lebenshüterin heiraten kann. Muschler ist ein dichterisch fühlender, von Sinnbildern idealer Lebensgläubigkeit erfüllter, somit in schöner Weise mit seinem Deutschtum identischer Erzähler. Ein Künder des Guten und Opferwilligen in der Frau, ein Idealversponnener, der darum nie „aktuell" sein wird.

Berlin — Werner Schickert

Eine ganz andre Frau. Roman. Von Georg Fröschel. Berlin, Ullstein. 283 S. M. 3.— (4.50).

Die Gattin eines wohlhabenden Fabrikanten, Mutter eines zehnjährigen Knaben, die Mann und Kind zärtlich liebt, fällt in eine sinnlose Leidenschaft zu einem fremden Mann und wird ihm zuliebe zur Verbrecherin. Von den Ihrigen für geisteskrank gehalten, vegetiert sie dahin, bis sie sich das Leben nimmt just in dem Augenblick, in dem ihr, Hunderte von Meilen entfernter, Geliebter sich entleibt — Telepathie bei unbegreiflicher Sympathie. Der Dichter mag diese Geschichte erfunden oder dem Leben nacherzählt haben, er glaubte, jedenfalls die Exzentrität, das anormale Verhalten einer anständigen Frau, rationell motivieren zu müssen, und wählte dazu die Bluttransfusion. Die Ärzte bestreiten eine nachhaltige seelische Beeinflussung durch die Blutübertragung, und dem Verfasser ist besonders zum Vorwurf gemacht worden, daß er solche Theorie nicht nur aufstellt, sondern sie in seinem Roman durch einen Arzt von Ruf mit wissenschaftlichem Nachdruck verfechten läßt. Der Leser, der durch die seelische Verwandlung der Frau gepackt und erschüttert wird, sucht nicht nach Vernunftgründen. Er weiß, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, die auch unsere Medizin noch nicht ergründet hat, und er weiß zudem durch Professor Freud, daß im Labyrinth der Menschenbrust Triebe schlummern, deren wir uns nicht bewußt sind und deren Hervorbrechen nicht immer gehemmt werden kann. Wenn wir also auch nicht daran glauben dürfen, daß das Blut des Geliebten, das in Irenes Adern rollt, eine ganz andere Frau aus ihr macht, so mag es vielleicht das Blut einer Ahnfrau sein, das in ihr aufersteht. Und so fühlen wir ein unentrinnbares Schicksal über ihr, das, wie in der antiken Tragödie, Grauen und Mitleid in uns erweckt.

Berlin — Fritz Carsten

Mein Leben bis zum Kriege. Von Joachim Ringelnatz. Berlin 1931, Ernst Rowohlt. 355 S. M. 5,50 (geb. 8,50).

Ringelnatz läßt hier den Aufzeichnungen „Als Mariner im Weltkrieg" eine Schilderung seiner Erlebnisse und seiner Entwicklung bis 1914 folgen. Dabei flicht er schon früher gegebene Teilberichte von einzelnen Abschnitten aus dieser Zeit wie „Das Abenteuer um Wilberforce" aus dem Buch „Matrosen" ein, und besonders erfreulich ist es, daß auch sein sehr lebendiger, längst vergriffener erster Prosaband noch einmal wiedergegeben und auf diese Weise erhalten ist: „Was ein Schiffsjungentagebuch erzählt" (1911).

Die Verschmelzung war möglich, weil der Stil aller dieser Erinnerungen derselbe ist: abrupt und verweilend, witzigernst, knapp, wesentlich. Ohne literarischen Ehrgeiz, nur den Ereignissen treu und daher von großer Wirkung.

Auffallend ist das Fehlen jeglicher Eitelkeit. Ringelnatz kokettiert nicht. Kokettiert umgekehrt auch nicht etwa mit Rücksichtslosigkeit. Er ist gemachter Bescheidenheit so fern wie Selbstüberhebung. Er spricht von sich und von anderen gleich offen, sagt aus, was er fand, urteilt auch mitunter, aber gibt gleichzeitig zu: „Sicherlich habe ich oft auch ganz falsch gesehen." So erzählt er von Berufen, Verwandtschaft und Bekanntschaft, Freundschaften und Liebschaften. Es ist nicht allein die erregende Farbigkeit des Buchs, die bei der Lektüre immer weitertreibt, mehr noch ist es seine bestechende Echtheit. Diese Echtheit gibt noch dem Intimsten Unbefangenheit und eine Art von Diskretion.

Man erkennt (und nicht nur an tausend Scherzen, Schabernacken, Skurrilitäten und an dem bezeichnend genauen Gedächtnis dafür!), wie spielerisch dieser Mensch gelebt hat, vom Tag für den Tag, anscheinend völlig richtungslos und erkennt zugleich, wie ihn bei aller Anpassungsfähigkeit an „zufällig" gegebene Kreise und Lebensumstände ein eigentümlicher Zug von Selbstbehauptung zur Beobachtung geführt hat, zur Kritik, zur Haltung. Dabei erfährt man mit Hochachtung, daß die sehr schönen, leider bis heute völlig unbekannt gebliebenen Geschichten seines ersten Novellenbuchs: „Ein jeder lebt's" (1913) zum Teil bereits zur selben Zeit und am selben Ort entstanden, an denen sie spielen — ein Beweis unvermuteter bedeutender Fähigkeit zur Distanzierung (bei kindlich erfindungsreicher Phantasie in der Ausschmückung des Tatsächlichen, Erlebten).

Vor allem aber erkennt man, wie spielerisch jene ganze Zeit war, wie untergangsreif. Privateste Erzählung eines Lebens wird Kulturgeschichte. (Eine andere Beichte, die „Schonungslose Lebenschronik" von Kurt Martens, hinterließ vor Jahren schon einmal genau denselben Eindruck.) In dem außerordentlich aufschlußreichen Schlußkapitel sagt jemand nach einem der alltäglich-allnächtlich üblichen Feste, Orgien der Sorglosigkeit, in denen Übermut steril oder frivol geworden war: „So wie das heute zuging: das bedeutet Krieg." Und der Schluß des Buchs gibt ein in seiner Winzigkeit großartiges Symbol: der Dichter füttert Amseln vor seinem Fenster, „aber die Amseln nahmen nicht alles von dem Futter. Käserinden lehnten sie ab. Sie waren wählerisch und verwöhnt. Es war Juli. Juli 1914."

Es ist gut, daß Ringelnatz dieses Buch geschrieben hat — das authentische Dokument in einem Wust schlecht erfundener, mißverstanden-mißverständlicher Anekdoten. Nun mag Legende blühen.

Und es ist gut, weil hier ein Vorkriegsmensch Zeugnis ablegt von jener Zeit, deren Erben wir sind. Ein Vorkriegsmensch, der nicht Vorkriegsmensch blieb.

Lieber Ringelnatz, bitte noch einen dritten Band — von 1918 an, solange es währen will!

Berlin — Herbert Günther

Es geschieht in Berlin. Roman. Von Arthur Holitscher. Berlin 1931, S. Fischer. 322 S. M. 5.— (7.—).

Leider muß trotz schönsten Schwungs, reinster Pathetik sozialen Mitgefühls wieder konstatiert werden: Holitscher bringt keinen Roman zustande. Es bleibt eine Sammlung menschlicher Exemplare und ihrer Ansichten und Schicksals-

Digitized by Google

zufälle, die nur die Gestalt des Verfassers als eines zeitenthüllungsgierigen Berlinwanderers bindet. Überall in diesem Berlin von 1930 herrschen Untergangstypen, Verzweiflungsgefühle. Niemand kommt vorwärts, alle reden sich über die Sinnlosigkeit eigenen Daseins hinweg in leeren Wortrausch. Auch das Sowjetheil aus dem Osten ist den Menschen der Mitte, den Deutschen, kein Erlösungssymbol. Wir hören viele Stimmen, kommunistische, emigrantenreaktionäre, militäridealistische, wir wissen nicht, welchen wir glauben sollen. Das war aber wohl gerade des Autors Absicht, der in dieser Trilogie, deren erster Band „Es geschah in Moskau" 1929 herauskam, die apokalyptische, haltlos-ungewisse Stimmung „in den Weltstädten zwischen dem letzten und dem nächsten Weltkrieg" fixieren wollte. Am Ende weist ein Ereignis, der Selbstmord eines sich mit seinem bombenbehängten Flugzeug herabstürzenden Fliegers (die Giftgasbomben werden rechtzeitig unschädlich gemacht) Art und Ziel solcher kommenden Kriege. Es ist seltsam: die älteren Menschen reden hier alle von Stabilisierung, reden sich damit um ihre Ängste, ihren tiefen Gegenwartsunglauben, die jüngeren aber, die so verzweifelt glauben wollen, stranden an der Gegenwartsbaisse in „Idealismus", die keine spontane Idealität zu ertragen scheint. Ein Buch, das Stimmung fängt, trübe, sehr trübe Stimmung zumeist, aber Zukunft ersehnt. Darum kein schlechtes Buch. Aber alles andere als ein Roman.

Berlin — Werner Schickert

Die Bilanz der Terborgs. Roman. Von Otto Gysae. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. 288 S.

Bilanz einer Ehe, Bilanz einer Generation. Die Terborgs, er, reich, lebenssatt, doch gierig noch nach den Augenblicksgenüssen der Liebe, sie, nervös belastet und aufgerieben durch diese Ehe mit dem stets nach neuen Frauen Spähenden, finden beide in einem tragischen Schicksalsgespinst den Tod. Ihre Kinder, trotz einiger Kompliziertheit so viel einfacher, unbelasteter, lebensbejahender, stehen auf dem Schauplatz der Tragödie, die durch den letzten Liebesversuch ihres Vaters heraufgeführt wird, zugleich am Grabe einer ganzen Generation von Eltern und Älteren. Es ist die Geschichte vom Mann in den besten Jahren, den diese „besten Jahre" schon ausgehöhlt haben, der also bei der Rückkehr von seiner mit der Gattin nach Habana unternommenen Reise reif ist zum Fall, zum Fall durch letzte Leidenschaft. Es ist die Geschichte von der Frau, die lange schon Mißtrauen in ihr Herz einließ und damit ihre Ehe unterhöhlte! Eine zugleich zarte und herb-harte Romandichtung aus dieser Zeit der Bilanzen, in einem noblen Stil geschrieben, wie ihn heute außer Gysae nur wenige schreiben, jeder der wohlgewogenen Sätze ein Stückchen Kunst am rechten, erfüllten Ort. Eine geschickte Mischung aus Gesellschafts- und Kriminalroman, aus erotischen Passagen und kriminellen „Zufälligkeiten". Kein Schwanken, keine falsche Geste, keine Halbheit und Aufgeblasenheit des Ausdrucks, eine schöne Melodie des Erzählens widertönend Leben und Leidenschaft. Gysae hat seine Gefahren, artistische Übertreibung und seelische Exzeßübersteigerung, bezwungen, er ist reif geworden, d. h. Mensch und Künstler decken sich ganz. Selbst Zersetzung wird hier nie am Stil sichtbar, nur an den Menschen, die wie überreife Früchte der Vernichtung zufallen.

Berlin — Werner Schickert

Neue französische Erzähler. Das Buch des jungen Frankreich. Berlin 1930, Gust. Kiepenheuer. 369 S.

Weder sind die Erzähler neu, noch kann man von dem „Buch des jungen Frankreich" bei dieser Sammlung sprechen, die Felix Bertaux und Hermann Kesten bei Kiepenheuer erscheinen lassen. Trotzdem: eine solche Übersicht ist wertvoll. Wertvoll diese klare, wohltuend klare Vorrede Felix Bertaux'. Wäre die Sammlung der jungen Deutschen, die Kesten vor diesem Buch herausgegeben hat, auch nur halb so wertvoll wie diese französische — man dürfte auch von einer jungen deutschen Generation sprechen, die im übrigen Bruno Cassirer in seinem „Vorstoß" prägnanter zu Wort kommen ließ. Ich greife niemanden dieser Franzosen mit Namen heraus. Erst der Zusammenschluß ihrer aller in diesem Buch vereinigten Arbeiten rundet das Bild dieser Sammlung, die mit Beiträgen von André Gide bis Julien Green eine ausgezeichnete Vermittlung französischer Epik ist.

Und doch: zwei Namen muß ich mit besonderer Verehrung nennen — Roger Martin du Gard und Jean Giono. Man merke sich — Jean Giono!

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Fischbein streckt die Waffen. Von Matwej Roesmann. Deutsch von Josef Kalmer und Boris Krotkow. Berlin 1931, Bruno Cassirer. 322 S.

Den auch in Deutschland erfolgreichen Sowjetkomödien „Die Quadratur des Kreises" und „Mond von links" schließt sich nun ein Roman an, den der gleiche satirische Geist beherrscht wie die Komödien. Auch in dem Roman ist die Distanzierung des Schriftstellers zu den Sowjetverhältnissen vollkommen geglückt. Darüber hinaus zeigt M. Roesmann, der Verfasser dieses Buchs, nicht nur schriftstellerische, sondern auch dichterische Qualitäten: wie er die Menschen sieht, wie er das Realistische mit dem Satirischen zu einer behenden, scharfen Ausdruckseinheit verbindet, wie er einige Stellen, in denen er das Rußland Lenins beschreibt, wunderbar plastisch macht.

Die Gestalt des kleinen jüdischen Schiebers, der aus jeder politischen Situation seinen Nutzen zieht, die wirbelnd schnelle Umgestaltung, die das Jahrzehnt nach der russischen Revolution nicht nur in Rußland mit sich brachte: das alles ist mit einer vollkommenen Beherrschung schlagkräftiger Figurenzeichnung gelöst, überlegen, ironisch gestaltet.

Ein seltenes Buch, weil es den Verwaltungsapparat der Sowjets, Tendenzen und Maximen im Hintergrund hält, um so stärker aber die Auswirkungen in dem menschlich gezeichneten Ablauf des elenden Schieberlebens zeigt. Fischbein, immer wieder durchgeschlüpft, streckt endlich doch die Waffen vor einer Macht, die auch den kleinsten Saboteur erwischt und seine Existenz aufhebt im Interesse einer allgemeinen wirtschaftlichen Gesundung. Fischbein streckt die Waffen: nicht vor einer politischen Tendenz, sondern vor dem alles durchdringenden Fanatismus einer konsequenten Lebenserneuerung.

Ein ausgezeichnetes Buch, von Josef Kalmer und Boris Krotkow vortrefflich übersetzt.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Philister über dir, Simson! Roman. Von Wladimir Jabotinsky. Aus dem Russischen übersetzt von Hans Ruoff. Weimar, Erich Lichtenstein. 382 S. Geb. M. 6,—.

Von jeher hat es Künstler und Dichter gereizt, die Gestalten alter Volkssagen neu zu bilden, ihren starren, gewaltigen

Digitized by Google

Umrissen von dem Empfinden ihrer eigenen Zeit einzuhauchen und sie dadurch mit warmem Menschentum zu erfüllen.

In dem vorliegenden Roman bemüht sich ein russischer Dichter mit bemerkenswerter Kraft die zwiespältige Natur Simsons, des Helden und Richters Israels zu enträtseln, seiner Heimat der Gottgeweihte, der Nasiräer, der weise Berater seines Volkes wandelt er sich in der nahen Philisterstadt Tinnata zum wilden Zecher, zum heißen Liebhaber, zum genialen Spaßmacher. Von beiden feindlichen Volksstämmen wird er gleich geliebt, gleich bewundert.

Es kommt dem Dichter zugut, daß jene barbarische, bluttriefende Periode der Kämpfe der Israeliten mit ihren Gegnern und ihren eigenen Stammesgenossen nur im knappen Stil der Bibel dargestellt, aber in Einzelheiten uns viel weniger bekannt ist, als z. B. Griechenland, Rom oder die Renaissance. Jabotinsky will die Eigenart und die Taten des Genies aus den Verhältnissen seiner Umwelt erhellen. Man muß zugeben, er malt in großen Umrissen und starken Farben ein mächtiges Bild von den vielfachen durcheinandergewirrten Rassen, Völkern jener Zeiten, die auf den schmalen, wüsten Felsenklüften Kanaans und seinen fruchtbaren Tälern sich vermengten, sich gegenseitig geistig beeinflußten und um die endgültige Herrschaft rangen. Die Philister nehmen in der Darstellung Jabotinskys die Stellung eines heiteren, lebenslustigen Kulturvolks ein. Ihre dem eigenen Stamm gegensätzliche Art muß den ungefügen Riesen unwiderstehlich verführen. Die vornehme Tochter Philistäas wird die Liebe seines Lebens. Als sie ihm nach kurzem Besitz geraubt wird, mischt sich in seine Bewunderung ihres Volkes ein Haß, ungeheuer und gewalttätig wie alles in dieser Gewaltnatur, in der sich Dumpfheit und originelle Geistigkeit, kindliches Vertrauen mit schlauem Verstande seltsam mischen. Zu der Lust am tollen blutrünstigen Abenteuer gesellt sich das Bedürfnis des großen Führers, zu erkennen, worin die Stärke des Gegners besteht. Als er den Philistern das riesige Eisentor ihrer Stadt stiehlt, ist dies zugleich eine symbolische Tat, denn: Eisen — Eisen — schafft euch, Eisen ist sein letzter Befehl an die Jugend seines Volkes. Die Unterredung der beiden Führer, des greisen philistäischen Saranon mit dem jungen Barbaren ist ein Höhepunkt des Buchs und geht weit über den Rahmen eines Romans von guter Qualität hinaus.

Die ungeheuerliche Tat Simsons, im Tempel des Götzen Dagon, durch welche er die edelsten Geschlechter seiner Feinde mit sich in den Tod reißt, wird mit raffinierter Kunst in dem Brief eines vornehmen Ägypters an seinen Freund in Memphis geschildert. So viel Mühe sich dieser Fremde auch gibt, das unbegreifliche Wunder dieses Tempeleinsturzes durch die Kraft eines einzigen geblendeten Mannes natürlich, menschlich zu erklären — hier hat man den Eindruck: die wenigen Worte der Bibel über das Wunder, mit dem Gott sich zu seinem Knecht bekennt, stehen gewaltiger da in einfacher, unerreichter Gewalt. Trotz dieser Einschränkung: Das Buch des Russen Jabotinsky ist nicht nur von starker Spannungskraft, es ist ein Roman großen Stils.

Weimar — Gabriele Reuter

Moskau in Flammen. Roman. Von Iwan Lukasch. Aus dem Russischen übersetzt von Oskar von Riesemann. Berlin 1931, Dietrich Reimer / Ernst Vohsen. 321 S. M. 4,80 (M. 6,—).

Man erinnert sich der großartigen, breit in das Riesenwerk verflochtenen Episode vom Brande Moskaus in Tolstojs „Krieg und Frieden", und man ist geneigt zu glauben, daß hier die einmalige Gestaltung stattgefunden habe, die keine Wiederholung dulde. Aber dann sieht man, daß es nicht so ist. Daß hier, in dem Roman von Iwan Lukasch, in der mustergültigen Übersetzung von Riesemann, dieselbe Landschaft der Kunst noch einmal dasteht, in einer anderen Beleuchtung, neu, selbständig, als sei sie von der Abend- statt von der Morgensonne beschienen. Alles Licht liegt anders, alle Schatten, und erst wenn wir den Blick von ihr wenden, erkennen wir, daß es die gleiche ist und nur die Hand des Schöpfers sie neu gemacht hat.

Ein Vorspiel, die Ermordung des Zaren Paul. Zusammengepreßt auf 58 Seiten. Geschichte, Schicksal, Dumpfheit, Größe, Barmherzigkeit. Ein Nachspiel: vom Einzug der Alliierten in Paris bis zum Dekabristenaufstand. Dazwischen die Schicksalswende Napoleons und der Rückzug 1812. Menschen, die mit drei Sätzen lebendig dastehn, Schlachten, die auf dem Raum von einer halben Seite abrollen. Ein außerordentliches Maß von Kunst, Weisheit, Sparsamkeit, Auswahl. Die bewundernswerte russische Gabe, in die Anschaulichkeit hinaufzuheben, und, so bemerkenswert für das Abendland, in allen Schichten des Volks vom Muschik bis zum Zaren, zu Hause zu sein.

Und als Achse des Romans die Idee, daß Unentrinnbarkeit des Gesetzlichen im Geschehen der Geschichte liegt. Daß von dem toten Zaren, der mit einer Schnupftabakdose erschlagen wird, bis zu dem toten Lenin in seinem moskauer Sarkophag eine einzige Furche führt, gerade gepflügt, ohne Erbarmen, und daß das einzige moralische Gesetz der Erde lautet: „Denn wie man sät, so wird man ernten."

Eins der wenigen Bücher, von dem man wünscht, es möchte 600 statt 300 Seiten haben.

Berlin — Ernst Wiechert

Die oberen Zehntausend. Roman. Von Edith Wharton. Deutsch von Marie Franzos. Wien 1931, Paul Zsolnay. 386 S.

Ein Buch von Ehe und Scheidungen. Für die amerikanische Dichterin liegen die Probleme der Ehe aber nicht im Kinderüberfluß und Einkommenmangel, nicht in Wohnungsnot und Kapitalistensorge, sondern sie liegen zwischen Mensch und Mensch, zwischen Geschlecht und Geschlecht, zwischen Charakter und Charakter, zwischen dem Drang nach Freiheit und dem Zwang der Gebundenheit, kurz da, wo sie für Strindberg lagen und wo sie überall in der Ehe liegen, mag diese unter Arbeitslosen oder den oberen Zehntausend einer Weltstadt geschlossen sein. — Eine Fülle von Ehetypen zeigt uns diese hervorragende Schriftstellerin, und ob sie auch alle in dem gleichen Milieu sich bewegen, ist jeder einzelne Ehepartner auf das schärfste in seiner besonderen Eigenart charakterisiert. Hier leidet niemand Mangel, selbst Riesenschulden werden ohne Wimperzucken bezahlt, jeder Luxus, jeder Überfluß wird befriedigt, soziale Fragen werden durch Geld gelöst, und die Milliardärin präsidiert der Vereinigung für Mutterschutz, wie der für Geburtenregelung, denen beiden sie eine freigebige Förderin ist; sie sorgt für das Heer ihrer Dienerschaft in patriarchalischer Weise, kein Hauch einer revolutionären Stimmung weht aus diesen Seiten — und doch ist es ein aufwühlendes, tief Menschliches enthüllendes Buch. Die amerikanische Erzählungskunst steht hier auf einem sehr hohen Niveau. Und der Nobelpreisträger Sinclair Lewis kann auf diese seine legitime Tochter, die gleich ihm, mit unerbittlicher Kritik und doch mit nicht verhehlter Liebe, die Männer und Frauen ihres Vaterlandes schildert, stolz sein. Marie Franzos' ausgezeichnete Über-

Digitized by Google

setzung wird dem Original voll gerecht, doch bezeichnet der gewählte deutsche Titel nur die Umwelt nicht das Wesen dieser Menschen.

Berlin — Fritz Carsten

Das pariser Abendkleid. Roman. Von Joseph Hergesheimer. Deutsch von Franz Fein, Berlin 1931, Ernst Rowohlt. 365 S. M. 5,50 (7,50).

„Kap Java", „Aphrodite", „Der bunte Shawl" waren auf dem Grunde fernendurstiger Exotik leicht sentimentale, doch nobel geführte Liebesromane. Nun will uns der Verlag Rowohlt die großen Gesellschaftsromane dieses Amerikaners bringen. Der erste, vorliegende, enttäuscht etwas, vielleicht weil wir das Thema, die gesellschaftliche Öde der U.S.A.-Kleinstadt, in der weder tragische Schicksale noch echtes Liebesleben Nahrung und Boden finden, seit Sinclair Lewis' „Mainstreet" schon zu gut kennen. Nina Henry, die schlanke, noch hübsche 42jährige Gattin eines reichen, moneymachenden Durchschnittsamerikaners, Mutter zweier ihr geistig meilenferner „moderner Kinder", begegnet in Chalke Ewing, dem Bruder einer ihrer „Landklub"-Freundinnen, der aus Kuba zu Besuch kommt, zum erstenmal dem selbständig denkenden Mann, der die Welt sieht, wie sie wirklich ist, d. h. für dieses Amerika ein öder Wechsel von Geschäft und Tanz-Trinkereien, und der gerade darum Ideale leben möchte. Sie verlieben sich, es kommt zum letzten, aber er reißt sich los von ihr und ihrer Atmosphäre fauler und träger Konvention, aus Kuba kommt dann die Nachricht von seinem Selbstmord. Und sie zerreißt das Abendkleid von Ishtarre in Paris, das sie jung scheinen ließ, um ihr nur trügerisches Glück zu geben. Sie wird nun altern, unaufhaltsam. Dieser Prozeß der letzten Sehnsuchtserhebung der vierzigjährigen reichen Frau wird minutiös genau, von Geste zu Geste, von einer Gefühls- und Gedankenregung zur anderen, vorgeführt. Darin liegt Stärke und Schwäche dieses Buchs. Hergesheimer ist der Monotonie des Themas: halbes Leben, halbe Gefühle, die zu nichts Ganzem mehr führen können, erlegen. Es fehlt ihm hier der Reiz und Anreiz ferner Zonen als Hintergrund. Er hat sich gleichsam an seiner Genauigkeitsschilderung als Autor zu Tode gesiegt. Immerhin hat er, ohne allerdings je soziale Dinge zu streifen (man versteht jetzt, warum ihn Upton Sinclair in „Das Geld schreibt" den „Elfenbeinturm"-Dichter nennt und ihn als solchen ablehnt), ein abschreckend genaues Bild jener in Ehren sich langweilenden, krampfhaft konventionellen reichen Whiskytrinker gegeben, wie sie viele Städte der Staaten bevölkern mögen. Selbst die Söhne und Töchter dieser Leute haben nur an Schalttagen einmal einen brauchbaren Gedanken. Ist das wirklich Amerika? Oder nur sein Schein nach außen? Ein langweilig gutes, aufreizend hintrottendes Buch.

Berlin — Werner Schickert

Die Geschichte von der Liebe der Prudence Sarn. Roman. Von Mary Webb. Aus dem Englischen von Marianne Schön und Hanns Schwarz. Mit einem Nachwort von Stanley Baldwin. Berlin 1930, P. Zsolnay. 403 S.

Die Erzählung spielt in einer Grafschaft im Westen Englands zur Zeit Napoleons. Sie schildert mit starker Unmittelbarkeit Arbeit, Glauben und Aberglauben einer abgeschlossenen ländlichen Welt, für die die große Geschichte nur in Ausläufern sichtbar — aber doch sichtbar — wird. Diese Unmittelbarkeit des Gefühls ist von großem Reiz und nimmt den Leser völlig gefangen.

Berlin — Lili Lorsch

Harriet Waage. Roman. Von Sigrid Undset. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. Berlin 1931, Universitas Deutsche Verlags-A.G. 212 S. M. 4.50 (6.—).

Als Harriet ihr Kind verliert, wird sie sich endgültig klar, daß ihre Ehe keine oder doch nur Elend und Vereinsamung ist, und sie gibt sich dem längst geliebten anderen hin. Entdeckung, Scheidung. Aber auch der andere hat Frau und Kinder, er kann sich nur langsam von ihnen lösen, und in dieser Zeit welkt die große Liebe. Da Harriet schließlich ihn heiratet, ist es fast die Wiederholung ihrer ersten Ehe, und wieder wird das erwartete Kind ihr letzter Trost sein. — Es ist notwendig, die Fabel des Romans kurz zu erzählen. Denn sie ist — in diesem Fall — alles. Es fällt schwer, darüber hinaus über das Buch auszusagen, da es nicht mehr als ein anständiges Frauenbuch ist. Daß diese ganze Ehegeschichte „gestrig" ist, wäre an sich weder Vorwurf noch Nachteil. Die Undset hat bewiesen, daß Entlegenstes unmittelbar in unser Herz eingehen kann. Aber diese Art des Gestrigen ist fast unerträglich. Harriet, diese „unverstandene Frau" von 1900 (obschon der Roman 1916 spielt) wird ganz furchtbar, je länger sie uns vorweint und vorstöhnt. Ihre Auseinandersetzung mit dem ersten Mann macht sie schon ohrfeigenreif. Und später wächst sich ihr altmodisches Weibchensein zur Plage des Lesers aus. Nur am Schluß, in einem Gespräch mit einer Ärztin, kann auch der männliche Leser gefesselt werden, ansonsten ist es Provinzlektüre für Frauen, von denen es „unverstandene" ja noch hier und da sogar bei Bauhaus-Teeservice und auf Metallcouch geben soll. Daß die Undset schon vor ihren großen Epen eine flotte, gewandte, beredte Hand hatte, wissen wir aus ihren anderen Eheproblemromanen.

Berlin — Kurt Münzer

Aus meinen Kindertagen. Von Selma Lagerlöf. Deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau. München 1931, Albert Langen. 217 S. M. 3,— (5,—).

Die Lagerlöf machte es anders als ihre Kollegen, sie begann ihre Memoiren von hinten, begann etwa mit der Erteilung des Nobelpreises an sie, schrieb dann „Marbacka", die Jugenderinnerungen, und erst jetzt, als Abschluß, die Kindererinnerungen. Es bedarf keines Worts mehr, daß sie immer die große, unsere größte lebende Erzählerin ist! Sie bleibt es selbst da, wo sie uninteressiert ist. Und — seltsamerweise! — sie scheint es hier. Kühler, sachlicher, handwerklicher als hier hat die Lagerlöf kaum jemals erzählt. Sie tut es offenbar nicht aus dem heißen Drang rückwärtigen Erlebens, aus unwiderstehlicher Überwältigung des Herzens durch die Jugend, die sich wieder in der Gealterten meldet, sondern wohl nur, um eben ein Buch zu schreiben. Dieser Stoff ihrer Kindheit ist merkwürdig dünn, substanzlos, mühsam gesammelt; auch ist es die denkbar gleichgültigste und erlebnisärmste Jugend. Die Menschen bleiben schattenhaft, die Mutter durchaus, der Vater hat Spuren von Leiblichkeit. Was der Lagerlöf sonst mit drei Worten gelingt: Menschen atmend hinzustellen, geht ihr hier ab. Nein, im Grunde sagt ihr ihre eigene Jugend wenig, uns gar nichts. Wäre das nicht mit der unvergleichlichen Meisterschaft erzählt, wie gelangweilt bliebe man! Und dann wird noch etwas erschreckend offenbar, was man bisher sich selbst ehrfürchtig verschwieg: wo bleibt das bezwingend, beglückend, betörend Persönliche? Diese große Erzählerin hat nicht, was viel Kleinere haben: Persönlichkeit. Sie ist wie der Mund des Volks, der Legenden erzählt. Aber das Volk? Eine Fiktion. Von der Lagerlöf werden ihre

Digitized by Google

Bücher übrig bleiben, nicht die Frau Selma Lagerlöf. Man konnte diese Persönlichkeit in ihren Büchern leicht entbehren, hinter dieser Gattung „Erzählung" kann man den Erzähler als Menschen gut missen. Aber in Erinnerungen dürfte er nicht fehlen, Erinnerungen sind doch die Essenz, der Ausweis der Persönlichkeit. Endresultat: es gibt herrliche Bücher von Selma Lagerlöf! Wer ist Selma Lagerlöf?

Berlin — Kurt Münzer

Schwarze Schwingen. Roman. Von Gunnar Gunnarsson. Deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau. München 1930, A. Langen. 304 S. M. 5,50 (8,—).

Gunnarsson hat — einen Kriminalroman geschrieben! ... Und nun sieht man sofort, was aus dem gemeinsten, verbrauchtesten, wertlosen und bedeutungslosen Stoff werden kann, wenn ein Gestalter, ein Dichter, ein ethisch erfüllter, ihn in schöpferische Hand nimmt. Die Fabel: ein Mann, eine Frau, Familie hinter sich, als Nachbarn eng beieinander lebend, begehren sich, finden sich, töten die störenden, quälenden Gatten und werden schließlich — in einer großen Gerichtsverhandlung — der Tat überführt, deren sie nicht schuldig schienen. Auch der Leser weiß die Wahrheit nicht, er muß Schritt für Schritt der Entwicklung folgen. Aber diese brennende Spannung, mit der man es tut, ist hier nicht die banal-stoffliche, sondern eine künstlerische, psychologische, eine, die sich am schöpferischen Feuer dieser Dichtung entzündet hat. — Diese Geschichte spielt auf Island und vor hundert Jahren. Was kann uns entlegener sein! Und welches Buch aus Heut und bei uns lesen wir mit ähnlicher Beglückung, mit gleicher Verstrickung in sein Leben und dem geistigen Entzücken an seinem Verlauf? Gunnarsson, an dieser Stelle seit Jahren ausgerufen, vorgeschoben, hinaufgehoben, wird mit diesem Roman vielleicht die Zehntausende — statt der Tausende — gewinnen. Es wird der „Kriminalfall" sein, der die Leser anzieht, und unversehens werden sie in eine Dichtung geraten und ihr nicht mehr entrinnen können. Es ist göttliches Gericht, in das der Roman aufgeht. Ohne daß darüber reflektiert wird, indem doch alles Gestalt und Vorgang bleibt, erlebt man Entstehung und Erledigung der Begriffe „Schuld" und „Sühne". Gesinnung findet man heut in Büchern im Übermaß, oft so viel, daß der Autor sich darüber Kunst, Gestaltung schenken zu dürfen glaubt — aber die Gesinnung ist vielleicht sein einziges Verdienst. Gunnarsson geht weit über Gesinnung hinaus, er hat das Ethos. Seine Geschichte — von Pauline Klaiber vollendet in Sprache und Ton getroffen: Übersetzung als selbständiges Kunstwerk — steigert sich, so blutheiß sie dem alltäglichen Leben entwächst — ins groß Sagenhafte. Es ist ein Pfarrer, der sie — zur Gerichtssitzung über sich selbst — aufschreibt, und seine Sprache stammt aus Liturgie und Bibel. Aber nicht streng und feierlich genug könnte diese Saga der Gerechtigkeit vorgetragen werden. Und es ist jeder Bewunderung wert, wie dennoch in diesem stilisierten Rahmen die Menschen nicht etwa Bild und Kontur bleiben, sondern gottbeseelt, hörbar redend, fleischwarm, Liebe weckend aus ihrer Welt leibhaft in die unsere steigen.

Berlin — Kurt Münzer

Lyrisches

Erwartung. Neue Gedichte. Von Hans Friedrich Blunck. Jena 1930, Eugen Diederichs. 113 S.

Das Buch eines gediegenen, norddeutsch besinnlichen Menschen, in dem viele schöne Zeilen und Strophen, manche gute Gedichte stehen, und das gewiß zur höheren Schicht gehört.

Bevor ich weiter schreibe, muß ich mich unterbrechen. Wie ich es schon oft an dieser Stelle sagte: jeglicher Untergrund der Gegenwart ist schwank, und im Grunde kann man verantwortlich nicht die kleinste Anzeige schreiben, ohne daß man vermuten muß, mißverstanden zu werden, wenn man nicht sein Wörterbuch sozusagen erklärt.

Die heutige Lyrik, unter großem, geschichtlichem Bogen gemessen, ist nicht reich. Eine politische Lyrik hohen Ranges gibt es noch nicht; das Vorhandene ist meist von Rhetorik überwuchert. Die individuale Lyrik blüht nicht, weil die stärksten Kräfte, auch in den Einzelnen selbst, von den ungeheuren überpersönlichen Entscheidungen beansprucht werden.

Dies vorausgeschickt: Blunck schreibt Gedichte, die zum Besten zählen, was heute hervorgebracht wird; dennoch erreicht er selten ein Letztes an lyrischer Intensität. Auf sie aber kommt es an. Man spürt, daß Blunck intensiver fühlt, als er es spüren macht; seine lyrische Substanz ist stärker als der Ausdruck, den er gewinnt. Es gibt, bei anderen, Gedichte, die vollkommen scheinen, und denen nur ein Einziges, freilich Entscheidendes mangelt: der Atmosphäre spendende Odem. Dies ist der Fall Blunck nicht: er gibt Atmosphäre, aber sie verstärkt sich nicht zu letzter Dichtigkeit. Man hat das Gefühl: er beendet, er begnügt sich zu früh, er trägt nicht lange genug aus. Und dies läßt sich unmittelbar am Sprachlichen nachweisen; er behandelt die reimhafte Bindung zu lose. Wohlgemerkt: es soll hier keine allgemein gültige Forderung aufgestellt werden. Es gibt Gedichte von höchster Geschlossenheit, die nur vom Rhythmus gebunden werden, oder in denen die Reime nur hie und da, gleichsam als Stützpunkte, gesetzt sind. Blunck gleichmäßig gebaute, ruhig vorgetragene Strophen aber verlangen die reimhaft dichte Bindung:

„Oft fühlen wir, daß diese Erde nur
Ein Wegstück ist, daß wir aus anderen Breiten,
Daß wir sie, Schatten oder Spiegelbilder
Geheimnisvoller Götter, überschreiten."

Zwischen „nur" und „bilder" klafft ein sprachlich luftleerer Raum. Diese Strophe ist erst im Begriff sich zu schließen; es ist die erste Strophe des Buchs, und ihr gleichen viele. Das Gedicht „Corcovado" schließt mit der starken Strophe:

„Und Schluchten tun sich auf, und tief die Furt
Der blauen Bucht, die unten, windgerührt
Wie dieser Schmetterlinge Urgeburt,
Ein bunter Flügel, in der Tiefe glänzt."

Niemand kann überhören, daß ihr letztes Wort sich um ein weniges ablöst, nicht fest genug gehalten, weil die Bindung nachläßt; es ist, als ob in einem Gemälde eine Farbe tauber steht, oder als ob der Vordergrund eines Bildes aus ihm herabzugleiten scheint. Aber gerade diese Strophe bezeugt, zu welcher farbigen Bildlichkeit Blunck vorzudringen vermag; oder eine Strophe aus — „Wald am Abend" —, die mit norddeutscher Luft getränkt, die von verwandter Aura umwittert ist, wie Barlachsche Bauernfiguren:

„Der Weg ist grau, mein Bach ist blind
Und treibt durch schwarzen Schalm,
Darüber steht der Himmel rot,
Als bük ein Gott sein Winterbrot
Brennend in Schnee und Qualm."

Wien — Ernst Lissauer

Digitized by Google

Gemalte Fenster. Gedichte und Bilder für den Schulgebrauch ausgewählt und geordnet. Von F. Schnaß. Osterwieck am Harz 1930, A. W. Zickfeld.

Eine der besten Schulanthologien; eine Fülle ausgezeichneter Gedichte ist hier vereinigt. Es kommt Schnaß darauf an, die Gedichte zu stoff- und stimmunghaft geschlossenen Kreisen zu vereinigen: „Dichtergebete"; „Seele, vergiß nicht die Toten"; „Frühling, ja du bist's"; „O Trost der Welt, du stille Nacht"; manche wirken allzu poetisch: „Laßt mir nur der Heimat Glück". Die Gefahr des Anthologisten, der seine Sammlung in dieser Weise baut: er wird, vom gleichsam selbstschöpferischen Drange verführt, geringe Gedichte aufzunehmen, weil sie stofflich seine Umkreise vortrefflich abrunden. So fügt sich „Der Straßenkehrer" von Hans Gäffgen ganz ausgezeichnet in den Zyklus „Industrie und Verkehr", aber das Gedicht ist unaussprechlich schwach. Wie in allen künstlerischen Dingen heißt es darum in solchem Fall: Abstand gewinnen; hat der monomanische Trieb, der den geborenen Anthologisten kennzeichnet, sich beruhigt, so erkennt er wiederum mit schärferem Blick die Unterschiede des Wertes. In diesem Sinne wären künftige Auflagen der Anthologie zu sichten. Der Durchschnitt der Anthologien hielt mehrere Jahre hindurch eine erhebliche Höhe; seit einiger Zeit senkt er sich wieder. Schnaß' Sammlung zählt zu den besseren: trotz jenen Mängeln und trotz ihrem begrenzten Zweck kann man aus ihr, deutlicher als aus den meisten ähnlichen Sammlungen, ablesen, wie sich der große Weg der deutschen Lyrik in unsere Tage fortsetzt, und sie könnte, falls bauende Ordnung und sichtendes Urteil sich tiefer ausgleichen, eine der besten werden.

Wien — Ernst Lissauer

Arche Noah S. O. S. Neues trostreiches Liederbuch. Von Walter Mehring. Berlin 1931, S. Fischer. 154 S. M. 2,50 (M. 4,—).

Auch dieses „neue trostreiche Liederbuch" von Mehring gibt weder Lieder noch Trost. Sein Lied ist Chanson, sein Sang Song, sein Podium das Brettl und sein Trost: Fatalismus. Couplets, Balladisches, Moritatenhaftes, Berlinisches — es sind dieselben Elemente wie in allen seinen Sammlungen seit dem „Politischen Cabaret" von 1920, mit dem er den treffendsten Titel für seine Absicht fand. Es ist nur alles noch literarischer geworden, noch literatenhafter (nicht zuletzt durch die barocke Verbrämung in „Nachtwachen" usw., wie sie der augsburgisch-eigenbrötlerische Brecht für seine „Hauspostille" eingeführt hat, wie sie jedoch Walter Mehring keineswegs ansteht).

Mehring verkennt oft, wo heute, 1931, die wahre Not in Deutschland sitzt, aber selbst wo er recht hat und dreimal recht, überzeugt er nicht: weil er bitter und verbissen ist, schartig und hart. Und weil er viel zu gesucht ist, viel zu berechnet, erklügelt. Er hat keine Liebe, und selbst sein Haß macht nicht warm. Seiner Form fehlt Leichtigkeit, ihm selbst Überwindung und Glaube. Wieviel schwingender, müheloser war Klabund, wieviel witziger, treffender ist Theobald Tiger! Und an Béranger darf man überhaupt nicht denken, einen politischen Volkssänger, der durch nichts so aufrüttelte wie durch seine Schlichtheit.

Berlin — Herbert Günther

Verschiedenes

Los vom Materialismus! Von R. N. Coudenhove-Kalergi. Wien-Leipzig-Berlin 1931, Paneuropa-Verlag. 235 S. M. 5,50 (8,—).

Der Erfinder der Paneuropa-Ideologie hat seinen Büchern, die sich mit der Krisis der Weltanschauungen befassen, wie sie in Ethik, Politik, Gesellschaft und Familie zum Ausdruck kommen, ein neues hinzugefügt, das als Titel den Schlachtruf „Los vom Materialismus" trägt. Dies Feldgeschrei zieht nachgerade wieder weite Kreise, wobei es immer noch eine offene Frage bleibt, ob es nicht mehr in die Breite als in die Tiefe dringt. Der bolschewistische oder der kapitalistische Materialismus sind den europäischen Völkern so bis in den Grund der Seele gedrungen, daß hier zwar die höchste Aufgabe zur Gesundung liegt, die Frage nach den Heilmitteln aber bis jetzt jedenfalls nicht gelöst ist und auch nicht gelöst werden kann, solange die Zeit alles Heil oder Unheil in der wirtschaftlichen Situation sieht und sich damit selbst bewußt oder unbewußt auf den Boden rein materialistischer Weltbetrachtung stellt.

Coudenhove-Kalergi sucht dem Chaos der Zeit von einem anderen Standort beizukommen, daß aus ihm wieder ein Kosmos werden könne und aus einem Mechanismus ein Organismus.

Er unternimmt das in einer aphoristischen Sprachform, die durch zahllose Antithesen ebenso stark anregt wie zum Widerspruch reizt, was am Ende gar beabsichtigt ist. Er propagiert als sein Heilmittel das, was er Neuidealismus nennt, den er mit Platon fundamentiert, und der mit Hilfe Nietzschescher Gedankengänge und der Biologie zu einer Neo-Aristokratie führen soll.

Nun ist der Zeit nichts so verdächtig wie jeder Idealismus, der uns ja von Kant, Fichte und Schiller her nicht unbekannt ist. Bei den Gebildeten hat das seine guten Gründe in der Entwicklung, den der Idealismus im Verlauf des 19. Jahrhunderts genommen hat. Man übertreibt nicht, wenn man sagt, an die Stelle von Kants Sittengesetz in uns sei das Strafgesetz getreten, und der gestirnte Himmel über uns sei in den Großstädten, die ja auch zu Europa gehören, durch das Planetarium ersetzt worden. Die Dauer beider Mächte zur Veredelung des Menschengeschlechts (Sittengesetz und gestirnter Himmel) hat nicht einmal für ein Jahrhundert ausgereicht, also nicht gerade ein sehr festes Fundament für eine Weltanschauung. Was aber das Volk anlangt, so weit es von Zeitströmungen beeinflußt wird, und das werden gerade seine regsamsten Schichten, so hat ihnen Marx jeden ideologischen Überbau als Betrug am arbeitenden Volk mit allen Künsten seiner Dialektik ausgetrieben und ihm dafür als einzigen anbetenswerten Gott die Ideologie des Klassenkampfs ins Blut gepflanzt. Es gehört sehr viel wirklichkeitsfremder Idealismus dazu, ihn aller Skepsis der Gebildeten und allem Mißtrauen der Massen gegenüber doch wieder als Remedium zu empfehlen.

Mir scheint, der „Idealismus" hat im Verlauf des 19. Jahrhunderts so viel an schöpferischer Substanz verloren, daß sich mit seiner Hilfe wohl kaum noch eine Umbildung, geschweige denn eine Neubildung, erzielen läßt. Der Verfasser klagt, daß unsere Zeit nicht nur die Form verloren habe, sondern sie auch verachte. Darin kann man ihm zustimmen. Auch vom Gesichtspunkt der Künste aus. Wenn er sich dann aber zu dem Aphorismus hinreißen läßt: „Der Inhalt einer Statue ist Marmor: also Form. Das Wesen des Menschen ist seine Seele: also Form" — so muß man sofort widersprechen, da das offensichtlich falsch ist. Der Inhalt einer Statue ist durchaus nicht Marmor, sondern nur sein Material. Einen Inhalt bekommt das Material, der Marmor erst durch seine Formung. Aber es muß Material, Substanz vorhanden sein, um formen zu können. Wo keinerlei Quantität vorhanden ist und sei sie noch so fein-

Digitized by Google

stofflich, kann auch nichts geformt werden. Rafael mag auch ohne Arme, um mit Lessing zu reden, ein großer Künstler geworden sein, aber er wäre auch mit beiden Armen ohne Fläche und Farben ohne „Form" geblieben. „Das Wesen des Menschen ist seine Seele: also Form." Wenn aber die Seele nach Haeckels Anschauung keinerlei Substanz hat, und diese Anschauung teilen viele, sondern nichts weiter ist als eine Gehirnfunktion, kann sie auch nicht formbildend sein. Wo nichts ist, kann auch nichts geformt werden. Wenn der Verfasser durch sein Buch Menschen „bilden" will wie ein Bildhauer eine Statue, so muß er ihren Seelen zunächst einmal wieder Substanz geben, die der Materialismus ihnen ausgetrieben hat. Da handelt es sich aber um Fragen, die n a c h der Physik kommen, also um metaphysische Fragen, denen der Idealismus gerade so gern aus dem Weg geht wie der Materialismus. Nur daß dieser ihr Vorhandensein einfach leugnet, während jener an seiner Stelle ein Ideal in die Luft baut, das nach bisherigen Erfahrungen zu urteilen jeder kräftige Wind fortbläst.

An die Stelle der Metaphysik setzt Coudenhove die Biologie. Eugenik, Züchtung und vor allem das Matriarchat sollen allen Jammer heilen. Er proklamiert das erotische Wahlrecht der Frau, das für sie wesentlicher sei als jedes politische. Das Patriarchat habe den Menschen hinuntergezüchtet. Nur das Matriarchat, dem die Zukunft gehöre, könne es wieder hoch und höher züchten. Woher aber nimmt der Verfasser den Glauben, daß grade die heutige Frau bei der Wahl des Partners so viel instinktsicherer sei als der Mann?

So sympathisch das Feldgeschrei Coudenhoves ist, so gescheut und anregend auch viele seiner Gedanken, die er unter ihm sammelt, auch seine Beschwörung ist sicher nicht stark genug, um dem Materialismus mit Erfolg zu Leibe zu gehen.

Berlin Kurt Aram

Denkwürdigkeiten. Vierter Band. Jugend und Diplomatenjahre. Von Bernhard Fürst von Bülow. Berlin 1931, Verlag Ullstein. 732 S. M. 14,— (17,—).

Als Bülow mit dem Diktieren seiner Erinnerungen begann, hatte er das siebzigste Lebensjahr schon hinter sich — würde ihm die Zeit bleiben, das breit angelegte Werk zu vollenden? Wir nannten das Buch, als sein erster Band vorlag, an dieser Stelle eine Kombination von Rachefeldzug und Alibi. Es kam ihm darauf an, eine Geschichte der zwei Jahrzehnte zu schreiben, in denen seine führende Aktivität ihre Spuren grub, in denen seine Leistungen nachwirkten, umstritten waren, wie er meint: verdorben wurden. So hat das Werk seinen Einsatz in dem Zeitpunkt gefunden, da er, 1897, zum Staatssekretär des Auswärtigen berufen wurde, neben dem alten Chlodwig Hohenlohe als Reichskanzler, den er nach ein paar Jahren im Amte ablösen sollte. Drei dicke Bände hat er angefüllt, nicht nur mit der Niederschrift des Selbstgewirkten, sondern mit Kommentar und Kritik der Ereignisse, bei denen er menschen- und sachkundiger Zuschauer gewesen: man weiß, ein Buch gegen Wilhelm II., noch mehr gegen Bethmann und seine politischen Mitarbeiter, gegen den Kreis der Männer, die ihn moralisch und sachlich zu stützen suchten. Mit Altersbosheit hat Bülow sein Bild in der Geschichte selber verstellt — die Gegenschriften sind schon unterwegs. Als er den dritten Band abgeschlossen hatte, sagte er wohl „Uff!" — das ist erledigt, das gestaute Ressentiment war abreagiert und mit freierer Seele wandte er sich, da ihm das Schicksal seine Verteidigung — denn das wurde daraus — vergönnt hatte, der Jugend, den Werdejahren, der Zeit der Lehre und ersten Entfaltung zu. Und man muß ihn nachträglich beglückwünschen, daß ihm die Jahre blieben, diesen ersten Band fertig zu stellen. Denn er ist anderer Art, erfreulicher, gelöster, menschlich wärmer. Es fehlt natürlich auch hier nicht an Stichen, Ausfällen; aber das Gewitter hat sich verzogen, es handelt sich um gelegentliches Wetterleuchten, dem man keine Beachtung mehr schenkt. Man spürt es: die Schwüle hat sich verzogen und ein Spaziergang durch liebenswürdige Landschaft mit allerhand Buschwerk und bemerkenswerten Ausblicken ist erlaubt. Viel Familiengeschichte, eigene und fremde — manchmal sieht es so aus, als habe der alte Herr einen genealogischen Fimmel gehabt; aber er bringt, wenn er Verwandtschaften und Herkünften nachspürt, immer eine amüsante, charakteristische Note unter, mit besonderer Liebe, wo ein bißchen Illegitimität herumspukt. Die Buntheit des Lebens von seiner heiteren Seite zu zeigen, ist das offenbare Vergnügen, wenn er von dem Leben in Paris und Petersburg, in Athen und Rom erzählt und hier, in der Charakteristik der politischen Salons, der Politiker und Diplomaten gelingen ihm sehr reizvolle Stücke. Das ist keine große Geschichte — von der eigenen Amtstätigkeit in den Jahren, da er auswärtige Missionen bekleidete, ist verhältnismäßig wenig die Rede. Aber die politische Atmosphäre kommt je und je gut heraus. Wie viel Menschen von historischem Rang ist er in seinen jungen Jahren noch begegnet! Mit einer fast etwas erstaunlichen Indiskretion verweilt er bei den Stationen seines Liebeslebens — es wird dem Leser offenbar keine Liaison geschenkt, ob sie flüchtige Begegnung oder länger dauernde Leidenschaft gewesen; die ein klein wenig komische Renommage des alten Herrn, der sich gern erinnert, was er für ein Draufgänger gewesen. Nachdem er die vorangegangenen Bände mit ziemlich viel Gesangsbuchversen durchsetzt und gern die Visitenkarte der Frömmigkeit abgegeben hatte, soll man erfahren, daß er so fromm, wie das danach erscheinen könnte, doch nicht gewesen ist. Sehr lebendig erscheinen in dem Buch die Begegnungen mit den Bismarcks, mit dem Kanzler und mit Herbert; auch Gambetta, die Atmosphäre des berliner Kongresses und ähnliches sind gut gegeben, so daß man diesen Band in einer wesentlich anderen, nicht immer durch Kleinlichkeit und Gehässigkeit vergewaltigten Empfindung liest.

Berlin Theodor Heuß

England, die unbekannte Insel. Von Paul Cohen-Portheim. Berlin 1931, Klinkhardt & Biermann. 253 S. M. 5.— (6.50).

Bücher über England sind modern geworden. Es würde sich kaum verlohnen, festzustellen, daß wieder einmal eins erschienen sei, mit den üblichen Dreiviertelwahrheiten, gewürzt vielleicht mit netten Anekdötchen oder mit volkswirtschaftlichen und handelspolitischen Tabellen garniert. Cohen-Portheims Englandbuch hat mit solcher Art von Literatur nichts gemein. Sein Untertitel „die unbekannte Insel" erhebt hohen Anspruch. Hier wird ein umfassender Deutungsversuch unternommen. Die einzigartige Stellung Englands, dieses „sechsten Weltteils", in der Gegenwart wird aus seinem geschichtlichen Werdeprozeß, aus seinen landschaftlichen und rassischen Gegebenheiten entwickelt. Die künftige Sendung des British Empire wird mit weithindringendem Scharfblick umrissen. Cohen-Portheim liebt die pointierte Formulierung. Aus vielen Einzelbeobachtungen, historischen und psychologischen Erkenntnissen formt er seine Deutung Englands, des englischen Menschen und seines Anteils an der Entwicklungsgeschichte der Menschheit. Wer England aus eigener

Digitized by Google

Anschauung kennt, wird sich im einzelnen gelegentlich zum Widerspruch versucht fühlen. Der Verfasser ist sich der Subjektivität seines Deutungsversuchs auch durchaus bewußt. Bemerkenswert ist aber, wie selten auf diesen zweieinhalbhundert Seiten sich eine überspitzte Formulierung, ein offenbares Fehlurteil findet. Cohen-Portheim bringt für seinen Gegenstand nicht nur Verständnis und Fingerspitzengefühl mit, sondern echte, fruchtbare Leidenschaft. Er liebt im Grunde seines Wesens England, dies „Kleinod, in die Silbersee gefaßt", und seine Menschen, die dem vierten Teil der bewohnten Erde britische Prägung gaben. Er liebt sie freilich nicht mit jener stürmischen Ausschließlichkeit, die es Wolf Zucker ermöglichte, in der lyrischen Aphoristik seines scharmanten Londonbuchs den Duft, den flavour dieser Stadt auf unnachahmliche Weise einzufangen. Cohen-Portheims Liebe ist kritischer, männlicher, immer um vorurteilslose Erkenntnis bemüht. Er sucht die Totalität englischen Wesens zu erfassen, in Politik und Kunst, Literatur und Theater, Presse, Gesellschaftsleben, Festtag und Alltag. Der große Zauber des Scheinbar-Widerspruchsvollen, das in Wirklichkeit die Kraft natürlichen Wachstums ist, wird von ihm aufgezeigt und klug analysiert: diese einzigartige Einheit von Tradition und Fortschritt, Individualismus und Kollektivismus, Aristokratie und Demokratie, town und country, Feudalismus und Liberalismus, Sachsentum und Normannentum. Cohen-Portheim sieht im Schlußkapitel seines auf jeder Seite anregenden, gerade auch den Kenner Englands und englischer Verhältnisse anmutenden, wohltuend unpedantischen und doch niemals oberflächlichen Buchs im British Empire das letzte, wichtigste Bollwerk für die Erdherrschaft der weißen Rasse. Mit der großen Antithese London-Moskau weist er auf den Entscheidungskampf der Zukunft hin. Er betont noch einmal, daß nicht Lob und Tadel, sondern nur Erläuterung seine Absicht gewesen sei. Aber der Leser spürt und weiß, wohin der Herzschlag dieses Buches schwingt. Es ist schließlich doch nichts anderes als eine — sehr verhaltene — Liebeserklärung. Die Deutung Englands ward zum Zeugnis für England!

Berlin C. F. W. Behl

Die französischen Dokumente über die Ursachen des Weltkrieges 1911—1914.

1. Band (4. November 1911 bis 7. Februar 1912). Herausgegeben von der „Kommission für Veröffentlichung der Dokumente zur Entstehungsgeschichte des Krieges 1914 bis 1918" in Paris. Vom französischen Ministerium des Äußern einzig berechtigte deutsche Ausgabe übersetzt und herausgegeben von Artur Rosenberg-Paris. Berlin, Reimar Hobbing. 618 S. Geb. M. 30,—.

Reichlich spät hat sich bekanntlich auch die französische Regierung zur Herausgabe ihrer Akten über die Ursachen des Weltkriegs entschlossen. Die Veröffentlichung beginnt, wie die deutsche, mit 1871 und erfolgt in drei Serien, von denen die letzte die Jahre 1911—1914 behandelt. Diese dritte Serie gibt Artur Rosenberg in von ihm selbst besorgter Übersetzung — die in manchem zu wünschen übrig läßt — heraus. Von ihr liegt der 1. Band vor. Er beginnt mit dem November 1911 und endet mit dem Februar 1912, d. h. er umfaßt die Zeit vom Abschluß des deutsch-französischen Abkommens nach der Marokkokrise 1911 bis zur Sendung Haldanes nach Deutschland. Es ist selbstverständlich nicht möglich, an dieser Stelle den Inhalt dieser Publikation zu würdigen, wir müssen uns mit einigen allgemeinen Hinweisen begnügen. Der hier behandelte Zeitraum bildet eine relativ ruhige Zeit der Vorkriegsdiplomatie. Er setzt wie gesagt ein nach der schweren Krise von 1911. Im Mittelpunkt der Akten dieses Zeitraums steht zunächst die Durchführung des erwähnten deutsch-französischen Abkommens, ferner der italienisch-türkische Krieg, daneben natürlich noch eine Reihe anderer politischer Fragen. Für die Gesamtentwicklung entscheidende Vorgänge fallen nicht in diesen Zeitraum. Aber für die Beurteilung der Einstellung der französischen Politik ist auch dieser Band recht charakteristisch. Er zeigt sehr deutlich, wie einheitlich bei allen französischen Diplomaten die antideutsche Frontstellung war.

Marburg/Lahn Wilhelm Mommsen

Gewalt und Terror in der Revolution.

Von J. Steinberg. Berlin 1931, Ernst Rowohlt. 340 S. M. 5,— (8,—).

Entscheidend für die Beurteilung der Steinbergschen Arbeit über den revolutionären Terror ist die Tatsache, daß er selbst unter dem Zarismus einer vorrevolutionären politischen Gruppierung angehörte, den Sozialistenrevolutionären, die zu Beginn der Oktoberrevolution 1917 mit ihrem linken Flügel bei den Bolschewiki standen und mit ihnen die erste proletarisch-bäuerliche Regierung Rußlands bildeten. Dr. J. Steinberg war in dieser Regierung Volkskommissar für Justiz. Die Sozialrevolutionäre rekrutierten sich aus intellektuellen Schichten, die ihrer soziologischen Struktur nach, die um bürgerliche Rechte und Freiheiten kämpfenden Mittelschichten und Kleinbürger vertraten und sich zu einer idealistischen, nicht materiellen Theorie bekannten; programmatisch erstrebten sie die demokratische Republik, und die antifeudale Sozialisierung des Bodens. Die Taktik des individuellen Terrors wurde von ihnen als Kampfmittel anerkannt. Nach der Machtübernahme durch die Leninisten vertiefte sich die Spaltung der sozialrevolutionären Gruppe immer mehr. Eben der Teil, zu dem sich Steinberg schlug, die linken Sozialistenrevolutionäre, waren für die Expropriation der Fabriken als logischen Abschluß der Sozialisierung des Bodens und für den bewaffneten Kampf zur Verteidigung der proletarischen Revolution und der russischen Nation. Allerdings nahmen sie dann den Abschluß des Brest-Litowsker Friedensvertrages aus nationalen Gründen zum Anlaß ihr Verhältnis zu den Bolschewiki zu lösen.

J. Steinberg ging in die Emigration. Die Zeit seiner politischen Abstinenz hat er benutzt, um historische Rückblicke über Gewalt und Terror in der russischen Revolution anzustellen, die er mit einem großen weltgeschichtlichen Wissen stützt. Steinberg hat bei seiner Darstellung das Pathos der Erlebnisse, das Ethos der Distanz und einen großen, wenn auch nicht ganz durchsichtigen philosophischen Apparat zur Verfügung. Er unterscheidet zwischen der bejahten Gewalt und dem verneinten Terror. „Wenn ich der Meinung wäre, der Sozialismus könne niemals, auch in Zukunft nicht, ohne Terror verwirklicht werden, so würde ich ihn auch für immer ablehnen."

Steinberg hat seine mit viel religiöser Innigkeit beladenen Reflexionen am bedächtigen Schreibtisch ausgefeilt, während die kritisierte Sowjetmacht mitten im Kampf steht und ihre gefährdete Situation drängend nah und deutlich vor Augen hat. Solche verschiedene Position verursacht leicht Meinungsverschiedenheiten. Steinberg vergleicht die terroristischen Methoden der Bolschewiki mit dem Terror der französischen Revolution, der auch die Geburt des napoleonischen Impe-

Digitized by Google

riums nich hatte verhindern können. Er geht ins persönliche Detail und ist vielleicht gerade deshalb nicht sehr überzeugend. Daß man mit einem geistvoll geführten Zitatenkrieg, mit einzelnen Zeitungsmeldungen und Ignorieren der tatsächlichen wirtschaftlichen Zusammenhänge jegliche These ad libitum „beweisen" kann, hat die Welt in den letzten zwanzig Jahren genugsam erfahren.

Berlin — Georg Schwarz

Die Buren. Südafrikanisches Grenzbuch. Von Bernhard Voigt. Mit 16 kulturhistorischen Tafeln. Berlin 1930, Paul Parey. M. 10,—.

Der Verfasser schildert in diesem Buch, das wie ein Roman geschrieben ist, das Werden und Wachsen des uns blutverwandten, jedoch aus der Unkenntnis seiner Geschichte und seines Charakters heraus noch zu oft falsch und daher ungerecht beurteilten Volks der Buren. Er schildert diesen Werdegang in seiner ganzen Größe und Epik. Von der Zeit der deutschen Landsknechte ab erzählt er die Eroberung und Kolonisierung Südafrikas durch die Europäer und damit zugleich die Lebensgeschichte der Buren. Das Erlebnis ihres Heldentums, ihres jahrhundertelangen Kämpfens um die Grenze, die Scholle, den Staat. Das Buch ist als ein Gegenstück zu von Gagerns nordamerikanischem Grenzerbuch gedacht. Es ist nicht leicht, das historisch Echte sowie das Wesentliche aus dem Werdegang eines neuen Volks herauszuschälen, sowie überhaupt über ein so großes und an Problemen trächtiges Land wie das Land zwischen Kap und Limpopo zu schreiben. Der Verfasser hat es verstanden, Wahrheit und Dichtung zu einem von Epik getragenen Werk zusammenzuflechten. Es liegt ihm fern, ein wissenschaftliches Werk zu liefern. Es soll hauptsächlich der Jugend und auch den breiteren Schichten des deutschen Volks, das zu einem nicht unbeträchtlichen Teil an der Bildung des Burenvolks mit beigetragen hat, zugänglich gemacht werden. Von diesem Standpunkt aus füllt das Buch in der Literatur über Südafrika eine Lücke aus. Wo der Verfasser sich auf sprachlich-literarischen Boden begibt, trifft er nicht immer das Richtige, was insofern zu bedauern ist, als Sprache und Schrifttum immer noch der beste Spiegel des inneren Wesens eines Volkes sind.

Berlin — Marc R. Breyne

Flugschriften. Von Johannes Müller. 1. Heft: Erziehung und Unterricht. 139 S. — 2. Heft: Unser Tageslauf. 56 S. — 3. Heft: Der Rhythmus des Lebens. 56 S. — 4. Heft: Das Geheimnis der Empfängnis. 20 S. — 5. Heft: Die Treue. 24 S. — 6. Heft: Die Zuversicht. 44 S. — 7. Heft: Der Segen der Not. 94 S. — Elmau in Oberbayern 1928 und 1929, Verlag der Grünen Blätter.

Die Bücher und Flugschriften Johannes Müllers, des neuen Ehrendoktors der theologischen Fakultät der Universität in Berlin, sind heute im Deutschen Reich und auch im deutschsprechenden Ausland volkstümliche Literatur und Gemeingut weltanschaulich gerichteter Leser. Der menschenerfassenden Wirkung und gesunden Lebenspraxis dieses Schrifttums, seinem einfachen Evangelium vom Sein und Leben, aber vor allem der helfenden Handreichung des guten Menschen, der uns hier entgegentritt, kann man sich, auch wenn man aus einem anderen Lande der Seele kommt, nur schwer entziehen. Johannes Müller ist, um gleich das Wichtigste zu sagen, Vermittler von eigenen Erlebnissen, darin die Kraft wohnt, den Hörer zu überwältigen und innerlich zu erfassen. Es gibt gewiß viele, viele gescheite Köpfe im Dienste der Volkserziehung und Erwachsenenbildung, die geistvoller und tiefer sind als er, aber sie finden nicht den Weg aus der Lebensferne des Intellektualismus zurück zur Lebensnähe des Menschen. Ihre Rede erweckt immer die störende Empfindung des Literarischen, das aus irgendwelchen ethischen Grundsätzen und Regeln abgeleitet ist. Johannes Müller redet für das Leben. Er hilft wirklich. Er ändert den Menschen, weil er so denkt und fühlt wie der andere, weil er mit ihm umgelernt und umgefühlt hat im Wandel der letzten Jahrzehnte. Johannes Müller sieht nicht mit den Wünschen irgendeiner Weltanschauung ins Leben. Er glaubt an das Innenleben, an die Sehnsucht nach dem Unsichtbaren und Tiefen unseres Lebens, er kündet die Lehre und Erfahrung vom persönlichen, unmittelbaren und ursprünglichen Leben, vom Selbstwert der Persönlichkeit. Durch all seine Schriften geht dieser enthusiastische Glaube an ein Ewiges, Metaphysisches, dem sich alles Selbst-leben-wollen und alles Bemühen, aus der „Schöpfungswahrheit unseres echten Seins" heraus zu leben, zuordnen. Er sieht alles Glück in einem inneren Lebensanschluß an Gott, damit neues schöpferisches Leben hervorgehe, er sieht das alles durch das Medium unserer eigenen Tiefe und ihrer religiösen Erfüllung. Immer noch widmet er sich auch heute der „Evangelisation" unter den Entkirchlichten und Entfremdeten wie einst vor Jahren. Er ist kein kirchlicher Christ. Der Mensch gilt ihm mehr als die Kirche, denn die „Wiederherstellung und Entfaltung unseres verschütteten echten Wesens" hat größeren Wert als der genaue Glaube an die toten Symbole und die einengenden Regeln der konfessionellen Technik. Leben ist Alles, Sein ist das Höchste, sie sind sogar mehr als Werk, Arbeit und Tun ... Auch die vorliegenden Flugschriften sind in diesem Geiste geschrieben (eigentlich gesprochen als mündliches, erlebtes Wort), frei, ungehemmt, demütig und erwartend, aber im festen Vertrauen, daß der tragisch entzweite Mensch zur Einheit gelangen werde, und auch immer mit der Bestimmtheit, die dem Nächsten zutraut, ein sachliches und doch aus dem Inneren kommendes Leben zu führen und zu tragen. In jedem dieser Büchlein lebt etwas von dieser Kraft und diesem klaren, schönen Willen. Es sind vielleicht keine rasch verwehenden Worte. Vielleicht. Sie sind von der ungewollten Schlichtheit, die die innere Wahrheit des Gesagten noch erhärtet, sie sind nicht Wissenschaft und Theologie, sondern Art des Seins und Art des Lebens. Darum werden sie ihren Sinn behalten auch über ihre Zeit hinaus.

Wien — Franz Strunz

Land am Oberrhein. Alemannisches Heimatbuch. Freiburg im Breisgau, Herder & Co. G. m. b. H., Verlagsbuchhandlung. 128 S. Geb. M. 8,50.

Zur Schilderung der um Bodensee und Oberrhein gelagerten, von Alemannen bewohnten und also eine ethnographische Einheit bildenden Gegenden im deutschen Lande Baden, in der Schweiz und im französisch gewordenen Elsaß haben sich fünf Schriftsteller zusammengetan, die dort irgendwo ihren Geburtsort oder ihre Wahlheimat haben: Norbert Jacques, Fritz Liebrich, Johannes Muron, Otto Ernst Sutter, Franz Schneller. Und ein sechster, Wilhelm Hausenstein, plaudert obendrein über den eigentlich erst im Napoleonischen Zeitalter entstandenen Begriff des Badischen, welche besondere Ehre das Buch dem Schweizerischen oder Elsässischen nicht widerfahren läßt. Natur und Landschaft, Stadtbild und Kunst, Geschichte und Anekdote sind in den Bereich der Darstellung gezogen, wobei begreiflicherweise der einzelne seine natürlichen Gaben verwertet und seinen persönlichen Nei-

Digitized by Google

gungen folgt. Aber aus dem Ganzen ist doch eine auf denselben Ton abgestimmte Einheit geworden. Jeder hat sich mit Glück bemüht, alles Pedantische auszuschalten und durch dichterische Schwungkraft seine kleinen Kulturgemälde über das Alltägliche hinauszuheben, wenn auch nicht alle so viel Glanz zu entfalten vermögen wie Norbert Jacques in seiner Umfahrt des Bodensees. Die beigegebenen kräftigen Holzschnitte von Emil Bizer halten sich, dem Charakter des Werks gemäß, mehr an das Allgemeine als an das Besondere.

Rohr bei Stuttgart R. Krauß

Geschichte des Liberalismus in Europa. Von G. de Ruggiero. München 1930, Drei Masken-Verlag A.-G. 458 S.

Das vor fünf Jahren italienisch erschienene Werk von Ruggiero wird jetzt in einer von K. Walder und K. Wandel besorgten deutschen Übersetzung vorgelegt, ohne daß der Verfasser an seinen damaligen Urteilen etwas geändert hätte. Man kann diese Übersetzung begrüßen, denn es handelt sich um eine auf umfassender Kenntnis beruhende Geschichte des Liberalismus, die nach einem einleitenden Kapitel über das 18. Jahrhundert, sich fast zu einer Darstellung der politischen Ideen der hauptsächlichen europäischen Staaten (Deutschland, Frankreich, England und Italien) im 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart erweitert. Bei einem so umfassenden Werk ist selbstverständlich, daß der Verfasser sich vielfach auf die wichtigste Literatur und die wichtigsten quellenmäßigen Dokumente liberalen Denkens beschränkt und daß so manches Detail einer Korrektur bedarf. Aber der Versuch, die Gesamterscheinung des Liberalismus zu würdigen, bleibt dankenswert und auch dann, wenn man über Einzelbedenken hinaus auch gegen die Gesamtauffassung des Verfassers Bedenken nicht unterdrücken kann. Sich mit ihm auseinanderzusetzen wäre freilich nur möglich, wenn man einen Aufsatz, ja darüber hinaus ein ganzes Buch über das Problem des Liberalismus schreiben würde. Es sei deshalb hier nur betont, daß Ruggiero auf der Grundlage der historischen Entwicklung auch für unsere Tage das Lebensrecht und die Lebensfähigkeit des Liberalismus, trotz seiner deutlich in die Augen tretenden Krise in allen Ländern, bejaht. Der liberale Staat erscheint ihm überhaupt als der schlechthin „politische" Staat der modernen Zeit, und er schließt sein Buch mit der Behauptung, gerade die jüngsten Erfahrungen hätten die Lebensfähigkeit des liberalen Staates gezeigt, „der ganz erschöpft, aber siegreich aus dem Kampf hervorgeht". Auch heutige Anhänger des liberalen Gedankens werden bezweifeln, ob dieser optimistische Glaube berechtigt ist und ob zum mindesten die fünf Jahre seit Erscheinen der italienischen Ausgabe ihn nicht etwas hätten erschüttern können. Wer sich heute nicht mehr als liberal fühlt, wird freilich feststellen, daß gerade dieser Optimismus stets zum Wesen liberalen Denkens gehört hat. Es scheint uns heute kein Zweifel, daß das Zeitalter des Liberalismus, zum mindesten politisch gesehen, vorbei ist, so sehr manches vom Liberalismus Erkämpfte als selbstverständlich auch in neues und andersartiges politisches Denken hineingenommen wurde. Aber auch wer die Grundauffassung Ruggieros nicht teilt, wird sein großzügig angelegtes Werk, das zugleich eine Geschichte wie ein bezeichnendes Dokument liberalen Denkens ist, mit vielfacher Anregung lesen.

Marburg/Lahn Wilhelm Mommsen

Alexander der Große. Von Ulrich Wilcken. Leipzig 1931, Quelle & Meyer. 316 S. M. 10,80 (12,80).

Mit dem Rüstzeug psychologischer Erkenntnis, aufgebaut über dem einfachen Gerüst historischer Tatsachen, wird in diesem Buch ein einzigartiges Weltbild jener schicksalsschweren Zeitwende gegeben, in der die Geschichte der antiken Welt von dem Willen des mazedonischen Heldenjünglings abhing. „Die Nachwirkungen seiner Entscheidung (nach der Eroberung von Tyrus) reichen durchs Mittelalter hindurch bis in unsere Tage, im Morgenland ebenso wie im Abendlande." Die Persönlichkeit Alexanders steht klar gezeichnet im Vordergrund der Ereignisse, seine Freunde und Feinde gewinnen Gestalt und treten aus dem Schematischen ins Lebendige durch die geschickte Schilderung des großen Heereszugs, der griechischen Geist bis nach Indien trug. Für die Gegenwart ist das Werk nach zwei Seiten hin besonders lehrreich. Es zeigt, daß auch im Kriege der ausgebildete, klardenkende Verstand den Sieg erringt und weder die brutale Kraft noch die Raubtierschlauheit primitiven Kämpfens. Alexander war nicht nur körperlich tüchtig, was sich für den antiken Menschen von selbst versteht, er war auch der gelehrige und dankbare Schüler des Aristoteles, der begeisterte Jünger Homers. In bezug auf eine richtige Wertschätzung hellenischer Dinge und namentlich der athenischen Politik, die in den Schulen seit Generationen parteipolitisch ausgeschlachtet werden, räumt U. Wilcken mit manchen Vorurteilen auf. Die Schädlichkeit der demokratischen Propaganda des Demosthenes tritt klar zutage. Dem Vielgefeierten wird nachgewiesen, daß sein Lokalpatriotismus den großen Zug der kommenden Zeit verkannte, und die Gestalt des anderen großen Redners Isokrates gewinnt an Bedeutung im Gang der Weltgeschichte. Wir sehen, wie Alexander den alten Gegensatz zwischen Hellenen und Barbaren aufzuheben sucht und zum erstenmal der Idee eines internationalen Weltbürgertums zum Durchbruch zu verhelfen sucht. Wilcken schildert den Alexander im Sinne unserer Zeit verständlich und heroenhaft. Er schließt sein Werk mit dem bescheidenen Ausklang: „Jede Generation sucht sich mit dieser einzigartigen welthistorischen Persönlichkeit auseinanderzusetzen, und das wird so bleiben, solange wir eine Kultur haben, die ihren Zusammenhang mit der Antike nicht verleugnet." Solche Bücher wie das vorliegende sind gut dazu angetan, diesen Zusammenhang zu stärken, was heutzutage entschieden notwendig ist.

München Alexander v. Gleichen-Rußwurm

Männer gegen Tod und Teufel. Von Rudolf Thiel. Berlin 1931, Paul Neff. 416 S. M. 6.— (7.50).

Es sind Köpfe von Naturforschern und Ärzten, die hier eine temperamentvolle Hand aus dem Leben heraus — nicht so sehr als richtunggebende Repräsentanten wissenschaftlicher Epochen und Denkformen — gezeichnet und mit feinem Sinn aneinandergereiht hat. Diese Männer des persönlichen Muts und des geistigen Heldentums werden ob ihrer menschlichen Schicksale, ihrer menschlichen Sendung ins Licht des Lebens gerückt. Sie verkünden „am reinsten und lebendigsten" Sinn und Wert des ärztlichen Berufs, sie wußten um die Todesverbundenheit des Lebens, sie liebten das Leben und bezwangen den Tod, sie waren „zugleich im Geist und in der praktischen Alltäglichkeit zu Hause, sie blieben Forscher noch beim Anblick des rinnenden Blutes und wurden Ärzte weniger aus Mitleid denn aus Haß gegen alles Kranke und Verderbte". So treten sie aus den großen Schatten und Vergessenheiten einer vergangenen Zeit und sprechen zum Heute. Wir fühlen sie als Menschen nahe, denn sie haben die frische Lebensgegenwart des Wirklichen. Die Reihe ist reich an zähen Männern der dauernden Kampfspannung und des provokatorischen Sichaussonderns,

Digitized by Google

auch an Männern, deren Wort die herkömmliche Lehre durchbrach und verwirrte: Theophrast Bombast von Hohenheim, genannt Paracelsus, Andreas Vesalius, Johannes Weyer (Vierus), Albrecht von Haller, Friedrich Anton Mesmer, Samuel Hahnemann, Vincenz Prießnitz, Johannes Müller, Ignaz Semmelweis, Albrecht von Graefe, Rudolf Virchow, Max Pettenkofer u. a. In ihrer Arbeit liegen Erlebnis, Unruhe, Begehren, Leidenschaft und eine lange Geschichte. Es ist der Kampf, den der Mensch mit der unbeherrschbaren Natur führt, um den vorzeitigen Verfall abzuwenden. Diese Männer kämpften gegen den Tod, gegen die Dämonen der verwirrten Seele und gegen das Ungewisse unseres Lebens. Sie glaubten an das Gesundwerden durch die Natur und an die demütige, schwache Hilfe ihres gläubigen Arztens. In ihnen mischte sich der ärztliche Künstler mit dem naturforschenden Genius. Sie waren nach außen nüchtern, denn die Gebiete der Not und des Schmerzes vertragen keine Idylle: es ist die Welt der Krankheit, das Bewußtsein von der Existenz dieser Welt. Das ist die Geschichte der Heilkunde von der religiös-magischen Urmedizin der Babylonier an bis auf unser heutiges Arzttum und die moderne Krisis der Medizin. So läßt dieses Buch, über dessen geschichtlichen Einzelheiten man hie und da anderer Meinung sein kann nicht nur an wertvollem Leben teilnehmen, sondern schlägt auch die Brücke zu einer fast verschollenen Tradition.

Wien — Franz Strunz

Ein deutsches Bürgerleben vor 100 Jahren.

Selbstbiographie von Peter Eberhard Müllensiefen. Herausgegeben von seinem Urenkel Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Berlin 1931. Georg Stilke. 328 S.

Einer der wertvollsten Beiträge zur Kulturgeschichte des deutschen Bürgertums. Der Herausgeber, der mit Können und Kunst die Kürzung und Bearbeitung des ererbten Manuskriptes besorgt hat, sagt nicht zu viel, wenn er dies Buch, neben die Lebensgeschichte Jung-Stillings und die Jugenderinnerungen W. von Kügelgens stellt. Es ist darüber hinaus eine ausgezeichnete, stoffreiche Ergänzung, da hier wie wohl noch nirgends in der Memoirenliteratur gleich unliterarisch und gleich naturalistisch der Zustand des Wirtschaft treibenden Bürgertums im 18. Jahrhundert in Rheinland-Westfalen von einem treuen, arbeitswütigen, geistig-sittlichen, protestantisch-christlichen Mann aus eigenem Erleben und Erleiden erzählt wird. Man erhält ein ander Bild, als es uns sonst aus Lessings und Goethes Erdenweg vorschwebt. Erziehung und Lebensweise, Denk- und Verkehrsart, Hygiene und Moral waren unvergleichlich primitiver, gröber, härter, ja roher und brutaler. Über das menschlich Wahrhaftige hinaus sind die Erinnerungen durch den in viele Einzelheiten sich erstreckenden genauen Einblick in das damalige Fabrik- und Handelsgeschäft wertvoll. P. E. Müllensiefen macht von seinem fünfzehnten Lebensjahre den Kampf und Aufstieg der Eisendraht- und Nadelindustrie in Altena i. Westf., später in Iserlohn mit, zuerst als Mitarbeiter, später als Teilhaber und selbständiger Unternehmer. In der schwierigen Zeit der Französischen Revolution und Napoleonkriege, doppelt schwierig, da Fabrikation und Handel auf den Export bis Spanien und Konstantinopel angewiesen waren. So gelingt es Müllensiefen auch nicht, als Unternehmer zu siegen. Als sich ihm die Gelegenheit bietet, das Landratsamt von Iserlohn 1818 zu übernehmen, wird er noch für 18 Jahre, bis zu seinem 70. Geburtstage Landrat, als der er seiner Heimat wertvolle Dienste leistet, im Andenken auch an Westfalens einstigen Präsidenten, den späteren Minister Frhr. vom Stein, mit dem er als Fabrikant viel zu tun gehabt hatte. Die besondere Schönheit dieses Lebens und dieser Erinnerungen ist, daß sie durch ihren Wesensgehalt, durch ihre reine Menschlichkeit bezwingen. Oppeln-Bronikowski bereitete uns mit dem Band ein auffallendes Geschenk, das über das stofflich-historische und anekdotische Interesse hinaus beanspruchen kann, als ein hervorragendes Dokument bürgerlicher Denkungs- und Charakterart in Deutschland angesehen zu werden.

Berlin — Hanns Martin Elster

Fröschweiler Chronik.

Kriegs- und Friedensbilder aus dem Jahre 1870. Von Karl Klein, ehem. Pfarrer zu Fröschweiler. Mit dem Bild des Verfassers, einem Geleitwort von Tim Klein und einer Kartenskizze. Ansbach 1931, C. Brügel & Sohn A.-G. XI u. 240 S. M. 1,45.

Es ist in der Tat von besonderem Wert, heute die „Fröschweiler Chronik", die von dem damaligen Pfarrer des elsässischen Dorfes, um das der Hauptkampf der Schlacht bei Wörth am 6. August 1870 getobt hatte, bald nach Friedensschluß niedergeschrieben worden war, wieder zu lesen. Zuerst wirkt vor allem der Gegensatz zum Weltkrieg! Wir Infanteristen von 1914 bis 1918 können uns nicht vorstellen, daß die gesamte Einwohnerschaft auf dem großen Schlachtfelde auch während des heißesten Kampfes anwesend war. Wir erfahren auch manches andere mit Erstaunen, etwa die langsame Truppenansammlung in großen Lagern, die unklare Führung und die Vernachlässigung der Disziplin. Wir erkennen hier unmittelbar den militärischen „Fortschritt" seit 1870: der Krieg ist unendlich grausamer und leidensreicher geworden. Es ist dann weiter besonders eindrucksvoll, festzustellen, daß der Pfarrer Klein, der Vater des bekannten münchener Kritikers und Zeitschriftenherausgebers Tim Klein, in ehrlich gewollter Unparteilichkeit, wenn auch innerlich doch wohl mehr den Franzosen zuneigend, vom rein menschlichen Standpunkt aus die Kriegs- und Kampfentwicklung um Fröschweiler anschaut. Vom menschlichen und vom christlichen Standpunkt! Es ist der Standpunkt des Mitleidens, der Liebe, der Güte, des Friedens. So wirkt dies Buch als echtes Zeugnis aus volkstümlichem Erleben, mit seiner wahrhaftigen Detailschilderung in warmblütiger Sprache gegen Haß, Feindschaft, Kriegsgeist, Kriegswillen für den Frieden, für die Menschlichkeit, für den nachbarlichen Ausgleich. Man wünscht darum diesem edlen Buch in dieser billigen Volksausgabe neue, weite Verbreitung.

Berlin — Hanns Martin Elster

Mechanisierte Graphik.

Von Paul Renner. Berlin 1930, Hermann Reckendorf. 207 S. Text, 40 S. Abb. Geb. M. 7,50.

Welche Wohltat, wenn die Fachleute häufiger Bücher schrieben, mit denen sie ihr Fach uns anderen, Fachleuten oder nicht, begreiflich und liebenswert machten, ohne uns doch durch „populäre" Herablassung zu kränken! Paul Renner, als Fachmann Typograph, hat in vorbildlicher Weise dies Geschenk zu spenden gewußt: er entfernt sich, indem er sein Buch von Schrift, Typographie, Film, Photo und Farbe reden läßt (dies seine Unterabteilungen), nicht von den Gegebenheiten seiner Berufswelt und bietet dabei, knapp und doch offenbar umfassend, den nötigen historischen und doch kritischen Überblick über die Problemgruppen, die einem modernen Drucker (und zugleich dem darstellenden Künstler) durch den Begriff der „mechanisierten" Graphik

Digitized by Google

und sein ziemlich plötzliches künstlerisches Ernstmachen erwachsen müssen. Ich nehme an, daß Renners engere Fachgenossen hier reichlich Material für ihre akademische Diskussion finden werden; uns jenseits der Grenze ist noch wichtiger, daß er in einer wahrhaft gebildeten Weise, ich meine damit: weder durch Einfalt noch durch Abstrusität abstoßend, vielmehr durch menschliche Klarheit und Würde gewinnend, seine Betrachtungen ins Allgemeine hinüberbaut, dahin, wo auch unsere Sache verhandelt wird. Ich hatte nach der Lektüre völlig den Eindruck: nicht ein Fachbuch gelesen zu haben, sondern eins der geistigen Bücher meines Jahrzehnts. Das nenne ich, frech und entschlossen, ein humanistisches Buch.

Soll ich mit einem Wort die besondere Qualität und Bekömmlichkeit des Buchs bezeichnen, so sage ich: es ist bescheiden und entschlossen. Bescheiden in der Redlichkeit, mit der es seinen Ausgangspunkt im Fachtechnischen beläßt — entschlossen in seinem Willen zur sauberen Grenzsetzung auf einem Gebiet, wo viel geistiges Schummerlicht herrscht, nämlich dem Gebiet der „modernen" (die Anführungsstriche sind nötig) angewandten Kunst. Renner findet dabei sowohl im allgemeinen „... die Ehre des Unternehmens liegt jetzt in seinem Kredit, im Stand der Aktien..." — ich zitiere wegen des Ausdrucks „Ehre", über den nachzudenken wäre) als im Speziellen (etwa zum Tonfilm) ganz ausgezeichnete Formulierungen; beständig spricht ein Mensch, der aus dem „Staat" der Künste heraus zu leben gewohnt ist, nicht aus seiner zufälligen Provinz heraus. Zuweilen ließe sich mit ihm zanken; ich zweifle z. B., ob es die von ihm gewünschte „praktische" Orthographie absolut, außerhalb der allgemeinen Lernmethodik, geben kann, ob also die vorhandene Masse „unpraktischer" Orthographie und Orthodoxie nicht stärker ist als das rational-Praktische. Manchmal reitet er etwas allzuspezielle Attacken (z. B. gegen die Symmetrie als Ausdruck der Selbstvergottung), opfert allzu ungern manche Lesefrucht, und einmal muß ich ihm förmlich widersprechen: „... man kann in fremden Sprachen Geschäftsbriefe schreiben, aber man kann in ihnen nicht dichten" — für meine Person muß ich sagen: das Gegenteil ist wahr! — Sonst aber: welche Wohltat, wenn die Fachleute häufiger solche Bücher schrieben!

München W. E. Süskind

Mein Weg. Von Valeska Gert. Leipzig, A. F. Devrient, Verlagsgesellschaft m. b. H. 55 S. 10 Bilder.

Valeska Gert oder die heutige Form des europäischen Mimus. V. G. oder der tanzende Sprengstoff. V. G. oder die Hemmungslosigkeit der Überfülle. Ob sie mimt oder tanzt, schreit oder schreibt, immer reißt sie die Grenzen nieder, die von der Überlieferung zwischen Schauspielkunst, Pantomime, Tanz und Sang, zwischen Theater, Film, Tonfilm und Tanzbühne, zwischen Formung und Inhalten sowie sonst noch einigen Kategorien menschlichen Denkens errichtet wurden. V. G. schafft aus jenem tolldreisten Urtrieb, der Satyrspiele, Commedia dell'arte und Fastnachtsspiele entstehen ließ. Sie hat das Raffinement des pariserischsten Berlin und die Naivität einer Negerin. Und ist geboren in der Alten Jacobstraße, Berlin SO.

Wenn sie nun den Weg beschreibt, den sie von dort in das Leben getanzt ist, so bedient sie sich dabei, wie häufig bei ihren Tänzen, der Kunstform des Zeitraffers. In filmischer Synthese zeigt sie uns immer neue „erste Schritte": Die des Babys; sie sind ihre früheste Erinnerung. Die in die Sexualität; sie pudert sich kalkweiß und malt die Lippen rot, „obwohl das damals nur bei Huren üblich war". Erste primitive Form der Gestaltung, zugleich das erste Niederreißen einer Grenze. Mit der Maske erscheint das Gesicht der Gert. Erst dann die ersten Tanzschritte. Tag und Nacht tanzt sie mit der Masse Mann, holt sich die ersten Liebhaber, schmiert Modeplaudereien, lallt Verse. Tanzt vor Kahane im Deutschen Theater und kriegt dramatischen Unterricht. Als Amme in „Romeo und Julia" lernt sie das Lachen. Mit den lieblichen Tanzschülerinnen der Rita Sacchetto tut sie in den Kriegsjahren die ersten Schritte auf ein Tanzpodium. Pfiffe schrillen ihr entgegen. Sie tanzt dazu, tanzt drüber hinweg zum Theater. Als Schmierenschauspielerin in Birkenwerder und Strausberg stirbt sie in der Hast an der falschen Stelle, steht auf und stirbt nochmal „richtig". An den Kammerspielen in der münchener Augustenstraße, dem ausgiebigsten und beharrlichsten Studio dieser Zeit, macht sie erste, eigenwillige Schritte einer richtiggehenden Schauspielerin. Dann im Kabarett die eines „Star"; „die Kolleginnen waren alles mondäne Ziegen". Wieder in Berlin wird sie die immer neu nach Vollkommenheit ringende Gestalterin ihrer selbsterfonnenen, selbst instrumentierten und inszenierten Tanzszenen. Sie schafft den tönenden Tanz. Beim Film und Tonfilm kommt sie (vorläufig!) nicht über „erste Schritte" hinaus; die Entfesselte trägt die Fesseln der Geschmacksindustrie. Ihre klaren und für die tonfilmische Entwicklung entscheidenden Ideen und Fähigkeiten bleiben unberücksichtigt; Tonfilmstudios existieren nur dem Namen nach.

Mit dem vorliegenden Kurzbuch hat nun V. G. die ersten Schritte als Autorin gemacht. Auch hier hat sie sich selbst gesucht und gefunden. Sie bleibt ihrem Wesen treu und schreibt wie sie spricht: einzelne Wendungen ihrer Rede belächelnd, die Inhalte heftig betonend. Mit der gleichen stürmischen Unbefangenheit, mit der sie tanzt und spielt, betrachtet sie das Verflossene und blickt in das Kommende.

Berlin Rudolf Frank

Charlie Chaplin, Lichter der Großstadt. Von Arnold Höllriegel. 27 Bilder. Wien 1931, E. P. Tal & Co. 78 S.

Höllriegels Buch, mit sympathischen, wenn auch nicht immer sehr charakteristischen Bildern aus Chaplins letztem Film „Lichter der Großstadt" ist ein wenig verschwärmt. Man hätte, da nun einmal Höllriegel Chaplin kennt, aus diesem lebendigen Kontakt auch ein lebendigeres Bild von dem Menschen und Künstler Chaplin erwartet. So bleibt es mit einer tiefen und ein wenig überzeichneten Verehrung für den Zauberer Chaplin ein Buch, das jedem Filmbesucher entgegenkommt, weil jeder Filmbesucher so von Chaplin denkt, wie Höllriegel es beschreibt.

Beispielgebend wie man einem Film als Buch Verbreitung schafft ist das Film-Buch „Im Westen nichts Neues". Etwas von dieser Bilderordnung hätte man den „Lichtern der Großstadt" gewünscht: kein illustriertes Buch, was es ist, sondern ein Film-Buch, was es leider nicht ist!

Unnötig zu sagen, daß Höllriegel in seinem Rahmen sympathisch und geschmackvoll ist.

Berlin Heinz Dietrich Kenter

Digitized by Google

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXXXX

Daniel von Czepko

Von Philipp Strauch (Halle)

Das in letzter Zeit wieder mehrfach einsetzende Bemühen, die geistesgeschichtliche Bedeutung von Schefflers „Cherubinischem Wandersmann" schärfer zu erfassen, ist nun auch seinem Landsmann Daniel von Czepko zugute gekommen. Man ist seinen Lebensspuren erfolgreich nachgegangen und es fehlt auch nicht an guten Ansätzen zur Würdigung seiner schriftstellerischen Bedeutung. Die Aufgabe wurde freilich dadurch erschwert, daß nur wenig von Czepkos literarischem Schaffen bisher gedruckt vorlag. Diese Lücke füllt nun Werner Milchs Ausgabe von Czepkos „Geistlichen Schriften"[1] in dankenswerter Weise aus, in der das reiche breslauer Handschriftenmaterial zum erstenmal vollständig vor uns ausgebreitet wird; die weltlichen Schriften sind einem besonderen Bande vorbehalten. Erst jetzt läßt sich Czepko philosophisch-theologisch und geistesgeschichtlich in die religiöse Literatur des 17. Jahrhunderts einordnen. Einleitend ist der Herausgeber, der bereits schon anderswo einiges von seinen Vorarbeiten mitgeteilt hatte, diesem Problem erfolgreich nachgegangen. Im Vordergrund steht die Frage, welche Stellung nimmt Czepko innerhalb der Mystik seiner Zeit ein. Im weiteren Sinne mag man ihn Mystiker nennen. Seine pantheistisch schillernde, zum Quietismus hinneigende Lebensanschauung wandelt die Wege der mittelalterlichen (Eckhart) und späteren durch Weigel und Böhme vertretenen Mystik: diese aber bestimmen letzten Grades doch nur die Form seines dichterischen Gestaltens in Vers und Prosa, denn bei aller Berührung mit der Spekulation eines Weigel und Böhme, später mit Franckenberg und Scheffler: die unio mystica ist es nicht, die Czepko erstrebt, sein geistliches Dichten ist Ausfluß einer Persönlichkeit, die, der Welt zugewandt, ganz im Leben stand, in jungen Jahren weltmännischer Allüren, wie der Adel sie liebte, nicht abhold war, im Mannesalter sich in den verschiedensten beruflichen Aufgaben und Aufträgen (auch in politischer Beziehung) betätigte und bewährte, vom Ernst des damaligen Lebens tief ergriffen wurde. Die unruhigen Zeitläufte, unter denen gerade Schlesien schwer zu leiden hatte, insbesondere auch Czepko selbst, konnten eine ernste Lebensauffassung nur begünstigen und ihn für die Probleme und Lehren der mystisch eingestellten Kreise empfänglich machen, ohne daß er sich zu einer widerspruchslosen Weltanschauung durchgerungen hätte. So groß die Zahl paralleler, ja nicht selten im Wortlaut gleicher Gedanken bei Eckhart und den späteren Mystikern auch sein mag, ich zweifle sehr, ob Czepko sich der Quelle, aus der er im Einzelfall schöpfte, immer bewußt gewesen ist. Das gilt vor allem für Eckhart, dessen geistiges Eigentum wohl in Taulerdrucken zugänglich war, schwerlich aber gerade als solches dem Benutzer gegenwärtig gewesen sein dürfte. Was Czepko uns in seinen Schriften bietet, ist eine Zusammenfassung des gesamten spekulativ-religiösen Wissens der Zeit: auch Paracelsus darf als wissenschaftlich-kabbalistische Quelle nicht übersehen werden. Czepkos Eigenart aber gipfelt in einem Gedanken: er ist der Dichter des Todesproblems: die siegreiche Überwindung von Todesfurcht und -angst: das ist im wesentlichen der Inhalt seiner geistlichen Dichtung. In diesem durch Glaubensgewißheit zu erringenden Sieg über den Tod erblickt er die einzige Aufgabe des Menschenlebens und ist schier unerschöpflich, diesen einen Gedanken künstlerisch zu gestalten. Hier wird er zum Dichter, Prediger und Propheten und weiß ergreifende Töne, Bilder und Vergleiche zu finden, in seiner Prosa noch wirkungsvoller als in seiner geistlichen Lyrik, die an Formgewandtheit der des „Cherubinischen Wandermanns" nachsteht.

Czepkos schriftstellerisches Schaffen erstreckt sich über zwei Perioden, deren eine bis 1633 reicht, deren zweite nach längerer Unterbrechung um 1645 einsetzt. Mutet das „Inwendige Himmelreich" (1633), zu dem der Tod die Tür ist, stark mystisch-quietistisch an, so wird in der „Gegenlage der Eitelkeit" dieser die Wahrheit gegenübergestellt, Weltverachtung gepredigt, da das Leben ja doch nur ein Schauspiel; es sind poetische Betrachtungen im Stil des Barocks, Gedanken in stillen Stunden poetisch geformt, an Wert ungleich. Das Hauptwerk aus der Jugendzeit ist die „Consolatio", eine Gelegenheitsschrift, gerichtet an die Geliebte Barbara Czigan, eine Trostschrift, zu der der Tod ihrer Schwester den Anlaß gab. Die umfangreiche Prosa ist eine Verherrlichung des Todesgedankens im Sinne der Zeit: unser Erdenleben soll ein Sterben vor dem Tode sein, erst mit dem Tode beginnt das wahre Leben. Was immer bisher über dieses Thema gedacht und gelehrt worden war, ist hier von Czepko zusammengetragen, nicht systematisch, aber die Inbrunst des Empfindens, die Gabe, durch Bilder und Vergleiche aus dem täglichen Leben zu veranschaulichen, vermögen zu fesseln, und trotz so mancher sich widersprechenden Lehrsätze bleibt der Gesamteindruck harmonisch. Von den späteren Schriften berühren sich die „Sexcenta Monodisticha" mehrfach mit der „Consolatio", namentlich aber wird in ihnen der Einfluß Franckenbergs sichtbar und damit ein stärkerer lutherisch-orthodoxer Einschlag. Die „Semita amoris divini" ist wiederum eine Trostschrift und setzt die Todesspekulation fort. Sie ist es, die den Dichter mit der Mystik verbindet und ihm seine Stellung in der literarischen Entwicklung anweist. Ein Mystiker im strengeren Sinne war Czepko nicht. Den Abschluß der Sammlung bildet Czepkos „Rede aus meinem Grabe", die bereits Gryphius in seine „Kirchhofsgedanken" aufgenommen hatte.

Nachrichten

Todesnachrichten. Felix Holländer ist am 30. Mai im Alter von 63 Jahren einer Lungenentzündung erlegen. Er war ein Temperament: das hat gleichmäßig seine Bühnenkarriere wie sein literarisches Schaffen bestimmt. Die Aufführung seiner Tragikomödie „Ackermann" führte ihn in Berührung mit Reinhardt, dem er treueste Gefolgschaft und selbstlose Mitkämpferschaft geleistet hat. Die Treue zu Reinhardt hinderte ihn auch, auf seinem Intendantenposten in Frank-

[1] Daniel von Czepko: Geistliche Schriften. Herausg. von Werner Milch. Einzelschriften zur schlesischen Geschichte. Herausg. von der historischen Kommission für Schlesien. 4. Bd. Priebatsch' Buchh. Breslau 1930. XLIV u. 407 S. Gr. 8°.

Digitized by Google

furt a. M. länger als ein paar Wochen auszuharren. Ein Temperament in seiner literarischen Produktion: seine Romane, unter denen „Jesus und Judas", „Der Weg des Thomas Truck" literarisch hervorragen, die späteren „Der Eid des Stefan Huller", „Der Demütige und die Sängerin", sowie der eben jetzt erscheinende den Beifall des breiteren Publikums fanden, sind temperamentdiktiert. Sein stillstes und feinstes Buch ist „Unser Haus", das seine Jugenderinnerungen erzählt. Temperament auch in seiner Kritik, die er früher in der „Welt am Montag" ausübte, in den letzten Jahren dem „Acht-Uhr-Abendblatt" zugute kommen ließ. Er kannte nur Ja und Nein, leidenschaftliche Zustimmung und ebenso leidenschaftliche Ablehnung. — Er entstammte einer oberschlesischen Familie, die vielfach Gelehrte und Künstler hervorgebracht hat, und war in Leobschütz am 1. November 1867 geboren. Als junger Student war er nach Berlin gekommen, hatte zumal in Erich Schmidts Seminar literar-historische, weiterhin philosophische Studien betrieben und sich alsbald der Publizistik zugewandt.

Georg Baumberger ist nach einer Meldung vom 23. Mai im Alter von 76 Jahren in Zürich gestorben. Er war am 16. März 1855 in Zug als Sohn eines Apothekers geboren und hat sich schon früh der Journalistik gewidmet. Er übernahm 1880 die Redaktion des „Appenzeller Tageblatts"; 1886 ging er zu der „St. Gallener Ostschweiz" über; seit 1904 leitete er die „Neuen Zürcher Nachrichten". Er hat sich besonders als Reiseschriftsteller hervorgetan. Seine ersten Schriften galten seiner engsten Heimat. Er hat seine Skizzen dann bis auf das Adriatische Meer, Istrien, Dalmatien, die Mittelmeerländer, Spanien, Marokko und den Orient, Palästina, Ägypten und die Türkei ausgedehnt. Die katholische Schweiz verliert in ihm einen ihrer führenden Männer.

Richard Huldschiner ist nach einer Meldung vom 21. Mai im Alter von 58 Jahren in Innsbruck gestorben. Er war am 11. Juli 1872 in Gleiwitz geboren, verbrachte seine Jugend in Bozen, wurde Arzt, machte als Schiffsarzt weite Auslandsreisen. Er nahm am Krieg als Chef des Standschützen-Bataillons Bozen teil, geriet in Gefangenschaft, kehrte nach München, dann wieder nach Bozen zurück, der Stadt, die seinem schriftstellerischen Schaffen bleibenden Eindruck gegeben hat. In letzter Zeit war Huldschiner ausschließlich journalistisch tätig, unter seinen stimmungsreichen, schwerblütigen Romanen sind „Der Tod der Götter" (1913), „Beatus" (1921) zu nennen.

Philipp Langmann ist nach einer Meldung vom 26. Mai nahezu 70 Jahre alt im Versorgungshaus der Gemeinde Wien gestorben. Er war am 5. Februar 1862 in Brünn geboren und darf als Verkünder eines volksbühnenmäßigen Naturalismus in Österreich gekennzeichnet werden. Seine Novellen „Arbeiterleben" (1893) sind ihrer Zeit ebenso wie seine „Realistischen Erzählungen" (1895) viel beachtet worden. Mit seinen Bühnenstücken „Bartel Turaser", „Korporal Stöhr", „Die Herzmarke" hat er langjährige Bühnenerfolge errungen. Es war ihm trotzdem beschieden, im Armenhaus zu sterben.

Georg Wissowa, der 30 Jahre lang an der Universität Halle als Lehrer der klassischen Philologie gewirkt hat, ist nach einer Meldung vom 13. Mai, wenige Wochen vor Vollendung seines 72. Lebensjahrs, in Halle gestorben. Seine Studien galten in erster Linie der römischen Religionsgeschichte; seine beiden Bücher „Religion und Kultus der Römer" und „Gesammelte Abhandlungen zur römischen Religions- und Stadtgeschichte" sind wichtige Dokumente der Forschung geblieben. Wissowa ist auch als Herausgeber von „Paulys Realenzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft" bemerkenswert hervorgetreten.

Johan de Meester, der holländische Dichterjournalist, ist am 16. Mai im 71. Lebensjahre in Utrecht eines tragischen Todes gestorben. Aus kleinjournalistischen Anfängen heraus hat sich de Meester im Laufe seines ungeheuer arbeitsreichen Lebens einen Ehrenplatz in der niederländischen Journalistik und Literatur zu erwerben gewußt. 1880 begann er seine Laufbahn bei der „Zutphenschen Courant", lebte von 1886 bis 1891 als Korrespondent des „Algemeen Handelsblad" in Paris und übernahm dann die Redaktion für Kunst und Literatur bei der „Nieuwe Rotterdamsche Courant", die er bis 1927 innehatte. Hier hat de Meester seine große Lebensaufgabe gefunden und erfüllt: „etwas für die Kunst zu tun". Er ist Vermittler gewesen zwischen Dichter und Leser und hat namentlich für die damals aufkommende naturalistische Bewegung in der Literatur seine ganze starke Persönlichkeit eingesetzt. Als Bewunderer von Zola war auch sein Geist französisch orientiert. Sein Hauptwerk ist der vielbewunderte Roman „Geertje". 1919 veröffentlichte er eine Studie über Goethes Liebesleben. De Meester war unter anderem Ritter der Ehrenlegion, Ehrenmitglied der Nederlandsche Journalisten Kring und Mitglied der Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde. (A. V. Th.)

David Belasco ist nach einer Meldung vom 15. Mai im Alter von 77 Jahren in Neuyork einem Unfall von Herzschwäche erlegen. Mit 14 Jahren Laufbursche im Theater, war er wenige Jahre später Direktor zweier Theater. Er hat sich in gleicher Weise als Autor, Dramaturg, Regisseur betätigt. Die bekanntesten seiner erfolgreichen Stücke sind „The Heart of Maryland", „The easiest Way", „Kiki" und „A good little Devil".

Viktor Dyk, der führende tschechische Dichter, ist am 14. Mai einem Schlaganfall am Ufer der dalmatinischen Insel Lopud bei Ragusa erlegen; sein Begräbnis in Prag gestaltete sich zu einer Nationalfeier. Er wurde am 31. Dezember 1877 in Šopka bei Melnik geboren, widmete sich dem Studium der Rechte, das er aber frühzeitig mit Literatur und Journalistik vertauschte. Seit 1914 war er als aktiver Politiker tätig und gehörte zumal im Weltkrieg immer der nationalen Linken an; zuletzt war er ein Mitglied des Senats der tschechoslowakischen Nationalversammlung, wo er eine bedeutende Rolle spielte. Die Tageszeitung „Národní Listy" zählte Dyk jahrelang zu ihren eifrigsten Mitarbeitern; daneben leitete er die bedeutende Monatsschrift für Literatur „Lumír" und war Obmann des literarischen Vereines „Umělecká Beseda". Seine literarische Tätigkeit eröffnete Dyk im Jahre 1896 als subtiler Lyriker und Dramatiker, und in der Lyrik liegt vornehmlich seine Bedeutung. Neben dem Jünglingsbuch „Marnosti" (Eitelkeiten 1900), dem Kriegsbuche „Anebo" (Oder 1918) wiegt sein letztes Werk „Devátá vlna" (Die neunte Welle 1930) am schwersten; ein ernster Künstler spricht auch aus seinen epischen zyklischen Werken: „Giuseppe Moro" (1911) und „Zápas Jiřího Macků (Jiří Mackůs Ringen 1918). Unter seinen dramatischen Arbeiten, welche die Bühne nur langsam zu erobern wußten, ist die tiefsinnige „Don Quijotes Bekehrung" (1919; deutsch von O. Pick) sein Hauptwerk. Als Erzähler pflegte Dyk neben kurzen, scharfgeschliffenen psychologischen Novellen auch große Zeitromane mit politischem Hintergrund, höher stehen jedoch seine knappen Erzählungen, der sagenhafte „Krysař" (Rattenfänger von Hameln 1915; deutsch von Grete Reiner),

Digitized by Google

das Capriccio aus den politischen Wirren der neunziger Jahre „Prsty Habakukovy" (Habakuks Finger 1925) und das tiefsinnige Kriegsbuch „Soykovy děti" (Soykas Kinder 1930). Als politischer und literarischer Satiriker, dem neben einem vorbildlichen Charakter scharfe Feder und ein feiner Witz zu Gebote standen, hatte Dyk bei seinen tschechischen Genossen keinen Nebenbuhler.

Josef Zubatý, der ehemalige Professor der tschechischen Universität in Prag und Präsident der tschechischen Akademie der Wissenschaften und Künste, starb am 21. März 75jährig in Prag. Der vorzügliche indogermanische Sprachforscher, der die lettische Sprachkunde begründet hat, war auch als Übersetzer der altindischen Dichtungen tätig. (A. N.)

* * *

In Liestal (Basel-Land) ist ein Carl Spitteler-Denkmal errichtet worden. Es stellt Prometheus in jenem Augenblick dar, da die „Herrin Seele" zu ihm herabschwebt und den Mund an sein Ohr neigt. Eine Schöpfung des in Paris lebenden basler Bildhauers August Suter.

Der Goethe-Preis der Stadt Frankfurt a. M. in Höhe von 10000 Mark ist Ricarda Huch zuerkannt worden.

Der Quickborn-Preis für ein plattdeutsches Prosawerk ist dem 1884 in Güstrow geborenen, seit vielen Jahren in Hamburg als Schriftsetzer und Gewerbelehrer tätigen Wilhelm Plog für seinen Roman „Liekedeeler" zuerkannt worden.

Manfred Kybers Werke haben den Literaturpreis des „Bureau International Humanitaire Zoophile" in Genf für das Jahr 1930 erhalten. Es erscheint zugleich eine einmalige Volksausgabe in 25000 Exemplaren unter dem Titel „Gesammelte Tiergeschichten".

Der Pulitzer-Preis für den besten amerikanischen Auslandskorrespondenten ist dem berliner Vertreter der „New-York Evening Post" H. A. Kickerbocker verliehen worden.

Den schwedischen Schriftstellern Ernst Didring und Arvid Mörne wurden von der Literaturgesellschaft „De Nio" in Stockholm Literaturpreise in Höhe von je 10000 Kronen zuerteilt.

Die bisher ausgeschriebenen Preise für das beste in Neulateinisch abgefaßte Werk sind im letzten Jahrzehnt stets dem schwäbischen Orientalisten und Humanisten Hermann Weller zuerkannt worden. Die „Academia Latinitatis Excolendae" der Stadt Rom hat nunmehr einen neuen Preis ausgesetzt, um Italiener zum Wettbewerb gegen Hermann Weller aufzurufen.

Der italienische Dichter Vincenzo Errante hat für seine Nachdichtung von Werken Rainer Maria Rilkes einen Preis der italienischen Akademie im Betrag von 3000 Lire erhalten.

Corrado Alvaro erhielt den Ehrenpreis der „Stampa" in Höhe von 50000 Lire für seine im Jahre 1930 publizierten Arbeiten „Gente in Aspromonte", „La signora dell' isola" und „Vent' anni".

Der Virgil-Preis wurde mit 50000 Lire Maria Carmela Ricciardi zuerkannt.

Ein neuer italienischer Literaturpreis ist der „Premio Achille Sclavo", der erstmalig mit 10000 Lire am Schlusse des Jahres verteilt werden wird. (H. M. T.)

Der diesjährige Literaturpreis der Stadt Lemberg, in Höhe von 7500 Zloty ist dem Romanschriftsteller Stefan Grabinski (vgl. L. E. XXXI, 601) zuerkannt worden.

Zum Preisrichter des Carl Schünemann-Preises ist für dieses Jahr der oldenburgische Dichter August Hinrichs gewählt worden.

Der Verlag Georg Müller, München, setzt nicht weniger als 20000 Mark an Preisen aus, die zur Verteilung kommen an die Verfasser der besten Äußerungen zu dem Thema „Deutsche über Deutschland 1931. Stimmen aus allen Lagern." Die einheitliche Grundlage für die Einsendungen soll das soeben erschienene Buch des Amerikaners K. Philips Morgan „Nicht warten — wirken! Amerikas Glaube an Deutschland" abgeben. Die Bedingungen des Preisausschreibens sind durch den Verlag Georg Müller, München, zu erfahren.

Die neue republikanische Regierung hat die Dichter, Schriftsteller bzw. Gelehrten Salvador de Madariaga, Ramón Pérez de Ayala, Américo Castro, Ricardo Baeza, Julio Alvarez de Vayo und Alfonso Danvila zu spanischen Gesandten in europäischen bzw. überseeischen Staaten ernannt.

César González-Ruano bekam seitens der „Cámera del Libro" den ersten Preis zuerkannt. Romancier, Lyriker und Essayist, ging González-Ruano aus der Schule der „Ultraisten" hervor.

Eduardo Marquina, der hervorragende Dramatiker, wurde von der „Academia Española" für sein erfolgreiches Bühnenwerk „El monje blanco" preisgekrönt.

Francisco Serrano Anguita empfing für „Manos de plata", als der besten Komödie des Jahres 1930, den Preis der Akademie.

Dem im Vorjahr verstorbenen Romancier Gabriel Miró, dessen Werke auch in Frankreich und England Eingang fanden, wird ein Gedenkstein errichtet.

Dem vor Jahresfrist in Madrid verstorbenen Dichter Fernando Villalón, der, obschon ein modernistischer Lyriker durchaus in Andalusiens Erdreich wurzelte, wurde an seinem Wohnhaus eine Gedenktafel feierlich enthüllt.

Eine Auswahl der vorzüglichsten Dichtungen des kürzlich verstorbenen Ultraisten Mauricio Bacarisse, zusammengestellt von jungen Lyrikern der modernistischen Schule, wird demnächst unter dem Titel „Antologia" erscheinen.

Anläßlich des nahenden 800. Geburtstages des mittelalterlichen Philosophen Maimonides, geboren 30. März 1135 in Cordoba, erschien eine neu übersetzte bzw. kommentierte spanische Ausgabe seines Hauptwerks „Guia de los Extraviados", das dieser in arabischer Sprache abgefaßt hat. (M. B.)

Zum Intendanten des Theaters der Stadt Koblenz wurde Bruno Schoenfeld ernannt. Zum Intendanten in Darmstadt wurde Gustav Hartung gewählt.

W. E. Süskinds Roman „Jugend" ist bei Brewer & Warren in Neuyork in einer amerikanischen Ausgabe erschienen.

Von Ina Seidels Roman „Das Wunschkind" ist eine amerikanische Ausgabe bei Cosmopolitan Book Corporation, Neuyork, eine englische Ausgabe bei John Lane, London, erschienen.

Von Ernst Zahns „Pietro, der Schmuggler" erscheint soeben in Amsterdam eine holländische Übersetzung; das Buch sowie „Frau Sixta" liegen auch in schwedischer und norwegischer Ausgabe vor.

Der Propyläen-Verlag teilt mit, daß das Buch „Die Katrin wird Soldat" von Adrienne Thomas bereits fünf Monate nach Erscheinen im 100. Tausend vorliegt.

„Die Weise von Liebe und Tod" [Rilke] ist jetzt auch in einer holländischen Übersetzung von Victor E. van Vriesland erschienen, und zwar als Nr. 1 einer Serie, die der Verleger Stols herausgibt.

Digitized by Google

Aus der deutschen Romanliteratur sind unlängst folgende Werke ins Tschechische übersetzt worden: G. Kellers „Grüner Heinrich", E. Stuckens „Im Schatten Shakespeares", Thomas Manns „Zauberberg", H. Hesses „Steppenwolf", Stefan Zweigs „Abenteuer des Lebens", Fr. Werfels „Barbara" und der „Weg zurück" von E. M. Remarque; von E. E. Kisch, liegt sogar eine tschechische Gesamtausgabe vor. (A. N.)

Der Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M. teilt mit, daß er eine wohlfeile Ausgabe von Romain Rollands „Johann Christof" in ungekürzter Sonderausgabe zum Preise von M. 3,75 in gutausgestattetem Leinenband herausbringt. „Johann Christof in Paris" und „Johann Christof am Ziel" sollen bald folgen.

Die Deutsche Bücherei in Leipzig wurde in dem eben abgelaufenen Rechnungsjahr 1930/31 von insgesamt 341661 Personen besucht. Das entspricht einem Durchschnitt von 1143 Besuchern am Tag.

* * *

Die Schweizer Schiller-Stiftung hat dem Roman von Maria Waser „Land unter Sternen" einen Preis von 2000 Franken, dem Drama von Albert J. Welti „Servet in Genf" und dem Künstlerbuch „Notre Toepffer" von Paul Chaponnière, ferner dem Roman von Pierre Girard „La rose de Thuringe" Preise von je 1000 Franken zuerkannt; dem Roman von Lucien Marsaux „Les Prodigues" einen Preis von 500 Franken. Dem Dichter Fridolin Hofer, den Schriftstellern Hans Bloesch und Victore Frigerio wurden in Würdigung ihres literarischen Schaffens Ehrengaben von je 1000 Franken verliehen. Der diesmalige 500 Franken-Kredit zur Förderung der romanischen Literatur wurde Professor Gion Cahannes überwiesen. Das Vermögen der Schiller-Stiftung ist auf rund 400000 Franken angewachsen. 10000 Franken wurden für die diesjährige neue Bücherschenkung bewilligt. Die Schweizer Schiller-Stiftung hat den Nachlaß J. V. Widmanns zum Preise von 10000 Franken erworben. Der zweite Teil des Nachlasses von Jakob Boßhart ist ihr von der Witwe des zürcher Dichters Frau Elsa Boßhart-Forrer übergeben worden.

* * *

Der Nachlaß Franz Kafkas wird nun durch eine großangelegte Veröffentlichung zugänglich gemacht und die beiden Bände, die zahlreiche ungedruckte Erzählungen, Skizzen, einen Zyklus von Aphorismen, Proben der Bücher und Tagebücher, sowie biographisches Material enthalten werden, sollen bei etlicher Resonanz den Auftakt zu einer Gesamtausgabe bilden, die sämtliche Werke Kafkas sammelt und mit Ergänzungen aus dem Nachlaß, sowie aus den vergriffenen Drucken versieht. Immer deutlicher wird in Deutschland wie in England und Frankreich die säkulare Bedeutung Kafkas erkannt. Haben die aus dem Nachlaß edierten drei Romane in Kafka, den man vorher als einen Sprachmeister und Meister der kleinen Form bewunderte, den nur mit den Größten vergleichbaren Romancier, den unerbittlichen Gestalter und Deuter der Zeit sehen lassen, so steht die weitere Überraschung bevor, daß die persönlichen Dokumente des Nachlasses den streng und vorbildlich kämpfenden Menschen in der ganzen Tiefe seines religiösen Bewußtseins aufzeigen. Es sei daher auf die in Vorbereitung befindliche Gesamtausgabe als auf eine geistige Tat von ungewöhnlichen Dimensionen hingewiesen. Ihre Wichtigkeit gerade jetzt, in den Tagen der Verwirrung, die den Blick vom wesentlichen abzulenken geeignet sind, ist allen klar, an die sich Kafkas Wort richtet.

Martin Buber, André Gide, Hermann Hesse,
Heinrich Mann, Thomas Mann, Franz Werfel.

Im Besitz von Frau Bergliot Ibsen, der Witwe des einzigen Sohns Henrik Ibsens befinden sich, wie die Öffentlichkeit nunmehr erfährt, zahlreiche bisher unveröffentlichte Briefe Ibsens, zumal an Frau und Sohn, sowie mehrere vollbeschriebene Notizbücher, die für gewisse Dramen Ibsens mit ihren Hinweisen wichtig werden.

Eine ganze Reihe neuer Puschkin-Texte ist letzthin entdeckt worden. Die Resultate seiner neuesten textologischen Untersuchungen in den Manuskripten Puschkins, die die Öffentliche Lenin-Bibliothek in Moskau bewahrt, hat S. Bondi in einem „Neue Puschkin-Seiten" betitelten Buch (Moskau 1931, Verlag „Mir") veröffentlicht. Der Verfasser hat aus diesem handschriftlichen Nachlaß des Dichters, trotzdem er bereits für diverse Puschkin-Ausgaben ausgenutzt worden ist, eine beträchtliche Anzahl neuer Verstexte und Varianten entziffert. — In Uljanowsk (dem früheren Simbirsk) sind unlängst acht Originalmanuskripte Alexander Puschkins entdeckt worden, die einst im Besitz des Puschkin-Herausgebers Pawel Wassiljewitsch Annenkoff waren. Vier davon, und zwar Varianten zur „Kapitänstochter", sowie der Entwurf zu einem märchenhaften Poem, dessen Held die in der russischen Volksliteratur beliebte Figur des Königssohns Bowa bilden sollte, sind bisher nicht veröffentlicht.

K. Immermanns „Münchhausen" ist in einer neuen russischen Übersetzung der Brüder Gr. L. und B. L. Jarcho in der Reihe „Schatz der Weltliteratur" erschienen, die der moskauer Verlag „Academia" herausgibt. (P. E.)

* * *

Günther Erich (Berlin) schreibt uns in Hinblick auf Fritz Diettrichs Besprechung seiner Gedichte (L. E. XXXIII, 440), daß er niemals die Behauptung aufgestellt habe, seine Gedichte wögen das Gesamtwerk Stefan Zweigs auf.

* * *

Uraufführungen. Wien. (Komödie): „Tausch". Groteske in einem Vorspiel und drei Akten von E. Alexander (25. April 1931). — (N. Wiener Schauspielhaus): „Schuh und Leder." Lustspiel von Karl Rößler (12. Mai 1931). — (Ebenda): „Der Schlüssel zum Paradies." Schwank von Julius Horst (22. Mai 1931). — (Die Komödie): „Der Geliebte." Lustspiel von Otto Arnold (23. Mai 1931).

Redaktionsschluß: 3. Juni 1931.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Die Grenze

Eine Meldung aus Paris vom 25. Juni teilt mit, daß bei der 500-Jahrfeier der Jungfrau von Orleans in Versailles die jugendliche Darstellerin der Jungfrau in Wahnsinn verfallen ist. Mit ungewöhnlicher Inbrunst hatte sich das junge Mädchen in ihre Rolle hineingelebt, die Aufführung gestaltet — in dem Augenblick, da sie zum Scheiterhaufen geführt werden sollte, brach sie ohnmächtig zusammen — man hielt auch das zunächst für Spiel, bis man in der aus ihrer Ohnmacht Erwachten die in Wahnsinn Verfallene erkannte.

Das deutet auf die vielumstrittene Grenze. Wie weit dürfen sich Darsteller mit den von ihnen Dargestellten identifizieren? Der Routinier wird antworten: bis aufs letzte, denn Routine hat ihn mit einer Schutzhaut umgeben. Auf junge und leidenschaftliche Gemüter trifft das nicht zu. Für sie bleibt die Notwendigkeit bestehen (nicht nur im medizinischen, nein, auch im künstlerischen Interesse), sich während des Spiels das Spiel zu vergegenwärtigen, und wäre es nicht anders als in einem Zuruf an das Ich in der Ekstase des Du.

Aber diese Grenze besteht auch für den Kunstgenießer. Deutlich erinnern wir uns aus unserer Jugend, daß vielfach, fühlten wir uns bei gebrochnem inneren Widerstand rettungslos den Mächten des Spiels verfallen, wir uns selber zuriefen: es ist nur ein Spiel. Das war der Halt an der Grenze. Sie liegt für Neulinge näher als für Spielgewohnte. Immer aber bleibt die Frage, ob es nicht gerade um des tiefsten, des freien Kunstgenusses willen notwendig ist, die Grenze dauernd im Auge zu behalten?

Die Grenze als solche ist ein Preislied auf die Grenznahen; auf die Jugend. E. H.

Calderon-Renaissance

Vor einigen Jahren zeigte die Habimah Calderons Schauspiel „Die Locken Absalons" — die Verschiedenheit der Konfession überbrückte das Gemeinsame der Entstehung des Stücks und der Aufgabe dieses hebräischen Kulttheaters.

Die Calderon-Feier des berliner Staatstheaters brachte das auto sacramentale „Das Gastmahl des Balthasar" — eine frühe Form des „Lehrstücks", eines „Denkspiels": einer Bühne also, die sich um die Dramaturgie der Brecht und Kaiser müht, sehr verwandt.

Jetzt kommt die bleibende Erinnerung an das Calderon-Jahr: die Nachdichtung von Calderons „Über allen Zauber Liebe" durch Wilhelm von Scholz (Horen-Verlag, Leipzig). Daß Scholz schon immer ein ausgezeichneter Bühnenbearbeiter war, bewiesen seine Bühneneinrichtungen von Shakespeare, Hölderlin, Plautus. Daß er um das Wesen des Dramas Bescheid weiß wie die allerwenigsten Zeitgenossen seine „Gedanken zum Drama". Aber noch kaum je sind Bearbeiter und Thema, Aufgabe und Leistung so glücklich zusammengekommen wie hier. (Man denke an Scholz' „Vertauschte Seelen"!)

„Über allen Zauber Liebe" handelt von Ulysses' Aufenthalt bei Circe in barocker Stilisierung. Zwischen den beiden Zauber als Liebe, Liebe als Zauber, Rückkehr der Zauberin ins Chaos — das hat die Tiefe des Mysteriums wie sie unter den heutigen Dramatikern fast allein Wilhelm von Scholz zugänglich ist. Thematisch wie formal damit verflochten die ewigen Späße des Mimus, auch hier Zauber, Zauber auf einer anderen Ebene, in einer anderen musikalischen Tonart, das Ganze durch romantische Ironie von außerordentlicher räumlicher Tiefenwirkung. Scholz' Sprache trifft den musikhaften Fluß des calderonschen Verses wie den burlesken Wortwitz. Das dramaturgische Zauberwort: Mimus und Mysterium bekommt durch sein wissendes Schöpfertum pralles Leben.

In den heutigen Theaterprogrammen überwiegt (wenn man von den ganz läppischen Schwänken absieht) das „Soziale". Das „Festliche" (diese schöne Unterscheidung stammt von Hofmannsthal, der damit auch die Polarität Brahm-Reinhardt wesenhaft umreißt) ist ihnen abhanden gekommen. Unsere Zeit braucht beides. Wie Calderon selbst Zeitdramatiker und Festspieldichter war. Der praktische Theatermann Scholz hat „Über allen Zauber Liebe" so geschrieben, daß es jede Bühne spielen kann. Es aufzuführen ist kein Experiment. Aber es ist vor allem ein Stück für Reinhardt. (Den Reinhardt, der den „Sommernachtstraum" und „Die schöne Helena" schuf!) L. W.

Tolstojs Modelle

Aus: „Glimpses of high Politics." The Autobiography of N. V. Tcharykow. London 1931, George Allen & Unwin Ltd.

Wir verdanken es der Güte des Herrn Hermann Lutz, München, daß er uns auf die Stelle aufmerksam gemacht hat, die wir hier in eigener deutscher Übersetzung wiedergeben:

Unter den Freiwilligen, die Moskau im Sommer 1876 im Ausmarsch gegen Serbien verließen, hat Graf Leo Tolstoj „Wronsky" genannt, den Helden seines unvergleichlichen Romans „Anna Karenina". Da sich dies vor mehr als fünfzig Jahren zutrug, denke ich, daß es erlaubt ist, die wahre Begebenheit, auf der der Roman beruht, mitzuteilen. Ich kannte beide persönlich, „Wronsky" und „Karenin", und es war reiner Zufall, daß ich nicht „Anna" traf. Die „Oblonskys" und die „Tscherbatzkys", die Tolstoj schildert, fand ich in Moskau noch lebend, wo Tolstoj und seine Familie gleichfalls lebten, in einem abgelegenen Teil der Stadt, wohin nur durch besondere Umstände dahin verschlagene oder dafür privilegierte Leute gelangten. Die Eisbahn im Zoologischen Garten, auf der sich „Kitty" und „Lewin" trafen, war noch dieselbe, wenn auch weniger in Mode.

Nach der Erzählung in Tolstojs Roman trifft ein vornehmer Kavallerieoffizier aus Moskau Anna Karenina, die kluge, anziehende und sehr weibliche Frau eines gealterten petersburger Bürokraten und verfällt der Liebe zu ihr. Die Leidenschaft ist gegenseitig. Nach einem aufregenden Vorfall bei den Rennen in Tsarskoje Sselo und einem Selbstmordversuch Wronskys flieht er mit Anna. Sie können sich nicht heiraten, weil Karenin aus religiösen Motiven die Ehe-

Digitized by Google

scheidung verweigert. Er nimmt sich Annas kleinen Sohnes an; inzwischen bekommen Anna und Wronsky eine Tochter. Schließlich wird Wronsky, der sich von seinem Regiment zurückgezogen hat, des Nichtstuns und vielleicht in gleichem Maße Annas müde. Sie lebt der Meinung, er trage sich mit Heiratsgedanken mit einem jungen Mädchen, das er in der Nähe von Moskau besucht. Sie geht zu der Eisenbahnstation, von der Wronsky gewöhnlich abfährt, und wirft sich unter einen vorüberfahrenden Zug.

Die innere Geschichte von „Wronsky" und „Anna" ist durchaus wirklichkeitsecht, nur die äußeren Umstände sind derart verschoben, daß Held und Heldin unkenntlich werden. Ich bin in der Lage, zu wissen, daß sich die Geschichte nicht in der militärischen und bürokratischen Gesellschaft Petersburgs zutrug, sondern anderwärts zwischen zwei russischen Diplomaten. Ich erlaube mir auch heute noch nicht, die wirklichen Namen der handelnden Personen dieses Dramas zu nennen, obwohl „Wronsky" und „Karenin" seit langem tot sind. Aber „Anna" mag noch am Leben sein und die Tochter von „Wronsky" und „Anna" lebt aller Wahrscheinlichkeit nach noch heute. Ich lernte „Wronsky" im Jahre 1881 kennen, während er auf Urlaub in Petersburg war. Er kam in seiner Karriere erfolgreich vorwärts. Er war ein schlanker, gutaussehender junger Mann mit schwarzem Bart, ein gutbegabter, gemeinhin gesprochen, kluger, intelligenter aber etwas haltloser Mann. „Anna" warf sich nicht unter einen Zug, sondern büßte ihre Leidenschaft, indem sie zehn Jahre lang unter ihrer qualvollen und ungesetzlichen Verbindung mit „Wronsky" litt, bis „Karenin" endlich zu einer Scheidung überredet werden konnte. Die Trauung wurde dann auswärts in einer russischen Kirche vollzogen, während „Wronsky" Chef einer diplomatischen Sendung war. Das letztemal traf ich ihn 1889 beim Frühstück in der russischen Botschaft in Paris. Damals war aus Tolstojs Held ein derber, grauhaariger alter Mann geworden, dazu ausgesprochen abergläubisch. Er weigerte sich hartnäckig, zu Dreizehn zu Tisch zu sitzen: die Frau eines der Gesandtschaftssekretäre mußte im letzten Augenblick zu Tisch gebeten werden, was zu einer allgemeinen Verzögerung von einer halben Stunde führte. „Wronsky" aber hatte sich damals das Blaue Band einer diplomatischen Laufbahn gesichert.

„Karenin" seinerseits gab unmittelbar, nachdem er „Anna" verloren hatte, seinen diplomatischen Dienst auf und wurde einer unserer guten Provinzgouverneure. Viele von Tolstojs Lesern haben sich dahin geäußert, eine gewisse Ähnlichkeit zwischen „Karenin" und Pobjedonoszew, dem Generalprokurator des Heiligen Synods und bösen reaktionären Genius Alexanders III. zu entdecken. Da die Exkommunikation Tolstojs aus der russischen Kirche durch Pobjedonoszews Hände ging, hat man angenommen, daß Tolstoj absichtlich seinen „Karenin" mit komischen Zügen und einer unglücklichen Heirat begabte. Der wirkliche „Karenin" ähnelte Pobjedonoszew, den ich gleichfalls kannte, nur insofern, als er hochgewachsen und in seiner Jugend schlank war.

„Karenin" war ein tiefreligiöser, allgemein beliebter Mann, eine noble Seele und ein Kinderfreund. Sein Sohn blieb, wie Tolstoj erzählt, bei ihm und wurde später im Zivildienst in der russischen Provinz verwandt. Aber „Anna" wurde niemals in „Karenins" Herzen und Leben ersetzt. Er liebte es, einmal die Woche, Dienstags, in Petersburg begabte junge Leute um sich zu sammeln und half vielen von ihnen, ihre wissenschaftlichen oder künstlerischen Talente auszubilden. Er starb im Alter als geehrter Senator. E. H.

Der allererste Ringelnatz

In seinem „Leben bis zum Kriege" spricht Joachim Ringelnatz von einem dünnen Band lyrischer Gedichte, am 28. Juli 1910 im Hans Sachs-Verlag, München, erschienen, als seinem „ersten" Buch, indessen er eine Seite vorher schreibt: „Der Verlag Schreiber-Eßlingen brachte im Juni 1910 ein Bilderbuch für Kinder mit Text von mir heraus unter dem Titel ‚Kleine Wesen'." Was tut ein braver Ringelnatz-Sammler ob solcher Notiz? Er bestellt, wie wenn es selbstverständlich sei, daß solche „Kleine Wesen" noch immer nicht vergriffen wären, das Buch bei dem Herrn Verleger J. F. Schreiber in Eßlingen und — erhält es postwendend für ganze M. 1,25 gebunden und mit sehr bunten Bildern von Fritz Petersen versehen zu ganzen vierzehn Gedichten von Hans Böttcher, in dem — das erkennt man sogleich lächelnd — bereits der ganze zukünftige Ringelnatz steckt. Wie schnell wird man aus dieser immer widerwärtigeren Gegenwart in eine Vergangenheit entführt, in der wir eigentlich alle, selbst wenn wir bereits den Vorexpressionismus auf unsere Fahnen geschrieben hatten, paradiesische Kinder waren! Mit dieser wundervollen Ringelnatz-Einleitung:

„Viel passiert zu allen Zeiten
In der Welt der Kleinigkeiten.
Stimmt bald ernst und stimmt bald heiter. —
So, nun blätt're, bitte, weiter."

Und dann geht es los: von einem Fädchen und einem Nilpferd, von Funken, Pulverfaß und Feuerwehr, vom guten König Magarone und seinem Edelstein (um den ein böser König aus Polen kommt und einen Krieg anstiftet — was hoffentlich nicht noch nachträglich zu politischen Konflikten führt), von einer Seifenblase und einer Spinne, wie aus einem Kuckucksei ein Krokodil hervorkroch, wie Herr Müller einen Floh in zwei Teile schnitt, von der glückhaften Nadel eines Schneiders, wie gut es war, daß eine Amsel ein ganz bestimmtes Samenkorn nicht zerpickte, von einem Hasentod durch einen Wassertropfen, von der Schlange, die einen Kopf fraß, vom Stein, der zur Lawine ward, vom bösen Jungen, der seiner stets herausgestreckten Zunge wegen zum Leierkastenmann ward, von der armen kleinen Lina, die schließlich Kaiserin von China ward, nur weil sie so fleißig, brav war und so gern lernte. Und wenn das alles unser heutiger Ringelnatz auch gar nicht mehr wahrhaben will — es ist selbst aus dem gegenwärtigen Buchhandel nicht wegzuleugnen; und alle Ringelnatz-Sammler werden jetzt sogleich auf die Jagd nach diesen „Kleinen Wesen" gehen; und ein alter Herr in Eßlingen mag den Kopf schütteln, wieso und warum plötzlich in einen über zwanzig Jahr alten Laden- und Verlagshüter neues Leben gekommen ist.

Alfred Richard Meyer

Abenteuerromane

Vom Abenteuerroman weiß man, daß er den ältesten Typus der Kunstgattung des „Romans" darstellt. Weisen doch schon die Begriffe „Roman" und „Abenteuer" (Aventure) auf die frühen, im romanischen Volksidiom verfaßten Rittergeschichten des Mittelalters hin. Das Abenteuerliche, Seltsame, Wunderbare, Phantastische wurde schließlich für den „Roman" überhaupt charakteristisch. Mochte es nun um ritterliche Fehden gehen oder um waghalsiges Liebesgeplänkel. Um ge-

Digitized by Google

fahrvolle Fahrten und Irrfahrten durch fremde Lande oder sonst schier unglaubliche Geschehnisse und deren heldenhafte Bezwingung. Stets galt es ein abenteuerndes Kreuz und Quer durch Welt, Leben und Liebe, wie es so einmal zum Wesen des fahrenden Ritters gehörte. Solche Ritterwelt liebte ja von je den friedfertigen „Bürger", der gottergebenen Klerisei harsch vor den Kopf zu stoßen. Die sie ihrerseits in ihren befestigten Städten und Klostermauern ebenso fürchteten, wie sie sie ihrer Heldentaten willen bewunderten und priesen. So manche Klosterbrüder und „zünftigen" Bürger findet man unter den frühesten Romanschreibern. Wohingegen die von ihnen gefeierten Helden zwar blindwütig dreinhauen und lästerlich fluchen konnten, nicht aber immer auch lesen und schreiben. Dergleichen dünkte sie ihrer unwürdig, denn dem Faustrecht galt einzig der Speer; die Kielfeder mit

Don Quichotte und die Mühle
Zeichnung von Margret Brussot-Barden

ihren „Verordnungen" aber war ihr grimmigster Feind. Als spätere Geschlechter zum „Abc" sich bekehrt, war es um die alte Ritterherrlichkeit längst geschehen. Was Wunder, wenn solch Mißgeschick einem Don Quichotte, der noch edles Heldenblut in sich fühlte, vollends den Kopf verdrehte? „Gibt es auch keine Abenteuer mehr zu bestehen", dachte er, „wie sie die alten Ritterromane so begeisternd schildern, was hindert, solche sich zu schaffen?" Don Quichotte ist um Rat nie verlegen, auch nicht, als etliche Windmühlen ihm den Weg verstellen. Flugs holt er aus zum Lanzenstoß nach einem der „Arme" des vermeintlichen „Riesen". Doch ehe er sich recht versehen, hat der auch schon den kühnen Ritter, dessen Lanze splittert, samt seiner Rosinante weithin durch die Luft gewirbelt. Daß bei derlei Knalleffekt auch das Eslein bockt und den abenteuerlüsternen Sancho Pansa kopfüber absetzt, ist nicht verwunderlich.

Robinson und Freitag
Zeichnung von Margret Brussot-Barden

Mit Erlassung des „ewigen Landfriedens", der das ritterliche Waffenhandwerk brachlegt, ist es mit chevaleresken Abenteuern vollends aus. Im Roman waltet immer mehr das Liebesabenteuer vor. Wer nach gefahrvolleren Aventüren

Al Capone, der Verbrecherkönig
Zeichnung von Margret Brussot-Barden

Digitized by Google

Verlangen trägt, flüchtet nach der neuen Welt. Als der junge Robinson seinen Eltern entläuft, treibt auch ihn solche Abenteuerlust ins Weite, auf fremde Meere, an ferne Küsten, unter andere Sterne. „Oh, wenn du denkst, ich frage erst um Erlaubnis", sagt er zum Freunde, „so irrst du dich!" Ein ganz moderner Junge. Doch schon ist auch das Zeitalter der Konquistadoren unwiederbringlich dahin und aus den erträumten Abenteuern unter Wilden wird eine recht zahme exotische Idylle, bedingt durch die Gemütsart des getreuen Insulaners „Freitag" und das noch sanftere Lama, das höchstens bei Gereiztheit verächtlich eins spuckt.

Unserer Zeit blieb es vorbehalten, eine andere Abart des Abenteuerromans zu gestalten, voll unbändiger Freizügigkeit und Großartigkeit, voller Gefahren: den Verbrecherroman. Und ritterlich-galante, in jeder Hinsicht waghalsige Helden sind es wieder, die da agieren. Angehaltenen Atems erlebt man deren Anschläge und Streiche, all die aus ihrem lichtscheuen Metier erwachsenden Groß- und Schandtaten. Durchstreift dabei die „Unterwelt" mit ihren Kloaken und sonstigen Schlupfwinkeln, späht hinter Kerkermauern, sieht sich mitunter sogar im feenhaften Palast des Verbrecherkönigs, der da als richtiggehender Dollarmillionär hofhält. Sein Gegenspieler ist meistenteils irgendein fabelhaft gerissener, todesmutiger Detektiv, nebstbei Meisterboxer, Degenfechter, preisgekrönter Fußballer und fulminanter Tangotänzer, der allemal als bescheidener Clerk oder Messenger boy begann.

Frau Aventiure, wie hast du dich verwandelt! Freilich, von Robinsons Eiland bis Honolulu hat alles heut schon die Kultur beleckt. Trostlose Zeiten für rechte Abenteurer! Auch um einer Dulcinea willen bricht man längst keinen Speer, höchstens noch die Rippe beim Fußballmatch. Dem Sportjüngling gilt heute das Interesse der Massen gleich hinterm Kapitalverbrecher. Versteht es der amerikanische Romancier, seinen Banditen mit einem Champion den Kampf ausfechten zu lassen, gehn die ersten 100000 Exemplare ab gleich frischen Brötchen. Man höre etwa: „Der Anschlag auf die Chicago Exchange Bank wird zur Tat. Al Capone am Volant, Jimmy, Bill und Francis im Fond, rast der ‚Ford' durch die Bankavenue. Al Capone stoppt, setzt raus, Bill und Jimmy hinterdrein mit schußbereitem Browning durchs Portal in den Kassensaal. Sache eines Moments. ‚Hands up!' brüllt der dicke Bill mit Stentorstimme. Zitternd, schreckverzerrt die Mienen, recken die Clerks die Hände hoch. Alles wie am Schnürchen. Schon ist Master Bill am Werk, den Dollarschatz der Tresors einzusacken, da — wie Blitzschlag saust es ein auf ihn. Bob, ein green-horn von Clerk, mit gezücktem Lineal kommt da irgendwoher angesprungen. So ein Junge! Enragierter Fußballer, ‚schießt' der fix den nächstbesten ‚Hocker' nach Bills dicken Schädel. Allerhand Hochachtung! Der sitzt nur zu richtig! Jimmy, sonst ein ehrenwerter Bandit, der nie unnütz Blut vergißt, legt da den Browning an, schießt — doch schneller noch ‚schießt' Bobby: der zweite ‚Hocker' gilt ihm. Kick in face. Armer Jimmy! Nein, so ein Kerl! (Hinterher erfuhr man: Kein Fußball war vor Bob je sicher!) 2:0. Was blieb da übrig? Zweite Halbzeit abwarten? Aberwitz! Al Capone, geistesgegenwärtig, befiehlt: ‚Rückwärts konzentrieren!' Flugs springen die drei zum ‚Ford' — Mißgeschick, aber fair play! — und blitzschnell geht's wieder zurück nach der sicheren Garage." —

Andere Abenteuer, andere Helden interessieren heutigentags, da die größten Wunder der Technik Alltäglichkeiten wurden. Kriminalromantik und Rekordreportage in den Riesenauflagen der Tagespresse, dazu Autocar und Flugzeug, Rundfunk und Tonfilm, Sport-, Weekend- und Tanzdielenbegeisterung haben sich als Feinde des Romans verschworen. Der moderne Romancier sucht ihnen daher zu begegnen, indem er sie allesamt in seine Abenteuerromane aus ebendiesem wunderreichen Alltag bannt.

Martin Brussot

Katholische Enzyklopädie

Der Verlag Herder, Freiburg, legt sein großes Konversationslexikon neu auf. Das ist keine Neuausgabe, die im Schlendrian das Alte weiterführt und sich auf sachliche Ergänzungen beschränkt. Vielmehr ist etwas typographisch Neues entstanden, etwas, in redaktioneller Hinsicht Vorbildliches, etwas was kein bloßes Nachschlagewerk ist, sondern so etwas wie ein Weltgebäude. Und zwar eins, das nicht lediglich die katholische Welt interessieren muß. Eine Art Synthese aus Thomas von Aquino und Diderot-D'Alembert.

Was Anordnung, Gliederung und Formulierung betrifft, Auswahl und Wiedergabe des Bildmaterials — das muß für alle umfangreicheren Lexika schlechthin vorbildlich sein. Wie steht es aber mit der Geistesfreiheit? Daß für den gläubigen Katholiken kein anderes Lexikon in Frage kommt als diese zwölf Bände, die durch einen Atlasband ergänzt werden, versteht sich von selbst. Was vermag dieses Werk, dessen Wirkung um seiner Qualität willen, eine weitergehende Wirkung zu haben berufen ist, aber dem Nichtkatholiken zu geben?

Da ist vor allem ein Zug zur Toleranz bemerkenswert. Bei den wichtigen Lebensfragen ist zwar stets die Meinung der Kirche angegeben. Aber zumeist nicht als das entgegengesetzte, sondern als das höhere Prinzip. Liberalismus, Sozialismus, Kommunismus kommen in den Artikeln des ersten Bandes (A. Battenberg) gewiß nicht gut weg. (Aber selbstverständlich Nationalismus und Nationalsozialismus als unchristlich und volksstaatfeindlich auch nicht.) Aber die Abfassung ist stets so, daß sie bei unkritischen Menschen keinen Schaden stiftet und der Kritische sich mit einem Standpunkt auseinandersetzen kann, der nicht von einer flächigen Tendenz bedingt ist, sondern von der Einheit eines Weltbildes. Des einzigen, das heute eine solche besitzt. Sozialismus und Kommunismus sind in sich revisionsbedürftig, der Liberalismus vernichtet sich durch Radikalisierung, dessen Grenze er nicht kennt, und durch gefährliche Indolenz, und die anderen Richtungen gehören der Vergangenheit an. So paradox es sich anhört, so oft der im Liberalismus und Humanismus erzogene Geistesarbeiter gegen Bevormundung der Kunst usw. Stellung nehmen muß — der große Herder lehrt es aufs neue: das katholische Weltgebäude ist heute das relativ liberalste. Der große Herder wird dem Diesseits der Welt durchaus gerecht, in kirchlichen Dingen ist der dogmatische Standpunkt der selbstverständliche, die geisteswissenschaftlichen Artikel sind allgemeinverständlich und durchdacht zugleich. Ein Ratgeber von der Abortanlage bis zum Anstandsunterricht, von der Abrüstung bis zu Barlach. Dies Lexikon will ein Führer durch unsere Zeit sein. Es spiegelt im kleinen die heutige politische Schlüsselstellung des Zentrums wider.

L. W.

Digitized by Google

Dichtung und Glaube

Von Ernst Wiechert (Berlin)

Ich glaube, daß, wie ein Baum seine Wurzeln im Dunklen haben muß, um blühen zu können, der Dichter seine Wurzeln in Gott haben muß, um blühen zu können. Literatur kann auf der Oberfläche der Erde wachsen, wie die Moose und die Flechten wachsen, und gleich diesen kann sie eine Speise für Anspruchslose und ein Haus für die Kleinen sein. Gleich diesen kann sie ganze Länder bedecken, eine einheitliche Schicht des Geistes, aber die Augen dessen, der durch die Länder wandert, hängen nicht an ihnen, sondern an dem dunklen Bild des Baumes, der von Meile zu Meile aus ihnen aufsteigt und als ein Zeichen des Weges fern vor dem Horizonte steht.

Gleichviel, welchen Namen Gott bei den Dichtern führt. Gott hat viele Kleider, gleichwie viele Wohnungen in seinem Reich sind, und es ist nur nötig, daß er der „Verhüllte" ist und sie ihre Hand ausstrecken können, um seinen dunklen Mantelsaum zu berühren. Für den Dichter der Psalmen war er der Bekannte und für Nietzsche war er der Unbekannte. Goethe wollte ihn nicht nennen, für Dostojewskij war er der „weiße Heiland", und für Rilke war er der „Dunkle". Für die Dichter des Krieges hieß er Vaterland, und für die Dichter der Revolutionen hieß er Freiheit. Aber für alle war er die dunkle, kühle Erde, in die sie ihre Wurzeln tauchten. Sturm war um das Leben ihrer Alltage, Frost und Hitze, Hunger und das Beil des Nächsten. Aber ihr Blut stieg aus dem Dunklen, aus dem Behüteten und Unzerstörbaren, wo ihre Mütter wohnten, immer bereit für den Heimkehrenden, mit Speise und Trank, mit Balsam für die Wunden, mit einem neuen Lied für die Ausgeschöpften.

Denn sie glaubten, und der Glaube machte sie selig. Sie glaubten an Jehova oder an die „Harmonie". An die sittliche Weltordnung oder an das Sternengesetz, an die Natur oder an die Notwendigkeit. Aber sie alle glaubten an etwas Unsichtbares, das im Dunklen war und das sie heller zu machen hatten. Wenn sie dichteten, so gruben sie Gott aus dem Verschütteten der menschlichen Schächte. Sie beteten nicht an, sie knieten nicht, sie erzeugten nicht. Sondern sie gebaren ihn. Mit jedem Vers enthüllten sie das Verhüllte. Sie deuteten nicht das Sichtbare der Welt, die Zahl, das Bild, den Schein. Sie wußten, daß hinter der Ebene des Lebens die zweite Ebene steht, die unsichtbare, und daß es ihres Lebens Werk

Ernst Wiechert
Zeichnung von B. F. Dolbin

war, das Unsichtbare sichtbar zu machen. Sie wurden nicht fertig, selbst Goethe nicht, und das Beste, was sie gaben, war ein Stammeln vom Unsichtbaren, wie ein Kind von einem Wunder stammelt. Aber die Ernte unserer 100000 Jahre liegt in dieser gebrochenen Gottsprache. Nicht in unseren Automobilen, Flugzeugen, Untergrundbahnen und Raketen. In diesen liegt die größte Klarheit menschlicher Sprache, die Vollendung eines Virtuosen, die Herrschaft über drei Dimensionen. In jenem aber

Digitized by Google

liegt das dunkle Zeugnis einer vierten Dimension. Für dieses Graben in den Schächten Gottes war es nicht immer gut, daß Christus geboren wurde, und noch weniger gut, daß aus seiner Saat das Christentum entstand. Eine Sohle im Bergwerk war da, und die Müden sagten: „Hier ist es, und tiefer geht es nicht." Eine Offenbarung war da und der Grund war erreicht. Sie bedachten nicht, daß Vorhöfe vor dem Allerheiligsten liegen und daß Herolde vor den Königen gehen. Ihre Hände bluteten, und ihre Kniee konnten sich nicht tiefer beugen. „Wir haben Gott geschaut", riefen sie nach oben, „und wer weiter gräbt, leugnet Gott". Aber sie vergaßen, daß es ein „Spiegel war in einem dunklen Wort". Christus wußte nicht von den Tieren, aber Gott weiß von ihnen. Christus wußte nicht von den Wäldern, aber Gott weiß von ihnen. Christus wußte von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit, aber nur Gott weiß von den Erniedrigten und den Beleidigten in der Obrigkeit Namen und dem Recht des Ungehorsams gegen sie. Christus wußte von den Samaritern und dem Nächsten, von Magdalena und von den Kindern. Aber der Wanderer in uns kann nicht bei den Kindern bleiben. Es ist schön, zu ihnen zu sprechen, daß sie lächeln und träumen, aber einmal muß der Wanderer aufstehn und weiter gehen, hinter die Kinder, in eine dunkle Welt.

Es waren nicht die Schlechtesten unter den Dichtern, die zu Christi Füßen blieben. Matthias Claudius blieb bei ihm und empfing das schönste deutsche Lied aus seiner Hand. Aber die Unruhigen und Unerschrockenen blieben nicht. Sie standen auf in der Herberge, um die Abendzeit, und gingen hinaus in die weglose Nacht. Das Licht leuchtete hinter ihnen in der Finsternis, aber sie wollten Gottes Flamme und nicht Gottes Licht. Sie wollten nicht den Stamm des Kreuzes sondern seine Wurzel. Sie waren Gottes treueste und ärmste Knechte, denn sie wollten den Vater und nicht den Sohn. Sie wollten die Tränen des Diesseits trocknen und nicht die des Jenseits weinen. Sie wußten, daß Gott hinter dem Menschen steht, aber daß man durch ihn hindurchgehen muß, um zum Bruder im Menschen zu kommen.

Aber die zurückblieben, begannen sich einzurichten im neuen Reich. Sie kleideten Gottes Sohn und bauten ein Haus um ihn. Sie schrieben eine Verfassung für sein Reich und stellten ein Heer mit Schwertern vor seines Thrones Füße. „Wir haben Gott gefunden", riefen sie, „und wer nicht für ihn ist, ist wider ihn". Und sie bauten Häuser für die Heere und gaben ihnen Fahnen in die Hand und machten ein Pergament aus Gottes Wort und ein Dogma aus dem Atem seines Mundes. Und immer ferner gingen die Dichter von diesem Haus. Denn man hatte das Wasser des Lebens auf Flaschen gezogen und mit Etiketten versehen, und vor dem Flaschenhaus stritten die Ärzte und beschimpften einander und hielten ihre Ware hoch: „Nur echt mit dem Firmenzeichen Dr. X!"

Und dann wurden die Kirchen gebaut, mit Gestühl für die Reichen und den Bänken für die Armen. Und wer die Glocken über seinem letzten Weg haben will, muß sie bezahlen. Und wer in der Erde der großen Mutter ruhen will, muß sie bezahlen. Es ist wahr, daß Joh. Seb. Bach an der Orgel saß, aber wenn seine Töne aufstiegen, so brachen sie durch das Dach des Hauses, und mit ihm brach seine Seele auf und suchte Gott im Unendlichen. Und wenn Beethoven die Missa solemnis schrieb, so schrieb er sie für die dunkle Gemeinde in der Seele der Gläubigen. Und die Kirche war, was die Bühne für Shakespeare war: ein Gerüst, von dem sie die Hand hoben in die Ewigkeit. Eine Wand, auf die sie schrieben, wie Gefangene auf die Wand eines Kerkers schreiben; aber wovon sie schreiben, ist hinter der Wand: die Freiheit.

Ich glaube, daß Gott der Baum ist, an dessen Wurzeln die Dichter wohnen müssen. Ich glaube nicht, daß es ihnen gut ist, beim Sohn auszuruhen und zu sagen: „Niemand kann zum Vater kommen." Und ich glaube, daß sie aufhören, die Künder der letzten Dinge zu sein, wenn sie zu den Dienern der Kirche gehen, um zu fragen, wie es Gott gehe. Denn ein Dichter, der zu einem Pfarrer geht, um Gottes Wort zu hören, ist gleich einem Astronomen, der in ein Planetarium geht, um die Sterne zu sehen. Wir sind ein Volk, das kein Brot hat und dem man Papier statt des Brotes reicht. Wir setzen unsere Kronen nicht immer auf die gesalbten Stirnen, und wir bauen Tempel für viele, die nicht Gottes Ebenbild sind. Und dann klagen wir, daß Gott sich von uns gewendet hat und wissen nicht, daß die Mißachteten und Verlachten des Volkes, seine Dichter, vielleicht die Treuesten sind, die seine dunkle Krone noch bewahren und zu denen er kommt, in den Nächten seiner Einsamkeit, wie der alte Lear zu Cordelia kam.

Digitized by Google

Der neue Lindsey

Von Ilse Reicke (Berlin)

Es muß schon ein ungewöhnlicher Charakter sein, der durch seine persönlichen Äußerungen zum Thema der Ehereform und des heutigen Jugendlebens die Hochintelligenz und die Halbintelligenz zweier Kontinente in Aufruhr zu bringen vermag. Als die Verfasserin vor zwei Jahren in dem großen Lyzeum einer rheinischen Stadt, nach einem Vortrag in der Aula, den jungen Mädchen ganz allein zur persönlichen Fragebeantwortung überlassen wurde, lautete die erste Bitte, die sich hervorwagte: „Ach, Frau Doktor, erklären Sie uns doch richtig, was Kameradschaftsehe ist." Acht Wochen später, unter anderem Himmelsstrich, vor Mädchen anderer Rasse, anderer Sprache und Kultur, vor den jungen Estinnen in Reval, wiederholte sich die gleiche Lage. Die erste Frage, nachdem Direktor und Kollegium die Aula verließen, lautete abermals: „Was ist denn in Wirklichkeit Kameradschaftsehe?"

Wenn nun eine Persönlichkeit von derart weitreichenden Wirkungen und dazu ein Mann, der daheim und im Ausland so verlästert und verleumdet, aber auch so von Sagen umrankt wird, wie nur je in früheren Jahrhunderten ein Drachentöter und Lindwurmbezwinger, heute seinen Werdegang beschreibt, dann darf er bei Freund und Feind mindestens des größten Interesses gewiß sein. Um es gleich vorweg zu sagen: diese Autobiographie Lindseys ist genau so reizvoll wie seine früheren Bücher durch die persönliche Art des Vortrags und die Fülle anschaulicher Beispiele aus dem Leben, die, echt amerikanisch, und ähnlich wie in den Büchern Margaret Sangers, auch da noch fesselt, wo sie anfängt, zu ermüden. Auf alle Fälle vermittelt sie dem Leser mehr Impulse und Begeisterung als alle auf die Phiolen der Statistik und abstrakten Formen gezogenen Erkenntnisse mancher deutschen Forscher und Künder.

In dreifacher Beziehung interessant und neu für den deutschen Leser ist der Hintergrund, vor dem die Gestalt dieses Mannes sich bewegt. Man lernt einmal einen westamerikanischen Staat — Colorado — (in seinem wirtschaftlichen und künstlerischen Aufstieg während der letzten fünfzig Jahre) überraschend kennen, man erwirbt mancherlei Kenntnisse über das amerikanische Justiz- und Anwaltswesen, so etwa die, daß der Anwaltsberuf sich hier aus dreijähriger praktischer Lehrzeit ohne vorhergehendes Rechtsstudium, entwickeln kann, und endlich darf man einen anschaulichen Blick tun hinter die Kulissen des amerikanischen Parteilebens und politischen Getriebes. Lindsey, der Demokrat, der Jurist, der Lokalpatriot ist mit allen drei Gebieten eng verwachsen gewesen.

So darf seine Autobiographie nicht allein ein höchst fesselndes persönlich-menschliches Dokument, sondern auch ein eigenartiges und wertvolles amerikanisches Kulturdokument heißen, das auch dort noch interessant ist, wo es vielleicht auf Widerspruch oder andere Anschauungen stoßen mag. Nebenher nur, daß als Freunde Lindseys in diesem Werk Persönlichkeiten auftreten wie der Präsident Theodore Roosevelt oder Luther Burbank, der berühmte originelle Pflanzenzüchter.

So viel über diese Biographie als solche, nun zu ihrem Gegenstand selber. Wen interessiert es nicht, zu hören, daß Lindsey 1869 in Tennessee, also einem der Südstaaten, geboren wurde, in der väterlichen Familie aus Schottland stammend, in der mütterlichen aus Irland. Er und sein Bruder wuchsen als richtige Farmerjungen einer südlichen Plantage auf, bis der Beruf des Vaters, der telegraphische Leitungen an einer neuen Eisenbahn zu legen hatte, die Familie nach Denver in Colorado herüberholte. Die mütterliche Familie war evangelisch, die Mutter selbst methodistisch, der Vater anglikanisch, später frommer Katholik und auch die Mutter trat über. Der junge Lindsey wurde aus einem freien Farmerjungen zu einem frommen Knaben in Notre-Dame, einer bekannten katholischen Schule des Staates Indiana, wurde sogar Meßdiener und galt als aussichtsreichster Kandidat für das Priesteramt — immerhin bemerkenswert für den heutigen vielfachen Gegner der katholischen Kirche! Als Mann erinnerte er sich, in den ersten Jahren seines zweiten Lebensjahrzehnts in Glaubensdingen neutral geworden zu sein.

Digitized by Google

Nach der mit 14 Jahren absolvierten Schulzeit drei Jahre Besuch einer baptistischen Universität, dann Lehrling in einem Anwaltsbüro und Beginn einer harten, schweren zweiten Jugendhälfte, seit dem plötzlichen Tod des Vaters immer am äußersten Rande der Armut. Der arme Bursche hatte oft einen Arbeitstag zu bewältigen, der von vier Uhr früh bis zehn Uhr abends dauerte, die Ernährung war in jenen Jahren längst nicht ausreichend, die Schlafzeit nicht genügend, keine Erholungspausen gab es, und so blieb er im Wachstum zurück für immer. Auch dies wichtig zu wissen für die Neunmalweisen, die aus Lindseys kleiner Statur Minderwertigkeitskomplexe und daher seine besondere Einstellung zur Jugend destilliert haben. Die Leiden der Armut lernte jedenfalls der spätere Anwalt der Armen bis zum Grund kennen.

Sehr hübsch und symbolisch, wie der junge Rechtspraktikant, der noch nicht einmal das erforderliche Alter besaß, sich seine ersten Sporen verdiente, als er einen Schuldigen überführte, was ihn bald darauf mit solchem Mitleid für dessen Frau und Kinder erfüllte, daß sein weiser Richter ihm sagte: „Ich glaube, es würde Ihnen viel mehr liegen, Leute zu verteidigen als zu überführen."

Der Jugendanwalt wird geboren aus dem Plädoyer für zwei kleine diebische Jungen, und aus dem Jugendanwalt wird sehr bald, in rascher konsequenter Entwicklung, der Schöpfer der amerikanischen Jugendgerichtsbarkeit und damit der Jugendgerichte in der Welt überhaupt. Im Jahre 1904 verlieh ihm die Universität Denver einen Ehrengrad und nicht ohne resigniertes Lächeln über den sonderbaren Lauf der Welt liest man heute in einem längst verschollenen, vor 22 Jahren erschienenen Büchlein der kürzlich verstorbenen Frauenrechtlerin und späteren deutschnationalen Abgeordneten Käthe Schirmacher die Sätze: „Die Bewohnerinnen von Colorado scheinen besondere Fähigkeiten für die politische Laufbahn zu haben. Sie haben auch ohne Rücksicht auf ihre Parteistellung die Wiederwahl des Jugendrichters Lindsey gesichert ... In Colorado besteht jetzt elterliche Gewalt über die Kinder statt der ausschließlich väterlichen."

Lindsey charakterisiert sich selbst: „Ich war wohl ein Querkopf, ein entschiedener Außenseiter in der praktischen Welt. Mein Streben ging nach Gerechtigkeit, eine lächerliche Abstraktion, mit der viele Leute nichts anfangen konnten, Gerechtigkeit für Kinder, Gerechtigkeit für überarbeitete Männer und Frauen und für menschliche Wesen im allgemeinen."

Dieses Streben macht den Lebensweg immer bewegter, immer kämpferischer. Die persönliche Ehre, der Lebensunterhalt wird untergraben, die treue tapfere Lebensgefährtin, das kleine Kind nicht verschont, der völkische Ku-Klux-Klan tritt in den Ring der Gegner, dann die katholische Kirche, jener Kampf mit dem Bischof Manning, der sich uns nur bruchstückweise in zerstreuten Zeitungsberichten spiegelte, rollt sich auf in seiner ganzen dramatischen Wucht. Einen Höhepunkt des Lebenskampfes bildet die lange Prozession zu jenem berühmten Autodafé, bei dem Lindsey die sämtlichen vertraulichen Notizen und Personalakten aus seinen Vernehmungen Jugendlicher verbrannte, um sie nicht dem Mißbrauch durch seinen Nachfolger zu überantworten. Ein Elftertor des Jahres 1927, gelegen an der 13. Avenue und der Umatilla Straße zu Denver. Lindsey wurde der Zerstörung von Gerichtsakten angeklagt, allerdings ohne Erfolg. Aber vor bald zwei Jahren entzog ihm das oberste Gericht von Colorado das Recht, an einem Gericht dieses Staates als Anwalt aufzutreten.

Heute schreibt ein aus dem Amt gejagter Mann, der 28 Jahre lang den Weg zu einer neuen Behandlung verängstigter Kinder und verzweifelter Erwachsener bahnte, der Schöpfer der Jugendgerichtshöfe, etwas absolut Neuem in der Welt, seine Selbstbiographie. Bekenntnis? Nein! Eine Rechtfertigung? Nein. Viel eher ein: „So bin ich, ich kann nicht anders." Und man vermeint aus diesen Kapiteln wie einen Unterton das alte Trutzlied zu hören: „Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib ...", das Trutzlied jenes Luther, den einst der fromme kleine Schüler von Notre Dame mit leidenschaftlicher Beredsamkeit für ein Werkzeug des Teufels erklärte.

England hat seinen Bernard Shaw, Amerika hat seinen Lindsey. Wer, wie die Verfasserin, den großen Staat jenseits des Atlantik aus eigener Anschauung kennen und lieben lernte, dem wird dies Buch von seiner persönlichen Bejahung Amerikas nichts nehmen, im Gegenteil, bei aller

Digitized by Google

Kritik und durch alle Kritik sie verstärken. Aber freilich: die Vorurteilsvollen, Unwissenden und dabei Verdammungssüchtigen wird es noch vorurteilsvoller und Amerika-feindlicher machen können.

Auf alle Fälle ein Buch, reich, interessant, und höchst wichtig zu lesen für einen jeden Bekenner des Satzes, der ganz unscheinbar mitten in den Seiten sich verborgen hält und doch in Goldschrift über diesem Buch und über diesem Leben, wie immer über dem eines Märtyrers, leuchtet: „Ich bin ein Menschenfreund."

Zechs Tier-Gedichte

Von Ernst Lissauer (Wien)

Von keinem einzigen mir bekannten Gedicht Zechs bleibt ein reiner Eindruck. Ihm ist die Gabe versagt, ein vollkommenes lyrisches Stück zu schaffen. Oft bleibt er in der Prosa stecken, wie in den Gedichten aus dem Bereich von Bergwerk und Industrie, und auch dann, wenn die Stimme sich ihm löst und er den „Ton" gewinnt, jene Verlainesche „musique", ohne die alles „littérature" bleibt, wird er von tauberen Stellen getrübt, wie in seinem schönsten Gedicht, „Zu denken, mein Sohn . . ." Ähnlich der Eindruck dieses neuen Bandes.[1] Man hört mannigfaltig den Ton anderer Dichter nachklingen — den Rilke der „Neuen Gedichte", besonders des zweiten Teiles; Heym; Brecht; „Das trunkene Schiff" Rimbauds —; dennoch sind es eigentümliche Gedichte: stumpfer, pathosloser, zuweilen wie Bänkelsang abrollender Vortrag; und stumpf die Farben, mit denen phantastische Tiere und ihre Landschaften dargestellt werden. Der Blick, mit dem Zech diese Tier-Welt erschaut, ist voll gesichthafter Kraft, und auch die wirklichen Tiere werden ihm zu Fabelgeschöpfen. Seine Elefanten oder Rehe sind vom „Einhorn" oder „Vogel Schwanenweiß" im Wesen nicht unterschieden. Darin liegt der seltsame Reiz seiner Schau: er will Wirkliches schildern, und es verändert sich unversehens, sein Auge blickt trübe und traurig, die Luft wird davon trübe und traurig, die Linien verschieben sich, und wie in einer Laterna magica des Leides ziehen diese Tiergestalten an uns vorüber, manche wie Groteskfiere, manche wie Tierkarikaturen, manche wie Karikaturen von Tiergespenstern. Die Schau wird entwirklicht, aber sie wird nur selten eigentlich wirklichkeitslos, verschwommen, unkonkret. Wohl aber bleibt sein Vortrag oft im Prosaischen, Dürren stecken. Er sagt in der „Ballade von den irregelaufenen Elchkühen":

„Oft vom Wahnsinn schwer geschlagen, gingen
sich die Elche wie zwei Nebenbuhler an,
bis die Augen blutig aus den Höhlen hingen
und der Traum vom Glück zu Schaum zerrann":

die beiden ersten Verse sind allenfalls noch gedichtet, der dritte ist Prosa, doch gesehen, der vierte

Paul Zech

Karikaturistische Zeichnung von B. F. Dolbin

völlig verblasen; eben dasselbe Gedicht enthält zum Beispiel diese ganz starken Zeilen:

„In dem roten Licht sah'n alle Weidenstümpfe
wie ein schwarzes Rudel Wölfe aus."

In der „Ballade von einem Lamm auf der Schlachtbank" heißt es:

[1] Paul Zech, Neue Balladen von den wilden Tieren. Verlag Wolfgang Jeß, Dresden. 84 S.

Digitized by Google

„Es sah nur, wie die Wolken sich verschoben
und reckte nach der Sonne das Genick.

Das Maul, mit einem Hauch von Silberhaaren,
gab langsam die erschrocknen Zähne frei":

mit voller Deutlichkeit gesehen, und gerade in seiner Sachlichkeit schmerzhaft eindrücklich. Wenn er aber schreibt:

Die Welt trieb ohne Horizont ins Meer hinein,
als ob sich alles hinter uns verwische,
und auf dem Pferde unser Durstigsein
sich mit dem langen Mähnenhaar vermische",

so sind die beiden letzten Zeilen vom Reim eingegeben, ungestalt, zugleich Prosa. Es mangelt dem starken Talent Zechs an durchbildender Kraft. Viele Strophen wirken wie aufs Geratewohl hingeschrieben:

„und in den Herzen drin war das Gefühl noch nicht verblichen."

oder:

„In dem Herzen drin war noch ein leiser Ton
wachgeblieben und schwamm oben auf."

In allen Gedichten stehen wahrhaft gemeisterte und völlig unzulängliche Zeilen. Zuweilen ist der innere Zug so stark, daß er uns über die mißlungenen Strophen hinwegträgt, zuweilen stocken wir überall. Am reinsten ist ihm die „Ballade von einem blinden Grubenpferd" und die vom „Lamm auf der Schlachtbank" gelungen. In ihnen wirkt die fühlende, die mitleidende Kraft am stärksten, sie hat, so will es scheinen, nachhaltiger als in den mehr phantastischen, die prosaischen Elemente aufgelöst.

Heinrich Eduard Jacob

Von Herbert Günther (Berlin-Lankwitz)

I.

„Ich faßte den Plan, Schriftsteller zu werden, noch ehe ich eigentlich schreiben konnte, in meinem fünften Lebensjahr — und ich bin von diesem

Heinrich Eduard Jacob
Karikaturistische Zeichnung von B. F. Dolbin

Wunsch nicht eine halbe Stunde meines Lebens abgewichen", teilte mir Jacob kürzlich aufschlußreich in einem Briefe mit. „Das Abenteuer des Buchstabens war mir immer das wunderbarste aller Abenteuer."

In diesen Zeilen spricht Jacob nur von dem „Schriftsteller", der er werden wollte. Wer aber sein Schaffen genau genug kennt, ja ebenso, wer auch nur ein einziges seiner Bücher kennt, wird nicht anstehn, ihn auch einen Dichter zu nennen. Weniger, weil ihm vielleicht eine Reihe rein-dichterischer Werke gelungen wäre, als eben deswegen, weil in jedem einzelnen seiner Bücher hinter den Geschehnissen, unter den Gedanken eine Grundmelodie mitschwingt, die nicht aus schriftstellerischer Klugheit kommt, sondern aus dichterischem Wesen. — Jacob ist beides zusammen: Dichter und Schriftsteller. Das ist nicht so selten. Das Besondere scheint mir hier: wenn Jacob dichtet, ist er noch Schriftsteller; wenn Jacob schriftstellert, ist er schon Dichter.

II.

Jacobs erstes Buch ist eine Sammlung kleiner Novellen, die nach dem Hauptstück „Das Leichenbegängnis der Gemma Ebria" heißt. Es erschien kurz vor dem Kriege, 1912, und ist, biographisch gesehen, die Talentprobe eines Dreiundzwanzigjährigen von seltener Stärke, zeit-psychologisch gesehen, in seinem Historismus, in seinem Psychologismus, zu gleichem Teil vorkriegshaft. Wohl sieht der junge

Digitized by Google

Dichter die Dinge, wie es sich ziemt, zunächst in einem „Thaumazein": „Staunen, nimmer ausatmendem Staunen über das Sein, über die Menschen, über die Düfte der Welt." Daneben jedoch entstammt das Buch noch einem anderen Lebensgefühl, einem zeitbedingten, das nicht stand gehalten hat, dem Lebensgefühl eines „Renaissancismus", von D'Annunzio und Hofmannsthal übermittelt. Im „Zwanzigjährigen", seinem ersten Roman, nennt Jacob die „Geister, denen er pflichtete": es sind, neben jenen beiden, Strindberg, George, Jensen, Oscar Wilde und Heinrich Mann. Das Beste, was er ihnen dankt, ist Erziehung zu strenger Form, die ihm in diesem ersten Bändchen auch zweimal gelingt. Sonst allerdings zerflattern seine Erzählungen noch in Stimmung, Monolog und Brief, je intimer, je heroischer sie sein wollen.

III.

Wie sehr Jacobs auffällige Latinität indessen nicht dekorativ war, sondern legitim, erweisen deutlich schon seine nächsten drei Bücher. In seinem Tagebuch „Reise durch den Belgischen Krieg" schreibt er angesichts des zerstörten Löwen unter dem 24. September 1914 in überzeugender Schlichtheit: „Es gibt Dinge, Menschendinge, die so grauenvoll sind, daß du dich segnest, Latein gelernt zu haben. An einem antiken Bild, einem bronzenen Vers richtet die schwankende Fassung sich wieder auf — und vielleicht kann dieses Löwen nur ertragen, wer einige Augenblicke an das Jahr 69 n. Chr. und an das feste Todesgespräch togabekleideter Männer denkt." Im „Zwanzigjährigen" läßt er seinen Edgar, im Trubel der Potsdamer Brücke stehend, sich fragen, worauf es denn ankomme, „in einem Berlin von 1910 ebensosehr wie in einem Athen vor zweitausend Jahren". Und die Idyllen „Das Geschenk der schönen Erde" wären ohne Catull, Horaz, Ovid nicht denkbar wie das Kriegstagebuch in dieser Haltung nicht ohne Sallust, Vergil, Plinius.

Die „Reise durch den Belgischen Krieg" (1915) halte ich für Jacobs wichtigstes Werk seiner Frühzeit. In ihm wandelt er sich und wächst vom Humanismus zur Humanität. Es birgt fast alle Keime seiner späteren Entwicklung und bleibt richtungweisend für ihn bis zur „Magd von Aachen", seinem jüngsten Roman. Zugleich aber ist es, heute vergessen, eins der wichtigsten und erregendsten Dokumente der ganzen Kriegsliteratur: das Tagebuch eines Deutschen, Jünglings und Dichters. Und zwar eines Deutschen, der glühend deutsch fühlt und eben deshalb nicht jeden Menschen außerhalb der Grenzen als Unmenschen schmäht. Eines Jünglings, der Segen und Maß jedes Alters ermißt und eben deshalb nicht ungerecht ist gegen die Lebensformen außerhalb seiner Jahre. Eines Dichters, der um die Art seines Auges, zu sehen, weiß und eben deshalb so wenig Überschwenglichkeit verfällt wie reportierender Dürre. Tage bringen ihm Entwicklungen wie sonst Monate nicht. Die „grundlose Hitze und grundlose Kälte all unserer Beziehungen zur Welt" (welch tiefes Wort über die seelische Lage der Vorkriegsjugend!) wird zum leuchtenden Leitsatz, „immer die Wahrheit des Herzens zu sagen". Aber trotz des Aufjauchzens „Deutschsein ist Alles" liegt Jacob mit sich selber im Streit zwischen Ja und Nein zu dem Kriege, und der Heimkehrer, Oktober 1914, ist schon ein „tätiger Weltfreund". Das Kriegstagebuch wird, summa summarum, zu einem Protest des Geistes gegen den Krieg; es ist ein sehr früher Protest und Jacobs erster.

Der zweite sind die „Idyllen" (1918). Wiederum ist es Streben nach Humanität, das Jacob zur Naturbetrachtung und zur Versenkung in die Natur führt; ihre Vollkommenheit soll den Haß der entarteten Menschheit beschämen: „O Natur, du weißt keine Grenzen und Landesfarben, bist überall braun, türkisen und grün! Wann werden wir aufhören, ruchlos zu sein?" Es sind Natur-Idyllen, die sich der bedeutenden Tradition dieser seltenen Gattung ebenbürtig anreihen, wenngleich Jacobs Sprache in allen diesen ersten Dichtungen noch etwas schwankt: in den Novellen, wo sie episch sein sollte, war sie oft lyrisch; in den Idyllen, wo sie lyrisch sein soll, ist sie mitunter prosaisch.

Auf seiner Reise, mitten im Kriege, in Brüssel, erinnerte sich Jacob plötzlich an „Das vergessene Ich"; „O Gabriele, ein volles Jahr trug uns wie ein blausilberner Strom. Wir waren glücklich. Es spülte uns, müßiggängerisch, Arm in Arm, durch alle Straßen und Plätze Berlins, vom Kreuzberg, der in grünwehenden Haaren den Schmuck des eisernen Denkmals trägt, häuserwärts, gärtenwärts, wagenwärts, bis an die Fichten des Grunewalds — zu keinem Zweck und zu keiner Arbeit, außer uns immer tiefer zu lieben, immer tiefer gemeinsam zu

Digitized by Google

sein." Dieses Kapitel ist eins der schönsten des ganzen Buchs. Seinen Erlebnisstoff stellte Jacob noch einmal dar in dem „Zwanzigjährigen", der von 1912—1915 entstand und gleichfalls 1918 (Müller) erscheint. Das Motto sind Mozartsche Takte mit dem Text: „Euch, die ihr fühlt!" Wenn Roman: Gestaltung eines Weltbildes heißt, so ist dieses Werk kein Roman: es ist Zeugnis eines Versuchs, zu einem Weltbild zu kommen, confessio iuvenis, sehr ehrlich, sehr gescheit, sehr sensitiv und echt-pathetisch. Entscheidend bleibt Klärung im Persönlichsten und im Künstlerischen für Jacob selbst.

Es könnte nun scheinen, als läge Jacobs subjektive Periode nicht, wie gewöhnlich, ganz am Anfang, sondern erst hier, aber genau gesehen, gelang ja die gesuchte Objektivierung in den Novellen ebensowenig wie sie in den drei folgenden Büchern bis zu diesem überhaupt erstrebt war.

IV.

Jetzt ist der Weg zur Gestaltung frei, vom lyrisch vordrängenden Ich befreit. Das Thema ist für lange Zeit vom Massenuntergang des Krieges her angeschlagen: der Mensch. Als Gattung lag aus gleichem Grunde die kämpferischste, die dramatische am nächsten. Von 1919 bis 1921 gibt Jacob jedes Jahr ein Drama, ein Triptychon: „Beaumarchais und Sonnenfels" (Müller), „Die Physiker von Syrakus" und „Der Tulpenfrevel", das mit fast pragmatischer Absichtlichkeit nacheinander die drei Probleme abwandelt: Der Mensch und der Staat, Der Mensch und die Technik, Der Mensch und die Wirtschaft. Und alle drei sind neue leidenschaftlichere Proteste gegen den Krieg.

Die Form dieser drei szenischen Werke ist nicht gleichwertig. Am einheitlichsten gelang „Die Physiker von Syrakus": antik, aber ohne Archaisierung, modern, aber von klassischer Größe. Redseliger als dieser knappe Dialog sind die beiden Schauspiele, auch theatralischer und, zumal „Der Tulpenfrevel", bei manchen sprachlichen Schönheiten gelegentlich von einem Lyrismus, der schon heute veraltet wirkt. Wahrscheinlich würde Jacob zu neuen Aufführungen hier etliche Durchsicht vornehmen; es wäre mit Geringem getan, und wir besäßen zwei mehr von den wenigen guten historischen Dramen.

V.

Der Rest des Werks von H. E. Jacob stellt den Hauptteil seiner bisherigen Leistung dar, aber er ist mit zwei Blicken umspannt: es sind sechs Bücher, und zwar nach dem dramatischen ein novellistisches Triptychon und ein Triptychon von Romanen.

Der Titel: „Das Flötenkonzert der Vernunft" (1928) nennt in der Mitte seines Schaffens zugleich die Mitte seines Schaffenstriebes. „Auch die Vernunft ist ein Rausch. Sie ist der höchste", sagt Jacob und fragt zugleich: „Warum lieben die meisten Menschen die Musik des Denkens nicht?" Aber Jacob gibt von nun an die Erkenntnisse seiner Vernunft immer weniger als Predigt oder Ermahnung; die Kinder seines Vernunftrausches sind mit der Musik gezeugt, und so lehren sie nicht mehr in Rede, sondern in Gesang. Und das ist ihr Außerordentliches. In den Dramen sprach Jacob noch seine Erkenntisse aus. Bei den Novellen und Romanen sprechen sie selbst aus dem Werk. Die Dramen sind theoretischer, abstrakter, ideologischer; sie enthalten die Elemente für die Epik.

Jacob begann gleich nach Kriegsende zu reisen. Er schrieb mir selbst darüber: „Mehrere Jahre, die ich fern von Deutschland verbrachte (Schweiz, Italien, Frankreich), überzeugten mich von der Einheit des europäischen Menschen und von der Notwendigkeit, nur noch Kunst hervorzubringen, die dieser Einheit nicht zuwiderläuft." (Es versteht sich, daß es sich für Jacob nicht etwa um ein politisches Programm handelt, das künstlerisch demonstriert werden soll, sondern daß ihm umgekehrt innerlich gar keine andere Kunst mehr möglich ist als diese.) Sichtbar-unsichtbares Motto ist ein Wort von Zschokke: „Eher werdet Ihr den Schritt der Erde im Raum aufhalten als den Gang des Menschengeschlechts in seine Bestimmung." — Der ganze Band ließe sich danach als eine Konkretisierung der heutigen Richtungen unserer geistig-politischen Welt auffassen; in seinen fünf Novellen ist je einer von den bestimmenden Faktoren symbolisiert. Ebenso aber ist es ein Geschichtenbuch um seiner selbst willen: bunt, reich, spannend. Der „direkte Aktivismus" tritt immer mehr zurück; das Ethos wird geformt.

Schon in einer Erzählung „Untergang von 13 Musiklehrern" (1924; Deutsche Verlags-Anstalt) hatte sich dieser Fortschritt angekündigt: einer Elegie vom seelisch-leiblichen Untergange der Künstler-Menschen während der Inflation. Diese kleine Novelle gehört außerdem übrigens in der organischen

Digitized by Google

Verbindung, in der Identität von Realität und Phantastik zum Meisterhaftesten ihrer Art seit Hoffmann und Arnim.

Eine letzte Wandlung bereitet sich vor: zur philosophisch völlig ungetrübten, erzählerischen Souveränität. Erster Niederschlag dieser Wandlung ist der repräsentative Band: „Dämonen und Narren" (1927), der drei stark-schwache, wahr-komödiantische Männer der Vergangenheit fast beklemmend lebendig porträtiert: Raimund, Byron, Nero.

VI.

Zweierlei bringt Jacob endlich den letzten Durchbruch, den „Sprung in die Unbefangenheit".

Im „Gefesselten Raimund" war Jacob eine Orgie, eine Feerie von Wien gelungen. 1927 wird Jacob seßhaft, und zwar in Wien. Jacob wird aus einem begeisterten Berliner ein begeisterter Wiener. Er hatte seine Kinder- und Schuljahre, mehrfach wechselnd, hier wie dort verbracht, nach seinen eigenen Worten „mit einer ins Ungeheuerliche gesteigerten Empfindsamkeit schon damals die „seelisch-klimatischen Unterschiede empfunden" und in Berlin eine bis zur Krankheit tiefgehende Sehnsucht nach Wien, ebenso aber in Wien die Sehnsucht nach Berlin" erlitten. Als er seine Wahlheimat findet, ist ihm ein heimlicher Kinderwunsch erfüllt. Seitdem verbindet er auf noch selbstverständlichere Weise preußische Strenge, Gründlichkeit, Ernsthaftigkeit mit wiener Charme, Leichtigkeit, Eleganz.

Und das Zweite: Jacob ging nicht als Privatmann nach Wien; er folgte einem Ruf als politischer Journalist. Emil Ludwig sandte ihm am Tage seiner endgültigen Übersiedlung folgende Worte: „Ich höre, daß Sie als Journalist verkleidet in Wien leben. Der Journalismus, wenn man ihn groß auffaßt, schließt jede Möglichkeit in sich, die Welt nicht nur wiederzugeben, sondern zu bewegen. Was im 18. Jahrhundert die Prinzenerzieher waren, das können im 20. Jahrhundert die Publizisten sein: Hofmeister der Nationen." Diese Worte treffen viel Wahres, nicht zuletzt weil der Publizist, mehr als der freie Schriftsteller, Gelegenheit bekommt, „Realität" aufzusaugen.

Durch diese „Realität" gesteigert, stieß Jacob aus „erzählerischer Körperlosigkeit" zu wirklich wesenhafter Epik vor. Durch sie konnte er die Aufgabe lösen, die seiner Natur gestellt war, aus menschlichen Tugenden nicht künstlerische Nöte werden zu lassen. Sein letztes Triptychon ist mit einer fühlbaren Freude an der Fabel und dem Geschehnis erzählt, die Jacob früher fremd war. „Jacqueline und die Japaner" (1928) gestaltet noch einmal die Inflation, „Blut und Zelluloid" (1929) die Nachkriegssituation Frankreich-Italien, „Die Magd von Aachen" (1931; Zsolnay) das Schicksal zweier niederdeutscher Menschen, einem vlämischen Soldaten der Besatzungstruppe und einem deutschen Mädchen, die einander zufallen wie Maas und Rhein. „Auch durch Lüttich reitet das Erzbild des großen Frankenkaisers, der doch der Schutzheilige Aachens ist", hatte schon der Jüngling in der „Reise durch den Belgischen Krieg" notiert. So schließt sich der Kreis.

VII.

Den eigentlichen Zauber dieses letzten Triptychons macht aus, daß alle die Ereignisse aus härtester, bitterster Wirklichkeit und Gegenwart in einem Ton von Innigkeit und Süße vorgetragen sind. Jacobs Sprache war immer gepflegt, aber sie hat sich geläutert: von Üppigkeit zu Zartheit. Sie hatte immer etwas Blühendes: einst betäubend, heute duftig. Sie ist musikalisch und bildhaft, — oft war sie beides zugleich: zuviel. Sie ist noch immer wortreich, aber schlichter und voller Maß.

Es könnte überraschen, daß gerade Jacob keine Lyrik gab, um so mehr, als er eine beachtliche Anthologie moderner Lyrik veranstaltete und mit einem kenntnisreichen Vorwort versah: „Verse der Lebenden" (Propyläen). Jacobs Lyrik steht in seiner Epik: jedes schweigende Geschehnis ist in idyllisch-lyrische Landschaft gebettet.

VIII.

Jacob ist ein geistiger und ein sinnlicher Mensch. Ein politischer und ein musischer Mensch. In der Antike war solche Vereinigung selbstverständlich; heute ist sie so selten, daß sie fast als unmöglich gilt. Jacob ist human-fortschrittlich und kultur-konservativ, tief dem Geistesgut der Vergangenheit verbunden. Deshalb ist sein Werk wichtig in unserer Zeit der Geist-, Bildungs- und Herzensfeindschaft.

(Jacobs Bücher sind, wo nicht anders vermerkt, jetzt bei Rowohlt vereinigt.)

Digitized by Google

Der Weltenraum und seine Rätsel

Von Kurt Aram (Berlin)

Gab das schon in Heft 5 besprochene Werk des englischen großen Astrologen „Sterne, Welten, und Atome" einen ausgezeichneten Überblick über den heutigen Stand der Astronomie und der Atomtheorie, also der Makro- und Mikrophysik der Zeit, denn um Physik handelt es sich dabei immer, so gilt das neue Werk[1] von Jeans einer grundlegenden Darstellung einiger physikalischer Hauptprobleme wie Materie und Strahlung, Relativität und Äther. Wiederum ausgezeichnet verdeutscht von Rudolf Nutt.

Das neue Buch ist aus Vorträgen hervorgegangen. Namentlich bei Vorträgen setzen englische Gelehrte nie voraus, daß ihre Zuhörer ohne weiteres den Abstraktionen der Wissenschaft folgen können, sondern bemühen sich stets, auch die abstraktesten Theorien dem Bedürfnis des common sense nach Möglichkeit anzunähern. Wer dabei die Gefahr zu vermeiden weiß, von der Theorie nichts zugunsten einer allzu bequemen Allgemeinverständlichkeit preiszugeben, der gilt nicht nur Fachgenossen, sondern auch der Allgemeinheit als Meister. Zu ihnen gehört Jeans, der die Vorträge dann, ohne ihr Niveau zu ändern, zu diesem Buch erweitert hat.

Besonders anschaulich sind seine Ausführungen über das Kausalitätsgesetz, nach dem die Natur das Muster der präzisesten Präzisionsmaschine war. Die heutige Physik kommt nach ihren Beobachtungen und den sich aus ihr ergebenden Theorien eher zu dem Schluß, „daß die Natur Genauigkeit und Präzision über alles verabscheut". Der Determinismus, der das Denken so vieler Jahrhunderte beherrscht hat, gerät nach der neuen Theorie bedenklich ins Wanken. Viele heutige Physiker nehmen an, „daß in Fällen, in denen es sich um einzelne Atome und Elektrone handelt, kein Determinismus herrscht, und daß der scheinbare Determinismus bei Ereignissen, an denen eine große Anzahl Atome beteiligt ist, nur *statistischer* Art ist. Wenn wir es mit Atomen und Elektronen in Menge zu tun haben, zwingt uns das mathematische Gesetz des Durchschnitts den Determinismus auf, von dem uns physikalische Gesetze nicht haben überzeugen können". So führt die neue Physik zu der Erkenntnis, daß die alte Kausalitätsphysik, die gleicherweise Natur und Geist beherrschte, höchst unvollkommen war, weil sie auf einer Illusion, eben der Natur als vollkommener Präzisionsmaschine, beruhte, während die Natur in Wahrheit „Spielraum" zu lassen scheint. Besonders nachdenkenswert in diesem Zusammenhang ist Jeans Erwägung: „Der ständige Weiterfluß der Zeit, der den Kern der Beziehung Ursache-Wirkung ausmacht, ist etwas, das wir aus unserer Erfahrung zu den von uns ermittelten Naturgesetzen hinzutun; ob er in der Natur der Zeit liegt, wissen wir einfach nicht, obschon die Relativitätstheorie uns ziemlich weit dahin führt, diesen ständigen Weiterfluß der Zeit und die Beziehung Ursache-Wirkung als Illusion zu brandmarken; sie betrachtet die Zeit bloß als eine vierte Dimension, die man zu den drei Dimensionen des Raums hinzufügen muß, so daß das Wort post hoc ergo propter hoc bei einer Reihe sich in der Zeit abspielender Geschehnisse nicht mehr Berechtigung hat als bei der Reihe von Telegraphenstangen längs einer Eisenbahnlinie. Dieses Rätsel der Natur der Zeit ist es, das unsere Gedanken stets zum Einhalten bringt, und wenn die Zeit ihrem Wesen nach so tief ist, daß ein Verständnis ihrer wahren Natur uns für immer verwehrt ist, dann werden wir auch aller Wahrscheinlichkeit nach niemals zu einer Entscheidung in dem uralten Streit zwischen Determinismus und freiem Willen kommen."

Es scheint nun wirklich so, als ob das Wesen der Zeit für die Physik und ihre Erkenntnismethoden zu tief sei. Die Seiten des Buchs, auf denen Jeans versucht, den Begriff der Zeit als vierte Dimension des Raums auch durch Zeichnungen begreiflich zu machen, sind die einzigen, wo selbst seine Begabung zur Anschaulichkeit nicht ausreicht. Der Wissenschaftler kommt eben über die Erkenntnis des französischen Mathematikers Poincaré nicht hinaus, daß die heutige Wissenschaft (die höhere Mathematik) zwar die vierte Dimension braucht, sie sich aber nicht vorstellen kann. Bei der Besprechung eines Buchs von Maeterlinck in dieser Zeitschrift wurde

[1] *Der Weltenraum und seine Rätsel.* Von Sir James Jeans. Aus dem Englischen von Rudolf Nutt. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 215 S.

Digitized by Google

schon darauf hingewiesen, daß zur Vorstellbarkeit einer vierten Dimension offensichtlich ein anderes Erkenntnisorgan nötig ist, als es Physik und Mathematik zur Verfügung steht, solange sie nur eine der drei Bewußtseinsfunktionen, nämlich das Denken, als Wahrheitsfinder gelten lassen.

Die neue Physik, die dem Determinismus gegenüber skeptisch geworden ist, weil sich ihr die Kausalität in der Natur nur noch als Wahrscheinlichkeit darstellt, aber nicht mehr als das absolut präzise Grundgesetz aller Wirklichkeit, kann natürlich auch das mechanistische Weltbild nicht unangetastet lassen, das noch die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts völlig beherrschte, weil sie von den „Wahrheiten" der alten Physik durchaus überzeugt war. Für Jeans bedeutet die neue Physik „das Ende des mechanistischen Zeitalters". Diesem Problem gilt das umstürzlerische Kapitel über Materie und Strahlung. Die Strahlenforschung hat die früheren Anschauungen über die Materie und damit natürlich auch den handfesten Materialismus über den Haufen geworfen. Von den drei Erhaltungsgesetzen (Materie, Masse und Energie) „verschwindet die Erhaltung der Materie gänzlich aus der Physik, während die Erhaltung der Masse und Energie identisch wird ... Materie und Strahlung können auswechselbar sein, die eine kann in die andere übergehen wie die Puppe in den Schmetterling — wozu einige Physiker hinzusetzen würden: und wir können uns vorstellen, daß der Schmetterling wieder zur Puppe wird ... Wir können uns Materie und Strahlung als zwei Arten Wellen vorstellen, eine Art, die in Kreisen rundgeht, und eine Art, die in graden Linien verläuft ... Strahlung erweist sich vielleicht schließlich als Materie, die sich mit der Geschwindigkeit des Lichts bewegt, und Materie als Strahlung, die sich mit geringerer Geschwindigkeit als der des Lichts fortpflanzt ... Die Wellen sind zweierlei Art: in ihrer Bewegung gehemmte Wellen, die wir Materie nennen, und nicht gehemmte Wellen, die wir Strahlung oder Licht nennen ... Danach würde das ganze Weltall auf eine Welt potentiellen oder wirklich vorhandenen Lichts zurückzuführen sein, so daß seine ganze Schöpfungsgeschichte mit absoluter Genauigkeit und Vollständigkeit in den sechs Worten erzählt werden kann: Und Gott sprach, es werde Licht."

Man sieht, dieser englische Gelehrte schreckt vor keiner Konsequenz neuer physikalischer Theorien zurück. Ihnen zu folgen, gehört nicht am wenigsten zu den besonderen Reizen dieses Buchs.

Neue französische Dramatik

Von Carl Dietrich Carls (Sande)

Unter den französischen Dramatikern der Gegenwart gibt es eine Gruppe, die in scharfem Gegensatz steht zum konventionellen, geistig unverbindlichen Boulevard-Drama und die bewußt und mit Entschiedenheit an einer geistigen Erneuerung des französischen Dramas arbeitet. Man kann diese Gruppe nicht eigentlich eine „Neue Schule" nennen, wie es gelegentlich geschieht; denn stilistisch bewegen sich diese Autoren keineswegs alle auf gleicher Linie. Vielmehr handelt es sich um eine geistige Kampfgemeinschaft, um eine Zusammengehörigkeit gegenüber einem gemeinsamen Feind, dem Boulevard-Theater und Boulevard-Drama. Es gehören zu dieser Gruppe Autoren, die zwar zum Teil bereits vor dem Kriege am Werk waren, jedoch alle erst in der Nachkriegszeit ihre volle Geltung erlangt haben. Die nach dem Kriege entstandenen pariser Avantgarde-Bühnen haben an der Förderung dieser Dramatiker starken Anteil.

In Deutschland ist aus dieser Autorengruppe eigentlich nur H.-R. Lenormand, dessen neues „Elisabeth"-Drama vor einiger Zeit in Berlin aufgeführt wurde, einem größeren Publikum bekannt geworden. Die Dramen Lenormands können aber, obgleich er vielfach als Führer dieser sogenannten „Neuen Schule" gilt, nicht ohne weiteres als bezeichnend für die ganze Gruppe und keineswegs auch als ihre unbedingt stärksten und bedeutendsten Werke angesehn werden. Lenormand hat zwar als einer der ersten die herkömmliche Form des Dramas zugunsten freierer Gestaltung aufgelöst und hat somit das Verdienst, den Weg

Digitized by Google

für neue Formbestrebungen frei gemacht zu haben. Die Bedeutung seines eigenen Schaffens wird jedoch eingeengt durch seine stark psychologistische Neigung, die ihn sehr oft zu pathologischen Sonderfällen menschlichen Erlebens und menschlicher Seelenverfassung hinführt. Das ist aber keineswegs ein Grundzug dieser ganzen Autorengruppe. Es sei im folgenden auf einige andere bezeichnende Vertreter dieser Gruppe hingewiesen, mit denen sich zu beschäftigen — statt mit den Verneuil, Bernstein usw. — auch das deutsche Theater Veranlassung hätte.

Da ist vor allem Saint-Georges de Bouhélier. Von Beginn seines Schaffens an brach dieser Dramatiker mit dem herrschenden Naturalismus. Im Gegensatz zu diesem wollte er die Alltagssprache des heutigen Menschen wieder unter einen Stilwillen zwingen. Sein Streben nach neuer Form bewegt sich in der Richtung einer lebendigen neuen Klassizität. Bouhélier ist durch und durch Tragiker. Die Unbedingtheit, mit der er eine dramatische Idee durchführt, läßt uns gelegentlich an Hebbel denken. Seine Stücke wirken aber niemals kraß; davor schützt sie die maßvolle Zurückhaltung, die Bouhélier eigen ist. Er erstrebt eine Form des Tragischen, die zwar rückhaltlos das Leben entschleiert, dabei aber die Ideen des Autors nicht überlaut hinausschreit.

Die Dramatik Bouhéliers enthält gleichsam musikalische Formelemente. Alle seine Stücke sind aufgebaut auf Themen, die den Mittelpunkt bilden, um den sich Vorgänge und Personen gruppieren. In den „Sklaven" sind es die Trompetensignale, die über die Kasernenmauer herüberklingen und immer wieder die beiden gequälten Menschen aufschrecken, die umsonst gegen die mechanisierte Ordnung und Moral der Kaserne ankämpfen. Die „Königstragödie" ist durchzogen vom Lärm des Aufruhrs, und wie aus Hohn für den König, der sich verschanzt hat und fliehen möchte, ertönen immer wieder Pfiffe von Lokomotiven, die in die Ferne fahren. Die „Liebeszauberei" bringt als Abbild der Herzenstollheit stets von neuem das Motiv des Tanzes. So könnte man in allen Stücken Bouhéliers irgendein zusammenfassendes Symbol finden, das den Geist des Gesamtgeschehens ausdrückt. Der „Kinderkarneval" ist zum Beispiel um die Idee der Masken herum aufgebaut.

Dieser „Kinderkarneval" ist zweifellos das bedeutendste Werk Bouhéliers und überhaupt eins der stärksten und dichterisch wertvollsten Stücke der modernen französischen Dramatik. Das Drama, das einen stark sozialen Unterton besitzt, zeigt hart nebeneinander Tod und Liebe, die sich streifen und durch die Kraft des Kontrastes sich gegenseitig in ihrem Relief verstärken. Die ganze Handlung ist in eine leise Fieberatmosphäre getaucht. Aber auch in der Schilderung dieser verdüsterten und geängstigten Stimmung übt Bouhélier Mäßigung und vermeidet das Abstoßende. Die Handlung des „Kinderkarnevals", in dem die Liebe vor dem Tode das Endwort behält, wird in ihrem Ausklang ein großes Symbol ewig wiederkehrenden Liebesschicksals. Hervorzuheben sind von Bouhélier außerdem die „Hochzeitsfackeln", ein seltsam melancholisches hohes Lied reiner Liebe, die der Befleckung den Untergang vorzieht ... und die „Berühmte Geschichte", ein Hamlet-Geschehen in heutiger Zeit, stofflich außerordentlich interessant, aber vielleicht nicht so unmittelbar in der Wirkung wie die übrigen Dramen des Dichters.

Jean-Victor Pellerin, der innerhalb der Gruppe dieser Autoren einer jüngeren Generation angehört, hat sich die formalen und technischen Ergebnisse Lenormands zunutze gemacht und versucht von hier aus zu einer neuen dramatischen Form vorzudringen. In der formalen Struktur der Dramen Pellerins fällt vor allem der — auch von den Amerikanern Elmer Rice und O'Neill oft angewandte — kurze Zwischenmonolog auf, der unvermittelt und ohne Übergang in den Dialog eingeschoben ist und in dem die Gedanken- und Seelenvorgänge der Personen hervorbrechen und diese „beiseite" sprechen lassen. Diese seltsame neue Form des Monologs verlangt auf der Bühne eine besondere Darstellungsweise und Verdeutlichung. Jene Monologstellen wollen klar vom realen Dialog abgehoben und als unwirkliche Vorgänge erkennbar sein. Dies wird erreicht durch eine mechanische Sprechweise an diesen Stellen und durch eine damit verbundene plötzliche Erstarrung der Bewegungen. Beim Einsatz des realen Dialogs lockern sich Bewegung und Sprechweise wieder auf. Bei der Aufführung von O'Neills „Seltsamem Zwischenspiel" an den deutschen Bühnen ist durch naturalistische Behandlung

Digitized by Google

dieser Monologstellen vieles an dem Stück entstellt worden.

Ein Thema, das in den Dramen Pellerins immer wieder auftaucht, ist die „Spaltung des Ich" — durch jene seltsame Art des Zwischenmonologs bereits äußerlich dokumentiert — und die Seelenverdoppelung, das menschliche Doppelleben. Ein Teil des Ichs spaltet sich ab, tritt aus dem Menschen heraus und treibt außerhalb von ihm frei sein Wesen. Besonders klar und konzentriert tritt dieser Vorgang gleich in seinem ersten Stück „Intimität" in Erscheinung. Dieses Stück ist ohne eigentliche Handlung und dennoch voller Erlebnisse. Mann und Frau, die mehr aus Gewohnheit als aus Neigung zusammenleben, sitzen an einem Abend beisammen. Ein Dienstmädchen huscht einen Augenblick herein... Damit ist die Zahl der realen Personen des Stücks erschöpft. Alles übrige sind Phantasiegestalten der Frau und des Mannes. Wie diese beiden Menschen „gemütlich" beieinander sitzen und doch völlig aneinander vorbeileben, wie sich ihre Phantasie Gestalten schafft, mit denen sie sprechen, und wie sie dann aufschrecken, wenn der andere sie anspricht — dieses Fremdsein und Verlassensein zweier Menschen, die „ein Fleisch und ein Blut" sein wollen, ist im Drama vielleicht nie so erbarmungslos gestaltet worden wie hier von Pellerin. Die dramatische Methode Pellerins ist zur Aufzeigung solcher intimen Seelenvorgänge vorzüglich geeignet. Dabei bleibt aber dieser Dramatiker keineswegs im Psychologischen stecken, sondern er formt umfassende Symbole für typische Erscheinungsformen heutigen Erlebens. In den „Köpfen zum Auswechseln" gestaltet Pellerin einen Menschen, der sich selbst und sein mechanisiertes Leben flieht und in den Zufällen des Alltags seltsame innere Abenteuer erlebt. „Schreie der Herzen", ein Schauspiel in drei Stücken, von denen besonders das Mittelstück „Menschenkäfig" von tiefster Wirkung ist, wandelt den Menschenschrei nach Liebe ab durch viele Stufen, von der rein sinnlichen Liebe bis zur schöpferischen Seelenliebe.

Ebenfalls zu dieser Dramatikergruppe ist Philipp Fauré-Frémiet mit seinem Schauspiel „Hauch der Unordnung" zu zählen, einem Stück, in dem man die Nähe sonniger südfranzösischer Landschaft zu spüren glaubt. Durch ein Liebespaar, das außer seiner Liebe kein Gesetz kennt, kommt in ein Haus, in dem Mann und Frau ganz nur ihrem Kinde lebten und seinetwegen allem Egoismus entsagten, vorübergehend ein Hauch der Unordnung... Mit seltenem sittlichen Ernst rührt Fauré-Frémiet an die Fragen der Ehe und der Verantwortung der Eltern gegen das Kind; dabei ist aber das Stück keineswegs lehrmeisterlich. Dieses Drama — wie auch das ebenfalls hierher gehörige Drama „Martine" von Jean-Jacques Bernard, das ein einfaches Landmädchen zur Hauptgestalt hat — versucht nicht eigentlich neue Formprobleme zu lösen. Diese beiden Autoren haben aber durch den Mut, auf unkomplizierte Vorgänge und einfache Menschen zurückzugreifen, verschüttete Wege wieder frei gemacht. Sie haben innerhalb der neuen dramatischen Bestrebungen in Frankreich dazu beigetragen, daß das Bewußtsein für Reinheit der dramatischen Form und Klarheit der dramatischen Gestaltung wieder geweckt wurde.

Die Entwicklung des heutigen französischen Dramas wird weniger als die des deutschen von zeitpolitischen Einflüssen gespeist. Das Tendenzdrama fehlt auf den französischen Bühnen fast ganz. Gleichzeitig ist das moderne französische Drama nicht denselben Stil- und Richtungsschwankungen ausgesetzt wie die deutsche Dramatik des letzten Jahrzehnts. Man hat nicht — wie bei uns — Neues proklamiert und es bald darauf wieder verworfen. Es ist vielmehr charakteristisch, daß auch — wie zum Beispiel bei Pellerin — die sogenannten expressionistischen Formelemente bewahrt und verwertet werden, wenn auch in weitergebildeter und umgebildeter Form.

Regeln für Schriftsteller

Von Arthur Kahane (Berlin)

Im Anfang ist die Idee, nicht das weiße Blatt Papier. Wenn du voreilig zuerst das weiße Blatt Papier auf deinem Schreibtische aufbaust, noch bevor du eine Idee hast, womit du es füllen willst, dann kommt die Idee nie. Das ist ein alter Schriftstelleraberglaube und wie jeder Aberglaube durch die Erfahrung legitimiert. Wenn aber, wider Erwarten und unter Zuhilfenahme vieler körperlicher Druck- und Drucksmittel, die Idee doch kommt, dann ist es eine, die ihren Ur-

Digitized by Google

sprung aus der Verlockung des weißen Papiers nicht verleugnen kann und darum papieren sein wird.

Der Idee darf nur Eins vorausgehen: der Vorschuß.

Im Anfang ist der Anfang. Gewöhne dich daran, mit Anfängen anzufangen. Es gibt ein Atemholen, ein Einsetzen, einen Ton des Anfangs, um den man sich nicht herumdrücken soll. Kein gutgewachsen Ding fängt mit der Mitte an. Und fange auch nicht mit dem Ende an, weil du sonst kein Aufhören findest.

Der Anfang ist schwer, das weiß ich. Aber es ist eine gute Schwere, eine fruchtbare Schwere, eine notwendige Schwere, weil in der Schwere des Geburtsmoments dein ganzer Inhalt und deine Form obendrein mitgeboren wird.

Nur was in Schwere ausgetragen wurde, kann die Leichtigkeit des Erleichterten zeigen. Mag es paradox klingen: Schwere tanzt leichter als Leere.

Es ist also gut, daß der Anfang schwer ist. Er ist es aber auch wirklich. Alles weitere ist dagegen Kinderspiel. Folge, logische Konsequenz, müßte sich eigentlich mühelos und folgerichtig von selbst abspielen, wenn du den richtigen Anfang hast. Die ganze Kunst des Schreibens ist im Grunde eine Kunst des ersten Satzes. Der hat es aber auch in sich. Nämlich nicht bloß den Ton des Anfangs in sich, sondern in einem deinen ganzen Inhalt und alle Merkmale deines Stils und also alles in allem genommen dein ganzes Ich. Aber nur für dich, nicht für deinen Leser. Der darf dich bloß spüren, ohne dich zu wissen. Denn, andererseits, darf der erste Satz auch nicht allzuviel verraten, sonst bleibt dir nichts für später. Die Munition muß drin sein, aber verschießen darfst du dein Pulver noch nicht.

Am besten: du bringst deinen ersten Satz mit. Erste Sätze fallen einem nur im Spazierengehen ein. Am Schreibtisch nie.

Papier, Tinte, Feder sind das unentbehrliche Rüstzeug des Schriftstellers, schon deshalb unentbehrlich, weil der Mensch etwas braucht, dem er Schuld geben kann, wenn ihm nichts einfällt.

In dieser Hinsicht versagen sie nie: ich kenne keine Feder, die nicht kratzt, keine Tinte, die nicht stockt, kein Papier, dessen Vorrat nicht just dann ausgeht, wenn man es am nötigsten braucht.

Die listigsten Schriftsteller bedienen sich des Bleistifts, dessen gefällige Spitze einer defekten Phantasie immer im geeigneten Augenblick mit dem Abbruch ihrer Beziehungen zu Hilfe kommt.

Es gibt aber auch Schriftsteller, die, ebenso wie andere ohne Papier, Feder und Tinte, ohne ein Auto und ein Landhaus mit Garage nicht schreiben können. Ob sie mit Auto und Landhaus schreiben können, sei dahingestellt. Kommt auch nicht mehr so darauf an.

Schaffe dir einen Stil an! Schaffe dir um Gottes willen einen persönlichen Stil an!

Einen persönlichen Stil gewinnst du: entweder auf konstruktivem Wege oder durch Inspiration. Auf konstruktivem Wege: indem du dir genau austüftelst, wie du am auffälligsten um Grammatik und Syntax herumkommst. Du baust dir eben deine eigene Grammatik und deine eigene Syntax. Nicht etwa ein ganzes System: zwei, drei grammatikalische Fehler oder syntaktische Unmöglichkeiten, deutlich angebracht und konsequent beibehalten, genügen. Durch Inspiration: indem du wahllos herunterschreibst, was dir durch den Kopf schießt: ohne Sinn und ohne Ordnung, ohne Komma und ohne Punkt, ohne Absatz und ohne Übergang, Kraut und Rüben, holterdiepolter, wie's grade trifft, je toller, um so närrischer. Das ist der sogenannte Telegramm- und Tempo-Stil oder die neumodische Purzel-Puzzle-Weis'.

Es gibt noch einen dritten Weg: daß du etwas zu sagen hast, daß du für deinen Inhalt die einzige, die ihm eingeborene Form findest und daß du so schreibst, wie du schreiben mußt. Und wenn du dann beim Schreiben überdies deinen menschlichen Charakter nicht verlierst, wird sich zum Schluß dein persönlicher Stil von selbst ergeben. Wohlgemerkt, zum Schluß! ergibt sich als ungewolltes Resultat, als Resultierende von Inhalt, Form, Charakter, Gesinnung und Entwicklung, steht nicht von vornherein breitprotzig als Absicht da. Dieser Weg dauert aber lang, ist mühsam und undankbar.

Mach es lieber mit dem Satzbild! Ein gut aussehendes Satzbild täuscht Stil und Persönlichkeit und manchmal sogar einen Inhalt vor. Und wirkt vor allem auffälliger.

Den eigenen Inhalt ersetzt dir am besten der Angriff. Was brauchst du dich um einen eigenen Inhalt zu bemühen, solange andere einen haben, den du nur zu zerpflücken brauchst? Greife an! Aber greife nur das Gute an! Das Schlechte hat zu viele und zu gefährliche Verteidiger. Man kann hereinfallen.

Wenn du keinen persönlichen Stil hast, im Angriff findest du ihn. Der Angriff ist ein Stil für sich. Wo man schimpft, stellt sich der Schimpfstil von selber ein. Jeder trifft ihn und den meisten gefällt er.

Die beste Verteidigung ist der Ausfall. Die seltenste der Einfall.

Zum Angriff gehört Witz. Glaubst du? Zum Angriff gehört nichts als zwei Gänsefüßchen. Kein Ding steht so hoch, keine Idee ist so geistig, kein geistiger Wert so schwer errungen und erlebt, daß du es nicht mit zwei billigen Gänsefüßchen in ein angeblich landläufiges Schlagwort der Vielzuvielen verwandeln kannst, die es nicht gibt.

Alles, was dir fehlt, negiere! Negiere es, indem du es durch Gänsefüßchen kompromittierst! Witz, Anmut, Leichtigkeit fehlen dir. Was tut's? So bestehe dein Witz, deine Anmut, deine Leichtigkeit darin, daß du Witz, Anmut und Leichtigkeit mit niederschmetternd boshaften Anführungszeichen versiehst. Vor dem unerbittlich ledernen Ernst deiner Anführungszeichen vergehen sie in schaumigen „Feuilletonismus".

Hüte dich, gut zu schreiben! Die Lederköpfe der heiligen Nüchternheit werden es dir als „Feuilletonismus" (in Gänsefüßchen) ankreiden.

Hüte dich vor Humor! Er gehört nicht in die zeitlichen Belange.

Und (jetzt aber Ironie beiseite!) hüte dich vor den Humoristen! Weil es doch schönere Todesarten gibt als durch Langeweile.

Hüte dich vor den Verlegern! Es ist besser, als daß sich die Verleger vor dir hüten.

Schreibe nur, so lange es dir Spaß macht! Wenn nicht dir, wem sonst?

Rede dich nicht auf deine wirtschaftliche Not aus! Dann schon eher zum Vergnügen.

Es ist möglich, daß der Schriftsteller zum Schreiben geboren ist, daß er mit dem Schreiben zu leben beginnt, am Schreiben zu leben lernt, durch das Schreiben zu leben vergißt, ohne das Schreiben nicht leben kann, daß er im Schreiben lebt, nach dem Schreiben lebt, für das Schreiben lebt, ja sogar gegen das Schreiben lebt: unmöglich ist es, daß er vom Schreiben lebt.

Daß du, was du schreibst, mit Vergnügen liest, glaube ich dir ungelesen. Schreibe aber so, daß du es, auch wenn es von einem anderen wäre, mit Vergnügen lesen müßtest!

Rege dich vorher auf, während du konzipierst! Und nachher, wenn du verrissen wirst! Während des Schreibens ist Ruhe die erste Schriftstellerpflicht.

Digitized by Google

Epische Ruhe ist die Stilregel, die für alle Kunstarten gilt. Sie ist das immanente Gesetz des Schreibtisches.

Laß es deinem Stil anmerken, daß dein Handwerksmaterial der friedlich stille, der episch ruhige Schreibtisch ist! Laß es deinem Stil nicht anmerken, daß dein Schreibtisch aus Holz und Leder besteht!

Schreiben ist das beste Beruhigungsmittel für deine Leidenschaft. Aber das Gegengift verliert seinen Sinn, wenn ihm nicht das Gift vorangegangen ist.

Schreibe gegen die Logik, so viel du willst: aber nicht ohne Logik!

Schreibe nicht immer gegen, versuche auch einmal für zu schreiben! Als Stilübung, der Abwechslung wegen.

Schreibe ruhig für eine Sache! Heraus kommt ja doch, was du gegen sie hast.

Es ist eine große Kunst, seine eigentliche Meinung zu verstecken. Eine größere, sie zu sagen.

Widersprich dir nicht! Widersprich lieber den anderen!

Widersprich dir ruhig, wenn du Lust hast! Es merkt's ja doch keiner.

Du siehst, ich widerspreche mir auch. Früher warnte ich: hüte dich, gut zu schreiben! Jetzt warne ich: hüte dich, schlecht zu schreiben, sonst ereilt dich der Literaturpreis, der dich blamiert für immer.

Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten, bringt es aber nie zu einer zweiten Auflage.

Es empfiehlt sich, außer dem Schreiben noch eine zweite Tätigkeit auszuüben. Der zweite Beruf hält dich im Zusammenhang mit der Welt, bereichert das Weltbild, verschafft Eindrücke und Erlebnisse, schützt vor Enge und professioneller Einseitigkeit, bringt Modulation und Abwechslung in deinen Rhythmus. Wenn du aber einen zweiten Beruf hast, wozu schreibst du dann noch?

Schreibe gar nicht! Glaube mir, dann schreibst du am besten. Zum mindesten ist es der beste Weg, alle deine Kollegen zu übertreffen.

Horaz rät dir: Kein Tag ohne Zeile. Aber übertreibe nicht! Nicht gleich zwei Zeilen an einem Tag!

Ich meine: zwei gute Zeilen. Es ist nämlich sehr schwer, sein Niveau zu halten.

Horaz rät dir: warte mit dem Druck bis zum neunten Jahre. Aber ich fürchte: dein Verleger wird diese unanständige Hast nicht mitmachen.

Goethe schreibt in seinen „Regeln für Schauspieler": „Der Schauspieler lasse kein Schnupftuch auf dem Theater sehen, noch weniger schnaube er die Nase, noch weniger spucke er aus. Es ist schrecklich, innerhalb eines Kunstprodukts an diese Natürlichkeiten erinnert zu werden." Ähnliches gilt für die Schriftsteller. Bei ihnen pflegt sich Schnauben oder Spucken manchmal auf den Stil zu schlagen und innerhalb ihrer Natürlichkeiten wird man kaum noch an ein Kunstprodukt erinnert. Wobei das Schnupftuch noch das harmloseste Requisit ihrer allzu natürlichen Natürlichkeit ist.

Goethe schreibt in seinen „Regeln für Schauspieler": „Der Schauspieler soll auch im gemeinen Leben bedenken, daß er öffentlich zur Kunstschau stehen werde." Die Schauspieler pflegen sich mit Vergnügen daran zu halten. Ähnliches gilt auch für die Schriftsteller. Aber für sie gilt vor allem, daß das Leben gemein ist.

Der schriftstellerische Erfolg kann durch die gesellschaftliche Beliebtheit des Schriftstellers gesteigert werden. Der schriftstellerische Erfolg kann auch durch die gesellschaftliche Unbeliebtheit des Schriftstellers gesteigert werden. Nur außerhalb der Gesellschaft, jenseits von Beliebtheit und Unbeliebtheit blüht der Erfolg nicht, und wer glaubt, daß er für sich allein im Leben stehen könne und sich um die Menschen nicht zu kümmern brauche, um den kümmert sich kein Mensch und der Erfolg läßt ihn stehen.

Es ist leichter, über seinem Niveau als unter seinem Niveau zu schreiben.

Letzten Endes schreibt jeder über seinem Niveau. Man schreibt aus Sehnsucht nach innerer Niveauhebung.

Am Anfang — was steht nicht noch alles am Anfang —! war das Wort. Das Wort ist das Ein und Alles des Schriftstellers. Er hat nichts anderes. Ehre das Wort! Ehre die Patina seiner Tradition! Säubere es vom Staube der Konvention, seiner landläufigen Beiläufigkeit! Gib ihm den Goldglanz seiner ursprünglichen Bildhaftigkeit wieder!

Das Wort dient dir, solange du es beherrschest. Wenn es der Fessel sich entrafft und selbständig wird, treibt es Unfug. Treibe du das Wort, wie der Goldschmied das edle Metall treibt, lasse dich nicht vom Worte treiben! Nicht das Wort schreibe für dich, überlasse dich nicht dem Wort, sondern meistere es!

Hüte dich vor Wortfetischen! Brauche kein Wort um seiner selbst willen! Bloß seiner Schönheit, seiner Kraft, seines edlen Klanges wegen! Ich kenne deinen edlen Ehrgeiz. Du kommst zu spät. Das Beste hat dir ja doch Goethe im „Götz" vorweggenommen!

Fleiß ersetzt Genie. Genie ersetzt nicht Fleiß. Wenn du auch ein Genie bist, arbeite trotzdem nicht länger als höchstens fünf Stunden hintereinander! Was drüber ist, ist von Übel und wird nichts. Was drunter ist, meistens auch.

Und vergiß mir nicht den guten Titel! Ein guter Titel ist die Hauptsache. Ein guter Titel erübrigt, das andere zu schreiben. Nichts ist schwerer als einen guten Titel zu finden. Du hast die Wahl: entweder die frühere Art: man bekennt sich einfach mit einem, zwei oder drei charakteristisch herausgehobenen Worten zu seinem Helden, seinem Hauptgegenstand, seinem Leitgedanken, ohne weiteres zu verraten: „Werthers Leiden", „Die Wahlverwandtschaften", „Regeln für Schauspieler", „Regeln für Schriftsteller"; oder aber die neue in der Aufmachung der amerikanischen Plakatreklame, in einem oder zwei ganzen Sätzen, die ans Publikum direkt appellieren und seine Spannung reizen: „Ehe schützt nicht vor Autounfall" oder „Autounfall schützt nicht vor Ehe", „Wie finden Sie, daß ein Schriftsteller schreiben soll? Aber kann er auch . . .?" Ich bin mehr für Goethe. Aber für den größeren Erfolg ist die Plakatreklame wirksamer.

Schriftsteller, denke während des Schreibens nicht an den Erfolg! Es nützt ja doch nichts.

Digitized by Google

Das fehlende Etwas

Von Oscar Levy (Wiesbaden)

Ein Buchpaket nach dem anderen, Memoiren und Biographien enthaltend, landet auf dem Schreibtisch des Rezensenten und läßt in ihm die Frage auftauchen: Warum diese Darstellungen und Selbstdarstellungen gerade heute, warum dieses Interesse an der Persönlichkeit in unseren Tagen, die doch eben noch so inbrünstig an den Fortschritt, an die Entwicklung, an das „survival of the fittest" glaubten und allen egoistischen, sich-selbst-zu-wichtig-nehmenden Eingriffen in diese Art Vorsehung so teilnahmlos gegenüber gestanden haben? „Persönlichkeit"? ... „Individualität"? „Selbstpflege und Selbstförderung"? so hieß es damals, und die Antwort lautete: „Tue Deine Pflicht, als Sohn, als Schüler, als Student, als Soldat, als Beamter, als Familienvater, und Du hast Persönlichkeit und kannst erhobenen Hauptes unter Deinesgleichen wandeln." Und heute?

Heute sind wir irgendwie irre geworden an dem System unserer Väter und Großväter. Etwas hat da nicht gestimmt und über das fehlende Etwas hat der Weltkrieg mit seinem Mangel an großem Können, bei Staats- und Kriegsmännern, auch die strammsten Vorkriegsgläubigen Europas wie Amerikas aufgeklärt. Und darum sind wir wieder auf der Suche nach diesem Etwas: in uns, um uns, vor uns. Daher die Memoiren und Biographien. Denn es hat doch einmal interessante Menschen gegeben: vielleicht gibt es deren sogar auch heute. Laßt sie uns sorgsam suchen — diese Einmaligen, Über-Lebensgroßen, vielleicht Verkannten, auf daß sie uns zur Anfeuerung dienen und zur Ankurbelung des im Wüstensande des Nihilismus steckengebliebenen Fortschrittsglaubens.

Wohl dem, der dieses Etwas, dies Ausnahmemenschentum bei seinen Vätern entdeckte und ihrer so gut und gern gedenken kann wie Hermann und Adele Hesse in ihrem Buch „Zum Gedächtnis unseres Vaters" (Rainer Wunderlich, Tübingen). Hesse stammt, wie bekannt, aus religiöser Familie: sein Vater wurde einst von der baseler Mission nach Indien geschickt und hat später an einer schwedischen Brüdergemeinde ein stilles Asyl gefunden. Ein zarter Mensch, viel von Kopfweh geplagt, der sein Leiden ertrug und aus ihm einen gewissen Adel gewann; ein merkwürdiger Mensch, über den die beigefügten Photographien mit dem feinen Heiligengesicht ebensoviel erzählen, wie der hochbegabte Sohn, der Verfasser dieses Buchs selber. Hatte sein Dulder-Vater außer körperlichen vielleicht noch seelische Schmerzen? Blieb er, der Bücher schrieb wie „Laotse, ein vorchristlicher Heiliger" und „Sind wir noch Christen?" zeitlebens jenen christlichen Werten treu, deren Ablehnung uns mit Gläubigen und Ungläubigen stärker in Zwiespalt bringt, als die der Dogmen? Der Sohn wirft die Frage auf und verneint sie in diesem aufrichtigen Buch. Man erfährt hier auch manches über den Autor selber. Hesse erzählt von dem Zwiespalt mit diesem Vater, von dem Mißverständnis, dessen Opfer er selber in der Jugend wurde, auch von jener Galeere für originelle Köpfe, die Gymnasium heißt, und der er in diesem Buch Verwünschungen nachschickt — allerdings solche, die durch seine fromme Abstammung gebührend gedämpft sind. Was aber Deutschland gerade dieser frommen Herkunft, was es den Söhnen aus den protestantischen Pfarrhäusern verdankt, sehen wir wiederum an dem Fall Hesse, wie wir es an der Vergangenheit an den Fällen Lessing, Lichtenberg, Wieland und Nietzsche gesehen haben. Dieses sanfte, schlichte, anständige, auch in anständigem Deutsch geschriebene Büchlein sei darum allen denen zur Lektüre empfohlen, die auf der Suche nach höheren Menschen sind und die mit Hesse nicht wollen, „daß das Bild des Menschen, welches wir alle in uns tragen, verlorengeht oder besudelt wird."

Eine weit schwülere Luft als dieses saubere Vaterhaus durchzieht das Buch, das Wilhelm Raupp über Eugen d'Albert geschrieben hat (Koehler & Amelang, Leipzig). Werner Robert Kuhn schreibt das Vorwort und erwähnt, daß die vorliegende Form von d'Albert weder beeinflußt noch überprüft worden ist — wobei wohl der Akzent auf der Form liegt, von der aber der Inhalt nicht zu trennen sein dürfte. Mit Inhalt hat der Künstler seinen Biographen sicherlich reichlich versorgt, sich aber wohlweislich die Hände gewaschen ob der Panegyrik, die Raupp an ihm „dem Übermenschen, in dem alle Regungen kraft-überspannt waren und vulkanisch zum Ausbruch drängten", verübt. Das vulkanische Temperament bezahlte d'Albert, wie viele Künstler, mit schrecklichen Perioden der Depression und der Ziellosigkeit, die regelmäßig ein Ende fanden, wenn eine neue Frau ihn „erlöste" und ihm zu einer neuen Oper verhalf. So wenigstens erklärt es der Biograph und entschuldigt damit „die grausame Ichsucht" des Künstlers, die ihn eine wundervolle Hochehe lösen ließ, die mit der Kammersängerin Hermine Finck, weil „die Liebe der Mutter sich der ihnen geborenen Tochter zugewandt hatte". Es folgte darauf die enttäuschende Periode mit Ida Fulda. Es folgten noch viele Begeisterungen und Enttäuschungen: im ganzen hat d'Albert, ebensosehr Übergatte, wie Übermensch, sechsmal geheiratet und sechsmal sich scheiden lassen. Eine geistreiche Frau, die Raupps Buch las, fragte den Rezensenten: „Warum um Himmels willen hat er ‚uns' denn immer wieder geheiratet, da er doch Schmutz, Schmach und Schererei eines Scheidungsprozesses allmählich kennengelernt haben sollte — dauerte doch eine dieser Entpaarungen fünf volle Jahre?" Es dürfte schwer sein, hierauf eine Antwort zu finden, ausgenommen die, daß nicht jeder Künstler sich für berechtigt hält, eine Gewissensehe à la Goethe einzugehen. D'Albert steckte vielleicht, ebenso wie Strindberg, voll bourgeoiser Vorurteile — beide hatten puritanische Mütter — und sie, die Quartalsheirater, deren Eheleben gerade dem Bürger den Atem wegnimmt, waren wohl weniger Blaubärte, die Frauen ihrer Leidenschaft opferten, als Opferlämmer, die selber an den Altären bluteten. Jedenfalls aber waren sie unruhige, unglückliche Menschen, und diese erzeugen wieder unruhige, überlaute und überladene Lebensdarstellungen.

Eine andere unruhige Musikerbiographie ist die von Hans Reisinger über Richard Wagner: mit ihrem „presto" und „fortissimo" und ihren vielen Punkten, Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen ist sie ihrem pittoresken Sujet sicherlich kongenial, und auch ihr Titel ist richtig gewählt: „Unruhiges Gestirn" (Paul List, Leipzig). Sie fängt mit Wagners Jugend als Sechzehnjährigem an und endet mit seiner Flucht als Kgl. sächsischer Kapellmeister, zu der sein Freund Liszt von seiner „geliebten Fürstin" sich sechzig Taler ausleihen mußte. Reisinger, dem wir übrigens ebenfalls eine vorzügliche Übersetzung von Lytton Stracheys „Elisabeth und Essex" verdanken, ist immerhin von seinem Helden nicht derartig hypnotisiert, daß er über den Finanz-, Ehe- und Künstler-Explosionen die fragwürdigen Seiten des Wagnerschen Charakters gänzlich übersähe. So führt er auf Seite 307 zwei eigene Briefe Wagners über Mendelssohn an, in denen der jüngere Komponist des arrivierten Rivalen große Güte und bereitwillige Anerkennung hervorhebt und vergleicht diese authentischen Zeugnisse Wagners mit seiner ebenso authentischen Biographie „Mein Leben", in der er bei Aufführung des „Fliegenden Holländers" denselben Mendelssohn „bleichen Angesichts in einer Prozeniumsloge sitzen" und nachher „mit akzentloser Bonhomie" gratulieren läßt. Ja, das „unruhige Gestirn" hat viel gelitten, viel geliebt und viel — gelogen!

Reine Luft! Reine Luft! Fort von dem dunstschweren Theater mit seinen Pappkeulen, Schminkkästen und tönenden Blechinstrumenten! Hinweg, hinauf auf die Bergesgipfel,

Digitized by Google

wo einsame Kämpfer den harten Felsen und nicht den bunten Kulissen ihr Schicksal erzählen! Paul Schiller hat ihre oft blutrünstigen Worte eingefangen und sie in einem Buch zusammengestellt: „Wir kämpfen — Das Ringen großer Menschen in ihren Briefen." (Rainer Wunderlich, Tübingen.) Ein Buch, das in vorurteilslosester Auswahl, von Napoleon Bonaparte bis Rosa Luxemburg, uns die bezeichnendsten Briefe hervorragender Persönlichkeiten vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis auf unsere Tage an darbietet. Hier hören wir nichts über die Großen, sondern diese Großen selber; hier steht zwischen uns und ihnen kein Biograph, hier erquicken wir uns ohne trübende Vermittlung an den Quellen selber. Und dem Leser dieser Briefe fällt das Goethe-Wort ein: „Die Klugen aller Völker haben viel gemeinsam."

In dieser Sammlung befindet sich ein Brief Nietzsches an den Freiherrn von Seydlitz, der den Passus enthält: „Mein unerbittlicher und unterirdischer Kampf geht gegen Alles, was bisher von den Menschen verehrt und geliebt worden ist." Geliebt und verehrt wurden von Walter Schott, dem Bildhauer und Protégé des Kaisers, vor allem das „ancien régime", unter dem er so viel Anerkennung gefunden hatte und dessen Zusammenbruch — nicht etwa durch Nietzsche, wie man im Feindeslande heute teilweise noch glaubt — des Künstlers Himmel verfinstern und ihn der belebenden Gnadensonne berauben sollte. Diese Memoiren „Ein Künstler-Leben aus kaiserlicher Zeit" (Carl Reißner, Dresden), zeugen von Charakter: man freut sich des Passagiers, der dem sinkenden Schiff treu blieb; man ist auch zufrieden, daß er (ebenso wie der kaiserliche Kapitän) nicht unterging und Muße und Laune gefunden hat, uns diese interessanten, mit sexuellem Allerlei durchwürzten Erlebnisse zu übermitteln. Diese Aufzeichnungen sind sogar nicht ohne geschichtlichen Wert: so geben sie z. B. eine ganz neue Version über Bismarcks Entlassung, bei der das bekannte Tintenfaß von dem Kanzler mit solcher Wucht auf den Tisch geschlagen wird, daß sein Inhalt dem Kaiser in die Augen und über den weißen Koller der Kürassieruniform spritzte. Wie innerlich verwandt dieser Künstler aber seinem kaiserlichen Gönner war, beweist die Geschichte von dem größten Schiff der Welt, das auf Schotts Anregung dem Monarchen zu seinem Regierungsjubiläum als nationales Geschenk überreicht werden sollte. Alle Welt war dafür, ausgenommen Ballin von der „Hapag"; dagegen war auch Bülow, der Schott an das Auswärtige Amt empfahl, wo die geniale Idee aber als „Brüskierung Englands" abgelehnt wurde. Mit diesem „jammervollen Bescheid war die Angelegenheit erledigt", meint Schott. Vielleicht ist sie es aber doch nicht: als „petit fait" der wilhelminischen Epoche und des damaligen Deutschtums könnte sie weiterleben. Ebenso wie die folgende Geschichte, die Schott im Jahre 1914 in Paris passierte. Er kommt dort mit einem französischen Herrn zusammen, der ihn fragt: „Sind Sie Deutscher?" ... „Ich warf mich in die Brust und antwortete sehr stolz: ‚Gott sei Dank!'. Nun drehte der Franzose sich zu mir, legte mir beide Hände auf die Schulter und sagte: ‚Mein Herr, hätten wir Ihren Kaiser, uns gehörte die ganze Welt!' ..." „A patriote, patriote et demi", hätte man eigentlich mit Variation eines französischen Sprichworts erwartet: aber der Franzose parierte anders und besser — allerdings mit einem Klischee, das man in jener Zeit von seinen Landsleuten des öfteren zu hören bekam.

Auf die deutsche Katastrophengeneration werfen also diese Memoiren ein aufklärendes Licht, nicht minder aber auf den Autor selber, der als Künstler sich hier nicht so gemütlich fühlen und das Menetekel an der Wand der von ihm besuchten Schlösser nicht hätte übersehen dürfen. Aber „non cuique datum est habere nasum" (es hat nicht jeder eine Nase bekommen): trotz dieses Mangels werden diese anspruchslosen, ohne Aufmachung servierten Erinnerungen ihren Wert behalten. Das persönliche Element ist darin enthalten, also das, was den meisten Biographen fehlt: sie stehen oft zu weit unterhalb oder außerhalb ihres Helden. Vernünftig und natürlich zu dem seinen erscheint Fritz Wartenweiler, dessen Biographie Fridtjof Nansens (erschienen im Rotapfel-Verlag Erlenbach-Zürich) schon im Negativen eine ansprechende Leistung ist: der Verfasser verliert sich nicht in Hyperbeln über den berühmten Hyperboräer, der nicht nur ein reiches äußeres, sondern auch ein ungewöhnliches inneres Schicksal erlebte. Denn diesem mutigen Forschungsreisenden, dessen warmes Blut der Nacht und Kälte des nördlichen Polarmeers trotzte, erstarrte es zu Eis während der Schlächterei des Weltkriegs und gerann es aus Mitleid ob der Leiden der Nachkriegszeit. Er hat sie nach Kräften zu mildern versucht, dort unten am Quai Wilson, der den schönen Lac Léman umsäumt. Wer je daselbst einer Sitzung des Völkerbundes beiwohnte, dem fiel sofort die hohe Gestalt des Norwegers auf: aus seinem blassen langen Gesicht schauten zwei todtraurige Augen — Augen, die sehr viel Unglück gesehen und sich nie davon erholt hatten. Beim Völkerbund machte man sich ein wenig lustig über den „Humanitarian-in-Chief", der die Hungernden Rußlands speiste, der die Flüchtlinge Armeniens und Griechenlands betreute und der den Staatenlosen, diesem Freiwild für die Papierschnüffler an den Grenzen, den sogenannten Nansen-Paß verschafft hatte. Mit Unrecht: die Sancho Pansas der genfer Tragikomödie hatten selber noch zu wenig geleistet, um über einen Nansen die Nase rümpfen zu können. Dem lesenswerten Buch ist neben anderen ein Selbstporträt des Forschers beigegeben, das mit Recht als das beste Nansen-Bild angesehen wird.

Vom Missionär der Humanität zum Pionier des Humanismus ist ein weiter Weg, denn der letztere hat es nicht mit der Nächsten-, sondern mit der Fernstenliebe zu tun, und seine Pioniere sind noch ganz anderen Angriffen ausgesetzt, als denen von Wind und Wetter oder von Spott und Spießerei. Ein Philanthrop, wenn auch ein Philanthrop im großen Stil, wie Nansen, hat es leichter als ein Kriegsmann von der Feder, besonders, wenn er wirklich Neuem die Bahn bricht: denn beim Bahnbrechen fliegt immer das Felsgestein in der Luft umher und schlägt den Umstehenden auf die dicken Köpfe und diese lassen dann die Protestschreie der Verwundeten ertönen. Wie oft, wie lange, wie heftig hat man nicht gegen Georg Brandes protestiert, besonders in seinem eigenen kleinen Lande! „Danmark is a prison — one of the worst!" pflegte der sprachkundige Gefangene zu sagen, und der Referent, der einige persönliche Briefe von Brandes besitzt, könnte noch ganz andere, detailliertere Schmerzensschreie daraus zitieren. Auch der Verfasser des vorliegenden Porträts, Henri Nathansen, der seinem bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M. erschienenen Buch den Untertitel „Jude oder Europäer" gibt, protestiert noch gegen ihn über das Grab oder über die Urne hinaus: Ihm, einem zionistischen Freunde des Verstorbenen, war dieser nicht rassengläubig genug; ihm, einem nationalistischen Juden gegenüber, hat sich Brandes zu oft über alle Vaterländerei und auch über die Juderei, diese Nachäffung des modernen Überpatriotismus, lustig gemacht. Er war überhaupt ein Lustigmacher über allerhand öffentliche Meinung. „Zur Zeit der Kreuzzüge hieß es ‚Gott will es', sagte dieser Freidenker des Nordens. Jetzt heißt es ‚die Rasse will es'! Aber weder Gott noch Rasse haben je existiert!" Oder: „als man dem jungen Napoleon eine Stammtafel überbrachte, die bewies, daß er von Adel war, wies er sie lächelnd zurück. Er war einer derjenigen, von denen man abstammt". Und weiter: „Ich bin der einzige Nichtjude in Dänemark." Das sagte Brandes, weil wohl sein Blut Israel, sein Herz aber Hellas gehörte, während das Herz jedes echten Christen natürlich ebenso Athen-feindlich, wie Zion-freundlich ist und sein muß. Alles dies steht in Nathansens Buch: was nicht darin steht, ist Brandes' große Tat: die Entdeckung Nietzsches, mit dem er sich in der Liebe zu Hellas und in der Abneigung gegen die Juderei und Christerei einig wußte. Man vermißt auch Nietzsches anerkennendes Wort über den Dänen, der nach ihm „zu jenen internationalen Juden gehört, die einen wahren Teufelsmut im Leibe haben". Der Autor spricht auch wiederholt von Brandes'

Digitized by Google

zerrissenem Gemüt, ganz wie Deutsche von Heine zu sprechen pflegen — als ob nicht jedes großen Mannes Herz zerrissen sein müßte: aber zerrissen über die Zerrissenheit der anderen, die sich noch dazu für die Siegelbewahrer der Gesundheit und Natürlichkeit halten. Das Buch, ein unzweifelhaft ehrliches und wertvolles Buch, wird seinem Gegenstand nicht gerecht: man kann eben vom Sinai nicht den Olympus überschauen, und selbst ein Eckermann würde durch seine Gespräche mit Goethe noch nicht zum berechtigten Biographen über diesen Dichterfürsten.

Auch Georg Brandes hat einst Memoiren geschrieben, die er aber wegen ihres geringen Erfolges in seinem Vaterland in der Mitte abbrach. Franz Blei, dessen Buch „Erzählung eines Lebens" (Paul List, Leipzig) sicherlich mehr Erfolg haben wird, setzt diese sogar bis zu seinem Freitode, inklusive, fort. Er hinterläßt auf dem Nachttisch ein Papier, auf dem geschrieben steht: „Ich nehme Alles zurück." Es wird einem etwas unheimlich dabei und man möchte, daß der Autor auch diese letzte Szene des Buchs zurücknehmen könnte. Dieses ist ein merkwürdiges Gemisch von Erotik, Politik, Philosophie und leider auch Theologie, die aber in kaschierter Form serviert wird. Aber was will der Autor eigentlich zurücknehmen? Hoffentlich nicht seine Erlebnisse als Sozialist in Wien, in Brüssel und in Zürich, seine Begegnungen mit Victor Adler, Jaurès und Lenin, über den ein sehr gescheites Wort gesagt wird: „Des Atheisten Lenin Vorurteil war der ganz christliche Glaube an ein unter den Menschen zu verwirklichendes Heil." Hoffentlich nimmt Blei auch nichts von der Erotik zurück: z. B. nicht jene wunderbare kleine Geschichte seiner eigenen „Defloration" durch eine Wiener „femme entretenue", die den jungen Studenten unter Vorwänden zu sich hinauflockt, ihn drei Tage bei sich behält und ihm heimlich beim Abschied eine Zehn-Gulden-Note in die Tasche schiebt, worüber der Beschenkte so in Entrüstung gerät, daß er nie wieder zu ihr zurückgeht. Es ist nett, daß ein Sechzigjähriger in seinen Memoiren noch den Mut zu den Freuden seiner Jugend hat. Aber es ist nicht nett, daß Blei zum Schluß selber zu spintisieren anfängt, mit dem katholisch gewordenen Scheler diskutiert, als den Sinn des Krieges die „Ankunft des Antichrist" signalisiert und sich ob der mißglückten Revolution in Deutschland ebenso enttäuscht zeigt, wie über die geglückte in Rußland. Als letztes Fazit dieses bleischweren Buchs ergibt sich da nur noch Koheleth und seine „vanitas vanitatum": ein achselzuckendes „à quoi bon?" und jene grausame Selbstkritik, die diesen Aufzeigungen zum Überfluß noch ein Motto aus Shakespeare aufklebt: „A tale, told by an idiot and signifying nothing". Aber hier widersprechen wir lebhaft, sowohl dem Idioten wie dem „nothing". Bleis Buch hat dauernden Wert gerade als Dokument des „nothing" und eines Nihilismus, zu dem die schwächeren Mitstreiter und sozialistischen Glaubensgenossen vielleicht nur nicht den Mut fanden.

Einen größeren Gegensatz wie Franz Blei und Stefan Großmann könnte man sich kaum denken. Zwar sind beide in Wien aufgewachsen, beide frühere Sozialisten, beide sind Freunde und Schüler Victor Adlers gewesen, dem sie beide anerkennende Kapitel widmen. Sowohl Blei wie Großmann zog es vom Babel an der Donau an jenes an der Seine, beide sind also französischen Wesens und Kulturbestrebens teilhaftig geworden. Aber der Eine, Blei, hatte dank eines geschäftstüchtigen Vaters und Bauunternehmers eine geschützte Jugend, der andere mußte, dank eines aktionsunlustigen, „orientalischen" (den der Sohn trotzdem liebevoll zu schildern weiß) schon mit dreizehn Jahren morgens in der Frühe um vier in einem Laden stehn und an Asphalttöchter und Fiakerkutscher Schnäpse verkaufen. Aber während sich das Gewölk der Erfahrung und Enttäuschung immer dichter auf Blei herabsenkt, wird es um den einst so melancholischen Großmann immer heiterer und sonniger, so daß er es wagen kann, seinem Buch einen, in dieser Zeit doppelt merkwürdigen Titel zu geben: „Ich war begeistert" (S. Fischer, Berlin). Auch der Leser ist es, und er ist es doppelt, wenn er gerade vorher Bleis Memoiren gelesen, oder besser, sie mit Mühe durchquert hat. Blei ist der trübere Strom, mächtig gewiß wie der Amazonas, aber auch dunkel und schwerfließend, unter dichtem, bis ins Wasser tauchendem Urwaldgestrüpp, in dem merkwürdige Vögel sich wiegen und manch ungewöhnliches Getier, einige Brüllaffen eingeschlossen, umherschreit. Stefan Großmanns Buch aber kommt prickelnd und spritzig einher, wie ein munterer Bergbach: man freut sich seiner kristallenen Klarheit, man erlabt sich an seiner beruhigenden Frische, man entzückt sich ob mancher Nymphe, die ihre zarten Knöcheln in ihm netzt und an mancher Forelle, die da lustig umherspringt, wie z. B. der Bemerkung: „die Psychoanalytiker, die Talmudisten des Unterleibes". Mit solchen und ähnlichen Worten skizziert Großmann seine Zeit und ihre Ideen und überall „sitzt es": es handele sich um Gefängnisse, um die er sich viel gekümmert, oder ums Theater, das ihn immer wieder anzog, oder um Zeitungen, über die er als Journalist Interessantes ausplaudert. Meisterhaft auch sind die mit Anekdoten belichteten Federzeichnungen der Prominenten, wie jene von Nordau, Altenberg, Tisza, Koerber, Lueger, Rathenau, die beiden Adlers usw. Meisterhaft und glaubhaft zugleich geschildert ist seine Bekehrung vom Sozialismus, die ihn glücklicherweise nicht zum Schelm und Bourgeois, sondern höchstens zum skeptischen Philosophen gemacht hat. Denn obwohl frei von den philosophischen Problemen und Gespenstern, mit denen sich Blei herumschlägt, ist Großmanns Buch doch nicht ohne Philosophie, die man allerdings zwischen den Zeilen suchen muß: sie ist nämlich von der unmerklichen Art, wie man sie im Garten Epikurs oder in einem Salon des „ancien régime" zu pflegen gewohnt war. Es steckt Lebensart und Lebenskunst in diesem Buch: die Lebenskunst eines weisen und gütigen Menschen, der viel gesehen, gut beobachtet und das Geschaute in einer Form wiederzugeben vermag, die im schwertrabenden Deutschland nur selten erreicht wird. Un livre à lire!

Proben und Stücke

Aus: „Neue Balladen von den wilden Tieren" von Paul Zech

(Dresden 1931, Wolfgang Jeß)

Die Ballade von einem geisterhaften Elefanten

Wenn du vor dieser trägen Fleisch- und Knochenmasse
vielleicht erschrecken wirst, wenn in dem Haufen Grau
sich plötzlich etwas regt, als ob es nach dir fasse,
mit einem Tasten blind und ungenau,
und in der Dämmerung die Gitterstangen
wie Palmenschäfte auseinandergehn:
dann bist du schon von dem Geruch gefangen
und mußt dich wehrlos weiterdrehn:

wohin die fremden Kräfte dich bewegen wollen.
Er stört mit seinem Elfenbein

Digitized by Google

verschollenes Jahrhundert aus dem Schlaf, es rollen
Urwelten hell in das Lebendigsein.

Die plumpen Beine heben sich verwegen
herauf aus dem verfaulten Mist
und so, als ob er nie in diesem Dreck gelegen,
in dieser Luft geatmet hat und nicht mehr angekettet ist:

wird er vom Schwanz bis zu dem Rüssel, wieder
der große graue Elefant.
Und in dem Schaukeln seiner Schritte auf und nieder,
nimmt ihn ein neues Schicksal in die Hand.

Da ist er einer von den Vielen in der Herde,
und bricht sich Raum in dem Gestrüpp von Farn und Thymian,
es ist noch alles jung und ungeordnet auf der Erde,
auf Spuren, die nur Eis und Sintflut sahn.

Und du bist nur ein Atemhauch in diesem Walde
aus Schachtelhalmen und Kalteendorn,
ein leiser Vogelruf von der Limonenhalde
und flatterst um das große Moschushorn,

als ob es auf dich niederregnen müsse
mit Lavastrom und Steingewalt.
Verängstet hockst du dich ins Schilf der großen Flüsse
und blinzelst aus dem Bambusspalt:

wohin die grauen Ungeheuer-Herden traben,
das Mammut und das Mastodont,
holst dir die Nahrung aus den Honigwaben
und liegst im Grase faul und hellbesonnt.

Zu deinem Hausgott hat er sich erhoben,
der große graue Elefant,
mit seinem Schädel wohnt er bei den Sternen droben
und stampft dich in das Unbekannt.

Die Ballade von einem blinden Grubenpferd

So schwarz weint keine Nacht am schwarzen Gitter,
wie in dem schwarzen Schacht das blinde Pferd.
Ihm ist, als ob die Wiese, die es bitter
in jedem Heuhalm schmeckt, nie wiederkehrt.

Es wittert durch das schwarze Fleisch der Steine
den Tod, und sieht ihn mit den toten Augen an,
und ist die ganze Nacht mit ihm alleine
und geht nur widerwillig ins Gespann.

Der Knabe, der es durch die Gänge treibt,
will es mit Brot und Zucker fröhlich machen.
. . . es kann nicht mehr wie andere Pferde lachen,
in seinen Augen bohrt die schwarze Nacht, und bleibt.

Nur manchmal, wenn vermengt mit Harz und Laub
waldfrisches Holz dort unten in der Grube landet,
reißt es, von Wahnsinn jäh umbrandet,
den Schädel hoch und stampft die Menschen in den Staub.

Im Berg, die schwarze Wetternacht,
schlägt Funken aus den Hufen
und ehe noch die Notsignale rufen,
hat sich das blinde Pferd verhundertfacht.

Und poltert durch das schwarze Labyrinth
und stürzt im Fliehn die tiefe Felsentreppe
herab und wiehert durch die grüne Steppe,
auf der die toten Pferde mächtig sind.

Die Ballade von einem Lamm auf der Schlachtbank

Der Bauer hatte ihm die Wolle noch geschoren
und ohne Abschied ging er von ihm fort.
Da hing es traurig in den Wind die Ohren
und in den Augen schien das Grüne wie verdorrt.

Es fühlte nicht die Fäuste, die es hoben,
und an den Beinen kaum den schwarzen Strick.
Es sah nur, wie die Wolken sich verschoben
und reckte nach der Sonne das Genick.

Das Maul, mit einem Hauch von Silberhaaren,
gab langsam die erschrocknen Zähne frei.
Ein Husten wollte ihm den letzten Schrei ersparen,
da brach auch schon das bange Herz entzwei.

Die Zunge schmeckte nichts als Galle,
der Himmel schien unendlich weit
und hatte den Geruch von einem Stalle
in Bethlehem zur Weihnachtszeit.

Und das Geflimmer vom Gestirn der Weisen
durchfuhr den Leib und fand die Seele bald,
und nahm sie mit auf seinen weiten Reisen
als wär sie schon Millionen Jahre alt.

Ein wenig Staub ist nur zurückgeblieben,
der neigte sich herab zu seinem Grund,
und hat das Gras empor getrieben,
das wieder Lämmer hat und Blume, Wolf und Hund.

Aus: „Die Magd von Aachen. Eine von Siebentausend." Roman von Heinrich Eduard Jacob

(Berlin-Wien 1931, Paul Zsolnay Verlag)

Copyright by Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien

Erde! Schon vierzehn Tage lang hatte Marie keine Erde mehr unter ihren Schuhen gehabt. Nun ging sie gegen die Peripherie der Stadt Aachen, um nachzusehen, was die Erde im März machte. Marie kam über Bauplätze. Sie hatte ihren Wintermantel das erstemal zu Hause gelassen. Ein warmer Westwind strich durch die Pfützen und legte sich an ihren Leib, der schräg neben gelber Laternenreihe sich vorwärts kämpfte. „Halt!" schrie da etwas. Es war ein Soldat in braunem

Digitized by Google

Mantel, der mit gefälltem Bajonett um einen breiten Baum herumbog. Wie man ein Tier zur Umkehr bewegt, mit dem man nicht lange erst sprechen will, nahm er Zeige- und Mittelfinger und beschrieb eine schnurgerade Linie von seiner Brust bis zum Horizont. Das hieß „Kehr um!" und Marie kehrte um. Tochter, Enkel und Urenkelin von preußischen Feldwebeln kehrte sie um — weil eine vorgesetzte Behörde es augenscheinlich verlangt hatte. Ehe sie aber umdrehte und der Westwind, an ihr vorbei, die Kleider von hinten nach vorn bügelte, nahm sie noch mit halbem Auge ein größeres Gebäude wahr, dem der Soldat als Vorposten diente. Eine Kaserne!

Also eine Vorstellung, die leichte Ehrfurcht erzeugt.

Denn Marie war ein preußisches Mädchen. Und wie das Weib in die Küche gehört, so gehört der Mann in die Kaserne. Die allen Manövern gewachsene, im Ernstfall befehlslos kämpfende Köchin: sie ist für die Familie, was der Soldat dem Staate ist. Das rote Kupfer der Küchenmörser! So putzt der Soldat Gewehr und Knopf. So reinigt er, um zu reinigen. So hält er — obwohl ja eine Schlacht die größte Unreinlichkeit mit sich bringt — bis zum letzten Augenblick das Panier der Reinlichkeit hoch, ehe er mit ihm in den Staub sinkt. Schon diese Putzwut weist die Soldaten mit den Dienstmädchen zusammen. Die große und klare Zweckmäßigkeit, die das Packen eines Tornisters regelt, entspricht dem Aufbau der Speisekammer, wo Grieß nicht die Stelle einnehmen darf, die Zucker oder Mehl gebührt. Daß nun Soldaten oder Dienstmädchen über derlei nie reden werden, widerstreitet nicht unserer Theorie ihrer Zusammengehörigkeit. Der Glaube an ein „Ausüben von Ordnung" (das mit frühem Aufstehen verknüpft ist) ist beiden Gattungen angeboren. Über Dinge des Glaubens spricht man nicht unter Gefährten des gleichen Glaubens.

So konnte der Anblick einer Kaserne für die Vorwelt, die in Marie schlummerte, nicht unangenehm sein, so erweckte diese Kaserne kein überflüssiges Nachdenken.

So stand ihr, wie sie jetzt umkehrte, jeder Gedanke völlig fern, nach Herkunft und Abkunft der Insassen.

So war sie auch weiter nicht verwundert, am östlichen Endpunkt der Allee einen zweiten Soldaten zu treffen, der, die langen Arme im Mantel, die Scherben einer Laterne besah, die der Wind auf die Erde gestreut hatte.

„La vitre est cassée", sagte er, mehr zu sich selbst als zu Marie, während er mit dem Schuh bemüht war, das Glas aus dem Gehweg wegzustreichen.

Soldaten halten es mit der Ordnung. Es gefiel Marie, die auch ein Soldat war.

Deshalb stellte sie sich dazu und begann mit ihrem Schuh, der kleiner war als der Schuh des Sergeanten, sich an der Arbeit des Aufräumens hilfreich zu beteiligen.

Wenn zwei Menschen, die eben noch von ganz verschiedenen Gedanken (oder keinen Gedanken) erfüllt waren und von einander gar nichts wußten, plötzlich gemeinsame Tätigkeit mit ihren Schuhen betreiben und dadurch gezwungen sind, einander auf die Füße zu starren, so ist das natürlich ein Grund zum Kichern.

Kaum eine Minute dauert das Ganze, aber es schafft einen Grund zu kichern. Und vom Rechte des Kicherns machte Marie in melodischer Weise Gebrauch.

Die Folge dieser zwei Handlungen war, daß der Soldat zu denken begann: Dieses Mädchen hat einen hübschen Fuß, dieses Mädchen hat eine hübsche Stimme!

Aber auch für Marie gab es Folgen. Er hatte etwas zu ihr gesagt, und nun mußte sie antworten. Was hatte er denn zu ihr gesagt? Er sagte: „La vitre est cassée." Da aber Marie nicht Französisch konnte und jede Sprache aus Lauten besteht — Laute führen ein Eigenleben —, hatte Marie ziemlich deutlich gehört: „Wieder ist Kasse!" — womit der Soldat wahrscheinlich hatte bemerken wollen: wenn die Laterne zerbrochen sei, so greife das wieder an die Kasse. So müsse das schließlich jemand bezahlen. Womit er ja eigentlich recht hatte.

Aber was heißt denn recht haben? Der Wert gesprochener Meinungen ist im Volke nicht gar so groß. Das Wort mag seine Verantwortung haben für Schriftsteller, Ärzte und Industrielle — was ein Soldat gelegentlich sagt, ist ihm selber gar nicht so wichtig. Das fühlte Marie, und das fühlte er selbst; und es bestand für keinen ein Grund über zerbrochene Scheiben zu sprechen und über die Reparationskosten, die daraus der Stadt Aachen erwüchsen. Wichtig war nur, daß Pieter Rijsmond aus Höflichkeit etwas gesagt hatte — niemand ist höflicher als das Volk — und daß Marie jetzt höflicherweise irgend etwas bemerken mußte.

Aus diesem Grunde sagte sie: „Heute ist es gar nicht mehr kalt!"

Pieter Rijsmond konnte nicht deutsch. Immerhin wußte er sofort, daß Marie vom Wetter sprach. Denn sie erhob jetzt ihre Stirn und hielt sie prüfend in die Luft. „Ce n'est que seulement pour constater", dachte schwerfällig der Soldat — und nun allerdings brach ihr Verständnis (das nie dagewesen war) völlig ab. Beide wurden verlegen. Die plötzlich einsetzende Sprachlosigkeit machte sie ungemein verlegen. Ein paar schwarze Sekunden kamen: sie sahen sich als Mann und Weib. Als Wesen verschiedenen Geschlechts; das war nur teilweise angenehm.

Die Sache mit dem Schuh war vorbei, die Scherben aus dem Weg gefegt, das Wetter war das Wetter geblieben, was sollte denn jetzt begonnen werden?

Mit einer ritterlichen Bewegung ergriff plötzlich Pieter Mariens Hand. Während durch sein Hirn leichthin die instruierenden Worte blitzten, die der General Wuylemans auf dem Genter Kasernenhof ihnen zugerufen hatte: „Attaquez, mes braves, attaquez toujours!" vollendete er die Übersetzung dieses Befehls ins Privatleben und drückte Marie sehr kräftig die Hand, indem er auch den Arm und die Schulter langsam an seine Mantelbrust zog.

Marie — wir sahen's — war ungemein klein. Viel kleiner als Pieter und ungemein zierlich. Trotzdem war sie kräftig und flink. Sie hätte, wenn sie gewollt hätte, jetzt ihren Kopf der Lagerung an Pieters Brust entziehen können. Aber der Druck von Pieters Hand war, ohne unanständigen Zwang, so männlich und so autoritär — und es war auch seine Geste mehr die eines Schützers als eines Nehmers —, daß sie sich ihm nicht entzog, sondern mit neugierig offenen Lippen in seine hellen Augen starrte.

Da beugte er sich auf sie nieder und schloß ihr diese beiden Lippen mit seinem Mund. War dies ein Kuß?

Augenscheinlich war dies ein Kuß. Mit großer Selbstverständlichkeit waren die Lippen zusammengeraten. Doch, wie sie sich wieder lösten, war alles nicht mehr so selbstverständlich, und rätselhafte Dinge geschahen.

In Mariens Gehör, sonderbar vergrößert, trat ein Lokomotivpfiff ein. Auf irgendeiner Lokomotive ließ ein Mann ein Pfeifen los ... Das wollte gar nicht mehr aufhören ...

Nicht doch. Ein rasendes Rädertier schrie. In der dunklen nassen Ebene rannte ein Eisenbahnzug und schrie. An der Brust des Sergeanten vernahm sie es, und diese Brust verstärkte den Schall.

Drüben von den Waldbergen her schrie inbrünstig ein zweiter

Digitized by Google

Zug. In der Quinte und sehr rein. Es klang durch die nasse Luft wie: ich bin.
Wer sagte von sich, daß er sei? Die Ferne war es, das Wasser, der Wald. Die flackernde, halbzerbrochene Laterne hatte Wind von Vorfrühlingswäldern und die Montur des Mannes Geruch von guter, nasser Baumrinde. Jetzt fiel der Mann zum zweitenmal mit dem Munde gegen den ihren, der kalt war und voller Wohlgeruch. Marie, die gesenkte Arme hatte, hielt sich an nichts als an seinem Mund fest, der so kräuterhaft stark schmeckte.
Und immer wieder: „Ich bin! Ich bin!" schrien die pfeifenden Eisenbahnzüge. Oh, dieses Pfeifen durchbohrte sie! Als richtete der Pfiff sich auf, als bäumten sich alle Lokomotiven in den Schienen wie Pferde empor, so warf sich die Ferne an ihr Geschlecht.
Dies war sehr gut. Dann war alles fort. Pieter Rijsmond hatte sie losgelassen. Sie fror etwas und sie zitterte. Er sah sie mit leeren Blicken an — denn das Pfeifen erinnerte nachträglich an gewisse Hornsignale und, sofort zurückscheuend, floh seine Seele ins Servitut der belgischen Militärdienstordnung. Auch ohne die Armbanduhr zu befragen, wußte er, wie spät es war und daß er ja nicht um Sonderausgang für diesen Abend ersucht hatte. Da blieb nichts übrig, als sehr militärisch die Hand an die schöne Mütze zu legen, zwei knappe Schritte rückwärts zu machen — und dann kehrt. Mit raschen Schuhen, ohne sich einmal umzublicken, schritt er durch die Allee davon.
Am nächsten Morgen stand Marie in der Küche und im Haushalt, als ob sie ihn nie verlassen hätte. Rasch umherschießend wischte sie Staub, holte ein, verweilte am Herd und wirbelte zwischen den Kochtöpfen; sie schrubberte den Fußboden und schien unglücklich, nicht noch einen dritten Arm zu haben, mit dem sie in Kornemanns Gewölbe Hand an die Tuchballen legen konnte. Punkt eins war ihr das Essen befohlen — und um zwölf Uhr fünfundfünfzig sauste sie aus dem Oberstock in den Tuchladen herunter, um Mann und Frau zum Mittag zu bitten.
Kornemanns waren sehr zufrieden mit ihrem kleinen, blankäugigen Mädchen, das so große Kochgaben besaß. Das so überaus fleißig war, mit der Nadel auszubessern verstand und dabei so bescheiden war wie eine billige Aushilfe. Für den geizigen Tuchhändler war es ein unangenehmer Moment, wenn er eintretenden Angestellten die Eröffnung machen mußte, Tuch sei heute ein teurer Artikel und niemand möge von ihm erwarten, daß er ein Naturalgeschenk in diesem Artikel erweisen werde. Marie sah so bescheiden drein — so willens, auch nicht einmal im Traum an irgendein Geschenk zu denken! — daß Kornemann es sich sparen konnte, die teuren Tuchpreise zu erwähnen. Es hätte ihn beinahe dankbar gestimmt.
Es gibt aber eine Bescheidenheit, die ...
Selbst zu denken, daß sie geküßt worden war, daß sie jemand gefallen hatte, sich selbst in den Mittelpunkt zu denken: war Marie eigentlich zu bescheiden. Sie war mit den Lippen berührt worden, wie eben draußen in freier Luft ein Ast den anderen berührt ... Während sie jetzt den Abendtisch deckt, läuft eine Welle bei Andernach aus dem Rhein, überleckt das Ufer und rauscht wieder zum Fluß zurück. Wird man das einen Kuß nennen?
Erst ganz kurz vor dem Schlafengehn ging die Erinnerung an das Gestern plötzlich doch durch Mariens Sinn. Das war aber nur, weil sie Wäsche einsprengte und die Tropfen mit ihrem Geruch etwas an freien Regen gemahnten. Eine Sekunde später wußte sie nicht, weshalb sie die Hand, die gesprengt hatte, noch in der Luft erhoben hielt. Auf einmal wurde sie sehr müde und entkleidete sich mit ernstem Gesicht.

Aus: Das gefährliche Leben von Ben B. Lindsey und Rube Borough

(Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin 1931)

In der Stadt Denver triumphieren meine Feinde gegenwärtig. Sie haben mich von der Arbeit eines ganzen Lebens ausgeschlossen.
Eine von ihrer Mehrheit kontrollierte, politisch voreingenommene und persönlich feindliche Richterschaft hat mich aus dem Gericht, wo ich achtundzwanzig Jahre lang den Weg zu einer neuen Technik in der Behandlung verängstigter Kinder und verzweifelter Erwachsener bahnte, verjagt.
Um meine Rückkehr zum Amt durch Volkswahl unmöglich zu machen, hat mich diese selbe Richterschaft in Colorado des Rechts beraubt, die Rechtsanwaltspraxis, meinen ursprünglichen Beruf, auszuüben.
Es ist das Wort herumgegangen: „Weg mit Lindsey. Beraubt ihn der Mittel zum Lebensunterhalt. Befreit die Stadt von diesem gefährlichen Manne. Treibt ihn aus Denver fort."
Ich schreibe, ohne mich selbst zu bemitleiden, ohne mich selbst zu glorifizieren. Ich werde mich bemühen, nur die Wahrheit zu sagen, frei in Herz und Kopf von den Hemmungen der Furcht und falscher Bescheidenheit will ich offen der ganzen Welt Rede und Antwort stehen.
Und die Wahrheit ist, daß das, was dem Staatsbeamten, Richter Ben B. Lindsey, zugestoßen ist, tragisch ist — jede andere Darstellung wäre falsch. Es ist tragisch für Amerika.
Und das ist die Rechtfertigung für dieses Buch, in dem ich „Das gefährliche Leben" erzähle. Darum muß es meinem Lande ins Bewußtsein gebrannt werden.
Vor allem will ich gleich meinen Lesern versichern, daß ich kein Misanthrop bin. Nach dreißig Jahren des Kampfes brennt in mir immer noch ein flammender Haß gegen politische Korruption und soziale Ungerechtigkeit, aber ohne persönlichen Groll. Ich kämpfe nicht gegen einzelne Personen — sie haben ihre Stunde armseligen Triumphs, diese Werkzeuge der Tyrannei, die sich gegen mich haben mißbrauchen lassen, und gehen dann weiter in das große Nichts. Mögen sie ruhig der Vergessenheit anheimfallen.
Ich bin ein Menschenfreund — besonderes Lob beanspruche ich nicht dafür. Ich bin nun einmal so. Die Berührung menschlicher Hände, das Leuchten menschlicher Augen, der Klang menschlicher Stimmen, die Kameradschaft menschlicher Seelen sind mir immer kalt gewesen. Und der Anblick menschlichen Leidens hat mich nicht kalt gelassen. Einige konnten es sehen und wurden nicht gerührt. Aber mir tat es weh, mir zerriß es das Herz. Ich konnte nicht schweigend dabeistehen und zusehen. Ich mußte meiner inneren Bewegung Ausdruck geben. Auch dafür verlange ich kein besondetes Lob — ich bin nun einmal mit dieser Veranlagung auf die Welt gekommen.
Mein Lebenswerk entstand aus meiner Liebe zu Denver, zu den sehr konkreten Männern und Frauen, Jungen und Mädchen, die auf dieser Hochebene lebten.
Denver ist meine Heimat — und kein Mensch macht seine Heimat schlecht.

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Josef Winckler

(Zum 50. Geburtstag)

„Entscheidend für die sehr eigenartige, ja merkwürdige einmalige Stellung, die Josef Winckler nicht nur im rheinischen, sondern im gesamtdeutschen Schrifttum einnimmt, scheint mir seine blut- und geistmäßige Herkunft und Entwicklung: daß sich in ihm das Wurzelerbe eines alten westfälischen Landgeschlechts zwar verband, aber nicht verschmolz mit dem großartigen Erlebnis der in die Weltweite wachsenden benachbarten Industrie und zugleich mit dem gelockerten Stimmungs- und Raumgefühl rheinischer Wesenheit in Mensch und Landschaft. Er trägt dies Gepräge trotz seiner sonstigen grundverschiedenen geistigen Haltung mit dem einzigen, den neben ihm als Dichter von Bedeutung die dichterarme westfälische Erde der Gegenwart geboren hat, mit Adolf von Hatzfeld. Und wie bei diesem die westfälischen Balladen und die lyrischen Bilder dieser Landschaft neben dem phantasievoll durchlichteten und idyllischen Rheinroman ‚Das glückhafte Schiff' stehen, so steht bei Winckler noch tiefergreifend, weit schärfer abgezeichnet die Huldigung an seine westfälische Jugend und Heimat in ‚Pumpernickel' und in dem Schelmenroman vom ‚Tollen Bomberg' neben dem romantischen und vielfach unspröde, fließend hingedichteten Ruf des Rheins und seiner rheinischen Lyrik; beides ist bei ihm überbrückt durch die Dichtung über den auch räumlich dazwischen gelagerten Riesenkomplex der industriellen Arbeit über und unter der Erde in seinen ‚Eisernen Sonetten' und der ‚Trilogie der Zeit'. Beide Westfalen sind Rheinländer geworden und in gewissem Sinne durchaus Westfalen geblieben. Ihre Erscheinung, und besonders wieder die von Winckler, fügt in das farben- und gestaltenreiche Persönlichkeitsbild der rheinischen Dichtung in ihrer fast seltsamen Mannigfaltigkeit charakteristische Züge von unwiederholter und unwiederholbarer Besonderheit und zielbewußter Eigenwilligkeit." D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 27).

„In Josef Winckler stürmt und schäumt das Leben. Wer ihn kennt oder wer ihn gar hat erzählen hören, weiß das. Schauspielerhaft versetzt er sich in die Menschen, von denen er berichtet. Seine Züge wandeln sich; trägt er ein Gespräch vor (er tut es gern), dann sieht man zwei, auch drei und mehr Menschen vor sich; selbst die Tönung ihrer Rede ist verschieden. Auch aus ihnen strahlt äußere und innere Bewegtheit. Auf die Wahrheit ihrer Worte darf man nicht zu streng rechnen. Was sie gesehen haben, übersteigert sich in ihrer Vorstellung. Es bekommt gigantisches Ausmaß. So erzählt, was er miterlebt hat, ein Mensch, der sich übermächtig in das Geschaute hineinfühlt. Mitten in der Alltagswelt entsteht da Heroisches, wo ein anderer vielleicht nur von schwerem Leid und von willigem Dulden dieses Leids zu reden hätte." Oskar Walzel (Münch. N. Nachr. 180).

„Seinem erstaunlichen Lebensgefühl haben die 50 Jahre kaum etwas anhaben können. Noch immer ist alles an ihm Bewegung, noch immer greift er jede Anregung voll Feuer auf, noch immer explodiert er plötzlich mitten in der Unterhaltung. Im Grunde ist es die Polarität seines Wesens, die sich niedergeschlagen hat in seinem eigentlichen Bekenntnisbuch, dem ‚Pumpernickel', das in wogender Fülle die Quellen seiner Kraft aufweist, auf der einen Seite Verwurzelung in einer erdgebundenen Tradition des Hauses ‚Ryland', wo seine Vorfahren auferstehen, auf der anderen Seite eine Fähigkeit, alles aufzugeben, um neu zu werden in neuer Zeit.

Aus der Synthese solcher Polarität entstehen bei solch feurigem Temperament großartige, die Grenzen maßvoller Gestaltung oft überwuchernde Verlebendigungen von Gestalten der Volksphantasie, wie der ‚Doktor Eisenbart', Aus- und Umdeutungsromane in anekdotischen Bilderfolgen voll von Spannungen in der Stimmung, von tragischer Problematik bis zu burlesker Drastik, in einer Mischung von Humor, Scherz, Satire und tieferer Bedeutung." Carl Enders (Kreuz-Ztg. 185 u. a. O.).

„So hat Winckler stets die inneren Nöte und Notwendigkeiten der Zeit erfaßt und gestaltet. Seine barocke Vitalität strebt stets mit der Zeit oder gegen die Zeit. Sie sträubt sich gegen den Zerfall und begrüßt die ersten Zeichen der Besserung mit dem unbändigen Lachen des tollen Bomberg. Diese Vitalität trägt aber auch an dem Ballast einer leicht zu gehäuften und zu verschnörkelten Sprache. Sie ist ein Teil dieser Natur, aber sie droht manchmal auch der Feind dieser Natur zu werden. Jedenfalls ist Winckler einer unserer gesündesten, volkhaften und zugleich zeitnahen Dichter. Er ist immer im Aufbruch und immer ein ausziehender Tödde, mit Geschichten und Ausdrücken überreich beladen." Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg. 308).

„Wo immer man diesem Dichter mit der echt westfälischen Sprechweise begegnet, wird man ihn in den vordersten Reihen antreffen. Stets sturmbereit, springt er mit seinen leuchtenden braunen Augen mit Wonne

Digitized by Google

auf das Rednerpult, wenn es gilt, sich für etwas Neues oder etwas Bedeutendes einzusetzen. Winckler war einer der ersten, die sich für die Welt der Maschinen begeistert haben, und hat damit der ganzen späteren Arbeiterdichtung den Weg gebahnt. Und der edlen Sache des Friedens, der seine frühesten Gedichte schon zujubeln, ist er trotz aller Erfahrungen und Enttäuschungen, die wir erleben mußten, treu geblieben bis auf den heutigen Tag. Mit seinen lebensvollen Schilderungen aus dem bisher unbekannt gebliebenen Westfalen darf er sich getrost neben seine große Landsmännin, die Droste, reihen." Herbert Eulenberg (B. T. 306).

„Wir wissen am 50. Geburtstage des Dichters, daß es eine Fahrt wird durch Gewitter und Sturm der Zeit, wo man kein behagliches Sich-Wiegen vor dem Winde kennt. Denn ihm gaben die Unsterblichen alle Freuden und Leiden ganz wie je ihren Lieblingen." Kurt Voß (Hannov. Kur. 311).

Vgl. auch: Otto Doderer (Saarbr. Ztg. 181); Martin Lang (Stuttg. N. Tagbl. 307); — er — er. (D. A. Z. 299); Otto Doderer (N. Bad. Landesztg. 331); Anekdoten (Tag 160); Hans Knudsen (Deutsche Tageszig. 311); Dr. L. (Köln. Volksztg. 314 B); Robert Warnecke (Alton. Nachr. 4. Juli); Paul Wittko (Rhein.-Westf. Ztg. 194); Hanns Martin Elster (Fränk. Kur. 185); Carl Staack (Kieler Ztg., Schlesw.-Holst. 23).

*

Felix Holländer

„Der nicht großgewachsene Mann, einherschießend, entflammt, erfüllt, ja, aufgeregt, blieb im Kern ein Enthusiast. Seine Gefühle ritten schnell, und ohne viel Seitenblick.

In dieser Hingebung war seine Stärke. In diesem Zurücktreten seine Menschlichkeit. In dieser Freundschaft sein Schönstes.

*

Für Reinhardt hat er Dinge fast jenseits von Gut und Böse getan; zwischendurch päpstlicher als der Papst; unverbrüchlich im freigewählten Knappentum.

Hauptmann hat er begleitet. Er saß bei der ersten Aufführung vom ‚Fuhrmann Henschel' eine Reihe vor mir. Wir standen damals miteinander nicht gut; Holländer wandte sich plötzlich doch um und rief mit prachtvoll erleuchteter Glut zu mir: ‚Dagegen ist alles andre heut Sch . . .!'

Er hat gewußt, zu wem er sprach und ich war ihm dankbar dafür.

*

Nach Feindschaft und Entfernung hat Liebe zu Hauptmann ihn und mich wieder nahegebracht: in den wundervollen Hauptmann-Tagen von Breslau, 1922, die, wer sie erlebt hat, nicht vergißt.

(Nur, wer weg muß, hat auch sie vergessen.)" Alfred Kerr (B. T. 253).

„Unsere deutsche Freundschaft beschränkt sich vielfach darauf, daß man gern zusammen ein Glas Bier trinkt, sich mit gemütlicher Sympathie auf den Rücken klopft und mit wohlwollender Objektivität da auseinandergeht, wo die Arbeit die Aufgabe, das Schaffen anfängt. Damit war Felix Holländer nicht zufrieden; er hatte die eifernde, die fordernde und fördernde Freundschaft, er spornte seine Freunde zu Taten und Werken, auch zu solchen, gegen die sich Zweifel, Unentschlossenheit, Bequemlichkeit noch wehren mochten. Seine tätige Energie hat andere tätiger gemacht, hat Selbstver-

Felix Holländer
Zeichnung von M. Nehemias

trauen, Unternehmungslust erweckt. Ich sagte Genie der Freundschaft; der beste, seltenste Beweis ist der, daß er sich an den Erfolgen von anderen freuen konnte, viel mehr als an den eigenen. Felix Holländer gehörte nicht zu jenen lästigen Altruisten, die alles Sachliche und Persönliche in sanfte Schonung einwickeln; er konnte so gut hassen wie lieben, er wußte auch als erfahrener Taktiker und Praktiker des Lebens für sich selbst zu sorgen. Aber seine Erfahrung, seine Lebenskenntnis, seine Lebensklugheit, sein ausdauerndes Temperament standen manchen zur Verfügung, die in dieser Hinsicht vielleicht nicht so stark ausgerüstet waren; er lehrte sie ihre Waffen gebrauchen, kämpfen und aushalten. Dabei konnte er ebenso erwägend und vor-

Digitized by Google

sichtig sein, wie er, wenn es nötig war, offen zum Sturm vorging. So wurde der leidenschaftliche Kämpfer ein großer Helfer, noch dazu einer, der Danksagungen überhörte und nicht einmal Dankbarkeit erwartete. Nun, lieber Freund, mußt du zum ersten Male stillhalten: lebe wohl und nimm diesen Dank mit." Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 127).

*

Julius Rodenberg

(Zum 100. Geburtstag)

„Julius Rodenberg war ein tapferer und großzügiger Mann, ein wohlwollender und dankbarer Mensch. So hat er sein Ziel erreicht und Macht und Ehren gewonnen. Sein treuer Sinn, der immer fromm des Ursprungs und aller glücklichen Fügungen eingedenk geblieben ist, spricht mit besonderem Ton aus einem Tagebuchblatt, das er an seinem 80. Geburtstag in Hannover, der Stadt seiner Anfänge, beschrieben und das die ‚Deutsche Rundschau' jetzt zu seinem Säkulartage veröffentlicht hat:

Hannover, 26. Juni 1911, vorm. 10 Uhr.
Hotel Royal.

Hier in meinem alten Hannover, das sich inzwischen allerdings sehr berolinisiert hat, ist es mir denn vergönnt, meinen 80. Geburtstag zu erleben. Mir gegenüber ... sehe ich noch die identischen Spitzbogenfenster des Zimmers, in dem ich 1859 bis zu meinem Weggang nach Berlin wohnte. Und hier in diesem selben Hotel Royal habe ich in einem Hinterzimmer — ich glaube 1857 — einen Theaterbrief für Prutz' ‚Deutsches Museum' geschrieben. Was zwischen damals und heute liegt, ist der Gang meines Lebens, dessen Fazit gleichsam an diesem Tage gezogen wird. Wenn in alles Freundliche, das mir — zum Teil weit über mein Verdienst — dargebracht worden ist, so manch ein Wort sich mengt, das mich als bittere Wahrheit trifft, so bleibt mir doch das Gefühl, das mich in mutlosen Stunden so oft verlassen hat, nach dem Maß meiner Kräfte geholfen zu haben, was ich vermochte. Mit welchen Hindernissen, seelischen wie körperlichen, ich zu ringen hatte, das weiß keiner von denen, die mir so warme Anerkennung gezollt haben; nur ich weiß, wie sehr ich dadurch gehemmt worden bin und wie manches mir versagt geblieben ist, was ich sonst wohl hätte erreichen können. Doch ich klage das Schicksal nicht an, das es trotzdem gut mit mir gemeint hat, das mich diesen Tag hat erleben lassen und in dieser Einsamkeit mit Justinen ihn als Glück mich empfinden läßt. Das einzige, was wir heute noch vorhaben, ist, die Gräber meiner Eltern zu besuchen. Johann Frerking (Hannov. Kur. 294/95.)

„Das bescheidene Geschäft oder Amt eines Chronisten' hat Rodenberg für sich in Anspruch genommen, und auf diesem anspruchslosen Posten hat er Großes geleistet. Zunächst einmal wurde er selbst zum Chronisten seiner Zeit und vor allem Berlins. Dieses zur Weltstadt emporstrebende Berlin hat er in seinem Roman ‚Die Grandidiers', in seinen Alterserzählungen ‚Herrn Schellbogens Abenteuer' und ‚Klostermanns Grundstück' dargestellt.

Aber noch in höherem Sinne wurde er zum Chronisten des deutschen Kaiserreichs in der ‚Deutschen Rundschau', die er von Anfang an zu einem wahren Pantheon deutschen Dichtens und Denkens im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts gestaltet. In dem niedrigen Redaktionszimmer des Gartenhauses in der Lützowstraße, in dem die drei ‚größten' Mitarbeiter, Dingelstedt, Turgenjew und Putlitz mit den Köpfen an die Decke stießen, hat ein Stück Literatur das Licht der Welt erblickt, das heute seinen Ehrenplatz in der Geschichte seines Schrifttums besitzt. Rodenberg war der Organisator, der die bedeutendsten Dichter der Epoche, vor allem Gottfried Keller, dann aber auch Fontane und C. F. Meyer, Luise von François und die Ebner-Eschenbach und viele andere, befruchtete, ihnen eine Stätte für ihre Werke schuf, der die Gelehrten zur Mitteilung ihrer Forschungen in gemeinverständlicher Weise erzog und eine Hochblüte der Essaykunst heraufführte." (Berl. Börs.-Cour. 288.)

„Wenn etwas beweisen kann, daß der Kampf gegen das jüdische Element in unserer Literatur seine zwei Seiten hat, dann ist es das Lebenswerk von Julius Levy, der sich nach seinem Geburtsort im Weserland dann Rodenberg nannte. Er hat das unwidersprochene Verdienst, Deutschland im Jahre 1874 die erste repräsentative Zeitschrift gegeben zu haben, die sich den großen europäischen, der ‚Revue des Deux Mondes' in Frankreich und den weltbekannten englischen ‚Reviews' ebenbürtig an die Seite stellen wollte und konnte. Es ist der Ruhm dieser ‚Deutschen Rundschau', vor allem das beste dichterische Schrifttum jener Jahrzehnte dargeboten zu haben. Um nur die Bedeutendsten zu nennen: Theodor Storm, Conrad Ferdinand Meyer, Gottfried Keller, Berthold Auerbach, Paul Heyse, Marie von Ebner-Eschenbach, Luise von François gaben sich hier ein Stelldichein. Wir haben es Rodenberg nicht weniger zu danken, daß er mit dem ihm eigenen Spürsinn auch die Werte aus katholischem Schrifttum sicher erfaßte: Ilse von Stach (mit ‚Monika') und Enrica von Handel-Mazzetti (mit der ‚Armen Margret') hat er ins Licht literarischer Repräsentanz gerückt." Ws. (Germ. 146).

Vgl. auch: Paul Heitermann (Köln. Volksztg. 297a); Hermann Hoßfeld (Eisenacher Volksztg. 146).

*

Digitized by Google

Ricarda Huch erhält den Goethe-Preis

„Heute liegt ihre Entwicklung bis zur letzten Reife klar vor uns; in drei großen Abschnitten verläuft sie: die Auseinandersetzung mit ihrer persönlichen Familien-, Erlebnis-, Blutwelt führt sie über das Subjektive hinaus, über das Erleiden in die Welt des Objektiven, der Tat, des Helden und damit der Geschichte, des Volkes, des Gesamtschicksals; nach dessen menschlicher und dichterischer Bewältigung verbleibt ihr als Ergebnis nur der große Gegensatz: Natur und Geist. Aufgabe ihrer dritten Schaffensepoche ist es nun, diesen Gegensatz zur Harmonie der menschlichen Existenz zu entwickeln." Hanns Martin Elster (Köln. Ztg., Frau 326).

„Vor rund 40 Jahren begann das dichterische Schaffen der am 18. Juli 1864 zu Braunschweig geborenen Dichterin. Während sie in Zürich philosophische und historische Studien trieb, die mit der Promotion 1892 abgeschlossen wurden. Ihren ersten großen Erfolg hatte sie mit einem Roman, der bereits alle Zeichen vollendeter Meisterschaft aufwies: ‚Die Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren'. Von einschneidender Bedeutung für die deutsche Literaturgeschichte wurde sie als die Erweckerin der Romantik. Ihre Ansicht von der geistigen Struktur dieser Richtung hat sich in der deutschen Literaturwissenschaft durchgesetzt und befruchtend auf das Schaffen der deutschen Dichtung um die Jahrhundertwende gewirkt. Ihr selbst war es wie keinem anderen gegeben, die dichterischen Ideale der romantischen Kunstanschauung und Kunstübung zu verwirklichen. Indem sie selbst sich in der Stilistik zunächst an Goethes der Romantik verwandte Prosakunst anschloß, in deren Bereich etwa auch Gottfried Keller gehört, wurde sie, wenn man so sagen darf, zur ‚Klassikerin neuer Romantik'. Mit ihr begann im rein stilistischen Sinne die Überwindung des Impressionismus. In Verfolgung der Tendenzen des ‚Ludolf Ursleu' bringen dieses wichtige Werk zum Abschluß die Romane ‚Aus der Triumphgasse' (1901), ‚Vita somnium breve' (1902), später unter dem Titel ‚Michael Unger' in außerordentlich großen Auflagen verbreitet, und ‚Von den Königen und der Krone' (1904)." C. Riepenhausen (Kreuz-Ztg. 155).

Vgl. auch: Hanns Martin Elster (Königsb. Allg. Ztg. 261); Theodor Böttiger („Alte und neue Götter" D. A. Z., Unt.-Bl. 245).

*

Die Dichter und Jeanne d'Arc

„Daß sich dieser reinen Erscheinung auch die Dichter bemächtigt haben, nimmt nicht wunder, zumal ihr naives, kindliches Wesen in der Frömmigkeit und Gläubigkeit ihrer Berufung zu Taten ausholte, die eines großen Feldherrn würdig gewesen wären, und die ihre Sendung mit einer Konsequenz erfüllte, wie sie nur Heilige, gottgebundene Menschen zu Ende führen können. Merkwürdigerweise sind es aber die nichtfranzösischen Schriftsteller gewesen, die der Magd von Domremy am gerechtesten wurden, und aus ihren eigenen Landsleuten erstanden ihr nicht nur ihre Richter, die sie zum Tode des Verbrennens führten, sondern auch ihre größten Schmäher.

Man soll das nicht so tragisch nehmen; denn erst mußten ihr einmal ihre eigenen Volksgenossen, dieses ein blühendes Mittelalter ebenso wie die Umwälzungen der französischen Revolution bejahende Volkstum, den Kranz von Legenden andichten, ehe ein schaler und alberner Hofpoet namens Chapelain, noch dazu gegen eine Jahrespension von 2000 Pfund, ihr eine kitschige Gloriole erfand, und ehe der große Spötter der Aufklärung, Voltaire, gegen diese Verzeichnung seine ‚Pucelle' zynisch losließ — ein Epos voll pamphletischen Spottes, das völlig am Wesen dieser reinen Heiligen vorbeihieb.

Einer unserer Größten, Friedrich Schiller, unternahm es, gegen diese Entstellung ins Feld zu ziehen. In seiner ‚Jungfrau von Orleans' schrieb er seine erste romantische Tragödie. Sie ist uns Heutigen auch nicht die gerechte und den Tatsachen entsprechende Darstellung der Heiligen. Denn Schiller, obwohl er damit gegen den Uraufklärer Voltaire angehn wollte, macht aus dem Mädchen von Orleans eine menschlich rührende Erscheinung, die nirgendwo hineinragt in die Sphäre des Heiligen, also des Elements, das ihr Wesen und ihre eigentliche Heimat war. Es ist merkwürdig, daß Schiller, obwohl im kantianischen Ethos geläutert, hier mit seinem Gegner Voltaire die Betrachtungsweise irgendwie teilt." Heinrich Bachmann (Germ. 125a).

„Die Zahl der geschichtlichen Werke über Jeanne d'Arc ist kaum übersehbar, die Art der Beurteilung ungemein verschieden. Die weitaus gediegenste, unübertroffene Schrift ist das zweibändige ‚Leben der Jeanne d'Arc' von dem französischen Dichter Anatol France aus dem Jahre 1908 (deutsch 1926). Es gibt eine objektiv wissenschaftliche Darstellung der Persönlichkeit der französischen Nationalheiligen. Nach France hat Johanna taktisches Genie nicht besessen und eine wirkliche Feldherrnstellung nie eingenommen. Sie gab lediglich ein Beispiel von heldischem Mut. Gegen das Dirnentum im Heere ist sie mit ihrer leidenschaftsvollen Wesensart eingeschritten, hat selbst eine Dirne mit ihrem Degen erstochen und ein andermal ihren Degen zerbrochen, als sie eine Dirne schlug. France stellt ferner fest, daß die Engländer bei Orleans bereits recht schwach und

Digitized by Google

ziemlich zermürbt, also nicht gar so schwer besiegbar waren." Paul Wittko (Der Jungdeutsche, Unt. 123). Vgl.: Phidias Lang (Mannh. Tagebl., Südd. Frauen-Post 12). — Alfred Wolfenstein „Die falsche Jungfrau" (B. T. 249).

*

Zur deutschen Literatur

„Christian Thomasius". Von W. K:r. (N. Zür. Ztg. 1063).

„Friedrich Maximilian Klinger". Von Alex. C. G. Rosenberg (Revalsche Ztg. 45).

„Mit Goethe auf Reisen". Von E. J. Jost (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 282).

„Frühling in Sesenheim." Von Jakob Job (Bund, Bern 245).

„Goethe im jüngsten Jahrhundert der Musik." Von Hans Joachim Moser (Tag 128).

„Ein vergessener Reiseführer" (Goethes Italienische Reise). Von A. H. Kober (D. A. Z. 257).

„Frauen um Grillparzer." (Deutsche Ztg. 141a).

„Heine, Herwegh und die Gräfin d'Agoult" (mit ungedrucktem Aufsatz Heines). Von Ernst Elster (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 136). Aus Heines Aufsatz:

„Erlauben Sie mir, Ihnen höflichst zu bemerken, daß Sie weder wissen, was Junges Deutschland ist, noch was die Schule der Hegelianer ist. Wenn man über die neuesten Phasen der deutschen Geistesbewegung schreibt, sollte man wenigstens hier keine weibliche Unschuld verrathen. Ich will Ihnen später über beides einige Notizen geben und namentlich in Bezug auf das junge Deutschland darf ich mir leider die größte Competenz beymessen. Denn ach! das junge Deutschland das bin ich selbst. Unser erlauchter Bundestag hat nemlich geruht, mir diesen Titel zu verleihen, in jenem famosen Dekrete, wo sie (!) mich an der Spitze von fünf andern deutschen Schriftstellern des Verbrechens angeklagt, die ganze gesellschaftliche Ordnung in Deutschland, die Religion, die Moral, die fürstliche Gewalt, kurz alles, was dem Menschen heilig ist, stürzen zu wollen. Wie manchmal vor dem Tribunal revolutionaire Menschen, die sich nie gesehen und von den entgegengesetztesten Meinungen waren, als Mitglieder einer chimärischen Verschwörung angeklagt und verurtheilt wurden, so ward willkürlich mein Namen mit vier anderen Namen zusammengekoppelt und literarisch proskribirt, die wenig zusammen paßten und von heterogensten Grundsätzen waren. Das ist nun jenes fabelhafte junge Deutschland, wogegen in der offiziellen und servilen Presse so viel polemisirt ward. Die edelmüthigen Feinde hatten ein sehr leichtes und ungefährliches Spiel, da sie immer gegen einen Namen kämpften, den niemand als den seinigen vertreten und sich mit einer Solidarität belasten wollte. Unter jenen Kämpfern zeichnete sich ganz besonders aus der bekannte Gallophobe Wolfgang Menzel, den man den Franzosenfresser nennt, indem er alle Tage ein Dutzend Franzosen auffrißt; er frißt gewöhnlich einen Juden hinterher, um einen guten Geschmack zu haben (pour avoir la bonne bouche). Damals in seinen Kapuzinaden gegen das junge Deutschland ging er so weit, daß er auf unsere verruchten Häupter alle Flammen des Himmels und in Ermangelung derselben die Polizeyblitze der verschiedenen Bundesstaaten auf uns herabbeschwor. Er behauptete, wir wären alle Juden, obgleich kein einziger von dem jungen Deutschland sich zum Cultus des Mosis bekannte und auch keiner, mit Ausnahme Ihres gehorsamen Dieners, einen Tropfen jenes glorreichen Blutes in sich trug, dem unser Herr und Heiland entsprossen."

„Karl von Lutteroti und Ludwig I. von Bayern." Von A. Dörrer (Tirol. Anz. 78, 79).

*

„Mörike in Hohenheim." Von Tony Kellen (Schwäb. Merk., Sonntagsbeil. 142).

„Max Stirner und die Gegenwart." Von Hanns Martin Elster (Berl. Börs.-Ztg. 286).

„Nietzsche im Jahre 1931." Von Carl Albrecht Bernoulli (Basl. Nachr., Lit. Bl. 11, 16, 22).

„Eduard von Hartmann und sein Lebenswerk." Von Wilhelm von Schnecken (Tag, Unt. Rundsch. 134).

„Der Philosoph des Unbewußten" (Hartmann). Von Johann Albrecht (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 128).

„J. V. Widmanns literarischer Nachlaß." Von Max Widmann (Bund, Bern, Kl. Bund 24).

„Erinnerung an Herman Grimm." Von Franz Glück (Frankf. Ztg. 442—1 M.).

„Julius Rodenberg." Von Paul Lindenberg (D. A. Z., Unt. Bl. 281).

*

„Der Dichter Otto Ernst als Politiker." Von Karl Bindrich (Deutsche Ztg., Kultur 143).

„Hofmannsthal." Von Ernst Blaß (B. T. 284).

„Lieber Gorch Fock!" Von Hermann Claudius (Tag, Unt. Rundsch. 130).

„Gorch Fock." Von K. (Stettiner Generalanz. Buch 148 u. a. O.).

„Gerhard Oukama Knoop." Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 131).

„Carl Hauptmann." Von Arthur Kahane (B. T. 269).

„Paul Haller." Von t . . . er (Basl. Nachr., Lit. Bl. 23).

„Max Scheler und die Idee des ewigen Friedens." Von Eth. (N. Zür. Ztg. 1044).

„Hugo Balls Weg zu Gott." Von F. H. Schwank-Telpu (Köln. Volks-Ztg. 292).

„Philipp Langmann †." Von Otto Stoessl (Münch. N. Nachr. 144):

„Von wohlhabenden brünner Freunden unterstützt, wartete Langmann nun auf bessere Tage, bessere Einsicht der Leute und arbeitete weiter — für sich, da die anderen seiner Arbeit nicht begehrten. Der Krieg, die Inflation zerstörten sein bißchen erworbenes Vermögen. Die Stadt Wien unterstützte ihn, als er in Dürftigkeit fiel, nahm ihn schließlich ins Versorgungshaus auf, und dort dürfte noch der große Schrank stehen, den er Jahr um Jahr mit neuen Handschriften von Theaterstücken, von Novellen füllte für eine Zukunft, die nur er vor sich träumte. Vielleicht aber ruhen in diesem Schrank doch noch Schöpfungen, die eine Zukunft erwarten und den verschollenen Namen eines Dichters wieder erglänzen lassen könnten."

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Eduard Reinacher." Von Dr. tw. (Eßlinger Ztg., Lit. Beil. 116):

„Reinacher selbst hält Musik und Vision für die Brennpunkte seines Schaffens. Beide vermählen sich mit reinster Liebe zu Natur und Heimat. Es ist in der Schilderung seiner Gymnasialjahre rührend zu lesen, wie der keimende Dichter an seinen Versen herumhämmert, bis ihr musikalischer Fluß ihn befriedigt (‚Ich schrieb unzählige Variationen nieder, bis die Vokale und Konsonanten, auf der Rosenwaage des Zungengefühls gewogen, ihr Gleichgewicht erfüllten.'), wie er ‚in einer Art von Anfall' sein erstes Gedicht schreibt über den Jungen, der ausgerechnet an Weihnachten Zahnweh hat, und seine Schöpfung ‚wie vom Himmel gefallen' betrachtet. Derselbe Primaner fährt auf seinem neuerstandenen Rad — dem Traum seiner Nächte — zum Spitaltor hinaus, zwischen den Kohlen- und Steinlagern und den Bäumen alter Gärten hindurch zu dem verfallenen Ziehbrunnen und schreibt dort auf

Digitized by Google

der grünen Wiese ein Gedicht auf den Brunnen und sein Rad — ein Gedicht, in das die ganze Fülle seiner jugendlichen ‚Sehnsucht nach dem reichen Orchester des Lebens' einströmt. Langgehegtes im Zufallskleid des Augenblicks, leidvolle Seele im Gewand des tapferen Herzens, träumerische Gesichte im Zustand wundersamer Drolligkeit, dazu ein reiches Maß stillvergnügten Humors: das ist der Grundzug der Reinacherschen Verskunst."

„Ein münchner Erzähler" (Oskar Gluths Romane). Von Hanns Johst (Münch. N. Nachr. 164):

„Ich liebe von seinen Büchern diesen letzten Roman, den Roman ‚Seine schönste Münchnerin' am meisten, weil hier mit unnachahmlicher Herzlichkeit und Herzenshöflichkeit das Menuett jener Tage beschworen ist, nach denen man immer wieder einmal so gern Ausschau hält, weil in ihnen das Leben, durch die Kunst Oskar Gluths, so überaus artig und nett, heiter und herzhaft sein Wesen treibt. Der Schmerz wird Resignation, das versagende Schicksal Wehmut, aber eine Wehmut, die rote Backen behält."

„Otto Freiherr von Taube." Von Hanns Martin Elster (Köln. Ztg., Lit. 24):

„Von Taube weist den Weg durch die Bejahung der Natur des Deutschen in seinem gesunden Volkstum und durch das Vorbild des adligen Menschen, der weiß, daß alles Ethische verloren ist ohne das Ästhetische, daß Gott ein leerer Hauch ist ohne den Körper, die Form, die Gestalt. Dieser Dichter ist Richter und Befreier vom Naturlosen, in das der Deutsche zu Zeiten der Schicksalsnot leicht versinkt, und er führt uns dem Willen zur Gestaltung unseres Schicksals entgegen."

„Rudolf Pannwitz." Von Hanns Martin Elster (Stettiner Generalanz., Buch 148).

*

„Levetzow." Von Arthur Kahane (B. T. 254):

„Karl Michael Freiherr von Levetzow, aus dem österreichischen (böhmischen) Zweige der ursprünglich wendischen Familie (ein Wendenfürst Ljawizo galt als der sagenhafte Gründer des Geschlechts), Urgroßneffe von Goethes Ulrike, geboren den 10. April 1871 zu Dobromielitz in Mähren, Schüler der kalksburger Jesuiten, Lyriker, Dramatiker, Pantomimendichter, Komponist, Musiktheoretiker und Philosoph, früher einmal als Konferenzier, Pantomimist und Schauspieler in Wolzogens ‚Überbrettl' tätig, der Librettist Eugen d'Alberts, der erste Expressionist in der deutschen Literatur und eine der seltsamsten und abenteuerlichsten Persönlichkeiten der Gegenwart, feierte kürzlich seinen sechzigsten Geburtstag."

„Friedrich Kurt Benndorf" (zum 60. Geburtstag). Von Kurt Liebmann (Dresd. Anz. 185):

„Das Hauptwerk Benndorfs (Kreise in 33 Teilen; ein Auswahl- und Ergänzungsband erschien im Horen-Verlag, Berlin, 1930) ist eine lyrische Autobiographie, gesteigert durch eingestreute, vom Dichter komponierte Gesangsstücke, Tonmotive und Chorsätze. Es ist jedoch nicht nur Autobiographie, sondern auch Ausdruck für sehr viele Schichten und Lagen des Allgemeinmenschlichen. Die Lebensgesamtauffassung ist der tragische Optimismus. An Motiven ist sehr viel vom Dichter belebt: das Elementarische der Natur, Mythos, Sage, Märchen, das Geheimnis, der Traum, die Vision, das Naive, das Volkhafte, die Jahreszeiten, die Liebe, die Tragik, Tanz, Kunst und Künstler, die Sternbilder u. a. m."

„Alfred Brust, der Vierzigjährige." Von Franz Spunda (Königsb. Allg. Ztg. 274):

„Ähnlich wie bei Herder fühlt man bei ihm, daß sein Werk nichts Ersonnenes, sondern ein spontaner Ausdruck eines Naturwillens ist. Doch man mißverstehe mich nicht: Brust hat nichts mit der Gattung von Heimatdichtern zu tun, von denen in jeder Landschaft zwölf auf ein Dutzend gehen, seine Heimat ist ihm nicht Folie oder Anregung, sondern Ausgangspunkt zur Lösung des Menschheitsrätsels überhaupt. Dadurch ist eine bewußte Beschränkung in ihm, nämlich die, die ganze Welt ostpreußisch zu sehen, und umgekehrt in Ostpreußen das ganze Welträtsel zusammengefaßt zu finden. Was aber beim ersten Anblick als bloße Laune erscheint, gewinnt bei näherer Betrachtung Sinn und Gehalt. Denn gerade diese Landschaft ist kulturgeographisch ein wahrer Mikrokosmos, ist der Schnittpunkt mehrerer Kulturen unter der Dominante des Nordischen."

„Neue Novellen Alfred Brusts." Von ba. (Königsb. Allg. Ztg. 264).

*

„Friedrich Grieses: ‚Der Herzog'." Von Bernhard Schlehwitz (Kreuz-Ztg. 173):

„Man wird Grieses „Herzog' nicht schlechthin vollkommen nennen dürfen; es finden sich Breiten in dem Buch und Stockungen, vielfache Wiederholungen der gleichen, oder zumindest einander ähnlicher, Situationen. Es wäre dem Ganzen vielleicht mehr Straffheit zu wünschen gewesen. Aber trotz der nicht übersehenen Mängel, darf auch dies Buch Grieses wieder zu den besten Beispielen unserer zeitgenössischen Erzählkunst gerechnet werden. Dieser Roman, der schließlich doch (nach den noch zögernd tastenden Versuchen in der Novellensammlung „Die letzte Garbe") der erste eindeutige Versuch Grieses in historischer Gestaltung ist, erlaubt es bereits, seinen Schöpfer in die Nähe unserer glanzvollsten Gestalter historischer Stoffe zu rücken, in die Nähe Erwin Guido Kolbenheyers, Wilhelm von Scholz' und Eduard Stuckens. Und wie diesen Autoren, so ist auch Grieses das Historische nur ein Gleichnis. Der ‚Herzog' ist im engeren Sinn gewiß kein historischer Roman und auch kein biographisches Buch, er ist eine dunkle Ballade, die aus unbekannten Fernen zu uns kommt, uns fremdartig dünkt, oft an unserem Verständnis vorbeizugehen scheint, die uns aber zuletzt doch irgendwie ergreift und erschüttert! . . ."

„Otto Flake: ‚Montijo'." Von M. M. Gehrke (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 25):

„Um zu diesen Ergebnissen zu gelangen, brauchte man keinen Roman zu schreiben, es täte es auch ein Essayband. Aber Flake pflegt die Teilung des Mannes zwischen Werk und Leben in seine Produktion zu übertragen; also wird sie meist zu einem schwer mit Erkenntnis befrachteten Roman. Der neue hat vor den bisherigen den Vorzug einiger gut gesehener Männergestalten, die diesmal nicht nur Spiegelmenschen des Ich-Helden sind; der Reigen lebendiger und anmutiger Frauen versteht sich bei Flake von selbst."

„Marschieren — nicht träumen." (Zu Emil Belzners neuem Roman.) Von Anton Schnack (N. Bad. Landesztg. 276):

„Das Besondere ist: Gläser hat mit gestelltem Naturalismus die Kriegseindrücke seiner Jugendgeneration geschildert, ein Remarque hat das gleiche mit sentimentalem Naturalismus getan, Emil Belzner setzt sich hin und will ebenfalls seinen Eindruck und seine Meinung von jenen Tagen und über jene Zeit sagen, aber siehe da, obwohl ihm mehr dichterische Kräfte und eine ursprünglichere Begabung zur Verfügung stehen als den beiden Genannten, gelingt es ihm nicht, im Rahmen zu bleiben. Schicksal und Notwendigkeit führen ihn aus einem sachlichen und naturalistischen Erinnerungsfeld in die chaotische Unendlichkeit."

„Werner Bergengruen oder der Roman als Geschichtsquelle." Von Erich Lilienthal (Rhein. Westf. Ztg., Kunst 272):

„Von den vielen Schriftstellern, die sich vom Kostüm freigemacht haben und Geschichte empfinden und dieses Empfinden auch zum Ausdruck zu bringen verstehen, soll hier Werner Bergengruen als Beispiel genannt werden. Bergengruen hat wie alle gesunden Menschen der jüngeren Generation als Handelnder und als Leidender die Geschichte der letzten bei-

Digitized by Google

den Jahrzehnte durchgelebt und ist nicht, wie die Remarque-Vorschrift lautet, an diesem Erleben zugrunde gegangen oder gar zerbrochen, sondern zieht aus diesem Erleben die Wurzeln seiner Weltanschauung, die vielleicht am besten als die gemütlich Heroische bezeichnet werden kann. Bergengruen liebt das Starke, Männliche zu beschreiben und versteht mit einer gewissen trockenen Menschenliebe das Schwächliche und Problematische. Ihm ist die Welt kein naturalistisches Rechenexempel. Sie ist ihm keine glatt aufgehende Gleichung, aber auch kein Rattenkönig von wüsten Problemen. Er ist der treue Begleiter seiner Gestalten, die er gut kennt, scharf kritisiert, aber keinen Augenblick mit dem üblich gewordenen weiblichen Mitleid der Zivilisationsliteraten behaglich jammernd beweihräuchert."

*

„Erziehung zum deutschen Geiste" (Eugen Kühnemanns ‚Goethe') Von Hans H. Adler (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 276).

„Ein erstes Jubiläum." Von Josef Neumair (Tirol. Anz. 121):

„Anton Dörrer trat zunächst als ‚Dienender' in die Öffentlichkeit, als Helfer in literarischen Angelegenheiten, als Mitanschieber, daß wichtige Sachen auch als wichtig genommen und richtig gemacht und beurteilt werden. Er verhalf Domanik, seinem Jugendideal, dem tiroler Mentordichter und Landsmann, zu Anerkennung, verhalf dann den Erler Passionsspielen zu großem Erfolg, trug Namhaftes bei zur entsprechenden Würdigung der Kunst Enr. Handel-Mazzettis, und daß die Wahrheit in den Sachen Adolf Pichlers und Hermann Gilms aus Nebel und Phrase sich klar und sicher gestaltete. Aus diesem Dienen wurde bald ein selbständiges Arbeiten auf Grund unermüdlichen Suchens, Stöberns in alten Dingen und Archiven; dies brachte reichliches Material zustande und ein schneller Arbeiter, legte er daraus bald Aufsätze, Bücher, Ausgaben, Sammlungen vor."

„Edmund Husserl." Von David Baumgardt (B. T. 271).

„Dichter, Philosoph oder Politiker." (Gedanken zu Kolbenheyers ‚Stimme'.) Von Ferdinand Junghans (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 169):

„Die ‚Stimme' zeigt Kolbenheyer als den Antipoden einer Zeit, die das Reich des Geistigen in Wissenschaft und Tagespublizistik aufgeteilt hat und auf jeder dieser Halbkugeln Spezialisteninzucht betreibt. Es ist insonderheit heute etwas Großes, männlich liebenswerte Gedanken nationaler Gesinnung, fein gefeilte Meditationen positiv philosophischen Denkens und blanke Schwerter kämpfenden Tatgeistes aus einer einzigen Hand entgegennehmen zu dürfen, die eins wie das andere darreicht, ohne zu zittern."

„Klaus Mann sucht seinen Weg." Von S. Kracauer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 25):

„Klaus Mann ist an einem wichtigen Punkt angelangt und, wie ich gern unterstelle, von ernstem Willen erfüllt. Um so mehr sollte er die Bedeutungen der Worte kennenlernen, mit denen er als Schriftsteller zu hantieren hat, und sich seine Meinungen nicht auf Grund von Gerüchten bilden, sondern sie durch systematisches Studium erobern. Das wäre das Erste. Denn wer einen Weg sucht, muß zum mindesten für die Wanderung ausgerüstet sein."

*

Zur ausländischen Literatur

„François Villon." Von Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 420 — 1 M.):

„Steckte er mit der inbrünstigen Frömmigkeit in den Stunden seiner Zerknirschung und mit dem Aberglauben, der all sein Mißgeschick auf den bösen Planeten Saturn zurückführte noch bis über die Ohren im Mittelalter und haftete er auch mit seiner Form noch vielfach in der Vergangenheit, so war er in einem ganz ein Kind der neuen Zeit, der bürgerlichen Jahrhunderte, der Epoche des Individualismus: daß er sich, sein Eigenstes und Persönlichstes, in seinen Strophen gab. Vordem beherrschte die blasse, verschnörkelte, ganz allgemeine höfische oder hochadelige Dichtung der Feudalgesellschaft das Feld, die nur konventionell Gebundenes und Anempfundenes aus der sich längst verflüchtigenden Vorstellungswelt der Chevallerie brachte. Diese tote Überlieferung durchbrach Villon mit höchst lebendigen Ellbogen; er schielte nicht einmal nach dem verstaubten Salontintenfaß seiner Vorgänger; er stickte keine lyrischen Blüten in einen langweiligen Kanevas, sondern riß sich die Schlagadern auf und ließ sein rotes Herzblut springen. Kein gleichgültiges Kunsthandwerk für müßige Nachmittage war seine Poesie, nein, Ausbruch des Letzten und Geheimsten aus seiner Seele, Entladung, Entspannung, die der Spannung dieses verwegenen Daseins die Waage hielt. Seine Dichtung hieß nicht Spiel, sondern Schicksal; mit ihr schüttete er sich hin, ganz und gar, mit Haut und Haar, wie er war, aufrichtig bis zur Schamlosigkeit, enthüllend, wie es ihn unter Menschen und Menschen umgetrieben hatte, in einer großartigen Konfession."

„Frankreichs erster moderner Dichter." (Villon) Von Hermann Wendel (Vorw. 257).

„Flauberts Herzensroman." Von F. M. Huebner (Prag. Pr. 158).

„H. F. Amiel im Spiegel der europäischen Kritik." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1132, 1151).

„Die Confrères der Literatur." Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt. Bl. 128).

„Shelleys Tragik" (André Maurois: „Amiel"). Von l. m. (Deutsche Ztg., Bücherwart 144).

*

„Sohn Miltons Berufung." Von Eberhard Buchner (Bund, Bern, Kl. Bund 25).

„Zwei englische Romane" (Owen und Hichens). Von W. G. Hartmann (D. A. Z., Unt. Bl. 281).

„Die amerikanischen Romanschriftsteller." Von André Maurois (N. Zür. Ztg. 1181).

„Das Pariser Abendkleid." (Hergesheimer). Von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 451 — 1 M.).

„Ernst Hemingway." Von Hans Sahl (B. T. 272).

„Thornton Wilder" („Die Frau aus Andros"). Von Alfred Kantorowicz (B. T. 248).

„Der Lastträger als Dramatiker" (Sean O'Casey). Von Leo Lania (Berl. Börs.-Cour. 267).

*

„Aufstand der Massen" (Ortega y Gasset). Von C. E. (N. Bad. Landesztg. 312):

„Ortega y Gasset ist Europäer, ein bewußter Kämpfer für die Idee Europa, schärfster Gegner des engstirnigen Nationalismus, der angeblich natürlichen, zufälligen Grenzen. Zwerghaft veraltete Strukturverhältnisse Europas haben sich noch in keiner Weise den Expansionskräften der Gegenwart angepaßt. ‚Einzig der Entschluß, aus den Völkergruppen des Erdteils eine große Nation zu errichten, könnte den Puls Europas wieder befeuern. Unser Kontinent würde den Glauben an sich selbst zurückgewinnen und in natürlicher Folge wieder Großes von sich fordern, sich in Zucht nehmen.'
Dies Buch des Spaniers, der selbst im politischen Leben seines Heimatlandes eine führende Rolle gespielt hat, ist glänzend in der Form, man spürt die romanisch-rhetorische Schulung, man staunt, mit welcher Eleganz ein immenses Wissen hier verarbeitet ist — dies Buch, man kann es nur mit größter Spannung lesen. Selbst mitbeteiligt, wird man aufgerüttelt, zur Selbstprüfung, zum Überdenken seiner Position gezwungen. Es ist ein Mahnwort an die Wissenden, ein Weckruf an Europas Führer — in zwölfter Stunde."

*

Digitized by Google

Allgemeines

„Roman der Jüngsten." Von Adolf Frisé (Germ. 140 A.).
„Jugend verkommt..." Von Alfred Kantorowicz (Frankf. Ztg. 458 — 1 M.).
„Niederdeutsche Dichtung. Eine Richtigstellung." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1165).
„Die württembergische Geschichtserzählung." Von R. Krauß (Staatsanz. f. Württ. Bes. Beil. 5).
„Der Kampf um den Urheberschutz." Von M. Kruse (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 134).
„Literatur und Recht." Von Richard Newald (Köln. Volksztg. 288).
„Meine erste Premiere." Von J. E. Poritzky (B. T. 251).
„Die Schweiz und die Zukunft Europas." Von August Rüegg (Neues Leben V, 9).
„Die Aufgabe der rheinischen Dichtung in der Gegenwart." Von Richard Wenz (Köln. Ztg., Lit. 25).

Echo der Zeitschriften

Zeitschrift für Deutschkunde. XXXXV, 6. Zur „Situation der jungen Schriftstellergeneration" bemerkt Erich Ebermayer:

„Wir haben nicht nur sehr schwierig und hoffnungslos, sehr losgelöst und einsam begonnen, wir haben auch — sehr unliterarisch begonnen. Es gab keine literarischen Gruppen und Cliquen um 1920 herum, es gab keine Vereine, die uns förderten, keine Buchhändler, die uns lesen ließen, keine Zeitschriften, die uns druckten. Denn es gab uns ja überhaupt noch nicht. Damit bin ich wieder dort, wovon ich am Anfang sprach: es gab die Vorkriegsgeneration, und es gab die Kriegsgeneration — aber danach, dahinter gab es nichts. Jede andere Zeit vorher und nachher hat ihre Jugend verwöhnt, auch heute wieder werden die Neunzehn-, Zwanzigjährigen verwöhnt, vielleicht mehr, als es ihnen gut ist. Um uns kümmerte sich niemand, wir selbst aber — und das ist das Entscheidende — haben nie, in keiner Stunde unseres heimlichen und tief beglückenden Schaffens diese Förderung vermißt, ja auch nur erwartet. Wir haben — ich glaube das für viele, für fast alle Autoren meiner Generation sagen zu können — nicht daran gedacht, das heimliche und nächtliche Treiben unserer Phantasie zum Lebensberuf, zum Broterwerb herabzuwürdigen, ehe wirklich eine sichtbare Leistung vorhanden war. Wir waren damals noch idealistisch genug, den Beruf und die Berufung des Dichters für zu heilig zu halten, um von ihrem Ertrag unsere Stiefelsohlen zu bezahlen. Wir haben im Lauf eines Jahrzehnts der Arbeit hier manche Konzessionen machen müssen, weil wir einsahen, daß im Leben des Schreibenden ein Zeitpunkt kommt, da er seine ganze, ausschließliche, ungeteilte Kraft dem Werk und nur ihm zur Verfügung stellen muß, weil in der Kunst mindestens so sehr wie auf dem Schlachtfeld das Wort gilt: ‚Und setzet Ihr nicht das Leben ein, nie wird Euch das Leben gewonnen sein' — ‚das Leben', was für den wirklichen Künstler das gleiche ist wie ‚das Werk'. Aber es kommt darauf an, in welchem Zeitpunkt der Entwicklung und des Wachsens man allen Ballast, den Beruf und Broterwerb bedeuten, von sich stößt. Es kommt darauf an, ob man als Zwanzigjähriger mit ein paar Feuilletons oder Gedichten in der Tasche sich aufs Roß setzt, über die Bürger lächelt, die in die Büros laufen und die Fürsorge des Staates für werdende Genies in Anspruch nehmen möchten, oder ob man nach schwierigen Jahren parallel laufender ‚bürgerlicher' und künstlerischer Tätigkeit sich für die eine, die — wie man sich überzeugt hat — lebensnotwendig, für die künstlerische Seite entscheidet."

Der Kreis. VIII, 5. (Hamburg.) In seinem Aufsatz „Kulturpolitik?" schreibt Max Sidow:

„Nur eine Kulturpolitik ist möglich: die des Geistes. Sie muß traditionsbewußt aus dem schöpferischen Wesen des Volkes wachsen. In diesem Betracht wird die allzuoft konstruierte und selten genau definierte Unterscheidung zwischen Kultur und Zivilisation hinfällig. Kultur ist ein lebendiger Organismus, der nie erstarren kann, so lange das Volk noch atmet, das ihn schuf; Zivilisation dagegen kulturelle Konvenienz, eine Summe von Formeln, die aus vorhandenen und neu sich bildenden Formen abgeleitet werden. ‚Zivilisationspolitik' ist daher ein Begriff, der nicht erst geschaffen zu werden braucht, sondern in seiner Realisierung bereits besteht. Die besten vorhandenen Bestrebungen ‚kulturpolitischer' Art müssen unter diesen Begriff subsumiert werden. Ihre Existenz kann natürlich eine wahrhafte Kulturpolitik nicht ersetzen. Für Optimisten gibt es keine Ursache zu Triumphen.

Kultur ist an Tradition gebunden. Wer diese Verbundenheit nicht deutlich genug erkannt hat, mag dazu verführt werden, die Möglichkeit einer Kultur in der Gegenwart zu leugnen, da ja auch die Tradition etwas Erstarrtes, Totes sei. Franz Marc schrieb einmal: ‚Traditionen sind eine schöne Sache, aber nur das Traditionen schaffen, nicht von Traditionen leben.' Man gewöhne sich also, in der Tradition nicht etwas zu sehen, das unbedingt und in jedem Fall schon fertig ist. Das ist sie nur, wenn man von ihr lebt, nicht aber,

Digitized by Google

wenn man in ihr lebt. Tradition ist Aufgabe, nicht etwas Einmaliges, Unumstößliches, sondern Entwicklung, ist ebenso Zukunft wie Vergangenheit, ist Erneuerung aus lebendig wirkendem Geiste.
Schöpferische Tradition: das ist der Auftrag der Kultur an die Gegenwart und die einzige kulturpolitische Sendung, die die Brücke von der Vergangenheit in die Zukunft schlägt.
Kulturpolitik hat also bei Bestehendem einzusetzen, nicht bei Utopien. Daß hierbei das Bestehende nicht um einer früheren Leistung willen gewürdigt wird, sondern wegen seiner gegenwärtigen Leistungsfähigkeit, bedarf keiner Erklärung. Ebensowenig darf man aus dem Vorhandensein erstarrter Formen auf das Sterben einer Kultur schließen. Es ist für den Lebenswert eines Volkes gleichgültig, wie viele Tote auf Friedhöfen oder Schlachtfeldern liegen, entscheidend ist immer nur die Gegenwart lebendiger Kräfte, ihre Qualität und sogar auch ihre Quantität."

Preußische Jahrbücher. CCXXIV, 3. (Berlin.) Aus Lutz Weltmanns eingehender Studie „Die Stunde des Rudolf Pannwitz" heben wir folgenden Abschnitt heraus:
„Pannwitz betrachtet sich als der Vollzieher von Nietzsches Werk: ‚Wir haben außer bei Nietzsche kaum irgendwo auch nur den Ansatz zu einer wahren Geschichte unseres Geistes.' In seiner ‚kulturpädagogischen Einführung' sagt er, er habe Hegel aus den Augen verloren. Aber er ist ihm mehr als er ahnt verpflichtet. Mehr als einmal kommt er aus These und Antithese zur Synthese: wenn er von Pascal behauptet, er sei ein strengerer Protestant im Katholizismus als die Kalvinisten, von Bacon, er sei im Theologischen unfreier, im Philosophischen freier als alle, die von Rousseau und der Aufklärung stammen. Von hier aus begreift man, daß Pannwitz eine Aussöhnung der katholischen Kirche mit Nietzsche für möglich hält, daß Nietzsche Pascals Satz: ‚Bien penser c'est le principe de la morale', als ‚intellektuelle Rechtschaffenheit' aufnimmt, daß eine Erscheinung wie Hume den ‚Übergang von Bacons Gründerwerk zu Nietzsches Schöpferwerk' darstellt, daß Bacons Verhältnis zur Natur im wesentlichen dasselbe sei wie Goethes. So findet Pannwitz den Pfad, der von diesem Engländer zu den beiden Persönlichkeiten führt, die er die größten Deutschen nennt.
Die ‚Krisis der europäischen Kultur' ist nur ein Teil eines noch umfassenderen (unvollendeten) Werks ‚Die Freiheit des Menschen'. Im Nietzscheschen Sinne geht es mehr um die Freiheit wozu als um die Freiheit wovon. Naturgemäß ist der Politik und der Geschichte ein weiter Raum zugestanden. Das Problem Frankreich-Europa wird tief fundiert, indem Pannwitz in unser Bewußtsein ruft, daß Frankreich jede der großen Leidenschaften Europas (Christentum, Rittertum, Kreuzzüge, absolutes Königtum, Aufklärung, soziale Revolution, modernes Imperium) bis zur Vernichtung durchlebt habe. Die Aufgabe Deutschlands wird gekennzeichnet, wenn von ihm gesagt wird, es war eine Idee — und an die Spitze Europas geraten, ehe es ausreifen konnte; Pannwitz spürt das Unterirdisch-Entscheidende auf: die Jahre 1870/71 sind das Datum der ‚Geburt der Tragödie', die Gründerjahre das der ‚Unzeitgemäßen Betrachtungen'. Pannwitz begreift Nietzsche als den Gegenspieler Bismarcks, reißt die Kluft zwischen dem Europa des Politikers und dem im Geiste geeinten auf.
Die Philosophen betrachtet Pannwitz als die großen Reformer in der Politik: ‚Die französisch-mittelalterliche Kultur entspricht der griechisch-homerischen, die christlichen Bewegungen entsprechen den asiatischen Kulten, den pythagoreischen und orphischen Sekten, die Wissenschaft der Renaissance entspricht der Jonischen, und dem Hippokrates Leonardo, dem Herakleitos Baco von Verulam, den Anaxagoras, Leukippos, Demokritos die französischen großen Psychologen, die Aufklärung dem Sokrates, die deutsche Romantik und Metaphysik den Platon und Aristoteles.' Warum ist für Pannwitz das alte Griechenland das Maß aller Dinge? Weil er die griechische Kultur als eine Absonderung aus dem Mutterschoß der orientalischen erkennt, als einen ‚Versuch auf eigene Faust und eine Art Reformation mit der Freiheit'. Entsprechend sieht er in der Renaissance eine große europäische Bewegung zur ‚Geburt des Abendlandes', die ‚Zeugung einer neuen Welt der Freiheit'. Asien und Europa weiten sich zu Begriffspaaren Natur und Geist."

Hochland. XXVIII, 9. (München und Kempten.) Aus einem Aufsatz von Karl Muth „Sigrid Undsets integraler Realismus":
„Mit der Erkenntnis der richtigen Stellung des Menschen im Schöpfungsganzen beginnt aller christliche Realismus. Sie ist für den Theologen ebenso wichtig wie für den Künstler. Und sie ist nicht nur wesentlich für das, was man christliche Kunst nennen will, sondern für die Kunst überhaupt, insofern sie in der Wahrheit west, wodurch schlechthin alle Kunst zu dem, was wir die christliche nennen, hinstrebt, weil sie ihr wesensverwandt ist. Indem Sigrid Undset in ihrer Kunst des Romans diesem christlichen Realismus dient, hat sie sich dichterisch die stärksten Motive dienstbar gemacht, denn alle echte Kunst lebt aus den Spannungen und Widersprüchen, die das menschliche Leben ausmachen.

Digitized by Google

War schon in der antiken Dichtung ‚der Mensch am Scheideweg' das zentrale Problem, so ist in der christlichen Ära ‚der Mensch am Kreuzweg' es nicht minder. Hier und nur hier wird das Interesse brennend, springt der Quell alles dramatischen Lebens in der Kunst. Im Tun seiner Menschen dies fühlbar zu machen, ist Aufgabe des dichtenden Künstlers. Er erklärt nicht, er stellt dar, und nur durch das Dargestellte bringt er zuwege, daß wir mit ihm über das so erlebte Leben reflektieren. Nicht die Stellung des Problems ist das Primäre beim Roman, sondern das dargestellte Leben. Erst von diesem aus wird das ‚Problem' gesehen, empfunden. Ohne Voreingenommenheit durch eine Idee geht der Dichter, den wir den wirklichkeitsnahen, den universellen nennen und damit den katholischen nennen möchten, an seinen Stoff heran; er trägt nichts in ihn hinein, sondern er arbeitet an ihm mit dem Reichtum seiner Lebenserfahrungen, die um so tiefer und erschütternder sein werden, je öfter und schicksalhafter er selber an dem Kreuzweg des Lebens gestanden hat. Weiß er um jene ‚mittlere Region' des augustinischen Menschen, so kann er von ihr aus wie in die Höhe und Tiefe, so auch nach allen Seiten schreiten, ohne je in die Irre zu gehen oder irrezuführen. Er darf sich in alle Wirklichkeit hineinwagen, ohne zu straucheln, denn er ist ja gegen nichts voreingenommen, weil er das Gesetz kennt, das alles menschliche Tun regiert."

*

„Der Minnesang in der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts." Von Heinrich Schnee (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 6. Frankfurt a. M.).

„Der Sinn von Grimmelshausens ‚Wunderbarlichem Vogelnest'." Von J. H. Scholte (Euphorion XXXII, 2. Stuttgart).

„Justus Möser, der Schöpfer der deutschen Heimatpresse." Von Ernst Meunier (Deutsche Presse XXI, 24. Berlin).

„Deutsches Pantheon: Christoph M. Wieland." Von Mischka Kruse (Der Vorstoß I, 24. Berlin).

„Goethe und Faust [Kühnemann]." Von Julius Schiff (Die Bergstadt XIX, 9. Breslau).

„Schiller und Shakespeare." Von Julius Petersen (Euphorion XXXII, 2. Stuttgart).

„Italienische Schillerstudien." Von Giorgio Gelosi (Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 9. München).

„Kleist und die Antike." Von Carl Werckshagen (Hessisches Landestheater 1930/31, 17. Darmstadt).

„Zur kritischen Droste-Ausgabe." Von Hulda Eggart (Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 9. München).

„Chr. D. Grabbe und der jungdeutsche Liberalismus." Von Ferdinand Josef Schneider (Euphorion XXXII, 2. Stuttgart).

„Johann Nestroy." Von Karl Fuß (Der Scheinwerfer IV, 17/18. Essen).

„Nestroy einst und jetzt." Von Béla Balázs (Die Weltbühne XXVII, 23. Berlin).

„Eine vergessene Mörike-Stätte." Von Tony Kellen (Stuttgarter Illustrierte VIII, 25).

„Aus der Werkstätte Adalbert Stifters." Von Julius Zerzer (Der Kunstwart XLIV, 9. München).

„Das Stifterbild der Gegenwart." Von Josef Dünninger (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 5/6. Heidelberg).

„Raabe und die junge Generation." Von Otto Brües, Gudrun Burggraf, Heinz Hertel (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XXI, 2. Braunschweig).

„Gedankenspiele eines Raabe-Lesers." Von Hans Westerburg (ebenda).

„Julius Rodenberg." Zum 100. Geburtstag am 26. Juni 1931. [Tagebücher.] Von Rudolf Pechel (Deutsche Rundschau LVII, 9. Berlin).

„Wilhelm Diltheys Weltanschauungslehre." Von Robert Petsch (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 6. Frankfurt a. M.).

„Nietzsche — Schriftsteller oder Philosoph?" Von Alfred Baeumler (Südd. Monatshefte XXVIII, 9. München).

„Um Friedrich Nietzsche." Von Curt Kohlmann (Die Lese VI, 10. Köln).

„Der allzumenschliche Nietzsche." Von Joachim Wecker (Der Vorstoß I, 24. Berlin).

„Maurice Reinhold von Stern." Von Franz Heinrich Spak (Radio VII, 38. Wien).

„J. V. Widmanns literarischer Nachlaß." Von Max Widmann (Der Lesezirkel XVIII, 9. Zürich).

„Drei Menschen schreiben Briefe: Dauthendey — Rilke — Hugo Ball/Emmy Hennings." Von Peter Lippert S. J. (Stimmen der Zeit LXI, 9. Freiburg i. B.).

„Hermann Sudermann." Von Eduard Castle (Radio VII, 35. Wien).

„Ungars Nachlaß." Von Paul Kornfeld (Das Tagebuch XII, 24. Berlin).

„Spittelers Werk als Ahnung seines Lebens." Von Hermann Burte (Der Lesezirkel XVIII, 8. Zürich).

„‚Würde des Menschen.' Ein Kapitel aus der Spitteler-Biographie." Von Jonas Fränkel (ebenda).

„Aus Max Schelers Nachlaß." Von Max Fischer (Der Vorstoß I, 24. Berlin).

„Karl Wolfskehl." Von Franz Dülberg (Preußische Jahrbücher CCXXIV, 3. Berlin).

„Zwei mythische Dramen [Alfred Mombert]." Von mf. (Der Vorstoß I, 23. Berlin).

„Der Zweiweg des Emil Lucka." Von Siegfried Walter Fischer (Radio VII, 37. Wien).

„Der graue Tod [Wassermann ‚Etzel Andergast']." Von Kurt Reinhold (Das Tagebuch XII, 23. Berlin).

„Der Weg Jakob Schaffners." Von Joseph Wittig (Eckart VII, 6. Berlin).

„Alfred Brust." Von Franz Spunda (Der Bücherwurm XVI, 6. Berlin).

„Johannes R. Bechers ‚Großer Plan'." Zu seinem 40. Geburtstag. Von O. Biha (Die Linkskurve III, 6. Berlin).

„Marschieren — nicht träumen [Belzner]." Von Anton Schnack (Der Scheinwerfer IV, 17/18. Essen).

„Neues vom Werk Ernst Wiecherts." Von Bruno Paul Krause (Ostdeutsche Monatshefte XII, 3. Berlin).

„Der neue Remarque." Von Frank Thieß (Die Literarische Welt VII, 24. Berlin).

„Jahrmarkt der Eitelkeit [Remarque]." Von Konrad Sieburg (Der Scheinwerfer IV, 17/18. Essen).

„Emil Hadina." Von Curt Kohlmann (Die Lese VI, 10. Köln).

„Emil Hadina." Von Erwin H. Rainalter (Radio VII, 36. Wien).

„Theodor Heinrich Mayer." Von Robert Hohlbaum (ebenda 35).

„Bemerkungen zu einem Kleinstadtroman [Fallada: Bauern, Bonzen und Bomben]." Von Hans Georg Bremer (Der Scheinwerfer IV, 16. Essen).

„Karl Benno von Mechow." Von Eugen Kalkschmidt (Deutsches Volkstum XIII, 6. Hamburg).

* * *

Digitized by Google

„Bernard Shaws unvergängliche Jugend." Von Henry Neil (Der Scheinwerfer IV, 16. Essen).
„Fall Dreiser umgekehrt." Von E. A. Dupont (Das Tagebuch XII, 22. Berlin).
„Ein englischer Anti-Remarque [Robert Graves]." Von Heinz Dähnhardt (Deutsches Volkstum XIII, 6. Hamburg).
„Berliner Gespräch mit Thornton Wilder." Von Walther Tritsch (Die Literarische Welt VII, 23. Berlin).
„Jüngste amerikanische Erzählungsliteratur." Von Richard C. de Wolf (Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 9. München).
„François Villon." Von Hans Georg Fellmann (Der Scheinwerfer IV, 17/18. Essen).
„Emile Zola." Von Alfred Pillet (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 5/6. Heidelberg).
„Frédéri Mistral, provençalischer Regionalismus und abendländischer Föderalismus." Von Anton Hilckman (Hochland XXVIII, 9. München).
„Anatole France, das Kino und die Amerikaner." Von Niclas Ségur (Der Querschnitt XI, 6. Berlin).
„Luigi Valli." Von —th (Hochland XXVIII, 9. München).
„Die Erkenntnis und der Kirchenlehrer in Dantes Göttlicher Komödie." Von Romano Guardini (ebenda).
„Calderon." Von Wilhelm von Scholz (Nationaltheater 1930/31, 20. Mannheim).
„Rußlandliteratur." Von Waldemar Gurian (Literarischer Handweiser LXVII, 9. Freiburg i. B.).
„Rundfunkprobleme in Sowjetrußland." Von Nikolaus Feinberg (Rufer und Hörer I, 2. Berlin).
„Die tschechische schöne Literatur in ihrer heutigen Gestaltung." Von Erik R. von Kühnelt-Leddihn (Literarischer Handweiser LXVII, 9. Freiburg i. B.).

* * *

„Hörspiel als Hörerlebnis." Von Jan Brinkner (Rufer und Hörer I, 2. Berlin).
„Theaterkritik in der Provinz." Von Carl Dietrich Carls (Singchor und Tanz XLVIII, 11/12. Mannheim).
„Krise der Volksbühne?" Von Stefan Großmann (Das Tagebuch XII, 24. Berlin).
„Drama und Festspiel." Von Ernst Hammer (Ostdeutsche Monatshefte XII, 3. Berlin).
„Keine deutschen Stücke?" Von Herbert Jhering (Nationaltheater 1930/31, 21. Mannheim).
„Vom Typus in der Komödie." Von Alfred Rottauscher (Dramaturgische Blätter des oldenburger Landestheaters 1930/31, 21).

* * *

„Der Lyrik eine Bresche." Mit einer Einleitung von Rudolf G. Binding (Der Bücherwurm XVI, 7/8. Sondernummer. Berlin).
„Die Verwandlungen der Daphne." Zur deutschen Lyrik unserer Zeit. Von August Ewald (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 6. Zürich).
„Eschatologie in der deutschen Arbeiterdichtung." II. Von Friedrich Falk (Die Christliche Welt XLV, 11. Gotha).
„Sieben Biographien." Von Otto Flake (Die Neue Rundschau XLII, 6. Berlin).
„Psychoanalyse im Spiegel der Sprache." Von Walter Gading (Muttersprache XLVI, 6. Berlin).
„Von Jugend und junger Generation." Von Gerhardt Giese (Deutsche Rundschau LVII, 9. Berlin).
„Vom Dichter unserer Zeit." Von Heinz Helmerking (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 6. Zürich).
„Über den Schriftsteller." Von S. Kracauer (Die Neue Rundschau XLII, 6. Berlin).
„Tierbücher." Von Hans Lorenz Lenzen (Literarischer Handweiser LXVII, 9. Freiburg i. B.).
„Der Standort des Erzählers." Von Hans Natonek (Der Scheinwerfer IV, 16. Essen).
„Der epische Dialog." Von Robert Petsch (Euphorion XXXII, 2. Stuttgart).
„Der Einfluß des Italienerlebnisses auf die Entwicklung der deutschen Wissenschaft im frühen 19. Jahrhundert." Von Josefine Rumpf-Fleck (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 5/6. Heidelberg).
„Kann es noch Volkskunst geben?" Von Lothar Schreyer (Deutsches Volkstum XII, 6. Hamburg).
„Die deutsche periodische Literatur Siebenbürgens 1778 bis 1930." Von Emil Sigerus (Ostland VI, 5. Hermannstadt).
„Die Literatur und die Musik." Von Heinrich Strobel (Der Scheinwerfer IV, 16. Essen).
„Die Antwort des Literaten ..." Von Rolf Nürnberg (ebenda 17/18).
„Europäische Literatur in hebräischer Sprache." Von Helene Hanna Thon (Sozialistische Monatshefte XXXVII, 6. Berlin).
„Was handelt wo?" Von E. Tuchmann (Die Literarische Welt VII, 23. Berlin).
„Literaturgeschichte der Bäder und Reisen." Von Paul Wiegler (ebenda).
„Dichtung und Zeit." Ein Beitrag zu Schumanns Aufsatz „Vom Veralten älterer Dichtung". Von Klaus Ziegler (Die Volksbühne VI, 3. Berlin).
„‚Revolutionäre' Literatur." Von mk. (Der Vorstoß I, 24. Berlin).

Echo der Bühnen

Mannheim

„Über allen Zauber Liebe." Phantastisches Schauspiel in vier Aufzügen. Von Calderon. Freie Neudichtung von Wilhelm von Scholz. (Uraufführung im Nationaltheater am 23. Mai 1931.)

Zum 250. Todestag des Spaniers ist dieser Versuch, eins seiner unbekannteren Werke für die deutsche Bühne zu gewinnen, eben recht gekommen. Ein Versuch, nein, mehr: eine bedeutungsvolle Nachschöpfung. Daß sich indes eine Calderon-Renaissance daraus herleiten wird, erscheint sehr fraglich.

Das heute Fesselnde, Beziehungsreiche, die Nuancierung, die Charakteristik, das alles ist nicht von Calderon, sondern von Scholz. Scholz ist es, der das homerische Thema von Odysseus und Circe, eingehüllt in die phantastische und theatralische Fabelwelt Calderons, herausgegriffen und ihm die Untergründe von Liebeshaß, schuldhafter Verstrickung und Erlösungsmystik gegeben hat, die der barocken, spielerischen und sehr preziösen Feerie des Spaniers noch ganz fehlen. Von Scholz stammt auch die stärkere Kontrastierung einer Rüpelgarde des konsequentesten Materialismus; wie er sich als Bearbeiter und Neuschöpfer überhaupt bemüht, Gegensätze stärker herauszumeißeln, Licht und

Digitized by Google

Schatten härter nebeneinander zu setzen, allzu Zerfließendes energisch einzufangen und das Spiel aus Götterhöhe und höfischer Grandezza herab ins Menschliche, Blutwarme, Irdische zu verlegen. Er beschneidet den Prunk der calderonschen Rhetorik, das rein Artistische und Artifizielle, das Spiel um des Spiels willen, um einem zauberhaften Schaustück, einer Augen- und Ohrenweide von Anmut und Raffinement in seiner ursprünglichen Gestalt, etwas wie Seele und tiefere Bedeutung einzuflößen.

Das interessante Ergebnis zeugt mehr für Wilhelm von Scholz und seinen im Tragischen angesiedelten Gestaltungswillen, als für Calderons unbeschwerte Schöpfung, deren Wiederbelebung von der Großartigkeit des jeweiligen Theaterapparates abhängig bleiben wird.

Paula Scheidweiler

Berlin

„Cecil Rhodes." Schauspiel in drei Akten. Von Hans Rehberg. (Uraufführung im Staatlichen Schauspielhaus am 9. Juni 1931.)

Ein junger Autor, der als Schriftsteller (durchaus nicht als Dichter) Physiognomie gewinnt. Ein Epigrammatiker des Dialogs nicht nur, sondern auch der Szenenführung. Ein Lion Feuchtwanger-Verwandter und Nachfahr. Ein Realpolitiker des politisierten Dramas, denn ihm gilt der Mensch in allen erdenkbaren Konsequenzen nur so weit, als er sich politisch betätigt. Nicht mehr das Schicksal — die Politik entscheidet über sein Ergehen.

Eine Liebesszene. Cecil Rhodes hat in ihr als Politiker Haltung zu wahren. Das tut er. Weiteres kommt nicht in Frage.

Sehr eigentümlich die Art, wie dieser junge Schriftsteller der Kraft des politisierten Dramas vertraut und — mißtraut. Er gibt — gewiß ein starkes (zu starkes) Zeichen des Vertrauens einen Cecil Rhodes des Abstiegs. Mit dem Jameson-Einfall setzt er ein, folgt das Mißglücken dieser politischen Kavalkade, Amtsentsetzung, Besuch bei dem deutschen Kaiser in Sanssouci, diplomatische Hinzuziehung zu den Verhandlungen, die den Burenkrieg einleiten, Tod in dem bedrohten und ausgehungerten Bloemfontein. Ein Abstieg, der bühnengemäß katastrophal wirken mußte, hätte Rehberg nicht mit überlegener Intelligenz in dem Abgleitenden den politisch Weitsichtigen, nahezu den Propheten der Weltpolitik gezeichnet. Rehberg hat es auch nicht nötig, seinen Cecil Rhodes Angesicht zu Angesicht dem deutschen Kaiser gegenüberzustellen, er gibt — in starkem Talenterweis — die Unterredung nur in ihren Reflexen aus Gesprächen mit den Generälen und dem Chef des Zivilkabinetts. Dann aber wieder ebenso greifbare Zeichen des Mißtrauens in das politische Drama und — in die eigene Kraft? Die große Afrikanderrede hat Cecil Rhodes zu halten, während der Bure das Gewehr auf ihn in Anschlag hält. Und dieser weitsichtige und phrasenlose Politiker hat bei Rehberg den Schauspielertod zu sterben. An der Wand stehen die Namen der gefallenen Mitkämpfer und Freunde. Cecil Rhodes setzt seinen eigenen Namen darunter und geht ab. Wohin? In den Bühnenhimmel.

Es wäre billig, in diesem jungen Autor einen Don Quichotte der modernen Dramaturgie zu zeichnen. Zu billig. Als Schriftsteller und Bühnenautor bewertet, weist Rehberg durchaus noble Haltung. Er beherrscht das Wort, und weiß, was er dran hat. Er beherrscht die Situation und vermag seinen Figuren Physiognomie und Anstand zu geben. Aber er interessiert sich so wenig für den Menschen im Politiker, daß auch das Interesse des Zuschauers nie in Anteilnahme übergeht. Vielleicht einer der vielen, die im Essay mehr von sich selber zu geben vermögen als durch die Bühne.

Ernst Heilborn

Frankfurt a. M.

„Margot und das Jugendgericht." Lustspiel in sechs Bildern. Von Robert Adam. (Uraufführung am 28. Mai 1931.)

Das Schauspielhaus versetzte uns die Komödie „Margot und das Jugendgericht". Verfasser: Robert Adam aus Wien, dortselbst Hofrat und Jurist, also Fachmann in der von ihm behandelten Materie. Man merkt sofort, daß Sankt Bürokratismus eine Hauptrolle spielen wird, denn Pulte und Akten sind der Bühne vorgebaut und zwei Richter amtieren dort, ein papierner und ein menschlicher. Adams „Idee" war wohl: der Sieg des Lebens über die Akten, nicht etwa, wie vermutet worden war, eine satirisch-erbarmungslose Durchbürstung bürokratischer Willkür und Verständnislosigkeit. So viel Courage hat der Hofrat nicht aufgebracht. Er blättert ein Kapitel aus dem lustigen und bedenkenlosen Erdenwallen der 17jährigen Margot herunter. Zu diesem Zweck: Blick in eines Hinterhauses gute Stube. Margots Mutter vermietet an Prostituierte, an einen kindlichen Philosophen, an einen Bummelstudenten. Eine ahnungslose Fürsorgerin vom Jugendgericht erscheint, um zu recherchieren, sie bekommt die Schuppen von den Augen genommen (und erwartet am Schluß von dem Studenten ein Kind). Es tritt Herr Leiser Niedergang auf, gutsituierter Geschäfts- und Ehemann, und wünscht Margot für 30000 Schilling zu pachten. Der Familienrat erhöht

Digitized by Google

den Preis auf 50000, Niedergang geht noch weiter: er verspricht Margot zu heiraten, Geschäft und Gefühl treten in innige Verbindung. Dann ein Auftritt von auserlesener Roheit: die sympathisch gezeigte Frau Niedergang kauft im Café von den Dirnchen den Gatten für 15000 zurück. Der Sohn soll das Geld überbringen, verliebt sich stracks in das herzige Ding, will mit ihr durchgehn, der Alte will auch mit ihr durchgehn, Margot dreht beiden eine Nase und geht mit ihrem Kapital allein durch. Zu den langen Gesichtern, die hinterher gemacht werden, gehört auch das des Jugendgerichts. Eine Groteske, die mit den ernsthaftesten Fragen spielerisch umgeht, u. a. die Psychoanalyse wohlfeil verulkt, Peinlichkeiten häuft und den Hörer verärgert entläßt. Man hat zu viel Widerwärtiges geschluckt, um sich daran freuen zu können, daß Margot, das Luderchen, obenauf bleibt. Stellenweise kommt das Theater gut auf seine Kosten. Die Wiener Burg wird die Komödie spielen. In Frankfurt fand sie nur einen matten Erfolg. Rudolf Geck

Homburg v. d. H.

„Herr Reinecke Fuchs." Ein lustiges Spiel in zwei Teilen. Von Heinrich Anton. Garnierende Musik von E. Krenek. (Uraufführung im Kurtheater am 5. Juni 1931.)

Mitwirkende: König Nobel, Fürst von Leopard, Graf Wolf von Isegrim, Rat Bellin, ein Schafskopf, Angsthasen, Frechdachse, Esel, Kläffer, Unglücksraben usw. Man sieht, worauf das Spiel hinausläuft: Persiflierung und Durchhechelung peinlicher Erdenreste Seiner Gottheit des Menschen durch das liebe Vieh. Und so wird durch Tieres Maul und Mund mit launigen Pointen, etwas Bosheit und witzigen Anspielungen allzu Menschliches illustriert, Leisetreterei, Gottesgnadentum, Verschlagenheit, Eifersucht, gespreizte Dummheit, das Sichwichtigmachen usw. Man erkannte und zeigte sich dem Werkchen heiter geneigt, hätte wohl noch mehr Bereitwilligkeit gehabt, wenn die Aufführung durch Mitglieder der frankfurter Gesellschaft hurtiger am Schnürchen gelaufen wäre, straff und in flottem Zuge, wirbelnd wie ein Karussell. Statt dessen trennte der Vorhang die Bilder und zerriß die eben aufkommende Stimmung. Rudolf Geck

Braunschweig

„Rembrandt." Ein Leben in drei dramatischen Akten. Von Edith Mikeleitis-Winkelmann. (Uraufführung im Landestheater am 6. Juni 1931.)

Rembrandts „große Nachtwache" ist der entscheidende Anstoß zu Edith Winkelmanns Rembrandt-Drama geworden. Zunächst hat sie den Stoff in den engen Rahmen einer Novelle zu pressen gesucht — aber die tragische Lebensentwicklung des großen Malers konnte hier nur angedeutet werden, und so wurde aus der Novelle bald ein dramatisches Lebensbild. Es ist kein Drama im herkömmlichen Sinn; mit weiser Beschränkung und mit sicherem Blick hat die Verfasserin einige scharfumrissene Augenblicksbilder aus Rembrandts Leben herausgegriffen, mit recht grellen Farben gezeichnet und im Grunde dieselbe Verbindung von Licht und Schatten in dramatischen Bildern gestaltet, wie wir sie in Rembrandts Leben und Gemälden finden.

Da ist zunächst der 25jährige Maler auf der Höhe des Ruhms, von ganz Amsterdam bewundert. Mit seiner „Anatomie" ist er plötzlich in die Reihen der Großen eingetreten. In Saskia findet er die Verkörperung irdischen Glücks. Aber er will noch höher hinaus, „frei sein von Ort und Zeit, Läufer sein nach dem Gipfel der Freude". Gleichzeitig bahnt er aber durch Verschwendung und übertriebenen Lebensgenuß schon seinen wirtschaftlichen Ruin an.

Da ist der 40jährige. Notzeiten haben begonnen. Saskia ist tot. Die Freunde sind fort. Ergreifend die Versteigerung seines Besitzes, tragikomisch, wie er sich innerlich Befreiung von irdischer Not verschafft durch — Malen des Auktionators. Seine Werke finden keine Anerkennung mehr. Aber er will sein größeres Schicksal erfüllen, er ist „die Flamme, die noch aus dem Unrat Nahrung zum Leuchten findet".

Da ist der Greis, verkommen in einer Hafenkneipe, verspottet von früheren Schülern, dem Trunk ergeben. Und tragisch sein Tod vor seinem letzten Selbstbildnis in den Armen des Bürgermeisters, der zu ihm, der nach einem Richter dürstet, zurückgefunden hat.

Ein tragischer Lebensabriß, dessen dramatische Wirkung eben schon durch dieses Leben bedingt ist. Der Stoff muß förmlich zu dramatischer Gestaltung herausfordern. Aber die Verfasserin ist nicht zu wirklicher Verbindung ihrer Einzelbilder gekommen, sie hat den Weg über das stofflich Vorgezeichnete nicht gefunden. Sie hat sich liebevoll in den Menschen und Maler Rembrandt hineingelebt, fleißig Rembrandt-Biographien studiert, aber uns nicht das große Rembrandt-Drama geschenkt. Ihre Stärke liegt in feinsten Lyrismen der Sprache, einem oft philosophisch durchsetzten Dialog und der Auswahl einer Zahl köstlicher Nebenfiguren, die sie um Rembrandt gruppiert und die mit ihm zusammen ein in sich geschlossenes Kulturbild geben.

Hans Kaufmann

Digitized by Google

Dresden

„Reifeprüfung." Dramatischer Vorgang in fünf Szenen. Von Max Dreyer. (Uraufführung im Staatstheater am 10. Juni 1931.)

1.

Max Dreyer, einer der alten Garde des Naturalismus, der mit seinem erfolgreichen Bekenntnisstück „Probekandidat" die Tragödie des Überzeugungstreuen geschrieben hat, kehrt nach drei Jahrzehnten zu seiner alten Liebe zurück, zur Schule, und schrieb die Komödie „Reifeprüfung". Kein Tendenzstück. Eine etwas verspätete Schulkomödie über Reifeprüfungs- und Pubertätssorgen der Abiturienten. Eine Art „Revolte im Erziehungshaus" gegen die Tyrannei der Lehrer, die aber fast durchweg als ideale Erziehungstypen gezeichnet sind. Wohltuend berührt der feine, burschikose Humor dieser Jugend, die nichts mit der zersetzenden, psychoanalytischen Aufdeckung der „Krankheit der Jugend" noch mit Wedekinds flammender Erotik seiner „Siebzehnjährigen" gemeinsam hat. Schulhofromantik, Schülerbudenzauber, Klassenzimmeratmosphäre, Inquisitionsdirektorzimmer, Delinquentenprüfungssaal. Aber der Sturmlauf gegen die Zuchtmeister verpufft. Reine Menschlichkeit siegt. Ein lustiger, sprachlich anschaulicher Schülerdialog verbrämt das Geschehen, ist aber nicht selbst erlebnisbeschwingte Handlung. Die einzelnen Szenen sind voll feiner Spannungen, aber ohne Gipfelung des dramatischen Geschehens zu letzter Wirkung. Die Handlung biegt am Schluß aus und konstruiert den Fall des gesinnungstüchtigen, wenig begabten Schülers, der in blindem Haß gegen seine Lehrer wütet und gebändigt wird. Mit unwahrscheinlichen Mitteln. Die Schlußgeste aus unentwickeltem Konflikt, die plötzlich die „Rivalen" an einem Strange ziehen läßt, führt mit dem Bekenntnis: „Jetzt gehen wir auf die Lebensfahrt!" nicht zu dem dramatischen Gipfelpunkt. Ein gutes Unterhaltungsstück. Mit dem starken Willen zur Komödie. Wirksam, wie Dreyer das engbezirkte Leben einer Schule ins Theatermäßige übersetzt. Er zeichnet seine Menschen nicht in der beliebten Gesinnungs-Schwarz-Weiß-Kunst, sondern spiegelt das Menschliche in dem Für und Wider, läßt es aufleuchten und versöhnend verklingen. Es gibt keine Schuldigen. In der entgleisten Tat leuchtet die ehrliche Gesinnung. Aber das Technische und Bühnenwirksame wird ausschlaggebend. Es bleiben spannende, gesteigerte Szenen, Ausschnitte einer Schulkomödie, Gedanken und Worte mit Rhythmen und sympathischem Klang, aber die Geschlossenheit und Gipfelung fehlt, die die letzten Geheimnisse der sehnsüchtigen Jugend zu Symbolen der Wahrheit prägen und in die Sphäre der echten Komödie erheben.

2.

„Das große Objekt." Lustspiel in drei Akten. Von Max E. Conried. (Uraufführung im Staatstheater am 19. Juni 1931.)

Das „große" Objekt: ein scheinbar verschwundener Halsschmuck, um den sich die Motive von Begehrlichkeit und Betrug reihen. Literarisch betrachtet: ein harmloses, verspätetes Detektivstück mit wechselndem Niveau. Ein paar nette Einfälle putzen die Handlung auf. Manchmal sind die kleinen Mißhelligkeiten des Lebens mit echt menschlichen Zügen verbrämt. Ein paar gute Scherze dazwischen, die die Fabel vom Gentlemandieb und der noblen Versicherungsgesellschaft verzuckern. Johannes Reichelt

Echo des Auslands

Italienischer Brief

Kriegsbücher sind auch in Italien an der Tagesordnung. Das hängt aber nicht mit dem Erfolg der Romane von Remarque, Renn, Zweig usw. zusammen. Schon während des Krieges und in den ersten Jahren nach dem Friedensschluß sind in der Tat einige unserer schönsten Kriegsbücher erschienen; dazu sind Charakter und Ton unserer Kriegsliteratur ganz verschieden von Ton und Charakter von Remarques Buch und von der deutschen Kriegsliteratur überhaupt. In unseren Kriegsbüchern, auch schon vor dem Faschismus, findet man wohl ein treues Bild des Krieges, mit all seinen Greueln, aber nie eine Anklage wider den Krieg: der Krieg erscheint als eine schmerzliche Erfahrung, die uns aber innerlich befestigt hat, als die Erschütterung aller zivilen Ordnung, aber zugleich als eine ungeahnte Offenbarung von Menschlichkeit. Wenn sich nun in den letzten Jahren die Kriegsliteratur bei uns reicher entwickelt hat, so erklärt es sich nur daraus, daß je mehr sich das unmittelbare Bild des Kriegs entfernt, desto mehr seine tiefe, umwälzende Bedeutung zum Vorschein kommt. — Schon vor Jahren hatte der Verlag Vallecchi, Florenz, eine schöne Sammlung, „I libri della Vittoria", veranstaltet, die nur italienische, vorwiegend autobiographische Werke enthielt; und eine neue Sammlung erscheint jetzt im Verlag Mondadori, Mailand, „I romanzi della guerra", die auch Übersetzungen fremder Werke und, neben Erinne-

Digitized by Google

rungen, auch Romane bietet. Der letzte Band der Sammlung Vallecchi, mit pietätvoller Liebe von C. Padovani besorgt, bringt eine Auswahl von Proben und Stücken aus den Werken unserer im Krieg gefallenen Schriftsteller, (Antologia degli scrittori morti in guerra). Es sind ihrer sechsundzwanzig, darunter etliche bereits bekannte Namen wie Serra, Borsi, Slataper oder hoffnungsvolle Talente wie Stuparich, Bellini, Locchi... Die Sammlung Mondadori beginnt mit zwei ausgezeichneten Werken: G. Comisso, „Giorni di guerra" und L. Bartolini, „Ritorno sul Carso". Comisso erzählt in einem einfachen, sachlichen Stil eigene Erlebnisse vom Ausbruch bis zum Schluß des Krieges: keine eigentliche Kampfszene, und doch die Atmosphäre des Krieges; in den ersten Teilen ein wenig gedrückt, wirkt das Buch in den letzten Kapiteln kräftig und befreiend im Bewußtsein der Neugeburt des Volkes durch die äußere Not, im Vorgefühl des Sieges und des Friedens; allenthalben findet sich der Ausdruck einer feinen Sensibilität. Bartolini kehrt auf den Karst zurück, wo er während des Krieges war, und in ihm taucht die Erinnerung auf an alles, was er dort erlebt hat. Eine kampflustige Natur, findet sich Bartolini im Kriege in seinem eigentlichen Element; im Gegensatz zwischen Kampf und Alltäglichkeit, zwischen dem Sturm, dem Lärm des Kampfes und dem heutigen, ruhigen Schweigen des verlassenen ärmlichen Landes, liegt der Reiz seines Buchs.

Der Krieg ist auch der Hauptgegenstand von C. Alvaros Roman ‚Vent'anni' (Treves, Mailand). Das Buch ist aus der Erfahrung des Verfassers entstanden und zeigt uns die innere Krisis der jungen Männer, die der Krieg mit Zwanzig plötzlich aus dem Traum der Jugend in die nackte, rauhe Wirklichkeit rückt. Das Leben entlarvt sich ihnen: vieles, woran man früher geglaubt, zeigt sich als leeres Geschwätz, und es bleibt nur: eine unerbittliche Pflicht, unter die man sich beugt, ohne zu fragen, warum?, und für die man stirbt. Die Jünglinge von gestern sind in wenigen Stunden, angesichts des Todes, reif geworden; sie lächeln nicht mehr, sie sagen wohl auch entrüstete Worte, und doch fühlen wir, sie sind höher gestiegen, sie werden mit einem festeren Pflicht- und Selbstgefühl ins Leben zurückkehren. Die graue, kleinliche Welt vor dem Kriege, das Kasernenleben, besonders aber das Gesicht des Krieges werden von Alvaro meisterhaft und ergreifend gemalt; in die Abgründe der Seele weiß er wie wenige tief einzudringen; nur fehlt es ihm zuweilen an der Fähigkeit, sich zu beschränken, was hie und da den Gang der Handlung hemmt. — C. Alvaro hat zugleich zwei Bände Novellen herausgegeben: ‚Gente in Aspromonte' (Treves) und La signora dell' isola, (Carabba, Lanciano). Die Erzählung Gente in Aspromonte ist vielleicht sein Bestes: ein Bild des rauhen und starken Kalabrien mit seinen Hirten, seinen Weiden und Wäldern, seinen Dörfern, wo über den Hütten der Elenden das große Haus des Reichen — ein Sinnbild des gedrückten Lebens des Volks — hervorragt. Die Novelle gelingt Alvaro besser als der Roman: er ist hier wirklich Meister. Die Menschen, die er mit einem gesunden Realismus zeichnet, haben ein eigenes Gesicht: rohe Menschen, ganz Natur, in denen die Leidenschaft unter der Asche glimmt oder rasch auflodert, die oft unter der rauhen Schale ein tiefes, elementares Gefühl, in ihrer Dumpfheit einen harten Kern und einen festen Willen verbergen. Und immer, in der knappen Erzählung wie im Roman, findet sich eine sinnvolle Beobachtung des Lebens in seinem Wesen, in seinen Kämpfen und Leiden.

Sehr originell ist G. Roccas Roman, Gli ultimi furono i primi' (Treves). Rocca führt uns in die ferne Zukunft: das mechanische hat das geistige Leben, das Gefühl erstickt; Venedig hat dabei Reiz und Bedeutung verloren und verfällt fast, verödet, in Trümmer, nur mehr von einer kleinen Garnison und einigen Treuen bewohnt. Als aber während eines Krieges auch die Garnison die Inselstadt verläßt, die Verbindungen mit der Welt unterbrochen werden und alles sich selbst helfen muß, da keimt aus den Trümmern der Stadt nach und nach das alte Leben wieder, mit all den alten Bräuchen, das Feuer brennt aufs neue im Herd, der Mensch wird wieder Mensch — eine glückliche Insel einfacher Leute, abseits vom geräuschvoll mechanischen Leben. Auf diesem Hintergrund zwei Menschen, die, schiffbrüchig in der ruhelosen Welt, ihr Selbst und die wahre Liebe und Menschlichkeit in Venedig wiederfinden. Es spricht aus dem ganzen Buch die warme Liebe des Verfassers zu Venedig, das auch in seinem Ruin einen starken Zauber auf uns ausübt; und frisch und reizend klingen die Dialoge der Venetianer, die Rocca, zugleich ein gefeierter Dramatiker, meisterhaft führt.

Geistsprühend und temperamentvoll ist der junge Schriftsteller J. Tombari. Er hat mit der seltsamen Chronik einer erdichteten Kleinstadt, Frusaglia, angefangen, einer Art Seldwyla, wo das Leben kleinstädtisch genug verläuft, wo aber auch sehr wunderliche, ausgelassene junge Leute anzutreffen sind, immer bereit, lustige Streiche zu spielen, und tüchtig zu trinken und zu essen (‚Tutta Frusaglia', Vallecchi). Neulich hat er sich in einem Roman versucht, (‚La vita', Mondadori), der uns ein Bild des gesamten Lebens geben sollte, und uns wieder nach Frusaglia und von hier aus in die weite Welt führt. Ein junger Mensch schlägt sich durch, von der Wildheit seiner Kinderjahre bis zu dem Ruhm eines Schriftstellers. Spott über die Welt, Lob der

Digitized by Google

zügellosen, ungeschminkten Natur, der Echtheit des Gefühls. Damit verbunden eine sentimentalische Liebesgeschichte: ein Mädchen, zart und kränklich, in das der Held verliebt ist, verzehrt sich und stirbt an Schwindsucht. Realismus und Sentimentalität, Laune und Ursprünglichkeit mischen sich bei Tombari in einem bald flotten und frischen, bald bewegten lyrischen Stil, immer neu und überraschend, wie das Wetter im April. Nur eine Gefahr ist dabei: daß diese Art zur Manier ausartet. Zeichen davon sieht man schon in ‚La vita'. Hoffentlich gelingt es aber Tombaris kerniger Natur, der Gefahr zu entgehen.

In M. Saponaros Roman ‚Paolo e Francesca' (Mondadori), dessen Titelstoff uns an Dantes Helden erinnern, bahnt sich zwischen einem jungen Mann, der aus dem Krieg unheilbar krank zurückgekehrt ist, und der blühenden Schwägerin, trotz der ethischen Höhe und Reinheit beider, eine innigere Beziehung an und droht die Liebenden und ihre Familien zugrunde zu richten, wird aber am Ende schmerzlich bezwungen, und der Roman schließt mit einem männlichen, obwohl trostlosen Verzicht. Feinheit in der Beobachtung der kleinsten Gefühlsregungen, Leichtigkeit und Weichheit des Pinselstrichs, Sinn für das Malerische bezeichnen Saponaros Kunst.

Frische und sympatische Skizzen aus ihren Erinnerungen bietet Sibilla Aleramo in ‚Gioie d'occassione' (Mondadori). Es gefällt uns an ihr die Offenherzigkeit und Wahrhaftigkeit, mit der sie sich so gibt, wie sie ist, in all ihren Launen und Träumen, ihren Leidenschaften und mit ihrem regsamen Geist.

Ein ausgezeichnetes Stück ist aus dem Nachlaß E. L. Morsellis von T. Sillani liebe- und verständnisvoll der Öffentlichkeit vorgelegt worden: ‚Belfagor arcidiavolo' (Treves). Aus dem Stoff einer Novelle Machiavellis bildet Morselli ganz frei ein höchst reizendes dramatisches Märchen voll gesunder Komik und tiefer Menschlichkeit, das unsere Sehnsucht nach dem zu früh hingeschiedenen Verfasser von Glauco vermehrt.

Der Mussolini-Preis für Poesie ist Ada Negri zuerteilt worden, eine hohe Anerkennung, der alle freudig zustimmen. Seit fast vierzig Jahren in erster Linie unsrer Dichter, hat Negri nie der Mode und dem Erfolg gehuldigt; all den Strömungen offen, in denen sich das literarische Leben der Nation ausdrückt, hat sie immer nur in sich, in ihrer tiefen, schönheitsdurstigen, gequälten Seele das Gesetz der Poesie gefunden. Das gilt in noch höherem Maße von ihrem letzten Werk, ‚Vespestina' (Mondadori). Es ist wie ein Abendgesang, wenn der Lärm des Tages nach und nach verhallt und die innere Stimme lauter spricht; alles färbt sich im letzten Strahl der Sonne; man grüßt sehnsüchtig den scheidenden Tag im Vorgefühl der herannahenden Nacht, in der vielleicht nicht alles Finsternis sein wird, in der auch Sterne glänzen und gewiß Ruhe herrscht. So auch bei Negri: ein Gefühl der Öde und Einsamkeit, der Nachklang der erlebten Freuden und Schmerzen, eine nie gestillte schmerzliche Liebessehnsucht, ein wachsendes Bedürfnis nach dem Bleibenden, Ewigen. Das Wort der Dichterin, frei von allem Schmuck, klingt tief und seelenvoll; ihre reimlosen Elfsilber haben einen innigen Ton, der an Leopardi erinnert.

Eine echte Dichternatur ist auch Leonello Fiumi, der in unserer neueren Poesie eine große Rolle gespielt hat. Mit einer höchst zarten Sensibilität begabt, talentvoll und originell, gibt er uns in seinen Gedichten ausgezeichnete Bilder voll Bewegung, Farbe und unerwarteter Einfälle, z. B. in seinen Reiseeindrücken ‚Una Olanda fra due orari' (‚Dante Alighieri', Amsterdam, mit holländischer Übersetzung von C. Simons), einer Reihe reizender Skizzen in einer freien, lyrischen Prosa. In seinen letzten Gedichten (‚Sopravvivenze', Alpes, Mailand) ist daneben auch ein Hang zur Verinnerlichung bemerkbar: aus der bunten Fläche wendet sich Fiumis Blick tiefer, dem Inneren zu: Liebe, Erinnerung, Sehnsucht, Melancholie, Betrachtung des Sinns des Lebens.

Einen reinen Ton findet auch G. Umani in seinem schönen Buch ‚A segno di stella' (‚La Lucerna', Ancona), in dem nicht selten Gedanke und Anschauung völlig eins werden.

Fast ausschließlich der Poesie gewidmet ist die Zeitschrift ‚Circoli', die seit Januar in Genua unter der Leitung A. Grandes erscheint und eine Reihe talentvoller, meist junger Schriftsteller, wie Grande selbst, Montale, Sbarbaro, De Scalzo, Debenedetti unter ihre Mitarbeiter zählt.

Genua G. A. Alfero

Holländischer Brief

Dieser Brief sei einmal mit der notwendigen und grundlegenden Feststellung begonnen, daß es für Deutschland eine holländische Literatur nicht gibt. — Das heißt, es gibt doch auch für Deutschland so etwas wie eine holländische Literatur, und in jüngster Zeit wird sie repräsentiert durch die Romane der Frau van Ammers-Küller. Kann es da wundernehmen, daß man zuweilen mitleidig lächelt über die „laghe landen bider zee", wenn als Vermittlerin des geistigen Lebens das Werk dieser Romancière im Vordergrund steht? Nicht, daß die Bücher der Ammers-Küller bei uns gelesen werden, ist zu verurteilen — mag sie kaufen, wem sie gefallen —, aber daß dieses Werk gleichsam auf der Musterkarte

Digitized by Google

holländischer Literatur steht, das ist gewiß zu bedauern. Denn Holland kann sich Gott sei Dank anders ausweisen als mit solchen Büchern, besser und wesentlicher. Es ist müßig, die Frage einer Schuld etwa hier zu erörtern. Haltungsweise der Verlage spielt dabei eine große Rolle, und ausschlaggebend ist zuletzt die Verflachung des Niveaus der Leser, die die Literatur schließlich am meisten angeht.

Kürzlich hat es ein deutscher Verlag unternommen, ein Buch junger flamischer und holländischer Dichtung herauszubringen, ich meine die Anthologie „Niederland" von Rudolf Lonnes im Brücke-Verlag Duisburg. Ich kenne das Buch aus eigener Lesung nicht, ich kenne nur aus der Verlagsanzeige die Namen der Mitarbeiter: alles Dichter, die mit Recht verdienen, in Deutschland gelesen zu werden. Hinzu kommt noch, daß sie repräsentativ sind für die jüngste literarische Bewegung in den Niederlanden. Solchem Vermittlertum werden auch die hiesigen zünftigen Kreise ihren Dank gewiß nicht vorenthalten. —

Demnächst werden die Großen der Weltliteratur in Holland zu Gast sein. Vielleicht ebnet das den zu Unrecht eingedeichten Dichtern den Weg ins nachbarliche Deutschland. Vielleicht: denn ich fürchte sehr, daß Speisekarte und obligater Besuch in Marken und Volendam das literarische Interesse am gastfreundlichen Lande im Keime ersticken. —

Drei äußerlich scharf getrennte Gruppen charakterisieren den augenblicklichen Stand der holländischen Literatur ganz prägnant: die Religiösen, die Areligiösen und die traditionslosen Modernisten, die sich selbst hie und da die „Ausgestoßenen" nennen. — Führend in der religiösen Bewegung ist die festgeschlossene Front der „Jung-Katholiken", die sich um die 1925 aufgerichtete Zeitschrift „De Gemeenschap" gruppiert. In den ersten Jahren nannte sich dies Organ „Maandschrift voor Katholieke Reconstructie", heute ist der Untertitel fortgelassen, was noch mehr für die Verbreiterung der ästhetisch-intellektuellen Basis zeugt, auf der die (sehr aggressiven!) jung-katholischen Dichter stehen. Nicht allein eine Erneuerung der katholischen Poesie in Holland ist angestrebt, sondern eine Erneuerung des katholischen Denkens überhaupt. Heißer Erlebnisdrang, unersättliche Abenteuerlust, Abkehr von und Hinwendung zur Romantik zugleich, Heimweh nach einem überirdischen Glück jenseits der Dinge, das sind die wesentlichen Kriterien der jungen holländischen Literatur, und in der katholischen Bewegung kommen sie am stärksten zum Ausdruck. Von Bedeutung ist auch noch das Bestreben, das dichterische Wort aus der eingedeichten Enge literarischer Tradition zu europäisch-menschlicher Gültigkeit zu erhöhen. Die jungen Menschen, die sich zur Gemeenschap bekennen, sind Weltbürger ganz unniederländischer Diktion, spontan und von starker seelischer Vitalität. Sie haben manche Kontroverse ausgefochten mit der kirchlichen Behörde, deren Zensur die Zeitschrift untersteht. Neben Albert Kuyle (1903) und Jan Engelman (1900) nenne ich Albert Helman (1903) als den wohl begabtesten und vielversprechendsten Dichter dieser Gruppe. Seine Erzählungen „Hart zonder land" (Utrecht 1929) sind das Geheimnisvollste und Beste, was er bislang veröffentlicht hat. (Wie ich erfahre, werden Teile des Buchs soeben von berufener Hand übertragen, man wird also bald auch bei uns Gelegenheit haben, diesen Dichter zu lesen.) — In diesem Zusammenhang sei einer gewissen Renaissance der protestantischen Dichtung gedacht, die heute noch ohne einschneidende Bedeutung ist, sich aber langsam auf sich selbst zu besinnen beginnt. Die führenden Dichter gruppieren sich um die Zeitschrift „Opwaartsche Wegen". Roel Houwink ist der theoretische Wortführer dieser Bewegung.

Von klassizistisch-wissenschaftlicher Mentalität, mit einer starken und verpflichtenden Tradition, ist der Kreis der Paganisten, der sich lose um die Zeitschrift „De vrije bladen" (unabhängig) stellt. Die Dichter D. A. M. Binnendijk (1902) und H. Marsman (1899) seien besonders erwähnt. Letzterer gebärdete sich eine Zeitlang als „Diktator der Jüngeren". Eine gewisse Müdigkeit und Stagnation macht sich in den letzten Jahren um die „Vrije Bladen" bemerkbar.

Ohne Tradition, ohne Programm, entwurzelt und ausgespien stehen ein paar junge Dichter der gegenwärtigen Literatur gegenüber: die „Ausgestoßenen". Sie sind heidnisch, neutral und vollständig ausländisch orientiert. Vielleicht, daß aus diesen Grundhaltungen heraus einmal für die Niederlande die so sehnlich erwartete große Prosa europäischen Formats wächst. Ich nenne zwei Namen und drei Bücher, die typisch sind für die Bewegung, die sich da anbahnt, ohne vorerst noch große Beachtung zu finden oder gar ernst genommen zu werden. E. du Perron (1899) mit „Nutteloos verzet" (Nutzloser Widerstand) Maastricht 1929 und R. Blijstra (1901) mit „Ijzeren vlinders" (Eiserne Falter) Bussum 1927 und „Graphische voorstelling" A'dam 1930. Du Perron ist der bekanntere, aber gerade die „Arbeiten" Blijstras führe ich ein wenig näher an, obwohl man mir vielleicht entgegenhalten kann, daß sie wertlos seien. Ja, als Kunstwerk sind sie es gewiß, aber hier ist der Versuch wichtiger als das Resultat. In „Graphische Darstellungen" heißen die drei ersten Prosastücke „Fingerübungen". Das ist keine zufällige Bezeichnung, nein, es sind, banal ausgedrückt, die Fingerübungen eines jungen Menschen

Digitized by Google

der Nachkriegszeit auf dem Klavier der Gegenwart. Was dabei herauskommt, ist bitter wenig. Aber daß jemand überhaupt den Mut hat, heute und hier solche Übungen anzustellen, das ist es, was mich bewog, Blijstra so besonders zu erwähnen. (Du Perron gehört schon in die Klasse der Fortgeschrittenen.) Ich führe nun eine Stelle aus Blijstra an: „Der Mann, der mit Schweiß unter den Armen im Theater aufsteht und es wagt, in die Stille hinein zu sagen, daß er das Stück nicht anerkennt, ist oft mutiger als der Held, der das Kind aus dem brennenden Hause rettet." Und das ist die Formel, auf die man die Bemühungen der „Ausgestoßenen" bringen kann: sie haben den Mut zu sagen, daß sie den holländischen Schlendrian der Familien- und Bauernromane (die man in Deutschland für die holländische Literatur hält) nicht mitmachen. Eine Tradition haben sie nicht, nur einen ganz scharfen Intellekt und eine krankhafte Nüchternheit, mit der sie die Dinge um sich her sehen und graphisch darstellen. Und: eine wunde Seele. Man ist verzweifelt an der Zeit und hat nur den einen bitteren Ausweg — von vorn beginnen, ganz von vorn. Fingerübungen ...

*

Das sind, ganz kurz gestreift, die eben bemerklichen Strömungen und Richtungen der jüngsten Literatur. Mehr Namen und Werke zu nennen, verbot der zur Verfügung stehende Raum, unerwähnt mußte bleiben, daß natürlich die Arrivierten der älteren Poesie und Prosa auch noch auf die Jugend von Einfluß sind. Aber eins möchte ich doch noch bemerken. Man begegnet hier der so seltsamen und gefährlichen Tatsache, daß die dichterische Produktion weit zurücksteht hinter der Fülle kritischen Werks. Auf einen Dichter kommen etwa 20 Kritiker, auf 20 Kritiker kommt eine Zeitschrift, und auf eine Zeitschrift 50 Leser. Zwischen Dichter und Kritiker müßte der empfangende Leser stehen. Hier schreibt der Dichter, um in einem kritischen Bulletin seziert zu werden. —

Ich habe oben die Versuche des jungen Blijstra erwähnt, von denen ich weiß, daß sie von noch nicht zwanzig Leuten gelesen werden. Dem entgegen steht der Riesenerfolg des großen amsterdamer Familienromans von Ina Boudier-Bakker „De klop op de deur" (A'dam 1930), der schon in siebenter Auflage vorliegt. Die Autorin wird gerühmt als die beste Schriftstellerin Hollands, und das Buch ist gewiß wert, gelesen zu werden. Es schildert, wie der neue Geist anklopft an die Tür der Zeit, spielt von 1860 bis 1920 und umfaßt 1000 Seiten.

„De klop op de deur": tausend Seiten Vergangenheit — „Ijzeren vlinders": Fingerübungen der Gegenwart, und dazwischen die Ratlosigkeit und das Heimweh und der nutzlose Widerstand einer erschütterten Generation, auch in Holland.

*

Außerhalb aller Parolen, nicht ausgestoßen und nicht vergöttert, einsam und rätselhaft groß steht die Gestalt des Dichters Victor E. van Vriesland (1892). Es ist schwer, die Bedeutung dieses Mannes für die heutige Dichtung jetzt schon zu erkennen. Dies nur sei erwähnt: er kann es sich leisten, sein Lebenswerk in zwei Bücher zu komprimieren, einen Roman (1926) und den Band Gedichte „Voorwaardelijk uitzicht" (1929). Aber: welche Tiefe des Geistes und welche Weite der seelichen Landschaft!

Amsterdam — A. V. Thelen

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Der Bienenroman. Von Georg Rendl. Im Inselverlag zu Leipzig, 1931. 236 S.

Die Kritiker heutigen Schrifttums stehn im allgemeinen dem jungen deutschen Schrifttum vorsichtig gegenüber. Da genügen zuweilen „ein paar Farbtupfer, ein paar frierende Straßenblicke", um einem Talent freigebig Glauben zu schenken, selbst dann, wenn sich ein solcher Glaube, gemessen an der vorhandenen Mißleistung, durch nichts rechtfertigen läßt. Unzählbar sind die Fälle geworden, wo frühe schöpferische Impotenz mit jugendlichem Vorbeitreffen verwechselt wird. Kommt dann wirklich eine ungeahnte große Leistung aus dem jungen Schrifttum ans Licht, haben die Worte der Bewerter schon so an Profil eingebüßt, daß eine zustimmende Haltung belanglos ist.

Ich muß das vorausschicken, um die richtige Basis für die Bewertung des „Bienenromans" von Georg Rendl zu finden. Denn dieser Roman ist eine solche große Leistung, die seinen Autor mit einem Schlage in die vorderste Reihe der deutschen Romandichter versetzt. Dieses Buch ist das Epos des Bienentums, von Menschenhand geschrieben und als solches eine Einmaligkeit. Noch nie hat eines Dichters gestaltende Hand den vorhandenen festgelegten Stoff dermaßen wundervoll gestaltet. Noch nie sind die Bienen so völlig Bienen geblieben. Fast immer sind sie durch phantasievolle poetische Gaukeleien in märchenhafte Menschlein oder vermenschlichte Märchenwesen verzaubert worden. Von solchen Zutaten, die unzulängliches Wissen und mangelhafte Erfahrung über die Funktionen des Bienenstaats voraussehen, ist Rendls Werk gänzlich frei. Der unerhörte Stoff scheint ganz allein aus sich zu sprechen, so sehr vergißt man den Anteil des Dichters. Selbstverständlich und damit unspürbar ist das große Wissen geworden, das den Roman unterbaut. Denn dieses Wissen ist

Digitized by Google

dichterisch aufgeblüht, hat hymnischen Schwung bekommen. Erfahrungen von Jahrtausenden sind in Rendls Feder zusammengeflossen und werden für uns durch ihre saubere und schlichte Darstellung geradezu aktuell. Ich glaube kaum, daß es einen Leser geben wird, den dieses Buch nicht zu stärkstem Aufhorchen zwingt. Jedes Kapitel wird zu einer Rhapsodie mit neuer unerhörter Kunde.

Nur dem Fachmann und Dichter in einer Person, bewegt von der Aufgabe, ein festumgrenztes Stoffgebiet straffer Gestaltung zu unterziehen, konnte dieses Epos des Bienentums glücken. Und besonders wichtig ist die begeisterte Zustimmung, die das Buch nicht nur von literarischen Lesern, sondern von bedeutenden Fachgelehrten erhält. Rendl hat seine Jugend in diesem Erstlingswerk niedergelegt, sein Aufwachsen mit Bienen, und dazu als Rahmen die Landschaft gefügt. Aber nicht allein die brüderliche Verbundenheit und Erdenfrömmigkeit scheint der innere Antrieb zur Gestaltung dieses Werks gewesen sein. Es tauchen, ohne daß der Dichter auch nur ein Wort des Vergleichs sagt, beim Lesen Vorstellungen und Assoziationen auf, die uns recht nachdenklich werden lassen. Man vergleicht den Bienenstaat mit dem Menschenstaat, die ungebrochenen glückseligen Instinkte des Bienenvolks mit den entarteten des Menschenvolks. Die weise Rangstufung bei den Bienen auf Grund des Grades ihrer Dienstbarkeit und Wichtigkeit vergleicht man mit der heutigen Klassenordnung der menschlichen Gesellschaft, die weit davon abgekommen ist, nach Dienstbarkeit und Wichtigkeit zu stufen. Wohlgemerkt: die Bienen sind nirgends metaphorisch aufgefaßt, als Lehrobjekte sozusagen; sie sind Bienen, nicht mehr und nicht weniger. Aber ganz von selbst leistet der Autor mit der bloßen Darstellung ihres Gemeinschaftslebens, ihres Staates ein bedeutsames, zeitnotwendiges Erziehungswerk.

Dresden — Fritz Diettrich

Ende der Kreatur. Erzählungen. Von Willi Schäferdiek. Dresden 1931, Wolfgang Jeß Verlag. 71 S.

Diese kleinen Erzählungen sind von einer starken dramatischen Spannkraft, umspielt von einer typisch rheinischen Weichheit und auf eine menschlich sympathische Weise mit den aktuellen Problemen unserer Zeit verknüpft. Es muß Schäferdiek gelingen, seine dramatische Kraft zu lockern, seine Weichheit zu erhärten: beide Elemente stehen noch zu unvermittelt nebeneinander. Dies erreichen — und dann ausholen zu einem umfassenderen Werk, aus stimmungsstarken Zeitbildern die Zeit selbst in ihrer verzweifelten Stimmung zu entwickeln: die nächste Arbeit Schäferdieks, die er in seinem Leiferdedrama schon so erfolgreich angedeutet hat.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Utz Himmelreichs Schlüssel. Zwei Geschichten. Von Hans Grimm. Heilbronn, Eugen Salzer. 112 S.

Beide Prosastücke entstammen Grimms alter Welt: Südafrika. Das erste (Titelnovelle) formt ein Goldsucherschicksal, das zweite (Tod durch Feuer) gestaltet einen Steppenbrand. Beide sind kennzeichnend für des Dichters große epische Begabung, doch ohne die manchmal ermüdende Breite seiner Romanwerke, die bei allem Gehalt doch immer wieder den Zugang versperren, was um so mehr zu bedauern ist, als hier das unklare Suchen einer sich redlich zu einem edleren Vaterlandsbegriff bekennenden gesunden Jugend feste und helle Horizonte erhält. Die zweite Arbeit erscheint mir am wertvollsten: die Dämonisierung des Feuers ist schlechthin meisterhaft und in der Literatur unserer Tage ohne jeden Vergleich. Dabei ist das ornamentale Gerank so beschnitten, daß überall das harte Holz einer schier klassischen Erzählkunst erfreulich (und hoffentlich zukunftversprechend) durchschimmert.

Osnabrück — Ludwig Bäte

Schloß Gripsholm. Eine Sommergeschichte. Von Kurt Tucholsky. Berlin 1931, Ernst Rowohlt. 222 S.

Ich las „Schloß Gripsholm" im Krankenhaus, an den ersten fieberfreien Tagen nach der Operation. Es war die beste Therapie. Die Melancholie meiner medizynischen Umgebung war wehrlos gegen die olympische Heiterkeit dieses Buchs: ich las und war gesund. Was kann man Schöneres sagen?

Es sollte nach dem im ersten Kapitel sehr witzig fingierten Briefwechsel zwischen Autor und Verleger auf dessen Wunsch werden: „eine kleine Geschichte, nicht zu umfangreich, etwa 15—16 Bogen, zart im Gefühl, leicht ironisch und mit einem bunten Umschlag." Das ist es geworden. Und wie? Es gibt nur ein Wort: meisterhaft.

Er und eine schöne, hinreißend klug-alberne Freundin fahren zusammen ein paar Sommerwochen nach Schweden, sein Freund, ihre Freundin besuchen sie, man sonnt sich, liebt sich, vergißt Deutschland (und vergißt es doch nie, nie!), ein Kind wird aus den Klauen eines Drachens gerettet — das ist alles. Das ist alles? Nur eben diese eine Kleinigkeit fehlt noch: wie das erzählt ist, daran können einige tausend zeitgenössische Romanciers „von Fach" lernen, was gottlob nicht zu lernen ist. Denn, so sehr dieser Roman eines Politikers, Polemikers und Feuilletonisten eine Wohltat ist: gnädige Fügung bewahre uns vor einer Hausse in „Romanen à la Tucholsky"; sie würde seine Einzigartigkeit nicht mindern, aber den Genuß an ihr.

Und noch eins. Tucholskys „Rheinsberg" war ein großes Versprechen. „Schloß Gripsholm" ist die vollkommene Erfüllung. Solche Erfüllung ist ganz selten, und auch deshalb ist „Gripsholm" eine so große Freude.

Wer Tucholsky liebt, lese „Gripsholm": er wird ihn noch mehr lieben. Wer Tucholsky nicht liebt, lese „Gripsholm": er wird ihn lieben.

Berlin — Herbert Günther

Palang. Roman. Von Paul Gurk. Union Deutsche Verlagsgesellschaft Stuttgart. 234 S.

Vor einigen Jahren berichteten die Tageszeitungen den — nie ganz enträtselten — Tod eines großen Finanzmannes: während des Fluges über den Ärmelkanal war er, ohne daß man es zunächst bemerkt hätte, aus seinem Flugzeug verschwunden. Es war, als sei er gewissermaßen in Gedanken mitten in der Luft ausgestiegen. Paul Gurk, der schon einmal in seinem Drama „Persephone", Gestalt und Erlebnis eines modernen Kohlenmagnaten mythologisch eingekleidet hatte, schrieb um diese Zeitungsnotiz herum den Mythos von „Palang", dem Wirtschaftsnapoleon des 20. Jahrhunderts, der — staatenlos und „überall fremd in der Welt" — sich anschickt, das Spinnennetz wirtschaftlicher Tyrannis um den Erdball zu legen, im kalten Fieber eines maßlosen Weltmachttraumes, der schließlich doch nur in den luftleeren Raum hinausstößt. Es ist Gurk gelungen, in seiner knappen, zwischen plastischer Formung und vager Umschreibung seltsam jäh hin und her wechselnden Prosa die Figur dieses Übermenschen der Sachlichkeit groß und mit beängstigendem Umriß heraus-

Digitized by Google

zuarbeiten: Palang, für den die Liebe nichts anderes bedeutet, als „die Arbeit eines Staubsaugers im Blute", der durch seine Art, zu reden, jede Geste des Gefühls abschneidet, der Männer wie Frauen um sich herum gleicherweise zu Zweckmarionetten seiner Besessenheit degradiert. Gurk versteht es gelegentlich meisterhaft, mit wenigen Sätzen packend und erschöpfend zu schildern. Wie ein Taschenkünstler faltet er mit einigen Griffen eine wesentliche Situation vor uns auseinander (so etwa in der Szene vom Selbstmord eines durch Palang knockout manövrierten englischen Großkaufmanns). Dann freilich gefällt er sich wieder in verschwommenen Romantizismen. Die Menschen um Palang werden mit beziehungsreichen Bedeutungen überladen. Einige Aktualitäten (Briand, Prinz von Wales, englischer Parlamentarismus, Amerikareise Palangs) bleiben feuilletonistische Einschiebsel, sind nicht ganz in die innere Form des Romans eingeschmolzen. Die Mythologisierung eines Tagesstoffs trägt wohl die Schuld daran. Gegenspieler Palangs ist Alexander, ein moderner Diogenes aus dem Quartier latin; auch er ein Heimatloser, der sich jedoch statt am Gelde (wie Palang) an der Philosophie, an Heraklit schadlos hält. Die Begegnung mit diesem anderen Ruhelosen vollendet Palangs Schicksal. Heraklit setzt den Hebel an gegen seine Welt. Die Erkenntnisse des Philosophen locken Palang aus dem durch die Luft dahingleitenden Flugzeug geistig und körperlich in den Raum hinaus, der ihn nicht mehr trägt, sondern im Meere zerschellen läßt. Eine geistreiche, aber wohl allzu bewußt zugespitzte Deutung jenes Unglücksfalls, dem der Roman seine Entstehung dankt.

Berlin-Wilmersdorf — C. F. W. Behl

Die Reise an den Bodensee. Von Ludwig Finckh. Stuttgart 1931, Adolf Bonz & Comp. 110 S. Geb. M. 2,25.

In seinem neuesten Skizzenbuch über den auch früher von ihm in allen Tonarten gepriesenen Bodensee meidet Finckh die belebten Wege und die größeren Städte, weilt lieber in heimeligen Nestern, am liebsten am Untersee, auf der Halbinsel Höri, wo sein Gaienhofen liegt, mit dem Schienerberg. In kleinen, sorgsam abgerundeten Bildern verschmilzt er Natur und Geschichte, erforscht die Geheimnisse der Vogelwelt, treibt Ortskunde und Namendeutung. Dann wieder wirft er Streiflichter auf das vielfältige Leben an und auf dem See im Wechsel der Jahreszeiten, lockt zu Boot- und Dampferfahrten oder zum sommerlichen Baden oder zum vergnüglichen Schlittschuhlaufen auf dem zugefrorenen See. Es mag sein, daß mancher das Schwäbische Meer so gut wie Finckh kennt: an inniger Liebe zu diesem gleicht ihm kaum einer.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Der Wanderer und die Heimat. Von Rudolf Alexander Schröder. Leipzig 1931, Insel-Verlag. 111 S.

Mit der literarischen Vitalität ist es ein eigen Ding. Es ist still geworden um Rudolf Alexander Schröder und, wenn man so sagen darf, seinen Kreis, um jene Gemeinschaft von gesinnungs- und artverwandten Persönlichkeiten, zu denen die verstorbenen Hofmannsthal und Heymel sowie Rudolf Borchardt gehörten. Selbst Rudolf Borchardts zornige Zeitkritik: ein Aufwallen — und fast vergessen. Aber mit ihrer dichterischen Leistung sind Borchardt und Schröder, heute etwa fünfzigjährig, gewichtiger da als die Mehrzahl ihrer Generationsgenossen. Heute fängt jeder junge Autor mit einem Roman an — und das Durchschnittsniveau des Talents ist beträchtlich. Aber da die dichterische, und das ist die menschliche Substanz zu gering ist, enttäuscht meistens schon das zweite Buch. Ein Wilhelm von Scholz veröffentlichte mit fünfzig Jahren seinen ersten Roman, die großartige „Perpetua". Ein Rudolf Alexander Schröder legt jetzt sein erstes Prosa-Buch vor. Es zeugt von einer Bescheidenheit, die letzte Reife bedeutet. Denn diese Erzählung handelt von nichts anderem als dem Besuch des „Wanderers" in seiner Heimat. Aber hinter diesem Minimum an Handlung steht die höchste Erfahrung an Lebenswissenschaft. Bis ins Unterbewußte, bis in die Träume, bis in den grotesken Duktus des Gesprächs führt uns Schröders (man möchte sagen: zuverlässige) Phantasie. Schröder steht hier wohl den Bereichen, nicht so sehr den Bemühungen der Joyce und Jahnn nicht gar so fern. Aber was bei den Genannten noch ein „verwilderter Roman" ist, ist bei Schröder formgeklärt. „Der Wanderer und die Heimat" ist ein Spätwerk des literarischen Impressionismus und ein seltenes Meisterwerk dieser Gattung. Aber nirgends verkünstelt, sondern kräftig genährt aus der Erde norddeutscher Landschaft.

Berlin — Lutz Weltmann

Welt- und Weiberspiegel. Von Paul Wertheimer. Wien 1931, Paul Zsolnay.

Dieses Büchlein von nur 70 Seiten ist wie der starke und fein duftende Extrakt eines ganzen Gartens; ein Schauender, Denkender und Dichtender hat hier manches Ergebnis seines Lebens in Aphorismen zusammengedrängt, die trotz aller Skepsis mit lächelnder Anmut gefügt sind. Einige dieser knappen Sätze muten wie Inhaltsangaben weltmännisch überlegener Lustspiele an, andere wieder deuten auf durchfühlte, mitgelebte Tragödien. Vielleicht wäre es gut, wenn sich mancher Dichter aszetisch zwänge, seine umfangreichen Gebilde bis zu solcher Konzentration zu pressen (wenn auch nur für sich selbst), damit Rechenschaft gelegt sei, wie stark oder wie schwach der Sinn dessen ist, was er geschaffen hat — und was er doch meistens allzuhoch einschätzt. Dies und das ist wohl ein bißchen zu sehr ins Pointiert-Witzige geraten, aber das meiste erscheint als Aphorismus im echten Sinn: abgekürzter Gedanke, blitzhafte Schau. Zwei Beispiele aus verschiedenem Inhaltskreise: „Dirne nenne ich nicht jene Frau, die vor der Hingabe an Geld denkt, sondern jene, die während der Hingabe an irgend etwas anderes denkt." — „Kritikaster sind Menschen, die, wenn sie ein Werk loben, sich stolz gebärden als hätten sie es geschrieben, und wenn sie ein Werk tadeln, sich noch stolzer gebärden — weil sie es nicht geschrieben haben." Wertheimer versteht die nicht gar zu häufige Kunst, auch Dinge, die eigentlich schwer und schicksalhaft sind, so präzis zu sagen, daß man die Abgründe nicht merkt, über denen das Ausgesprochene schwebt, man lächelt — anstatt zu erschrecken. Es ist nicht ganz leicht, die Themen zu nennen, das meiste hält sich zwischen den Sphären. Trotz allem Spott ist der Grundton doch ein stiller Schmerz über die Menschen, freilich kann man sich auch am Lächelnd-Glitzernden begnügen. Gegenüber dicken Aphorismenbüchern, die alles gar zu wuchtig anfassen und doch nichts Systematisches geben können, ist dieses schmale Büchlein wervoll.

Wien — Emil Lucka

Hinter jenem Vorhang. Von Earl Derr Biggers. Ins Deutsche übertragen von Curt Thesing. Berlin, Universitas. Deutsche Verlags-A.-G. 255 S. M. 3,— (4,50).

Ein Kriminalroman, der technisch gut gearbeitet ist und bei dem man doch nicht recht warm wird. Die Lösung des Rät-

Digitized by Google

fels wird geschickt bis zum Schluß hinausgezögert; der chinesische Detektiv mit seiner unbeirrbaren Höflichkeit und seiner blumenreichen Sprache macht dem Leser Spaß, aber irgendwie hapert es mit dem eigentlichen Problem. Daß es ein halbes Menschenalter zurückliegt, schadet an sich nichts, dafür gebiert es in der Gegenwart fortzeugend neues Böses, und von diesem nimmt die Erzählung ihren Ausgang. Aber die Leute bleiben einem gleichgültig, folglich sieht man auch Verwicklung und Lösung ihrer Angelegenheiten kühl zu, und so kommt das Ganze nicht über eine mäßig spannende, immerhin bessere Verdauungslektüre hinaus.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Die Unruhe der Frauenaugen. Ein Roman von vier Frauen und ihren Liebesschicksalen. Von Rudolf von Delius. Dresden 1930, Carl Reißner Verlag. 156 S. M. 3.50 (M. 5.50).

Ein „Dichter" richtet an vier nacheinander von ihm geliebte Frauen je ein bis zwei Gedichte, um schließlich in einer Nacht der Erinnerung alle vier in „rotgesiegelten" Briefen nach ihren weiteren „Schicksalen" zu fragen. Dabei kam es nur bei zweien von ihnen zu dem „Aneinanderschließen der Glieder in dem Feste der Zärtlichkeit", während die beiden anderen sich nicht an „das unstete Klopfen seines Herzens gebunden" hatten. So Inhalt und Stil dieses „Romans".

Berlin — Fritz Carsten

Die Kinder Abrahams. Novellen aus Amerika. Von Schalom Asch. Deutsch von Siegfried Schmitz. Wien-Berlin 1931, Paul Zsolnay. 234 S.

Von dem großen Romanwerk Aschs sind diese Geschichten hier Abfälle und Schnitzel, es sind nicht Novellen — sie haben alle keine Form, keinen „Vogel", keinen Schluß —, es sind Schilderungen von Familien, Judenstädten. Und nur der Bericht von dem „Mann mit den zwei Frauen" ist eine abgerundete, in sich beschlossene Erzählung — neben dem fragmentarischen Übrigen. Aber auch in diesen Bruchstücken und Skizzierungen frappiert Aschs unmittelbare Menschendarstellung, seine Kunst, mit wenigen Daumendrücken aus Lehm ein Gesicht, eine Gestalt zu zaubern. Die Hand des Meisters verrät sich noch in seinen flüchtigen, absichtslosen Studien. Siegfried Schmitz hat wieder den Text in ein ganz original klingendes, männliches Deutsch übertragen.

Berlin — Kurt Münzer

Der Tod und die Grazien. Kurzgeschichten. Von Hermann Linden. Straßburg o. J., Heitz & Co. 194 S.

Hermann Linden holt sich seine Kurzgeschichten aus den verschiedensten Zeiten und Zonen und verschmäht die alte kitschige Sentimentalität ebensowenig wie deren moderne Abart der sachlichen Berichterstattung über die Leere des Lebens. An den künstlerischen Ernst des Schriftstellers vermag ich angesichts solcher Wandelbarkeit, die nirgends etwas Greifbares hinterläßt, nicht zu glauben. Technisch sind diese Kurzgeschichten weder pointiert genug noch konzentriert, weder Anekdote noch Extrakt, sondern dünnflüssig erzählte Unwichtigkeiten. Sie scheinen mir deshalb auch den Charakter der Kurzgeschichte zu verfehlen.

Berlin — Lili Lorsch

Krösus Vagabund. Roman. Von Joseph Delmont. Leipzig, F. W. Grunow. 413 S. M. 5,– (7,–).

Also: Delmont ist ein Dichter von ungeheurer Phantasie, ein Epiker ganz großen Formats, ein Gigant — solche und ähnliche Kritiken zitiert der Verlag, und ein glaubenswerter Mann beschwört sogar den Schatten Dostojewskis. Ich teile das mit, falls ich etwa mit Blindheit geschlagen sein sollte; ich finde nur einen poetisch sein wollenden Wortschwall. „Kein Rauch ward am Brandherd sichtbar, der Feuerwehr Hörner ertönten nicht. Der untergehenden Sonne Strahlen sandten die glühende Brunst in der Fenster Scheiben. Das Wärme bergende Tagesgestirn beeilte sich, dem kühlen Abend den Platz zu räumen ...": schrieb Dostojewski wirklich so kitschig? Und vermag wirklich jemand auf die Dauer solche Sätze zu lesen?

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Mutterherz auf Reisen. Roman. Von Cecily Sidgwick. Berlin, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. 223 S. M. 4,80.

Eine sehr zivilisierte Engländerin schreibt ein Bändchen Sottisen über englische und französische Geselligkeit. Die schlechte englische Küche steht im Mittelpunkt der Angriffe. Solche Bücher haben zweifellos das Verdienst, auf anspruchslose und amüsante Weise zu unterhalten. Im Fall der Mrs. Sidgwick wäre das Verdienst noch größer, wenn sie nicht den Ehrgeiz hätte, ihre Plaudereien durch eine schablonenhafte Romanhandlung zu verbinden.

Berlin — Lili Lorsch

Der Apfel vom Baum der Erkenntnis. Novellen von Herbert George Wells. Deutsch von Lena Neumann. Berlin, Wien, Leipzig 1930, Paul Zsolnay. 369 S.

Einstweilen. Roman. Von Herbert George Wells. Deutsch von Otto Mandl und Elisabeth Peters. Ebenda 1930. 345 S.

Die Novellensammlung bringt achtzehn Geschichten, die, soweit ich sehe, sämtlich oder doch ganz überwiegend von dem Wells der Frühzeit, d. h. aus der Zeit vor den großen sozialen Romanen, stammen. Damals hatte der Dichter noch die volle Lust am Fabulieren um des Fabulierens willen; gewiß ist der künftige Sozialreformer schon in mancher Problemstellung, in mancher Wendung zu spüren, aber die Hauptsache war damals die Geschichte, und von dem Reichtum der Stoffe, Töne, Stimmungen gibt diese Auswahl eine gute Vorstellung. Der Umschlag zählt ganz richtig „phantastische, utopische, idyllische, exotische" Geschichten auf; daß sie alle mit Humor durchtränkt sein sollen, stimmt freilich nicht: wohl aber fehlt kaum einer in Form und Gehalt jenes Etwas, das die Erzeugnisse der Literatur zu Dichtungen macht.

Und das ist gerade, was meiner armen Meinung nach dem Roman aus bedeutend späterer Zeit (er knüpft an den Versuch eines Generalstreiks in England an) mangelt. Wells vergißt schier das Erzählen; dafür läßt er seine Personen reden und abermals reden oder endlose Briefe schreiben. Das letzte war einst, im „Mr. Britling", durchaus annehmbar, weil der Roman darin gipfelte und eine andere Aussprache nach Lage der Sache nicht möglich war; hier in der Wiederholung ist die Wirkung sehr abgeschwächt. Für den Engländer mag sich aus der zeitgeschichtlichen Stimmung, aus der Erörterung seiner besonderen Sorgen, aus der Personenschilderung noch mancherlei Anziehendes ergeben; für uns nähert sich das Buch — ich wage, es als alter Verehrer von Wells zu sagen — dem „genre", das nach Voltaire verboten sein sollte.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Digitized by Google

Ein Dorf im Dschungel. Von Leonard S. Woolf. Aus dem Englischen übertragen von Ludwig W. Weddige. Berlin 1930, Der Bücherkreis G. m. b. H. 255 S. M. 4,80.

Mit dem Untergang eines Dorfes im singalesischen Dschungel ist die Tragödie einer kleinen Familie verknüpft. Es handelt sich nicht um irgendwelches ungewöhnliche Schicksal: ein bißchen Glück, das sich unter ungünstigsten klimatischen und wirtschaftlichen Umständen primitive Menschen erkämpfen, zerbricht an allerlei Tücke, an der es auch unter dieser Handvoll auf verlorenem Posten stehender Farbiger nicht fehlt. Das Hauptverdienst des Buchs liegt in seinen Schilderungen einer fremden Welt, in den Einblicken, die es in Denken und Glauben ganz schlichter, westlichem Empfinden weltenferner Menschen tun läßt. Für die Übertragung des zweifellos nicht einfachen Originals war der Übersetzer, selbst jahrelang Pflanzer in Ceylon am Rande des Dschungelgebietes, in jeder Beziehung der richtige Mann.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Alaska-Kid. Von Jack London. Deutsch von Erwin Magnus. Berlin, Universitas Deutsche Verlags-Akt.-Ges. 275 S. M. 3,— (4,80).

Ein „Goldgräberroman", wie der Verlag verheißt, ist Alaska-Kid nicht, höchstens ein Anlauf dazu, insofern als die ersten Zeilen die Geschichte einer Entwicklung, nämlich vom friedlichen Literaten zum aller Schliche kundigen, jeder Lage gewachsenen Abenteurer und Jäger in Aussicht stellen. Aber mit der Entwicklung wird's nicht viel: wir müssen eben glauben, daß der Federfuchser zum richtigen Wildwestmann wird, so wie ihn der Verfasser braucht, um eine Reihe von Geschichten zu erzählen, die wesentlich nur durch seine Person zusammenhängen. Da gibt es Heiteres und Ernstes, manches erinnert an Jack Londons starke Leistungen, überwiegend ist, wie mir scheint, der Durchschnitt seiner Manier: immerhin wird der Band die Freunde des fruchtbaren Erzählers nicht enttäuschen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Anaragoras der Wiedergeborene und andere Novellen. Von Jean Jerry. Straßburg, Verlag La Republique.

Die neuen Kurzgeschichten und Novellen, die Jean Jerry in diesem Sammelband vorlegt, zeichnen sich wie die früher erschienenen Arbeiten durch die erzählerische Formbeherrschung aus, eine Formbeherrschung, für die man die Urbilder bei den großen französischen Novellisten der Neuzeit suchen muß. Bei diesen hat Jerry die leichte Hand, den Gehorsam gegen das „Glissez, glissez, n'appuyez pas!" gelernt, wodurch seine Schreibart eine in Deutschland seltene Glätte Leichtigkeit, Andeutungskraft besitzt. Die andere Einflußkomponente dieses Schriftstellers kommt vom Osten, aus Deutschland, vom deutschen Expressionismus. Sie verrät sich weniger im Schreibduktus, der wie gesagt von lateinisch-plastischer Art ist, als in dem musikalisch-extatischen Grundgefühl, das in manchen der Stücke grollt, droht oder glitzernd aufschäumt. Durch diese Gegensätzlichkeit der Einflüsse ergibt sich ein überaus eigenartiges Stilgemisch, was etwas anderes ist als Stilwirrwarr. Die beiden Einflüsse sind im Gegenteil durchaus einhellig ineinander übergegangen und lassen so das Bild einer eigen geformten, schwer einzuordnenden, zwischen starken Spannungen sich positiv behauptenden Schriftstellerpersönlichkeit erstehen.

Im Haag — F. M. Huebner

Rausch. Roman. Von S. Anker Larsen. Deutsch von Cläre Schmid Romberg. Leipzig 1931, Grethlein & Co. 327 S. M. 7,50.

Die Großeltern, die Eltern, die Kinder. Drei Generationen. Und Anker Larsens Herz ist bei der Großmutter und der Enkelin. Sein Verständnis, seine Güte bei allen. Sein Wissen um des Menschenherzen Trachten ist sehr oft Weisheit. Wenn er — was er so liebt — Religionswissenschaftliches in Gespräche und Lebensläufe einflicht, so gewinnt dieser Exkurs immer eine Lebendigkeit, die aus Ideenabhandlung einen dramatischen Vorgang macht. So auch hier. Der Drang und Gang eines Mannes zur Gläubigkeit ist der schönste Teil des Buchs. Ein Unterhaltungsroman durchaus — nach Fabel, Bewegtheit, Spannung. Aber kein zweiter dieses Gebiets kommt ihm nahe an geistigem Niveau, an ethischem Tiefgang, an Lebensernst. Larsen treibt nirgends Psychologie, noch weniger Analyse, aber dafür gestaltet er die Seele wirklich. Lösungen werden dem guten Leser selbst kommen, er begnügt sich — wie ein Könner seiner Art sich leisten darf! — die Menschen lebend hinzustellen. Sie leben so durchaus, daß kein Kommentar nötig ist. Etwa des großen Meisters Wassermann Bücher werden allmählich nur noch Kommentar. Sein Gegenspiel ist ein Mann wie Larsen, der mit reiner Gestaltung auskommt und — überzeugt. Er hat kein hinreißendes, kein unvergeßliches (wie Wassermann!), aber ein ausgezeichnetes, lebenstrotzendes Buch geschrieben.

Berlin — Kurt Münzer

Der unerfahrene Reisende. Roman. Von Gunnar Gunnarsson. Deutsch von Erwin Magnus. 1.—5. Tausend. München 1931, A. Langen. 414 S. M. 6,50 (9,—).

Das ist der dritte Band von des Dichters Lebensgeschichte. Jetzt ist er — schon mit 20 Jahren! — kämpfender Mann, trotziger Dulder. Dieser Band hat nicht die dichterische Fülle des Knaben-, des Jünglingsromans; wie es sich aus der Entwicklung des Helden ergibt, muß er den philosophischen Einschlag haben. Selbst das erste große, einzig bleibende und lebenbestimmende Liebeserlebnis steht im Schatten einer Weltanschauung, deren Bildung und Konflikte, Verwirrung und Erlösung der Leser mitmacht. Diese Geburt einer Weltanschauung ist das Zentralproblem des Buchs. Uggi, der Dichter, fährt mit vollen Segeln aus der Heimat ins Unbekannte, zu den fragwürdigen und lügnerischen, aber auch hochherzigen und reinen Menschen, fährt in die Dörfer und Städte, die dem Isländer ganz fremd, unheimlich, unnatürlich sind; er schifft durch Volkshochschule und Redaktionen, Ateliers, Pensionen, Mansarden und Keller. Der Hunger! Bitterlicher Hunger — unter der Fuchtel des Stolzes. Närrische, törichte, wahnhafte Jahre. Aber was ihn treibt, ist der schöpferische Drang. Er ist besessen. Genius, Gottheit, Gott. Er macht ihn in sich frei, er ist am Ziel. An jenem Ziel, das täglich neu erobert werden muß. Sich bewahren heißt hier: ewiger Kampf mit den Geistern. Es sind die guten, aber vielleicht erlegen sie die schwersten Proben auf. — Gunnarsson, dem in keiner Lage der Humor — ein kernig männlicher Humor — abgeht, hat sich als Dichter längst ausgewiesen. Dieses Buch bestätigt ihm seine Berufung. Man liest es, nicht ohne menschlich und geistig beglückt, bereichert zu werden.

Berlin — Kurt Münzer

Digitized by Google

Literaturwissenschaftliches

Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen. Herausgegeben von H. Kindermann. Reihe Barock Bd. 2; Reihe Aufklärung Bd. 2; Reihe Romantik Bd. 16; Reihe Politische Dichtung Bd. 6. Leipzig 1930, Ph. Reclam jun. 370, 328, 262, 314 S.

Diese vier Bände bedeuten wieder einen erfreulichen Fortschritt des schönen Sammelwerks, über das ich zuletzt in der Literatur XXXIII, 228 berichtet habe. „Das Ordensdrama" aus der Barockreihe eröffnet einen sehr wertvollen Einblick in ein bisher außerhalb der engsten Fachkreise wenig bekanntes Gebiet. Die gute Einleitung von W. Flemming enthält einen ausgiebigen Überblick namentlich über die Dramatik der Jesuiten und der Benediktiner. Abgedruckt sind der „Cenodoxus" von Bidermann in der alten deutschen Übersetzung von Joachim Meichel (1635), Avancinis „Pietas victrix seu Constantinus Magnus" (1659) und Simon Rettenpachers „Innocentia dolo circumventa seu Demetrius" (1683), diese beiden lateinisch. Leider fehlen diesem Bande aus Raumrücksichten die sonst üblichen Erläuterungen.

Der von F. Brüggemann besorgte Band „Das Weltbild der deutschen Aufklärung" zeigt die philosophischen Grundlagen dieser Bewegung und ihre literarische Auswirkung in geschickt ausgewählten Prosaabschnitten von Leibniz, Chr. Wolff und Gottsched sowie aus den philosophischen Gedichten von Brockes und Albrecht von Haller.

Der Romantikband „Neue Wege der Erzählung" ist von A. Müller bearbeitet und eröffnet die Reihe der Erzählungen mit den „Nachtwachen des Bonaventura", Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers" und vier Kleistschen Novellen.

Der Band der Reihe „Politische Dichtung" ist unter dem Titel „Dem neuen Reich entgegen" von Helene Adolf herausgegeben. Er ist von besonderer Bedeutung für weitere Kreise, weil sich in der politischen Lyrik der Jahre 1850—1871 eine Reihe von Strömungen widerspiegelt, wie sie in ganz ähnlicher Weise auch heute die Gemüter erregen: Demokratie und Nationalismus, Sozialismus und Internationalismus, Klerikalismus und Reaktion, Militarismus und Pazifismus — alles wie heute in wildem Wirbel, aber im ganzen doch friedlicher und würdiger als gegenwärtig. Die abgedruckten Gedichte bringen zum Teil wohlbekanntes altes Gut, zum Teil aber auch fast verschollene, jedoch sehr bezeichnende und darum wertvolle Stücke.

Breslau H. Jantzen

Deutschland und Frankreich. Versuch einer geistesgeschichtlichen Grundlegung der Probleme. Von Hermann Platz. Frankfurt a. M. 1930, Moritz Diesterweg. IV, 151 S.

Die entscheidende Lebensfrage unserer Gegenwart ist das Problem Deutschland-Frankreich; der ergänzende Gegensatz zur deutschen Welt ist die französische. Beide für unsere Bildung und unsere Jugend nutzbar zu machen, das ist Ziel und Aufgabe, die sich der Verfasser gesetzt hat. Beide Kulturen sind hochwertige Abwandlungen abendländischen Menschentums, beide haben gemeinsam die „abendländische Idee" verwirklicht, was von uns aber vergessen worden ist. Platz glaubt, daß wir an einem entscheidenden Wendepunkt in den Beziehungen beider Länder stehen, da das übersteigerte Ichbewußtsein zertrümmert sei, eine neue kulturkundliche Besinnung sich durchsetze und der Sinn für abendländische Geistestradition langsam wieder lebendig werde. Und die These des Verfassers ist die, daß die Polarität beider Kulturen durch die Anschauung von beider Solidarität überwunden werden müsse. Nur so könne Europa gesunden. Das ist zweifellos eine eindrucksvolle Geschichtsdeutung, vielleicht aber nur eine überaus geistreiche Konstruktion. Wertvoll bleibt der zweite Teil des Werks, der die deutsch-französische Solidarität im realistisch geschauten Abendlande darstellt. Er gibt eine klare Darstellung der gegenseitigen Beziehungen, wobei namentlich die ungemein starke Einwirkung Fichtescher Gedanken auf den französischen Nationalismus überrascht, aber sieht nur das, was der Verfasser sehen will. Indem er Ideen und Dinge allzustark vereinfacht, vermag er allerdings das Problem auf einer festen Grundlage zu durchdenken. In einem ausführlichen Schlußkapitel sucht er dann die Rückwirkung seiner Gedanken auf den modernen Unterricht durchzuführen. Jedenfalls ein gedankenreiches Buch, das zu eigenem Nachdenken anregt, weil es von hoher Warte aus dem deutsch-französischen Problem gerecht zu werden sucht.

Dresden Otto H. Brandt

Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte. Von Robert F. Arnold, Professor an der Universität Wien. Dritte, neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. Berlin und Leipzig 1931, Walter de Gruyter & Comp. XIV u. 362 S. M. 14,50, geb. M. 16,—.

Ein erschöpfendes Hilfs- und Nachschlagewerk, mit unermeßlichem Fleiß, Geduld, mit beständiger Aufmerksamkeit geschaffen, unentbehrlich für den im Bereich des Schrifttums Arbeitenden; mit weitesten Ausblicken in die allgemeine Geistesgeschichte, in die politische, Religions-, Kultur-, Kunst-, Musikgeschichte usw. Nicht selten sind die einzelnen Titel schlagend, manchmal mit einem aufschlußreichen Wort des Verfassers oder eines anderen Beurteilers gekennzeichnet; nicht immer zutreffend: zum Beispiel Eduard Engels Literaturgeschichte ist keine „Kompilation", sondern im Gegenteil durch schroff eigenwillige, oft unbegreifliche Urteile gekennzeichnet. Unter den Lexika fehlt das meisterliche, gerade für die Literatur- und Geistesgeschichte wichtige, von Heinrich Spiero herausgegebene zehnbändige Werk „Jedermanns Lexikon", unter den Anthologieen mein „Heiliger Alltag", worin ein zeitlich und kulturell scharf umrissener Zeitraum dargestellt ist. Diese winzigen Lücken sind völlig unwesentlich. Man hat gegenüber dieser hingegebenen, opferwilligen Leistung nur zu danken. Obendrein ist es Arnold gelungen, das Werk nicht nur übersichtlich zu gestalten, und, durch jene Charakteristiken, durch Mitteilung von Kuriosa, bemerkenswerten Zahlen und dergleichen, den an sich trockenen Stoff beinahe unterhaltsam zu gestalten, so daß man nicht nur nachschlägt, sondern liest.

Wien Ernst Lissauer

Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn. Erster Band. Von der ältesten Zeit bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Von Béla von Pukánszky. „Deutschtum und Ausland", herausgegeben von Georg Schreiber. 34./36. Heft. Münster i. W. 1931, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 492 S.

Ein stattliches Material, dessen Ertrag der deutschen und der ungarischen Philologie gleicherweise zustatten kommt, wird hier zum erstenmal in eine literarhistorische Einheit gefaßt. Es handelt sich bei diesem Unternehmen, wie Jakob Bleyer,

Digitized by Google

ein genauer Kenner der deutschen Mundarten in Ungarn und der deutsch-ungarischen literarischen Zusammenhänge, in seinem Geleitwort betont, um ein spezielles Erzeugnis der ungarischen Germanistik. Der Verfasser hat die Grundrisse dieses Werks bereits als ganz junger Mann in ungarischer Sprache veröffentlicht. Die für die ästhetische Betrachtung wertvollen Schöpfungen deutsch-ungarischer Herkunft häufen sich freilich erst in der neueren Zeit und werden den Stoff des im Erscheinen begriffenen zweiten Bandes bilden. Hier hat man es noch mit dem Sammelbegriff „Schrifttum" im weitesten Sinn des Worts an Stelle von ausgesprochen schöngeistiger Literatur zu tun, der selbst entlegenere Grenzgebiete wie Rechtliches, Kalendarisches, bloß folkloristisch erwähnenswerte Zier- und Gedenksprüche umfaßt. Auch weisen noch auf dieser primitiven Stufe der Entwicklung ungarische und deutsche Schriftprodukte eine enge Parallele auf. Bezeichnend ist für dieses Nebeneinander der Fall des ungarischen Reformators und Bibelübersetzers Kaspar Heltai, der seiner Abstammung nach ein Deutscher war und einen Teil seiner Werke unter dem ursprünglichen Namen Helth in deutscher Sprache verfaßte. Mit den Türkenkriegen und der Reformation wird auch das deutsche Schrifttum gleich dem ungarischen von einer lebhafteren Rhythmik erfaßt. Aber es fehlt noch fast ganz die weltliche Note. Immerhin aber gelang es Pukánszky, um die Worte Bleyers zu zitieren, „eine ganze, bisher unbekannte Welt auszugraben, — und all das soll nicht mehr verschüttet und darf nicht mehr vergessen werden". Im Anhang schmücken 22 auf die altdeutsche Kultur in Ungarn bezügliche Abbildungen das Werk.

Budapest Gustav Erényi

Die russische Literatur. Von P. N. Sakulin. Moskau. Wildpark-Potsdam 1931, Athenaion. 260 S. mit zahlreichen Abbildungen und Tafeln. Handbuch der Literaturwissenschaft. Brosch. M. 21,60.

Der Wert dieser neuen umfangreichen russischen Literaturgeschichte liegt in der konsequent durchgeführten soziologischen Methode. „In der Geschichte vollzieht sich ein Klassenkampf aus wirtschaftlichen Gründen, der seinerseits wieder den Verlauf des Kulturlebens bedingt ... In meiner Übersicht untersuchte ich nicht nur die Gipfel, sondern auch alle sozialen Schichten, die sich am Prozeß des kulturellen und literarischen Lebens beteiligten ... Die charakteristische Tendenz des ganzen historischen Prozesses besteht im Erstarken der demokratischen Grundsätze. Die Kultur geht von der aristokratischen Phase zur bourgeoisen, demokratischen und eigentlich volkhaften über. Die Kultur des Bojarentums und dann die des Adels machen allmählich der demokratischen Kultur Platz, die langsam, aber unausweislich von der Periode des Altertums an heranreift, bis schließlich die Revolution die Vorherrschaft der proletarischen Kultur errichtete ... An Stelle der bürgerlichen Kultur europäischen Typs entsteht die sozialistische Kultur, wie sie von den Theoretikern des Proletariats aufgefaßt wird. Die Zukunft erscheint erst andeutungsweise umrissen. Die Kultursynthese steht noch bevor ..."

Das lange Zitat soll auch das leider nicht sehr erfreuliche Deutsch der Übersetzung kennzeichnen. Die Entwicklung der neueren russischen Literatur wird in vier große Perioden eingeteilt, und innerhalb jeder Periode wird der Anteil der einzelnen Gesellschaftsklassen an der Gesamtentwicklung gesondert betrachtet. Also zum Beispiel in Kapitel 5, das die Literatur der letzten fünfzig Jahre behandelt: Die Adelsliteratur — Die Bourgeoisie und ihre literarische Rolle — Das Schaffen der deklassierten Intelligenz — Das Schaffen der demokratischen Intelligenz — Die kleinbürgerliche Volksliteratur — Die Bauernliteratur — Die revolutionäre Arbeiter- und Proletarierliteratur usw. Daß bei dieser Darstellungsweise dem deutschen Leser vieles in ganz neuem Licht erscheint, daß er viele russische Schriftsteller besser verstehen lernt, weil er sie in ihrer nationalen und sozialen Gebundenheit sieht, ist selbstverständlich. Wer heute über russische Literatur schreiben will, sollte sich vorher mit Sakulins Buch bekanntmachen — dann würde ein gut Teil der schiefen und oberflächlichen Urteile, die jetzt einer von dem andern abzuschreiben pflegt, aus unseren Zeitschriften und Weltliteraturgeschichten verschwinden.

Es darf aber andererseits nicht verschwiegen werden, daß nicht nur die rein ästhetische Würdigung der einzelnen Dichter bei Sakulin oft zu kurz kommt (Fragen der künstlerischen Form und des Stils beschäftigen ihn kaum), sondern daß es auch bei der Gliederung des Stoffs nach dem festgelegten Schema nicht immer ohne Gewaltsamkeit abgeht. So werden etwa im Kapitel „Das Schaffen der deklassierten Intelligenz" die Symbolisten der Zeit um 1900, die Futuristen, Imaginisten, Konstruktivisten usw. der Revolutionszeit besprochen — und das nächste Kapitel „Das Schaffen der demokratischen Intelligenz" beginnt höchst überraschenderweise mit Tschechow, den man viel früher erwartet hätte, behandelt dann Leonid Andrejew, springt darauf ganz unvermittelt zu dem alten Korolenko und dem noch viel älteren Boborykin über, um sich zuletzt den Schilderern des Volkslebens der nachrevolutionären Zeit zuzuwenden (Sejfullina, Leonow, Soschtschenko u. a.). In einem früheren Abschnitt werden Dostojewskij, Gontscharow, Ostrowskij, sogar der überhaupt erst aus der Mentalität der siebziger Jahre zu verstehende Gleb Uspenskij, als „Dichter des Bürgertums" vor Gogol behandelt, obgleich sie alle von ihm abhängig sind.

In einer Literaturgeschichte, die vor allem die jeweils herrschenden geistigen Strömungen in ihrer sozialen Gebundenheit darstellen will, können auch bedeutende Einzelerscheinungen nicht immer so eingehend gewürdigt werden, wie der Leser es erwartet. Dennoch berührt es sonderbar, daß von einem Erzähler wie Leonow nur die Titel einiger Romane genannt werden, ohne den bescheidensten Ansatz zu einer Charakteristik, und daß der bei uns so viel gelesene und so viel gepriesene Ilja Ehrenburg sich sogar nur mit der Nennung seines Namens begnügen muß. Wenn es Emigranten wie Mereschkowskij und Schmelew nicht besser geht, so mag das seine besonderen Gründe haben: der Verfasser mußte auf die „Gebärdenspäher und Geschichtenträger" in seiner Heimat Rücksicht nehmen. Um so höher sind ihm daher seine schönen Worte über Iwan Bunin anzurechnen.

Der Band ist sehr reich illustriert; hervorzuheben sind die farbigen Bildnisse von Karamsin (Tropinin), Puschkin (Kiprenskij), Maxim Gorkij (Serow). Manche Abbildungen sind allerdings auch ganz überflüssig: was hat der „Walfang im Hafen von Reval, 13. April 1851" oder die „Hinrichtung des Nihilisten Suchanow in Kronstadt" (nach einem Holzschnitt in der „Leipziger Illustrierten Zeitung" von 1882) mit der Geschichte der russischen Literatur zu tun?

Sehr dankenswert sind die bibliographischen Beigaben: Margarete Woltner hat eine größere Anzahl russischer Werke „zur weiteren Orientierung" zusammengestellt; Sergej Jakobson fügt „einige (gegen 200!) Werke in nichtrussischer

Digitized by Google

Sprache zur russischen Literaturgeschichte" hinzu. Als Ergänzung hätte man gern noch eine Bibliographie der besten deutschen Übersetzungen russischer Schriftsteller gesehen.

Leipzig — Arthur Luther

Die Berührung der Sphären. Essays. Von Hugo von Hofmannsthal. Berlin 1931, S. Fischer. 451 S. M. 9,50 (12,50).

Gleichzeitig mit der Zeitungsnachricht vom Brande des münchener Glaspalasts bringt der Postbote diese Essay-Sammlung Hugo von Hofmannsthals, vom Dichter noch bei Lebzeiten geplant, nun für sein Nachwirken zeugend, ins Haus. Seltsames Zusammentreffen! Von einem Teil der vernichteten Bilder gibt es gute Reproduktionen, vielleicht auch anständige Kopien, aber unser Wissen um sie wird bald verschollen sein wie das um die Schätze der alexandrinischen Bibliothek oder um die Ruinen der Antike, mit deren Material die Kalköfen des Mittelalters gespeist worden sind. Bei den Essays Hofmannsthals hat man umgekehrt das Gefühl des Lebenerhaltenden. Das Buch enthält außer Landschaftserinnerungen Würdigungen von Dichtern und Werken. Von beiden Arten Arbeiten gilt das gleiche: sie stellen sich auf besonders vitale Art neben das Original. Nicht, als ob man sich die Urteile Hofmannthals als zwingend zu eigen machte, man erkennt, wie wenig das bei einem guten Essay ausmacht, aber man hat das Gefühl, der Dichtung oder der Gegend wieder zu begegnen, und diese überzeugende Gegenwart ist das eigentlich Schöpferische der Hofmannsthalschen Essays. Eine der geschilderten Landschaften könnte durch ein Naturereignis zerstört, durch häßliche Bebauung entstellt werden — sie lebte in Hofmannsthals Darstellung unzerstört weiter. Bei den Abhandlungen über Dichter und ihre Werke ist keine, die verschollenen Größen gewidmet ist. Aber viele gelten Werken, deren Wiederlesen man sich längst vorgenommen hat, ohne wieder dazu gekommen zu sein. (Man unterschätze nicht, daß das Gebiet des Literaturbeflissenen von heute viel größer geworden ist als früher: Film und Funk kommen dazu, Politik im weitesten Umfang und eine Neuordnung des historischen Stoffes.) Durch Hofmannsthals Essays leben diese Werke wieder in uns wie durch eine intensive Lektüre. Dieses Buch, das um die Geheimnisse der Sprache weiß, durch die Magie der Sprache wirkt, prophetisch für die Stellung des Dichters in dieser Zeit und die Umrisse eines neuen Journalismus tiefe Prägungen findet, beweist, daß das Wesen der Kritik Einfühlung ist.

Berlin — Lutz Weltmann

Friedrich Nietzsches Werke. In sieben Teilen herausgegeben von Walther Linden. Mit drei Bildbeilagen und einer Handschriftprobe. Berlin-Leipzig 1931, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. Geb. M. 12.—.

Auswahlausgaben sind in den meisten Fällen ein Experiment, besonders, wenn die Auswahl, wie es bei der vorliegenden Nietzsche-Ausgabe der Fall ist, auch in die einzelnen Werke selbst eingreift. Und es bleibt fraglich, ob die Gründe — eine Ausgabe nicht für „Gelehrte", sondern für „praktische Menschen", für die „Schaffenden, Tätigen, Gestaltenden" — einen Eingriff in den Organismus eines Werks rechtfertigen. Man soll den Weg zu wirklichen geistigen Werten nicht zur Chaussee auswalzen, geistige Güter wollen erkämpft sein. Wer nur das „Wichtigste" aus Nietzsche kennenlernen will, soll eine Biographie zur Hand nehmen. — Sieht man von diesen prinzipiellen Einwänden ab, so muß man anerkennen, daß die Ausgabe mit Umsicht und Verständnis zusammengestellt ist. Das Schwergewicht liegt auf den großen, geschlossenen Werken, während die aphoristischen Werke durch das Sieb der Auswahl gegangen sind. Ungekürzt sind herausgegeben: „Also sprach Zarathustra", „Der Wille zur Macht" (soweit dies überhaupt möglich ist), „Die Geburt der Tragödie" und „Von Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben". Einleitungen und Anmerkungen helfen dem Verständnis und eine gut unterrichtende „Biographie" des Herausgebers leitet das Ganze ein.

Stettin — Hans-Joachim Flechtner

Zarathustras Nachfolge. Von Georg Sebastian Faber. Darmstadt 1930, Otto Reichl. 63 S.

Man kann sich im wesentlichen damit begnügen, das Erscheinen dieser kleinen Schrift (63 Seiten) festzustellen. Es ist als Bekenntnisbuch zweifellos von Reiz, ohne aber sprachlich oder gedanklich bedeutungsvoll zu sein.

Stettin — Hans-Joachim Flechtner

Carl Hauptmann. Ein Lebensbild von Walter Goldstein. Verlag Bergland-Gesellschaft für Volksbildung, m. b. H., Schweidnitz 1931. 189 S. Geb. M. 3.85.

Der Bericht über das Leben des Dichters Carl Hauptmann ist notwendigerweise die Geschichte eines tragischen Ringens. Dieser leidenschaftliche und zugleich grüblerische Mensch hat ja zeitlebens in einem doppelten Kampf gestanden. Er hatte das große, seiner innersten Natur jedoch ungemäße geistige Jugenderlebnis Häckels in sich zu überwinden. Das ist ihm gelungen: der junge Naturwissenschaftler, der Jahre hindurch mit zäher Energie einer züricher Professur im Geiste von Häckel und Richard Avenarius zugestrebt hatte, wandelte sich zum Seelenkünder, zum visionären Romantiker, zum Vorläufer des dichterischen Expressionismus der Vorkriegszeit. Hier ist ihm, wenn auch spät und gewissermaßen im zweiten Frühling seiner Schöpferkraft, auch jenes Echo aus der Zeit zuteil geworden, nach dem er sich so lange mit leidenschaftlicher Inbrunst gesehnt hatte. Die eigentliche Tragik seines Lebens, deren er niemals ganz Herr geworden ist, war seine schicksalhafte Verbundenheit mit dem jüngeren Bruder Gerhart, dessen Genie der Musterschüler Carl schon in jenen frühen breslauer Kindheitstagen erkannt hatte, als es vom Zwang des Schulbetriebes noch verschüttet war. Daß dann der jähe Aufstieg Gerhart Hauptmanns zu Weltruhm, daß die Überschattung des eigenen Lebenswerkes durch den Glanz des glücklicheren und erfolgreicheren Bruders einen Bodensatz von Bitterkeit in der Seele Carl Hauptmanns zurückließ, ist menschlich begreiflich, daß ein trotziges: „Das kann ich auch!" einstmals der dichterischen Sendung Carl Hauptmanns vielleicht erst zum Durchbruch verholfen hat, nicht unwahrscheinlich. Walter Goldsteins Lebensbild Carl Hauptmanns ist — besonders in der ersten Hälfte — eine Geschichte der familiären und geistigen Schicksalsverknüpfungen zwischen den beiden Brüdern, aus der sich dann immer eindringlicher die eigenwillige und bedeutende Gestalt Carls in ihrer Eigenart und Besonderheit heraushebt. Das Buch liest sich mit mehr Spannung als mancher Roman. Es ist klar in der Linienführung, zuweilen etwas überschwänglich, zuweilen wiederum allzu dozierend. Es verwendet geschickt die Zeugnisse von Menschen, die Carl Hauptmann im Leben zunächst gestanden haben. Dichtung und Wahrheit in Gerhart Hauptmanns autobiographischem „Buch der Leidenschaft" werden vorsichtig gegeneinander abgegrenzt, Carl Haupt-

Digitized by Google

manns persönliche Frauenerlebnisse ohne Sensationsmacherei behutsam umrissen und in ihrer Bedeutung für seine geistige und seelische Entwicklung analysiert. So hat nun Carl Hauptmann, der visionäre schlesische Mystiker, der nach einem Worte Gerharts eine der „tiefsten und seltsamsten Erscheinungen unter unsern Zeitgenossen" gewesen ist, den sorgfältigen, liebevoll-einfühlsamen Biographen gefunden, den er verdient.

Berlin-Wilmersdorf C. F. W. Behl

Stimmen der Freunde. Ein Gedächtnisbuch. Für Rainer Maria Rilke. Herausgegeben von Gert Buchheit. Freiburg i. Br. 1931, Urban-Verlag. 178 S.

Auf Capri. Gespräche. Von Rainer Maria Rilke. Herausgegeben von Leopold von Schlözer. Dresden 1931, Wolfgang Jeß Verlag. 72 S. M. 1.50.

Zwei Bücher liegen vor mir, dem Gedächtnis Rainer Maria Rilkes gewidmet. Ist mit diesen Büchern Rilkes Gedächtnis gedient? Rilkes Gespräche auf Capri, ein schmaler Band, enthalten Gedanken Rilkes aus dem Jahre 1907. Ich verstehe den Herausgeber, Herrn von Schlözer, nicht. 1931 druckt man nicht, was 1907 Rilke, zwar sehr klug und menschlich, aber auf solcher Basis begrenzt, gesprochen hat. Der Krieg liegt zwischen diesen Jahren. Die Umwälzung einer ganzen Welt. Das, was Rilke 1907 dachte, berührt 1931 nur sehr beschränkt. Und in welcher Welt lebt Herr von Schlözer, daß er mit solcher Diktion daherkommt. Rilke spricht ja in maskierten Jamben! Nein, so will man Rilke nicht sehen.

Und so, wie „Die Stimmen der Freunde" über ihn reden, bringt man ihn einem größeren Kreis auch nicht näher. Gut: die Bilder. Gut: einzelne Aufsätze nehmen auf das lebende Werk Bezug, bringen Gedichte, Briefe. Aber man soll nicht so viel und vor allem so Gleiches über Rilke schreiben. Es läuft auf einen isolierten Ästhetizismus hinaus. Man sollte, will man schon Rilkes Gedächtnis feiern, ihn selbst zu Worte kommen lassen: Gedichte, Bilder, Briefe, Gespräche, einen Ausschnitt, die Hauptteile.

175 Seiten Freundesstimmen, davon müssen 100 Seiten notwendig rein privaten Charakter haben. Nicht, daß man überhaupt über Rilke schreibt und die Anzahl der Seiten, sondern wie wenig und wie wesentlich man schreibt — das entscheidet. „Denn dann nur sind die Stimmen gut, wenn Schweigsamkeiten sie begleiten" — schrieb so nicht Rilke selbst?

Berlin Heinz Dietrich Kenter

Heinrich Heines Verhältnis zur bildenden Kunst. Von Karl Robert Heinrich Hessel. Marburg a. d. Lahn 1931, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, G. Braun.

Nicht für den Bildner Heine will Hessel in seinem aufschlußreichen Buch Verständnis und Interesse wecken, sondern ihm liegt bloß daran, an zahlreichen gut gewählten Beispielen zu zeigen, wie Malerei und Plastik auf Heine einwirkten. Es ist weniger das Verhältnis zur bildenden Kunst als das Interesse an der bildenden Kunst, das zur Darstellung gelangt. Dem begabten Verfasser ist eindringliche Belesenheit und oft tiefgreifendes Verständnis nachzurühmen. Einzelheiten sind besserungsfähig. Wenn er sich beklagt, daß Tony Johannots Tierbilder ihm unzugänglich blieben, horcht man verwundert auf, weil es solche überhaupt nicht gibt, abgesehen von einem durchaus verunglückten Versuch, die Fabeln La Fontaines zu illustrieren, ein Versuch, der von den Leistungsmöglichkeiten des Schöpfers eines der besten Porträts Heines weitab lag. Für die Erklärung des Gedichtes „Psyche" von Heine wäre es wichtig gewesen, wenn Hessel die drei Handschriften zu Rate gezogen hätte, die ich von dem Gedicht kenne. Diese beweisen unwiderleglich, daß das Gedicht ursprünglich zu dem Katharina-Syklus gehörte und erst in der dritten, vom 21. Mai 1839 stammenden Fassung davon gelöst worden war. Einige Urteile Hessels über Heines Kunstkennerschaft möchte man revidieren; die meisten halten aber eingehender Nachprüfung durchaus stand. Man gewinnt aus dem Buch den unwiderleglichen Eindruck, daß Heine insbesondere für französische Architektur echtes Nachempfinden bekundete. Seine Würdigung der Kathedrale von Amiens, die sicherlich der ergreifendste französische Kirchenbau ist, kann in ihrer Gedrungenheit als ein kleines Meisterstück der Charakterisierung gelten. Über Heines Stellung zum kölner Dombau ist Hessel ungenau unterrichtet. Den Aufruf zur Sammlung von Spenden, den ich in meiner Ausgabe des „Wintermärchens", Seite 12, veröffentlichen konnte, erließ Heine bereits 1842, also zwei Jahre vor der Dichtung des „Wintermärchens". Einen Aufenthalt Heines in Holland im Jahre 1827 anzunehmen, erscheint unzulässig. Ein von mir kürzlich veröffentlichter Brief an die Heldin der Kitty-Lieder aus dem August 1827 erweist, daß der Dichter auf die Reise nach Holland verzichtet und den Sommer 1827 in England verlebt hatte. Die Anführung dieser besserungsbedürftigen Einzelheiten soll den vortrefflichen Eindruck, den Hessels Arbeit hervorruft, in keiner Weise stören.

Paris Friedrich Hirth

Mathilde. Ein Leben um Heinrich Heine. Von Walther Victor. Wien und Leipzig 1931, E. P. Tal & Co. 168 S.

Die äußere Ausstattung des Buchs, Druck und Illustrationen können ungeteilten Beifall, beinahe Bewunderung hervorrufen. Wer an das schlechte Papier, den nachlässigen Druck und die sorglose Ausstattung französischer Bücher gewöhnt ist, kann an einem Werk ungetrübte Freude empfinden, das man beinahe als Luxusausgabe bezeichnen könnte. Für Heines dicke Mathilde scheint der Rahmen, in den ihr Bild gesteckt wurde, zu kostbar zu sein, wie die Ehrenrettung, die Walther Victor geschickt unternimmt, nüchterner Nachprüfung schwer standhält. Eine Lulu der vierziger Jahre, die milder und von segensreicherer Wirkung als Wedekinds Schöpfung gewesen wäre, vermag man in Mathilde nicht leicht zu erblicken. Daß sie Heines Sinnlichkeit entflammte, wird niemand leugnen wollen. Daß sie ihn körperlichem oder seelischem Verderben zugetrieben hätte, wie Lulu, wird niemand glauben wollen. Das Denkmal, das Victor ihr setzt, könnte man hinnehmen, wenn nicht die Erinnerung an Mathilde durch eine andere getrübt würde, die sich unwiderstehlich, unaufhörlich in den Gedankenbann vorschiebt: jene, die Karl Marx in ein paar niederschmetternden Worten zusammenfaßte, als er an Friedrich Engels am Tage des Verscheidens Heines schrieb, Mathilde sei ihm an Seite ihres Freundes, Henri Julia, begegnet (Marx gebraucht statt Freund einen schärferen, für Mathilde peinlichen Ausdruck). Biographisch braucht man ein romanhaftes Buch wie das Victors nicht nachzuprüfen. Was er über Pauline, Mathildes Freundin, sagt, greift aber wohl über die Grenzen, die selbst einem Nachdichter gesteckt sind. Als Grillparzer 1837 Heine besuchte, fand er diesen in Gesellschaft zweier Grisetten, die aber nicht mit Mathilde und Pauline zu identifizieren sind.

Digitized by Google

Neu aufgefundene, bisher ungedruckte Briefe ergeben, daß Heine damals in eine tolle Liebesgeschichte mit zwei Mädchen, Christine und Auguſtine, verwickelt war, die beinahe zu einem Zweikampf geführt hätte.

Paris — Friedrich Hirth

Polina Suſlowa. Doſtojewſkijs Ewige Freundin. Herausgegeben von René Fülöp-Miller und Friedrich Eckſtein. München, R. Piper. 270 S. M. 3,60.

Der neue Band des Doſtojewſkij-Nachlaſſes (oder richtiger — der Doſtojewſkij-Materialien) bringt endlich alles Wiſſenswerte über das vielleicht bedeutendſte und folgenſchwerſte Erlebnis des Dichters aus der Zeit zwiſchen ſeiner Entlaſſung aus dem Zuchthaus und ſeiner zweiten Verheiratung — ſein Verhältnis zu der Studentin Pelageja (Pauline) Suſlowa, die ihn auf ſeiner erſten Auslandreiſe begleitete, die ihn mehr quälte als beglückte, die ihn mit einem anderen, jüngeren betrog und doch nicht von ihm loskonnte, deren Züge wir in ſo vielen Geſtalten ſeiner Dichtungen erkennen, am deutlichſten in der auch den gleichen Namen tragenden Heldin des „Spielers", aber auch in der Naſtaſja des „Idioten". Und wie eigentümlich, daß gerade den „Spieler" Doſtojewſkij jenem jungen Mädchen diktieren mußte, das ſeine zweite Gattin und ſein guter Engel werden ſollte, das berufen war, „Mäßigung dem heißen Blute" zu tropfen und „den wilden, irren Lauf" zu richten — Anna Snitkina!

Über Doſtojewſkijs Beziehungen zu Pauline Suſlowa erfuhr man zuerſt Näheres aus der Biographie des Dichters von ſeiner Tochter Ljubow (Aimée), einer leider höchſt unzuverläſſigen Quelle. Noch Karl Nötzels großes Werk über Doſtojewſkij ſteht ganz im Bann dieſer einſeitig gehäſſigen und ungenauen Darſtellung. Wenn ich nicht irre, ſo findet ſich der erſte in Deutſchland gemachte Verſuch einer objektiven Würdigung der Perſönlichkeit Paulinens und einer den Tatſachen entſprechenden Darſtellung ihrer Beziehungen zu Doſtojewſkij in meiner Ausgabe der Briefe des Dichters (Leipzig, 1926, Bibliographiſches Inſtitut). Ich will mich deſſen keineswegs rühmen — es war ſchließlich nur ein Glücksfall, daß gerade in der Zeit, als ich an meinem Buch arbeitete, die Tagebücher und Briefe der Suſlowa in Rußland veröffentlicht wurden.

Nun iſt das ganze Material auch dem deutſchen Leſer zugänglich gemacht worden. Der Band enthält das Tagebuch der Suſlowa aus den Jahren 1863—1865, eine autobiographiſche Novelle „Der Eine und Einzige" (man ſollte dieſe Aufzeichnungen zuſammen mit Doſtojewſkijs „Spieler" leſen!), einige, wenige Briefe von der Suſlowa und an ſie (darunter vier von Doſtojewſkij) und eine 74 Seiten lange Einleitung von Fr. Eckſtein, die auf den Unterſuchungen des ruſſiſchen Doſtojewſkij-Forſchers S. Dolinin fußt und auch das abenteuerliche Leben der Suſlowa nach ihrer Trennung von Doſtojewſkij eingehend darſtellt.

Dieſes Buch iſt mehr als ein Beitrag zur Biographie Doſtojewſkijs. Es iſt ein Charakterbild und ein Zeitbild von ſelbſtändigem Wert. Es beweiſt wieder einmal, daß die ſogenannte Wirklichkeit romanhafter ſein kann als alle Romane.

Leipzig — Arthur Luther

Georg Forſter. Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von Rudolf Leonhard. Berlin o. J., Deutſche Buch-Gemeinſchaft. 474 S.

Ein Vergeſſener iſt mit Recht neu erweckt worden, mit um ſo mehr Recht, als wir arm ſind an älteren deutſchen Reiſebeſchreibungen. Forſters „Reiſe um die Welt" bleibt ein klaſſiſches Werk, das den Geſichtskreis der Deutſchen gewaltig erweitert hat. Aus ihr ſtammt der Hauptteil des vorliegenden Buchs, daneben ſind die „Anſichten vom Niederrhein" wie auch die kleineren Schriften mit herangezogen worden. Forſter beſaß die ſeltene Gabe, Fremdes und Unbekanntes ſinnlich ſchaubar zu machen und anziehend darzuſtellen, und noch heute überraſcht die Schärfe ſeiner Auffaſſung vielfach. Den Menſchen ſelbſt lernt man in der Auswahl aus den Briefen kennen, ſie laſſen ſein unſtetes Weſen, ſein Haften an Idealen verſtehen. Durch ein knappes einleitendes Vorwort verſucht der Herausgeber ſeinen Leſern die Bedeutung dieſes großen „Aktiviſten" näher zu bringen.

Dresden — Otto H. Brandt

Aus Briefen und Tagebüchern zum deutſchen Philhellenismus (1821—1828). Geſammelt und erläutert von Karl Dieterich. (Hiſtor.-literar. Schriftenreihe der Deutſch-Griechiſchen Geſellſchaft, Heft 2.) Hamburg, Verlag „Hellas". 102 S.

Jene mächtige Bewegung zugunſten des griechiſchen Freiheitskampfes, von der Gottfried Keller geſagt hat, daß ſie ſelbſt „den Gewerbsleuten den letzten Anflug von Spieß- und Pfahlbürgertum" für einige Jahre genommen habe, findet in dieſer Zuſammenſtellung von zeitgenöſſiſchen Zeugniſſen eine bemerkenswerte Illuſtration. Neben echt biedermeierlichen Reflexen und phantaſtiſchen Plänen ein bewußtes, planmäßiges Reagieren, organiſiertes, tätiges Helfen und Eingreifen, und, nicht nur bei dem politiſchen Liberalismus, die Einſicht, daß dieſer Bewegung für die innerdeutſche geiſtig-moraliſche und politiſche Entwicklung ſymboliſche und reale Bedeutung zukommt: eine Schill-Epiſode, wie Varnhagen ſchreibt, vor der York-Tat der erhofften Umwälzung des europäiſchen und öſterreichiſch-deutſchen Syſtems. Man ſieht, daß klaſſiſch-humaniſtiſche Bildung und „romantiſche" (genauer: biedermeierliche) Schwärmerei wirkſam ergänzt werden durch das eigengerichtete politiſche Wollen gerade der Beſten des vormärzlichen Deutſchland, bis zu Gneiſenau und dem Freiherrn vom Stein hinauf.

Frankfurt a. M. — Martin Sommerfeld

J. G. Hamann. Schöpfung und Erlöſung im Irrationalismus. Von Ewald Burger. Göttingen 1929, Vandenhoeck & Ruprecht. 72 S.

Die ſo vermehrte und immer intenſivere Beſchäftigung mit Kierkegaard kommt erfreulicherweiſe auch ſeinem bedeutendſten geiſtigen Ahnen, dem „Magus aus Norden", Johann Georg Hamann zugute. Die vorliegende Schrift von Ewald Burger fußt, wie jede neuere Arbeit über Hamann, auf den von Rudolf Unger geſchaffenen Forſchungsgrundlagen. Ausgehend von Hamanns Perſönlichkeit, deren Weſen nicht im Denken, nicht in der Vernunft, ſondern in der Exiſtenz, im Sein wurzelt und im Irrationalen ihre geſchichtliche Sendung hat, findet der Verfaſſer das irrationale Sein in ſeiner Gottbezogenheit als Einheitspunkt von Schöpfung und Erlöſung und formuliert: „Der Chriſt geht aus von der Gottbeziehung in der eigenen Exiſtenz: das iſt Erlöſung, um ſie in aller Exiſtenz zu finden: das iſt Schöpfung. In beiden geht es um eine Sache, um den Grund des Seins in Gott." Die gründliche, ins Zentrum dringende Arbeit hat über das Theologiſche hinaus Gewicht. Fein und aufſchlußreich iſt beſonders auch die charakteriſtiſche Stellung Hamanns zwiſchen Schleiermacher und Kierkegaard herausgehoben.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Digitized by Google

Das alte Germanien. Die Nachrichten der griechischen und römischen Schriftsteller. Herausgegeben von W. Capelle. Jena 1929, E. Diederichs. 523 S. M. 19,50.

Unter den Bemühungen, die Ergebnisse der Wissenschaft in gediegenen und anregenden Werken weiteren Volkskreisen zugänglich zu machen, stehen die des jenaer Verlages von E. Diederichs etwa seit dem Beginn des neuen Jahrhunderts mit in erster Reihe. Die prachtvolle Sammlung „Thule", die die altskandinavische Geschichte und Dichtung erschließt, hat sich schon recht erfreulich durchgesetzt, die zahlreichen Bände der billigen „Deutschen Volkheit" haben viele Freunde gefunden, und seit kurzem erscheint ein neues Sammelwerk „Frühgermanentum", dessen zuerst erschienenen Band „Die Helden der Völkerwanderungszeit" von L. Wolff ich an dieser Stelle (XXX, 676) rühmend angezeigt habe. Jetzt liegt nun auch der obengenannte Band vor, der eine in ihrer Art einzige Leistung von hervorragendem Werte ist. Capelle hat mit emsigem Fleiß alle Zeugnisse der alten griechischen und römischen Schriftsteller über die Germanen — es sind deren mehr als fünfzig — gesammelt und eine reiche Auswahl des Wichtigsten, zeitlich geordnet, in guter deutscher Übersetzung vorgelegt, auch knappe, aber wertvolle Einleitungen und reichhaltige geschichtliche und literarische Erläuterungen zugefügt. Durch diese Fülle des Stoffs erhalten wir ein selbst den Kenner überraschendes klares Bild von dem ungeheuren Ringen zwischen der unverbrauchten und unverwüstlich sich immer selbst erneuernden, aber ungeschulten Kraft der germanischen Völker und dem in seiner alten Kultur und unübertroffenen militärischen Zucht gesicherten Römertum, das zwangsläufig zuungunsten der Germanen enden mußte, bis das Römerreich vermorscht in sich zusammensank. Wir gewinnen aber auch einen Einblick in das Wesen und die Art unserer Vorfahren, der trotz aller Einseitigkeiten dieser parteiischen Berichte klares Licht verbreitet.

Um des wertvollen Stoffes willen sei hier auch noch auf eine andere kleinere Schrift desselben Verfassers hingewiesen: „Die Germanen im Frühlicht der Geschichte" (Leipzig, Dieterich), die in der Hauptsache die Geschichte des großen Kimbern- und Teutonenzuges erzählt. Sie ist eine schöne Ergänzung zu dem großen Werk.

Breslau H. Jantzen

Steinbeil und Hünengrab. Deutschland in der Vorgeschichte. Von Hjalmar Kutzleb. Hamburg 1929, Hanseatische Verlagsanstalt. 218 S. M. 6.— (7.50).

Die deutsche Vorgeschichte ist ein Gebiet, um das sich die Altertumswissenschaft mit großem Eifer und in den letzten Jahrzehnten mit geradezu beispiellosem Erfolge bemüht hat, aber ihre Ergebnisse sind fast ausschließlich in den engeren Kreisen der Fachleute bekannt, während die Allgemeinheit, auch die gebildete, solchen Fragen noch immer so gut wie völlig fremd gegenübersteht. So ist es denn mit Freude zu begrüßen, daß Kutzleb das Wagnis unternommen hat, diese Dinge einmal allgemeinverständlich darzustellen, und er tut das auf streng wissenschaftlicher Grundlage, ohne sich jedoch auf noch sehr umstrittene Einzelheiten einzulassen, geschickt und fesselnd. Man erstaunt, wie lebendig er all die stummen Zeugen grauer Vorzeit neu zu beleben und reden zu lassen weiß. Er erzählt und schildert mit überraschender Anschaulichkeit, läßt sich aber nie eine Übertreibung oder auch nur Unwahrscheinlichkeit zuschulden kommen. Von einer erdgeschichtlichen Grundlegung ausgehend, bespricht er die großen Zeiträume der Steinzeiten, der Bronze- und Eisenzeit bis zum Zusammentreffen der Germanen mit den Römern, womit die eigentliche deutsche Geschichte beginnt. Die klimatischen Verhältnisse und ihre Wandlungen, die Tier- und Pflanzenwelt, das Auftreten der Menschen, die Entstehung der Kultur von den ersten Regungen des menschlichen Geistes an bis zum Auftreten religiöser Vorstellungen hinauf — alles dies wird vortrefflich dargestellt, und 28 gute Bilder, deren man sich freilich noch erheblich mehr wünschte, unterstützen die Anschauung. Das Buch ist nicht nur eine literarisch, sondern auch national bedeutsame Leistung; denn es betont einmal stark und einwandfrei die unbestreitbare Höhe der alten germanischen Kultur, von der die im antik-klassischen Geiste gebildeten Deutschen zumeist nicht die geringste Ahnung haben.

Breslau H. Jantzen

Pharasmanes. Ein Singspiel mit 15 Bühnenbildern. Von Johann Friedrich von Uffenbach. Nach der unveröffentlichten Göttinger Handschrift herausgegeben von Max Arnim, Bibliotheksrat an der Staatsbibliothek Berlin. Berlin 1930, O. Elsner, Ges. f. Theatergeschichte. 67 S. 8°.

Der Verfasser dieses Singspiels Johann Friedrich Armand von Uffenbach (1687—1769) ist der vielseitig veranlagte frankfurter Baumeister, Bibliophile, Bürgermeister, der seinen ungewöhnlichen Bücherschatz Göttingen stiftete und dafür vom englischen König zum Königlichen Großbritannischen Obristlieutnant der Artillerie ernannt wurde. Seine angenehme Singstimme findet in Goethes „Dichtung und Wahrheit" Erwähnung. Der Herausgeber der Dichtung hat bereits kulturgeschichtlich interessante Reisediarien von Uffenbach aus den göttinger Handschriften veröffentlicht, eine dankenswerte Studie über Uffenbachs Schenkung (1736—1770) für die „Beiträge zur Göttinger Bibliotheks- und Gelehrtengeschichte" (1928) geschrieben und krönt nun die Reihe seiner Uffenbachpublikationen mit diesem, namentlich auch durch die vom Poeten selbst angefertigten Bühnenbilder zur Theatergeschichte äußerst aufschlußreichen Operntexte. Eine Vertonung sollte durch Georg Kaspar Schürmann in Braunschweig erfolgen, ist aber unterblieben. Die köstlichen barocken Verse, zu den Bildern stilvoll passend, zaubern Musik aus jener Zeit genug hervor. Die Handlung ist eine königliche Brautwerbung, bei der der König selbst als sein „eigener verstellter Botschafter" das Herz der Braut gewinnt und nun einerseits dieses Erfolges froh, doch andererseits sich fürchtet, daß die Prinzessin, die ihn mit ihm selbst in diesem Fall zu betrügen neigt, einmal auch sonst Anlaß zu Eifersucht ihm geben könnte. Gustav Roethe pflegte in seinen göttinger Vorlesungen die Handschrift als interessantes Anschauungsbeispiel für die Geschichte des Barocktheaters zu verwerten.

Berlin Hans Lindau

Verschiedenes

Geist und Tat. Von Heinrich Mann. Berlin 1931, Gustav Kiepenheuer. 301 S.

Diese Essays über Franzosen sind aus beiläufigen Anlässen entstanden, geben aber die wirksamen Ideen von anderthalb Jahrhunderten des französischen Geistes als eine Einheit wieder. (Lediglich das Fehlen Balzacs verrät die Zufälligkeit der Entstehung.) Jetzt, als Gabe Heinrich Manns zu seinem 60. Geburtstag vorgelegt, sind sie jedenfalls mehr ein

Digitized by Google

Buch von als ein Buch über. Oder wenn über: dann über Heinrich Mann selbst. Denn diese Essays über Choderlos de Laclos, Stendhal, Victor Hugo, Gustav Flaubert, George Sand, Zola, Anatole France, Philippe Soupault sind Selbstdarstellungen des Autors. Man kann sich in diese Autoren nur so einfühlen, wenn man im romanischen Kulturkreis seine geistige Heimat hat. Heinrich Manns Liebe gilt sowohl dem künstlerischen Vorbild — wie bei Laclos —, als auch dem Kämpfertypus — wie bei Zola. Das Buch zeigt, wie sich im vorigen Jahrhundert der Typus Dichter wandelt. Es ist eine Verteidigung des soziologischen Romans, der notgedrungen entstehen mußte, als nicht mehr kulturbildende Mächte, sondern zivilisatorische Einflüsse Europa beherrschten. Heinrich Mann weist dieser verhältnismäßig jungen Gattung den rechten Platz an. Daß auch für sie strengste künstlerische Maßstäbe an der Ordnung sind, offenbart das Porträt Flauberts. Um priesterliche Selbstzucht könnten die Anhänger eines Stefan George diesen französischen Romancier beneiden. Heinrich Manns Buch gehört zu den seltenen Werken, deren Probleme man noch lange weiterdenkt, wenn man die Lektüre beendet hat.

Berlin — Lutz Weltmann

Das russische Theater. Von Joseph Gregor und René Fülöp-Miller. Wien, Amalthea-Verlag. 138 S. und 405 Abb.

Das amerikanische Theater und Kino. Von denselben. Ebenda. 112 S. 506 Abb.

Der russische Revolutionsfilm. 67 Bilder. Eingeleitet von A. W. Lunatscharsky. Zürich, Orell Füßli. 16 S.

Alles drei sind herrliche Tafelwerke, die das Herz jedes Bücherliebhabers höher schlagen lassen. Diese Herrlichkeit darf aber dem Kritiker nicht den Kopf verwirren.

Joseph Gregor fällt das ungeheure Verdienst zu, die bildkünstlerische Arbeit des Theaters als Material der Theaterwissenschaft nachdrücklicher heranzuziehen, als das früher der Fall war. Oskar Fischel ist der Bahnbrecher dieser Betrachtungsweise. Zugleich aber betrachtet Gregor die junge Theaterwissenschaft noch als nicht salonfähig — und möchte sie gern stubenrein machen. Er besorgt das auf eine höchst fatale Art: indem er das Kind alt schminkt. Himmel, ist das eine Terminologie! Der Kalk biegt sich vor Freude an den Wänden der germanischen Seminare und platzt. „Rückläufigkeit des Raumsymbolismus, fortschreitende Analytik, gotische Innervation, pragmatischer Symbolismus, motorischer Symbolismus" und was dergleichen Schlagworte mehr sind. Gewaltsam ist die Entwicklungslinie, die Gregor konstruiert: Tairoff — Barocktheater, Wachtangoff — Shakespeare-Theater, Mayerhold — klassisches Theater und Mimus. Nun ist einmal Shakespeare selbst schon ein Übergang in den Barock, Tairoffs Beziehung zum klassischen Theater (bei all seiner Literaturdesinteressiertheit!) enger als die Mayerholds, und zum Mimus tendieren sie alle drei; schließlich sind ja im Theater Shakespeares die Elemente des Mimus zu ihrer klassischen Manifestation gekommen. Ich widerspreche mit Bedauern. Bei keiner Kunst ist die „ewige Wiederkehr des Gleichen" so sinnfällig wie beim Theater. Das hat — mit gutem Grund — Gregor gewiß zeigen wollen. Es gelingt ihm das seltsame Zwischenspiel des russischen Revolutionstheaters aufzuzeigen: daß es noch einmal die wichtigsten historischen Formen des Theaterspiels verarbeitete. Er führt das russische Revolutionstheater bis an die Grenze, an der es sich selbst aufhebt: als es ungeformte Wirklichkeit gibt anstatt der gestalteten. Es ist gewiß kein Zufall, daß sich eine Erneuerung des russischen Theaters allmählich vom Drama her anzukündigen scheint. Und daß die fruchtbaren Versuche des russischen Revolutionstheaters in die Filmkunst münden. (Eisenstein ist ein Schüler Mayerholds.)

Die Beanstandungen erstrecken sich nicht auf den kundigen Sammler des reichen Bildmaterials. Hier hat Gregor das Auge des Künstlers und die Übersicht des Historikers. Die historische Ergänzung zu den vorbildlich reproduzierten Tafeln, von Fülöp-Miller, hat der ästhetischen Gregors Bescheidenheit, Redlichkeit, Klarheit, Einprägsamkeit voraus. Und ist dabei die knappste russische Theatergeschichte, die man sich denken kann.

Die gleichen Männer schufen die parallele Veröffentlichung über Rußlands Gegenpol in der heutigen Welt, über das amerikanische Theater und Kino. Und zwar hat Gregor die Darstellung des Theaters und Fülöp-Miller die des Kinos übernommen. Auch hier ist die Arbeit Fülöp-Millers die wertvollere. Zwar ist Gregor von den Unarten seines ästhetischen Formelkrams hier freier als in seinem Rußlandbuch, und er gibt ein haftendes Bild der Entwicklungsgeschichte des russischen Theaters, wird den autochthonen Momenten ebenso gerecht wie den europäischen und außereuropäischen Einflüssen, aber Fülöp-Miller ist bei aller Großzügigkeit gründlicher. Er ist Soziologe genug, um die tiefen Zusammenhänge zwischen dem amerikanischen Kino und der Jugend des amerikanischen Volkes zu finden. Man denke an van Loons Feststellung, nach der man die geistigen Kulturansprüche dieses Landes denen des europäischen Mittelalters gleichsetzen müsse. Bei solcher Verschiebung können erst die Parallelen beginnen. Man denke weiter: Eulenspiegel und Chaplin! Und wird finden, wie fundiert Fülöp-Millers Abhandlung ist.

Dem russischen Revolutionsfilm, der in dem Theaterbuch Gregors und Fülöp-Millers nicht behandelt werden konnte, ist ein kleines Schaubuch des Füßli-Verlages gewidmet, dessen Text der ehemalige russische Kunstkommissar Lunatscharski schrieb. Ein Buch, das man mit einigem Neid liest, weil in Rußland der Staat Förderer der Filmkunst ist, während bei uns eine lächerlich und strafbar gehandhabte Filmzensur den wenigen, die neue Wege zu betreten wagen, die Arbeitsfreudigkeit und den Mut zum materiellen Risiko nimmt. Ebenso wie der Staat können aber auch die politischen Radikalinskis unter den Kunstbetrachtern aus Lunatscharskis Ausführungen lernen, daß der russische Film nur darum so groß werden konnte, weil er die künstlerische Forderung hochspannte. Die Tendenz wird im russischen Film zur Ethik, die Ethik zum Ferment der künstlerischen Gestaltung. Eine kleinere hübsche Arbeit von Leo Hirsch über Deutschland und den Russenfilm ist zwischen Lunatscharskis Text und die schönen Tafeln eingeschaltet.

Berlin — Lutz Weltmann

Die November-Revolution. Erinnerungen. Von Hermann Müller-Franken. Berlin 1931, Verlag Der Bücherkreis. 286 S.

Das ist die unmittelbare Fortsetzung des dramatischsten aller Memoirenwerke unserer Zeit, der Erinnerungen des Prinzen Max von Baden. Das Buch des verstorbenen Reichskanzlers und sozialdemokratischen Parteiführers teilt mit seinem Vor-

Digitized by Google

gänger die Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit des Charakters. Und doch: wo die Ereignisse in den beiden Schriften einander überschneiden, deckt sich die Darstellung selbst so redlicher, wohlmeinender Persönlichkeiten nicht immer. Hermann Müller hat also recht, wenn er seine Darstellung nur als Materialsammlung für künftige Historiker gewertet wissen will. Müller schildert nur die ersten beiden Monate der Revolution, chronikartig und minutiös zugleich, aber es sind nicht so sehr die Einzelheiten, die teils unbekannt waren, teils unserem Vergessen wieder entrissen werden mußten, die das Werk wichtig machen: Hermann Müller gibt, vielleicht ohne es zu wollen, eine Biologie der deutschen Revolution. In den Ereignissen von damals lag der Keim zur ganzen künftigen Entwicklung: daß die Sozialdemokratie zu einer Staatspartei werden mußte; daß sie nicht sozialisieren konnte, weil nichts zum Sozialisieren da war; daß die Sozialdemokratie schon bei den Wahlen zur Nationalversammlung durch die Uneinigkeit der sozialistischen Parteien einer bürgerlichen Mehrheit gegenüberstehen mußte. Müller, der in jenen Tagen erst Mitglied des aus Unabhängigen und Mehrheitssozialisten gebildeten Vollzugsrats war (dessen Zusammenarbeit mit den Volksbeauftragten zu wünschen übrig ließ), dann des vom ersten Rätekongreß eingesetzten Zentralrats, erzählt, wie alle Probleme damals an die Revolutionäre herantraten, die sie für den Augenblick richtig und vor der Weltgeschichte wahrscheinlich falsch gelöst haben. Es spricht für Müller, daß er nicht lediglich Parteimann ist, wenn er den Vergleich der November-Revolution mit der russischen Kerenski-Epoche ablehnt. Er führt überzeugend aus, daß die deutschen Gegebenheiten damals andere waren als in Rußland. Der Politiker Müller lernte von dem Geschichtsphilosophen Marx mehr als von dem Doktrinär. Das Buch Hermann Müllers ist ein sachlicher Rechenschaftsbericht. Er läßt Tatsachen sprechen, wo ein anderer vielleicht Fehler oder Unterlassungssünden feststellen würde. Aber gerade das erhellt, daß die heutige Krise der S. P. D. mehr als eine Parteiangelegenheit ist: mit der Besitzergreifung der Macht mußten die Sozialdemokraten sich in die Schuld aller Machthaber verstricken. In eine tragische Schuld, weil die Geschichte sie an einem Augenblick vor eine Aufgabe stellte, da sie noch nicht fähig sein konnten, sie zu lösen.

Berlin — Lutz Weltmann

Die rote Dreifaltigkeit. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Jakobiner und Bolschewiken. Von Theodor von Sosnosky. Einsiedeln usw. 1931, Verlagsanstalt Benzinger & Co. A.-G. 267 S. M. 6,40 (M. 7,60).

Ursprünglich als eine Gestaltung des großen dreifachen Rhythmus der Französischen Revolution 1789 geplant, hat sich dieses Buch zu einem vergleichenden Bilde dieser französischen mit der bolschewistischen Revolution entwickelt. Die Tatsachen werden einander gegenübergestellt, sehr reiche Einzelheiten geben für beide Fälle ein erschütterndes, ja krasses Bild von der wirklichen Entwicklung dieser Revolutionen. Statt Freiheit herrscht der Terror, statt Gleichheit und Brüderlichkeit die völlig einseitige Parteiung und der Krieg aller gegen alle — aber stets für die eigene Tasche. Das Material ist wie gesagt sehr reichhaltig — aber es ist eben nur hingesetzt. Der Verfasser hat dieses Material nicht auch verarbeitet. Was sich an Andeutungen in der Einleitung und im Nachwort findet, reicht nicht aus. Das „Warum", die Frage nach der Ursache solcher Ähnlichkeit wird nicht berührt. Man könnte sie an Hand des Buchs etwa so formulieren: Revolutionen als Ausdruck einer gewalttätigen Machtverschiebung führen zu einem Ausnahmezustand, der Ausnahmemaßnahmen fordert. Damit entgleitet der Führerschaft (auch dann, wenn sie ehrlich und selbststreng ist) die Fühlung mit den Idealen, die ursprünglich die Machtverschiebung verursachten. Das bedeutet: an Stelle der Freiheit tritt der Terror, um endlich diese Freiheit gegen alle Andersmeinenden durchzusetzen usw. Und in diesem Umschwung liegt zugleich das Ende der Bewegung. — Aber auch die Bebilderung kann nicht widerspruchslos hingenommen werden: es genügt wirklich, die Greueltaten der Bolschewisten zu berichten, sie bildlich darzustellen, liegt keine Veranlassung vor — es sei denn das Sensationsbedürfnis! Das widerspricht aber dem durchaus sachlichen Charakter des Buchs.

Stettin — Hans-Joachim Flechtner

Die britischen amtlichen Dokumente über den Ursprung des Weltkrieges 1898—1914. Band V. Der Nahe Osten. Stuttgart 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. Zwei Halbbände. 1477 S. M. 41,50 (in Pappe M. 44,—, in Lein. M. 48,—).

Die deutsche Ausgabe der britischen Vorkriegsakten, die unter der autorisierten Leitung des „Kriegsschuld"-Spezialisten Hermann Lutz steht, rückt langsam vorwärts; der neue Band ist beängstigend durch seinen Umfang und man geht nur mit bedächtiger Vorsicht an ihn heran. Franz Arens hat die deutsche Ausgabe dieses Teils besorgt und verantwortet. Die hier gesammelten Dokumente sind wieder geographisch und zeitlich konzentriert: man lernt die britische Balkanpolitik im ersten Jahrzehnt dieses Säkulums kennen, engerumgrenzt den Abschnitt von 1903 bis 1909; er beginnt mit den internationalen Versuchen, wieder einmal auf eine Beruhigung in Mazedonien hinzuwirken, das erneut Erhebungen gegen die türkische Herrschaft sieht, und schließt mit der durch Ahrenthals aktivierende Politik, durch die Annexion Bosniens 1909, geschaffenen Lage, in der die Grundelemente zu der späteren Entwicklung, zu dem antitürkischen Balkanbund von 1912 enthalten sind. Die englischen Herausgeber, G. P. Gooch und H. Temperley, haben dem Nichtfachmann den Zutritt zu der Problemstellung des Bandes dadurch erleichtert, daß sie der chronikalen Abfolge des diplomatischen Notenmaterials, in die zahlreiche „Privatbriefe" eingemischt sind, Auszüge aus den umfassenden Konsularberichten vorangestellt haben. Durch sie wird man mit der politisch-sozialen Gesamtlage der europäischen Türkei bekanntgemacht, und man erhält zugleich ihre wesentlichen beamtlichen und parteipolitischen Repräsentanten vorgestellt.

Berlin — Theodor Heuß

Die Idee des Friedens und der Pazifismus. Von Max Scheler. Berlin 1931, Der Neue Geist Verlag. 63 S. M. 2,60.

Diese nachgelassene Broschüre des Philosophen und Soziologen, als Rede 1927 gehalten, ist eine Arbeit von seltenem Reiz. Man stelle sich das erste Auditorium vor: das Reichswehrministerium. Den Zeitpunkt, der die realpolitische Einstellung des Redners bedingte. Aus der Erfahrung ergibt sich Schelers Relativismus, aus der Idee das Absolute seiner Maßstäbe. In diesem Zwielicht findet Scheler hinreißende Formulierungen, gibt er sachkundige Ausblicke. Seine Deduktionen sind mathematische Funktionen zwischen

Digitized by Google

zwei Polen. Zwischen dem negativen des Militarismus, dessen zweifelhafte Werte Scheler auf ein Minimum einschränkt. Zwischen dem positiven der Friedensidee, gegen deren Güte es nicht spräche, daß der „ewige Friede" bis jetzt nicht verwirklicht werden konnte. Tief und problemerfassend ist Schelers Musterung der entscheidenden Bewegungen unserer Zeit und der Aussichten des Pazifismus für die Zukunft. Er zeigt, in wie verschiedenen Gebilden Elemente des Pazifismus mehr oder minder, als leuchtende Idee oder als lässige Praxis wirksam seien: in Kirche und Wirtschaft, im Kapitalismus wie im Marxismus. Der Beweis des Philosophen mündet in die Politik: das „europäische Gleichgewicht" ist heute gleichbedeutend mit der Erhaltung des Friedens. Das Gegenteil hätte den Untergang der abendländischen Kultur zur Folge. Die Vielfalt der Standpunkte, die Schelers Buch aufdeckt, ist nicht nur ein belehrender, sondern auch ein erzieherischer Wert des Buchs. Es gehört in die Hände geistiger Politiker, die imstande sind, die Jugend für ein neues Europa zu begeistern.

Berlin — Lutz Weltmann

Die Entdeckung Europas. Streiflichter auf die neue Zeit. Von Friedrich Schreyvogl. Leipzig 1931, L. Staackmann.

Ein sehr interessantes — und kühnes Buch, das es schon heute unternimmt, die jüngste Vergangenheit und Gegenwart zu deuten und das versucht, aus dieser Deutung die Prognose zu stellen: Der Kampf gegen den unsichtbaren Menschen, das Erwachen der Untergründigkeit alles Menschlichen (Freud — und der Krieg, eine eigenartige, aber fast befreiende Zusammenstellung) und der große Prozeß der Vermenschlichung, der begonnen hat und sich fortsetzen wird. Und diese Prozesse vollziehen sich in dem „menschlichsten Erdteil", in Europa — und hier findet der Verfasser Ausblicke in die Geschichte und in die Zukunft, die tröstlich — und weltanschaulich bedeutsam sind. Die geistigen Werte, die die Schrift auf 100 Seiten vermittelt, sind wirklich sehr erheblich.

Stettin — Hans-Joachim Flechtner

Gedanken über Deutschland. Von Richard von Kühlmann. Leipzig 1931, Paul List. 294 S. M. 10,—.

Dichter und Philosophen, und nicht immer die schlechtesten, suchen heute den Weg in die Politik. Politiker, die heute kaltgestellt sind, machen Geschichte — in Erinnerungen. Richard von Kühlmann, der Staatssekretär des Auswärtigen im Weltkrieg, schreibt keine der üblichen Rechtfertigungsschriften. Eher könnte man an eine Werbeschrift für zukünftige politische Betätigung denken. Weite des Blicks und menschliche Besonnenheit hätte er jedenfalls den meisten Parteikandidaten voraus. Ob auch das zugreifende Temperament? Das zu entscheiden, ist hier nicht der Ort. So reizvoll es wäre, abzuwägen, welche Eigenschaft wertvoller und erfolgreicher sein mag. Von den Gestalten des kaiserlichen Deutschlands schwankt Kühlmanns Charakterbild nicht in der Geschichte. Nur über seine Fähigkeiten gehen die Meinungen auseinander. Soviel geht aus dem Buch Kühlmanns hervor: das, was die Militärpartei „schlapp" nannte (und dieser Partei würden heute die Radikalen von rechts und links entsprechen) ist in Wahrheit Vorsicht und Gerechtigkeitsdrang. Er scheut sich nicht, Werte aus dem alten Deutschland beim rechten Namen zu nennen und in gewandelter Form wieder zu propagieren. Ein Schlagwort, das namentlich in Literaturkreisen herumgespenstert, ist die Reaktion. Wir werden eine besonders finstere Reaktion bekommen, wenn wir nicht bald an eine Restauration denken, wie sie in Kühlmanns Gedanken gekennzeichnet wird. Es bleibt dabei gleichgültig, ob jede seiner Einzelheiten überzeugt (Zweikammersystem, Unterschätzung der Sozialisierungsgrenze u. a.). Aber er lehrt außen- wie innenpolitisch die Politik der Vernunft. Lehrt — das ist der rechte Ausdruck. Er stellt wirtschaftliche Zusammenhänge und Aussichten mit bemerkenswerter Klarheit dar. Er belegt statistisch, wie weit wir berechtigt sind, optimistisch zu sein. Kein Juchoptimismus, aber ein rechter Sinn, der Mut macht. Ein Buch, das in Zeiten politischer Vergiftung und wirtschaftlicher Depression gebraucht wird wie das liebe Brot. Es ist nicht einmal hinreißend, es ist sogar etwas glanzlos. Aber es wirkt nachhaltig. Ein Politiker schrieb es, der geistiges Format hat. Das Goethe-Kapitel zeugt davon. Möge es viele Leser finden!

Berlin — Lutz Weltmann

Aus einem diplomatischen Wanderleben. Auswärtiges Amt. Marokkokrise. Von Friedrich Rosen. Berlin 1931, Transmare Verlag.

Wieder ein wichtiges Buch über die Vorkriegszeit. Es behandelt unsere Auswärtige Politik, der Verfasser ist Diplomat und Außenminister gewesen, „Auswärtige Politik", sagt er, „ist mir alles, ist mir Lebensberuf", er nennt seine Erinnerungen „einen Ausschnitt aus der großen Tragödie unseres Niedergangs".

Der erste Teil schildert den Betrieb in der Wilhelmstraße 76, der Verfasser hat manches auszusetzen, er, der Auslandskenner, mußte nur allzuoft juristische Bedenken, die Lösung durch juristische Formen bekämpfen. Die von ihm gebrachten Beispiele erschüttern hin und wieder unser Vertrauen in die 53 Bände der großen Politik; im englischen Seitenstück lobt er den „bemerkenswerten Freimut", die „wertvolle Vollständigung durch nachträgliche Mitteilungen der Handelnden" und praktische Übersichtlichkeit. Rosen war durch Holstein herangezogen worden, er trat diesem nahe, wurde bald von „höchster Bewunderung" erfüllt. Nie bürokratisch, phänomenaler Fleiß, menschlich verständnisvoll, lernte er den jüngeren Kollegen an, war ihm Führer und Freund. Bald ersah Rosen jedoch bedenkliche, schrullenhafte, verhängnisvolle Charakterzüge und schildert diese ernst und offen. Über die Gefahren der kaiserlichen Regierungsweise wissen wir Bescheid, sie kommen auch in diesem Buch zum Vorschein, doch beweist Rosen, daß der Kaiser des öfteren die auswärtigen Fragen richtiger als seine Ratgeber erfaßte. Deutlich spricht er sich über Bülow aus, ist dankbar für empfangene Güte, erkennt dessen Begabungen wie auch dessen Schwäche, seine früh hervortretende „Inkohärenz". „Fast nie eine sofortige und klare Entscheidung, allzuoft eine falsche Einschätzung der Lage". Er hält es für eine Pflicht, begangene Fehler unserer Politik einzusehen, nur so könnten Lehren aus der Geschichte gezogen werden. Darum betont er die Unzulänglichkeit des Botschafters Fürsten Radolin und belächelt die spitzfindig naiven Versuche Kiderlen-Wächters verliebten Briefwechsel mit der russisch-französischen Spionin erklären und entschuldigen zu wollen.

Ausführlich wird die Marokkofrage, an der er ja persönlich Anteil nahm, geschildert. Sie, im Zusammenhang mit der Agadirkrise, bedeutet eben „eine lange Reihe immer neuer Enttäuschungen und Mißerfolge", sie hat „tatsächlich und historisch nachweisbar zum Weltkrieg geführt".

Digitized by Google

Neben diesen Schwerpunkten des Werks erhalten wir interessante Einzelheiten. Der ehemalige holländische Ministerpräsident Kuyper wiederholte dem Verfasser eindringlich Worte, die 1906 Alfons XIII. ihm gesagt: „Deutschland werde demnächst aufhören zu existieren, alle Mächte Europas hätten sich zusammengetan, um Deutschland zu vernichten." Das Buch unterscheidet sich von manchen der letzten politischen Memoiren durch die Zuverlässigkeit, aber auch durch den gepflegten Stil. Glänzend schildert Rosen die damals noch unberührte orientalische Pracht von Fes, und da er das Arabische beherrscht, die Wesensart des Ostens kennt, und da er auch noch geistvollen Humor besitzt, bringt er unterhaltende Episoden jener marokkanischen Welt. Alle derartigen Veröffentlichungen erhalten heute Bilderschmuck, aber fast nie ist jedes Bild so treffend, eigenartig, erläuternd wie jene in diesem spannenden und erläuternden Buch.

Berlin — Marie von Bunsen

Hellas und Rom. Propyläen-Weltgeschichte, Bd. II. Herausgegeben von Walter Goetz. Berlin 1931, Propyläenverlag. 630 S. M. 34.—,

Das ist ein besonders schön ausgestatteter Band der auf zehn Bände berechneten neuen Weltgeschichte (etwa 400, zum Teil bunte und ganzseitige Abbildungen), die jetzt zur Hälfte vorliegt. Die Bilder allein vermögen schon, das Interesse an der Antike neu zu beleben. Textlich steht wieder die Einleitung des Herausgebers, der das geistige Leben des behandelten Zeitabschnitts betont und darin die Lebenskraft der Nachwirkung der Antike begründet sieht, im Vordergrund, großzügig und gründlich ist Hans von Sodens Darstellung über die Entstehung des Christentums, fesselnd und gehaltvoll sind die persönlichen und überzeugenden Wertungen der römischen Kaiser von Ernst Hohl. Wie der letztere ein Porträt Hadrians entwirft, aus der Verschiedenheit der steinernen Denkmäler, der Engelsburg und der Villa in Tivoli, auf den Riß zwischen dem privaten Ich und dem offiziellen Charakter dieses Kaisers schließt, das zeugt von jener Einfühlungs- und Durchschlagskraft, die man bei Karl Julius Belochs Geschichte Griechenlands und Gaetano de Sanctis Beitrag über Hellenismus und Rom vermißt. Beide stehen zwar dem Gipsgriechentum erfreulich fern, bringen gutes Material über das tägliche Leben, zeigen die wirtschaftlichen Hintergründe der Kriege, aber der Rohstoff, den sie ausbreiten, wirkt nicht schöpferisch auf ihre Arbeit; sie liest sich nicht viel anders als jene Geschichtsbücher, die lediglich Schlachten aufzählen. Als eine Lücke ihrer Sachkenntnis muß ihre bagatellisierende, gelegentlich schiefe Erwähnung des Mimus vermerkt werden. Diese Dramengattung ist ja nicht nur für Philologen zur Erkenntnis der Komödie wichtig (worauf sie jene Universitätsclique, die gegen Nietzsche und Burckhardt auftrat, begrenzt wissen will), sie ist durch die Ausdehnung des Hellenismus und des römischen Weltreichs die nachhaltigste und weitestreichende der Antike, und hat die romantische (shakespearische) Form des Dramas schaffen helfen, bei den germanischen und romanischen Völkern wie in Byzanz und im fernsten Orient. (Dieser Mangel nimmt besonders bei dem Italiener Wunder, der bei seinen Kollegen Croce und Romagnoli, Formichi und Cossatini hinreichend Material hätte finden können.) — Im ganzen ist das Werk aber ein recht gelungener Band des Ullstein-Unternehmens, mit Berücksichtigung neuer Forschungen, übersichtlicher Ausbreitung vorzüglichen Materials, und was den einzelnen Mitarbeitern abgehen mag, gleicht die Disposition des Ganzen aus, die vor allem dem Fluß der Übergänge gerecht wird.

Berlin — Lutz Weltmann

Königin — das Leben ist doch schön! Aus dem Leben eines alten Komödianten. Von Gustav Rickelt. Dresden 1930, Carl Reißner. 384 S. M. 5,50 (7,50).

Der frühere Präsident der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehörigen und bekannte berliner Schauspieler Gustav Rickelt erzählt in frischer, volkstümlicher, zuweilen etwas altfränkischer Weise aus seinem reichen Leben. Es ist das Buch eines Optimisten, dem „Bacchus und Eros oft Weggefährten" waren und dem „das Leben ein fröhliches Dasein war und blieb". Gerade in der gegenwärtigen Notzeit des deutschen Theaters vermag ein solches Buch eine besondere Freude zu bereiten.

In drei Abschnitte gliedert Rickelt seine Aufzeichnungen: Jugend, Schauspieler, Präsident. Der Anteilnahme an der Jugendentwicklung dieses urgesunden, aufrechten Westfalensprossen folgt ein starkes Interesse für die Schauspielerzeit. Es war die Zeit, in der der berüchtigte Kündigungsparagraph noch in Geltung war, die Zeit der Unsicherheit der Existenz, des steten Wanderns, aber auch die Zeit des echten, noch ungebrochenen Komödiantentums. Rickelts mehrjähriger Aufenthalt in der Neuen Welt gibt ihm Anlaß zu aufschlußreichen Mitteilungen über die Geschichte des deutschen Theaters in Amerika, seine berliner Engagements brachten Erlebnisse, in deren Aufzeichnungen manches literarhistorisch Amüsante zu finden ist, so vor allem über Hartleben, Wedekind und die „Sammetbrüder".

Der dritte Abschnitt enthält eine gedrängte Geschichte der Deutschen Bühnengenossenschaft. Hier hätte der Kämpfer Rickelt ruhig etwas mehr aus seiner „optimistischen" Zurückhaltung herausgehn dürfen. Aber vielleicht wartet noch ein neuer Band des „alten Komödianten" auf sein Erscheinen. Er soll uns ebenfalls willkommen sein.

Krefeld — Ernst Martin

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XXXV

Denkwürdigkeiten

Von Theodor Heuß (Berlin)

Es ist jetzt gerade ein Vierteljahrhundert her, 1906, als aus Hohenlohes Nachlaß[1] der Sohn, Prinz Alexander, und Friedrich Curtius, der Präsident des evangelischen Konsistoriums zu Straßburg, zwei Bände „Denkwürdigkeiten", Briefe, Journal-Notizen und ähnliches herausgaben. Das ist den beiden Männern bekanntlich nicht gut bekommen; die kaiser-

[1] Fürst Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst: Denkwürdigkeiten der Reichskanzlerzeit. Herausgegeben von Karl Alexander von Müller. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1931. 637 S. M. 15,—.

Digitized by Google

liche Ungnade fuhr auf sie herab. Jene Veröffentlichung war, wenn auch ihr räumliches Schwergewicht auf der früheren Zeit lag, das erste Dokument, das Lichter in die Hintergründe der „wilhelmischen" Epoche sandte, keine sehr scharfen; es war vieles abgeblendet; weder die handelnde und redende Figur der Mitte eine publizistische Natur noch die Herausgeber, wenn auch in persönlicher seelischer Distanz zu der berliner Zentralpolitik, polemische Temperamente. Wilhelm II. wurde unruhig; sollte sich so die Möglichkeit einer Geschichtsbetrachtung ankündigen, die keineswegs in den Rahmen paßte, den er für sein historisches Bild schon gewählt hatte? Inzwischen ist die sanfte, kluge Stimme des alten Reichsfürsten durch ein Orchester sehr unterschiedlicher Instrumente übertönt worden: Bismarck, Kiderlen, Eulenburg Zedlitz-Trützschler und Bülow — man hatte Hohenlohes Worte, die einmal fast eine Tagessensation gewesen, fast vergessen. Doch auch dies wußte der Historiker: es war damals, um der zeitlichen Nähe willen, aus sachlich politischen wie aus persönlichen Gründen, nicht der ganze Nachlaß publiziert worden, und auf diesen fehlenden Teil hat der Historiker lange gewartet. Er wußte, daß Professor K. A. v. Müller in München seine Herausgabe vorbereitete; sie hat sich, wohl wegen der Schwierigkeit der Sichtung, lange hingezogen. Jetzt liegt der Band vor — man weiß nicht recht, wird er durch den Kampf um die Bülow-Bücher erdrückt oder rückt er, was eigentlich das Gemäße wäre, nun mit der stillen Sicherheit, die Hohenlohes Art war, in die Front der Auseinandersetzung ein, die ein Stück jüngster deutscher Geschichte als Stoff des Tagesstreites gewählt hat? Das Werk umfaßt die Jahre 1894 bis 1901, den Ausgang von Marschall und Bötticher, den Beginn von Bülow und Tirpitz — es ist die Zeit, da die Militärstrafreform, die „Zuchthausvorlage" die innere Politik bewegen, China-Feldzug und Flottengesetze den Akzent der neuen Außenpolitik bestimmen. Hohenlohe verantwortet einen Teil der amtlichen Politik ohne eigentliche Zustimmung oder gar Initiative — er sieht seine Funktion im Ausgleichen, Glätten, Hinhalten; er ist der Meister im Vertagen. „Will der Kaiser Bronsart (Kriegsminister) los sein, so kann ich das nicht ändern. Die Kokardenfrage ist noch gar nicht an mich gekommen. Die Militärstrafgerichtsordnung wird wahrscheinlich doch in meinem Sinne erledigt werden. Warum also jetzt einen großen Lärm machen? Ich werde versuchen, Bronsart zu halten. Er will nicht mit Hahnke (Chef des Militärkabinetts) dienen; aber wen bekommt er, wenn Hahnke geht? Der Kaiser bleibt ‚wie er ist." Das ist die resignierte Stimmung, die in zahlreichen Variationen wiederkehrt. Mit der Taktik des Ausweichens, inmitten ehrgeiziger Leute wie Bülow, Miquel, zwischen auch ihm undurchsichtigen Figuren wie Holstein oder Eulenburg, bringt er einiges fertig, oder verhindert er doch manches — er selber scheint in diesem letzteren seine wesentliche Mission zu sehen. Als er das Kanzleramt übernimmt, hat er schon eine geschichtliche Leistung hinter sich: bayerischer Ministerpräsident, Botschafter in Paris, Statthalter in den Reichslanden, er hat auch durch seinen Kampf mit der „Patriotenpartei" in München eine bestimmende Prägung: er ist mehr deutsch als bayrisch gewesen, und er betrachtet sich selber als „gemäßigt liberal". So will er auch in der Geschichte gelten. Wird es ihm möglich sein, diesen Umriß seiner geschichtlichen Figur in der neuen Umgebung unzerstört zu erhalten, neben diesem Kaiser, in dieser ihm zunächst fremden preußischen Atmosphäre? Das ist eine der psychologischen Motivationen seiner Politik: Was bin ich meinem Namen und Wirken schuldig? Und später: wie richte ich es ein, daß ich die Bestimmung über meinen Abgang in der eigenen Entscheidung behalte? Der Briefwechsel mit dem Sohn Alexander, der ein scharfes und selbständiges Urteil besitzt und wohl den intimsten Gedankenaustausch mit dem Vater führt, ist der deutlichste Spiegel dieser Überlegungen. Es ist dem Herausgeber zu danken, daß er auch einige Briefwechsel mehr privaten Charakters zur Ergänzung des politischen Bildes veröffentlicht hat. Für die kirchenpolitischen Fragen und ihre technische Behandlung sind eine Anzahl von Berichten aufschlußreich, die der Freiburger F. A. Kraus, in Hohenlohes Auftrag in Rom weilend, über Stimmungen und Strömungen bei der Kurie, in den letzten Jahren Leos XIII., dem Kanzler gesandt hat.

Nachrichten

Todesnachrichten. Alphons Wild, Chefredakteur der „Augsburger Postzeitung" ist nach einer Meldung vom 11. Juni im Alter von 38 Jahren nach kurzer Krankheit gestorben. Er war am 31. Mai 1893 geboren in Elzach (Baden), studierte vor dem Krieg Theologie und Philosophie, nahm als Artillerieoffizier an allen Fronten des Krieges teil, wurde 1920 Vertreter der „Augsburger Postzeitung" in Berlin, übernahm im Jahre 1925 die Chefredaktion, in deren Führung er sich als einer der besten katholischen Publizisten zur Zeit erwiesen hat.

Hedwig Michaelson ist nach einer Meldung vom 5. Juni in Berlin gestorben. Eine der ersten Frauen, die auf kunstgeschichtlichem Gebiet die Doktorwürde erhielt, hat sie sich als Kunstschriftstellerin und Kunsterzieherin (Dozentin der Humboldt-Akademie) gute Verdienste erworben. Ihrer Doktorarbeit über Lucas Cranach wird noch heute Wert beigemessen.

Jacques Normand ist nach einer Meldung vom 5. Juni im Alter von 83 Jahren in Paris gestorben, wo er am 25. November 1848 geboren wurde. Er studierte Rechtswissenschaft, gab aber seinen Beruf als Rechtsanwalt bald auf, um sich literarischer Tätigkeit zuzuwenden. Seine lyrischen Gedichte und Prosaschriften, seine vielfältig im „Odéon" und in der „Comédie Française" gespielten Stücke fanden ungewöhnlichen Beifall. Mit Guy de Maupassant gemeinsam verfaßte er „Musotte".

Pol de Mont, der Vorkämpfer geistigen Lebens in Flandern, ist nach einer Meldung vom 1. Juli im 75. Lebensjahr auf einer Reise durch Deutschland in Berlin verschieden. Er war am 15. April 1857 in Vanbeke (Brabant) geboren, hat an der leydener Universität studiert und ist in Deutschland zunächst durch seine Freundschaft mit Klaus Groth bekannt geworden. Ein großer Teil seiner Dichtungen ist ins Hochdeutsche übersetzt worden. Jahrelang war er Direktor des antwerpener Kunstmuseums und hat in dieser Tätigkeit mit deutschen Museen in engster Verbindung gestanden. Sein Name hat in deutschen Ohren besten Klang.

Aloysius Horn, genannt „Trader Horn", ist nach einer Meldung vom 1. Juli im Alter von 82 Jahren in Tenkerton, Grafschaft Kent, gestorben. Er hat ein bewegtes Leben, zumal in Afrika, geführt und an der Küste Westafrikas durch Straßenbau wichtige Pionierarbeit geleistet. Sein Buch

Digitized by Google

„Trader Horn von der Elfenbeinküste" hat einen Welterfolg erzielt und ist auch verfilmt worden.

Santiago Rusiñol, bekannt als Maler der Gärten Spaniens ist nach einer Meldung vom 20. Juni in Aranjuez gestorben. Er hat sich auch als Dichter betätigt und eine große Zahl denkbar erfolgreicher Komödien geschrieben, in denen die Vorliebe des Bohemiens für die Außenseiter des Lebens stark zum Ausdruck gelangte.

* * *

Der Große Preis der Académie Française im Betrage von 10000 Franken ist Raymond Escholier, dem Verfasser des Romans „Cantegril" und ausgezeichneter Biographien Victor Hugos und Delacroix' zuerkannt worden. Den großen Romanpreis in Höhe von 5000 Franken erhielt Henri Pourrat, der Verfasser des Kriegsromans „Les Montagnards".

Der Literaturpreis des Staatsbürgerinnen-Verbandes in Höhe von M. 1000.— ist zu gleichen Teilen Elisabeth Langgässer für ihre Erzählung „Proserpina" und Käte Biel für ihren Roman „Irma ist ordinär" zuerkannt worden. Ehrenvolle Erwähnungen für: Hertha von Gebhardt („Der Gast im Staube"), Ilse Langner („Katharina Henschke", Drama), Marga Passon („Jenseits der grauen Wasserwüste").

Der rumänische Nationalpreis für Literatur ist Cesare Petrescu für sein Prosaschaffen zuerkannt worden. Der Lyrikpreis ist nicht zur Verteilung gelangt.

Max Reinhardt ist einstimmig ehrenhalber zum Vizepräsidenten der Englischen Shakespeare-Gesellschaft gewählt worden wegen seiner „unvergänglichen Verdienste um die Erneuerung des Shakespeare-Werks".

Der Präsident der Gesellschaft für Deutsches Schrifttum Professor Eugen Kühnemann von der Universität Breslau, hat von der Carl Schurz Memorial Foundation in Philadelphia (U. S. A.) eine Einladung erhalten, die ersten fünf Monate des Goethe-Jahrs 1932 in Amerika zu verleben, um an den führenden Universitäten des Landes, aber auch in außerakademischen Kreisen, nicht zuletzt der deutschen Amerikaner, Vorträge über Goethe, über deutsches Geistesleben und über das Leben der deutschen Gegenwart in deutscher und englischer Sprache zu halten: eine amerikanisch großgedachte Goethe-Feier, die sich über fünf Monate und über das ganze Land erstreckt.

Die Ralph Beaver Straßburger Stiftung in Deutschland gibt bekannt, daß Bewerbungen für den nächstjährigen Preis bereits jetzt entgegengenommen werden. Es kommen hauptsächlich Arbeiten politischer, wirtschaftlicher und soziologischer Art, aber auch solche literarische Werke in Frage, die der Förderung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten Amerikas und Deutschland dienen. Die Bewerbungen sind zu richten an: Dr. Rudolf Kayser, Berlin-Schöneberg, Nymphenburger Straße 2.

Friedrich von der Leyden ist zum Nachfolger Kuno Franckes für das Studienjahr 1931/32 an die amerikanische Harvard-Universität in Cambridge (Massachusetts) berufen worden.

Paul Eger ist zum Intendanten in Prag vom Deutschen Theaterverein in Prag gewählt worden.

Einen neuen Ansporn für das literarische Schaffen Italiens bedeutet der soeben begründete „Premio Letterario Viareggio", aus dem jährlich 10000 Lire gezahlt werden können. Italien ist damit, daß es von der Inflation des Kriegsbuchs verschont wurde, scheinbar nicht zufrieden. Um den Rückstand aufzuholen, verteilt die „Ente Nazionale Per Forniture Scholastiche" 20000 Lire für eine Arbeit über das Thema „La Nostra Guerra".

Zur Beteiligung an einem neuen Kurzgeschichtenwettbewerb ruft die „Antologia Giovinezza" (Taranto) auf.

(H. M. T.)

Durch die Neuwahl im Schutzverband Deutscher Schriftsteller wurde der alte Vorstand durch einen neuen ersetzt. Jakob Schaffner wurde zum ersten, Käthe Marcus zum zweiten Vorsitzenden gewählt.

Das Kuratorium der Johannes Fastenrath-Stiftung in Köln hat beschlossen, diesmal folgenden Persönlichkeiten Zuwendungen zu bewilligen: John Henry Mackay, Heinrich Lersch, Dietzenschmidt, Herbert Eulenberg, von Oppeln-Bronikowski, J. F. Perkonig, Günther Birkenfeld, Frau Klara Hofer-Höffner, Dr. Ernst Kamnitzer, Georg Hirschfeld, Frau Sofie Hochstetter, Hans Heinz Ehrler, Johannes R. Becher, ferner den Kölnern Gustav Halm und Fritz Fleck. Insgesamt standen 7200 Mark zur Verfügung, die in Beträgen von 1000 bis 200 Mark verteilt wurden.

Die „Woche" erläßt zwei Preisausschreiben, um unbekannte Talente dem deutschen Tonfilm zuzuführen. Für den ersten Preis ist ein Gesamtbetrag von 100000 Mark zur Verfügung gestellt. Von diesem Betrag werden 20000 Mark als Prämien in Form von 28 Preisen zur Verteilung gelangen. 80000 Mark sind für den Erwerb der Entwürfe und die weitere Bearbeitung zum Drehbuch bereitgestellt. Einen 1. Preis von 3000 Mark, drei 2. Preise von je 2000 Mark, vier 3. Preise von je 1000 Mark, zehn 4. Preise von je 500 Mark und zehn Trostpreise je 200 Mark. Das zweite Tonfilmausschreiben wendet sich mit 1000 Preisen, die zu gewinnen sind, an Tonfilmliebhaber, die aus mitgeteilten Bildern ihre Meinung über „Wer liebt wen?" mitzuteilen haben.

Hamsun hat seine großzügige Schenkung von 100000 Kronen mit einem offenen Brief begleitet, der folgendermaßen lautet: „Da nun Gyldendal (der bekannte dänisch-norwegische Verlag) mich instand gesetzt hat, meinen alten hochmütigen Traum zu verwirklichen, ein reicher Mann und Mäzen für die Menschen zu werden, so will ich diese 100000 Kronen verschenken. Ich wollte bereits eine Schenkung machen, als ich den Nobelpreis bekam; aber ich konnte es mir noch nicht leisten, da ich so viele Schulden auf meinem Hofe hatte und außerdem einen großen Stall bauen mußte. Ich mußte also warten, bis ich mein Urheberrecht verkauft hatte. Das ist nun geschehen, und ich kann mir gestatten, etwas zu tun. Ich kann auch jetzt nicht all das verschenken, was ich gern wollte; das muß warten. Ich habe große Ausgaben, und etwas brauchen wir doch auch, um weiterzuleben. Vielleicht stirbt vorläufig keiner von uns, vielleicht nicht einmal ich, obwohl ich alt bin und wohl kaum noch Bücher schreiben und etwas verdienen werde. Leider habe ich keine Million zu verschenken, ich verlange daher, daß man mich mit Danksagungen und Gewäsch in Frieden läßt, und ich verlange, daß dies mein Verlangen respektiert wird. Vielleicht entgehe ich nun einem Teil der Bettelbriefe aus der ganzen Welt, aus Norwegen und dem Auslande und das wäre Dankes genug."

Fontanes „Irrungen, Wirrungen" sind in den Editions Montaigne in französischer Übersetzung von J. Koeßler erschienen.

Erich Ebermayers neuer Roman „Jürgen Ried" wird im Herbst in englischer Sprache beim Verlag Sidgwick & Jackson in London erscheinen. Von Ebermayers „Kampf um Odilienberg" wurden die Übersetzungsrechte für Frankreich

Digitized by Google

und Skandinavien vergeben. Ein Novellenband Ebermayers wird in nächster Zeit in polnischer Sprache vorliegen.

Jahresbericht der Deutschen Schiller-Stiftung. Die Deutsche Schiller-Stiftung in Weimar unterbreitet der Öffentlichkeit ihren vom Generalsekretär Dr. Heinrich Lilienfein bearbeiteten 71. Jahresbericht. Ihm ist zu entnehmen, daß die Stiftung auch im Geschäftsjahr 1930, das die Not in den Kreisen verdienter deutscher Schriftsteller und deren Hinterbliebener noch gesteigert hat, ihrer verantwortungsvollen Aufgabe dank der Unterstützung amtlicher Stellen und einiger Freunde im In- und Ausland einigermaßen gerecht zu werden vermochte. — Die Gesamtsumme an Bewilligungen, die aus der Zentralkasse erfolgen konnten, betrug 53530 Mark. Aus der Ernst Keil-Stiftung wurden nach den Beschlüssen der Schiller-Stiftung durch den Rat der Stadt Leipzig verteilt 7700 Mark. Am 25. September 1930 trat im weimarer Schiller-Hause die jährliche Generalkonferenz des Verwaltungsrats zusammen, die die laufenden Angelegenheiten erledigte. Erfreulichen Erfolg hatte eine tatkräftige Werbung der danziger Zweigstiftung, die zu einem starken Anwachsen der dortigen Mitgliederzahl führte.

Wilhelm-Busch-Gesellschaft. Bericht über die erste Mitgliederversammlung am 24. April 1931. Am 24. April hielt die Gesellschaft an ihrem Sitz zu Hannover ihre erste ordentliche Mitgliederversammlung ab, die nicht nur aus Hannover selbst, sondern auch von auswärtigen Mitgliedern gut besucht war. Trotz schwieriger Zeitverhältnisse hat sich die Gesellschaft günstig entwickelt, sie zählt zur Zeit 250 Mitglieder aus allen Teilen Deutschlands, aus Österreich, Frankreich und Brasilien. Der Kassenstand ließ es zu, auch einige glückliche Ankäufe für die Gesellschaft zu tätigen. Die Zahl der Besucher der Erinnerungsstätten in Wiedensahl betrug in 8 Monaten 800 aus allen Teilen des Reiches, aus Holland und Amerika. Die Wilhelm-Busch-Gesellschaft wird nach Ergänzung der Satzung nunmehr auch zur Herausgabe von Veröffentlichungen übergehen. Als erste Jahresgabe ist eine Arbeit von Dr. Friedrich Bohne: „Wilhelm Busch und der Geist seiner Zeit" vorgesehen.

In dem in Kürze herauskommenden Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft erscheint die seit einigen Jahren von Hans Knudsen bearbeitete Statistik der Kleist-Aufführungen für die Zeit 1926/27 und 1927/28; das ist einmal die Spielzeit unmittelbar vor dem Jubiläumsjahr, sodann die des Jubiläumsjahres selbst. Daß 1926/27 die Theater, im Hinblick auf das kommende Kleist-Jahr mit ihren Spielplanverpflichtungen, zurückhaltend waren, ist erklärlich. In nur 30 Orten wurde Kleist gespielt in 158 Aufführungen. (Im Jahr 1924/25 waren es 659 Aufführungen in 64 Spielorten, 1925/26 ergab die Statistik 392 Aufführungen in 38 Orten.) Für das Jubiläumsjahr sind in einigen 60 Orten 871 Vorstellungen festgestellt. „Der zerbrochene Krug" steht mit 252 Wiedergaben an erster Stelle. Der „Prinz von Homburg" hat 174 Aufführungen erzielt, das „Käthchen von Heilbronn" 112, „Guiskard" 96, „Amphitryon" 92, „Familie Schroffenstein" nur 21. Zum erstenmal versucht Knudsen in seiner Statistik, auch die Zahl der Besucher ermittelter Kleist-Aufführungen festzustellen. Aufzeichnungen der Theater und ungefähre Erschließungen ergeben für 1926/27 etwa 88700 für das Jubiläumsjahr 1927/28 jedoch rund 441500 Personen, die Kleists Werke von einem deutschen Theater herab auf sich haben wirken lassen.

Für die Stiftung „Schiller in Bauerbach", die es sich zur Aufgabe gesetzt hat, das Schiller-Haus in Bauerbach bei Meiningen zu erhalten und zu einem kleinen Museum auszugestalten, sind 15000 Mark, zum großen Teil aus Amerika, eingegangen.

Am Gesellschaftshaus in Bad Driburg wurde eine Gedenktafel für Annette von Droste, die in den Jahren 1818 und 1819 in dem Bade geweilt hat, eingeweiht.

Das Lessinghaus in Kamenz mit Lessingmuseum, das nicht nur Erinnerungsstücke an den Dichter und sein Werk enthält, sondern auch eine Volksbücherei mit 5000 Bänden und einen Vortragssaal eingerichtet hat, ist Anfang Juni eingeweiht worden.

Der wiener Kunsthistoriker Professor Dr. Ludwig Abels hat in Privatbesitz ein Ölbild von Goethes Vater entdeckt, das aus dem Besitz von Goethes Schwester, Cornelia Schlosser, stammen soll. Das Bild, das 47 Zentimeter hoch und 37½ Zentimeter breit ist und Goethes Vater in kirschroter Samtjacke zeigt, stammt vermutlich von Friedrich August Tischbein, dem Vetter des berühmten Goethe-Malers.

Charlotte Bauschinger setzt die dankenswerten Untersuchungen von Dr. August Löwis of Menar im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" fort. Sie behandelt in Nr. 56 die ostpreußischen Länder, den Balkan, Ostasien und stellt fest, daß in Bulgarien, in Finnland, in Polen, in China die Zahl der Übersetzungen etwas gesunken ist gegen das vergangene Jahr im Untersuchungsjahr 1929; in Estland, in Litauen, in Japan etwas gestiegen; in Ungarn ist sie sich genau gleich geblieben. Betrachtet man für Japan die Übersetzungen aus der deutschen schönen Literatur, so stößt man neben den Namen der Verstorbenen auf Gerhart Hauptmann, Herbert Eulenberg, Max Halbe, Thomas Mann, Remarque, Schnitzler, Walter von Molo, Wassermann; für Jugoslawien auf Achleitner, Hermann Bahr, Edschmid, Kellermann, Thomas Mann, Remarque, Strobl, Stefan Zweig; für Lettland Lion Feuchtwanger, Thomas Mann, Remarque, Schnitzler, Wassermann, Arnold Zweig, Stefan Zweig.

Julius Bab bereitet eine Monographie über Adalbert Matkowsky vor. In dem Wunsch, ein in jedem Sinne möglichst vollständiges Bild zum dauernden Gedächtnis des großen Künstlers zu schaffen, bittet er alle Freunde und Verehrer Matkowskys, die etwa noch Material von besonderem Interesse, Bilder oder Aufzeichnungen, besitzen oder die aus ihrer Erinnerung Mitteilungen von Wert machen können, sich mit ihm in Verbindung zu setzen (Berlin-Westend Akazienallee 4).

Redaktionsschluß: 3. Juli 1931.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

Digitized by Google

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

ZEITLUPE

Gibt es eine sowjetdeutsche Literatur?

Das sowjetdeutsche Dorf ist zwar der russischen Bevölkerung gegenüber insofern im Nachteil, als deren künstlerische Entwicklung einen mächtigen Antrieb durch die Industriearbeiterschaft erhielt (die Deutschen sind vorwiegend Landbevölkerung). Trotzdem zeigt sich auch in der breiten Bauernmasse des deutschen Dorfes reges literarisches Leben. Noch keine Spitzenleistungen, aber verheißungsvolle Anfänge — obwohl die Deutschen aus eigner Kraft erst eine völlig neue Grundlage schaffen mußten. In der Vorrevolutionszeit herrschte im Dorfe der Großbauer und der Geistliche — wirtschaftlich, wie auch geistig. Das Erbe, das sie hinterließen, konnte den jungen Kräften kein Vorbild sein, weder thematisch noch sprachlich. Die alten Themata waren gänzlich ungeeignet, der Stil völlig verwahrlost, da die Pfarrer auf ihn wenig Wert gelegt hatten.

Die ersten sowjetdeutschen Literaturgruppierungen erwuchsen in Moskau: im Jahre 1920 schloß sich den „Russischen Proletarischen Schriftstellern" die erste deutsche Sektion an. Aber ihre Mitglieder waren meist noch Einzelelemente, losgelöst vom Lande, dem eigentlichen Mutterboden der deutschen Bevölkerung. Sie konnten daher nur Vorarbeit leisten.

Gründer dieser Sektion war der 1925 verstorbene Dichter Ruß. Das von ihr herausgegebene, ausgezeichnet redigierte Bulletin stellte 1929 sein Erscheinen ein. Von den Mitgliedern traten vor allem Heinz Kagan durch die Veröffentlichung einer Sammlung „Sowjetdeutsche Poesie im Kampf" hervor und Schellenberg, der heute durch seinen Roman „Lechzendes Land" bekannt geworden ist.

In den großen, deutschen Siedlungsgebieten (Ukraine, Wolgadeutsche-Republik) entbrannte mit der fortschreitenden Sozialisierung der Kampf zwischen den ländlich-bourgeoisen Schriftstellern und den klassenkämpferisch eingestellten. Zu den ersteren gehören J. Buch und Janzen in der Ukraine, Erich Kuhfeld, Peter Sinner und Anneweld in der Wolgarepublik. Eine schwankende Gruppe, die möglichst apolitisch zu sein versucht, findet ihre Vertreter in Reinhold Paul und A. Rothermal, die beide vor allem mit Kindererzählungen und Tierfabeln hervortraten.

In der Ukraine schlossen sich 1929/30 die revolutionären deutschen Schriftsteller als besondere Sektion der ukrainischen Bauernschriftstellerorganisation „Pflug" an. Als Organ geben sie das Journal „Sturmschritt" in Charkow heraus. Zu den bekannteren Mitarbeitern gehören G. Luft, Bachmann, der erwähnte Schellenberg, Hans Hansen, Fichtner, Peter Petermann. G. Luft wurde durch seine Erzählungen aus dem deutschen Dorfleben: „Oktoberfunken" und durch antireligiöse Gedichte bekannt. Von Bachmann, der noch 1928 zu der schwankenden Gruppe gehörte, erregten die in der sowjetdeutschen Presse erscheinenden „Kolonistengeschichtle" große Heiterkeit. Er geißelt die Rückständigkeiten des deutschen Dorfes. Hansens und Petermanns Gedichte verraten scharfen Blick fürs Aktuelle und starke Gestaltungsgabe. Schellenberg trat zuerst mit Gedichten hervor: 1927 Smytschka, 1929 „So rufen wir Jungen". Er verriet damals schon starke Begabung. 1930 erschien der erste Teil seines Romans „Lechzendes Land" (veröffentlicht in der Roten Fahne, Wien) über das deutsche Dorf in der Epoche der Sozialisierung.

In der Wolgarepublik beherrschten bis vor kurzem die bürgerlich-kulakischen Schriftsteller Literatur und Presse. Erst im Lauf dieses Jahres ist den jungen Kräften der Durchbruch gelungen. Im März wurde eine deutsche Sektion der proletarischen Schriftsteller der Wolgarepublik gegründet, die sich jetzt um die Literaturseite der „Nachrichten" (Tageszeitung) und der Jugendzeitung „Rote Jugend", beide in Pokrowsk, gruppiert. Ihr Wortführer ist Werbach, dessen lebenswarme Gedichte und Erzählungen auffallen.

Die Ausdrucksform der jungen deutschen Dichter und Schriftsteller ist vielfach noch unbeholfen, ja, mutet nicht selten altertümlich an. Doch haben sie eine Kluft von Generationen zu überbrücken. Die Sprache der deutschen Siedlung, die ohne jegliche Verbindung mit der alten Heimat war, blieb seit der Auswanderung in ihrer Entwicklung stehen. Dennoch haben die jungen Deutschen in kurzer Zeit ein beträchtliches Niveau erreicht. Ein paar Proben verraten schon die Originalität: „Es geht der Pflug den eisernen Gang ..." — „Sämann, streust deinen Weizen dem Winde wacker, ernst und eckig ins böse Gesicht ..." — „Die Schatten stehen gebückt in den Ecken, sie fortzuwehn, braucht nur das Licht sich zu rekken ..."

Die junge Poesie und Prosa atmet einen gesunden, starken Hauch. Man darf wohl trotz allen Schwächen, die sie noch hat, die Frage bejahen: es gibt eine sowjetdeutsche Literatur!

R. Kaltofen

Lest Dramen!

Das Lesen von Dramen wird merkwürdigerweise immer nur als Ersatz gewertet, als unzureichendes Hilfsmittel, ein Stück kennenzulernen oder den vorangegangenen Bühneneindruck nachträglich zu bestätigen. Gewiß: ein Drama ist für die Aufführung geschaffen, und die sogenannten Lesedramen sind auch als Lektüre schlecht genießbar. Aber es ist eine falsche Annahme, daß wirklich Dramatisches nur auf der Bühne packe. Das echte, innerlich Dramatische packt immer und das Undramatische oder nur angeklebt Dramatische packt auch von der Bühne herunter nicht. Das Lesen eines Dramas führt oft nicht nur tiefer in den Kern des Stücks, es begünstigt auch die Scheidung des bloß Theatralischen vom Dramatischen, eine Scheidung, die das Theater von sich aus mit Recht bemüht ist aufzuheben und zu verwischen.

Ein guter Regisseur wird sorgen, den Effekt so zu unterbauen, daß er folgerichtige Wirkung wird. Ein schlechter Regisseur wird die Wirkung so überspitzen, daß sie isoliert wird und die (notwendige) Bindung nach rückwärts verliert. Hier wie dort ist das Werk verändert, dort zum Guten hin, hier zum Schlechteren; jedenfalls gibt es jetzt aber zwei Werke, die

Digitized by Google

sich nicht mehr ganz decken, die Buchfassung und die Bühnenfassung. Der Zuschauer ist vom Regisseur in eine bestimmte Richtung gelenkt worden, die weder der Autor für ihn noch er sich selbst auswählen durfte. Der Regisseur hat getan, was er für dienlich hielt, aber er hat sich damit als ein neuer Herr zwischen das Werk und den Aufnehmenden geschoben.

Das Lesen nun stellt das Verhältnis wieder richtig. Es ist die entscheidende Prüfung auf Herz und Kopf, weil sich der Autor nicht hinter die oft nur betörende Leiblichkeit verstecken kann oder auf die Unterbauungen der Regie hoffen darf, sondern weil er die Leiblichkeit in der Phantasie des Lesers selbst erregen, die klare, haltbare Struktur selbst geschaffen haben muß. Die Erschütterung, die von der Szene ausgeht, kann auf den Regisseur oder den Schauspieler zurückführen, die Erschütterung, die den Lesenden anpackt, kann nie jemand anders erzeugt haben als der Dichter.

Von zwanzig Stücken, die in den berliner Theatern laufen, würden bei der Lektüre fünfzehn durchfallen. Und das wäre gut und richtig. Denn es ist ja klar, daß so wie die Dinge stehen, die Verläßlichkeit der Schauspieler und Regisseure die dramatische Flaute noch begünstigt. Löcherige Stücke werden von der Regie kunstgestopft. Nichtigkeiten bis zur Werkähnlichkeit aufgeblasen. Der Betrieb ist darauf eingestellt, daß niemand sich zweimal dasselbe Stück ansieht; er würde ja auch beim zweitenmal durch die Bühnenleistung hindurch das Fehlen der Substanz gewahren.

Was diese Zeilen bezwecken sollen, ist folgendes: Das Publikum möge das Lesen von Dramen nicht den Bühnen- und Pressefachleuten überlassen, sondern sich wieder (wie es früher schon wegen der viel geringeren Zahl der Theater und Aufführungen nötig war) an der Lektüre mitbeteiligen. Es würde damit aktiver und selbständiger werden, sich das Minderwertige rigoroser vom Leibe halten, für das Gute überzeugter eintreten, und die Rechte des Werks gegen die Übergriffe eines ichsüchtigen Inszenators oft besser schützen, als der Autor selbst es kann. Denn der Autor ist im Theaterbetrieb ein Faktor, den man gern ausschaltet, das Publikum ein Faktor, der immer und überall entscheidend mitspricht. Auch wenn er theoretisch verachtet wird.

Damit aber das Publikum die Verachtung, die ihm von den Theatern indirekt so oft entgegengebracht wird (man vergleiche dazu den prachtvollen Aufsatz von Rudolf G. Binding „Über die Unterschätzung des Publikums in unseren Theatern", den kürzlich die „Frankfurter Zeitung" brachte), endgültig widerlege, muß es selbst das Vorurteil, das es gegen das Dramenlesen hegt, besiegen. Es würde sich damit das Erlebnis vertiefen und gleichzeitig das kritische Organ kräftigen, zwei Dinge, die nicht nur dem einzelnen, sondern den Spielplänen und der Zusammenarbeit von Publikum und Theater überhaupt zugute kämen.

Herbert Scheffler

Ein unbekanntes Gedicht Platens

Paul Bornstein teilt ein bisher unbekanntes Gedicht Platens in Distichen mit (Hamb. Nachr. 180). Platen hat das Gedicht während eines vierwöchigen Kasernenarrests in Nürnberg geschrieben. Es erschien anonym im „Morgenblatt"(Cotta) Nr. 176 am 25. Juli 1826.

Die Bildhauer

1825

Wenn ich ein Künstler wäre, so möchte ich am liebsten ein Bildner
Seyn, und des Meißels Griff führen in fertiger Hand.
Zwar ich liebe Gemälde wie Keiner, ich liebe die Tonkunst;
Aber ich möchte doch nicht Maler und Musiker seyn.
Denn kaum thäte die Fläche genug mir, viel zu gestaltlos
Ist die Musik, ich bedarf einer entschiedenen Form.
Dann auch würden die mancherley Töne, die mancherley Farben
Irre mich machen, sie sind gar zu gehäuft und gemischt.
Aber die Werke der Bildner, wie rings vollendet und einfach
Ach und ihr Werkzeug ist nur ein geringer Bedarf,
Nichts als ein Stückchen Metall und ein Stein bloß, Gyps oder Marmor,
Aber sie bilden daraus einen unsterblichen Gott.
Sinnlich wäre mein Auge genug, ich würde den Umriß
Scharf auffassen, die Welt bietet des Schönen genug;
Liebliche Knaben und Mädchen, ich würde zu Göttergestalten
Euch ausbilden, um mich sammeln den ganzen Olymp!
Zwar auch die Dichtkunst ist an Bedarf und Bedingungen einfach,
Ohne mechanische Kraft bringt sie die Seele hervor.
Doch nun gilt es zu fesseln die schwebenden, leichten Gedanken,
Festzubannen des Lieds glatten, entschlüpfenden Vers.
Ja — nun gilt es zu schreiben! O sagt mir, gibt es noch eine
Lästigere Auskunft, eine prosaischere?
Schreiben gehört fürwahr in die Staatskanzleyen, die Dichtkunst,
Was hat sie mit Papier, Feder und Tinte zu thun?
Hätt' ich den Meißel zu führen gelernt, so wär' ich der Thor nicht,
Der mit dem Schulhandwerk pfuscht in die schöne Gestalt.

Der 5000. Tauchnitz-Band

Der 5000. Band der weltberühmten Tauchnitz-Edition ist eben erschienen. Es ist eine moderne lyrische Anthologie: „Anthology of Modern English Poetry". Das muß überraschen. Mit Lyrik hat Tauchnitz seine kontinentalen Leser bisher recht spärlich versorgt, die Prosa, insbesondere den Roman als repräsentative Kunstform der Angelsachsen, stark bevorzugt, das Drama ebenso vernachlässigt wie die Lyrik. Trotzdem oder gerade deshalb begrüßen wir diesen lyrischen Jubiläumsband. Der Herausgeber Levin L. Schücking weiß nicht nur den Puritanismus und Shakespeares Charaktere zu deuten, er hat auch eine lyrische Ader, er hat poetischen Geschmack. Keine seiner Proben ist künstlerisch eine Niete. Er setzt uns zwar eine ganze Reihe von „show poems" vor, aber die sind eben eine conditio sine qua non für eine solche Sammlung, und außerdem macht Schücking die üblichen „Entdeckungen", ich erwähne nur die Namen Eva Gore Booth, Alasdair Alpin MacGregor, Anna Wickham.

In der Jubiläumsschrift von 1912 berechnet Tauchnitz seine durchschnittliche Produktion auf 70 Bände jährlich, auf 1 bis 2 Bände wöchentlich. Das Jahr 1914 hält diesen Standard noch ziemlich aufrecht, wenn man die letzten verhängnisvollen Monate in Abrechnung bringt. Unter den letzten Autoren, die 1914 noch zu Worte kommen, befindet sich H. G. Wells mit „The World Set Free", einem ahnungsvollen und warnenden Buch; dann kommen die dürren Jahre, die freundschaftlichen Beziehungen des Verlags zu den englischen Autoren, Verlegern, Agenten brechen ab, die Autorenkorrespondenz, die Tauchnitz unschätzbare bibliophile Werte eingebracht hat, hört auf. Schücking schreibt im „Literarischen Echo" am 1. November 1914 seinen offenen Brief an Galsworthy und

Digitized by Google

alle „Inselpharisäer", an denselben Galsworthy, der 1916 seinen erschütternden Friedensruf „Aus dem Tale des Schattens" erhob, dem ich einen Platz in der Schückingschen Anthologie gegönnt hätte. In den Kriegsjahren sucht Tauchnitz die Quantität durch die Qualität zu ersetzen. Abgesehen von literarisch immerhin wertvollen Füllseln wie Poe, Marlowe, „English Fairy Tales" und „Nursery Rhymes" greift er zurück auf Emerson, Carlyle, Mill, Chesterfield. Den Hauptanteil bestreiten der Statthalter Goethes in England und der ihm wesensverwandte amerikanische Idealist. Es werden also moralische Kräfte mobil gemacht, es sind aber keine geistigen Waffen für uns und ebensowenig gegen England.

Von den „Prominenten" taucht unter den Tauchnitz-Autoren von 1919 zuerst Bennett auf mit seiner Schrift „The Truth about an Author", worin er sich offen zum Geschäftsliteratentum bekennt. Der nächste ist Shaw mit seinen „Three Plays for Puritans", seine Produktion an Kriegsdramen legt Tauchnitz uns erst 1921 vor. Galsworthy kommt 1920 an die Reihe, George Moore 1922, Wells 1923, Conrad 1924, Chesterton 1925, Kipling erst 1926. Ein Kommentar zu diesen Daten könnte schmerzliche Erinnerungen wecken. Dankbar wollen wir anerkennen, daß so viele „Jüngste", die schon vor oder im Kriege in die Literatur eintraten, jetzt mit zahlreichen Nachkriegswerken bei Tauchnitz vertreten sind, von den Frauen, deren Anteil am neuen englischen Roman so bemerkenswert ist, nennen wir Rose Macaulay, Sheila Kaye-Smith, Virginia Woolf, May Sinclair, E. M. Delafield, Clemence Dane, Katherine Mansfield, von den Männern Lawrence, Huxley, Joyce, Baring, Walpole, Cannan, Mackenzie, und von ganz neuen Männern Priestley, Arlen, Garnett, deren Namen jeder ein Programm bedeutet.

Wenn „Desiderata" bei Tauchnitz angebracht wären, könnte man etwa monieren, daß Joyces „Ulysses" fehlt, Walpoles großartiger Kathedralroman, Mackenzies Konversionstrilogie, Cannans Lawriesaga, vor allem Samuel Butler d. J. als „geistiger Nährvater" Shaws und fast aller antiviktorianisch eingestellter „Jüngsten". Dafür bietet Tauchnitz bedeutsame antiviktorianische Dokumente, wie etwa Macaulay „Told by an Idiot", „Orphan Island", Delafield „The Chip and the Block", Maxwell „Spinster of this Parish", Sinclair „Anne Severn and the Fieldings", „Arnold Waterloo", „A Cure of Souls", Woolf „Orlando". Galsworthy („Swan Song") und Walpole („Wintersmoon") sprechen als Verteidiger des Viktorianismus. Wie die heutige englische Geistigkeit zur Tradition steht, ist das Problem der Moderne, das von den neuen Tauchnitz-Autoren cum ira et studio behandelt wird.

Wenn man in die Frühzeit des Verlags zurückgeht und typische Viktorianer wie Th. B. Macaulay, Tennyson, Trollope, Dickens, Thackeray zur Moderne in Beziehung bringt, dann wird uns die englische Literatur zur Kulturgeschichte. Das Ziel des Verlegers ist ja eine „representative Collection", die ein Kulturbild geben soll. Zur „Kulturkunde" gehört auch die Kolportage (Oppenheim, Bennett, Berta Ruck), nicht minder die Detektivgeschichte (Wallace, Chesterton, Conan Doyle). Der „best seller" und der „thriller" sind zwar falsche Romantik, aber wichtige Dokumente des Bedürfnisses nach echter Romantik. Was der Durchschnittsleser der Tauchnitz-Bände als bloße Unterhaltung liest, ist oft genug bezeichnend für die „Kultur" des heutigen England. Abgesehen von solcher nicht irgendwie weltanschaulich orientierter Erzählungsliteratur, kann die heutige englische Romanproduktion es an Quantität und Qualität fast mit der elisabethanischen Dramatik aufnehmen, Beispiel und Beweis dafür sind die Autoren, die uns Tauchnitz nach dem Kriege zugänglich gemacht hat.

Aus dem amerikanischen Schrifttum sind bei Tauchnitz bis 1912 nur 411 Autoren vertreten. Nach dem Kriege treten eine stattliche Zahl neuer Autoren auf, die das neue Amerika deuten und uns erkennen lassen: Upton Sinclair, Dreiser, Sinclair Lewis, Anderson, Willa Cather, Hergesheimer; sie alle sind von Tauchnitz erworben und veröffentlicht.

Ein Sonderdank gebührt dem Verlag für die Zugänglichmachung so mancher Kriegsbücher, unter denen als einziges amerikanisches sich Hemingway „A Farewell to Arms" befindet. Vielleicht bemüht er sich auch um Graves, Blunden, Aldington, vielleicht auch um die neuen Biographen Strachey und Guedalla ... Die Reihe der Wünsche würde endlos werden. Statt dessen sei gedankt für das Gebotene. Der Verlag kann auf eine stolze Tradition zurückblicken. Ihm stehen noch große Aufgaben bevor.

Karl Arns

Hinkehr zur Dichtung

Und das in Amerika! Dem Lande also, von dem wir alles andere erwartet hätten, von dem uns immer wieder gesagt ist, es sei ganz und gar materialistisch orientiert und gehorche einzig den robusten Imperativen realdenkender Männer. Falsch oder zumindest korrekturbedürftig ist diese Meinung. Amerikas literarisches Profil, bisher hauptsächlich charakterisiert durch die mutige Zeit- und Gesellschaftskritik markanter Autoren, erfährt, für uns überraschend, in der großen Kunst etwa Hemingways, in dem sehr bewußten Stilwillen des Dos Passos und nun in Thornton Wilders humanistischem, mit den besten Säften lateinischer Kultur genährten Werk anscheinend erst seine eigentliche Prägung. Es ist, als entdecke man drüben Europa, als erinnere sich der begabte Einzelne, als erinnere sich der Geist plötzlich des ungeheuren Schatzes an Ahnung und Wissen, den die Alte Welt aufgespeichert hat.

Einem Franzosen, Stendhal oder heute Gide, ist eine formstrenge, logisch komponierende wie menschlich bezwingende Erzählensweise nur natürlich. Wir empfinden die Klarheit ihrer Sprache, die nicht mehr überbietbare Präzision ihres schriftstellerischen Ausdrucksvermögens ihnen zugehörig, weil wir das oft und oft bewiesene Genie ihres Volkes kennen. Daß aber ein Amerikaner ein Gleiches anstrebt, mit so viel Glück anstrebt, bleibt bewundernswert und darüber hinaus ein wichtiges Symptom für eine entschiedene Hinkehr zur Dichtung.

Thornton Wilder ist der großartigste Vertreter eines „anderen", uns bisher fast verborgenen Amerikas. Seine Bücher[1] verschmähen jede Tagesaktualität, sie neigen sich vielmehr den interessenlosen Fragen des Lebens zu, man könnte auch sagen, sie spiegeln sub specie des konkreten Vorwurfs ruhig und ganz wie es sein soll die Grundformen unseres irdischen Wesens überhaupt wider. Thornton Wilder ist dem Leser hingegeben wie ein guter Lehrer einem guten Schüler, er macht ihn, ohne daß der es merkte, insgeheim verständiger. Er schreibt, sich gleichsam versenkend in die darzustellende Welt. Und etwa angeregt durch die „Andria" des Terenz zu dem jüngst erschienenen kleinen Roman „Die Frau aus Andros", teilen sich ihm alsbald die Rhythmen und stillen

[1] „Die Brücke von San Luis Rey", „Die Cabala", „Die Frau aus Andros" (sämtlich bei E. P. Tal & Co., Wien).

Digitized by Google

Gewalten jener heroischen Epoche mit, die wir die klassische zu nennen gewohnt sind.
Dergleichen geschieht selten.
Wilder erzählt von der Hetäre Chrysis. Sie lebt auf Brymos, einer der „unberühmten" griechischen Inseln. Die Kleinbürger dort und Kaufleute bringen sie ins Gerede. Denn: „Sie ist von Korinth und Alexandria hergeflattert. Sie hätte in diesen Großstädten bleiben sollen, statt sich hier in unserem Städtchen zu vergraben und unseren jungen Männern Poesie zu deklamieren. Sie kann ganze Tragödien aus dem Kopfe vortragen. Sie ist offenbar sehr streng mit den jungen Männern. Sie sieht darauf, daß sie alle attischen Akzente aussprechen. Noch ein paar solcher aus der Fremde eingeführte Ideen und unsere Insel wird für immer verdorben sein . . ." Das Thema aber ist dies: Chrysis erzieht den jungen Bürgersohn Pamphilos und liebt ihn hoffnungslos. Ihr stolzes Herz zerbricht an ihrem Schweigen. Er hingegen wendet sich ihrer Schwester, der süßen kleinen Glykerion, zu, die bei der Geburt seines Kindes stirbt.
Das alles atmet den Duft und Zauber der Antike. Wilder verfällt nicht einer historischen Genremalerei, er zeichnet mit unnachahmlicher Grazie die leisen Konturen und das Schicksal der in ihre Landschaft hineingestellten Menschen. Mit einem Wort: er — dichtet. Und das in Amerika? J. E.

Zigeuner schreiben . . .

Selten kommt einer der Sowjetreisenden in die moldauische Republik, jenem Grenzgebiet zum rumänischen Bessarabien. In dieser kleinsten Unionsrepublik mit der Hauptstadt Tiraspoli, das sich erst jetzt vom Dorf zur Stadt entwickelt, regt sich eifriges literarisches Leben, seit durch die Nationalitätenpolitik der Sowjets die Freiheit der eigenen Sprache und Kultur gesichert wurde. Die Moldawaner, Abkömmlinge der Zigeuner, besaßen keine eigene Schriftsprache. Erst nach der Eingliederung in den Sowjetstaat, ungefähr um 1924, wurde die Sprache fixiert. Seit dieser Zeit erschien auch die erste moldauische Tageszeitung „Plugarol Rosch" (Roter Bauer), die 1930 in „Moldowa Sozialista" umgewandelt wurde. Jugendzeitung ist seit 1930 die „Komsomolisti Moldowi". Zwei Zeitschriften, eine literarische „Moldowa Literar" seit 1928 und eine Kinderzeitschrift „Lenins Funke" seit 1930 kommen moldawanisch heraus. Der Verlag von Büchern wurde 1925 aufgenommen. Die Produktion ist ständig gestiegen. Der Verlag begann 1925 mit 20 Büchern und hat 1930 die Anzahl der verlegten Werke auf 400 gesteigert, darunter 40 von moldowanischen Schriftstellern, während die übrigen Übersetzungen sind.
Die moldowanischen Schriftsteller gründeten 1928 den Verband „Reserit" (Aufgang), der im vergangenen Jahre bereits 32 Mitglieder zählte. Diese schrieben hauptsächlich in „Moldowa Literar". Die Thematik der neuen Literatur ist vor allem das Dorf und seine treibenden Kräfte: Kollektivierung, Aufbau der Kommune. Daneben historische Themen aus der Geschichte Bessarabiens, dem Terror der rumänischen Siguranza, die Hoffnung auf ein großes, freies Bessarabien. Im Stil hat der proletarische Realismus der russischen Schriftsteller seinen Einfluß ausgeübt.
Innerhalb der Schriftsteller haben sich drei Richtungen herausgebildet: proletarische Schriftsteller, proletarisch-bäuerliche und Jugendschriftsteller. Die Gruppen unterscheiden sich vor allem in der Themenwahl. Die ersteren bevorzugen das Proletariat, die zweite Richtung wendet ihr Interesse mehr auf das Dorf mit seinen psychologischen und ideologischen Anschauungen und seinem Übergang zum Sozialismus. Die letzte Strömung nähert sich den proletarischen Schriftstellern.
Historische Stoffe bevorzugt Andrijewsku: „Wie war es damals." Es sind Geschichten aus dem Revolutionsjahr 1905 in Bessarabien. Von Milev wurden ebenfalls Erzählungen bessarabischer Bauernaufstände gedruckt: „Goriza", „In sor di se". In seinem neuesten Buch nimmt er den Kampf der Großbauern gegen die Sozialisierung zum Vorwurf: „Die Bienen (Kulaken) summen noch." Malaiv trat zuerst als Dichter hervor: „Lebender Stahl." „Aus der Finsternis zum Licht" ist eine Erzählung Malaivs, die eine Kommune schildert, welche 1922 entstand, deren Grundlage aber nicht sozialistische, sondern religiöse Anschauungen waren. Prosaisten sind noch Pescar und Markow. Das Dorf und der Klassenkampf im Dorf ist der Inhalt ihrer Erzählungen. Von dem ersten erschienen „Kommuna majak" und „Im Schatten der Nacht". Gedichte veröffentlichten Kaftanati und Kornfeld. Kaftanati nannte seine Sammlung „Frühling". Die Dichtungen Kornfelds, dem begabtesten der jungen Poeten, wurden unter dem Titel „Verschiedene Dichtungen" herausgegeben. Führer aller moldawanischen Schriftsteller ist heute Lechter. In „Moldowa Literar" fallen seine vorzüglichen literarischen Kritiken auf. „Die Erde in Flammen" heißt einer seiner Gedichtbände. Sein Hauptwerk ist eine dramatische Trilogie, die sich die Geschichte der Klassenkämpfe in Bessarabien zum Stoff nimmt. Der erste Teil, „Kotrian", schildert den bessarabischen Bauernaufstand des Jahres 1780. „Katowski", der zweite Teil, handelt von der revolutionären Erhebung im Jahre 1905. Der letzte Teil nimmt sein Thema aus der jüngsten Vergangenheit. „Katjanka" zeigt den Kampf der Großbauern gegen die Sozialisierung, wie er sich 1930 im Dorfe entwickelte.
Zigeuner schreiben . . . und es ist eine Freude, im Kreise dieser jungen, frischen Poeten zu sitzen, die fast aus dem Nichts eine nationale Literatur schaffen. R. Kaltofen

„Ein Kunststück"

Kunststücke sind ja zu allen Zeiten und in allen Künsten beliebt gewesen. Man denke nur an die berühmten Standbilder des Daidalos, die man „festbinden mußte, damit sie nicht fortlaufen", man denke an die kontrapunktischen Spielereien wie Krebs- und Spiegelkanon in der Musik. Aber auch die Dichtung bietet viele Möglichkeiten zu solchen Kunststücken, und eins der ältesten dieser Art findet sich in Platons „Phaidros". Es ist ein rein formales Stückchen, ein Vierzeiler, den man in sämtlichen vierundzwanzig Kombinationen dieser vier Zeilen lesen kann, ohne daß das Gedicht seinen Sinn verändert. Dabei ist es nicht als wesentlich zu bezeichnen, daß erst Platon wahrscheinlich aus dem älteren Gedicht zwei Zeilen entfernt hat und so die Möglichkeit schuf, die Zeilen in jeder beliebigen Reihenfolge zu lesen:
Die vier Zeilen lauten in der „Originalfassung":

„Eherne Jungfrau bin ich und ruh' auf dem Grabe des Midas.
Während das Wasser rinnt und die hohen Bäume ergrünen,
Hier an der Stelle bleibend auf vielumtrauertem Hügel,
Stets dem Wanderer künd' ich, daß hier liegt Midas begraben."

Die Übersetzung stammt von Constantin Ritter, das Gedicht findet sich in der Platon-Ausgabe der Philosophischen Bibliothek, Band II, Phaidros, S. 87. H. J. Flechtner

Digitized by Google

Frank Thieß und die bürgerliche Jugend

Von Kurt Martens (Dresden)

Von Frank Thieß ist ein neuer Roman „Der Zentaur" erschienen,[1] der umfangreichste und zugleich geistig wie künstlerisch gehaltvollste, weit über dem Durchschnitt der übrigen. „Der Zentaur" schließt die epische Tetralogie, die programmatisch „das ewige Problem der Lebensergreifung durch die jungen Menschen im Bilde erfassen, das Verhältnis Jugend und Leben oder Jugend und Welt in seiner nach Zeit und Wort wechselnden Verschiedenheit beobachten und deuten will", aufs würdigste ab. Die vier Romane bewegen sich nach Umfang und Qualität in stetig aufsteigender Kurve. Wissen, Anteilnahme, Lebenserfahrung des Verfassers sind so vielseitig, daß man seinem Gesamtschaffen nur in einer sehr gründlichen, vergleichenden Dissertation gerecht werden könnte oder den Bericht darüber in einzelne Themen aufteilen müßte. Ich lasse hier beiseite die Stellung Frank Thieß' zu den Frauen, zu den politisch-sozialen Problemen, zum Sport usw. und beschränke mich auf sein Verhältnis zur Jugend, von der ihm ein großer Teil willig Gefolgschaft leistet.

Wenn heute immer wieder von „der Jugend" die Rede ist, so wird darunter wie selbstverständlich nur die der Bourgeoisie, ja ausschließlich die des gebildeten Bürgertums verstanden; die der kleinbürgerlichen Kreise, die politisch der Sozialdemokratie, der Zentrums- oder Wirtschaftspartei nahestehen, die bäuerliche und die bei den Kommunisten oder den Nationalsozialisten organisierte Jugend bleibt Erzählern von Rang fremd und ohne eigenes Profil. Wobei nicht zu vergessen ist, daß diese doch ein sehr bedeutsames Millionenheer darstellt, dem in naher Zukunft eine entscheidende und vielleicht peinlich überraschende Rolle zufallen wird.

Frank Thieß

Aber bleiben wir diesmal bei der Jugend der „gebildeten Stände", die ihren Nachwuchs mit Kopfschütteln und Unruhe betrachten, weil er verdächtigen Freiheiten und einer unverständlichen Geistes-

[1] Im Verlag J. Engelhorns Nachf., Stuttgart, wie fast alle seine Werke.

Digitized by Google

richtung frönt, sich zum mindesten vom bisherigen bürgerlichen Lebensstil verächtlich abgewandt hat. Die deutschen Schriftsteller, darunter Frank Thieß, übersehen in ihrem begreiflichen Suchen nach packenden Motiven auch diejenige bürgerliche Jugend, die als das Durchschnittsschülermaterial, später berufstätig auf Grund gesicherter Anstellung, in allen deutschen Provinzen äußerlich wenig hervortritt, brav und allenfalls stumpf ihrem pflichtgemäßen Tagewerk obliegt und viel zu wenig erlebt, als daß sie belletristischer Betrachtung wert wäre. Sie ist aber ein vielköpfiger und robuster Teil des Volks, die rudis indigestaque moles, das maßgebende „Stimmvieh" der Wahlen.

Die Jungen und Mädel, die Jünglinge und Jungfrauen, richtiger die jungen Damen, von denen Frank Thieß' Romane und Essays handeln, zeichnen sich alle, im Guten wie im Argen, durch eine überraschende Frische, Intelligenz und Lebenstüchtigkeit aus. Norddeutsche, aus der Gegend von Harz und Hannover, oder Berliner, die sich am Kurfürstendamm besser auskennen als am Alexanderplatz, schätzen sie Sport, Technik und allerhand praktische Kenntnisse höher als den trockenen Schulkram und empfinden die Erwachsenen als eine fremde Rasse, aus der sie einzelne Kraft-Exemplare ausnahmeweise zum Gegenstand ihrer Verehrung wählen. Ihre Erotik, frühreif, hypertrophisch und in Zwischenstufen aufgelockert, macht ihnen viel zu schaffen. Frank Thieß gibt davon ein buntes, durchweg zutreffendes Bild. Derber und deutlicher als seine Vorgänger in der Ergründung der Kindesseele, als die schamhaft gehemmten Hermann Hesse, Emil Strauß und Friedrich Huch, registriert er gewissenhaft die zahlreichen Abwandlungen des jugendlichen Geschlechtstriebs, läßt aber gerade die wichtigste, die Masturbation, unerwähnt, die doch im Pubertätsalter zu mindestens 90 Prozent verbreitet ist und den heftigsten Stauungen als Ventil dient.

Von den Kindern spricht Thieß am ausführlichsten, aber doch mehr lyrisch als exakt, in dem ersten Roman der Serie, im „Abschied vom Paradies". Hier befinden wir uns noch mitten in der Vorkriegszeit, und zwar unter behaglichen Sommerfrischlern, deren Sprößlinge sich anfreunden, sich ein bißchen anschwärmen und diesen holden Ferienwochen ein freundliches Andenken bewahren. Die Eltern wachen wohlwollend und ängstlich über ihre Küken, machen sich spärliche und dann nur primitive Gedanken über das Paradies der Kleinen. Sie sind eben von gestern, von 1909, und merken nicht, wie wenig ernst sie genommen werden in ihrer respektablen Bürgerwürde.

Dann sammeln sich Primaner und Lyzeumsschülerinnen einer kleinen Stadt vor dem „Tor zur Welt". Die Jünglinge Dietrich und Wolf, schon aus dem „Abschied vom Paradies" bekannt, stehen mit anderen Kameraden vor dem Abitur, leiden unter der Pedanterie und Verständnislosigkeit der Pauker, mehr noch unter dem Drange ihres Bluts; ihre Liebeleien wachsen sich bereits zu kleinen Leidenschaften aus, Backfische locken und kokettieren, naive Verführungsversuche mißlingen, aus einer Spelunke grinst die Fratze der Prostitution. Dietrich empört sich dagegen, „daß er, ein Mensch höheren Ranges, der Macht von Kreaturen niederen Ranges überantwortet ist"; er ahnt die esoterische Bindung durch den vergeistigten Eros, der die Liebe der Geistigen aufbaut, schöpferisch macht und das Wunder der inneren Wandlung wirkt. „Höhere Menschen" in mannigfachem Sinn sind auch seine Freunde: Wolf, der temperamentvolle Schwärmer, Büchting, der Musiker, Elias, der überzarte Phantasiemensch, der durch Selbstmord endet, während hingegen Willi, der Boxer, dereinst als Champion von der Menge umjubelt werden wird. Mit dem Rätsel ihrer Bestimmung schlägt diese Spitzenjugend sich herum. Die Wandervogelbewegung ist bereits überwunden, Reformpädagogen vermögen nur vorübergehend zu fesseln, nicht zu erobern. Wie entrinnt man dem Netz dieser satten, schon merklich angefaulten Bourgeoisie? Durch entschlossenen Aufbruch in das Abenteuer; denn „Jugend ist unmittelbares Einssein mit der Welt des Erlebens".

Das große Erlebnis des Kriegs, in dem sich der jugendliche Tatendrang nun zunächst austobt, wird von Frank Thieß dankenswerterweise übersprungen. Hundert andere Romanschriftsteller tummeln sich darin, wir kennen es wirklich zur Genüge und haben es auch literarisch satt. Das diabolische Lebensprinzip, das sich im Kriege so handgreiflich auswirkte, fand sogleich wieder fruchtbaren Boden in der Nachkriegszeit. „Der Leibhaftige" (1924) ging darin um in anderer Maske, nicht mehr heldisch gepanzert, sondern als geld- und genußgieriger Job-

Digitized by Google

ber. Deutschlands Jungmannschaft, bei Thieß verkörpert in dem kessen Kaspar Müller, dem Sohn eines Oberstudienrats, paßt sich der Forderung des Tages mit staunenswerter Geschicklichkeit an, und versucht sein Glück abwechselnd als Student, Komödiant, Journalist, Geschäftsmann in der Gummibranche, Schieber und endlich Mädchenhändler. Fette Damen der Finanzwelt protegieren und umbuhlen ihn, mit ihren Männern darf er saftige Orgien feiern. Bald schlängelt er sich erpresserisch an rechtsradikale Bünde heran, die einen Ministermord vorbereiten, bald stößt ihn ein Mißgeschick unter das Proletariat der Mietkasernen. Er wünscht in seiner Person den neuen Bürgertyp darzustellen, dessen Wesen man dahin charakterisieren könne, daß er von keiner Moral gehemmt, aber von jedem Winde beflügelt werde. Das wäre denn also der endgültige Zusammenbruch des alten ehrsamen Bürgertums, das den gesamten Nachwuchs mitverschlingt, soweit er sich nicht schleunigst in neue Ideale rettet.

Mit diesen neuen Idealen beschäftigt sich „Der Zentaur". Zwar steht auch hier ein hoffnungslos verlumptes Bürgersöhnchen im Mittelpunkt der vielverzweigten, technisch glänzend gerafften Handlung: Klaus, der Sprößling eines berühmten Dichters, Zögling einer Freien Schulgemeinde, überintellektuell, Meister des Worts und der witzigen Pointe, ein psychischer Hermaphrodit von mancherlei Reizen — „ohne Respekt vor dem Schicksal, ohne Maße und Gewichte, ohne feste Zeiten, ohne Grenzen" —, aber der eigentliche Held des Buchs ist Almquist, der Flieger, zu dessen Kühnheit, technischem Genie und makelloser Natur die noch unverdorbene Jugend aufblickt als zu dem verkörperten Sinnbild der nächsten Epoche. Als Beginn einer kommenden Neu-Ordnung wollen diese zielbewußten, allerdings noch sehr spärlichen letzten Blüten des Bürgertums genommen werden, „selbst noch im Zustand vor der Ordnung, Liebe im Rohzustand gleichsam, noch unbezogen auf sittliche Normen und feste Grenzen". Indem sie bewundern und verehren, bitten sie zugleich ihr Idol, daß es ihnen vorwärtshelfe. Käme es auf sie an, so bereiteten sie ohne kommunistische Aggressive den klassenlosen Staat vor, darin es keine Rangstufen nach Wissen und Bildung mehr gäbe, worauf ihnen durch einen klugen Vierziger, hinter dem sich Frank Thieß selbst zu verbergen scheint, die Antwort wird: „Der Führer muß aus eurer Mitte kommen. Aber es ist noch nicht Zeit für den, welchen ihr erwartet. Erst kommt die Zeit des Dschingis Khan".

Tieferen Eindruck noch als das in diesen Romanen dargestellte jugendliche Ringen um einen neuen Lebensinhalt haben die Abhandlungen von Frank Thieß gemacht. In einem Essayband „Erziehung zur Freiheit" (1929) spricht er sich ausführlich auch „Über die Jugend" aus und fügt im zweiten Teil der Sammlung noch „Vier Randbemerkungen zum Thema ‚Jugend'" an. In einem früheren Werk „Das Gesicht des Jahrhunderts, Briefe an Zeitgenossen", hatte er bereits seine Grundsätze über Erziehung niedergelegt.

Er gibt einen knappen Abriß von der Entwicklung der bürgerlichen Jugendbewegung — die parteipolitisch geleiteten Jugendbünde bleiben auch hier außer Betracht —, setzt sich mit dem „Wandervogel", mit Gustav Wynecken, Hans Blüher und den Reformpädagogen auseinander und packt das Problem vom individualistischen Standpunkt aus an. Unter Ablehnung der heutigen bürgerlichen Familie, die ihm wohl nicht mit Unrecht als ungeistig, unsittlich und jugendfeindlich erscheint, fordert er nun nicht etwa Unterordnung unter irgendein soziales Kollektiv, sondern Selbstzucht in der Richtung auf Vollendung der Persönlichkeit, und zwar Selbstzucht und inneres Reifen durch Bejahung des Tragischen. Der Mensch, vor allem der junge Mensch, muß das Tragische wollen; er muß den Tod bejahen, um das Leben zu fühlen. Erst das Erlebnis reift, niemals das Leben als solches, am wenigsten der objektive Geist. Die tragische Erziehung soll das Mädchen wie den Jüngling Leid und Entsagung lehren. Denn der natürliche Eudämonismus führt naturnotwendig jeden unreifen Menschen zur Enttäuschung und zur Menschenfeindschaft. Erlösung daraus bietet nur die Todesverachtung und Opferbereitschaft. Das Leben kann nie spekulativ gewonnen, sondern nur mit Mut erobert werden. Man lehre nicht, den Schmerz fliehen, sondern ihn überwinden! Thieß gibt zu, daß diese tragische Erziehung freilich nicht zur Wiedergeburt einer neuen deutsch-europäischen Kultur führen kann. Nur die Reifung der Geister für jene kommende Kultur soll sie fördern, „die nach fünf bis zehn Generationen uns verschlingen wird: das neue Rußland". Dagegen wäre

Digitized by Google

höchstens einzuwenden, daß selbst drei bis vier Generationen bis zu dem erwarteten Ereignis zu knapp bemessen sind, ein völlig neues Erziehungsprinzip also kaum noch rechtzeitig sich verwirklichen lassen wird.
Inzwischen aber kann man den verständigen und gesunden Einzelvorschlägen des geistig, seelisch und körperlich wohlgerüsteten Dichters uneingeschränkt zustimmen, und das Freiheitsmoment darin am freudigsten betonen. Körperkultur, Sport und Freiluftleben werden der geistigen Haltung der Jugend, soweit sie für eine solche überhaupt noch zu haben ist, gewiß keinen Abbruch tun. Thieß ist in dieser Hinsicht sehr optimistisch, weil er, wie schon erwähnt, immer nur die Auslese, nicht die große Masse im Auge hat. Was endlich die mit nahezu messianischer Inbrunst ersehnten, aber noch nirgends spürbaren, Führer der Jugend anbelangt, so ist es ein schönes Wunschbild, daß sie auf den Schwingen des Eros ihre Herrschaft antreten werden; nur dürfen und werden sie gerade aus der Generation der unglückseligen Kriegsteilnehmer, wie Thieß annimmt, bestimmt nicht kommen.

Ernest Hemingway oder Woran liegt es?

Von Hans Fallada (Neuenhagen-Berlin)

Jemand las ein Buch von Hemingway. Später sagte er: „Das war wieder wie damals, als man die Literatur entdeckte ..." Dann ging ich alle meine

Ernest Hemingway

(Mit Erlaubnis des Ernst Rowohlt-Verlages, Berlin)

Freunde durch, welchen ich Hemingway zutraute. Ich fand mit Not zwei.
Dies sind zwei Behauptungen: die eine, daß Hemingway eine neue beglückende Insel ist, die andere, daß die wenigsten an ihrem Strande landen können. Durchblättert man die Hunderte von Kritiken, so findet man dasselbe: die Hälfte merkt überhaupt nicht, daß sie etwas anderes liest, als was sie alle Tage liest. Ein Viertel hat etwas läuten gehört, sie sagen: da wird solch ein Geschrei um diesen Hemingway gemacht; nun gut, das ist interessant, das ist nicht schlecht erzählt, aber was weiter? Das letzte Viertel ist gelandet.
Woran liegt es, daß dies nicht alle spüren, wenn Hemingways Werk wirklich etwas Einmaliges, nicht zu Verwechselndes ist? Woran liegt es?
Es könnte am Stoff liegen oder am Stil, es könnte an der Art, die Dinge zu betrachten, liegen. Sehen wir zu.
Drei Bücher gibt es von diesem jungen Amerikaner in deutscher Übersetzung (alle bei Ernst Rowohlt): „Männer", „Fiesta", „In einem andern Land". „Männer", das sind Kurzgeschichten, etwa der Art: In einer Kneipe sitzen ein paar Leute. Zwei Männer kommen dazu, sie tragen Melonenhüte, sie sind etwas kiebig, sie frozzeln die anderen Gäste und den Wirt, sie erkundigen sich auch, ob ein Gewisser diesen Abend noch dort essen wird? Vielleicht. Nachher sitzen der Wirt und sein Negerkoch gefesselt in der Küche, die anderen Gäste werden von einem Revolver in Schach gehalten. Die beiden Melonenhüte, die vom Dichter die Bezeichnung „Mörder" in der Geschichte bekommen haben, warten auf den Gewissen, den sie für einen Dritten killen wollen. Der Gewisse kommt nicht, die Melonenhüte ziehen

Digitized by Google

frozzelnd ab. Ein ganz Besorgter geht noch zu dem andern auf die Bude, ihn zu warnen. Das war unnötig, der weiß schon Bescheid, er sitzt auf seiner Bude und hat Angst. Der hat immerzu Angst, das ist nun sein Leben. Schluß. Fertig. Ende. Wir erfahren nicht, ob er später gekillt wird, ob er vielleicht doch noch ausreißen wird, warum er eigentlich gekillt werden soll. Gar nichts. — Geschichten etwa dieser Art, meist ohne Pointe.

Das nächste Buch, ein Roman, „Fiesta". Fiesta, das ist Stiergefecht in Spanien, ein Fest. Ein paar Amerikaner fahren dahin, nun gut, ist man in Europa, sieht man sich schon so etwas an. Es ist eine Frau dabei, es wird unendlich getrunken, sie lernen den Slang der Stierfechter (und die Frau noch mehr als das), sie sind begeistert, sie gehen auch mal zwischendurch Forellen angeln. Was weiter? Eine durchschnittliche Rotte Amerika, Europa betrachtend, ein bißchen verlottert vielleicht, nun gut. Auch eine Liebesgeschichte ist darin, sie lieben sich wohl, obgleich er eigentlich seit einem Bauchschuß im Kriege kein Mann mehr ist. Dann ist die Fiesta zu Ende, sie reisen wieder weiter. Hallo, Hallo, wo ist jetzt etwas los? San Sebastian, es ist recht. Die sehen sich wieder, trennen sich wieder, sehen sich wieder wieder. Was hat es für einen Zweck? Aus der Sache kann nichts werden, so viel ist klar, wo nichts mehr ist, geht es nicht. Die haben Sorgen, nun, ich habe auch meine Sorgen. Warum geht der Krempel mich eigentlich etwas an? Ich finde ja gerade heraus gesagt, daß die Welt etwas vollkommener, sagen wir ganz banal, schöner geworden ist, seit ich dies Buch kenne. Aber warum? Warum?

Das dritte Buch heißt „In einem andern Land". Also, das ist die Geschichte eines Amerikaners, Leutnant an der italienischen Front. Anno Weltkrieg. Er findet diesen Krieg nicht ganz nach seinem Geschmack, er desertiert. Eine Krankenschwester, mit der er poussiert und der er ein Kind gemacht hat, nimmt er mit, sie stirbt bei der Geburt. „Ich ging durch den Regen ins Hotel zurück." Schluß damit. Adieu Krieg.

So hieß übrigens auch mal der Titel, als der Roman in der „Frankfurter" abgedruckt wurde. Der Titel der amerikanischen Ausgabe ist wieder anders, er heißt „A Farewell to Arms."

Mit diesen Titeln ist es eine seltsame Geschichte. Daß der amerikanische nicht zu übersetzen ist, versteht sich, er ist doppelsinnig: Lebewohl den Waffen, aber auch Lebewohl den Armen, der Liebe. Adieu Krieg, adieu Liebe. Aber „In einem andern Land" — ist das nicht ein wenig blaß? Ein Amerikaner an der italienischen Front, aber genügt das für einen Titel? Dann hört man, daß Hemingway sich diesen Titel gewünscht hat, es sei der „eigentliche" Titel für sein Buch. Da ist ein Motto vor dem Roman: „Aber du hast Hurerei getrieben?" — „Ja, schon. Aber es war in einem andern Land. Und außerdem ist die Hure tot."

So, das ist wirklich seltsam. Es ist die herrlichste Liebesgeschichte, arme Katharina, wundervolle Katharina, — und außerdem ist die Hure tot. „Ich ging durch den Regen ins Hotel." Er hat es erlebt, er hat es geschrieben, es war das Herrlichste, was das Leben geben konnte, es kommt nicht wieder. Und hier bricht etwas durch von der Urangst des Mannes, etwas Atavistisches, ich will es nicht berufen, es war nicht so schön, es war nicht das Herrlichste, sie war nur eine Hure, es war in einem andern Land, es gilt nicht! Ist es so? Vielleicht ist es so!

Doch dies nur nebenbei.

An sich sind es Stoffe wie alle Stoffe, in ihnen liegt das Besondere nicht, jeder könnte sich mit ihnen befassen, der sich mit Schreiben abgibt. Also liegt es am Stil?

Beschäftigt man sich mit dem Stil, so macht man beispielsweise die Entdeckung, daß Hemingway das schmückende Beiwort, das Epitheton ornans, nicht kennt. Er braucht natürlich Adjektive, aber wenn er weiße Elefanten sagt, so meint er Elefanten mit weißer Haut, und sagt er dunkle Straße, so meint er wirklich eine Straße, die dunkel ist, fertig. Er schmückt nicht, er macht keinen Schmus, er will keine Stimmungsmalerei machen, einmal versteigt er sich zu einem wirklich gut aussehenden Land — „es war wirklich gut aussehendes Land" — dies ist das Höchste, was er sagt. Und sein italienisch-amerikanischer Leutnant formuliert das einmal so: „Mich verwirrten immer Worte wie heilig, ruhmreich und Opfer und der Ausdruck umsonst ... Es gab viele Worte, die man nicht anhören konnte, und schließlich hatten nur noch Ortsnamen Würde."

Schön, also das ist der Leutnant Henry, heißt Ernest Hemingway. Er hat eine fanatische Liebe zu den Dingen, zu den guten greifbaren Dingen. Wenn

Digitized by Google

er Apfel sagt, so meint er Apfel, den kennt man ja. Es gibt Leute, die brauchen die Verkleidung, den Schmuck, dagegen ist nichts zu sagen. Aber es gibt andere Leute, die finden, der Apfel ist für sie gut genug, auch wenn man ihn nicht rotbäckig, nicht wohlriechend nennt. Hemingway gibt nur das Notwendigste. So macht er das auch in der Art der Erzählung. Die ist unerhört primitiv. Erst tat er das, dann tat er das. Beinahe wie in der Bibel: er ging hin und nahm ein Weib.

Zeichnen ist Weglassen, auch Erzählen ist Weglassen. Es ist ganz ungeheuerlich, wie er das macht. Er erzählt Details über Details. Wie man in eine Stadt kommt, sich ein Hotelzimmer nimmt, mit dem Portier ein paar Worte spricht, raufgeht, sich wäscht, ein frisches Hemd anzieht, Anzüge in den Schrank hängt, wieder in die Stadt geht, eine Zeitung kauft — Details über Details, Weglassen aller Gefühle, es gibt keinen Autor —: und aus all dem steigt Traurigkeit auf, die Verlorenheit im Leben, unsere Ziellosigkeit, Ausgeliefertsein an das Schicksal. Hemingway spricht nie davon, er spricht nie von Gefühlen, wenn er von Liebe spricht, ist das keine hohe Göttertochter, sondern eine ganz irdische Sache, Geschwätz zu zweien, wie schön es ist, zusammen ins Bett zu gehen, den Regen vor den Fenstern zu hören, sich zu halten.

Er zeichnet nur ein paar Striche, grade die Striche, die notwendig sind für die Kontur. Das andere überläßt er seinen Lesern, uns. Nun kommt es darauf an, wie wir zu den Dingen stehen.

Da ist die Geschichte mit den Mördern. Ein Mann sitzt in seinem Zimmer und hat Angst, er weiß, er wird abgeschossen, davor hat er Furcht. Nun kann man ja erzählen, was für Gemeinheiten der Kerl gemacht hat, wie sie ihm draufgekommen sind, wie er ausgerissen ist von Zimmer zu Zimmer, von Stadt zu Stadt. Wie sie ihm näher kamen, wie er gerade noch einmal entwischte ... Nichts von alledem. Da kommen zwei Kerle in eine Bar, machen Witze, und drüben, drei Straßen weiter, sitzt er und hat Angst. Fertig.

Er gibt den Umriß, das andere haben wir zu geben. Wenn wir etwas zu geben haben, da liegt das Geheimnis. Er gibt die Vorbedingungen für die Gefühle, das andere müssen wir schon machen, wenn wir eben fühlen können. Er gibt den Anlaß zur Liebe, aber haben wir auch das Herz, zu lieben? Daran liegt es.

Wohl dem, der zwei Freunde für Hemingway hat.

Rechtsfälle

IX.

Von Wilhelm von Scholz (Zürich)

Eine gut, anständig und mit einiger Spannung erzählte Verbrechensgeschichte von John Galsworthy — „Die Ersten und die Letzten" (Paul Zsolnay Verlag, Berlin, Wien, Leipzig) — ist dadurch bemerkenswert, daß sie alle Vorzüge hat, die diesseits der feinen haarscharfen Grenze zwischen dem Schriftstellerischen und dem Dichterischen möglich sind, und nicht einen Zug von jenseits dieser Scheidelinie, aus dem Dichterischen.

So rein und ungemischt ist das kleine Werk ganz von der einen Seite dieser Artscheide geschöpft, daß es für einen Dichter, der etwa diese Fabel behandeln wollte, fast den Charakter des Rohstoffs hätte wie der Bericht einer Chronik, eine Zeitungsnachricht, ein mündlich Gehörtes; bei dem, damit ein dichterisches Kunstwerk entstehe, so gut wie alles erst zu tun wäre.

Doch hat die kluge, geschickte Erzählung im Schriftstellerischen Qualität, jenes sichere Vermeiden der Mängel: Geschmacklosigkeit, Unabgewogenheit, Abweichen von Wirklichkeit und Erfahrung — die für eine dichterische Schöpfung Schönheitsfehler, für eine schriftstellerische Arbeit grausame Entstellung und Vernichtung sind. Man liest mit Achtung und Aufmerksamkeit, wie man sachlich vorgetragenen gedanklichen Überlegungen zu folgen gewöhnt ist. Man beginnt zwar bald zu vermissen — wie man bei besten aber vitaminlosen Konserven sich nach ein wenig frischer Kost zu sehnen anfängt —, aber man liest doch mit immer erneuter Achtung für die sympathische Korrektheit, den guten Geschmack des Stils und die sonstigen klaren Vorzüge weiter.

Der Anwalt und künftige Richter, dessen Bruder einen Totschlag begangen hat (man wird die Tat

Digitized by Google

sogar vielleicht für einen Mord halten), findet schließlich den unglücklichen Bruder vergiftet, und bei der Leiche einen Brief über das Verbrechen, den man der Polizei übergeben soll. Die Verhaftung eines Unschuldigen, gegen den soviel Indizien sprechen, daß er verurteilt wird, hat den Täter — der natürlich auch nichts weniger als ein Verbrecher ist und die Tat als Schützer einer geliebten Frau beging — dazu gebracht, sich mit seiner Geliebten selbst zu töten und das schriftliche Bekenntnis zu hinterlassen, das den zu Unrecht Beschuldigten sofort befreien muß. Dies Bekenntnis fällt, ehe es sonst jemand sah, eben dem juristischen Bruder in die Hände — und nach kurzem Schwanken wirft der es in den Kamin, rettet so den Ruf seiner Familie, sein eigenes Geachtetsein und seine Laufbahn, indem er den angeblichen Mörder, ohne eine Aufklärung zu versuchen, unschuldig dem Strang überläßt.

Der Konflikt ist gewiß nicht neu. Aber mir scheint, wollte man den Stoff wieder behandeln, mußte alles Schwergewicht auf diesem Konflikt des Rechtsmannes liegen. Bei Galsworthy entschließt sich Keith Darrant sehr schnell, um seines Vorteils willen gewissenlos grausam zu sein und weltklug zu handeln; so daß man als Leser eigentlich verdutzt dasteht, wenn das kleine Buch zu Ende ist. Denn da erst fängt die Geschichte an fesselnd und spannend zu werden, genau so, wie der „Macbeth" nach Duncans Tode. Da würde der Dichter erst ansetzen und seine Gestalten, sein Geschehen, den Konflikt entrollen. Bis dahin gab ihm der Schriftsteller nur einen Stoff.

Es ist lehrreich, einmal das Schriftstellerische gegen das Dichterische bei einer guten tüchtigen Leistung abgrenzen zu können und dabei wieder zu erkennen: das Schriftstellerische ist nicht ein geringeres Dichterisches, sondern etwas der Art nach anderes, das in seiner Weise hohe Qualität haben kann.

*

Egon Erwin Kisch hat (im Erich Reiß-Verlag, Berlin) einen „Prager Pitaval" herausgegeben und in ihm alte und neue Rechtsfälle, die mit Prag zusammenhängen, manchmal mehr, manchmal weniger tief in das innere Gefüge eindringend, mit Spannung erzählt.

Die einzelnen Stücke — zum Teil schon aus des Verfassers „Kriminalistischem Reisebuch" (Verlag Die Schmiede, Berlin) bekannt — sind geschickt geschriebene Feuilletons, in denen gelegentlich Humor, Witz, Satire und auch Sentimentalität steckt, die sich die Kritik nicht allzu schwer machen und nicht immer den notwendigen Abstand einhalten (z. B. Goethe gegenüber). „Dantons Tod und Poppers Neffen", „Redl", „Käsebier und Fridericus Rex", „Konspirative Tätigkeit des preußischen Polizeichefs", „Stieber in Nikolsburg und Versailles" sind, wenn ich so sagen darf: Nebenbilder neuerer Geschichte, die in die großen Ereignisse Einzelheiten und mit ihnen Nähe, Gegenwart hineinbringen. Sie erscheinen mir bedeutsamer als die Geschichten von überlisteten und überwältigten Banditen oder vom Lebenslauf eines Scharfrichters, von einer räuberromantischen Mördergrube oder auch als die älteren geschichtlichen Skizzen, die den Herzog Heinrich XI. von Niederschlesien, den alten Fürsten von Lobkowitz oder den General v. Rußwurm heraufbeschwören.

Von den Berichten und Schilderungen neuerer Verbrechen wird man den Abschnitt „Eine Frau, die auf Hugo Schenk wartet" nicht leicht vergessen.

*

In Kischs Buch ist ein kurzes Kapitel auch Johannes Hus gewidmet, insbesondere seinem letzten Kerker in Konstanz, der sich in dem großen Franziskanerkloster zwischen Stephansplatz und Unterer Laube befand.

So sei im Zusammenhang hiermit eine Veröffentlichung wenigstens kurz erwähnt, die von Leben und Werk des Johannes Hus — „soweit sie einen religiösen Bezug haben" — handelt, eine Anzahl seiner pastoralen Reden und Schriften abdruckt, doch auch den geschichtlichen Vorgang seiner Verurteilung und Hinrichtung anschaulich macht: Franz Strunz, „Johannes Hus" (München-Planegg, Otto Wilhelm Barth Verlag).

Die wiedergegebenen Bilder aus dem Leitmeritzer Cantionale stellen den Reformator bei seiner Verteidigung vor dem Konzil und bei seiner Verbrennung auf dem Scheiterhaufen, offenbar mit mehr als üblicher Bildtreue aus so zurückliegender Zeit, dar.

*

Digitized by Google

Die Verurteilungen oder gar Hinrichtungen um religiöser Lehrmeinungen willen sind heute verschwunden, und die Vielheit der auf der Erde durcheinander gewürfelten Bekenntnisse läßt es erfreulicherweise noch nicht als wahrscheinlich gelten, daß sie sehr bald wiederkommen könnten.

Heute reizt eher eine andere Art von Verurteilungen das Gerechtigkeitsgefühl der Menschheit zum leidenschaftlichen Widerspruch auf: die um der politischen Gesinnung willen verhängten. Es ist noch nicht lange her, daß das Schicksal von Sacco und Vanzetti die Erdbewohner, unabhängig von jedes Einzelnen politischer Überzeugung, in Erregung und Abscheu versetzte. Nicht minder taten das die von gerade entgegengesetzter politischer Seite geführten grausamen Schläge gegen gewisse geistige Gruppen in Rußland. Auch hier Vernichtung von Persönlichkeiten und Existenzen!

Uns europäischen Menschen ist das Recht auf das Ich, auf die eigene Persönlichkeit so ins ganze Wesen eingedrungen, daß wir die Vergewaltigung der Selbstbestimmung auch unseres politischen Gegenfüßlers mit Leidenschaft bekämpfen, für seine Freiheit und sein Recht uns begeistern — wie wir etwa mit Schillers Jungfrau von Orleans, selbst in Zeiten nationaler Spannung mit Frankreich, durchaus für ihr Vaterland fühlen, als ob es das unsere wäre.

In den Bereich der politischen Rechtsfälle führt das Buch von Francesco F. Nitti, „Flucht" (Verlag Müller und Kiepenheuer, Potsdam). Der Verfasser ist der Neffe jenes bekannten, bedeutenden italienischen Politikers und Ministers Francesco Nitti, in dessen Person sich das vorfaschistische Italien zu verkörpern scheint.

Er steht darum, zumal er noch ein junger Mann ist, durchaus nicht etwa gleich auf einer überparteilichen Warte, von der aus sich das Verhältnis der Nationen und Völker gerecht beurteilen läßt. Wie weit er selbst von Anfang an in einem einseitigen und ungerechten Nationalismus lebte, beweist ein törichtes Wort über den Krieg. Er spricht da von seiner jugendlichen „Begeisterung für die italienische Intervention, die mein Land an die Seite der für Freiheit und Zivilisation kämpfenden Mächte stellte."

Solch ein ungerechtes, unüberlegt einseitiges Wort gegen die bis zum Augenblick des Bruchs mit seinem Vaterland verbündeten Staaten gesprochen, muß den Leser naturgemäß auch gegen den übrigen Inhalt des Buchs vorsichtig machen. Wer ein so unobjektives Urteil fällt, das nur Schlagworte wiederholt, dessen Darstellung seiner Erlebnisse in innerpolitischen Konflikten seines Landes wird man auch mit Zweifeln begegnen müssen. Gewiß soll seine ehrliche Überzeugung, seine subjektive Wahrhaftigkeit mit keinem Wort angezweifelt werden. Aber es ist eben der Fluch einer politischen Einstellung und Gesinnung, gleichwie der einer religiös-parteilichen: daß sie selbst die bloße Erzählung von damit zusammenhängenden Geschehnissen färbt und nicht dasselbe Vertrauen verdient, wie wenn es sich um unpolitische Vorgänge handeln würde.

Diese Einschränkungen muß man sich machen, ehe man liest. Dann wird man das durch Nittis sehr grausame Erlebnisse gekränkte Rechtsgefühl in der eigenen Brust nicht bis zu der leidenschaftlichen Anteilnahme und Empörung sich aufrecken fühlen, die der Verfasser als die Wirkung seiner Erzählung erhofft. Freilich: wenn es so ist, wie er es einfach erzählt, wenn so ohne Recht und Gerechtigkeit gegen ihn verfahren wurde, so wird ihm in jedem freien Menschen unter den Lesern ein Bundesgenosse erstehen.

Aber ist es so? Ist er nicht vielleicht — ebenso wie die, die er bekämpft, durch Haß und Verhetzung die Grenzen des Rechts sicherlich überschritten haben — doch durch sein Martyrium dazu verführt worden, hier einmal etwas wegzulassen, das die Wut seiner Gegner auf ihn und Leute wie er menschlich erklärlicher oder ein wenig verzeihlicher macht? Hat er ihr Vorgehen nicht doch vielleicht übertrieben oder schwärzer gemalt, als es ist?

Daß man diese Fragen beim Lesen stellen muß, das schwächt den erschütternden Eindruck des Buchs ab. Sonst würde man unter den traurigen Schilderungen von grundloser Verhaftung, von Verurteilung ohne Verhör und Verhandlung, von Verschleppung über einige Gefängnisstationen auf die Gefangeneninsel Lipari im Mittelmeer nur innerlich mitleiden.

Wenn wir der Erzählung Nittis Berichtswert zusprechen, so geschieht dies unter dem Vorbehalt, daß sie, um Unterlage für geschichtliche Wahrheit zu werden, noch vielerlei Bestätigungen abwarten muß, die nur die Zeit an den Tag bringen kann.

Digitized by Google

Zwischen Keyserling[1] und Duhamel[2]

Von Erich Sander (Braunschweig)

In der Brust der Schriftsteller eines Volkes liegt das Abbild von dessen Zukunft. Heinr. Heine

I.

Es ist nicht meine Absicht, zu beckmessern. Ich will hier nicht kritische Zeilen aufreihen von mehr oder minder protzigem Tageswert, weil aus der Reihe der zeitgemäßen „Amerika"-Bücher zwei aufragen, deren Verfasser mehr als nur europäischen Ruf genießen. Das sei ferne von mir.

Es liegt mir auch nicht daran, den transatlantischen Gegenstand dieser beiden Bücher unter die besondere — wenn vielleicht auch neue, so doch schließlich nur lupenhorizontige — Beleuchtung eines Zeitschriftenaufsatzes zu rücken. Gewiß nicht.

Was ich vorhabe, ist dies: Dinge, die zwischen jenen subjektiv geprägten Zeugnissen und ihrem objektiv gegebenen Vorwurf schweben, mit planetarischem Auge zu erfassen, — und mindestens andeutungsweise zu umreißen. Um es von vornherein zu sagen: Die Spiegelungen Amerikas im deutschen und im französischen Geist sind nur wie kurze Spritzwellen in der Flut einer geistesgeschichtlichen Bewegung, wie sie gegenwärtig bereits den ganzen Erdball umgreift.

II.

Geopolitische Köpfe als erste haben uns die Zusammenballung derzeitiger Staatengruppen zu global verflochtenen Wirtschaftsmächten, bzw. Kultur- und Rassenblöcken in eindrucksvoller Überschau beschrieben. Doch darf darüber eins nicht vergessen werden. Und zwar, daß diese werdenden Zusammenballungen, diese sich gestaltenden Einkörperungen nur äußere und — was sehr zu beachten ist! — bereits nachschleppende Merkmale einer geistigen Umwandlung auf Erden sind.

Stets war der Geist der wesentliche Träger geschichtlicher Bewegungen. Ist ja doch der Mensch „letztlich nichts als Geist". Und die menschliche Kultur, als wechselreiches Gesamtbild ihrer volkheitlichen Abschattungen, sie ist, in jeder geschichtlichen Sonderprägung, immer nur „Lebensform als unmittelbarer Geistesausdruck". Mit der Verdeutlichung dessen, was hier der Begriff „Geist" vertritt, dringe ich bereits in den Schoß meines Themas ein.

Geist? — Er ist „die Kraft, alles Zeitliche ideal aufzufassen", um diese grundsätzliche Redewendung Jakob Burckhardts zu übernehmen. Die beiden

Graf Hermann Keyserling
Zeichnung von B. F. Dolbin

Kammern dieser Kraft aber sind Logos und Ethos; aus ihnen flutet in wechselnden Strömen die jeweils geschichte-wirkende Geistes-Art.

III.

Das Antlitz des gegenwärtigen Zeitalters auf Erden ist vom europäischen Geist geprägt worden. Seine besondere Wirkweise ward bestimmt durch die historisch einzigartige Verkoppelung von christlicher Weltüberwindungstendenz mit nordrassischem Eroberungsdrang und humanistischem Beherrschungs-

[1] Graf H. Keyserling. „Amerika. Der Aufgang einer neuen Welt." Stuttgart 1930. Deutsche Verlags-Anstalt.
[2] G. Duhamel. „Spiegel der Zukunft" (Scènes de la vie future. Dtsch. von K. Rosenberg). Berlin 1931. S. Fischer.

Digitized by Google

kult. So galt und gilt ihm denn die „Welt", also: Land, Luft, Leben — als der zu erobernde, untertan zu machende Gegenstand. Und das kennzeichnende Mittel dazu ist ihm aus seinem Teilbereich des Logos her gegeben: nämlich die „naturgesetzliche" Verbundenheit der Weltdinge ins ideelle Erkennen aufzunehmen und von hier aus, sie erfinderisch neuverknüpfend, menschendienlich umzuschaffen. Das ist der Inbegriff unserer berühmten und berüchtigten, gelobten und gelästerten europäischen Zivilisation. Sie hat mit Dampfmaschinen und

Georges Duhamel

Zeichnung von B. F. Dolbin

Lohnsklaven, Kunstdünger und Funkentelegraphen, von ähnlichen Errungenschaften zu schweigen, den Erdball in den letzten vier Jahrhunderten übersät. Das war — von außen gesehen — das Zeitalter der Welteroberung.

Aber die Natur läßt sich nicht aus dem Gleichgewicht bringen. Und im „geologischen Zeitalter des Menschen", wie es derzeit angebrochen war auf dem Erdenrund, setzt seit geraumer Zeit die geistige Ausbalancierung ein. In romantisch-ekstatischen Dichterweissagungen, in revolutionär-primitivierenden Staatsumformungen bekunden sich die langsam anschwellenden Ausstrahlungen aus dem zweiten Teilbereich des Geistes: aus dem Ethos. Nicht Naturbeherrschung, sondern Menschenveredlung; nicht Verbundenheit, sondern Befreiung: das wurden die weltanschaulichen Ansatzpunkte jener geistigen Ausgleichsentwicklung, die man als die kommende planetarische Kultur gegenwärtig schon in den Umrissen erblicken kann. Ein ungeheurer, feierlich stampfender Zug fordernder Seelen dröhnt einher über die heutigen Völkerebenen des Erdballs und sucht ins technische Weltgetriebe einen neuen Rhythmus zu pressen. Wir sind — von innen erfühlt — ins Zeitalter der Weltrevolutionen eingetreten.

IV.

Diese nach Reichweite und Geistesart bedeutsame Geschichtswandlung hat naturgemäß auf den europäischen Ausstrahlungsherd empfindlich zurückgewirkt. Immerhin ist diese Situationserfassung keine einheitliche im europäischen Geistesleben. Und gerade an diesem Punkt wird die zeitgenössische Problematik Europas am sinnfälligsten deutlich, wird auch — vielleicht?! — eine Möglichkeit ihrer Lösung sichtbar.

So kleinräumig das Stromgebiet des Rheins, unseres europäischen Schicksalstroms, als das anthropologische und spirituelle Kampfgebiet der beiden führenden Europa-Nationen, auch daliegt im Vergleich zu den riesigen Geschichtsherden der Neuen Welt oder des Fernen Ostens, so unerschöpflich kräftereich hat es doch gewirkt vermöge seiner geradezu naturgesetzlichen Spannung zwischen französischem und deutschem Geist. Die Konservation, Stabilität, Autorität im Wesen des ersteren (Typus: Descartes!), die Evolution, Flexibilität, Maternität im Wesen des anderen (Typus: Goethe!) bedeuten auf der Ebene der nationalen Einkörperungen nur die gleichen Wirkweisen des Menschengeistes, wie sie, bei dessen allgemeingültiger Verbegrifflichung weiter oben, als Logos und als Ethos gekennzeichnet wurden.

Diese abstrakten Typenbilder beleben sich an den eindeutigen Daten der Geschichte. Denn Frankreichs kulturelle und politische Führerleistungen erwuchsen im gleichen Zeitalter, als das rationale Denken mit wissenschaftlicher Erforschung, technischer Bezwingung, nationalstaatlicher Gliederung das Antlitz der Erde praktisch formte. Dies Zeitalter ist

Digitized by Google

abgeschlossen. Frankreich war. Deutschland dagegen erschien für alle diese Dinge als „zu spät geboren". Seine — immerhin bewunderungswürdigen — Taten auf jenen Gebieten während des letzten, des 19. Jahrhunderts, aber geschahen nur unter der gefährlichen Treibhaushitze der Theorien. Einem so emotional denkenden Mann wie Ernst Abbé, dem Sozialreformer der Zeiß-Werke, kann Frankreich keinen gleichartigen entgegenhalten. Der Geist dieses Pioniers aber wirkt nach in der neuen deutschen Kultur und Politik. Deutschland wird.

V.

Frankreichs vitales Verhältnis zur — technisierten (und heute revolutionierenden!) — „Welt da draußen" ist und bleibt nach alledem bestimmt durch Statik, Tradition, Angstpsychose, „Gärtnertum", das von Deutschland dagegen durch Dynamismus, Renaissance, Optimismus, Weltoffenheit.

Als zeitgültiger Repräsentant dieser „Welt da draußen" ist inzwischen Amerika vor den europäischen Augen emporgewuchtet. Sein geistiges Gesicht, wie es niemand kundiger als H. G. Scheffauer gezeichnet hat, offenbart nun in seinen Mienen zweierlei. Zunächst (naturhaft und geschichtsbegrifflich): die Mitgift aus der Alten Welt, nämlich deren durch vergangene Jahrtausende geschaffene Kunstmittel zum Siege über die irdische Natur. Weiter aber: das Ergebnis daraus, daß diese Erbschaft in der neuweltlichen, alle Klimate übergreifenden Raumseele zu entsprechend neuer Eigenart wiedergeboren ward! Und zwar begreift sich diese Eigenart in einer Aufgabe für künftige Jahrtausende: in der völligen Bemeisterung der gesamten Erdoberfläche. Karl Ritters prophetischer Blick hat bereits 1850 diese menschheitsgeschichtliche Bedeutung Amerikas klar erschaut in der geistvollen Abhandlung „Über die räumliche Anordnung auf der Außenseite des Erdballs und ihre Funktionen im Entwicklungsgange der Geschichten".

Wie sehr und organisch das geistige Schicksal Amerikas mit dem europäischen, lies: französisch-deutschen, verbunden ist, gewahrt man gerade an der Krisis, in die beide gegenwärtig eingetreten sind. Ich will nicht versäumen, von vornherein zu sagen, daß die ökonomisch-politischen Schwierigkeiten auf beiden Seiten, die zur Stunde die Tagesblätter beider Kontinente aufrauschen lassen, nur die äußerlichsten Merkmale einer großen Wende darstellen. Das Wesentliche ruht tiefer. Und hier, im Bereich des Geistes nämlich, erschrickt heute Amerika vor der Erkenntnis seines Mangels an gereifter spiritueller Führerschaft. Europa andererseits erzittert in der Erkenntnis der Ohnmacht seines zwiespältigen spirituellen Führertums.

VI.

Die Frage berührt hier nicht, ob jener amerikanische Mangel nur eine Jugenderscheinung neuweltlichen Volkstums (wie übrigens Keyserling grundsätzlich meint), und ob jene europäische Ohnmacht bereits ein Alterszeichen unserer Kultur sei (wovon Duhamel zwischen seinen Zeilen ständig spricht). Hier kommt es nur darauf an, die zeitgenössische Tatsache einer beiderseitigen geistigen Krisis zu konstatieren. Und nur unter diesem Aspekt, also „zwischen Keyserling und Duhamel" hindurchgesehen, wird die eigentliche Sachlage sichtbar. Und sie wird sichtbar eben als eine Teilbewegung in der menschheitlichen Geistesbewegung der Gegenwart: der erdumknüpfende Geist sucht die ihm gemäße Einkörperung in einer neuen, nicht mehr europäisch oder auch amerikanisch gefärbten und geführten, sondern planetarisch ausbalancierten Menschheitsordnung! Das Neuzeitbild der räumlichen Erdenwelt ist dadurch gekennzeichnet, daß es keinen Horizont mehr hat. Der Planetenball ist von wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Fäden umschlungen. Und selbst die am hartnäckigsten widerstrebenden Polarfelder sind bereits in den menschlichen Tätigkeits- und Erkenntnisbereich einbezogen worden.

Mit der Erweiterung des irdischen Raumes lief parallel eine Verknüpfung der geschichtewirkenden Geistesarten der Völker. Hierfür bietet gerade das Aufsteigen der großen Kultur-Mischblöcke: Südamerika, Australasien, Südafrika, Westmittelmeer, und natürlich: Nordamerika — eine Reihe eindrucksvoller Zeugnisse an.

VII.

Fern von jeder enghorizontigen Untergangsphilosophie und ebenso fern von jedem weltweiten Religionsüberschwang: erblickt das sinnende Auge in der europäisch-amerikanischen Geistes-Erschütterung der Gegenwart nur ein Teil-Vorspiel von kommenden Dingen ... Was aber wird praktisch kommen?

Digitized by Google

Nur die Ausstoßung und Entthronung Frankreichs? Nur die Amerikanisierung Europas? Oder gar die technische Monotonisierung der Welt? — Oder etwa: nur ein neudeutscher Imperialismus? Nur ein germanisch-atlantischer Wirtschafts- und Kulturblock? Oder gar eine sozial durchgeistete Welt-Planung? — Die schrillen Schreie aus dem Kreise prophetischer Pessimisten mischen sich mit dunklen Worten des Glaubens aus der Reihe prophetischer Aktivisten ...

Gott ist groß und unbekannt. Und schweigend geht sein Wille durch allen Erdenstreit. Uns erschüttert nicht Duhamels Vision von einer Übermächtigung des europäischen Geistes durch den weltweit wirksamen amerikanischen. Wir sehen vielmehr mit Keyserling ein „Zeitalter des Heiligen Geistes" auf dem gesamten Erdenrund anbrechen, des Geistes, der, in Kämpfen und Krisen ganzer Kontinente und Rassen werdend, aus der verwirrten Gegenwart eine geordnete Zukunft allmählich heraushebt. Denn wir sind ja — nach Novalis — auf einer Mission: „zur Bildung der Erde sind wir berufen".

Die Revolution im spanischen Schrifttum

Von Martin Brussot (Wien)

Nicht wenig zum geistigen Umschwung in Spanien (und damit zum letzten politischen Umsturz), zum Bruch mit der jahrhundertealten Bedrängnis der Massen durch Dynastie, Adel und Klerus, im Kampfe gegen Analphabetentum, Gewissenszwang und wirtschaftliche Nöte, hat durch ihre Aufklärungsarbeit — neben den Berufspolitikern — eine Reihe

José Ortega y Gasset

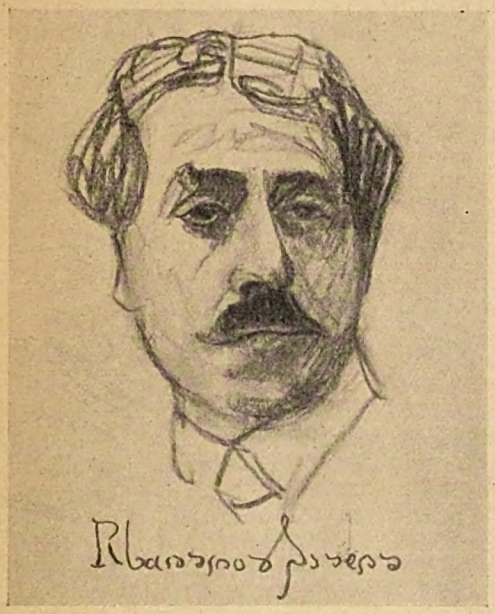
Zeichnung von Margret Brussot-Barden

von Literaten, Dichtern, Publizisten, Soziologen, Gelehrten beigetragen, die sich in schwersten Zeiten kampfesmutig um das Panier des Freisinns scharten. Von starkem Interesse ist es nun, daß in diesem streng katholischen Lande, wo es seit der großen Austreibung der glaubenstreuen Juden und Mauren im Jahre 1492 Andersgläubige überhaupt nicht gibt (von einer geringen Anzahl Protestanten abgesehen), daß da in der vordersten Front der Aufklärungskämpfer bzw. Republikaner dreierlei Bevölkerungstypen mit besonderer Vehemenz geistige Fehden ausfochten: Marannen, Morisken und Sepharden. (Sprechen doch auch die reaktionären Gegner des heutigen Regimes nachgerade von einer „Marannen-Regierung".) Seit mehr als vierhundert Jahren sind diese Marannen und Morisken im spanischen Volkstum aufgegangen (eine letzte Verjagung getaufter Mauren fand noch im Jahre 1610 statt), gleichwohl lassen sie durch Typus, Geistigkeit und Lebenstüchtigkeit ihre alte Rassenzugehörigkeit vielfach noch erkennen. Es ging ja den Kastiliern an der Wende des Mittelalters auch durchaus nicht gegen Mauren und Juden als Volk oder Rasse (war doch selbst Großinquisitor Torquemada jüdischer Abkunft); alle Verfolgung geschah vielmehr ausschließlich zu Ehren der römischen Kirche. Wer aber sich reumütig von seinem „Irrglauben" abkehrte — und das zu bewirken, galt als besonders gottgefälliges Werk —, der durfte verbleiben, Maure wie Jude. Diese Marannen und Morisken schwangen sich nachmals zur geistigen Elite des Landes auf und durchsetzten im Verlauf der Jahrhunderte den gesamten Hochadel, den hohen Klerus, Militär- und Beamtenkreise, Gelehrtenstand (Ärzteschaft usw.), Großindustrie und Hochfinanz. Juden aber, die sich als solche bekennen, leben auch heute noch kaum dreitausend im Lande. Was gleichwohl nicht hinderte, daß gerade Marannen und Sepharden in der Literatur, Publizistik und Wissenschaft die ersten Lanzen fürs Volksheil brachen, die gefährlichsten Präliminarscharmützel lieferten und oft genug zu Märtyrern ihrer Überzeugung wurden.

Zu den heftigsten Befehdern der Monarchie gehörten die Dichter Vicente Blasco Ibáñez und Miguel de Unamuno. Blasco Ibáñez, offenbar Maranne mit moriskem Bluteinschlag, war nicht allein Führer der spanischen Naturalisten im Roman. Hemmungsloser Freigeist von Jugend auf, betätigte er sich auch als fanatischer Republikaner, Anti-Klerikaler und Sozialist und mußte seine revolutionäre Gesinnung mehrfach mit Einkerkerung büßen. Seine Kämpfernatur blieb ungebrochen und von der politischen Arena aus eroberte er sich eigentlich erst die Literatur mit seiner Romanserie: „Novelas de rebeldia". Kämpfernaturen sind ja auch die Hauptgestalten seiner großen Romanwerke, mag man nun

Digitized by Google

„El intruso“ daraufhin betrachten oder „Sangre y arena“, „La catedral“, „Flor de mayo“, „La horda“ oder aber den Kolumbusroman „En busca del Gran Khan“. Im französischen Exil schrieb Blasco Ibáñez ein paar Jahre vor seinem Tode noch sein erbittertes Pamphlet gegen die Monarchie: „Alphonse XIII démasqué“. Miguel de Unamuno, dem man



Rafael Cansinos Assens

Zeichnung von Margret Brussot-Barden

nach seinem geistigen Habitus wie auch dem zweiten Familiennamen Yugo teilweise moriske oder marannische Abkunft beimißt, kämpfte als eifriger Republikaner seither in Wort und Schrift für Aufklärung, Geistes- und Gewissensfreiheit („Contra esto y aquello“, „Soliloquios y conversaciones“ usw.), besonders heftig in letzter Zeit auch gegen die kulturell rückständigen Institutionen des monarchischen Systems. Seine Aburteilung und Verbannung nach der Insel Fuerteventura sind ja noch in frischer Erinnerung, ebenso die abenteuerliche Flucht und seine kurz vor Ausbruch der Revolution schließlich erfolgte Rückkehr nach Spanien.

Einer der geistvollsten, tiefgründigsten Aufklärer unserer Zeit erstand den Spaniern in dem Kulturphilosophen José Ortega y Gasset, der mit seinen bedeutendsten Schriften nunmehr auch deutschen Lesern bekanntgemacht wurde.[1] Er verjagte die Nebel, die in vielen Köpfen seiner Landsleute von alters her spukten. Brachte Licht in die Düsternis. Kollektivistischer Denker, persönlich dabei ein Weltmann von Charme, hat er als Universitätsprofessor und zielbewußter Berater des Nachwuchses, im Kampfe gegen alle Kräfte der Zersetzung, den Wunsch nach Klarheit und Wahrheit unter die neue Jugend getragen. Er war es, der sie über die brennenden Probleme unseres Zeitalters aufgeklärt und sie im redlichen Kulturwillen beim Aufbau einer besseren Zukunft bestärkt hat. Dies sein vornehmlichstes Verdienst. Unter den Werken dieses großen Denkers mögen noch erwähnt sein die grundlegenden politischen Untersuchungen „Vieja y nueva politica“, sowie die Studien über die Ursachen des Verfalls seines Vaterlandes „España invertebrada“ und „Personas, obras, cosas“. Die von ihm herausgegebene Zeitschrift „Revista de Occidente“ stellt ein Forum des geistigen Fortschritts in Spanien dar. — Gedacht sei hier auch des genialen Publizisten Eduardo Ortega y Gasset, der während der Diktatur Primo de Riveras im französischen Exil, vereint mit Unamuno, sowohl dessen Regime wie auch die neu in Erscheinung tretende Vormachtstellung der Jesuiten in seinem regelmäßig nach Spanien eingeschmuggelten Kampfblatt erfolgreich befehdet hat. Manuel L. Ortega, dem Führer der Sepharden und Vorkämpfer für Spaniens Herrschaft in Marokko, dankt man eine Anzahl wertvoller Aufklärungsbücher wie „España en Marruecos“, „Los sefardies“, „Los hebreos en Marruecos“, schließlich eine Studie über den bekannten Volksführer „El doctor Pulido“.

Sepharde ist der Romancier, Essayist und Lyriker Rafael Cansinos Assens. Als Lyriker galt er lange hindurch als einer der einflußreichsten Vorkämpfer des Ultraismus, dem die Bewunderung einer zahlreichen Gefolgschaft gehörte. Seinen modernistischen Dichtungen eignet Schönheit, Wohlklang und Gemütstiefe, dazu der Bilderreichtum der Psalmen. Als Romancier schuf er zart empfundene, poesieverklärte Werke wie „En la tierra florida“, einen in Sevilla spielenden Roman, den Literatenroman „La huelga de los poetas“, den Junggesellenroman „El madrigal infinito“, den Liebesroman „La Madonna del carrousel“, den humoristischen Roman „El movimiento V. P.“ usw. Als Kritiker endlich schrieb Cansinos Assens zahlreiche Abhandlungen zum Ultraismus, Studien zur zeitgenössischen Literatur, wie das große vierteilige Werk „La nueva literatura“, ästhetische

Ernesto Giménez Caballero

Zeichnung von Margret Brussot-Barden

[1] José Ortega y Gasset: „Der Aufstand der Massen“, „Die Aufgabe unserer Zeit“, „Vom Einfluß der Frau auf die Geschichte“. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt.

Digitized by Google

Schriften wie „Etica y estética de los sexos", eine Monographie „España y los judios españoles", das von den zweieinhalb Millionen über alle Mittelmeerländer verstreuten Sepharden handelt, sozialpolitische und politische Aufsätze und vieles andere.

Auch Ernesto Giménez Caballero, der Führer der „Jüngsten", Ultraist seiner Einstellung nach, Kritiker, Essayist und Reiseschriftsteller ist Sepharde. Er wagte es unter der Diktatur Primo de Riveras, als die von seiner Jugendgruppe herausgegebene Literaturzeitschrift trotz ihres unpolitischen Inhalts das provokante Klischee „Zensuriert!" tragen mußte, viele hunderttausend Exemplare einfach parfümieren zu lassen, um regelmäßig zum Gaudium seiner Anhänger den spöttischen Vermerk: „Diese Nummer ist parfümiert!" aufdrucken lassen zu können. Solcher Mittel bedurfte es, nicht anders als einstens im Deutschland Metternichs, um die vollends lahmgelegte Idee des Freisinns bei den Massen wachzurütteln und aufrecht zu erhalten. Unter den Werken dieses Modernisten seien erwähnt: „Yo, inspector de alcantarillas", „Hércules jugando a los dados", „Julepe de menta", „Circuito imperial" usw. Auch sonst stand eine Anzahl Marannen und Sepharden im Vordertreffen des jüngsten Umsturzes, der rücksichtlich Weltanschauung dem Freisinn (Proklamation von Glaubens- und Gewissensfreiheit), Fortschritt und Kulturwillen zum Durchbruch verhalf (dokumentiert in dreitausend neuen Elementarschulen), literarisch den Ultraismus bzw. Modernismus zu Ehren brachte, in politischer Hinsicht aber die Republik.

Ein Kapitel Kulturgeschichte

Von Kurt Aram (Berlin)

Je mehr die Erde sich von dem wieder abringen läßt, was sie in ihrem Schoß seit Jahrtausenden vor völliger Vernichtung bewahrt hat, um so mehr bewahrheitet es sich, was noch vor kurzem auf das heftigste bestritten wurde, daß alte Mythen, Sagen, Legenden und Märchen irgendeinen geschichtlichen Kern enthalten. Die beste Anleitung, ihn herauszufinden, geben die Ausgrabungen, deren erste Anregungen man auf Napoleons Feldzug in Ägypten zurückführen kann. Nichts hat seit einem Jahrhundert Mythologie, Religionswissenschaften und Geschichte so verändert, und unseren Horizont so erweitert, wie die Archäologie durch ihre Grabungen. Das gilt gleichermaßen für bis vor kurzem noch völlig dunkle Zeiten germanischer und europäischer, wie ägyptischer, mexikanischer, mittelamerikanischer, babylonisch-chaldäischer und alttestamentlicher Vergangenheiten.

Wooleys Ausgrabungen in Ur in Chaldäa[1] brachten in siebenjähriger Arbeit mit englisch-amerikanischer Unterstützung ein erstaunliches Stück Kultur an den Tag aus altbabylonisch-sumerischer Zeit und damit auch aus den fernen Tagen Abrahams, wie es anschaulicher gar nicht vorgestellt werden kann. Und da die Ausgrabungen noch lange nicht zu Ende geführt sind, läßt sich von ihnen noch vieles erwarten.

Das Buch gibt zugleich auch ein besonders anschauliches Bild von der unendlich mühevollen und komplizierten Arbeit einer solchen Tätigkeit, weil es nicht nur die Resultate mitteilt, sondern auch jeden Schritt, der gemacht werden mußte, um nach vielen Enttäuschungen, durchsetzt von oft ganz unerwarteten Glücksfällen, zu ihnen zu gelangen. Das macht die Teilnahme des Lesers ganz anders rege und lebendig, als wenn er nur, wie es oft genug geschieht, die fertigen Ergebnisse mit den dazugehörigen gelehrten Kommentaren vorgesetzt bekäme.

Was an Kunst- und Kultgegenständen, an profaner und sakraler Architektur, sowie an Gegenständen gefunden wurde, die auf eine wahrlich nicht niedrige Stufe der Zivilisationsbedürfnisse deuten, das alles läßt unsere „Fortschritte", wenn wir von heutiger Technik, Mechanik und Sitte absehen, denn doch nicht so gewaltig erscheinen, wie man es noch vor einem Jahrhundert für selbstverständlich hielt. Diesen alten Kulturen gegenüber muß man nachgerade beträchtlich umlernen. Sie standen viel höher, als unsere Schulweisheit sich noch vor kurzem träumen ließ. Und die Frage, die für lange verstummt war, drängt sich auch diesen Ausgrabungen gegenüber wie bei so manchen anderen immer lauter auf: ob sich die menschliche Kultur seit den letzten zwei Jahrtausenden denn wirklich in so ungewöhnlich aufsteigender Linie bewegt, wie es immer noch in allen Schulen gelehrt wird? Wenn es mit den Ausgrabungen so weiter geht, dürfte eine Bewegung immer mehr Nahrung finden, die sich kurz, wenn auch mißverständlich als neuromantisch bezeichnen ließe. Man stiege dann nicht mehr ins Mittelalter hinab, sondern noch viel, viel tiefer in die Vergangenheit, um zu wirklich großen einheitlichen Kulturen zu gelangen, die offenbar einen so weiten Radius hatten wie in unseren Tagen nur die Zivilisation. Das ist nicht sentimentalisch gedacht, sondern ganz nüchtern aufklärend. Gerade der Fernblick auf solche Kulturen führt uns zu den Wurzeln und Quellen aller Kultur. Nicht an Hand irgendwelcher Abstraktionen, Konstruktionen und Systeme, sondern an Hand von Tatsachen, die sich genau so zuverlässig kundtun wie die Tatsachen, mit denen die exakten Naturwissenschaften arbeiten und experimentieren.

Es wird heute so viel von Weltanschauung geredet und um Weltanschauungen gekämpft und gestritten. Diese Kämpfe werden immer noch mit einem Rüstzeug ausgefochten, das im Material schon recht rostig geworden ist, und das seiner ganzen geistigen Struktur nach bestenfalls bis zu den Griechen reicht, wie sie uns etwa von Ilias und Odyssee an geläufig wurden, bis als erster Nietzsche einen schweren Stein in die ganze gebrechliche Herrlichkeit schleuderte. Die Archäologie gibt an Hand der Resultate ihrer Grabungen ein ganz anderes Rüstzeug für das Werden und Vergehen jeder Kultur, die des Namens würdig ist. Nicht um sie zu imitieren, was ein vergebliches Bemühen wäre, sondern um zu erkennen, worauf es ankommt.

Der nüchtern sachliche Bericht des Engländers Wooley über seine Grabungen, dem alles Weltanschauliche glücklicherweise

[1] „Ur und die Sintflut". Von C. Leonard Wooley. Sieben Jahre Ausgrabungen in Chaldäa, der Heimat Abrahams. Mit 92 Abbildungen, einer Karte und einem Plan von Ur. Leipzig 1930, F. A. Brockhaus. 137 S. Geb. M. 8,—.

Digitized by Google

ganz fern liegt, liefert dennoch auch dafür mehr zuverlässiges Material als jede scheinbar abgrundtiefe spekulative Philosophie der Gegenwart.
Nur daß er die Resultate seiner Grabungen mit der großen Flut, der Sintflut in Beziehung setzt, scheint mir nicht zutreffend zu sein. Jenes große Wasser der Indianer, die Sintflut der Bibel, des Berosos, des Gilgamesch und der anderen Sagen über dasselbe Ereignis, — es sind deren bisher aus allen Teilen der Erde weit über hundert gefunden worden —, ist mit der Flut, deren Wirkungen Wolley an seinen Grabungen feststellen konnte, schwerlich identisch. Es handelt sich da wohl nur um eine der nicht seltenen Zwischenfluten, denn das „große Wasser" muß aus geologischen und astronomischen Gründen viel weiter zurückdatiert werden.
Bis all die Früchte solcher Ausgrabungen und der mit ihnen verbundenen neuen Einsichten schulreif werden, dürfte noch einige Zeit vergehen. Wer jenseits aller Schul- und Universitätsbänke lebt, findet in Wolleys Buch eine erste, besonders nüchterne, nur Tatsachen gebende Anleitung zu ganz neuen Einsichten. — Der Verfasser selbst theoretisiert nirgends, was ihn heute, da jeder sofort mit einem fertigen System aufwartet, von dem aus er wertet, nur vertrauenswürdiger macht. Der nachdenkliche Leser mit offenen, vorurteilslosen Sinnen wird dabei um so nachdenklicher werden können. Ein erster Schritt auf dem Weg zu neuen Einsichten.

Union der festen Hand

Von Heinz Dietrich Kenter (Berlin)

Erik Reger: „Union der festen Hand." Roman einer Entwicklung. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin 1931.
F. C. Weiskopf: „Das Slawenlied." Roman. Gust. Kiepenheuer Verlag, Berlin 1931.
Friedrich Oppenheimer: „Sarajevo." Das Schicksal Europas. Roman. Phaidon-Verlag, Wien.
Felix Riemkasten: „Genossen." Brunnen-Verlag, Willy Bischoff, Berlin.
Eva Broido: „Wetterleuchten der Revolution." Der Bücherkreis, Berlin 1931.

Eigentümlich, was alles die Zeit durcheinanderweht. Einer beschreibt Sarajevo als das Schicksal Europas, ein anderer singt das Slawenlied — doch seine Tonart will dem prager Bürger nicht gefallen. Ein dritter bespöttelt das bourgeoise Leben der Parteisozialdemokraten. Eine vierte bringt revolutionäre Erinnerungen aus dem kaiserlichen Rußland, rückt aber, als Menschewistin, von den Bolschewisten ab. Ein fünfter endlich widmet seinen „Roman einer Entwicklung" dem deutschen Volk und führt in ihm dem interessierten und manchmal auch nicht schlecht erstaunten Leser das Ruhrgebiet vor Augen: Kapitalisten und Proletarier. Krieg. Revolution. Inflation. Wirtschaftskrisen. Ein enormer Umfang. Ein enormer Versuch. Eine enorme Leistung.
Erik Reger — dieser Name war durch Theaterkritiken, viele Aufsätze schon bekannt. Man wußte: er sitzt im Ruhrgebiet. Er wollte wohl auch, in Essen, das Ruhrtheater des arbeitenden Volkes gründen helfen. Nun: vom Theater handelt dieser Roman nicht. Er ist vielmehr so basiert auf Wirtschaftsfragen, auf dem ganzen ungeheueren Komplex von Fragen, die in der Zeit von 1918—1931 in diesem Gebiet aufgeworfen wurden und mehr noch unbeantwortet blieben, daß man sich erst einlesen, einleben muß in diese Welt der Industrie, die er schildert. Gestaltet.
Nicht immer. Manchmal bleibt der Stoff Masse der Mitteilung. Wird nicht Figur, Realität. Zum Beispiel da, wo die Industrie redet und handelt. Trotzdem: ein Komplex, der bis jetzt noch nie einer kritischen Untersuchung für nötig erachtet wurde, wird mit einer kalten, klaren, alle Zusammenhänge messerscharf aufdeckenden Ironie kritisch seziert.
Gezeigt wird: wie ein romantisches Kaisertum die Industrie zur „Waffenschmiede des Reiches" erhebt, nur, um der Verpflichtung weiterer Annäherung ledig zu sein. Gezeigt wird: wie eben diese Industrie nach dem Sturz des Kaiserreichs die kaiserlich deutsche Romantik unter anderen Vorzeichen übernimmt, um ihre sozialen Verpflichtungen gegen das Proletariat mit dem Bildungspathos der Vergangenheit auszugleichen und zu verschönen. Abläuft das ganze Filmband der Schlagworte! Mögen es die kaiserlichen sein, die von „Veteranen der Arbeit", „Opfern des Berufes", „Wohlfahrtszwecken" donnern. Oder die der Industrie, welche den Wirklichkeitsmenschen, die Erfüllungspolitik, das Arbeitsbeschaffungsprogramm, den Frontgeist der Frontgeneration, die Nationalisierung, den Rhythmus von Arbeit und Seele abwechselnd, und so wie es zur Wirtschaftskonjunktur paßt, als Parole ausgeben.
Es ist geradezu erstaunlich, zu sehen, wie die Lösung aller Wirtschaftsprobleme nicht aus der Beobachtung und aus der Erkenntnis der Wirklichkeit angestrebt wird, sondern wie eine unselige Zweiteilung in romantisierende Geistigkeit und in eine sehr diesseitige Brutalität des privatkapitalistischen Systems jede Entscheidung verzögert und hinausschiebt, ja — diese ganze Wirklichkeit verfälscht. Wie selbst das Proletariat, unsicher gemacht durch eine nicht durchgeführte Revolution und viele anderen Niederlagen während der letzten zehn Jahre, dieser verfälschten Wirklichkeit sich auszuliefern droht.
Und der Staat? Ja, machen Sie, verehrter Leser, Vorschläge, wie er sich verhalten soll, wenn ihm von der Industrie die Fabrikarbeit als ein metaphysischer Vorgang hingestellt wird. Wenn ein Finanzrat der Industrie sagen kann: „Vielleicht wird die Zeit kommen, wo auch die Gewerkschaften den Staatseingriff wegen seiner moralischen Gefahren ablehnen. Das Hineindrängen der Staatsgewalt zwischen die beiden sozialen Partner ertötet die wertvollsten Impulse zu einem Gemeinschaftsleben auf höherer sittlicher Grundlage, die Staatsgewalt aber wird dann am sichersten sein, wenn beide sozialen Gruppen zu ihr das Vertrauen haben dürfen, daß sie unabhängig über den Parteien steht." Was, auf solch höfliche Einladung zu völliger Neutralität in einem historischen Prozeß, der Aktion und Entscheidung aller Kräfte fordert, würden Sie raten zu tun? Vielleicht, um Ihren ratenden Einfall zu erleichtern, greifen Sie als Grundtenor Ihrer Ratschläge einen Gedanken auf, der auch in den Reihen der Industrie ausgesprochen wurde: „Wenn Dichten heißt: Ge-

Digitized by Google

richtstag halten über sich selbst, so heißt Wirtschaftsführen: Begnadigung üben an sich selbst."

Das Gespenst der klassisch-philosophischen Bildung, das selbst 1931 noch nicht zur Ruhe kommen kann, beschwert jede naive Spontaneität und Aktionskraft, ja die ganze unverbildete Frische des Lebens in Deutschland mit Zentnerlasten. Man bringt es in Deutschland auch jetzt, im zweiten Jahrzehnt der Republik, noch immer nicht fertig, mit einer Vergangenheit, die alle Wirklichkeit romantisch verfälschte, zu brechen. Man geht vielmehr — in dem Glauben, man habe die Vergangenheit überwunden, auch noch daran, das gesamte Gebiet politischer und wirtschaftlicher Fragen romantisch zu verfälschen und führt so die Vergangenheit konsequent weiter.

Am Anfang des Buchs — wohlgemerkt: noch besteht das Kaiserreich — will man „die Pflege des Zusammengehörigkeitsgefühls unter der Belegschaft und des Gedankens ihrer schicksalhaften Verbundenheit mit dem Werk".

Am Schluß des Buchs — 13 Jahre später, 13 Jahre der Republik — wird die „Ida", d. h. das Institut für deutsche Arbeitsbeseelung gegründet. Man eröffnet als geistiges Ziel „das Bekenntnis zum höchsten deutschen Menschen, der das Eigentum als Leben und seine Arbeit als Gottesdienst empfindet. Alle Wirtschaftsform — so heißt es weiter — sei Ausdruck einer Seelenform und die makrokosmische Seite bestehe in der gläubigen Kraft. — Noch nicht genug! Vielmehr: der Weltgeist zweckhafter Arbeit sei mit dem Nationalgeist zweckentbundener Schöpfung zu durchdringen, gegen die technische Überwelt sei eine bluthafte Volkheit zu setzen."

Wo — zwischen 1917 und 1931 liegt da der Unterschied? Wo — nach all den politischen und wirtschaftlichen Ereignissen, wie sie diese 13 Jahre dem deutschen Volk bis zur äußersten Belastung gebracht haben, die Entwicklung? Die Entwicklung??

Genug!

Ich glaube, die geistige Linie dieses Buchs klargelegt zu haben. Bleiben noch einige Worte für die Gestaltung. Ein Hinweis vor allem auf die dramatische Szene des Kaiserbesuchs im Risch-Zanderschen Werk. Ein Hinweis auf die großartigen Kapitel, in denen Reger das Proletariat, diese Umgebung, die Revolution, die Arbeit, Sterben, Hochzeit und viele bescheidene Feste beschreibt. Ein Hinweis auch auf die Kapitel über die Dopslaffstraße, die zum einfachsten, echtesten, eindringlichsten gehören, was je über Arbeiterviertel geschrieben wurde.

Ein Hinweis endlich und ganz besonders auf drei Szenen dieses Buchs, in denen Erik Reger absolut dichterisches Format erreicht. Ich meine als erste Szene das Telefongespräch des Generals Grußenbaum mit der Geschoßdreherei III, als zweite die Ermordung Friedrich Bilgenstocks durch Walkowiak, als letzte den Tod des alten Dopslaff, der, während er für ein Preisausschreiben Unfallmerksprüche dichtet, an Giftgasen erstickt. In allen drei Szenen wird durch ein seltsam starkes Ineinandergreifen von realem Vorgang und gewissermaßen ungreifbaren Wirkungen (ungreifbar, weil es bei dem Telefongespräch das Akustische des Telefons ist, welches erst später durch die reale Handlung belegt wird, weil es bei der Ermordung die Nebelstraße im Regen ist, weil es bei Dopslaffs Erstickung das unheimliche Ineinander von Verse machen und Vergasung ist) es wird also durch dieses Ineinander eine großartige Atmosphäre gestaltet, ein phantastisches Zugleich von seelischer und realer Wirkung, wie es — so eigenartig — selten ist.

Reger gelang ein Buch, auf das sich nicht jeder stürzen wird, weil es nicht verschlungen werden kann. Man muß dieses Buch langsam lesen, denn nicht der Stoff ist es, der die Wirkung bringt, sondern unter welchem Gesichtspunkt dieser Stoff geordnet und geformt ist. Ein Gesichtspunkt der Distanz, der klaren Einsicht und Voraussicht, der Aufklärung und Warnung.

Ich muß in diesem Zusammenhang nochmals auf Falladas „Bauern, Bomben, Bonzen" hinweisen, weil beide Romane die ersten großartigen Versuche sind, die deutsche Wirklichkeit, so wie sie sich phrasenlos, ungeschminkt und entsetzlich darstellt, zu gestalten. Weil Reger und Fallada für Deutschland das sind, was Upton Sinclair für Amerika ist. Weil sie beide auf dem Wege marschieren, den ich im Novemberheft 1928 unter „Achtung, Gas!" in der „Literatur" forderte.

Alles das fängt sich in einem einzigen Satz Regers, den ich noch anführen muß, weil er die geistige Gesamtsituation Deutschlands im 13. Jahre der Republik schlagend ausspricht: „Bergmannslos ... niemand bemerkte die Häufung, unter fünfzig Toten auf einmal gab es keinerlei Aufsehen mehr. All dies lag im Zug einer Zeit der moralischen Siege mit Superlativen. Deutschland hatte die schnellsten Schiffe, die heldischsten Ozeanflieger, den besten Roggenboden, die höchste Arbeitslosenziffer, die meisten Pleiten und die größten Skandale, und seine Hühner legten die frischsten Eier der Welt. Es war eine sonderbare Sucht, die kleinen Dinge ins Unendliche zu vergrößern, das Lächerliche zu überschreien und dafür das wahrhaft Große und Würdige der Nation zu zertrampeln."

Ecco!

Danach? Sehr stark „Das Slawenlied" von F. C. Weiskopf. Der zeigt, daß die junge tschechoslowakische Republik das alte Österreich noch immer im Leibe hat — wenn auch unter anderen Vorzeichen. Der weiter zeigt, daß der Sozialismus die Lösung und Gewährleistung für eine wahrhaft junge Republik ist. Der Roman hat Realität und bringt alles Dokumentarische ohne sachliche Erstarrung, er ist sogar mit melodischer Bildkraft eine glückliche Lösung, Romanhaftes und Dokumentarisches zusammenzubringen. Und berührt im Grundzug Erik Regers Buch: was in diesen 13 Jahren neugebackener europäischer Republiken geschah, das nicht den Methoden der Kaiserreiche ähnlich wäre?

Bei Friedrich Oppenheimers Roman „Sarajevo" läuft im Gegensatz zu Weiskopf das Romanhafte gänzlich unverbunden neben der aus Dokumenten belegten Abhandlung über die Vorereignisse her, die notwendig zu dem Mord von Sarajevo führen mußten. Manche interessanten Land- und Geschichtskenntnisse wiegen nicht eine Romanerfindung mit Reportagemischung auf, in der das Historische oft schwerfällig und alles Romanhafte konventionell bleibt.

Konventionell bleibt auch Riemkasten in seinen „Genossen". Und wenn er glaubt, satirisch die Atmosphäre der SPD als einer bourgeoisen geschildert zu haben, so sei vermerkt, daß alles Satirische nur dann gelingt, wenn es aus der Distanz zu der Welt, die man satirisch packen will, gestaltet ist. Aber Riemkasten steckt mitten unter den Menschen, die er glossiert. Deren Phrasen sind seine Phrasen. Deren gemütliches Republikanertum ist auch seines. Man lese das Buch von rückwärts. Man erfährt dann gleich, was Individual-Sozialismus ist.

Und wenn man in dem Buch der Broido liest, wie einmal, noch im zaristischen Rußland, eine Versammlung sich für sie, die Menschewistin, und nicht für Lenin entschieden habe, so

Digitized by Google

weiß man auch, daß die Broido Lenin nicht gerade freundlich gegenübersteht. Bei dieser Frau kommt die Schilderung ihrer Erlebnisse über eine einfache und unaufdringliche Vermittlung nicht hinaus. Sie ist ganz und gar ohne den geradezu großartigen politischen Geist der Figner, die in der Idee aufgeht, an ihr verbrennt. Die Broido macht auch mit, gewiß: sie leidet auch. Aber in ihrem Buch bleibt sie ebenso Frau, wie die Figner in dem ihrigen Symbol der Revolution wird.

Was kann man tun, da die Zeit so vieles durcheinanderweht? Nichts als dieses: die Gesetze der Wirklichkeit suchen, finden, untersuchen, realisieren.

Andlers Nietzsche

Von Oscar Levy (Wiesbaden)

Professor Andler erregt unseren Widerspruch durch folgende seiner Ansichten über Nietzsche:[1] 1. Daß dieser nur das schlecht zusammenhängende Werk Hegels fortgesetzt habe (S. 368), 2. daß Nietzsche mit seinem atheistischen „Christentum" nur ein Priester war und die weichherzige Liebe des heiligen Franziskus wieder entdeckt habe (S. 382), 3. daß seine Religion nur ein westlich gefärbter, „aktivierter" Buddhismus gewesen sei (S. IV der Einleitung), 4. daß sein Anspruch, durch sein Werk alle kommende Geschichte in zwei Hälften gespalten habe, nur theatralisch wirke (S. 386), 5. daß er im „Zarathustra" nur ein Wagnersches Werk geschaffen und selbst dieses in seinem späteren Leben verleugnet habe (S. 59), 6. daß er ebenso von seiner Willen-zur Machttheorie später abgekommen sei (S. 381). Über alles dieses können wir nur die Achseln zucken.

Dazu kommen Bemerkungen wie: „Nach 1870 bekannten die freiesten Geister der Deutschen Nation sich zu dem blinden Lebenswillen des Schopenhauerischen Irrationalismus" (S. 44), während doch gerade der Hegelsche Rationalismus, die unbewußte und verdummende Triebkraft der Bismarck-Zeit gewesen war. Noch schwerer wirkt die Behauptung Andlers, daß das Christentum keine jüdische Schöpfung gewesen und daß darum nicht das dekadente Israel zu belasten sei mit der Sklavenmoral, die uns bis auf den heutigen Tag beherrscht (S. 155). Damit wird gerade eine Kardinalidee Nietzsches geleugnet, und man fragt sich, warum Professor Andler über einen Mann, der ihm so wenig liegt, sechs große Bände von 2500 Druckseiten geschrieben hat. War es, um sein großes Wissen zu beweisen, von dem z. B. das Kapitel über die „ewige Wiederkunft", (dem Referent nicht gewachsen ist) Kunde gibt? Diese Belesenheit ist in der Tat bewundernswert, spielt aber, wie Bücherwissen meistens, dem Besitzer oft üble Streiche. Zusammenhänge werden da entdeckt, die keine sind: Nietzsche soll durch ein Buch von Paul Bourget sich über Frankreich aufgeklärt haben (S. 252); er hätte mit Zola (der „Freude am Stinken" in Nietzsches Diktionär) manches „gemein" gehabt; Vorwürfe werden gemacht, die nicht stimmen: Er hätte mit Unrecht sich über Victor Hugo und seine Wortkatarakte belustigt, und ganz grundlos die französische Romantik abgelehnt, da er doch „mit demselben ruinierten Nervensystem gezeichnet war" (S. 259)... Nietzsche mag, so ist hier einzuwenden, ein sehr dekadentes Nervensystem gehabt haben: daß er dieses erkannte, ist sein Verdienst, gegenüber den Wagner, Hugo, Baudelaire und Delacroix: aus dieser Erkenntnis heraus stammt seine Vorliebe für gesündere, skeptischere, erdentreuere Autoren, wie Stendhal, Mérimée, Gobineau.

Auf sicherem Boden ist der Verfasser, wenn er den Zusammenhang Gobineaus mit Nietzsche betont: dank der falschen Interpretation des französischen Grafen durch Wagner und unsere Nationalisten wird dieser in Deutschland leicht übersehen. Richtig gesehen, allerdings auch nicht zu übersehen, sind die Beziehungen Nietzsches zu den französischen Moralisten, die der Umwerter, wie Andler richtig bemerkt, vertieft hat. Wir geben dem Autor auch gerne zu, daß Nietzsche im Weltkrieg die Niederlage Deutschlands gewünscht haben würde (S. 331). Ebenso gestehen wir offen ein, daß die Nietzsche-Gemeinde Vorkriegsdeutschlands — NB. unter Führung der nicht zu charakterfesten Nietzsche-Familie —, ihren Heros schwarz-weiß-rot angestrichen und als Tyrtaeus für den Kreuzzug von 1914 verwendet habe... Aber hätte er dem demokratischen Frankreich den Sieg gewünscht? Dieses Frankreich ist aus der französischen Revolution entstanden, die Nietzsche bekanntlich als „christlich" abgelehnt hat. Andler meint, Nietzsche habe sich dabei auf Taine und Sybel gestützt, die aber „in den letzten 50 Jahren überholt" seien. Die „rückwärtigen Verbindungen" Nietzsches kamen aber auch hier, ebenso wie in den Fällen Bourget und Zola, aus seinem eigenen, sehr aristokratischen Herzen, das der „brigandage philosophique", wie H. Taine die französische Revolution nannte, zeitlebens abgeneigt blieb, ganz wie dasjenige Goethes.

Goethe, Schiller und Nietzsche werden aber von Andler entschuldigt: ihre Abneigung gegen die Revolution sei darauf zurückzuführen, daß sie „nicht das Glück gehabt hätten, in einer großen Demokratie zu leben", überhaupt sei die „inculture politique" dieser großen Deutschen aus ihrem mangelhaften Milieu zu erklären (S. 209)... Das Unpolitische der großen Deutschen ist aber ihr Verdienst, das nur Patrioten anzweifeln können... Andler schreibt vom Standpunkt des französischen Links-Patriotismus, der ebenso verdammenswürdig ist, wie der deutsche Hurra-Patriotismus, der seinerzeit Zarathustra mit Fichte verwechselte. Zur Entschuldigung des Autors sei hier angeführt, daß er Professor an der Sorbonne war, und daß diese, wie überhaupt die Universitäten ganz Frankreichs, ebenso links stehen, wie die deutschen meist rechts. Nietzsche stand aber weder links noch rechts, auch nicht in der Mitte, sondern jenseits von links und rechts. Er deutet in die Zukunft und darf vom Heute nicht leichtfertig mit politischer oder nationaler Elle gemessen werden. Wer dieses dennoch tut, kann nur ein zweideutiges, nach Priester- und Professorenart überall hinschielendes Buch schreiben.

Und dennoch wollen wir dem französischen Professor dieses große Werk um des kleinen Schlußsatzes wegen vergeben: „Der demütige Historiker schrieb es, um Nietzsche zu einer Wirkung zu verhelfen, die noch nicht begonnen hat." Ainsi soit-il!

[1] Charles Andler, ancien professeur à la faculté des lettres de l'Université de Paris, professeur au Collège de France. — Gesamttitel: „Nietzsche, sa vie et sa pensée." Sechster Band: La dernière philosophie de Nietzsche. Le renouvellement de toutes les valeurs. — Paris, Editions Bossard, 1931.

Digitized by Google

Proben und Stücke

Aus: „Der Zentaur". Roman von Frank Thieß

(J. Engelhorns Nachf., Stuttgart)

Epilog

Der Saal verdunkelt sich. Der Film läuft.

Alljährlich werden Hunderttausende von polnischen Arbeitern auf deutsche Güter geholt, um bei der Landwirtschaft zu helfen. Sie strömen im Herbst zurück in ihre Heimat, deutsches Geld in der Tasche, deutsches Geld für eine Nation, die zäh und raubgierig an unseren Grenzen frißt. Und nun taucht auf der Leinwand eine Siedlung auf, Hütten, Heideland, ein Gewimmel junger Menschen aus allen Ständen, allen Kreisen, Grafensöhne, entlassene Arbeiter, Bäckerlehrlinge, Studenten, Bankbeamte, großstadtmüde, stellenlose, arbeitswillige Jugend. Es sind „Artamanen", die in Gärtnerei und Landwirtschaft unterwiesen werden, ehe sie sich auf jene Güter verteilen, die freiwillige Landarbeiter einstellen. Jungen, die, blaß von Büroluft, ein bißchen ratlos noch in der windigen Märzsonne stehen. Bauernsöhne, die aus kinderreichen Höfen stammen, ein Handwerk gelernt haben, arbeitslos sind und zur Scholle zurückwollen. Unterschiedliche Gesichter und Menschen, alle von der gleichen Lust beseelt, den Asphaltboden zu verlassen, in Acker und Wald zu schaffen und eines Tages ihr eigenes Haus, ihr eigenes Feld zu haben.

Dann sieht man Zahlen und Striche über die Leinwand laufen: statistische Gruppen fließen zu Blöcken zusammen und zeigen, wieviel Gutsbetrieb es in Deutschland gibt, wieviel tote Güter, wieviel unbebautes Land, wieviel schwach bebautes Land. Wieviel überflüssige Schweine und die Wertmenge dessen, was die Schweine verfressen. Wieviel Menschen, die hungern, wieviel Arbeitslose, die dem Staat Hunderte von Millionen kosten. Wieviel das Land hergeben kann bei rationeller Bebauung, wieviel das Land heute hergibt. Und es endet mit dem Worte:

Habt den Mut, wieder arm zu sein!

Nun aber ist ein Schloß zu sehen und ein reiches Mädchen, schön, jung, nichtstuend. Sie hat allerlei Pläne, nicht Klavier spielen, nicht Malen, nicht Heiraten, sondern Fliegen lernen. Und nicht Motorflug, sondern Segelflug. Sie fährt täglich zu den Segelflugübungen am Ith, sie verliebt sich ein wenig in einen der lustigen Piloten, nicht viel, nur eben so zur Unterhaltung. Sie fliegt mit ihm, zeigt Sportgeist, ihre Angst verbirgt sie unter Gelächter, es geht alles nach Wunsch, viel lernen tut sie nicht, doch genug, um sich bewundern zu lassen. Was aber die Flieger leisten, ist Frucht schwerer Arbeit. Man sieht sie in ihren Werkstätten und Maschinen, man ahnt die Gefahr und den Ernst. Aber was das Mädchen tut, ist Spiel. Sie merkt es selbst eines Tages, sie schämt sich; fährt heim. Und auf der Heimfahrt gibt es eine Panne. Da zeigt sich wieder, daß sie selber nichts kann, aber ein paar Landarbeiter ziehen vorüber, unsere Artamanen. Einer bleibt stehen, er sieht in zwei Minuten, was los ist. Er legt sich unter den Wagen, schraubt, schmiert, bringt ihn auf die Beine, grüßt und geht davon. Das gibt eine hübsche Szene, dieser Hochsommerabend, im Tal der glitzernde Fluß. Und die vier laufen zum Wasser und baden sich den Tennenstaub vom Körper. Aber das Mädchen auf der Höhe rührt sich nicht. Sie winken ihr lachend zu; da steigt sie ein und saust davon. Doch nächsten Tages ist sie wieder da. Und wieder kommen die Jungen von der Landarbeit und sie sprechen miteinander, und während die Kameraden unten in den Fluß springen, erzählt er ihr oben etwas Merkwürdiges, die Sage vom zweiten Deutschland. Das eine ist das Deutschland der Politik, der Wirtschaft, der Gesellschaft, der Presse, das Deutschland, von dem in der Zeitung steht. Das andere aber ist ein werdendes, wogendes, noch nicht geformtes Deutschland, ist eine Jugend, die auf Wanderarbeit durchs Land zieht, keine Klassen mehr kennt und keinen Hochmut, nichts hat als ihre Hände, ihren Kopf, ihren Willen. Was für einen Willen? Das läßt sich einem reichen jungen Mädchen schlecht sagen: „natio" heißt das, was geboren wurde. Denn es ist schon geboren, aber es muß jetzt aufgezogen werden, und dahin geht ihr Wille: die Nation zu schaffen, ein Volk, das sich als unzerstörbare Einheit fühlt und für das die Stände und Bildungsschichten nur Mittel der sozialen Ordnung, nicht der Wertung sind. Die Artamanen aber sind eine der ersten Zellen in diesem neuen nationalen Körper. In ihr vereinigen sich Jünglinge und Mädchen aus allen Kreisen in einem einzigen großen Entschluß: wieder von vorn anzufangen in Armut, Entsagung und natürlichem Leben und wieder einen Glauben zu haben und sich zu mühen auf deutscher Erde.

Das gibt eine hübsche Szene, die zwei Menschen im Licht der abendlichen Landschaft, der Bursche etwas zerzaust, aber offenen Gesichts; und seine Worte gehen in ihr auf. Sie kehrt heim. Da ist die große Gesellschaft, da sind die Herren und die Damen und keiner weiß, was Deutschland in Wahrheit ist. In ihr aber wird die Sehnsucht, dieses Deutschland kennen zu lernen, immer heftiger. Sie bittet den Werkstudenten, er möge sie einmal besuchen. Er kommt, aber er kommt natürlich gerade mitten unter die feinen Leute. Was ist zu tun? Er war Student, jetzt ist er Knecht. Soll er sich darum groß herrichten? Sie denkt auch nicht daran sich seiner zu schämen, sie vergißt die anderen und hebt an, ihn auszufragen, wie lange er wandere, was er vordem getrieben. Da gleiten die Bilder seiner Erzählung vorüber, die Gesichter der Teegäste werden länger und verwirrter, Teufel, der Junge weiß sich nicht zu benehmen. Die Gebildeten stehen auf, einer nach dem anderen, und so sitzen sie schließlich beide allein auf der Terrasse, lachen und sehen sich an. Was der Student erzählte, war keine gute Unterhaltung, weniger als das, wortlose Anklage, Revolte, und brannte, man weiß nicht wie, in einem unsichtbaren Feuer; doch das Feuer schlich sich unter die Sitze der Zuhörer und so kam es, daß sie aufsprangen und glaubten, schon verbrannt zu sein, ehe noch eine wirkliche Flamme sie berührt hatte. Es war Torndyks Leben, was da erzählt wurde. Kein Leben für die gute Gesellschaft, sondern ein Stück Leben deutscher Jugend, die von dem fanatischen Trieb besessen ist, aus ihrem zerfallenden, irrenden, verkauften Lande eine Nation zu machen. Da knallen die M. G.s. gegen den Polen, der Grenzen verschiebt und Abstimmungen fälscht, da wälzt ein Guerillakrieg seine blutige Spur über Felder. Da entstehen Bünde, Büros, Organisationen, da fliegen im besetzten Gebiet französische Züge von den Schienen, da geht ein Mann durch die deutschen Elendsgebiete, in Franken, im Erzgebirge, in Oberschlesien, spricht

Digitized by Google

mit verhungerten Jungen und Mädels und es fällt das Wort vom weißen „Kommunismus", ein eisiges, scharfes, undeutliches Wort, darin sich nationaler Wille und soziales Bewußtsein wie zwei Metalle in ungeheuerer Temperatur verbinden. Und plötzlich erhält diese Jugend ein anderes Gesicht. Sie lacht nicht mehr, spielt nicht mehr, zieht nicht mehr singend durchs große Tor in die Welt, sondern sie wartet und arbeitet. Der junge Mensch erzählt von Studenten und Studentinnen. Man sieht sie in ihren Baracken, auf ihren Matratzen, beim Abendessen, zwischen Büchern. Man sieht heiße Augen, gespannte, klare Gesichter; Gesichter ohne Haß, sehr ruhig, wissend und bereit. Johannas Antlitz taucht auf, Johannas Augen brennen in den dunklen Saal. Keiner kennt sie, aber dieser Teil des Films ist ihr Werk und es ist in seiner furchtbaren Stummheit ein Film, der in die taubsten Ohren schlägt.

Der Student wird Landarbeiter. Er wird es jedes Jahr, denn aus dem Acker holt er sich die Kraft zur großen Geduld. Und er steht vor ihr, lächelt sie an. Aber das junge Mädchen lächelt nicht mehr. Vor ihren Augen wurde eine Art Haut wie mit einem Operationsmesser durchschnitten. Sie hat die Unfruchtbarkeit der Schicht erkannt, darin sie lebt. Ein Entschluß ist da.

Der Student wird entlassen. Sein Dasein hat am Schlaf des Bürgers gerührt. Er geht, aber das Mädchen folgt ihm. Und so wandern sie durch Deutschland und suchen Arbeit. Sie lernt am eigenen Leibe, was Armut ist, denn sie verließ ihr Schloß, ihr weiches Bett, ihr Automobil, ihr Geld, ihre Zofe. Das heißt: sie wird jetzt erst ins Leben hinein geboren. Ihr geht es verdammt sauer von der Hand. Was waren das für dumme Spiele mit den Fliegern! Und sie hatte sich eingebildet, etwas zu leisten. Nun ist das Leben zornig geworden und beißend wie Frost. Aber es gibt auf seinem Grunde einen Zauber der Kameradschaft, der das härteste Lager federt. Es gibt guten Hunger und wunderbare Müdigkeit und nachts süße Träume, die aussprechen, was die Lippen nie aussprechen würden. So kommt der Herbst, sie wandern in die Städte. Er findet in einer Werft, als Auslader, dann Entlassung, nichts mehr. Der Film hat sein Lachen verloren. Er wird hart und härter in den Gegensätzen. Es ist Winter. Die gute Gesellschaft fliegt auf Skiern sonnige Hänge hinab. Die zwei ziehen ins Ruhrgebiet. Er in den Kohlenschacht, sie wohnt in einem winzigen Zimmer, studiert, fängt an zu lernen, zu begreifen, was dies ist: Wirtschaft, Arbeit, Kapital, Geld. Und was sie lernt, das lebt er. Aber ihre Arbeit und sein Leben fallen nicht auseinander, sondern zusammen. Und auch die zwei Menschen fallen zusammen, werden eins, schweigen und lieben sich.

Ist dies das Ende? Das Ende ist der Beginn auf anderer Ebene. Die getrennten Schichten des Volkes, im gleichen Geschick gehärtet, vereinigen sich. Der Proletarier ahnt die gleiche Not beim hungernden Studenten. Der Bauer entsinnt sich der uralten großen Aufgabe, Ernährer des Volkes zu sein. Und während die Bilder das Einzelschicksal der zwei Menschen zu gutem Ende führen, sind sie zugleich erregend verknüpft mit dem Schicksal des Volkes. Wie eine lebendige Photomontage schiebt es sich durch die Hintergründe zu einem unbekannten Ziel. Sie marschieren wie Soldaten, aber es sind nicht Soldaten. Sie stampfen bergan wie gläubige Scharen, aber es ist keine Prozession. Es scheint, als bräche ein Volksstamm langsam auf aus einem Schlafe. Als stoße er im erlöschenden Traume gegen eine Wirklichkeit und erfülle die Wirklichkeit mit seinem Traum, wie Gewölk ein Gebirge erfüllt; ja, als bewege sich der Acker unter den Schritten der Unzählbaren, als dröhne das Meer erwachend gegen die Küsten, als stiege die Temperatur, als spanne sich die Erde zu einer Geburt. Und es ist die Erde eines Volkes, das bereit ist, endlich sich selber zu gebären.

Der Saal erhellt sich.

Der Film wird verboten.

Aus: „Die Frau aus Andros" von Thornton Wilder

(E. P. Tal & Co., Verlag, Wien)

Es währte nicht lange, und der Schmerz in der Seite setzte sich fest und ließ nicht mehr nach, und Chrysis wußte, daß ihr Leben sich dem Ende näherte. Sie blieb in ihrem Bett, und ihr Denken klammerte sich nicht mehr an die Umwelt. Nun, da ihr Mut vom Schmerz unterwühlt wurde, wagte sie nicht, sich zu fragen, ob sie ungeliebt, verworren und sinnlos gelebt habe und nun auch so sterbe. Von Zeit zu Zeit spähte sie in ihre Seele, um festzustellen, wie ihr Glaube an ein Leben nach dem Tode aussehe und welches seine Urteilssprüche oder Glücksbotschaften seien. Aber das erschöpfendste aller unserer Abenteuer ist die Wanderung durch die langen Gänge unseres Denkens zu den weiten Hallen, wo der Glaube thront. Sie beschied sich mit der Erinnerung an gewisse Augenblicke, da eine Ahnung sie getröstet hatte, und sie stillte ihr Herz mit Wiegenliedern aus Andros und mit Bruchstücken aus den Tragikern. Sie sparte ihre Kräfte auf, um ein letztes Verlangen zu erfüllen, eines, das Menschen eines späteren Zeitalters vielleicht unwesentlich erscheinen mag. Ihr Geist war von formenstrengen Dichtungen gebildet worden, von Epen und Oden, von Tragödien und heroischen Lebensbeschreibungen, und dieser Lesestoff hatte sie mit dem Wahn durchtränkt, daß man in edler Haltung sterben solle; und bei solch hohem Bemühen spielte sogar die Erhaltung ihrer Schönheit eine Rolle. Der einzige Schrecken, den diese Welt noch für sie hatte, war der Gedanke, daß sie sie unter Schmerzensschreien, zerrissenen Gemüts und mit verzerrten Zügen verlassen könnte.

Auf der Insel verbreitete sich die Kunde, daß die Andrierin ernstlich krank sei. Die jungen Männer, die ihre Gäste gewesen waren, fanden sich nicht zurecht zwischen dem Hohn ihrer Mütter und der Achtung, die Chrysis ihnen selbst eingeflößt hatte, aber manche brachten scheue Gaben von Wein und Käse zu ihrer Tür. Für solch kurze Besuche erhob sie sich auf einen Ellenbogen und trachtete, ihre wortgewandte Unbefangenheit wiederzugewinnen. Aber die meisten jungen Männer blieben weg; es erforderte einen reiferen Geist, als sie aufbringen konnten, ihre Erinnerungen an sinnliche Freuden und die einer Sterbenden schuldige Ehrfurcht in Einklang zu bringen.

Pamphilos hatte andere Gründe für sein Fernbleiben. Es schien immer unwahrscheinlicher, daß man ihm erlauben würde, Glykerion zu heiraten. Aber eines Tages erschien er vor Chrysis' Haus und verlangte, sie zu sprechen. Er durchschritt den Hof und bahnte sich seinen Weg durch ihre bunt zusammengewürfelten und verzagten Schützlinge, und sein Blick fiel auf Glykerion. Sie saß neben Philokles vor der

Digitized by Google

Tür ihrer Schwester, schweigend und ohne Hoffnung. Pamphilos ließ sich für einen Augenblick vor ihr auf ein Knie nieder und ergriff ihre Hand. „Fürchte dich nicht", sagte er mit leiser Stimme. „Es wird dir nichts Schlimmes zustoßen." Seine Worte flößten ihr keinen Mut ein; sie hob den Blick und forschte in seinem Gesicht. Ihre Lippen bebten, aber es kamen keine Worte über sie, und ihre Augen wandten sich wieder zu Boden. Pamphilos schritt weiter und betrat die Kammer, wo Chrysis lag; einen Augenblick lang konnte er in der Dunkelheit nichts unterscheiden. Alsbald jedoch gewahrte er den Priester des Asklepios und Apollon, der sich in einem Winkel über ein Feuerbecken neigte; und schließlich sah er Chrysis ihm vom Bette ernst entgegenlächeln. Schweigend setzte er sich neben sie; ein jedes wartete, daß das andere beginne.

„Es tut mir leid, uns allen tut es leid, Chrysis", sagte er endlich, „zu hören, daß du so krank gewesen bist."

„Danke, Pamphilos. Ich danke ihnen allen."

„Es ... es hat so viel geregnet. Wenn die Sonne wieder scheint, wirst du dich sogleich besser fühlen."

„Ja, es war immer der Sonnenschein, der mir am besten getan hat. — Ihr seid alle gesund auf eurem Landgut?"

„Ja, die Götter seien bedankt!"

„Die Götter seien bedankt! — Ich werde nie eine Gunst vergessen, die dein Vater mir erwies."

Pamphilos war starr vor Erstaunen. „Mein Vater?"

„Oh, vergib mir! ... Ich erinnere mich nun, daß ich ihm versprach, es dir gegenüber nicht zu erwähnen. Oh, meine Krankheit ließ mich das vergessen. Ich schäme mich, ich schäme mich. Aber nun sollte ich wohl lieber hinzufügen, daß es ein kleiner Auftrag war, den er durch eines seiner Schiffe in Andros für mich besorgen ließ. Ich möchte nicht, daß er glaube, ich sei meinem Versprechen untreu geworden. Ich bitte dich inständig, ihm nicht zu sagen, daß ich dir davon sprach."

„Gewiß, ich werde es ihm nicht sagen, Chrysis."

Es entstand ein neuerliches Schweigen zwischen ihnen, während dessen Chrysis in ihrem Selbstvorwurf die kraftlosen Hände schwächlich auf die Bettdecke preßte.

„Ja", sagte Pamphilos, „wenn es erst mehr Sonnenschein geben wird, wirst du dich sogleich besser fühlen. Der Himmel war so lange bedeckt. Ich kann mich gar nicht erinnern, wann er es je für so lange Zeit war."

Innerlich schrien sie beide: „Wie sollen wir je aus all dem herausfinden?"

„Wir haben die Gastmähler sehr vermißt. Ich möchte dir nochmals sagen, Chrysis, wie sehr sie mich entzückten. Ich habe mich schon auf das nächste gefreut, wo du uns ich weiß nicht mehr welches Stück vortragen wolltest."

„Es hätte der ‚Jon' des Euripides sein sollen."

„Ja."

„Der da", sagte Chrysis mit einem lächelnden Blick nach dem Priester, „der ist mein Jon."

Aber die Worte waren vielleicht schlecht gewählt. Sie glaubte, den Priester die Stirne runzeln zu sehen, während er sich über seine Verrichtung neigte. „Vergib mir", sagte sie hastig zu ihm, „wenn ich dich kränkte. Ich habe es nicht böse gemeint."

Aber die Tränen rollten ihr über die Wangen. „Das Leben, Pamphilos", hauchte sie, „ist voller Irrtümer, aber das Unrecht, das wir denen zufügen, die wir lieben und ehren, ist mehr, als sich ertragen läßt." Der Priester trat an die andere Seite des Bettes und rückte die Kissen zurecht; er flüsterte ihr einige Worte ins Ohr und kehrte zu seinem Kohlenbecken zurück.

„Mache ich dich müde?" fragte Pamphilos.

„Nein, nein. Ich bin sehr froh, daß du gekommen bist." Bei sich dachte sie: Die Zeit verrinnt, und was reden wir da! Gibt es nichts im Herzen Empfundenes, das ich ihm sagen könnte, nichts zur Erinnerung für ihn und mich?" Aber sie mißtraute dem Gefühl, das ihr Herz erfüllte. Es war vielleicht bloß Aufregung und Schmerz; oder eine verschwommene falsche Gemütsbewegung. Es war vermutlich das Beste, sich stoisch zu verhalten; tapfer zu sein und zu schweigen; oder von alltäglichen Dingen zu reden. Oder war es eine größere Tapferkeit, diese Scham zu überwinden und auszusprechen, was für abgebrauchte Worte auch immer das Herz einem eingäbe? Was war das Rechte?

Pamphilos dachte: Sie stirbt. Was kann ich ihr sagen? Aber ich war nie imstande meine Worte richtig zu setzen. Ich bin ein stumpfer Geselle. Ich bin ihr nichts als ein Mann, der ihre Schwester verführt hat. Und mit leiser Stimme sagte er: „Ich werde Glykerion heiraten, wenn ich kann, Chrysis. Auf alle Fälle kannst du gewiß sein, daß ihr nichts Böses widerfahren wird."

„Obgleich ich sie sehr liebe", erwiderte Chrysis, die nur mit großer Schwierigkeit Worte fand, „werde ich dich nicht mahnen. Ich ... ich glaube nicht länger, daß das, was uns widerfährt, von Wichtigkeit ist. Du wirst Glykerion heiraten oder eine andere. Die Jahre löschen das alles. Es ist das Leben im Geiste, das wichtig ist."

„Ich werde für sie tun, was ich kann."

„Du brauchst bloß ohne Furcht, ohne Zweifel, dir selbst treu zu sein, Pamphilos."

„Chrysis, du wirst mir verzeihen, daß ich bei den Gastmählern so wenig zu dir sprach ... und am fernsten Ende gesessen habe. Es geschah nicht, weil ich dich nicht achtete. Ich kann nicht reden, wie die anderen es können. Ich bin nur ein Zuhörer. Auch jetzt kann ich nicht sagen, was ich meine. Aber ich folgte allem, was du sagtest."

Der Schmerz in Chrysis' Seite wurde fast unerträglich. „O Freund", sagte sie, „sei nicht kleinmütig! All dies ist nicht so unbefriedigend ... so zusammenhanglos, wie es zu sein scheint." Der Priester hatte sie beobachtet; sie machte ihm ein leichtes Zeichen. „Ich will nicht, daß du weggehst", fuhr sie, zu Pamphilos gewendet, fort, „aber es ist am besten wenn ich nun schlafe." Und dann, sich auf den Ellenbogen aufstützend, hauchte sie qualvoll: „Vielleicht werden wir einander irgendwo jenseits des Lebens wiedersehen, wenn all diese Schmerzen von uns genommen sein werden. Ich glaube, die Götter haben noch irgendein Wunder für uns bereit. Aber wenn wir einander nicht wiedersehen, laß mich dir jetzt sagen ..." ihre Hände öffneten und schlossen sich auf dem Laken, das sie bedeckte, „... ich möchte jemand sagen, daß ich das Schlimmste erlebte, das die Welt mir antun kann, und daß ich dennoch die Welt und alles Leben preise. Alles was ist, ist gut. Erinnere dich eines Tages, erinnere dich meiner als einer Frau, die alles liebte und alle Dinge von den Göttern hinnahm, die lichten und die dunklen — und tue du ein Gleiches. Lebewohl!"

Digitized by Google

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Friedrich Gundolf

„Mit 51 Jahren und mit einem so reichen, von Schöpferdrang beschwingten Werk mußte Friedrich Gundolf am Sonntagmorgen von der Welt und Heidelberg, ‚dem Himmelreich seiner Seele', scheiden.

Das Schicksal hat ihm vergönnt, den Schlußpunkt hinter sein großes, schwieriges und ernstschönes Shakespeare-Werk zu setzen. Niemand wird das letzte ‚Sturm'-Kapitel ohne ergriffenen Blick auf Gundolf lesen, denn wenn es das tiefste, die Endesgestalt Shakespeares enthaltende Kapitel ist, so doch nur darum, weil es ein Geistergruß, des bald Entrückten und Scheidenden ist, der die Welt der Wirklichkeit als Schemen, das Menschentreiben als unwesenhaften Traumstoff erkennt.

Gundolfs Werk ist ein großes Vermächtnis. Sein Schöpfer ist allen denen unvergeßlich, die ihn und seinen so reinen, in Strenge und Güte waltenden Geist kennen und lieben lernten." Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1346).

„Von dem privaten Menschen Gundolf konnten eigentlich nur die überrascht sein, die sich geistige Zucht nur als Kampf oder Pose vorstellen können. Gundolf war persönlich das Gegenteil eines feierlichen Hierophanten, vielmehr einer der harmlosesten, gütigsten Menschen von einer rührenden Hilfsbereitschaft, bescheiden bis zur Befangenheit, ausgelassen bis zur Jungenhaftigkeit, dabei unerschöpflich im Witz jeder Rangordnung von der Geistreichigkeit bis zum Kalauer, ein Virtuos des Schüttelreims, ein keineswegs nur platonischer Verehrer Wilhelm Buschs und seiner Muse, unzugänglich nur für das Geschmeiß von Neugierigen, Schmarotzern und Imitationstalenten, das sich in seine Nähe drängte. Nie konnte man ihn so verächtlich sehen, als wenn er von seinen ‚Nachtretern' sprach. Sonst war er ungelenk in der Unterhaltung, aber von einem lebendigen Mitteilungsbedürfnis, das vom Zuhörer nichts erwartete als einen gelegentlichen fördernden Einwurf, um im unvermittelten Umschlag vom ausgelassensten Dalbern mit einem schlechthin genialen Einfall eine ganze Kultur zu erhellen, eine Gestalt zu umreißen oder eine ganze Lebensphilosophie zusammenzufassen. Und das in seiner heimatlich-darmstädtisch gefärbten Sprache, die in Wortschatz und Tonfall so charakteristisch war für seine Scheu vor jedem falschen Pathos. Und so war seine Heldenverehrung alles andere als ein gesellschaftlicher oder intellektueller Snobismus, sondern ein schlichtes, geradezu kindliches Gemütsbedürfnis, eine Art naiver Frömmigkeit, die sich in ihrer Welt wie in einer selbstverständlichen Wirklichkeit bewegte, und sich wie jede gesunde Frömmigkeit mit einer geradezu sinnlichen Zärtlichkeit an ihren Spuren und Zeugnissen: Bilder und Bücher heftete." Richard Alewyn (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 162).

„Das höchste Menschliche verehrte Gundolf als Göttliches, denn dieses wollte und konnte er nicht außermenschlich denken. Dadurch war seine Haltung zur Geschichte bestimmt: ihn sprach die Vergangenheit nicht

Friedrich Gundolf
Zeichnung von B. F. Dolbin

an als fesselnder Ablauf von Völkerschicksalen, oder als Entwicklung irgendwelcher Prinzipien wie Hegel, nicht die Einheit, Lebens- und Geistfülle einer großen Epoche wie Jakob Burckhardt, ihn, Gundolf, zog am Vergangenen einzig das Unvergängliche an, das Ewige, stets Wiederkehrende: er sah und glaubte es mit inniger Kraft im großen Täter, im großen Dichter. ‚Die Verehrung großer Menschen ist entweder religiös oder sie ist wertlos.' Diese Art der dem Menschen zugewandten Religiosität hat etwas Plutarchisches, als eine antike und dauernde Haltung hat sie seit jeher und für immer

Digitized by Google

etwas Verehrungswürdiges, wie sie selber aus der Reinheit der Verehrung stammt. Das gilt auch für Epochen, in denen die Massenschicksale so dramatisch in Erscheinung treten, daß das Einzelgeschick daneben an Gewicht kaum in Betracht gezogen wird. Gundolf meint allerdings nicht Einzelschicksale, wie sie uns in merkwürdigen farbigen oder intensiven Lebensläufen offenbar werden, wie etwa bei Casanova, Byron, Rousseau; in diesem Sinn ist er nicht Individualist. Nicht das Einmalige mit dem Glanz seines Eigenwesens und der Melancholie seiner Vergeblichkeit trägt den Hauptakzent der Geschichte, sondern das Ewiggleiche, nicht das Eigentümliche, Unverpflichtende, das wohl Anteilnahme und Neugier erweckt, sondern das gültig Gesetzhafte, das uns die ewigen Normen entschleiert. Am Talent bestaunen wir die Originalität, das Genie ist in diesem Sinn nicht originell; es ist neu, ursprünglich, formenschöpferisch, aber es lenkt in jeder Verkörperung unser Erkennen und Begreifen auf das Eine, Immergleiche, das in dieser Welt dauernd um seinen Bestand zu kämpfen hat, auf den hohen Menschen, der das Maß aller Dinge sei. An Cäsar fasziniert ihn die ‚einzige Verbindung von Größe und Norm. Unter den Weltwundern ist er der richtigste Mensch'. Und diese Stelle: ‚Denn nur vom Menschen aus gibt es ein Maß der Größe und Wahrheit, gibt es Götter und Werte hinauf und hinab.' Max Rychner (Frankf. Ztg. 534—1 M.).

„Gundolfs wissenschaftliche Leistung empfängt ihr Leben aus einer überwissenschaftlichen Tiefenschicht. Begeisterung und Verehrung, nicht Lern- und Sucheifer standen an seinem Anfang, und zwar nicht eine personlose Begeisterung für irgendwelche allgemeinen Ideale, sondern die Liebe zu einem großen, aus den Verflachungen des Zeitalters herausführenden Menschen: zu Stefan George. Von ihm hat Gundolf die Maße empfangen; er formte aus der Unzahl der Erscheinungen diejenigen heraus, die für Gundolf später entscheidend geworden sind, und wenn sich auch Meister und Jünger zuletzt in tragischer Auseinandersetzung lösten, so verlor doch Gundolf den Dichter im Innersten nie: bis zuletzt bewahrte er Georges Anschauung vom geschichtlichen Werden. Im Verhältnis Georges zu Gundolf und zu der übrigen adligen Jugend, die er sich erlas, ist wie nirgends und niemals mehr in unserer Zeit die Lebensart der Akademie Platons ursprünglich lebendig gewesen.

Wettstreitend stand der Jünger auch im dichterischen Wort neben dem Meister. Eine Auswahl seiner ‚Gedichte' hat Gundolf 1930 herausgegeben; damals ging er schon ganz aus Eigenem seinen Weg, so daß sich in diesem Bande sehr georgeferne Gedichte finden." Heinrich Lützeler (Köln. Volksztg. 328).

„Den entschiedensten Widerspruch hat das Buch über Kleist herausgefordert. Man muß es verstehen als den Versuch, eine deutsche Gefahr zu bannen, die Gundolf in Kleists Werk dichterisch am stärksten ausgeprägt fand: die dumpfe Gefühlshaftigkeit, den besinnungslosen Krafttitanismus und den wirklichkeitsfremden Unendlichkeitsdrang. Über das alles will er Gericht halten als über eine verhängnisvolle Nationalschwäche. Große Genialität spricht er Kleist ebensowenig ab, wie tiefe Lebenstragik; aber er findet, daß es die ‚einsame Tragik einer volk- und götterlosen Seele' sei. Diese Wertung widersprach so stark dem Bild, das die Deutschen von ihrem Kleist haben, daß sie auch dann hätte provozieren müssen, wenn sie weniger einseitig und in der Bezeichnung Kleistscher Wesensart richtiger gewesen wäre, als sie ist. Es gab von Gundolfs innerstem Glauben und Denken aus wohl keine Möglichkeit, gerade Kleist gerecht zu werden. Ihm war er das gefährlich-verführerische Gegenbild alles dessen, was nach seinem Dogma der Künstler, der Dichter zu sein hat. Bei Gelegenheit dieser erregenden Auseinandersetzung findet Gundolf denn auch die schönste und schlagendste Prägung seines Glaubens: ‚Wir suchen in der Kunst ewige Lebensgeistgesetze, die sinnbildliche Darstellung nicht nur der Dämonien und Lebenstriebe, sondern auch der Weltvernunft (nicht Verstand!) und die Weltvernunft, als deren Offenbarer wir Goethe und Shakespeare ehren, ist bei Kleist stumm und taub.' Aber auch dies fragwürdigste von Gundolfs Büchern war in seinen Mängeln noch groß genug, daß die gar nicht unbedeutende Kleist-Literatur, die seitdem hervorgetreten ist, der apologetischen Auseinandersetzung mit Gundolfs Kleist-Deutung offenbar ihre Entstehung verdankt." Karl Viëtor (B. T. 329).

„Mit seinen ihm eigenen und — der Jugend sei es gesagt — nicht nachahmbaren Mitteln deutet Gundolf dieselben Kräfte auf den Wegen einer neuen, seiner Literaturhistorie. Gerade, weil er in Werk und Gestalt alles anekdotische Werden, alle innen-mechanische Entwicklung uninteressiert übergeht und nur das Sein gelten läßt, prüft und als Gleichnis der Geschichte als des uns, nur uns angehenden Geistes nachformt, wird er zu dem scharfen Erkenner der Welten, Zeiten und des Volkstums, die sich in der Dichtung ausdrücken. Indem er so die Literaturwissenschaft weiter führte, herausleitete in andere größere Bezirke, muß er neben sich stets auch dem andere Typus des Literaturgelehrten Platz lassen, dem forschenden, material-sichtenden, stoffverknüpfenden Gelehrten. Gundolf war vor allem Künder, Deuter, Rhetor, nicht Lehrer. Das Handwerkliche den Studenten nahezubringen, lag ihm nicht, so sehr er dieses Griffliche als Voraussetzung für Deutung und Verkündung ansah.

Digitized by Google

Gundolfs platonische Deutungswissenschaft ist nicht als die einzig mögliche sanktioniert und überhebt — um sein Wort über Arndt hier zu variieren — die kommende Literaturwissenschaft nicht neuer und eigener Tat. Aber auch eine andersgerichtete Literaturforschung wird künftig nicht ohne Gundolfs spürbare Einflüsse wirksam sein. In der hohen Seelen- und Geisteslage seiner Tat wird er stets verpflichtendes Vorbild bleiben." Rudolf K. Goldschmit (Heidelb. Tagebl. 160).

„Man kommt, wenn man von Gundolf spricht, um den Dauergebrauch des Wortes Geist nicht herum. Denn das war seine besondere Leistung, daß er in der Betrachtung der dichterischen Taten und Erscheinungen konsequent auf die letzten Grundlagen zurückging, die Vorgänge auf ihr geistiges Substrat zurückführte. Was Georg Simmel begonnen hatte, führte er glücklicher aus. Simmel blieb in der Analytik stecken, hatte zuletzt nur Trümmer und Einzelheiten in der Hand, die er selber traurig betrachtete: Gundolf besaß die Kraft, über den Begriff und die Analyse vorzudringen bis zu dem lebendigen, lebentragenden Prozeß des absoluten Vorgangs. Er hat die Jungen wieder Dichtung sehen gelehrt — ihnen das große Bild des Geistes gezeigt, dessen Funktionäre die Dichter und die Menschen der Kunst sind: er hat geholfen, den Grund zu der Welt zu legen, an der wir heute, jeder nach seinem Teil, arbeiten und bauen." Paul Fechter (D. A. Z. 314).

Vgl. auch: Heinrich Karl Köhler (Saarbr. Ztg., Gegenwart 194); Alexander Baldus (Koblenz. Volksztg. 161); Georg Witkowski (Leipz. N. Nachr. 195); Erich Jenisch (Königsb. Allg. Ztg. 322); Hugo Marti (Bund, Bern, 309); Cremers (Rhein.-Westf. Ztg. 352); P. J. B. (Berl. Börs.-Cour. 320); H. Bachmann (Germ. 161); M. H. (Abend, Vorw. 322); Otto Mann (Hannov. Kur. 324/25); P. L. (Berl. Börs.-Ztg. 322); Will Scheller (Kasseler Post 192); K. H. Ruppel (Köln. Ztg. 380); Walther Tritsch (B. T. 327); Riep. (Kreuz-Ztg. 195); „Der Literarhistoriker des Liberalismus" (Deutsche Ztg. 161b); Frankf. Ztg. (514 A.); Voss. Ztg. (325); B. T. (325).

*

Josef Winckler

(Zum 50. Geburtstag)

Nachtrag

„Kein Dichter ist durch den Zusammenbruch Deutschlands in gefährlichere Zwiespalte und Verzweiflungsrasereien gestürzt worden als Josef Winckler, der vor dem Kriege als erster in seinen sprachkraftgeballten ‚Eisernen Sonetten' das Lied vom Arbeitsrhythmus der neuen Zeit gesungen hatte. Dann wankte alles, und ‚Verzweiflung ist der wahre Gotteskult' konnte er mit seinem unglücklichen Landsmann Grabbe sagen. Man erschrickt, wenn man in die furchtbaren seelischen Abgründe starrt, die Winklers nächster Gedichtband ‚Irrgarten Gottes' vor uns aufreißt, ein Werk voll Grauen und dichterischer Herrlichkeit. Aber er blieb nicht lange bei dieser nihilistischen Stimmung. Zwar dampft es noch im grandiosen Prosabuch ‚Der chiliastische Pilgerzug' von Krankheitsbrodem und infernalischem Gestank unerlösbarer Menschenkreatur, doch schimmert am Schluß bereits ein schwacher Hoffnungsstrahl. Erlösung von Düsternis und Verkrampfung der

eigenen Brust brachte dann das nächste Buch, sein größter Erfolg, der Schelmenroman ‚Der tolle Bomberg'. Dies Werk gehört zu den volkstümlichsten Schöpfungen unseres Schrifttums. Es hat alle Aussicht, die Zeit zu überdauern wie Eulenspiegel und Münchhausen, ewig jugendfrisch. Und noch einmal stieg Winckler, der Dichter unseres Industrie- und Maschinenzeitalters, in die Schächte der Vergangenheit und wieder gelang ihm ein großer Wurf, der künstlerisch sogar weit höher zu werten ist, es war ‚Doktor Eisenbart', ein unerhört lebensvolles Zeit- und Kulturpanorama, eine unendlich köstliche Gestalt, bis an den Rand mit Humor und Witz geladen, furchtlos, frech, daneben aber voll Mitleid

Digitized by Google

und Güte, einsamer Grübler mit faustischen Zügen. Was hier eine versunkene Zeit und in ihr ein von Dichters Gnaden bedeutender Mensch mit den Sprachmitteln jener chaotischen historischen Periode und doch ganz in modernem satirischen Geiste zu neuem Leben erweckt hat, das ist bewunderungswert." Robert Warnecke (Altonaer Nachr. 153).

„Wer das Dichtertum Winklers als Ausdruck eines großen Bekenntnisses deuten will, muß um die menschlichen Voraussetzungen wissen. Diese liegen in erster Linie in der kraftvollen Vatererde Westfalens und im weichen Mutterboden altheimischer Katholizität. So wuchs der Sohn jenes wegen Bismarckbeleidigung zu 17 Monaten Gefängnis verurteilten Begründers des oberhessischen Bauernvereins in ländlicher Umgebung auf, weder ein phantasievoller Realist noch ein wirklichkeitsferner Träumer, sondern, begabt mit blühender Gesundheit des Leibes und der Seele, der das Leben zu meistern verstand, Himmel und Hölle zu beherrschen strebte und beide in den zyklopischen Bau seines Werkes bannte. Ganz organisch und statisch reifte dies aus einer rationalen Enge in überrationale Weite, aus der Dynamik der Zeit in die Statik einer Ewigkeit. Josef Winckler, einer der wortgewaltigsten Mythenträger unserer Tage, ist immer noch ein Verkannter, wenn auch längst kein Unbekannter mehr. Über seinen Schnurren hat man seinen Schmerz vergessen, über seinem Lachen sein Leid." Alexander Baldus (Koblenzer Volksztg. 151, Tremonia 175).

„‚Zwergkönig Laurin' ist eine der merkwürdigsten Personen in der gegenwärtigen deutschen Literatur! Dieser kleine Mann aus Westfalen ist eine Feuerkugel, in der es dauernd gärt und brodelt und aus der Blitze fahren. Manchmal wird ein Blitz auf der Platte des Geistes photographiert, das sind dann Winklers Bücher. Die ‚Eiserne Sonette', die mit ungeheurem Ernst den mächtigen Schwung der riesigen Industrielandschaft dichterisch packten, machten auf Richard Dehmel so bedeutenden Eindruck, daß der junge Winckler der letzte, ganz innige Freund des alternden Dehmel wurde. ‚Vater Merlin' hat er ihn getauft und Dehmel nannte den blitzenden kleinen Zauberer ‚Zwergkönig Laurin'. Nach dem Krieg tat er, was kein Literat tat — er schwieg viele Jahre lang verwirrt, verbittert, verzweifelt, fast wahnsinnig. Sein ‚Irrgarten Gottes' erschien als balladische Dichtung von maßlosem Schwung pessimistischer Empörung, wie sein Prosabuch ‚Chiliastischer Pilgerzug'. Da aber hatte die üppige Lebenskraft sich durchgefressen durch den Dornenberg der Zeit und das Buch kam, das ihn berühmt machen sollte, der ‚Tolle Bomberg'. Der Erfolg war so grotesk wie irgendein Streich Bombergs: der Verlag ging fast zugrunde an diesem Erfolg. Denn er fiel in die schlimmste Inflation und er konnte nicht so schnell drucken und den Preis erhöhen, wie die Buchhändler absetzten. Im ‚Doktor Eisenbart' hat Winckler dann einem anderen phantastisch berühmten Landsmann sein Denkmal gesetzt. Aus dem gärenden Feuerbrand dieses unendlich Lebendigen können noch viele Blitze fahren, die die schwüle Atmosphäre segensreich entlasten sollen!" Julius Bab (Berl. Volksztg., 5. Juli).

„Winklers Weg konnte in unserer Zeit nur von einem Deutschen abgeschritten werden. Nunmehr schafft er als ein wesenhaft Geklärter an der Vollendung des besten Deutschtums unter uns, ein Schenker, ein Führer. Wir grüßen ihn darum, danken ihm und geloben treue Gefolgschaft!" H. M. Elster (Fränk. Kurier, 6. Juli).

„Wie kaum ein zweiter hat Winckler das Schicksal der Zeit erlebt. Zutiefst ins Chaos hinein, mit derbem Lachen, faustischem Ringen, gehört er zu den sprachgewaltigsten Dichtern der Gegenwart mit einer Unmittelbarkeit, außergewöhnlichem Reichtum, Wechsel der Rhythmen, die nur bei ganz großen Sprachschöpfern und ganz originalen Dichtern vorkommen!" P. Friedrich Muckermann (Münsterischer Anzeiger 674).

„Dieser Feuergeist, der eine Starkstromleitung im Leibe zu haben scheint, verstand es mit urgesundem niederdeutschem Humor seinen Zorn und seine Zähren hinwegzuschwemmen, daß er den ‚Bomberg' zu einer unvergänglichen Erscheinung erhob, die neben Münchhausen durch die Zeiten wandern wird, wie sein ‚Doktor Eisenbart' sich dem Eulenspiegel anreiht." P. Wittko (Weltstimmen, Heft 7).

„Er fällt so völlig aus dem Rahmen der menschlichen und literarischen Überlieferung, daß man ihn ganz gesondert betrachten muß." (Germania, 9. Juli, Berlin.)

„Winckler erwies sich als Volksdichter ganz eigener Prägung, dessen Werke als wichtigste Repräsentanten deutschen Schrifttums auch kommenden Geschlechtern bleiben werden." Bolze (Volkswacht für Schlesien, 4. Juli).

„Er eroberte auch die Welt der Industrie, aber nicht als Naturalist, der Stoffmassen häuft, sondern dichterisch gestaltet mit mythenbildender Kraft. Wirklichkeitssinn und Phantasie feiern hier wunderbare Vermählung." Adalbert Schmidt, Wien (Darmstädt. Tagbl., 5. Juli).

„Ein Mensch, wie nur einmal in jedem Jahrhundert vorkommt — ein genialer Kerl. Nicht nur im Dichten (das schätze ich so hoch nicht ein), sondern im Leben. Was das heißt? Schwer zu sagen. Zuerst, er ist nicht einseitig, nicht, wie wir, bloß Schlosser oder Kaufmann mit etwas nettem Kerl drumherum. — Wir zum Beispiel sind mehr oder minder von unserer Umwelt ge-

Digitized by Google

formt; je enger die Welt, desto enger der Horizont. So sehr wir auch unsere Kenntnisse erweiterten, wir bleiben immer im Rahmen unserer Persönlichkeit. Dieser Winckler aber ist aus wer weiß wie vielen Menschen zusammengesetzt und das Wunderbare dabei ist, diese unzähligen Seelen leben gar nicht miteinander im Streit, wie das so oft vorkommt, wenn einer so vielseitig ist. Ich war doch auch schon ein Bursch, der sich ein Stück Leben erkämpft hatte, mit einem Horizont, der über die Volksschule, Kesselschmiede und den geldverdienenden Arbeiter hinausging, der ein Stück Deutschland erobert hatte, ein Stück Europa und eine geistige Welt. Ich hatte schon viele Menschen kennengelernt; doch mir kamen alle wie Spezialarbeiter vor, Fachleute: Vertreter eines Temperaments, einer Klasse, einer Richtung. Persönlichkeiten, stark darum, weil sie einzigartig und einseitig waren. Und doch waren sie nur ihrer Art: ein Baum, ein Zimmer, eine Werkstatt, eine Maschine. Den einen liebte ich wie einen Strom, den anderen wie einen Berg. In dem einen sah ich einen Heiligen, dem anderen einen Verbrecher; hier sah ich den lyrischen, dort den dramatischen Menschen. In Winckler aber sind alle miteinander! Zwei Jahre kannte ich ihn jetzt, und immer wieder zeigte er sich von einer ganz neuen Seite; ich fand keine Grenze in ihm. Er war voll scheinbaren Widersprüchen, wie die Natur selbst. Aber nun kommt, was der Natur fehlt: dieser Mensch hat Humor, er hat das Leben, das große, befreiende Lachen. In ihm ist der wahrhaft göttliche Funke, Humor, der dem irrationalen Leben den tierischen, barbarischen Ernst nimmt." Heinrich Lersch (Rhein-Mainische Volksztg., Frankfurt, 154, 155).

„Vielleicht haben es wenige Dichter so mühsam gehabt, ihren geometrischen Ort innerhalb der Gesamtsituation zu bestimmen wie ich. Dies Bekenntnis erfordert Rechtfertigung: schon sich aus der geistig engsten Klausur der zähesten Erdverwurzelung, der dämonischen Zwiespältigkeit des Westfalentums (Spanien in Deutschland) herauszuarbeiten — wem gelang es wirklich? Auch der Droste nicht! Wenn nun, wie im ‚Pumpernickel' geschildert, noch jenes innere Verhängnis eines großen niedergehenden Geschlechtes seine Schatten wirft, die väterliche Familie schließlich ausstirbt vor Weltflucht in die Theologie, und die ganze Kindheit wispert und raunt vom ‚Zweiten Gesicht', darin der Weltkrieg alljährlich vorausgeahnt wird (Pumpernickel...) so folgte ich im bewußten Gegensatz zur ganzen Vorkriegsdichtergeneration der Verpflichtung zu volksverbundener, wachsam gesicherter, nüchtern aufwärtsstrebender Mitarbeit in einem praktisch alltäglichen Beruf. Nur keine Abkapselung in Dachstubenromantik, kein weltverlorenes Ästhetentum, kein sich selbst genügendes Literatentum oder jene schöne Gebärde billigen Altruismus, die als sentimentales Mitleid in Armeleutekunst und Doktrin sich verlor. Eine soziale Mission schwebte mir vor, gründete ich mit den ‚Bund der Werkleute auf Haus Nyland', der Arbeiter, Industrieführer, Wissenschaftler und Künstler erstmalig zu gemeinsamer schöpferischer Arbeit vereinte. Der Krieg traf uns darum erschütternder als andere Dichter, die wir eine sinnvolle übernationale Organisation der Weltwirtschaft auf nationalen Voraussetzungen forderten. Prinzipiell erschienen wir ‚Werkleute' im Anfang mit unseren Büchern auch ohne Namensnennung, um nur Stimme des Volkes zu sein, und so würde auch als höchster Lohn mich dünken, namenlos ins Volk zurückzusinken, wenn nur hier und da ein Bruchteil aus sich selber weiterlebt." (Selbstdarstellung Josef Winckler „Mein Werk" in Lit. Welt 27/28.)

Vgl.: Mirag 4. Juli; Chemnitzer Tagebl. 7. Juli; Stettiner Abendpost 6. Juli; Generalanz. Stettin 5. Juli; Acht-Uhr-Abendbl. 4. Juli; Schlesw. Nachr. 4. Juli; Bergisch-Märk. Ztg. 7. Juli; Leipz. Neueste Nachr. 6. Juli; Rhein.-Westf. Ztg. 2. Juli; Frankf. Nachr. 5. Juli; Neue Leipz. Ztg. 5. Juli; Hamburg. Korresp. 4. Juli; Jenaer Volksbl. 154; Deutsche Reichsztg. 26. Juni; Deutsche Allg. Ztg. 4. Juli; Essener Volksztg. 5. Juli; Neue Freie Presse, Wien, 23996; Echo der Gegenwart 6. Juli; Oberschles. Kurier 28. Mai; Wiesbad. Tagbl. 7. Juli; Dresdner N. Nachr. 4. Juli; Münsterischer Anz. 27. Juni; Karlsr. Ztg. 27. Juni; Wilh. Krämer (Schles. Volksztg. 29).

*

Elisabeth Foerster-Nietzsche

(Zum 75. Geburtstag)

„Band $6^1/_2$ bis 19 der großen Nietzsche-Ausgabe sind allein durch Elisabeth Foerster-Nietzsches Umsicht auf uns überkommen. Man muß sich dabei an die Tatsache erinnern, daß Nietzsche damals in weiten Kreisen völlig unbekannt war; daß die Kreise, die ihn kannten, bis auf wenige Freunde, ihm gegnerisch gegenüberstanden. Die Universitäten Leipzig und Basel wiesen die Übernahme seiner Manuskripte zurück. Man war der Ansicht, daß niemand sich für diese Arbeiten interessieren könne. Die Freunde Nietzsches wollten nicht an die Herausgabe der von der Schwester gesammelten Materialien herangehn. So wurde Elisabeth, die früher mit ihrem Bruder zusammen ‚auf den Stoppelfeldern der Philologie' gearbeitet hatte, seine erste Philologin und Biographin." Werner von der Schulenburg (Königsb. Allg. Ztg. 318 und Münch. N. Nachr. 188).

„Was wir aber dringend bedürfen, ist diejenige Analyse,

Digitized by Google

die auf Grund aller vorhandenen schriftlichen Äußerungen Leben und Denken Nietzsches in einen kausalen Zusammenhang bringt, die unter Berücksichtigung der allertäglichsten Dinge, die im Leben Nietzsches eine Rolle gespielt haben, eine lückenlose Darstellung der Entstehungsgeschichte seiner Werke und Gedanken zum Inhalt hätte. Läge uns diese beschreibende Analyse vor, dann hätten wir gesicherten Boden und könnten alle Fehldeutungen, die heute wieder mehr denn je blühen, ähnlich wie um die Jahrhundertwende, entlarven. Das Archiv müßte die bisher geleistete fragmentarische und zum Teil, wie etwa in der großen Nietzsche-Ausgabe des Archivs sehr idealisierte Arbeit ergänzen, zusammenfassen, vertiefen." Ernst Müller (Stuttg. N. Tagbl. 315).

Vgl. auch: Paul Wittko (Alton. Nachr. 156); Hanns Martin Elster (Deutsche Tageszig. 321); Karl Strecker (Leipz. N. Nachr. 191); Richard Oehler (Schles. Ztg. 345); Werner Deubel (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 346); Hans-Siegfried Weber (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 158).

*

Erinnerung an Bettine

Helge Evers-Milner bietet (Frankf. Ztg. 525 — 2 M. und 528 — 2 M.) eine höchst reizvolle „fröhliche Erinnerung an Bettine" aus dem Tagebuch ihrer Mutter, der wir folgenden Abschnitt entnehmen:

22. Mai 54.

Nun ist es vorüber — ich war gestern in der Flottwellstraße bei Bettina von Arnim. Es ist doch alles so sonderbar und seltsam, daß ich es nie, auch das Kleinste in diesem Erleben nicht, vergessen werde, aber ich muß es erzählen in seiner ganzen Lebendigkeit. Es war Schlackerregen, und ich zog das geblümte Helle an — und die grauen Zeugschuh, und die Großmama schickte die Carosse. Da aber, als Friedrich den Wagenschlag öffnete, war es mir plötzlich, als sollte ich mir einen Zahn ziehen lassen — ganz auf den Magen legte sich mir eine Angst. Als ich dann aber vor dem altmodischen grauen Hause hielt, das nicht ganz so himmelhoch anstrebte wie seine Nachbarn und eine ganz manierliche Tür wies, die offen stand und nicht so groß wie ein Scheunentor, wie sie sonst in dieser Stadt üblich, bekam ich wieder viel Mut und Freudigkeit. Erst kam eine Marmortreppe wie bei der Großmama, dann eine etwas ausgetretene schmale Wendeltreppe mit graublauem Belag. Die flog ich hinauf bis zur ersten Etage. Und da stand ich ganz ohne Atem, und mein Herz ging sehr stark. Auf einem weißen Porzellanschild las ich: „Bettina von Arnim, geb. von Brentano." Der geliebte Name! Ich dachte, ob es nicht tusamer sei, wieder umzukehren. Aber ich hielt schon den Klingelgriff in der Hand, und zog erst ein wenig und dann plötzlich ganz stark, so daß es mich sehr erschreckte, was für ein lautes schrillendes Getöne dies als Folge hatte.

Einen Augenblick wurde es dann ganz still — ich fühlte wieder mein Herz wie einen Hammer.

Dann rasche leichte Tritte, die Tür wurde weit geöffnet, ein altes Mütterchen mit einer Spitzenfraduse, mit blaßlila Band geziert, fragte nach meinem Begehr. Es war ein solches Halbdunkel auf dem Entrée, daß es mich peinigend die Umschau verhüllte und ich nur rasch meinen Namen hervorstieß, und ob Frau von Arnim mich wohl empfangen könne.

Aber da hatte das Mütterchen schon meine Hände gefaßt und schüttelte sie gar kräftig mit der Rechten, während die Linke eine Tür aufstieß, so daß wir mit einemmal in Helligkeit standen, und dann zog mich das Altchen noch mehr hinein ins Licht: „Das also sind Sie — die Elisabeth? Und ich bin die Bettine, die sich gar sehr freut; aber Kind, was haben Sie für kalte Hände, und Zöpfe wie Schiffstaue —."

Weshalb sagt sie nicht noch: „Was machen Sie für ein furchtbar dämliches Gesicht?" — dachte ich — und starrte fassungslos auf die lila Haubenbänder, und alles in mir schrie: „Nein, nein — das kann nicht sein — das nicht — die nicht — ich will das nicht — o —."

„Und nun das nasse Tuch herunter! Und wie geht es der Frau Großmama?"

Da gab ich mir einen Ruck durch alle Glieder bis ins Herz hinein, ich bestellte die Referenzen der Großmama und machte meinen Knix und küßte die kleine schmale Hand, die sich wieder nach mir ausstreckte. Dann sah ich Bettina von Arnim ins Gesicht. Wie zwei Blitze fuhren ihre Augen in mich hinein. Das war gut! Denn nun wußte ich doch, daß sie es wirklich war.

Sie achtete es gar nicht, daß ich auf ihre Aufforderung hin mich mit großer Zaghaftigkeit auf dem Kanapee placierte und hastig das Mouchoir unter dem Tisch durch meine Finger zog. Sie bereitete emsig den Kaffee in der Wiener Maschine, die lieblich sang, und schnitt den Napfkuchen, aus dem viele Rosinen lachten, in große Stücke.

Und dann fragte sie mich, ob es mir gar wohl behage in der Dressur? Ich fühlte meinen Mund zucken — und da saß die kleine Dame plötzlich neben mir und sagte: „Erzählen Sie mir von Ihrer Heimat, Kind!"

Da war plötzlich alles da. Das niedrige langgestreckte graue Haus, der tiefe weite Park, die alten Eichen, der grüne Rasen und die Fontainen. Ich erzählte von der emsigen Mutter und den heißen Ritten mit Vater. Von Xaver sprach ich, von der Heuernte, von den

Digitized by Google

Brüdern, von dem Duft der Schlehenhecken — v[illegible]
Hauslehrer und der Gouvernante, von der Mamsel, von den Hunden, von den Katzen. [illegible] weiß nicht, ob ich nicht noch in der ganzen Ökonomie mit ihr herumspaziert wäre, wenn sich unsere Phantasie nicht gar zu sehr in Sommerabend-Rosendüfte verirrt hätte.

Bettina interessierte alles sehr außerordentlich, und ich bemerkte, erst spät, daß sie mir, während ich sprach, ein Stückchen Kuchen nach dem andern auf den Teller geschoben und ich alle diese vielen Stücke zwischen meinen vielen Worten mit Appetit verzehrt hatte.

Dann aber bemerkte ich noch etwas: Frau von Arnims Gesicht hatte sich plötzlich verändert. Sie war jung geworden. Und dieses erschien mir so auffällig, daß mir das Blut vor Verwunderung in die Ohren stieg. Ihre Augen brannten wie Kohlen, und das machte mich ganz lustig."

*

Zur deutschen Literatur

„Zeitgemäße Gedichte eines vergessenen Dichters [Friedrich von Logau]." Von Wibbe (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 344).

„Wer nur den lieben Gott läßt walten." Zum 250. Todestag von Georg Neumark. Von S. (Tag 161).

„Peter Scheele, der erste Bibliothekar der Königsberger von Wallenrodtschen Bibliothek." Von Vanselow (Königsb. Allg. Ztg. 328).

„Jubiläum eines Pegnitzschäfers." Zum 250. Todestag von Sigmund von Birken. Von Heinrich Seufert (Nürnb. Ztg. 12. Juni 1931).

*

„‚Oberdirektor' Engel." Ein Erinnerungsblatt. Von Paul Wittko (Hamb. Corr. 27. Juni 1931).

„Der ‚Tag des Deutschen'. Der 28. August, Goethes Geburtstag." Von Curt Heinrich (Berl. Börs.-Ztg. 343).

„Goethe und die schweizer Landschaft." Von Eugen Wolf (Staatsanz. f. Württ., Bes. Beil. 6).

„Bühnenvertriebsstellen zu Goethes Zeit." Nach unbekannten Briefen von Iffland, Kotzebue u. a. Von Egon Schmid (Köln. Ztg. 382).

„Der Freiherr vom Stein und der Journalismus." Von Hermann Haß (D. A. Z. 285).

„Jean Paul." Von Ernst Bacmeister (Saarbr. Ztg., Gegenwart 200).

„Das Grab unter der Eiche [Theodor Körner]." Von Walther Georg Hartmann (D. A. Z., Unt.-Bl. 313).

„Ein unbekanntes Gedicht Platens." Von Paul Bornstein (Hamb. Nachr. 180).

*

„Gustav Theodor Fechner. Psychophysiker und Mystiker." Von Johann Albrecht (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 165).

„Charlotte Stieglitz, ein Frauenleben." Zu ihrem 125. Geburtstag. Von Paul Wittko (Hamb. Corr. 5. Juli 1931 u. a. O.).

„Aus Gottfried Kellers Nachlaß." Von Hermann Escher (N. Zür. Ztg. 1310).

„Ein neues Bildnis Gottfried Kellers." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1404).

„Nietzsche und die Frauen [H. W. Brann]." Von Alice Salomon (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 28).

„—,—." Von Georg Foerster (Tag, Bibliothek 172).

„Nietzsche und Heinrich von Stein." Von Karla Koenig (Generalanz., Stettin, Buch 191).

„Max Stirner und die Gegenwart." Zu seinem 75. Todestag am 25. Juni. Von Hanns Martin Elster (Berl. Börs.-Ztg. 286).

„Der Einzige und sein Eigentum [Stirner]." Von Erwin Matthieu (Saarbr. Ztg. 171).

„Max Stirner." Von Hans Prager (Stuttg. N. Tagbl. 289).

„Ein Brief aus Dingelstedts Drangzeit." (Frankf. Ztg. 532 — M.)

„Rudolf Hermann Lotze." Zu seinem 50. Todestag am 1. Juli 1931. Von Johann Albrecht (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 150).

„Prophet des modernen Führergedankens: zu Jakob Burckhardts Geschichtsauffassung." Von Lothar Mayer-Lindgens (Tag, Unt.-Rundsch. 158).

„Ferdinand von Saar." Zum 25. Todestag. Von Alois M. Nagler (D. A. Z. 329).

„Des Rembrandt-Deutschen Lieder [Langbehn]." Von S. R. Riskop (Deutsche Ztg., Deutscher Bücherwart 150).

„Die Walter Flex-Fahrt nach Ösel." Ein Brief von der Ostsee. Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Münch. N. Nachr. 191).

—, —. Von E. S. (Deutsche Tageszg. 319).

—, —. Von Maaß (Ostfr. Ztg. 186).

„Dem Gedächtnis von August Stramm." Von Hellmut Draws-Tychsen (Germ., Ufer 6).

„Aus dem Nachlaß Franz Kafkas." Von Hans Herrland (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 163).

—, —. [Beim Bau der chinesischen Mauer."] Von Hermann W. Anders (Mannh. Tagebl. 193).

—, —. Von Paul Eisner (Prag. Pr. 190).

„Das Vaterhaus." Ein unveröffentlichtes Blatt aus dem Nachlaß von Adam Müller-Guttenbrunn (Münch. N. Nachr. 170).

„‚Halbwelt des Geistes'. Zur Rettung Schelers." Von Max Fischer (D. A. Z. 310).

„Zum Bilde Rainer Maria Rilkes." Von Robert Faesi (N. Zür. Ztg. 1362, 1382).

„Begegnung mit Rilke auf Neuwerk." Von Paul Eisner (Prag. Pr. 3. Juli 1931).

„Hofmannsthals Requiem." Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 29).

„Tony Schumacher †." (Schwäb. Merk. 160.)

„Blutsbruder der Kannibalen." Zum Tode von Aloysius Horn. Von G. M. B. (Bund, Bern, 313).

„Im Dienste der Hohenzollern." Zum Tode Bogdan Kriegers (Deutsche Ztg. 156a).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Jakob Wassermann." Von Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg., Luginsland 25, 26):

„Die Vollkommenheit, die Wassermann darin, wie in der Romangestaltung überhaupt, erreicht, ist die letztmögliche Auswertung und Überspitzung der bisherigen Psychologie. Ähnlich wie Ibsen bedeutet aber auch Wassermann, der sich von diesem hauptsächlich durch die Einbeziehung der Leistung Nietzsches unterscheidet, das Ende einer literarischen Entwicklung. Er verkörpert eine Epoche. Er steht am Ende einer Zeit, die in ihm sich nochmals über sich selbst klar zu werden sucht. Und somit ist sein Werk nicht nur das Werk seiner eigenen Selbstbesinnung, sondern durch sie wird das Resümee einer

Digitized by Google

Zeit, einer menschlichen Gattung, einer Kulturperiode gezogen."

„Der Fall Stefan Zweig." Ein Beitrag zur Geschichte der Dummheit. Von Richard von Schaukal (Deutsche Ztg., Kultur 170).

„Der Maler Hermann Hesse." Von Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg. 147):

„Wer unseren Dichter einigermaßen aus seinen Werken kennt, der weiß, wie jedes einzelne derselben das Produkt einer ungewöhnlichen Wandlungs- und Verwandlungsfähigkeit ist und das gesamte dichterische Schaffen Hesses somit auf einer Folge von Wandlungen beruht, die auf eine grundlegende, einmalige Entscheidung zurückgeht. Es ist die bedeutsame Entscheidung, die im ‚Demian'-Roman ihren Ausdruck fand. Sie brachte die Wendung vom kleinen persönlichen Ich zur allgemeinen Weltlage; die Wendung von den persönlichen Konflikten und Interessen zu den Problemen, die heute die Welt ‚im Innern' bewegen."

„Mein Doppelleben." Der Weg eines Dichters. Von Hans Franck (Deutsche Ztg. 165a).

„Aus Peter Dörflers Welt." Von Heinrich Schotte (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 117).

„Moderne Epiker." Der Schriftsteller Joseph Roth. Von Hermann Kesten (B. T. 296):

„Joseph Roth gehört zu den Schriftstellern, die Intelligenz haben, und zu den Schriftstellern, die böse sind, wenn sie schreiben, so ingrimmig böse, wie es nur wahrhaft gute Menschen sein können, von jener richtenden, predigenden, ‚liebenswerten Bosheit', die sieht, daß es schlecht bestellt ist, und so gern möchte, daß es gut bestellt sei. Roth gehört zum Geschlecht jener großen Moralisten und Prediger, die böse sind wie Korrektionsanstalten und feurig wie die kleinen Propheten. Er möchte reden wie das Buch der Dichter und er spricht in kleinen und kurzen Sätzen wie ein Kind, wie ein Neger, wie ein gutes Gesetz, wie ein Gebet. Er spricht sehr viele Meinungen aus, seine Bücher sind voll von Meinungen, aber seine wahre Meinung steht zwischen den Zeilen. Über den Menschen redet er sehr lange, bei Zuständen und Gegenständen wird er ganz ausführlich und mit einer Häufung von Knappheiten breit, aber gilt es, von Taten zu reden, macht er drei oder gar keine Worte."

„Josef Friedrich Perkonig." Von Hans Christoph Kaergel (Deutsche Tagesztg., Lit. Umsch. 336):

„Es ist kein Zufall, daß zur gleichen Zeit wie Perkonig die Dämonie der Alpen gestaltete, Hermann Stehr in seinem letzten Buch ‚Nathanael Maechler' die Dämonie des Riesengebirges schuf. Man fühlt die Verwandtschaft der Menschen, die bei Stehr und bei Perkonig die schicksalhafte Mischung slawischer und deutscher Menschen offenbaren. Daraus entwickelt sich das neue, zähe, unzerstörbare Grenzlandmenschentum, daran jede fremde Welt zerbrechen muß. An diesen Bergmenschen fühlt man, daß keine Macht auf Erden sie überrennen kann. Ich nehme bewußt beide Namen in den Mund, weil ich Perkonig aus seiner heimatlichen Bedingtheit in die große deutsche Welt stellen muß. Nicht zu den Hoffnungen, sondern schon zu den Erfüllern, denn wer ein Buch schreiben konnte mit solchen Menschen wie im ‚Dorf am Acker', der verspricht nicht mehr, sondern gibt schon das Letzte und Tiefste."

„Ernst Jüngers Stil. Von den ‚Stahlgewittern' zur ‚Totalen Mobilmachung des Deutschen'." Von Karl Burkheiser (Deutsche Ztg., Kultur 152):

„Wir sehen — das wird aus allen Büchern und Arbeiten Jüngers deutlich — wie sehr der Krieg das Erlebnis im Mittelpunkt des Schriftstellers ist: ‚Der Krieg, aller Dinge Vater, ist auch der unsere; er hat uns gehämmert, gemeißelt und gehärtet zu dem, was wir sind. Und immer, solange des Lebens schwingendes Rad noch in uns kreist, wird dieser Krieg die Achse sein, um die es schwirrt.' (‚Der Kampf als inneres Erlebnis.') Und gerade dies, daß ihm der Krieg nicht ein Erlebnis neben anderen war, sondern das einzige und entscheidende, das, was seinem Leben Richtung und Sinn gegeben und gibt, das unterscheidet ihn von allen, die den Krieg dichterisch gestalteten. Der Krieg ist Jünger Tod und Zeugung, Verderben und Geburt zugleich. Er ist ihm der große Feuerofen, der zu Schlacke zerbrennt, was der Vergangenheit angehört, und der als reines durchglühtes Metall den Geist künftiger Tage entströmen läßt."

„Paul Alverdes." Von Karl Benno von Mechow (D. A. Z. 15. Juli 1931).

*

„Franz Evers 60 Jahre alt." Von Reißmann (Tag 164).

—, —. Von Peter Hamecher (Deutsche Tagesztg. 11. Juli 1931).

„Die Dichterin Ilse Franke." Zum 50. Geburtstag. Von Martha Grosse (Germ. 147):

„Ilse Franke hat lebend und dichtend ein unerhört starkes, schöpferisches, in Güte und Bereicherung für andere ausströmendes Leben gelebt und sich zeitweise fast bis zur Entkräftung verausgabt. Doch ist alles Auf und Ab ihres Lebens nun so tief gebettet in eine selige Gottverbundenheit, in eine tief gesammelte schöpferische Stille, daß wir hoffen dürfen, daß uns der Vollakkord ihrer Reife noch manchen Glockenton tiefbeseelten Menschen- und Dichtertums schenken wird."

—, —. Von W. V. (Köln. Volksztg. 300).

„Franz Schrönghamer-Heimdal." Zu seinem 50. Geburtstag. Von Zz. (Germ. 163):

„In allen seinen Werken enthüllt Schrönghamer-Heimdal, der mit den fünfzig Jahren in der Blüte seines Schaffens steht, das Wesen und Werken seiner Landsleute, den kernhaften Waldler und Bewohner der gerade heute so bedrängten bayerischen Ostmark. Somit verbindet der Dichter mit seinem dichterischen Werk eine noch größere nationale Aufgabe im Dienste des Grenzlanddeutschtums. Ursache genug, ihm neben der sprachlichen und stilistischen Schönheit seiner Bücher, der künstlerisch abgeklärten und abgerundeten Leistung jene Sonderstellung zu geben, auf die mehr denn je hingewiesen werden soll. Anlaß genug auch, die vielen, die ihn als den urwüchsigen Erzähler und heiteren Plauderer, als kerngesunden Deutschen kennen und schätzen, aufs neue zu dankbarer Gemeinde um ihn zu sammeln und seinen Werken neue Freunde zuzuführen."

„Erich Eckert." Zu seinem 50. Geburtstag. Von Johannes Haßfeld (Germ. 149):

„Erich Eckert begeht in diesen Tagen seinen 50. Geburtstag. Es geziemt sich bei der Gelegenheit dieses Mannes zu gedenken, der nun ein paar Jahrzehnte harter, mit Begeisterung und Zähigkeit geleisteter Arbeit hinter sich hat, die darauf abzielte, dem geistlichen Drama wieder einen Platz an der Sonne zu erobern. Ein Theaterblut erster Klasse, wie er war, konnte er doch in der Art des Theaterbetriebes, wie er um die Jahrhundertwende und noch lange nachher gang und gäbe war, kein Genüge finden. Er brach aus, ließ eine sichere Stellung hinter sich und begann, sich für das geistliche Spiel einzusetzen."

*

„Das glückhafte Schiff." [Adolf von Hatzfeld.] Von Otto Freiherr von Taube (D. A. Z. 8. Juli 1931):

„Adolf von Hatzfelds Roman ‚Das glückhafte Schiff' ist mit jeder Seite das Werk eines Dichters, ein Werk voll schwelgerischer Schönheit: Schönheit der Landschaft, Schönheit der Stimmung, Schönheit des Lichts! Wie Heimweh nach den verlorenen Augen seinerzeit den erblindeten E. von Keyserling sich in einen Farbenrausch stürzen ließ, preist auch dieser erblindete Dichter wie aus einem Rausche die sichtbare Welt.

Digitized by Google

Ja, dieses Werk ist so sehr erfüllt von Sinnenschönheit, daß wir beim Lesen auf Schritt und Tritt an das sinnliche Schwelgen in den Dichtungen Gabriele d'Annunzios haben denken müssen; doch verglichen mit diesen weist das Hatzfeldsche Buch an Vorzügen einiges mehr auf und einiges weniger."

—, —. Von Wilhelm Schmidtbonn (Münch. N. Nachr. 184):

„Adolf von Hatzfelds neuer Roman ‚Das glückhafte Schiff' (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) fällt auf, gerade weil er Auffälligkeit vermeidet. Man hatte diesen Ton einer einfachen Größe verschollen geglaubt. Da er gleichzeitig aus einigen anderen neuen Büchern kommt, selbst aus Amerika her (Thornton Wilders ‚Brücke von San Luis Rey'), so muß diese Wiederkehr aus einem inneren Gesetz erfolgen. Dieses ‚glückhafte Schiff' ist mit einem Erlebnis befrachtet, so persönlich, daß ein persönlicheres nicht zu denken wäre. Dennoch könnte kein Erlebnis erzählt werden, das in höherem Grade uns alle anginge."

„Jakob Wassermanns neuester Roman [‚Etzel Andergast']." Von F. N. (Königsb. Allg. Ztg. 304).

„Apis und Este. Zu Bruno Brehms Franz-Ferdinand-Roman." Von Friedrich Reck-Malleczewen (Münch. N. Nachr. 171):

„Bruno Brehm war österreichischer Berufsoffizier, Bruno Brehm also hatte in diesem Buch doppelt Haltung und Würde zu wahren. Trotz dieser Haltung und trotz dieses Gegenstandes ist ihm ein Buch gelungen, das frei ist von jedem Chauvinismus."

„Raum ohne Gott." Zum neuen Roman von Frank Thieß „Der Zentaur". Von Harald Braun (Stuttg. N. Tagbl. 341).

„Eine Tasse Kaffee bei Frank Thieß." Von Otto Dikreiter (Königsb. Allg. Ztg. 321).

„Der Denker, der Verräter, der notwendige Mensch. Zum Judasroman von Paul Gurk." Von Joseph Wittig (Tag, Unt.-Rundsch. 157):

„Daß Judas als Denker, als typischer Intellektualist, als sozusagen moderner Mensch und, weil er dies und nur dies war, auch als Verächter aller völkischen Kräfte des Blutes, des Geschlechts, der Heimat, des Glaubens, zum Verräter an dem werden mußte, in dem alles Göttliche kindhaft gegenwärtig war, und noch mehr, daß der Dichter diesen Verrätermenschen als notwendigen Menschen oder gar als den notwendigen Menschen zu erweisen sucht oder erweisen muß, das hat mich weit über meinen eigenen Bezirk hinausgeführt; ich sah auf einmal in diesem Judasbuch ein Schicksalbuch des deutschen Volkes oder vielmehr eines jeden Volkes."

„Werner Bergengruen: ‚Herzog Karl der Kühne'." Von Nikolaus Bruckner (Saarbr. Ztg., Gegenw. 186):

„Es beruht alle Größe bei Bergengruen auf der Schilderung des Dunstkreises, den der Mensch mit dem Gestirn gemein hat. Aus einem Hof, aus astraler Mitte tritt ein Jeglicher heraus. Und es leuchtet unvergänglich das Bild."

„Der feurige Ofen. Zu dem Novellenband ‚Reinhold' von Paul Alverdes." Von Harald Braun (Tag 161):

„Das Objektive, Abgeschlossene, Gültige dieses Buchs spiegelt sich auch im Stil. Er ist adlig und ausgeruht — Wort für Wort bedacht und in eine endgültige Kette gesetzt. Man wird auf den zweihundert Seiten dieser Novellen nicht einen Ausdruck finden, der nicht auch in der Alltagssprache stehen könnte. Und doch ist etwas absolut Distanziertes, Festliches, ja, man möchte sagen: Kultisches hineingekommen. Die formende Gewalt des Mythos erweist sich auch hier. Eine gestalterische Disziplin ist am Werk, die nach langen Jahrzehnten wieder einmal einen deutschen Novellisten von Rang hat erstehen lassen."

„Prozeß Remarque in zweiter Instanz [Der Weg zurück]." Von Fritz Balthasar (Leipz. N. Nachr. 187).

„Der ruhelose Roman: ‚Ich will leben' von Peter Flamm." Von Heinrich Mann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 169):

„Der Roman hat bemerkenswerte Szenen, aber keine scheint um ihrer selbst willen gepflegt und geliebt worden zu sein. Sie rennen vorbei, es wird dunkel und wieder hell für die nächste. Genau so wird in den Theaterstücken, die solchen Romanen entsprechen, alles kurz abgebrochen, keine Zeit zur Vertiefung — aber auch die Hast ist für die Zeitseelen ein Zeichen und auch das Unfertige eine Wahrheit."

„Ein Buch vom „... Leben!' [Peter Flamm]." Von Ernst Krenek (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 27).

„‚Neun Monate'. Roman von Hilde Maria Kraus." Von Alfred Kerr (B. T. 305):

„Schärfer gefaßt: man ergötzt sich nicht an einer abgedroschenen Grundidee. Sondern an der guten Schilderung von Dingen, woraus eine sonst (abgedroschene) Grundidee vorguckt. Das ist es."

„Friedrich Winterholler: Die Kaiserhöhe." Von Karl Hans Strobl (Wien. N. Nachr. 2001).

—, —. Von Richard Schaukal (Wiener Ztg. 153).

*

„Ricarda Huch als Geschichtschreiberin." Von Bernhard Guttmann (Frankf. Ztg. 518 — 1 M.).

„Leopold Ziegler." Von Bth. (N. Zür. Ztg. 1210):

„Ziegler versucht eine scharfe Trennungslinie zu ziehen zwischen Religion als Theologie, als pantheistisches, theistisches oder deistisches Glaubensbekenntnis und Glaubenssystem, das nicht nur die Sehnsüchte der Seele stillt, sondern auch ein wissenschaftlich zu rechtfertigendes Weltbild enthält, ja begründen hilft und Religion im Sinne jenes Wortes von Jean Marie Guyau: ‚Ce qui seul est éternel dans les religions, c'est la tendance qui les a produits.' Diese ‚tendance' — sie ist das Wesensmerkmal aller Religion überhaupt — ist für Ziegler das ‚Verlangen nach Vergöttlichung des eigenen Menschseins'."

„Heinrich Mann: Geist und Tat." Von Lutz Weltmann (B. T. 332):

„Der konzentrierte Geist dieses Bandes ist Tat. Heinrich Mann will mit dem Buch ‚Geist und Tat' in die Zeit wirken. Der Blick auf die Sterne seines Lebens ist alles andere als passive Rückschau. Diese Aufsätze aus verschiedenen Zeiten fügen sich zu seinem künstlerischen Glaubensbekenntnis."

„Das physiognomische Weltbild. Zu Rudolf Kaßners Buch." Von Ant. Hilckmann (Germ. 163):

„Nicht Zerstreuung, sondern Sammlung, das ist es, was dies Buch schafft; ist es doch selber ein Rückzug, eine Rückfaltung auf den ganzen Menschen. Doch wie wenige werden mit ihm etwas anzufangen wissen in unserer Zeit? Die wenigen nur, die da noch einzukehren vermögen, die sich abzukehren wissen vom lauten, lärmenden Getriebe des Tages, um einzukehren bei sich selbst."

„‚Der Schriftsteller und die Zeit.' Ein neues Buch von Hanns Grimm." Von Helmut Wocke (Münch. N. Nachr. 189):

„Die einzelnen Beiträge der Sammlung bilden eine geschlossene Einheit. Möchte dem Werk weiteste Verbreitung beschieden sein! Es offenbart Unsterblichkeit der Gesinnung, Wahrhaftigkeit des Wollens, es lehrt uns den Ernst unserer Lage begreifen."

*

Zur ausländischen Literatur

„Arme Delia. Die Tragödie der Bacon-Shakespeare-Forschung." Von Willy Oeser (Süddeutsche Frauen-Post 14).

„Hoffräulein und Dichterin [‚Fanny Burney' von Roger Boutet de Monvel]." Von A. von Wilke (N. Preuß. Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 197).

Digitized by Google

„Bernard Shaw zum 75. Geburtstag." Von Fritz Engel (B. T. 347).
—, —. Von Wilhelm Schulte (Germ. 170).
—, —. Von fs. (Frankf. Ztg. 552 — Abbl.).
—, —. Von Paul Berglar-Schroer (Deutsche Tageszig. 349).
—, —. Von E. D. (Schles. Ztg. 374).
—, —. Von Ludwig Marcuse (N. Bad. Landeszig. 368).
—, —. Von Friedrich Märker (Stuttg. N. Tagbl. 342).
—, —. Von Hans Otto Roecker (Schwäb. Merk. 172).
—, —. Von Paul Eisner (Prag. Pr. 200).
„Der zwiespältige Shaw." Von Franziskus Phaw (Mannh. Tagebl. 198).
„Ketzerische Gedanken zu Bernard Shaws 75. Geburtstag." Von Hanns Martin Elster (Heilbr. Bl., Neckar-Rundsch. 28).
„Shawiana." Von C. K. (Basl. Nachr. 201).
„William Bolitho." Von Hans Prinzhorn (B. B. C. 310).
„Die Frau aus Andros [Thornton Wilder]." Von Joseph Roth (Frankf. Ztg., Lit. 5. Juli 1931).

*

„Ein republikanischer Journalist: Armand Carrel." Von Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 527 — 1 M.).
„Flaubert, Richard Wagner, Heine und Schlesinger." Von Eugen Lerch (Köln. Ztg. 345).
„Marcel Proust, der Empfindliche." Von E. Riepenhausen (Kreuz-Ztg. 190).
„Die wahre Botschaft Paul Claudels." Von Adolf Knoblauch (Deutsche Ztg., Kultur 146).
„Menschheit und Heimat [Victor Margueritte]." Von Ivan Briehl (Prag. Pr. 184).
„Das Land von Barrès und Poincaré." Von Clemens Graf Podewils (Germ. 153).

*

„Francesco Chiesa." Zu seinem 60. Geburtstag. Von Piero Bianconi (N. Zür. Ztg. 1289).

*

„Pol de Mont †." Von B. (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 348).

*

„Ein Freund Deutschlands. Zum Tode Karl Larsens." Von afc (Voss. Ztg. 163).
„Karl Halfdan Larsen." Von E. Beutler (Frankf. Ztg. 536 — A).
—, —. (Tag 167.)
„Zum Tode Harald Höffdings." Von Paul Feldkeller (Saarbr. Ztg. 171 u. a. O.).
„Svend Fleurons ‚Tyß und Tuff'." Von Mariarose Fuchs (Germ. 152):

„In diesem Buch, wie in seinen anderen — in diesem hier nur noch knapper im Ausdruck — zeigt er dem Leser immer wieder das in seiner Selbstverständlichkeit schöne, tapfere und harte Leben des Tieres, das mit uns in den gleichen Kreis der Schöpfung gebannt ist, das ebenso geheimnisvoll wie wir sein Leben aus der Hand des Schöpfers empfängt und es gegen Verfolgungen, Mißgeschick und Grausamkeit des Stärkeren behaupten muß. Es steht gleich uns unter den Gesetzen der Zeugung, der Geburt, des Schmerzes und des Todes. Fleuron hebt auch diesesmal einen Vorhang von den großen Lebensreichen, die wir Städter bei aller sogenannten Naturliebe so sehr leicht vergessen. Und er geleitet uns auf seine Weise, durch seine eigene Haltung den Naturerscheinungen gegenüber, immer von neuem zu zwei Grundkräften, an denen wir heute so arm geworden sind: Zu Ehrfurcht und Liebe."

„Dänische Erzähler." Von Arthur Friedrich Binz (Köln. Volksztg. 350).

*

„Geistige Führer des heutigen Spaniens [Ortega y Gasset, Gregorio Maranon, Ramon Pérez de Ayala, Salvator Madariaga]." Von Ernst Robert Curtius (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 28).
„Ein neues Buch von Giménez Caballero." Von José Francisco Pastor (N. Zür. Ztg. 1405).

*

„Tolstoj und die Kirche." Nach den Erinnerungen seiner Tochter Alexandra. Von Kn. (Germ. 148).
„Meine literarischen Zeitgenossen." Von Ossip Dymow (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 167).
„Eine Rundfrage an die Sowjetschriftsteller [Dichterlos in Rußland]." Von Kn. (Germ. 151).
„Zeitschriften in U. S. A. Ihr Einfluß auf die öffentliche Meinung." Von Hans Trausil (D. A. Z. 293).

*

Allgemeines

„Von deutscher Art . . ." Von Hermann Bahr (Münch. N. Nachr. 174).
„Linkspresse und deutsches Schrifttum." Von Paul Ernst (D. A. Z. 326).
„Die Bildersprache der jüngsten Dichtung." Von Kurt E. Fischer (Köln. Volksztg. 336).
„Deutsche Arbeiterdichter: Christoph Wieprecht, Ludwig Kessing, Gerrit Engelke." Von A. Frensdorff (Der Deutsche 108, 116, 126).
„Die deutschen Dichter als Maler und Zeichner." Von Wilhelm Hausenstein (Münch. N. Nachr. 186).
„Der künstlerische Mensch in der Krise." Von Fred Hildenbrandt (B. T. 352).
„Der deutsche Österreicher dieser Zeit." Von Robert Hohlbaum (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 160).
„Niederdeutsche Dichtung der Gegenwart." Ein Schlußwort von Christian Jenssen (N. Zür. Ztg. 1391).
„Dramaturgie oder Bürokratie?" Von Herbert Jhering (B. B. C. 300).
„Biographien." Von Arthur Kahane (ebenda 301).
„Jugend erkennt . . ." Von Alfred Kantorowicz (Saarbr. Ztg., Gegenwart 186).
„Über Erfolgsbücher und ihr Publikum." Von S. Kracauer (Frankf. Ztg. 470 — 1 M.).
„Die Abende von Médan." Ein Kriegsbuch vor fünfzig Jahren. Von Eugen Lerch (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 161).
„Junge deutsche Dichtung." Versuch eines Überblicks. Von Joachim Maaß (Köln. Ztg., Lit. 28).
„Berühmte Bruderpaare." Von Josef Melnik (N. Bad. Landeszig. 342).
„Die letzte Stunde [zu drei Büchern über die Arbeitslosigkeit]." Von Gerhard Menzel (Tag, Unt.-Rundsch. 169).
„Der politische Dichter." Ein Vermächtnis und seine Forderungen. Von A. Mü. (Deutsche Ztg. 160 b).
„Die politische Aufgabe des Dichters in unserer Zeit." Zur zweiten Rede Rudolf Borchardts. Von Alfred Potthoff (Köln. Ztg. 367).
„Der Ruck im Schrifttum." Von Carlheinz Riepenhausen (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 12).

Digitized by Google

„Von Paul Scheerbart zu H. R. Knickerbocker." Erinnerungen eines Verlegers. Von Ernst Rowohlt (Frankf. Ztg. 486 — 1 M.).
„Das Problem der nationalen Dichtung: Hanns Grimm bekennt." Von Will Scheller (Rhein.-Westf. Ztg. 376a).
„Jugend von heute über Mann und Weib." Von Oskar Walzel (Köln. Volksztg., Schritt 312).
„Neuer Eros und die Dichtung der Gegenwart." Von Oskar Walzel (Voss. Ztg. 160).
„Worte ohne Lieder." Von Theodor Wiesengrund-Adorno (Frankf. Ztg. 515 — 1 M.).

*

„P. E. N.-Kongreß in Holland." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1215, 1269).
—, —. Von F. H. M. (Leipz. N. Nachr. 184).
—, —. Von F. M. Huebner (Köln. Ztg. 348).

*

„5000 Bände Tauchnitz." Von Bernhard Fehr (Frankf. Ztg. 520 — Abbl.).
—, —. Von Th. W. (N. Zür. Ztg. 1360).
—, —. Von —ey— (Bund, Bern, 323).

Echo der Zeitschriften

Der Querschnitt. XI, 7. (Berlin.) Franz Werfel in seiner Rede „Realismus und Innerlichkeit":

„Die Dinge sind zum Maß des Menschen geworden. Dies ist die Schlüsseldefinition der modernen Technik. Da sie unser unentrinnbares Fatum ist, müssen wir hindurch. Sie verspricht uns die Lösung der Lebensfrage durch völlige Unterwerfung der kosmischen Kräfte unter ihre Zwecke und durch den lückenlos rationalisierten Aufbau der Gesellschaft.

Novalis sagt in einem seiner schönsten Gedichte:

Helft uns nur den Erdgeist binden
Und den Sinn des Lebens fassen.

Die beiden Verse hängen in genialer Adhäsion zusammen. Die radikale Realgesinnung trennt sie. Sie will nur den Erdgeist binden. ‚Den Sinn des Lebens fassen', das ist für sie idealistische Ketzerei, eine hassenswerte Regung ihres Erzfeindes, der Seele. Wie uns schon die Lehre von den letzten Dingen der Sowjets zeigt, geht sie darauf aus, das individuelle Bewußtsein zu vernichten, um es durch ein leichtlenkbares Kollektivbewußtsein zu ersetzen, das sein Elend weniger fühlt. Und nicht nur in Rußland, nein überall, wenn auch in verschiedenen Abstufungen, verfolgt sie die gleiche Tendenz. Dazu dienen ihr hundert Mittel von der jeweiligen politischen Parteidisziplin bis zum Sport. Eine unermeßliche Verblödung wächst heran. Das ‚genormte' Hirn triumphiert. Ein Gesinnungs- und Lebensmilitarismus droht, gegen den die alte preußische Kaserne der reine Wurstelprater war. Die Zukunft gehört dem Feldwebel auf allen Gebieten, nicht nur dem Parteifeldwebel, sondern auch dem Schriftstellereifeldwebel.

Was ist zu tun? Auch noch so leidenschaftliche Verzweiflungsrufe helfen nichts. Wir müssen versuchen, in unserer Erkenntnis weiter vorzudringen."

Die Neue Rundschau. XLII, 7. (Berlin.) Der aktuelle Aufsatz Wilhelm Michels „Dichtung und Gegenwart" schlägt Brücken und trägt unter anderem Wesentliches bei zur Erkenntnis des Gegensatzes zwischen den geistigen Generationen:

„Die Jungen fassen die heutige Lage so auf, daß der Dichter und Künstler bestimmt ist, ein Typ der Vergangenheit zu werden. Sie empfinden die Unübersichtlichkeit des heute Seienden und Werdenden so lebhaft als etwas Notgedrungenes und Echtes, daß sie in jedem Wort vom deutenden, formenden Geiste eine Tendenz zur Verfälschung, zur feigen, biedermeierischen Verkürzung der Wirklichkeit wittern. Sie haben damit recht gegen alle, die irgendeine bestimmte geistige Haltung der Vergangenheit heute noch für rezepthaft anwendbar halten. Aber sie irren darin, daß sie die heutige bedrängte Lage des Geistes, die pathische Hingegebenheit des Menschen an die undurchleuchtete und dämonische Wirklichkeit für etwas Endgültiges nehmen.

Warum können wir Älteren ihnen darin nicht beistimmen? Nicht weil wir eine alte Bequemlichkeit zu verteidigen hätten — es gibt nichts Bequemeres als Sachbericht und Reportage, Geistverzicht kann ein träges Faulbett sein und sogar das Vagieren durchs geistige Abenteuer kann zum läppischen Schlendrian werden. Nun, wir wissen eine Sache, und wir können uns nicht so stellen, als wüßten wir sie nicht.

Die Sache, die wir wissen, ist die, daß der Mensch unseres Weltalters, also der Mensch der letzten zehntausend Jahre, auf Macht über seine Welt angelegt ist und nur bei Strafe des Todes auf diese Macht verzichten kann. Wir wissen, daß dieser Mensch nur dann als wirkliches Wesen in einer wirklichen Welt steht, wenn er sie mit seinen sämtlichen Kräften, also sinnlich und seelisch, rational und geistig zu fassen bekommt. Die Menschenwelt ist nur dann vollkommen real, wenn sie so ist, daß der Dichter in ihr leben kann; wenn sich zum Sehen das Begreifen, zum Erleiden die höchste Aktion stellt, wenn Deutung wie Körper ist und Körper wie Sinn. In tausend Jahren noch wird der Dichter das sein, was er schon vor tausend Jahren war: der Mensch, der vor der

Digitized by Google

Welt in Menschengestalt ausdauert, der vor ihr die Einheit seines Wesens festhält. Schon heute, wo eine von hochher gesehen so geringfügige Schwächung der dichterischen Position vorliegt, sehen wir im Zusammenhang damit das Leben sich verdunkeln. Käme der Dichter jemals ernstlich und auf die Dauer ins Verstummen, so wäre es wie das Erlöschen der Sonne. Nicht weil dann diese sonderbaren Spezialisten nicht mehr da wären, die singen und Harfen schlagen, reimen und fabulieren, sondern weil dann der Mensch selbst ins Weltall hinaus zersprengt wäre, ausgewandert in ein unvorstellbares Diesseits, von dem diejenigen am wenigsten einen Begriff haben, die es am lautesten preisen."

Deutsche Rundschau. LVII, 1. (Berlin.) Unter dem Titel „Dionysos in Frankreich" (Bemerkungen zu André Gide „Uns nährt die Erde") gelingt es Werner Deubel, die einzigartige geistesgeschichtliche Sendung des großen Franzosen zu umreißen:

„Obwohl André Gide sich keinem modischen, literarischen oder politischen Wertschema einpaßt und durch die Vielspältigkeit seines Werks und Wesens der allzeit registrierfreudigen Literarhistorie Schwierigkeiten bereiten wird, so drückt doch sein allen Zeitmächten zum Trotz unverkennbar wachsender Ruhm — und vielleicht zumal bei uns in Deutschland — die Ahnung, ja bei einzelnen schon die Einsicht aus, daß man hier einen Menschen europäischen Formats vor sich hat. Unerwartet leuchtet die Verwandtschaft eines großen Ausländers mit heraufkommenden Mächten der geistig-seelischen Umschichtung auf, die sich unberührt vom Lärm und Wechsel der Tagesmeinungen gegenwärtig in der Tiefe des deutschen Geisteslebens vollzieht.

Diese Verwandtschaft wird für uns erst deutlich sichtbar in dem Buch, das 1896 geschrieben, zunächst nur eine dichterische, ja biographische Entwicklungsstufe Gides zu begreifen scheint, in Wahrheit aber seinen schöpferischen Wesenskern am reinsten und unmittelbarsten offenbart. — ‚Uns nährt die Erde' (‚Les Nourritures Terrestres) ist — geistesgeschichtlich betrachtet — der Einbruch der außermenschlichen Mächte, der ‚Großen Mutter', in die Welt menschlicher Denkgesetze und vom Menschengeist aufgestellter Sittlichkeitswerte — vom Autor gesehen: der Durchbruch einer leidenschaftlichen Lebensinbrunst, die Absage an jede bloß gedankliche Idealität, deren Postulierung — wie nahezu die ganze europäisch-christliche Geistesgeschichte zeigt — in jedem Fall auf eine Entwertung der Wirklichkeit einerseits und auf eine geistig-normative Verkünstelung, ja Drosselung des leiblich-seelischen Erlebens hinausläuft."

Das deutsche Buch. XI, 7/8. (Leipzig.) In einer Studie über Josef Wincklers Leben und Werk würdigt Otto Rombach des Dichters Originalität und seine innige Verbundenheit mit dem Schicksal der Nation:

„Der kleine und nach außen hin scheinbar verschlossene Mann (geboren am 6. Juli 1881 zu Rheine in Westfalen), der heuer Fünfzigjährige, hat damals (1912) die Fanale einer neuen Dichtung, einer neuen Richtung, einer neuen Weltschau aufgerichtet. Wohl ging es ihm um die Sache, aber zuerst und zutiefst um den Sinn. Von hier aus betrachtet, ist der Weg von seinen ‚Eisernen Sonetten' (die seit kurzem unter dem Titel ‚Eiserne Welt' als Neuauflage vorliegen; Lw. 3,75) nicht weit zu seinen Gedichtbüchern ‚Mitten im Weltkrieg' (2,75), ‚Das brennende Volk', ‚Die mythische Zeit' und ‚Ozean' (2,75), die in kurzer Aufeinanderfolge in den zwei ersten Kriegsjahren erschienen und eine dichterische Steigerung jenes Siegesbewußtseins bekundeten, das unser Volk beherrschte. Das neue Deutschtum, das Winckler aus der neuen Zeit erwachsen sah, das heroische Deutschland mit seinen Geschützwerken, Luftschiffwerften, Konstrukteuren, Erfindern und Strategen mußte zum Sieg kommen. Aber mit seiner zerschlagenen Prophetie, mit der Zerstörung seines Weltbilds, mit der Verwandlung der bisher so unverbrüchlich ineinander verzahnten Dinge erlitt auch Winclers Schaffen Schiffbruch.

Die Klippe 1918, die ein Dutzend heute bejahrter Dichter nicht zu umsteuern vermochte, diese Klippe der radikalen Scheidung hat auch Winckler zu schaffen gemacht und ihn zu einer mehrjährigen Pause, zu erschütterndsten inneren Kämpfen verurteilt. Aber wenn auch eine neue Generation mit neuen Zielen und neuen Mitteln aus den Toren dieser neuen Zeit hervorbrach — eines Tages stand auch Winckler wieder da, ein Winkelried mit blitzenden Augen, der in die vorderste Reihe tritt und seinen ganzen Mann stellt, ein Weiser des Worts und irdischen Ringens, der nach dem Überströmen seiner Hymnen seine ganze Inbrunst des Welterlebens zusammenpackt, seine Enttäuschung und seine Zuversicht, seinen Zweifel und seinen Glauben."

Die Weltbühne. XXVII, 27. (Berlin.) Aus Alfons Goldschmidts geistvoller Analyse des Romans „Union der festen Hand" von Erik Reger:

„‚Union der festen Hand' ist kein Dokumentenroman, und doch ist dieses Werk bis in die letzten Verästelungen dokumentarisch. Wie der Kaiser, um die Waffenherstellung zu beschwingen, ins Kruppwerk fährt, wo die Arbeiter ihn abblitzen lassen, wie die alte Frau Krupp jedes Gefühl und jede ‚Wohlfahrt' auf Dividenden-

Digitized by Google

formeln bringt, wie handfeste Sexualität in den Geschoßdrehereien zur Milderung revolutionärer Explosivität benutzt wird, bei öffentlicher Ausposaunung der Geschlechtsmoral, wie die Bilanz zurechtgestutzt, der maßvolle Arbeiter gegen den bockigen Proleten ausgespielt, Kleinbürgersehnsüchte angetrieben und mißbraucht werden, wie die Verteilung von Nahrungsmitteln, Hausrat, Wohnungen und Prämien sachkundig und systematisch von oben vorgenommen wird, die tausend Mittel und Mittelchen, rebellische Produktivkraft zu zügeln, zu bestrafen und umzubiegen in ‚Gefolgschaftstreue', das alles ist meisterhaft in diesem Werk geschildert und untersucht.

Die alten Generäle, einst geachtete Auftragsbeschaffer, werden nun Propagandisten der Industrie, opponierende Staatssekretäre fügen sich in Instrumentenstellungen, Gewerkschaftsführer lassen sich einseifen, Betriebsräte werden korrumpiert. Sozialdemokratische Minister fängt man mit Gefühlsduseleien oder bedroht sie mit Arbeiterentlassungen und erzielt so riesenhafte Subventionen. Das ungeheure Geschäft der Ruhrindustrie nach der Besetzung wird bis auf die Eingeweide bloßgelegt. Indessen geht die Konzentration weiter, die Elektroindustrie wird der Eisen- und Kohlenindustrie dienstbar gemacht, der Staat gibt den Segen und das Geld zur Zusammenballung und Gewinnsicherung, jede Maßnahme wird im intimen Kreis mit dem Nutzen motiviert, während in den Meetings der Union und in den väterlichen Festen für die Arbeiterschaft Produktion und Arbeit in bekannter Weise idealisiert werden."

*

„Angelus Silesius." Von Otto Karrer (Hochland XXVIII, 10. München).

„Friedrich Nicolais Besuch bei Uz vor 150 Jahren." Von Heinrich Seufert (Fränkische Monatshefte X, 5/6. Nürnberg).

„Goethe auf Reisen." Von Heinrich Höhn (Deutsches Volkstum XIII, 7. Hamburg).

„Baltisches Geistesleben. Goethe und der baltische Osten." Von Ernst Volkmann (Ostdeutsche Monatshefte XII, 4. Berlin).

„Aufstand der Jugend für Goethe." Von Carmen Kahn-Wallerstein (Deutsche Rundschau LVII, 10. Berlin).

„Nestroy." Von Otto Stoessl (Das Nationaltheater III, 4. Berlin).

„Der geschändete Nestroy." Von Anton Kuh (Die Weltbühne XXVII, 25. Berlin).

„Gedanken über Gottfried Keller." Von Hermann Hesse (Der Lesezirkel XVIII, 10. Zürich).

„Gottfried Keller in unserer Zeit." Von Hans Kriesi (ebenda).

„Ein Marlittroman." Von Paul Leppin (Die Weltbühne XXVII, 25. Berlin).

„Briefe von Louise von François und Julius Rodenberg." Mitgeteilt von Hermann Hoßfeld (Thüringen VI, 9. Neustadt, Orla).

„Wilhelm Raabe." Von Hans Henning (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXXV, 12. Braunschweig).

„Ferdinand von Saar." Von Max Lederer (Radio VII, 42. Wien).

„Vom Wesen großer Persönlichkeiten [Arno Holz, Dehmel, Nietzsche]." Von Richard von Schaukal (Ostdeutsche Monatshefte XII, 4. Berlin).

„Franz Kafka." Von Rudolf Arnheim (Die Weltbühne XXVII, 26. Berlin).

„Friedrich Gundolf." Von W. T. (Die Literarische Welt VII, 30. Berlin).

„Versuch einer geistigen Autobiographie." Von Jakob Wassermann (ebenda, 26).

„Die Heilung durch den Geist [Stefan Zweig]." Von F. Humbel (Die Besinnung V, 3. Aarau).

„Ernst Barlach." Von Christian Siemens (Chemnitzer Volksbühne XI, 7/8).

„Richard von Schaukal." Von Oskar Katann (Literarischer Handweiser LXVII, 10. Freiburg i. B.).

„Waldemar Bonsels und sein Werk." Von Curt Kohlmann (Ostdeutsche Monatshefte XII, 4. Berlin).

„Der tirolische Romanschriftsteller Reimmichl." Von Oswald Floeck (Die Bergstadt XIX, 10. Breslau).

„Arthur Silbergleit." Von Richard Goltz (Der Neue Weg LX, 13/14. Berlin).

„Max Roden." Von Richard Beer (Radio VII, 42. Wien).

„Rudolf Haas." Von Erwin H. Rainalter (ebenda, 40).

„Über Traven." Von Ernst Blaß (Die Literarische Welt VII, 29. Berlin).

„Karl Heinrich Waggerl und sein Roman ‚Brot'." Von Hanns Arens (Ostdeutsche Monatshefte XII, 4. Berlin).

„Albert Trentini." Von Curt Kohlmann (Klingsor VIII, 7. Kronstadt).

„Robert Michel." Von Franz Spunda (Radio VII, 40. Wien).

„Paul Alverdes." Von Curt Kohlmann (Die Lese VI, 11. Köln).

„Der feurige Ofen. Zu dem Novellenband ‚Reinhold' von Paul Alverdes." Von H. Br. (Eckart VII, 7/8. Berlin).

„Der Dramatiker Eugen Ortner." Von Wilhelm Kunze (Fränkische Monatshefte X, 5/6. Nürnberg).

„Martin Luserke." Von Curt Kohlmann (Die Lese VI, 12. Köln).

„Karl Schneller." Von Fr. W. Illing (Radio VII, 43. Wien).

* * *

„Um Shakespeares Katholizismus." Von A. Dörrer (Schönere Zukunft VI, 35. Wien-Regensburg).

„Arnold Bennett zum Gedächtnis." Von Karl Arns (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht XXX, 5. Berlin).

„Die Zukunft Amerikas [Keyserling ‚Amerika']." Von George R. Shuster (Hochland XXVIII, 10. München).

„Der Mensch des Abgrundes [Elisabeth Sulzer ‚Balzac']." Von Erich Przywara S. J. (Stimmen der Zeit LXI, 10. Freiburg i. B.).

„Dem Andenken an Alain-Fournier." Von Klara M. Faßbinder (Deutsch-Französische Rundschau IV, 7. Berlin).

„Anmerkungen über den Prosastil von Paul Valéry." Von Max Raphael (ebenda).

„Über Marcel Proust." Von André Gide (Die Literarische Welt VII, 27/28. Berlin).

„Rolland fürs Volk!" Von Peter Flamm (Deutsch-Französische Rundschau IV, 7. Berlin).

„Charles-Ferdinand Ramuz." Von Ludwig Gorm (Eckart VII, 7/8. Berlin).

„August Strindberg." Von Rudolf Blümner (Das Nationaltheater III, 4. Berlin).

„Hamsun als Dramatiker." Von Fritz Endres (ebenda).

„Fragen an Sigrid Undset." Von Elly Heuß-Knapp (Eckart VII, 7/8. Berlin).

Digitized by Google

„Hans E. Kinck." Von Franz Thierfelder (Deutsche Rundschau LVII, 10. Berlin).
„Francis Jammes." II. Von J. J. Wyß (Die Besinnung V, 3. Aarau).
„Die Literatur Flanderns." Von Felix Auguſtin (Niederſachſen XXXVI, 7. Bremen).
„José Ortega y Gaſſet: Aufſtand der Maſſen." Von Graf Hermann Keyſerling (Reclams Univerſum XLVII, 44. Leipzig).
„Die heiligſten Güter [Ilja Ehrenburg]." Von Axel Eggebrecht (Die Weltbühne XXVII, 29. Berlin).
„Die Kriſe des Humanismus." Eine Betrachtung aus der Sicht Doſtojewſkijs. Von Simon Frank (Hochland XXVIII, 10. München).

* * *

„Vom Geiſt des 19. Jahrhunderts." Von Egon Friedell (Die Neue Rundſchau XLII, 7. Berlin).
„Sprache und Kultur." Von Alfred Götze (Zeitſchrift für Deutſchkunde XLV, 7/8. Leipzig).
„Intellektualismus." Von Martin Havenſtein (Neue Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Jugendbildung VII, 4. Leipzig).
„Wo ſteht heute die deutſche Literaturgeſchichtsſchreibung?" Von Alfred Kleinberg (Der Neue Stand I, 1. Berlin).
„Tragik und Tragödie." Von Joſef Körner (Preußiſche Jahrbücher CCXXV, 1. Berlin).
„Die griechiſche Tragödie in ihren jüngſten Darſtellungen." Von Albin Leſky (Neue Jahrbücher für Wiſſenſchaft und Jugendbildung VII, 4. Leipzig).
„Geſchichtsdichtung." Von Ludwig Marcuſe (Das Tagebuch XII, 27. Berlin).
„Schriftſteller tagen." Von Ludwig Marcuſe (ebenda 28).
„Deutſche Dichter als Maler und Zeichner." Von Curt Martin (Der Kunſtwart XXXXIV, 10. München).
„Gewerkſchaft der Schriftſteller." Von Erich Mühſam (Die Weltbühne XXVII, 28. Berlin).
„Vom Drama zum Funk." Von Eduard Reinacher (Rufer und Hörer I, 3. Berlin).
„Die Dichtung und die Kritik des Tages." Von D. H. Sarnetzki (Deutſche Preſſe XXI, 26. Berlin).
„Schüler und Lehrer höherer Schulen in der neueren deutſchen Romandichtung." Von A. Schröder (Zeitſchrift für Deutſchkunde XLV, 7/8. Leipzig).
„Zum ‚ſozialen Roman' der Gegenwart." II. Von Eduard Schröder (Literariſcher Handweiſer LXVII, 10. Freiburg i. B.).
„Ein Kapitel jüngſter Theatergeſchichte [Bab ‚Theater der Gegenwart']." Von Joſeph Sprengler (Hochland XXVIII, 10. München).

Echo des Auslands

Südamerikaniſcher Brief

Das rege literariſche Schaffen des zeitgenöſſiſchen Südamerika ſoll hier einen knappen Überblick finden. Kein geringes Unterfangen, bedenkt man, daß ſich die hiſpano-amerikaniſche Kultur vom 55. ſüdlichen Breitegrad etwa bis 10^0 nördlicher Breite erſtreckt, alſo über das eigentliche Südamerika, von da aber noch nordwärts bis zum $35.^0$, ganz Mittelamerika und Mexiko einſchließend. Danach ein ganz beträchtlicher Erdſtrich, dies Ausbreitungsgebiet der ſpaniſchen Sprache in der Neuen Welt. Zum Glück ſind die Leſer ſchon einigermaßen über das Schrifttum Argentiniens, dieſes wichtigſten Landes, unterrichtet. Sie kennen Manuel Galvez, Hugo Waſt (Martinez Zuviria), Leopoldo Lugones, Alberto Ghiraldo, Arturo Capdevila u. a., vernahmen von mir gelegentlich über die große Lyrikerin Alfonſina Storni, deren Liebesgedichte („Poemas de amor", „Languidez", „El dulce daño", „La inquietud del rosal" u. a. Versbücher) ſie auch in Europa berühmt machten. So können wir uns gleich dem benachbarten Uruguay zuwenden, wo insbeſondere in der hoch kultivierten Hauptſtadt Montevideo vielerlei Talente am Werk ſind. Die jungen Moderniſten haben da ihre Führer in den Lyrikern Carlos Vaz Ferreira, Carlos Sabat Ercaſty und Alfredo Mario Ferreiro (letzterer auch Kritiker), denen ſich Eduardo Garcimón, Silva Valdés, Pedro Leandro Ipuche, Miguel Barcaſt, Gervaſio Guillot Muñoz, Carlos Alberto Garibaldi (neues Versbuch: „Tensiones y alegrias") u. v. a. als Gefolgſchaft anſchließen. Emilio Oribe, ein anderer junger Lyriker, gab unlängſt in „La transfiguración del cuerpo" einen bodenſtändigen Gedichtband heraus, der ſein früheres Versbuch „La colina del pájaro rojo" noch überragt. Gleich dieſem begann auch Montiel Balleſteros urſprünglich mit Lyrik („Primaveras", „Savia", „Emoción"), wandte ſich dann aber der Erzählung zu („Cuentos uruguayos", „Los rostros pálidos") ſowie dem Roman („La raza", „Luz mala" u. a.). Auch Carlos Reyles ſchuf in „La raza de Cain" und „Beba" charakteriſtiſche uruguayiſche Romane. Sein berühmt gewordener Roman „El embrujo de Sevilla" ſpielt allerdings in ſpaniſchem Milieu. Juſtino Zavala Muniz, der bekannte Verfaſſer der Romane aus den uruguayiſchen Guerillakriegen „Crónica de Muniz" und „Crónica de un crimen" veröffentlichte als jüngſtes Werk „Crónica de la reja". Manuel de Caſtro, ein junger Romancier, weckte kürzlich Intereſſe mit dem originellen Buch „Historia de un pequeño funcionario". Beſonderen Anſehens in Europa erfreut ſich der hervorragende Dichter José Enrique Rodó („Ariel", „Páginas escogidas" u. a.). An bekannten Autoren nennen wir weiterhin José Pedro Bellán, Alberto Lasplaces und den Literaturkritiker Julio J. Caſal.

Chile iſt nach Argentinien das wichtigſte Literaturgebiet. Obſchon weit ſüdwärts am Stillen Ozean gelegen, dazu durch die mächtige Kordillerenkette von aller weſtlichen Kultur abgeſchnitten, hat gerade dort

Digitized by Google

im letzten Jahrzehnt eine ungewöhnlich lebhafte literarische Produktion eingesetzt. Nicht wenig trug hierzu bei, gefördert durch eine kluge Regierung, der damalige Zustrom intellektueller Kolonisten aus Mittel-, Nord- und Südeuropa. Schon die Namen der bekanntesten zeitgenössischen Dichter, wir nennen etwa Neruda, Jara, Mistral, Rokha, d'Halmar, Edwards, Oldini, Ried, Hübner deuten darauf hin. Pablo Neruda vor allen gilt als der geistige Führer der jungen chilenischen Lyriker. Neruda trat vor wenigen Jahren mit dem programmatischen Versbuch „Crepusculario" hervor, das schon mancherlei Eigenart verrät, die sich hernach in „Veinte poemas de amor" und „Tentativa del hombre infinito" vollends Raum brach. Sein Erzählungsbuch „El habitante y su esperanza" verrät allerdings allzu deutlich den lyrisch eingestellten Modernisten. Nerudas neuestes Versbuch ist „Residencia en la tierra". Auch Pedro Prado wirkt als Vorkämpfer modernistischer Lyrik. Genannt seien seine Dichtwerke „Los pájaros errantes", „El llamado del mundo", „La casa abandonada", in Blankversen bzw. gehobener Prosa abgefaßt, sodann von seinen Erzählungsbüchern „Reina de Rapa Nui" und „Un juez rural". Ein weiterer Neutöner ist Carlos Préndez Saldias, Verfasser des Versbuchs „Amaneció nevado". Vicente Huidobro ist als Vorkämpfer und Mitbegründer des Ultraismus der bekannteste chilenische Dichter in Europa („Las pagodas ocultas", „Canciones en la noche" u. a.). Pablo de Rokha, ein junger Lyriker und Prosaist, zeigt betreffs Form und Inhalt eine etwas exaltierte Manier („Los gemidos"). Salvador Reyes veröffentlichte kürzlich ein Gedichtbuch „Las mareas del Sur", worin er sein geliebtes Meer, das freie Seemannsdasein, den Zauber von Strand und Küsten in farbigen Bildern besingt, wie auch schon in seinem Erstlingswerk „El barco ebrio". Max Jara wurde bekannt durch seine Versbücher „Juventud", „Poesia", „Asonantos", welch letzteres empfindsame Verse im Volkston bringt. Auch Agusto Iglesias ist ein starkes Talent, geschätzt als Lyriker, Erzähler und Dramatiker („La palabra desnuda", Gedichte). Jorge Hübner Bazanilla gilt als ein bodenständiger Lyriker, der um Liebe und Menschenleid tief Ergreifendes zu sagen weiß. Julián Petrovich schlägt in „Naipe adverso" stark romantische Töne an, Angel Cruchaga fand Anerkennung mit seinen Gedichtbüchern „Job", „Las manos juntas", Juan Guzmán Cruchaga gilt gleichfalls als tüchtiger Lyriker. Fernando Garcia Oldini begann als modernistischer Versdichter mit „Y dolor", betätigt sich aber jetzt vorwiegend als Kritiker. Auch Daniel de la Vega errang als Lyriker, Novellist und Dramatiker Erfolge und ist derzeit ein Kritiker von Geschmack und Stilempfinden. Besonders gedacht sei schließlich der Dichterin Gabriela Mistral, die es aus engen Verhältnissen — sie unterrichtete anfangs Feldarbeiter nach Feierabend in einem weltentlegenen Weiler — zur berühmtesten Lyrikerin Südamerikas, ja vielleicht der gesamten kastilianischen Zunge gebracht hat. Gegenwärtig wirkt sie in hervorragender Stellung in Europa.

An interessanten Erzählern nennen wir vor allem Manuel Rojas, der sowohl seinen Schicksalen nach wie auch was Motive und Technik seiner Dichtwerke angeht, eine Art chilenischen Maxim Gorki darstellt. Er entstammt den Tiefen des Volks und brachte sich ursprünglich, ein Hüne von Gestalt, als Stromer, Landstraßen- und Bahnarbeiter, Karrenführer, Lastträger im Hafen von Valparaiso und anderweitig fort. Sein Schaffen wird gekennzeichnet durch eine mannhaft-kraftvolle Note, doch ermangelt er auch nicht des Mitgefühls für die leidende Menschheit. Rojas gebraucht lose Komposition nebst hypermodernen Ausdrucksmitteln. An neueren Werken wären zu nennen die Erzählungsbücher „Hombres del Sur", „El hombre de los ojos azules", „El delincuente", ferner das Versbuch „Tonada del transeúnte". Alberto Romeros Roman „La viuda del conventillo" ist eins der vorzüglichsten Bücher des letzten Jahres. Es schildert das trostlose Dasein einer Gefallenen, die trotz bester Vorsätze immer wieder durchs Schicksal zurückgeschleudert wird in die Gosse. Mariano Latorre zeichnet markige Gestalten inmitten getreu erschauter Begebenheiten aus dem Volksleben. Am bedeutendsten seine Erzählungen aus den Kordilleren „Cuna de cóndores", „Cuentos de Maule", der ländliche Roman „Zarzulita" und sein neues Buch „Chilenos del mar". Jenaro Prieto ist der hervorragendste humoristische Erzähler („Un muerto de mal criterio", „El socio"). Joaquin Edwards Bello ist naturalistischer Gesellschaftsschilderer, mitunter derb erotisch, stets aber südländisch temperamentvoll. Wir nennen seine Romane „El inútil", „El monstruo", „El roto", seine Novellen voll leuchtender Farbenglut „Cuentos de todos colores" und „Cap. Polonio". Fernando Santiván wurde bekannt durch seinen satirischen Gesellschaftsroman „El crisol", dem er in „Robles, Blume & Co." eine Fortsetzung gab. Zurück nach Europa fanden in ihren besten Werken Alberto Ried, Maler, Bildhauer und Dichter, der in „Hirundo" das Treiben der Boheme auf dem pariser Montmartre darstellt, nebstbei aber auch die erotischen Verlockungen südlicher Zonen und Agusto d'Halmar, dessen Meisterroman „La pasión y muerte del cura Deusto" in farbenglühenden Schilderungen Sevilla aufleben läßt. Eugenio González endlich veröffentlichte kürzlich

Digitized by Google

einen fesselnden Sträflingsroman „Más afuera", der auf einem einsamen Eiland im Stillen Ozean spielt.
Die nachbarlichen Staaten Peru, Ecuador, Kolumbien, Venezuela zeigen manche gemeinsamen Züge in ihrem literarischen Gepräge, das mehr als anderswo auf nordamerikanischen Einfluß hindeutet. Der bekannteste Schriftsteller Perus ist Alberto Guillén („La linterna de Diogenes" u. a.); nächst ihm schätzt man Gonzalo Otero Loro, als Lyriker José Varallanos, César Cáceres Santillana (neuestes Versbuch: „Cuarto creciente") und César Vallejo (neuer Gedichtband: „Trilce"). In Ecuador wirkt Benjamin Carrión als führender Essayist und Kritiker. Vorkämpfer des Ultraismus ist Jorge Carrera Andrade, dessen „Boletines de mar y tierra" Gedichte voll Naturschwärmerei enthalten. Aus Kolumbien nennen wir den Dramatiker Jorge Zalamea, der in seinem neuen Drama „El regreso de Eva" in psychologisch packenden Szenen dartut wie ein verführerisches Weib, das in eine Klinik bringt, selbst Männer von Geist um Verstand und Ehre bringt, ja zum Aberwitz und Verbrechen treiben kann. Der Venezolaner Rufino Blanco-Fombona, der als berühmter Essayist und Kritiker in Europa lebt, ist der hervorragendste Sohn dieses Tropenlandes. Verdienstvoll sein Werk „Poetas modernistas de Hispanoamérica". Gedacht sei ferner Horacio Blanco-Fombonas, der als Frucht eines längeren Aufenthalts in Mexiko vor kurzem ein fesselndes Buch „Panoramas mejicanos" schrieb, worin er ein objektives Bild dieses problematischen Landes gibt, das mit seinen politischen, konfessionellen und sozialen Wirren für die Neue Welt ähnliches bedeutet wie Rußland für den alten Kontinent. In Kuba, obschon kulturell und wirtschaftlich unter nordamerikanischem Einfluß, ist die altspanische Romantik keineswegs erstorben. Hier lebt Alvaro de la Iglesia, ein seelenvoller Erzähler, hier wirkt eine junge Schule modernistischer Versdichter. Einer der besten von ihnen Agustín Acosta, der wahrhaft volkstümliche Töne findet. Fernando Lles y Berdayes schafft als begabter Lyriker und Essayist („Sol de invierno", „Limoneros en flor"). Auch Eugenio Florit ist ein starkes Talent, nach seinem neuen Versbuch „Trópico" zu schließen. An jungen Lyrikern erwähnen wir noch Emilio Ballagas, Nicolás Fusco Sansone, G. Diaz Plaja, Juan Marinello, R. Garcia Bárcena; als Erzähler, Essayisten bzw. Kritiker Francisco Ichaso, Lino Novás Calvo, Jorge Mañach, Francisco Lles y Berdayes, Felix Lizaso. Kubaner ist auch der in Spanien lebende Romancier Alfonso Hernández-Catá. Während sich in den meisten zentralamerikanischen Republiken das geistige Leben vorwiegend in der Presse widerspiegelt, kennt man in Guatemala, als Anrainer Mexikos, neuestens etwas wie ein Heimatschrifttum. Wir nennen an neuen Büchern „Leyendas de Guatemala" und „Leyendas Mayas" von Miguel Angel Asturias sowie „Tierra de sol y de montaña" von José Rodriguez Cerna, skizzenhafte Schilderungen von Landschaft und Menschen dieses exotischen Himmelsstrichs. Andere Erzähler sind César Brañas, Alejandro Córdova, David Vela, José Arzú, A. Sierra Valle. Auch unter Mexikos modernen Dichtern wurde am bekanntesten eine Lyrikerin, Maria Enriqueta. Bedeutung haben überdies Enrique Gonzalez Martinez, der als philosophischer Kopf in seinen Versbüchern „Las señales furtivas" und „El romero alucinado" manch Tiefgründiges zu sagen weiß, Mariano Azuela, Salvador Novo, Ermilo Abreu, José Gorostiza, Xavier Villaurutia, Gilberto Owen, G. de Luzuriaga. Der tüchtige Erzähler Martinez Sotomayor veröffentlichte kürzlich den Roman „La rueca de aire", Genaro Estrada zwei neue Romane „Crucero" und „Esclavera". Mexiko ist ein Grenzland zweier großer Kulturen, dies drückt sich auch im Charakter seiner Dichtung aus, darin es brodelt und gischt gleich wie im Hexenkessel der mexikanischen Volksseele, die ebenso aufgewühlt ist wie die ringsum ragenden Vulkane.

Martin Brussot

Amerikanischer Brief

Bücher und Buchhandel

Wer sich fremdländischen Dingen mit wohlwollendem, eindringendem Verstehen-wollen gegenüberstellt und nicht alles von Europens imaginärer Kulturhöhe aus verurteilt, wird dem Verlagswesen und dem Schrifttum der Vereinigten Staaten für das letzte Dezennium eine respektable Entwicklung zuerkennen. Verleger und Sortimenter sind natürlich keine Idealisten, denen Gelderwerb eine verächtliche Nebenbeschäftigung ist, erst recht nicht in Amerika. Aber auch amerikanische Buchhändler wissen ganz genau, daß der Vertrieb von geistigen Gütern, und das sollen ja Bücher sein, nicht dasselbe ist wie der Handel in Eßwaren. Sie haben ihr Absatzfeld dementsprechend bearbeitet und dabei sich auch deutscher Methoden, wenn immer angängig, bedient.
Besonders waren es die deutschen Buchgesellschaften mit ihren festen Abnehmerlisten, die hierzulande erfolgreich Patendienste geleistet haben. Offenbar sind sie für die Unterstützung des Buchvertriebs ein gangbares Mittel, denn auch bei uns sind im Lauf von kaum mehr als vier Jahren eine ganze Reihe solcher Vereinigungen erstanden. Als erste trat der Book-of-the-Month Club vor die Öffentlichkeit. Wohlklingende Namen der Geschäfts- und Schriftstellerwelt halfen ihm, ins Leben zu treten. Seine Methode war, aus den jeweils im Druck befindlichen Sachen das Wertvollste herauszugreifen. Der Wahlausschuß hatte Glück, man zog wirkliche Treffer. Dann kam die Feuertaufe in den Gerichten. Seine verlegerischen und kaufmännischen Methoden wurden angegriffen, denn das Buchgeschäft fühlte sich in mehr als einer Beziehung benachteiligt. Der Streit wurde durch Vergleich

Digitized by Google

geschlichtet, und der Klub entwickelte sein System weiter und vergrößerte seine Mitgliederliste. Sehr bald stellte sich eine Konkurrentin ein, mit eindrucksvollem Namen, The Literary Guild. Sie suchte ihr Gebiet nach der Seite der historischen Literatur hin zu begrenzen und neue Methoden zu schaffen. Schärfer wurde der Wettbewerb, als sich eine dritte Gesellschaft meldete, The Book League of America. Sie bietet ihren Mitgliedern nicht nur monatlich neue Werke, sondern auch Neudrucke älterer Literaturstücke außerhalb der Romanwelt. Nachdem so einmal eine Scheidung dem Inhalt nach getroffen war, lag eine solche nach sozialen Abnehmergruppen nicht mehr fern. So erschien denn bald der Scientific Book Club auf dem Plan, der allgemeinverständliche naturwissenschaftliche und technische Sachen verbreiten will, etwa wie John H. Bradleys ‚The Parade of the Living', das in populärer Form die Entwicklung physischen Lebens schildert. Als nächster Nachfolger meldete sich dann der Business Book Club, der seinerseits nun wieder Gemeinverständliches aus der Wirtschaft, Finanz und internationalen Handelswelt für seine Leser aussucht. Seit Jahren müht sich der Buchhandel auch um eine Besserung des Gebiets der Jugendschriften, und hat durch Zusammenarbeiten mit Erziehern, sorgfältige Schriftenauslese und verbessertes Anzeigenwesen viel erreicht. Was lag näher, als auch dies Gebiet zu organisieren; so haben wir nunmehr auch eine Junior Literary Guild mit einer Mitgliedschaft von Jugendlichen nach Geschlechtern und nach Altersstufen gruppiert und mit Leistungen, die unter Pädagogen allgemein Anerkennung finden. Allen diesen schloß sich nun vor zwei Jahren eine Organisation an, die bei ihren Mitgliedern in erster Linie Finanzkraft, dann aber auch Geschmack, Liebe zum Buch und wohl auch eine Dosis Kultur, kurz alles was zum Bibliophilentum nötig ist, voraussetzte, denn sie druckt angeblich nur für den begrenzten Kreis ihrer Mitglieder Bücher von bibliophilem Wert und nennt sich daher mit Recht Limited Editions Club. Seit Anfang ihres zweiten Jahrs hat sie neben de Quinceys „Confessions of an English Opium Eater" englische Übersetzungen von Victor Hugos „Notre Dame de Paris", Molières „Tartuffe" und Homers „Odyssee" ihren Mitgliedern in Luxusausgaben besorgt, die fast sämtlich in ausländischen Druckereien hergestellt wurden, zu denen neuerdings auch die Bremer Presse in München getreten ist. Bücher wie die genannten gestatteten aber Herrn und Frau Neureich nicht, in einem solchen Klub mitzumachen. Da ihre Zahl aber in Amerika nicht gering ist, hat tüchtiger Geschäftssinn mit entsprechender Ausnutzung menschlicher Schwächen, als da sind Protzentum und Eitelkeit, auch ihnen zu ihrem Recht verholfen und einen Autographed Editions Club für sie gegründet. Die erste seitengroße Anzeige, die ihren Weg sogar in die liberale Nation fand, kündigt an, daß die einzelnen Exemplare vom Autor oder vom entwerfenden oder vom ausführenden Künstler oder auch vom Übersetzer gezeichnet sein werden, was sich offenbar auf die Autogramme bezieht. Mehr als dreitausend Mitglieder will man nicht haben, jeder zahlt für eine monatliche Buchgabe (die erste war „Body" von John Quilter und wird als besonders interessant angepriesen) alljährlich 50 Dollar. Man sage, bitte, nicht: Echt amerikanisch; der Schriftleiter heißt Ralph Cheney, der Direktor für Buchentwurf Adolph Ritter. Doch mit dieser neuesten Erscheinung wäre die Liste der Vereinigungen des organisierten Buchvertriebs noch nicht erschöpft. Allerdings weisen weitere Namen in die entgegengesetzte Richtung, d. h. in die der wissenschaftlichen Forschung. Historiker, Philologen und Literaturgeschichtler haben unter sich Vereinigungen wie die Facsimile Text Society oder den Ausschuß der Neuphilologen für photographische Reproduktionen und manche andere. Neudrucke, Reproduktionen und Neuausgaben werden in den letzten Jahren immer mehr Sache der wie in England mit den großen Universitäten verbundenen Verlage. So besorgt die Columbia University Press eine große Gesamtausgabe von Miltons Werken, während die Stanford University Press in Kalifornien einen Neudruck von 14 Holzschnitten aus Sebastian Brants „Descensus Averno" mit erklärendem englischen Text anzeigt. Unter all den genannten Buchgesellschaften muß zum Schluß noch eine genannt werden, die Society of American Bibliophiles. Sie verfolgt dieselben Tendenzen wie die ihr verwandte deutsche Gemeinschaft, besorgt zuweilen auch ihre eigenen Drucke, sieht aber darin nicht ihren ausschließlichen Daseinszweck.

Unverkennbar haben all die angeführten Bemühungen den Büchermarkt in den letzten Jahren beleben helfen. Kaufmännisch wurde die Konjunktur ausgenutzt; man kam der verstärkten Nachfrage nach führenden Titeln und bekanntesten Verfassern durch billigere Nachdrucke ihrer gangbarsten Werke entgegen, etwa wie in Deutschland mit den Volksausgaben. Doch die führenden Verleger zeigten, daß sie auch auf Qualität Wert legten. Bezeichnend dafür sind die Bemühungen der großen Verlage, durch immer erneute Buchausstellungen dem Buch nach seiner technischen und künstlerischen Seite hin Wertgeltung zu verschaffen. Zum neuntenmal hat im Januar das American Institute of Graphic Arts seine alljährliche Ausstellung der 50 buchtechnisch besten Bücher des Vorjahres veranstaltet mit der ausgesprochenen Absicht, Betätigung und Interesse für Herstellung schöner Bücher zu erwecken. Von 140 Verlegern waren den drei Sachverständigen 700 Bände vorgelegt worden, darunter allerdings Luxusdrucke numerierter oder begrenzter Ausgaben in größerer Anzahl als sonst, was nach dem Urteil einzelner auf ein allzu starkes Anwachsen solcher Drucke hinweist. Für die Auswahl ist maßgebend das rein physische Aussehn des Buchs ohne Rücksicht auf den Verkaufspreis; besonders beurteilt werden typographischer Entwurf und Ausführung durch die Presse, Einband und Lösung der bei jedem Buch vorliegenden besonderen Probleme. Abgehalten wird die Ausstellung acht Wochen lang in dem Prachtbau der städtischen Bibliothek New Yorks, wozu die Verwaltung ihren Ausstellungssaal zur Verfügung stellt; danach geht sie als Wanderausstellung durch die verschiedenen Großstädte des Landes bis in den äußersten Nordwesten. Wie in früheren Jahren hat auch diesmal die Presse dieser Veranstaltung weitgehende kritische Beachtung geschenkt. Besondere Aufmerksamkeit widmet den graphischen und damit auch den buchtechnischen Künsten der Grolier Club von New York, dessen Mitglieder diese Interessen als Liebhaberei betreiben. Zum zweitenmal in drei Jahren hat er im vergangenen Frühjahr sogar der deutschen Buchkunst seinen Ausstellungsraum geöffnet. Es handelte sich um die Buchillustration der letzten 150 Jahre. Aus deutschen Regierungsbeständen und privaten Sammlungen waren mehrere hundert Bände zusammengestellt, die deutsche Illustratoren von Chodowiecki, Moritz von Schwind, Peter Cornelius bis zu Busch, Liebermann und Slevogt vorführten. Der frühere Botschafter Dr. Kühlmann und Dr. Wiegand von der Bremer Presse teilen sich in das Verdienst, deutsche Kunst auf diese Weise zur Geltung gebracht zu haben.

Vor dem Börsenfiasko hatte auch der Büchermarkt einen erheblichen Aufstieg erlebt. Als eine Art Modesache zeitigte er eine in mancher Beziehung kritiklose Liebhaberei im Bücher-sammeln. Man sammelte Lincolniana ebenso wie Emersons Werke, Erstausgaben und Nachdrucke. Der Besuch der Buchauktionen wurde zu einer gesellschaftlichen Angelegenheit, bei der Finanz, Industrie und Intelligenz sich zu treffen pflegten. So stark wuchs die Mode, daß mit dem Beginn des Jahres sich eine eigene Zeitschrift, „Book-Collector's Quarterly", eingestellt hat. Bücherpflege, Grundsätze beim Sammeln bestimmter Büchergruppen, Anweisungen dafür, Auktions- und Verkaufsberichte, das und ähnliches sind die Dinge mit denen sich der Inhalt beschäftigt. Hauptsache aber ist, mit diesem Mittel den Kundenkreis interessiert und kauflustig zu erhalten.

Das scheint jedenfalls auch in erster Linie notwendig zu sein, denn seit dem Winter stimmen auch die buchhändlerischen Fachblätter ein in die allgemeine Geschäftsjeremiade. Man hofft, daß wie 1920 gerade der Rückgang der Geschäfte einen vermehrten Bücherkonsum brachte, sich auch heuer wieder

Digitized by Google

eine ähnliche Konjunktur zeigen werde. Man tröstet sich, daß auch in den Ländern der alten Kulturen, sogar in Frankreich, das dem Amerikaner in geistigen und künstlerischen Dingen immer Maßstab ist, Verwirrung im Buchmarkt eingetreten ist. Man sucht mit allerlei Mittelchen zu helfen. Einzelne Verlagshäuser fangen an, dem Vertrieb ungebundener Bücher, den man bisher radikal vermieden hat, das Wort zu reden. Solch ungebundene Exemplare sollen dann auch Anzeigen führen wie die unterhaltenden Monatsschriften. Zehn große Verleger haben sich zusammengetan und veröffentlichen seit dem Winter eine sogenannte „Book Show". Das ist ein dicker Band, in dem aus zwanzig neuerscheinenden Büchern ein Kapitel ausgewählt steht, das den Appetit des Lesers reizen soll, so daß aus dem Leser ein Buchkäufer wird. Er findet in dem Auswahlbuch sogar noch einen Rabattzettel, den er beim Einkauf und Befriedigen seines Appetits profitabel verwenden kann. Besorgt wird dieser Band von einer Anzeigenfirma, aber die Verlegerfirmen, die ihn unterstützen, sind zum Teil Geschäfte mit Weltruf. Ein anderes Mittel verwendet die American News Company, eine Zentrale, die lediglich Sortimenter beliefert. Sie versendet an ihre Geschäftsfreunde und Kunden ein Blatt, „American News", das diesen, aber auch nur diesen, in so offener Weise den Inhalt der Neuerscheinungen im voraus verkündet, daß sie bereits Bemerkungen der Kritik herausgefordert hat. Von anderen Verlagshäusern wie Dutton & Co. oder Little, Brown & Co. berichten die Fachblätter ausführlich, daß sie trotz seitheriger guter Geschäfte (und das wird zahlenmäßig belegt) die Liste ihrer Neuerscheinungen bedeutend reduzieren, daß aber die Qualität derselben sehr viel höher stehen wird.

Trotz alledem sind die Frühjahrslisten (im Frühjahr und im Herbst veröffentlichen Tagesblätter, Wochen- und Monatsschriften lange Buchlisten von Neuerscheinungen, zum Teil in besonderen Ausgaben) immer noch ziemlich lang. Doch ist es auch für Amerika ein Zeichen der Zeit, daß gerade in unseren Tagen eine neue Vierteljahresschrift mit dem bezeichnenden Namen „The Left" hat erstehen können und daß eben jene Frühjahrslisten der Neuerscheinungen nicht weniger als 14 Titel von Büchern über Rußland anführen. Einen ganz besonders empfindlichen Schlag erlitt das ganze amerikanische Schrifttum mit dem Eingehen der Tageszeitung The World, des einzigen New Yorker Blattes, das eine besondere Morgen- und Abendausgabe hatte. Angeblich mußten die Söhne des in Wien geborenen Pulitzer, der das Blatt geschaffen hatte, an ein großes Zeitungssyndikat verkaufen. Jahrzehntelang hatte diese Tageszeitung in liberalem Ton einen bedeutenden Einfluß nicht nur auf die New Yorker, sondern auf die nationale Politik ausgeübt. Journalisten mit wohlbekannten Namen haben dafür gearbeitet. Dem Schriftleitungsstabe scheint die Wendung ihres Schicksals unerwartet gekommen zu sein; vergeblich suchten sie das Blatt in ihre eigenen Hände zu bringen. Seither haben sie ihrer Mißstimmung Luft gemacht in einem dicken Band, verlegt bei Harper Brothers, den sie mit bitterer Ironie genannt haben: „The End of the World".

New York — A. Busse

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Marschieren — nicht träumen. Zerstörte Erinnerung. Roman. Von Emil Belzner. Hamburg 1931, Gebrüder Enoch. 238 S. Geb. M. 5.50.

Marschieren — wohin? Vorwärts, in eine reelle Zukunft und immer der Nase nach. Nicht träumen — wovon? Von der Vergangenheit, will sagen, vom letzten Krieg; denn er ist so nicht zu überwinden. Er läßt sich nicht unter das Wort zwingen, wenn das Wort im Dienst der denkbar verzweifeltsten Bemühung steht, ihn sich aus einer verwehten Erinnerung schreibend wieder zu vergegenwärtigen, damit die Illusion des gewesenen Lebens gerettet werde.

Ein solcher Versuch muß scheitern und für den, der ihn anstellt, mit der Gefahr des Wahnsinns und des Untergangs verbunden sein. Ritchard, der ehemalige Major und Held dieses merkwürdig innerlichen Buches, beweist es, er geht zugrunde und heim zu den gefallenen Kameraden, weil er anders keine Ruhe finden kann. „Trauer", sagt er an einer Stelle, „ist eine unermeßliche Macht, durch die Gott regiert. Man steht mit einem Fuße in der Ewigkeit, mit dem anderen auf der Landstraße. Trauer gibt auch Narrenfreiheit." Und sie macht er, ein donquichotesquer Mensch, sich zu eigen, sich prügelnd und Belzner, seinen mitspielenden Autor, so liebend, daß aus ihm im Verlaufe ihres Zusammenseins ein „Kerl" wird, ein Dichter, der sich in Zeit und Umwelt einordnet und seine Aufgaben erkennt.

Die Kriegsbücherliteratur hat mit dieser Neuerscheinung einen sehr deutschen, aus dem Geiste der Romantik geborenen Zuwachs erhalten. Es ist aufs Ganze hin besehen ein fragmentarischer Roman ohne Fabel und Handlung, aber randvoll mit Geschehnissen, schwirrend von Bildern und Gesichten. Was mich dennoch der Lektüre nicht recht froh werden läßt, sind zwei Gesichtspunkte: Einmal erklärt sich Belzner mit der sehr anfechtbaren Figur seines Helden einverstanden, statt sich zu distanzieren. Er übersteigt den Berg Ritchard nicht, sondern geht in ihn ein, ja, identifiziert sich mit ihm. Zum anderen kompliziert das Form- und Kunstlose, dieses Neben- und Durcheinander von betonten Kriegserklärungen an die Poesie und faktisch dauerndem Gegenteil mehr, als nötig ist. Das Erstaunliche der Leistung liegt aber offen genug zu Tage, und ich halte dafür, daß uns mit diesem Buch ein Werk beschert ist von ganz seltener Leuchtkraft des Gedankens, das barocke Werk eines echten Dichters.

Berlin — Jürgen Eggebrecht

Primaner. Roman. Von Walther Harich. 312 S. **Die einen weinen, die andern wandern.** Roman. Von Alfred Schirokauer. 308 S. Beide Berlin, Ullstein. Je Lbd. M. 1,85.

Eine neue Serie Ullstein-Romane wird hier begonnen. Nette Leinenbände, bunt bebildert außen, mittelgroß im Format. Der weitaus bessere der beiden Romane ist der von Harich. Harich gelangt über einen „Fall", der dem Fall Krantz ähnelt, hinaus zu einer bewundernswert feinen, dichterisch erfühlten Darstellung der Primanerseele, d. h. der Jungens von heute, überreif schon an Wissen, gepackt doch am Lebensbeginn vom mitleidlosen Wunder Liebe und Leben, geschüttelt davon, fast vernichtet. Zwei Primen, U I und O I, sind sich scharf gegenübergestellt. U I, der der „Held" zugehört (sein hochbegabter Freund erschießt sich, weil er dasselbe Mädchen hoffnungslos liebt, das dem „Helden" alle Liebe gewähren will, vor dem Zimmer des Mädchens), ist die Klasse der Begabten, Kunstbegeisterten und schon Schaffenden, der geistig Ringenden, politisch Mißtrauischen, die darum in ihren

Digitized by Google

Reihen die Katastrophe erleben müssen. O I ist die Sportklasse, Hitlertum, Körpertraining und viel falsche Pose haben hier ihre Stätte. Sehr gut sind somit zwei Gegenströmungen der deutschen Gegenwart, von denen auch die Jugend erfaßt ist, in zwei Klassentypen symbolisiert. Überhaupt ist es ein Buch geworden, das mit den Mitteln einer gewandten Unterhaltung, einer spannenden Kriminalhandlung arbeitet und doch tief in die Geheimbezirke jugendlich wachsenden Wesens, Träumens und Ahnens vorstößt, so zu einem guten Teil Dichtung wird.

Schirokauer will zwei erotische Typen zeigen, die ewigen Wanderer von Abenteuer zu Abenteuer und die „Ackerbürger der Liebe", denen ein Mann, eine Frau fürs Leben genug ist. Ein berühmter Chirurg, ein Wanderer der Liebe, wird an der Schwelle des Alters von der Gewalt einmaliger Liebe, die er an seinem Neffen erlebt, matt gesetzt, dem Altersdezennium zugewiesen. Es ist alles gut geschildert, flüssig und gewandt, zu gewandt, weshalb man nie das Gefühl los wird, daß hier Romanfiguren einem vom Autor vorgesetzten Ziel ihres Schicksals zustreben. Immerhin ein wirkungs- und kontrastreiches Bild aus dem Liebes- und Gesellschaftsgetriebe unserer Tage.

Berlin — Werner Schickert

Amance. Die Geschichte eines jungen Mädchens. Von Peter Supf. Illustriert von Hans Meid. Jena 1931, Eugen Diederichs. 192 S. Geb. M. 4.80.

Supfs „Geschichte eines jungen Mädchens" zeigt Ansätze, sich aus dem Konventionellen zu erheben. Es ist viel Schicksal darin. Aber an den entscheidenden Stellen regiert doch nicht der immer gute Gott, sondern der immer üble deus ex machina. Was fehlt, ist innere Spannung (an äußerer läßt es der Autor nicht fehlen). Diese innere Spannung ist nicht zu erzwingen. Am wenigsten durch einen Stil des Erzählens, dessen Kürze nicht ausdrucksvoll genug ist, um so eilig vorwärtszutreiben und doch das einzelne haften zu lassen. Dieser hastige Stil sollte vielleicht aus der Not des Autors eine Tugend machen; er hat sie, dünn statt knapp, nur sichtbarer gemacht. Das Ganze liest sich wie das Exposé zu einem Filmmanuskript, das wegen seiner spezifisch literarischen Romanhaftigkeit zur Verfilmung ungeeignet ist.

Ebenso zwitterhaft ist die Sprache. Neben gelegentlichen Schönheiten findet sich unverzeihlich Plattes: „Amance erlebte zum erstenmal das Sinnesabenteuer der Wollust. Die schweren Jahre hatten alle Gedanken an spielerische Erotik in ihr verdrängt" (S. 77).

Was bleibt, ist einige Charakteristik. Nicht gerade die Amances selber, aber die ihres Großvaters oder die eines alten Bettlers von Paris, père Josef. Hier liegen die Ansätze.

Berlin — Herbert Günther

Lumpen und Liebende. Roman. Von Heinrich Suso Waldeck. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.

Man mag die Sache drehen und wenden, wie man will: es ist eine Gesellschaft in diesem Roman geschildert, die einem allmählich denn doch widersteht. Alles berauscht sich hier an Worten, bekomplimentiert oder beschimpft sich gegenseitig, entwickelt die verstiegensten Ansichten, reflektiert oder heult und ist im Grunde genommen lächerliches Pack.

Sie sind gezeichnet mit einer Hand, die selbst schwankt, mit einem Auge, vor dem es flimmert und zittert; fast alle Figuren haben einen psychologischen Bruch; sie halten nicht zusammen, sie sind in jedem einzelnen Augenblick von täuschender Wahrheit, übersieht man aber alle ihre Äußerungen, so stimmen sie nicht zusammen, so sind die Charaktere unwahr.

Unter diese Elitemenschen, die das Leben zu kennen glauben, während sie nur Bücher und Gemäldegalerien kennen, die nicht vom Leben aus die Kunst, sondern von der Kunst aus das Leben betrachten, mischen sich ein einige wirkliche Menschen.

Man atmet förmlich auf, wenn die brave Pensionsmutter Winkler erscheint, die zwar von all dem verstiegenen Kram der Kunstzigeuner nichts versteht, aber gut kochen kann und vor allem das Herz auf dem rechten Fleck hat.

St. Andrä-Wördern — Albert Leitich

Gefahr um siebzehn. Roman. Von Alexander Castell. Wien, 1931, E. P. Tal & Co. 245 S.

Castells neues Buch lebt wieder vom Zauber der ville lumière. Es ist fast zu mondän geraten. Sorgen junger und alter Finanziers und Spekulanten, Atelierszenen bei einem berühmten Porträtisten nehmen viel Raum ein. Aber man nimmt diese Garnierung in Kauf, denn das Thema ist interessant und, à propos Weltstadt, wesentlich. Ein junges Mädchen aus guter Familie verfällt, im Erwachen ihrer Sinne, einer mondänen, von Skrupeln freien „Gelegenheitsmacherin", einer Fabrikantin von „Zufalls"-Abenteuern für gutzahlende Herren, die sie mit allerlei Herren, meist durchreisenden, in irgendwelchen Hotels verkuppelt. Ihr Verlobter, der sie innig liebt, merkt etwas, ahnt nichts, ahnt schreckvoll mehr, weiß schließlich alles, von einem ihrer „Liebhaber", der sie heiraten will. Eine Brandkatastrophe bei einem Maskenball führt die scheinbar für immer Getrennten wieder zusammen. Ein interessantes Thema, weil es, neben der Unberechenbarkeit der ersten Liebesjahre der modernen jungen Mädchen, die unermeßlichen erotischen Anziehungsmöglichkeiten einer Weltstadt wie Paris zeigt, Möglichkeiten, die für erotisch Halbreife und Schwankende zu Fallstricken werden. Vielleicht schmeckt alles etwas nach Sensation, aber ein Autor wie Castell schafft auch aus Sensation ein nachdenkliches Buch über das große und weite Thema Frau und Liebe. Er ist einer der wenigen erotischen Schriftsteller vom Ende der Vorkriegszeit, die auch unserer Zeit und ihrer großen Krise der Erotik standzuhalten scheinen.

Berlin — Werner Schickert

Der Weg durchs Feuer. Roman. Von Max Dreyer. Leipzig 1930, L. Staackmann. 299 S. M. 4,50 (6,50).

Den „Weg durchs Feuer", der diesem neuen erzählenden Werk Max Dreyers den Namen gibt, gehen außer Marten Hillebrandt, dem von der abenteuernden Weltausfahrt zur heimischen Mühle zurückgekehrten Helden des Buchs, alle wesentlichen Gestalten, die um ihn sind; die „paar Höllenfeuerfunken" sind nicht nur „jedem Hillebrandt" ins Blut gespritzt — sie schwelen und entzünden sich ebensogut, nur gradweise verschieden, in den Frauen, die ihm begegnen, wie in den Männern, mit denen er um ihren Besitz ringt. Im Brand der Mühle verzehrt sich ein Übermaß leidenschaftlicher, eigensüchtiger Romantik; nur die „Lebensklänge" bleiben; das Gewesene fügt sich geläutert in das Werdende ... Die Feueratmosphäre, in die Dreyer mit gewohnter, sicherer Anschaulichkeit seine Menschen stellt, gibt ihnen manchmal, will mir scheinen, ein Zuviel an flackernder Flamme, die da und

Digitized by Google

dort auch vergewaltsamend in den Stil der Darstellung hinüberspringt. Abseits von diesen Lohenden, rund und satt in sich selbst, ein Kabinettstück grotesken Humors, steht und stirbt Mutter Hackpoot, die greise Totenfrau, mit dem „Dod up du und du" und wahrhaftig eine „Meisterin des Lebens" ...

Weimar — Heinrich Lilienfein

Der Schauspieler Peter Unglaub. Roman. Von Hermann Sinsheimer. Leipzig 1931, Paul List. 175 S. M. 3,50.

Der Schauspieler Peter Unglaub, Prototyp der anspruchsvollen Mittelmäßigkeit, behauptet sich über alle persönlichen, künstlerischen und wirtschaftlichen Krisen und Katastrophen der rheinischen Phantasiestadt Hallgarten zum Schluß als Sieger. An seiner Seite kämpft die brave Beamtenwitwe Thekla, die zwischen unbewußter Erotik und unbefriedigter Mütterlichkeit schwankt, eine in ihrer rundlichen Herzlichkeit ausgezeichnet gesehene Figur. Daneben verliebte kleine Mädchen, besorgte Mütter und die schrulligen Insassen von Theklas solider Familienpension. Sinsheimer gestaltet grotesk, verläßt aber niemals den Boden des Realen. Seine Personen zeichnen sich durch eine gesunde Geschäftstüchtigkeit aus, die durch alle Gefühlsverwirrungen hindurch immer den Ausgleich schafft. Dadurch behält auch in tragischen Momenten die Ironie ihr Recht und der Leser seine Freude an der nachdenklich-heiteren Geschichte.

Krefeld — Ernst Martin

Peter Habichs Wandlung. Roman. Von Artur Brausewetter. Berlin 1930, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. 384 S.

Pastorenstube und luxuriöses Schauspielerinnenheim! Das sind die Pole dieses neuen Brausewetterschen Romans.

Brausewetter bewundert heimlich seine Heldin Julie Berka, er bestaunt ihren Luxus, in dem sie lebt, die Erfolge, die sie bei den Männern hat, das gelangweilte Lächeln, mit dem sie ihre Liebhaber abfallen läßt. Manchmal geht ein Ahnen der Ziel- und Zwecklosigkeit ihres Daseins durch seine Seele, und in solchen Augenblicken tritt wohl vor die Welt des Scheins und des falschen Glanzes ein schlichtes Bild aus ihrer Jugend.

Im übrigen hält er den Zynismus der Diva für Freiheit und ihre Sentimentalität für echtes Gefühl. Er verachtet heimlich die Seite, auf die er sich gestellt hat, und liebt, wogegen er streitet. Der Grund dafür ist ein mangelnder Glaube, ein ewig waches, fressendes Mißtrauen gegen sich selbst, aber seine Instinkte sind doch völlig auf Julie Berkas Seite.

St. Andrä-Wördern — Albert Leitich

Der Wunderdoktor. Roman. Von Wilhelm Lichtenberg. Baden-Baden 1931, Merlin-Verlag. 304 S.

Radscha Lobesam, alias Franz Prochaska wird nach St. Matthäus verschlagen; er liebt es, mit elektrischen Apparaten zu spielen, kommt zuerst in den Verdacht, der leibhaftige Teufel zu sein, und läuft Gefahr, verprügelt zu werden. Ein Kind, das ihm ein verzweifelter Vater bringt, gesundet, die kranke Gräfin wird von einer hysterischen Lähmung geheilt. Radscha wächst langsam in die Rolle des Wunderdoktors, der mit Strahlen und Diagnoseröhre arbeitet, hinein. St. Matthäus nimmt einen ungeahnten Aufschwung. Radscha heiratet die Gräfin. Das Ganze bricht zusammen, als seine frühere Geliebte auftaucht, eine Artistin, und als Radscha, selbst krank, Rettung bei einem Arzt sucht. Aus dem Dunkel gekommen, verschwindet er wieder ins Dunkel. Aus der Gestalt des Wunderdoktors, an den sich die leidenden Menschen klammern, der Atmosphäre, die er um sich verbreitet, dem Geschäftsbetrieb, der eigenen Hilflosigkeit usw. ließe sich ein Roman schaffen, ein Spiegel der Menschen und der Zeit; das vorliegende Buch reicht nirgends an diese Probleme wirklich hinan, es bleibt überall an der Oberfläche haften.

Gießen-Mainz — Erich Stern

Kies bekennt Farbe. Roman. Von Rudolf Schneider-Schelde. Stuttgart 1930, J. Engelhorns Nachf. (Romanbibl. 1038/39.) 285 S.

Das ist ein unangenehmes Beispiel für die Sucht, in einem mäßigen Roman en passant ungefähr sämtliche Probleme zu erörtern, mit denen sich unsere Zeit herumschlägt. Der Waschzettel spricht davon als von „tiefer Hintergründigkeit" der „erregenden Dialoge" sowie von einer „blitzerhellten Transparenz, durch die man erschüttert die Zwiespältigkeit der Welt und die Verlogenheit ihrer morschen Ordnung erblickt". Doch nehme man sich nur einmal die Reden vor, die der Herr Geheimrat Kaiserlein von S. 79 bis 83 schwingt, über die Heiligung der Mittel, den Zweck Gottes und die Losung: Nie wieder Finsternis! Warum müssen Unterhaltungsromane sich so tief geben wollen?

Berlin — Lili Lorsch

Plus und Minus. Roman. Von Franz Harper. Berlin 1931, P. Langenscheidt G. m. b. H. 259 S.

Ein Abenteurerroman mit raffiniert ausgezogenen Frauen. Außerdem wird darin der Homunkulus in Form eines Maschinenmenschen hergestellt. Also Spekulation auf eindeutigste Sexualität und technisches Interesse — die übliche Mischung des modernen Alltagsromans.

Berlin — Lili Lorsch

Am Wege. Novellen. Von Ludwig Hinrichsen. Hamburg 1931. Quickborn-Verlag. 104 S. Geb. M. 2.50.

Stärker als in den meisten anderen niederdeutschen Dichtern zeigt sich in dem Holsteiner L. Hinrichsen Träumerei und Grübelei in eigenwilliger Verbundenheit. Er liebt das Abwegige, Seltsame auch in den vorliegenden hochdeutschen Erzählungen, und so ist ihm ein Büchlein gelungen, das den Durchschnitt der vielen auf den Markt geworfenen Kleingeschichten durchaus überragt, weil man sofort spürt, daß ein Dichter am Werk ist, der tief in die tiefsten Verworrenheiten menschlicher Seelen hineingeschaut hat, sie zu deuten weiß und dabei seinen eigenen Stil gefunden hat.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Ruf um Mitternacht. Das Schicksal Johannes des Findlings. Erzählt von Georg Lutz. Freiburg i. B. 1931, Herder & Co. 230 S. Geb. M. 4,20.

Das Granada unter Karl V. wird folgendermaßen charakterisiert: „Oh, sie haben recht! Wer dich nicht sah, hat nichts gesehen ... Von Lieblichkeit und Anmut tropfend sind die Hänge wie morgenfrisches Mädchenhaar, das sich an des Erwählten Brust geschmiegt ... In dir hielt unser lieber Herr Zwiesprach mit dem Halbmond des Propheten, mußte es freilich doch geschehen lassen, daß der Maurenkönig weinend nahm den Wanderstab, weil ihm der Wüstengott der

Digitized by Google

Willkür lieber war als der der Liebe und Gerechtigkeit. Granada!" Und als Johannes, „der Armenvater von Granada", sein an guten Werken reiches Leben vollendet hat, „wurden drei Notaltärchen im Zimmerchen aufgeschlagen ... hier oben weinten in dem stillen Stübchen Dankbarkeit und Liebe fromme Tränen auf die nimmermüden Hände, die sich zum Abendgebet des Lebens unlösbar um das Kreuz geschlungen." Entspricht diese süßliche, mit Diminutiven gespickte Betulichkeit dem Geiste kirchlichen Lebens im alten Spanien? Der Verfasser sollte, wenn er sich für die historische Erzählung katholischer Observanz berufen glaubt, bei Manzoni in die Schule gehen oder, wenn er auch in Spanien nicht anders als deutsch-kleinbürgerlich empfinden kann, wenigstens bei der Handel-Mazzetti und dem alten Hansjakob. Mit dem „Ruf um Mitternacht" hat er weder der Literatur noch seiner Weltanschauung einen Dienst erwiesen.

Dresden — Kurt Martens

Legenden und Gedichte. Von A(nny) Demling. Stuttgart, Tor-Verlag. 120 S.

Anny Demling, die hier so schamhaft ihren Vornamen verschweigt, hat bereits vor Jahren in der S. Fischerschen Romanbibliothek einen Roman „Oriol Heinrichs Frau" veröffentlicht. Hier sammelt sie Prosastücke und eine größere Anzahl Gedichte. Es sind nicht alles Legenden, aber das Legendenhafte, Symbolische ist das Beste daran. Am schönsten eine Grünewald-Legende, die die künstlerische Geburt der berühmten Kreuzigung des Isenheimer Altars gestaltet und ein düster-männliches Bild des genialen Meisters entwirft. Eine „Cayenne-Legende" vom Untergang eines Armen, der schuldig wird, er weiß nicht wie und warum, ist von starkem sozialem Mitgefühl getragen. Von den Gedichten ragt hervor, was Erinnerung ans Elsaß, wohl die Heimat der Dichterin, zum Klingen brachte. Sonst viel recht „private" Stimmungslyrik. Im ganzen ein Sammelbüchlein, das eine dichterisch beschwingte Natur und einen gefühlsstarken Menschen verrät. Ein größerer Roman wird angekündigt. Warten wir ab.

Berlin — Werner Schickert

So macht man Dollars. Roman. Von Upton Sinclair. Übersetzt von Paul Baudisch. Berlin 1931, Malik-Verlag. 399 S. M. 2.80 (4.80).

Auch dieser Roman ist wie Sinclairs meiste Bücher flott und interessant erzählt, hat manche gute Menschenbeobachtung und schrecklich viel „Tatsachen" des amerikanischen Lebens. Doch da beginnt der Einwand bereits; denn eigentlich sind alle „Tatsachen" in Upton Sinclairs Welt nicht ganz wahr, etwas und manchmal viel ist daran schief, verbogen, zurechtgebastelt. Ihre Logik ist direkter und unerbittlicher, als das Leben sie kennt, außerdem sind die Menschen in diesem Amerika alle mehr oder weniger positive oder negative Upton Sinclairs. Dreisers Geldleute z. B. sind wenigstens sinnlich oder sentimental oder einfach hilflos. Die Geldmacher Sinclairs dagegen, besonders dieser neueste Dollarjäger Jed Rusher, müssen nach dem Gebot ihres Erzeugers immer nur auf das eine literarische Ziel starren und wie Marionetten tanzen. So ist das Leben, so ist auch Amerika nicht. Und wem an einem wirklichen Verständnis Amerikas liegt, dem kann ob des deutschen Erfolgs dieses amerikanischen Schriftstellers bange werden. Wer „So macht man Dollars" als Unterhaltungsroman nimmt und nicht als amerikanisch-kapitalistische Offenbarung, der wird auf seine Kosten kommen; denn lesenswert ist dieses Buch.

Berlin — F. Schönemann

Villa Rubein. Roman. Von John Galsworthy. Deutsch v. Leon Schalit. Wien 1931, Paul Zsolnay. 203 S.

Verblüffend die Zeichnung dieser absonderlichen Charaktere: diese englische Familie, die ihren gesellschaftlichen Verfall mit allen Feinheiten, Tricks möchte man sagen, der Konvention bemäntelt; aus diesem Schutt emporblühend die unverfälschbare Jugend; und der Widerpart, ein tiroler Maler, knorriger Bauernsohn, selfmade, entwurzelt, geradezu bis zur Grobheit. Die Jugend, das Echte siegen, teils durch Gewaltstreiche der leidenschaftlichen Liebe, teils durch die kleinen, freundlichen Listen der romanhaften Liebe. Welch letztere mit ihrem zu wild geschnörkeltem Beiwerk wir gern entbehrt hätten.

Berlin — Kurt Bock

Unser Herr Wrenn. Die romantischen Erlebnisse eines kleinen Mannes. Roman. Von Sinclair Lewis. Berlin, 1931. Ernst Rowohlt. 334 S. M. 5.— (7.50).

Schon aus den großen, klassischen Romanen von Lewis habe ich mir immer nur mit starker Einschränkung etwas machen können. Sie litten für mein Gefühl daran, daß sie der überaus lebhaften und stofflich reichhaltigen Darstellung eines „gewöhnlichen" Charakters alle übrigen Gebote des Künstlerischen, vor allem diejenigen der Komposition, durchaus opferten. Unter vielen hundert Seiten Stoff fand sich eine allzu große Menge bloßen Lesefutters; darin eingebettet freilich immer ein paar unvergeßliche Gestalten und Szenen. Für die Geschichte von Herrn Wrenn, einen frühen Roman von Lewis, der erst jetzt übersetzt worden ist, gilt ganz dasselbe. Damit mir die Figur dieses kleinen Büroangestellten und seine Wasserfarbenseele klar werde, muß ich eine Unzahl von Zufälligkeiten lesen, die — in sich amüsant erzählt — nichts künstlerisch Zwingendes haben. So bewundernswert Lewis' erzählerische Nonchalance ist, man fragt sich doch, ob William Wrenn und sein vorbildlich kindliches oder vielmehr infantiles Seelenleben nicht auch im Epischen exemplarischer gestaltet sein könnte. Auch in diesem Buch fehlt's nicht an der unvergeßlichen Szene: Wrenns Begegnung mit einer londoner Chelsea-Dame (zu deutsch: Schwabingerin), das Gesellschaftstragödchen, das sich in den beiden exemplifiziert, und der gewissermaßen heroische Aufschwung, den Wrenn dabei nimmt — das ist großartig! Merkwürdig: und trotzdem hat das Buch in keiner Fiber die Natur des Kunstwerks. Mag sein, daß die Übersetzung von Franz Fein, die mir nicht sehr glücklich vorkommt, zu diesem Eindruck mitbeiträgt.

München — W. E. Süskind

Cimarron. Roman. Von Edna Ferber. Übersetzt von Gertrud von Hollander. Hamburg 1931, Gebrüder Enoch. 398 S. Leinen M. 7,50.

Dieser Roman, der 1930 Amerika im Sturm eroberte, hat alle Stärken und nur wenige Schwächen der Edna Ferberschen Romankunst. Sein Gegenstand ist so bedeutsam originell wie der Verfasserin „Komödiantenschiff" und behandelt die „Eröffnung" von Oklahoma 1889 bis zu dem Petroleumrausch unserer Tage. Sein Hintergrund ist die Geschichte des

Digitized by Google

Pionier-Amerikas von gestern, worin selbst die Indianer nicht fehlen. Sein Held ist Yancey, der Idealist, der die Pionierunruhe im Blut hat und durch sein unstetes Wesen seine Ehe zerstört und als ein Gestrandeter umkommt. Aber die eigentliche Siegerin ist seine Frau Sabra, die zuerst viel zu zart für das Pionierleben ist, aber langsam daran erstarkt und schließlich ihre Kulturmission in der neuen Zivilisation erfüllt. In ihr ist der Pionierfrau Amerikas ein lange entbehrtes Denkmal gesetzt, auf dessen einer Tafel aber auch das Loblied auf die moderne werktätige Frau nicht übersehen werden darf. Das ist ja eine Lieblingsidee der Verfasserin. Meisterlich ist die Geschichte erzählt, ein ganzes Weltbild entworfen, eine lange Reihe urlebendiger und interessanter Menschentypen dargestellt, ist das kühnste Problem der Sittlichkeit ehrlich angepackt. Nur zu bewußt verstandesmäßig erscheint das eine oder andere. Der mehrartigen großen Werte wegen wünscht man diesem schönen Werk eine zahlreiche deutsche Lesergemeinde.

Berlin F. Schönemann

Fremd wie mein Geliebter. Roman. Von Stella Benson. Deutsch von Stephanie Frischauer. Berlin-Wien-Leipzig 1930, Paul Zsolnay. 357 S.

„Vielleicht wird die Welt besser, wenn ein Verzauberter mit einem steinernen Herzen verschwindet", heißt es zum Schluß. Und die Antwort ist: „Vielleicht wird sie besser. Sie wird freundlicher. Amerikanischer. Aber es gibt so viele Menschen und — so wenige Verzauberte." Es ist gut, daß Stella Benson wenigstens am Ende sagt, was sie mit ihrem Roman will; ich glaube, sie hat sich an ein Thema ganz großer Dichtung gewagt — aber gewachsen ist sie der Aufgabe nicht. Warum die ganze Geschichte in China vor sich geht, wieso die Krisis in Clifford Cotton gerade durch diese Lena ausgelöst wird, was überhaupt eigentlich vorgeht, das bleibt dem Leser ziemlich unklar, und zu guter Letzt liegt die Frage nahe, warum hier überhaupt übersetzt werden mußte.

Berlin Albert Ludwig

Komödianten. Meine Gefährten und ich. Von Colette. Deutsch von Erna Redtenbacher. Wien 1931, Paul Zsolnay. 222 S.

Menschen und Kulissen wachsen zusammen in ein Inferno der Heimatlosigkeit und Leibesnot, über das nur künstliche Theaterlichter spärliche Freuden regnen lassen. Die Welt der Dichterin, die Welt der Girls, der Pantomimen und dürftigen Singstimmen, enttaucht dem Dunkel, ohne nun hell zu werden. Nur das graue Leid tritt aus all dem prahlenden Flitter hervor, nur die Trostlosigkeit eines Berufs, den keinerlei Berufung seelisch stärkt. Mitgefühl diktierte dies Buch, das Leben hat es gedichtet. In seiner Darstellungsart eine Sammlung von Reportagen aus abseitiger Welt, Scheinwelt, Unterwelt, — stilistisch ein Buch unterm Strich, — insgesamt ein ergreifendes menschliches Bekenntnis, document humain, — im hintergründigen, vielleicht unbewußten Willen ein Rotbuch.

Berlin Kurt Bock

Gog. Von Giovanni Papini. Deutsch von Lotte Bock. Berlin 1931, Paul Neff. 339 S.

Papinis von Rousseauschem Bekennerdrang übervoller, in seiner selbstgeißlerischen Wahrhaftigkeit grandioser Ich-Roman „Ein fertiger Mensch", der uns vor einigen Jahren zuerst eine Vorstellung von diesem bedeutenden Italiener gab, lebt noch fort in faszinierter Leseerinnerung. Auch das neue Buch hat einen unvergeßlichen Zug ins Großartige, Danteske, es ist oft, als geißle ein neuer, psychoanalytisch und auch sonst allseitig modern gebildeter Savonarola seine Zeit und ihre bei technischer Höchstleistung immer grausiger gähnende innere Leere. Gog, dessen Aufzeichnungen Papini angeblich von ihm selbst in einer Nervenheilanstalt erhalten, dann veröffentlicht haben will (was bestimmt Mystifikation ist), ist ein auf Haiti von einer Eingeborenen und einem Weißen gezeugter, in Amerika bald zu höchstem Geldbesitz gelangter Milliardär, der nun nicht wie andere seinesgleichen bis zum letzten Atemzug Geld häufen, geldversklavt bleiben will, sondern in den 40ern sich selbst ein Halt gebietet, um endlich das Leben zu genießen, die Zeit in all ihren wechselnden Erscheinungen zu durchforschen. Was er alles tut, um seine Langeweile, seinen ständig wachsenden Menschenhaß zu vergessen, kann nicht aufgezählt werden, es genüge, zu sagen: er bleibt der Sklave seines Geldes, es macht ihn, den Vorurteils- und Morallosen, nicht glücklich, läßt ihn, nachdem er drei Viertel davon vergeudet, leer und unzufrieden und krank zurück, so daß er nun von Heilanstalt zu Heilanstalt wandern muß. Einige Gespräche mit Großen der Gegenwart, die er auf alle mögliche Weise zu einer Audienz bringt, sind in ihrer geistvollen, stets neue Seiten im Wesen dieser Großen beleuchtenden Art von höchstem Reiz. So stellt sich Freud als einen ins Medizinische verdrängten Literaten hin, der noch heute lieber Romane schriebe, Lenin bezeichnet die Menschen als zu ihrem eigenen Heil lebenslänglich einzusperrende Zuchthäusler, Ford malt sein Ideal einer ohne Menschenkraft selbsttätig ins Unendliche produzierenden Fabrik aus, die den Geldverkehr überflüssig mache. Gog, von Größenwahn und Langeweile gefoltert, sammelt Riesen, künstlich zum Klopfen gebrachte Herzen toter Tiere, Doppelgänger berühmter Toter, er reißt einen Teil von Neuyork nieder, um dort für sein Naturbedürfnis eine Wildnis mit Tigern und anderen Tieren anzulegen, er baut sich in Erwartung neuer Kriege ein uneinnehmbares, gepanzertes Inselkastell in Südamerika, er läßt, um sein Farbengefühl anzuregen, rotgefärbte Flüsse durch seinen Landsitz fließen, seine Diener blau anstreichen. Man sieht, nichts ist gespart, um alle Tollheiten einer zügellosen Milliardärsphantasie auszumalen.

Ein Fluch wird hier der Epoche entgegengeschleudert, ihrer sinnlosen Geldbesessenheit, ihrer tödlichen Unnatur und technischen Raserei, ihrer Menschenzerstörung und -einsamkeit. Niemand wird von diesem gleicherweise geistvollen und phantastischen Buch eines Unbestechlichen gehen, ohne im Tiefsten aufgerührt zu sein.

Berlin Werner Schickert

Die Rebellion des Ingenieurs Karinski. Roman. Von Dmitrij Tschetwerikow. Aus dem Russischen von Nina Stein. Berlin 1931, Der Bücherkreis. 245 S. Geb. M. 4.80.

Nein, das ist keine Rebellion. Wir sind immer noch der Ansicht, daß Rebellionen aus einer sittlichen Idee aufsteigen, nicht aus der Epidermis des einzelnen oder der Völker. Wenn der Ingenieur Karinski seine Frau verläßt, um eine andere Frau zu heiraten, die sich wieder von ihrem Manne trennt, so ist das zwar eine Angelegenheit, die oft genug „vorkommt", aber für die wir in der Kunst eine tiefere Verwurzelung verlangen als nur die in der Schicht der Sinnes-

Digitized by Google

organe. Für die wir auch eine andere Darstellung verlangen als eine gewandte, kühle, unbeteiligte, etwas spöttische Schilderung einer „Schaunummer". Tschetwerikow kann nicht nur etwas, sondern viel, und es erweckt uns Unbehagen, zu sehen, wie dieses Können sich im Kleide erschöpft statt im Körper. Liebe und Ehe sind für uns keine Angelegenheiten der „Sachlichkeit", und wenn wir auch sehr einverstanden sind, daß sie aus dem Boden vergangener Bindungen gelöst und auf einen neuen ethischen Boden gestellt werden, so scheint es uns kein Verdienst, wenn sie auch aus dem Boden seelischer Verflechtungen gelöst und auf eine Glasplatte unter das Mikroskop gelegt werden. Wer, wie Roesmann in seinem Fischbein-Roman, die Schwächen der Menschen mit Ironie und Witz darstellt, kann uns vergnügen. Wer aber die Schmerzen und Leiden der Menschen ebenso darzustellen unternimmt, kann nichts als uns verstimmen.

Berlin — Ernst Wiechert

Literaturwissenschaftliches

Die Forderung des Tages. Das neue Reich. Übersicht über die deutsche Dichtung 1925—1930. Von Friedrich von der Leyen. Jena 1931, Eugen Diederichs. 38 S. M. 1.40.

Diese Broschüre beginnt mit dem Worte: Nachtrag. Sie kennzeichnet sich somit als Ergänzungskapitel zu von der Leyens Buch „Deutsche Dichtung in neuer Zeit". Dieser Nachtragscharakter schadet dem Büchlein, das in weiten Partien nur als eine Aneinanderreihung von Einzelrezensionen erscheint.

Des Verfassers gemäßigt-konservative Auffassung ist bekannt; so nimmt manche Bewertung, die den Fernerstehenden erstaunen müßte, nicht wunder: Heinrich Mann sei nichts anderes als der „Häuptling" einer politisierten Akademie, Döblins „Alexanderplatz" nur dem Soziologen, Volkskundler, Arzt und Literaten interessant, der einfache Leser frage „Was soll mir der ganze Dreck?" Sieht man jedoch von solchen Entgleisungen ab, so muß unbedingt anerkannt werden, daß von der Leyen einer ihm sehr unsympathischen Literatur Gerechtigkeit widerfahren zu lassen versucht: Er setzt sich mit Remarque auseinander, er erkennt bedauernd fast die Meisterschaft Thomas Manns wie die Franz Werfels an, wie er überhaupt, außer in den beiden oben genannten Fällen, verstehen will, statt Partei zu ergreifen. Sonderbar ist die Inkonsequenz, mit der der geschichtlich hochgebildete Literaturgelehrte zu Anfang erklärt, er wisse wohl, daß zu jeder Zeit die Dichtung die Probleme ihrer Gegenwart erfaßt habe, während gegen Ende des Buchs sich immer wieder das Bedauern darüber findet, daß die heutige Literatur nur Mörder, Diebe, Verbrecher und Hochstapler schildere. Es ist von der Leyen völlig entgangen, daß es sich bei Dichtern, wie Heinrich Mann und Döblin um Männer handelt, die versuchen, die klassenmäßige Gliederung der Gegenwart zu erfassen, nicht um Schreiblinge, denen es Freude macht, Laster und Verbrechen für ein sensationslüsternes Publikum zu schildern.

Und wenn man mit von der Leyen hoffen wollte, daß in der Zukunft der deutschen Dichtung das Vergängliche und Gegenwärtige Stück um Stück abfalle, damit wir wieder die Dichtung selbst und ihre Ewigkeiten erkennen können, dann werden wir wohl mit der Gegenwartskunst unserer Tage auch das Zeitdrama des jungen Schiller, den ganzen Sturm und Drang und Büchners „Wozzek" vergessen müssen.

Breslau — Werner Milch

Kurzgefaßte Geschichte der deutschen Literatur. Von Heinrich Werner. Braunschweig o. J., Georg Westermann. 171 S.

Man redet heute von der geisteswissenschaftlichen Anschauung, daß sie sich durchgesetzt habe. Wenn aber ein Buch wie das vorliegende noch im 8. Tausend erscheinen kann, so ist das ein ebenso bedenkliches Zeichen für den Verfasser wie für seine Leser. Denn dieses Buch ist der trockene Leitfaden ältesten Stils, gegen den selbst der selige Kluge ein Meisterwerk war. Unberührt bleibt es von den Wandlungen, die sich in der Literaturwissenschaft des letzten Jahrzehnts vollzogen haben, und der Verfasser scheint von wesentlichen Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung wenig zu kennen. Man vergleiche hierzu seine Bemerkungen über die deutsche Heldensage, Otfrid, den Ursprung des deutschen Dramas. Den großen geistigen Bewegungen des Humanismus und des Barocks steht er verständnislos gegenüber. Längst überholte Auffassungen werden immer wieder weitergegeben. Auch in Einzelheiten ist vieles falsch oder zum mindesten schief, so bei Dach, Opitz, Platen und Strindberg. Der Dichtung unserer Zeit bleibt der Verfasser kühl bis ans Herz hinan. Diesem Mangel an Einfühlungsvermögen entspringt der pessimistische Schluß; der Verfasser sieht immer nur Namen, nie die ringenden Kräfte. Von dem neuen Idealismus, von der neuen religiösen Gesinnung in unserer Zeit erfährt der Leser nichts.

Dresden — Otto H. Brandt

Und dennoch — die Nibelungenfrage gelöst! Von Aloys Schröfl. München 1931, Selbstverlag, Widenmayrstr. 52. 288 S.

Im Jahre 1927 veröffentliche Schröfl sein umfangreiches Werk „Der Urdichter des Liedes von der Nibelunge Not und die Lösung der Nibelungenfrage", das ich in der „Literatur" XXX, 485/86, besprochen habe. Seine Vermutung, daß das Nibelungenlied von dem passauer Bischof Pilgrim zwischen 972 und 991 in althochdeutscher Sprache für den noch heidnischen ungarischen Fürsten Geisa gedichtet worden sei, ist seitdem mehrfach erörtert worden, ohne daß die Wissenschaft zur Klarheit gekommen wäre. Das neue Buch, das Schröfl jetzt verlegt, hat den Zweck, durch 31 Abhandlungen und Aufsätze, die sich auf die einzelnen Punkte seiner schon im ersten Werk gebotenen Ausführungen und auf Angriffe von Gegnern beziehen, seine These erneut zu stützen und zu erhärten. Das gelingt ihm auch in vielen Beziehungen. Aber der Kampf ist noch nicht ausgekämpft. Schröfl hat recht, wenn er sagt, daß unbedingt zwingende Beweise gegen ihn noch kaum vorgebracht sind. Die Bedeutung der Frage verlangt, daß Germanisten und Historiker, namentlich auch Kenner der frühen ungarischen Geschichte, sich noch recht gründlich mit ihm auseinandersetzen.

Breslau — H. Jantzen

Die Friesen. Herausgegeben von C. Borchling und R. Muuß. Breslau 1931, Ferd. Hirt. 200 S.

Die Friesen sind einer der kraftvollsten und eigenartigsten germanischen Stämme, der einzige, der seinen Wohnsitz an der Nordseeküste seit der Urzeit bis jetzt festgehalten hat. Im allgemeinen sind sie wenig bekannt, zumal sie heute auf zwei Staaten, Deutschland und die Niederlande, verteilt sind. Das vorliegende Buch ist eine vortreffliche Monographie. Eine Reihe bester Kenner von Land und Volk, angesehene

Digitized by Google

Gelehrte, hat sich zusammengetan, um ein treues und möglichst vielseitiges Bild der heutigen Friesenlande, ihrer Geschichte und Kultur, zu zeichnen. Den Ausgangspunkt bildet eine eingehende geographische Darlegung über den Wohnraum der Friesen (von O. Jessen), dann folgt eine gründliche Untersuchung über ihre Herkunft und Rassenzugehörigkeit (von O. Reche) und eine ausgezeichnete Beschreibung ihrer leider dem Aussterben geweihten Sprache (von Th. Siebs); daran schließen sich Aufsätze über Geschichte, Recht und Volkskunde, sowie Sonderuntersuchungen über die Nord-, Ost- und Westfriesen. Alle Aufsätze beruhen auf streng und wissenschaftlicher Grundlage, sind aber gemeinverständlich fesselnd geschrieben. Sie bilden eine äußerst wertvolle Übersicht über den gegenwärtigen Stand der Friesenforschung und eine unentbehrliche Grundlage für die künftige, die noch wichtige Aufgaben zu lösen hat. Acht Bildertafeln bieten reichlichen Anschauungsstoff und eine Karte zeigt die heutige Verteilung der drei Frieslande sowie die mannigfaltige Gliederung der Landschaft.

Breslau H. Jantzen

Jahrbuch der Bücherpreise. XXIV. Jahrgang 1929. Ergebnisse der Versteigerungen in Deutschland, Deutsch-Österreich, Holland, Skandinavien, der Tschechoslowakei, Ungarn. Bearbeitet von Gertrud Hebbeler. Leipzig 1930, Otto Harrassowitz. VI und 379 S.

Dies unentbehrlich gewordene Handbuch für die Fachwelt wie für den Sammler hat sich für den neuen Jahrgang auch ein neues Gewand zugelegt. Das Format wurde vergrößert und der Einband verschönert, und damit hat zugleich der Inhalt eine Erweiterung erfahren. Schon im 23. Jahrgang ist die kenntnisreiche und umsichtige Bearbeiterin über die bisher eingehaltene Zeitgrenze von ungefähr 1850 hinausgegangen und hat einen kleinen Teil wertvoller neuerer Literatur mit aufgenommen, der sich auf den Auktionen als „begehrt" erwies. Es war dies gewissermaßen eine Überleitung zu dem neuesten Band des Jahrbuchs, in dem schon eine größere Anzahl von Erst- und Vorzugsdrucken moderner Schriftsteller sowie von Privat- und Pressendrucken angezeigt wird, wie sie beispielsweise Emil Hirsch in München Anfang 1929 aus der schönen Sammlung Max Kirdorf zur Versteigerung brachte. Das ist gewiß begrüßenswert, zumal in den bibliophilen Strömungen der Gegenwart die Neigungen für das zeitgenössische Schrifttum sich erheblich verstärkt haben, die chemnitzer Bücherfreunde veröffentlichen für ihre Mitglieder sogar lediglich Werke moderner Autoren in trefflicher Ausstattung.

Daß im übrigen das wissenschaftliche Element in der Bibliophilie keineswegs in den Hintergrund getreten ist, zeigt auch das neue Jahrbuch zur Genüge. Unter den 72 angezeigten Versteigerungen befinden sich allein 54 reichsdeutscher und deutsch-österreichischer Antiquariate, ferner 8 holländische, 4 dänische und 5 tschechische. Sie umfassen alle Gebiete der Sammlertätigkeit, oft geschlossene Bibliotheken, zuweilen lokale Spezialitäten wie Berolinensien, Hamburgiensien, Austriaca, Pragensien, Slowenica, auch Handschriften, Musikliteratur und graphische Blätter. Wie hoch noch immer die selteneren Ausgaben unserer Klassiker bewertet werden, mögen einige Preise erweisen. Von Goethe kam der „Römische Carneval" auf 1500 und 1850 M., der „Clavigo" im ersten Druck auf 300 M., der „Faust" von 1790 auf 1500 M., Stapfers französische Übersetzung 1828 mit den Lithographien von Delacroix sogar auf 1650 M., der erste „Werther" auf 300 M., die Ausgabe der Doves-Press von 1911 dagegen auf 1050 M., wie denn überhaupt die Veröffentlichungen der englischen Luxuspressen zu verhältnismäßig hohen Zuschlägen abgingen. Schiller tritt hinter Goethe zurück, nur die Erstausgabe der „Räuber" hielt sich mit 1800 M. auf der Höhe, und auch für den üppigen „Venuswagen" wurden 500 und 350 M. bezahlt. Von Kleists „Phoebus" gelangte ein vollständiges Exemplar bei Graupe für 2150 M. zur Versteigerung. Zu allgemeiner Überraschung kamen auf einmal wieder verschiedene Nummern (38 mit 3 „Extrablättern" und 2 „Beilagen") von Kleists Berliner Abendblättern auf den Auktionsmarkt (bei Henrici) und erzielten 2200 M. Der hohe Preis ist begreiflich, da man nur ein einziges komplettes Exemplar kennt. Hoch bezahlt wurden gleichfalls die älteren Stimmbücher aus dem zweiten Teil der Musikbibliothek Werner Wolffheim auf der Auktion Breslauer-Liepmannssohn. Von Bibeln der Wiegendruckzeit ging eine Biblia latina, Straßburg etwa 1479, für 1300 M. ab, ein Aldinendruck der Biblia graeca, Venedig 1518, wurde mit 1250 M. zugeschlagen.

Aber ich will mich nicht weiter in Einzelheiten verlieren. Das neue „Jahrbuch der Bücherpreise" dürfte jedenfalls den Kreis seiner alten Freude vergrößern helfen. Es gewinnt an Bedeutung durch die in Abkürzungen gegebenen und in Klammern gestellten Hinweise auf die einschlägigen Bibliographien.

Berlin Fedor von Zobeltitz

Vorträge der Bibliothek Warburg. Herausgegeben von Fritz Saxl. Vorträge 1927—1928. Zur Geschichte des Dramas. Leipzig 1930, B. G. Teubner. IX, 341 S. Geh. M. 20,—.

Die Vorträge der Bibliothek Warburg stehen stets unter einem einheitlichen Gedanken, der diesmal die Geschichte des Dramas war, die allseitig beleuchtet werden sollte. Von den fünf darin vereinigten Vorträgen darf der einleitende von K. Th. Preuß besondere Beachtung beanspruchen, der vom „Unterbau des Dramas" handelt. Darin untersucht der Verfasser die verschiedenen kultischen und mimischen Spiele der primitiven Völker und kommt dabei zu aufschlußreichen Gedanken, die auch für die dramatischen Anfänge der europäischen Völker auszuwerten sind. Über das antike Drama schreiben Geffcken und Regenbogen, von denen der erstere den Begriff des Tragischen einer aufhellenden Untersuchung unterzieht. Karl Voßler geht dann den Beziehungen nach, die zwischen Antike und der Bühnendichtung der Romanen bestehen, und Josef Kroll weist nach, daß das Spiel von Christi Höllenfahrt auf antike Vorstellungen zurückgeht. Ein ungemein aufschlußreicher Band, aus dem in erster Linie die Fachwissenschaft Nutzen ziehen wird.

Dresden Otto H. Brandt

Literarisches aus der Medizin, Medizinisches aus der Literatur. Von Paul Carsten. Berlin 1931, S. Karger. 138 S. Geb. M. 4,—.

Das anspruchslose Bändchen enthält fünf Aufsätze („Die Medizin in Versen", „Reiseerlebnisse deutscher Ärzte in Krieg und Frieden", „Augenärztliche Streifzüge durch die Literatur", „Der Arzt im Spiegel der modernen Literatur", „Die Schwester in der modernen Literatur"), die ursprünglich in den Feuilletonbeilagen medizinischer Fachzeitschriften erschienen sind. Dadurch charakterisieren sich die Arbeiten

Digitized by Google

als liebenswürdige, aber flüchtige Studien, deren Hauptwert in den bibliographischen Angaben beruht. Nirgendwo dringt Carsten tiefer in die komplizierten Zusammenhänge zwischen Literatur und Medizin ein, er begnügt sich mit einer Aneinanderreihung von Titeln und Charakteristiken: In diesem oder jenem Roman sei die eine oder andere medizinische Frage gestreift. Hierbei wird weder der künstlerische Gehalt der Quelle beurteilt (im dritten Aufsatz folgen aufeinander Thomas Mann, Ibsen, H. H. Ewers, Vicky Baum, Meyrink, Ganghofer, Otto Ernst, Grabbe, Hamsun) noch auch wird erörtert, wie weit der Dichter sein medizinisches Problem erfaßt hat. Vor allem aber fehlt jeder Hinweis darauf, ob der Dichter episodisch auf irgendeine Krankheit hinweist (ein Kind schielt und trägt deshalb eine Brille) oder ob die Krankheit selbst ein Problem des Dichters ist. Hier sind eine Reihe von Arbeiten, die in Sudhoffs „Archiv für Geschichte der Medizin" und im medizinhistorischen Jahrbuch „Kyklos" erschienen sind, weit über Carstens anspruchslose Skizzen hinausgegangen. Die Zusammenarbeit zwischen Medizingeschichte und Literarhistorie ist bereits so weit fortgeschritten, daß vielversprechende Ansätze zu einer Problemgeschichte der Krankheit, des Kranken und des Arztes in der Literatur vorhanden sind. An allen diesen Arbeiten geht Carsten vorbei, indem er sich auf liebenswürdige Aufzählung von Namen und Titeln beschränkt. Nur das brauchbare Verzeichnis der Quellen rechtfertigt den Neudruck der feuilletonistischen Skizzen.

Breslau — Werner Milch

Unbedeutende Reimwörter und Enjambement bei Rilke und in der neueren Lyrik. Von Annemarie Wagner. ‚Mnemosyne'. Arbeiten zur Erforschung von Sprache und Dichtung, geleitet von Oskar Walzel, Heft 5.) Bonn a. Rh. 1930, Ludwig Röhrscheid. 238 S. Geb. M. 8.—.

Die Arbeit Annemarie Wagners ist methodologisch interessant, sucht sie doch mit Hilfe der Statistik, wenn auch nicht in die Geheimnisse dichterischen Schaffens, so in die der Verskunst einzudringen. Die neue Zielsetzung Walzels, den Gehalt eines Kunstwerks aus seiner Gestalt zu begreifen, soll hier verwirklicht werden. Man wird der Verfasserin zugeben können, daß sie ernst mit ihrer Aufgabe gerungen hat, auch wenn man ihr nicht in allem zustimmt. 22 Dichter von Hölderlin und Novalis bis Werfel und Rilke dienen als Grundlage der Untersuchung, aber statt aus dem Geist des Gedichts bzw. des Dichters die Probleme zu entwickeln, „behandelt sie ihre Fälle nach Gesichtspunkten", die von außen herangebracht werden. Mit diesem Fehler verbindet sich ein zweiter, daß sie die künstlerische Absicht außer acht läßt. Das ist wohl auch der Grund, daß Rückert ausgeschieden wird, obwohl er fast die Hälfte aller angeführten Beispiele liefert. Auf diese Weise wird eine Schwierigkeit umgangen, die bei Rückert deutlicher auftritt als bei den übrigen. Auch die zeitliche Entstehung des Gedichts, worauf nur bei Rilke hingewiesen wird, wäre stärker für die Betrachtung heranzuziehen. So bleibt im Grund das Ergebnis mager, bleibt nicht mehr, als man ohnehin wußte, daß Theorie und Praxis nicht stimmen, daß Enjambement und unbedeutende Reimwörter die künstlerische Wirkung verstärken sollen. So sorgfältig die Verfasserin auch bemüht bleibt, ihre Gedanken zu begründen, so haftet doch vieles im Subjektiven. Nützlich bleibt die Übersicht über die Stellung der literarischen Theorie des 19. Jahrhunderts zu der von der Verfasserin untersuchten Eigentümlichkeit.

Dresden — Otto H. Brandt

Christian Morgensterns Dichtungen nach ihren mystischen Elementen. Von Bernhard Friedrich Martin. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. Herausgegeben von Walther Brecht. Bd. LXIII) Weimar 1931, Alexander Duncker. VII, 96 S. M. 5,40.

Immer hat man das Widerspruchsvolle im Wesen Morgensterns empfunden, aber bislang ist man noch nicht bis zum Zentrum seines menschlichen Wesens und damit auch seines Dichtertums vorgedrungen. Die vorliegende Arbeit ist gewiß sehr fleißig und gewissenhaft, auch aufschlußreich, wenn man Analyse als wichtigste Aufgabe ansieht. Indessen die innere Wesenschau, das „einheitliche Gesamtbild" steht gleichwohl aus. Wird so lange ausstehn müssen, als der Begriff des Mystischen nicht schärfer und eindeutiger abgegrenzt wird. Was der Verfasser darüber in seinem ersten Kapitel gibt, sind fleißige Auszüge im Anschluß an Bernhart, bemüht sich mehr um das Rationale als um das Irrationale. Gewiß, das Unterfangen ist schwer, weil bei Morgenstern selbst Wort und Begriff Mystik ohne festen Sinn sind. Um so mehr mußte Martin seine Aufgabe einengen; sowohl die Groteskdichtung, als auch des Dichters Beziehung zur Natur durften höchstens mittelbar herangezogen werden. So bleibt zuletzt das Ergebnis mager; es wird nur eingehend untersucht und belegt, was wir schon wußten, daß die Anthroposophie Steiners wie eine starke Liebe die Wendung zum Mystischen bei ihm herbeiführten. Was Morgenstern zuletzt dichtet, findet sich seinem Gehalt nach bei Steiner. Für einen größeren philosophischen Tiefgang der Arbeit hätte man gern das Schlußkapitel hingegeben, das zur eigenen Aufgabe ohne rechten Zusammenhang bleibt und nur Bemerkungen zum Künstlertum Morgensterns bringt.

Dresden — Otto H. Brandt

Prometheusschicksale. Essays über Carl Spitteler. Von Richard Matzig-Schmauß. Berlin 1930, Friedrich Katz Verlag. 198 S.

Spitteler oder George? Beispiele zum Gehalt- und Formproblem. Von Ernst Ewalt. Berlin 1930, Buchverlag Inweha. 125 S.

Um Spitteler ist es in den letzten Jahren merkwürdig still geworden. Da erscheinen zu gleicher Zeit zwei Werke, die erneut sich mit ihm beschäftigen. Das eine aus tiefer innerer Dankesschuld erwachsen, das andere aus Opposition gegen Stefan George geboren, aber beide überzeugt von Spittelers hohem Dichtertum. Matzig-Schmauß will ebenso aus dem Werk den Menschen ergründen wie aus dem Menschen das Werk verstehen. So gibt er im Umriß einen Überblick über das gesamte Schaffen des schweizer Dichters, der durch manche persönliche Beziehung gewinnt. Mit Ewalt faßt er ihn als den letzten tragischen Dichter unseres Zeitalters auf, dem noch einmal der Aufstieg in das Ewig-Menschliche gelang. So sind seine Dichtungen überzeitlich, auf metaphysische Welt- und Lebensanschauung gestellt. Des Verfassers Darstellung ist von starker persönlicher Anteilnahme getragen und die Begeisterung ersetzt oft die notwendige Begründung. Aus dem Gesamtkomplex Spitteler schält der andere nur ein Problem heraus, allerdings das wichtige von Form und Gehalt. Zu diesem Zweck analysiert er die Werke nach der Seite der Wortbildung. Während er Spittelers gedrängte Kraft, namentlich in den Bildern, betont, spricht er George die Ursprünglichkeit ab, bei dem er stets nur das Hervortreten des eigenen Ichs sieht. Damit will Ewalt das Ur-

Digitized by Google

teil der George-Schule über ihren Meister berichtigen, doch er hat sich die Aufgabe zu leicht gemacht. Überall tritt nur die Kritik hervor, und das Urteil ist schon fertig, noch ehe die Untersuchung begonnen hat. So einfach wird der Fall George nicht zu erledigen sein.

Dresden Otto H. Brandt

C. M. Wielands „Geschichte des Agathon". Entstehungsgeschichte. Von Erich Groß. (Germanische Studien, herausgegeben von Emil Ebering, Heft 86.) Berlin 1930, Emil Ebering. 192 S.

Die Stellung des Agathonromans im Schaffen Wielands ist immer umstritten gewesen. Wie hoch ihn der Dichter selbst schätzte, geht daraus zur Genüge hervor, daß er mit ihm die Ausgabe letzter Hand eröffnete, in ihm damit die Entwicklung seines ganzen Lebens gespiegelt sah. Und tatsächlich, der Agathon eröffnet den Bildungsroman der Neuzeit, und seine Wirkung wurde nur dadurch gehemmt, daß er so bald von „Wilhelm Meister" überholt wurde. Jetzt endlich bringt die sehr tüchtige Arbeit von Erich Groß in das Chaos der einander widersprechenden Urteile Klarheit mit einer tiefgrabenden Untersuchung, die gewonnen hätte, wenn der Verfasser seinen Gedankengang stärker konzentriert hätte. Gerade das letzte Kapitel, das über die Aufnahme des Romans bei den Zeitgenossen berichtet, konnte um so unbedenklicher fehlen, als das für die Darstellung Wichtige bereits früher mitgeteilt ist. Der Verfasser zeigt an der inneren und äußeren Entstehungsgeschichte aller drei Fassungen, aus wie vielfachen Quellen das Denken Wielands gespeist wurde, unter denen Leibniz, Shaftesbury, Montesquieu und Helvetius eine besondere Rolle zukommt. Betont die erste Fassung den Zusammenhang von Charakter und Milieu, Sittlichkeit und Umwelt, so kommt in die zweite Fassung ein Bruch, weil hier die Idee der sittlichen Freiheit eingreift. Erst in der letzten Fassung wurde sich Wieland dieses Widerspruchs bewußt, und indem er den alten Standpunkt aufgab, wandte er sich ganz der Idee der autonomen sittlichen Persönlichkeit zu, übernahm den Kantischen Pflichtbegriff und schuf damit ein Werk, das in seiner Tiefe nur von den wenigsten Zeitgenossen begriffen werden konnte.

Dresden Otto H. Brandt

Friedrich Theodor Vischer und das neunzehnte Jahrhundert. Von Hermann Glockner. (Neue Forschung. Arbeiten zur Geistesgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Herausgegeben von Hans Hecht, Friedrich Neumann, Rudolf Unger, Bd. 10.) Berlin 1931, Junker und Dünnhaupt XI, 281 S.

Es geht mit F. Th. Vischer wie mit Jakob Burckhardt; immer klarer tritt beider überwältigende Bedeutung für das deutsche Geistesleben des 19. Jahrhunderts hervor und ihr Weiterleben in bewegenden Anschauungen der Gegenwart. Das wahrhaft Große bei Vischer war und ist, daß er der Wirklichkeit auf den Leib rückte, ohne das Ideal zu verlieren, immer ein „ganzer Mensch" blieb. Der Verfasser vereinigt in dem Band eine Reihe von Einzeluntersuchungen, die er im Lauf der Jahre geschrieben und für die Neuausgabe vermehrt und umgearbeitet hat. Was er sagt, ist sehr beachtlich, nur eben überschneidet sich vieles, so daß die Lektüre durch die dauernden Wiederholungen erschwert wird. Glockner zeigt, wie Vischer von Hegel ausgeht, dessen Gedanken vom Zeitlichen befreit und weiterbildet. Vischer wird typologisch betrachtet als etwas Ewiges, dessen Kern nicht untergehen kann. Daran anschließend sucht der Verfasser Robert Vischer, den Sohn des großen Ästhetikers, aus dem geistesgeschichtlichen Zusammenhang zu verstehen, der in einer Zeit rationalistischer Zielsetzung nicht begriffen werden konnte, als er das Irrationalitätsproblem in den siebziger Jahren in Angriff nahm. Das Buch, das die Probleme von hoher Warte aus meistert, ist eine tiefgründige Arbeit, die zugleich in einem vorbildlichen Deutsch geschrieben ist. Immer bleibt sie erfüllt von dem Glauben an die Wiedergeburt des deutschen Idealismus und tritt zugleich für die Neubelebung Vischers mit überzeugenden Gründen ein.

Dresden Otto H. Brandt

Gottfried Kinkels Selbstbiographie. 1838 bis 1848. Von Richard Sander. (Veröffentlichungen aus der Handschriftensammlung der Universitätsbibliothek Bonn. Herausgegeben von Rich. v. Rath, Bd. I.) Bonn 1931, Friedrich Cohen. XXIV, 255 S. Geb. M. 12,50.

Von der Selbstbiographie, die Kinkel nach 1848 im Gefängnis schrieb, kannten wir bisher nur die Jugendzeit, die der Dichter selbst noch hatte drucken lassen. Alles übrige schien unrettbar verloren, bis ein glücklicher Zufall wenigstens einen Teil noch ans Licht brachte, die wichtige Zeit von 1838 bis 1848, so daß nunmehr nur die vorangehenden sieben Jahre, Kinkels Studentenzeit, fehlen. Ein wertvoller Fund, ebenso wertvoll für die innere Entwicklung des Dichters, der von schonungsloser Offenheit ist, wie für die geistige Haltung der Zeit. Da noch immer die abschließende Biographie des Dichters und Demokraten aussteht, wird man diesem Fund um so größere Bedeutung beimessen müssen. In diesen zehn Jahren vollzieht sich die entscheidende Wendung bei Kinkel, die Abwendung vom starren Protestantismus, die mit durch Strauß bewirkt wird, und seit Anfang der vierziger Jahre die Krise in des Dichters politischer Weltbetrachtung, der sich immer mehr der Politik der Gegenwart zuwendet. Durch beides wurde er der Bürokratie Preußens verdächtig, und daraus ergaben sich Schwierigkeiten und Kämpfe, auf die der Schreiber sorgsam eingeht. Für die Lebensschilderung wichtig ist der Kampf, den er um seine spätere Frau führen mußte. Das Buch bleibt eine Fundgrube für die Zustände Deutschlands vor der Revolution von 1848 und läßt die menschliche und geistige Enge der damaligen Zeit sichtbar werden, an der so tüchtige Köpfe wie Kinkel sich mit ihren besten Kräften verzehrten. Wenn sich auch gelegentlich bittere Worte finden, so bewahrt doch der Schreiber eine würdigere Haltung als seine Gegner. Der Herausgeber hat im Anhang reichliche Anmerkungen und Verweise gegeben, die der Forschung nützen; weniger kann ich mich mit dem Geleitwort befreunden, das zu bewußt geistreich sein will.

Dresden Otto H. Brandt

Thomas Murners deutsche Schriften mit den Holzschnitten der Erstdrucke. Band I, 1: Von den fier ketzeren. Band V: Die Geuchmatt. Herausgegeben von Eduard Fuchs. Berlin 1929, 1931, W. de Gruyter & Co. CXXIV u. 286 S. und CII u. 527 S.

Mit diesen beiden stattlichen Bänden ist die ausgezeichnete, groß angelegte neunbändige Ausgabe von Murners deutschen Schriften abgeschlossen. Die „Vier Ketzer" sind Murners Erstlingswerk, eine Darstellung des sogenannten Jetzer-Prozesses, der in Basel im Jahre 1509 viel Staub aufwirbelte und mit der Verbrennung von vier Dominikanern

Digitized by Google

wegen Ketzerei endete. Murners Gedicht gibt eine höchst anschauliche Behandlung der Vorgänge. Die „Geuchmat" (= Narrenwiese) ist eine derbe Satire auf die Narretei der Verliebten in allen Ständen. Beide Werke sind nicht nur literarisch, sondern auch kultur- und geistesgeschichtlich von Bedeutung. Die Herausgabe und Bearbeitung von Ed. Fuchs ist ein Meisterstück echt philologischer, sorgfältiger, fleißiger und umsichtiger Arbeit. Schon der genaue Abdruck der Texte ist ein Verdienst, ein noch größeres die Abfassung der Einleitungen und Kommentare. In den Einleitungen sind alle sachlichen Fragen, Überlieferung, Quellen, Sprache, Versbau, vor allem auch Bedeutung und Herkunft der Holzschnitte, literarisches Fortleben, Einrichtung der Ausgabe, mit hervorragender Sachkenntnis erörtert; die umfangreichen Kommentare geben vor allem sprachliche Erläuterungen, die nicht nur für die nähere Kenntnis von Murners Sprache, sondern überhaupt für die Entwicklung des Frühneuhochdeutschen von großem Werte sind. Die gesamte Ausgabe, die 1918 begonnen wurde, ist ein glänzendes Denkmal für deutschen Idealismus in schwerster Zeit.

Breslau H. Jantzen

An Introduction to Hardy. By Federico Olivero. Torino 1930, Fratelli Bocca, Editori. 202 S.

Man kann mit dieser Studie des italienischen Gelehrten nicht in allen Punkten übereinstimmen: Der Gegensatz zwischen Schopenhauers „Pessimismus" und Hardys „Tragik" wird nicht herausgearbeitet. Olivero spricht herkömmlicher- und irrtümlicherweise mehrere Male von Hardys Pessimismus; er irrt auch mit seiner Feststellung, daß des Dichters Ausblick konsequent pessimistisch in seinem Gesamtwerk sei; in dem wichtigen Kapitel „Nature" fehlt die klare Unterscheidung zwischen „Naturbeseelung" und „Naturbelebung"; Hardy ist kein eigentlicher Mystiker, höchstens in dem vagen Sinn, wie man ihn als einen Pessimisten bezeichnet. Das im letzten Kapitel über seine Lyrik Gesagte stimmt, besonders bezüglich Form und Sprache. Sonst aber wird, wie auch in anderen Hardy-Studien, die Lyrik fast vollkommen vernachlässigt. Und dabei ist Hardys umfangreiche Alterslyrik, die dem Schaffen der letzten anderthalb Jahrzehnte seines langen Lebens das Gepräge gibt, von eminenter Bedeutung für die Deutung seiner Welt- und Lebensanschauung. Im Vorwort zu den „Winter Words" beklagt er sich mit Recht über die Kritiker, die seine vorhergehenden Gedichte als „wholly gloomy and pessimistic" abgefertigt haben! Pessimistisch im streng philosophischen Sinne ist kaum eins seiner letzten Gedichte. Seine Haltung ist eine „courageous despair" ähnlich derjenigen A. E. Housmans; auf diese echt englische „männliche Resigniertheit" weist Olivero selbst verschiedentlich hin. Trotz dieser Ausstellungen besitzt seine verständnisvolle Studie ihren Wert; neu erscheint u. a. darin die Verbindung Hardys mit den Elisabethanern durch die Romanautoren des 18. Jahrhunderts. Als „Einführung" hat das Buch Vorzüge genug, um es brauchbar und lesenswert erscheinen zu lassen.

Bochum Karl Arns

Molière. Von Hanns Heiß. Leipzig 1929, Verlag Quelle & Meyer. Geb. M. 8,60.

Es liegt im Wesen jeder großen Persönlichkeit, daß über sie die Akten niemals geschlossen sind. Wie sehr man sich auch mit Molière befaßt hat, lange war die Forschung über ihn im Außerkünstlerischen, namentlich im Biographischen stecken geblieben. Es mußte erst die neue Wendung in den Geisteswissenschaften eintreten, um bis ins Innerste Molières vorzudringen. Und das ist gerade bei diesem Dichter besonders schwierig, weil er selbst keinen Zugang dazu eröffnet und die Dunkelheit seiner Absichten einen Streit der Deutungen entfesselt. Lange hat man ihn einseitig als Realisten betrachtet und ihn gern nach seiner Entfernung von den übrigen französischen Klassikern eingeschätzt. Das alles hat den Weg, das Wesen seiner Kunst voll zu erfassen, arg verbaut. Erst Heiß weist ihn, und der Zufall will es, daß zu gleicher Zeit zwei wertvolle Werke sich mit der Deutung des Problems Molière befassen und oft zu abweichenden Ergebnissen kommen. Sieht Küchler im Drama Molières nur Spiel, nur Theater, so scheint mir Heiß tiefer zu greifen, indem er den geistigen Gehalt von Molières Kunst herausstellt. Nicht das Leben ist Selbstzweck, sondern es ist nur der Rahmen, auf dem sich das Werk aufbaut. Molière ist nicht der Spaßmacher, als den man ihn so oft auffaßt, sondern in ihm enthüllt sich die menschliche Tragödie dessen, der für eine künstlerische und erzieherische Aufgabe kämpft. Dementsprechend wird Heiß die Gesamterscheinung wichtiger als die Einzelheit, und um dies zu erreichen, komprimiert er den Stoff hie und da — namentlich in den beiden letzten Kapiteln — allzusehr.

Dresden Otto H. Brandt

Briefe des Francesco Petrarca. Eine Auswahl, übersetzt von Hans Nachod und Paul Stern. Berlin 1931, Die Runde. 404 S. M. 16.— (18.—).

In Jahren der Unkultur und des Unheils bilden sich gern hoffnungsvolle, geistig sehnsuchtsvolle Gruppen, die in der Zukunft einen Humanismus wittern, stark genug der kommenden Weltanschauung die Wege zu bereiten. Dieser Sinn erfüllt die schöne, lehrreiche Publikation, die sich mit Petrarca dem großen Vorläufer der Renaissance, dem klassischen Humanisten befaßt. Sie stellt den Dichter und Gelehrten in seinen Briefen der Nachwelt vor als ringenden Menschen, der die scholastische Weltanschauung abzuwerfen bemüht ist. In ihrem vollen Umfang erschaut Petrarca die Antike und sucht sie „in seine christliche Ursprungswelt einzubeziehen, eine Problemstellung, in die wir in der heutigen Kulturkrise wieder mitten hineingeraten sind". So stellt sich das streng wissenschaftlich gehaltene Buch mit seiner sehr geschickten vorzüglich orientierenden Einleitung in unsere Zeit. Ein umfangreicher philologischer Apparat trägt zur Bewertung manches bei, doch die Bedeutung des Werks liegt darin, daß es die Gegenwart über die Jahrhunderte in Kontakt bringt mit einer Vergangenheit, die uns viel zu sagen hat und einen Pfad weist, aus schlimmer Barbarei die Ausgangstür zu finden in einen neuen lebensvollen Kulturkreis.

Bonnland Alexander von Gleichen-Rußwurm

Verschiedenes

Van Dyck; des Meisters Gemälde in 571 Abbildungen. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Glück. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. XLVIII und 600 S.

Mit größter Sorgfalt und unter genauer kritischer Quellenverwertung baut Glück vor uns das stolze Lebenswerk van Dycks auf. In knappen, klaren Strichen zeichnet er die persönlichen Schicksale des Meisters, der so früh starb (etwas über

Digitized by Google

42 Jahre alt) und trotzdem uns so überraschend viele Arbeiten hinterließ. Scharf grenzt Glück die Welt van Dycks gegen die von Rubens ab, dessen Ruhm jenen überschattete. Und doch ist das Reich van Dycks ganz anders: ihm eignet das Zarte bis zur Sentimentalität, das Weiche bis zur Melancholie, das fein Gepflegte bis zu verfeinerter Eleganz. „Zu alledem kommt eine Vorliebe für malerische Vollendung und für Harmonie der Färbung, welche sich in ihrer gedämpften Vornehmheit mit den gewaltigen Absichten eines Rubens nie hätten vereinigen lassen." Wie diese Kunst ward, das schildert Glück in eindringlich-anschaulicher Weise. Besonders dankenswert erscheinen die ausführlichen Erläuterungen zu den Bildtafeln; selbst ein beredtes Zeugnis ernster Forschung, sind sie wohl geeignet, weitere Untersuchungen anzuregen. Es bleibt noch zu erwähnen, daß der stattliche Band auch in seiner Ausstattung (Druck und Abbildungen) sich würdig der berühmten Reihe der Klassiker der Kunst eingliedert. So wird er ebenso willkommen sein wie seine älteren Geschwister.

Halle — Emil Utitz

Die Religion Michelangelos. Von Hermann Wolfgang Beyer. (Arbeiten zur Kirchengeschichte. Herausgegeben von Karl Holl und Hans Lietzmann. Band 5.) Bonn 1928, A. Marcus und E. Webers Verlag. VI und 160 S.

In dieser aufschlußreichen und anregenden kirchenhistorischen Monographie über die theologische Haltung und das religiöse Leben Michelangelos wird an der Hand der Quellen und ihrer Kritik gezeigt, wie sich dieser Genius mit den „tiefsten Kräften von Altertum, Mittelalter und Renaissance" auseinandersetzt und zu ihnen Stellung nimmt, aber wie ein solches geistiges Geschehen sich zu einem religiösen Leben steigert, das ein Ringen mit Gott wird, dessen Wirklichkeit ihn überwältigt. Der gelehrte Verfasser will den Menschen und seine Gotteserfahrung begreifen, um sein Werk zu verstehen. Er sieht Persönlichkeit und Schaffen in der charakterkundlichen Verbundenheit, es ist der Michelangelo der Anthropologie der anbrechenden Neuzeit mit ihren ersten tiefen Einblicken in das Triebwerk des Willens und der Affekte. Dieser Michelangelo geht nicht im Ästhetischen unter. Er steht auf festen Füßen der Menschenkunde. Die Klärung der wahrhaft religiösen Kämpfe, die Verdeutlichung „zweifellos religiöser Gedanken", Sehnsucht nach den letzten Werten des Lebens, die religiös fein gestuften Stadien seines Lebensweges, seine, trotz mancher Bitternis sohnhafte Anhänglichkeit an die Kirche, seine an Paulus und Luther gemahnenden Züge in den religiösen Entscheidungen, seine Stellung zur Lehre von der Rechtfertigung und Buße — das alles rundet sich in diesem Buch zur Gesamtheit der Verhaltungsweisen als Mensch und Künstler. Immer wieder die Fragen: Was erkämpfte Michelangelo als Religion? Wie hat er mit den Möglichkeiten des Lebens gerungen? Wie erwachsen aus der Empörung seiner Seele Religion und Leben, seine Gesamthaltung, die fast unheimlich ist in ihrer Würde und in den seltsamen Katastrophen des Ich? Wie sah er die Welt und wie faßte er den Sinn aller Realität, die Ruhe ihres Seins, die sich in der Unruhe der bunten Vielfalt und Bewegtheit verbirgt? Michelangelo ringt um das Letzte: um Gott, Mensch, Schöpfung, Gericht, Schuld, Sühne — um die geheimnisreichen Grundelemente der christlichen Eschatologie. Er malte die Furchtbarkeit seiner biblischen Erlebnisse, das „ewige Erschrecken". Er reift am Zwiespalt, an der inneren Krisis, die sich aus platonischen und christlichen Gedanken mischt und zur Vollendung führt. Sie heißt für Michelangelo Tat, Wirken, Schaffen, Werk. Und doch wölbt sich über das Ganze seine Gotteserfahrung. Nur Gotteskraft kann Menschenlos verwandeln. Gottes Gnade und des Menschen Glaube suchen einander, und so dies geschieht steigt der endliche Mensch in die Welt des freien Geistes des Unendlichen.

Wien — Franz Strunz

Die von Montparnasse. Illustriert von ihnen selbst. Von Michel Georges-Michel. Berlin 1931, Paul Neff. 287 S.

Nicht ohne nachhaltige Ergriffenheit legt der Kunstfreund dieses Buch aus der Hand, das im Rahmen einer Romanhandlung so etwas wie die Kultur- und Sittengeschichte des malerischen Kubismus in Frankreich geben will. Selten wurde selig-schmerzliches Erdenmartyrium des künstlerischen Wegbereiters, der nur halb ein Erfüller sein darf, so ergreifend gestaltet wie in der Figur des Malers Modrulleau und seiner madonnenhaft hingebungsvollen kleinen Frau Haricot-Rouge. Dieser Vorkämpfer des Kubismus, in dem, wie das Vorwort sagt, mehrere tatsächlich Lebende, so unter anderem Modigliani, gestalthaft zusammenschießen, erkennt nach einer Romreise, daß in ihm der Kubismus tot ist, neue Kunst sich gebären will. Diese Rückkehr von der gedachten Kunst zur irdischen, zur Tatsachenmalerei kann er nicht mehr ins Werk setzen, nur andeutungsweise in Reminiszenzen an seine Romreise. Hunger, Elend und Trunksucht raffen ihn hinweg, und seine Frau stirbt kurz vor der Geburt ihres Kindes, in dem sie den neuen Heiland der Kunst gesehen. Seine Bilder steigen nach seinem Tod zu überschwenglicher Preishöhe. Dann kommt das Ende von Montparnasse, die amerikanische Invasion von Cooks Gnaden vertreibt die Genies in Lumpen, für die das Café „Rotonde" einziger Ruhepunkt war, aus diesem ihrem Ort der Freuden und Leiden. Sehr viel Kunstgespräche, am Improvisierten haftend, geben dem Buch ein Gepräge des unfertig Experimentierenden, steigern aber seine Lebendigkeit. Schöne und merkwürdige Bildzeugnisse schmücken die Seiten, man merkt sich ein paar botticellihaft hoheitsvolle Frauengestalten von Modigliani, zart belebte Frauenköpfe von Foujita, allerhand Sachen aus Picassos Spätzeit. In der Handlung treten unter anderen Picasso, Foujita, Soutine hervor. Das Buch wurde von N. Collin gut übersetzt.

Berlin — Werner Schickert

Front wider Bülow. Staatsmänner, Diplomaten und Forscher zu seinen Denkwürdigkeiten. Von Friedrich Thimme. München 1931, F. Bruckmann A.-G. 396 S. M. 10.—.

Dies also ist der von uns schon vor ein paar Monaten hier als wahrscheinlich bezeichnete Sammelband der Abwehr gegen Bülow — aber nicht ein „junger Historiker", wie wir damals meinten, sondern Friedrich Thimme, der Herausgeber der Akten des A. A., hat die Zusammenstellung der Aufsätze besorgt und selber in zwei Arbeiten Bülows Verhältnis zu den am meisten Beschimpften, zu Wilhelm II. und Bethmann, dargestellt. Man wird besonders für die zweite sehr dankbar sein — der tote Mann konnte sich nicht mehr wehren, und Thimmes Nachweis, wie viel Lügen sich Bülow gerade hier leistet, in dem Versuch der Distanzierung und in der Abfolge der Entstellungen, ist menschlich notwendig und historisch verdienstvoll. Johannes Haller ficht

Digitized by Google

für Eulenburg, Jäckh für Kiderlen, Oppenheimer für Monts, Schwerdtfeger fur Valentini — Max Montgelas und Rüdt von Collenberg untersuchen mit den Mitteln des Quellenvergleichs die historische Methode und Glaubwürdigkeit. Neben sie aber treten die Mitarbeiter oder beamteten Zeitgenossen, unter ihnen Raschdau, Sydow, Einem, von Müller, Wahnschaffe, Wedel, die drei Staatssekretäre des Auswärtigen Schoen, Jagow, Zimmermann; die meisten von ihnen sind in den Denkwürdigkeiten mißhandelt worden, sie wehren sich, aber indem sie das tun, kommen eine Reihe wichtiger Beiträge zur Zeitgeschichte überhaupt zustande. Das gilt vor allem für die Aufsätze von Sydow über die Reichsfinanzreform 1908/09, von Schoen und von Jagow. Der bedeutendste Beitrag in dieser Reihe stammt von dem früheren Botschafter Graf Wedel, der die Sachmitteilungen in überlegener Form historisch-politisch und psychologisch vertieft. R. C. Muschler würdigt Bülow als „Literaten", E. Fischer zieht die Summe in dem Entwurf eines „Charakterbildes", dem eine geistreiche Systematik der Lüge zugrunde gelegt ist. Man kann sich darnach denken, daß dies kein liebenswürdiges Buch, aber man wird nach der Lektüre, die oft bestürzend ist, feststellen, daß es ein notwendiges Buch. Wir haben bei der Besprechung der „Denkwürdigkeiten" darauf hingewiesen, daß sie um ihrer Ungenauigkeiten willen als Quellenwerk wenig brauchbar sind, nur ein Beitrag für die psychologische Erkenntnis des Verfassers, für die Gerüchte und Tendenzlegenden, die einen historischen Ablauf begleiten. An ein paar Stellen wird aufgezeigt, daß Bülow vor bewußten, nicht fahrlässigen Fälschungen, nicht zurückgeschreckt ist. Der Herausgeber teilt mit, daß er sich bemüht hat, für die geschichtliche Würdigung des Fürsten Bülow auch einige seiner Freunde heranzuziehen (Bülow hat, um seine Nekrologe bemüht, bis in die Zeit kurz vor seinem Tode sehr betonte Beziehungen zu einigen bekannten deutschen Publizisten gepflogen, und wie die Nachrufe zeigten, nicht ohne den gewünschten Erfolg). Jetzt hat sich keiner mehr bereit gefunden, für Bülow zu zeugen und manchem wird der Blumenstrauß, den noch lebende Eitelkeit des Wortes vor zwei Jahren der eben gestorbenen gewidmet hat, peinliche Erinnerung geworden sein.

Berlin Theodor Heuß

Das unbewußte Europa. Psychoanalyse der europäischen Politik. Von Fedor Vergin. Wien-Leipzig 1931, Heß & Co. 343 S.

Natürlich ist auch schon bisher der politische Sprachgebrauch Sigmund Freud verpflichtet; sein Wortschatz, enge genug, hat eine Lockerung und Erweiterung erfahren und die politische Publizistik ist voll von „Verdrängung", „Überkompensation", sie wimmelt von „Komplexen". Mit den Begriffen sind auch einige Einsichten übernommen. Wie nun: wenn aus solchen Einsichten ein System, eine Ordnung geschaffen werden soll? Vergin hat den Versuch gemacht und rückt den europäischen Völkern mit Freuds Beobachtungsmethoden auf den Leib. Daraus ist ein so lehrreiches wie verwirrendes, ein so amüsantes wie wieder pedantisches Buch geworden. Der Verfasser hat literarisches Geschick, ein Talent zu munteren Antithesen und liebt es, von Zeit zu Zeit die kecke Pointe zu setzen, über die der geschätzte Leser nachdenken darf, bis er sich einen Reim gemacht hat: etwa, daß die kapitalistische Dividende ein letztes Ergebnis primitiver Jägermagie ist. Oder daß Wilhelm II. mit der Beseitigung Bismarcks dessen Kraft zu gewinnen suchte, wie ein Neger, der seinen Feind auffrißt. Oder daß der Antisemitismus lustig weiter existieren würde, auch wenn es gar keine Juden gebe. Diese und ähnliche Bemerkung erhalten ihr Licht von rückwärts. Es werden sehr nette Bemerkungen über Symbole, Tradition, Suggestion gesagt, über die Geste und Wortmagie. Gelegentlich wird die psychoanalytische Vereinfachung ein bißchen lästig: „Das Militär hat eine erotische Verlockungskurve als Grundlage" — Kriegsgeschichte in den legendären Aspekt des Dienstmädchens zurückverlegt ist doch eine etwas zu harte Zumutung. Der Verfasser braucht aber solche Formulierungen, weil er wohl empfindet, daß die schematische Durchführung seiner Absicht langweilig werden müßte und dieser Gefahr, in der die Psychoanalyse immer steckt, weicht er mit munteren Einfällen aus. Das Buch gewinnt in dem Maße und in den Kapiteln, soweit und wo es sich von dem Katalog der Freudschen Grundbegriffe entfernt, es ist am besten, wo es einzelne Erscheinungen, Mussolini, Wilhelm II., Poincaré, auch Hitler und seine Wirkung zu deuten versucht. Denn dort, wo ganze Völker, gesellschaftliche oder staatliche Systeme in Formeln gefaßt werden sollen, betreibt der Verfasser „unbewußt" das gleiche, was im übrigen oft und mit Geschick Gegenstand seiner Kritik ist: Wortmagie. Die Befreiung von der „Angst" ist ihm der Weg der Kultur durch die Jahrtausende; Angst ist eine Triebverdrängung, eine der gefährlichsten Begleiterscheinungen der christlich-bürgerlichen Welt, zumal ihrer Sexualgebote; das Tierische im Menschen sucht sich, zerstörend oder leidenswillig, sadistisch oder masochistisch, seine Ersatzwege, und dies sind die Katastrophen der Staatenpolitik, die Krisen der sozialwirtschaftlichen Ordnung. Die Therapie ist ziemlich einfach: Aufhebung jener Last der sexuellen „Sitte" und Rationalisierung des menschlichen Gemeinschaftslebens. Wozu hat der Mensch die Vernunft, wenn er mit ihr nicht das Irrationale in sich zu bändigen, zu sänftigen, in verständige, rechenhafte Ordnung zu übertragen versteht? Er könnte das, meint Vergin wohl, durch einen biederen demokratischen Sozialismus, aber er ist sich doch nicht ganz klar darüber, ob er von diesem Können Gebrauch macht. Immerhin: Vergin hat seine Seele absolviert und dabei ein im Einzelstück anregendes Buch fertig gebracht.

Berlin Theodor Heuß

An unserer Seite geht Erinnerung. Ein Familienbuch aus zwei Jahrhunderten. Von E. Escherich. Berlin 1930, Martin Warneck. 212 S. Geb. M. 7.80.

Diese Familiengeschichten aus zwei Jahrhunderten werden gewiß Anklang finden. Die Aufzeichnungen der älteren Generationen, die Erinnerungen der Herausgeberin beleuchten in oft überraschender Weise Bayerns Kulturgeschichte.

Die Ahnherrin hat als Kind im Jahr 1784 der offiziellen Verbrennung einer Hexe beigewohnt. Als ihr Schwiegersohn mit einer Deputation die Klagen der schlimm benachteiligten Beamtenschaft beim Ministerpräsidenten Grafen Montgelas vorbrachte, zuckte dieser die Achseln. „Was wollen Sie, meine Herren? Der Mann kann im Notfall mit täglich zwei Kartoffeln leben." Der Mutter der Herausgeberin erzählte in Augsburg eine alte Dame über ihre abenteuerliche Flucht aus dem Kloster. Hätte sie nicht, obwohl in Scharen Mönche und Nonnen hinter ihr hetzten, noch eben die Freistätte um den Dom erreicht, stand, so wird behauptet, Einmauerung oder Tod ihr bevor.

Den Freunden des Okkulten wird das Buch eine Fund-

Digitized by Google

grube sein; glattweg „unerklärliche" Gespenster-, Hellseher- und Traumgeschichten werden eingehend wiedergegeben. Überaus fremdartig berühren die Schilderungen des bayerischen Hoflebens, der zwanghaften, knappen Zustände, in denen die Königin Therese lebte. Geist und Witz des Königs Ludwigs I. werden bewundernd hervorgehoben, in den gebrachten Proben ist nur platte Formlosigkeit erkennbar. Das Buch ist antipreußisch eingestellt; die böswillige Verleumdung Friedrich Wilhelms IV. durfte nicht abgedruckt werden. Sehr erfreulich lesen sich die Kindererinnerungen der verschiedenen Vorfahren; aus den wildesten „Lausbuben" beiderlei Geschlechtes wurden vortreffliche, liebenswürdige Menschen.

Berlin — Marie von Bunsen

Mein Werden und mein Wirken. Erinnerungen eines alten Berliner Gelehrten. Von Adolf Erman. Leipzig 1929, Quelle & Meyer. 295 S. Geb. M. 12.—.

Diese Erinnerungen werden vielen die verschiedenartigsten Anregungen bringen. Der Verfasser schildert seine Vorfahren; es ist eine Gelehrtenreihe, die sich sehen läßt, und bezeichnend für eine etwas verhüllte und doch wichtige Kultur sind die Frauen. Denn alle hatten, unbeschadet ihres pflichttreuen Wirkens, geistige Interessen. Alle haben im Familienkreis die Fackel weitergegeben. Viele kleine Züge erläutern Alt-Berlin: so wurden die Zeitungen damals „vom Budiker geholt". Es wird auch allgemein überraschen, daß schon im 18. Jahrhundert und seitdem ununterbrochen diese Wissenschaftler in ihrer Jugend wie in späteren Jahren sich sportlich betätigten. Sie schwammen, sie ritten, sie wanderten, sie jagten, das gehörte zu ihrem Leben.

Die poetische Tätigkeit des Ägyptologen hätte wohl unerwähnt im schützenden Dunkel verbleiben können; daß er die Zeit der Schelling und Hegel als eine „üble" brandmarkt, wird Widerspruch erwecken. Manche Nadelstiche auf berühmte ältere und jüngere Kollegen machen sich fühlbar, sonderbar berührt seine anscheinende Verständnislosigkeit gegenüber der ägyptischen Kunst, seine kaum verblümte Ablehnung des heutzutage hochbewerteten Illustrationsmaterials. Gern jedoch liest man seine unterhaltenden Schilderungen der Museumsumwelt, der Fälscher und Schwindler, und auf diesen Seiten erhält auch der Außenstehende wertvolle Einblicke in das Wesen, in das Bedeutsame der Ägyptologie.

Berlin — Marie von Bunsen

Friederike von Wurmb. Ein Zeit- und Lebensbild vom Rokoko bis zu Napoleons Tagen. Nach alten Briefen erzählt von C. M. von Hammer. München 1929, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 266 S. M. 4.80 (7.—).

Pietätvolle Hände blättern in vergilbten Familienbriefen, und aus dem Dunkel der Vergangenheit holt Erinnerung, holt einfühlendes Sichversenken das reiche und reine Lebensbild der Friederike von Wurmb zurück. Wer war sie? Eine Unbekannte, eine Namenlose, wenn man will. Aus hessischem Adel stammend, warf das Schicksal sie in das Frankreich des lachenden letzten Rokoko, in das Frankreich der Revolution und des Kaiserreiches. Warf sie an den Hof von Pfalz-Zweibrücken und schließlich an den von München, wo sie berufen war, Max Josefs Tochter, die Prinzeß Augusta, spätere Gemahlin des Herzogs von Leuchtenberg (Eugène Beauharnais) zu erziehen. Bis zu ihrem Tod blieb Friederike von Wurmb, sehr geliebt und hochgeachtet, am Leuchtenbergschen Hof. Trotz aller kulturgeschichtlichen Hintergründe aber vermöchte dieser zu Beginn etwas breitgezogene Lebensumriß nicht so stark zu berühren, wie er es tut, wenn da nicht noch etwas anderes wäre. Das ganz Eigentliche. Dies ist das starke Deutschtum einer Frau, dem dreißig in Frankreich zugebrachte Jahre nichts anhaben konnten, ist das reich quellende, opferwillige Familiengefühl, dem sie über alle Entfernungen hinweg lebte, ist endlich dieser ganze, tief ethische und wahrhaft schöne Frauencharakter, den dies innerlich wertvolle Buch dokumentiert.

Dornburg (Saale) — Carola Freiin von Crailsheim-Rügland

Mutter und Klosterfrau. Briefe einer Nonne an ihren Sohn. Herausgegeben von Peter Heinrich Perch. Deutsch von Lorenz Kjerbüll-Petersen. Freiburg i. B. 1929, Herder & Co. G. m. b. H. 257 S. M. 6,40 (7,40).

Ein wichtiges Buch für Menschen, die dokumentarische Zeugnisse über seelische Wandlungen und Bedürfnisse verwerten können, also ein Buch für geistliche und weltliche Erzieher, für Psychologen, Psychoanalytiker, Religionswissenschaftler, Ärzte und schließlich für alle, die Menschen zu lenken oder zu beherrschen haben.

Die Schreiberin der Briefe ist eine evangelische dänische Dame, die nach kurzer Ehe ihren Gatten verlor. Sie blieb in mißlichen Verhältnissen zurück mit zwei Knaben, von denen einer noch ein Kind war. Das Unglück verfolgte sie so sehr, daß sie ihren Haushalt auflösen mußte. Ihre Verzweiflung, mit dem Leben auf ihre alte Weise nicht mehr fertig werden zu können und ihr Wille, dennoch wieder zur Ordnung zu gelangen, führten sie in eine seelische Krisis, die sie nach und nach umwandelte. Was ihr vorher ohne Gott nicht gelang, erreichte sie nun mit Gott. Sie trat zum Katholizismus über, mußte da aber auch alles bis ins Extrem tun. Sie begnügte sich nicht als katholische Frau und Mutter für ihre Kinder zu leben. Ruhe fand sie erst, nachdem das Kloster jede wirtschaftliche Sorge von ihr nahm und sie als Nonne nichts anderes zu tun brauchte, als unter der Hut ihrer Oberen ihre Gelübde zu erfüllen.

Leider verschweigt der Herausgeber all jene vor dem Eintritt ins Kloster liegenden Umstände, die zur Beurteilung der Frage wichtig sind: wie suchte diese Frau ihr „Heil"? Ging sie vielleicht nur deshalb ins Kloster, weil es für sie die leichtere Art war, ihre religiösen Sehnsüchte zu stillen? Oder war ihre gänzliche Enthaltsamkeit von weltlichen Freuden nötig für die Erhebung ihrer Seele? War ihre Ehe vorher ein Irrtum? War sie vielleicht gar nicht zur Mutterschaft bestimmt? Was aber diesen Punkt anbetrifft, so verraten die Briefe, daß sie auch im Kloster noch Mutter blieb: eine herbe, intellektuelle Mutter mit einem rücksichtslosen Glauben (wie der Herausgeber sagt) und unermüdlicher Sorge um die Seele ihrer Kinder. Die Briefe wecken manche wichtige Frage für den, der auch zwischen den Zeilen zu lesen vermag und diese ehrlichen Bekenntnisse in Beziehung zu setzen vermag zu seinen eigenen seelischen Erfahrungen und seinem sonstigen Wissen von menschlichen Dingen. Je nach seiner eigenen inneren Stellung werden diese Fragen verschieden lauten und verschieden beantwortet werden. In diesem Sinne ist es ein reiches und lehrreiches Buch.

Münster i. W. — Hans Roselieb

Digitized by Google

Menschliche Tragikomödie. Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Von Johannes Scherr. Herausgegeben mit einer Einleitung und Anmerkungen von Max Mendheim. 12 Bände in 3 Bänden. Klein 8°. Leipzig, Philipp Reclam jun. 167, 188, 142 S. Ganzleinen je M. 4,80.

Johannes Scherr war für uns nicht der schweizer Literaturprofessor. Wir kannten ihn besser als den Anführer der 48er württemberger Revolutionäre. Das Wissen, das er vermittelte, war weiß Gott nicht objektiv; das konnte es nicht sein. Dazu war der Mann viel zu leidenschaftlich, viel zu temperamentvoll, viel zu pessimistisch eingestellt. Wenn er zustimmte, sang er seinen Helden ein Elogium; wenn er ablehnte, haßte er mit verzehrender Glut. Ebenso wie er im Lobe panegyrisch werden konnte, wurde er im Tadel bitter, ätzend, maßlos grob und von schneidendem Hohn. Bei allem blieb er ein glänzender Darsteller. Und mochten die historischen Persönlichkeiten, die er beschwor, durch seine satirische Feder noch so karikaturenhaft wirken, man erkannte doch die Grundzüge und war überrascht von der Treffsicherheit seiner Zeichnung. Wer ihn kannte, zog ja von vornherein den Subjektivismus Scherrs stark in Rechnung. Aber er wäre minder reizvoll gewesen, wenn er diese Fehler nicht gehabt oder wenn er sie später retouchiert hätte.

Man muß es dem Herausgeber Max Mendheim danken, daß er die Ursprünglichkeit Scherrs unangetastet gelassen hat und daß er uns die rund fünfzig Bilder, die in den 3 Bänden der „Menschlichen Tragikomödie" vereinigt sind, getreu übermittelt hat.

Diese Bilder stammen aus allen Zeiten und Zonen, sind oft mehr historisch als literarisch und überwiegend kulturgeschichtlicher Art. Es sind im besten Sinne des Worts volkstümliche Arbeiten, von schwäbischer Eindeutigkeit und Derbheit, und immer von der ausdrücklichen Tendenz geleitet, zu bessern, aufzuklären und dem Götzen der Dummheit zu Leibe zu gehen. Seine Exkurse ins politische, soziale, religiöse, literarische und kulturelle Leben werden stets auf Grund exakten Quellenstudiums unternommen und natürlich stets vom Standpunkt des Liberalismus — des 48er Liberalismus! — geweitet. Seine Verzweiflung über die Stabilität der menschlichen Dummheit macht ihn zu einem fanatischen Pessimisten, und Schopenhauer ist darum auch sein liebster Philosoph.

Er war ein Freigeist, wie es heute keinen mehr gibt. Er war in politischer und religiöser Hinsicht der geschworene Feind jeder Gewaltherrschaft, ein Feind des einzelnen Diktators und der Masse, der päpstlichen oder kirchlichen Gewalt. Sätze wie diese: „Die Erfindung, die Ketzer ‚ad majorem dei gloriam' lebendig zu verbrennen, blieb den Priestern der ‚Religion der Liebe' vorbehalten", gibt es die Fülle.

Er wollte und suchte überall die Wahrheit, und wenn er aus der Geschichte mit Vorliebe die blutrünstigsten Persönlichkeiten wählt, etwa „Messalina", „Eleagabal", „Paris zur Schreckenszeit", „Der grause Zar" (Iwan der Schreckliche), „Ein Fememord" (Iwan VI.), „Ein christlicher Priester" (Torquemada) usw., so darum, weil er in diesen Kapiteln am besten die Galle loswerden konnte, die ihm beim Betrachten der Menschheitsgeschichte hochkam. Immer und überall sieht er das Grundübel in der Dummheit der Menschen. „Die Menschen waren und sind wie allbekannt, allzeit und überall, wo es sich um Wahrheiten handelt, Mückenseiher, aber Lügen gegenüber Kameleverschlucker. Je dümmer gelogen wird, desto wahrscheinlicher sieht es aus; je frecher, desto gläubiger. Die urteilslose Menge will belogen und getäuscht sein, das gehört zu ihrem Wesen. Wer sie am unverschämtesten belügt und betrügt, der hat sie nämlich gerade so lange, bis ein noch schamloserer Lügner und Betrüger seinen Vorgänger überlügt und übertrügt. Das haben die Schwindler aller Zeiten gar wohl gewußt, beherzigt und bestätigt. Dauernden Erfolg hatten jedoch nur die Großen, während die Kleinen gewöhnlich halbwegs aufgehalten, gehenkt oder sonstwie abgetan werden."

Solche Betrachtungen liest man auf jeder Seite; sie geben den Grundton an. Nichtsdestoweniger: man lese diese Studien und man wird von der Frische überrascht sein und von der Kühnheit der Auffassung und Zeichnung.

Berlin — J. E. Poritzky

Joh. Seb. Bach und Die Kunst der Fuge. Von Erich Schwebsch. Stuttgart 1931, Orient-Occident-Verlag. 8°. 355 S.

Bachs letztes Werk, die „Kunst der Fuge" (1747—1750) wendet in 15 Fugen und 4 Kanones über dasselbe Thema alle möglichen Abwandlungen der Stimmführung an. Durch die Ausgaben und Untersuchungen von Wolfgang Gräser und H. Th. David (1924) ist das Tonbuch jetzt erst recht zugänglich und verständlich geworden: die Gedankenpartitur zum Lesen und Studieren wird zum Klingen und Erleben erlöst. „Es gehört in die nachdenklichsten Kapitel deutscher Kulturgeschichte, daß dieses letzte und vielleicht größte Werk Bachs, des umfassendsten aller bisherigen Musiker, seit über 175 Jahren als stumme Partitur begraben lag, als Kunstwerk in seiner Ganzheit unbekannt und unerkannt geblieben war und höchstens als praktisches Lehrbuch des verzwicktesten Kontrapunkts ein beschämendes Schattendasein in der Musikgeschichte führte." Das vorliegende Buch will das Werk in seinem geistigen, nicht bloß formalen Zusammenhang verstehen, unter Goethes Leitsatz über Bach, „als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen kurz vor der Weltschöpfung möchte zugetragen haben". Es ist sehr schwer, ein absolutes Tonstück geistig auszudeuten, seine geheimen, unerforschlichen Erlebnisgründe zu erkennen und mit Worten zu beschreiben. Schwebsch zieht Rudolf Steiner herbei, um durch Anthroposophie das Unaussprechliche zu erfassen! Er schreibt aus tiefstem Einfühlen in Bachs Tonwelt, aus überschwenglicher Begeisterung und festem Glauben. Aber eigentlich doch nur für Eingeweihte, die aus mystischer Weltanschauung Bachs Tonkunst zu begreifen suchen. Der Inhalt ist folgendermaßen gegliedert: „Zur geistesgeschichtlichen Stellung der Kunst der Fuge", „Überlieferung und Aufbau", „Die Kunst der Fuge — ein mystisches Werk", „Musik als Offenbarung des Geistes", „Der Weg durch die Einzelfugen". An der „Kunst der Fuge" entfaltet Schwebsch seine eigenen Gedanken über die Musik als tönende Weltidee, er erhebt sich zu Höhen, wohin nur wenige Gleichgestimmte zu folgen vermögen.

Rostock — Wolfgang Golther

Marie d'Agoult. Meine Freundschaft mit Franz Liszt. Ein Roman der Liebe aus den Memoiren einer berühmten Frau, mit einem Geleitwort von Siegfried Wagner. Dresden 1930, Carl Reißner. 255 S.

Die Ausgabe enthält in gedrängter und daher um so wirkungsvollerer Fassung den wichtigsten Teil der zweibändigen „Memoiren" (vgl. L. E. XXXI, 302), die glutvolle und tra-

Digitized by Google

gische Liebe der Gräfin, der Mutter von Cosima Liszt. Im Todesjahr der Gattin R. Wagners erscheinen diese Blätter aus der Hand ihrer geistvollen Mutter als willkommene Gabe.

Rostock — Wolfgang Golther

Das Alpenbuch der Eidgenössischen Postverwaltung. Mit Bildern und Karten. Redaktion u. Verlag: Schweiz. Oberpostdirektion, Vertrieb f. Deutschland u. Österreich: Bergverlag Rother, München. 79 S.

Während die deutsche Regierung allen deutschen Alpenwanderern in Gestalt von Notverordnungen und Paßbeschränkungen Knüppel zwischen die Beine wirft, sendet uns die Eidgenössische Postverwaltung, unsere gehemmte Reiselust bis zur Qual zu steigern, den dritten Jahrgang ihres verführerischen „Alpenbuchs". Die schweizerische Oberpostdirektion ist nämlich nicht bloß Post, sondern auch Verlag und Redaktion. In dieser Eigenschaft gibt sie Kunstmappen, Karten, Panoramen und dieses Alpenjahrbuch heraus. Ihre Publikationen sind weit mehr als nur geschickte Reklame. Der vorliegende Jahrgang 1931 bringt ausgezeichnete Beiträge über alpine Kartographie, Geologie, Flora, Agrikultur und Ökonomie — eine Unmenge: was nicht im Baedeker steht. Auch praktische Reisewinke, besonders hinsichtlich der Benutzung des Postautos in Verbindung mit Klubhüttenbesuch. Der Mitarbeiterstab, durchweg schweizer Autoren, Photographen, Maler, Gelehrte ist gut gewählt, nur wäre zu wünschen, daß der umsichtige Verlag bei künftigen Publikationen auch Reichsdeutsche zur Mitarbeit heranzöge. Es soll einmal einen deutschen Professor gegeben haben, der in einem thüringer Städtchen für die Schweiz das beste Propagandawerk aller Zeiten geschrieben hat. Unter den heute lebenden Kollegen und Landsleuten dieses Herrn Fr. Schiller, des Verfassers von „Wilhelm Tell", gibt es wohl eine ganze Anzahl, deren verständnisvolle und kenntnisreiche Liebe zu den schweizer Alpen dem Verlag der eidgenössischen Postverwaltung von Wert sein könnte.

Berlin — Rudolf Frank

Was nicht im Baedeker steht. Bd. XI: Oberitalien. Von H. v. Wedderkop. Mit Zeichnungen von Fritz Heinsheimer und Georg Walter Rößner. München 1931, R. Piper & Co. 254 S. M. 5.— (6.80).

Der notwendige Vergleich mit dem, was im Baedeker (Leipzig, Karl Baedeker, 1931) steht, führt zu dem Ergebnis, daß so ziemlich alles, was im „Was nicht im Baedeker steht" schon längst im Baedeker steht. Und zwar ausführlicher, sachlicher, richtiger. Einige Ausnahmen dieser Regel bestätigen nur die Zuverlässigkeit des Original-Baedeker: In Genua z. B. nennt Wedderkop ein Restaurant mit der Begründung: „bestes Speiseeis Italiens", und dieses Restaurant steht allerdings nicht im Baedeker. Es steht allerdings auch nicht in Genua; das Speiseeis ist dort bereits vor Jahren geschmolzen. Andere Hotels, die der Wasnicht-Baedeker empfiehlt, sind durchweg die teuersten. Auch Karl Baedeker nennt sie, aber er nennt auch billige, und auf diese ist die Mehrzahl der Reisenden, sind vor allem die wertvollsten angewiesen.

Der Zweck der Bücherreihe wird in diesem Band XI nicht erreicht. Und doch gibt es viele Dinge, die zu wissen lohnte und über die Karl Baedeker keine Auskunft gibt. Man könnte die Wege zeigen, die zum heutigen italienischen Volke führen, zu seiner Arbeit und in alle Schichten seiner Gesellschaft und Geselligkeit, in Privathäuser, Vereine, Krankenhäuser, soziale und wissenschaftliche Anstalten. Man könnte den Aufbau der faschistischen Organisation, ihre psychologischen Untergründe und ihre Kehrseite zeigen, könnte und müßte — außer auf einige kunsthistorische Bücher — zum mindesten auf ein Dokument hinweisen wie Nittis „Flucht" (deutsch im Verlag Müller und J. Kiepenheuer). Statt eines gelangweilten Geredes könnte man der traditionellen Italienbegeisterung die Erschütterungen des modernen Geistes entgegenstellen, wie das in Licheys „Italien und wir" (Reißner-Verlag) geschieht. Solche Bücher sagen dem Reisenden mehr als Wedderkops Hinweis auf den Golfplatz in Stresa oder die „witzige" Anmerkung zur Schlacht am Trasimenischen See: „Keine 15000 Mann gingen damals drauf, inzwischen haben wir uns in dieser Beziehung wenigstens erheblich entwickelt." Der Autor zitiert Stendhal und Nietzsche, aber von der heutigen italienischen Literatur, ihren Vertretern und Vertretungen erfahren wir nichts, auch nichts von den übrigen Künsten im heutigen Italien, nichts von den interessanten Fortschritten der italienischen Landwirtschaft, Meliorationen, nur Bekanntes über Landessitten, nichts über die unterirdischen Kämpfe sozialer und religiöser Art, nichts über besondere Kaufgelegenheiten, interessante Läden, interessante Menschen: einheimische, nicht bloß deutsche Barone, Prinzen und Prinzensöhne.

„Auch das alte Italien ist neu zu entdecken!" ruft Wedderkop zu Beginn seiner Arbeit. Aber er entdeckt es nicht.

Berlin — Rudolf Frank

Die europäische Kultur der Neuzeit. Von Alfred Kleinberg. Mit 16 Tafeln. Leipzig 1931, B. G. Teubner. 233 S. M. 5.80 (7.20).

„Umrisse einer Sozial- und Geistesgeschichte" lautet der Untertitel dieses Buchs, das auf rund 200 Seiten eine schier unübersehbare Fülle von Stoff zu bewältigen versucht. Selbstverständlich muß sich der Verfasser auf die große Linien beschränken, und er versucht, den Rhythmus des großen kulturellen Geschehens seit etwa der Mitte des 17. Jahrhunderts bis in die Gegenwart aufzuspüren. Auf allen Gebieten, in Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Kunst den breiten Strom des „alltäglichen" Lebens deutlich zu machen, auf dem die großen „welthistorischen" Ereignisse wie blendende Schaumkronen aufleuchten — aber eben auch nicht viel mehr sind als Ballungen der Grundmasse. Und die Fähigkeit, das gewaltige Material zu formen, bleibt erstaunlich auch dann, wenn im einzelnen vielleicht nicht immer der Kern der Frage getroffen ist.

Stettin — Hans-Joachim Flechtner

Geschichten um Bübchen. Ein heiteres Buch für Erwachsene. Von Rudolf Presber. Berlin 1931. Selle-Eysler A.-G. 191 S. M. 1.85.

Vier presbersche Kinder, drei Buben und ein Mädel, führen in zwanzig Geschichten das große und das kleine Wort. Alle viere — ganz der Papa — geborene Plauderer. Eine Generation von Humoristen und Witzblattredakteuren ist da im Anzug, wenn diese 20 Berichte wirklich auf Wahrheit beruhen und die schlagenden Fragen und Antworten der Jungen nicht vom Alten redigiert, frisiert und pointiert wurden. Wie dem auch sei, sie sind geschickt und kurzweilig pointiert. Die kleinen Presbers werden das väterliche Handwerk auch noch lernen.

Berlin — Rudolf Frank

Digitized by Google

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXXXXI.

Die Urgestalt der Brüder Karamasoff

Von Alfred Hackel (Berlin)

„Wie interessant wäre doch für uns ein Notizbuch von Dickens oder von Balzac, oder wenn uns etwa die Konzepthefte zu den Brüdern Karamasoff zur Verfügung ständen, also die Geschichte ihrer Entstehung, der Schwangerschaft des Dichters. Wahrhaftig, das wäre eine aufregende Sache, interessanter als diese Werke selbst." Dieser Wunsch André Gides ist in überraschender Weise in Erfüllung gegangen. Die Notizbücher zu den „Brüdern Karamasoff" haben sich gefunden, und sie werden zum erstenmal von dem durch die mustergültige Dostojewski-Ausgabe verdienten Piper-Verlag der großen Dostojewski-Gemeinde zugänglich gemacht.

Durch diese Veröffentlichung, auf die Deutschland stolz sein kann, werden der Dostojewski-Forschung neue Wege gewiesen. Jeder, der die „Brüder Karamasoff", eins der gewaltigsten Werke der Weltliteratur, verstehen will, wird von nun ab zu den „Urkaramasoff" greifen müssen.

Es war keine leichte Aufgabe, den verwirrenden Reichtum der Entwürfe und Bemerkungen kritisch zu sichten und ihren inneren Zusammenhang aufzudecken. Schrieb doch Dostojewski selbst nach Beendigung seines letzten Werks an Aksakoff: „Sie werden es mir gar nicht glauben: manches Kapitel, zu dem ich mir während der drei Jahre Aufzeichnungen gemacht hatte, mußte ich, nachdem ich es endgültig niedergeschrieben hatte, verwerfen, um es wieder neu zu schreiben." Die Aufgabe, den Knäuel der schöpferischen Ideen Dostojewskis zu entwirren, hat der bekannte Dostojewski-Forscher W. Komarowitsch glänzend gelöst. Seine fast 250 Seiten umfassende Einleitung ist viel mehr als ein Vorwort, sie ist eine wesentliche Bereicherung der Dostojewski-Forschung.

Der Roman „Die Brüder Karamasoff" ist im Verlauf von drei Jahren geschaffen worden. „Nur einzelne Stellen, die unmittelbar von der Begeisterung diktiert waren, gerieten mir auf den ersten Wurf. Alles andere war harte Arbeit." — Schon im Jahre 1876 hatte der Dichter von seinem großen Roman gesprochen. Und auf diese Anfangsperiode, in der er schon die großen Umrisse des ganzen Werks vor sich hat, beziehen sich die ersten vier von den 124 Briefseiten des neuveröffentlichten, handschriftlichen Entwurfes. Diese vier Seiten sind von der allergrößten Bedeutung, denn sie enthalten das Gerüst des ganzen Romans.

Im Mittelpunkt der gewaltigen Konzeption steht das Thema des Vatermordes. Einige kurze, oft rätselhafte Sätze deuten auf das weitere Hauptmotiv hin: auf die mystische Heilslehre des Staretz Sossima, auf den tragischen Konflikt des „gelehrten Bruders" Iwan und auf das Schicksal des „stillen Jünglings" Aljoscha, der hier mit dem Wort „Idiot" bezeichnet wird. Diese Andeutungen werden erst klar, wenn man sie im Zusammenhang mit dem gesamten Schaffen des Dichters betrachtet. Denn der Roman „Die Brüder Karamasoff" ist eine ungeheure Synthese von dem, was Dostojewski in allen Büchern, die er vorher schrieb, beabsichtigte und zum Teil durchführte.

Schon zu Anfang der siebziger Jahre plante Dostojewski ein neues, das ganze menschliche Dasein umfassendes Werk „Atheismus", das er später unter dem Titel „Das Leben eines großen Sünders" veröffentlichen wollte. Die nunmehr entdeckten Notizbücher, gleichfalls vom Piper-Verlag unter dem Titel „Der unbekannte Dostojewski" herausgegeben (1926), zeigen, daß die späteren großen Romane „Die Dämonen", „Der Jüngling" und die „Brüder Karamasoff" nichts anderes sind als nur Teile jenes geplanten, aber niemals ausgeführten gewaltigen Zyklus.

Auf den vorerwähnten vier Seiten des ersten Entwurfs zu den „Brüdern Karamasoff" tritt die ursprüngliche schöpferische Absicht des Dichters zum erstenmal klar zutage. Zwei der hier aufgezeichneten Notizen lauten: „Der Glaube, daß wir uns alle wieder beleben (auferstehen) und einander in der allgemeinen Harmonie wiederfinden werden . . ." „Die Auferstehung der Ahnen hängt von uns ab." Der geheimnisvolle Sinn dieser merkwürdigen Sätze wird erst deutlich, wenn man in Betracht zieht, daß Dostojewski, als er sie niederschrieb, unter dem Eindruck der Philosophie N. Fedoroffs stand, eines Menschen, den auch Tolstoj und Solowjoff als ihren Lehrer und Tröster bezeichnen. Man kann die Bedeutung Fedoroffs für die Erkenntnis des geistigen Rußland nicht hoch genug veranschlagen. Die Gedanken dieses bescheidenen moskauer Bibliothekars schienen Dostojewski die logische Vollendung seiner eigenen Gedanken zu sein. „Ich habe sie so in mich aufgenommen", schrieb er im Jahr 1879, „als wären sie meine eigenen."

N. Fedoroffs „Philosophie der gemeinsamen Tat" ist wohl das merkwürdigste Buch, das je von einem Philosophen geschrieben worden ist. Für ihn gibt es weder eine objektive, noch eine subjektive Erkenntnis. Er faßt die Wahrheiten der Vernunft als Projektionen des Willens auf und gelangt damit zum Begriff der „projektiven Erkenntnis", deren Endziel eine allumfassende, allmenschliche Kindschaft-Bruderschaft sein soll. Von dem realen Prinzip der menschlichen Einheit ausgehend, erblickt Fedoroff in der Vielheit, d. h. im Gefühl des Verwandtseins aller die Erfüllung der Lehre Christi und zugleich die Voraussetzung für die Auferstehung der Ahnen. Denn aus der Erkenntnis der Dreiheit: Verwandtschaft — Kindschaft — Bruderschaft ergibt sich das Gebot, alle Väter als einen einzigen Vater und somit alle Menschen als Kinder dieses Vaters, als Brüder anzusehen, und die reale Auferweckung der Toten erscheint als konsequente Vollendung der allumfassenden Kindschaft. Diese Auferweckung kann jedoch nur durch gänzliche Vergeistigung der geschlechtlichen Liebe erreicht werden, die die menschliche Kreatur zur Gottähnlichkeit führt. Die Natur wird überwunden. „Der Sieg des Alleros über die isolierte, triebhafte Begierde setzt die Freiheit des allmenschlichen Willens voraus." Gleich Fedoroff und Solowjoff glaubt auch Dostojewski daran, daß dieses Endziel der menschlichen Entwicklung erreicht werden kann. „Das Leben ist ein Paradies,

Digitized by Google

wir haben die Schlüssel." Solche und ähnliche Notizen finden sich verstreut in den nachgelassenen Schriften.

Das tragische Motiv der „Brüder Karamasoff" erhält auf diesem Hintergrund eine tiefere Bedeutung. Der Vatermord aus Lüsternheit wird aus dem Bereich des menschlich-kreatürlichen in die Sphäre kosmischen Geschehens erhoben, wird zum negativen Symbol des neuen Weltalls. Das positive Ideal wird durch die mystische Lehre des Staretz Sossima und durch den Leidensweg Aljoschas symbolisch verkörpert —: die mystische Umwandlung der vatermörderischen Kraft in die Kraft des Alleros, der — in geistiger Verklärung der fleischlichen Liebe — das Leben der Väter neu erweckt.

Indem der „stille Jüngling", Aljoscha, sein sinnliches Begehren nach Gruschenka überwindet, um sich mystisch mit ihr zu verloben, verwirklicht er unbewußt die Idee der ewigen Bruderschaft; in der hinreißenden Ekstase zweier Seelen vollzieht sich das Wunder der Selbstüberwindung durch die verklärte Liebe. Und als Aljoscha „wie im Traume" den soeben entschlafenen Staretz — dessen Verwesungsgeruch ihn in Versuchung geführt hat — zusammen mit Christus auf der Hochzeit zu Kana erblickt, wird er sich der allmenschlichen Einheit der Lebenden und Toten bewußt. Von der Sternherrlichkeit überwältigt, fällt er nieder und küßt inbrünstig die Erde und — erlebt die unsagbare Freude der mystischen Vereinigung mit dem Weltall, zugleich aber das selige Gefühl der allgemeinen Verantwortung und der Gegenwart Gottes im Weltall.

So wird das Reich der Karamasoff, die „unbearbeitete irdische Kraft", durch den freien Willen eines einzelnen, der sich der Verantwortung für die Sünden aller bewußt wird, „erlöst". Durch dieses „Stirb und Werde" findet auch der tragische Held Mitja, in dessen Herzen „Gott und Teufel kämpfen", aus dem Labyrinth des Daseins den Weg ins Freie. Auch er nimmt freiwillig das Kreuz auf sich, diesen Lebensbaum aus dem Paradies, zwingt sein niederes Ich, die triebhafte Karamasoffsche Kraft in den Tod, und sein „unsterbliches Teil" behält den Sieg.

„Die Grundidee der ganzen Kunst des 19. Jahrhunderts ist christlich", schrieb Dostojewski im Jahr 1861, „ihre Formel ist die Aufrichtung des zugrunde gegangenen Menschen." Diese Idee ist in den „Brüdern Karamasoff" machtvoll verkörpert. So wird diese große Dichtung zu einer erlösenden Anthropodizee.

Dankbar reihen wir diesen Band „Die Urgestalt der Brüder Karamasoff", der uns um einige beglückende Erkenntnisse reicher gemacht hat, seinen Vorgängern an, und gespannt sehen wir dem nächsten entgegen.

LXXXXII

Erinnerung an Henriette Feuerbach

Von Philipp Strauch (Halle)

Die Lektüre des jüngst erschienenen, ein reiches Material geschickt ausnutzenden Studie von Erika Schippel über Henriette Feuerbach[1] läßt in mir eine Erinnerung an die Jugendzeit neu aufleben, die ich hier in kurzen Worten festhalten möchte.

Ich weiß nicht mehr, aus welchem Anlaß ich in brieflichen Verkehr mit Josef Victor Widmann, dem bekannten Dichter und Herausgeber des „Bund" in Bern, gekommen bin: jedenfalls geschah es im Anschluß an ein literarisches Problem. In einem Schreiben vom 18. August 1871 teilte er, auch ein ehemaliger heidelberger Student, mir mit, er habe mich der Frau Feuerbach empfohlen (s. H. Uhde Bernays, Henriette Feuerbach. Ihr Leben in ihren Briefen. 1912. S. 286) und forderte mich auf, der Stiefmutter Anselms einen Besuch zu machen. „Wie wäre es nun, wenn wir einander etwas zu Gefallen thäten? nämlich dies: In Heidelberg lebt mir eine liebe Freundin, die Frau Hofräthin Feuerbach, eine kunstsinnige edle Frau, eine wahre Vittoria Colonna. Aber seit beinahe zwei Jahren weiß ich nichts mehr von ihr. Der Gefallen, den Sie mir nun thun könnten, ist leicht zu errathen, Sie würden zu Frau Feuerbach gehen und sie von mir grüßen und mir allenfalls Nachricht von ihr geben oder sie auffordern, dieß selbst zu thun. Sie könnten ihr auch sagen, daß ich ihr nächstens wieder eine Dichtung schicken würde, deren erste Correcturbogen soeben vor mir liegen. Ihnen aber hoffe ich würde hierdurch ein Gefallen geschehen insofern, als Sie eine herrliche Frau würden kennen lernen, deren Urtheil in den Künsten namentlich geradezu unfehlbar ist. Welches der Bildungsgrad dieser Frau ist, das bemessen Sie am besten daraus, wenn ich Ihnen sage, daß sie Homer und Plato in der Ursprache liest, Bach, Händel und Beethoven einzig schön spielt und auch verschiedene treffliche Werke über Literatur — zum Theil pseudonym — geschrieben hat."

Daß diese edle Frau mich jungen Menschen mehrere Monate hindurch ihres Umgangs gewürdigt, darf ich als kostbaren Gewinn fürs Leben bezeichnen. Heut wissen wir alle aus ihren Briefen, aus des Sohnes Berichten und bildlicher Wiedergabe, wes Geistes Kind diese Frau gewesen. Damals lebte sie, nachdem sie während des Krieges eine segensreiche Tätigkeit in den Lazaretten Heidelbergs entfaltet hatte, still in der Verborgenheit, von einer kleinen Gemeinde verehrt, verehrt vor allem als Mutter Anselms, für den sie sich unablässig mühte, nicht nur um seinem Namen Geltung zu verschaffen, nein, auch um ihn und sich den Lebensunterhalt zu sichern. Es war die Zeit, da die Kaspar Hauser-Frage einmal wieder in den Vordergrund gerückt war, und Frau Feuerbach aufs neue seelisch erregte. Sie, die letzte unter den Lebenden, die zu Ansbach im Hause ihres Schwiegervaters, des Kriminalisten Anselm von Feuerbach am runden Tisch zusammen mit dem rätselhaften Findling gesessen, darauf bedacht, daß keine Schere in Sehweite Hausers lag — hat zeitlebens an dem Glauben der prinzlichen Herkunft Hausers festgehalten; wiederholte Besuche der Frau Großherzogin von Baden hatten sie nicht von dieser irrtümlichen Auffassung abzubringen vermocht und, wenn ich recht berichtet bin, auch später nicht, als O. Mittelstädts das Rätsel wohl endgültig lösende Schrift (Heidelberg 1876) erschienen war.

Frau Feuerbach bewohnte zu meiner Zeit in der stillen Theaterstraße helle, lichte Räume, sichtlich gewählt, um des Sohnes noch unverkauften Gemälden eine ihrer würdige

[1] Henriette Feuerbach. Von Erika Schippel. Eine Studie zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. Jenaer Germanistische Forschungen. Hg. von A. Leitzmann. Heft 14. Frommansche Buchhandlung. Jena 1930.

Digitized by Google

Unterkunft zu ermöglichen. Hier konnte ich mich mit Muße in Bilder wie Iphigenie, Strandszene, Orpheus und Euridike, Medea, Urteil des Paris und andere Gemälde vertiefen. Die Frau Hofrat brachte mir gleich bei der ersten Begegnung Vertrauen entgegen und lud mich zu öfterem Besuch ein. Ich durfte zunächst einmal in der Woche das schlichte Abendbrot mit ihr teilen, gelegentlich im Beisein der Schwester Anselms. Meist aber waren wir allein, aus gelegentlichen Besuchen wurden bald fast tägliche und die gütige Frau spendete freigebig aus dem reichen Schatz ihrer Erinnerungen, die mit mancherlei Mühen und Sorgen gemischt waren. Ihre aus gründlicher Kenntnis erwachsenen Urteile und Auffassungen literarischer Probleme, angeknüpft an einzelne Literaturdenkmale, auf die gerade das Gespräch führte, waren äußerst lehrreich. Am meisten aber beglückte mich das seelenvolle Spiel dieser Frau, wenn sie, oft in schon vorgerückter Abendstunde, sich an den Flügel setzte und Bach und Beethoven spielte, sich selbst vergessend, den Hörer in eine bessere Welt entführend. Mitternacht war nicht selten vorüber, wenn ich den Heimweg antrat, stets in gleicher Weise gehoben und innerlich bereichert. — Den Sohn Anselm, der kürzere Zeit, von Rom kommend, bei der Mutter verweilte, habe ich nur flüchtig kennengelernt. Er war in trüber Verfassung, stark nervös überreizt, menschenscheu — äußerlich eine Erscheinung, an der keiner vorüberging, ohne ihr nachzuschauen.
Erinnerungen wie die an Henriette Feuerbach haften fest, sie altern nicht, machen dankbar: Dankbarkeit an die Vergangenheit aber: sie ist uns heute besonders nötig.

Nachrichten

Todesnachrichten. Friedrich Gundolf ist am 12. Juli im Alter von 51 Jahren einer Sepsis erlegen. Er war am 20. Juni 1880 in Darmstadt geboren, hatte in München, Heidelberg und Berlin studiert, in Berlin mit seiner Dissertation „Cäsar in der deutschen Literatur" den Doktorgrad erhalten, sich 1911 in Heidelberg habilitiert, wo er seit 1920 als ordentlicher Professor für deutsche Literaturgeschichte denkbar erfolgreichen Wirkungskreis entfaltet hat. Er war ein Lehrer der Deutschen, der ihnen das Gefühl für Größe wieder zum Bewußtsein brachte. Er ging aus dem Kreis um Stefan George hervor; was er immer in Angriff nahm, trug das Gepräge von Weltanschauung. Seine grundlegenden Werke „Shakespeare und der deutsche Geist", „Goethe", „Kleist", „Hölderlin", „Gryphius", „Opitz" bleiben lebendiges Besitztum. Der ausgezeichnete Gelehrte hat nicht nur wertvolle Gedichte veröffentlicht, das Dichtertum in ihm befähigte ihn zu tieferer, wissenschaftlicher Erfassung und adelte sein Werk.
August Forel ist am 27. Juli im Alter von 83 Jahren in Yvorne am Genfer See gestorben. Seine Lebensarbeit erstreckte sich auf ungemein viele Gebiete der Naturwissenschaft. Eine Arbeit, die er bereits als Student über die Ameisen geschrieben, behielt ihre Bedeutung bis auf den heutigen Tag. Sein Werk über „Hypnotismus und Suggestion" ist maßgebend geblieben. Er hat zugleich als Sozialethiker Wegweisendes geleistet, auch schon 1914 eine Abhandlung „Die vereinigten Staaten von Europa" veröffentlicht.
Ludwig Gurlitt ist am 12. Juli in Freudenstadt im Alter von 76 Jahren gestorben. Lehrer von Beruf im tieferen Sinne, hat er der Pädagogik neue Wege gewiesen. Unter seinen Schriften sind „Schule und Gegenwartskunst", „Der Verkehr mit meinen Kindern", „Erziehung zur Mannhaftigkeit" in erster Linie zu nennen.
Bogdan Krieger, der langjährige Leiter der Hohenzollernschen Hausbibliothek ist nach einer Meldung vom 7. Juli im Alter von 68 Jahren einem Herzleiden erlegen. Neben seinen wissenschaftlichen Veröffentlichungen verdient sein Buch „Berlin im Wandel der Zeiten" fortzubestehen.
Tony Schumacher ist nach einer Meldung vom 12. Juli in Ludwigsburg im Alter von 83 Jahren gestorben. Sie war eine ausgezeichnete Jugendschriftstellerin. Ihre Erzählungen „Mütterchens Hilfstruppen", „Was meine alten Möbel mir erzählen", „Reserl am Hofe" sind in weiteste Kreise gedrungen.
Paula Messer-Platz ist nach einer Meldung vom 17. Juli in Gießen längerer Krankheit erlegen. Sie hat die Frauenbewegung durch zahlreiche Essays und wertvolle Anregungen gefördert. Ihre philosophische Bildung befähigte sie in ungewöhnlichem Maße, Mitarbeiterin ihres Mannes, des gießener Universitätsprofessor August Messer, zu sein.
Reinhold Eichacker ist nach einer Meldung vom 11. Juli in Gröbenzell gestorben. Seine phantastischen Romane „Der Kampf ums Gold", „Panik", „Die Fahrt ins Nichts" haben viele Leser gefunden.
Harald Höffding ist nach einer Meldung vom 3. Juli im Alter von 88 Jahren in Kopenhagen gestorben. Er war von der Psychologie ausgegangen, hatte sich der Erkenntnistheorie, schließlich der Religionsphilosophie zugewandt. Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit werden seine volkstümlichen Bücher „Der menschliche Gedanke", „Der große Humor" bedeutungsvoll. Sie sind auch ins Deutsche übertragen worden.
Tor Hedberg, Mitglied der Schwedischen Akademie, in den Jahren 1910—1922 Direktor des stockholmer königlichen Schauspielhauses, ist nach einer Meldung vom 18. Juli im 69. Lebensjahr nach längerer Krankheit einer Lungenentzündung erlegen. Er hat sich auch als Erzähler hervorgetan. Seine eigentliche Bedeutung aber erlangte er als Lyriker und Dramatiker. Seine größten Erfolge waren das Schauspiel „Johan Ulffstjerna". Er schrieb daneben „Giorgone" und hat sich mit seinen Lustspielen „Gold und grüne Wälder" und „Irrwege der Liebe" in weiten Kreisen beliebt gemacht. Auch seiner kunstkritischen Tätigkeit kommt Bedeutung zu.
Karl Larsen ist am 11. Juli, wenige Tage vor der Vollendung seines 71. Lebensjahres in Kopenhagen einem Straßenbahnunfall zum Opfer gefallen. Er hat sich vielfach als Übersetzer deutscher Dramen in Dänemark betätigt und 1916 die „Gesellschaft von 1916" zur Verbreitung gegenseitiger Kenntnis der deutschen und dänischen Kultur gegründet. Er gehörte zu denen, die immer für Deutschland eingetreten sind.
Camille Le Senne ist nach einer Meldung vom 10. Juli im Alter von 80 Jahren in Paris gestorben. Er hat als Theater- und Romanschriftsteller gute Erfolge erzielt.
Graf Howel Reed, Maler und Schriftsteller, ist nach einer Meldung vom 10. Juli im Alter von 68 Jahren in Chicago gestorben. Sein Roman „Geschichte eines verschwindenden Flusses" gilt als bedeutendes Werk.
Otokar Bystřina, der bedeutendste tschechische Dialektschriftsteller Mährens, starb am 18. Juli siebzigjährig in Ostravica. O. Bystřina — sein bürgerlicher Name war Ferdinand Dostálein, gebürtiger Hanake, wußte das Landleben seiner

Digitized by Google

hanakischen Landsleute sowie ihrer slowakischen Nachbarn in frischen, mundartlich genauen Skizzen und Bildern zu gestalten und verfügte über einen gesunden, weinfröhlichen Humor. Seines Zeichens war er Rechtsanwalt und wirkte jahrelang in Neutitschein. (A. N.)

* * *

Die Verlage Frederick A. Stokes, Neuyork und Hodder & Stoughton Ltd., London, veranstalten ein literarisches Preisausschreiben unter Aussetzung eines Preises von 20000 Dollar für den besten Roman. Bei dem Preisausschreiben stellen die 20000 Dollar lediglich eine Vorauszahlung auf 15 Prozent Tantieme für die Buchausgabe dar. Alle weiteren Rechte bleiben dem Verfasser vorbehalten. Das Preisausschreiben ist international. Sämtliche deutsche Manuskripte sind an Curtis Brown Ltd., Berlin-Wilmersdorf, Landhausstraße 29, einzusenden. Der Wettbewerb wird ein ganzes Jahr offengehalten.

Den „Premio Zisa" 1931 erhielt Pietro Mignosi für seinen Roman „Perfetta Letizia" (Ceschina, Mailand).

10000 Lire setzt „Lo spettacolo italiano" (Rom) für ein Nachkriegsdrama aus.

La fondazione „Alberto Cantoni" prämiert mit 8000 Lire eine literarische Arbeit, die sich mit der Geschichte der südlichen Mittelmeerländer befaßt. (H. M. T.)

Die Erzählung „Walsungenblut" von Thomas Mann, die seinerzeit vom Autor unmittelbar nach dem Erscheinen aus dem Buchhandel zurückgezogen wurde und auch in den Gesammelten Schriften fehlt, erscheint unter dem Titel „Le sang réservé" soeben im pariser Verlag Grasset in französischer Übertragung.

Am Schloß Lichtenstein ist eine Gedenktafel für Heinrich von Kleist eingeweiht worden in Erinnerung an die Briefzeilen, in denen Kleist Schloß Lichtenstein das schönste seiner bisherigen Reise nennt.

In Borsfelde, wo sich Hoffmann von Fallersleben oft aufhielt, ist am Hause des einstigen Bürgermeisters Wilhelm Grete eine Gedenktafel für Hoffmann von Fallersleben eingeweiht worden.

„Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christof Rilke" von Rainer Maria Rilke ist in holländischer Übertragung von Victor E. van Vriesland im Verlag von Stols erschienen.

Eine Jiráſek-Ausstellung fand im Juni und Juli in der ostböhmischen Stadt Leitomischl statt; sie vereinigte in mustergültiger Vollständigkeit alles was sich auf das Verhältnis Alois Jiráſek, des volkstümlichen Deuters und Erzählers der tschechischen Geschichte, zu Leitomischl, wo er als Gymnasiallehrer in den Jahren 1874—1888 tätig war, bezieht.

In den Sommermonaten sind in der Tschechoslowakei Denkmäler und Gedenktafeln für folgende Schriftsteller enthüllt worden: am Karlsplatz in Prag ein Denkmal für die patriotische Dichterin und Frauenführerin Eliška Krásnohorská, in Světlá unterhalb des Jeschken ein Denkmal für die große Erzählerin Karolina Světlá, in Hořovičky bei Skalitz eine Gedenktafel für den Spätromantiker Julius Zeyer, desgleichen für den realistischen Erzähler K. V. Rais in seiner Geburtsstadt Bělohrad. Auch zwei Literarhistoriker sind ähnlich geehrt worden: das Geburtshaus Antonín Truhlářs in Ličnо bei Kosteletz an der Adler ist mit einer Tafel geschmückt worden und die mährische Stadt Neustadtl hat ein Denkmal Leander Čechs festlich enthüllt. (A. N.)

* * *

Bernard Shaw wird eine Gesamtausgabe seiner Werke im Selbstverlag in London erscheinen lassen.

Ein bisher nur in Bruchstücken bekannter Roman Fritz Reuters ist von Rudolf Bender in Halle unter dem Titel „Manuskript eines hochdeutschen Romans" vollständig veröffentlicht worden.

In Uljanowsk sind 8 Originalmanuskripte von Puschkin, von denen vier bisher unveröffentlicht waren, entdeckt worden.

Die neueste Turgenjew-Literatur, die letzthin gerade von französischer Seite (Mazon, Maurois u. a.) eifrig gefördert wurde, hat nun auch im Heimatland des Schriftstellers eine wertvolle Bereicherung erfahren. Im Verlag „Academija" hat N. L. Brodskij den bisher unveröffentlicht gebliebenen „Briefwechsel W. P. Botkins und J. S. Turgenjews aus den Jahren 1851—1869" herausgegeben, dessen Originale sich zum Teil im leningrader „Puschkin-Hause", sowie im Tolstoj-Museum in Moskau befinden. Wassilij Petrowitsch Botkin (1810—1869) gehörte einer begabten moskauer Kaufmannsfamilie an, die in der russischen Kultur des verflossenen Jahrhunderts eine gewisse Rolle gespielt hat, und war selbst ein vielseitig gebildeter Mann von feinem Kunstsinn. Er bewegte sich in den westlich eingestellten Literatenkreisen der beiden russischen Hauptstädte und war auch selbst literarisch tätig, u. a. als Übersetzer E. T. A. Hoffmanns. Die anderthalbhundert Briefe Turgenjews und Botkins, die ein sehr freundschaftliches Verhältnis verband, sind für die noch immer fehlende, erschöpfende Biographie Turgenjews von Bedeutung und nicht minder für die ganze literarische Bewegung der Epoche, auf die hier manch interessantes Licht fällt.

Die in Moskau erscheinende russische Zeitschrift „Die Literatur der Weltrevolution" hat eine Spezialnummer veröffentlicht, die der vorjährigen, in Charkow stattgefundenen „II. Internationalen Konferenz der revolutionären Schriftsteller" gewidmet ist. Das umfangreiche Heft bringt sämtliche auf der Konferenz gehaltenen Vorträge, ausführliche Sitzungsberichte, sowie die endgültigen Beschlüsse der Konferenz. (P. E.)

In Zürich wurde eine Gottfried Keller-Gesellschaft gegründet, die es sich zur Aufgabe setzt, die kritische Gesamtausgabe der Werke Kellers zu rechtfertigen, jedem ihrer Mitglieder jährlich einen Band als Geschenk zu überweisen, Kellers Arbeitszimmer im Hause zu Thaleck in Hottingen wieder herstellen und Besuchern zugänglich zu machen, das Keller-Archiv und die Keller-Ausstellung zu fördern.

Redaktionsschluß: 3. August 1931.

Nachdruck nur mit Quellenangabe und vorbehaltlich der Rechte der Autoren gestattet.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthinerstraße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

Digitized by Google

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 33. Jahrgang

THE LIBRARY OF THE
SEP 1 . 31
UNIVERSITY OF ILLINOIS

1931 September Heft 12

Zeitlupe: Gibt es eine sowjetdeutsche Literatur? * Lest Dramen! * Ein unbekanntes Gedicht Platens * Der 5000. Tauchnitz-Band * Hinkehr zur Dichtung * Zigeuner schreiben ... * „Ein Kunststück"

Kurt Martens .. .. Frank Thieß und die Jugend
Hans Fallada .. .. Ernest Hemingway
Wilhelm von Scholz .. .. Rechtsfälle IX
Erich Sander. .. .. .. Zwischen Keyserling und Duhamel
M. Brussot. .. .. Revolution im spanischen Schrifttum
Kurt Aram. .. .. Ein Kapitel Kulturgeschichte
Heinz Dietrich Kenter .. .. Union der festen Hand
Oscar Levy. .. .. Andlers Nietzsche
Alfred Hackel. .. .. .. Urgestalt der Brüder Karamasoff
Philipp Strauch .. .. Henriette Feuerbach

Literarisches Echo

Echo der Zeitungen * Echo der Zeitschriften * Echo des Auslands * Kurze Anzeigen * Nachrichten

Deutsche Verlags-Anstalt • Stuttgart

Digitized by Google

Ein Werk, das man gelesen haben muß

Ina Seidel / Das Wunschkind

Roman. 1050 Seiten

Einbändige Ausgabe in Leinen M 12.50. Zweibändige Ausgabe in Leinen M 16.–

Soeben erschien das 17. bis 20. Tausend

Werner Deubel in einem Aufsatz in den Frankfurter Nachrichten:

Da gehen Gestalten durch versunkene Zeit, und dennoch liest man gebannt, unentrinnbar hineingewoben; schon geizt man mit jeder Zeile, jeder Seite – tagelang währt dies tiefe, unbeschreibliche Glück – da sind Tage voll Sorge, Ärger, nutzloser Anstrengung, aber keiner ist verloren; in jedem ist diese eine halbe oder ganze Stunde, auf die alles zuströmt, die der Seele gewiß und sicher ist, die Stunde, wo man zu diesem Buche kommt wie ein verlaufenes Kind zur Mutter. Mit Angst sieht man die Seiten schwinden: ach, dies Buch könnte noch dreimal so dick sein! ... Es ist sein Wirklichkeitsgehalt, der dies Buch so turmhoch über Tausende von Büchern hinaushebt... Fühlt man jetzt, daß diese Frau berufen ist, gerade in der gegenwärtigen Weltstunde zu Deutschland, zur Jugend zu reden? Und daß sie das mächtigste Führerwort bereithält, um das Deutschland ringt? Nach dem es lauscht? Auf das es wartet?

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin

NEUE KRITIK

Zitate aus wichtigen Pressestimmen

Adolf von Hatzfeld

Das glückhafte Schiff

Roman. Leinen M 6.–

(Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart)

Ich bin kein Freund dieser meist verhimmelnden Superlative, mit denen heutzutage Besprechungen und Würdigungen oft in einer geradezu unerträglichen Weise verseucht sind. Bei Adolf von Hatzfeld, von dem ein neues Werk »Das glückhafte Schiff« vorliegt, möchte ich aber doch einem Eindrucke Worte verleihen, die ziemlich superlativen Charakter haben: es ist mir seit langer Zeit kein Buch in die Hände gekommen, mit einem so reichen Stimmungsgehalt — und kein Roman mit dem so wenig von dem, was man »Inhalt« zu nennen pflegt. Dafür aber um so mehr Innigkeit, beileibe keine Sentimentalität, statt Geschehnisse, Gedanken, tiefe und über die tiefsten Dinge des Menschenlebens. Es wird die Frage aufgerollt nach dem, was als das reinste Glück der Menschen anzusehen ist, — und das geschieht durch den ›Helden‹ des Buches, dem soeben das schöne, geliebte Weib bei der Geburt des ersten Kindes gestorben ist, in nächtlichem Gespräche mit einem Freunde, der zu tröstendem Besuche zu ihm gekommen ist.

Hermann Arno in der Berliner Börsen-Zeitung.

Aus einem neuen Aufsatz über

Ernst Lissauer

Eckermann

Schauspiel in 4 Akten

Gebunden M 3.50

Liest man Abschnitte aus Eckermanns Gesprächen, so pflegt sich wohl der Wunsch einzustellen, die schlichttreue bescheidene Persönlichkeit des Schreibers näher kennen zu lernen. Greifen wir dann zu Lissauers „Eckermann", so wird jener Wunsch in einer Art und Weise erfüllt, die wir uns kaum vorstellten, als er auftauchte. Wir sehen Goethe in schaffender Arbeit vor uns, die lautere Atmosphäre Weimars atmet uns an, zahlreiche zeitgeschichtliche, lebens- und weltanschauliche Dinge werden ins Licht gerissen. Doch das ist noch nicht das Wesentliche: Wir erleben seelische Kämpfe, die die ganze Frage der Bildung zur Persönlichkeit aufrollen, den in uns allen sich vollziehenden Kampf bis an die äußerste Grenze führen, bis dahin, wo die letzten Ziele menschlichen Forschens und Strebens stehen. Zeitschrift für Deutschkunde

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart Berlin

Digitized by Google

Josef Winckler

Ein schönes Zeichen für die große Popularität des Dichters, für die Anteilnahme des Publikums an seinem Werk und für die hohe Schätzung Wincklers durch die literarische Kritik sind die zahlreichen aus Anlaß seines 50. Geburtstags erschienenen Abhandlungen. Alle bedeutenderen Zeitungen, viele Zeitschriften brachten Würdigungen. Hier einige Auszüge:

... Also darf man, wenn man Wincklers Eigenart, Wesenbedeutung, seine Stellung im Schrifttum der Zeit formulieren will, nicht von einem oder zwei seiner Bücher ausgehen, sondern allein von der Gesamtheit seines Werkes, das von dem weitausholenden Ring zwischen den Eisernen Sonetten und der Eisernen Welt umschlossen ist. Zwei Pole, die eins sind in zwiefacher Form, gewandelt und gesteigert ... Gerade daß er es verstand, Zeitdokumentarisches in den Hauptstücken seines Werkes in die Sphäre des Überzeitlichen zu heben, Zeiterlebnis zum Gleichnis werden zu lassen, verheißt uns, daß dieser sprachmächtigste Dichter unserer Tage den Weg seiner Entwicklung noch bei weitem nicht abgeschlossen hat, sondern vielleicht erst beginnt.

D. H. Sarnetzki in der Kölnischen Zeitung

Heute weiß Winckler, daß seine Weltschau schöpferische Tat war. Er darf sich selbst zum Zeugen für den Sieg des Geistes über die Materie fassen. Dies Bewußtsein gibt ihm die humorvolle Überlegenheit.

Prof. Walzel in den Münchner Neuesten Nachrichten

So fand er nach dem tollkühnen Aufbruch in die neue ungewisse Welt der Technik den Weg zur Heimat wieder und schenkte uns das wunderschöne Buch Pumpernickel, in dem alle guten Geister echten Westfalentums wispern und raunen und so vom innern Reichtum eines deutschen Stammes künden.

Berliner Börsen-Courier

„Doctor Eisenbart" ist von größter kulturgeschichtlicher Prägnanz und Mannigfaltigkeit, und die ernsthafte, breite, zupackend humoristische Erzählungsform steigert sich zu toller Dämonie. Winckler erweist sich als Volksdichter ganz eigener Prägung, dessen Werke wichtige Repräsentanten deutschen Schrifttums auch kommenden Geschlechtern bleiben.

Rheinische Zeitung

Bücher von Josef Winckler

Doctor Eisenbart
des Zahnbrechers, Bänkelsängers, Okulisten, Steinschneiders Tugenden und Laster samt allen Orakeln, Mirakeln, Spektakeln. 15. Tausend. In Leinen M 8.50

Pumpernickel
Menschen und Geschichten um Haus Nyland
25. Tausend. In Leinen M 7.50

Der chiliastische Pilgerzug
Die Sendung eines Menschheitsapostels. Geb. M 8.–
Mit 14 Kupfertiefdrucken nach Originalradierungen v. F. M. Jansen. In Leinen M 13.–, num. Vorzugs-Ausgabe in Halbpergament M 110.–

Eiserne Welt
20. Tausend. In Leinen M 3.75

Der tolle Bomberg
Ein westfälischer Schelmenroman. 145. Tausend
In Leinen M 7.50

Im Teufelssessel
Erzählungen. 5. Tausend. In Leinen M 6.50

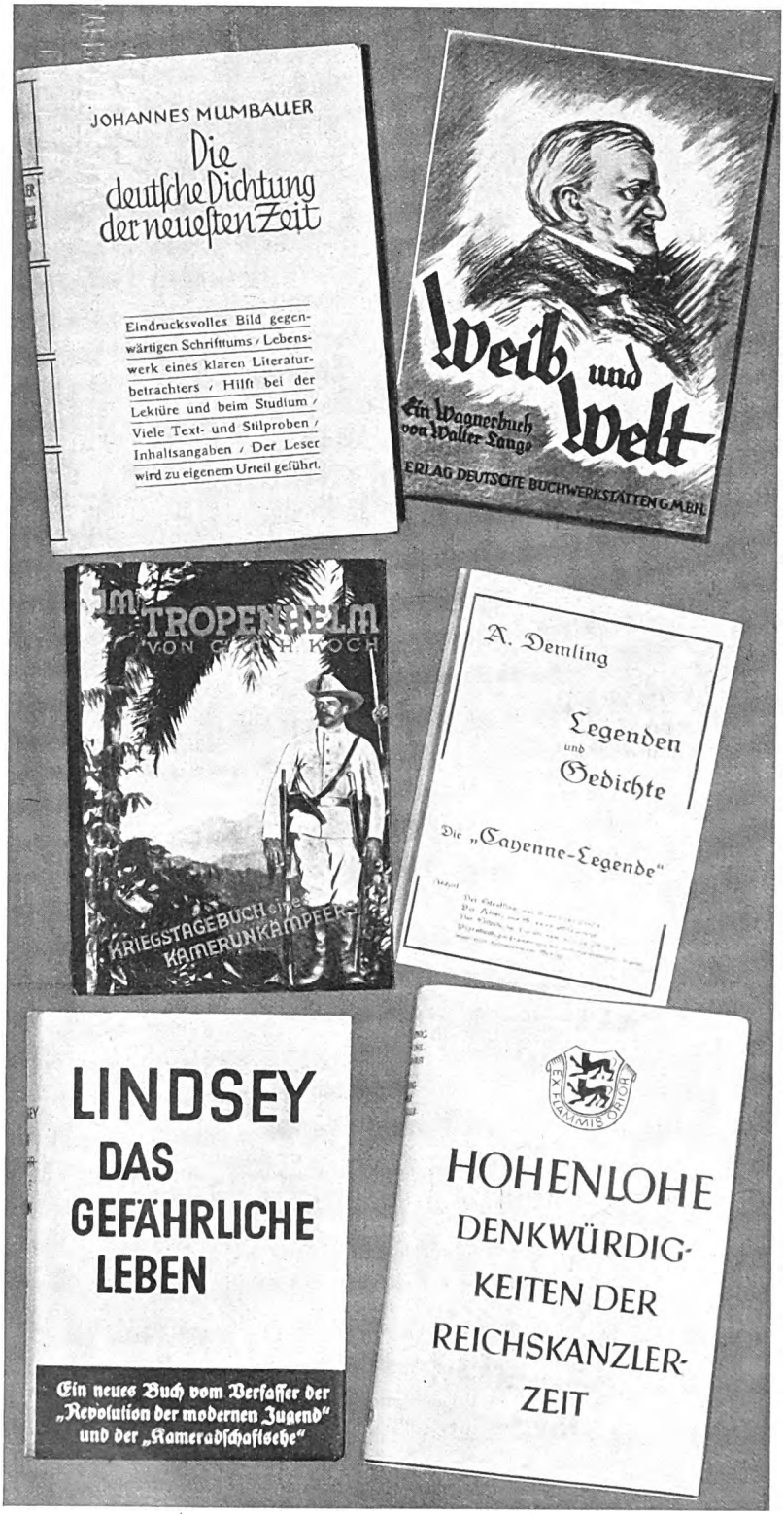
Irrgarten Gottes
oder Die Komödie des Chaos
3. Tausend. Gebunden M 5.–

Im Verlag von
Friedrich Andreas Perthes, Stuttgart, erschien:

Der tolle Bomberg
Jugendausgabe. Ausgewählt und bearbeitet von Wilhelm Fronemann. Gebunden M 4.50

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART UND BERLIN

Digitized by Google



MUMBAUER

Deutsche Dichtung der neuesten Zeit

Endlich eine Literaturgeschichte, die ganz aus der Gegenwart und für sie entstand u. doch auf einer festgegründeten Weltanschauung ruht, keinen Relativismus kennt, aber doch himmelweit von jedem Starrsinn entfernt ist! Es ist ein grundgescheites Buch, das auch zum eigenen Urteil führt durch die Wiedergabe zahlreicher Textproben.

HERDER & CO. FREIBURG I. BR.

WEIB UND WELT

Ein Wagnerbuch von

WALTER LANGE

Walter Lange hat hier ein Werk geschaffen, das dem Wagnerverehrer wie jedem um die »Kultur der Seele« besorgten Zeitgenossen die Welt in eigenem Lichte zeigt. Sein Buch, mit Herzblut geschrieben, fesselt wie ein spannender Roman.

Preis in Ganzleinen gebunden RM 6.—

Verlag Deutsche Buchwerkstätten G.m.b.H., Leipzig

CARL W. H. KOCH

Im Tropenhelm

Kriegstagebuch eines Kamerunkämpfers

Geheftet 4 RM., gebunden 6 RM.

Der große Kriegsroman der deutschen Schutztruppe, die einsam, weltenfern in Busch und Dschungel für die Heimat stritt und starb.

FRIEDRICH FLOEDER-VERLAG, DÜSSELDORF

Hinter diesen Legenden und Gedichten stehn die blauen, silbrig schimmernden Gipfel der Vogesen, sie selbst sind eine Brücke über den Rhein und führen uns in das Land, in welchem Grünewald sein größtes Meisterwerk gemalt hat. In der

»Grünewaldlegende«

erleben wir den großen Menschen u. Maler.

Halbleinen 2.80 M.

TOR-VERLAG / STUTTGART

Der Lebensbericht eines Idealisten

RICHTER BEN B.

LINDSEY

Das gefährliche Leben

Aus dem Amerikanischen übersetzt von R. Nutt. Leinen M 7.—

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Zeitschriften

»Völkerbund«

Chronik berichtet regelmäßig über die wichtigsten Arbeiten des Genfer Bundes und der internationalen Organisationen.

Materialien bringen im Wortlaut besonders interessante Urkunden d. Völkerbund- u. Außenpolitik

Die hauptsächlichsten Gebiete wie: **Weltwirtschaft, Minderheiten, Abrüstung, Sozialpolitik, Erziehung** usw. werden ständig von international anerkannten Sachverständigen bearbeitet.

Erscheint monatlich / Bezugspreis M. 5.— jährlich / Probehefte kostenlos / Beilagen: »Völkerbund und Schule« und »Student und Völkerbund«

DEUTSCHE LIGA FÜR VÖLKERBUND
POTSDAMER STRASSE 103 a, BERLIN W 35

DER SIMPLICISSIMUS

das große satirische Wochenblatt von Weltbedeutung

dient keiner anderen Partei als der des gesunden

Menschenverstandes

Unter Mitarbeit der berühmtesten Karikaturisten u. der besten literarischen Köpfe spiegelt der »Simplicissimus« jede Woche das politische, soziale und allgemein kulturelle Bild der Zeit. Die Unabhängigkeit seiner Kritik und die Vorurteilslosigkeit seiner Weltbetrachtung verleiht dem »Simplicissimus« seine einzigartige Bedeutung.

Politische Wochenschrift

Bestellen Sie sich heute noch ein kostenloses Probeheft!!

Die Nummern bieten unter Mitarbeit der besten Autoren der Rechten: Beobachtung der Innenpolitik / Eigene Berichterstattung aus fremden Staaten / Wirtschaftspolitische Übersichten und landwirtschaftliche Rundschau / Aktuelle Artikel über Zeitfragen / Vollständige Literaturberichte / Referate über Theater und Film u. a.

Verlag der Politischen Wochenschrift
Berlin NW 6

„Das Werk"

»... Eine wertvolle Kulturzeitschrift.«
Dr. D. Stuart in der »Kölnischen Zeitung«

Die Ansicht des Dichters: »... mit meinem verbindlichsten Dank möchte ich aussprechen, wie vorzüglich geleitet und ausgestattet mir diese Zeitschrift erscheint, wie vielseitig interessant ihr Inhalt ist.
Dr. Wilhelm von Scholz

Das Urteil des Wissenschaftlers: »... Ein Meisterwerk der Redigierung. Bei der Gediegenheit und Reichhaltigkeit Ihres Blattes und den vorzüglichen Reproduktionen dürfen Sie mich von nun an auch zu Ihren treuen Abonnenten zählen ...«
Prof. Dr. M. Birkenbihl, München

Probeheft an Bezieher der »Literatur« kostenlos
Einzelheft RM. 1.–. Viertelj.-Bezug (3 Hefte) RM. 2.50
Schriftleitung u. Verlag, Düsseldorf, Breitestr. 28

„Im vollen Gefühl der Verantwortung sei es gesagt: Dies ist die beste kulturelle Monatsschrift Deutschlands." (Münchn. Ztg. 27. I. 29)

Der Kunstwart

Monatsschrift für alle geistigen, künstlerischen und kulturellen Fragen der Zeit. Herausgegeben von Dr. Hermann Rinn

„Die Arbeit am inneren Menschen ist diesem Blatte das Wesentliche. Es wirft Wälle auf gegen den Ungeist. Der Kampf für das wirklich Wesentliche und gegen das Schlagwort wird mit strenger Logik und Überzeugungskraft geführt" (Köln. Stadtanzeiger)

Im Vierteljahr Mark 4.50 — Probehefte zu Diensten
VERLAG GEORG D. W. CALLWEY - MÜNCHEN

Die TAT

Einzelheft 1.50, vierteljährlich 4.20

Die TAT ist heute die führende politische Zeitschrift, rückhaltlos im Kampf mit dem ungerechtfertigten Optimismus, der heute noch herrscht. Hier ist ein verantwortungsvoller, leidenschaftlicher Wille am Werk, der aus allen Lagern Kräfte sammelt für den politisch-sozialen und geistigen Neuaufbau Deutschlands.

Einmal im Monat die TAT orientiert besser als 5 Zeitungen täglich!

EUGEN DIEDERICHS-VERLAG, JENA

Zum Riemenschneider-Jahr!

Die anläßlich des 400-jährigen Todestages erschienene **Sondernummer** der kulturellen Zeitschrift **„Das schöne Franken"** bietet einen erschöpfenden Überblick über das Schaffen des größten deutschen Bildschnitzers

Til Riemenschneider

Text von Univ.-Prof. Dr. Fritz Knapp und Dr. Clemens Schenk, Direktor d. Fränkischen Luitpold-Museums Würzburg. Reich illustriert, mit vollständigem Katalog der Jubiläums-Gedächtnisausstellung. Preis M 1.—, Ausland M —.30 Aufschlag f. Verpack. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder unter Voreinsendung des Betrages direkt vom

VERLAG HUGO WELLE / WÜRZBURG

„Ost-Europa"

Die bestorientierende und materialreichste **Russland-Monatsschrift,** die ohne Tendenz sich um objektive Beurteilung bemüht.

Herausgeber: Prof. Dr. **Otto Hoetzsch,** (einer der besten deutschen Rußlandkenner)
Prof. Dr. **Otto Auhagen,** (ein Gelehrter von Weltruf, der die Landwirtschaftsprobleme in Rußland seit 30 Jahren studiert »Kölnische Zeitung«)
Prof. Dr. **Arthur Luther,** (Autor der besten russischen Literaturgeschichte in deutscher Sprache »Rhein-Mainische Volksztg.«)

Politik / Wirtschaft / Geistiges Leben

und alle aktuellen Fragen, die heute interessieren
Vierteljährlich RM. 9.— / Probeheft unberechnet
Ost-Europa-Verlag, Berlin W. 35 / Königsberg Pr.

FRAU UND GEGENWART

Neue Frauenkleidung und Frauenkultur

Diese Zeitschrift für die gesamten Fraueninteressen bietet geistige und praktische Anregung für die deutsche Frau. Frei von modischer Übertreibung und von unzeitgemäßer Verengung zeigt sie in Wort und Bild das Neue für Kleidung, Wohnung, Geselligkeit. Das literarische und künstlerische Schaffen kommt durch diese Zeitschrift an die Öffentlichkeit. Die rege Aussprache im Leserkreis gibt einen ständigen Überblick des Wollens und Könnens der Frau der Gegenwart. Gute Fotos und Zeichnungen tragen viel zum künstlerischen Wert dieser Hefte bei.

Viertelj. M. 3.20, monatl. 1 Heft. Probeheft kostenfrei
VERLAG G. BRAUN / KARLSRUHE

Der getreue Eckart

Illustr. Kunst- und Familien-Monatsschrift mit den Beiblättern »Das neue Heim« und »Jung-Eckart«. 9. Jahrg. (Beginn Oktober 1931). Monatlich RM. 1.20, vierteljährlich RM. 3.—

Wer den »Getreuen Eckart« kennt, preist seine Lebendigkeit und Frische, seine Gemütswärme, die er aus jedem Heft, besonders aus dem schönen, künstlerisch und drucktechnisch wertvollen Bildmaterial, strahlen läßt. Da gibt es keine Langweiligkeit, kein Bild, das ohne Sinn gedruckt ward, alles zielt darauf hin, Geist u. Gemüt zu erquicken, zu pflegen. – Probeheft (über 100 S. stark, viele farbenprachtige Bilder) auf Wunsch unberechnet vom

Eckart-Verlag Adolf Luser, Wien V., Spengerg. 43

DER KREIS

Zeitschrift für künstlerische Kultur

Herausgeber: Ludwig Benninghoff, Wilh. Postulart

Eine sachlich geleitete, ausgezeichnete Monatsschrift von scharfem Profil. *Vossische Zeitung*

Mitarbeiter: Martin Beheim-Schwarzbach, Hans Friedrich Blunck, Georg Heise, Walter Heinsius, F. M. Huebner, Rudolf Ibel, Hans Henny Jahnn, Hans Leip, Hans Natonek, Otto Alfred Palitzsch, G. Pauli, R. Petsch, Ernst Sander, M. Sauerlandt, Gustav Schiefler, Werner von der Schulenburg, Fritz Schumacher, Fritz Strich, H. H. Stuckenschmidt, Hans Tietze, Emil Wolff, Willi Wolfradt u. a.

Viertelj. 3 Hefte mit Kunstbeilagen RM 4.20 Jahresabonnement 12 Hefte RM 16.80. Einzelheft RM 1.50.

KREIS-VERLAG, HAMBURG, BERGSTRASSE 26

Ein Erlebnis für den Naturfreund

eine Zaubermacht, die ihn der Enge des Daseins entrückt, ihm die Wunder der Welt, die Mannigfaltigkeit von Natur, Kultur, Wirtschaft der Erde mühelos erschließt, ist der neue lebensvolle Führer durch alle Gebiete der Erde, das Handbuch der geographischen Wissenschaft, herausgegeben von Prof. Dr. Fritz Klute-Gießen. Was weltgereiste Gelehrte in fremden Ländern auf oft gefahrvollen Fahrten erlebten, welche Erkenntnisse sie gewannen, schlägt hier in spannender Darstellung den Leser in Fesseln. Dazu vermitteln **4000** erlesene Textbilder und Karten, **300** farbige naturnahe **Landschaftsgemälde** ein erschöpfendes Bild aller Landschaften und interessanten Vorgänge auf unserer Erde. **Die Ausgabe dafür beträgt monatlich nur 5.– Rmk. Verlangen Sie unverbindliche Ansichtssendung von:**

Artibus et literis, Ges. f. Geistes- u. Naturwissenschaften m. b. H., Berlin-Nowawes N 19

Verlagsberichte

Im September und Oktober erscheinen im Eugen Diederichs Verlag in Jena: Zunächst das große Werk des Breslauer Soziologen und Rechtshistorikers Eugen Rosenstock: Die europäischen Revolutionen. Volkscharaktere und Staatenbildungen. Das Werk zeigt an den fünf großen Revolutionen — der päpstlichen im 13. Jh., der deutschen Reformation, der englischen, französischen und russischen Revolution — die entscheidenden Wendepunkte im europäischen Raum auf, an denen die einzelnen Völker um ihre nationale Lebens- und Staatsform kämpfen und dadurch das politische Gesicht Europas bis zur Gegenwart bestimmen. Eine große Entwicklungsgeschichte des Abendlandes und zugleich eine Deutung unserer Gegenwart. Weiter erscheint von Lujo Brentano: Mein Leben im Kampf um die soziale Entwicklung Deutschlands — ein großes Erinnerungswerk, das neben fesselnden familiengeschichtlichen Ausführungen, die mit manchen falschen Angaben aufräumen, ein reiches und sachlich umfassendes Bild über die Sozialpolitik Deutschlands in den letzten 60 Jahren gibt, an der Lujo Brentano aktiv und mitbestimmend teil hatte. Alles was seit 1870 die gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen, die Koalitionsfreiheit, Arbeiterversicherung, Schiedsgerichtsbarkeit, Lohnfondtheorie, Freihandel, die unbeschränkte Freiheit der Wissenschaft und ihre Bedrängung durch die Zeitverhältnisse betrifft, ist hier von den Anfängen bis zur Gegenwart in lebendiger, anschaulicher und überaus temperamentvoller Art dargestellt. — Von Richard Wilhelm, dem jüngst verstorbenen Chinaforscher, erscheint ein erster Nachlaßband mit 14 Aufsätzen über die Bedeutung des morgenländischen Geistes für die Entwicklung des Abendlandes. Auf dem Gebiet der schönen Literatur sind zu nennen: Edwin Erich Dwinger mit einem neuen Roman: Die zwölf Räuber. Otto Gmelin mit einem an dichterischer Kraft überraschenden Liebesroman: Das Mädchen von Zacatlan. Hans Friedrich Blunck's dritter Märchenband „Von Widewitten" und schließlich die billige Geschenkausgabe der 5 Bände klassischer Märchen: Clemens Brentano, E. Th. A. Hoffmann, Keller, Mörike, Storm, Goethe, Tieck, Fouque, Chamisso.

*

Von Erich Kästners letztem Buch „Ein Mann gibt Auskunft" liegt nach zehn Monaten seit Erscheinen bereits das 12. Tausend vor; ein ungewöhnlicher Erfolg eines Gedichtbandes, der den von der Kritik geprägten Satz „seit Kästner lesen die Leute wieder Gedichte" bestätigt. (Broschiert kostet das Buch M 4.—, in Leinen gebunden M 6.50, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin.)

*

Das berühmte Standardwerk von Wilhelm Dibelius „England" erschien soeben im 15. Tausend (5. Auflage). Der, nach dem Tode des Verfassers, von Paul Meißner durchgesehenen neuen Auflage ist ein Nachwort beigegeben. (2 Bände in Leinen gebunden M 22.—, Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin.)

*

Der vorliegenden Nummer unserer Zeitschrift liegt ein vierseitiger Prospekt des Furche-Verlages (Berlin) bei mit der Erstankündigung des neuen literaturwissenschaftlichen Werkes von Dr. Friso Melzer „Im Ringen um den Geist, Der neue Weg der Literaturwissenschaft"; ferner liegt ein ausführlicher bebilderter Prospekt des Verlages J. Engelhorns Nachf. (Stuttgart) über das Gesamtschaffen des bekannten Dichters Frank Thieß bei. Die Prospekte werden der besonderen Beachtung unserer Leser empfohlen.

GESUCH UND ANGEBOT

Gedichte für Anthologie sucht der Fred Thurm-Verlag, Berlin-Friedenau, Blankenbergstraße 10 (Rückporto Bedingung).

Privatsekretärin für Paris gesucht. Halbtagsbeschäftigung 600 Fr. Perfekt Maschinenschreiben und Stenographie Bedingung. Französisch und journalistische Erfahrung erwünscht. Zuschriften: Dr. Artur Rosenberg. 160 rue St. Jacques Paris.

Digitized by Google

TAUCHNITZ EDITION

Collection of British and American Authors

Neuerscheinungen:

Vol.

5000 Anthology of Modern English Poetry. Selected by Levin L. Schücking

Inhalt: Gedichte von Lascelles Abercrombie — Richard Aldington — Martin Armstrong — Hilaire Belloc — Edmund Blunden — W. S. Blunt — Eva Gore Booth — F. W. Bourdillon — Robert Bridges — Rupert Brooke — A. Y. Campbell — Joseph Campbell — Roy Campbell — Patrick R. Chalmers — G. K. Chesterton — Padraic Colum — John Davidson — William H. Davis — Edward L. Davison — Jeffery Day — Geoffrey Dearmer — Walter De la Mare — Lord Alfred Douglas — Ernest Dowson — John Drinkwater — Eleanor Farjeon — Wilfred Wilson Gibson — Louis Golding — Gerald Gould — F. W. Harvey — Ralph Hodgson — A. E. Housman — Ford Madox Hueffer — Aldous Huxley — James Joyce — D. H. Lawrence — Francis Ledwidge — Shane Leslie — W. M. Letts — Alasdair Alpin Macgregor — John Masefield — Charlotte Mew — Alice Meynell — Harold Monro — T. Sturge Moore — Moire O'Neill — Alfred Noyes — Wilfred Owen — Ezra Pound — George Russell (A. E.) — Siegfried Sassoon — Dora Sigerson — Osbert Sitwell — Charles Hamilton Sorley — J. C. Squire — James Stephens — Edward Thomas — Francis Thompson — Herbert Trench — W. J. Turner — Anna Wickham — Humbert Wolfe — W. B. Yeats.

5001 Michael Arlen, Men Dislike Women

5002 The Author of »Elizabeth and Her German Garden«, Father

5003 Hilaire Belloc, A Conversation with a Cat

5004 Edward Sackville-West, Simpson

5005 Sheila Kaye-Smith, Susan Spray

5006 Richard Hughes, A High Wind in Jamaica

Jeder Band geheftet RM 2.—, in Leinen gebunden RM 2.80

Jeden Monat erscheinen 4 bis 6 neue Bände

VERLAG VON BERNHARD TAUCHNITZ, LEIPZIG

José Ortega y Gasset

Der Aufstand der Massen

Deutsch von Helene Weyl. 210 Seiten Groß-Oktav. In Leinen gebunden M 6.50

Ein herrliches Buch, über das nüchtern zu berichten mir nicht leicht fällt: so stark hat es auf mich gewirkt. Frage ich mich nach den Gründen dieser Wirkung, so ist es zunächst wohl die überragende Darstellungskunst des berühmten spanischen Kulturphilosophen, die auch in der vorzüglichen Übersetzung von Helene Weyl zur vollen Geltung kommt, was dieses Buch so anziehend, ja so hinreißend macht. Ortega schreibt eigentlich ganz einfach. Aber es ist die Einfachheit, die aus höchster Kultur und schärfster Denkzucht kommt, die sich keine Unklarheit genehmigt und Dunkelheit des Ausdrucks nicht für Tiefe des Gehalts nimmt. — Aber das Wesentliche, was dieses Buch zu einem geradezu aufwühlenden Erlebnis macht, ist sein Inhalt, seine Substanz, die nur eben in der sprachlichen Darstellung ihr angemessenes, knappsitzendes Gewand erhält. *Oberstudiendirektor Herm. Binder im Staats-Anzeiger für Württemberg, Stuttgart*

Von José Ortega y Gasset erschienen früher:

Die Aufgabe unserer Zeit. Mit einer Einleitung von E. R. Curtius. Deutsch von Helene Weyl. In Leinen M 7.—

Vom Einfluß der Frau auf die Geschichte. Deutsch v. Fritz Ernst. M 2.80

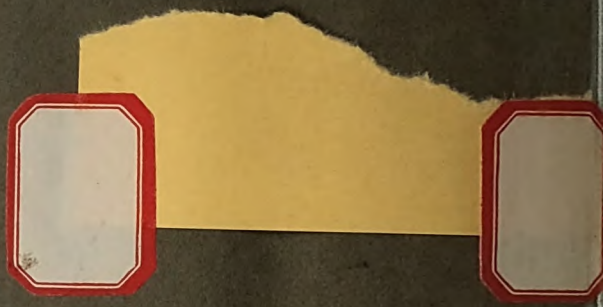
DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART UND BERLIN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109787165

Digitized by Google